Hausschatz

der

Länder- und Völkerkunde.

Hausschatz

der

Länder- und Völkerkunde.

Geographische

Bilder aus der gesammten neueren Reiseliteratur.

Von

Dr. Alexander Schöppner.

Mit

Vierundzwanzig Ansichten in Tondruck und 38 Vignetten.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

1858.

Vorwort.

Die Grundsätze der Bearbeitung des „Hausschatzes der Länder- und Völkerkunde", sind in der „Einleitung" dargelegt worden, worauf ich die besondere Aufmerksamkeit aller Schulmänner und Freunde geographischer Bildung hinlenken will, weil es Vielen im Hinblick auf den gewöhnlichen Schlag geographischer Lesebücher als ein Leichtes erscheinen möchte, solch ein Buch aus etlichen Dutzend Reisebeschreibungen, Journalen, Unterhaltungsblättern ꝛc. zusammenzustellen. Schon das am Schlusse gegebene Quellenverzeichniß, welches nahe an Dreihundert der vorzüglichsten Reisewerke umfaßt, könnte Zeugniß geben, daß der Verfasser seine Aufgabe nicht so leicht genommen. Außer diesen wirklich benützten Werken mußte eine viel größere Anzahl von Reiseschriften wenigstens gelesen und verglichen werden, um die besten und gediegensten Schilderungen aufzufinden; in der That eine mühvolle und langwierige Wanderung durch ein fast unübersehbares Literaturgebiet. Ich glaube darum mit Recht, Anspruch auf ein nachsichtsvolles Urtheil zu haben. Wer eine Monographie schreibt, kann leicht bis in's Einzelne die Sache besser verstehen, als Andere; wer dagegen ein allgemeines Werk verfaßt, der hat von Vielen zu lernen und kann fast von Allen corrigirt werden. Ob ich nun gleich der Hoffnung lebe, den Studirenden unserer Gymnasien, Realschulen ꝛc., sowie allen jenen Gebildeten, welche sich nicht mit der Lectüre großer und zahlreicher Reisewerke befassen können, einen wesentlichen Dienst geleistet zu haben, so muß ich doch im Hinblick auf die wahrhaft großartige Ausdehnung der neueren Reiseliteratur bekennen, daß ich noch weit hinter dem mir

vorschwebenden Ideale zurückgeblieben bin. Indessen gereicht es mir zur Freude und Beruhigung, mein Unternehmen von competenter Seite anerkannt zu sehen, da sich bereits öffentliche Stimmen sowie sachkundige Schulmänner beifällig darüber ausgesprochen haben. Ich kann diesen Beifall jedoch nicht für mich allein in Anspruch nehmen; er gebührt zum Theil der Verlagshandlung, die das Werk durch treffliche Illustration in einer Weise ausgestattet hat, wie es bei Büchern für die studirende Jugend selten der Fall ist. Möchte nun auch das Werk sich der Empfehlung aller Schulmänner und Erzieher zu erfreuen haben.

Dr. Alex. Schöppner.

Inhalt.

I. Europa.

1. Deutschland (mit Einschluß der Schweiz und Niederlande).

2. Scandinavien.

3. Großbritannien und Irland.

4. Frankreich.

5. Portugal und Spanien.

6. Italien.

7. Griechenland.

8. Europäische Türkei.

9. Russisches Reich.

II. Asien.

1. Vorderasien.

2. Indien.

3. China und Japan.

4. Nordasien.

III. Afrika.

1. Die Nilländer.

2. Nordafrika.

3. Mittel- und Südafrika.

IV. Amerika.

1. Nordamerika (sammt Westindien und Centro-Amerika).

2. Südamerika.

V. Australien und die Südsee.

Illustrationenverzeichniss.

Berichtigung

einiger sinnstörender Druckfehler.

S. 210.	Spalte 1.	Zeile	2	lies	cheveux	statt	chevaux.
S. 273.	„ 2.	„	36	„	Arona	„	Arna.
S. 341.	„ 2.	„	23	„	Padischa	„	Radischa.
S. 382.	„ 1.	„	26	„	Jswoschtschik	„	Jswaschtschik.
S. 390.	„ 1.	„	36	„	arcticus	„	areticus.
S. 503.	„ 1.	„	23	„	benehmen	„	benahmen.
S. 503.	„ 1.	„	37	„	gefalzt	„	gesattelt.
S. 508.	„ 1.	„	32	„	Gabet	„	Chabet.
S. 511.	„ 1.	Anm.		„	Fortune	„	Fortnue.
S. 511.	„ 1.	„		„	Pest	„	Post.

Hausschatz

der

Länder- und Völkerkunde.

Einleitung.

Die Unterrichtskunst, deren unsere Zeit mit nur zu großem Selbstgefallen sich rühmt, hat in der Nähe betrachtet erhebliche Schattenseiten. Eine solche ist das Lehrbücher- und Compendienwesen. Um bei den Fächern der Geschichte und Geographie stehen zu bleiben, welch' unübersehbare Literatur stellt sich unsern Blicken dar! Da wimmelt es von kleinen „Lehrbüchern", trockenen „Grundrissen", dünnen „Leitfäden", mageren „Anfangsgründen" u. s. w. Durchgehends ein Bestreben, möglichst Viel in kürzester Fassung und Zeit zu lehren, daher die Thatsachen zusammenzupressen und aus dem Extract abermals den Extract zu liefern. So groß aber die Anstrengung für die Lernenden ist, das in ein solches Lehrbuch zusammengezwängte Material sich anzueignen, so abschreckend, geist- und gemüthtödtend dadurch der Unterricht wird, — so unverhältnißmäßig gering ist am Ende nach vieljähriger Qual das erzielte Resultat der Kenntnisse.

Warum hat man das Pferd beim Schweife aufgezäumt? Anstatt der phantasievollen, frischen Jugend zuerst lebendige, concrete Gestalten vorzuführen, bietet man ihr traurige Schatten und Schemen dar und hält es überdies für Weisheit, anstatt vom Einfachen auszugehen, Allgemeines und Uebersichten voranzustellen, die wol am Schlusse des Lehrcurses, aber nicht am Anfange desselben Werth und Bedeutung haben.

Wir können zur nähern Begründung dieser Klage hinsichtlich der geographischen Lehrbücher nichts Besseres thun, als uns auf die Autorität eines Mannes stützen, dessen Ansehen ebensowol in der Gelehrtenwelt, als bei dem sogenannten gebildeten Publikum feststeht. Der dänische Naturforscher J. F. Schouw hat seiner

Schrift „Proben einer Erdbeschreibung," (Aus dem Dänischen übersetzt von Dr. H. Sebald, Berlin 1851) eine Einleitung über die geographische Methode vorausgeschickt, in welcher sich nachfolgende, in Deutschland höchst beachtenswerthe, Ideen und Grundsätze ausgesprochen finden.

1) So große Fortschritte in neuerer Zeit die geographische Wissenschaft gemacht hat, so weit ist die Darstellung derselben für die Schule und das Volk in Lehr- und Handbüchern zurückgeblieben.

An ein Lehrbuch der Erdbeschreibung sollte man ebenso gut, als an ein Lehrbuch der Geschichte, die Forderung stellen, daß es sich lesen lasse. Man frage aber Jemanden, ob er Lust hat, eines oder das andere unserer gewöhnlichen geographischen Lehrbücher durchzulesen.

2) Einen wesentlichen Bestandtheil des geographischen Unterrichtes bildet die sogenannte natürliche Geographie oder die Beschreibung der Erde im engeren Sinne. Bekanntlich war dieselbe in den Lehrbüchern früherer Zeit ganz vernachlässigt. Nunmehr ist man in den entgegengesetzten Fehler verfallen: man gibt diesem Theile der Geographie eine übermäßige Ausdehnung. Oder ist es nicht zweckwidrig, wenn man in einem Lehrbuch z. B. viele Hunderte oder Tausende von Vorgebirgen und Meeresbuchten, Tausende von Inseln, Tausende von Flüssen, Neben- und Zuflüssen, Tausende von Bergen mit Höhenbestimmungen bis auf Fuß und Zoll aufgezählt findet? — Ein solcher Ballast von Gegenständen ist für die geistige Entwickelung der Jugend geradezu schädlich und wird viel eher einen verwirrenden und betäubenden Eindruck machen, als ein naturgetreues Bild hervorbringen oder eine Bildung gewähren, die für das Leben werthvoll und fruchtbringend ist. Dieser Mißstand findet sich namentlich in deutschen Lehrbüchern. So werden z. B. in Raumer's Lehrbuch bei Europa allein an 300 Flüsse genannt und bei jedem noch angegeben, wo er entspringt, wo er mündet, bei größeren Flüssen auch, an welchen Städten sie vorbeifließen, nebst deren Höhe über dem Meere, auch bei vielen ihre Länge und Stromgebiet, so daß gewiß 1500 Gegenstände blos in dem kleinen Kapitel von Europa's Flüssen dem Gedächtniß geboten werden.

Solche Ausführlichkeit ist für das praktische Leben zwecklos. Des Knaben Kopf soll ja kein geographisches Magazin oder Archiv werden, denn für jene Fälle, wo die Kenntniß und Auffindung von Einzelheiten Noth thut, bestehen geographische Wörterbücher, Specialbeschreibungen und ausführliche Karten. Dasselbe gilt von der politischen Geographie, obwol hier bereits manche Lehrbücher eine größere Beschränkung des Stoffs vorgenommen haben. Dennoch hat z. B. Stein's kleine Geographie noch 12—16000 Gegenstände. Wie soll der Schüler dieses ungeheure Material aufnehmen, verarbeiten, bewahren? Und das genannte Lehrbuch steht in dieser Hinsicht keineswegs vereinzelt da. Eine Masse ähnlicher skelettartiger Bücher und geographischer Kataloge liegt dem Unterrichte in Deutschlands Schulen zu Grunde, ebensowenig der Lust und Liebe zum Studium, als der wahren Bildung förderlich.

Indem ich diese wahrhaft goldenen Lehren eines um die Wissenschaft wie um ihre methodische Darstellung hochverdienten Mannes mittheile, kann ich nicht umhin,

zu bemerken, daß diese Ideen wol auch von deutschen Pädagogen schon ausgesprochen und angedeutet wurden, leider aber mit geringem Erfolge, wie die Beschaffenheit der meisten geographischen Schulbücher bis auf diese Stunde offenbart. So spricht sich z. B. Th. Schacht in seinem Lehrbuch der Geographie gleich Schouw sehr entschieden gegen die noch allgemein herrschende Ueberladung des Unterrichts mit überflüssigem Material und unerquicklichem Detail aus. Wozu solle in einer deutschen Schule gelehrt werden, wie sämmtliche Provinzen Rußlands oder China's heißen, welche Flüßchen auf den Höhen der Bretagne entspringen, und daß diese oder jene polnische Stadt ein Gymnasium, diese oder jene holländische Stadt eine Brandweinbrennerei besitze? Daten, die selbst bei Nennung einheimischer Städte größtentheils unnütz seien. Das Stadtbeschreiben in der Weise gedachter Lehrbücher (die da Fabriken, Gewerbsarten, Institute ꝛc. ꝛc. herzählen) habe eben nichts Bildendes, das Aufzählen und Einlernen vieler Städte langweile. Wenn man das Interesse für Geographie rege erhalten wolle, thue man wohl, zwischen der alten Lehrart, der die physische Geographie Nebensache war, und der neuen, die zu viel Gewicht darauf lege, die Mitte zu halten. Zu viel Terrainschilderungen passen eben so wenig, als zu große Spenden aus der Statistik. Was für Speciallehranstalten, wie Militär- und Handelsschulen, recht sei, gehöre darum nicht für allgemeine Schulbildung. Erweist sich schon Angesichts dieser wahrlich begründeten Forderungen die Mehrzahl geographischer Lehrbücher als ungenügend für wahrhaft bildenden Unterricht, so wird dieses noch mehr der Fall sein, wenn wir eine weitere, von Schouw übersehene Forderung in's Auge fassen. Die Erde soll nämlich im geographischen Unterrichte nicht blos an und für sich, sondern — was ja die Hauptsache ist, — als Schauplatz menschlicher Thätigkeit betrachtet werden. Nicht blos Länder, sondern auch Völker sollen beschrieben werden. Landschaft ohne Staffage ist todt; das Bild eines Landes muß durch die Staffage des Volkslebens vollständig werden. Dazu genügen freilich nicht kurze statistische Angaben über Abstammung, Kopfzahl, Regierungsform, Religion, Bildungs- und Gewerbsanstalten. Die gründlichste statistische Darstellung dieser Verhältnisse bleibt immerdar ein farbloses Gerippe und Schemen, aber ein frisches, lebensvolles Gemälde wird sie nie, und kann somit auch keinen Eindruck auf die Phantasie der Jugend machen. Eine einzige lebensvolle, charakteristische Schilderung ist darum lehrreicher und wirksamer, als eine ganze Tabelle statistischen Ueberflusses. Was gewährt eine bessere Vorstellung von Englands Handelsgröße: das reichhaltigste Kapitel von Zahlen einheimischer und fremder, ein- und auslaufender Dampf- und Segelschiffe, Tonnenzahl, Tarwerth der Produkte und Fabrikate, Verzeichniß der wichtigsten Aus- und Einfuhrartikel, u. s. w. oder ein einfacher Spaziergang durch die London-Docks? — Was veranschaulicht sinnreicher und eindrücklicher die bedeutendsten Richtungen deutscher Industrie und Handelsthätigkeit: unzählige, bei allen einzelnen Städten gehäufte Angaben von Fabriken, Gewerben, Buchhandlungen u. s. w., oder charakteristische Bilder der Leipziger Messe, der Nürnberger Spielwaarenindustrie, des Triester Lloyd, der kaiserlichen Staatsdruckerei zu Wien u. s. w.? —

Was gibt ein treueres Bild nordamerikanischen Sektenwesens: ein Katalog der Sekten und ihrer Bekennerzahl, oder die Schilderung eines Shakertanzes, eines Methodisten-Campmeetings, einer Mormonencolonie u. s. w.? Oder was lehrt anschaulicher orientalisches Leben und Sitte kennen: eine allgemeine kurze Charakteristik, oder specielle Schilderungen eines orientalischen Bades, eines Bazars, einer Moschee u. s. w.?

Wenn nun der Werth solcher charakteristischen Einzelschilderungen für wahrhafte Bildung außer Zweifel steht, so soll daraus keineswegs die Ersetzbarkeit geographischer Lehrbücher durch bloße Lesebücher gefolgert werden. Was aber aus allem bisher Gesagten mit Recht gefolgert wird, ist einmal die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit geographischer Lesebücher neben den schulmäßigen Compendien, als Mittel zur Belebung, Veranschaulichung und Ergänzung des Unterrichts, alsdann die Nothwendigkeit methodischer Reformen der gewöhnlichen Lehrbücher, hauptsächlich nach den von Schouw angedeuteten Grundsätzen. Ein bloßes Lehrbuch aber, wäre es auch methodisch vollkommen, namentlich lesbar eingerichtet, würde dennoch das von uns geforderte Lesebuch nicht überflüssig machen. Diese Lesbarkeit, auf welche Schouw mit Recht so großen Nachdruck legt, hat ihre Grenzen. Sie kann sich nicht auf Specialschilderungen im oben entwickelten Sinne einlassen. Sonst hört das Lehrbuch auf, Schulbuch zu sein, es verwandelt sich in ein umfangreiches Werk, das für den Unterricht durchaus unpraktisch und unstatthaft wäre. Das Lehrbuch bleibe Anhalt und Leitfaden für den Schulunterricht; das Lesebuch dagegen diene zur Veranschaulichung und Verarbeitung des aus dem Lehrbuche gewonnenen Materials, hauptsächlich mittelst häuslicher Lektüre.

Haben wir hiermit im Allgemeinen Bedürfniß und Aufgabe eines geographischen Lesebuchs bezeichnet, so entsteht nun die nächste Frage, ob und wie jenem Bedürfniß und jener Aufgabe bereits entsprochen wurde. So reich auch unsere geographische Schulliteratur an Lehrbüchern ist, so arm ist sie an Lesebüchern.

Von Kinderschriften, wie denen von Hoffmann und Dielitz (Land und Seebilder, Völkergemälde, Kosmoramen, Panoramen und was dergleichen mehr) kann hier selbstverständlich nicht die Rede sein. Beiläufig gesagt, stiften derartige Bücher, woran unsere Literatur Ueberfluß hat, weit mehr Schaden als Nutzen, weil sie leicht und oberflächlich, oft nach veralteten Quellen zusammengeschrieben, mitunter falsche Ansichten und Vorstellungen verbreiten. Auch etliche, „für die reifere Jugend" bestimmte Sammlungen (unter welchen Scheuermann's Reisebilder vielleicht die erträglichste) verrathen zu wenig methodische Anlage und literarhistorische Einsicht, als daß man ihnen einen besonderen Werth für den Bildungszweck der Jugend beilegen könnte. Die großartigste Sammlung der Art: „Weltkunde" von Harnisch und Heinzelmann, ein vieler Anerkennung würdiges Werk, kommt hier lediglich aus dem Grunde nicht in Betracht, weil es bei einem Umfange von bereits 16 Bänden weit über den eigentlichen Unterrichtshorizont, und bei einem Preise von 22 Thalern (!) weit über die Kasse der meisten Lernbegierigen hinaus reicht. Es bleiben nur noch

zwei Bücher zu erwähnen übrig, welche mit größerem Rechte als alle vorgenannten geographische Lesebücher zu heißen verdienen. (Abgesehen von einigen blos partikularen, also nicht hierher gehörigen Büchern, wie Vogel's Germania, Curtman's Vaterland, Körner's Vaterland, Vaterlandsbuch von Vogel, Wenzig, Körner u. a., die zum Theil recht brauchbar sein mögen.) Es sind: C. Vogel's Handbuch zur Belebung geographischer Wissenschaft, Leipzig 1854 und früher, 3 Theile (eigentlich drei für sich bestehende Bücher: Naturbilder, Geschichtsbilder, Landschaftsbilder), und Grube's Geographische Charakterbilder 2 Thle. 6. Aufl. Leipzig 1855, wozu neuerdings ein 3. Theil: Charakterbilder deutschen Landes und Lebens, hinzugekommen. *)

Beide Bücher sind von denkenden und sachkundigen Schulmännern verfaßt und haben auch wol beide viel dazu beigetragen, den geographischen Unterricht fruchtbringender zu machen, doch wird man nicht umhin können, dem Grube'schen Buche den Vorzug zu geben. Vogel's Handbuch ist wol mit größerer Literaturkenntniß verfaßt, was die Auswahl aus größtentheils classischen Reisewerken darthut, während Grube zuweilen aus unbedeutenden, ja selbst veralteten, Quellen schöpft; — dagegen besitzt das Grube'sche Lesebuch jenes oben geforderte, so bedeutsame ethnographische Moment, welches leider dem Vogel'schen abgeht. Vielleicht sollten die „Geschichtsbilder" Ersatz bieten und „Natur-" und „Landschaftsbilder" vervollständigen? Allein abgesehen davon, daß alsdann der Leser sich die Staffage zur Landschaft aus einem besonderen Buche herbeiholen müßte, wäre auch die Verwechselung der Geschichte und Ethnographie als ein wesentlicher Irrthum zu bezeichnen. Der geographische Unterricht soll nicht mit der Vergangenheit eines Volkes, sondern mit seinem Leben und Sein in der Gegenwart bekannt machen. Sitten und Lebensweise, Charakter und Cultur sollen geschildert werden **).

Diese Forderung muß um so nachdrücklicher hervorgehoben werden, als der geographische Unterricht bisher das Ethnographische auffallend vernachläßigte, so daß noch unlängst Riehl das Studium von „Land und Leuten" mit allem Grunde für ein wesentlich neues erklären konnte, indem unsere Geographen zwar das „Land" hinlänglich ausgebeutet, die „Leute" aber fast ganz übersehen hätten. Da wurde der

---

*) Ein Büchlein von Berthelt: „Geographie in Bildern," reicht kaum über das Bedürfniß der Volksschule hinaus. Der Verfasser hat fleißiger aus Lese- und Jugendbüchern (namentlich auch aus Grube) u. dgl. als aus den Originalquellen geschöpft. — Von gleichem Umfange und ähnlicher Tendenz ist ein Büchlein von L. Thomas: Bilder der Länder- und Völkerkunde, Leipzig, 1856, ferner ein anderes: H. Bögekamp's Geographische Charakteristiken, Mainz, 1856.

**) Die Beziehung des geschichtlichen zum geographischen Unterricht wird oft ganz unrichtig aufgefaßt. Schouw bemerkt in dieser Hinsicht treffend: „Ich kann es nicht zweckmäßig finden, historische Notizen in die Erdbeschreibung aufzunehmen, sie stehen dort in den meisten Fällen ohne Zusammenhang mit der Lehre selbst und sind daher ein mehr oder minder unfruchtbarer Anhang. Nicht in der Geographie sollen wir bei der Erwähnung von Lützen Gustav Adolph oder seinen Tod kennen lehren, sondern in der Geschichte dieses Helden sollen wir bei Erwähnung seines Todes die Karte zur Hand nehmen und die Stelle zeigen, wo diese Stadt liegt, welche in der Erdbeschreibung selbst ohne Bedeutung ist."

Boden und die Landschaft auf's Sorgfältigste beschrieben, auch jede steinerne und hölzerne Staffage der Landschaft notirt, aber die eigenste und herrlichste Staffage des Landes, das Volk, sein Wesen und sein Charakter, außer Acht gelassen.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist das Vogel'sche Handbuch mit einem wesentlichen Mangel behaftet. Man begebe sich einmal an die Lectüre eines ganzen Bandes von „Landschaftsbildern," in welchen höchstselten der Mensch zum Vorschein kommt: wie einsam, wie monoton, wie ermüdend ist das! Sehr wahr bemerkt Zschokke, es gebe „nichts Langweiligeres, als Landschaften mit Buchstaben gemalt." Die Anschauung von Grund und Boden soll allerdings die Basis des geographischen Unterrichts sein; „aber bloße Landschaftsbilder sind etwas sehr Abstraktes und Todtes, wenn wir vergessen oder es nicht verstehen, sie um den Menschen als ihren lebendigen Mittelpunkt zu gruppiren und sie mit der Schilderung des Menschenlebens in lebendige Wechselwirkung zu setzen. Durch die Anschauung des Menschenlebens wird dem Schüler die Gegend und das Land zugleich verständlich und interessant."

In dieser Bemerkung Grube's liegt zugleich die Idee seines Lesebuches ausgesprochen, und die consequente Durchführung dieser Idee ist das Verdienst desselben. Dieses Verdienst muß man anerkennen, auch wenn man sonst Ursache hat, die „Charakterbilder" als einen Versuch anzusehen, der noch Manches zu wünschen übrig läßt. So könnte man, um nur einige Andeutungen zu geben mit Recht fragen, warum Herr Grube Griechenland und Italien fast ganz vernachlässigte. Wenigstens Italien, ein so eminentes Culturland, überreich an charakteristischen Bildern von Land und Volk, sollte in einigen Darstellungen vertreten sein. (Die einzige Schilderung der „Charwoche zu Rom" ist ein Charakterbild des katholischen Cultus, kein speciell italienisches.) Auch Irland vermissen wir, das zu seinem gebietenden Nachbar in so charakteristischem Gegensatze steht. Ungenügend erscheint ferner die Darstellung der religiösen Erscheinungen im Völkerleben. So findet sich außer der Schilderung der Charwoche in Rom und einem ziemlich magern Vergleich des katholischen und hochkirchlichen Ritus nichts zur Charakteristik der katholischen Kirche Dienliches, deren Ordensinstitute, Missionswesen, Einfluß auf's Volksleben u. s. w. wahrlich großartige und bedeutsame Erscheinungen bieten. Auch die zwei Weltstädte der Christenheit, Rom und Jerusalem, sind leer ausgegangen. Bei der Charakteristik Nordamerika's durfte eine Erscheinung, wie das dortige Sectenwesen, nicht unbeachtet bleiben. Sie ist wenigstens so interessant wie die Kenntniß des russisch-griechischen Kirchenthums. Hat der Verfasser ferner den Islam mit einigen Schilderungen bedacht, warum nicht desgleichen den Buddhismus, diese eben so verbreitete, den größten Theil Asiens umfassende Religion?

Nach dieser übersichtlichen Würdigung geographischer Lesebücher wird das Erscheinen eines neuen wol keiner Rechtfertigung bedürfen. Auch die Grundsätze der Bearbeitung ergeben sich zum Theil aus dem bisher Gesagten. Nur einige Bemerkungen sind noch hinzuzufügen.

1) Gleich Vogel und Grube habe ich es nicht auf ein Schulcompendium, nicht auf systematisches und encyclopädisches Wissen, sondern auf „Charakterbilder der Länder- und Völkerkunde" abgesehen. Diesen Unterschied von Lehr- und Lesebuch muß ich wiederholt betonen. Das Lehrbuch mag alle bedeutenden Vulkane, Höhlen, Wasserfälle 2c. 2c. namhaft machen, das Lesebuch aber schildert einen oder den anderen Vulkan, Wasserfall 2c. 2c. als Typus der übrigen. Die Mehrzahl unserer Charakterbilder gehört nicht der Geographie im strengern Sinne, sondern der Ethnologie an. Wir haben bereits angedeutet, was von den „mit Buchstaben gemalten" Landschaften, Städten, Bauwerken zu halten sei, wenn nicht ein bedeutendes natur- oder culturhistorisches Moment hinzutritt und solchen Schilderungen höheres Interesse verleiht.

2) Allgemeine Charakteristiken, wie z. B. der deutschen oder französischen Nation, sind thunlichst umgangen, sobald sich Specialschilderungen vorfanden. „Eine allgemeine Charakteristik eines Nationalcharakters," bemerkt ein Ethnograph, „muß voll von Widersprüchen sein." Als Beleg kann man mit Kriegk (Schriften zur allgemeinen Erdkunde S. 236) auf die widersprechenden Charakteristiken der Nord- und Süddeutschen hinweisen, je nachdem sie von Nord- oder Süddeutschen ausgegangen.

3) So wenig ich das Verdienst meiner Vorgänger schmälern will, eine neue pädagogische Idee zuerst dargestellt zu haben, so entschieden darf ich die Leser der Neuheit des Inhaltes vorliegenden Buches versichern. Sehr wenige Schilderungen sind aufgenommen, welche sich bereits in ähnlichen Werken vorfanden; vielmehr hat der Verfasser die Wanderung durch das Gebiet der neueren Reisebeschreibung frisch und selbstständig angetreten, so daß er, was Umfang und Reichthum der benützten Quellenliteratur anlangt, hoffen darf, das für ein solches Lesebuch Mögliche geleistet zu haben. Natürlich kann hier nur von relativer Vollständigkeit die Rede sein. Jedes einzelne Land hat ja seine besondere, oft sehr umfangreiche Literatur, so daß es nicht möglich ist, auch nur alle Hauptwerke über einzelne Länder in einem Buche, das es mit dem ganzen Erdkreis zu thun hat, zu berücksichtigen. Die neuere Reiseliteratur ist von solch ungeheurem Umfang, daß bisher noch nicht einmal eine Bibliographie derselben zu Stande gekommen ist. Außer diesem Mangel eines Führers liegt die größte Schwierigkeit für den Wanderer auf diesem Gebiete in der völligen Werthlosigkeit und Unbrauchbarkeit vieler Reiseschriften. Mit der unglaublich vermehrten Reiselust ist auch die Zahl der Reisebeschreibungen erschrecklich groß geworden. Hunderte derselben enthalten nicht viel mehr als vage Erzählung subjectivster Erlebnisse, ohne Interesse für die Oeffentlichkeit, ohne Gewinn für die Wissenschaft. Man wird bei solcher Lectüre gar häufig an das Wort des alte Linné erinnert: Qui rudis et indoctus patriae terminis egreditur, raro doctior regreditur. Leute, die z. B. nicht einmal die spanische Sprache verstehen,

machen eine Reise nach Spanien und schreiben nachmals ein sehr absprechendes Buch über Charakter, Sitten und Lebensweise jener Nation*).

Es ist wahrlich keine leichte Aufgabe, sich der Lectüre einer Menge solcher Bücher zu unterziehen, blos um den Weizen von der Spreu aussondern zu können. Wenn das am Schlusse dieses Werkes gegebene Quellenverzeichniß eine ansehnliche Zahl größtentheils vorzüglicher Reisewerke nachweist, so war doch die Anzahl der nicht verzeichneten, aber für unsern Zweck gelesenen, jedoch unbrauchbaren Bücher bei Weitem größer. Ich bemerke dies lediglich, um dem Präjudiz hinsichtlich gewöhnlicher Chrestomathien zu begegnen, welche oft aus den ersten besten Hülfsmitteln flüchtig genug zusammengeschrieben sind.

4) In der neueren Reiseliteratur machen sich zwei Hauptrichtungen, die rein wissenschaftliche und die touristische, bemerkbar. Wenn jene die vorzüglichste Beachtung forderte, so verdiente letztere doch keineswegs mit gelehrter Geringschätzung hintangesetzt zu werden. Zwar schildern manche „Touristen" nur sich selbst, ihr Essen und Trinken, Logiren und Fahren, oder geben ästhetische und politische Salbaderei zum Besten; dafür entschädigen andere durch wahrhaft gehaltvolle Bücher, deren geistige Frische, lebendige Auffassung, classische Darstellung selbst Repräsentanten der Wissenschaft oftmals vermissen lassen. Insbesondere haben sich diese Touristen um das Studium des Menschen (im Sinne Riehl's) Verdienste erworben, und das ist doch wol auch Wissenschaft, so gut als die Beschreibung neuer Pflanzen- und Thierspecies oder die Mittheilung statistischer Daten.

5) Indem sich also unser Lesebuch zugleich als eine Chrestomathie der Reisebeschreibung darstellt, liegt hierin ein weiteres Motiv zu seiner Rechtfertigung. Bekanntlich sind Reisebeschreibungen eine Lieblingslectüre der studirenden Jugend. Aber wie viele derartige Bücher kann man denn der Jugend unbedenklich in die Hand geben? Seit Campe ist auf diesem Felde sehr wenig geschehen (Wiederum das Heinzelmann'sche Werk ausgenommen, das jedoch nach Preis und Umfang den Wenigsten zugängig ist). Gegen kindische Reiseschriften, woran allerdings Ueberfluß, haben wir uns schon ausgesprochen. Auch was man der Jugend bietet, soll wissenschaftlich gehaltvoll und gediegen sein. Möge daher auch in dieser Hinsicht unser Werk als ein Versuch, der studirenden Jugend zerstreuende, zeitraubende, und planlose Lectüre von Reisebeschreibungen zu ersetzen, wohlwollende Aufnahme finden.

*) Es ist in der That erschrecklich, in welchem Maße Reiseskizzen, namentlich in zahllosen populären Blättern, um sich greifen. Hier beherrscht der Unterhaltungszweck die Darstellung, daher denn viel Roman- und Fabelhaftes (namentlich aus englischen Quellen) geboten wird, wovon wahre wissenschaftliche Bildung keinen Gewinn hat. In Betracht dieser Alles überwuchernden flüchtigen Reiseliteratur erscheint es um so zeitgemäßer, aus vielen, fast vergessenen Hauptwerken der classischen Reisebeschreibung zu schöpfen und dadurch zu denselben hinzuleiten. In dieser Erwägung liegt auch das Motiv, warum wir manche, obwol gefeierte Reisebeschreiber, deren Darstellung oft ans Romanhafte streift, wie z. B. Gerstäcker, Dickens, Sealsfield, bei vorliegendem Werke nicht benützten.

6) Schließlich ein Wort über die Benützung der Quellenwerke. Reisebeschreibungen erhalten die eigenthümliche Frische ihres Eindrucks durch die Berichterstattung des Augenzeugen. Jede Bearbeitung muß diese Unmittelbarkeit der Auffassung mehr oder weniger beeinträchtigen. Besitzt das Original außerdem den Werth classischer Darstellung, so läuft auch diese Gefahr, verwischt oder zerstört zu werden. Das sind Gründe für Aufnahme der ganzen und unveränderten Originalschilderungen. Dagegen lassen methodische und pädagogische Bedenken eine Bearbeitung vieler Stücke rathsam, ja nothwendig erscheinen. Man muß daher einen Mittelweg einschlagen, um beiderseitigen Anforderungen zu genügen. Wie der Herausgeber diese Aufgabe bei den einzelnen Schilderungen gelöst hat, kann aus Vergleichung derselben mit den Originalen ersehen werden. Ein allgemeines Verfahren läßt sich nicht angeben. Im Ganzen war die Bearbeitung mehr Verkürzung als Umgestaltung. Man wollte lieber Bedenkliches ganz weglassen, das Mitgetheilte aber treu und unverändert geben. Nur bei solchen Aufsätzen, welche keinen besonderen stylistischen Werth, ja vielleicht Unwerth haben, hat sich der Herausgeber sprachliche Bearbeitung, Aenderungen und Zusätze erlaubt. Außerdem hat er selbst eine große Anzahl von Schilderungen aus drei, vier oder mehr Quellen bearbeitet, wobei jedoch gleichfalls die Darstellung der Quellen möglichst getreu beibehalten wurde. Es erhellet hieraus, daß die vorliegende Sammlung nur in beschränktem Sinne den anthologischen Charakter trägt.

7) Die vorwiegende Benutzung deutscher Reiseliteratur rechtfertigt sich nicht allein aus der Absicht, deutsche Jugend zunächst mit den Schätzen deutscher Literatur bekannt zu machen, sondern auch durch die hohe Bedeutung der deutschen Reiseliteratur selbst, welche, wo nicht den ersten, doch gleichen Rang mit der englischen Reiseliteratur behauptet. Der kühnste Erforscher Australiens, Leichardt, und der größte Erforscher Afrika's, Barth*), sind Deutsche, desgleichen die vorzüglichsten Beschreiber Afrika's, wie die Namen Rüppell, Russegger, Burkhardt, Lepsius, Ehrenberg, Lichtenstein, Overweg, Vogel und andere bezeugen. Wenden wir den Blick nach Amerika, so begegnen uns als die bedeutendsten Erforscher und Beschreiber dieses Continents wiederum die gefeierten deutschen Namen: v. Humboldt, Martius, Pöppig, Tschudi, Schomburgk u. A. Nur Asien ist in Folge der britischen Niederlassungen häufiger durch Briten erforscht und beschrieben worden, obwol auch hier Deutsche unter den Reisenden ersten Rangs zu nennen sind, wie v. Humboldt, Siebold, Erman, Eichwald, Orlich, Hofmeister, Graul u. A.

Außer diesen pädagogisch-vaterländischen Motiven gab es andere, von verschiedenen Reisewerken keinen Gebrauch zu machen. Ich würde mich dem Vorwurfe willkürlichen Verfahrens bloßstellen, wenn ich es unterließe, jene Motive anzudeuten. Nicht benützt wurden a) Werke von rein gelehrtem Charakter, wie z. B. L. v. Buch's Beschreibung der canarischen Inseln, b) Werke von leidenschaftlichem oder allzu sub-

*) Leider konnte Barth's classisches Werk über Afrika von uns nicht mehr benützt werden.

jectivem Gepräge, wie z. B. **Stahr's** Buch über Italien, c) Schriften von romanhafter Färbung, wie viele von **Dickens**, **Sealsfield**, **Gerstäcker** u. A., endlich sehr viele Bücher, die — bei aller sonstigen Gediegenheit — inhaltlich mit anderen, von uns bereits benützten, Reisewerken übereinstimmten.

8) Sämmtliche Quellennachweise sind am Schluße des Werkes im „**Quellenverzeichniß**" gegeben, das zugleich eine Einleitung in die neuere Reiseliteratur gewährt, wozu namentlich die **biographischen Umrisse der vornehmsten Reisenden** beitragen.

Europa.



I. Deutschland.

1. Die Alpen.

Wahrscheinlich stand in der Urzeit das Meer bis an die Gipfel der Alpen; wahrscheinlich haben zugleich große Erderschütterungen auf ihre innere und äußere Gestaltung eingewirkt. Man schließt dies 1) aus den mannigfaltigen Versteinerungen, die sich im Boden finden und die nicht blos zu den Pflanzen und Vierfüßlern der Urwelt, sondern auch zu den Seeproducten gehören; 2) aus der Beschaffenheit mancher Hochthäler, die man für Becken von Seen halten muß, deren Wasser sich gewaltsam Bahn machte; zerrissene Felsen an ihren Ausgängen sind Zeugen davon; 3) aus den Felsblöcken, die sich auf Bergen von ganz anderer Steinart hingestreut vorfinden. So liegen Blöcke aus Grimselgranit auf dem kalksteinigen Jura, wohin nur ungeheure Gewalt sie schleudern konnte. Aber auch 4) geben die Felsarten selbst, ihre Auflagerung und ihre Schichten, dem Geognosten und Geologen genug Anlaß, auf frühere gewaltsame Erscheinungen zu schließen.

Reist man von Norden her nach den Alpen, so trifft man zuerst in dem unteren Gebirge und seinen Thalungen (z. B. im bayerschen Oberland und in der vorderen Schweiz) das Tertiärgebilde des mergelichten Sandsteines, wechselnd mit Nagelflue; selbst der Rigi, den Alpen so nahe, besteht aus Nagelflue.

In den Thälern aufwärts, wo nun die herrlichen Alpenseen erscheinen, werden die Berge höher und gestaltenreicher, aber auch das Tertiärgebilde verschwindet und statt dessen trit das Kalkgestein hervor, sowol das der älteren Flötze als das des Ueberganges, von verschiedener Farbe, rauh und gelblichgrün, grauweißlich, röthlich und bunt. Versteinerungen schon im Tertiärgebilde nehmen hier an Bedeutung zu, es finden sich versteinerte

Anmerkung. Wir vereinigen mit dem ersten Abschnitt Deutschland die Schweiz und Niederlande, und begreifen unter obigem Complex auch die nichtdeutschen Gebiete von Oesterreich und Preußen. So wenig man die Alpen von der Schweiz, den Rhein von dem Niederlande trennen kann, so unstatthaft scheint es, die östert. oder preußische Monarchie in mehrere Kapitel zu zerreißen. Nur das Lombardisch-Venet. Königreich wurde zu Italien gezogen.

Seethiere neben Vierfüßlern und Pflanzen und Steinkohlen u. s. w. Die Region dieses Kalkgesteines streckt sich der ganzen Länge nach vor den Hochalpen her.

Steigt man höher hinauf, dem Beginn dieser Alpenthäler entgegen, so erblickt man anderes Kalkgestein, den festen Ur- oder Alpenkalk, der sich nebst Grauwacken- und Thonschiefer vorn an die Riesenhöhen anlegt, in einigen sogar als höchste Gipfel emporstarrt. Im Berner Oberland bei Lauterbrunn z. B. ist er leicht erkennbar, meist dunkelbläulich, grau und bläulich schwarz, hin und wieder eisenfarbig und buntartig gestreift. Man kann das Urkalkgestein vom Semmering bis zum Watzmann oberhalb Innsbruck durch zum Hochvogel, zum Dödi, zur Jungfrau und Gemmi, zum Dent de Midi und südlich des Genfersees weiter verfolgen.

Wie aber auf diesem ganzen Bergzuge aus und hinter dem Urkalk schon die anderen Arten des Urgebirges hervortreten, so werden nun diese völlig vorherrschend in dem großen Hauptkamme, südwestlich bis zu den cottischen Alpen, nordöstlich bis über die Tauern Salzburgs und Steiermarks hinaus, nur zeigt sich darin der auffallende Unterschied, daß vom Brenner ostwärts der Glimmerschiefer, in den Central- und Westalpen mehr der Granit und Gneis die Oberhand haben.*) Ob dies auf die Verschiedenheit der Kammhöhe in der Hauptkette der Alpen eingewirkt hat, mag dahin gestellt sein. Auffallend erscheint es aber, daß die Kammhöhe (d. h. die Höhe der Gebirgswasser, ohne ihre Kuppen und Spitzen und ohne die einschneidenden Pässe) gerade vom Brenner westwärts, bis zum Viso am bedeutendsten ist; nämlich bis zum Rosa etwa 9000, zwischen Rosa und Montblanc gar 11,000 und von da bis zum Viso 8500′. Südwärts vom Viso ist die Kammhöhe etwa 6000′, östlich vom Brenner bis zum Glockner 6500′ und weiter östlich von Oesterreich nur etwas über 4000′.

Jenseits des Hochkammes, also an der Südseite der Hauptkette, zeigt sich anfangs die gleiche Erscheinung, wie an der Nordseite, daß nämlich der krystallinische oder Urkalk sich wieder anlagert, im Südwest bis über den Cenis, im Osten bis über den Ortles hinaus nach Kärnthen; und zwar finden sich hier treffliche Marmorarten, selbst weißer Marmor, namentlich am Splügen und Oetzthaler. Da indeß die Central- und Südwestalpen rasch in die italienische Ebene abfallen, so kann eine ähnliche Abstufung der Gesteinarten, wie in der Schweiz und in Oberbayern, sich auch nur in den Südwestalpen vorfinden, wo hinter der Hauptkette noch weithin bis ans adriatische Meer sich das Gebirge verzweigt. Dort finden wir denn auch wieder hinter der Region des Urkalkes die jüngeren Kalkgebilde, hin und wieder mit Granit und Glimmerschiefer, auch mit Porphyr durchsetzt. Namentlich sind die julischen Alpen Kalkgestein. Man pflegt deßhalb das ganze Alpengestein abzutheilen in: Uralpen, wozu die aus Urkalkgestein mitgehören, in deutsche und italienische Kalkalpen. (Ueber letztere s. die besondere Skizze.)

Wegen ihrer Höhe sind die Alpen in erstaunlicher Weite noch über dem Horizonte erkennbar. Man erblickt ihre Gipfel als dunkelblaue Kegel und Pyramiden von vielen hochgelegenen Punkten des Oberrheines und der oberen Donau. So ist unter anderen südlich von Tuttlingen an der oberen Donau ein Bergrücken von mehr als 2000′ Höhe, worüber eine Heerstraße führt. Hier erwartet den Wanderer an heiteren Abenden ein unbeschreiblicher Anblick; den fernen südlichen Horizont umkränzen die zahllosen Alpengipfel von den Gegenden südöstlich des Bodensee's bis zu den Berner Hochgebirgen, die mit ihrer glühenden Röthe gegen den Himmel scharf abstechen und deßhalb aus einer Weite von 24 Meilen herschimmern. Berühmt sind mehrere Punkte des nördlichen Jura wegen ihrer weiten Umsicht, denn zu den Füßen breitet sich mit ihren Bergen, Hügeln und Seen, Strömen und Wäldern, Städten und Dörfern die ebenere Schweiz aus, und die gewaltige Kette der Savoyer und Schweizer Alpen umfaßt sie; auf dem Weißenstein bei Solothurn z. B. gewahrt man einen Alpenstrich von der Dauphine bis Tyrol, an 130 Stunden in der Länge. Herrlicher, wenn auch minder ausgedehnt, ist die Aussicht auf den südlicheren Jurabergen, am erhabensten aber zur Winterzeit, wenn das Waadtland sammt dem Genfersee, von Nebeln überzogen, wie ein weißes und graues Schneemeer tief zu unseren Füßen liegt und dahinter scharf abgegrenzt und in blendendster Weiße die riesige Alpenwelt mit ihren zahllosen Gipfeln vom Finsteraarhorn bis zum Montblanc, und so nahe scheinend, als könnte man in wenig Stunden zu ihnen hinüber, himmelhoch emporstarrt. Die Mondsichel und den Morgenstern

*) Hier ist nur von Hauptbestandtheilen, vom Vorherrschen einzelner Felsarten die Rede.

dicht über ihnen erblassen, und die Sonne, die zuvor alle Spitzen und Kanten mit flüssigem Golde umzieht, aufsteigen zu sehen, ist ein so überwältigender Anblick, daß er uns unwillkührlich auf die Knie niederdrückt.

Zu den Eigenthümlichkeiten der Alpenwelt gehört die große Mannigfaltigkeit der Pflanzen. Die abwechselnden Erdarten, die reiche Bewässerung und Verschiedenheit des Klimas sind die Ursachen davon. Wer die Karte betrachtet, wird die klimatische Mannigfaltigkeit leicht errathen. München an der Isar ist 1550′ über der Meeresfläche. Die bayerische Hochebene hat zudem die Hochberge im Rücken, ist also den Nordwinden ausgesetzt, und selbst der Südwind weht kälter von den Schneebergen her. Nehmen wir dagegen die lombardische Tiefebene; sie liegt an sich über 24 Meilen südlicher und zugleich in geringerer Seehöhe. Der Spiegel des Comersee's ist 600′, Mailand keine 400′. Die Hochgebirge bilden überdies gegen Norden eine mächtige Mauer; es muß also nothwendig auf der Südseite wärmer sein, als an den nördlichen Vorbergen. Gehen wir noch weiter nach Süden, und zwar an's Ende der Seealpen, wo sie sich rechts und links an der ligurischen Küste theilen. Nothwendig wird der dortige schmale Küstenstrich, beträchtlich südlicher gelegen als die Po-Ufer, und durch seine Berge gegen Norden gedeckt, wiederum heißer sein, als die Lombardei. Zwischen ihrem und dem rauheren Himmel Bayerns sind in den Alpen die mannigfaltigsten Abstufungen. Die sogenannte ebene Schweiz zwischen den Alpen und dem Jura möchte gerade die glückliche Mitte zwischen beiden Klimaten besitzen; doch nur im Allgemeinen, denn die Abwechselung von mäßigen, schönbewachsenen Vorbergen, Hügeln und Thälern bewirkt auch in diesem Lande verschiedenartige Wärme und Fruchtbarkeit. Zwischen und auf den Mittel- und Hochgebirgen finden sich nun die größten Gegensätze der Klimate neben- und übereinander. Unten in engen Thälern prallt der Sonnenstrahl vom Felsen und verursacht glühende Hitze, während eine Stunde davon entfernt auf den Gipfeln ewiger Winter herrscht und selbst jene glühende Sommerhitze an den unteren südlichen Abhängen verwandelt sich von Mittag bis Abend leicht in empfindliche Kühle. Der Reisende kann also in den Alpen viele Klimate kurz nacheinander kennen und vergleichen lernen, und ebenso mannigfaltig ist die außerordentliche Pflanzenmenge, die er vorfindet, von solchen, die nur milden, fast schneelosen Winter, lang anhaltende Sommer- und Herbstwärme erfordern, bis zu denen, die in der Nähe ewigen Winters in scharfer, dünner Luft ihre Heimath haben. Im Gebiete von Nizza blühen zu Weihnachten die Bäume, schwärmen Bienen und Schmetterlinge, und hier, wie seitwärts an der ligurischen und provenzalischen Küste, reift im Freien die Frucht des Oelbaumes. Minder gut gedeiht die Olive in der Lombardei, in Piemont nur an geschützten Orten, nordwärts der Alpenkette gar nicht. Die Zucht des Seidenwurmes ist in der Lombardei und vorzüglich in Piemont weit verbreitet, und Niemand braucht für dies zärtliche Thier das Klima zu fürchten. In den warmen Alpenthälern aber würde der Wechsel von Hitze und plötzlicher Kühlung, auch der längere und etwas stärkere Winter ihm verderblich sein. Am italienischen Abhange der Alpen kann man schon Citronen und Pomeranzen im Freien finden, doch müssen sie vor dem Winter gerade so geschützt werden, wie im nördlichen Deutschland die Weinrebe. Auf den borromäischen Inseln im Lago Maggiore blüht eine köstliche Orangerie; für die Wintermonate hält aber der reiche fürstliche Eigenthümer ein gewaltiges Magazin von Balken und Brettern bereit, um seine Güter damit zu überbauen. In einigen schönen Thälern Krains, Südtyrols und der Schweiz wächst der Feigenbaum im Freien, um so mehr also Mandeln und süße Kastanien, die schon an warmen Bergabhängen im Main- und Mittelrheingebiete gedeihen. Wo die Kastanie reift, da vermag auch die Rebe trinkbaren Wein zu liefern, wie die meisten Alpenthäler beweisen. Gute Weine gibt es in den Ost-, West- und Südalpenländern, selbst im Norden, nur nicht am Abhange der Alpen in's rauhe bayerische Hochland. Gewisse Obstarten sind nordwärts der Hochkette schmackhafter, als auf der heißen italienischen Abdachung, z. B. Zwetschgen und Kirschen, Aepfel und Birnen; wogegen der Südälpler vorzüglichere Aprikosen, Melonen, Feigen und Mandeln hat.

Welches der verschiedenen Klimate vom bayerischen bis zum ligurischen Hochgebirge das angenehmste sei, läßt sich leicht ermitteln. Wer die lang anhaltende Sommergluth und den Mangel an grünen Wäldern in Italien mit der gemäßigten Wärme und dem Reichthume an Bäumen, üppigen Wäldern und bewässerten Wiesen mancher Länder zwischen den Gebirgsarmen selbst, namentlich in der ebenen Schweiz, vergleicht, zaudert gewiß nicht mit seiner Entscheidung. Denn was dem Menschen sonst an Pflanzen und Früchten des Feldes lieb ist,

das prangt in den Alpenländern. Auf dem einzigen Rigiberge zählt man über 2500 Pflanzenarten. Kein Blau kann sich mit dem golddurchschimmerten Blau der Alpen-Gentiane vergleichen. Viele Beeren und Kräuter wachsen kräftiger in der reinen Luft höherer Berge. Das rothbraune Satyrium verbreitet einen Duft gleich der gewürzhaften Vanille; selbst das Alpenvergißmeinnicht hat süßen Geruch. Und welch' eine Mannigfaltigkeit von Bäumen sowol als niederen Pflanzen wächst, wie aus entlegenen Klimaten und Ländern hergeholt, die Berghalden hinauf. Unten wo der breite Fuß der Gebirge an den Randlachen der See'n und eilender grüner Ströme tritt, ist die Fülle gewaltiger Nußbäume und Kastanien, weiter aufwärts der Taxus- und Eichenwälder. Höher umziehen noch Wälder aus Buchen, Ulmen und Eschen die Höhen und Abhänge; und wo die Tanne aufhört, Nahrung für ihren schlechten Wuchs zu finden, nämlich in der Seehöhe von 5000′, da streckt der Bergahorn seine laubigen Aeste aus. Höher sind die Birken, bis zu 6000′; und hier, wo der Baumwuchs schwindet, blüht die Alpenrose, und überzieht sich die Erddecke der Felsen mit Gras, mit anderen Alpenkräutern, zuletzt mit allerlei Moosen. Reich ist ebenfalls die Thierwelt, von der Grundel und der Forelle, die in zahllosen klaren Alpenwässern lebt, bis zum Rheinlachse, vom allverbreiteten Sperlinge bis zu dem nur im Hochgebirge nistenden Lämmergeier. Zu den bekannten vierfüßigen Thieren muß das Murmelthier gezählt werden, das nebst der Gemse und dem höchst selten gewordenen Steinbocke nur in den Alpen und in der Nähe der Gletscher sich aufhält. Zuweilen wird noch ein Bär geschossen. Wölfe sind nur an der französischen Seite des Jura. Esel werden in den meisten Berggegenden gepflegt; man braucht sie, und mehr noch Maulthiere und Saumrosse, zum Lasttragen über solche Alpen, die kein Wagen befahren kann. [187].

2. Gletscher und Lauinen.

Die Gletscher, in Tirol Ferner genannt, entstehen nur in gewissen Zonen der Erde und unter gewissen Verhältnissen des Klimas und der Abdachung des Bodens. Nur die gemäßigte und kalte Zone ist die Heimath der Gletscher, der gewöhnliche Alpenkalk ist ihrer Ausbildung nicht günstig, ebenso wenig die südliche Abdachung. Wenn daher auch in der heißen Zone Berge weit in die Schneeregion hereinragen, so erreichen sie dieselbe erst in einer solchen Höhe, daß die Luft schon zu trocken ist, um die Schneekörner in eine feste Masse zu verwandeln, und sie als solche in die Tiefe hinabzuschieben.

In den hohen Eisgebirgen der Alpen besteht fast aller Niederschlag der Atmosphäre aus Schnee, bald in Schneeflocken, bald in Graupen, bald in Duft, und durch die Anhäufung dieser Niederschläge in den höheren trockenen Räumen hüllen sich die Hochgipfel in ein dickes, weißes, schneeiges Gewand; diese Gebilde verdichten sich durch ihr Alter mit der Zeit, und dieses Schneeeis, in seinen vielfachen Abbrüchen blaßgrün erscheinend, ist der Firn; er erhebt sich bis zu den höchsten Spitzen und steigt in seltsamem Gestuf auf das Getäfel der Gletscher hernieder. Verschieden von diesem ist der eigentliche Gletscher; seine Eismassen sind das Pflaster der zwischen Eisbergen hinansteigenden Hochthäler. Entweder hängen die Firnmassen unmittelbar mit dem Gletscher zusammen und verschmelzen dann auch ineinander, oder sie werden durch hohe Wände getrennt; dann entstürzen sie durch die neu hinzugekommenen Lasten, oder auch durch die Ausdehnung, die sie durch die Sonnenstrahlen erhalten, den Wänden, über denen sie lange drohend herüberhingen; das sind die Eislauinen, welche vom Erwachen des Tages bis zum Nachmittage niederdonnern in Gestalt von Wasserfällen. Zu diesen Anhäufungen von Eisstaub und Gebröckel kommen im Winter und Frühjahre die Schneelähnen oder eigentlichen Schneelauinen und der starke Schneefall selbst.

Da die eigentlichen Gletscher fast nur in Thälern liegen, welche sie oft 300 bis 400 Fuß dick ausfüllen, so haben sie in ihrem Verlaufe eine verschiedene Gestalt. Die Alpenthäler steigen meistens stufenförmig abwärts und die einzelnen Absätze oder Stufen sind, namentlich in den höheren Gegenden, oft steil und groß. So weit der Gletscher in der

ebenen Thalstrecke liegt, ist seine Oberfläche ziemlich eben: wo sich der Thalboden allmälig senkt, bemerkt man auch eine Unruhe auf der Oberfläche, sie schlägt große flache Wogen; wo aber die Thalstufe jäh abfällt und in der Tiefe vielleicht eine Thalenge bildet, so daß unter dem Absturze ein Kessel entsteht, zeigt der Gletscher seine eigenthümlichste und auffallendste Gestalt, seine Pracht; in unzählige Theile zerspalten, welche von der Sonne und Luft allseitig angeschmolzen sind, stellt sich ein Chaos von Eisthürmen, Obelisken, Pyramiden dar, oben in den Spitzen weißlich, weiter herab grün, in grünblaue Färbung übergehend, in den tiefsten Spalten dunkelblau; gegen den Rand zu schmilzt das ganze Gethürm gewöhnlich wieder zu einer dichteren Masse zusammen. Wenn die Thalstufe aber senkrecht und zu groß ist, so bricht er eben ab und seine Thürme entstürzen fortwährend unter großem Donner und in Staub aufgelöst in das tiefere Thal, und hier erzeugt sich unter günstigen Umständen der Gletscher von Neuem. Ueber die ebene Oberfläche des Gletschers ziehen sich Längen- und Querspalten, welche nach ihrem Alter bald als Risse, bald als weitklaffende Klüfte erscheinen und einen prächtigen Anblick gewähren durch ihr Farbenspiel, das sich vom lichtesten Grünweiß bis in das schwärzeste Blau zieht, bis endlich in der Tiefe ein bodenloser, nächtlicher Schlund erscheint.

Viele Bäche rauschen über die Oberfläche des Gletschers in blauen Eisrinnen. Oft versenkt sich ein solcher Bach in eine tiefere Eisschicht und rinnt unter der sichtbaren Oberfläche, nur dem Gehöre vernehmbar, hin; man wähnt jeden Augenblick an das Ufer eines Eisbaches zu kommen, und hört ihn dann plötzlich wieder hinter sich. Dieses Wasser, Gletschermilch genannt, ist sehr klar und kalt, den Durstigen wol sehr labend, aber leicht Erkältung bringend. Das Wasser, welches dem untern Ende des Gletschers entströmt, ist grau und trübe, besonders des Nachmittags, wird jedoch von den Umwohnern dem Quellwasser vorgezogen.

Endlich bringt der Schutt und das Geröll an und auf dem Gletscher manche seltsame Erscheinungen hervor. Durch die Lauinen werden den Gletschern auch Schuttmassen zugeführt, und da die Gletscher auch aus ihren Eisbergen zwischen grünen und schneelosen Seitenwänden herausrücken, so führen daselbst im Frühjahre die Grundlauinen noch mehr Schutt herab. Der Schnee aber schmilzt von solchen Trümmerhaufen bald hinweg, und so sind die Gletscher sehr oft auf ihren beiderseitigen Gestaden mit einem Walle von Steintrümmern bedeckt, welche das Eis oft so verhüllen, daß man gar nicht mehr auf Eis zu wandern glaubt, bis sich plötzlich mitten zwischen den grauen Steinhaufen eine tiefe blaue Grotte öffnet. Treffen zwei Gletscher aus zwei Thälern, welche sich vereinigen, zusammen, so verschmelzen sie nach und nach zu einem großen Eisstrome: so wie aber zwei Ströme nach ihrer Vereinigung noch auf eine Strecke hin sichtbar bleiben durch eine Grenzlinie, wie durch ihre Färbung, so bezeichnen hier noch weit hinab jene Trümmerhaufenlinien auf der Mitte des großen Gletschers die Grenze beider Gletscher, oder verkünden, daß der Gletscher aus zwei Armen zu Einem zusammengeflossen ist. Diese Trümmerhaufen heißen in der Schweiz Gufer, Guferlinien, in den deutschen Alpen führen sie den allgemeinen Namen Mure, Muräne, wie alle Trümmeranhäufungen durch Bergstürze und Fluthen. Auch am unteren Ende des Gletschers umwallet denselben, wenn es die Umstände erlauben, eine Mure, welche jedoch mehr auf festem Boden, als auf dem Gletscher selbst liegt. Dieser Trümmerhaufe entsteht aus dem Vorrücken der Gletscher, indem sie Alles, was ihnen im Wege liegt, vor sich herschieben, selbst entgegenstehende Felsen zertrümmern und sie der Mure beifügen. Wird ein Gletscher nicht durch zu mächtige Felsenschranken aufgehalten, so dringt er schneller und weiter vor, zieht sich aber auch eben so leicht zurück, d. h. er schmilzt, weil er sich aus seinem Bereiche gewagt hat, von der zu großen Wärme zusammen. Sein einstiges Dasein verkündet dann nur die zurückgebliebene Mure; der Gletscher muß sich nun eine neue schaffen, die er wieder vor sich herschiebt; daher zeigen sich oft so viele Ringwälle als der Gletscher vorgerückt ist, gleich den Schuttanhäufungen, welche der Wogenschlag des Meeres, eines Sees, oder eines ausgetretenen Flusses hinterläßt, und die das Fallen oder Wachsen eines Flusses andeuten.

Unten, wo der Gletscher aufsitzt, ist er zellig angeschmolzen und bildet oft große Gewölbe, wie man bei Gletscherabbrüchen deutlich sehen kann, oder auch bei manchen Gletscherspalten am Rande. In diesen Eiskellern tropft es fortwährend.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Gletscherwelt ist das Vorrücken der Gletscher. In früheren Zeiten erklärte man es durch

die Abhängigkeit und Steilheit der Thäler, was wol hier und da mit einwirken kann, allein die Alpenthäler sind nicht sowol steil abhängig, sondern wechseln zwischen Stufen und Ebenen, und der Gletscher rückt in der Ebene oft schneller vor als an Abhängen, wo er abbricht und als Lauine in die tiefere Thalstufe stürzt. Nach einer anderen Erklärung dehnt sich der Gletscher durch seine Spalten aus, welche im Winter mit Schnee ausgefüllt werden, den Gletscher wieder zu einer Masse vereinigen, worauf die nächstjährigen Spaltenwürfe den Gletscher wieder ausdehnen. Allein die meisten Spalten schließen sich den Winter wieder, und wenn auch Schnee hineinkommen sollte, so ist doch dieser viel zu locker, um die Spalten wieder mit fester Eismasse zu erfüllen; außerdem bildet der Schnee gewöhnlich sogleich Brücken über die Spalten, weshalb es gefährlich ist, nach einem Schneefalle über einen Gletscher zu wandern, weil der Schnee die Spalten nicht ausgefüllt, sondern nur leicht überwölbt hat. Am wahrscheinlichsten aber ist das Vorrücken den Eiskrystallen zuzuschreiben, welche in hohen Firnregionen aus graupenartigen Körnern bestehen, in tieferen Gegenden immer mehr in die Gestalt der Hagelkörner von zunehmender Größe nach der Tiefe übergehen. Durch die Vergrößerung der Körner vermöge ihrer größern Aufnahme der Feuchtigkeit, welche durch das fortwährende Schmelzen einsickert, wird eben so, wie sich das frierende Wasser ausdehnt, auch der ganze Eiskörper des Gletschers ausgedehnt.

Während es in den höchsten Regionen der Alpen in groben Winterflocken schneit oder duftet, graupt es in den niederen und hagelt es bisweilen in den untersten; im Winter schneit oder duftet, im Frühjahr und Herbst graupt und im Sommer hagelt es. Auf den höchsten Gipfeln liegt Schnee, welcher durch sein Alter etwas körnig geworden ist; weiter hinab besteht der Firn aus Graupenkörnern, der eigentliche Gletscher aber aus kleinen, nach der Tiefe zu groben Hagelkörnern, welche aber fest ineinander gefügt sind.

Zu den pittoreskesten Phänomenen der Alpen gehören die **Lauinen**, diese ungeheuren, donnernden Schneeströme, deren Majestät eben so groß ist, als die Furchtbarkeit ihrer Gewalt. Sie kehren periodisch wieder, haben ihre bestimmten Züge und Gänge, ihre Kessel, in denen sie aufgehoben werden, ihre Lagerfelder, wo die bewegten Massen zur Ruhe kommen. Ein großer Theil der Alpen bedient sich dieser Canäle, um sich stellenweise ungeheurer Schneegebiete zu entledigen, und zwar mit einer Regelmäßigkeit, die sich nach Wochen, ja nach Tagen berechnen läßt; genaue Beobachter können oft die Stunde bezeichnen, wo die Lauine kommen wird. Die Formen dieser Schneestürze sind mannigfach; bald treten sie blos als kleine Schlipfe auf, in denen die Schneeanhäufungen eines gewissen Felsengebietes durch gröbere Bergfurchen abgehen, oder es sind zusammengebrochene Windschilde oder Windbretter, durch einen anhaltenden Windstrich bei starkem Schneefalle an einer Felsenzinne aufgethürmte Massen, die ohne ordentliche Grundlage durch das eigene Gewicht zusammenbrechen und überall niederstürzen können, je nachdem gerade eine Windrichtung ihren Ansatz veranlaßt hatte. Gewöhnlich sind sie nicht gefährlich und gehen nicht weit; doch riß ein solches Windbrett auf dem Bernhardin die Postschlitten mit dreizehn Personen in den Abgrund. In gewissen Lagen können sie begreiflich zu eigentlichen Lauinen werden und treten dann um so verheerender auf, als sie sich nicht in gewohnten Betten bewegen.

Die Entstehung der Lauinen ist durch den Aufbau und die Böschung der Gebirge, durch die angehäuften Schneemassen, durch die Temperatur und eine Menge kleiner Veranlassungen bedingt. Schroffer Terrassenbau, steile Felswände, oder stark geneigte Böschung verhindern große Schneeablagerungen und Lauinenbildung; eine Neigung des Gebirges von 30—35 Graden dagegen, in der sich eine lange Wasserfurche findet, nach welcher größere Halden sich sanft abdachen, hat fast überall periodische Lauinen. Doch sind hier die Grundlauinen stetiger, als die Staublauinen. Diese sind gefährlicher und gewaltiger und unregelmäßiger. Sie treten nur im Winter und im ersten Vorfrühlinge auf und entstehen, wenn auf eine feste, harte Schneedecke große Lasten neuen, körnigen, losen Schnee's fallen. Dieser hat keinen Halt auf jenem, wenn die Abhänge etwas steil sind, das Einstürzen eines kleinen Schneegesimses in der Höhe, der Tritt einer Gemse, eines Hasen, ja das Schneebällchen, das von einem Strauche fällt und fortrollt, oder irgend eine Lufterschütterung bringt dies ganze neue obere Schneefeld in Gang; es rutscht erst langsam in einem Stücke fort, reißt dann die tieferen Massen mit, überwallt, stiebt auf, theilt sich; das Dröhnen der Masse durch die klare Luft und der entstehende Windzug führt von allen Seiten-

halden neue Partialstürze herbei, mit rasender Eile, immer furchtbarerer Wucht und dröhnendem Gepolter stürzt der Hauptstrom der Tiefe zu, hat schon die Holzregion als breite, hochgethürmte Sturmfluth erreicht, reißt Steine, Büsche mit sich und bricht bebend und krachend in den Wald. Man sieht nichts als donnernde und sprühende Nebel; unendliche Schneestaubwolken verhüllen den Gang des Stromes, dessen ganze Bahn raucht; aber die Bäume krachen, das Felsgestell bebt, die Zinnen hallen im Donner des Sturzes lange, bange Minuten nach, — noch ein Schlag und zitterndes, knirschendes, dumpfes, unaussprechliches Gepolter, — — — dann ist es stille. Ein schneidender Luftzug hat den stolzen Gang der Lauine begleitet; man schaut ihr nach, geradeaus, über zwei Stunden lang, Hunderte von Schritten breit ist ihr frisches Canalbett, durch Alpenweiden, Wälder, Wiesen bis an den Bach tief unten im Thale; noch rollen einzelne Ballen und rutschen kleine Stürze nach, noch schwankt der durchbrochene Hochwald im Winde der Verheererin. Vom Thale aus gesehen ist die Katastrophe malerischer; doch entdeckt man selten die Anfänge. Der sich ausbreitende, mit Riesenkräften wachsende, wasserfallgleich über die Felswände stürzende, hoch aufrauchende Strom, wie er sich oft theilt und wieder vereinigt, die Seitenarme aufnimmt, ein wallendes, fluthendes, glänzendes Meer in pfeilschnellem Schusse mit allen weitreichenden Seitenwirkungen gewährt ein unaussprechlich großartiges Bild. Wenige Minuten — und die Tochter der Hochalp liegt nach einem schauerlichen Tanze friedlich und bewegungslos in der Thalwanne. Vier bis fünf tausend Fuß hat sie in siegreichem Donnergange zurückgelegt und ihre Glieder majestätisch in die fliegenden weißen Gewänder gehüllt, um bald im Schooße des Thalbettes mit aufgelösten Gliedern zu ruhen.

Der Bewohner der Ebene macht sich selten einen richtigen Begriff von den wunderbaren Sturmbewegungen, von denen eine solche Staublauine begleitet ist. Der Luftzug strömt stoß- oder schußweise rechts und links etliche hundert Schritte weit neben dem Lauinenzuge, schießt aber in seiner ganzen Breite unten über die liegen bleibende Schneemasse hinaus, prallt oft an der gegenüberliegenden Bergwand an oder verliert sich in der Weite des Thales, wo er noch auf eine halbe Stunde weit die Fenster und Thürme der Wohnungen erschüttert und die Kamine von den Dächern hebt. In den Wäldern reißt dieser Sturm auf beiden Seiten oft 1000—2000 der stärksten, ältesten Bäume nieder, hebt Menschen und Thiere auf, schleudert sie in die Tiefe, zerbricht im Thale noch weit vom Lagerplatze des Schneesturzes die gewaltigsten Nuß- und Apfelbäume und Ahorne, legt schwere Frachtwagen auf die Seite und reißt ganze Ställe zusammen. Doch ist diese Luftstreichung ziemlich enge abgegränzt und außerhalb ihrer scharf gezogenen Gränzlinie schwankt kein Baumast. Wunderbare Schicksale zeichnen solche Lauinen in das monotone Leben der Bergbewohner; bald verhüllen sie ganze Weiler in nächtlicher Stunde; die Leute sind in haushohen Schneemassen begraben und erstickt, ehe sie recht erwachen, manchmal reißen sie die Häuschen wie Kartenblätter wirbelnd in die Höhe und die Bewohner werden mit heiler Haut abseits in den Schnee geschleudert. Heuschuppen sind 500 Schritte weit durch die Luft über Bäche getragen und unversehrt mit dem ganzen Heustocke auf der anderen Thalseite abgesetzt worden. Von Verschüttungen und wunderbaren Rettungen der Menschen finden sich in allen höheren Thälern ältere und jüngere Traditionen. Begreiflich sind die Thiere, die in der Nähe des Lauinen- und Luftstromes geblieben, auch Spielbälle desselben. Kleine Vögelchen und große Raben werden hoch durch die Luft geschleudert; seltener reißt der Schneesturz eine Gemse mit. Man sagt diesen klugen Thieren nach, sie vermieden zur Zeit der Lauinenbrüche sorgsam die gefährlichen Gegenden; doch kommen im Frühlinge nicht selten Gemsengerippe im Lauinenschnee zum Vorscheine; mehr als die Witterung der Lauinengefahr mag sie aber ihr steter Trieb, die Sonnenseite des Gebirges zu meiden, vor dem Tode schützen. Mit dem Winde verbreitet sich auch eine große Masse des zu Staub aufgelösten Schnee's mit wunderbar durchdringender Kraft nach der Tiefe. Solcher Staublauinenschnee dringt durch die feinsten Ritzchen massenweise in die Häuser und setzt sich in die wollenen Kleider so fest, daß er durchaus nicht ausgebürstet werden kann.

Die Grundlauinen entstehen später, als die eben bezeichneten, im Frühlinge bis in den Vorsommer hinein; die größeren gehen ziemlich regelmäßig an östlichen Gebirgshängen zwischen 10 und 12 Uhr Mittags, an südlichen zwischen 12 und 2 Uhr, an westlichen zwischen 3 und 6 Uhr Nachmittags und an nördlichen bis tief in den Abend hinein zu Thal. Der Fönwind in den Höhen oder

anhaltende Sonnenwärme löst große Schneefelder von vielen tausend Quadratfußen auf, unterfrißt sie theilweise, zieht Wasserrinnen durch sie und erweicht ihre Unterlage so, daß bei geringer Veranlassung oft ganze Strecken gleichzeitig in's Rutschen kommen. Die tieferen Schneefelder hängen sich an, lösen sich leicht vom erweichten, schwellenden Boden; Alles ballt sich zusammen, reißt überall neue Schneefelder mit, nimmt Erde, Schutt, Steine, Blöcke fort und donnert ebenfalls stromartig, aber in compacteren Massen, über die Felswände oder durch die gewöhnlichen Furchen und Lauinenzüge in die Tiefe. Diese Gebilde stieben, weil sie aus feuchten Schneeconglomeraten bestehen und sich im Gange fester ballen und drängen, nicht so reichlich in die Luft auf, wie die trockenen Staublauinen, deren Millionen Staubperlen die Atmosphäre leuchtend erfüllen, verursachen darum auch keinen bedeutenden Luftdruck und schaden nur durch ihre eigene Bahn, indem sie auf derselben eine Masse von Erde aufwühlen, oft auch, doch seltner als die Staublauinen, verheerende Bahnen durch die Hochwälder brechen. Sie führen immer viele Eismassen mit und sehen schmutzig-trübe aus. In der Regel gleichen sie weniger einem kolossalen Schneeballe, als einer haushohen Schneewand. Wie viele Tausende von Insecteneiern, Larven, Würmern, Alpenpflanzengesämen, die sich im Sommer und Herbste im Bette des Lauinenzuges harmlos angesiedelt, werden so plötzlich durch eine oder zwei Regionen getragen und im Thale abgesetzt, wo sie sich im Sommer doch noch entwickeln. Die Geschiebe schmelzen im Kessel oder auf der Weide, wo sie stehen geblieben und 30—40 Fuß hoch aufgethürmte, lange und breite Schneemeere bilden, gar langsam, oft erst im Juli; und im nächsten Jahre blühen daselbst ganze Colonien herabgeflößter Alpenpflänzchen. Oft bleiben sie in einem Bachbette stecken. Der Bach thaut auf, bildet einen kleinen See, bis er sich durch die 50—80 Fuß breite Schneemauer durchgefressen, und stürzt sich überschwemmend in's Thal; ist die Witterung kalt, oder liegt der Thalgrund hoch und schattig, so bleibt nicht selten die durchgefressene Schneemasse als brückenartiges Gewölbe, das gefahrlos überschritten wird, das ganze Jahr durch über dem Bache stehen und stürzt gelegentlich im nächsten Frühjahre zusammen. Von der Festigkeit des im Thale unten anlangenden Lauinenschnee's hat man oft merkwürdige Beweise erhalten. Die Masse ist so durchgeballt, gerüttelt, geknetet, daß sie zu einem eisenharten Kitt wird. Ein Bergmann, der auf dem Splügen von einer Lauine in's Thal geworfen wurde, aber unversehrt blieb, vermochte es mit aller Gewalt nicht, seinen im Lauinenschnee zur Hälfte steckengebliebenen Mantel aus dieser Kittmasse herauszureißen. Das außerordentlich langsame Schmelzen der Lauinentrümmer wird unter solchen Verhältnissen leicht begreiflich. Weniger begreiflich ist die andere Erscheinung, daß die in solchem Schnee Begrabenen in ihrer Tiefe jedes Wort, das von den sie Aufsuchenden gesprochen wird, deutlich vernehmen, während ihr angestrengtestes Rufen auch nicht einmal durch eine etliche Fuß dicke Hülle zu dringen vermag.

Neben diesen großen Lauinen bilden sich vom Januar bis April in allen Alpen zahllose kleinere, meist Staublauinchen aus losem Schneegeschiebe. Sie hängen wie Schleier an den Felsenwänden, sammeln sich auf einem Grasbande wieder und stürzen sich noch über eine Galerie hinunter, wo sie gewöhnlich ein eigener Trichter oder Kessel aufnimmt. Es gibt einzelne Bergfurchen, in denen den ganzen Frühling durch solche Lauinen fließen. An der Jungfrau, am Uri-Rothstock, am Wigis und Glärnisch, überhaupt an allen steileren Bergpyramiden, die aus tiefen Thalbuchten aufsteigen, sieht man solche verjüngte Lauinen, die blos 1000 bis 2000' tief fallen, gleichsam nur von einer Etage des Gebäudes zur anderen. Wir haben schon gleichzeitig am gleichen Bergstocke ein halbes Dutzend solcher donnernder Cascaden gezählt; in einer einzigen Stunde eines warmen Frühlingstages kann man unter günstigen Verhältnissen 12 bis 16 Fälle beobachten, von denen jeder seine eigenthümliche Gestalt und Schönheit hat. Dann donnern in der That die Höhen unaufhörlich; die Schleier wallen von allen Seiten über die Felsterrassen und scheinen in den Lüften zu verschwinden, wenn ihr Trichter, wie gewöhnlich, durch einen vorderen Bergaufsatz verhüllt ist. Es ist dies so eine eigene Art, wie der Frühling in den Alpen sich einzuläuten pflegt, ein so heimatliches, fröhliches Naturschauspiel, daß die Kinder des Thales in der Fremde sich gar nicht daran gewöhnen wollen, einen Frühling ohne jene rauschenden Silberbänder kommen zu sehen. Nichts befördert aber auch mehr die Möglichkeit einer Frühlingsvegetation in den Höhen, als diese Art der Entfernung von zahllosen Millionen Centnern Schnee's. Müßten alle diese

Massen, von deren Umfang man sich nur selten einen richtigen Begriff macht, langsam weggeschmolzen werden, so dauerte dies wol bis in den Sommer hinein; an manchem schattigen Gelände ging der Schnee gar nicht ab und es würden sich bleibende Schnee- und Gletscheransätze bilden und wachsen, wo nun durch die Gunst der Lauinen der Wildheuer seine duftigen Heubürden sammelt. Ist in der Höhe in Folge einer Grundlauine einmal ein ganzes breites Schneefeld in's Thal abgegangen, so wirkt die Sonne und der Regen von diesen Brachplätzen aus mit doppelter Schmelzkraft nach allen Seiten hin. Der Boden wird warm, die benachbarten Schneegebiete werden von unten auf unterfressen und von oben von Schnee und Regen und Fön abgeleckt, und bald rutschen sie den Vorgängern, nachdem sie gleichsam reif geworden sind, im gleichen Bette nach oder verenden auf dem Platze. Jene Brachplätze sind denn auch die ersten Futterstellen, wo die Raben und Krähen, die Schneehühner und Birkhühner und die kleinen Insectenfresser, die frühesten Würmer, Larven und Käfer finden, und wenige Tage nach der Entblößung des Bodens ist auf diesen schwarzbraunen Oasen schon ein wunderbares Treiben und Verfolgen von allerlei Mücken, Wanzen, Fliegen und Wolfsspinnen, während ringsum noch Alles in hohem Schnee liegt und die Leute im Thale noch keine Spur solchen Höhenlebens ahnen.

In der That, wir sind geneigt, die Lauinen für vorwiegend nutzbringende Alpenphänomene zu halten. So groß auch in einzelnen Fällen ihre Verheerungen sein mögen, so hängt doch von ihnen die Möglichkeit einer Vegetation in großen Gebirgstheilen ab. Die kleinen Lauinen, als die zahlreichsten, sind in der Regel unschädlich und von den größeren wirkt nur ein geringer Theil, besonders die, welche neue Bahnen einschlagen, nachhaltig verheerend. Freilich sind die Schutzmittel der Bergbewohner auch gar unzulänglich, namentlich die altbestandenen, morschen Baumwälder, die oft ganz neben einem neueingeschlagenen Lauinenzuge außen stehen und allgemein im Abgange sind, da man sie nicht forstwirthschaftlich verjüngt und ergänzt. In Wallis herrscht in einigen höheren Thälern die sinnreiche Sitte, die Lauinen festzunageln, indem die Leute im Vorfrühlinge zu den bekannten Lauinenbruchstellen, an die Quellen der Schneeströme, hinaufsteigen und dort auf der ganzen geneigten Fläche eine Anzahl Pflöcke in den Boden treiben, damit bei der Schneeschmelze nicht das ganze Lager in Gang gerathe. So furchtbar und unaufhaltsam der entwickelte Sturz ist, mit so kleinen Gegenmitteln kann doch sein Beginnen verhindert werden. Hat man ja schon bemerkt, daß periodische Lauinen ausgeblieben sind, wenn die Wildheuer im vorangehenden Sommer verhindert waren, gewisse Grasgesimse abzuscheeren, worauf die langen, dürren Grashalme in den Schnee festfroren und diesen zurückhielten, daß er nicht in die Tiefe stürzte und dort den Gang einer Lauine anregte. In mehreren sehr ausgesetzten Thälern der rhätischen Alpen schützen die Einwohner ihre Häuser durch zwei giebelhohe Erd- und Steinwälle, die in einem spitzen Winkel gegen die Lauinenseite zusammentreffen, sogenannte Spaltecken, welche den Schneestrom zertheilen, daß er zu beiden Seiten der Wohnung unschädlich abfließt. Oft hüpfen aber die Staublauinen auch über den Wall und das Dach weg. Auf solche Weise ist in Davos die Frauenkirche geschützt, so wie viele Häuser im Mayen-, Bedrettothale und anderwärts. Einzelne Ställe werden auch blos mit einer Schneemauer verwahrt, die durch Wassergüsse vergletschert wird, und wohl aushält, bis die Zeit der Gefahr vorüber ist, während die neueren Bergstraßen an lauinengefährlichen Stellen durch Galerien geschützt werden oder durch auf Pfeilern ruhende Dächer, die in gleicher Flucht mit der Gangbettsohle der Lauine liegen. Zu den berüchtigtsten, durch Lauinen gefährdeten Stellen gehören die Schällenen, das Tremolathal, die Züga bei Davos, der Platiferpaß bei Dazio grando und andere. [188. 223].

---

3. Die Kalkalpen. Karst und Adelsberger Grotte.

Nicht leicht gibt es einen größeren Contrast als den zwischen Uralpen und Kalkalpen. In langgezogenen maueräfhnlichen Wänden steigen diese letzteren aus den Längenthälern des Inn, der Salza u. s. w. empor. Die lichte Färbung, noch mehr aber die Formen machen sie schon von weitem erkennbar in den abenteuerlichsten Gestalten von Zacken, Spitzen, Pyramiden, Hörnern, oben überhängend, wol gar durchlöchert, daß der blaue Himmel jenseits sichtbar wird, ragen sie aus den Thälern empor. Die langen Mauern selbst aber lösen sich, wenn man sie in der Nähe betrachtet, in ein Gewirre von Klüften, Schluchten und einzelnen Felsmassen auf. Aus jeder Ritze, jeder Kluft treiben Waldbäume und Sträucher empor und die üppigste Vegetation erfüllt den Boden der Klüfte. Statt der undurchdringlichen, kompakten Granitmassen der Uralpen tritt uns hier ein mehr oder weniger leicht verwitterndes Gestein entgegen, zerfressen, durchwühlt und überdies in seinem Innern die wundervollsten Höhlenbildungen bergend; ja mancher Berg ist von einem natürlichen Stollen ganz durchbohrt, so daß man in einem Thale hineingeht, und in einem entgegengesetzten herauskommt (die Frauenmauer in Obersteiermark). Der Rücken des Gebirges endlich bietet einen ganz neuen Anblick; hat man die Höhe der mächtigen Kalkgruppen, das Dachstein-, Priel-, Tännengebirge, hohen Göhl, Terglau u. s. w. erstiegen, so hat man ein Reich der furchtbarsten Oede betreten. Nur in den Ritzen und Spalten der fahlen Klippen grünt es im Verborgenen, sonst ist Alles kahle Wüste, als ob ein wogendes Meer plötzlich in Stein verwandelt worden wäre. Die Aelpler haben die passendsten Namen dafür gewählt, „steinernes Meer" (zwischen Berchtesgaden und Saalfelden), „todtes Gebirge" am Priel, „Höllengebirge" (zwischen Atter- und Traunsee) u. s. w. Aber nicht zu den glatten abgerundeten Formen der Meereswogen ist das Gestein erstarrt, es ist ein heilloses Gewirr von schneidend scharfen Klippen, zahllosen kleinen und größeren Spitzen und Zacken, nach allen Richtungen zerklüftet und zerrissen; ein wahres Chaos, in welchem die einzigen Stellen, welche einen milderen Charakter haben, die Schneefelder sind, die wol nur in einem solchen Gemälde der erstarrten, todten Natur als erheiternder Moment uns dienen können. Die Trostlosigkeit der noch dazu höchst beschwerlichen Wanderung durch diesen Felsenkirchhof wird erhöht durch den Mangel aller Aussicht. Die zahlreichen Gipfel des Gebirges selbst umstellen rings das Plateau, verengen den Horizont, und nur an einzelnen Punkten öffnet sich eine Durchsicht auf andere Bergreihen der Ferne, die man als Wahrzeichen begrüßt, daß jenseits dieses Felsenmeeres noch Gottes schöne Welt uns blüht. Und nicht gefahrlos sogar ist die Wanderung bei mitfallendem Nebel oder Regen; auf dem steinernen Meere und anderen stark betretenen Uebergängen ist der Pfad daher mit Steinhaufen bezeichnet, den sogenannten „Tauben". Der gellende Pfiff einer Gemse oder der Schrei eines Raubvogels unterbricht allein die lautlose Stille dieser Scenerien, die zu den frappantesten der Kalkalpen gehören.

Ein ähnliches Gebilde, wie jene Hochplateaus, finden wir wieder, aber in der Ausdehnung von ganzen Ländern, an der Südseite der Südalpen. Hier erstreckt sich nämlich der sogenannte **Karst**, ein Kalkgebilde, aus mehreren Terrassen bestehend, deren höchste selbst noch den Charakter des Berglandes hat, die anderen gegen das Meer zu aber immer niedriger werden. Eben auch aus Alpenkalk bestehend, ist die Bildung des Karstes doch so eigenthümlich, daß er sich wesentlich von den Alpengebirgen unterscheidet. Die Kalkalpen sind Gebirge mit Ketten und Armen u. s. w. Der Karst besteht aus Plateaus und Terrassen. Das Alpengebirge ist von zahlreichen Längen- und Querthälern durchschnitten, der Karst selbst hat keine Thäler; nur an seiner Gränze gegen die Alpen und die Sandsteinformation weiset er kurze, schmale Thäler auf, dafür charakterisiren ihn zahllose **Mulden**. Der Karst kann demnach auch wenig strömende Wässer haben; seine Mulden können nur zur Seebildung taugen. Sind aber schon die Kalkalpen zerklüftet, so ist es der Karst noch mehr und auf eine höchst eigenthümliche Weise. Man stellt sich das ganze Gestein am besten wie einen

Schwamm vor, mit unzählbaren Löchern, Schachten und Kanälen im Innern. An der Oberfläche nimmt man hauptsächlich zwei Erscheinungen wahr, deren die eine sogenannten Dolinen*) begreift.

Man geht ebenen Fußes auf dem Felsenboden fort, und plötzlich öffnet sich ein kesselförmiger Abgrund vor den Füßen, fast wie eine Thalbucht so weit; bis 500 Fuß tief stürzen sich nackte Felswände schroff, selbst überhängend vor uns hinab. An 600 Fuß weit ist der Kessel oben, etwa 200 hält er unten am Grunde im Durchmesser. Wind und Regen haben fruchtbare Erde da unten zusammengetragen, und die üppigste Vegetation lacht aus der grauenvollen Tiefe herauf; häufig wird sogar Feldbau dort getrieben. Außer diesen weiten Dolinen gibt es aber in unzählbarer Menge enge Klüfte, wahre, natürliche Schachte, an der Mündung mehrere Klafter bis nur einige Zoll im Durchmesser haltend, meistens „Karstlöcher" und auch „Taubenlöcher" genannt, weil sie von Schwärmen der Höhlentaube bewohnt werden. Auf der Stecke zwischen Triest und Duino sind allein über 30 dieser Schachte in neuerer Zeit untersucht worden; man kam in denselben bis zu 450 Fuß Tiefe, und da ist der Grund noch überdies mit Gerölle verstürzt und ausgefüllt, würde dieses geräumt, wer weiß, in welche Tiefe man käme.

Aus der Natur eines so zerklüfteten Felsbodens folgt, daß derselbe den Niederschlag alsbald aufsaugt, der bei dem Mangel an eigentlichen Thälern auch zu keinen fließenden Wässern sich sammeln kann; die Lachen, welche das Regenwasser in den Mulden bildet, verdunsten rasch, obschon auch einige kleine bleibende Seen entstanden sind. Die wenigen Bäche und Flüßchen, welche sich aber wirklich vorfinden, verlieren sich fast sämmtlich nach längerem oder kürzerem Laufe in einer Höhle, fließen eine Strecke unter der Erde und kommen dann wieder zu Tage, ja bei einigen wiederholt sich dieses Schauspiel zwei, auch drei Mal, und der auf diese Art neu zu Tage tretende Fluß erhält dann auch gewöhnlich einen neuen Namen.

Den längsten unterirdischen Lauf hat die Recca, welche bei St. Canzian, nordöstlich von Triest, sich in eine Höhle stürzt und nach einem Laufe von fast 5 Meilen bei Duino, unter dem Namen Timavo (der Timavus der Alten), wieder zu Tage bricht. Es ist das der längste unterirdische Lauf eines Flusses in Europa, zugleich in der größten Tiefe, denn nicht weniger als 1000 Fuß unter der Oberfläche hat das Wasser sich seine Bahn gebrochen.

Die Poik, welche sich bei Adelsberg in die berühmte Höhle stürzt, kommt nach 2 Meilen unterirdischen Laufes bei Planina unter dem Namen Unz wieder zu Tage, verliert sich nach 1 Meile abermals in Höhlen, um nach weiteren 3 Meilen als Laibachfluß bei Oberlaibach neuerdings hervorzubrechen.

Alle diese Gewässer werden unter der Erde durch den Niederschlag, der zu ihnen hinabdringt, verstärkt, und brechen dadurch um so viel vermehrt wieder hervor, so zwar, daß die Laibach schon bei ihrem Ursprunge Kähne, der Timavo sogar Seeschiffe trägt. Der unterirdische Lauf dieser Gewässer findet theils durch geräumige Höhlen statt, theils durch enge, niedere Kanäle, ist aber bis jetzt noch fast gar nicht erforscht worden.

Zu den interessantesten Naturansichten gehören die eben erwähnten Höhlen des Karstes. Die großartigsten Verhältnisse bietet die Reccahöhle bei Triest, berühmter dagegen ist die vielbesuchte Adelsberger Grotte. Wenn man alle Seitengänge in Anschlag bringt, nimmt diese Höhle eine Ausdehnung von 3000 Klaftern ein, mehr als irgend eine Höhle Europa's.

Wie schon erwähnt, stürzt sich die Poik bei Adelsberg in eine große Höhle. In diese kann man nicht eindringen, über derselben öffnet sich jedoch ein Stollen, der, durch Sprengen etwas erweitert, den Eingang bildet. Nach einigen Schritten betritt man einen 15 Klafter hohen Dom, auf dessen Grunde der Flüß einherrauscht, über welchen eine Brücke geschlagen ist. Steinerne Stufen führen zu dieser hinab und jenseits wieder hinauf. Brücke und Felswände sind mit Leuchten versehen, auf denen immer Kerzen in Bereitschaft stehen, die gegen eine mäßige Bezahlung angezündet werden, und ein feenartiges Schauspiel eröffnet sich dann vor dem Blicke. Dieser Theil der Höhle ist seit Jahrhunderten bekannt, und in einem Gange hat man sogar ein von Tropfsteinmasse überzogenes menschliches Skelett gefunden. Jenseits der Brücke, hoch oben in der Felswand, entdeckte man aber 1826 den Eingang zu der seitdem so berühmt gewordenen großen (Kaiser Ferdinands-) Grotte.

*) Slowenisch, deutsch: Vertiefungen.

900 Klafter erstreckt sich der Hauptgang derselben, der aber zahlreiche Aeste hat. Der Weg ist geebnet und fast die Hälfte desselben kann beleuchtet werden, so daß schwerlich eine andere Grotte mit so viel Bequemlichkeit besucht werden kann. Die Gänge sind nicht übermäßig breit, erweitern sich aber an einigen Stellen zu großen Sälen. Am Pfingstmontage wird das „Grottenfest" gefeiert, wobei die Höhle beleuchtet und in dem größten Raume, dem „Tanzsaale", wirklich ein Ball gegeben wird. Die Musik ertönt mit doppelter Stärke in diesen unterirdischen Hallen, macht aber, aus der Entfernung gehört, eine noch wunderbarere Wirkung. Was nun die Adelsberger Grotte vor allen übrigen auszeichnet, sind die zahllosen Tropfsteingebilde, welche dieselbe enthält, Stalaktiten sowol als Stalagmiten. Die kühnste Phantasie könnte keine solche Mannigfaltigkeit ersinnen, als die Natur in ihrem stillen, tausendjährigen Schaffen hier verwirklicht hat. Nach einer wahren oder eingebildeten Aehnlichkeit hat man sie benannt, und so findet man Mumien, Sarkophage, Löwen, Krebse u. s. w. Die schönste Gestaltung ist aber der „Vorhang". Man denke sich von der etwas überhängenden Wand, in der Länge von 20 und der Breite von 15 Fuß einen Vorhang in dem schönsten Faltenwurfe herabhängen, blendend weiß, aber mit braunen Streifen verbrämt, so dünn, daß dahinter gehaltene Lichter das Ganze vollkommen transparent erscheinen lassen, und denke sich diese reizende Draperie von Stein, so hat man eine schwache Vorstellung von diesem lieblichen Bilde, in der düsteren Höhle doppelt anziehend. Die großartigste Partie der Höhle ist übrigens am Ende derselben, wohin man vom Eingange eine gute Stunde zubringt, der sogenannte „Kalvarienberg". Gewöhnlich kehren die Besucher schon beim Vorhang um, und versäumen das schönste Schauspiel um der Bequemlichkeit halber. Die Höhle erreicht dort an ihrem Ende die größte Weite; in einem enormen Dom erhebt sich ein Hügel, eben der Kalvarienberg, zu nicht weniger als 90 Fuß Höhe. Er trägt seinen Namen mit Recht; ein ganzer Wald von Säulen aller Art, und zwar vorzugsweise Stalagmiten, blendend weiß und durch alle Schattirungen von gelb und braun, steht auf demselben, und die geschäftige Phantasie fand in hinlänglich vielen derselben Anhaltspunkte zu Vergleichungen mit biblischen Personen, mit dem Volke, das auf Golgatha zog u. s. w. Die Wirkung dieses Waldes von unförmlichen Statuen ist bei gehöriger Beleuchtung unbeschreiblich, und um das Wunder zu vollenden, findet sich auch ein schönes Echo vor. [193.]

4. Die Bewohner der Alpen.

Vielleicht lockt kein Boden die Menschen mehr zur Ansiedelung, als die Nachbarschaft von Gebirgen. Grade am Fuße derselben, wo abströmende Gewässer fruchtbares Erdreich angesetzt haben und es fortdauernd wässern und erfrischen, wo der Baumwuchs üppig gedeiht, mußte auch früh Wiese und Feld benutzt werden. Aber auch höher in den Thälern hinauf hat der Mensch Nahrung gesucht und gefunden, und sich Hütten gebaut, so weit es nur die unwirthbare Nähe der Felsen, Gletscher und Schneegipfel erlaubt. Ueberall sind also die Alpenthäler und Berghalden von Menschen bewohnt und benutzt, nur in manchen Thälern fleißiger als in anderen, und je nach der Beschaffenheit der Natur und der Umstände in diesem und jenem Gewerbe. Feld- und Gartenpflanzen, wie Hanf und Flachs, Safran, Mohn und Hopfen, werden neben dem Getreide cultivirt und alle Arten des Obstes und der Rebe je nach dem Klima der Thäler. Getreide freilich kann nicht hinreichend gebaut werden, dagegen wirft die Viehwirthschaft auf den Bergen und mancherlei Hand- und Fabrikarbeit in den Thälern so viel ab, daß man aus den benachbarten ebenen Ländern alles beziehen kann, was am Nothwendigen für's Leben mangelt oder was für Bedürfniß gehalten wird. Nicht blos Käse, auch ganze Rinderheerden, zum Schlachten wie zur Zucht, gehen ins Ausland; Schweizervieh z. B. prangt auf vielen Landgütern bei uns und in Frankreich. Und wie viele Arzneikräuter von den Bergen wandern in die Apotheken, wie viele Naturalien aus den drei Reichen der Natur in die Museen Europas! In manchen Hochgebirgthälern, z. B. in Tyrol, Berchtesgaden, Ammergau, be-

treibt der Aelpler mit Geschick und Kunst Holz-, Horn-, Knochendreherei und Bildschnitzerei. In der That auffallend und überraschend ist die Anlage zum Plastischen. Kunstreiche Schnitzer, geschickte Drechsler, Stukkaturarbeiter, Verfertiger von Gypsaltären tauchen ohne alle oder ohne bedeutende Einleitung, vom einwohnenden Schöpfergeiste getrieben, aus dem gemeinsten Stande auf, und bringen es durch kunstgemäße Nachhülfe schnell zur Meisterschaft. Der Hirtenknabe fängt auf dem Felde zu schnitzen, zu flechten an, Körbchen, Löffel, allerlei Haus- und Kunstgeräth, oft beim ersten Angriffe mit einer Geläufigkeit und Zier, die den Kundigsten in Erstaunen setzt. Was der Knabe gelernt, setzt der Knecht in den Feierstunden fort, unterläßt selbst der Besitzer zur Unterhaltung nicht, und daher stammt mancherlei selbst gemachte Einrichtung des Hauses, Holzgetäfel, allerlei lustige Abzeichen an den Flügeln der Dächer. Aus diesem unscheinbaren Umfange entwickelten sich namhafte Künstler, wie der Bildschnitzer Joseph Hell von Völs in Tirol, die gelehrten Mechaniker Peter Anich, Blasius Hueber und Kirchebner, Nißls zahlreiche Schüler, selbst die ältern Daniel Herz, Orgelmacher, und Jakob Steiner, Geigenkünstler. Daß so viel plastisches Talent mit gutem Geschick für die Malerkunst verbunden sei, beweisen die zahlreichen Maler aus der Umgebung von Innsbruck, aus alter und neuer Zeit, mit und ohne Schule, fast sämmtlich mit unverkennbaren Spuren von Geist und Anlage. Uebrigens ist der Tiroler als Weber und Gerber, wie als Sänger und Finkler allbekannt, und hausirt weit in ferne Länder hinein mit seinen Kanarienvögeln, Handschuhen und Teppichen. Wo das Gebirge Salzlager darbietet, sind viele tausend Menschen mit der Bearbeitung derselben beschäftigt, wie in anderen Gegenden, besonders in Kärnthen und Steyermark, mit den Metallen. Sehr viele beschäftigen sich mit Strohgeflecht, besonders zu Frauenhüten, verarbeiten auch Wolle, Hanf und Flachs. Und um mit dem Nothwendigen auch die Bequemlichkeiten des Lebens zu verbinden, ja bis zum Luxus zu steigern, hat der Gewerbfleiß auch ausländische Produkte, Baumwolle und Seide, in seinen Bereich gezogen. Von allen Alpenländern ist die Schweiz, wenigstens ein großer Theil davon, zu einem wahren Fabriklande geworden, wo Papier, Uhren, Strohgeflechte, Baumwollenwaaren, und gegenwärtig mit wachsender Ausdehnung auch Seidengewebe in Masse gefertigt werden. Daß der Handel, schon an sich über die Alpenpässe zwischen Deutschland und Italien als Transit bedeutend, dadurch noch an Lebhaftigkeit gewinnen mußte, ist begreiflich; Alpenwirthschaft bleibt jedoch die Hauptbeschäftigung des eigentlichen Aelplers. Ein großer Theil des Hochgebirges ist von der Natur zur Weide bestimmt; denn unterhalb der Schneegränze, und wo kein nackter Fels aufstarrt, ist es mit einer dünnen Erddecke überzogen, die keinen Anbau dulden würde, aber Feuchtigkeit von spätschmelzendem Schnee, von Dünsten und Regen genug hat, um Gras und Kräuter zu treiben. Diese wachsen nun freilich nicht in so saftigen Blättern und zu solcher Höhe, wie in fetten Wiesen und Marschländern, dagegen äußerst dicht, wie in einander gefilzt, und von kräftiger Würze. Man denke sich die Höhe und die Ausdehnung der Gebirge, und man begreift, wie auf den Alpen, wo keine Wälder Wurzelgrund fänden, oder auch in einer Höhe, wo der Baumwuchs schwindet, doch der Gras- und Kräuterplätze eine unberechenbare Menge vorhanden ist. In manchem engen Thal zwischen hohen Felsmassen ahnt der Wanderer nicht, daß droben zwischen auf- und absteigenden Höhen und Tiefen die herrlichsten Bergweiden sind. Das Ländchen Glarus am Glärnisch und an der Limmat ist nur 11 St. lang und 9 St. breit, besteht aus zwei bebauten Thälern, und nährt doch über 10,000 Kühe und 5000 Schafe. Für diese das niedere Gras zu mähen und in die Thäler zu schleppen, wie mühsam wäre das! Das Vieh muß es selbst abweiden. Alpenkraut in hoher Bergluft ist zudem so heilsam, daß keine Stallfütterung unten im Thale ihm gleichkommt. — Ganz natürlich hat daher seit undenklichen Zeiten der Bergbewohner den Brauch gehabt, zur Sommerzeit auf den Alpen (so heißen auch die Weideplätze des Hochgebirges) zu wohnen und das Vieh weiden zu lassen. Zu dem Behuf sind überall auf den Alpen Hütten errichtet, schlechtweg aus übereinandergelegten Balken, das Dach mit großen Steinen gegen die Gewalt des Windes beschwert. Der Hirt oder Senn ist wenigstens darin geschützt, kann sein Vieh melken und die Milch handhaben, oder mit andern Worten seine Alpenwirthschaft treiben. Die Sennen sind großentheils arme Leute, ihre Nahrung Milch oder Rahm, Käsmilch und Zieger, seltener noch grobes Brod. Dabei sind sie kräftig und heiter, Bergluft erhält frisch. Selten besorgen

sie eigene Heerden und noch seltener auf eigener Alpe (oder Alme), gewöhnlich werden sie von Besitzern der Alpenplätze hinauf geschickt, oder sie pachten eine Alpe und oft die Kühe dazu.

Erfreulich ist der Anblick einer **Auffahrt auf die Alpen**, d. h. der Auszug einer Heerde, wenn sie im Beginn des Sommers auf die Berge geht. Hirt und Heerde sind voll Lust. Es ist, als wüßten es die Kühe, so jubelnd verlassen sie ihr Dorf, und so munter steigen, ja klettern sie bergan, wenn auch der Weg mühsam ist. Dabei hat der ganze Zug gewisse Ordnung, und an Putz und Jubel fehlt es nicht. Im Appenzeller Land am Säntis geschieht es so: Der Senn mit sauberm Melkeimer auf der Achsel und mit Bändern geschmückt, eröffnet den Zug, der Hund zur Seite, einige weiße Ziegen vorauf. Dann folgen drei Kühe, die schönsten der Heerde, mit mächtig großen Glocken am Halse. Hinter ihnen kommt der Handbub als Gehülfe des Senn, auch mit sauberm Melkeimer und führt die ganze Kühheerde, deren Reihe der Stier mit einbeinigem Melkstuhl auf den Hörnern beschließt. Alles Vieh trägt Glocken, oft in harmonischem Geläut. Damit nichts von der Heerde sich verläuft, kommt ein Knecht hinten nach und erst Tags darauf wird aus der Ortschaft das nöthige Geräth, als hölzerne Milchzuber, der kupferne Käskessel und dergleichen, auf einem Saumrosse zur Sennhütte geschickt. Butter wird droben wenig gemacht; **Käserei** ist das Hauptgeschäft und wird im Großen getrieben. Die kleinen Schweizerkäse wiegen an 40, die größten an 100 Pfd. und Tag für Tag wird in jeder Sennhütte ein solcher Käs gefertigt, wozu man sämmtliche am gleichen Morgen und Abends vorher gemolkene Milch nimmt. Man verfährt so: der große, an einem Krahn hängende Kessel wird übers Feuer gerückt. Die laulich gewordene Milch bringt man durch ein Stück Laab (gedörrter und gegohrener Kalbsmagen) zum Gerinnen, und rührt so lange, bis die Zersetzung der Milch fertig ist. Dann wird mit einem großen Leintuch der fette Kästeig herausgehoben und in die platte, runde Form gethan, worin er bis zum folgenden Tag liegen bleibt, um dann im Kässpeicher zur völligen Austrocknung aufgestapelt zu werden. Aus dem übrig bleibenden Käswasser (Molken) scheidet man nochmals eine magere Käsmasse, Zieger genannt, die der Senn zur Nahrung gebraucht. An einigen Orten versteht man solchen Zieger durch Einmischung gedörrten und gepulverten Alpenklees gar schmackhaft und wohlriechend zu machen, besonders im Glarner Land, dessen grüner Kräuterkäs (Schabzieger) im Auslande sehr beliebt ist. Die ganze Verfahrungsart ist interessant anzusehen, aber vielleicht noch mehr die ganze Lebensweise von Menschen und Vieh auf einer Alp. Jede Kuh kennt ihre Glocke und ihren Namen, und Kühe und Ziegen verstehen den Ruf ihres Senn. Man nennt die wenigen auf- und absteigenden Töne der Melodie, die der Senn gewöhnlich zu singen pflegt oder auf einer Schalmei bläst, den Kuhreigen. Er klingt im Gebirge gar lieblich und die Seele des Bergbewohners hängt so daran, daß er in fernen Ländern leicht das Heimweh bekömmt, wenn er ihn blasen hört. Selbst Kühe, die einmal auf der Alp gewesen, kann man zuweilen dadurch wild machen. — Die Alpzeit dauert nur 12 bis 18 Wochen jeden Sommer, und zwar am längsten auf den niedern Staffeln des Gebirgs, am kürzesten auf den höhern, wo der Schnee früher fällt und später schmilzt. Im Ganzen ähnelt sich die Alpenwirthschaft in den verschiedenen Theilen der Alpenländer. In den östlichen Alpen ist das weibliche Geschlecht mit der Sennerei beschäftigt; in Steyermark und Oesterreich wird auch schon mehr Butter als Käse gemacht, und wo die Gebirge niedrer werden, hört die eigentliche Alpenwirthschaft auf.

Der sittliche und gesellige **Charakter der Alpenbewohner** ist im Allgemeinen überall derselbe, doch hat der Schweizer, Tiroler, Steyermärker u. s. f. je seine Besonderheiten. Festhalten an dem Alten, Treue gegen Fürst und Vaterland, Religiosität, Genügsamkeit, Ausdauer, Muth, Liebe zur Heimat, Tapferkeit, welche oft in Rauflust ausartet, Stärke, Gewandtheit, Erfindungsgeist u. s. w. Diese Züge sind zum Theil Folgen der ganzen Lebensart, zu der die Bewohner von der Natur gezwungen werden, um leben zu können. Sehr viele gewöhnliche Geschäfte, die dem Flachländer nicht die mindeste Mühe machen, sind in den Alpen nicht nur mit der größten Kraftanstrengung, sondern auch mit den größten Gefahren verbunden. Alle, das ganze Jahr über angewandte Mühe wird oft durch ein einziges Gewitter, das die Felder Fuß hoch mit Steingetrümmer überschüttet, auf viele Jahre vernichtet; doch unverdrossen wendet der Aelpler den Boden um, die Steine wegschaffend, die gute Erde ausgrabend, die Steine in die dadurch entstandene Tiefe brin-

gend und die gute Erde wieder darauf deckend, nicht wissend, ob nicht die nächste Viertelstunde seine ganze mühevolle Arbeit wieder vernichtet; Ausdauer und Unverdrossenheit muß eine Folge eines solchen Kampfes werden. Eine Kütze Gras für den Wintervorrath einzusammeln, ist oft mit der größten Gefahr verbunden. Der Weg, den ein Aelpler von einem Dorfe zum andern über ein Bergjoch macht, ist vielleicht sein letzter; denn wird er vom Wetter überrascht, so ereilt ihn leicht ein Wetterstrahl, oder das Schneegestöber führt ihn vom unkenntlich gewordenen Pfade in ein Schneegrab, oder stürzt ihn von der jähen, schlüpfrigen Wand in den schwindelnden Abgrund. Daher findet sich der Aelpler, bevor er sein Geschäft beginnt, mit seinem Schöpfer ab. Dort am Fuße des Joches steht die einsame Kapelle, an der eine Schaar frommer Aelpler kniet und sich Glück erfleht zum sicheren Uebergang; hier an sprudelnder Quelle erinnert ihn ein Bild daran, wem er die Labung zu danken habe, und dort oben, wo kein Halm mehr grünt, auf des Berges Rücken, ruft zwischen grauen Felsen und Schneefeldern das bemooste Kreuz zur Andacht, und dankend fällt der Aelpler vor der Kapelle oder dem Bilde nieder, das ihm am Fuße des Berges die glückliche Vollendung seines Tagewerkes verkündet. Wie der Charakter der Aelpler etwas Originelles hat, so auch sein Anzug und seine Tracht. Obenan steht der mit Federn und Gemsbart geschmückte Hut von sehr verschiedener Form und Farbe, in einigen Gegenden bunt durcheinander, in anderen thalweis gleichmäßig geformt. Ihn tragen beide Geschlechter. Ein lodener Rock, graubraun, ist die allgemeinste Uniform der Aelpler, welche sie sich selbst bereiten. Die gems- oder ziegenlederne, auch lodene kurze, das Knie freilassende Hose bedeckt die Oberbeine; Strümpfe, welche ebenfalls das Knie und den Fuß bedecken, sind eigenthümliche Stücke des Hochländers. Dazu kömmt der breite lederne Gürtel, mit Namenszügen geschmückt; der Hosenträger, gewöhnlich von grüner Farbe, bedeckt einen Theil der Brust; die Zipfel des leicht um den Hals geworfenen Halstuches werden durch einen Ring geschlungen. Derbe Schuhe mit zolldicken, benagelten Sohlen vollenden den äußeren Anzug. Die weibliche Kleidung ist in manchen Gegenden weniger schön, oft selbst völlig entstellend, wozu hauptsächlich das hinten kurze Mieder viel beiträgt, wodurch die Taille oft bis zum Nacken hinaufgezogen und eigentlich ganz vernichtet wird. Dagegen ist der Hut eine wahre Zierde, besonders gegen die dicken Wollhauben, welche in einigen Gegenden die oft recht lieblichen Tiroler Gesichter des Sonntags überstülpen.

Auch der Hauptcharakter der **Bauart** ist in den meisten Alpengegenden derselbe.

In Dörfern und Märkten bedeckt ein flachgiebeliges, weit über die Seitenwände des Hauses vorspringendes Dach das ganze Gebäude, welches gewöhnlich in seiner vorderen Hälfte die Wohnung, in seiner hinteren Hälfte, und zwar im Erdgeschoß, die Viehstallungen, darüber die Scheune enthält, zu welcher eine flache Brücke hinanführt. Doch muß hierbei bemerkt werden, daß nicht alle Wintervorräthe in der Scheune aufbewahrt werden, indem das Heu in den vielen kleinen Heustadeln, mit welchen die Wiesen oft wie besäet erscheinen, aufbewahrt wird, und das Getraide wird erst längere Zeit bis zum Dreschen in sogenannten Harfen, hohen freistehenden Gerüsten mit Querstangen, in welche die Garben über einander aufgeschichtet werden, aufgehoben. Ist das Haus aus Holz gezimmert, so besteht es aus auf einander gelegten und an den Ecken in einander gefügten Balken mit einem das Haus an mehreren Seiten umlaufenden Altan, der sich oft, wenn auch verkürzt, in einem höheren Stock wiederholt, und hauptsächlich zum Trocknen mancher Gewächse (der Bohnen) und der Wäsche, sowie zum Aufstellen von buntgemalten Blumenkästen dient. Diese um das Haus laufenden Gänge sind hier um so nothwendiger, als der Boden wegen des flachen Daches weniger Räume hat, und eben der Zweck des Trocknens und Aufbewahrens auf diesen Gängen hat die vorspringenden Dächer hervorgebracht, um die Gänge gegen Regen zu schützen. Die Fenster sind klein und in's Quadrat geformt, außerdem mit zwei aus den Ecken der Fenster auslaufenden, sich in der Mitte durchschneidenden Eisenstäben gesperrt. Das Dach ist mit Schindeln gedeckt, welche statt der Nägel mit darauf gelegten Steinen befestigt werden. Außerdem ist die Giebelseite mit Schnitzwerk verziert. Auf dem Dache erhebt sich oft ein jenen Zierrathen entsprechendes Thürmchen mit einer kleinen Glocke, welche die auf der Flur befindlichen Arbeiter zur Mahlzeit ruft. Das Holz für den Winterbedarf wird an der Außenseite des Hauses bis in den untersten Gang aufgeschichtet in kleinen gespaltenen Scheitern, nur die kleinen Fenster sind freigelassen

und gleichen Schießscharten. Auf der anderen Seite der Hausthür sind Ruhebänke, wo man unter dem Schutze des weit vorspringenden Daches sicher gegen Regen sitzt. Wo es nur irgend möglich ist, befindet sich ein Brunnen beim Hause. [187. 237. 188.]

5. Bodencharakter der Schweiz.

Ein gewöhnlicher Irrthum ist es, sich die ganze Schweiz als ein Land voll hoher Berge und Gebirge zu denken, was keineswegs der Fall ist; denn gegen Deutschland hin bietet die Natur unverändert dieselben sanften und waldigen Hügelketten, dieselben milden Thäler, in denen Flüsse und Bäche ihren Weg verfolgen, wie in dem angränzenden Baden, Würtemberg und Baiern. Die südwestlichen Waldgebirge Deutschlands, der Schwarzwald und die rauhe Alp, sind höher und gebirgsartiger, als was in der Schweiz bis jenseits der Albiskette, bis an den Rigi, vorkommt, und die Kantone Schaffhausen, Basel, Aargau, Thurgau, Solothurn, Zürich, ein großer Theil von Bern und St. Gallen sind Stufenländer, deren Höhenzüge selten über 2000 Fuß hinausgehen und deren Boden für den Anbau aller Cerealien geschickt ist. — Der größte Theil dieses Hügellandes ruht auf der weichen, merglichten Sandsteinart, die man Molasse nennt, welche den schweizer Städten die Mittel gibt, ihre mächtigen Sandsteinhäuser zu bauen. Die Molasse wechselt ab mit der Nagelflue, einem merkwürdigen Gestein, aus Zertrümmerung verschiedenartiger Kalksteine, auch Grauwacke, Porphyr u. s. w. entstanden, und durch einen kalkigsandigen Kitt mit einander verbunden. Da, wo die schweizer Seen beginnen, erscheint die Nagelflue in ungeheuren Massen, und zieht als Nagelfluegebirge vom Genfer See aus, durch die Kantone Freiburg, Bern, Luzern, Glarus und St. Gallen bis zum Bodensee, diese Nagelfluekette, in deren Mitte der 5500 Fuß hohe Rigigebirgsstock liegt, bildet den ersten Berggürtel der Schweiz. Hinter ihr im Süden hat dann der jüngere Alpenkalk eine zweite, höhere Kette gebildet, die vom Osten des Genfer Sees, über die Stockhornkette am Thuner- und Vierwaldstädtersee hinstreicht, die Pilatuskette und die Schwyzerberge bildet, und mit der Säntiskette in Appenzell am Rhein endet. Der dritte Gebirgswall, vornehmlich aus Uebergangskalk hervorgegangen, liegt noch weiter südlich und läuft von Savoyen aus, wo er sich an den Montblanc lehnt, über den Dent de Midi, den Dent de Morcles, die Diablerets und das Oldenhorn in das Berner Oberland, das er von Wallis scheidet. In dieser Kette liegt der ungeheure Halbkreis mächtiger Gebirgsgipfel mit ewigem Schnee und vielen Gletschern gekrönt: das Schneehorn, die Gemmi, der Altels, das Tschingelhorn, Breithorn, Mittagshorn, Großhorn, die Jungfrau, Eiger, Mönch, die Wetterhörner, das Finsteraarhorn, die Windgelle, der Tödi, der Titlis und viele andere, die bis nach Graubündten hinüber durch das vordere Rheinthal setzen, das Prättigau füllen und mit den mächtigen Ketten der Urgebirge von Granit, Gneis, Porphyr, Syenit und Schiefer zusammenstoßen, die Tyrol füllen und die Schweiz von Italien scheiden. Hier ist der Gotthard der Hauptknoten, von dem östlich das Gebirge zum Bernina und zum Ortler läuft, südwestlich über den Mont Rosa und Mont Blanc geht und bis nach Nizza am mittelländischen Meere sich fortsetzt. Man sieht hieraus, daß nur ein Theil der Schweiz, und zwar der innere und südliche, hohes Alpenland ist, auf welches man von Deutschland kommend, nach und nach aufsteigen muß, je mehr man sich Italien nähert. Schaffhausen, Basel, Aarau, St. Gallen, Zürich, Bern, Freiburg, Lausanne, Genf, und alle die bedeutenden Städte der Schweiz, liegen wie die Kantone, deren Hauptstädte sie bilden, meist in dem milden Vorlande der eigentlichen Alpen, und erst jenseit dieser industriellen oder korn- und weinreichen Theile der Schweiz gelangt man über die Ketten der Nagelflue und der jüngeren Kalkformation in das eigentliche Schweizer Hochland: dem Hirten- und Weideland der Schweiz, denn zwischen und in diesen beiden Kalksteinketten und dem Urgebirge, das Italien scheidet, liegen die inneren Kantone, Zug, Schwyz, Glarus, Appenzell, Uri, Unterwalden, Wallis, Graubündten, zum Theil auch St. Gallen und Luzern. Endlich jenseit der Gotthardkette, südlich bis an den Lago

Maggiore und an den Luganer See hinab dehnt sich die italienische Schweiz, der Kanton Tessin aus, auch reichen bis nahe an den Comersee die Südspitzen des italienisch redenden Theils des Kantons Graubündten.

Wie nun die Alpen nach der Seite Italiens steil und schnell in die lombardische Ebene abfallen und so einen auffallenden Gegensatz zu dem stufenweisen Niedersinken auf der Nordseite bilden, so schneidet auch ziemlich bestimmt die italienische Sprache mit der Urgebirgskette ab. Weiter vordringen hat sie hier nicht können. Am Fuße des Gotthard, des Splügen, des Simplon und aller Gebirgspässe wirft sich ihr die deutsche Sprache in ihrer ganzen Zähigkeit entgegen, westlich aber im unteren Wallis und in Savoyen thut dies die französische Sprache vielleicht mit noch besserem Erfolg. Der französisch redende Volksstamm, welcher die westliche Schweiz inne hat, breitet sich rings um den lemanischen See aus und bewohnt die Jurakette, welche gegen Frankreich die Grenze bildet. Das langgestreckte Kalksteingebirge des Jura, das mit seiner Fortsetzung, dem Jorat, sich an die Alpen lehnt, bildet eine wahre, natürliche Scheidewand gegen die Monarchie der Franzosen; allein Sprache und Sitten verbinden dennoch die Menschen, darum ward es Napoleon auch einst so leicht, einen bedeutenden Theil dieser Grenzstriche zu seinem Reich zu schlagen, und Savoyen hinzuzufügen. — Genf, Neufchatel und die Waadt machen den Kern der französischen Schweiz aus. In Freiburg ist die französische Sprache siegreich vorgedrungen; Bern besitzt einen Theil des Jura, der ihm französisch redende und katholische Bürger gibt, endlich wird auch Unter-Wallis von dem französischen Stamm bewohnt, und so sehen wir die wunderbare Thatsache, daß drei oder genau genommen vier verschiedene Sprachen (das romanisch redende Graubündten dazu gerechnet) in der Schweiz gesprochen werden, ohne daß dies die staatliche Vereinbarung des Landes zu einem politischen Körper hindert. — Gewöhnlich meint man, daß um so etwas wahrhaft auszuführen, dieselbe Sprache das gemeinsame Bindemittel sein müsse; daß von einem Vaterlande in seiner vollen Bedeutung da nicht die Rede sein könne, wo man in den verschiedenen Staatstheilen sich nicht verstehe; allein die Schweiz beweist, daß man sich irrt. Nicht die gleiche Sprache gehört dazu, sondern eine Uebereinstimmung der Interessen zu gleichem Zwecke. [149.]

6. Appenzeller Art und Brauch.

Die Appenzeller sind durch ihre heitere Laune und ihre drolligen Einfälle in der ganzen Schweiz bekannt; und vor allen die „Innerrhödler!“ Man wiederholt sich gern ihre witzigen, spitzigen Erwiderungen bei verschiedenen Gelegenheiten.

„Fort mit Dir, und komm mir nicht wieder vors Haus!“ rief einst ein reicher Herr dem Bettler durchs Fenster zu, der eben angeläutet hatte. „Nichts für ungut“ versetzte der Bettler: „ich wollte gerade bei Euch Abschied nehmen.“

Bei einer Inspektion der Milizen bemerkte der eidgenössische Oberst, daß die Kragen der Uniform ungleich zu sein schienen. „Das kömmt nur daher,“ sagte Einer, „weil nicht alle Soldaten ordonnanzmäßige Hälse haben.“

„Wie lange tragt Ihr Euern Schnurrbart schon?“ fragte man einen alten Innerrhödler. „Länger als Ihr denken könnt!“ versetzte dieser. „Ihr habt ihn doch wohl nicht mit auf die Welt gebracht?“ — „Ei nun, doch den Platz dazu.“

Viele in den Thälern von Appenzell ehemals üblichen, oft rohen Volksspiele haben sich nach und nach verloren; andere sind wegen ihrer Gefährlichkeit, und weil sie selten ohne Unglück abliefen, verboten worden; andere hatten sie mit andern Gegenden der Schweiz gemein, wo sie noch jetzt gelten. Gewöhnlich bestehen sie in Uebungen körperlicher Gewandtheit und Kraft. So das Eierlesen um Ostern. Zwei Jünglinge, nur in Hemden und Hosen, aber mit flatternden Bändern geziert, beginnen im Angesicht der Zuschauer ihren Wettgang. Der eine läuft eine halbe oder ganze Stunde weit zu einem bestimmten Ort, wo man ihm ein Glas Wein reicht, und eilt dann wieder von wannen er kam, zurück. Der Andere hebt inzwischen 50 oder 101 Ei auf, die er in einen mit Spreu gefüllten Korb wirft, ohne daß eines zerbrechen darf. Aber

die Eier sind auf einer Wiese in schnurgrader Linie gelegt, jedes vom andern eine Elle weit. Der Auffammler beginnt am äußersten Ende der Linie, und trägt Ei um Ei zum Korbe am andern Ende der langen Reihe. Sieger ist, wer seine Aufgabe am ersten vollendet hat.

Eben so ist das Stein-Werfen oder „Stein-Stoßen" eine Kraftübung besonderer Art. Wer den schwersten Stein am weitesten schleudert, empfängt unter dem Jubel der Zuschauer den Ehren-Preis: einen buntgestickten ledernen Kühergürtel oder eine Kappe von feinem Leder, oder eine Denkmünze, oder Geld im zierlichen Beutel. Der zu werfende Stein ist aber oft über einen halben oder ganzen Centner schwer und von runder, schwierig zu handhabender Gestalt. Wer ihn lüpft, muß ihn sich selber auf eine der Schultern legen, und dann erst schleudern. Im Jahr 1805 hob ein Mann von Urnäsch einen Stein von 184 Pfund auf, und warf ihn zehn Schuh weit.

An die Ringer-Spiele des Alterthums, bei Griechen und Römern, mahnt das schweizerische „Hosenlüpfen." In einem Kreise von Männern und Weibern, Jünglingen und Mädchen stehen die kampffertigen Athleten. Sie nahen in gebückter Stellung. Jeder sucht die Theile, bei welchen er ergriffen werden kann, Schultern und Hosengurt, so weit er kann, vom Gegner zu entfernen. Endlich drängen sie, Kopf an Kopf, Wirbel an Wirbel gestemmt, zusammen und haschen nach Gurt oder Schulter des Andern. Eins oder das andere ergriffen, beginnt ihr wirkliches Ringen. Wer von Beiden zuerst zu Boden gestürzt wird, ist der Ueberwundene. Aber man sollte die gewaltigen Anstrengungen dieser Muskelstarken, ihre geschmeidigen Wendungen und Biegungen, ihre durch Gleichgewicht der Kräfte zuweilen erzwungene starre Ruhe sehen, die plötzlich wieder in ungestüme Angriffe übergeht; ihre äußersten Machtversuche und Listen sehen, die Fersen des Gegners vom Erdboden zu trennen, um sich eine lebendige Vorstellung vom Ringen des Herkules mit dem Riesen Antheus zu geben.

Ich übergehe eine Menge anderer üblicher Spiele, die von minder eigenthümlicher Art sind. Manche der in der Vorzeit gebräuchlichen, oft lebensgefährlichen, worin nur rohe Kräfte sich ohne Zweck erschlossen, wie im „Blockfest," da man ungeheure Baumstämme in Prozession durch die Dörfer schleppte, sind im gleichen Verhältniß abgegangen, wie, mit größerer Gesittung, das Gefallen an geselligen Spielen des Witzes und heiterer Laune, oder an der Kunst des Gesanges, wuchs.

Unter den öffentlichen Volksbelustigungen, die auch jetzt noch, wie ehemals, und weit allgemeiner denn ehemals beliebt sind, gehört das Ziel- und Scheibenschießen. Sonntags hört man fast in allen Dörfern, während der Sommerzeit, das Knallen der abgeschossenen Stutzen. Abwechselnd werden bald in dieser bald in jener Ortschaft „Freischießen" gegeben, bei welchen den Besten der Schützen, die weit her aus den Umgegenden erscheinen, kostbare Siegespreise aufgestellt sind! Ehemals waren diese Uebungen der Schützen auch in Deutschland gemeiner. Sie dienten zur Verbrüderung und Vergesellung der Völkerschaften. Beim großen Hauptschießen zu Stuttgart, im Jahre 1560, sah man auch die Schweizer zahlreich. Man zählte da anderthalbtausend Schützen mit 96 Gesellschaftsfahnen; und unter den Schützen erblickte man Fürsten und Bauern beisammen um den Preis zielen. Bekannter noch ist das große Freischießen von Straßburg im Jahr 1576, zu welchem die Züricher verhießen, so freudig und rasch zu eilen, daß ihr in Zürich gekochter Hirsbrei noch in Straßburg warm ankommen solle. Sie hielten Wort, indem sie zu Schiffe mit ihrem Brei die Limmat, Aar und den Rhein hinabschwammen.

Die in Deutschland zum Theil halb, zum Theil ganz erloschene Sitte dauert in der Schweiz, und nicht in Appenzell allein, sondern in allen Kantonen ungeschwächt fort, ja in größerm Maßstabe als vor Zeiten. Privatleute und Regierungen zollen ansehnliche Gaben zu den Festen, welche durch Stiftung der sogenannten eidgenössischen Freischießen wirkliche Nationalfeste geworden sind. Das erste von diesen gab die Schützengesellschaft der Stadt Aarau im Jahr 1821. Sie lud dazu die Meisterschützen der gesammten Eidsgenossenschaft ein. Es dauerte, unter Zudrang aus fast allen Kantonen, acht Tage lang. Seitdem haben sich diese von zwei zu zwei Jahren wiederkehrenden olympischen Feste der Schweiz durch Theilnahme aller Gegenden vom Rhein bis zur Rhone selbst zu einer politischen Bedeutsamkeit gehoben. Sie gelten nicht mit Unrecht als Sammelpunkt der geschicktesten Stutzen-Schützen, die einst bei dräuender Gefahr von Außen durch ihre erprobte Kunst eine nicht zu verachtende Schutzwehr fürs Vaterland

bilden werden. Durch begeisterte Lieder und Reden wird dabei der Nationalgeist immer wieder kräftiger angefacht. Und unter den fröhlichsten Sängern, wie unter den glücklichsten Schützen, stehen stets die Appenzeller voran.

Aber eine jede Gemeinde hat auch ihre eigene Schützengesellschaft und jedes ihrer Mitglieder seinen eigenen Stutzen mit Zubehör. Mehr als die Hälfte dieser Männer ist in dieser Kunst so eingeübt, daß ein Schuß aus freier Hand nie ein Brett von der Größe eines Geviertschuhes in der Entfernung von 200 bis 300 Schritten verfehlt. [256.]

7. Wallfahrt und Kloster Einsiedeln.

Dieser wundervolle und weit und breit in der Christenheit berühmte Wallfahrtsort liegt am Eingange des Alpenthales und einem weiten Wiesengrunde, der beinahe so hoch über dem Meere erhaben ist, wie die Spitze des norddeutschen Brocken, nämlich nahe an dreitausend Fuß Das weite und bequeme, aber kahle und kühle, ziemlich reizlose Thalbecken, dessen Mitte das Kloster einnimmt, ist rund umher von mäßig hohen Bergen umgeben, über deren Päße aus allen Weltgegenden Straßen zum Kloster führen. Das ganze Thal ist so zu sagen klösterlich organisirt und wie eine Kirche ausgeschmückt. Die Wege sind stundenweit hinaus mit Heiligenbildern, Kreuzen und Kapellen besetzt, und auf der Höhe jener Päße stehen kleine Kirchen, die vom Kloster unterhalten werden, und die den Pilgrim mahnen, daß er nun in das ehrwürdige Thal von Einsiedeln selber hinabsteige. Mit jedem seiner Schritte mehren sich die Gegenstände der Verehrung, bis er endlich des großen herrlichen Klosters selber und des goldenen, strahlenden Bildes der Himmelskönigin, die über seiner hohen Front errichtet ist, ansichtig wird.

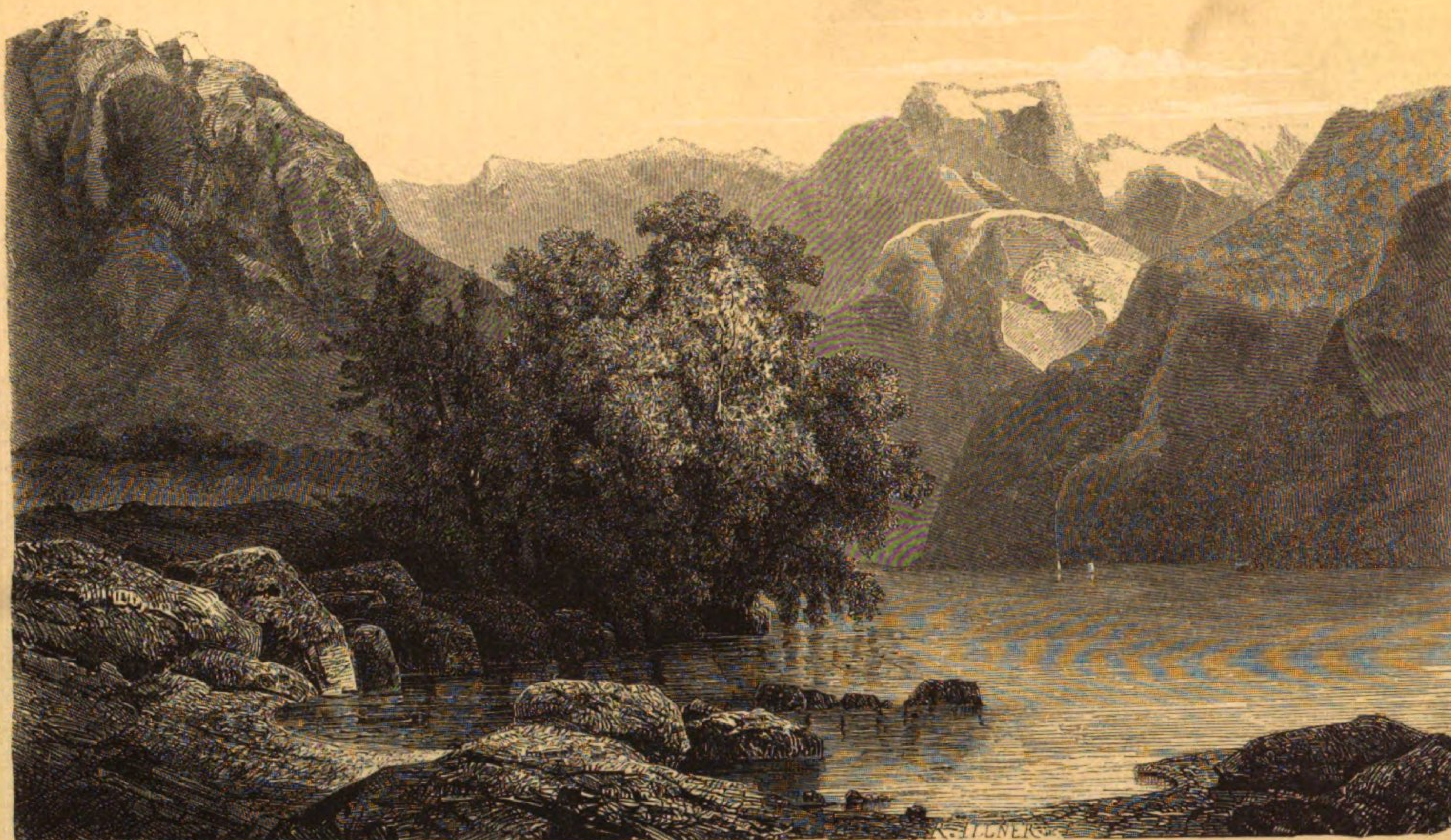
Vor tausend Jahren war dies ganz lichte Thal ein wilder, undurchdringlicher Wald. Der gottesfürchtige Meinrad, der Sohn eines Grafen von Sulgen, zog sich in diesen Wald zurück. Seine hölzerne Hütte stand auf derselben Stelle, auf der sich jetzt das Kloster erhebt. Sein frommes Blut hat den Boden gedüngt. Zwei gottlose Männer erschlugen den Einsiedler. Aber die Raben des Waldes verfolgten die Mörder und verriethen sie durch ihr Geschrei, wie einst die Kraniche des Ibykus, dem Volke. Jetzt ist nun die Wildniß überall auf jenem Flecke beseitigt. Es stehen so viele Kreuze im Thale, als ehemals alte Tannen und Fichten, und auf der Stelle der hölzernen Zelle Meinrad's erheben sich diese wundervolle Kathedrale und ein Palast, in dem die gefürsteten Aebte wohnen. Sogar Herzoge (z. B. ein Herzog Thietland von Schwaben) und Königssöhne (z. B. Gregor, ein Sohn Königs Eduard des Dritten von England und Schwagers Kaisers Otto) verschmähten es nicht, Aebte von Einsiedeln zu werden, und der Ruhm des Ortes verbreitete sich nicht nur durch ganz Deutschland, sondern auch nach Ungarn, Italien und Frankreich. Und noch bis auf diesen Tag strömen die Frommen zum Gebete zu unserer Wallstatt heran, und von dieser heiligen Stätte aus sind seit einem Jahrtausend der ganzen Christenheit und Menschheit unzählige Wohlthaten und Himmelsgnaden zugeflossen.

Es sollen hier jährlich nicht weniger als dreihunderttausend Pilgrime erscheinen, und es fragt sich, ob demnach Einsiedeln nicht von allen Wallfahrtsorten der europäischen Christenheit der allerbesuchteste ist. Nur Loretto in Italien und St. Jago in Spanien sollen noch mehr Pilgrime heranziehen als Einsiedeln. Die meisten von diesen kommen aus der Schweiz, aus den angrenzenden deutschen Ländern Baden, Würtemberg, Tirol, dann aus Frankreich und zuletzt auch manche aus Italien. Man findet darunter alle Klassen der Gesellschaft, auch manche durch höhern Rang und Bildung ausgezeichnete Personen.

Wie der Rector magnificus die Oberaufsicht und Polizei über die ganze Stadt Orford hat, um dort Alles zum Zwecke der Beförderung der Studien der jungen Leute zu ordnen, so hat der Abbas Einsiedlensis auch hier Alles im Auge, übt Polizei über den Flecken, der sich neben dem Kloster angelegt hat, über die zahlreichen Wirthshäuser, über die Wege und Straßen, die zum Kloster führen, und beachtet dann auch noch weiterhin die Vorgänge in entfernten Ländern und sucht sie so zu gestalten, daß die Pilgerschaft stets im Gange erhalten und

daß nirgends der Welt ein Aergerniß gegeben werde. Der Kreuzgänge oder Prozessionen ganzer Gemeinden oder Pfarreien nach Einsiedeln finden hunderte im Laufe des Jahres statt. Ehemals schickten zuweilen große Städte, z. B. einmal Basel (wenn sie durch Pestilenz oder Krieg in Bedrängniß kamen) ihre ganze Bürgerschaft, mit sammt ihrem Magistrate nach Maria Einsiedeln. Auch der Rath und Bürgermeister von Zürich ordnete einen alljährlichen Auszug der Bürgerschaft nach Einsiedeln an „zur Ehre des allmächtigen Gottes, seiner würdigen Mutter der Jungfrau Maria, und des ganzen himmlischen Heeres und auch zum Trost aller christgläubigen Seelen, damit der ewige Gott uns, unsere Stadt Zürich und unsere Landschaft ewig in seinem göttlichen Gnadenschutz habe und verleihe gut Wetter, behüte die Frucht und vor allem Uebel uns beschirme." Ja auch deutsche Kaiser (z. B. Karl der Vierte) sind wol in Begleitung vieler Fürsten und Bischöfe nach Einsiedeln gepilgert. Zur Zeit der französischen Revolution war Einsiedeln ein Sammelplatz für die französische hohe Geistlichkeit, wie es Koblenz für den Adel, die Herzöge und Fürsten war. Hier residirten der Primas von Frankreich, der Erzbischof von Paris und hundert andere französische Geistliche. Als später die Franzosen 1798 in die Schweiz einrückten, behandelten sie das Kloster gar nicht glimpflich. Die Konventualen wurden vertrieben, viele Reichthümer konfiszirt und das tausend Jahre lang verehrte Marienbild nach Paris geschickt. Später wurde Alles wieder, so gut es anging, in den alten Zustand gebracht.

Das Kloster bildet ein großes Viereck von 476 Fuß Länge und 1400 Fuß Breite. Noch liegen verschiedene wirthschaftliche Gebäude auf der Südseite. Alle zusammen mit den Gärten, wovon einer vier und eine halbe Juchart in sich faßt, sind von einer hohen Mauer umschlossen, die sich auf jeder Seite 784 Fuß weit ausdehnt. An der Hauptfacade nimmt die Kirche die Mitte ein. Wie das ganze Klostergebäude, ist sie aus Quadern aufgeführt, trägt auf ihrer Höhe zwischen beiden Thürmen ein kolossales Bild der Maria Einsiedlensis mit dem Knaben auf dem Arme. Die beiden Thürme sind von verhältnißmäßiger und gefälliger Bauart, einfach und ganz gleich. Das Geläute der eilf Glocken, deren größte 110 Centner wiegt, ist harmonisch gestimmt und weit hörbar In einem kleinen Thürmchen auf der Kirche ist überdies noch ein Glockenspiel. Sechzig Fuß vom Eingange in die Kirche ist die heilige Kapelle. Gleich der früheren, die den Wallfahrern geöffnet war, nach dem Einmarsche der Franzosen aber geschleift wurde, ist sie abwechselnd mit schwarzem oder grauem Marmor bekleidet. Reich geschmückt und mit Kronen auf den Häuptern sind die Bilder der heiligen Jungfrau und des göttlichen Kindes auf ihrem Arme, mit glänzend schwarzen Angesichtern, mit schimmernden Strahlen von einer Glorie umfaßt, von brennenden Wachskerzen umgeben; vorn das ewige Licht. Die Kirche hat zehn Seitenaltäre. Dreiundzwanzig Fuß über dem Boden sind an jeder Seite des Schiffes vier Emporkirchen und Galerien mit eisernen Geländern. Der Hochaltar im Chore, aus feinem Marmor, wurde zu Mailand verfertigt. Man bemerkt an demselben ein schönes Abendmahl, von Erz aus einem Gusse. In der Kirche befinden sich zwei Orgeln. Die Länge der Kirche, die in Form eines Kreuzes gebaut ist, mißt mit dem unteren Betchore 337 Fuß, die größte Breite 116 Fuß. In dem Beichthause, links neben dem Chore, das eine eigene Kirche zu sein scheint, befinden sich 28 Beichtstühle, über denen geschrieben steht, in welcher Sprache man darin Beichte höre. Dies geschieht in deutscher, französischer, italienischer und romanischer Sprache. An die Kirchthürme lehnen sich die beiden Flügel, welche die Vorderseite des Klosters bilden und in kleine Thürme ausgehen. Die Hauptfacade, wie die übrigen Seiten, haben drei Stockwerke, an den hervorragenden Ecken aber und bei den Speisesälen vier. Die Gänge sind mit Gemälden und anderen Schildereien behangen, Erinnerungen für Kenner der Kirchen-, Gelehrten- und Klostergeschichte, einige nicht ohne Kunstwerth. Der Kirchenschatz war bis auf die helvetische Staatsumwälzung ungemein reich, Gaben aus dem Oesterreichischen Kaiserhause, aus Frankreich und Spanien befanden sich hier, doch kamen die zahlreichsten von dem markgräflichen Hause Baden-Baden, dessen letztes Ehepaar durch viele Wallfahrten, reiche Geschenke, unter denen ein großes silbernes Wickelkind sich befand, einen Erben sich zu erbitten hoffte. Die Bibliothek befindet sich in einem großen, gewölbten, durch Säulen unterstützten und mit einer Galerie versehenen Saale, in einem der hinteren Vierecke des Klosters. Wie der Flecken, litt auch das Kloster mehrere Male durch Feuer. Immer blieb die heilige Kapelle beinahe unversehrt. Das Stift Ein-



DER VIERWALDSTÄDTER SEE.

siedeln zählt eine beträchtliche Anzahl von Konventualen, welche theils der Seelsorge, theils dem höheren Jugendunterrichte obliegen. Nirgends kann die oft abgeleierte Sage von klösterlichem Müßiggang minder Begründung finden, als in Einsiedeln. Denn neben dem, daß eine verdienten Rufes sich erfreuende Schule besteht, sind die Konventualen durch die ungeheure Wallfahrt beinahe unausgesetzt in Anspruch genommen. Während der 14 Tage, innerhalb welche das alljährliche große Fest der Engelweihe fällt, erhielten im Jahre 1834 nicht weniger als 36,000 Personen die heilige Communion. Die Votivbilder, welche in der Nähe der hl. Kapelle, innerhalb der Kirche, wenige Schritte vor deren Eingang stehend, aufgehängt sind, geben Zeugniß von so manchen Nöthen, die durch die Fürbitte der Jungfrau entweder ganz abgewendet, oder doch gemildert worden sind. Aus den vielen Feuersbrünsten, durch welche das Kloster, wie schon gesagt, heimgesucht worden ist, haben sich doch noch manche werthvolle Handschriften gerettet. Die Bibliothek ist zahlreich, ein Mineralcabinet vortrefflich geordnet, eine Sammlung physikalischer Instrumente vorzüglich.

Die Schatzkammer verwahrte vor der Revolution große Reichthümer; es wurde damals ein Gewand der hl. Jungfrau gezeigt, woran 10,000 Perlen sich sollen befunden haben. Vieles hiervon ist durch die Revolution und deren Folgen verschlungen worden. Die Klosterschule ist zahlreich besucht, sorgfältig (wie es denn Einsiedeln an kenntnißreichen Männern, ja an wahren Gelehrten niemals gefehlt hat) geleitet und genießt eines wohlverdienten weitverbreiteten Rufes. [116. 143. 239.]

8. Der Vierwaldstädter See.

Wenn einer der Schweizer Seen Aehnlichkeit mit den Fjorden Norwegens hat, so ist es dieser Felsensee, mit seinen tiefen Buchten, seinen nackten, oft wild romantischen Ufern, seinen Föhren, welche die steilen Wände krönen, und seiner malerischen Einsamkeit. Der Dampfer rauscht durch die wogende Tiefe und gewiß ist es eine Wohlthat zu nennen, daß Dampfschiffe jetzt auf den Seen der Schweiz fahren. Obwol die Preise, namentlich auf dem Waldstätter See, ziemlich hoch sind, so kann, wer will, doch den zweiten Platz nehmen, immer aber wird er billiger fortkommen, als wenn er wie früher ein Segel- oder Ruderboot oder gar Fuhrwerk miethen wollte. Die Schifferkunst liegt in der Schweiz überhaupt noch immer in der Kindheit und ist häufig nicht ohne Gefahr. Die Fahrzeuge sind plump, von Kielboten weiß man nichts, die Ruder werden im Kreuz stehend gebraucht, während der Mann sie mit Armen und Brust von sich drückt, was äußerst erschöpfend sein muß; ganz entgegengesetzt also wie es die Matrosen, Fischer und Anwohner aller Meere machen. Die Boote und die schwerfälligen Schiffe führen zuweilen ein viereckiges Segel, allein auf diesen Bergseen ist es nur vorsichtig zu gebrauchen. Oft brechen Windstöße plötzlich aus Spalten und Klüften, der See rauscht auf und man muß augenblicklich sich zu bergen suchen. Wie alle Gebirgsseen sind auch die der Schweiz sehr tief, weil sie die tiefsten Thäler ausfüllen. Die beiden größten, der Genfer See, von eilf geographischen Quadratmeilen Flächenraum und der Bodensee, von neun und ein halb Quadratmeilen, sind zugleich die tiefsten, denn der erste hat über 1000 Fuß Tiefe, der andere soll bis 2200 Fuß hinabgehen. Beide Seen, wie auch der bis 400 Fuß tiefe Züricher See und alle Seen der vorderen Schweiz, liegen ungefähr 1200 Fuß über der Nordsee, der Vierwaldstädter See 1350 Fuß, die Seen in Oberbern 1800 Fuß. Von da aus durch die Hochgebirge gibt es keine bedeutende Seen mehr, bis zu den Seen am Fuße der Alpen in Italien, dem Lago Maggiore, dem Garda-, Como- und Lugano-See, welche die abfließenden Wasser sammeln. Der Vierwaldstädter See ist bis 900 Fuß tief, seine Breite sehr ungleich, im Allgemeinen aber nur $^1/_4$ bis $^1/_2$ Meile. So liegt er eingeklemmt und gewunden zwischen 8000 Fuß hohen Felsen, und je weiter das Dampfschiff hinaufzieht, je wilder und prächtiger werden seine Ufer. An den Ufern dieses schönen Sees scheidet sich auch die Gebirgsformation der Nagelflue und des Sand-

steins vom Kalk, der an den Südufern in mächtigen Lagern auftritt. Der See liegt so recht im Mittelpunkt der Schweiz und in ihrem historischen Urleben, denn rund um seine Becken ziehen sich die vier Staaten, welche die erste Eidgenossenschaft bildeten. Das Westende besitzt Luzern, blickt man rechts in die tiefe Bucht, so erkennt man den Thurm von Stanz, dem Hauptflecken in Unterwalden; verfolgt man die Krümmungen des Sees bis an seine südlichste Spitze, so liegt Uri vor uns, die linken Ufer aber, Küßnacht und der Rigi, gehören zu Schwyz, das an den Gehängen seiner Gebirge wunderschön unter den kühnen Pyramiden der Schwyzer Haken liegt.

Kein Schweizer See hat so großartige Umgebungen, eine solche Mannigfaltigkeit von Naturscenerie, einen solchen Wechsel von Licht. Schneeige Häupter und Gletscher steigen in Uri auf; liebliche Matten ziehen an den Abhängen hin, das tiefe Grün der Gebirgstriften wechselt mit Wald und nacktem Gestein, mit senkrechten Felsenmauern und den freundlichsten, sonnenglänzenden, fruchtbaren Thal- und Uferrändern, die eine gütige Himmelshand reich gesegnet hat.

Das ist aber die eigenthümliche Natur der Schweiz. Dicht neben dem Eis und Schnee blühen oft die Fruchtbäume, dicht unter den ungeheuren Giganten liegen die saftigsten Matten und das fette Vieh weidet bis an die Gletscher. Norwegische Wildheit und Zerklüftung, die ungeheuren grenzenlosen Einöden Scandinaviens, diese schmalen schauerlichen Fjorde, welche in Spalten dringen, die zuweilen wie mit Rolands Schwert zerhauen, zwischen 4000 Fuß hohen, glatten eisbezackten Wänden liegen, solche Wunder einer hochgearteten Natur trifft man in der Schweiz nicht. Hier mischt sich immer eine versöhnende Milde mit dem Schrecken, aus dem Eis und Schnee gelangt man nach wenigen Stunden wieder zu Fruchtbäumen und Feldern und nach einem beschwerlichen Marsche ist man sicher, immer wieder ein Wirthshaus, und meist ein gutes, zu finden. Wie in der Schweiz alles Bergsteigen und Klettern meist auf Stunden hinauskommt, so sind auch die kleinen Hirtenstaaten meist winzige Ländchen, von denen man in der Ferne kaum begreift, wie sie den Oesterreichischen Herzogen widerstehen konnten. Sieht man jedoch hier in der Nähe die steilen Felswege, die engen Päffe, die schmalen Thäler und die glatten Wände, so nimmt dies so wenig Wunder, wie der hartnäckige Kampf der Unterwaldner und Schwyzer gegen die Franzosen im Jahre 1798. Ein paar hundert Büchsenschützen können hier gegen viele Tausende kämpfen. Der Stutzen ist auf diesen steilen Felshöhen die beste Waffe, denn schnell kann Niemand hinauf, hinter den Felsen verborgen kann der Schütz bedächtig zielen und wieder laden, und man begreift es, wie bei dem Angriffe auf Stanz z. B. ein alter Mann mit seinen beiden Schwiegersöhnen, unterstützt von ihren Weibern und Kindern, welche ihnen die Büchsen luden, über hundert Franzosen niederschoß, ehe er auf einem Seitenwege von den Feinden Gottes und der Menschen umringt wurde, welche dann freilich mit Bajonetten und Säbeln die ganze Familie in den Schooß der heiligen Jungfrau sandten. Der Stutzen ist die eigentliche Waffe der Schweizer in der Schweiz, denn gegen ihre 20,000 Schützen würden in diesen Gebirgen die besten europäischen Heere nichts ausrichten. Ihre Artillerie, ihre Cavallerie und ihre Milizen werden ihnen wenig helfen. Angriffskriege kann und will die Schweiz nie unternehmen; wenn aber die 100,000 Männer der Schweiz im Büchsenschießen geübt würden, ließ sich selbst das schweizerische Vorland in seiner Berg- und Hügelnatur weit zuverlässiger vertheidigen, als mit den jetzigen Einrichtungen. [149.]

9. Die Uhrmacher im Jura.

Je weiter man von Neuenburg, der Hauptstadt des Kantons, emporsteigend in das Land hinauskommt, je unfruchtbarer oder unzahmer wird der Boden. Die Fruchtbäume verschwinden. Mitten im Sommer haben die Wohngebäude winterliche Vorfenster, zwischen denen und den inneren Fenstern die Töchter des Hauses ihren Blumenflor erziehen, den in freier Luft ein Nachtfrost tödten könnte. Das Gärtchen neben der Behausung kann nur für das Bedürfniß der Küche dienen; zur Zierde darin stehen doch aber zuweilen ein Paar gemeine Pappeln, von verkümmertem und verkrüppeltem Wachsthum. Man athmet in diesen Thälern bei 3000 Fuß über dem Meere erhaben. Oft sind sie tief verschneit, während man noch in den Rebländern längs den Ufern des Neuenburger Sees Weinlese hält. Die Wohnungen sind in ihrem Bau gegen die Unbill der Witterung berechnet; aber sie verrathen im Aeußern behaglichen Wohlstand, einen innern Sinn für geschmackvolle Veranmuthigung des Lebens. Die Hausgeräthschaften sind zierlich, zuweilen kunstvoll, oft prächtig. Nationaltracht des Landmannes ist hier nicht wie in den meisten andern Kantonen. Fast Alles geht städtisch gekleidet und zeigt sich zuvorkommend, gefällig mit städtischen Sitten. Die Dörfer dieser Jurahöhen sind theils von Familien belebt, welche Alpenwirthschaft treiben, theils von Familien sinnreicher Künstler, Handwerker, Fabrikanten und Handelsleute, die in fremden Ländern Waarenniederlagen und Geschäftshäuser besitzen. Viele treiben im Sommer Landbau und Viehzucht, im Winter Uhrmacherei und Weberei von zartesten Gespinnsten, Spitzen, Strümpfen u. s. w.

Eines Tages, es war im Jahre 1680, kam ein Mann von langen Reisen in seinem kleinen Geburtsort La Sagne an. Er hatte aus England eine Taschenuhr mitgebracht. Das ganze Fürstenthum hatte dergleichen Wunderwerk nie gesehen, geschweige das Dorf. Man eilte viele Stunden Wegs weit herbei, das merkwürdige Ding anzustaunen. Aber leider, die Freude dauerte nicht lange; die Uhr war bald verdorben. Wer konnte das Zauberstück herstellen? Jeder bedauerte den Besitzer, den man vorher beneidet hatte. Da trat ein junger Mensch, Daniel Jean Richard, hervor und gab Trost, er wolle das künstliche Geschöpf wieder heilen. Er war selbst aus dem Dorfe. Man kannte seine Geschicklichkeit wol zu allerlei Arbeit in Holz, Stein und Metall. Ja, ohne in seinem Leben eine Uhr gesehen zu haben, hatte er sich einen Stundenanzeiger erfunden. Freilich ein sehr ungeschlachter Mechanismus; ein hölzerner Kasten, ein Paar Walzen mit Stiften darin und Schnüren. Eine Schiefertafel war das Zifferblatt; ein Stück Eisen der Zeiger. Die Uhr aus England begriff er aber, so wie ihren Fehler auf der Stelle. Um sie in Ordnung zu bringen, mußte er gehörige Werkzeuge dazu besitzen. Er erfand sie; hatte sie in Jahresfrist fertig; nach einigen Monaten ging die Uhr vollkommen. Jetzt versuchte er selber Uhrmacher zu werden. Er hörte, man zähne in Genf die Räderchen vermittelst einer einfachen Maschine. Er machte sich sogleich auf und dahin zum Erfinder der Maschine. Dieser verheimlichte ihm das wichtige Arcanum. Er aber untersuchte das Zahnwerk der Uhren auf alle Weise, bis er den Mechanismus errieth, durch den es am leichtesten zu schaffen war. Er versuchte; es gelang. Er war Uhrmacher. Er unterrichtete später seine fünf Söhne; er nahm andere junge Leute von La Sagne zu sich, die ihm Hülfe leisten mußten. Richard ward der Gründer des Wohlstandes in diesen Thälern, und des Anbaues der höchsten Gegenden derselben. Der von ihm eingeführte Fabrikationszweig verbreitete sich schnell. Richard half nach allen Kräften dazu. Er ließ sich späterhin in Locle nieder. Als er im Jahre 1741 starb, war sein sinnreiches Gewerbe schon außerordentlich ausgedehnt. Jährlich werden nun bei 130,000 Taschenuhren und bei 1000 Pendeluhren ausgeführt, von verschiedenem Preise; in verschiedenem Geschmack gearbeitet, silberne, starke, breite für die Landleute der Schweiz und Deutschlands; flache, zierlich geschnitzte für Frankreich und Italien; einfache, solide von Gold für die Kaufleute von Holland und England; andere, mit Perlen und Schmelzwerk geziert, für Madrid und Lissabon;

andere mit wunderlichen Arabesken und Schnörkeln für die Levante, von wannen sie in's tiefste Asien wandern.

Das weibliche Geschlecht beschäftigt sich mit Spitzenklöppeln. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts verfertigte man nur grobe Waare dieser Art im Val Travers, und ließ sie nach Frankreich durch Hausirer vertragen. In der Mitte desselben Jahrhunderts zählte man schon 3000, jetzt bei 8000 Spitzenklöpplerinnen jedes Alters.

Doch Uhren und Spitzenklöppeleien sind bei weitem nicht allein die Beschäftigungsarten des Neuenburgischen Volks. Da ist noch eine Menge der Werkstätten zur Verfertigung von mechanischen Instrumenten, Schnallen, Knöpfen, Messern u. s. w. Mit gleichem Eifer und Glück wird Alpenwirthschaft, Viehhandel und Viehmästung betrieben. Vier bis fünf tausend Morgen Reblandes in den untern Gegenden längs den Seeufern erzeugen bei drei Millionen Maß trefflichen Weins, von welchem jährlich für mehr als eine halbe Million Franken außer Landes verkauft wird. [256.]

10. Das Winzerfest zu Vevay.

Vevay, deutsch Vivis, ist der wegen seiner anmuthigen Lage berühmteste Ort der ganzen Schweiz, ein Ziel der Wallfahrt aller Reisenden. Von den Borden des See's steigen die weißen, netten Häuser, umgeben von dunklen Lauben und Weingärten, terrassenartig in die Höhe, so daß man überall eine entzückende Fernsicht über den See nach Savoyen, bis zu dem eisigen Riesenhaupte des Montblanc genießt.

Vevay zählt etwa 5000 Einwohner, nicht zu rechnen die zahllosen Fremden, welche jährlich sich hier aufhalten. Die Gesellschaft in Vevay ist durch ihre Feinheit, ihre aristokratische Zurückhaltung, verbunden mit der abgemessensten Höflichkeit, bekannt und erinnert sehr an den Ton der englischen Städte; es mag dies daher kommen, daß stets eine große Zahl von Engländern hier wohnt. Die Stadt wird größtentheils von Winzern, Weinhändlern, Kaufleuten und Schiffern bewohnt, wogegen die haute volée die vielen umliegenden Landhäuser bezogen hat. Rings in der Umgegend gedeiht neben den Mandeln, Kastanien, die Rebe auf das Trefflichste und liefert den berühmten Wein von la Côte. Da die unteren Klassen der Bevölkerung auf dessen Production allein angewiesen sind, so ist der Herbst immer ein Fest. Es gibt kein lebenslustigeres, heittereres Völkchen, als das von Vevay, namentlich die Winzer. Und so hat sich denn auch ihr vom grauen Alterthume entsprossenes Winzerfest weit und breit berühmt gemacht. Früher ward dies jedes Jahr, später alle sechs Jahre, jetzt wird es nur noch in guten Herbsten gefeiert. Das Winzerfest ist ohne Zweifel ein Ueberbleibsel aus Römerzeit, ein Fest des Bacchus, und hat insofern seinen mythologischen Charakter auch jetzt noch beibehalten. Große Vorbereitungen werden dazu getroffen, Fremde aus allen Weltgegenden strömen herbei. Am Tage des Festes drängt sich schon früh eine zahllose Menschenmenge in den Straßen und umgibt den großen Platz am See, auf welchem die Haupthandlung vor sich gehen soll. Rings sind Tribünen für die bevorzugten oder bezahlenden Zuschauer errichtet, in den Fenstern der umliegenden Häuser drängt sich Kopf an Kopf, selbst die Dächer sind von Schaulustigen besetzt. Gegen 9 Uhr beginnt das Fest, mit allen Glocken eingeläutet, von Böllerschüssen begrüßt. Ein langer, unabsehbarer Zug wälzt sich heran. Vorher Wachen in mittelalterlicher Tracht, dann eine abenteuerlich gekleidete Musikbande; dann kommt der Vorsteher des Festes, der sogenannte Abbé, geleitet von Schäfern, Schnittern, Winzern in der arkadischen Tracht des alten Watteau; ihnen folgt eine Abtheilung singender Weingärtner, welche die beiden besten Winzer geleiten, denen der Abbé zum Lohne ihres Fleißes Preise ertheilt. Denselben folgt das weinbelaubte Gefolge der Bacchuspriester, dann die Rathsherren und der Trabant der Gesellschaft, der stattlichste Mann Vevay's in prachtvollem ritterlichem Kostüm; dann kommen die Schäferinnen, die Sennen und Hirten, die Gärtner mit ihren Thieren und Attributen, mancherlei Gesänge, Tänze und Spiele ausführend; ihnen folgt die Göttin Flora, ein allerliebstes kleines Mädchen, mit ihrem jugendlichen Gefolge, geleitet von Mähern und Mäherinnen, welche einen mit Blu-



DER MONTBLANC.

menguirlanden geschmückten Wagen voll Gras umtanzen. Diesen folgen die Senner und Sennerinnen der Alpen, mit heller Stimme den Kuhreigen singend; sie führen wunderschöne, blumenbekränzte Kühe, welche sie auf dem Platze melken und die Milch zu Käse verarbeiten. Dieser Aufzug erregt gewöhnlich allgemeine Begeisterung, da er der einfachste und naturgetreuste ist. Nach den Sennen zieht die Ceres mit ihrem Gefolge von Schnittern, Aehrenleserinnen und Kornwagen über den Platz, ihr nach schreiten die eigentlichen Winzer, voraus ihre große Zunftfahne. Sie zeigen sinnbildlich alle Verrichtungen im Weinberge während des ganzen Jahres, und sogar die Esse des Vulkans fehlt nicht, die Schmiede, in welcher die Winzer ihre Geräthe fertigen und ausbessern lassen. Den singenden Winzern folgt die dritte Musikbande, dann kommen die Priester des Bacchus, einen rauchenden Altar und einen Opferbock mit vergoldeten Hörnern mit sich führend. Jetzt endlich erscheint Bacchus selbst, ein schöner, wohlgenährter Knabe, mit Reblaub und Trauben bekränzt, er reitet auf einem von Mohren getragenen Fasse, seine Hände schwingen den Becher und den Thyrsusstab. Sein Gefolge, aus Bacchantinnen, welche tanzend das Tambourin schlagen, und wilden, in Tigerfelle gekleideten Faunen bestehend, erregt die größte Heiterkeit, das lauteste Jauchzen, und besonders gefällt der dicke Silen, der auf einem Esel den Zustand der Trunkenheit allzu natürlich repräsentirt. Aus Griechenland oder Rom werden wir sodann nach Judäa versetzt, denn jetzt kommt die große Traube Josua's, gefolgt von der Arche Noah, einem ungeheuren Wagen, auf welchem u. a. in einer Kelter wirklich der süße Most gewonnen wird. Nun wird dem Bacchus geopfert, gesungen, getanzt, bis endlich der große Hochzeitszug den ganzen Aufzug beschließt. Dies ist gewöhnlich der schönste Theil des Festes, da er einen vollkommenen Blick in die Sitten und Gebräuche des Landes verstattet. Man sieht da das ganze häusliche Leben und Weben einer Familie auf das Treueste dargestellt und erblickt vor sich in einem lebenden Bilde den Lebenslauf eines Waadtländers von der Wiege bis zum Grabe. Musik und Wachen endigen den ganzen Zug. Er hält an demselben Tage einen zweimaligen Umgang; Vergnügungen aller Art, Lärm und Jubel beschließen die Festlichkeit. [81.]

---

11. Besteigung des Montblanc.

Die Besteigung des Montblanc, dieses obersten Gipfels Europa's, der von der Thalfläche von Chamouny höher emporsteigt als der Fuß des Chimborazo über seine nächste Umgebung, und in dieser Beziehung nur vom Himalaja übertroffen wird, ist zuerst 1756 durch Jakob Balmat ausgeführt worden. Schon 1760 und 1761 machte Saussure in den Kirchspielen des Chamouny bekannt, er verheiße dem Entdecker eines Weges nach der Höhe eine ansehnliche Belohnung und selbst denjenigen, denen es nicht glücken würde, einen Tagelohn. Saussure selbst bestieg den Berg, geführt von Balmat, im Jahre 1787. Seitdem ist der Montblanc öfter bestiegen worden, doch bleibt Saussure's Besteigung stets eine der interessantesten. Die Geschichte derselben ist folgende:

Balmat hatte am 5. Juli 1787 mit zwei Begleitern die Höhe des Berges noch einmal untersucht und Saussure günstige Nachrichten mitgetheilt. Dieser eilte nach Chamouny. Regnerische Witterung ließ ihn nicht eher als am 1. August seine Wanderung beginnen, auf welcher er seinen Bedienten und 18 Führer mit sich nahm. Man schlug beim Dorfe Bossons den Fußsteig nach dem gleichnamigen Gletscher ein, traf auf dem Taconaygletscher auf einige schwierige Stellen, mußte sich an einem steilen Fels hinaufarbeiten, schritt über einen Grath, wo man zur Rechten einen Abgrund und zur Linken eine sehr steile Rasenwand hatte, noch höher zwischen den Gletschern Bossons und Taconay hindurch, am Fuße der Aiguille de la Tour vorüber und erreichte ein Viertel vor zwei Uhr die Höhe des Berges la Côte, wo man in der Mitte von vielen großen Felsblöcken, 7818 Fuß über Meer, das Nachtlager nahm, Saussure mit einigen Andern in einem Zelte. Hier verließ man, durch mancherlei Vorbereitungen verspätet, des Morgens um halb 7 Uhr den festen Boden, stieg über den noch harten Schnee des Gletschers hinan, wo am Abend vorher Marie Coutet, der mit zwei

Andern zur Auskundschaftung des Weges war ausgesandt worden, in eine Spalte gesunken war und von dem Herabstürzen nur durch das Seil gerettet wurde, an welches er zwischen seinen beiden Gefährten angebunden ging. Man mußte Eisbrücken und Eisspalten überschreiten, in andere hinunter, auf eingehauenen Stufen aus denselben wieder emporsteigen und bedurfte drei Stunden, um den eine Viertelstunde breiten Gletscher zurückzulegen. Nachdem sich die Karavane über ein steiles Schneefeld hinaufgearbeitet hatte, schritt man am Fuß einer Felsgruppe vorüber, die sich aus dem Eis emporhebt und durch einen schauerlichen Gletscher von der Aiguille du Midi getrennt wird. Ein Schneefeld folgte, man erreichte jene Felsen noch einmal, entdeckte den Genfersee, erkannte die Stadt Nyon und sah die Gipfel des Faucigny unter sich herabsinken. Nach Verfluß einer Stunde zeigte sich eine sehr breite Spalte, die endlich auf einer Schneebrücke überschritten wurde. Ein neuer Schneeabhang führte zu einer der letzten Spitzen des Felskammes. Eine starke halbe Stunde jenseit derselben gelangte man zu dem ersten Schneefeld von 10 bis 12 Grad Abhang. Zur Linken stand die Aiguille du Midi, zur Rechten der Dom de Gouté. Die Trümmer zweier Lauinen mußten durchschritten werden. Eine Stunde lang ging es über ein Schneefeld von einigen und dreißig Grad hinan und man erreichte den zweiten, sanften Abhang. Saussure schreibt die beschränkten Fortschritte der Reise den Besorgnissen der Führer zu, die sich fürchteten, der Kälte auf der Höhe zu unterliegen. Die Ausmittelung des Nachtlagers gab zu vielen Berathschlagungen Anlaß, weil man Lauinen von oben her erwartete, und besorgte, unter sich keine festen Eis- und Schneemassen zu haben. Das Zelt wurde ungefähr 150 Schritt am Eingange dieses Schneerückens, 11,970 Fuß über Meer aufgeschlagen. Man war sehr erschöpft, schmiegte sich enge zusammen und machte das Zelt zu. Als die verdorbene Luft Saussure während der Nacht nöthigte, aus dem Zelt hervorzutreten, erlaubte ihm die Temperatur, den blendenden Mond, den gestirnten, dunkelfarbigen Himmel und den über den höchsten östlichen Gipfeln des Montblanc sich erhebenden Jupiter mit Muße und Bewunderung zu betrachten. Später wurde man durch das Krachen einer Lauine aufgeweckt, die einen Theil des Abhangs deckte, den man am Morgen zu ersteigen hatte. Die Vorrichtungen, um Schnee für das Frühstück und das Bedürfniß des Tages zu schmelzen, verspäteten die Abreise. Von diesem zweiten Schneerücken stieg man auf einen dritten, und erreichte in einer halben Stunde den Fuß des großen Abhangs, an dem man an den Fels hinansteigt, welcher die östliche Schulter des Montblanc bildet. Man war sehr erschöpft und entathmet und mußte immer wieder stillstehen, um sich zu erholen. Nachdem man die Lauine durchschnitten, die man hatte fallen gehört, wurde der Abhang noch steiler und ging zur Linken in einen gräßlichen Abgrund aus, gegen welchen man durch eine Eisspalte und eine Eiswand hinausgedrückt wurde. Man sank bis an die Knie in den Schnee, und war nur durch die Eiskruste vor dem Herunterglitschen geschützt. Nach dritthalb Stunden, vom Nachtlager an gerechnet, war jene Schulter erreicht. Ungeachtet das Thermometer nie tiefer als 3° unter dem Eispunkte stand, gefroren das mitgenommene Fleisch und Brot. Noch war eine Höhe von ungefähr 900 Fuß übrig. Der Abhang von nicht vollen 30 Grad war ganz ungefährlich, doch nöthigten Entkräftung und Athemlosigkeit Saussure nach Zurücklegung von 15 bis 16 Schritten immer wieder stille zu stehen. Ein frischer Nordwind gab Stärkung, wenn er sich gegen denselben wandte. Nach zwei Stunden war man endlich in der Höhe. Sie ist ein Eselsrücken oder Grath, der sich von Morgen gegen Abend erstreckt, und an ihrer höchsten Stelle beinahe horizontal und so schmal, daß zwei Personen kaum nebeneinander gehen können. Nach Osten hin verbreitet sie sich und fällt dann gleichwie auf der Abendseite in einem Abhang von 28 bis 30 Grad. Nach Norden hin gleicht sie einem Vordach. Diese Höhe zeigt nur Schnee. Die höchsten, hervorragendsten Felsspitzen befinden sich ungefähr 400 Fuß unter derselben. Ein leichter Nebel deckte die Ebenen Frankreichs und der Lombardei. Der in schiefer Richtung gesehene Genfersee und die von dem blauen Jura begrenzte Landschaft machten keine besondere Wirkung. Nach Mittag hin boten die Menge und die mannigfaltigen Gestaltungen der Berge und die Abwechslung des Schnees, der Felsen und der grünen Thäler einen eben so reichen als prachtvollen Anblick. In der Nähe übersah man alle umliegenden Bergspitzen und ihren ganzen Zusammenhang. Das Barometer stand auf 16'' 1'''. Die Erschöpfung erschwerte die Versuche. Alle fühlten Fieber und hatten die Eßlust verloren, ohne daß der Geschmack erlosch oder sich wesentlich

veränderte. Geistige Getränke vermehrten den fieberhaften Zustand, und nur zubereitetes Wasser gab Stärkung. Der Schall einer losgebrannten Pistole war schwach, die Farbe des Himmels das dunkelste Königsblau, und mehrere Führer versicherten, als man noch unter der Höhe im Schatten war, Sterne gesehen zu haben. Nahe am Gipfel entdeckte man zwei Schmetterlinge, eine kleine graue Phalene und einen Myrtill, an den obersten Felsen kleine knotige Flechten, und an der Stelle, wo man beim Heruntersteigen das Nachtlager nahm, eine Silene acaulis. Nach einem Aufenthalt von fünfthalb Stunden verließ man um halb 4 Uhr die Höhe und erreichte in drei Viertelstunden den Fels, der die Ostschulter bildet, leicht und ohne Gefahr. Einige Führer waren schon früher vorausgeeilt, um in einer dichtern Luft wieder frei athmen zu können. Vergeblich suchten sie da, wo der Pfad schwieriger zu werden beginnt, einen anderen Ausweg. Sie mußten auf demjenigen bleiben, in dem man hinaufgestiegen war. Wegen der Steilheit und des Zurückprallens der Sonnenstrahlen, die den nahen Abgrund beleuchteten und schauerlicher machten, auch weil man in den Schnee einsank und mit den Füßen auf eine Eisschichte traf, wo man glitschte, war das Heruntersteigen beschwerlich und erforderte Vorsicht, doch erreichte man ohne einigen Nachtheil in fünf Viertelstunden die Stelle des letzten Nachtlagers. Man stieg noch eine Stunde lang abwärts bis zu dem Fels, bei welchem man sich im Heraufsteigen aufgehalten hatte. Um den Zug der Lauinen zu vermeiden, und den Führern die Möglichkeit zu verschaffen, in den Felsspalten ihre Zuflucht zu finden und so zu vermeiden, im Gezelt zusammengedrängt sein zu müssen, ließ Saussure nahe an einem steilen, sehr tiefen Abgrunde dasselbe aufschlagen, in einer Höhe von ungefähr 10,700 Fuß über Meer. Die tiefer ziehenden Wolken bildeten sich nach oben hin wie Thürme, Schlösser und Riesengestalten aus. Ueber denselben sah man merkwürdige Färbungen der Luft von mancherlei Roth. Man speiste mit Eßlust und schlief sehr gut. Am 4. August verließ die Karavane Morgens vor 6 Uhr die Schlafstelle, erreichte in einer kleinen Stunde die Hütte, die Saussure schon im vorhergehenden Jahre aus Steinen hatte errichten lassen, stieg über einen Abhang von ungefähr 46 Grad, mußte eine schwache Schneebrücke, die über eine Spalte führte, überschreiten und traf auf neue Spalten, die es nöthig machten, über einen Abhang von 50 Grad den Weg nach unten zu suchen. Der Gletscher war während der letzten 48 Stunden so unkenntlich geworden, daß man den früheren Weg nicht mehr fand. Man mußte mühsam einen solchen aufsuchen und sich oft der Leiter bedienen. Um halb 10 Uhr gelangten die Reisenden auf den Fels la Côte, von wo man in drei Viertelstunden Prieuré erreichte, und mit eben so viel Freude als Rührung empfangen wurde.

Viele Besteiger sind seitdem Saussure gefolgt, ja sogar Frauen haben den Montblanc bestiegen. Man braucht zu einer solchen Besteigung gegenwärtig 30—60 Stunden, doch sind die Kosten derselben so bedeutend, daß sich nur reiche Leute das Vergnügen machen können. [143.]

12. Hospiz und Alpenpass des St. Bernhard.

Das Entremontethal steigt fünf Stunden lang zum Bernhardsberg. Gleich über dem Flecken St. Pierre wird die Gegend ungemein wild. Durch einen schauerlichen Abgrund stürzt aus einem Seitenthälchen der Bergstrom Dranse du St. Bernhard. Das Sennendörfchen Proz besteht aus ärmlichen Hütten, die der Proz- und Piodozgletscher bedrohen und wo aus dem ersten der Prozbach in einem schönen und hohen Falle über nackte, schwarze Felsen stürzt. Ueber der zu demselben gehörenden Weide erlischt allmälig jede Spur des Lebens. Auch ohne die ernsten Namen der Gegenden könnte man glauben, man sei in die Wohnungen des Todes versetzt. Man wandelt durch das „Todtenthal", erblickt die schroffen Felsen des „Todtenbergs" und erreicht die „Todtenkapelle", wo man die Leichname Derjenigen beisetzt, die auf der Reise den Tod finden. Man läßt ihnen die Kleider, welche sie trugen, damit sie von Nachforschenden eher erkannt werden können. Die reine kalte Luft hindert die Fäulniß und die Leichname schrumpfen meistens wie Mumien ein. In der Nähe ist ein

anderes kleines, gewölbtes Gebäude, das Hospital genannt, das den Reisenden als Zufluchtsort dient. Bei stürmischer Witterung, wenn am meisten Gefahr zu besorgen ist, was vornämlich im Frühling Statt findet, suchen die Leute vom Hospitium, „Maronniers", hier die Wanderer auf oder sie setzen Brot und Wein hin für Diejenigen, die zu bleiben genöthigt sein könnten. Durch eine Schlucht, die gegen Norden gerichtet, der Sonne wenig offen steht und nicht in jedem Sommer vom Schnee frei wird, zwei Stunden von St. Pierre an gerechnet, erreicht man auf steilem Pfade binnen einer kleinen Stunde die Höhe und das Kloster.

Die Begründung des von Augustiner-Chorherren besorgten Hospitiums ist in Dunkel gehüllt, weil zwei Feuersbrünste alle schriftlichen Zeugnisse zerstört haben. Diese Anstalt ist eine der wohlthätigsten, weil hier ohne Rücksicht auf Stand, Herkunft und Glaubensbekenntniß jeder Reisende, auch der ärmste, nicht nur willig aufgenommen, sondern besorgt und gepflegt wird. Wenn Winter oder Nacht alle Pfade verhüllen, werden die Hülfsbedürftigen aufgesucht und unter das schützende Dach geleitet. Auch hat man den treuen Gefährten der Menschen, den Hund, abgerichtet, Verirrte oder in den Schnee Versunkene aufzuspüren. Diese Hunde, von ganz eigenthümlicher Race, kommen ohne Gebell den Fremden wedelnd und liebkosend entgegen. Das Hospitium ist aus Steinen gebaut. Das Refectorium, hier Gastzimmer, ist immer erwärmt und beständig brennt in der Küche das Feuer. Eine große Anzahl Betten ist in Bereitschaft, und dem Hospitium gegenüber steht noch ein Gebäude, in welchem Waaren und Gepäcke aufgehoben werden und wo das weibliche Geschlecht seine Herberge findet. Im August und September 1822 wurde aus Privatbeiträgen und aus Unterstützungen der Regierungen von Zürich, Bern, Genf und des Königs Victor Emanuel von Sardinien noch ein Stock auf das Klostergebäude aufgeführt, auch die Einrichtung getroffen, daß dasselbe mehr gegen die Kälte geschützt und für die Gesundheit zuträglicher wurde.

Im Durchschnitt gehen jährlich acht bis neun tausend Menschen über den Berg. Besondere Veranlassungen füllen bisweilen die Räume während einer Nacht mit hunderten von Ankömmlingen. An einem stürmischen Abend im Jahre 1762 waren 560 Menschen hier beisammen. Von den großen Besitzungen und Einkünften, welche die gastfreundliche Anstalt früher besaß, ist vornämlich seit der Revolution von 1798 vieles verloren gegangen, um so viel mehr bedarf sie der Fortdauer des mildthätigen Sinnes, der ihr von vielen Seiten her Unterstützung reicht. Die kleine artige Kirche ist an das Hospitium angebaut, durch einige gute Gemälde und das Grabmal des bei Marengo gefallenen Generals Desaix geschmückt. Kaum zehn Tage des Jahres sind wolkenlos und sogar im August steht das Thermometer oft unter dem Gefrierpunct. Neben dem Hospitium ist ein kleiner See, an dessen Ufer im höchsten Sommer doppelte Veilchen erblühen, von denen das eine aus dem Samen des andern und im Kelche des erstern entsprossen ist.

Uralt ist dieser Alpenpaß und schon von den Römern gebraucht worden. Die Vermuthung, daß Hannibal die Alpen hier überstiegen habe, wird durch keine erheblichen Gründe unterstützt. Der Bernhardsberg diente römischen, longobardischen und deutschen Heeren als Straße aus und nach Italien, ungeachtet er höher als alle andern Alpenübergänge ist. Kaiser, von ihren Gemahlinnen begleitet, bedienten sich seiner auch in der rauhen Jahreszeit. Von dieser Höhe herab geschah der folgenreiche Schlag, durch den Oesterreichs Herrschaft in Italien bei Marengo zertrümmert wurde, nachdem der erste Consul Bonaparte vom 15. bis 21. Mai 1800 mit seinem Heere vom Genfersee her durch diese Engpässe gedrungen war, auf die Gefahr, am Ausgange derselben auf einen Widerstand zu stoßen, der, wohlberechnet, sein Verderben hätte herbeiführen können. [143.]

13. Volkscharakter und Lebensweise in Graubündten.

Schon bei dem ersten Eintritt in den Kanton Graubündten wird die große Verschiedenheit seiner Bewohner von allen übrigen Schweizern bemerkbar. Es kann auch nicht anders sein. Graubündten selbst, eine Schweiz in der Schweiz, war von jeher isolirt und abgeschlossen und die Stämme seiner Menschen haben sich fast gänzlich unvermischt gehalten. Im Ganzen zeichnen die Graubündtner ein dunkler Teint, schwarzes gelocktes Haar, braune Augen und scharf geschnittene, im Alter unschön hervortretende und stechende Gesichtszüge aus. Man wird nur selten hellblonde Leute finden, und diese sind dann gewöhnlich ausländischer Abstammung. Eine Zierde fast aller Graubündtner sind ihre schönen weißen Zähne; dagegen ist der Bartwuchs der Männer im Durchschnitt nur schwach, weshalb auch selten der Bart getragen wird. Eine verhältnißmäßige Kraft und Stärke, wie sie dem Gebirgs-Bewohner eigen, paart sich bei dem Graubündtner mit einem gewissen linkischen Wesen, das sich oft komisch genug ausnimmt, namentlich bei der Größe der Männer. Wahre Riesengestalten findet man insbesondere in den Thälern Oberhalbstein und Avers; deren Bergfuhrleute und die Flößer des Rheinthals sind durch ihre körperlichen Kräfte im ganzen Land bekannt und theilweise gefürchtet.

Eine hervorstechende Eigenthümlichkeit des Graubündtners ist vor Allem die, daß er auf Wohlleben, besonders auf gute und reichliche Nahrung sehr viel hält und Essen und Trinken allen übrigen Genüssen des Lebens voranstellt. Die Leckerhaftigkeit seiner Küche ist bekannt; die letztere ist ja die Schule fast aller bedeutendern Feinbäcker großer Städte. Blos dem Kanton Graubündten angehörende Speisen sind: Luftfleisch, d. i. solches, welches roh in der reinen Gebirgsluft getrocknet, eine ganz besondere Delicatesse bildet, welcher übrigens der Fremde in ihrer Zähigkeit und Fadheit keinen rechten Geschmack abgewinnen kann; Schafzieger, aus Schafmilch gefertigter fetter Käse; Byrebrot, ein Gebäck aus feinem Mehl, gedörrtem Obst, Zucker und Gewürzen, das, richtig und reich zubereitet, äußerst wohlschmeckend, der Hauptleckerbissen aller Bündtner ist und zu welchem man gewöhnlich einen Schluck Enzianbranntwein, seltener Kirschwasser, trinkt*); endlich die Ziernüßli, die Früchte der Arve oder Zirbelkiefer, die man ihres öligen, mandelartigen Geschmacks und mehr der Unterhaltung, als der Sättigung halber, überall genießt. Die Hauptnahrung der Graubündtner besteht aus Pflanzenkost; nächstdem aus Melkereiproducten. Von letzteren werden deshalb nur unbeträchtliche Quanta ausgeführt. Auffallend ist die Liebhaberei an Fettigkeit der Speisen; alle werden mit Butter geschmelzt, und zwar so reichlich, daß sie fast darin schwimmen und dem Ungewöhnten das Gericht widersteht. Vor allen andern Fleischsorten wird das Ziegenfleisch bevorzugt, welches sowol Wohlhabende als Arme, letztere ausschließlich, sich schmecken lassen, das aber auch in Folge der trefflichen Nahrung und fortwährenden Bewegung der Thiere in freier Luft ganz gut und gar nicht mit dem deutschen zu vergleichen ist. Der Graubündtner trinkt nicht gern Wasser, sondern nur, wenn es sein muß und wenn er nichts Anderes hat. Zur Stillung seines Durstes wählt er gewöhnlich kalte Milch oder Schotten. Kaffee ist sehr an der Tagesordnung und fehlt nirgends; selbst der Senne auf der Alp will diesen Labetrunk nicht entbehren, und bei vielen ärmeren Familien bildet er die Hauptschüssel des Frühstücks, Mittags- und Abendmahls. Aber auch der Wein ist überall beliebt und wird viel getrunken. Außer den geringeren inländischen Weinen, welche besonders im Vorderrheinthal gezogen werden, ist der Veltliner die hauptsächlichste Sorte. Dieser dunkelrothe, fast schwarze Wein wird aus dem Veltlin jährlich in ungeheuren Mengen über die Berge in den Kanton gebracht. Eigenthümlich ist die Nahrungsweise der italienischen Thäler; dieselbe ist fast schon ganz diejenige der apenninischen Halbinsel, und Reis, Polenta von türkisch Korn, Kastanien und Maccaroni, im Schweizer Idiom sonderbarer Weise „Fideli“ genannt, spielen dabei die Hauptrolle.

*) Als Kletzenbrod auch in Schwaben und Bayern bekannt.

Die Tracht der Bevölkerung ist nur noch ausnahmsweise in wenigen Thälern eine nationale. Der höchst unkleidsame Anzug der Männer besteht in dem abgestutzten, braungrauen Frack, welchen zu tragen sich alle Schweizer gleichsam verschworen haben; die Weiber auf dem Lande haben fast ganz französischen Kleiderschnitt, und nur der Stoff ihrer Kleider, der immer Wolle ist, unterscheidet sie von den Städtern. Selten nur begegnet man Landmädchen in den alten Flügelhauben, mit silberverzierten Göllern und mehrfachen bunten Röcken. Sehr unangenehm überrascht den Reisenden in Graubündten ein Hang zur Unsauberkeit, wie derselbe selbst in Uri nicht ausgebildeter sein kann. Wenn, wie ein großer Chemiker bemerkt, die Bildung und Civilisation eines Volkes nach dem Verbrauch von Seife bemessen werden kann, so steht Graubündten sicher noch auf einer sehr tiefen Stufe der Cultur. Die Landbewohner, besonders die Küher, starren von Schmutz, und das ist um so befremdlicher, als die letzteren ihre Geräthe und Gefäße äußerst rein halten müssen, und im Allgemeinen die Dörfer keineswegs arm zu nennen sind.

Die Unreinlichkeit, welche der Mehrzahl der Graubündtner vorgeworfen werden muß, offenbart sich auch hinlänglich an und in ihren Wohnungen. Bei den Häusern vermißt man, freilich mit Ausnahme, jene zierliche Symmetrie, welche so viele Schweizerhäuser auszeichnet und dieselben zu einer dem Auge überaus wohlgefälligen Zierde einer Landschaft macht. Gewöhnlich sind hier zu Lande die Wohnungen von Holz, mit einer Grundmauer von rohen Steinen errichtet. In den Hochthälern, in denen man alles Mögliche thut, um eine Behausung recht warm zu haben, wird gewöhnlich der Viehstall unterhalb des Wohnzimmers, halb kellerartig angelegt, so daß seine warmen Dünste durch den absichtlich mit Oeffnungen versehenen Dielenboden in die Höhe dringen.

Es läßt sich denken, welches Miasma sich auf solche Weise in den engen, vollgepfropften Stuben, deren Lüftung mit Sorgfalt vermieden wird, erzeugt. Wie in Uri, ist auch hier der große Kachelofen das Hauptstück des Zimmers, und auf seinen warmen Stufen liegen die Bewohner Tage lang in träger Ruhe. Schornsteine sind nur selten üblich, der Rauch quillt durch die Lücken der Dachbedeckung, welche meistens aus Stroh, im Gebirge aus Brettern und Schindeln besteht. In den Gegenden südlich vom Bernhardin findet man die armseligsten Wohnungen; sie sind daselbst von Steinen, öfters ohne Mörtelbindung aufgeschichtet, liederlich mit Hohlziegeln gedeckt, und entbehren im Innern der geringsten Bequemlichkeit. Die kostbarsten und schönsten Gebäude zeigt dagegen das Engadin, und es kann kaum etwas Freundlicheres geben, als die hellen, geräumigen, mit Arvenholz künstlich getäfelten Zimmer solcher ländlichen Paläste. Nächstdem ist die Bauart des Prättigaus die beste und stimmt so ziemlich mit derjenigen des ächten schweizerischen Styls überein. Dort sind die Häuser ganz von Fichtenholz, rings von Lauben oder Galerien umgeben, zu dem oberen Stockwerk führt die Treppe von Außen unter dem Schutze des weit vorspringenden Strohdaches, die Balken des Gefüges sind mit Schnitzwerk versehen und die Füllung der Gefache ist bemalt und mit allen Inschriften ausgestattet, wie in dem Emmenthal. Das Prättigau, als die wohlhabendste, ist auch zugleich diejenige Gegend des Landes, in welcher noch die meiste Reinlichkeit und Ordnung im Hauswesen herrscht. [81.]

14. Der Rhein.

Der Deutsche mag wol auf seinen Rheinstrom stolz sein! Nicht auf seine Größe: viele andere Ströme, selbst europäische, übertreffen ihn weit an Länge, Breite, Wasserfülle, an kolossaler Ausdehnung ihres Gebiets. Nicht einem aber ist ein so edles Ebenmaaß beschieden, so richtige Verhältnisse, so vollständige Entwicklung; nicht einer sieht an seinen Ufern auf gleiche Weise Kunst und Natur, geschichtliche Erinnerung und lebendige Gegenwart vereint. In dem erhabensten und herrlichsten, centralen Gebiete des mächtigen Alpengürtels hangen an himmelhohen Felsgipfeln mehr als dreihundert Gletscher, welche dem Rhein ihre vollen, tobenden Gewässer zusenden. Wo sie aus

dem Gebirg hervortreten, da beruhigen und läutern sich diese ungestümen Alpensöhne in etwa fünfzehn der größten und schönsten Seen: — unergründlichen smaragdnen Becken, hier von unerklimmbaren Felsen eingeengt, dort von Rebenhügeln und grünen Matten umkränzt; einer fast, wie das Meer, unabsehbar. Krystallhelle Fluthen entströmen diesen Seen in raschem, doch schon ruhigerem Lauf. Bald in Einem Bette vermischt, wogen sie mächtig und friedlich dahin, durch lachende Fluren an stattlichen Schlössern, hohen Domen, kunstreichen, belebten Städten vorbei, denen sie reiche Lasten zuführen. Hohe Waldgebirge winken lange aus blauer Ferne, spiegeln sich dann in dem herrlichen Strom, bis er die weite, schrankenlose Ebene betritt, und nun dem Schooße des Meeres zueilt, ihm mächtige Wasserspenden zu bringen, und sich dafür in seinem Gebiet ein neues Land zu erbauen.

An den Wiegen des Rheins erklingen die Gesänge armer, aber freier und froher Hirten, an seinen Mündungen zimmert ein eben so freies, dabei reiches, kunstsinniges, gewerbfleißiges, unternehmendes Volk seine schwimmenden Häuser, welche die fernsten Länder und Meere beschiffen und einst beherrscht haben. Wo ist der Strom, der eine Schweiz an seinen Quellen, ein Holland an seinen Mündungen hätte? Den seine Bahn so durch lauter fruchtbare, freie, gebildete Landschaften führte? Haben andere weit größere Wasserfülle und Breite, so hat der Rhein klare, immer volle, sich fast gleich bleibende Fluthen, so ist seine Breite gerade die rechte, hinreichend für Floß und Schiff, für allen Verkehr der Völker und doch nicht so groß, daß sie die beiden Ufer von einander schiede, daß nicht der erkennende Blick, der laute Ruf ungehindert hinüberreichte. Mächtig und ehrfurchtgebietend erscheint er, als ein bewegter Wasserspiegel, in den heitersten Rahmen gefaßt, nicht als wässerige Oede mit nebligen Ufern.

Der Rheinstrom ist recht eigentlich der Strom des mittleren Europa's. An seinen alpinischen Quellen begegnen sich Burgund, Italien, das südliche Deutschland. Seine oceanische Niederung schiebt sich zwischen den Norden Frankreichs und die Ebenen des alten Sachsenlandes ein und führt zu den britischen Inseln hinüber. Aus der schönen Stromebene des mittleren Rheines, einem bergummauerten Centralgebiet, führen natürliche Wasserstraßen durch lange, enge Felsenthore zu reichen, herrlichen Landschaften, tief in das innerste Deutschland und Frankreich hinein. Die Mosel auf der linken, der Main auf der rechten Seite verbinden Franken und Lothringen. Der Rheinstrom selber aber und seine Ufer sind die große Handels- und Reisestraße zwischen Süden und Norden, zwischen Holland und der Schweiz, England und Italien, die eine immer größere Bedeutung erhält, je inniger und lebendiger die Berührungen aller Art zwischen den verschiedenen Gliedern des europäischen Staatensystems werden. [141.]

15. Der Bodensee.

Der Bodensee ist das freundliche Vermittelungsglied zwischen der Schweiz und Deutschland; er ist nicht mehr blos ein schweizerischer See, sondern er wird mit Recht das schwäbische oder deutsche Meer genannt, denn er öffnet seine Arme, um Deutschland an seinen Busen zu drücken; er zeigt dem über den Splügenpaß kommenden Südländer den Weg nach Bayern, Würtemberg, Baden. Zwischen diesen Ländern sammt der österreichischen Provinz Vorarlberg einerseits und den schweizerischen Cantonen St. Gallen und Thurgau andererseits, bildet er zugleich die Grenze und das Band. Von OSO. gegen WNW. dehnt er sich in einem großen Bogen, der nach Norden zu etwas ausweicht, in einer herrlichen Wasserfläche aus, deren Größe ungefähr $9^1/_2$ Quadratmeile (mit Einschluß des Untersees) beträgt. Den Namen Bodensee hat er wahrscheinlich von dem alten Schlosse „Bodmann" erhalten, einer Burg am nördlichen Ufer des Sees, zur Zeit der Karolinger ein königliches Besitzthum und der gewöhnliche Aufenthalt der Bevollmächtigten.

Die Römer nannten den See lacus brigantinus von der Stadt Brigantium (Bregenz), wo sie ein Lager hatten. Jetzt noch nennt man den oberen Theil Bregenzersee, den nordwestlichen Theil dessel-

ben den Zellersee (von Radolfszell so genannt), getrennt und gewöhnlich als ein Theil des Bodensees betrachtet. Die Tiefe des Sees ist sehr verschieden; am beträchtlichsten ist sie zwischen Friedrichshafen und Romanshorn. Das Senkblei hat hier 904 Fuß gemessen. Am ungleichsten erscheint der Seegrund zwischen Rorschach und Lindau, wo er zuerst 20, dann 232, hierauf in der Nähe der Rheinmündung nur noch 79, dann sogar nur 30, etwas weiter wieder 110, dann wieder nur 36, auf der Mitte des Wegs 61 und gegen Lindau zu zwischen 200 und 300 Fuß Tiefe hat. Somit läßt sich voraussehen, daß in nicht sehr langer Frist die Fahrt von Rorschach nach Lindau nicht mehr die gerade Linie einhalten kann, sondern den zunehmenden Versandungen des Rheins ausbeugen muß.

Wegen der großen Tiefe und stärkern Wellenbewegung des Obersees wird natürlich ein bedeutender Kältegrad erfordert, wenn derselbe zufrieren soll. Während der Untersee fast alljährlich zufriert, ist dieser Fall bei dem Obersee seit vier Jahrhunderten nur fünf Mal eingetroffen, nämlich 1477, 1572, 1596, 1695 und 1830. Die Umwohner des Sees feierten Anno 1830 das Ereigniß als ein Fest, das Keiner zum zweiten Mal erleben würde. Im Winter macht der niedrige Wasserstand, verbunden mit den dichten, oft wochenlang andauernden Nebeln, die Dampfschifffahrt beschwerlich; desto lustiger ist dieselbe im Sommer.

Da der Bodensee eine sehr vortheilhafte Verbindung für die angrenzenden Staaten bietet, übrigens nun auch zwei Eisenbahnen (die Stuttgarter bei Friedrichshafen, die Augsburger bei Lindau) an seine Ufer münden, so ist der Handelsverkehr sehr lebhaft. Theils sind es Landeserzeugnisse, die von einem Ort der Küste zum andern verfahren werden (Getreide, Wein, Obst, Gemüse, Holz, Vieh), theils Fabrikwaaren und Handelsprodukte, die von Süden nach Norden, von Norden nach Süden geschafft werden. Es gewährt einen reizenden Anblick, wenn man früh an heiteren Sommertagen die Segelschiffe mit aufgeblähten weißen Segeln nah und fern auf der blauen sonnigen Wasserfläche hinziehen sieht; aber auch die schwarzen Dampfer mit den langen Rauchsäulen, die sie über den See ausbreiten, in der Ferne wie kleine Nußschalen aussehend, beleben diese Wasserwelt außerordentlich und geben ein sehr charakteristisches Bild. In der Lebhaftigkeit der Schifffahrt hat es der Bodensee dem Genfersee von jeher zuvorgethan. Gegenwärtig wird der Bodensee von etwa 18 Dampfern befahren.

Den Fischen scheint übrigens die neue Erfindung der Dampfschiffe nicht sehr zu behagen; die Fischer behaupten, daß, seitdem die brausenden Räder die Wasserfläche durchwühlen, die Brut nicht mehr so ergiebig sei. Ein großer Uebelstand besteht aber auch darin, daß der Obersee nicht wie der Untersee eine geregelte Fischerordnung hat; die Wildfischerei ist unbedingt einer Steigerung der Fischbrut höchst nachtheilig. Es gibt sehr schmackhafte Fische im Bodensee, besonders zeichnen sich aus die beiden Maränen, die Blaufellchen, die Grundforelle und die Seeforelle.

Rings um den Bodensee sind die sonnigen Hügel mit Weinreben bepflanzt. Kann sich der „Seewein" auch nicht mit dem eigentlichen „Rheinwein" messen, so ist er doch in guten Jahrgängen ein schätzbarer Wein, etwas herb, aber sehr gesund. Aus dem reichen Obstertrag wird ein guter Theil zu Most verwendet. Die deutschen Ufer sind besonders reich an Kirsch- und Pflaumenbäumen, die schweizerischen an Aepfel- und Birnbäumen, und im Frühjahr bieten namentlich die thurgauischen Landschaften einen reizenden Anblick dar. Der Wald von Obstbäumen, in welchen das Land wie eingehüllt ist, glänzt in einem weiß-röthlichen Schmuck von Birn- und Apfelblüthen, den kein Maler durch seine Kunst wiederzugeben vermag, und den man unmittelbar im warmen Frühlingssonnenschein genießen muß.

Was den Bodensee vor allen übrigen Seen der Schweiz auszeichnet, ist, daß er weniger ein Berg- und Alpensee ist, als jene (der Genfersee), daß er etwas entschieden Meerartiges hat, daß er die freie, offene Aussicht des Landsees vereinigt mit einer prachtvollen Bergscenerie, die am oberen Theil des Sees in großartiger Nähe herankommt, aber doch noch fern genug bleibt, um den Blick auf die mannigfaltigsten, in Terrassen sich abstufenden Berggruppen nicht zu beschränken. Von Bregenz nach Konstanz zu verliert sich der Blick in der blauen Ferne, wo Himmel und Wasser in einander überzufließen scheinen. Wenn dann die Sonne in die Fluthen taucht und der See wie ein Becken geschmolzenen Goldes sich darstellt, dann mit immer dunkleren Tinten sich schmückt, purpurroth und gelbgestreift und braun in seltsamer Mischung, bis endlich die ruhige, heitere Bläue des Himmels im

Wasserspiegel wieder ihr Gegenbild findet: so ist das ein wahrhaft prachtvoller Anblick. Wer auf dem Hafendamm von Konstanz spazieren geht und hinauf nach dem Pfändergebirge bei Bregenz schaut, sieht dann den schönen Reflex der untergehenden Sonne auf den Bergen im Osten, und in Violett und Roth das ganze Vorarlberg gekleidet. Die Umgegend von Konstanz ist reich an entzückenden Fernsichten.

Bregenz, obwol neuerdings sein Hafen in den besten Stand gesetzt und mit vielen Kosten ausgebaut worden, ist, wie Lindau und Konstanz, ein ziemlich stilles Landstädtchen geblieben, trotz seiner günstigen Lage. Dagegen hat sich Friedrichshafen in kurzer Zeit sehr gehoben. Früher Buchhorn genannt, wie der ältere Theil der Stadt noch heißt, war es, obschon eine Reichsstadt, eigentlich das Krähwinkelchen des Bodensees; jetzt seit Umwandlung des Klosters Hofen in einen Sommerpalast des Königs von Würtemberg und mit diesem Schlosse durch eine neue Straße verbunden, seit dem Ausbau des Hafens und dem Betrieb der Eisenbahn, ist das Städtchen ein wahres Juwel in der würtembergischen Krone geworden und ein bedeutender Handelsplatz. Noch lebhafter ist das auf entgegengesetztem Schweizerufer liegende Rorschach, in welchem Marktflecken die Dampfschifffahrt sich eigentlich concentrirt und wo jeden Donnerstag der belebteste Getreidemarkt stattfindet.

Was aber Konstanz, Lindau und Bregenz (abgesehen von einer neuen gewinnreichen Zukunft des Handelsverkehrs, welche diesen alten Städten noch bevorsteht) keine Ungunst der Zeit rauben kann, das ist die herrliche Natur rings umher. Die fruchtbaren Auen bei Konstanz erinnern schon ganz an italienische Landschaften; die Fernsichten auf die Schweizer und Tiroler Alpen wie in's Schwabenland sind reizend, und die liebliche Insel Meinau ist das schönste Idyll, das in den Rahmen des Bodensees gefaßt ist. Von Lindau aus betrachtet, ist die Berggruppirung um den Obersee am großartigsten. Man stelle sich auf die 290 Schritt lange Brücke, welche die Inselstadt mit dem Festlande verbindet, oder noch besser, vor die reizende Gruber'sche Villa, etwas weiter westwärts am See, und man wird von einem Naturbilde überrascht, das mit den schönsten des Genfersees wetteifern kann. Nach Nordwest der herrliche Wasserspiegel, in unbegrenzter Ferne sich dehnend, im Süden die lieblichen Höhen des Thurgaues, immer höher sich thürmend bis zum 7700 Fuß hohen Säntis, der auf der einen Seite in schroffen Wänden großartig steil sich böscht, auf der andern in weiter Fläche ein Schneekleid um die Schultern legt, zur Seite den „alten Mann", den Kamor und hohen Kasten und wie seine Vasallen alle heißen, von welchen dieser König des Bodensees, der sie stolz überragt, sich huldigen läßt, — im Ost die Pyramiden und massiven Felsen der Dornbirner und Hohenemser Alpen, hinter welchen die höheren Spitzen des Bregenzerwaldes hervorschauen, ganz nahe zu linker Hand das Pfändergebirge, das in den pittoresken Vorsprung, auf welchem die St. Gebhardskapelle thront, ausläuft. Der See scheint den Fuß der gegenüberliegenden Schweizerberge zu bespülen, ja hinauf bis ins Rheinthal zu dringen, das den großartigsten Hintergrund dem überraschten Blicke darstellt; denn es wird von den grauen Hörnern (hinter Ragaz), über welche noch der 9900 Fuß hohe Ringelkopf hervorschaut, geschlossen. Eine Abstufung von den sanftesten zu den kühnsten, schroffsten Formen, ein Wechsel des Erhabenen und Lieblichen, wie er kaum auf einem andern Punkte im lieben deutschen Vaterlande in solcher Fülle zu finden sein mag!

Von Lindau wandere man zu Fuß nach dem eine gute Meile entfernten Bregenz. Sobald man die österreichische Grenze erreicht hat, betritt man einen gut gehaltenen chaussirten Fußweg, der eine halbe Stunde vor Bregenz mit breiten Quadern gepflastert ist. Die Straße führt hart an dem in steilen Wänden sich erhebenden Pfändergebirge hin; zur Rechten blinkt der See, der, wenn er vom Sturm gepeitscht wird, seine Wogen bis auf's Trottoir hinaufspritzt; gerade vor sich aber hat man den herrlichen Golf, von welchem mir Reisende versichert haben, daß sie kaum zu sagen wüßten, was schöner sei, der Golf von Neapel, oder dieser Bodensee-Golf von Bregenz. Die Häuser von Bregenz und kleine Villen steigen amphitheatralisch auf, dem Hafen gegenüber glänzt hinter einer Pappelallee das Kloster Mehrerau, das dem heiligen Kolumban zugeschrieben wird, doch schaut vom steilen Felsen das St. Gebhardskirchlein nieder und dann hebt sich wie die Töne eines harmonischen Akkordes die Alpenwelt Tirols und der Schweiz zum Himmel empor. Es muß freilich ein recht heiterer Sonnen- und Sommertag sein, wenn man dies Gemälde in seiner vollen Schönheit genießen will.

Man unterlasse nicht, den St. Gebhardsberg

zu besteigen, zu dem ein etwas steiler, aber nicht unbequemer Pfad hinaufführt. Von hier schaut man über die ganze Fläche des Sees mit seinen österreichischen, bayerischen, würtembergischen, badischen und schweizerischen Grenzgebieten bis nach Konstanz hinab. Wie eine Landkarte liegt der See ausgebreitet. Zu den Füßen hat man das steinige, breite Bett der Aach, die bei Kennelbach aus dem Bregenzerwalde tritt und zwischen Hard und Rieden mündet. Nach Süden gen Feldkirch und Altstetten dehnt sich die fruchtbare Aue mit ihren zahlreichen Dörfern, welche ganze Fläche in Urzeiten Seeboden war und in welcher der Rhein nun als silberglänzendes Band sich schlängelt. Die Vorarlberger, St. Galler und Appenzeller Alpen thürmen sich in den schärfsten Conturen, daß man sie zeichnen möchte. Was die Natur Erhabenes und Schönes hervorgebracht hat, reiht sich in erhabenem Wechsel aneinander.

Ist der See stürmisch, dann kann man auch meerartige Wogen, weißgekräuselt, von fern über einander stürzend und mit mächtigem Geräusch an der Küste sich brechend, heranrollen sehen. Ueberhaupt haben die Winde auf dieser Ebene einen willkommenen Tummelplatz; sie treiben in den nach der Seeseite zu gelegenen Wohnungen den Regen sogar durch die Doppelfenster.

Ein besonders hitziger Gast ist der Föhn (favonius), der als heftiger Südwind aus den Alpen in's Rheinthal und auf die Fläche des Bodensees sich stürzt, mit einer Gewalt, wovon die Bewohner des mittlern Deutschlands kaum einen Begriff haben. Die Wogen des „deutschen Meeres“ thürmen sich in der That meerartig auf, kein Segelschiff wagt sich hinaus, und wehe dem Nachen, der allzu weit von der Küste sich entfernt hatte! Selbst die Dampfschiffe müssen zuweilen ihren Lauf einstellen. Es ist etwas Sonderbares um diesen Föhn. Schon ein bis zwei Tage vor seinem Ausbruch hüllen sich die Berge in einen höhenrauchartigen Nebel; es tritt Windstille ein, eine ängstliche Spannung der Atmosphäre. Dann erhebt sich wol ein Kampf mit einem kältern Nordost, und man fühlt sich in der einen Minute von einem ganz warmen, gleich darauf von einem kalten Lufthauch angeweht, besonders an der Küste des Sees, bis endlich der hitzige Alpen-Sirocco den Sieg gewinnt und die Wasserfläche des Sees tief aufwühlt. Die Farbe des Wasserspiegels wird vor dem Ausbruch des Windes hellgrün, wie denn überhaupt bei Gewittern, Hagelschauern oder sonst elektrischen Processen in der Atmosphäre die blaue Farbe des Sees erst in's Hellgrüne, dann in's Meergrüne und Dunkelblaue übergeht.

Auf die Nerven wirkt dieser Wind ganz ähnlich, wie der italienische Sirocco, nämlich betäubend und abspannend, besonders die Kopfnerven angreifend. Nach einigen Tagen schlägt der Föhn um; es folgt zuerst Regen, dann Kälte, auf den höheren Bergen fast immer Schnee. Uebrigens kennt man auch einen „kalten Föhn,“ der mehr aus Südsüdost weht, in seinen Stößen minder heftig ist, und wie man zu sagen pflegt, „sich öfters ausgeht,“ ohne Regen zu bringen; die Witterung bleibt dann noch zwei bis drei Wochen gut. [71.]

16. Rheinfall bei Schaffhausen.

Der Rheinfall bei Schaffhausen hat nicht nur den Namen dieser Stadt in aller Welt berühmt gemacht, sondern er ist es eigentlich, dem sie Entstehung und Blüthe verdankt. Dies geschah nicht blos durch den Besuch der Fremden, welche ein so einziges Naturschauspiel zu betrachten zahlreich herbeieilen, sondern vielmehr durch das natürliche Stapelrecht, welches der Rheinfall zu Gunsten der Stadt, besser als ein kaiserliches Privilegium, begründet hat. Da kein Schiff, ohne in tausend Stücke zu zertrümmern, den Rheinfall hinab kann, so müssen alle Güter, die aus dem Bodensee u. s. w. hieher gelangen, oberhalb Schaffhausen ausgeladen, auf der Achse durch die Stadt geführt und unterhalb des Wasserfalles wieder an Bord genommen werden. Vermuthlich lag hierin der Grund zur ersten Ansiedelung, aus welcher Schaffhausen hervorging. Dabei könnte aber befremden, daß Schaffhausen eine gute Stunde oberhalb des Wasserfalls liegt; deshalb müssen wir des Umstands gedenken, daß schon vor der Stadt die Schifffahrt durch einen Felsendamm gehemmt wird, der

bei niederm Wasserstand sichtbar hervorragt. Er besteht, gleich der Felswand und den Felszacken des Wasserfalls, aus Kalksteinen, was den Zusammenhang beider Steinmassen mit dem hier auslaufenden Juragebirge bestätigt. Die Volkssprache nennt die Felsen des Damms die Lächen.

Bei Schaffhausen hört man den Rheinfall schon toben und brausen. Er ereignet sich aber erst bei dem Zürcher Schlößchen Laufen, das auf der linken Rheinseite auf einem hohen Felsen liegt. Dieser bildete wol einst mit dem Steindamme, welchen hier der Rhein zu durchbrechen hatte, eine fortlaufende Bergwand, von der die Felsblöcke, die sich jetzt mitten im Strom dem Sturz entgegenstemmen, nur Ueberbleibsel sind.

Die Tiefe der Felswand, welche sich der Rhein herabzustürzen hat, beträgt etwa siebzig bis achtzig Fuß. Aber eben, da er den Anlauf zum Hinabspringen nimmt, stemmen sich ihm fünf (jetzt nur noch drei) Felsblöcke entgegen, welche aus der Wand emporragen. Einer derselben wird ganz überströmt, die übrigen nur bei dem höchsten Wasserstande. Der überströmte Felsen ist dem Schloß Laufen am nächsten, an dessen Fuß das Gerüste Fischenz, ein hölzerner, balkonartiger Vorbau über dem Abgrunde, die vortheilhafteste Stellung gewährt, um den ganzen, vollen Eindruck des erhabenen Schauspiels mit einem Mal zu gewinnen.

Schon oberhalb des Sturzes mußte sich der Strom in ein enges Felsenbette zwängen lassen, aus dem zahllose Klippen emporstarren. Darüber schäumend vor Unmuth, gelangt er mit starkem Gefälle in die Nähe der Felszacken, wo der Boden schon unter ihm weicht, und der Fall, obwol erst allmälig, beginnt. Mit gewaltsamer Eile schießt er gegen die Felsblöcke hinab, an denen sein Fall sich bricht, der erst jetzt eigentlich geschehen soll. Beim Anprallen gegen die Felsen zerstäubt ein Theil des Wassers und steigt als dichte Nebelwolke in die Höhe, ein anderer bildet siedende, schäumende Gischt, ein dritter wälzt sich in großen Massen über den Felsen und gelangt hinab in den Kessel, wo das Sieden, Schäumen und Strudeln von Neuem anhebt. Denkt man sich dies in der größten Geschwindigkeit hintereinander und zugleich neben einander, da ein Theil des Wassers schon im Kessel zischt und brandet, wenn der andere erst wider die Felsen prallt und über sie hinaus spritzt; denkt man sich dies Schauspiel bei jedem der Felsblöcke mit der Abänderung wiederholt, daß nur der erste Felsen überströmt wird, und läßt man dann die Sonne sich entschleiern, um den mannigfaltigsten herrlichsten Farbenwechsel hervorzubringen, indem sie die vom Wind gekräuselten Säume des Schaums vergoldet, den Wasserspiegel mit Glanz überstrahlt und im aufsteigenden, schnell bewegten Dunst den flüchtigen Regenbogen hervorzaubert, dessen Oberes von der Luft hin- und hergetrieben, vom neuaufwallenden Nebel vermischt und doch gleich wieder neu erzeugt wird, während der Fuß ruhig und unbeweglich im Gischt und Schaum des Kessels steht — faßt man dies Alles in eine Vorstellung zusammen, so hat man ein schwaches Bild dessen, was an dem Phänomen Sichtbares ist. Auf das Ohr wirkt gleichzeitig das ungeheure Donnergetöse des Sturzes so gewaltsam, daß man es in stiller Nacht auf zwei Meilen weit hört, in der Nähe aber Niemand sein eigenes Wort vernimmt. Auch dem Gefühle macht es sich durch die Lufterschütterung und den Staubregen bemerklich, der den Zuschauer in kurzer Zeit durchnäßt, wenn er sich dem Anblick zu unbedachtsam hingibt. [207.]

17. Ein Stück Rheinfahrt.

Die Natur des Rheinlandes ist weniger anziehend durch ihre Einzelheiten — diese sind in manchen Ländern viel großartiger und herrlicher — als vielmehr durch die wundervolle Composition des Ganzen. Es ist wie bei einem meisterhaften Gemälde, an dem oft weniger die einzelnen Figuren, als die Mannigfaltigkeit und Harmonie aller zusammen den siegenden Eindruck hervorbringen. Wenn irgend eine Stätte in Deutschland den Stempel lachender Lust trägt, so ist es die Strecke von Mainz bis Bingen, der Rheingau. Alles weit offen, sanft begrenzt, von üppigem Wachsthum bekleidet, unten der Strom voll Kraft und Milde, Insel an Insel, Ort an Ort, dahinter

die duftenden Rebenhügel, das Haupt mit wehenden Wäldern bekränzt, daß man alles Kummers ob dem Anblicke vergessen könnte. Es haben auch alle Ortschaften von Biberich bis Rüdesheim einen gar lustigen Klang, und sind besonders im Kalender der Weinkenner die meisten roth angeschrieben.

Man sagt, Karl der Große, dessen Palast in dem schönen nahen Ingelheim gestanden, wandle jährlich einmal in der Junimondnacht, wenn die Reben blühen, segnend durch das liebliche Rheingau und das gebe seinen Weinen den ätherischen, mildkräftigen Geschmack, der sie auszeichnet. Man hat jedoch einzig den Blick auf das rechte Rheinufer gerichtet, das linke ist gleichgültiger, flacher. Die weitere Strecke von Bingen bis Koblenz ist das, was man romantisch zu nennen pflegt, im eigentlichen Sinne und eine natürliche Heimath der Romantik, bald hell, bald düster, bald rauh, bald weich, wie die Stimmungen eines leidenschaftlich bewegten Gemüthes. Es rücken die kleinen Berge zu beiden Seiten ganz nah heran; dazwischen öffnen sich kleine Thälchen, oft nur wie Klüfte, aber wacker mit Baum und Buschwerk besetzt, hie und da wie sanfte Mulden, die dann regelmäßig ihr Städtchen oder sonstiges Wohnplätzchen im Busen tragen. Hier ist dann die Hauptversammlung der berühmten Schloßruinen, die in allerlei gespenstischen Gestalten von den Höhen herabschauen, und der Sitz der bekanntesten Sagen, milder und wilder, von St. Goar, der die Schiffbrüchigen rettet und die Pilger pflegt, und von der Lurlei, die den Schiffer in den Strudel lockt. Die dritte Strecke, von Koblenz bis Bonn, ist vielleicht die schönste und zwar von einer großartigen, männlichen Schönheit, die das mächtige ruhig fließende Wasser, die ernste Gestalt der Berge besonders im Siebengebirge, endlich der freiere Charakter der offen hingebreiteten Landschaft zu gleichen Theilen in Anspruch nehmen. Ist die frühere Strecke romantisch-ritterlich, so geht der Rhein hier in der That im majestätischen Königsmantel. Aber es ist nun, als ob er auf dem Thron einschliefe und durch die weite Ebene hinab nur behaglicher Ruhe pflege und das ist die Ursache von seinem unrühmlichen Ende. Schwerlich läßt eine zweite Landschaftsstrecke einen so einheitlichen, harmonischen, man möchte sagen, idealen Eindruck im Gemüthe zurück; es ist wie ein großes landschaftliches Gedicht, das der große Meister zur Freude und Erhebung der Menschen komponirt hat. Daher kommt es auch, daß man der Rheinfahrt nie überdrüssig wird, wenn man auch Alles Einzelne kennt. Man sieht Personen, die ihn wol 20—30 mal auf- und niedergefahren sind, die Reise immer mit neuem Interesse machen.

Daran reihen sich die großen geschichtlichen Erinnerungen, die sich an den Strom knüpfen. Er ist recht eigentlich welthistorisch für Deutschland, nicht so fast in dem Sinn, als hätten sich alle wichtigen Ereignisse hier concentrirt, als vielmehr dadurch, daß sich hier das deutsche Wesen in seiner größten Eigenthümlichkeit und zu seiner höchsten Blüthe entfaltet hat. Tausenderlei Interessen durchkreuzten, rieben und beförderten sich gegenseitig, wodurch denn nicht ein mechanisches Einerlei, das man einen wohlgeordneten Staat nennt, wol aber ein reiches und kräftiges Zusammenleben erzeugt wurde, das seine argen Schattenseiten hatte, im Ganzen aber doch weit mehr Schönes enthielt. Auf den zahlreichen Burgen hausten die Ritter und edlen Geschlechter, ursprünglich in beständiger Fehde untereinander und mit jeder Macht, die ihre Unabhängigkeit bedrohte; die endlich durch die sinkende Bedeutung des Reiches und die steigende Macht der Fürsten um ihr Ansehen kamen. Neben ihnen saßen am Rhein die drei mächtigen geistlichen Churfürsten von Mainz, Trier und Cöln, deren Macht und Gewicht ebenfalls in einem beständigen Wechsel gegen einander begriffen war. Unten am Rhein erhob sich das mächtige bürgerliche Gemeinwesen von Cöln, das den Stapel des Binnenlandes und die Macht der Hansa hinter sich hatte. Gleichsam im Schlepptau von Cöln und mit ihm durch die verschiedensten Interessen der Schifffahrt und des Handels verknüpft, erhoben sich die übrigen zahlreichen Reichsstädtchen am Rhein, die sich frühzeitig durch Wohlhabenheit und stolzes Selbstbewußtsein auszeichneten. Der Kaiser endlich war durch seine Pfalzgrafen vertreten, die sich ihres Ansehens zu wehren und die kaiserlichen Zölle zu erheben hatten. So war hier das Reich im Kleinen beisammen und gab dem ganzen Strich ein äußerst buntes Ansehn. Noch verband keine andere Straße diese verschiedenen Gemeinwesen als das Wasser (die Landstraße wurde erst von Napoleon gebaut), jedes war für sich, schloß sich ab, befestigte sich, suchte für sich zu behaupten, so viel es nur immer konnte. Daraus erklärt sich zum Theil die stolze Gestalt und das originelle Aussehen dieser Rheinstädtchen, die keck und bis an die Zähne bewaffnet

in den Rhein schauten. Will man ihre alte Gestalt erkennen, so hat man heutzutage oft nur noch Ruinen zum Führer, oder man kann die Holzschnitte in der Erdbeschreibung des alten Merian zu Hülfe nehmen. Der dreißigjährige Krieg warf auch hier das Meiste nieder. — Frühzeitig wurde der Rhein die deutsche Handelsstraße zwischen Süden und Norden; Cöln war der Stapelplatz, wo alle Schiffe ausladen mußten. Da fast Alles nur zu Wasser weitergeschafft werden konnte, vertheilten sich die Procente des Gewinnes auf den ganzen Landstrich, wo die Schiffer ihren täglichen und reichen Verdienst hatten. Aber auch die Herren wollten ihren Theil davon; die Raubritter thaten das auf grobe Weise, die übrigen auf etwas feinere, indem sie die Wasserstraße verlegten und nur gegen tüchtigen Zoll passiren ließen — ein Unwesen, gegen das selbst die Päpste als Wächter der Freiheit hie und da zu eifern gezwungen waren. Mitten in diesem bewegten Leben entfaltete sich eine hohe Cultur, die in frühe Zeit hinaufreicht und von jedem folgenden Zeitalter die schönsten Spuren hinterlassen hat. Hier klangen die Lieder der Minnesänger von Burg zu Burg, von Fest zu Fest. Hier erhoben sich die großartigsten und geschmackvollsten kirchlichen Gebäude, an deren steinernen Schrift man jetzt noch die Züge von Jahrhunderten liest, die in den meisten europäischen Ländern noch ohne Spuren, wie ohne Selbstbewußtsein vorübergegangen sind. Wir sind hier bei dem Punkte, der dem deutschen Leben eigentlich seine Weihe gab und alle Kraft, Milde und Tiefe, die im deutschen Gemüthe schlummerte, glänzend an's Licht rief, dem Christenthum. Nirgends entfaltete es in Deutschland seine Blüthe so freudig, so schön, wie am Rhein. Wenn Kaiser Max den Rhein nur die „Pfaffengasse" nannte, so enthält das Bonmot die richtige Wahrheit, daß in keinem Kreise Deutschlands der Clerus in solchem Ansehen und die kirchlichen Institute in solchem Flor waren, wie am Rhein. Es waren aber in jenen Zeiten diese Institute nicht drückend, sondern ein Segen. Hier wurde Kunst und Wissenschaft gepflegt, der Sinn aufwärts gerichtet und jener edle christlich-ritterliche Geist genährt, von dem die Gemeinheit unserer Zeit keinen Begriff mehr hat. Selbst von den geistlichen Fürstenthümern blieb am Rhein kein schlimmeres Andenken zurück, als es in dem bekannten Sprüchwort enthalten ist, daß unter dem Krummstab gut wohnen sei. [142.]

---

18. Wein und Winzer im Rheingau.

Man hat nach einem zweihundertjährigen Durchschnitt ausgerechnet, daß im Rheingau auf 20 Jahre 11 geringe Weinjahre kommen — für den größeren Gutsbesitzer, für den kleinen Bauer sind das 11 Noth- und Hungerjahre! In den 9000 Morgen Weingelände des Rheingaues, die dem auf dem Dampfschiffe vorüberjagenden Touristen im Rebengrün so lustig entgegenschauen, wird gar manche bange Hoffnung in jedem Frühling mühselig eingegraben, und im Herbst findet sich's doch, daß mehrentheils nur Hunger und Kummer darinnen aufgewachsen sei. Mehr als sieben und eine halbe Million Flaschen großentheils vortrefflichen Weines erzeugt ein guter Rheingauer Herbst, aber es sitzen viel bittere Thränen in dem süßen Wein. Das Würfelspiel der „Weinjahre" ist die Angstfrage des Rheingauers. Der fromme Glaube hat nicht umsonst so viele Herrgottsbilder in die Weinberge gestellt; er läßt sich den Johanniswein in der Kirche segnen, und schüttet ihn als den letzten Aufguß zu dem jungen Wein in's Faß, damit gleichsam ein Segen das Faß schließe und den edlen Stoff behüte. Auch der Volksaberglaube ist in tausend Formen geschäftig, er fragt die geheimnißvolle Blüthe des Epheu's um Rath für die nächste Weinernte, und sucht in den Blumenkelchen der Jerichorose die Zukunft des Herbstes zu lesen. Die Wissenschaft hat ausgerechnet, daß man die Zahl der Wärmegrade einer Sommerperiode in die Zahl der darin gefallenen Regenmenge nach Kubikzollen auf den Quadratfuß dividiren müsse, um die auf das Mostgewicht zurückgeführte Weinqualität darnach mit Sicherheit zu bestimmen, und Jeder kann sich so von der Zeit des Verblühens des Weinstockes an alltäglich in seinem Kalender notiren, um wie viel Grade er zum reichen Besitz höher aufgestiegen, oder um wie viel Kubikzoll er tiefer in Noth und

Elend zurückgefallen ist. Alle diese Vorausbestimmungen haben ihren unversiegbaren Reiz in einem gemeinsamen Punkt — in ihrer Unzuverlässigkeit. Selbst wenn der Most aus der Kelter rinnt, weiß der Winzer noch nicht ganz, was er an ihm hat. Mancher scheinbar geistlose Most ist schon mit der Zeit zu einem wahren Genie von einem firnen Wein herangewachsen — so ging es z. B. vielfach mit dem 1848er — und umgekehrt offenbart mancher vielversprechende „federweiße" erst dann seine Flachheit und Mattheit, wenn er ausgegohren. Das ist das Geheimniß des Geistigen im Wein, seines Duftes, seiner Würzen, die sich mit der Mostwage nicht wägen lassen, so wenig als eines Menschen Genius, seiner „Gähre," die sich nicht vorher bestimmen läßt, so wenig als eines Menschen innerer Entwickelungsgang. Ein Spielball aber für diese dunkle Mystik der Naturkräfte ist des armen Weinbauern ganze Existenz.

Der Rheingauer Herbst von heutzutage ist nicht mehr das farbenbunte Fest, wie es in Büchern beschrieben, in Liedern besungen ist, auch in den besten Jahren nicht, wo der plötzliche reiche Gewinn das Volk selber noch zu festlicher Stimmung berauschen mag. In kleineren Weingütern wird in schlechten Jahren wol der ganze Traubenwuchs gegen ein Spottgeld an den Stöcken verkauft, weil der Besitzer sich nicht getraut, das Kapital der Erntekosten hineinzustecken. Wenn man dann mit den Weinbeeren der rauheren Lagen, wie der örtliche Kunstausdruck ist, — „Spatzen schießen" kann, mag man wol das Pulver zu den sonstigen herbstlichen Freudenschüssen sparen. Das „Spätherbsten" ist ein unberechenbarer technischer Fortschritt, aber es hat den Novemberreif auf das Volksfest der Weinlese geworfen. In laublosen Weinbergen mit durchweichtem oder halbgefrorenem Boden, den aschgrauen Himmel des Vorwinters über sich, vor Kälte zitternd, kann man kein Volksfest im Freien begehen. Als eine halbverklungene Mähr aus schönerer Zeit hat sich das Andenken an 1811 erhalten, wo, wie die Ueberlieferung alter Winzer lautet, die Zehnterheber in Hemdärmeln unter freiem Himmel den ganzen Tag an den Zehntbütten standen, weil die Oktobersonne noch so gluthheiß stach, daß man den Oberrock selbst ruhig stehend und im Freien nicht ertragen konnte.

Dieses Raffinement des Spätherbstes bezeichnet einen merkwürdigen Gegensatz zwischen den Weinbauern im Rheingau (wol auch auf der Mosel und Ahr) und den Winzern von Würtemberg und dem badischen Oberlande. Hier zieht man noch vorwiegend einen „Landwein," einen „Haustrunk," während der Rheingauer seinen Wein fast nur für den Handel baut. Im badischen Oberlande braucht der Winzer Geld zu den Kirmessen, die meist in den Oktober fallen. Also muß im September geherbstet werden. Bekommt er wenig für einen schlechten Wein, aber das Wenige früh genug, dann ist ihm dies im Augenblick lieber, als ob er nach dem Feste das Doppelte löste. Zudem würde der Kirmes der schönste Schmuck fehlen, wenn man keinen „Neuen" zu trinken hätte. Man sieht hieraus, wie die Oberländer noch den Weinbau als Nebengeschäft zu ihrer Lust und nach ihrem Behagen betreiben. Im Rheingau ist dieses Behagen und mit ihm die Poesie des Herbstes jener andern Poesie geopfert worden, welche sich im kommenden Jahre auf dem Goldgrund eines auf's Höchste veredelten Weines wiederspiegelt und jener Prosa, welche bei dem Most, der aus der Kelter rauscht, nur noch die Musik der Thaler hört, die in den zusammengeschrumpften Beutel fallen werden.

Auch die alten sinnigen Herbstbräuche sind im Rheingau in demselben Grade schlafen gegangen, als das Spätherbsten überhand nahm. Fast am längsten noch hat sich das uralte Schlußstück dieser Volksfeste erhalten, die sogenannte „Herbstmucke," indem nach vollendeter Lese das schönste Mädchen und der schmuckste Bursche der Gemeinde in buntem Maskenputze zusammen auf das zum letztenmale gefüllte Ladefaß gesetzt und unter Gesang und Musik, von allen Winzern begleitet, in's Dorf gefahren werden.

Das Elend des Weinbaues hat aber doch die Fülle der Lebenslust nicht zu vertilgen vermocht, die dem rheingauischen Volkscharakter innewohnt. Die Leute vertrinken ihre Noth; denn je weniger Geld der Weinbauer hat, um so mehr hat er ja zu trinken.

Seit tausend Jahren ist das Rheingauer Leben gleichsam in Wein getränkt, es ist „weingrün" geworden, wie die guten alten Fässer. Dies schafft ihm seine Originalität. Denn es gibt vielerlei Weinland in Deutschland, aber keines, wo der Wein so eins und alles wäre wie im Rheingau. Hier zeigt sich's, wie „Land-Leute" zusammenhängen, der Wein ist allerwege das Glaubensbe-

kenntniß des Rheingauers. Wie man zu Cromwell's Zeit in England den Royalisten an der Fleischpastete, den Papisten an der Rosinensuppe, den Atheisten am Roastbeef erkannte, so erkennt man seit unvordenklicher Zeit den Rheingauer an der Weinflasche.

Man erzählt sich im Rheingau von Müttern, die ihren neugeborenen Kindern als erste Nahrung ein Löffelchen guten alten Weines einschütteten, um ihnen gleich in der Wiege den Stempel der Heimath aufzuprägen. Ein tüchtiger „Bremer," wie man am Rhein den vollendeten Zecher nennt, trinkt alltäglich seine sieben Flaschen, wird steinalt dabei, ist sehr selten betrunken und höchstens durch eine rothe Nase ausgezeichnet. Die Charakterköpfe der gepichten Trinker, der haarspaltenden Weingelehrten und Weinkenner, die übrigens doch allesammt mit verbundenen Augen durch die bloße Zunge noch nicht rothen Wein vom weißen unterscheiden können, der Weinpropheten, der Probenfahrer, die von einer Weinversteigerung zur andern bummeln, um sich an den Proben gratis satt zu trinken, finden sich wol nirgend anders in so frischer Originalität als im Rheingau.

Alle diese Charakterköpfe in ihren unzähligen Spielarten zu Gruppen von „Weinproben" u. dgl. zusammengefaßt, scheinen, gleich den Matrosenkneipen bei den alten Holländern, ein stehendes Thema in unsrer modernen Genremalerei werden zu wollen. — Die Chronologie des Rheingauers theilt sich nicht ab nach gewöhnlichen Kalenderjahren, sondern nach Weinjahren. Leider fällt die übliche Zeitrechnung, welche von einem ausgezeichneten Jahrgang zum andern zählt, so ziemlich mit der griechischen Rechnung nach Olympiaden zusammen. Die ganze Redeweise des Rheingauers ist gespickt mit originellen Ausdrücken, die auf den Weinbau zurückweisen. Man könnte ein kleines Lexikon mit denselben füllen. Mehrere der landesüblichen schmückenden Beiwörter des Weines sind ein Gedicht aus dem Volksmunde, in ein einziges Wort zusammengedrängt. So sagt man gar schön von einem recht harmonisch edlen firnen Trank: „es ist Musik in dem Wein," ein guter alter Wein ist ein „Chrysam," ein geweihtes Salböl. Die „Blume," das „Bouquet" des Weines sind aus ursprünglichen Ausdrücken bereits allgemein deutsche geworden. An solch prächtigen poetischen Bezeichnungen für seinen Wein ist der Rheingauer so reich wie der Araber an dichterischen Beiwörtern für sein edles Roß.

Aber nicht minderen Ueberfluß hat des Rheingauers Wortschatz an spöttischen Geißelwörtern für den schlechten, aus der Art geschlagenen Wein, in denen sich der rheinische Humor gar lustig spiegelt. Im Mittelalter ist der schlechte, saure Wein, „davon die Quart nicht ganz drei Heller galt," am Rhein „Rathmann" geheißen worden, aber wol schwerlich aus dem unschuldigen Grunde, den ein späterer Chronist angibt, wenn er meint: „denn wie viel man dessen trank, ließ er doch den Mann bei Verstand, gleichwie alle Rathsleut verständig sein sollen." Malerisch anschaulich ist die neuere rheingauische Bezeichnung als „Dreimännerwein," welcher nur dergestalt getrunken werden kann, daß zwei Männer den Trinker festhalten, damit ihm ein dritter das edle Naß in die Kehle gießen kann. Musikalisch anschaulich klingt der dröhnende „Rambaß" für den groben, rohen Polterer unter den Weinen. Des Dreimännerweines leiblicher Bruder ist der „Strumpfwein," ein Gesell von so sauern Mienen, daß bei seinem bloßen Anblick die größten Löcher in den Strümpfen sich von selber zusammenziehen. Der leichte, flaue, milde, charakterlose Wein, der Philister unter den Weinen, den man täglich wie Wasser trinkt, läuft als „Flöhpeter" mit. Dem oberdeutschen „Batzenwein" entspricht der rheingauische „Groschenburger," als der hervorragendste Repräsentant sämmtlicher „Kutscherweine."

Nicht minder unerschöpflich als die Poesie des Weinbergs, aber noch viel weniger ergründet ist die Poesie des rheingauischen Kellers. Nicht Schloß Johannisberg und Kloster Eberbach allein haben ihren Wein in prachtvollen Kreuzgewölben lagern, wo der Doppelschein des gebrochenen Tageslichts und des Lampenschimmers so magisch an den Wölbungen wiederstrahlt, während schwer lastende Mauerpfeiler die riesig ausgereckten Schatten dazwischen werfen. Das wiederholt sich im Kleinen in Hunderten von alten Privatkellern — stolze unterirdische Prachtbauten in ihrer Art. Füllen sich im Vorwinter die Kellerräume mit den tödtlich betäubenden Dünsten des gährenden jungen Weines, dann werden, wenn man hinuntergehen muß, Feuerbrände von einem Absatz der Kellertreppe zum andern vorgeschoben, und während die dunkle Tiefe von dem grellen Scheine durchzuckt wird, steigt man unter dem Schutz und der Vorhut der

reinigenden Flamme mälig zu den Fässern hinab. Dringt im Frühjahr unversehends die Rheinfluth in die weingefüllten Keller, dann fahren die Küfer nicht selten in Weinkufen drunten herum, um die Fässer zu sprießen und solchergestalt am Boden zu befestigen, aber nicht immer wissen sie sich geschickt über dem Wasser zu halten, was dann die lustigsten Situationen herbeiführt.

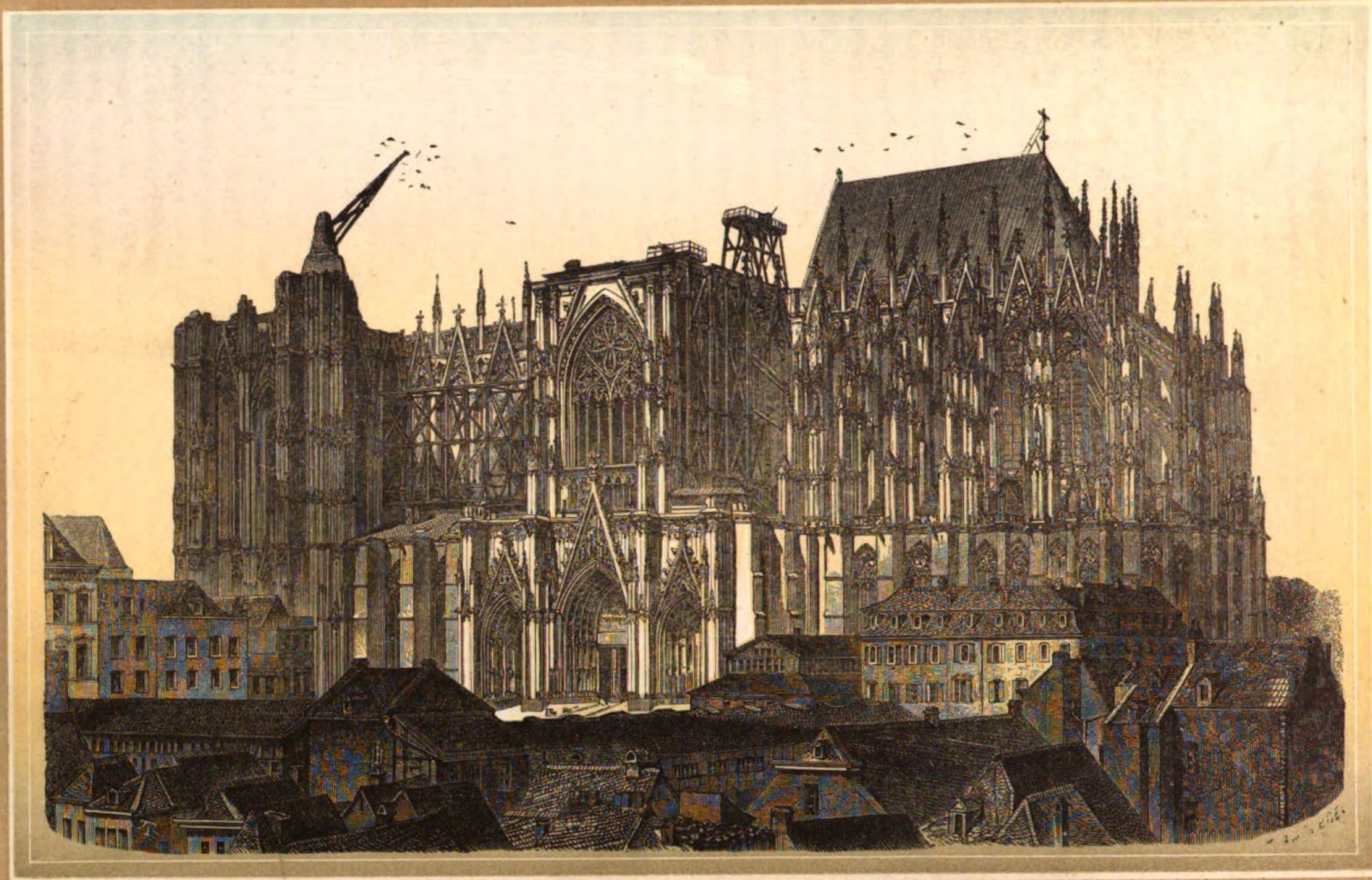
So hat sich überall der Goldfaden der Poesie in das Elend der Rheingauer gewebt. Ueberall, wo eine Uebercultur des Bodens stattfindet, wird der Volksschlag prosaisch, mehr noch, wo der proletarische Geist im Gefolge dieser Uebercultur einzieht. Beide Vorbedingungen sind im Rheingau in hohem Grade vorhanden, und doch ist die eigenthümlichste Poesie des Volkscharakters hier gerettet, lediglich durch den göttlichen Humor des Weines, der all die Prosa der mageren Jahre im Volksleben noch immer mit magischem Goldschein durchleuchtet hat. [171.]

19. Auf der Moselbrücke bei Koblenz.

„Hier stehen Sie auf dem schönsten Punkt, den Sie in der Tiefe finden können", sagte mir ein freundlicher Herr, als er mich eines heitern Abends auf der Moselbrücke wandeln und betrachten sah.

Das hatte ich längst weg und war schon manch halbes Stündchen hin- und hergeschritten, oder hüben und drüben auf einem Fleck wie eingewurzelt gestanden und hatte den Blick bald drin im Moselthal, bald draußen im Rheinthal, bald auf den sanften grünen Bergen, auf denen selbst die steinerne Stirn der Festung zu lächeln scheint, oder drüben an der Stadt, oder drunten im stillen, breiten Wasser, oder droben im klaren Abendhimmel. Es ist kein Wunder, wenn die Franzosen uns das linke Rheinufer mißgönnen, erstens weil es gar so schön ist, zweitens weil die Mosel ihnen beständig auf fast höhnische Weise den Weg zeigt. Daher sind sie auch stets mit besonderer Vorliebe aus diesem Thal hervorgebrochen und haben Coblenz zum Stützpunkte ihrer Operationen gemacht. Der „Ehrenbreitstein" besonders war ihnen ein breiter Stein im Wege, an den sie mehrmals unsanft anrannten, weswegen sie ihn nach dem Lüneviller Frieden auch weislich schleiften. Aber sie mußten ihn endlich wieder aufbauen, denn aus den Entschädigungsgeldern von 1815 wurde nicht blos der Ehrenbreitstein, sondern auch die übrigen Festungen, die Coblenz und den Rhein schirmen, ihnen vor die Nase gesetzt. Von Norden her zieht sich in die Ecke, die Rhein und Mosel bilden, das hügelige Eifelgebirge und auf einem Vorsprung derselben trotzt die Veste „Kaiser Franz". In die südliche Ecke der beiden Flüsse erstrecken sich die Ausläufer des Hundsrück und darauf steht die furchtbare Karthause mit den Vesten „Alexander und Konstantin". Der Ehrenbreitstein, eben so malerisch als fest, die ganze Gegend beherrschend, steht am rechten Rheinufer auf einem Kopf des Westerwaldes, der steil in den Rhein schaut. Es ist also die Silberspange der Mosel und die Goldspange des Rheins hier durch eine tüchtige Agraffe von drei harten Steinen zusammengehalten und läßt sich durch einen kühnen Griff nicht so leicht auseinanderbrechen. Es steht da zugleich eine „steinerne Erinnerung an die heilige Allianz" — da Oesterreich, dort Rußland, drüben Preußen. Wenn man den Blick auf den auslaufenden Bergen mit ihrem reichen Gebüsch genügend geweidet hat, so läßt man ihn vergnügt auf der der Mosel zugekehrten Seite der Stadt ruhen. Es ist die älteste und auch in ihrem Aussehen alterthümlichste Seite der Stadt. Gleich an dem mächtigen Steindamm des Flusses stehen noch anziehende alte Gebäude, darunter besonders der alte churfürstliche Palast an der Brücke, weiter gegen den Rhein hinab das alte Kaufhaus, daneben die Thürme der alten Florinuskirche und endlich vom Rhein heraufschauend die Thürme von St. Castor. Ich war lange an der Stelle gewesen, die Sonne hatte sich hinter die Eifel gesenkt, der Ehrenbreitstein stand noch eine Weile im Lichte, bis es auch dort dunkelte und allmälig die Dämmerung sich ausbreitete.

Das Volk um Coblenz ist ein schöner, heiterer Menschenschlag, echte Sprößlinge der rührigen, geistreichen Uferfranken. Sie sind eher klein von Statur, aber gelenk und von zierlichem Gliederbau. Man sieht hie und da allerdings große plumpe Gestalten, aber man merkt es aus Art und Sprache,



DER DOM ZU KÖLN.

daß dies nicht eigentlich ein hausgesessener Stamm, sondern ein vom tiefern Niederrhein stromaufwärts gekommener Eindringling ist. Die ganze Art der Coblenzer ist rührig und lebhaft; sie bewegen sich schnell, gestikuliren eifrig. Die Mienen sind fein und ausdrucksvoll, gewöhnt, lebhafter innerer Bewegung zu folgen, schnell erheitert und schnell gespannt, die Blicke „geschwind“. Einen großen Reiz hat die Sprache. Die eckigen Kehllaute der oberdeutschen Zunge sind abgeschliffen, aber weder zerronnen, wie am unteren Inn und in Oesterreich, noch breit gequetscht, wie im Niederdeutschen, sondern wohltönend gerundet, daß man alle Glieder noch deutlich wahrnimmt, aber mit einer gewissen Eleganz schreitend — die Vocale werden voll und klargesprochen, das Ganze musikalisch. Sie wissen auch den Inhalt knapp und gewandt zu fassen, daß man in dieser Beziehung etwas an die Franzosen gemahnt wird. Es kommt ihnen natürlich auch ein gewisser Schliff zu Gute, den der lebhafte Verkehr des Rheins und der Charakter der Handelsstadt mit sich bringt. Bald unter Coblenz merkt man einen bedeutenden Unterschied der Bevölkerung. Durch das Siebengebirge scheint die Linie zwischen Mittel- und Niederrheinischer Bewohnerschaft zu gehn. Die letztere ist derber und knochiger und hie und da sehr stämmigen, fast plumpen Ansehens; die Gesichtszüge breiter und phlegmatischer, die Sprache platt, mit Abstumpfung aller härteren Laute — alles mehr entsprechend den weiten sandigen Ebenen oder dem feuchten Marschland der Rheinniederung. [142.]

20. Der Dom zu Köln.

Der Dom zu Köln stammt eigentlich schon von 816, aber der Gedanke des neuen Doms wurde erst gedacht, als Kaiser Rothbart die Leiber der heiligen drei Könige von Mailand hierher brachte. Die Schöpfung des Riesenplans hat eine Sage jenem Albertus Magnus zugetheilt, um dessen Haupt sich der Glanz der Heiligkeit und Magie zu wundersamer Glorie vereinigte. Die Sage beruht indessen nicht auf alter Tradition. Somit wird man bei dem Meister Gerhard stehen bleiben müssen, den eine Schenkungsurkunde bereits 1257 als verdienten Bauführer nennt. Im Jahre 1248 wurde der Grund gelegt, 1322 der Chor geweiht, 1437 entstand der südliche Thurm. Bürgerkriege unterbrachen den Bau und im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, da die Zeit erkaltet war, stockte er ganz. Sofort wurde der Chor als Kirche gebraucht, auf den Steinen des übrigen Baues wuchs Gras, doch stand immer noch auf dem Stumpf des Thurmes der Krahn, ein riesiger Storchschnabel, den man geistreich ein „großes Fragezeichen“ an die Zeit und das Land genannt hat, ob sie sich nicht rühren, den erhabenen Gedanken der Vorvordern auszuführen. Endlich ergriff eine wundersame Begeisterung Fürsten und Volk für dieses deutsche Werk; der Grundriß erstand wieder wie aus dem Grabe, Meister und Gesellen kamen und schafften rüstig am Werk, dessen Vollendung nun nicht mehr zu den Unmöglichkeiten gehört. — Man erwarte hier keine Beschreibung; kann man eine solche bei niederen Werken allenfalls versuchen, an diesem Kunstberg voll Leben und Streben und Wachsen und Blühen müßte die gewandteste Feder erlahmen.

Der Dom ist in Form eines lateinischen Kreuzes gebaut, mit fünf Lang- und drei Querschiffen, zwei Thürmen am Eingang und einem kleinen über der Kreuzung der Schiffe. Die Länge beträgt außen 532 Fuß kölnischen Maßes, eben so viel die Höhe der Thürme, die Höhe des Hauptschiffes und Chors 161 Fuß, eben so viel die Gesammtbreite — Maße, die, auf alles Einzelne angewendet, durch und durch ein Riesenwerk bedingen.

Was den künstlerischen Werth des Entwurfes betrifft, darüber stehe das Wort eines Meisters hier. Kugler (Kunstgeschichte) sagt: „Der Dom ist geradehin als das vollendetste Meisterwerk der germanischen Architektur, somit als das bewundernswürdigste Werk aller Architektur zu bezeichnen, wenn gleich in seiner Formenbildung bei der höchsten Gesetzmäßigkeit des Organismus noch immer eine gewisse Strenge, bei allem Reichthum des Details noch immer ein eigenthümlich keuscher Ernst zu Grunde liegt.“ Was zu Freiburg herrlich angefangen, zu Straßburg fortgesetzt wurde, das ist hier vollendet. Man kann sich daher den

gewaltigen Eindruck des Baues wol denken, selbst jetzt schon, wo man ihn doch lange nicht ganz genießen kann. Das Erste daran aber, sobald der Blick einigermaßen zur Ruhe kommt, ist die Empfindung der Klarheit, Faßlichkeit, Einfachheit und Heiligkeit in dieser Größe, und diese Empfindung erfüllt die Seele mit einer unaussprechlichen Heiterkeit und Stille, als ob Gott im Säuseln vorüberwallte.

Die zwei Thürme überwölben den Eingang in die vier Nebenschiffe; jeder hat ein Portal an der Seite für das zweite Nebenschiff. Zwischen den Thürmen steht das Hauptportal. Diese Portale und Fenster bilden die unterste Abtheilung. Darüber erhebt sich nun die zweite, mit drei ungeheuren Spitzfenstern, eins über dem Hauptportal und je eins an den beiden Thürmen. Diese (die Thürme) streben lustig empor, während der Mitteltheil über einem Fenster sich zuspitzt. Einstweilen steht nur vom südlichen Thurm ein Drittheil, wo man im fünfzehnten Jahrhundert stecken blieb. Gras und Moos weht aus den steinernen Rosen herab! Das Hauptportal wurde neuerdings fertig, vom nördlichen Theil der Façade sind erst Anfänge vorhanden.

Seitwärts treten hinter den Thürmen vom Langbau je sechs Pfeiler heraus, welche die äußern Rippen der vier Nebenschiffe sind, und mit je zwei Strebebogen zu den Strebepfeilern des Hauptschiffes (von außen) hinauflangen. Jeder dieser Bogen trägt drei gothische Thürmchen. Ostwärts von den erwähnten sechs Strebepfeilern treten die Gesichter der drei Querschiffe, eben so hoch wie Haupt- und Nebenschiffe des Langbaues, heraus mit je drei Portalen, so daß im Ganzen neun Thore sind. Dahinter geht das Polygon des Chors herum, ebenso umpfeilert und von Strebebogen umwachsen wie die Langschiffe.

Inwendig gelangt man zuerst in die Vor- oder Thurmhalle, dahinter erst in die Langschiffe. Vier Reihen von je sechs Säulenbündeln oder Pfeilern gehen bis zu den Querschiffen. Die vier Seitenschiffe, halb so hoch wie das Hauptschiff, stehen unter Kreuzgewölben, hingegen hat das Hauptschiff seine ganze Höhe noch nicht, und steht unter einem provisorischen Dach. Der Chor ist noch altes Werk, aber schön restaurirt. Er setzt sich hinter den Querschiffen fort und besteht eigentlich aus drei Räumen oder Schiffen, wenn man so sagen soll, dem Mittelraum oder eigentlichen Chor mit 14 Pfeilern, einem Umgang, der den innern 2 Seitenschiffen, und einem Kranz von 7 Kapellen, der den äußern 2 Seitenschiffen entspricht. Das ist nun das Gerippe, das aber nicht blos in Zahl und Maß die reinsten Verhältnisse darstellt, sondern durch und durch von zarten, heiligen Ideen belebt ist. Das Erste, was sich uns in dieser Beziehung darstellt, ist ein sehnsüchtiges Emporstreben, eine wahre Flucht aller Theile zum Himmel, wie der Aufschwung eines Springquells, der die Sonne sucht, aber durch seine Schwere wieder zur Erde kehren muß. Kaum ist in einem andern großen Bau dieses Gesetz so rein und ungehemmt vorwaltend wie hier. Das Zweite ist die Fülle des Lebens, die sich allerwärts hervordrängt. Man sieht hier nichts mehr von schwerer Masse und todter Wand, Alles ist aufgelöst in leichte Säulen, weite Bogen, hohe Fenster und zierliches Geranke. Die Säulen und Bogen selbst sind auf die mannigfaltigste Weise belebt; überall sproßt und knospt und blüht es von Laubwerk, Blumenwerk, und an den bedeutsamsten Stellen von Bildern der Heiligen, so daß der ganze Bau einem lebendigen Baume gleicht, der zuhöchst eine riesige Kreuzblume gegen den Himmel emporbreitet.

Im Innern tragen das Meiste zur Darstellung des intensivsten Lebens die prachtvollen gemalten Fenster bei. An der Nordseite des Langbaues sind sie noch alt, von einem großartigen Ernst und edler Einfalt durchdrungen; die gegenüber an der Südseite spendete König Ludwig von Bayern und man gesteht gern, daß sie die alten nicht nur erreichen, sondern durch Größe der Composition, Bestimmtheit der Zeichnung, Pracht und Auswahl der Farben übertreffen. Im Chor sind ebenfalls großentheils noch die alten Fenster, Einiges daran neu, oder in der Restauration begriffen. Das Hauptschiff, die Querschiffe und die Front aber warten nach dem Ausbau auf diesen kostbaren Schmuck und werden vielleicht lange warten müssen.

Wir kommen nun zu der Einrichtung, müssen uns aber allein auf die Kapellen beschränken, in welchen auch die Hauptschätze sich finden. Jede der Kapellen ist von drei Gemäldefenstern zauberhaft beleuchtet; sie enthalten meistens Grabmale verstorbener Churerzbischöfe, alle sehr würdig, einzelne von der höchsten Schönheit. Ebenso finden sich da Flügelaltäre von altem Schnitzwerk und alter Malerei aus der Kölner Schule von hohem künstlerischem Werth. Eine davon, der Dreikönigenkapelle

zunächst, führt vorzugsweise den Namen des Dombildes, und ist ohne Zweifel das herrlichste Werk, welches wir von der Kölner Schule, und eins der schönsten Produkte, welches wir von der Kunst überhaupt besitzen. Es stellt die Hauptpatrone Kölns dar, die heiligen drei Könige vor dem Kinde in der Mitte, St. Ursula mit ihren Jungfrauen auf dem einen und dem heiligen Gereon mit seinen Rittern auf dem andern Flügel. Großartiger Ernst und heilige Milde durchdringen sich hier zu einer wunderbaren Wirkung. Besonders ist die Mutter von einem Hauche reiner Jungfräulichkeit umflossen und von einer heiligen Schönheit und unaussprechlichen Lieblichkeit. Das Bild ist von Meister Stephan zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts.

Endlich kommen wir zum Hauptschatze, auf den Köln von jeher so stolz war, und dem zu Ehren es die Fundamente seines Riesendomes legte. In der Mittelkapelle, unmittelbar hinter dem Hochaltare, steht eine Art kleinere Marmorkapelle, durch ein Fenster gegen den Altar offen, mit der Aufschrift: Corpora sanctorum recubant hic terna Magorum, Ex his sublatum nihil est, alibive locatum.

Dort im ehrwürdigen Dunkel steht auf kunstreichem, kostbarem Piedestal der silberne und goldene Sarg, der nebst den Körpern der heiligen drei Könige auch die der heiligen Märtyrer Felix und Nabor enthält. Bekanntlich brachte sie Friedrich Barbarossa aus Mailand hierher und alle Welt wetteiferte, diese Reliquien auf das Kostbarste zu schmücken. Daher ist der Sarg ein Prachtwerk an Köstlichkeit und Kunst, wobei es seltsam genug aussieht, wenn man unter den Edelsteinen so manchen antiken Camee mit heidnischen Vorstellungen erblickt. Gewiß ist diese Stätte, an der so viele Geschlechter gebetet und geopfert haben, eine der ehrwürdigsten in Deutschland, und man denkt in diesem Gefühle nicht daran, die Gründe für und wider die Aechtheit der Reliquien der heiligen drei Könige abzuwägen; Kritik und Glaube mit der ausstrahlenden Wärme der Andacht sind gar verschiedene Dinge.

Um den Dombau in seiner ganzen Großartigkeit zu empfinden, muß man sich die kleine Mühe nicht verdrießen lassen, auf die Galerien zu steigen. Es läuft innen eine herum (bisher nur um den Chor gangbar), welche in der That einen großartigen Durchblick gewährt. Aber noch mehr bietet der äußere Umgang um das Chordach; hier blickt man in einen ungeheuren Steinwald nieder und kann das, was erst noch werden soll, in großen Formen heraufkommen sehen. Außerdem gewährt von dieser Höhe aus gesehen Köln einen schönen Anblick.

Endlich, bevor man den Bau verläßt, wird man gern einen Blick in die Bauhütte thun, die um den Dom herum ihr geschäftig Werk treibt. Hier sehen wir jene schönen Gestelle und Capitäle mit ihrem prächtigen Akanthusschmuck, mit ihrem Gewimmel lustiger lebendiger Gestalten, die wir im Bau nur von unten sehen. Es ist erstaunlich, wie kunstgerecht und genau hier gearbeitet wird. Dabei herrscht die größtmögliche Mannigfaltigkeit; kein Capitäl ist wie das andere gestaltet, und ein solches Maß von individueller Freiheit, welches innerhalb der Hauptschranken jedes Talent frei walten läßt. Man sieht köstliche launige Gestalten aller Art aus der Hand dieser Steinmetzen hervorgehen, so humoristisch wie es ihre Zunftbrüder seit alten Zeiten gewohnt waren. Dadurch wird die Eleganz des Bauwerkes in seinen kleinsten Theilen befördert, ähnlich dem stillen Wirken der Natur, die an ihren Riesengebilden jedem einzelnen noch so kleinen Theile ihre mütterliche Sorge zuwendet. Es ist aber bekanntlich viel leichter, im Einzelnen und im Kleinen elegant zu sein, als in einem großen Werke, wo eben die Masse und die Größe der Gefälligkeit und Leichtigkeit so gern Eintrag thut. Aber beim Kölner Dome ist auf eine bewunderungswürdige Weise Großheit und Gefälligkeit, Macht und Zierlichkeit zu Einem harmonischen Eindrucke verschmolzen, so daß man das Ganze in der That eine versteinerte Musik nennen kann. Um das recht zu empfinden, muß man sich unten in die Thurmhalle stellen und inwendig emporschauen; keine Wand, kein Zwischenbogen hindert den freien Blick bis oben (so weit er nämlich fertig ist). Wie leichte, sich kreuzende Wasserstrahlen springt der Bau empor, wie das luftige Geranke eines Baumes, und doch muß dies zierliche Steingewebe die Wucht eines mehr als 500 Fuß hohen Thurmes tragen.

Ein Handelsmann in Köln (Peter Leven) besitzt ein großes Modell des Domes, welches Karl Schropp getreu dem Plane des Bauwerkes und mit kunstreicher Hand ausgeführt hat. Davon entnehme ich folgende Details, die zur Veranschaulichung des Ganzen noch einigermaßen beitragen mögen. Der Dom wird in seiner Vollendung ent-

halten: neun Portale, hundert Bündelsäulen, zweihundert und acht Fenster, beinahe fünftausend aufstrebende Thürmchen, kleine und große Pfeiler, hundertsechszehn Strebebogen, die wie Brücken in der freien Luft sich herüberwölben, endlich fünfhundert sechs und siebenzig an der Außenseite vertheilte Bildsäulen. Jene große Zeit, welche diese Riesenidee erzeugte, wollte dieselbe aber nicht blos im Großen ausführen, sondern wie die Blume ihre feinste Kraft auf Einen Punkt im Innern konzentrirt, so wurde auch die Idee des Domes gleichsam gesammelt und konzentrirt in dem Hauptschmuck gothischer Kirchen, im Tabernakel, der einen Dom im Kleinen darstellte. Sechszig Fuß hoch stand er Jahrhunderte lang im Chor, bis er der Verschönerungswuth des achtzehnten Jahrhunderts weichen mußte; nur noch ein paar Bruchstücke finden sich bei Liebhabern. Das Sakramenthaus ist nun gar nicht ersetzt; der Altar ein ärmliches, ziemlich nichtssagendes modernes Ding, nur der Vordertheil der Mensa alt und schön mit Bildern Christi und der Apostel.

Eine Betrachtung über den Fortschritt der kirchlichen Baukunst liegt uns bei der Betrachtung dieses vollendetsten Werkes nahe genug. Zu einer solchen Höhe konnte die Architektur erst gelangen, als das Christenthum durch viele Generationen die Geister getränkt und mit seiner Kraft mächtig gemacht hatte, und nur im germanischen Volke, das ihm erstaunliche und unentweihte Kräfte zubrachte. Wie die Geschichte überhaupt, so machte die Entwickelung der Architektur keine Sprünge; wir können ihren Weg aus dem heidnischen Leben heraus bis hinein in diese Vollblüthe des Christenthums deutlich verfolgen. Das Christenthum ergriff Anfangs die heidnische Basilika, eine bloße Halle, einen bloßen Raum, der aber noch keinerlei Charakter hatte, gleichsam das rohe Holz, das nun erst Gestalt und Leben erhalten sollte. Dies Holz zimmerte denn das Christenthum bald zu jener Grundform um, die sofort das Gesetz der christlichen Architektur geblieben ist, zur Kreuzesform. Aber noch war dies Kreuz schwerfällig, fast todt, und fing erst allmälig an zu erweichen, zu schwellen und zu keimen, um sich mit gleichartigem Leben zu bekleiden. Der erste Schritt war, daß die Säulen nicht mehr durch horizontale Balken, sondern durch Bogen mit einander verbunden waren, die gleichsam lebendig zum Altar vorwärts wollten. Allmälig verlor auch die Chorwand ihre starre Fläche, sie begann sich zu runden und so gleichsam ihre Arme der Bewegung ihrer Bogen entgegenzubreiten. Endlich verschwand auch die flache Decke, die Wölbung trat an ihre Stelle, und so war es schon nach allen Seiten lebendig. Wie der Baum aber erst tiefe Wurzeln in der Erde haben muß, um einen mächtigen Wuchs ins Licht zu treiben, so finden wir in dieser frühesten und in der folgenden Periode durchgehends eine besondere Kraft und Thätigkeit auf die Krypta (Gruft) verwendet, wodurch die Oberkirche gleichsam in die Erde herabwächst. In der zweiten Periode der Architektur finden wir das Kreuz schon wieder in einem höheren Wachsthum, es treibt bereits gleichartige Aeste in den Kreuzgewölben und erzeugt in den majestätischen Rundbogen nicht selten die edelsten Blüthen, der Lilie vergleichbar, so voll, so schwer und so edelduftig.

Aber erst in der gothischen Periode brach die ganze Blüthenwelt, die im Kreuze liegt, heraus, da trieb es sein Wachsthum nach allen Seiten urkräftig an das Licht.

Nach dieser Höhenstufe aber sank die Architektur mit der Zeit und mit der Geschichte; das innere, nothwendig treibende Leben stockte und an die Stelle der gewachsenen Aeste und Blumen traten die gemachten, die es nur zum Schein des Lebens bringen konnten. Darnach trat ein neues, fremdes Prinzip in die Architektur, wie in das Leben; es sollte eine Umbildung der altklassischen Formen in das neue Leben werden, was in einigen Stücken gelang, in andern aber zum Zopfe führte. Heutzutage greift man wieder zu den altchristlichen Mustern zurück, aber Jedermann sieht, daß das bloße Reproduziren kein Schaffen, kein Fortschritt ist, und wir müssen leider gestehen, noch sind kaum Anfänge eines solchen Fortschrittes zu spüren, wie überhaupt unsere Zeit in christlicher Produktion unfruchtbar geworden ist. [142.]

---

21. Charakterzüge der Belgier.

Belgien verhält sich zu Holland, wie Amerika zu Europa. Wer noch zweifeln kann, ob die Trennung beider Länder nothwendig war, sehe sich jetzt in Belgien um. Hier ist herrliches Aufblühen aller Industrie, Flor der Maschinen, Entwickelung jeder physischen und moralischen Kraft und eine Betriebsamkeit, die Belgien zum ersten Fabrikstaate des Continentes gemacht hat. Dort ist stagnantes Verharren im frühern Handelsbetrieb, eigensinniges Trotzen gegen die Allgewalt der Nothwendigkeit, chinesisches Exclusionssystem und Versumpfung von Ideen und Canälen. Lebensfrisch und kühn schwingt der belgische Aar sich durch die unbegrenzten Räume der entfesselten Mechanik und Technik, und England besitzt längst nicht mehr das ausschließende Monopol der Dampfkraft und des Maschinenbaues. Wie sehr besonders das benachbarte Frankreich gegen Belgien zurücksteht, hat man hinlängliche Gelegenheit zu beobachten, wenn man aus dem reichen, mit den Kennzeichen der industriellen Thätigkeit, den in die Lüfte ragenden Pyramidalkaminen seiner ewigglühenden Hochöfen übersäeten Flandern in die arme Picardie eintritt, die flach und bedeutungslos, ohne Leben und ohne allen merkantilen Schwung gegen Paris hinzieht. Jeder Fleck Erde in Flandern ist benützt, und auf wuchernde Zinsen gelegt; allein mit dem Schlagbaume der grausamen französischen Douane schließt sich auch der Wohlstand der Wohnungen und des Landes, die reizende Tracht der flandrischen Mädchen verschwindet, die Dörfer sind ärmlich und schmutzig, und der unverschämteste Bettel darf sich mit jedem italienischen messen. Frankreich trägt die Freiheit auf den Lippen, Belgien im Herzen.

Es ist auf diesem Flecken Erde eine merkwürdige Mischung der Bevölkerung, indem die romanischen Wallonen und die deutschen Vlamänder auf die verschiedenste Weise sich begränzen und in einander übergehen. Der Wallone hat nicht die Leichtigkeit und Leichtfertigkeit des benachbarten französischen Blutes, sondern einen Beisatz von deutschem Phlegma erhalten, der ihn zum kräftigen, ja auch gewaltsamen Choleriker macht. Der Vlamänder umgekehrt hat nicht die Kälte und starre Zähigkeit des holländischen Wassermenschen, ein heißes romantisches Blut hat sich in das kältere deutsche gegossen und gibt ihm Regsamkeit, Schnellkraft, Leidenschaftlichkeit, mehr als man sonst bei einem deutschen Stamme trifft. Die Geschichte von Belgien ist ein höchst interessanter Abschnitt der allgemeinen europäischen Geschicke; sie gibt ein Bild voll Rubens'scher Frische und Vollblütigkeit, hie und da untermischt mit unheimlichen Rembrandt'schen Licht- und Schattenpartien. Hier war die Geburtsstätte bürgerlicher Freiheit zu einer Zeit, da das ganze westliche Europa noch unter dem Joche des Faustrechtes war. Hier entwickelte sich früh ein Aufschwung und eine Blüthe des Städtethums mit Handel und Gewerbe, wie es erst viel später und kaum irgendwo in diesem Maße in Italien und Deutschland gedieh. Mit dieser städtischen Blüthe ging eine hohe Bildung Hand in Hand, das beweisen heute noch die herrlichen Bauten aus jener Zeit, die Werke der ersten niederländischen Malerschule und manches Andere. Freilich kam mit dem Wohlstand auch ein Uebermuth, der die gräulichsten Kämpfe, die wildesten Ausbrüche der Gewalt hervorbrachte. Man braucht blos an die Aufruhre und Parteischlachten, wie sie in Gent und Brügge vorkamen, zu denken. Es war hier noch unglücklicher Weise das Kampfgebiet des romanischen (französischen) und deutschen Elementes, zwischen denen das Volk, wie zwischen zwei Mühlsteinen, beständig gerieben wurde — ein Kampf, der bis auf den heutigen Tag fortdauert. Die Zeit der burgundischen Herrschaft war äußerlich die glanzvollste, obwol die bürgerliche Freiheit nach Innen manchen Stoß erlitt. Mit der österreichisch-deutschen Herrschaft unter Kaiser Max schien die glücklichste Verbindung mit dem großen Körper des Reiches vollbracht und der französische Einfluß, der für Belgien immer verderblich war, für immer gebrochen — aber leider kam es in der Wirklichkeit anders. Nachdem der große Geist Carls V. zur Ruhe gegangen war, kam jene einseitig spanische Richtung an's Ruder, die mit despotischer Willkür den Niederländer in den spanischen Stiefel zwängen wollte. Ueber-

griffe, Mißgriffe, schonungslose Rückschläge beiderseits und jener unheilvolle Kampf, in dem, wie der billige Conscience es bitter beklagt, nicht nur der Wohlstand des Landes, sondern die edelsten geistigen Güter untergingen. Der spanische Krieg brachte den Niederlanden all das Unheil, das im folgenden Jahrhundert der dreißigjährige Krieg über Deutschland brachte. Das Resultat des Kampfes, der auch Spanien zu Grunde richtete, war die Unabhängigkeit Hollands und eine Art Mittelherrschaft für die südlichen Provinzen, die endlich völlig an Oesterreich übergingen. Diesem Umstande war für die genannten Provinzen die Wiederherstellung der katholischen Religion zu danken. Das will nicht so viel sagen, daß sie etwa dem Volke mit gewaltsamen Maßregeln aufgezwungen wurde, der Belgier ist schon von Natur aus anders geartet, als der Holländer, für ihn hatte der Calvinismus auf die Länge nichts Anziehendes, er brauchte blos auf die alten Bahnen zurückgeführt zu werden, um mit Leib und Seele katholisch zu bleiben. Es gehört zum Grundcharakter des Belgiers: er ist katholisch. Noch heutzutage findet man vielleicht in wenigen katholischen Ländern einen so thatkräftigen Glauben wie hier — der ohne Scheu, aber auch ohne Ostentation, in kindlicher Unbefangenheit, wie er sein soll, geübt wird. Man darf nur die belgischen Kirchen betreten und nicht blos den Schmuck des Hauses Gottes, der freilich auch zu seiner Zierde gehört, sondern auch den lebendigen Schmuck, die betende Gemeinde in's Auge fassen, ihre Zahl, ihren Anstand, ihr erbaulich schönes Benehmen. Man darf blos die vielen herrlichen Institute Belgiens für christliches Leben in stiller Zurückgezogenheit oder in thätiger Nächstenliebe bedenken. Die Kirche, die keinen gesetzlichen Vortheil im Staate hat, genießt doch thatsächlich nirgends ein höheres Ansehen und entwickelt zur Erreichung ihrer segensvollen Absichten nirgends eine größere Kraft als hier. Zeugniß davon geben die vielen ausgezeichneten kirchlichen Lehranstalten, an deren Spitze die freie katholische Universität in Löwen steht, eine Anstalt, nach der die Katholiken Deutschlands längst sehnsuchtsvolle Blicke gerichtet haben. Der belgische Clerus ist zahlreich, im Allgemeinen gebildet, wohlgeordnet im äußerlichen Erscheinen, wie auch im besten Rufe hinsichtlich seiner sittlichen Eigenschaften. Endlich besteht auch im Volke noch lange nicht jene Alleinherrschaft der materiellen Interessen, wie man es wol vom Holländer sagen kann. Der Belgier hat mehr Sinn für das Schöne und Große, er ist nicht so viereckig und prosaisch wie der Holländer-Philister, er ist phantasiereicher, poetischer, der Begeisterung für das Höhere leicht zugänglich, großherzig. Man braucht blos in's Auge zu fassen, wie viel hier in jedem Orte für die Erhaltung der historischen Denkmäler und überhaupt für die Kunst geschieht. Ich sah keine einzige Kirche, kein Rathhaus, kein anderes öffentliches Gebäude, das nicht entweder im besten Zustande war, oder woran man nicht eifrigst bemüht war, die Unbilden, die eine elende Zeit darüber gebracht, abzuwischen. Das hängt mit einer andern Eigenschaft des belgischen Volkes zusammen, der Pietät gegen die Erinnerungen der Vorzeit, der Dankbarkeit gegen die alten Fürstenhäuser, dem schönen Stolz auf ihre Geschichte und die großen Männer der Vorzeit. Man wandert in ganz Belgien wie in dem Ahnensaal eines altadeligen Hauses, dessen Bilder dem Enkel von alter Größe erzählen und ihm mächtiger zureden, derselben würdig zu sein, als es Worte könnten. Damit verbunden ist der Nationalstolz, der hier in voller Blüthe steht, und der seine gute wie seine schlimme Seite hat. Das Gute daran ist eben das edle Ehrgefühl, das alles Unwürdige verschmäht und sich niemals, weder gegen den Eingebornen, noch gegen den Auswärtigen wegwirft; die Vaterlandsliebe, die der größten Opfer fähig ist, und ihre Rechte mit Eifersucht hütet. Das Schlimme daran aber ist die ewige Selbstberäucherung. Dagegen hat der Belgier glücklicher Weise ein Gegengewicht in der angeborenen Energie seines Charakters, die ihn eher zum Uebergriff und zum gewaltsamen Ausfahren treibt, als daß sie ihn ruhen ließe.

Im Umgange und im Privatleben kommt Einem der Belgier auf eine Weise entgegen, daß man alsbald mit ihm leben möchte. Er ist freundlich und zuvorkommend, gesellig und theilnehmend. Er lebt gern außer dem Hause und freut sich der Gesellschaft; sein Haus hat nicht wie das des Holländers den Charakter eines versiegelten Schatzkastens, sondern einer offenen Wohnung, wo man gern aus- und eingeht. Wo mehrere Belgier beisammen sind (und das ist zu gewissen Zeiten, in Gärten, Gasthäusern, Estaminets und Plätzen der Fall), wird eifrig und laut gesprochen, disputirt, gelacht und gejubelt; besonders haben die Frauen

eine erstaunliche Geschwindigkeit, ihre vlämischen Laute übereinander zu jagen.

Ein wichtiges Element des öffentlichen Lebens ist immer und vielleicht noch auf lange Zeit der Gegensatz des französischen und deutschen Einflusses in Sprache und Sitten. Die Regierung redet, die bedeutenderen Journale ebenfalls, die Kammern verhandeln französisch, die Bevölkerung hingegen ist größtentheils deutsch, d. h. vlämisch und die Interessen des Landes müssen mehr und mehr ihren Schwerpunkt in Deutschland suchen. Auch ist eine gute Zahl bedeutender Männer im Lande selbst im edelsten Sinne für vaterländischen, d. h. deutschen Aufschwung thätig, vorzüglich durch Anregung der vlämischen Sprache und Literatur. Darunter steht voran der edle Conscience, dessen Novellen durch die Uebersetzung von Diepenbrock zu einem deutschen Hausbuche geworden sind. [78. 142.]

22. Brüssel und Antwerpen.

Kein größerer Gegensatz als zwischen Brüssel und Antwerpen, obwol sie nur anderthalb Stunden auseinander liegen. Brüssel könnte eben so gut zu Frankreich, Antwerpen zu Holland oder Deutschland gehören, oder auch wieder, Brüssel bildet Paris vor, Antwerpen London. In Brüssel spricht Jeder französisch und Jeder versteht es, in Antwerpen ist bei Fragen und Anreden alle Augenblicke die kopfschüttelnde Antwort: „Flamisch!" d. h. ich bin ein Flamänder. Brüssel hat seine Straßen voller Läden mit Glasfenstern bis auf den Boden, glänzend mit Gas beleuchtet. Der Dandy aus allen Ländern, Damen von jeder Jugend, Arbeiter in der Blouse schlendern dort umher bei Tage und bei Nacht, um die geschmackvoll aufgestellten Waaren jeder Art zu besehen. Mehrere Theater spielen jeden Abend und schließen erst um 11 Uhr ihre Vorstellungen. Estaminets und Cafés, durch zwei bis drei Stock eines Hauses sich hinziehend, oft mit Sitzen auf der Straße, tönen wieder von dem Klappern der Brettspiele und dem Rollen der Billardkugeln und sind angefüllt mit Zeitungslesern, über denen Allen auf erhöhtem Sitz hinter dem Büffet die Dame thront, welche die Aufsicht und Rechnung für alles zur Bedienung Gehörige führt. Alles will sich amüsiren und für jedes Amüsement ist im Ueberfluß gesorgt. Alles lebt auf den Straßen und Boulevards. In Antwerpen sind fast nur die Läden der Confiseurs und anderer Eßwaarenhändler nach Pariser Art ausgestattet; die Passagen, in einem großen Gebäude mit der Aufschrift Cité vereinigt, ziehen nicht leicht andere an sich, als die Etwas kaufen wollen; die Häuser sind meist auch im Erdgeschoß bewohnt, aber nicht blos da, sondern bis oben hinauf vereinigen sich Rouleaux und Gardinen, um die Fenster bis auf den kleinsten Spalt zu verhüllen. Cafés und Estaminets gibt es zwar auch von jeder Klasse und in großer Fülle, aber sie sind weder so glänzend noch so besucht wie die Brüsseler. Man lebt mehr der Arbeit, mehr dem Ernst, obwol die Nähe der beiden großen Weltstädte London und Paris sich auch hier nicht verleugnet. Der Hafen Antwerpens mit den mächtigen Bassins, Docks zum Einladen und Ausladen für die größten Seeschiffe, gibt dem Theil der Stadt, der an ihm liegt, ein noch anderes Aussehen als dem übrigen; jedes Haus am Quai ist ein Estaminet für Seeleute und andere, die sich für wenige Groschen an Austern und allerhand Seegethier, sowie an allen möglichen englischen und belgischen Bieren erlaben wollen; jedes Haus in den angränzenden Straßen hat seine Läden voll der buntesten Waaren jeder Art, die von den Schiffern aller Länder eingeführt oder eingeschmuggelt werden. Der breitschreitende Matrose und der Arbeiter mit der kurzen Thonpfeife im Munde drängen sich hier bald arbeitend bald müßig durcheinander. Die Häuser sind noch höher und giebelreicher als in den anderen Straßen, aber weniger klösterlich verhüllt; Mütter und Kinder sitzen vor den Thüren; es ist der gewerbliche, kleinhandelnde, ärmliche Theil der Stadt, weit entfernt von den breiten Straßen, welche die Place Verte mit der Rubensstatue und den großen Hôtels und den prächtigen Maireplatz mit Rubens Haus und des Königs Palast verbinden. Rubens hat überall seine Spuren hinterlassen. Die Stätte, die ein großer Mann betrat, ist eingeweiht und auch hier weiß jedes Kind von Rubens Statue, nach der es sich orientirt und kennt seine Bilder

in den Kirchen. In Brüssel ist außer der Gudulakirche wenig von Kirchlichem zu besehen, und auch in dieser ist an Gemälden nichts Bemerkenswerthes; Antwerpen hat vor vielen anderen seine Kathedrale, seine Kirche St. Jacques, seine Paulskirche, architektonisch bedeutend und interessant und angefüllt mit den Meisterwerken der niederländischen Schule.

Die Rathhäuser geben in beiden Städten, in Brüssel wie in Antwerpen, schon durch ihr Aeußeres von gewaltigem Umfang und Höhe und ehrwürdigem Alter den Eindruck von der Bedeutung der Städte in Flandern; das Brüsseler enthält auch im Innern interessante Portraits und Räume; der Saal, in dem das Urtheil über Egmont und Hoorn gesprochen wurde, ist jetzt für die großen Feste bestimmt, welche die Stadt alljährlich dem Könige gibt; in Antwerpen erfreute mich zur Börsenstunde um 1 Uhr das rege Treiben dieser noch immer gewichtigen Handelsstadt, wie es sich auf dem rings umschlossenen Hofe und in den Seitenarkaden des Rathhauses entfaltete, während ich in dem vergnügungssüchtigen Brüssel einen Mittag in dem Hôtel de Flandre für 4 Fr. ein weltberühmtes Diner von vielleicht vierzig bis fünfzig verschiedenen Gängen einnahm, und Abends in dem geschmackvollen Theater St. Hubert einer Vorstellung beiwohnte. [248.]

23. Der Begynenhof in Gent.

Die Belgier werden häufig von oberflächlichen Reisenden als eine Nation der Industrie und der Fabriken charakterisirt. Aber dieses scheinbar äußerliche Volk hat eine tiefchristliche Innerlichkeit, welche sich in zahlreichen religiösen Instituten deutlich genug offenbart. Recht charakteristisch in dieser Hinsicht ist das in Belgien noch blühende Institut der Begynen. Wir führen unsre Leser in den Begynenhof zu Gent. Kloster, Asyl, Spital — von allen dreien ist er etwas, ohne eines ausschließlich zu sein. Er wäre ein Kloster — aber die Eintretenden leisten kein Gelübde; er wäre ein Asyl — aber der Eintritt ist an mannigfache Bedingungen geknüpft; er wäre ein Spital — aber Jugend und Schönheit wohnen in ihm neben der Hinfälligkeit des Alters. So müssen wir's denn umschreiben, was es mit dem Begynenhof auf sich hat: es ist eine Frauen-Gemeinde, die zwanglos, unter Arbeit, Gebet, Waisen- und Krankenpflege ihre Tage verbringt; ein Städtchen innerhalb der Stadt, das eine der sechsundzwanzig Inseln, auf denen Gent, gleich einem nordischen Venedig, erbaut ist, für sich in Anspruch nimmt und durch Thor und Mauer den natürlichen Schutz noch steigert, den ihm diese Insellage gewährt. Der Begynenhof (la beguinage) hat eine Kirche, hat Straßen und Plätze, Klöster und Häuser und eine Bewohnerschaft von ohngefähr 700 Frauen. Die oberste Leitung führt eine unabsetzbare Oberin (la Superieure), der in den sechs oder sieben vorhandenen Convents eben so viele Sous-Superieures (die durch einmüthige und begründete Opposition ihrer Untergebenen abgesetzt werden können) zur Seite stehen. Die „Convents" sind nur in soweit „Klöster," als sie innerhalb eines hohen Mauer-Vierecks liegen und eine größere Genossenschaft umschließen; im Uebrigen würde man sie richtiger „Schul- und Prüfungshäuser" nennen. In ihnen macht nämlich die Novice, überwacht von der „Mutter" und den ältern „Schwestern," eine mehrjährige Probezeit durch, und nur wenn ihre Führung untadelig gewesen, wird ihr nach dieser Frist die Uebersiedlung in die eigentlichen Häuser des Begynenhofes gestattet. Diese sind ungemein klein, meist nur von zwei oder vier Personen bewohnt und ziehen sich in ziemlich langen, nicht allzugeraden Straßen die ganze Insel entlang. Sie stehen unter keiner unmittelbaren Controle des „Convents" und der „Sous-Superieure", entbehren aber auch des Reizes und jener Vorzüge, welche eine größere Gemeinschaft mit sich bringt.

Ich hatte Gelegenheit, in eines der „Klöster" einzutreten. Ein altes Mütterchen öffnete auf unser Klopfen und ihr wohlwollendes Gesicht lachte zu uns herauf, noch freundlicher fast als die Crocus und Veilchen, die ringsum aus den Gartenbeeten sproßen. Prächtig rothe Granatblüthe überdeckte das Mauerspalier und steigerte den Eindruck der Frische und Freudigkeit. Wir traten ins Haus; das Empfangszimmer zur Rechten bot wenig Eigen-

thümliches dar, außer der ziemlich guten Kopie eines Van-Dyk'schen Bildes, die Kreuzigung Christi, die an so schlichtem Platze immerhin überraschen mochte; zur Linken aber, im Arbeitssaal, ging Einem das Herz auf, da sah man zwölf alte Hände in stiller Thätigkeit, wie sie emsig spannen und strickten, zupften und nähten, je nachdem die Kraft und das Auge reichte, und nur Einer schien noch fröhlicher als sie — der muntre Spatz, der Liebling des Hauses, der bald auf dem Spinnrad, bald auf dem Wollstock saß, und der Eintretenden kaum zu achten schien.

Das Interessanteste des Hauses indeß waren Küche und Speisezimmer. Die Begynen haben zwar einen gemeinschaftlichen Kochraum, doch ist Jede gebunden, für ihre Beköstigung selbst Sorge zu tragen, und so gewahrten wir denn auch bei unserm Eintritt in die Küche eine lange Reihe von Eisenöfchen, noch kleiner, als unsere heimischen Kohlenbecken, an denen Jung und Alt stand, um nach Geschmack und Laune sich den Mittagstisch herzurichten. Ich lege hierauf Gewicht und erblicke in dieser Eigenthümlichkeit nichts Zufälliges. Ganz abgesehen davon, daß ein Wechsel in der Arbeit Leib und Seele frisch erhält, so ist das sprüchwörtlich gewordene „Schalten in Küche und Keller" und die Lust, man könnte sagen, die Bestimmung dazu, etwas ächt Weibliches, und diesen Zug in vollem Maße gewürdiget zu haben, muß wie hundert Anderes uns für den feinen Geist einnehmen, der die Gesetze und Regeln dieses Hauses schrieb.

Im Speisezimmer herrscht dieselbe Gesondertheit und verirrt sich bis ins Komische. So viel Schwestern nämlich, so viel Schränke, in denen jede Einzelne ihren Miniatur-Haushalt, Messer und Gabel, Teller und Tischzeug in sorglicher Sauberkeit aufbewahrt. Diese Schränke, alle unmittelbar neben einander, öffnen um die Essenszeit ihre Thüren im rechten Winkel und bilden dadurch eine fortlaufende Reihe von Nischen, jede ungefähr von der beschränkten Räumlichkeit eines Schilderhauses; — das unterste, schiebbare Brett des Schrankes wird vorgezogen und — der Tisch ist fertig. Die Begyne nimmt in zellenhafter Abgeschiedenheit daran Platz. Man kann sich dabei des Gedankens nicht erwehren: das böse Gefühl etwa aufkeimenden Neides solle so viel wie möglich unterdrückt werden.

Die Begynen sind stolz auf ihren Orden, und als mein Begleiter, ein Rheinländer, der Sous-Superieure in schlechtem Französisch auseinanderzusetzen suchte, daß seine Schwester auch eine Begyne sei (im Rheinland nennt man hie und da die Nonnen Begynen), sah sie ihn scharf an, als wollt sie sagen: „Du lügst!" und als sich schließlich das Mißverständniß aufklärte, lachte sie ganz eigenthümlich-selbstbewußt und setzte uns dann auseinander: „daß es mit den ächten Begynen was auf sich habe." Ich glaub's ihr, nicht nach ihren Worten, aber nach dem, was ich gesehen. Wenn ein langes Leben ein Geschenk Gottes ist, das er denen gibt, die er liebt, so liebt er die Begynen, wie sie ihn lieben. Im Kloster befand sich ein rüstiges Mütterchen von 85 Jahren, die 64 Jahre lang in demselben Hause gelebt hatte. Sie sah nicht aus, als würde sie bald abberufen werden.

Wir schieden; die Alten knixten, die Jungen kicherten, der Spatz selbst drehte den Kopf und entließ uns in Gnaden. Ein flüchtige halbe Stunde Aufenthalt, — und doch schied ich wie von etwas Liebem. Der Begynenhof und sein Frieden lag hinter uns; wie empfing uns draußen die Welt? Trommelwirbel und Signalhörner! belgische Voltigeurs marschirten vorüber, ein Kürassier-Regiment hinterdrein — doch über dem Begynenhof lag Frieden. [56.]

---

24. Amsterdam und die Holländer.

Es ist zwar keinem Zweifel unterworfen, daß die Städte am meisten den Charakter ihrer Bewohner ausdrücken, vorausgesetzt nämlich, daß es keine Kunstprodukte sind, die eben nach der Laune ihrer Schöpfer aussehen müssen; aber bei Amsterdam ist das so leibhaftig der Fall, daß Jeder, der Etwas vom Charakter der Holländer wüßte und plötzlich hierher versetzt würde, nicht schwer thun könnte, sich zurecht zu finden. Es ist keine alte Stadt, so wenig als das Gemeinwesen der Hol-

länder. Sie erhob sich erst, als Antwerpens Stern sank und die Flagge der Generalstaaten auf allen Meeren zu wehen begann.

Natur und Ansehen der Stadt sind höchst eigenthümlich. Man hat es zwar gern das nordische Venedig genannt und es hat mit der Lagunenstadt allerdings Einiges gemein. Das Y kann eigentlich auch für nicht viel mehr als eine Lagune gelten. Der Boden ist auch hier nur Schlamm und Sand und mußte erst durch Pfähle, man kann sagen, durch versenkte Wälder und Berge, gewonnen und gesichert werden. Auch geht das Meer durch hundert Canäle, die eben so viele Lebensadern des Verkehrs sind, durch die Stadt; sie selbst steht auf 90 Inseln, die durch 290 Brücken verbunden sind. Aber bei näherer Besichtigung schwindet die Parallele bedeutend. Fürs Erste sieht man auf Einen Blick, wie in Venedig für Kunst und Schönheit, hier fast nur für Nutzen und Bedürfniß gebaut wurde. Venedig steht unmittelbar im Wasser und steigt unmittelbar aus dem Wasser, ist nur „Wasser und Stein," kein Fleck für etwas Grünes, kein Raum, sich neben dem Wasser umzukehren, die wenigen öffentlichen Plätze abgerechnet. Der Holländer suchte aber Land zu gewinnen, Raum für breite Straßen und seinen Lieblingsanblick, grüne Bäume, abgesehen davon, daß der Rücken seiner Hauptstadt an festes Land stößt. Nun noch vollends der südliche Hauch, der über Leben und Treiben des gondelfahrenden Venetianers schwebt, während der Holländer nur schwere Schiffe mit brauchbaren Dingen schleppt und überhaupt die personificirte Prosa in allen seinen Verrichtungen ist.

Schon von alten Zeiten sind verschiedene Docks, d. h. Hafenbassins aus dem Y ausgeschnitten, wovon die berühmtesten der Reichsdocks und der Freihafen sind; dazwischen liegt eine weite Wasserfläche, durch Pfähle eingepfercht. In neuester Zeit sind dazu zwei großartige Docks, der östliche und westliche, gekommen, die wol an 1000 größere Schiffe bergen könnten. So ist die ganze Nordseite der Stadt so zu sagen zu einem einzigen großen Hafen umgeschaffen. Dazu kommt nun noch ein weit aussehender Bau für die leichte Zu- und Abfahrt der Schiffe. Die Zuidersee ist sehr stürmisch und so lange blos dieser Weg offen stand, mußten die Schiffe oft Wochen und Monate harren, bis sie günstig durchkamen. Nun ist durch Nordholland d. i. den Landstrich Amsterdam gegenüber, der zwischen der Nord- und Zuidersee liegt, der große Nordcanal gegraben, der 120′ breit, 10′ unter dem gewöhnlichen Meeresstrand, und 14 Stunden lang, vielleicht nicht seines Gleichen in der Welt hat. Man sieht, welch eine Energie und welche Kosten die Holländer daran wendeten, sich den ungeschmälerten Besitz des Handels zu erhalten.

Innerhalb dieses großartigen Rahmens gemeinsamer Opfer und Einrichtungen hat sich nun Jeder in seiner Weise niedergelassen und sein Oertchen bereitet. Auch hier ist zu allererst für Sicherheit und Nutzen gesorgt. Wie gesagt, sind alle Häuser auf Pfähle gestellt, daher der bekannte Witz des Erasmus, er kenne Leute, die wie die Krähen auf den Gipfeln der Bäume wohnen. Man sieht daher auch manches Haus ein wenig kopfüber oder sonst zur Seite geneigt, als wollte es ein gemüthliches Schlümmerchen halten.

Das Baumaterial der Häuser sind fast durchaus rothe Backsteine, durch weiße Fugen von Mörtel verbunden. Auch sind die Häuser insgemein schmal, auch nicht besonders hoch, wenigstens im Vergleich mit andern Hauptstädten. Die Bauart ist großentheils dieselbe; das ganze untere Geschoß nehmen die großen Fallfenster der Auslagen ein, darüber steht Fenster an Fenster, denn da man in der Enge blos vorne zum Lichte kam, mußte man hier möglichst viel zu erobern suchen. Das Dach hat in der Regel einen hohen Giebel, so daß in den langen Gassen und Straßen die Häuser wie eine Reihe Soldaten aufmarschirt erscheinen. Nur in der Herrengracht hat sich ein vornehmerer Ton einschleichen wollen und sieht man viele Häuser mit horizontalem italienischem Abschluß, aber sie verschwinden in der Masse der übrigen als Fremdlinge und werden dem Amsterdamer Bürger schwerlich einen andern Geschmack beibringen. Was an Schmuck und Zierrath an diesen Häusern zu finden ist, gehört zum Seltsamsten, was man sich denken kann. Die Grundfarbe ist die dunkelrothe des Ziegels, die noch durch Oelfarbe recht kräftig gemacht ist, hie und da dunkelbraun bis schwarz — ich glaube, in ganz Amsterdam ist kein weißes Haus. Hingegen sind alle Simse und was sie sonst noch zur Zierde hinzuzuthun für gut fanden, weiß, besonders in der Verzierung der Giebel. Jeder hat den seinigen auf eigene Weise aufgeputzt. Schnörkel auf und ab, Wülste und Würste, Fratzen

und Blumenguirlanden, Schnecken und andere Formen, im Einzelnen immer nett, im Ganzen immer barock und geschmacklos. Darüber ragt endlich die Glorie des Hauses, der Kamin, der gewiß in der ganzen Welt nirgends seltsamere Gestalten annimmt, bald kerzengerade, meistens wie ein Schwalbenschwanz auseinandergehend, hie und da ganze Büschel von Kaminen, die wie Fächer sich ausbreiten. Selbst bei fremdartigen Gebäuden, die wie jene italienischen etwas klassische Glätte überwerfen wollten, konnte sich der Holländer nicht verläugnen; flugs war er da und machte irgend eine seiner sinnreichen Zierrathen oder eine Gabel am Kamin hinauf, wodurch für den Fremden der klassische Eindruck sicher in unauslöschliches Gelächter sich auflöst. Es kommen außer dem Braun und Weiß, die sich natürlich grell genug abheben, noch andere bunte Zuthaten. Die Fensterläden oder Jalousien haben sie meistens lebhaft grün, das sonstige Holzwerk an Auslagen u. s. w., wenn nicht weiß, lichtgelb. Denkt man sich nun lange Straßen, in der Mitte durch breite schiffsbedeckte Canäle durchschnitten, mit grünen Bäumen besetzt und durch solche bunte Häuserreihen geschlossen, so kann man sich in Etwas den wunderlichen Eindruck vorstellen. Dazu kommen noch einige Kirchthürme, die man auf den verschiedensten Seiten der Stadt erblickt und die nothwendig zum Bilde des Ganzen gehören. Es ist ein ganz eigener Geschmack in diesen Thürmen von der großartigsten Kleinigkeit, die man sich denken kann; Säulchen, Vögelchen, Spitzchen, Kuppelchen übereinander, zuhöchst noch Kuppelchen blos aus Rippen ohne Dach, also durchsichtig, und darüber die Spitze, alles blank und reich vergoldet, überdies mit Glöcklein behängt, an denen den ganzen Tag das Gewimmel des Glockenspiels nicht aufhört; wenn es einen Fleck in Europa gibt, der ein bischen chinesisch ist, so ist es gewiß Holland und Amsterdam.

Das holländische Haus- und Familienwesen wäre viel interessanter zu beachten, aber man kann in Holland schwerer als irgendwo in das häusliche Heiligthum hineinschauen und muß sich mit einigen Schlüssen von Außen begnügen. Bei all den Fenstern, welche die Häuser an der Stirn tragen, ist der Holländer doch ein sehr verschlossener Mensch, alles ist versperrt und verhängt, daß kaum ein Luft- und Lichtstreif und jedenfalls kein Stäubchen hineinkommt. Dabei wollen besonders die Frauen dennoch ihrer natürlichen Neugier nicht allzuviel Abbruch thun und haben an fast allen Häusern Spiegel vor den Fenstern, in denen sie, ohne sich selbst dem profanen Blicke auszusetzen, die Gassen auf und nieder blicken können. Aus allen Häusern blickt Wohlstand und Bequemlichkeit — es ist erstaunlich, was man oft in der nächsten besten Bürgerswohnung an Teppichen, Mahagony, köstlichen Gefäßen u. s. w. zu Gesichte bekommt. Dies wird aber auch mit einer Sorgfalt, die an Leidenschaft gränzt, aufbewahrt und blank gehalten. Nirgends sieht man mehr scheuern, kehren, spritzen, poliren als hier. Ein großer Theil der ärmeren Bewohner hat seine Wohnungen unter der Erde, nämlich in den Kellern, und muß durch ein tiefgelegtes Fenster zur Straße hinaufschauen. Dennoch sieht es selbst in diesen Löchern oft recht freundlich aus. In der Regel haben sie ihre Fenster mit Eisengitter wohl verwahrt, dahinter ein freies Plätzchen, auf dem sorgfältig gepflegte Blumen stehen. Dasselbe gilt von den Leuten, die auf den Schiffen hausen, deren ebenfalls eine gute Anzahl ist; alles ist reinlich und nett und die Blumen fehlen nicht. Es versteht sich dem Gesagten zufolge wol von selbst, wie sehr sie auch auf Reinlichkeit und Nettigkeit in der Kleidung sehen, was besonders von den Frauen gilt; überall an den blanken Fenstern und Thüren, in den polirten Gewölben stehen sie, wie aus dem Glaskasten hervorgeholt. Uebrigens machen ihnen besonders die Engländer das schlechte Compliment, daß sie etwas „Austernhaftes — ostryous —“ an sich hätten, nicht blos in einer dicken quallenartigen Constitution, sondern auch im Gesicht, als seien sie mit andern Wesen, die im feuchten Elemente leben, aus dem Wasser gekrochen und noch nicht recht zu Menschen gebacken. Nun, das griechische Ideal wird man unter Holländerinnen nicht finden, auch keine Laura, kein Gretchen und wie die poetischen Gestalten alle heißen; aber rothe Gesichter, gesunde Behäbigkeit, hie und da einen Umfang, der über die Schönheitslinie hinausgeht, und zwar etwas oft. Den Schmuck lieben sie sehr und tragen viel an Ringen, Armbändern, Brochen u. s. w. zur Schau. Ein absonderlicher Schmuck, der von ganz gemeinen Personen bis zur staatmachenden Dame hinaufgeht, ist eine Art goldener Krone oder Haube, die das Oberhaupt bedeckt, an der Stirn einen Ausschnitt hat, daß sie frei bleibt, und neben den Ohren eine Rose oder etwas Aehn-

liches bildet. Die gemeineren Frauen tragen darüber ein durchsichtiges weißes Häubchen, die Damen außerdem den französischen Hut, so daß der Schmuck nur ein wenig sichtbar wird. Hie und da schlingen sie noch eine Agraffe quer über die Stirn. Diese Krönchen sollen als Familienschatz sehr hoch gehalten und mit größter Sorgfalt aufbewahrt werden. Was die Männer betrifft, so hat der echte Holländer einen eigenen unverkennbaren Typus: breites Gesicht, die Stirn hingegen schmäler; dicke Wangen, an denen der Backenbart sorgfältig bis in die Nähe des Mundes gepflegt ist, hervorstehendes Kinn, etwas abwärts geschlitzte Augen, so daß sie gegen die Nase zusammenneigen und einen ebenfalls abwärts gespitzten Mund mit lächelndem Ausdruck. Wenn es in Europa überhaupt eine physiognomische Aehnlichkeit mit den Japanesen und Chinesen gibt, so ist sie unter den Holländern zu suchen, wie diese auch in ihrer ganzen Industrie mit jenen fernen Ostvölkern die meiste Aehnlichkeit haben und seltsamer Weise von allen europäischen Nationen mit ihnen auf dem besten Fuße stehen. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß der holländische Bürger, der ja meistens Handelsmann ist, die Ordnung selbst ist. Er lebt nicht viel außer der Familie; man sieht dies am besten aus der erstaunlich geringen Zahl von Gast- und Kaffeehäusern in den belebtesten Städten und überhaupt an den wenigen öffentlichen Unterhaltungsorten. Ja in den Gasthäusern selbst macht man so wenig Aufhebens um den Fremden, daß es mehr scheint, man theile aus Gnade mit ihm Tisch und Wohnung, als daß man ihn anzulocken und festzuhalten sucht. Es ist das nicht immer bequem, allein ich gestehe, daß es mir besser gefällt, als das aufdringliche marktschreierische Wesen am Rhein. Der Mynher hat aber auch sein regelmäßiges Bedürfniß, Abends seine „Wandeling" zu machen, seinen Thee draußen zu schlürfen und sein Pfeifchen draußen zu schmauchen. Zu diesem Zwecke haben alle Wohlhabenderen ihre „Buitens" (buiten im Gegensatz zu binnen heißt draußen), kleine Gärtchen mit Sommerhäuschen, sorgfältig gehegt und gepflegt, gewöhnlich an einen Canal stoßend. Solche Gärtchen sind überall in der Nähe der Städte und auch um Amsterdam in großer Zahl. Sie tragen meistens sehr friedliche, behagliche Aufschriften, wie z. B. Lust en rust (Lust und Rast); Wel tevreden (wol zufrieden); Greot genoeg (groß genug); Vrede best (Friede das Beste) u. s. w. Das Alles mag nun sehr philisterhaft sein, aber es ist unläugbar gemüthlich.

Wenn von dem Charakter der Holländer die Rede ist, darf ein wesentlicher Zug desselben, die Blumenliebhaberei, nicht unberührt bleiben. Der Blumenmarkt zu Amsterdam gibt uns Gelegenheit, diese nationale Leidenschaft guter Art kennen zu lernen.

Ein schönes Genrebild, ein hübsches Stück holländischen Lebens gewährt der Anblick desselben. Unabsehbare Reihen von Blumen waren dort, auf Reihen und Gestellen aufgestapelt; eine ungeheuere Menge Verkäufer, dicht ineinander gedrängt, strengten ihre Lungen auf's Höchste an, machten in allen Nüançen der Stimme auf ihre Blumen aufmerksam, und suchten durch irgend etwas Auffallendes in dem Tone ihrer Worte, in den Geberden, mit denen sie die Blumen dem Vorübergehenden unter die Augen, respektive Nase, hielten, irgend wie Aufsehen zu erregen, um so die Käufer von dem Nachbar weg zu sich heranzuziehen. Zwischen den Blumengassen trieb sich munter das Volk umher, scherzend und lachend, jubelnd und jauchzend nach Herzenslust. Denn dieser Blumenmarkt ist besonders für's Volk bestimmt, und so waren denn natürlich von denjenigen Gewächsen, wie Orangen, Camelien u. dgl., die nur reiche Leute kaufen können, verhältnißmäßig sehr wenige aufgestellt, so daß ein Blumenfreund schwerlich hier seine Rechnung gefunden hätte. Blumen, die einen angenehmen Geruch verbreiten, waren hier auch nicht in großer Menge, denn das Volk hat keine feine Nase. Aber desto mehr fanden sich hier Blumen, die sich durch lebhafte Farbe auszeichnen: Ringelblumen und die schreiend gelbe Stinkblume, die man beide bei uns nicht einmal in den Gärten haben mag, bildeten hier in Töpfen die große Mehrzahl aller ausgestellten Blumen, und diese wurden von dem Volk mit Eifer gekauft.

Der Sinn für Blumen ist ungemein groß in Holland; aller Orten sieht man das Bestreben, durch sie der flachen, reizlosen Landschaft mehr Leben zu geben. In Amsterdam selbst ist die Blumenliebhaberei sehr bedeutend; denn allenthalben, wo in dieser engen, dumpfen Stadt, in die die Sonne nur wenige Strahlen sendet, sich an den Häusern ein freies Plätzchen findet, sieht man Blumen, die hier freilich schwer gedeihen und leicht kränkeln, da Luft und Licht sparsam zugemessen sind. Das Bedürfniß, in diesem großen Kerker

ein Stückchen Natur zu haben, überwindet viele Schwierigkeiten, die weniger zähe Leute als die Holländer abschrecken würden.

Die Holländer sind Freunde lebhafter Farben; nirgends in der Welt sieht man alle möglichen Gegenstände, Häuser, Schiffe, Brücken, Zäune, Mühlen besser und sorgfältiger in Farbe gehalten, nirgends wird besser und glänzender lakirt, als hier in Holland. Wo man hinsieht, erblickt man Anstreicher in Thätigkeit, welche die kaum beschädigten Stellen wieder auffrischen; hundert Gegenstände, die bei uns nichtbeachtet im Winkel stehen, sind hier mit einer glänzenden Farbe bestrichen. Mit dieser Lust an Farben, die durch das ganze Volk verbreitet ist, hängt es auch sicher zusammen, daß das kleine Holland so viele Maler hervorgebracht hat, und wiederum ist das lebhafte Kolorit, das diese ihren Bildern gaben, eine Folge des Nationalgeschmacks. Dieser Neigung für helle Farben entsprechend, richtet sich auch die Kultur der Blumen hier vielmehr auf die Farbenpracht, als auf den Duft, den sie verbreiten; das liebliche, aber unscheinende Heliotrop, die Reseda und ähnliche Blumen sieht man hier nicht, dagegen werden die stolzen Tulpen, die Georginen u. s. w. in Menge gezogen, und die Hyazinthen sind nur wegen ihrer Farbenpracht geschätzt, von ihrem Duft spricht Niemand. [142. 62.]

25. Die norddeutsche Tiefebene.

Die norddeutsche Tiefebene umfaßt alles deutsche Land nördlich vom Fuß der Sudeten, des Riesengebirges, der Oberlausitz, des Erzgebirges, des Harzes, der Weserketten, des Teutoburger Waldes und des rheinischen Schiefergebirges, und dringt auch noch mehrfach in Buchten zwischen diese Gebirge ein. Auf einem Flächenraum von mehr als 7000 Quadratmeilen erhebt es sich nur wenig über den Spiegel des Meeres. Seine größten Höhen steigen kaum einige hundert, nie volle tausend Fuß darüber empor. Aber es ist dennoch keine ununterbrochene Ebene, sondern es wird von mehreren flachen Höhen oder Landrücken durchzogen, welche sich 300 bis 800 Fuß über den Meeresspiegel erheben.

Einer dieser Höhenzüge umgibt in weitem Bogen die Küsten der Ostsee. Sein westlichster Theil ist der holsteinische Landrücken, daran schließt sich jenseit der Stecknitz der meklenburgische Landrücken, dann aber der pommersche Landrücken und die preußische Höhe an. Merkwürdiger Weise sind gerade diese flachen Höhen von ungemein vielen kleinen Landseen bedeckt, weshalb man sie auch die norddeutsche Seenplatte genannt hat. Sie werden von den Thälern der Stecknitz, der Oder und der Weichsel quer durchbrochen, während diesseit dieses langen Höhenzuges die Netze, die Spree, die Havel und die Elbe, gleichsam in einem gemeinsamen großen Längenthale strömen und vielfach auch von jenen nördlichen Höhen her Zuflüsse erhalten.

Meyn sagt von jenen Landseen: „der außerordentliche Seengürtel, welcher die Ostsee umzingelt, ist ein viel merkwürdigeres Phänomen, als gewöhnlich angenommen wird. Viele dieser Seen sind sehr tief, eine große Anzahl gilt im Volke für unergründlich. Einige Messungen, welche man über tiefere Seen hat, ergeben 4, 5, 6, 700 Fuß, wenn ihr Hügelrand 2 und 300 Fuß aufsteigt, und so außerordentliche Niveauunterschiede beziehen sich immer nur auf Kesselbildungen, nie auf Längenthäler oder Hügelketten. Viele dieser Seen sind historisch beglaubigte Erdfälle, andere verrathen solche Entstehung durch ihren Habitus, andere enthalten erweislich versunkene Wälder und Torfmeere, von vielen erzählt die Volkssage, daß Städte und Dörfer darin versunken seien."

Ein zweiter, theilweise dem vorigen paralleler Höhenzug beginnt westlich mit der Lüneburger Haide, breitet sich von hier bis zum Elbthal bei Magdeburg aus, findet jenseit desselben eine Fortsetzung in dem Fläming, dann aber östlich nach einer größern Unterbrechung in den Hügeln von Sorau und Grüneberg und in den Trebnitzer Bergen.

Zwischen beiden Höhenzügen breitet sich östlich die Posener Ebene aus, in der Mitte erheben sich die kleinen Hügelgruppen von Spandau und Müncheberg bei Berlin. Diese flachen Höhenzüge

oder Landrücken bestehen an der Oberfläche größtentheils aus diluvialem Sand und der verbreitetste Ausdruck für diesen etwas erhöhten Sandboden ist „Geest“ oder „Geestland“, während der ebene, oft alluviale oder sumpfige Boden dazwischen je nach Umständen „Blei“, „Marsch“, „Moor“ oder „Schlick“ genannt wird.

Sehr merkwürdig ist südlich von der Seenplatte der Lauf der Flüsse. Sie suchen nicht auf dem nächsten Wege von den Gebirgen aus das Meer zu erreichen, sondern sie folgen vorherrschend der Richtung aus S.-O. nach N.-W., und wo sie diese Hauptrichtung verlassen, um sich nördlich zu wenden, da geschieht es gewöhnlich plötzlich, aber nur auf eine kurze Strecke, um dann wieder in die alte Richtung zurückzukehren; ja hinter ihren fast rechtwinkeligen Umbiegungen findet sich sogar mehrfach ein anderer Fluß ein, welcher die alte Richtung fast genau in ihrer linearen Verlängerung fortsetzt. So findet die Elbe jenseits Magdeburg ihre Fortsetzung in der Aller, die Oder jenseits Frankfurt erst in der Spree und dann in der Elbe. Sind sie aber einmal in die norddeutsche Seenplatte eingedrungen, dann kehren sie nicht wieder in die alte Richtung zurück; die parallele Schichtenaufrichtung, welche die herrschende Flußrichtung veranlaßt, scheint sich unter ihr nicht weiter nördlich fortzusetzen. Jeder aufmerksame Blick auf irgend eine gute Karte läßt sogleich diese eigenthümliche Thatsache erkennen.

Fragen wir nach der Ursache davon, so finden wir dieselbe in dem innern geologischen Bau. Die geschichteten Gesteine unterhalb einer oft mächtigen horizontalen Diluvialdecke sind in diesen Gegenden, wie es scheint, überall parallel den benachbarten Gebirgsketten aufgerichtet. Ihre festen Ränder treten sogar zuweilen auf diese Weise, aus S.-O. nach N.-W. erstreckt, unter der Decke hervor; wo das aber auch nicht der Fall ist, haben sie dennoch durch Bodenanschwellung oder ungleichen Widerstand einen Einfluß auf den Ablauf des Wassers geübt. Sie haben gleichsam Längenthäler bedingt, die nur hier und da von den Querthälern durchbrochen und unter sich verbunden sind. Man erkennt ihren Bau durch die Diluvialdecke, wie durch einen verhüllenden Schleier, oder besser: die Erhebungen, welche hier vor unermeßlichen Zeitperioden stattgefunden haben, üben noch immer ihren Einfluß auf die Oberflächengestaltung und durch diese auf das Leben, obwol ihre unmittelbaren Resultate fast bis zur Unsichtbarkeit bedeckt sind.

Die norddeutsche Niederung besteht an ihrer Oberfläche vorherrschend aus Diluvialbildungen, aus Löß (Sand und kalkhaltigem Lehm), Thon, Mergel, Sand, Kies und erratischen Felsblöcken, zuweilen sind über diese mächtige Diluvialdecke große Torfmoore, starke, fruchtbare Humusdecken (Marschen), Ablagerung von Raseneisenstein oder von Infusorienschalen ausgebreitet; nur selten treten ältere Schichten darunter hervor. Unter diesen hier und da auftauchenden ältern Schichten sind wieder die Braunkohlenbildungen die häufigsten, weit vereinzelter erscheinen Kreide, Jura und Muschelkalk.

Die an der Oberfläche überall vorherrschenden Diluvialgebilde zeigen äußerst ungleiche Grade der Bodenfruchtbarkeit, je nachdem sie aus Löß (Lehm und Thon), Sand, Kies oder Mergel bestehen, von Torfmooren oder mächtigen Humusschichten bedeckt sind. Das Sandland ist die Heimat der dürren Haiden und schattenarmen Kieferwälder, während Löß, Mergel und Humus von den üppigsten Fluren bedeckt sind. Den Mergel, wo er vereinzelt auftritt, beutet der Landwirth für seine Felder aus, Lehm und Thon werden in Baumaterialien und in häusliche Geschirre verwandelt. Als Brennmaterial dient hier und da der Torf, der Raseneisenstein wandert in benachbarte Hochöfen und die großen erratischen Felsblöcke, die nach einer Hypothese der Geologen auf schwimmenden Eisschollen aus Skandinavien und Finnland nach Deutschland eingewandert sind, dienen vielfach zu den gemeinsten, wie zu den erhabensten Zwecken. Begierig greift in der felsenlosen Niederung der Straßenbauer wie der Pflasterer nach diesen festen Wanderblöcken; aus Kalkstein bestehend, sind sie höchst willkommene Vertreter weit und breit mangelnder Kalkflötze. Die schönsten granitnen Findlinge aber wählt sich der Künstler aus, um sie entweder selbst in Kunstwerke zu verwandeln oder wenigstens seine Statuen darauf ruhen zu lassen. Sie sind im fremden Lande ein reicher Segen geworden und die Denksteine einer merkwürdigen geologischen Periode, in welcher nordische Eisschollen bis an die deutschen Gebirge herantrieben.

Zunächst unter den diluvialen Bildungen folgen, weit verbreitet, aber nur hier und da zu Tage tretend, Thon- und Sandschichten mit zuweilen sehr mächtigen Braunkohlenlagerungen oder auch

wohl bloße Thonablagerungen mit Meeresmuscheln (Septarienthone). Uns interessiren, als für das menschliche Leben einflußreich, besonders die ersteren.

Seit lange schon hat man in der Nähe der Gebirgsränder oder in ihren Buchten bei Merseburg, Halle, Grimma, Muskau, Zittau u. s. w. die Braunkohlenlager abgebaut und trefflich verwerthet, aber erst in neuerer Zeit hat man sie auch unter die weiten Diluvialstrecken hinab verfolgt, unter denen sie sehr wahrscheinlich beinahe ausgebreitet sind. Seitdem sind nun auch schon an sehr vielen Punkten mitten in der weiten Niederung Braunkohlengruben eröffnet worden, und es ist keine Frage, daß dieses für viele Zwecke sehr brauchbare, wenn auch nicht sehr concentrirte Brennmaterial von immer größerm Einfluß auf die Industrie des deutschen Tieflandes werden wird.

Die Braunkohlen umschließen zugleich als dessen ursprüngliche Lagerstätte den Bernstein, der aber häufiger noch, durch die Ostsee ausgespült, an deren Küsten aufgefunden wird und dort in der sogenannten Bernsteinfischerei einen, wenn auch nicht allgemein wichtigen, doch sehr eigenthümlichen Industriezweig hervorgerufen hat; durch ähnliche Auswaschungen ist er auch in die Schichten der Diluvialzeit gelangt, die ihn hier und da sporadisch enthalten.

Was unter den Braunkohlenbildungen liegt, ragt, wie gesagt, nur höchst vereinzelt an die Oberfläche hervor, wenn wir davon die flachen Hügelgebiete ausnehmen, welche den Harz nördlich umgeben und welche zwischen der Oder und den Quellen der Warthe sich ausbreiten, in denen die Schichten der Kreide-, Jura-, Trias-, Kohlen- und Grauwackengruppe in ziemlicher Verbreitung hervortreten, und noch dazu in Schlesien mit einer ganz besondern technisch wichtigen Bedeutsamkeit. Es enthält nämlich hier die Juraformation sehr ausgebreitete und reiche Thoneisensteinlager, während im Muschelkalk eine mächtige, unregelmäßige Einlagerung von Brauneisenstein, Galmei und Bleiglanz auftritt. Dazu gesellen sich aber nun auch noch benachbarte Steinkohlenablagerungen, so daß durch den Verein dieser Mineralschätze die Umgegend von Tarnowitz seit lange schon eine große berg- und hüttenmännische Bedeutung gewonnen hat.

Zu den ganz insularen ältern Bildungen in dem weiten Gebiet des Flachlandes gehören die schönen Kreidefelsen der Insel Rügen, die von kolossalen Steinbrüchen aufgeschlossenen Muschelkalkschichten von Rüdersdorf bei Berlin und die ähnliche gypshaltige Felsenenclave bei Lüneburg, welche beide nicht nur fast genau in der verlängerten Richtung der untern Ebene liegen, sondern auch eben so genau in einer Linie mit der aus gleichen Schichten bestehenden Insel Helgoland, so daß man gerade hier wohl eine Bruch- und Erhebungslinie der geschichteten Gesteine anzunehmen hat, die aber im größten Theile ihrer Ausdehnung ganz von den jüngern Diluvialbildungen überdeckt und dadurch unbekannt geworden ist.

Die klimatischen Verhältnisse der norddeutschen Niederung, welche sich vom 51. bis 55. Breitengrad ausdehnt, sind keineswegs überall gleich. Nicht nur sinkt die mittlere, auf den Meeresspiegel reducirte Jahrestemperatur von den südlichsten Regionen bis zu den nördlichsten von 8° bis 6° R. herab, sondern durch die eigenthümliche Vertheilung der Wärme im centralen Europa, welche in seinen Jahresisothermen so auffallend große Biegungen hervorbringt, sind die Gegenden zwischen Leipzig und Lübeck, sowie die Ufer des Rheins vorzugsweise klimatisch begünstigt gegen alle östlicher und westlicher oder dazwischen gelegenen Regionen.

Die Summe der jährlichen atmosphärischen Niederschläge erreicht nur etwa 19 Zoll, während die mittlere Regenmenge für ganz Europa jährlich etwa 32 Zoll beträgt. Dabei ist die Regenmenge in dem westlichen Theile des Tieflandes etwas größer als in dem östlichen.

In Flachländern, wie die norddeutsche Niederung, ist der Verkehr nicht durch die Gestaltung des Bodens geregelt, die ihn in beinahe keiner Richtung verhindert, sondern durch die Vertheilung der schiffbaren Flüsse, der Häfen, des vorzugsweise fruchtbaren Landes und benachbarter Industriedistrikte. Die größern Flüsse durchschneiden die norddeutsche Tiefebene in der Richtung aus O.-S.-O. nach W.-N.-W. Die großen Hauptstädte haben sich aber nicht überall an sie angelehnt und, da sie gerade die mächtigsten Anziehungspunkte des Verkehrs geworden sind, so hat sich doch ein sehr complicirtes Netz von Hauptstraßen entwickelt, welches sich nur schwierig aus einfachen Grundursachen ableiten läßt. Indessen sind einige Hauptwege, dann Lage und Umgebung

der Niederung geboten. Wir finden sie am leichtesten, wenn wir ihre naturgemäßen Eintritts- oder Ausgangspunkte aufsuchen.

Die Hauptlandverbindung mit Rußland stellt nur eine Hauptstraße her, parallel der Küste der Ostsee. Das Warthethal und das Oderthal öffnen den Haupteingang aus Polen, Galizien und Mähren, das Elbthal den aus Böhmen und Sachsen, das Thüringer Becken die natürliche Verbindung mit dem Rheinland, während das centrale Süddeutschland nur auf dem etwas künstlichen Wege über Hof durch die Bucht von Leipzig mit dem Tieflande in Verbindung getreten ist. Zum Niederrhein hat man einen Weg durch die Weserkette gefunden. Nun folgen an der Küste die Häfen: Bremen, Hafen, Kiel, Lübeck, Stralsund, Stettin, Danzig, Königsberg. Diese Eingangsthore sind mit den innern Centralpunkten Berlin, Frankfurt a. d. O., Leipzig, Magdeburg, Braunschweig, Hannover u. s. w. zu verbinden, um die Hauptfaden und Knoten des Verkehrsnetzes zu erhalten.

Lage, Bodenform, innerer Bau und geringes Gefälle der Flüsse sind im allgemeinen dem Verkehr, dem Handel und dem Landbau günstiger als der Industrie. Allgemein fehlt es an treibender Wasserkraft und ehe der Mensch die Dampfkraft in seinen Dienst nahm, mußte er in diesen Ländern, wie auf offenem Meere, vorzugsweise den Wind und das organische Leben als bewegende Kraft anwenden. Das Vorherrschen der Windmühlen über die Wassermühlen ist darum etwas Charakteristisches für diesen Theil in Deutschland im Gegensatz zu dem Mittel- und Hochland. Wie gering oft das Gefäll der Flüsse ist, dafür ist der Spreewald der Niederlausitz ein gutes Beispiel, in welchem die die Spree wegen mangelnden Gefälles in Verlegenheit, welchen Weg sie wählen soll, sich in unzählige Arme zerspaltet, die ein üppiges Waldgebiet nach allen Richtungen netzförmig durchschneiden. Dieses natürliche Kanalsystem hat in dem ganzen Gebiete den Gebrauch des Wagens unmöglich oder wenigstens unnöthig gemacht. Aller Verkehr erfolgt auf kleinen Kähnen, auf ihnen übt hier nicht nur der Fischer sein ergiebiges Handwerk, auf ihnen fährt man auch das Vieh zur Weide und das Heu zur Scheuer, auf ihnen gleitet die Gemeinde am Sonntag zum Gotteshaus, und auf ihnen beschleicht mit unhörbarem Ruderschlag der Jäger das zahlreiche Wild.

Die norddeutsche Tiefebene ist nur gegen Nord und Süd von der Natur begrenzt durch Meer und Gebirge, nicht aber gegen Ost und West. Wir können uns darum nicht wundern, wenn seine politische Eintheilung im Lauf der Jahrhunderte eine vielfach wechselnde gewesen ist, je nachdem östlich, südlich oder westlich angrenzende Stämme, die eigenen Bewohner oder die jenseit der Ostsee, zu größerer Macht gelangten. In einer Zeit, von welcher nur die Sage und einzelne Reiseberichte Kunde geben, erstreckten sich die Sitze der Deutschen bis an die Weichsel, wo sie Nachbarn der Preußen und anderer lettischer Völker waren. Nach der Völkerwanderung finden wir ein anderes, großes, zahlreiches Volk in den alten Sitzen der Deutschen, von der Weichsel an längs der Küste der Ostsee und bis an die Elbe und Saale: die Slaven, oder, wie sie in Deutschland hießen, Wenden. Hiernach unterscheidet der Vertrag zu Verdun (843 n. Chr.) das westliche deutsche Saxonia (Ostphalen, Engern und Westphalen) von dem östlichen slavischen Wendonia und Polonia. Im Zeitalter der Hohenstaufen zerfällt die Ebene bereits in zahlreiche Gebiete, bis der Zeitraum von 1649 bis 1792 und in ihm namentlich Friedrich der Große die preußische Monarchie beträchtlich ausdehnt, die in sich zusammenhängend aus Ost- und Westpreußen, Ermeland, dem Netzdistrikte, Vor- und Hinterpommern, der Mark Brandenburg, ganz Schlesien, dem Magdeburgischen und Halberstädtischen besteht, außerdem aber aus einigen kleinen Gebieten in Thüringen, in Westphalen und Ostfriesland. Dieser der Natur des Landes entsprechende Consolidirungsproceß ist von da ab im Vorschreiten gewesen. Das Königreich Preußen hat sich mehr und mehr nach seinen natürlichen Grenzen, den südlich vorliegenden Gebirgen ausgedehnt, statt Ostfrieslands und des entlegenen Baireuth aber Stralsund und Rügen, Westphalen, Rheinpreußen und die Provinz Sachsen gewonnen. (260. 158).

26. Bauernschaft an der Ems.

Das Land an der Ems ist flach. Die Emsdämme bilden die einzige Erhöhung, von der man in diese großen Ebenen sieht. Nirgends findet das Auge einen Ruhepunkt. Man sieht nichts als Wiesen, Kühe, Pferde, Fohlen und Rinder. Nicht ein Hügel, nicht ein Busch oder Baum macht eine Abwechselung. Aus der Ferne schimmert ein rothes Dörfchen oder ein einzelnes Landhaus herüber. Auf der Ems fahren zuweilen Boote mit rothen Segeln. Große Reinlichkeit herrscht im Aeußern und im Innern der Häuser, die fast alle aus Ziegel- oder Barnstein gebaut und mit Ziegeln gedeckt sind. Die rothe Farbe der Steine mit dem weißen Kalk gibt den Häusern ein freundliches Ansehen; die großen Fensterscheiben sind in grün angestrichene Rahmen gefaßt, hinter denen die weißen Gardinen oder Rouleaux hervorschimmern. Die Wohnzimmer sind gewöhnlich vorwärts gerückt und nicht so breit als das Hinterhaus. Das Dach ist kaum fünf Fuß von der Erde entfernt. In jedem Bauernhause, denn von diesen ist die Rede, gewährt die Heutime den ersten Anblick, über die Stricke kreuzweise nach mehreren Seiten hin geworfen und an den Enden mit schweren Barnsteinen befestigt werden, damit nicht der Wind, dem diese flachen Gegenden sehr ausgesetzt sind, das Heu mit fortreißt. Das Haus hat gewöhnlich zwei Thüren, eine zur Seite, durch die man gleich zu den Butter- und Käsegefäßen kommt, und die andere im Giebel. Tritt man durch diese ein, so sieht man auf der Dehle oder dem großen Hausraum einen leichten Wagen, dessen niedrige Vorderräder kaum $^3/_4$ Elle von den hohen Hinterrädern abstehen. Auf der Hinterachse liegt ein Klotz von 10 bis 12 Zoll Höhe, so daß die Leitern sich schräg nach der Deichsel neigen und die Last dahin sinkt. Fährt der Bauer nach seiner Wiese, so hängt er seine Brücke gewöhnlich hinten an, die er über die zahlreichen Kanäle schlägt. Die Dehle und der Boden unterm Dache ist voll Heu; auf der einen Seite sind Stellen für ein paar Pferde, dahinter der Raum zur Feuerung, und rechts herum die Kuhstellen. Jede Kuh steht allein, durch einen Verschlag abgesondert. Der Fußboden ist gepflastert und wird immer rein und sauber gewaschen. Ein Kanal, der verdeckt werden kann, läuft vor den Stellen herunter und führt die Unreinlichkeiten aus dem Hause. Die von der Seite in das Haus gehende Thür trennt die Oekonomiegebäude und Wohnzimmer. Die Küchen sind der Aufenthaltsort der Familie, reinlich und gut meublirt. Statt des Ofens sieht man einen Kamin mit einem kleinen Schornstein. Hier brennt beständig Torffeuer, auf dem der Kaffeekessel siedet. Der Kamin ist mit einem fußbreiten Umhange von feinem Zitz oder Kattun, Schornsteinkleid genannt, am Rauchfang umgeben. Die Wände sind mit holländischen Fliesen bedeckt und der Fußboden von reinem Barnstein. Einige Schränke mit Glasthüren stehen an den Seiten und prangen mit silbernen Kaffee- und Theekannen und Porzellantassen. Die Wandbettstellen für Mann, Frau und Kinder verbergen feine Kattunvorhänge. An der Bettseite hängt der Bettwärmer, eine kupferne Pfanne mit einem langen Stiel und verzinntem Deckel. In diese Pfanne werden Kohlen gethan, mit welchen sie, nachdem der Deckel zugemacht worden, in das Bette geschoben wird. Knechte und Mägde schlafen bei dem Vieh. Auf der einen Seite der Küche ist das schöne, aber nicht bewohnte Zimmer, mit schön gepolsterten Stühlen mit Ueberzügen, einem Schreibtisch mit Büchern, einer Commode; an der Wand hängt ein großer Spiegel und weiße Gardinen verbergen vollgestopfte Betten für Fremde. Auf der andern Seite der Küche ist die Vorrathskammer von Butter, Käse und Milch.

Der Hauptnahrungszweig der Anwohner der Ems, Leda und Soeste ist die Viehzucht. Mancher Bauer hat 30 und mehr Milchkühe. Eine Kuh gibt hier täglich 15 bis 20 Kannen oder 2 große Eimer Milch. Mit der Wartung der Kühe beschäftigen sich vorzüglich die Knechte, so wie die Mägde mit dem Reinigen der zum Butter- und Käsemachen bestimmten Gefäße. Im Frühjahr, das hier wegen der feuchten Luft und Seewinde spät einfällt, treibt man die Kühe in die durch Kanäle aus dem bruchigen Boden abgetrockneten Wiesen

oder Weiden, wo sie ohne Aufsicht bleiben, bis der Schnee fällt. Jeden Morgen und Abend kommen die Knechte oder Mägde mit ihren mit Eisen beschlagenen Eimern, um zu melken. Die Kühe fühlen das Bedürfniß der Entledigung und kommen von selbst an den Eingang der Weiden. Die Fohlen und Pferde tragen in den Weiden Klötze an Ketten um den Huf gebunden, und bleiben auch so lange hier, bis sie mit dem Huf den Schnee wegscharren müssen, um das Gras zu erreichen. Selbst die Schafe werden mittels eines Stocks immer zwei und zwei zusammengebunden, damit sie nicht über die Kanäle springen. [212.]

27. Ausflug nach Helgoland.

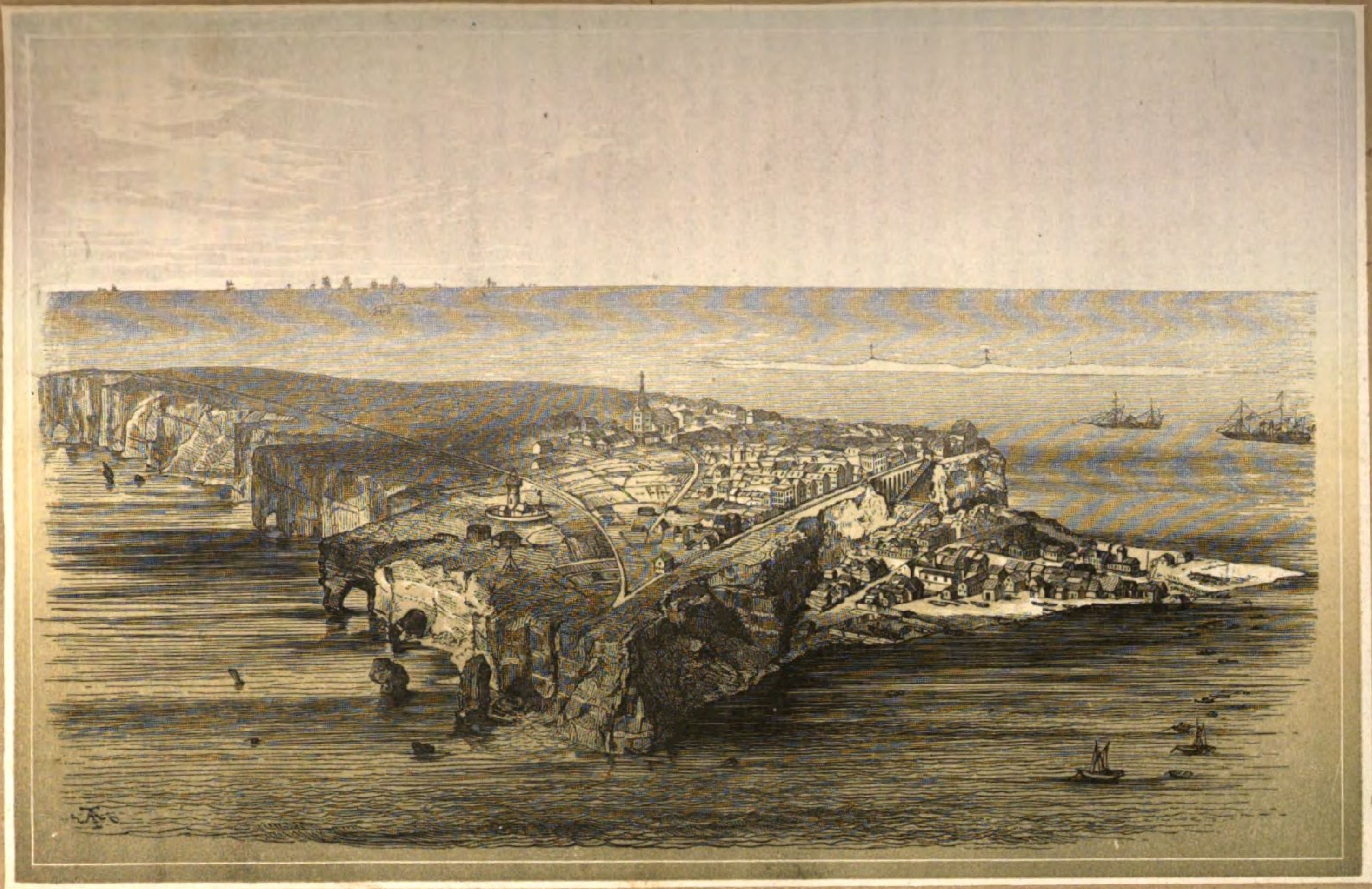
Mitten in der stürmischen Nordsee, fast 8 geographische Meilen entfernt von der Mündung der Elbe, liegt eine der sonderbarsten und merkwürdigsten Inseln dieser nordischen Gewässer, das Felseneiland Helgoland. Aehnlich einem riesigen, von Blut bespritzten Opferaltare steigt die Insel aus den blaugrünen Wogen empor, wegen der eigenthümlichen Färbung ihres Gesteins bei allen Schiffern der nordischen Meere „die rothe Klippe" genannt.

Ehedem war Helgoland eine umfangreiche, stark bevölkerte Insel. Viele wollen sogar behaupten, daß es die äußerste Spitze des germanischen Festlandes, die Heimath des tapfern, sieggewohnten und freiheitsliebenden nordfriesischen Stammes gewesen sei. Gewiß ist, daß Helgoland vor mehreren Jahrhunderten noch eine Menge Ortschaften enthielt und erst im Laufe der Jahrzehnte durch die furchtbaren Sturmfluthen der Nordsee nach und nach bis auf die jetzige braunrothe Klippe zerstört worden ist.

Noch heutigen Tages wird Helgoland von Friesen bewohnt, einem kühnen, originellen Völkchen, das eben so stolz auf seine Abkunft, als unabhängig und unternehmend ist. Man schätzt die Bevölkerung der rothen Klippe auf 4000 Seelen, eine Zahl, die überraschen muß, wenn man die unfruchtbare Insel betrachtet, auf welcher kaum die Kartoffel und etwas Hafer reift. Aeußerst genügsam und von Jugend auf an Entbehrungen aller Art gewöhnt, nährt sich der größte Theil der Bewohner Helgolands von Fischfang und Lootsendienst.

Helgoland gehörte in früheren Jahren, wie die übrigen nordfriesischen Inseln, zum Herzogthum Schleswig, scheint jedoch immer ziemlich unabhängig geblieben zu sein und sich gewissermaßen selbst regiert zu haben. Diese Selbstständigkeit hat es sich auch bis auf den heutigen Tag zu erhalten gewußt. England, das sich die überaus wichtige Klippe vor der Mündung der Elbe im Kieler Frieden 1814 zu sichern wußte, schmälert den Insulanern ihre alten Rechte eben so wenig, als es Eingriffe in deren Sitten und Gebräuche sich erlaubt, und so befindet sich Helgoland unter Albions mildem Scepter wohl und so frei, als sei es eine Republik, die sich, unbekümmert um die ganze übrige Welt, selbst Gesetze gäbe.

Zwar sendet Altengland einen Gouverneur nach Helgoland, der gewöhnlich ein gedienter, alter Haudegen ist, zu regieren jedoch findet ein solcher Gouverneur sehr wenig auf der Insel. Er lebt ein ungemein ruhiges Leben auf dieser Klippe, und plagt ihn nicht etwa die Langeweile, so ist die Stelle eines Gouverneurs eine wirkliche Sinecure. Die eigentlichen Regierungsgeschäfte besorgt der Rath, welcher aus sechs Mitgliedern besteht. Alle müssen eingeborne Helgoländer sein. Der Schreibfähigste von ihnen führt das Protocoll. Sie entscheiden in allen Sachen erster Instanz und vereinigen in sich die richterliche Polizei und Criminalgewalt. Criminalfälle kommen bei der großen Sitteneinfalt der Helgoländer höchst selten vor. Diebereien kennt man nicht, weshalb auch Niemand seine Hausthür verschließt. Viele Thüren haben nicht einmal Schlösser, sondern blos hölzerne Klinken. Die Rathmänner, die auch als Lootsen mit Theil nehmen dürfen an den Gefahren des See-Erwerbs, erhalten jeder eine Besoldung von 460 Mark, nur der Vorsitzende, dem die Führung der Geschäfte vorzugsweise obliegt, soll außerdem noch von England entschädigt werden. Bei so geringen Einkünften können die Regenten des kleinen Lootsenstaates nicht eben sehr



HELGOLAND.

verschwenderisch leben; nur dann, wenn durch zahlreiche Schiffbrüche, die allerdings in dieser klippenreichen Gegend der stürmischen Nordsee nur zu häufig vorkommen, der Strand „gesegnet“ wird, befinden sich die Helgolander Behörden sammt der ganzen Bevölkerung wohl. Denn leider gilt und blüht hier immer noch das Strandrecht; um „Segnung des Strandes“ wurde noch vor einem Jahrzehnt jeglichen Sonntag von der Kanzel herab gebetet, und nach Gütern gestrandeter Schiffe streckt heutigen Tages noch jeder Helgolander Schiffer gierig die Hände aus. Ist nun dieser Segen groß, so jubelt die ganze Insel und die Rathsherren befinden sich wohler denn je, da sie das Recht haben, für die Leitung der „Bergung“, wie man das Retten der antreibenden Güter nennt, eine Quote als Lohn zu beanspruchen.

Betritt ein Fremder zum ersten Male die Insel, so muß ihm die grenzenlose Unthätigkeit, um nicht zu sagen Faulheit, der männlichen Bevölkerung auffallen. Da lungern die Männer Helgolands, gleichviel ob jung oder alt, den ganzen Tag müßig auf dem Felsen umher, lehnen in Masse, oft zu 30, 40 am sogenannten Fallm, einer Brüstung des Oberlandes, unmittelbar an der zum Felsen heraufführenden Treppe, rauchen, starren Meer und Himmel an und rühren keinen Finger. Frauen und Mädchen dagegen schaffen Tag und Nacht ununterbrochen mit immer gleicher Liebe. Ihnen liegt nicht allein die Besorgung des Hausstandes, die Pflege und Ueberwachung der Kinder ob, sie müssen einer alten hergebrachten Sitte zufolge auch alle Arbeiten verrichten, die anderwärts nur der Mann vollzieht. Die Frauen spalten Holz, tragen auf ihren mit turbanartigen Tüchern umwundenen Häuptern die schwersten Lasten die hohe Treppe hinauf, als da sind Torf, Backsteine und andere vom Festlande herüberkommende Gegenstände. Sie arbeiten ohne Aufhören und keuchen unter der Last dieser Arbeit, während der Mann nichts thut. Allein dieser Müßiggang der Helgoländer ist doch eigenthümlicher Art, so eigenthümlich, wie die Menschen, die sich ihm hingeben.

So still und unthätig der Helgoländer während des Schlummers der Elemente ist, so rührig, unternehmend, befehlshaberisch tritt er auf in der Zeit der Noth, beim Brüllen der stürmenden See. Dann gleicht jeder Sohn dieser kleinen Felseninsel einem Feldherrn, und Mancher in grober Friesjacke und betheerter Busseruntje thut dann Heldenthaten, die in marmornen Gedenktafeln eingegraben zu werden verdienten.

Sowie Helgoland vor Jahrhunderten weit größer war, als es jetzt ist, wird es wahrscheinlich dereinst ganz ein Raub des Meeres. Immer mehr spülen die Wellen von dem Vorlande hinweg; die Meerstraße zwischen Klippe und Düne wird immer breiter, und so läßt sich wol mit ziemlicher Bestimmtheit voraussagen, daß Helgoland früher oder später zu Grunde gehen muß, ja daß der Stempel der Vernichtung der merkwürdigen Klippe unverkennbar aufgeprägt ist.

Die Düne, deren fester und feiner Sandgrund den herrlichsten Badestrand der Welt darbietet, hat eine Länge von 1600 Schritten bei einer Breite von 400. Die Dünenhügel, mit rauschendem Sandhafer reich bewachsen und von Kaninchen bevölkert, auf die Jagd zu machen verboten ist, erheben sich bis zu 70 Fuß Höhe über die Meeresfläche, bilden kleine Thäler und Schluchten und gleichen einer aus der grünen Fluth aufsteigenden niedrigen Gebirgskette. Höchst eigenthümlich, anziehend und geisterhaft ist ihr Anblick in stillen, hellen Vollmondnächten. Dann liegt die blendend weiße Düne mit den auf das schlummernde Meer gezeichneten Schatten ihrer Hügel auf der See, wie der Geist einer Insel. Tausende von Möven streichen über sie hin, wie Raubvögel um einen Leichnam, und die nie schweigende Brandung singt der verstorbenen kleinen Welt immer und ewig bald leiser, bald lauter den weithin hallenden Grabgesang.

Das Seebad ward erst im Jahre 1826 auf Helgoland errichtet. Es fand in Kurzem so große Theilnahme, daß es jetzt zu den besuchtesten Bädern der Nordsee gehört, wie es auch unstreitig das heilsamste und kräftigste ist. Zweimal wöchentlich geht von Hamburg aus ein Dampfschiff nach Helgoland ab. Die Lage der Insel, fern vom Continente, fern von der Mündung der großen Ströme ins Meer, eignet sich vortrefflich. Man hat hier reinstes Meerwasser, Seeluft aus erster Hand, und da ein Luftbad an der See zur Kräftigung geschwächter Körper eben so viel beiträgt, wie ein Bad in der salzigen Fluth, so leistet Helgoland den Heilung Suchenden in der Regel doppelt gute Dienste.

Das meerbeherrschende England, für handelspolitische und strategische Punkte mit Adlerblick begabt, weiß gar wohl, was es sich mit dieser unscheinbar aussehenden Felseninsel erobert hat.

Helgoland kann im Fall eines europäischen Krieges von unberechenbarer Wichtigkeit sein für seinen Besitzer. Vor der Mündung der beiden bedeutendsten Flüsse Norddeutschlands, der Elbe und Weser gelegen, beherrscht es beide Ströme und dadurch sämmtliche an dieselben grenzenden Uferstaaten. Eine bei Helgoland stationirende Kriegsflotte ist Gebieterin der Nordsee, Beherrscherin aller transatlantischen Handelsstraßen.

Aus diesen Gründen spart auch England, dem die rothe Klippe keinen Pfennig einbringt, weder Arbeit noch Kosten, um es in Zukunft sich nutzbar zu machen. Es hat nicht allein ansehnliche Summen zur Erbauung der bereits erwähnten eleganten Treppe hergegeben, welche das „Unterland" mit dem „Oberlande" verbindet; es hat auch einen 80 Fuß hohen Leuchtthurm erbaut, dessen runde gläserne Laterne ihr glänzend helles Licht gegen sieben Meilen weit nach allen Seiten hin über das Meer ausgießt. Höchst wahrscheinlich geht die englische Regierung schon längst mit dem Gedanken um, bei Helgoland einen Hafen anzulegen, der Kriegsschiffen aller Größen zum sichern Ankerplatze dienen könnte. Leicht freilich möchte ein solches Unternehmen nicht auszuführen sein, da die See um Helgoland meistentheils sehr stürmisch und der zahlreichen Klippen wegen mit großen Fahrzeugen schwer zu befahren ist.

Die eigenthümliche Bevölkerung des öden Felseneilandes muß es England wünschenswerth machen, hier eine Station für seine Flotte zu besitzen. Die Helgoländer gehören nämlich zu den kühnsten und unerschrockensten Lootsen aller Meere, aller Zonen. Zuverlässigen Charakters, obwohl nicht ohne Eigennutz, sind sie immer kalt, immer besonnen, immer nüchtern. Ein berauschter Helgoländer gehört zu den Raritäten und möchte die Achtung seiner Landsleute wol schwerlich besitzen.

Es gibt auf Helgoland eine Art Lootsenschule oder Lootsengesellschaft, die vortrefflich organisirt ist. Wer in diese Gesellschaft aufgenommen werden will, muß 24 Jahre zählen und das Lootsenexamen bestehen. Man verlangt von jedem Helgolander Lootsen, daß er das Meer und seine heimathliche Klippe genau kenne, und jedes Schiff, das seine Hilfe begehrt, bei Tag und Nacht, bei Wind und Nebel durch das watten- und sandbänkereiche Fahrwasser der Elbmündungen zu steuern verstehe. Das Examen des Helgolander Lootsen beschäftigt sich daher mit den schiffbaren Gewässern von Helgoland bis Glückstadt.

Besteht der aufzunehmende junge Mann das Examen, so wird ihm eine Medaille eingehändigt, „Lootsenpfennig" genannt. Begehrt ein fremdes, gegen die Inseln ansegelndes Schiff Hilfe, so losen die Lootsen unter sich. Diejenigen, welche das Loos trifft, erwählen aus sich selbst einen Befehlshaber, dem sie unbedingten Gehorsam leisten müssen. Der Ertrag, welchen die eben so schwere als gefahrvolle Beschäftigung abwirft, theilen sämmtliche Lootsen zu gleichen Theilen unter einander. Er ist bei der Menge Anspruchmachender so gering, daß trotz des Strandsegens und der großen Genügsamkeit dieser Insulaner vor Anlegung der Badeanstalt doch häufig große Dürftigkeit, wenn auch nicht eigentliches Elend, auf der Insel herrschte. Die Helgoländer, zu den Nordfriesen gehörend, sprechen unter sich ihr altfriesisches Idiom, verstehen aber alle ohne Ausnahme Hochdeutsch. Dies Helgolandische Friesisch ähnelt der Mundart, welche auf den nordschleswig'schen friesischen Inseln gesprochen wird, am meisten, hat aber doch auch seine Eigenthümlichkeiten, wie denn auf jeder dieser Inseln ein eigener, von allen übrigen abweichender, friesischer Dialekt heimisch ist. [245.]

28. Die Halligbewohner.

Wie ist es möglich, daß sich eine Familie freiwillig auf eine kleine, öde Insel der Nordsee verbannen und dort ihr ganzes Leben zubringen kann? Ein kleiner, öder Sandfleck, einige tausend Fuß im Umfang, spärlich mit grobem Gras bewachsen, das ist die ganze Insel, „Hallig" genannt. Kein Baum grünt, keine Quelle sprudelt, kein Vogel singt hier. In der Mitte des Landes, wo es etwas ansteigt, ist ein künstlicher Hügel aufgeworfen, gegen zwanzig Fuß hoch, dessen flach abfallende Seiten mit

grünem Rasen bekleidet sind. Auf diesem steht das einsame Haus des Besitzers mit einer Cisterne und einem kleinen Hofraum. Da ein Theil der Hallig bei der Fluth unter Wasser steht, bei hoher Springfluth aber die ganze Insel überschwemmt wird, so ist ein solcher künstlicher Hügel, „Werft“ genannt, nothwendig, wenn sich der Mensch hier überhaupt soll ansiedeln können. Die Gewässer steigen bisweilen, aber selten bis an das untere Geschoß des Hauses.

Auf einer solchen einsamen Hallig wohnt nun eine einzelne Familie, ganz von der übrigen Welt abgeschieden, stets vom Meere, oder wenn dieses bei der Ebbe zurücktritt, von Schlamm umgeben. Alle Monate in der guten Jahreszeit fahren die Leute nach Husum, um dort die gewonnenen Produkte zu verkaufen und andere Bedürfnisse dafür einzuhandeln, Sonntags zuweilen nach einer der größern Hallige, auf der eine Kirche steht und wo sie eingepfarrt sind. Dies ist ihr einziger Verkehr mit der Welt, und im Winter können oft Wochen vergehen, ohne daß sie ein fremdes Gesicht zu sehen bekommen. Und doch hängen alle diese Halligbewohner mit großer Liebe an ihrem Geburtsort, verlassen denselben nur ungern und kehren immer dahin zurück, sobald es die Umstände gestatten. Die Bewohner der schönsten, üppigsten oder großartigsten Gegenden der Welt können ihre Heimath nicht glühender lieben, als der Halligbewohner seinen kleinen wüsten Inselfleck ohne Baum, ohne Quelle, ohne singende Vögel, nur von unzähligen Möven mit ihrem heiseren, widrigen Geschrei umschwirrt. Und dabei ist es nicht Unbekanntschaft mit den Reizen der übrigen Welt, was diese Vorliebe für ihren traurigen Aufenthaltsort erzeugt; die Männer kennen die Welt sehr wohl und haben sich oft in den fernsten Zonen herumgetummelt. Bis zur Verheirathung dienen alle jungen Bursche der Hallige fast ohne Ausnahme auf Kauffahrteischiffen als Matrosen und fahren nach Amerika, Asien, Australien. So oft sie aber freie Zeit haben, kehren sie gewiß auf ihr geliebtes Eiland zurück, wie es auch nur selten vorkommen soll, daß ein Sohn der Hallig sich mit einem andern Mädchen als einer dort geborenen ehelich verbindet, oder an einem andern Orte sich häuslich niederläßt. Auch die jüngeren verheiratheten Männer dienen gewöhnlich noch als Matrosen, suchen aber auf Küstenfahrer, oder doch auf Schiffe von kurzem Cours, wie auf Grönlandsfahrer zu kommen, um so wenigstens einige Wintermonate zu Hause zubringen zu können. Werden sie älter, so geben sie gewöhnlich die Seefahrten ganz auf und bleiben daheim.

Oft freilich kehren diese jungen Söhne der Hallige nicht wieder in die stille Heimath zurück; das Meer begräbt sie in seinem feuchten Schooß, vergebens harren Mütter oder Bräute Monate lang in bitterem Gram der Theuern, bis endlich statt ihrer beim Pfarrer des Kirchspiels die späte Kunde eintrifft, diese und jene Angehörigen seines Sprengels seien beim Untergang eines Schiffes in irgend einem ostindischen oder amerikanischen Gewässer ertrunken, oder da und dort bei einem wüthenden Orkane über Bord geworfen worden. Oft erst nach Monaten, ja nach Jahren gelangt solche Trauerkunde nach dem einsamen, von aller Verbindung abgeschnittenen Eilande.

Auf den Halligen selbst bilden die Zucht des Schafes, des einzigen größern Hausthieres, das gehalten wird, das Einsammeln von Möveneiern, die bis nach Hamburg als Leckerbissen verkauft werden, und der Fischfang die Hauptnahrungszweige der Bewohner. Mit diesen Erwerbsquellen, verbunden mit dem Ertrage ihrer früheren Seefahrten und ihrer Genügsamkeit, genießen sie eines nicht unbedeutenden Wohlstandes. Die grobe Wolle der Schafe wird theils unverarbeitet nach Husum oder Tönningen verkauft, theils gesponnen und von den Frauen zu dicken Strümpfen, Mützen und Hemden, wie die Matrosen sie tragen, gestrickt. Diese werden an die Händler in den schleswigholsteinischen Küstenstädten verkauft. Mehl, Zwieback, Speck, Thee, Zucker und Rum sind die Hauptartikel, welche sie sich gegen ihre Handelswaaren verschaffen. Die Consumtion von Thee und Zucker ist auf diesen Eilanden sehr stark, weil das Cisternenwasser ohne Zusatz fast ungenießbar ist. Sonst leben sie von frischen oder geräucherten Fischen, Vogeleiern, wildem Geflügel, das sie im Herbste schießen oder fangen, und vom eingesalzenen oder geräucherten Fleisch ihrer eigenen Schafe. Einzelne kleine Hallige sind gar nicht bewohnt, aber ihr grobes Gras wird zu Heu gemacht und als Schaffutter für den Winter gebraucht. [146.]

29. Die Marschländer der Nordsee.

Die Nordsee ist an den deutschen Küsten, wie es an den Gestaden sandiger Ebenen zu sein pflegt, bis weit vom Strande hinaus sehr seicht. Eine lange Reihe von Flachinseln und Sandbänken, nur an wenig Stellen unterbrochen, umgürtet die Küste in meilenweiter Entfernung. Bis zu ihnen hin legt die Ebbe den Boden ganz oder fast ganz trocken, und erlaubt, mehrere Stunden weit zu den Inseln, so wie von einer Insel zu der andern durchzuwaten; daher der Name dieses amphibischen Bodens, „das Watt." Zur Fluthzeit steht das Wasser einige Fuß hoch über dem Watt. Die Ströme und Küstenflüsse bahnen sich tiefere Betten, und gestatten größeren Schiffen die Einfahrt, indem sie, oft in mehreren Armen, zwischen den Inseln hindurch dem Meere zufließen. Sehr flach gehende Fahrzeuge, große Flußkähne finden hinter den Inseln eine gegen hohe Meereswogen, sowie gegen feindlichen Angriff gesicherte Fahrt; ein Mittelding zwischen Seefahrt und Flußbeschiffung.

Im Schutz der Inselkette legt sich der erdige Niederschlag, den die Flüsse dem Meere zuführen, an die Küste des Festlands, oder an die Rückseite der Eilande selber an, und bildet den sogenannten Marschboden. So ist es von den schleswigschen Küsten an bis zu den west-friesischen. Die Küsten der Niederlande von der äußersten Spitze von Nordholland an bis zur Maas, schützt ein Wall von Sanddünen, hinter denen sich Marschboden angesetzt hat. Hier scheint es, ist der Prozeß vollendet; die Dünen, frühere Inseln, Lidi, sind durch Anschwemmung mit dem Festland verbunden. Die Inselgruppe von Seeland im Delta der Rhein-, Maas- und Schelde-Mündungen ist dagegen nur unvollständig durch Dünen geschützt; besser die flandrische Flachküste.

Durch solche Verhältnisse begünstigt, bilden sich die Seemarschen. Nicht minder beträchtlich sind die Flußmarschen, welche nach und nach die weiten Mündungen kleinerer und größerer Ströme ausfüllen. Hier wie dort legt sich der Marschboden horizontal, wie der Wasserspiegel, an den Fuß des sandigen Küstenlandes, der „Geest", welche ein mehr oder minder hohes Ufer bildet.

Die Marschen bilden eine besondere Welt für sich. Schon dem äußeren Auge stellen sie sich als eine solche dar. Da die Marsch ein Niederschlag aus dem Wasser ist, und keine von unten wirkenden vulkanischen Kräfte ihr Niveau zerrissen und gestört haben, so ist sie vollkommen flach und scheidet sich daher scharf von dem ursprünglichen, von Vulkan und Neptun im Voraus hügeligen Festlande, das ihr, wie dem Fleisch die Rippe, als Anhaltpunkt diente.

Die Marschbewohner, sowol die in Schleswig und Holstein, als die in Hannover, Oldenburg und Ostfriesland, nennen dieses Hügelland „die Geest" oder „Gast".

Die hohe, hügelige, unfruchtbare Geest tritt natürlich in buntgestalteten Vorgebirgen und Landzungen in die flache Marsch hinein, und da das Flußmaterial sich zuweilen auch an schon früher durch vulkanische Kräfte aus dem Meere gehobene Inseln ansetzte, so gibt es auch Inseln, die halb Geest und halb Marsch sind.

Der Gegensatz zwischen Geest und Marsch wird daher hier zu Lande immer besprochen und beschäftigt alle Leute. Einem rechten Marschbewohner zerfällt fast die ganze Welt in Geest und Marsch. Mir erzählte Jemand, ein Marschbewohner hätte ihn gefragt, „ob Sachsen ein Geest- oder ein Marschland sei."

Die Marsch ist niedrig, flach und eben, die Geest hoch, uneben und minder fruchtbar. Die Marsch ist kahl und völlig baumlos, die Geest stellenweise bewaldet; die Marsch zeigt nirgends Sand und Heide, sondern ist ein ununterbrochener fetter, höchst fruchtbarer Erdstrich, Acker an Acker, Wiese an Wiese; die Geest ist heidig, sandig und nur stellenweise bebaut. Die Marsch ist von Deichen und schnurgeraden Canälen durchzogen, ohne Quellen und Flüsse, die Geest hat Quellen, Bäche und Ströme.

Die eigenthümliche Beschaffenheit des Landes macht einen eigenthümlichen Ackerbau nöthig, und dieser bedingt, so wie die Art zu wohnen, so überhaupt die Sitten vielfach. Ganz eigenthümliche Kunst und Kenntniß erfordert die Eindämmung

und Vertheidigung des Landes gegen die Angriffe des Meeres, die Errichtung und Erhaltung der Deiche. Diese Deichbauten, die dabei vorkommenden Arbeiten, die Schleusenanlagen und die Canalgrabungen zur Ableitung der süßen Gewässer erfordern so mancherlei Uebung, daß nur ein Volk, das seit langer Zeit in einer solchen Gegend wohnt, alles dabei Nöthige leisten kann.

Einen sehr charakteristischen Zug der Landschaft bilden diese Deiche, die sich in langen Linien durch die Wiesen strecken.

Weil die Deiche meistentheils erhaben und daher trockener sind, als die tiefliegenden Marschen, so fährt man gern auf ihrem Rücken hin, und es bilden sich daher namentlich auf den Binnendeichen Wege aus. Auf den Hafteichen zu fahren, erlaubt man aber nicht in allen Marschländern, weil die Wagen dem Deiche schaden. Man sperrt sie daher mit Wegebäumen. Doch kann man hie und da im Nothfall Schlüssel zu diesen Bäumen erhalten und dann auch die Hafdeiche benutzen.

Die auf den hohen Deichen sich bewegenden Wagen, Fußgänger und Reiter gewähren in der Ferne, wenn sich ihre dunkelen Gestalten gegen den hellen Horizont groß und hoch projiciren, einen eigenthümlichen Anblick, sie sehen gespenstisch aus, und man begreift, warum die Marschbewohner so oft Gespenster auf den Deichen wandern sehen.

Die mächtige Böschung, mit der die Deiche aus dem Meere aufsteigen, macht es, daß man sie von der Seeseite kaum bemerkt. Auf der Rückseite gegen das Land hin fallen sie schroff ab.

In alten unkundigen Zeiten machte man dieselben auch gegen die See hin viel steiler, sowie man sonst auch die Festungswerke steiler machte. Bis auf die neuere Zeit herab ist aber der Böschungswinkel immer kleiner geworden, und stellenweise holen die Deiche so weit im Meere aus, daß man das Ansteigen kaum bemerkt. Dadurch wird natürlich sehr zweckmäßig die Gestalt der heranrollenden Wellen auf der ganzen Fläche vertheilt. Die Wogen werden, so zu sagen, immer mehr zugespitzt und kommen am Ende oben am Deiche in ganz dünnen, abgeflachten, sich verlaufenden Wassermassen an.

Auch der Stoß der Eisschollen wird dadurch vermindert, indem sie oft gar nicht zum wirklichen Anstoßen gegen das Erdreich kommen, sondern nur auf dem Anhang leise hinaufgeschoben werden. Je heftiger an einer Seite die Strömungen und der Wellenschlag sind, desto sanfter muß die Böschung aufsteigen. Wo aber, wie z. B. im Inneren geschützter Meerbusen, die Gewässer ruhig sind, und es mehr darauf ankommt, ihr Ueberspülen zu vermeiden, als ihre Bewegung auszuhalten, da können die Deiche auch steiler sein.

Aus demselben Grunde muß auch jeder Deich zunächst am Meere, wo die Wirkung des Wassers am heftigsten ist, am gemachsten bergan steigen. Je mehr er nach oben und innen geht, je mehr die Gewalt der rollenden Wellen der Hauptsache nach bereits gebrochen ist, desto steiler kann der Deich ansteigen. Er schwingt sich daher eigentlich in einem gekrümmten Bogen empor. Im Durchschnitt kann man die Höhe der Deiche hier am Meere 15 bis 20 Fuß über der gewöhnlichen Fluth annehmen. Doch sind die Seedeiche, obgleich die breitesten, großartigsten und kostspieligsten Werke, nicht zugleich die höchsten und am meisten in die Augen fallenden. Vielmehr gibt es an der Elbe bei Hamburg Flußdeiche, die noch viel höher sind, weil dort der eingeengte Fluß durch die Zuströmungen von oben oft höher über sein gewöhnliches Niveau hinaufgetrieben wird als am Meere durch Ebbe und Fluth.

Unglaublich üppige Grasungen, und, wenn diese gebrochen werden, Aecker von beinahe unerschöpflicher Fruchtbarkeit, belohnen die große Mühe und die Kosten des Deichbaus, und die nicht minderen der Erhaltung. Die Deiche fassen ein unregelmäßiges Viereck — Koog, Polder — ein, an das sich dann zur Seite andre reihen, so daß ein gemeinschaftliches System der Vertheidigung gegen die See sich bildet, aber doch auch jeder Koog für sich beschirmt ist. An günstig gelegenen Stellen im Schutz vorliegender Inseln oder Dünen, setzt sich an die Außenseite der Deiche von neuem Land an, sogenannte „Außendeiche“, die mit der Zeit wiederum eingedeicht werden; so entstehen neue, weiter vorliegende Kooge. An andern Stellen dagegen, wo vielleicht Wogen oder Stürme die natürlichen Schutzwälle zerstört haben, reicht die größte Anstrengung nicht immer hin, um die Deiche gegen die Macht der Fluth zu bewahren. Dann zerstört sie an einem Tage, was Jahrhunderte geschaffen haben. So ist Nordland an der Küste von Schleswig zum größten Theil untergegangen, so der Zuyder See, so der Dollart entstanden. Am meisten gesichert sind im Allgemei-

nen die Flußmarschen in den Mündungsbusen der Ströme, denen jedoch das zwischen den Deichen mehr und mehr erhöhte Bette des Stromes Gefahren eigner Art bereitet; — am meisten von den Fluthen bedroht die schmalen Säume von Marschland, die sich um hervorspringende Küstenlinien ziehen.

Ein jeder Koog, Polder, umfaßt in der Regel eine Gemeinde, schon von der ersten Eindeichung her eng verbunden, nicht, wie sonst ländliche Gemeinden, durch gemeinsamen Besitz, sondern durch gemeinsame Gefahr. Die Wohnungen liegen zerstreut, von tiefen Wassergräben umgeben, welche auch die Felder einschließen und entwässern. Seltner sind Dörfer in langen Reihen am Fuß der Deiche hingebaut. Die größern Orte, die Hauptorte ganzer Marschbezirke, finden sich in der Regel auf dem Rande der Geest. Sie sind zum Theil älter als die Marsch, oder doch ihre Bedeichung; allein diese Lage ist auch die gesundeste, sicherste und vortheilhafteste für die Landwirthschaft. Hier läßt sich Geest- und Marschkultur vereinigen; denn Bestellung, Ernte und andre Feldarbeiten fallen in so verschiedenen Boden auf verschiedene Zeiten; die Witterung, welche dem einen schadet, nutzt dem andern. Der zahlreiche Viehstand, den die fetten Grasungen der Marsch ernähren, befruchtet den Sandboden der Geest, welcher dagegen die Streu liefern muß. [115. 141.]

Kohl & Mendelsohn

30. Der Sachsenstamm in Westphalen.

Auf dem rechten Ufer der Weser, namentlich in den Gegenden der Aller, Leine und des Harzes und dann die Elbe abwärts findet sich zwar auch sächsische Nationalität, aber nirgends ist sie so rein und ungemischt, wie in Westphalen. Je weiter man nach Osten vordringt, um so gemischter wird die Bevölkerung mit slavischen Elementen, während am rechten Ufer der Elbe nur noch germanisirte Slaven zu finden sind. In Westphalen hat sich zugleich mit der Reinheit der Abstammung auch die alte Sitte und Verfassung am ungetrübtesten erhalten. Der Westphale liebt nicht das Zusammenwohnen in großen Dörfern. In den Ortschaften wohnen meistens nur die geringeren Bauern, die Schenkwirthe und Handwerker, der freie Bauer wohnt draußen inmitten seines Besitzthumes. Rund um den Hof ist ein Kranz von Bäumen gepflanzt, oft sind es hundertjährige Eichen, die ihre Aeste auf das bemooste Dach des Hauses niedersenken. Das Haus selbst ist in seiner einfachsten Grundform ein großes einstöckiges Giebelhaus, der Länge nach in drei Räume getheilt. Der mittlere ist Einfahrt oder Durchfahrt, mit einem großen Thor auf der Giebelseite; von da werden die Garben auf den Speicher abgeladen; rechts und links Viehstände (meist offen, das Vieh mit dem Kopf nach innen). Die Wohnräume nehmen entweder einen Theil der beiden seitlichen Abtheilungen, meist zu beiden Seiten des Einfahrthores, ein, oder es schließt sich hinten am Ende der Einfahrt noch eine vierte Abtheilung an, welche der ganzen Breite des Hauses entspricht. Der Heerd ist offen, ohne Schornstein, im Hintergrunde des mittleren Raumes. Besondere Stammes- und Landesart, größerer Luxus, landesherrliche Anordnungen haben manche Abweichungen bedingt, welche jedoch die Grundform nicht angreifen. Diese ist auch zu innig mit allen Gewohnheiten des Lebens, mit dem System des Ackerbaues verwebt, als daß sie so leicht zu ändern wäre. Die große Einfahrt ist ein bedeckter Marktplatz für das kleine häusliche Gemeinwesen, um welchen herum dessen sämmtliche Glieder, Menschen und Vieh, ihre besondern Plätze einnehmen. Hier wird das Korn ausgedroschen. Hier versammelt sich die Jugend zu Tanz und Gelage. Es ist nicht ohne Einfluß auf die Sitten, daß jedes Bauernhaus einen solchen geräumigen Versammlungsplatz besitzt. Selbst in städtischen Gebäuden erkennt man dieselbe Grundform wieder, in den großen wohlgehaltenen „Dielen" der hanseatischen Städte, die auf dem Lande als Wohn- und Gesellschaftsräume benutzt werden, — in den alten Kaufmannshäusern, wo ein großer Raum zum Hereinschaffen und Aufspeichern der Waaren durch mehrere Stockwerke geht, und den Wohnräumen nur verlorne Winkel übrig läßt, — ja in den hohen Hallen der britischen Schlösser. Ein merkwürdiger Zierrath begleitet

überall das sächsische Haus: zwei Pferdeköpfe in Holz geschnitzt, meist auf dem Giebel des Strohdachs angebracht, in einigen Gegenden öfter im Innern der Häuser über dem Heerd. Aus dem Wappen der Welfen darf man ihn nicht herleiten, wie wol es versucht worden ist; so tiefe Wurzeln hat die welfische Herrschaft in Sachsen nicht geschlagen, daß sie nach sieben Jahrhunderten in jedem Bauernhause Spuren hinterlassen hätte. Eher das Wappen aus dem Stammeszeichen; denn nur dafür kann man es ansehen, welche mythische Begründung es übrigens haben möge.

Gehen wir von dem Hause in die Umgebung desselben über, so findet sich der Hof einerseits von dem Garten, anderseits von Wiesen und Ackerfeld umgeben. Die Felder sind von einem Erdwall umgeben, auf dem dichtes Gesträuch wächst, und knollige Baumwurzeln immer neue Sprossen, die jedes Mal nach 5 bis 6 Jahren abgehauen werden, hervortreiben und über die Felder und Wiesen hin ragt das Gehölz. Je älter und unberührter die Eichen im Gebüsche, desto stolzer und selbstbewußter der Landmann. Hier und da gewähren die Gebüsche eine Durchsicht bis zum Hofe des Nachbarn, oder es öffnet sich eine Fernsicht zu dem emporragenden Thurm des Dorfes, der am Sonntage alle Bewohner der Hunderte von zerstreuten Höfen zur Kirche ruft, die den eigentlichsten Einigungspunkt der Gemeinde bildet. Wer Westphalen und namentlich das Münsterland auf den großen Straßen oder auf der Eisenbahn durchreiset, wird von seiner eigenthümlichen Schönheit, die seine Bewohner mit so inniger Liebe an die Heimath fesselt, wenig ahnen. Man muß abseiten der großen Heerstraßen die ländlichen Gaue mit ihren reichen Bauernhöfen und Adelssitzen, mit ihren Kirchen, Kapellen und Heiligenbildern, mit schattigen Hohlwegen und ihrem unvergleichlichen Grün der Wiesen und Wälder durchwandert haben, um die Schönheit des Landes würdigen zu können. Diese Eigenthümlichkeit des Landes hat sich im Charakter des westphälischen Volkes in ganz auffallender Weise abgeprägt. Der Westphale erscheint trotz der vorwiegenden Gemüthlichkeit seines Charakters gegen den Fremden, oder vielmehr gegen das Fremde, abgeschlossen und mißtrauisch. Er lebt in einem Kreise, der in einer ganz besonderen Weise sein ist. Eine lange Ueberlieferung an Sitte, Brauch, Denkungsart aus alter Vorzeit hat sich ihm eingelebt. In ihr ist er zu Hause, in ihrem Lichte schaut er alle Dinge an und läßt sich von dieser mit seinem Leben und Wesen verwachsenen Anschauung durch fremden Einfluß nicht sobald abbringen. Bei solcher Eigenthümlichkeit des Volkscharakters läßt sich begreifen, daß die Westphalen mit seltener Treue und Ergebenheit dem katholischen Glauben ihrer Väter zugethan sind.

[141. 239.]

---

31. Die Lüneburger Haide.

Die Physiognomie des etwa zweihundert Quadratmeilen umfassenden Fürstenthums Lüneburg hat viel Auffallendes im Vergleich mit den südlichen Provinzen des Königreichs Hannover und mit den benachbarten Ländern. Wenn man in Westphalen fast durchgängig nur einzelne Gehöfte in der Mitte der dazu gehörigen Wiesen, Felder und Holzungen gewahrt, wenn die weite Ebene an der mittlern Elbe und untern Saale und Mulde wie ein endloses Getreidefeld anzusehen ist, wenn in den Fürstenthümern Calenberg, Hildesheim, Göttingen und Grubenhagen, so wie im Herzogthum Braunschweig üppige Fruchtgefilde mit bewaldeten Bergen, blühenden Gärten und freundlichen Städten und Dörfern abwechseln und nirgends eine wüste Gegend zu finden ist, so herrschen dagegen im größten Theil des Fürstenthums Lüneburg durchgehends plötzliche Uebergänge. Ursprüngliche Wildniß und Kultur grenzen unmittelbar aneinander. In einem einsamen Theil der Haide wandernd glaubt man meilenweit von den Wohnungen der Menschen entfernt zu sein, kaum aber hat man des Thales Ausgang erreicht, so steht man überrascht vor einem traulichen Dorfe, ringsum von Wiesen, Gärten und Feldern umgeben.

Einen ganz besondern Charakter erhält das Land durch die zahlreichen Hünengräber oder Hünenbetten, die sich an vielen Punkten der Haide erheben. Da jährlich große Strecken der Haide urbar gemacht werden, so ereignet es sich oft, daß

die jahrtausend alten Hünengräber zerstört und in das Bereich der Kultur gezogen werden. Wenn man dieselben öffnet, findet man eine Art von Gewölbe, welches meistens länglich rund und von größeren oder kleineren Granitblöcken zusammengefügt oder vielmehr zusammengelegt ist. In der Mitte desselben stehen Urnen von gelblich grauer Farbe, die mit Asche und Knochen angefüllt sind; daneben liegen mancherlei Waffenstücke aus Stein oder Metall, Schmucksachen und anderes Geräthe. In den ersten Stunden nach der Oeffnung des Hügels sind die Urnen so zerbrechlich, daß man äußerst vorsichtig damit umgehen muß; an der Luft erhärten sie indessen sehr bald. Aermere Landleute pflegen dieselben mitunter als Koch- und Trinkgeschirre zu benutzen. Häufig läßt der Landmann jedoch aus einer Art von Pietät diese ehrwürdigen Denkmäler der Vergangenheit unversehrt und pflügt um dieselben weg, so daß aus einer überall angebauten Dorfgemarkung manchmal zehn bis zwanzig Hünengräber mit ihrem braunen Haidegewande einsam hervorschauen.

Der begeisterte Wunsch einzelner Patrioten, die weiten Wildnisse des deutschen Nordens bis auf den letzten Morgen Landes angebaut zu sehen, möchte an den hannöverschen und oldenburgischen Bauern, falls man Miene machte, denselben zu verwirklichen, ungeahnte kräftige Gegner finden. Ein nordhannöverischer Landmann würde sich ohne Haide und Moor höchst unglücklich fühlen, da man ihm mit diesen seine wichtigsten Erwerbsquellen entzöge. Vor allen ist der lüneburgische Bauer auf die Haide und deren Produkte hingewiesen. Unter diesen stehen die Schafe, der Buchweizen und der Honig oben an.

Was dem Lappländer das Rennthier, dem Grönländer der Seehund, dem Marschbewohner das Rind ist, das sind dem Landmann der Haidedistrikte die sogenannten Haidschnucken, Schafe von kleiner, dauerhafter Race. Das schmackhafte Fleisch liefert ihm manchen Braten, und aus der groben, meistens schwarzbraunen Wolle verfertigt er fast alle seine Kleidungsstücke. Diese Haidschnucken sind zwar um die Hälfte kleiner, als die spanischen Schafe, erfordern dafür aber auch nur geringe Pflege. Sobald der Frühling in's Land gekommen ist, zieht der Schäfer allmorgentlich mit seiner Heerde hinaus in die Haide, deren junge Sprossen den genügsamen Thieren reichliche Nahrung bieten. Erst mit der einbrechenden Dunkelheit kehren Hirt und Heerde heim.

Der Buchweizen, in südlichen Ländern eine seltene Erscheinung, liefert dem Haidebewohner eine Hauptnahrung. Die Art, denselben zu bauen, ist eine höchst einfache. Auf dem dazu bestimmten Stück Haideland wird das hohe Haidekraut angezündet, die fruchtbare Asche untergepflügt und die Saat ausgestreut. Der dürrste Boden liefert bei diesem Verfahren eine ergiebige Ernte. Der Buchweizen wird theils zu Mehl, theils zu Grütze verarbeitet, letztere, mit Milch zu einer Suppe gekocht, wird meistentheils anstatt des ersten Frühstücks genossen, und ersteres zu Pfannkuchen und einer eigenthümlichen Art von Klößen benutzt, welche „Bouckwäitenklöte" heißen. Diese dürfen bei keinem Mittagsmahl fehlen und sehr häufig erscheinen sie auch als Abendgericht. Als die Franzosen zu Anfang dieses Jahrhunderts nach Deutschland kamen, konnten sie sich nicht genug über die seltsam großen grauen Kugeln wundern, welche Alt und Jung mit immer neuem Appetit Tag für Tag in Riesenportionen zu sich nahmen. Ein französischer General, der einst beim Pfarrer eines kleinen Haidedorfes einquartiert war und von seinem Adjutanten von dieser eigenthümlichen Speise gehört hatte, sandte seinen Reitknecht zu dem nächsten Bauernhause und ließ sich ein paar dieser grauen Kugeln holen. Auf einem silbernen Teller wurden dieselben dem Herrn General vorgesetzt. Ihre gewaltige Consistenz und völlige Geschmacklosigkeit versetzten aber den Sohn der schönen Provence in das höchste Erstaunen: es schien, als halte er die Identificirung von Menschen und Schafen, wie sie in der berühmten französischen Reisenotiz: „un peuple sauvage, nommé Haidschnuck," vorkommt, für ganz natürlich.

Eine andere Quelle, aus der dem Landmann ein ansehnlicher Erwerb zufließt, sind die Blüthen der Haide und des Buchweizens mit ihrem reichen Honigstoff. Weil der Haide-Honig doppelt geschätzt wird, so beschäftigen sich die Bewohner der eigentlichen lüneburger Haide hauptsächlich mit der Bienenzucht, vor allem die des Amtes Ebstorf zwischen den Städten Lüneburg und Celle. Eine kluge Benutzung der Oertlichkeit ist dabei die Hauptsache. Da die Haide erst im Juli zu blühen beginnt, so werden die Bienenstöcke im Frühling womöglich zuerst in die Rübsamenfelder gestellt. Sobald diese abgeblüht haben, sucht der „Imker"

mit seinen Körben die Nachbarschaft weiter Buchweizenfelder auf und bleibt dort bis zum Juli, wo er seinen „Immenzaun" mitten in der blühenden Haide errichtet, und sich dann nicht eher wieder um die Bienen bekümmert, als bis die Stöcke mit Honig gefüllt sind.

Viele gehen Jahr aus Jahr ein ausschließlich diesem Erwerbszweige nach, Andere treiben die Imkerei neben ihrer Ackerwirthschaft und verkaufen ihre Ausbeute dann den ersteren, welche einen förmlichen Großhandel mit Honig und Wachs treiben. Besonders ist Hamburg der Ort, wo der Imker starken Absatz für seine Waare findet. Ganze Fuder bringt er zu Anfang des Herbstes dorthin und kehrt mit gefülltem Beutel in sein Haidedorf zurück.

Als eine auffallende Erscheinung in der Haide verdienen noch die Perlenmuscheln bemerkt zu werden, die sich in den Quellflüssen der Ilmenau, der Gerdau und andern kleinen Haidebächen finden und oft ziemlich große Perlen enthalten. Da diese indessen meistens nicht ganz regelmäßig geformt sind und selten eine ganz reine weiße Farbe haben, so werden sie wenig gesucht. — Eigenthümlich sind ferner die Erdölquellen im Amte Meinersen. Hart am Ufer eines Nebenflusses der Aller, des Schwarzwassers, hat man mehrere lange, tiefe, trichterförmige Gruben gegraben, in denen zugleich mit dem Wasser das Erdöl hervorquillt und sich auf der Oberfläche sammelt. Mehrmals am Tage wird dasselbe mit breiten fächerartigen Besen von Binsen abgeschöpft und unter dem Namen Theer in den Handel gegeben. Durchschnittlich liefern die Gruben, deren Zahl sich ungefähr auf zwanzig belaufen mag, täglich etwa dreißig Pfund. — Die Niederungen an der Aller und den Nebenflüssen der Elbe enthalten unerschöpfliche Torflager und der dort gestochene Torf wird in großen Massen ausgeführt, namentlich nach Hamburg und Hannover. Viele Tausende leben ausschließlich vom Torfstechen, und manche der westlichen Bewohner wandern alljährlich beim Beginn des Frühlings nach den Niederlanden, wo sie sich erkleckliche Summen damit verdienen. Diese Leute — man nennt sie Hollandsgänger — bilden im Herzogthum Bremen und in Ostfriesland eine eigene Klasse. [69.]

---

32. Oster- und Pfingstfeier in der Mark.

Die Natur hat den märkischen Bauer etwas stiefmütterlich bedacht; auf seinem leichten Sandboden wächst nur leichtes Getreide; Moore und Haidestrecken mit dunkeln Kieferwaldungen bilden das Einerlei seiner Umgebung, aber dennoch weiß er sein einförmiges Leben durch Feste und gesellige Fröhlichkeit zu verschönern. Fest am Alten haltend, hat er seine Feste aus uralten Zeiten herüber genommen. Vor allem sinnig gefeiert werden die Oster- und Pfingsttage.

Der Ostersonne schreibt der Märker viel wundersame Kräfte zu. Schon vor Tagesanbruch stehen die Mägde auf, um sich aus dem Bache oder Teiche Osterwasser zu holen, denn wer sich damit wäscht, erhält eine schöne, gesunde Gesichtsfarbe; Andere verlassen das Bett so früh, um die drei Freudensprünge zu sehen, welche die Sonne heute beim Aufgehen macht. Ist der Abend herangekommen, so ist es Sache der Jugend, ein hochloderndes Osterfeuer anzuzünden, zu welchem schon seit langer Zeit Pech, Kien, Stroh und Heu gesammelt ist. Schlägt die Flamme recht lustig empor, dann jauchzen die Bursche, tanzen unter allerlei Kapriolen um das Feuer und sammeln zuletzt sorgfältig die Asche, weil sie ein gutes Heilmittel gegen Viehkrankheiten sein soll. Das alte Mütterchen giebt genau Achtung, wie weit sich der Flammenschein verbreitet, und welche Gebäude er beleuchtet, denn diese sind im laufenden Jahre vor Feuerschaden sicher. Während des Osternachmittags sammeln sich die jungen Bursche vor dem Hause des zuletzt verheiratheten Ehepaars und fordern von der jungen Ehefrau einen Ball, indem sie etliche Lieder singen. Hat die junge Frau den Ball über das Hofthor geworfen und ihr Mann den Sängern einen Thaler geschenkt, so singen diese ein kurzes Dankliedchen, schlagen dann den Osterball so lange, bis er entzwei ist, und vertanzen schließlich das empfangene Geld.

In anderen Gegenden pflanzt der älteste und

stärkste der „neuen Jungen“ (d. h. die zum ersten Male Pferde hüten) eine Tanne auf, bedeckt die Zweige mit Knochen, die Spitze aber mit einem Pferdeschädel. Nach diesem Ziele laufen alle um die Wette; wer zuerst ankommt, heißt König, wer zuletzt kommt, heißt Zimmermann. Diesem umwickeln sie die Beine mit Bast und Moos, geben ihm einen Stab in die Hand und singen: „Wi henne Haigras utstecken, Timmermann hat sick Hals und Been terbracken, wülln sehn, as uns wolln half Schock Eier gewen.“ Mit diesem Liede ziehen sie von Bauerhof zu Bauerhof, sammeln Eier und Wurst, backen daraus Kuchen und kaufen für den Groschen, den jeder neue Junge als Zaumgeld geben muß, Bier ein, damit sie in heiterer Geselligkeit einen frohen Nachmittag verleben.

Das Pfingstfest ist dem Märker, dem seine grasigen Viehweiden ein so werthvoller Besitz sind, ein ächt ländliches Fest. Er freut sich des jungen Grüns, mit welchem Busch und Wiese geschmückt sind; darum geht er am Vorabend hinaus in's Holz, um einen schlanken Erlen- oder Birkenbusch auszusuchen und umzuhauen, damit er ihn als Maienbusch in die Ecke seines Wohnzimmers und vor die Hausthür stelle, während die Mägde auf der Wiese gelbe und blaue Blumen gepflückt haben, mit denen sie die Wege im Hofe, die Gänge in den Ställen und die Treppen im Hause bestreuen, damit sie überall die holden Frühlingsboten haben, die ihnen die schöne Zeit verkünden, wo sie aus den rauchigen Stuben hinaus in's Freie können.

Am Pfingstmorgen ertönt zum ersten Male wieder des Hirten Horn, um die Kühe und Pferde wieder zur Weide zu rufen. Da öffnet sich Thür bei Thür; worauf hier muntere Rosse hervorspringen, dort bedächtige Kühe dem Sammelplatz zuwandeln. Alle machen ihrer Freude durch Brüllen, Sprünge, Hin- und Herjagen, Kämpfe und Neckereien Luft. Die Dorfjugend hat sich mit Peitschen bewaffnet und neckt bald den wilden Stier bald den ausschlagenden Hengst. Sowie die vierfüßige Bevölkerung des Dorfes beisammen ist, wird sie zur Weide getrieben. Aber heute kann sie nicht langsam gehen, die Sehnsucht nach der frischen Bruchweide reißt sie fort; sobald sie das Dorf verlassen haben, setzt sie sich in Trab, wobei die Peitschen der Treiber tüchtig nachhelfen, bis sie in wildem Galopp dem Weideplatz zueilt. Die Kuh oder das Pferd, welches zuerst ankommt, wird mit einem Maienbusch geziert, und ihr Treiber heißt der Thauschlepper, das zuletzt ankommende Thier heißt die bunte Kuh oder das bunte Pferd, denn ihr Hüter wird vom Kopf bis zum Fuß mit Feldblumen behangen und vom Thauschlepper unter Reimsprüchen von Hof zu Hof geführt.

Die Knechte und Mägde veranstalten an den folgenden Feiertagen das Pfingstbier, wo im Freien um eine Maie getanzt wird, wozu die in einer Laube sitzenden Musikanten bis tief in die Nacht hinein aufspielen müssen. Die Bauernsöhne dagegen halten Kranzreiten. Mit einem Musikcorps, welches auf einem Leiterwagen steht, holen sie die Pfingstmaie, ziehen mit ihr durch die Nachbardörfer und schlagen den Pfahl ein, auf welchem der mit bunten Bändern und Tüchern geschmückte Kranz aufgehängt wird. Am Festtage ziehen die Reiter wohlgeordnet hinaus auf den Kampfplatz, ordnen sich, und auf Kommando sprengen sie auf den Kranz zu. Wer ihn zwei Mal herabreißt im Vorbeireiten, ist König, gewinnt den Preis und hat den Vortanz. [122.]

---

33. Die Leipziger Messe.

Die Sachsen sind ein ruhiges, arbeitsames, industriöses und dabei anspruchloses und mäßiges Völkchen, das, mit einem feinen Verstande begabt und stets aufgeweckten Sinnes, mit vielem Glück nach den leiblichen wie nach den geistigen Gütern dieses Lebens zu ringen weiß, und auch mit vielem Geschick den Genuß beider verknüpft. Der meißnische Sachse, der das jetzige Königreich Sachsen einnimmt, ist, mit andern deutschen Stämmen verglichen, von einer gewissen Weichheit, Biegsamkeit und Schmiegsamkeit, die ihn vor manchen Extremen bewahrt; er hat nicht die tiefgehende Gemüthenergie des Schwaben, nicht die heitere Lebenslust und derbere Natürlichkeit des Oester-

reichers, auch nicht die Schärfe und Kühnheit des Preußen, aber er ist auch weniger einseitig als seine Brüder und Vettern, erfreut sich einer Harmonie, eines Gleichmaßes seiner Kräfte, das ihn zum vermittelnden Bindegliede macht von Nord und Süd, Ost und West. Der Sachse ist die Copula zwischen dem Oesterreicher und Preußen, Baiern und Schwaben. Alle Hauptrichtungen des deutschen Kulturlebens treffen wir im kleinen Sachsen vereint, und es ist, als ob es seine Kraft in dem Maße concentrirt hätte, als unglückliche politische Verhältnisse ein Stück nach dem andern von diesem Lande abgerissen haben. Die glückliche Einheit von Lust an gelehrter Forschung und der Praxis eines regen Fabriklebens, von kaufmännischem Handelsgeist und musikalischem Sinn, von bürgerlicher Einfachheit und Sinn für äußere Eleganz und Schönheit hat sich das meißnische Sachsenland nicht zerreißen lassen. Wie sind doch die mannigfaltigsten Bildungsrichtungen in dem kleinen Sachsen zusammengedrängt! Man denke an die Vergangenheit: Zu Annaberg im Erzgebirge, wo noch jetzt eine Hauptniederlage von Spitzen, erfand Barbara Uttmann das Spitzenklöppeln zu Anfang des 16. Jahrhunderts; zu Schneeberg ward um dieselbe Zeit durch Schürer Blauglas bereitet aus Kobalt und Quarzsand; Brand, ein sächsischer Kaufmann, machte zuerst Phosphor, Böttger in Meißen das erste Porzellan (1705), Schröder aus Hohenstein in Sachsen die ersten Pianoforte (1715).

Wie in den Fürstenschulen zu Meißen und Grimma die philologische Gymnasialbildung vorzugsweise einen fruchtbaren Boden fand, so errang sich zu Freiberg im Erzgebirge nicht blos der Fleiß des Bergmannes, sondern auch die an die Praxis des Bergbaues sich knüpfende Naturwissenschaft die ruhmvollsten Lorbeeren. Wie in Dresdens herrlichen Kunstsammlungen der feine ästhetische Sinn zuerst eine bleibende Stätte schuf und ein Muster für ähnliche Museen aufstellte, so ward in Leipzig von Alters her die Musik gepflegt. Und wie Chemnitz zu einer der ersten Fabrikstädte Deutschlands sich emporgeschwungen hat, ist wiederum Leipzig einer der ersten deutschen Handelsplätze geworden und steht als Meßstadt und Centrum des deutschen Buchhandels einzig da.

Blickt man auf die Geschichte der Stadt Leipzig, so ergibt sich, daß die vortheilhafte Lage in Deutschlands Mitte wol etwas zur günstigen Entwicklung, aber am meisten der industriöse Sinn und die rastlose Thätigkeit der Bewohner in Verbindung mit günstigen historischen Umständen die Handelsblüthe zu Wege brachte.

Im Jahre 1836 ward Leipzig noch mit 42,000 Einwohnern aufgeführt; jetzt muß man schon 66,000 schreiben — so bedeutend ist die Bevölkerung in den letzten Decennien gewachsen. Als nach der Theilung Sachsens die preußischen Schlagbäume bis nahe an Leipzigs Thore rückten, sank der Verkehr bedenklich schnell, und man sagte der Meßstadt eine trübe Zukunft voraus. Doch der Zollverein trat in's Leben, und nun wie mit einem Zauberschlage nahm Alles eine andere Gestalt an. In die Geschäfte kam neuer Schwung, in die Messen neues Leben: die reicheren Bürger zeigten wieder Unternehmungsgeist und machten ihre Kapitale flüssig. Man fing an zu bauen und wetteiferte in der Baulust; man fühlte sehr richtig, daß ein großes Haus in Leipzig mehr werth sei, als ein mittelmäßiges Rittergut auf dem Lande. So entstanden in einem einzigen Jahrzehnt zwei große neue Vorstädte, die Friedrichsvorstadt und die Marienvorstadt mit langen geraden Straßen, schönen Häusern und anmuthigen Gärten; so erhebt sich jetzt auf einem sechs Schuh hoch aufgeworfenen Boden über dem feuchten Wiesengrunde an der Elster eine neue Straße nach dem Frankfurter Thore zu. Man glaubt sich in eine nordamerikanische Stadt versetzt, wenn man diesem emsigen Bautreiben zuschaut.

Von aristokratisch sich abschließenden Palästen ist wenig zu finden; selbst die schöneren Häuser behalten, wie sie bürgerlichen Ursprungs sind, auch ein bürgerliches Gepräge, indem der unterste Stock sogleich zu Läden, Gewölben und Geschäftslokalen verwandt wird. Fragt man, wem gehört dieses große und schöne Haus? so ist die Antwort: Einem Maurermeister, Buchhändler u. s. w. In einer betriebsamen Handelsstadt muß auch das Schöne vor allen Dingen praktisch sein, und der Leipziger zumal versteht es, mit seiner geschäftlichen Handthierung möglichste Eleganz, mit dem dulce das utile zu verknüpfen. Die sehr schöne Baumgärtner'sche sonst Härtel'sche Villa unweit des Zeizerthores ist wie ein Stück Italien in der nordischen Luft, und ganz charakteristisch für Leipzig, tritt man durch die mit Frescogemälden gezierte Säulenhalle in — ein Buchhändlercomtoir!

Natürlich wetteifern in einer Meßstadt wie

Leipzig die Häuser mit den Menschen, um Geld zu verdienen. Ein dreistöckiges Haus bringt an Miethzins seine 3000 Thaler ein, und ist gleich einem Kapitale von 80 bis 100,000 Thalern. Da miethet sich auch manche arme Familie ein Logis, dessen Miethe sie mit eigener Kraft nicht erschwingen könnte, etwa für 200 Thaler; aber zur Meßzeit drückt sie sich in ein Hinterstübchen zusammen, und in zwei Monaten hat sie von den fremden Kaufherren nicht blos die 200 Thaler, sondern noch etwas mehr gewonnen, so daß sie die geräumigen schönen Zimmer den übrigen Theil des Jahres umsonst bewohnt. Da kommt erst ein Lederhändler, dann ein Tuchhändler, endlich ein Buchhändler — sie Alle beziehen dasselbe Zimmer. Viele Gasthöfe am Brühl sind lediglich für die Meßzeit da, bringen aber eben deshalb mehr ein, als manche andere spärlich besuchte das ganze Jahr hindurch.

Es finden alljährlich drei Messen statt, welche jedesmal drei Wochen dauern. Der Anfang wird nach einem gewissen Sonn- oder Festtag bestimmt; bei der Ostermesse (der lebhaftesten) ist dies der Sonntag Jubilate; bei der Michaelismesse stets der Sonntag nach Michaelis, bei der Neujahrsmesse (der unbedeutendsten) der 1. Januar, womit die Meßwoche beginnt und feierlich eingeläutet wird. Dieser Meßwoche geht aber noch eine Vorwoche, die sogenannte Böttcherwoche voraus, und wiederum folgt ihr eine Nachwoche, die sogenannte Zahlwoche, in welcher der Donnerstag in den beiden Hauptmessen der Zahltag ist, an dem alle zur Messe eingegangenen Wechselverbindlichkeiten gelöst werden müssen. Indeß werden jetzt die meisten engros-Geschäfte schon in der Woche vor der Böttcherwoche abgemacht, obwol die fremden Kaufleute ihre Waaren erst mit der eigentlichen Meßwoche auslegen dürfen. Wer seine Firma früher als zum festgesetzten Termin aussteckt, zahlt eine Strafe von 50 Thalern. Die Meßfreiheit besteht aber darin, daß jeder Kaufmann ohne Ausnahme seine Waaren unbeirrt vom Zunftzwange der Stadt auslegen und verkaufen darf; daß Niemand während der Messe gerichtlich zur Zahlung angehalten werden darf (es sei denn, daß die Schuld erst während der Messe contrahirt wäre); daß jeder leipziger Bürger während der Meßzeit Gastgerechtigkeit üben darf.

Die zu den drei Messen des Jahres 1852 blos aus dem Zollverein eingeführten Meßhandelsgüter beliefen sich auf 344,849 Centner.

Wer noch keiner leipziger Messe beigewohnt hat, kann sich schwerlich einen Begriff machen von diesem Gewühl und Getümmel, diesem Fahren und Laufen, diesem Handel und Wandel aller Orten und Enden. Zwar sind einige Theile der Stadt, wie die Grimmaische Straße, auch außer der Meßzeit sehr belebt; aber was will das sagen gegen die Meßzeit, wo man oft Mühe hat, das Fahrzeug des eigenen Leibes durch diesen Strom von Menschen, von Wagen und Karren und Fiackers und Waarenballen ohne Verletzung hindurch zu bugsiren. Die Parterrewohnungen Leipzigs scheinen Ein großes Waarenlager geworden zu sein, und die Durchgänge der Häuser, wie Auerbach's Hof, starren von Buden, Käufern und Verkäufern, daß es schwer wird, durch eine solche Meerenge hindurch zu steuern und breiteres Fahrwasser zu gewinnen. In der buntesten Mannigfaltigkeit sieht man Leder- und Tuchballen, Leinwand- und Baumwollenzeuge, Shawls und Spitzen, Hüte und Mützen, Lebkuchen und Bonbons aufgestapelt, und gleich bunt ist das Menschengewühl. Nord- und Süddeutschland, Rheinland und Pommern, Westphalen und Mecklenburg, Baiern und Hannover — ganz Deutschland kommt hier zur Einheit; Leipzig ist auf 14 Tage die Hauptstadt und der Mittelpunkt von ganz Deutschland, ja von Europa; denn auch Russen und Engländer, Franzosen und Italiener, Griechen und Armenier (mit Turban und Kaftan), selbst phlegmatische Türken haben sich eingefunden, Seiner Majestät dem Genius des Handels ihre Huldigung darzubringen. Vor dieser Majestät schwinden alle nationalen Verschiedenheiten, vor diesem Herrn gilt kein Ansehen der Person, nicht Stand oder Rang, Adel oder Bürgerthum — Alles ist eine große Familie und auch jeder Fremde willkommen, wofern er nur Geld mitbringt oder Geldeswerth. Und damit es den lieben Gästen auch nicht an Unterhaltung fehle, hat besagter Herr und Gebieter dafür gesorgt, daß die Augen und Ohren allerlei Schönes und Merkwürdiges, Ernstes und Lustiges, Fades und Pikantes zu sehen und zu hören bekommen. — Da sind Thierbuden und Kunstreiter, Affen- und Menschentheater, Wachsfiguren und Marionetten, Mississippi-Panoramas und Chinesen — und hat man sich hungrig gesehen, kann man sich ganz satt hören an all' den böhmischen und sächsischen Concerten, an der großen Oper und den noch größeren Virtuosen.

Wird schon außer der Messe kaum anderswo so viel gegeigt und gesungen und concertirt, als in dem musiklustigen Leipzig, so ist während der Messe in allen Wirthshäusern Concert, und jeder Gast kann sein Bratwürstlein mit Musik verzehren.

Von besonderer Wichtigkeit ist die Ostermesse für die Buchhändler. In dem schönen, mit einem großartigen Saale gezierten Gebäude der Buchhändlerbörse (1836 vom Börsenverein der deutschen Buchhändler eingeweiht) halten dann die Herren Buchhändler, denen das Wohl und Wehe von tausend und aber tausend schreiblustigen Federn anvertraut wird, ihren Reichstag, auf welchem wol 300 auswärtige Buchhändler tagen und über 1800 Buchhandlungen durch ihre Commissionäre sich vertreten lassen. Da werden dann die jährlichen Rechnungen ausgeglichen und die Zahlungen geleistet; jeder Verleger erfährt da, was die in alle Welt gesandten Bücher ihm Verlust gebracht haben, wenn sie als rückwärts marschirende Krebse wieder zum heimischen Herde zurückkehren, oder was sie ihm Gewinn gebracht haben, wenn das Publikum die Seelenspeise nahrhaft oder doch wohlschmeckend und gaumenkitzelnd gefunden hat. Der Umsatz während dieser Zeit auf der Börse beläuft sich auf 3 Millionen Thaler; es geht da in wenigen Stunden eine halbe Million aus einer Hand in die andere; im Zeitraum eines Tages ist in diesem großen Rath ein freier Ueberblick gewonnen über Haben und Sollen, und das große, künstlich zusammengesetzte Geschäft des deutschen Buchhandels ist, Dank dem persönlichen Verkehr, in wenigen Tagen regulirt! Damit die Herren Abgesandten und Reichsräthe sich desto leichter erkennen, trägt jeder auf seinem Hute den Namen der Firma.

Ist Leipzig schon als Meßstadt überhaupt für den Handel und die Gewerbthätigkeit Deutschlands ein Centralpunkt, so ist es als Hauptstapel- und Commissionsplatz des gesammten deutschen Buchhandels, Kunst- und Musikalienhandels für das geistige, ästhetische, ja für das gesammte Kulturleben Deutschlands von größter Bedeutung. Es bildet das lebendig pulsirende Herz jenes großartigen, wunderbaren Organismus des deutschen Buchhandels, dem kein anderes Land etwas Aehnliches an die Seite stellen darf. Dieser Organismus theilt sich in drei Hauptorgane, die aber wieder auf das Engste verbunden sind und ineinandergreifen, — nämlich in das Verlags-, Sortiments- und Commissionsgeschäft. Die Verlagsbuchhandlung nimmt die Manuscripte der Autoren entgegen, erwirbt gegen Zahlung des Honorars das Recht, unter den mit dem Verfasser des Buches vereinbarten Bedingungen das Werk drucken zu lassen und zu verkaufen; sie sorgt für die Versendung und Alles, was zum schnellen Absatz der Waare beitragen kann. Vom Standpunkte des Handels sind also die Verlagsbuchhändler die Producenten der Waare und Großhändler. Sie schicken nämlich ihre Verlagswerke zunächst an die Sortimentshandlungen, d. i. an die Kleinverkäufer, denen von den Büchern, die sie absetzen, gewisse Procente bewilligt werden. Diese Sortimentsbuchhändler sind also die eigentlichen Verkäufer, welche das Buch ihren Kunden zur Ansicht übersenden oder auf Bestellung liefern, oder sonst an den Mann zu bringen suchen. Sie brauchen aber in den meisten Fällen die von den Verlagshandlungen zugesandten Bücher nicht fest zu übernehmen, sondern nur bedingungsweise (à condition), d. h. sie dürfen die Waare, die sie nicht absetzen, wieder an den ursprünglichen Eigenthümer zurücksenden. Das sind dann die unwillkommenen, gefürchteten „Krebse." Nun aber wäre es immer noch sehr beschwerlich, wenn jede einzelne Buchhandlung sich immer direkt an die Verlagshandlung wenden müßte, bei welcher dieses oder jenes Buch erschienen ist; für ein kleines Buch wäre dann nicht blos viel Schreiberei, sondern auch viel Postporto zu zahlen, was den Verkehr und Preis der Bücher gleich sehr belästigen würde. Da tritt dann das Commissionsgeschäft hilfreich ein. Es erwählt sich nämlich jeder außerhalb Leipzigs etablirte deutsche und auch mancher ausländische Buchhändler einen in Leipzig selber ansässigen Buchhändler als Beauftragten, den er ausschließlich mit der Besorgung seiner geschäftlichen Angelegenheiten, Vermittelung der Bestellungen, Zahlungs- und anderen Aufträgen betraut. Hat er überdies noch eigenen Verlag, so legt er bei diesem seinem Commissionär ein Lager an, so daß dieser nun die Verlagswerke der auswärtigen Handlung von Leipzig aus liefern kann. Man erstaunt, wenn man die gewaltigen Bücherballen erblickt, die bei einem einzigen Commissionär aufgestapelt liegen! Es sind gegenwärtig schon 1900 Firmen, die mit leipziger Commissionären in Verbindung stehen, und das Gewicht aller der Bücher, Musikalien und Kupferstiche, die alljährlich durch Post und Fracht oder Eisenbahn

von Leipzig aus versandt werden, beläuft sich auf 100,000 Centner!

Leipzig allein hat mehr Buchhandlungen, als der ganze östreichische Kaiserstaat; denn es zählt gegenwärtig 157 Firmen, die sich theils mit dem Verlag, theils mit dem Sortiment beschäftigen; 81 befassen sich fast ausschließlich mit dem Commissionsgeschäft. Selbstverständlich muß ein solcher schwunghafter Buchhandel auch eine große Thätigkeit in die Presse bringen. Es finden sich nicht weniger als 36 Buchdruckereien in Leipzig mit 165 Handpressen und 53 Schnellpressen, die zum Theil durch Dampf getrieben werden, welche zusammen 700 bis 800 Setzer und Drucker beschäftigen. Eine einzige Schnellpresse druckt in Einem Tage wol 24,000 Bogen; die eisernen Finger fassen den Bogen auf der einen Seite, und indem eine Walze den Satz mit Druckerschwärze bestreicht, wird alsbald der Papierbogen hereingezogen und kommt auf der andern Seite bedruckt wieder heraus, so daß dem Menschen nur das Wegnehmen bleibt. In der großartigen Druckerei von F. A. Brockhaus sind allein 24 Pressen und 9 Maschinen, worunter 2 Doppelmaschinen; zwischen 500 bis 600 Leute werden durch das Haus Jahr ein Jahr aus in Thätigkeit versetzt! Nun erwäge man, wie viel Menschen nur durch die Buchdruckereien Leipzigs, worunter allerdings die von Breitkopf und Härtel, Hirschfeld, Tauchnitz, Teubner zu den bedeutendsten in Deutschland gehören, — beschäftigt werden. Was gehört schon dazu, bis das weiße Druckpapier hergestellt ist! Dann die Schriftgießer, Maschinenmeister, Holzschneidekünstler — die Correctoren, Schriftsteller, Journalisten, die nach Leipzig gezogen werden — die Commis und Schreiber in den Buchhändlercomtoirs, die Marktshelfer und Boten, welche in Leipzig selber die Waare von einem Hause zum andern bringen, und man erstaunt billig, wenn man trotzdem ein dickes Buch mit Holzschnitten geziert für 1 Gulden kaufen kann! Neun Etablissements beschäftigen sich in Leipzig ausschließlich mit Schriftschneiden, Schrift- und Stereotypengießerei; der Notenstich wird von 9, der Notendruck durch 4 Anstalten besorgt. Wo so viel Bücher gedruckt, müssen auch viele Bücher broschirt und gebunden werden, und so hat Leipzig 90 Buchbinderwerkstätten. Diese Branche hat sich während der letzteren Jahre ebenfalls zu einer ungewöhnlichen Höhe emporgeschwungen; — während früher ein großer Theil der in Leipzig gedruckten Bücher nach Berlin wanderte, um sich dort elegant kleiden zu lassen, findet jetzt der umgekehrte Fall statt, und so kommt es, daß mancher Buchbindermeister in Leipzig 20 und mehr Gesellen beschäftigt. Für die Illustration und Verzierung der Bücher wirken 16 Kupfer- und Stahlstechereien und 25 Steindruckereien (lithographische Anstalten). Für die Holzschneidekunst sind 20 xylographische Institute thätig. Aber nicht blos um die Herausgabe der neuen Werke (Musikalien und Kupferstiche eingeschlossen), auch um die älteren oder im Preise herabgesetzten Bücher gruppirt sich ein Antiquariatshandel mit eigenen Auctionsanstalten. (71.)

---

34. Die Bewohner des Erzgebirges.

Das Erzgebirge ist die größte und volkreichste Provinz des Königreichs Sachsen, denn es zählt auf etwas mehr als 83 Geviertmeilen in 58 Städten, 13 Flecken und mehr als 700 Dörfern mehr als eine halbe Million Einwohner. Dort erheben sich die meisten und höchsten Berge, dort sind die größten Waldungen, dort ist der Born der größeren Flüsse, mit Ausnahme der Elbe, dort ist das Vaterland des sächsischen Bergbaues und der Bergfabriken, des Klöppelwesens, zum Theil auch der Baum- und Schafwollenweber und Holzwaarenarbeiten, dort ist der größte Reichthum in und oft die größte Armuth über der Erde; denn während man oben klöppelt, spinnt, webt u. s. w., wird in und unter der Erde geklettert, gehämmert, gekarrt u. s. w. Die Fälle sind nicht selten, daß während Mutter und Töchter am Klöppelsack sitzen, tief darunter Vater und Söhne als Bergknappen arbeiten.

Vom Meißner und Leipziger Kreise steigt das Land allmälig an, erhebt sich wellenförmig, in stetem Wechsel von Berg und Thal, bis zu den höchsten Punkten an Böhmens Grenze, und ist reich an Naturschönheiten aller Art, aber auch an

Gegenden, wo nur düstere Wälder und kahle Bergrücken dem Auge sich darstellen, wo kein Singvogel nistet und nur selten eine Biene summt, weil sie den Rauch der Hämmer und Schmelzhütten flieht, wo keine Rebe prangt, wenig Obst und selten Korn gedeiht.

Hinsichtlich der Lage wird die Provinz in das Hoch- und in das tiefere Gebirge getheilt. Ungeheure Waldungen decken besonders die höheren Gegenden und versorgen einen großen Theil des Leipziger und Meißner Kreises mit Holz, neben welchem es auch nicht an Torf und Steinkohlen fehlt. Des Bodens wellenförmige Gestalt und allzu großer Steinreichthum erschweren Feld- und Gartenbau, und rauhes Klima vereitelt in den höchsten Gegenden nicht selten die größten Anstrengungen des Landmannes. Der Felder bester Segen sind Hafer, Lein und Erdäpfel. Letztere, welche man vor etwa hundert Jahren statt Butter zum Brode aß, vertreten jetzt nicht selten des Brodes Stelle und sind die Hauptnahrung des Erzgebirgers, woran der Arme den größten Theil des Jahres hängt, die Frucht, die, oft nur mit Salz, seltener mit Butter oder Leinöl, sein Morgen-, Mittag- und Abendbrod gibt. Gar oft zählt man sie den Kindern wie Leckerbissen zu, und sich daran satt essen zu können, ist mancher Familie wahre Erquickung. — Ohne Getreidezufuhr aus Böhmen und den anstoßenden Provinzen würde der arme Erzgebirger oft hungern müssen, obschon er mit unglaublicher Anstrengung, gleich dem Tyroler und Schweizer, der Erde gleichsam abzuzwingen sucht, was sie ihm versagt. Halbe Stunden weit trägt er in Körben guten Boden und Dünger auf nackte Felsen, wo nicht selten ein Platzregen ihn wegschwemmt. Bergabhänge bepflügt er, die der Niederländer kaum beklettern kann. Gras mäht er auf Höhen, wo ein Fehltritt ihn verunglücken läßt. Heu holt er mitten im Sommer auf Schlitten, wo er mit Wagen nicht fortkommen kann. Mit Riesengeduld liest er Steine von den Feldern, und doch wird ihm meist nur dürftige, oft gar keine Ernte zu Theil.

Den Erzgebirger charakterisiren Zufriedenheit mit Wenigem, Treuherzigkeit und Geradheit im Umgange, etwas Singendes beim Sprechen, ein häufiges Verdrehen üblicher, auch Einmischen fremder oder selbstgeschmiedeter Worte. Ganz besonders eigen sind ihm Fleiß und Sinnen auf Erwerb, wozu ihn die Natur anspornt; denn fast jede Gabe läßt sie nur mit Mühe oder Gefahr sich abgewinnen. Sogar das Gehen erschwert sie ihm. Kaum viertelstündig sind im Erzgebirge die Ebenen, und es gibt dort in der That fast nur Fußsteige, nicht Fußwege, denn das Steigen und Klettern nimmt kein Ende. Mühsamer wird nirgends der Landbau betrieben und frühzeitiger wol nirgends die Jugend zur Arbeit angehalten. Mit dem fünften bis sechsten Jahre schon hilft das Kind verdienen, in der Klöppelstube wie am Spinnrocken und in der Hütte. Darum heißt es dort in zahlreichen Familien nicht blos: viel Kinder, viel Vater-Unser, sondern auch: viel Kinder, viel Verdienst, und nicht ohne Grund sagen oft Nachbarn von Nachbarn: „Was hat's mit den Leuten für Noth, sie haben ja viel Kinder." Während der Landmann fast überall die älteren Kinder zum Wiegen der jüngeren anhält, läßt der Erzgebirger, um Erstere zur Arbeit zu benutzen, die Wiege vom Wasser treiben, indem er sie durch kleine Räder mit dem nahen Bache in Verbindung setzt.

Eigen ist ferner dem Erzgebirger, gleich dem Tyroler und Savoyarden, das gewerbfleißige Wandern in ferne Gegenden und die doch ewig lebendige Sehnsucht nach den Bergen und Thälern der Heimath. Den Strichvögeln gleich, ziehen aus manchen Gegenden, besonders des Obergebirgs, im Frühjahre Hunderte mit Bändern, Spitzen, Blechwaaren, blauer Farbe u. s. w. in alle Länder deutscher Zunge, von der Schweiz bis Rußland; ja oft nur mit Axt und Kelle, anderwärts zu zimmern oder zu mauern. Zum Winter aber kehrt fast Alles heim, um im Nebel von Hütten- und Hochöfendampf, nicht selten in verschneiter, ärmlicher Wohnung den sauer errungenen Verdienst mit Weib und Kind zu verzehren. Knaben von 12 bis 13 Jahren fahren entweder auf eigne Faust oder als Gehülfen ihrer Väter mit Karren voll kleiner Handelsartikel in alle Welt, und manche Familie hat auf diese Art wol ein halbes Dutzend Söhne in der Fremde, während die Töchter daheim klöppeln, spinnen u. s. w.

Nebel, welche die letzten Häuser kaum erkennen lassen und die höchstens in der Mittagsstunde weichen, kündigen dem Erzgebirger den Winter an, der ihm gewöhnlich in der fürchterlichsten Gestalt erscheint; denn wochenlang schneit es oft in Einem fort, ja wol in einer Nacht so, daß man sich in Dörfern aus den Häusern schaufeln, bisweilen sogar aus dem Dache steigen muß, um einen Gang

zur Hausthüre oder Gucklöcher für die Fenster der Unterstuben zu schaffen, die meist düstern Kellern gleichen. Ein 3 bis 7 Ellen hoher Schnee ist in strengern Wintern nicht selten; und Stürme, die nirgends fürchterlicher heulen, bilden oft 20 bis 30 Ellen tiefe Windwehen, über welche der Gebirger, gleich dem Lappländer, mit angeschnallten Fußbretern oder Schneeschuhen leicht hinweggleitet. Unglück zu verhüten, werden zwar Signalstangen gesetzt, auch bei starkem Schneewetter dem Wanderer, besonders Abends, durch Glocken oder Trompeten Zeichen gegeben, in welcher Richtung er zu waten habe. Doch vergeht selten ein Winter, wo nicht Menschen im Schnee umkommen, und häufig sind die Fälle, daß Taufen aufgeschoben werden müssen, weil Geistliche und Pathen des Schnees wegen nicht zu erlangen sind. Dessenungeachtet heißt der Erzgebirger den Winter allemal freundlich willkommen, denn er bringt ihm eine seiner liebsten Erscheinungen — Schlittenbahn, welche die Wege ebnet, Verkehr und Geselligkeit befördert, und gewöhnlich länger dauert, auch weit schöner ist, als im Niederlande. Man fährt nicht, sondern fliegt gleichsam, der Gefahr trotzend, über Berg und Thal, und selbst Kinder gleiten in Ruschelschlitten, meist zwei und zwei, die steilsten Höhen hinab. Ueberhaupt ist die Jugend dort weit abgehärteter als im Niederlande, und oft, wenn man hier schon nach Pelz und Mantel greift, springen dort Kinder unter freiem Himmel barfuß in bloßen Hemden herum. So spielen sie auch vor den Thüren, so begleiten sie, um eine Gabe bittend, den Wagen des Reisenden. Sonderbar genug decken im Erzgebirge die kleinsten Orte oft die größten Räume, denn die meisten Häuser liegen weit auseinander, und mehrere also gebaute Städte ohne Gassen, wie Eibenstock, Unterwiesenthal u. a. sind mit großen Fabrikdörfern nicht zu vergleichen.

Erbärmlicher in Ansehung der Wohnung behilft man sich wol nirgends als in diesen rauhen Gebirgsgegenden, wo nicht selten drei bis vier Familien, jede mit einem Haufen Kinder, oft 20 bis 24 Personen, in einer Stube hausen, die kaum 9 Ellen lang und 8 Ellen tief ist. In Eibenstock gibt es Häuser mit 6 bis 7 kleinen Stuben, und es wohnen wol 50 bis 60 Menschen in einem solchen Hause. Die Miethe steigt gewöhnlich nicht über 1 bis 1½ Groschen wöchentlich, wofür der Wirth auch noch heizt, und wird von ganz Armen durch Holzlesen und dergleichen Arbeiten abverdient. Kann jede Familie ihren besonderen Platz am Fenster und Herde erhalten, so preiset sie sich glücklich. Außerdem lebt und webt Alles bunt durcheinander. Und was für Hütten sind diese bevölkerten Häuser! Oft genug wird so ein Grundstück für 25 bis 50 Thaler verkauft. An Betten ist bei Armen gewöhnlich nicht zu denken. Die meisten schlafen auf Stroh oder Moos, häufig nur auf der Diehle oder Ofenbank.

Keine Gegend Sachsens ist bevölkerter als die des Obergebirges. Dort liegt Dorf an Dorf und alle wimmeln von Klöpplern, Webern, Spinnern, Eisenarbeitern, Vitriolbrennern u. s. w., in den meisten aber steht die Zahl der Kinder in keinem Verhältnisse zu den Schulgebäuden, welches oft den höchst traurigen Nachtheil bringt, daß die Kinder gerade die Hälfte der ganzen Schulzeit einbüßen. Denn aus Mangel an Raum hat oft nur die eine Hälfte Vormittags, die andere Nachmittags ihre Schulstunden. Eben so werden auch nicht selten die Vormittagsschüler zu Nachmittagsschülern im Winter und umgekehrt. Ja, Kinder armer Fabrikarbeiter (und das sind die meisten), die am Tage in Fabriken arbeiten müssen, haben in manchen Gegenden nur Sonntags- oder Feierabend-Schulen. Erstere werden Sonntags Nachmittags, letztere Mittags, wenn die übrigen Arbeiter nach Hause gehen, oder am späten Abend gehalten, wo die armen Kinder natürlich nur hungrige und müde Schüler sein können. [50.]

35. Die Stadt Prag.

Prag ist unstreitig von allen Städten Deutschlands diejenige, welche sowol durch ihre Lage, als ihre eigenthümliche Gestaltung den großartigsten Anblick gewährt. Mag die Umgebung von Insbruck und Salzburg erhabener sein, mag Wien durch seine Paläste und Größe, Berlin durch seine

Regelmäßigkeit, München durch seine Kunstbauten Eindruck machen, keine dieser Städte kann sich mit Prag vergleichen, wenn von wahrhaft malerischer Wirkung eines Stadtbildes die Rede ist, und dieser prachtvolle Anblick entzückt das Auge, man mag von der majestätischen Brücke zum Hradschin hinauf, oder von dem Schloßberge auf den Strom, seine Inseln und die mit unzähligen Thürmen geschmückte Stadt, ihre Paläste und alterthümlichen Gebäude hinunterschauen. Jede dieser Ansichten ist in ihrer Art einzig. Böhmen kann wahrhaft auf eine Hauptstadt dieser Art stolz sein. Hier sieht man sofort, daß man sich in der Kapitale eines Königreichs befindet, welche, wie dieses seine Geschichte, also auch die ihrige hat. Kaiser Alexander von Rußland soll, als er vom Hradschin auf die Stadt niederschaute, ausgerufen haben: „Hier sehe ich Moskau!"

Prag hat über vier Stunden im Umfange, und es gibt Wege in der Stadt, welche man in einer Stunde nicht zurücklegen kann. Es liegt auf fünf Bergen und in einer von diesen fast eingeschlossenen Ebene an den Ufern der sie durchströmenden Moldau, von einfachen, vernachlässigten Basteien umgeben. Seine Straßen sind, bis auf einige regelmäßige der Neustadt, krumm, und seine Plätze, unter denen es jedoch ein paar recht ausgedehnte gibt, unregelmäßig; aber eben diese Unregelmäßigkeit gibt dem Ganzen seinen eigenthümlichen und malerischen Charakter. Noch unter Joseph II. hatte Prag über neunzig Kirchen (von welchen jetzt nur ungefähr die Hälfte im Gebrauche ist), deren noch bestehende Gebäude das ernste Ansehen des Ganzen vermehren, und die Paläste seiner Großen wetteifern an Pracht mit den Palästen zu Wien, ja übertreffen sie zum Theil. In den Hauptstraßen, welche gut gepflastert sind, ist es in Prag fast eben so lebhaft als in Wien; auch hier reihet sich ein prächtiges Kaufgewölbe an das andere; aber diese Lebhaftigkeit erstreckt sich nicht durch die ganze Stadt; an seinen Extremitäten ist Prag wie abgestorben. Es wäre zu weitläufig, hier eine Beschreibung der Stadt im Einzelnen, oder auch nur des Hradschin, zu geben. Ganz besonders charakteristisch aber ist die Judenstadt. Sie liegt nördlich von der Altstadt am rechten Moldauufer. Achttausend Juden sind hier in ungefähr 300 Häusern zusammengedrängt. Es war eben Sonntag; dieser wird aber hier, wo die Kinder Israels ganz und gar ihren Eigenthümlichkeiten überlassen sind, nicht gefeiert. Jede Art von Schacher war in vollem Gange. Nicht zehn Schritte konnte man gehen, ohne angerufen, ja angehalten und zum Handel aufgefordert zu werden. Welch ein Wirrwarr, welch ein Gestank und Koth in den engen Straßen! Ich glaubte in den Ghetto zu Rom versetzt zu sein. Auch blickten hier, wie dort, aus den schmutzigen und stinkenden Wohnungen oftmals recht schöne orientalische Frauengestalten. Wie doch diese Nation in der ganzen Welt in ihren Eigenheiten als dieselbe erscheint! Man beobachte sie zu Jerusalem, zu Kairo, zu Algier, zu Rom, zu Amsterdam, Warschau oder Prag — stets erblickt man Juden, zu jeder schweren, die Anwendung von Körperkräften erfordernden Arbeit unaufgelegt, dagegen erpicht auf Gelderwerb durch Schacher. Wer die Juden so recht in ihrem eigenthümlichsten Wesen, und ich möchte sagen, so recht behaglich im Judenthume beobachten will, der gehe nach Prag.*) — Es gesellte sich in dem kleinen neuen Jerusalem ein beredter Hebräer zu mir, der mir nicht nur das jüdische Rathhaus, sondern auch den alten berühmten Judenkirchhof zeigte. Tausende von emporragenden, aber in allen möglichen Neigungen zum Horizont stehenden und fallenden, schwarzgrauen, bemoosten, mit unheimlichen hebräischen Charakteren bedeckten Leichensteinen sind von Gesträuch aller Art und Schlingpflanzen überzogen. Nur enge Fußsteige winden sich durch diesen Filz. Malerisch ist dieser Anblick, aber grauenerregend, und gern verläßt man die Räume einer Todtenstätte, die in ihrer ruinenhaften und zerrissenen Physiognomie wahrhaft ein getreues Bild des Volkes gewährt, dessen Gebeine sie beherbergt.

Wenden wir uns von diesem grauenhaften Anblick zu einem lieblicheren, zu dem größten Volks- und Kirchenfeste Prags und Böhmens, dem Johannisfeste.

Die Erinnerung an den heiligen Johannes von Nepomuk, der seinen Priestereid durch den Tod besiegelte, hat das St. Johannisfest am 16. Mai zum wichtigsten Feste in ganz Böhmen erhoben, und acht Tage lang wird es in der Stadt Prag gefeiert. Aus allen Kreisen Böhmens wallfahrten unzählige Landleute nach der Stadt, mit Kreuz und Fahne und unter geistlichen, nicht selten mit Blasinstrumenten begleiteten Gesängen, und über-

*) Oder nach Polen.

nachten großentheils auf offener Straße. Schon den Abend vorher beginnt die Feier auf der Brücke und auf der Schützeninsel. Die eherne Bildsäule des Heiligen auf der Brücke wird die ganze Octave hindurch von einer kuppelartigen, reichlich verzierten und jeden Abend beleuchteten Umdachung beschützt. Von 6 Uhr Abends füllt sich die Brücke die ganze Octave hindurch mit Tausenden. Ist der religiöse Theil des Festes größtentheils vorüber, so beginnt der weltliche Theil auf der Schützeninsel. Pauken und Trompeten ertönen, Böller schicken ihre Donner nach den sie widerhallenden Bergen, Raketen steigen empor und Feuersonnen drehen sich in den Gebüschen, was besonders von der Brücke aus einen hübschen Anblick gewährt. Gegen 10 Uhr drängt sich die Menge in die Gassen, von denen fast jede ein artig verziertes und beleuchtetes Johannesbild aufweist, und in allen erschallt Gesang und Musik. Oft ist auch die Hausflur zu einer kleinen Kapelle umgewandelt, die von Vermögenden mit damastenen Tapeten, Spiegelleuchtern, Blumensträußen und künstlichen Springbrunnen ausgeschmückt wird. An mehreren Orten werden auch auf einer zierlich vorgerichteten Bühne mimisch-plastische Darstellungen aus dem Leben des Heiligen gegeben. Weniger Bemittelte schmücken sein Bild mit Blumen und Zweigen und beleuchten es mit vielen kleinen bunten Lampen. Bewunderswerth ist die Ordnung und Ruhe, mit der sich die ungeheuren Menschenmassen durcheinander bewegen. Am Ehrentage des Heiligen wird in der Domkirche, wo die Gebeine desselben ruhen, ein feierliches Hochamt vom Fürst-Erzbischof gehalten, dem besonders die Fremden, ländlich geschmückt, in Prozessionen oder einzelnen Haufen zueilen. Auch bei diesem Feste, so wie bei den übrigen, ist ein Theil des kleinseitner Ringes, die neue Schloßstiege und die Flur und Hallen im vordern Theile der königlichen Burg in einen weitläufigen Markt umgewandelt, auf dem zahllose heilige und nicht heilige Gegenstände zum Verkauf geboten werden. [218. 212.]

36. Volk im Böhmerwald.

Fast auf jedem größeren Zweige des Böhmerwaldes sitzt eine andere, vielfach eigenthümliche Bevölkerung. Nicht blos scheidet sich Deutscher vom Czechen durch Sprache, Tracht, Charakter, Sitten und Gebräuche; auch der Deutsche zum Deutschen steht nicht ohne abweichende Färbung. Dies besonders hinsichtlich der Tracht und des Dialekts. Man vergleiche nur die Deutschen des herrschaftlichen Gebiets Bischof-Teinitz oder Hostau mit denen der Herrschaft Kauth. Des auffallend singenden Dialekts wegen werden jene von diesen „Diagler“ genannt. Nicht minder unterscheidet sich die Tracht. Bleiben wir bei jener Abtheilung stehen, welche nördlich bis gegen Tauß, südlich bis zum Ende des Gebiets der königlichen Freibauern wohnen. Hier gleicht sich auch Tracht, Bauart der Häuser, Dialekt bis auf unbedeutende Eigenheiten einiger Dörfer. Der Böhmerwald dürfte dieses Schauplatzes entlang am anschaulichsten einer gewaltigen Meereswoge vergleichbar sein, welche plötzlich im Laufe erstarrend, als Scheidewand Böhmens und Baierns Halt gemacht hätte. Theils unmittelbar die richtige Grenze bezeichnend, theils mehr oder weniger hinüber- oder herüberfallend, ragen die höchsten Punkte dieses böhmisch-baierischen Scheidungsgebirges bis zu einer Höhe von 710 Wiener Klaftern empor. Wie rasch verkleinerte Wellen niedert größtentheils da der Böhmerwald landeinwärts bis zu Hügel- und Thalgrund zurück, wodurch für das Auge eine sehr anziehende Mannigfaltigkeit entwickelt wird. Hoch- und Mittelgebirge bedecken frische Waldungen, welche sich hier und da bis in die Niederungen hinabziehen. Eigenthümlich verschwinden diese von den meisten Höhen und Hügeln, besonders im nördlicheren Theile, wo die czechische Bevölkerung beginnt. Man findet noch Stellen mit Urwald bedeckt. Im Norden dieses Böhmerwaldtheils zeigt sich eine bedeutende Unterbrechung durch Hügel- und Thalgrund bis zum Gebirgsstocke; aber sie dient nur zur wahren Verschönerung des Böhmerwaldpanoramas, indem die aus derselben ohne alle Verbindung majestätisch aufstrebende Bergwand Hochbogen und Burgstall in Baiern das Auge vor einem weithin verlaufenden Hügel- und Flachlande bewahrt.

Die deutschen Grenzbewohner dieses Schauplatzes am Böhmerwalde behalten hinsichtlich der Körperbildung die sprechendsten Spuren ihrer deutschen Abkunft bei. Die Männer, im Durchschnitt über die mittlere Größe, haben blondes Haar, lieben unter den geistigen Getränken besonders Bier. Von Natur heiter und kräftig, äußern sie bisweilen in ihren Gebräuchen Derbheit, was man aber, als Bewohnern rauherer Gebirgsgegenden, gern an ihnen entschuldigen wird, wo man im Körper den gesunden Kern entdeckt, und um so mehr, als nie eine wirklich böse Gesinnung derlei Aeußerungen durchweht. Die Frauen erreichen im Durchschnitte nur die mittlere Größe, theilen aber häufig das blonde Haar, welches besonders bei der Jugend so allgemein ist, daß man ganze Schaaren spielender Knaben und Mädchen mit schneeweißen Köpfen erblickt, und wegen seiner Seltenheit einen Schwarzkopf als Spitznamen gebraucht. Mehrere Höfe jener Gegenden heißen „zum Schwarzschädel". Diese Deutschen besitzen musikalisches Talent und Vorliebe für die Musik gleich den eigentlichen Böhmen. Fast jedes Dorf hat seine Musikanten. Spielt der gegenwärtige Bauerssohn nicht Geige oder Clarinette, so beweist eines dieser Instrumente, in der Stube unter verschiedenen Handwerkszeugen hängend, daß es der Vater oder Großvater spielte. Nicht minder sind sie für den Nationalgesang eingenommen. Unzählig sind die Volksmelodien und Texte. Auch der Jodler ist da zu Hause. Jährlich componiren die Burschen einzelner Dörfer Melodien und Texte, und die gelungensten werden allgemein. Das musikalische Gehör beweist sich dadurch, daß die schlechteste Stimme im Chor wenigstens keine Mistöne gibt. Am Tage wiederklingt Haus und Feld von Liedern. Nächtlich durchziehen erwachsene Burschen singend die Dörfer. Nicht nur heitere, auch rührende und ernste Lieder werden gesungen, und wenn ein solches durch die Mitternacht tönt, da richten sich Väter, Mütter und Jungfrauen im Bette auf, bis sich die Sänger entfernen. Meistens sind die einfachen, tief erschütternden Gesänge als Begräbnißlieder jener Gegend gebraucht, die sich die Burschen vom Zuhören merken. Einst, als in später Nacht ein solches Lied erschallte, hörte ich in einer Nebenkammer ein altes Mütterlein heftig weinen. Ich stand auf und fragte, was ihr begegnet sei? Sie antwortete von der Wirkung des Gesanges durchschüttert: „Hört Ihr? Ach, hört Ihr, wie sie mich zu Grabe singen?" Und darin liegt wol ein Zug deutschen Ernstes. — Die Umgebung eines deutschen Dorfes bei einbrechendem Sommerabend wird mit jedem Schritte anziehender. Die heimkehrenden Heerden, denen Schwärme von Knaben und Mädchen folgen, singend und jubelnd; das Fahren, Zurufen der Landleute, Hämmern und Klopfen auf Sensen und Sicheln, um sie für den nächsten Tag zu schärfen — dieses und mehr gleicht den Scenen der Schweiz und Tyrols. Ertönt die Abendglocke, so erlischt plötzlich das lärmende Leben, die heimgehenden Kinder gehen schweigend und betend nebeneinander hinter ihren Heerden; im Dorfe ruht die Arbeit, Klopfen und Geschrei; Jedermann richtet sich auf zum Gebet. Die Abendandacht wird regelmäßig nach dem Essen und unter Vorbeten des Hausvaters in Gegenwart der Familie, Knechte und Mägde verrichtet. So auch das Morgen- und Mittaggebet. — Welch ein schönes Nachbarverhältniß man da oft trifft, möge Folgendes darthun. Wenn ein ärmerer Hausbesitzer wegen zu wenig Zugvieh und Arbeiter zur Erntezeit in seinen Geschäften zurückbleibt, so unterstützt man ihn allseitig und hilft ihm vor. Nicht selten nehmen erwachsene Burschen in der Nacht einen Wagen, spannen sich selbst vor die Deichsel und schieben an Rad und Leitern; — wenn dann der Hausbesitzer zeitig und seufzend aufsteht, sein Getreide mühsam einzuführen, liegt ein großer Theil in der Scheuer und ein wohlbefrachteter Wagen steht vor der Thüre. Zugvieh wird oft stundenweit aushelfend zugesendet. Man kann kaum eine freudigere Bewegung sehen, als wenn Brüder mit ihrem ganzen Hauswesen einander zu Hülfe kommen. Dieser Fall tritt häufig zur Erntezeit ein, und für die Hülfeleistung wird nicht einmal Mittags- oder Abendessen angenommen. Abends kommen die Männer zusammen und sprechen über das segensvolle Tagewerk. — Für Böhmen als Vaterland zeigen diese Deutschen keine Vorliebe. Das ist wol zu begreifen. So weit sie mit den anwohnenden Czechen in Berührung kommen, haben diese wenig Anziehendes zu bieten. Sie erscheinen dumpf, verschlossen, argwöhnisch, starr, oder wenn sie aufthauen, lästig schmeichelnd. Harmlose Fröhlichkeit zeigt der hier wohnende Czeche nie. Tritt er aus dem Dunkel des Trübsinns, so schwingt er die sausende Fackel wilder Lust, um dann auf lange seinem Pfluge wieder in träger Versunkenheit nachzuschlendern. [165.]

37. Nürnberg, eine gothische Stadt.

Nürnberg ist eine der schönsten Städte, vorausgesetzt, daß man etwas Charakteristisches will, nicht bloß die Schnur, Viereckiges und Geleckteѕ. Es liegt anmuthig auf einem Hügel in weiter Ebene und ist nach alter Art stark befestigt; ein breiter Graben umzieht die Stadt, dahinter eine prächtige Quadermauer. An jedem der vier Hauptthore steht ein gewaltiger Rundthurm, in Gestalt einer gestürzten Kanone im 16. Jahrhundert gebaut, die Nebenthore haben wieder ihre Thürme, außerdem stehen auf der Mauer über 70 kleinere ohne die, welche aus der Stadt hervorsehen. Häufig dient ein glücklicher Zufall, einem Orte viel von architektonischem Reize zu verleihen. So der herrliche, röthliche und graue Sandstein, den man in Nürnbergs Nähe bricht und der mit der Zeit bräunlich anläuft — er ist das Material, aus dem fast alle bedeutenderen Gebäude bestehen. Es gibt nichts Malerischeres, als ein Gang um die Stadt darbietet; alle hundert Schritt ein neues Bild voll Leben und alterthümlichen Reizes, es ist als ob ein Kupferstich oder eine der schön gemalten Landschaften von Albrecht Dürer lebendig vor uns stünden, so heimlich und deutsch muthen uns diese Dinge an. Ebenso bietet die Stadt selbst mit ihren weiten Plätzen und breiten Straßen, ja bis in die kleinsten Gäßchen zurück, höchst malerische Prospekte. Man kann sagen, Nürnberg ist eine gothische Stadt, denn dies ist ihr vorwiegender Charakter. Die Häuser sind meistens hoch, die bessern ungemein solid, ja prächtig, doch ohne Verschwendung gebaut und mit einer Mannigfaltigkeit der Zeichnung und Anlage, wovon man heutzutage im Allgemeinen keinen Begriff mehr hat. Es liegt so nahe, einen Vergleich mit den schönen italienischen Städten anzustellen und doch führt der Vergleich so weit auseinander. Jenes sind Herrenstädte, die Aristokratie, die Signori geboten und bezahlten; die geringeren Leute konnten sich nur am Glanze der Herren spiegeln und mußten sich ducken. Nürnberg aber ist eine durch und durch bürgerliche Stadt; eine wohlthuende Gleichmäßigkeit, ein behagliches Gemeingefühl, gemeinsame Würde spricht sich überall aus. Nürnbergs Geschichte gibt uns darüber hinreichend Aufschluß. Nürnberg existirte kaum früher, als es bürgerliche Freiheit und Entwicklung gab. Es hat keine Monumente, weder älterer Herrlichkeit, noch älteren Zwanges. Die Kaiser, die mit Vorliebe auf ihrer Burg residirten, versuchten nie, diese bürgerliche Freiheit zu brechen, sondern waren ihr förderlich. Mit den Burggrafen und nachbarlichen Dynasten, die es auf die freie Reichsstadt abgesehen hatten, lagen sie oft genug in erbittertem Kampfe; ja die mächtigen Patriziergeschlechter selbst, die in der Stadt ihr Haupt erhoben, wurden vertrieben, zwar wieder zurückgeführt, aber die Herrschaft war ihnen verleidet. Alle Thätigkeit ging vom Bürger aus und warf ihre Procente wieder dem Bürgerwohl in den Schooß. Sie hielten den ganzen Landhandel von Venedig in der Hand. Ihre Handwerker waren wegen ihrer Meisterlichkeit in ganz Europa gesucht und berühmt. Wissenschaft und Kunst drangen selbst in die niederen Schichten der Bevölkerung herab, wie selten anderswo. Den Wohlstand begleitete im Allgemeinen deutsche Zucht und Sittigkeit, wenn auch einzelne Erscheinungen einer wilden Zeit und überschäumender Kraft nicht ausblieben.

Eine besonders bedeutende Stellung nimmt Nürnberg in der deutschen Kunstgeschichte ein. Glänzend ist der gothische Styl durch den größten Theil der Kirchen und durch eine Menge bürgerlicher Gebäude vertreten.

Die Malerei fand hier früh eine Stätte. Der erste berühmte Name ist der des Michael Wohlgemuth. Berühmter ist sein Schüler Albrecht Dürer (1471—1528), der Zeitgenosse Raphaels, der Ruhm des deutschen Mittelalters. Seine Bilder zeigen eine wunderbare Naivetät, mit welcher er die Natur klar und treu wiedergibt; einen erschütternden Ernst und Tiefsinn, technische Sorgfalt und gewissenhaften Fleiß, obwol sie gegen die Werke der damaligen großen Italiener etwas gothisch-steif erscheinen. Noch steht sein Haus zu Nürnberg und vor demselben sein Standbild, von Rauch gefertigt. — Die Bildhauerkunst fand ihre tüchtigsten Meister in Nürnberg an Veit Stoß (1488), Adam Kraft († 1507) und dem Erz-

gießer Peter Vischer († 1529). Die Sebalduskirche, die älteste Kirche Nürnbergs, enthält das Meisterwerk Vischer's, das Sebaldusgrab. Der Sarg des Heiligen aus Eichenholz, mit Gold- und Silberblech überzogen, war bereits vorhanden und es galt, ihm ein würdiges Gehäuse zu schaffen. Der Meister stellte das Ganze auf Schnecken und Delphine. Die untere Etage stellt einen heidnischen Bau und heidnische Figuren dar. Darüber erhebt sich der Bau der christlichen Kirche mit Aposteln und Propheten. Er schließt sich mit gothisch-ähnlichen Kuppeln, auf der mittleren steht das Christkind auf der Weltkugel. Am Untersatz des Sarges sind die Bilder des heiligen Sebald und das des Meisters sammt Reliefs aus dem Leben des Heiligen. Das Ganze ist eine großartige Composition. — Das schönste Bauwerk der Stadt ist die Laurentiuskirche. Prächtig ist die nach Westen gekehrte Façade mit dem 44' hohen Portal, das, aufs Reichste mit Sculpturen geziert, eine wahre Bibel in Bildern von Adam bis zum jüngsten Gerichte vorstellt. Ueber dem Portale befindet sich eine Fensterrose von dem herrlichsten Maßwerk, 41' im Durchmesser, an deutschen Kirchen eine seltene Erscheinung. Das Innere der Kirche ist besonders durch Fenster mit wunderbar prächtigen Glasmalereien, sowie durch viele Flügelaltäre von altem Schnitzwerk ausgezeichnet. Ein berühmtes Schnitzwerk von Veit Stoß ist der Rosenkranz, der im Chor frei vom Gewölbe herunterhängt. In der Mitte ist der Engelsgruß dargestellt; darum schlingt sich ein kolossaler Kranz von Rosen, dessen Absätze kleinere Tafeln, die Freuden Mariä darstellend, bilden. Der Hauptschatz dieser Kirche ist indeß das Sakramenthäuschen von Adam Krafft, das sich an einem Pfeiler des Chors bis zur Decke emporrankt. Es scheint nicht gemacht, sondern wie eine Ranke gewachsen, wie denn auch die Auszweigungen rankenförmig sich krümmen und die Spitze, als hätte sie Lust, noch fort und fort zu wachsen, oben an der Decke sich umbiegt. Unten knien die Steinbilder des Meisters und seiner zwei Gesellen, fromm aufblickend, und den ganzen Bau auf ihrem Rücken tragend. Darüber steht ein Geländer, das den Umgang um den Tabernakel einschließt. Ueber dem Tabernakel ist in vielen Gruppen, höher und höher steigend, das ganze Leiden Christi dargestellt, zu höchst steht triumphirend der Auferstandene. Alles ist aus Stein gehauen, wie gegossen.

Noch wären manche Meisterwerke Nürnberger Künstler aufzuzählen, wir wollen aber nur noch des schönen Brunnens gedenken, welcher eine Zierde des Marktplatzes ist, ein herrliches, 60 Fuß hohes gothisches Monument in 4 Abtheilungen. [142. 257.]

---

38. Nürnbergs Spielwaarenindustrie.

In Nürnberg schenkte mir ein Kaufmann ein recht merkwürdiges Dokument, nämlich einen Catalog von allen den Gattungen von Kinder-Spielzeugen, mit welchen sein Haus handelte. Dieser Catalog war das complicirteste Waaren-Verzeichniß, das ich in meinem ganzen Leben gesehen habe. Er umfaßte beinahe so viel Waaren-Nummern, als das chinesische Alphabet Buchstaben, nämlich über 12,000. Jede Gattung Thiere, wilde Thiere, Hausthiere, Pferde, Rinder, Schaafe hatte darin ihre eigene Nummer. Ebenso jede Gattung Menschen, jedes Volk, jede Armee, jede Waffenspecies, die Soldaten zu Fuß und zu Pferde, die Artilleristen, die Uhlanen, Husaren, die baierische, die österreichische, die preußische Armee. — Alle die tausend und tausend Dinge waren auch ein jedes wieder zu besonderen Preisen, in gemeinerem oder kostbarerem Stoffe, in mehr oder weniger großen Formaten zu haben. Bei jeder Nummer war eine kurze Beschreibung der Waare, und Alles so eingerichtet, daß der auswärtige Spielwaaren-Krämer dem Engros-Händler in Nürnberg nur die Nummer des Catalogs zu nennen braucht, um gerade das Geschöpf zu erhalten, für das sich die Jugend seines Landstädtchens am meisten interessirt.

„Wer diesen Artikel versteht," sagte mir ein Nürnberger Kaufmann, „der kann eine recht hübsche Bilanz darin machen!" Es gibt Häuser, die 5 bis 6000 Gulden jährlich an Kinderklappern, Noah-Kasten und dergleichen verdienen. — Es gehört aber ein großes Verständniß und sehr viel Umsicht dazu. Die meisten dieser Waaren kommen

aus Sonnenberg im Thüringer Walde; viele aber auch aus dem Erzgebirge. Ich bedauerte sonst sehr die armen Arbeiter in jenen Gebirgen, die bei den zierlichen Künsten, welche sie üben, kaum ihr kärgliches Brod verdienen, und ich empfand dabei immer eine Art Antipathie oder Erbitterung gegen die Leipziger und Nürnberger Engros-Händler, die so große „Bilanzen" mit den mühevollen Producten der Gebirgskünstler erzielen. Dieser Catalog bewies mir aber, daß eine viel höhere Gattung von Verständniß und Speculationsgeist dazu gehörte, die Waaren zu verschleißen, als sie zu erzielen. Der Producent braucht blos sein Rind, oder seinen Löwen, oder seinen preußischen Soldaten, oder was immer für ein Stück, dem er sich einmal gewidmet hat, zu kennen, und er vervielfältigt es dann mit Leichtigkeit, so oft man es verlangt. Der Nürnberger Engros-Händler muß aber nicht nur die 12,000 Waarengattungen kennen, sondern auch die 12,000 verschiedenen Moden und Arten des Geschmacks, die in den einzelnen Abtheilungen seines Handelsrayons herrschen, zu beurtheilen wissen. Dieses Handelsgebiet für Nürnberger Spielwaaren ist so groß, so zu sagen, wie die ganze außernürnbergische Welt. Der Nürnberger Speculant hat daher viel Welt-, Völker- und Menschenkenntniß nöthig, und muß auch in mancherlei Sprachen zu correspondiren verstehen. Gewöhnlich leitet er auch den Geschmack und die Wahl des Arbeiters in Sonnenberg, und verschafft ihm alle die neuen Hülfsmittel, welche die fortschreitenden Künste und Wissenschaften zu besserer Nachahmung der Dinge darbieten. — Man sieht, er muß auf einer viel höheren Stufe stehen, als Dieser, und es ist daher auch ganz gerecht und billig, daß sein Lohn ein viel größerer sei.

In England gibt es ganze Ortschaften und Landstriche, in denen man nichts Anderes fabricirt, als Baumwollen-Garnfäden, und sogar große Etablissements, in denen man sich nur auf eine einzige Gattung von den 300 verschiedenen Arten von Baumwollengarn, die es gibt, gelegt hat. Dergleichen haben die Engländer erfunden. Die Deutschen dagegen haben Nürnberg erfunden, das sich auf die Producirung und Verhandlung von einer Million von Waarengattungen zugleich legt. Seine Industrie gleicht dem Weihnachtsbaume, den auch wieder die Deutschen erfunden haben. Sie ist wie dieser — mit allem möglichen Tand der Welt behangen.

Es ist unglaublich, wie mannigfaltig die Beziehungen und Verkehrsverbindungen sind, die oft selbst durch einen sehr unbedeutenden Artikel veranlaßt werden. So z. B. war ich bei einem Nürnberger Nachtlichter-Fabrikanten, der mir erzählte, daß er das leichte, weiße Holz, auf dem seine Lichterchen schwimmen, aus Böhmen beziehe, das Wachs zu den Lichtern aus Norddeutschland, den Abfall von Spielkarten, aus dem er den kleinen runden Rand an den Nachtlichtern schnitzen läßt, aus Frankfurt, die Schachteln, in die sie verpackt werden, aus Sonnenberg im Thüringer Wald *). Die Anzahl der Lichter, die in jede Schachtel kommt, wird nach der Anzahl der Tage oder Nächte im Jahre bestimmt. Es gibt auf ein ganzes Jahr berechnete Schachteln mit 365 Lichtern, ebenso gibt es halbjährige zu 184 Lichtern, vierteljährige zu 92. — Die Nürnberger Nachtlichter werden weit und breit in alle Welt versandt. Doch hat jeder Welttheil seine eigenen Ansprüche. Die Nachtlichter, welche nach der Türkei gehen, brauchen nur 2 Stunden zu brennen. Nach Amerika gehen aber die meisten. „Ja wenn Amerika nicht wäre, so könnten die Nürnberger Nachtlichter-Engros-Händler ihre Bücher zumachen. Ueberhaupt ohne Amerika wäre ganz Nürnberg Nichts."

In einer Vorstadt von Nürnberg, in der Vorstadt Goffenhof, werden fast nur Dosen gemacht, meistens aus Papier-Maché. Auch für diesen Artikel ist Amerika ein Hauptkunde. Die feinsten und besten Dosen, sagte mir ein Fabrikant, den ich besuchte, gehen nach Südamerika. Dieser Artikel wird hier zu unglaublich billigen Preisen hergestellt. Es gibt Schnupftabaksdosen, die im Engros-

*) Man kann nicht von Nürnberger Spielwaaren reden, ohne der Sonnenberger Industrie zu erwähnen. Der Sonnenberger Holzarbeiter-District umfaßt über 20 Orte und nährt circa 8000 Menschen durch Spielwaaren-Fabrication. In welchem Verhältniß hier Arbeit und Gewinn stehen, kann ein Beispiel lehren. Treten wir in das Haus eines Drechslers, welcher nichts als Posthörnchen macht. Mann, Weib und Kinder arbeiten zusammen, um wöchentlich gegen 90 Dutzend solcher Posthörnchen für 1 Kronenthaler, im Jahre also 4680 Dutzend für circa 52 Kronenthaler zu liefern! Hierzu 14 Fl. für Holz abgerechnet, bleiben 126 Fl. 24 Kr., womit Nahrung, Wohnung, Kleidung, Steuer ꝛc. bezahlt werden müssen. Das glückliche Kind, welches am frohen Weihnachtsabend nach jenem Posthörnchen greift, hat keine Ahnung von dem trüben Lampenlichte, welches dort am Walde in der armseligen Hütte des Holzarbeiters flackert, aber es wäre gut, daß es die Aeltern wüßten und rechtzeitig dem Kinde erzählten.

Handel das Dutzend zu 12 Kreuzern zu stehen kommen.

Die Nürnberger Industrie, sagte ich, sei wie ein Weihnachtsbaum. Man kann sagen, sie ist wie ein ganzer Wald von Bäumen, in dem immer mannichfaltige Veränderungen vorgehen, in dem bald hier bald dort ein alter Baum (ein alter Industriezweig) gänzlich eingeht, bald ein ganz neuer emporwächst. Im Ganzen hat Nürnberg in neuerer Zeit sich wieder außerordentlich gehoben und fast jeder seiner Industriezweige hat sich — so zu sagen — regenerirt, reformirt und au niveau mit den Anforderungen der Neuzeit gestellt.

Unter den verschiedenen neu etablirten Industriezweigen, die ich in Nürnberg zu sehen Gelegenheit hatte, gefiel mir keiner besser, als die Papier-Maché-Fabriken. Diese machen jetzt äußerst nützliche Dinge. So haben sie sich auf die Darstellung anatomischer Präparate geworfen, und wissen dieselben so äußerst naturgetreu und täuschend nachzuahmen, und dazu noch zu so billigen Preisen zu liefern, daß den Wissenschaften dadurch ein außerordentlicher Vortheil erwächst. Es wird dadurch in Zukunft selbst unbemittelten Privatpersonen sehr leicht werden, sich in Besitz dieser lehrreichen Nachbildungen zu setzen. [117. 21.]

39. Südbairisches Land und Volk.

Ein hohes, rauhes Tafelland, bildet Südbaiern die Riesenbrücke zwischen den Alpen und den binnenländischen Mittelgebirgen Deutschlands. Nur Hügel, namenlose Hügel, keine Berge beleben die ungeheure Fläche. Jeder Fernblick gegen Süden wird begränzt durch die am Horizonte verschwimmenden Bergspitzen der Alpen. Man kann auf zwanzig Meilen von Westen nach Osten wandern und schaut immer dieselbe Bergkette im Hintergrunde. Die ewigen Alpen, das Sinnbild der Ewigkeit in der Natur, gleich dem ewigen Meere, schauen als Herr und Hüter über das ganze weite Land. Zahlreiche kleinere Flüsse schießen von denselben in reißendem Laufe die still geneigte Hochfläche hinab der Donau zu, aber kein größerer Strom gliedert das Land. Ufer und Wasserlauf gleichen sich täuschend bei fast allen diesen Gewässern, die meisten strömen in gleicher Linie von Südwest nach Nordost. Bei den Thälern des Lech, der Isar, Iller, Amper, Paar, Glon, Zusam, Schmutter u. s. w. ist allenthalben, sowie sie den äußersten Damm des Hochgebirges durchbrochen haben, die Thalweitung unverhältnißmäßig breit gegen die Höhe der umsäumenden Hügel und die Masse des Wasserlaufs. Sanft bändigt und beherrscht in der Regel der Berg, ja der Hügel den Fluß oder Bach, zwingt ihn, um seine Ecken und Vorsprünge sich zu beugen: die Felsen und Höhen sind die Riesen, und die Bäche zu ihren Füßen die Zwerge. Hier dagegen sieht es aus, als ob die Hügel den Bächen nachliefen und obendrein stets in ehrerbietiger Entfernung.

Die größeren Flüsse dieser Hochflächen haben selten ein geregeltes Bett, sie laufen fast überall in zahlreiche Abzweigungen und Seitenarme auseinander, und nehmen mit nutzlosen Inselchen, Sand- und Geröllbänken, Altwassern, kleinen Sümpfen dreimal mehr Platz ein, als ihnen von Rechtswegen gebührte. In diesen schwer zugänglichen Flußauen herrscht oft noch Urwildniß. Denn es sind diese Flüsse noch nicht Knechte der Civilisation, sondern wilde Feinde derselben. Sie hemmen den Verkehr, statt ihn zu beleben. Die menschliche Ansiedelung hat sich nicht an ihren Ufern concentrirt, sie ist ihnen vielmehr möglichst weit ausgewichen. Die Anschwemmung, welche das Hochwasser heuer geschaffen, wird im nächsten Jahre wieder verschlungen von den tobenden Fluthen. Vielleicht zeigen sie nur in einer einzigen regnerischen Sommerwoche ihre volle jähe Zerstörungswuth, aber ein paar Stunden genügen dann, um den Acker, welchen man jahrelang dem Element mühsam abgetrotzt, in eine für immer zur Cultur unfähige Geröllbank zu verwandeln. In der Meringer-Au am Lech lag das uralte Schloß Gunzenlech, ein Bau von fabelhafter Größe und Herrlichkeit, in welchem die alten baierischen Herzoge ihre stolzesten Feste feierten — es ist im Lech versunken und nicht blos das Schloß, auch der Boden, auf dem es mit seinen weitberühmten Prunkgärten gestanden, und Keiner weiß mehr seine Stätte.

Uebermäßig breite Strombetten, weitgedehnte unfruchtbare Alluvionen, große Moorflächen, in

denen vereinzelte Colonisten wohnen; neben den kleinen Dörfern ansehnliche Seen und Weiher, zahllose Hügelgruppen, die einander folgen und sich gleichen, wie eine Wasserwoge der andern; darüber ein Himmelsgewölbe, welches südwärts von den Alpen aufsteigt, um im Norden weit über die Donau hinaus im Frankenlande sich wieder auf der Grundlinie des Erdkreises niederzulassen. Dies die Physiognomie des Landes. Hierzu einige Charakterzüge des Volkes.

Der Baier ist im Durchschnitt noch streng kirchengläubig; er weiß nichts von den religiösen Kämpfen und Zweifeln, die in neuerer Zeit wiederholt die Welt aufgerüttelt haben. Er ist in erster Linie katholisch conservativ, in zweiter Linie politisch conservativ, seinem baierischen Stammhaus treu zugethan. Obwol die Aufklärungsperiode hier mehr als in irgend einem Lande gegen die katholische Kirche gewüthet, nicht nur die Klöster aufgehoben, sondern zahllose Kirchen und Kapellen, ja sogar Kreuze und Bildstöcke in Flur und Au zerstört oder weggeräumt hat, so ist der Altbaier dennoch gut katholisch geblieben, ein Beweis, wie zäh und fest dieses Volk an seinem Glauben hängt. Noch heutzutage wallfahrtet er weither zur gnadenreichen Frau von Altötting, noch entblößt er öffentlich sein Haupt und verrichtet andächtig sein Gebet, wenn die Glocke das Ave Maria läutet, noch haben sich allgemein im Volksmunde, ja selbst bis in die höheren Schichten der Gesellschaft hinauf, die schönen Grußformeln: „Grüß dich Gott" beim Empfang, und „Behüt dich Gott" beim Abschied erhalten, und so noch Anderes, was von der Religiosität des Volkes Zeugniß gibt. In einigem Zusammenhang mit dieser religiösen Seite des Charakters steht ein gewisser künstlerischer Productionstrieb, welcher dem Südbaier, namentlich den Bewohnern des Hochlandes, eigenthümlich ist.

Die Kunst hat hier wirklich einen volksthümlichen Boden und es ist hier nicht blos von den bekannten Bildschnitzern in Ammergau und Berchtesgaden die Rede. Wer die Malereien und Schnitzwerke in Hunderten von altbaierischen Dörfern gesehen, der wird nicht behaupten, daß die moderne Kunstpflege in München willkürlich improvisirt sei und außer allem Zusammenhange mit der Bildung und dem Geiste des Landes stehe. In Sachen der Volksbildung sind unsere städtischen Literaturmenschen gar flink mit einseitigen Urtheilen zur Hand. Freilich, wer die Bildung eines Volkes blos darnach bemißt, wie viel Procent von Artikeln des Conversations-Lexikons der gemeine Mann im Kopfe hat, der wird sich schwer in den altbaierischen Charakter finden, was Norddeutschen oft widerfährt, zumal der südbaierische Bauer von Haus aus unzugänglich und schwer in's Gespräch zu bringen ist, wodurch er sich wesentlich vom mitteldeutschen Bauer unterscheidet, der dem Fremden gegenüber eine vordringliche Neugier an den Tag legt.

Die Schattenseite des altbaierischen Charakters ist jenes rohe, massive, ungeschlachte Wesen, das der Norddeutsche so gern in Verbindung bringt mit den vielberufenen 7½ Millionen Eimern Bier, die jährlich im Lande gebraut werden. Es ist nicht zu läugnen, die groben Verbrechen an Person und Eigenthum, Mord, Todtschlag, Raub, sind hier verhältnißmäßig häufig unter dem rohen Volk; allein anderwärts herrschen die feineren, als Meineid, Fälschung, Betrug selbst bei dem gemeinen Mann vor; wer wollte da über die größere Unsittlichkeit entscheiden?

Kaum ist einem Volk so viel ungerechte Beurtheilung widerfahren, als den Baiern von wegen des Bieres, als ob jeder Baier ein geborener Säufer wäre. Die glänzendste Genugthuung dafür ist die zunehmende Verbreitung baierischen Bieres in ganz Deutschland, ja in Europa. Im Laufe der letzten Jahrzehnte hat die Cultur des bairischen Bieres außerordentliche Fortschritte gemacht, sodaß man in vielen Städten selbst Norddeutschlands bairisches oder ein dem bairischen gleichkommendes Bier finden kann. Wie die Sachsen Lehrmeister des Bergbau's, sind die Baiern Lehrmeister des Bierbrauens in und außer Deutschland geworden. Das bairische Bier hat sich mit Recht solchen Ruf erworben. Es ist ein angenehmes, wahrhaft erfrischendes Getränk gegen das rothbraune, säuerlich bittere Porterbier der Engländer und sicherlich der Gesundheit zuträglicher, als alles scotish ale, double stout und dergleichen mehr. — Das Bier verdumme, ist eine der hohlsten Phrasen, welche jemals Touristenwitz erfunden hat. Auch die Schwaben und Franken sind großentheils Biertrinker — doch läßt man sie nicht gleich dem Baier in Verdummung fallen. Auch die Nachrede

der Trunksucht ist unbegründet. Man kann Monate lang die Straßen Münchens durchwandern, ohne auf Betrunkene zu stoßen, viel weniger auf so jämmerlich und viehisch Zugerichtete, wie Branntweinberauschte in Ländern, wo das Bier noch weniger volksmäßig geworden ist. [171. 257.]

Riehl

40. Das Passionsspiel zu Oberammergau.

Das Ammergauer Passionsspiel steht nicht vereinzelt da, es ist vielmehr eine charakteristische Erscheinung im katholischen Alpenlande, namentlich Tirol und Baiern, wo derartige Spiele bis in die neuere Zeit noch an manchen Orten stattfanden und nur durch die Ungunst eines widerchristlichen Zeitgeistes zurückgedrängt wurden. Das Passionsspiel ist keine gewöhnliche Komödie, es ist eine großartige, ernste, erhebende Feier.

Das Dorf Oberammergau im bairischen Hochland liegt in einem Thale, das gute Wiesen, aber geringe Felder hat und mehr zur Viehzucht, als zum Ackerbau einladet. Die Häuser der Ammergauer sind nach Hochlandsart gebaut, neigen aber, wie Sitte und Wesen der Einwohner selbst, sichtlich zum Städtischen hin. Die flachen Dächer mit den Giebelzierden und den beiden Vorsprüngen sind erhalten, aber die malerischen Balkone lassen sich meist vermissen. Dafür sind alle Wände bemalt mit frommen Darstellungen aus der heiligen Schrift oder aus den Geschichten der Heiligen. Auf dem Ehrenplatze in der Mitte der Vorderseite prangt fast überall das Bild der gnadenreichen Mutter von Ettal. Es sind wol lauter Leistungen der Ammergauer Kunstschule aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, daher auch Schnörkel, Muscheln, Schuppen und alle Schönheiten des Rococo reichlich angebracht erscheinen.

Die Einwohner betreiben seit mehr denn siebzig Jahren ein eigenes Gewerbe, das der Holzschnitzerei, deren Erzeugnisse, wie die der Grödner, Berchtoldsgadner und Nürnberger, in alle Welt gehen. Diese Industrie hat eine völlig fabrikmäßige Ausbildung erhalten, auch darin, daß die Kinder von klein auf mit arbeiten. Dieses lebenslange Sitzen über der Arbeit, immer das Schnitzmesser oder den Pinsel in der Hand, in den niedern Stuben, die wegen des Trocknens der Farben stets geheizt werden und daher Winters wie Sommers voll Qualm und Farbendunst sind, ist dem Aeußern des Schlags nicht förderlich, und den kriegerischen Ausdruck der Schlierseer, den stolzen Anstand der Jachenauer wird man unter den Männern von Ammergau so wenig finden, als unter den Mädchen die dralle Frische der Hochländerinnen. Den Vertrieb ihrer Holzwaaren haben die Ammergauer in die Hände eines „Verlegers" gegeben, der ein großes Magazin unterhält, das man nicht unbesucht lassen darf. Das ist ein freundliches Wiedersehen all der Wonnen unserer Kinderjahre, die hier in strahlender Verherrlichung auf langen Rahmen funkeln. Hier liegen die gelenkigen Hanswurste, die noch in der Kinderstube ein Leben fristen, das ihnen die Bühne grausam absprach: da stehen Steckenpferde zu vollen Schwadronen, dort hängen Pensionate von braven Puppen; so ist Alles hier zu sehen, was den Knaben freut in farbenreichem Wechsel. Das Kostbarste, was das Waarenlager aufzuweisen hat, sind kleine, drei bis vier Zoll hohe Schnitzereien aus feinerem Holze und ohne Farbenanstrich, theils Konterfeien neuerer Monumente, theils Abbilder berühmter Lebender und Todter. So sieht man Schiller, Gutenberg und Albrecht Dürer, nach ihren ehernen Statuen getreu geschnitzt.

Begeben wir uns nun unter die vielen Tausende, die sich heute bereits früh um acht Uhr vor der Bühne des Passionsspiels eingefunden haben. Ueber die Bauart der Bühne bemerken wir nur, daß aus dem breiten, doch nicht tiefen Proscenium, das durch keinen Vorhang geschlossen wird, rechts und links die Einsicht in die Straßen von Jerusalem offen steht, während im Mittelgrunde zwischen zwei Pfeilern, welche Balkone tragen, eine kleinere bedeckte Bühne sich eintieft, die nach Bedürfniß durch einen Vorhang verhüllt werden kann, sodaß die ganze Einrichtung nicht allein, wie uns versichert wird, der Bühne des Sophokles, sondern im Wesentlichen eben so wohl der Shakspearischen, wie wir sie aus Tiecks jungem Tischlermeister kennen lernen, ähnlich ist.

Um auch ein Wort von der Entstehung des

Spieles zu reden, so wird dieselbe in das Jahr 1633 zurück verlegt und einem Gelübde zugeschrieben, welches die Ammergauer damals zur Abwendung einer Seuche gemacht. Jedenfalls steht das Werk in Stammverwandtschaft mit den religiösen Schauspielen, die das Mittelalter fast im ganzen katholischen Europa erblühen sah, und Mysterien, Mirakelspiele, Moralitäten, Moralités benannte. Ursprünglich in dem Innern der Kirchen von Geistlichen aufgeführt, gewannen diese Darstellungen das Freie und gingen allmälig ganz an das Volk über.

Je nach dem Eifer und Reichthum der unternehmenden Städte wurde oft eine blendende Pracht an diese Spiele gesetzt. Im sechszehnten Jahrhundert kamen sie noch in Baiern häufig vor, fielen aber von da an in Abnahme, bis endlich auch das vorletzte, im nahen Mitterwald, aufgegeben wurde und so nur das einzige zu Ammergau übrig blieb. Den jetzigen Text, so wie überhaupt die ganze gegenwärtige Einrichtung der Passion verdankt man einem ehemaligen Benediktiner des Klosters Ettal, dem spätern Pfarrer Weis von Jesenwang. Die Musik aber hat Herr Dedler gesetzt, der früher Chorknabe zu Raitenbuch, später Schullehrer zu Ammergau war.

Das Spiel beginnt und der Chor tritt auf. Er besteht aus fünf Sängern und sechs Sängerinnen, sämmtlich in gleichen Gewändern, weiß mit blauen Mänteln, ungefähr so, wie man sich die Genien denkt; auch nennt sie das Volk nicht anders als die Schutzgeister. Diese stellen sich halbkreisförmig im Proscenium auf und leiten die Darstellung, vom Orchester unten begleitet, mit einem Gesange ein. Dann tritt der Chor wieder ab, der Vorhang der Mittelbühne rollt auf, und wir sehen Jesus in Jerusalem einziehen. Diese erste Scene ist vielleicht die beste des Tages; der Heiland kommt auf dem Füllen der Eselin aus der Tiefe der einen Straße, zieht durch den Mittelraum in die andere und dann über das Proscenium. Das jubelnde Volk umgibt ihn, schwingt die Zweige, breitet die Kleider aus; Hosanna! tönt es, Hosanna! Männer und Greise, Weiber und Kinder rufen und singen. — Wer beim Schwabenwirth wohnt, der kennt gleich das kleine vierjährige Töchterlein wieder, das recht vernehmlich mitruft und triumphirend auf die Kunden hinausblickt, die es Tags zuvor seine Rolle aufsagen ließen. Der ganze Auftritt wird mit so lebendiger Freude, so liebevollem Eifer, zugleich mit so feinem Sinne für malerische Zusammenstellung durchgeführt, daß sich Jeder gleich in eine wohlmeinende, empfängliche Stimmung versetzt fühlt.

Nun folgt die Austreibung aus dem Tempel, wobei die Verkäufer (mit erträglichem Anachronismus) in der Tracht der polnischen Juden von heute erscheinen. Dann geht Jesus wieder nach Bethania, worauf der Vorhang der Mittelbühne fällt. Der Chor tritt wieder auf, beleuchtet singend die vorhergegangene Scene, knüpft sie an die nächste und erklärt den Zusammenhang, in dem die plastische Vorstellung, die wir nun sehen sollen, mit den Ereignissen steht, denen sie vorausgeht. Dies ist überhaupt seine mühevolle Aufgabe während des Tages, die Scene zu vermitteln, den Zuschauer zu stimmen und seinen Empfindungen zur Sprache zu verhelfen, in welchem Bestreben er allerdings dadurch unterstützt wird, daß der schlichteste Bauersmann sein „Spielbüchlein" mitbringt und so dem Gesange zu folgen im Stande ist. Wenn nun im Innern Alles vorbereitet und der Augenblick für die plastische Darstellung gekommen ist, so theilt sich der Chor, stellt sich zu beiden Seiten der Mittelbühne, deren Vorhang nun emporgeht, und fährt singend in seiner Erklärung fort; dann tritt er ganz ab, um wieder den dramatischen Auftritten Raum zu geben. In größeren Zwischenräumen kommt es dann auch vor, daß der Chorführer, umgeben von seinen Sängern, in feierlich gehaltener Prosa einen Inbegriff der gegenwärtigen Lage der Dinge gibt und auf das Kommende aufmerksam macht.

So haben wir nun die erste plastische Vorstellung. Die Söhne Jakobs beschließen, ihren Bruder Joseph aus dem Wege zu räumen. Dieses Bild, wie fast alle seiner Art, verdient billig unsere Bewunderung. Der Moment der Katastrophe ist so richtig herausgegriffen, die Figuren so gut gestellt und ihre Haltung so unbeweglich, der engere Rahmen der Mittelbühne selbst ist der Darstellung so zuträglich, daß in der That ein Effekt erzielt wird, der so nahe an ein Gemälde auf todter Leinwand reicht, als es mit lebenden Menschen möglich ist. Diese Tableaux sind nun alle aus dem alten Testamente gewählt und kommen, wie schon aus dem Gesagten hervorgeht, lediglich in der Mittelbühne zur Erscheinung, da sie des Vorhangs bedürfen, um sich aufzustellen und zu ord-

nen, und veränderlicher Dekorationen, um die Verschiedenheit des Ortes anzudeuten. Jedoch ist diese Mittelbühne, wie schon erwähnt, nicht für diesen Zweck allein da, sondern sie eröffnet sich, nachdem der Vorhang gefallen und die Gemälde beseitigt worden, immer wieder auch für die dramatischen Scenen, wie denn besonders Alles, was der Natur der Sache nach in geschlossenem Raume vorzugehen hat, in ihr seine Darstellung findet, so die Rathsversammlung der Priester und Pharisäer, das Abendmahl u. s. w. Einzelne dieser Gemälde nun sind einfach und bestehen zum Theil nur aus zwei, drei Figuren, wie z. B. das Opfer Abrahams, Adam und seine Familie nach Vertreibung aus dem Paradiese; andere sind wieder aus mehreren hundert Personen zusammengesetzt, dicht gedrängt, Kopf an Kopf, in aufsteigender Anordnung, von den zweijährigen Kindlein, die vorne an der Grenze des Prosceniums theils in den Armen ihrer knienden Mütter ruhen, bis in den Hintergrund, wo die größten Männer der Gemeinde das Gemälde abschließen. Im Ganzen gaben wir den einfachen Darstellungen den Vorzug, obgleich uns auch unter volkreicheren manche sehr gelungen schienen, so namentlich das Bild, wie der Herr in der Wüste das Manna schickt, wo das ganze Volk Israel, unzählig wie der Sand am Meere, mit dankender Geberde zum Himmel blickt, während Moses und Aaron auf erhöhtem Standpunkte gebieterisch unter der Menge stehen und das Manna, durch kleine Papierschnitzel für das Auge nicht übel vertreten, in dichten Flocken herunterschneit. Diese Darstellungen erinnern an jene Bilder, wo John Martin ganze Nationen in übersichtlichen Tausenden auf die Leinwand gebracht hat.

Die erste plastische Darstellung, wie sich die Brüder Joseph's über sein Verderben berathen, entspricht nun symbolisch der Rathsversammlung der Hohenpriester und Schriftgelehrten, wie sie Jesum fangen und tödten können. So sehen wir, nachdem der Chor vorerst gethan, was seines Amtes, mitten hinein in das Synedrium zu Jerusalem. Dies ist nun aber, gelinde gesagt, eine sehr lang dauernde Scene. Die beiden Hohenpriester, Annas und Kaiphas, halten sehr gründliche, aber nichts desto minder wenig unterhaltende Vorträge, über welche sofort die Abstimmung der übrigen Rathsglieder erfolgt.

Jeder motivirt sein Votum besonders; die Meisten sind mit den hohenpriesterlichen Anträgen einverstanden, geben aber doch, um nicht geradezu Ja zu sagen, in gutgewählten Synonymen eine Umschreibung derselben, ungefähr eben so, wie es noch heutzutage in den Kollegien die jüngeren Beisitzer machen. Ich will nicht läugnen, daß mir überhaupt der hohe Rath bei seinem Auftreten, sei's nun in der Sitzung oder auf der Gasse, etwas schleppend zu verhandeln schien, und zwar deswegen, weil der Text, in der guten Absicht, Jedem seine Rolle lieb und werth zu machen, allenthalben Jedem Etwas in den Mund legt.

Nach den Vorgängen in Bethania finden wir uns abermals in Jerusalem bei der Feier des Passahmahles. Hier versinken wir nun wieder ganz in den rührenden Ernst, in die fromme Weihe der Darstellung, die in ihrer biblischen Einfachheit, ohne alle Zuthat rednerischer Zierden, mächtig ergreift. Dann sehen wir wieder Judas vor dem redseligen Synedrium und endlich beginnt die Leidensgeschichte. Den jetzt folgenden Scenen nun, wenigstens vom Gebete auf dem Oelberge an bis nach der Dornenkrönung, wünschten wir in ihrer grellen Natürlichkeit allerdings von Herzen eine mildernde Hand. Wie empörend wirkt es, wenn Jesus im Todeskampfe drei Mal auf das Angesicht fällt und platt und lang gestreckt jedes Mal fast eine Minute liegen bleibt! Die's ist eine Unschönheit, mit der wir uns auch dann nicht aussöhnen konnten, als wir einsahen, daß es nothwendig gewesen, weil während dieser Lage auf die Stirne des Heilands, die bis in die Couliße reichte, lange schwere Blutstropfen gemalt werden mußten, mit denen er nun vor's Publikum tritt. Indessen geben wir gerne zu, daß das Spiel durch eine Richtung in unserem Sinne bei dem Volke leicht eben so viel verlieren könnte, als es für andere Augen gewänne. Ein einflußreicher Mann der Gegend war derselben Meinung, indem er auf meine Vorschläge ganz entschieden antwortete: „Alles umsonst! das Volk schenkt keinen Tropfen Blut her!"

Die Scene auf Golgatha steht in aller Erhabenheit vor uns. Der Vorhang der Mittelbühne ist aufgerollt. Die beiden Schächer sind schon ans Kreuz geheftet, Christus aber wird eben aufgerichtet. Weinen und lautes Schluchzen bezeugen die tiefe Rührung der Zuschauer. Die römischen Kriegsleute würfeln um das Gewand des Herrn; wir hören den teuflischen Spott der Juden und die

letzten Worte vom Kreuze; der Heiland neigt das Haupt und gibt den Geist auf. Erdbeben und Zeichen folgen. Hierauf werden die Gebeine der Schächer mit Knitteln gebrochen, was wir immerhin mit Gleichmuth ansehen können, weil die Knittel elastisch sind; dann tritt Longinus heran und durchsticht mit der Lanze die linke Seite des Herrn, aus welcher sofort Blut fließt. Endlich folgt, nachdem die Schächer heruntergenommen worden und Römer und Juden die Bühne verlassen haben, die Abnahme Christi vom Kreuze in stiller Heiligkeit mit bewundernswerther Ruhe und Würde. — Zwei plastische Vorstellungen treten nun ein: Jonas, von dem Wallfisch gesund ans Land gesetzt, dann das Volk Israel, trockenen Fußes durchs rothe Meer ziehend, und darauf sehen wir fröhlich Christus auferstehen. Das Schauspiel schließt mit einer schönen allegorischen Vorstellung, die Verherrlichung der Stiftung des neuen Bundes bedeutend.

Wir haben hiermit die Hauptmomente der Vorstellung berührt, die durch Zerfällung in einzelne Scenen, durch Dazwischentreten der Tableaux und des Chors so an äußerem Umfange gewinnt, daß nicht allein von acht bis zwölf Uhr, sondern nach Unterbrechung einer Stunde wieder fortgespielt wird bis gegen vier und fünf Uhr Abends. Ueber das Spiel der Darstellenden haben bedeutende Gewährsmänner sich rühmend geäußert und wir treten ihren Aussprüchen bescheiden bei. Die thätigeren Rollen werden natürlich aufgefaßt und frisch und kräftig weggespielt, die mehr leidenden aber gehalten und würdig durchgeführt. Der Ruhm des Tages scheint mir dem Christus zu gebühren, der uns das Wesen des menschgewordenen Gottes, so weit es für uns Sünder erreichbar ist, mit weihevollem Anstand vorführte. Auch das Spiel des Judas ist sehr zu loben, wie denn überhaupt Niemand ganz aus der Rolle fiel. Manche fragen vielleicht nach der Farbe des sprachlichen Vortrags, und denen sei zur Antwort, daß die Ammergauer ein Idiom sprechen, in dem sich baierische und schwäbische Elemente unentwirrbar mischen, und daß sie mit den Tirolern das harte ch gemein haben, das immer dreifach klingt; deswegen wird man auch ganz reinen Accent nicht verlangen und sich an dem Hervortreten der Kehlenlaute nicht stoßen.

Die Ammergauer haben ihr Spiel unter Schmerzen geboren und lieben es auch darnach. Es ist ein erstaunliches Werk für eine nicht sehr wohlhabende Landgemeinde von fünfzehnhundert Seelen, dieses große Drama mit allen seinen Beigaben in so würdiger Gestalt uns vorzuführen. Wie viel Eifer und Hingebung, wie viel Verlust an Arbeitsstunden und an Erwerb gehört dazu, bis dieses Orchester, bis dieser Chor, die plastischen Darstellungen, die dramatischen Auftritte zu so störungsfreiem Zusammenspiel eingeübt waren, und dies von einfachen Schnitzern, von Greisen, Männern, Weibern und Kindern, von mehreren hundert Personen!

Wem daran liegt, auch das Treiben, das Zusammenleben und die Einrichtungen hinter der Bühne kennen zu lernen, dem ist es nicht versagt, einen Ausflug dahin zu machen, nur muß er nicht unversehens in eine der Straßen Jerusalems treten, zu denen eine Menge verlockender Zugänge führen. Man wird freundlich aufgenommen und von allem Wissenswerthen gefällig unterrichtet. Die Leute findet man recht heiter und aufgeräumt hinter ihren Coulissen; wenn die Vorbereitung des Spieles auch in tiefem, frommem Ernst geschieht, während der wiederholten Vorstellungen bricht doch der natürliche, unschuldige Frohsinn der Gebirgsländler wieder hervor und das Spiel ist ihnen kein lastendes Gelübde mehr, sondern eine heitere, gern gelöste Aufgabe. So wandeln wir also mit unsern Führern umher, betrachtend und bewundernd, und treten dann auch in die Rüstkammer und haben unsere Freude an all den Merkwürdigkeiten, die hier unter einem Dache zu sehen sind. Da zeigt man uns das Hündchen Tobiä, die Salbenbüchse Mariä, die Weintrauben aus Kanaan, den Rock Josephs, den Felsen Gabaon, den Widder Abrahams, die Schnur, mit der sich Achitophel erhenkte, die eherne Schlange Mosis, den Wallfisch Jonä und vieles Andere mehr. In dieser Gegend wird auch Bier geschenkt zur Erquickung für die Spielenden, die deren an warmen Sommertagen oft wohl bedürftig sind. Hierher kommen auch die römischen Soldaten und scherzen ehrbar und züchtig bei vollen Gläsern mit den Mädchen von Ammergau.

Kaum ist das Spiel geschlossen, so geht ein ungeheurer Aufruhr durch das Thor. Der Lärm ist noch um etliche Male größer als bei der Ankunft, denn was damals nach und nach heran kam, das will jetzt auf einmal wieder fort. Ein Fahrzeug nach dem andern löst sich ab aus der wirren

Wagenburg, die den Hauptplatz fast unzugänglich macht; tausend und tausend Fußgänger verlassen in dichten Haufen das Dorf. Es ist, als wenn, wie in uralten Zeiten, wieder ganze Stämme unterwegs wären, sich eine neue Heimath zu suchen. Alles plaudert brüderlich zusammen über die frommen Freuden dieses Tages; aus einigen Wagen hört man auch Gebete tönen. Bei weitem die Meisten suchen noch Murnau zu erreichen, obgleich dieser Flecken fünf Stunden vom Schauplatz liegt. Einige hundert Glückliche fahren mit raschen Pferden voraus, um noch Stuben und Betten zu erhaschen; die Andern ziehen später zu Tausenden ein und legen sich vergnügt aufs Stroh. [214.]

Steub.

41. Die Tiroler im Burggrafenamt.

Das Landvolk im Burggrafenamte Tirols ist ein überaus schöner Schlag von Leuten. Die Männer zeigen sich als die rechten und wahren Erben der altgermanischen corpora immania, hoch aufgestreckt, breitschulterig, stattlich anzusehen. Sie tragen große Hüte, braune Jacken mit rothen Aufschlägen und ein rothes Leibchen, über dem der breite, grüne Hosenträger liegt. Durch eine gewisse ernste Gesetztheit im Thun und Lassen ist die Bauernschaft dieser Gegend wol noch eindrücklicher als die leichter beweglichen Zillerthaler. In ihrem Feiertagsgewande sind diese großen Gesellen äußerst sorgfältig und reinlich, dabei auch streng bedacht auf gleichförmige Beibehaltung des herkömmlichen Schnittes und der herkömmlichen Farben. Wie sie am Samstage nach dem Amte zu Meran vor dem Kirchhofe stehen zu Hunderten einer wie der andere, so dürften sie nur die Stutzen in die Hand nehmen, um schnurstracks vom Platze weg als schön geschmückter Schlachthaufen ins Feld ziehen zu können. Nur in den Hüten ist da einiger Unterschied zu finden. Etliche ältere Bauern tragen nämlich noch die frühere Art, welche einen niedern Kopf und eine ungeheure flache Krempe zeigt, das gesammte jüngere Volk führt aber eine jüngere Form mit höherem Kopfe und schmalerer Krempe, die von den Bergen herabgekommen sein soll, weniger eigenthümlich als jene, aber gleichwol noch genug von der heutigen Herrenmode abweichend, um zierlich zu sein und hübsch zu stehen. Wenn die jungen Männer an feierlichen Tagen als Schützen ausrücken, so erscheinen sie mit großen rothen Hüten, dem festlichen Abzeichen der Junggesellenschaft, welche dann auf einer Seite hochaufgeschlagen, ferner mit grünen Bändern und einem aufgesteckten Blumenstrauß verziert sind. Ein anderer Strauß steckt in der Mündung des Gewehrs. Ein solcher Schützenzug, wenn er stolz dahermarschirt, mit fliegender Fahne und klingendem Spiel, wenn die Schwegelpfeifen den heimischen Schützenmarsch blasen, ist eine sehr schöne Erscheinung und weckt die Erinnerung an kriegerische Zeiten, denn so sind die Wehrmänner des Aufgebots an den Berg Ysel und aufs Sterzinger Moos gezogen. Es ist ein anmuthiger Gebrauch, daß dabei zwei Knaben zarten Alters, ganz genau gekleidet wie die großen Burschen, mit ebendenselben Jacken und grünen Hüten und mit leichten Stutzen bewaffnet, an der Spitze gehen, als redendes Zeichen, daß auch der Knabe schon berufen sei, ein Landesvertheidiger zu werden, oder daß Vertrautheit mit den Waffen schon von Kindesbeinen an gepflogen werden soll. Die kleinen Schützen geberden sich sehr ernsthaft, nehmen die Sache viel wichtiger als die großen, werden auch von den Zuschauern viel neugieriger betrachtet und sind stets die niedlichsten Kerlchen der Pfarrei, die mit ihren blauen Augen fast kriegslustig aus den blonden Locken herausschauen. In vollem Feierstaate treten die Schützencompagnien bei dem Umgange des Frohnleichnamstages auf. Ich erinnere mich gerne an einen solchen Tag zu Mais, wo die schönste Sonne schien und die Böller so sabbathmäßig knallten, während das hochwürdige Gut mit den betenden Priestern und den wehenden Fahnen und unzähligem Volke in den besten Gewändern durch die Weingärten daherzog. Da wehte ein kühler Morgenwind aus Passeier heraus und spielte mit den Fahnen und mit den Bändern der grünen Schützenhüte, und die prunkende Mannschaft bildete das Spalier und der ehrenfeste Priamibauer, der erprobte Kriegsmann, stand mit blankem Säbel als Hauptmann vor der Fronte und commandirte mit schallendem Rufe: „Präsentirt's Gewehr!"

Von den Kriegern zu den Schönen ist ein leichter Uebergang. Wir behaupten, daß die Landmädchen um Meran in ihrer Schönheit dem wohlgeschlachten Männervolk vollkommen ebenbürtig seien. Auch ihr Wuchs ist schlank und hoch, aber außer der Leibesgestalt treten sie auch durch den feinen Gesichtsschnitt angenehm ins Auge.

Zartgefärbte, rothwangige, nordische Gesichter wechseln mit bleichen südlichen ab, und wie sich in diesen vielleicht ein Nachwirken alten romanischen Blutes zeigt, so wol auch in den rabenschwarzen Haaren, die freilich minderzählig neben den hellblonden zu gewahren sind. Die Haare, blond oder schwarz, werden aber aus der Stirne rückwärts gestrichen und nach dem Nacken hin auf italienische Weise durch eine breite Nadel festgehalten.

Ein wirklich auszeichnender Zug dieser Landleute ist ihre feierliche Ruhe, die man mit anderm Worte vielleicht auch Phlegma nennen könnte. Der stillen Gelassenheit entspricht die Schweigsamkeit in der Rede. Was aber gesprochen wird, klingt deutlich und wird, weniger zwar als im Vintschgau, jedoch noch immer gesungen. Insbesondere haben die Mädchen eine hohe Stimmlage und überlassen sich gern dem weichen Wiegen und Trillern des Tons. Die Sprache scheint mir unter den harten Dialekten Tirols die zarteste und lieblichste, und wenn wir hie und da ein gut aufgelegtes Mädchen hörten, wie es in metallischer Stimme ihre Reden halb singend herunterflötete, so kam es uns vor, als wäre der Meraner Dialekt überhaupt unter den deutschen einer der angenehmsten, wohlklingendsten. Die angeregte Schweigsamkeit zu erproben, laden wir aber den Leser insbesondere ein, sich eines Sonntags nach dem Gottesdienst auf den Hauptplatz zu Meran zu verfügen. Dort wird er bemerken, daß alle die hundert Bauern, welche sich da scheinbar plaudernd zusammenstellen, kaum hinreichen, um ein halblautes Summen zu Stande zu bringen, und wenn einer aus Italien kommt mit Ohren, die noch von all dem Lärm eines italienischen Marktes gellen, so wird's ihm desto mehr auffallen, hier unter den Lauben, die so voll sind von Aprikosen, Pfirsichen, Trauben und Feigen, nur hie und da ein leise geflüstertes: Kafen's ein! zu vernehmen. An Sonn- und Feiertagen werden wir auch an den Buschhäusern vorüberstreifend zwar die Bänke voller Trinker gewahren, aber durch die offenen Fenster selten ein vernehmbares Wort erfassen können, so leisen Tones halten die Trinker ihre Gespräche ab.

Das Eigenthümlichste ist die religiöse Seite des Volkslebens. Die Tiroler hangen mit unzerstörlicher Liebe, wie Bienen, um Stamm und Blüthe des katholischen Glaubens, selbst die Sünde lockert den Grund ihrer Ueberzeugung nicht, Niemand schämt sich der Reue, Keiner ist zu alt, den gestörten Gottesfrieden wieder zu suchen. Sie lieben die Feiertage, und alle, die jemals bestanden, haben ein Recht an ihr Herz, an ihre Festfeier. Die Verweltlichung derselben, das Fleischwerden der Fasttage, die Entsinnlichung des Gottesdienstes, das kahle Gerippe einer Verstandesreligion ist ihnen ein Gräuel. Haben sie ihre Felder bestellt, ist die Rebe zur Blüthe gebracht, hat jede Blüthe sich zur Frucht geneigt, so feiern sie alle Maienfeiertage mit Bittgängen und gemeinschaftlichem Gebete. Das Städtlein Meran liegt im Mittelpunkte ihres Gottesdienstes, ihrer unausrottbaren Herzenswünsche. Alle Monatsonntage ist daselbst feierliche Prozession durch die Stadt. Da sind nach 12 Uhr Mittags alle Wege und Stege, alle Wiesen und Felder mit Eilenden bedeckt; aus allen Enden regnet es Festgänger zum Umzug, Alles schaart sich in Reih und Glied, Alles will der Kette angehören, deren äußerste Enden sich wechselseitig in der Pfarrkirche berühren. Noch ehrwürdiger leuchtet dem Volke der heilige Oelberg in der Kapuzinerkirche. Jeden Donnerstag in den Fasten hält man daselbst Nachmittags 3 Uhr Predigt und Gottesdienst. Endlose Schaaren von Weibern und Mädchen drängen sich dort zusammen, und die gehörte Predigt bildet die Würze der ganzen Woche. Nach der Andacht sind alle Kaufläden mit Menschen gefüllt, zur geistlichen Stärke suchen sie das leibliche Labsal; die eine trägt allerlei Lebensmittel, die andere Hausbedürfnisse, die dritte Zeug zum Osterfestkleide nach Hause.

Die Arbeit des Meraner Landmanns ist neben der Viehzucht zumeist auf den Weinbau gerichtet, Art und Weise sowol der Cultur der Rebe, als der Behandlung ihres Saftes ist aber von der sonst in Deutschland üblichen sehr verschieden. Erstgenannte, die Rebe, wird nämlich nicht an einzelnen Stöcken, sondern stets über ein hölzernes Laubengerüst gezogen, unter dessen Bogen ein Mann aufrecht oder halbgebückt durchgehen mag. Dies bildet eine höchst malerische Zuthat zu den Reizen des Etschlandes. Es ist wirklich ein herz-

erfreuender Anblick, in der Herbstzeit durch diese Weingüter wandelnd den Blick ins grüne Halbdunkel der perspectivischen Rebengänge hinauf und hinunter zu senden, wo vom laubgewirkten Baldachin die blauen Trauben groß und strotzend herunterhängen. Unten im Bodenraume werden andere Früchte, Mais, Kürbisse und dergleichen gebaut, und sehr gut nimmt es sich aus, wenn im frühen Sommer durch den Laubengang hin die weißen Rinder den Pflug ziehen, den der Bauer rufend leitet. So zierlich und bildgerecht indeß diese Lauben sind, ein so gartenmäßiges, schmuckreiches Ansehen sie der Gegend auch verleihen, so werden sie doch und nicht mit Unrecht der großen Kosten des Holzes wegen von Vielen angefeindet und der rheinländischen Art des Baues, die auch bei Brixen gilt, obwol bisher ohne werkthätige Folgen, der Vorzug gegeben. Sie sind wol ein Vermächtniß der alten romanischen Weinbauern, und wie die Güter und die Art der Bebauung von den Romanen übernommen, so hat man auch aus ihrer technischen Sprache für Rebe und Wein und was damit zusammenhängt, Vieles sich angeeignet und bis auf den heutigen Tag bewahrt.

Völlig unbekannt ist aber hier der Jubel der Weinlese, der am Rhein so begeisternd aufschlägt. Vermögliche Familien gehen allerdings während der Traubenzeit gern in die Weingärten, um die „Weimer" — die Trauben vom Stocke zu essen, ziehen dann wol auch gute Freunde bei und geben eine nahrhafte Marende zum Besten; aber es geschieht in aller Stille, und selbst die Böller, die sonst bei den unerheblichsten Anläßen knallen, lassen sich dabei nicht hören. Die ländliche Freudenzeit in diesem Lande ist nicht die Weinlese, sondern die Zeit der Sommerfrische, die Saison der Bäder, für die Aelpler aber insbesondere auch die lustige Heuernte auf den Hochalpen. Die Mahd auf dem Schlern und auf andern Bergwiesen, die zu beiden Seiten des Eisacks liegen, wird mit Musik und Gesang, mit mannigfachen bäuerlichen Scherzen begangen, und die Erinnerung an diese Freuden steht im Gedächtnisse der Bergjugend ebenso verklärt, als anderswo die Vorstellung von der Weinlese. Freilich ist auch der Glanz dieser Jubelzeit im Erbleichen. — Nur in Meran wird der Fremde in ein Herbstvergnügen eingeführt, welches bacchischer Natur ist und mit der Weinlese wenigstens in naher Verbindung steht. Zur Zeit nämlich, wenn der neue Wein hell geworden und in seiner Jugendblüthe am schmackhaftesten ist, gehen die ansehnlicheren Bauern zur Stadt und laden die freundlichen Herren ein, den neuen Trunk bei ihnen zu versuchen. Eigentlich soll dies im Torkel (Kelter) geschehen, und deswegen heißt auch die lobenswerthe Uebung Torkeln; doch ist's nicht weit gefehlt, wenn die Feier in der Stube vollzogen wird. Der Bauer, der die reinste Freude äußert, die Herren unter seinem Dache zu sehen, trägt dann in seinen großen Krügen seine besten Arten auf und schenkt unermüdlich ein; die Bäuerin bringt etliche eigens aufbewahrte Trauben, volle Teller mit Kastanien, Nüssen und Aepfeln; die Kinder nahen sich allenfalls mit einem Blumensträuße. Die Unterhaltung ist volksthümlich, heiter, lebendig. Der Bauer wird seines süßen Weines, die Bäuerin ihrer schönen Kinder willen belobt; auf der andern Seite freut sich das ganze Hauswesen, daß die Herren heute so „gemein" (herablassend) seien. Manchmal wird's besonders lustig und man kommt tief ins Zechen hinein, so daß um die Zeit des Torkelns viele „Affen" nach Hause getragen werden.

Nicht unerwähnt darf hier die Figur des Saltners bleiben. Unter Saltner versteht man im Allgemeinen einen Flurschützen, auf den Alpen einen Hirten, im Weinlande aber zunächst den Traubenhüter. Der Saltner muß ein Mann des besten Leumunds sein; er darf sich nie in verdrießliche Geschichten eingelassen, nie eine Strafe erduldet haben. Er wird jedes Jahr am 15. August eingestellt, bleibt, bis die Güter abgeleert, erhält des Tages ungefähr einen Gulden, ferner verschiedene andere Reichnisse und genießt das Essen abwechselnd bei den Bauern. Nach diesen Anhaltspunkten schätzt man sein Einkommen während der drei Monate seiner Dienstzeit dem jährlichen eines wohlbestellten Knechtes gleich. Dieser zuträglichen Lage wegen sind die Stellen sehr gesucht, und es findet eine förmliche Candidatur statt, indem der Aspirant zeitig genug bei den Bauern, in deren Markung ihm die Würde verliehen werden soll, umherzieht und sie mit Züchten um ihre Stimme bittet. Der Saltner hat wenigstens um Meran eine eigene wunderliche Tracht, nämlich eine lederne Jacke von besonderem Schnitt, lederne Hosen, kurze Stiefeln und einen dreispitzigen Hut, der mit Hahnenfedern, Gemsbärten und Eichhornschwänzchen verziert ist. Bei Tage führt er eine lange Ruthe, bei Nacht eine Hellebarde. Gegen

die Unbill der Witterung schützt ihn eine Art von Taubenkobel, der auf vier mannshohen Stangen in das Gut gestellt wird. Der Saltner hat viel Plage und Mühsal, um seinen Dienst so zu verrichten, wie das Herkommen es verlangt. Man nimmt zwar an, daß er des Schlafes so gut bedürfe wie andere Menschen, welche nicht Saltner geworden sind, allein er soll sich nie schlummernd betreffen lassen — weder bei Tag noch bei Nacht. Auch des Essens wegen darf er sich aus seiner Markung nicht entfernen und überhaupt Speise und Trank nur nebenher einnehmen, stehend oder laufend, ohne Abbruch der beständigen Wache. In diesem Stücke ist der Bauer übermäßig streng, prüft den Saltner oft arglistig und gibt die bündigsten Verweise und Drohungen, wenn der Mann einen Augenblick nicht wachsam befunden wird. Ein Hauptziel seiner Thätigkeit ist die Beobachtung der verbotenen Wege. Von der Zeit an nämlich, wo der Saltner eingestellt wird, werden auch die Weingüter, die das übrige Jahr offen stehen und zum beliebigen Durchgang dienen, für geschlossen erklärt, und insbesondere alle getretenen Fußpfade, die hindurch führen, bis auf die unentbehrlichsten als verboten angezeigt, was durch eine hölzerne Hand geschieht, die auf einer Stange steckt und mit Berberitzenzweigen umwunden ist. Wer solche verbotene Steige bei Tage betritt und enthaltsam, ohne Angriff auf die Trauben, seines Weges wandelt, dem naht sich der Saltner mit Höflichkeit, zieht den Hut und bittet um den „Tabakkreuzer", eine ideelle Münze, welche gewöhnlich durch einen Groschen dargestellt wird. Wer bei Nacht in die gleiche Lage kommt, zahlt um ein Gutes mehr und setzt sich auch unlieblichen Reden aus. Die volle Wucht saltnerischer Ahndung fällt natürlich auf Jene, welche, sei's bei Tag oder Nacht, ihrer Lüsternheit erliegen und im Weinberg naschend ergriffen werden. Freilich wird den Saltnern bei ihrer Verpflichtung vor der Obrigkeit bescheidene Höflichkeit gegen die herrischen, menschliche Milde und gesetztes Wesen gegen die niederen Leute aufs Nachdrücklichste eingeschärft; doch vergeht selten ein Jahr, ohne daß man von blutigen Stößen zwischen den pflichttreuen Wärtern und naschhaften Dieben zu hören bekäme.

Ist der Saltner abgethan, so sind auch des Weins Verklärungswochen bald vorüber und man beginnt allmälig den neuen zu trinken. Wie die Knochen des Meraner Bauern fest und stark, so ist auch seine Gurgel für ihre Zwecke bewunderungswürdig eingerichtet und er kann sehr haushälterig zechen. Er selbst, der Herr und Meister auf dem Hofe, trinkt natürlich nach Belieben; aber auch dem Durst der Knechte ist ein sehr weiter Spielraum gesetzt. In der Regel dürfen sie sich des Tages bis auf zwei Maß hinaufnippen; bei gewissen mühseligen Arbeiten aber, wie zum Beispiel beim Wässern, mögen sie sich nehmen, was sie wollen. — Bei manchen soll der Verbrauch bis auf 4000 Maß steigen und in ungünstigen Jahren das ganze Ergebniß der Güter kaum hinreichen, um den Bedarf der Haushaltung zu decken.

Dem reichlichen Weingenuß im Etschlande entspricht indessen auch die feste Nahrung, und es ist gewiß eine richtige Bemerkung, daß der Bauer und sein Gesinde in den wenigsten Gegenden Deutschlands so gut und viel zu essen haben, wie dahier. Man setzt sich des Tages fünfmal zu Tisch, freilich nur zweimal auf längere Zeit. Man beginnt die Arbeit am Morgen mit dem Frühmus, stärkt sich um neun Uhr mit dem Halbmittag, läßt um eilf Uhr das Mittagsmahl und diesem um drei Uhr das Marende folgen, und ißt dann noch einmal des Abends. Polente und Milchsuppe kommen dabei allerdings mehr als einmal vor, allein wol auch Fleisch, meist geräuchert, was in Verbindung mit dem zwiebackähnlichen Brode schon Lewald erstaunen ließ, hier in den Alpen die Lebensweise der Seeleute anzutreffen. Diese stärkende Kost mit dem süßen Weine soll, so zuträglich sie den Leibern der Landleute ist, den Gütern derselben eher nachtheilig sein, und man will behaupten, daß die jährliche Minderung des Ertrags derselben schon seit Jahren eine Beschränkung im bäuerlichen Haushalte hätte herbeiführen sollen. [213. 237.]

Staub v. Weber

42. Tiroler Sommerfrischen.

Charakteristisch für das Leben in Tirol sind die auf Bergen und Matten zerstreuten Sommerfrischhäuser der wohlhabenden Stadtbewohner. Recht zahlreich und gleichsam eine Bergstadt bildend, findet man sie auf Klobenstein, unweit Botzen. Auf allen Hügeln, an der Stelle längst abgeblühter Adelsburgen, sitzen anmuthige Villen, mit Gärten, Lauben und Zierbäumen eingefaßt. Weite, wohlangelegte Plätze dehnen sich dazwischen aus mit Sitzbänken und Tischen, ebenso bequem dem Spaziergänger, als lustigen Kindern zu Spiel und Kurzweil.

Der Aufzug in die Sommerfrische fällt in die letzten Tage des Juni, oder in die ersten des folgenden Monats, ohne viele Umstände, da die nothwendige Einrichtung stets auf dem Berge bereit gehalten wird. Wer nicht gehen mag oder kann, reitet, Männer und Frauen ohne Unterschied auf kleinen Pferden, die von den Bergbewohnern eigens zu diesem Zwecke gehalten werden, der steilsten Pfade kundig und gewöhnt. Verzagtes Volk und Kinder werden in sogenannten Pendlen mit Ochsen hinaufgeliefert. Die Fahrt geht langsam, aber sicher. Die täglichen Bedürfnisse bestellt ein Träger, der immer auf dem Wege ist, und je nach dem Bedarfe seiner Kommittenten eines oder mehrere Häuser bedient. Die Beamten und Geschäftsmänner erscheinen wenigstens an Sonntagen und Festen, die Ihrigen zu besuchen. Aller Zwang des Ceremoniells, die äußern Rücksichten des gesellschaftlichen Lebens fallen in der Sommerfrische weg; Jeder läßt sich gehen, wie er will und mag. Manche lieben sogar, das städtische Wesen völlig ablegend, eine gewisse Bäuerlichkeit in Gestalt und Anzug offen zur Schau zu tragen. Die Gastfreundschaft findet im ausgedehntesten Sinne des Wortes statt; Freundesbesuch, besonders unerwarteter, hat doppelten Werth, und Einladungen an Hochgeschätzte werden am liebsten für diese Ferienzeit gemacht. Daher der Zusammenfluß von Gästen aller Art, die mit liebenswürdigster Freundlichkeit bewirthet werden. In den meisten Häusern findet man als ständigen Gast einen Franziskaner oder einen andern Geistlichen, der für den Mitgenuß der Sommerfrische zu einer der Familie bequemen Stunde Messe liest; die Kapuziner erscheinen nur auf kurzen Besuch, und auch das selten, da ihnen der strenge Geist des Ordens nicht erlaubt, die Sommerfreuden ganz anzunehmen. Rechnet man noch dazu, daß auf dem Berge die häusliche Abgeschiedenheit so gut als gar nicht zu finden ist, daß man den Haushalt vor den Augen des Publikums führt, und das Ehrgefühl auf Gleichstellung mit dem Nachbar anträgt, so wird man geneigt, die oft wiederholte Behauptung für wahr zu halten, daß die zwei Monate der Sommerfrische in der Regel eben so viel kosten, als die andern zehn Monate in der Zeit, wenigstens in manchen Fällen.

Der Unterhaltungen sind mancherlei, ja der ganze Aufenthalt eine ununterbrochene Unterhaltung. Morgens und Abends finden häufig Landpartien statt. Man sucht einsam gelegene Bauernhöfe auf, wo die Aussicht lockt und die Einsamkeit gefällt. Der Frauen zierliche Hand bereitet Kaffee, der mit der köstlichsten Blüthe der Alpenmilch als Leckerbissen gilt. Witz und Gesellschaftsspiele lösen einander ab. Oft bringt man einen ganzen Tag auf einsamen Berghöfen zu, wo ebenfalls die Frauen sich der Kochgeschäfte in eigener Person annehmen. Die gewöhnlichen Standpunkte dieser Lustwandlungen sind Kematen, Wolfsgruben und andere zerstreute Bauernhöfe. An gewissen Tagen schießen die Männer auf die Scheibe, jedes Mitglied des Schießstandes gibt einmal das Beste, und die Frau nimmt in so weit Antheil an dieser Männerlust, daß sie ihrem bestgebenden Manne zu Ehren kalte Küche in den Schießstand schickt, den eifrigen Schützen zur Herzstärke, ihren Nebenbuhlerinnen zum Wett- und Kampfpreis.

Die besuchteste Festzeit ist hier um Jakobi und Anna. Der Abzug aus der Sommerfrische findet um Mariä Geburt statt. Alle Häuser werden gut geschlossen, die Fenster mit Läden verrammelt, und ein Bauer der Nachbarschaft behält über den versiegelten Schatz die Aufsicht. Einbruch, so lockend er in Anbetracht der zurückgelassenen Geräthe und der gänzlichen Verödung der Häuser sein mag, ist unerhört. [237.] Weber

43. Hochzeit und Kirchtag im Zillerthale.

Nirgends ist das tirolische Volkslied lauter, genialer und herzlicher, als im Zillerthale; alle merkwürdigen Vorfälle der Heimat, lustige Auftritte und Schwänke, Vorzüge und Fehler der Mädchen, schwache Seiten ganzer Gemeinden werden von muntern Burschen gesammelt, in Knittelverse gebracht, und im Wirthshause, an langen Winterabenden, auf Nachtausflügen und bei andern Gelegenheiten, in selbsterfundener Weise abgesungen. Die innigste Liebe, der bissigste Spott, der unbändigste Trotz, alle Gefühle und Empfindungen des Herzens erscheinen verkörpert im Reimgewande, hell in Sang und Klang durch das lebenslustige Thal. Man theilt sie gewöhnlich in Lieder von einiger Länge über einen größern Gegenstand, und in Schnadahaggen oder Schnadahüpfeln, kleinere Lieder, besonders gern satyrischen Inhalts, ein. Sie stehen mit dem Tanze, der Lieblingsunterhaltung der Zillerthaler, in engster Verbindung, und leiten die Tanzmusik ein. Bei öffentlichen Tänzen tritt einer aus den Tänzern am Arme des Mädchens mit der Geldbörse in der Hand zu den Spielleuten, und wirft ihnen das festgestellte Geld für seine Tanzfreiheit vor. Nach diesem Auszahlen, wie man es nennt, stimmt er in einer selbstgewählten Melodie sein Schnadahüpfl an, die Musik fällt sogleich akkompagnirend ein, der Vorsänger fliegt im Tanze voraus, alle andern Tänzer stampfend und schnalzend ihm nach; das kühnste Bildergewühl in den kunstreichsten Wendungen, Sprüngen und Figuren erfüllt den Saal, der Eine hohnneckt im Trutzreim den Andern, Alle arbeiten und toben die muthigste Lebenskraft heraus, und der wilde Sturm überhallt beinahe die Musik. Der kecke Zillerthalertanz, Hosennagler genannt, versinnlicht in wilden Tonsprüngen die losgelassene Volkskraft. Die Hochzeiten sind als Volksbelustigung besonders merkwürdig. Haben zwei Verlobte die Erlaubniß zu heirathen von der Obrigkeit erhalten, so erscheinen sie vor ihrem Seelsorger, die vorgeschriebene Aufkündigung von der Kanzel einzuleiten, und das nennen sie das „Beten gehen." Nach der ersten Aufkündigung erfolgen die Einladungen; ein eigends dazu bestimmter Hochzeitbitter geht mit dem Bräutigam herum, Freunde und Nachbarn, Bekannte und Jugendgesellen einzuladen in einer eigenen Rede, die er mit vielem Anstande im Namen des Bräutigams und der Kanzelbraut vorträgt. Am Vorabende der Hochzeit wird im Hause der Braut ein Nachttanz gehalten, auf welchem die nächsten Blutsfreunde und Nachbarn erscheinen, und zu ihrer Labung Branntwein, Bier und Brot erhalten. Am folgenden Tage werden die ankommenden Gäste vom Brautpaare und der Brautmutter, einer Anverwandten der Braut, zur Morgensuppe empfangen; man windet ihnen sogenannte Resteln, eine viertel Elle lange Streifen von rothem Leder, an ihren Spitzen mit Messing verziert, oder Silberdraht, Flinsern oder Glasperlen mit einem hellblauen Bande um Hut und Arme, und nöthigt sie zum Niedersitzen. Es erscheinen derselben auf großen Bauernhochzeiten 200—300, in allem Staate ihrer ländlichen Toilette, mit aller Kraft ihrer schlanken Glieder, im Stande, blos zur Morgensuppe ein paar geschlachtete Rinder aufzuzehren. Die Küche liefert Rindfleischbrühe mit Semmeln und Würsten, Rindfleisch, Braten und Küchel (Kuchen), wozu Bier und Branntwein getrunken wird. Man verzehrt in Eile das Bescheerte, und beginnt sogleich den stürmischen Haustanz, um so wunderlicher, je enger der Raum der Tanzenden ist. Das Zimmer oder die Heudiele ist von Tanzpaaren oft so vollgepfropft, daß sich keines derselben von der Stelle bewegen kann, alle zu einem Klumpen zusammen geballt, in unaufhörlicher Bewegung durch Aufhüpfen, wie kämpfende Hähne, mit Schnalzen und Fußgestampfe und Jauchzen furchtbar umtost, bis weiterer Raum eine Entwirrung möglich macht. Um 10 Uhr läutet die Kirchenglocke zum ersten Male, jeder Gast verfügt sich wieder zum Tische des Brautpaars, und empfängt aus der Hand der Brautleute den Ehrentrunk auf ihr künftiges Glück und Wohlsein. Es erhebt sich der Zug in die Kirche, die Musikanten voraus, nach ihnen die Jünglinge, hierauf zwei Mantelträger oder Jungfernknechte, die schönsten Jünglinge der Gegend, als Anführer der nachfolgenden

Mädchen, die letztern barhaupt, einen Kranz in den Haaren, den blumengeschmückten, nestelumflochtenen Hut in den Händen, die übrigen Mantelträger, vier bis sechs an der Zahl, als Schlußwache der Jungfräulichkeit hintendrein. Sodann erscheint der Bräutigam mit einem prangenden Kranze von Silberdraht im Haare, den Geistlichen an der Seite, welcher einen großen Kranz am Arme trägt, nach ihm der Hochzeitbitter und der Gastwirth, darauf paarweise die verheiratheten Männer. Diesen folgt die Braut, ebenfalls von einem Geistlichen begleitet, im Festkleide, ihr Haar mit einem Rosmarinkranz geziert, um den Leib einen Gürtel sammt dem mit Spitzen verbrämten Thränentuche, in der Hand den Rosenkranz, die Brautmutter ihr zur Seite, gefolgt von den Paaren der verheiratheten Weiber. Die Glocken begleiten den Zug, in der Kirche erfolgt zuerst die Trauung, sodann das musikalische Amt, man geht inzwischen zum Opfer, brennende Kerzen in der Hand. Nach dem Gottesdienst erhalten die Brautleute und nächsten Dienstthuenden aus Priesterhand einen Trunk, den sogenannten Johannissegen, die übrigen Gäste von den Mantelträgern einen geweihten Schluck, und die Musikanten geben dabei bald einen Marsch, bald ein Wiegenlied zum Besten. Hierauf geht es in der beschriebenen Ordnung ins Wirthshaus; es ist ungefähr 11 Uhr, die Gäste schweifen aus, alle Wirthshäuser des Ortes werden besucht, überall wird getanzt und gesprungen. Um 3 Uhr Nachmittags fängt das eigentliche Hochzeitmahl an, viele Tische sind gedeckt, jeder für 12—14 Personen, das Brautpaar mit dem nächsten Angehänge nimmt den obersten Platz ein. Innerhalb sechs Stunden kommen zehn bis eilf Gerichte auf den Tisch, anfangs Suppe, sodann alle Theile des Kalbes vom Kopfe bis zu den Füßen, in der Mitte abermals Suppe, zum Beschlusse der ersten Abtheilung Knödel (Mehlklöße) mit Speck und Sauerkraut, das letztere Ehrenkraut genannt. Nach dieser Kraftspeise tritt der Hochzeitbitter auf, die Musik verstummt, alle Gäste stehen auf, die Dankrede an alle Anwesenden wird vom Erstern in gar lieber Weise ausgesprochen. Unter andern fragt er die Gäste, ob sie eine Klage über die Wirthsbedienung im Essen und Trinken haben? er hält eine Weile stille, wartet auf die Antwort, und da sich Niemand klagend erhebt, fährt er weiter: „Das liebe Essen und Trinken kommt von Gott dem Allmächtigen. Diesem wollen wir Lob und Dank sagen von Seel und Leib und Leben, daß er uns zu vernünftigen Menschen erschaffen hat, und nicht zu Thiermenschen oder Ungläubigen. Er hat uns nach seinem heiligen Ebenbilde erschaffen und wer ihm dafür dankbar ist, bei dem wird er verbleiben, wie zu Kanaan in Galiläa. Nicht von Schwören, Schelten, Raufen oder Schlagen sei jetzt die Rede, nicht daß man Gott beleidige und sein rosenfarbes Blut mit Füßen trete; denn wir sind heute Alle Glieder eines großen Bundes, wir wohnten Alle dem heiligen Sakramente bei." Hierauf hält er eine glänzende Lobrede auf den Ehestand als eine göttliche Stiftung, daß Mann und Weib Kinder erwerben und geistlich erziehen, daß abgeschnitten werde unter dem Volke allerlei unehelicher Wandel, Schand und Unfrieden, daß die Lehre der Apostel, das Reich Gottes feststehe. Er endet mit dem Wunsche, daß die Hochzeit zu Aller Heil und Segen ablaufe. Hierauf wird ein Vater Unser und Ave Maria gebetet, die Gäste setzen sich nieder, die zweite Abtheilung des Essens kommt an die Reihe, zuvörderst eine Torte von Butterteig in der Gestalt einer Schlange, nebenbei eine verdeckte Schüssel, darin eine Wiege mit einem Wickelkinde, von der Braut so geschickt als möglich zu beseitigen, um Neckereien zu verhüten, sodann ein Pfefferkoch, bestehend aus gehackten Birnen, mit Pfeffer gewürzt, das Bruststück eines Kalbsbratens, gebratene Leber, und zum Beschlusse Reis in Milch gekocht nebst getrockneten Pflaumen. Der Brauttisch wird noch überdies mit einer Pastete und Mandeltorte ausgezeichnet. Ist der Schmaus geendigt, so erscheint der Wirth, mit mehrern Flaschen süßen Weines, und stellt ihn auf den Brauttisch, die Gäste treten heran mit ihrem Geldgeschenke an's Brautpaar, und erhalten zum Entgelt einen Trunk vom süßen Weine. Die Geschenke heißen „Waisat", und werden in einem Protokolle verzeichnet, um bei ähnlichen Gelegenheiten zurückgezahlt zu werden. Sie decken die Kosten der Hochzeit, und liefern den Brautleuten eine baare Vorlage zur neuen Hauswirthschaft in die Hand. Der Tanz, die höchste Lust der Hochzeit, dauert während der ganzen Mahlzeit stürmisch fort, ja Mancher vergißt aus Tanzlust Essen und Trinken. Er währt in der Regel bis 10 Uhr, jeder Bursche hält heldenmüthig bis zum letzten Geigenklange aus und kehrt in der finstern Nacht singend und jauchzend auf die Berge der Heimat zurück. Mit den Hochzeiten verwandt ist der Kirch-

tag oder das Kirchweihfest, mit öffentlichen Tänzen, Kegelspielen, Scheibenschießen, mitunter auch mit derben Stößen gefeiert. Der berühmteste unter allen ist der Zellerkirchtag, einst die Lockstimme der verwegensten Raufbolde und Robler, ebenso lustig als gefahrvoll, jetzt zu Bescheidenheit bäuerlicher Lust zurückgekehrt, und von vielen Liebhabern der Volkssitten besucht. Bei allen öffentlichen Zusammenkünften solcher Art spielt das Zutrinken, Bringen genannt, eine wichtige Rolle. Es ist eine Probe der Freundschaft, der Liebe, des nachbarlichen Einverständnisses; der angenommene oder ausgeschlagene Bescheidetrunk gilt als ein Zeichen der Zuneigung oder der Verachtung; das Mädchen betrachtet den Bescheid eines Gläschens Branntwein als sichere Liebeserklärung, der Raufer die Verschmähung desselben als eine Aufforderung zum Kampfe. Eine andere Unterhaltung der Zillerthaler ist das Scheibenschießen; fast kein Sonntag oder Feiertag des Sommers und Herbstes vergeht ohne Uebung in demselben, alle sind Meister im Treffen des weitgesteckten Zieles, wo nicht ohne Vergleich die besten, doch gewiß der Masse nach die meisten gute Schützen. Sie tragen zu ihrem Stutzen die herzlichste Liebe, nennen ihn Broudvada (Brotvater), oft ihren einzigen und liebsten Reichthum. Daraus entkeimt eine unwiderstehliche Jagdlust, durch ihre Lebensweise genährt; als Köhler, Melker, Wurzelgräber, Branntweinbrenner, Bergknappen wandern sie ins Gebirge, das treue „Büchsal" mit ihnen, sie halten sich dort länger auf, und lassen das Schießgewehr natürlich nicht verrosten. Daraus erklärt sich die frühere Erscheinung von Wilddieben und die aus dem Zusammentreffen mit landesfürstlichen oder herrschaftlichen Jägern gewagten Spiele auf Leben und Tod, eine Erscheinung, die in der neuesten Zeit durch fast gänzliche Ausrottung des Wildes unmöglich geworden ist. Auch das Maskenwesen im Fasching, zu Lienz Berchten, im Vintschgau und Oberinnthal Schemenlaufen genannt, ist ihnen geläufig, beinahe so lieb, als das Scheibenschießen. Es beginnt mit dem Feste der heiligen drei Könige, und dauert bis zum Faschingsdienstage. Während dieser Zeit sieht man bei jeder Hochzeit, an jedem Feiertage, auf jedem Tanze Vermummte; sogar an Werktagen wandern sie Abends von Haus zu Haus, und stellen sich dem Scharfsinne der Errathenden dar, manchmal durch Pracht und sinnvolle Bedeutung ihrer Masken auch Gebildete ansprechend. Vorzüglich merkwürdig ist in dieser Beziehung der in jedem größern Orte übliche Faschingseinritt, mit besonderer Feierlichkeit begangen. Muntere Jünglinge und Männer versammeln sich eine Viertelstunde vor dem Orte, kleiden sich ins Faschingsgewand und steigen maskirt zu Pferde. Ein Schalksnarr, dessen Pferd eine sogenannte Tuschglocke, aus Blech gemacht, oben weit, unten enge, dumpf wiederhallend, am Halse trägt, eröffnet den Zug. Alle Vermummten reiten ins Dorf unter dem Zulaufe der Volksmenge, ein buntes Gemische von interessanten und geschmacklosen Gestalten, Sultane, französische Chasseure, Mohren, Schäfer, Senninnen bunt durch einander, gefolgt zum Beschlusse des Zuges von einer Farce von Zigeunerfamilie, Bärentreibern, Eselrittern u. dgl. Zuerst zeigt sich der Reiterzug dem Richter, sodann dem Seelsorger, dem Gerichtsschreiber und allen Honoratioren der Reihe nach, endlich kehrt man ins Wirthshaus ein, und verliest unter dem Jubel der Gäste den Faschingsbrief, welcher alle Thorheiten und Ungeschicklichkeiten des abgelaufenen Jahres, in der Gemeinde begangen, ohne persönlichen Unglimpf, dem Gelächter Preis gibt. — Wie der Engländer seine Hahnengefechte, der Spanier seine Stierkämpfe, so hat der Zillerthaler ein ähnliches Vergnügen: sein Kühestechen, nur unblutiger und menschlicher. Das Stechen wird im Voraus verkündiget, und an bestimmten Orten mit den muthigsten Kühen besucht, von allen Seiten strömen Schaulustige herbei, ansehnliche Wetten werden gemacht, und der größte Stolz des Bauern ist es, seine Kuh als Siegerin von allen Anwesenden begrüßt, sie mit Blumenkränzen geschmückt zu sehen. Der Vortheil eines solchen Sieges ist in der That auch nicht gering, die Roblerin genießt die beste Alpenweide, alle an sie gewöhnten Mitschwestern von Haus aus nehmen daran Theil, keine fremde Kuh darf es wagen, in ihre Fette zu gehen, wenn sie nicht schimpflich aus dem Felde gestochen werden will.

Das sogenannte Haggeln, ebenso sehr beliebt, als zu Fährlichkeiten lockend, besteht darin, daß zwei Mannspersonen vermittelst der gekrümmten Mittelfinger der rechten Hand sich aus der gefaßten Stellung zu ziehen, und dadurch ihre Stärke und Gewandtheit zu zeigen suchen. Man verlegt sich von früher Jugend sehr eifrig darauf, es gilt für die größte Ehre, in einer Gemeinde für den versuchtesten Haggler angesehen zu werden, ja

man setzt wol auch Kälber und Kühe, oder eine beträchtliche Geldsumme zum Siegespreise aus. Gewaltthätig, wie es ist, schlägt es leicht ins Raufen über, und das letztere ist bei berühmten Hagglern fast immer als besondere Kunstfertigkeit zu finden. Die Raufer bilden eine Art hervorstehender Gilde von rüstigen Männern, weithin gekannt und berühmt. Man nennt sie Mairraffar, Hagmair, Roblar, in der Regel sind es nichts weniger als immer faustrechtliche Selbsthelfer, sondern weit öfter Meister in gymnastischen Kämpfen, um ihre Leibesstärke und Ueberlegenheit vor dem versammelten Volke zu zeigen. Der gewonnene Sieg bleibt das köstliche Gut des Siegers, worauf er stolzer und eifersüchtiger ist, als auf alle andern Güter des Lebens. Eigene Kampfregeln ordnen den Streit, alle unzulässigen Mittel, wie Beißen, Kneipen, Augenstechen u. dgl. als „Schelmstücke" verbietend, und jeder Zuschauer wacht mit allem Nachdruck auf die Befolgung derselben. Die Raufer selbst sind gewöhnlich die gutmüthigsten Menschen, nur ihren erworbenen Kampfruhm lassen sie sich nicht anfechten. [237.]

---

44. Von Salzburg nach Gastein.

Ein bezaubernder Weg ist der von Salzburg nach Gastein, reich durch eigenthümliche Schönheiten, durch das schauerlich Wilde großartiger Umgebungen. Gar nicht fern sieht man Berge erster Höhe, bedeckt mit ewigem Schnee und mit Eis; an reißenden Waldströmen, an fürchterlichen Abgründen kommt man vorüber, an tosenden Bächen, an von Felsen herabstürzenden Wassern.

Nach Hallein führt eine wohl gebahnte, vortrefflich unterhaltene Straße. An der Salzach, in wild romantisch schöner Gegend, liegt die alte, dunkle, schwarze „Salzstadt", einst „Mühlbach" geheißen. Ueberall wirbeln Dampf und Rauch empor.

Das Alter des Salzwerkes reicht sehr weit zurück. Abgesehen von Sagen aus den fernsten Zeiten, gedenken Urkunden des zehnten Jahrhunderts der Salinen.

Den wegen seiner Salz-Ablagerungen so merkwürdigen Dürrenberg zu besuchen, sollten Reisende nicht versäumen. Den Berg-Namen leiten Einige von dem hin und wieder hervorragenden Felsengrund ab. Andere von der ihn bedeckenden magern „dürren" Dammerde. Das Ansteigen von Hallein fanden wir im Ganzen mehr steil, als sanft. Nach Sagen und Urkunden ist der Grubenbau seit länger als zwölf Jahrhunderten im Betrieb. Die Alten erzeugten ihre Salzsoolen in den oberen Theilen des Dürrenberges; hier fand man in zusammengedrückten Stollen und Schachten Geräthschaften verschiedener Art, wie sich deren Bergleute bedienen, und auch Menschen-Reste.

In Knappen-Tracht, im weißen Bergmanns-Gewande, versehen mit breiter Leder-Schürze, Faltenmützen auf dem Kopf, Fackeln in der Hand, setzten wir uns auf einen „Wurstwagen" und wurden durch Bergleute in den Stollen gezogen. Sodann glitten wir den schrägen Schacht auf „Rutschen" — zwei glatt gehobelte Baumstämme, denen entlang ein Seil gespannt ist — pfeilschnell abwärts in die Tiefe.

Bei solcher Gelegenheit, wenn Reisende die Gruben besuchen, werden die ausgeweiteten Räume, die „Salzkammern", beleuchtet. Einen wunderbaren Anblick, ein zauberisches Schauspiel gewährt der große unterirdische „Saal." In's Unendliche vervielfältigt sich der Kerzenschein, in allen Farben spielen Seitenwände und Decke, die mit der reinsten Salzmasse besetzt sind und bekleidet mit lebhaft glänzenden Gyps-Krystallen. Voll geheimer Furcht sieht man die drückenden Gewölbe ohne die geringsten Stützen über ungeheueren Höhlungen ruhen.

Es war mir ganz wohl zu Muth, als nach einer guten Stunde Tageslicht in dem dunkeln Stollen zu dämmern begann. Tritt man hinaus aus der starren Nacht, so ist's, als kehrte man in's Leben zurück.

Jenseit Hallein windet sich der rauhe Weg, den Thal-Biegungen folgend. Berg reiht sich an Berg. Näher und näher rücken die gigantischen Massen mit ihren kecken, phantastischen Gestalten. Nicht selten sind die Felswände einander so nahe, daß jedes weitere Fortkommen unmöglich scheint. Schroff und drohend ragen dunkelgefärbte, spitzige Klippen von allen Seiten herein, theilweise mit dichter Schling-

pflanzen-Decke bekleidet. Ueber Holzbrücken, an Felswänden schwebend, führte weithin die gefährliche Straße, dicht an den tiefsten Abgründen vorüber; Mauerwerke erheben sich an steilen Bergwänden, in vielen Biegungen auf- und abziehend.

Nicht unbesehen blieben nahe gelegene „Schusser-Mühlen." Dichte Kalksteine werden hier durch Eisenhämmer zu kleinen viereckigen Stücken geschlagen, sodann zu Kugeln geschliffen und polirt. Dieses sind die bekannten Schusser, Glucker, Marmel, sehr beliebte Knaben-Spiel-Geräthe. In größter Menge verführte man damals solche Kalk-Kügelchen nach fernen Weltgegenden; sie dienten den Wilden auf Jagden und im Kriege.

Zu den schauerlichsten Engpässen unseres Welttheils gehört die Klamm. Furchtbar schön ist der Anblick der großen Kalk-Kette. Ueber die Hälfte nackt, entblößt von jedem Pflanzen-Wachsthum, die Gehänge so schroff, so steil, daß sie wol für immer unerstiegen bleiben werden. Manche völlig senkrechte Felswände messen achthundert Fuß Höhe und darüber.

Mit gutem Grunde wird der Wasserfall unfern Golling gepriesen. Gewaltsam, mit mächtigem Gebrause dringen Fluthen aus finsterer Bergeshöhle, aus tief gerissenen Schluchten und stürzen schäumend der Tiefe zu, in ein romantisches Thal. Inmitten des Wasserfalles bildet eine große Gesteinmasse den zierlichsten Bogen.

Auch die „Oefen", von der Natur geschaffene Gewölbe am Felsen-Gehänge, ganz in der Nähe von Golling, besuchten wir. Durch die Oeffnungen hinabschauend in die Tiefe, sieht man den Salzachfluß in unterirdischem Kanale sich fortwälzen.

Da, wo jetzt der Paß Lueg, muß der Salza-Durchbruch durch die hohe Alpenkette furchtbar gewesen sein. Hier tritt die gewaltige Macht strömender Wasser am deutlichsten hervor; man glaubt zu sehen, wie vom Stoße drängender und unaufhaltbarer Fluthen Höhlungen ausgewaschen wurden in Felsen.

Gastein, mit seinen romantischen Umgebungen, mit den malerisch gestalteten hohen Gneiß- und Granit-Bergen, die der wundersamen An- und Aussichten so viele bieten, mit den Tiefthälern, wovon eines sich verliert in's andere, mit den Abgründen und Klüften, mit den freundlichen Wiesen und den duftenden Alpenweiden, und vor Allem mit den wunderthätigen Heilquellen. Schon Paracelsus kannte ihre Kraft, ihre auffallenden, außerordentlich günstigen Wirkungen im Jahre 1562. — Gastein ist ein reines Alpenbad, kein lästiger Kurort. Hier, obwol bereits im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert von „hohen Häuptern" besucht, herrschen altväterische, bürgerliche Sitten, man sieht fast nur heitere, zutrauliche, freundliche Gesichter.

Welch herrliche, wilde und dennoch unbeschreiblich schöne Natur! Was für prachtvolle Gieß- und Sturzbäche und Wasserfälle! Vom erhabenen Tauern-Rücken, aus enger Spalte, wälzt sich der Gasteiner Bach von hohen Felsen schäumend herab, von einem Fall zum andern. Er wächst zum Flusse an, und bildet die mächtige Kaskade, deren Getöse uns in den ersten Nächten des Schlafes beraubt. Ueber die tobenden Fluthen hin führt die Brücke zum Schlosse.

Gleich so vielen „Wildbädern" trägt Gastein den Namen von seinen, hoch im Gebirge ihren Sitz habenden Thermen. Aus Gneiß, theils auch Gerölle und Schutt-Lagen, beinahe dreitausend Fuß über dem Meere, strömen Quellen hervor. Innerhalb vierundzwanzig Stunden liefern sie die ungeheuere Menge von hunderttausend Kubikfuß heißer Bäder, so daß bei solcher Reichhaltigkeit, außer diesem Gebrauch, Mühlen mit dem Wasser getrieben werden können.

Ueberall erfreuten wir uns an der großen Vorliebe der Gebirgsbewohner für Blumen, die sie mit aller Sorgfalt pflegen. Nicht der kleinste Garten, keine Hausgalerie ohne Rosen und Nelken, ohne Levkojen und Rosmarin.

Mit Staunen, nicht ohne Schauder, sieht man Aelpler sicher und furchtlos centnerschwere Heu-Lasten über die gefährlichsten Strecken tragen.

Wir besuchten den gewaltigen Rathhausberg, das wilde Anlaufthal, um den Fall des Hochfahr-Baches und den riesigen Ankogel im Hintergrunde zu bewundern. Wir waren in der nach allen Seiten mit Gletschern umgürteten, amphitheatralischen Alpen-Ebene des Naßfeldes, und sahen den Kessel-, Bären-, und Schleierfall; wir genossen die großartige Alpen-Uebersicht vom Gamskahrkogel mit den vielen zusammenhängenden Gletschern und Firnen.

Alles, was ein Alpenthal bieten kann, trifft man in der Fusch so ziemlich vereint. Bequem und gefahrlos naht der Wanderer hier der Eisregion mit ihrer Gletscherwelt, und je höher man steigt, desto duftiger und balsamischer wird die Luft. Es

zeigen sich hoch emporstarrende, schöne Felsmassen, üppige, blumenbestreute Triften, Sennhütten, Eisbäche, Gletscher-Mauern von jeder Seite herabsteigend, Eismassen, unmittelbar auf grünenden Triften ruhend. [129.]

45. Leben und Sitte in Steyermark.

Der Steyermärker strotzt von Gesundheit des Leibes und der Seele, Muskelkraft in den Gliedern, scharfes Gesicht, offener Sinn und ein treues Gemüth, das noch den Handschlag heilig hält. Wie frisch und keck steht er in seiner malerischen Tracht da, mit den Auer- oder Birkhahnsfedern oder dem Gemsbart am breitrandigen, spitzen Hut, das schwarze Flortuch lässig um den braunen Hals geschlungen, den grünen Hosenträger überm schwarzen oder rothen Brustfleck, den lodenen Rock mit niederem Kragen, hoher Taille und Häfteln statt Knöpfen, oder den lodenen Wettermantel um, der an beiden Seiten zugeknöpft ist, in den kurzen ledernen oder lodenen Beinkleidern, blauen oder grünen Wollstrümpfen und derben Bundschuhen, Messer und Gabel in der Hosentasche an der Seite und den Stutzen im Arm; so schaut er lustig von der Alpe auf seine wunderherrliche Heimath hinab und jauchzt vor Freuden hoch auf, wenn er an seinen lieben „Hansel", seinen fürstlichen Landsmann und Wohlthäter denkt, an den Erzherzog Johann, der so oft in derselben Landestracht Alp' auf Alp' ab gestiegen und die Hütten besucht. Bescheiden, aber freundlich steht das hölzerne Steyrer Haus auf seinem steinernen Unterbau da, mit seinem Schindel- oder Strohdach und den kleinen Fenstern, mit dem hölzernen Körnerkasten und dem „Gasthaus" oder „Ausnahmsstockel" in der Nähe. Da seht ihr nun die frischwangige, blauäugige Steyermärkerin mit dem großen breitrandigen, rothgefütterten Hut auf dem mit der Bodenhaube bedeckten Kopf, im vielgefältelten, schwarzen, grünen oder braunen Tuchrock, dem bunten Brustfleck, dem braun- oder schwarzkattunenen Korsettchen, der blauleinenen, steif geglätteten Schürze, den blauen oder weißen Wollstrümpfen und den flachen Leder- oder Bundschuhen, — ein reinliches, fleißiges, schaffendes, häusliches, frommes Geschöpf.

Der Obersteyermärker hat einen mehr gedrungenen, starken Körper, eine festere, mehr Unbilden zu ertragen fähige Leibesbeschaffenheit, während der Untersteyermärker in seinen milden Gegenden und bei seinen weniger beschwerlichen Arbeiten größer und schlanker heranwächst, aber auch weniger zu ertragen im Stande ist. Eine vom Obersteyermärker unzertrennliche Eigenschaft ist der Frohsinn. Jede Arbeit begleitet er mit Gesang, und zum Tanze, der nicht nur charakteristisch und originell, sondern in seinen reinen Manieren auch sinnvoll ist, ist er stets und selbst nach jeder Ermüdung bereit. Die Musik zum Tanz, bei der nie eine Art von Cimbal, hier „Hackbreitl" genannt, fehlen darf, neben welchem nur noch zwei Violinen, wovon eine den Ton angibt, und ein Violon mitwirken, hat meistens Volksmelodien zum Grunde liegen, und so beredt der schon an sich originelle steyerische Tanz durch sein Drehen, Wenden, Verschlingen, Loslassen, Entfernen, Wiederfinden und stilles Dahinwiegen ist, so bleibt es doch nicht bei dieser Geberdensprache allein, sondern die Tänzer mischen oft einzelne Liederstrophen ein und nicht selten beim Aufspringen oder Händeklatschen einige abgebrochene Jodeltöne oder einen hellschneidenden Pfiff, welche das höchste Entzücken bezeichnen. In den Liedern des Obersteyermärkers leben Herz, Sinn und Sitte; was den Gesängen an Silbenmaß und Reimgleichheit abgeht, wird durch Witz und Natürlichkeit ersetzt. Sind gleich die Bedürfnisse des Bergbewohners einfach und gering, so ist doch ihre Mannichfaltigkeit für Haus, Feld und Wald groß genug, um die Kräfte in Thätigkeit zu setzen und den Erfindungsgeist rege zu machen, denn Jeder muß streben, sich selbst zu genügen, daher seine Unverdrossenheit, sein Mutterwitz, sein stets unverlegenes Benehmen. Wie ganz anders dagegen ist der Untersteyermärker, der Wende! Nicht als ob äußerer Druck und Noth seine Düsterheit erzeugten, nein, auch wenn es ihm wohlgeht, herrscht eine gewisse Melancholie vor, die sich ganz unläugbar in der Melodie seiner Gesänge ausspricht.

Der Steyermärker (hier immer den Obersteyermärker im Auge behalten) ist ein frommer und

treuer Sohn der katholischen Kirche, ohne daß dies jedoch seine angeborene Lustigkeit beeinträchtigte. Er ist im Umgange vertrauensvoll und wird nur dann mißtrauisch, wenn sein Vertrauen einmal mißbraucht worden; er ist mitleidig und wohlthätig, trutzig stolz auf seinen Stand, dem Höherstehenden nicht demüthig unterwürfig, und haßt nichts mehr als Parteilichkeit. Außer Gesang und Tanz liebt der Steyermärker mit wahrer Leidenschaft Scheibenschießen und Jagd, und streift er im Wald und zeigt sich ein Wild, so kann er's nicht lassen, den Stutzen zu probiren und achtet solch Thun für keinen Frevel, ja, je gefährlicher dies Handwerk ist, um so mehr liebt er's. In seiner herzhaften Lust am Pulverknall begrüßt er den ersten Ostertag, bevor die Sonne hinter den Bergen aufsteigt, mit Böllerschüssen. Am zweiten Ostertag aber ist die Volksfreude auf allen Wiesen im vollen Gang; da gibt's Baumklettern, Sacklaufen, Hahnenschlagen, Stangenreiten und Wettlaufen; am Vorabend der Sonnenwende flammen die Johannisfeuer auf den Bergen, am Johannistag selbst aber wird auf die Alpe gezogen. Nicht minder erfreut die Schlittenfahrt steile Hänge hinab. Eine eigenthümliche Sitte hat sich hier erhalten, die Gemeindeberainung. Alle zwei, fünf oder zehn Jahre ist ein Frühlingstag dafür bestimmt, daß der Gemeindevorstand nachsieht, ob die Markzeichen noch unverrückt stehen; dazu nimmt er den Aeltesten der Gemeinde und das junge Volk mit, geht von einem Gränzzeichen zum andern und gibt bei jedem dem Jungen eine Ohrfeige, damit sie wissen, wo die Gränze der Gemeinde ist. Freien und Hochzeit sind also landüblich: der Junggesell und die Jungfer, die sich heirathen sollen, haben von Anfang her gar nichts mit der Sache zu thun. Haben die Aeltern oder die Verwandtschaft das Aug' auf eine Wahl geworfen, dann wählen sich beide Theile die „Bittelmänner", welche die Vorarbeit thun, und ist die gethan, dann gehen die Bittelmänner mit dem Bräutigam oder der Braut zu dem Theile, auf dessen Haus, Gewerb oder Wirthschaft geheirathet werden soll, zur Beschau. Ist die wieder abgethan (und sie geht nicht ohne ein stattliches Mahl in den blanken, festlich geputzten Räumen vor sich), so wird der Heirathsvertrag entworfen und das „Versprechen" gehalten (die Verlobung), und nun geht der Bittelmann mit dem Bräutigam aus, die Gäste zur Hochzeit einzuladen, die drei Wochen nach dem Versprechen stattfindet. Am Hochzeitstage nun kommen die Gäste im Wirthshause zusammen, wo sie Blumen mit Bändern und zu dem Frühstück, das sie selbst bezahlen, Hausbrot, welches die Braut gebacken, bekommen. Vom Wirthshaus geht dann der Brautzug mit Musik zur Kirche, wo der Pfarrer die Messe liest, die Brautleute einsegnet und ihnen dann den Johannissegen (geweihten Wein) beut, von dem der Bräutigam der Braut, diese aber den andern Gästen und die letzteren unter sich dem Brautpaar zutrinken. Dies geschehen, schallt wieder die lustige Hochzeitsmusik zum Heimzug ins Wirthshaus, wo die Braut das Kraut salzen muß; sie wirft nämlich ein Geldgeschenk in einen Topf mit Sauerkraut, den ihr die Köchin darreicht. Eine Stunde später beginnt der Hochzeitsschmaus, wobei die Braut, die neben der Brautmutter sitzt, nicht selbst in die Schüssel langen darf, sondern sich von der Letzteren vorlegen lassen muß. Jeder Gast bezahlt seinen Antheil; deshalb, daß doch Alles aufgezehrt werde, läßt er sich dann auch von Weib und Kind in der Mitte des Essens ablösen; nach dem Rindfleisch bekommt er seinen hölzernen Teller vor sich gestellt, auf dem er das „Beschaideessen" mit nach Hause tragen kann, nämlich den Rest seines Essens, den weder er, noch sein Weib und Kind aufzuzehren vermocht. Die Köchin darf dabei nicht leer ausgehen, die kommt während des Essens mit einem großen Schaumlöffel und holt sich darauf ihr Trinkgeld; die Musikanten, die genug aufzuspielen haben (denn getanzt wird die ganze Nacht, und wer auch nicht eingeladen ist, darf mittanzen), bringen jedem Gast ein Glas Wein und bekommen dafür ein Trinkgeld; sie begleiten auch die Brautleute mit Sang und Klang nach Haus bis ans Thor, wo der Bittelmann sich bei den Gästen bedankt, und spielen dann noch ein Wiegenlied auf. Bei Taufen sieht der Steyermärker sehr darauf, daß das Kind sobald als möglich nach der Geburt in die Kirche getragen wird (wär' diese auch drei Stunden und noch mehr entfernt) und daß es nüchtern sei. Der Pathe hat nicht blos alle Kosten der Taufe und des bei dieser Gelegenheit gerüsteten Mahls zu bestreiten, sondern auch das Kind mit baarem Gelde zu beschenken, der Mutter eine ganze Tracht Eßwaaren, worunter die oft 2—3 Schuh lange und 15—20 Pfund schwere „Kindbettstritzel", „Waisach" genannt, zu senden, späterhin das Kind in einen vollständigen Anzug zu kleiden und bei jedem Geburts- und Namenstag zu be-

schenken; das sind die „Krösengeld", des Kindes; sein Eigen, sein Sparpfennig, der den Aeltern — auch in der bittersten Noth — unantastbar bleibt. Bei Begräbnissen der Reichen werden 10—20 Personen bezahlt und beköstigt, die in dem Zimmer, wo die Leiche ist, täglich einige Stunden, auch die Nacht hindurch, beten und geistliche Lieder singen; nach Beerdigung und Gottesdienst folgt das stattliche Todtenmahl („Todtenzehrung"). [46. 64.]

46. Die Wenden in Untersteyermark.

Die Bevölkerung des Marburger Kreises besteht größtentheils aus Wenden, Abkömmlingen jenes Slavenstammes, welcher gegen Ende des sechsten Jahrhunderts in Steyermark eindrang. Sie sprechen das sogenannte Windische (Sloveniche), eine Mundart der weit verbreiteten slavischen Sprache, welche an der südlichen Gränze in das Krainische, an der östlichen ins Kroatische hinüberschlägt. Dem Ohre des Fremden tönt sie als eine rohe, in den einzelnen Wörtern übelklingende Sprache, jedoch vorgetragen in einer feinen, an die besseren italienischen Dialekte und Accente erinnernden Mundart, welche von Jenen, die auch deutsch sprechen (was in den Städten und größeren Ortschaften der Fall ist), auch auf das Deutsche übertragen wird und diesem dann eine Modulation verleiht, wie sie der Süddeutsche nur von dem Norddeutschen zu vernehmen gewöhnt ist. Die Männer sind schlanker und größer als die Obersteyerer, aber weicher und von minderer Ausdauer. Unter den Mädchen und jüngeren Weibern trifft man nicht selten geregelte, wahrhaft schöne Gesichter, die Kinder, größtentheils blondhaarig, mitunter völlige Flachsköpfe, sind hin und wieder allerliebst. Dagegen ist das ältere Weibsvolk größtentheils von abschreckender Häßlichkeit. Auch Spuren des Kropfes und des Kretinismus kommen schon (wiewol nicht allzu häufig) im Kreise zum Vorschein. Mit dem Charakter der Wenden kann sich der Deutsche nicht leicht befreunden, woran wol die Verschiedenheit der Sprache und die Schwierigkeit, eine fremde Nationalität in sich aufzunehmen, die meiste Schuld tragen mag.

Im Allgemeinen ist der Wende talentirt wie alle Slaven. An Gesprächigkeit fehlt es ihm nicht; man kann versichert sein, vom Bauer auf eine Frage, welche sich mit einem kurzen „Ja" oder „Nein" beantworten ließe, einen endlosen Wortschwall als Bescheid zu erhalten; wenn zwei wendische Mägde ins Gespräch gerathen, so begreift man nicht, wie sie bei dem beschränkten Kreis ihrer Ideen und Erfahrungen unerschöpflichen Stoff zu stundenlangem Plaudern finden. Dagegen bemerkt man wieder, sobald man von den höhern Ständen (welche sehr viel Artigkeit, Zuvorkommenheit und selbst feines Benehmen zeigen) abwärts mit der mittleren oder gemeinen Klasse zu thun bekommt, eine ziemliche Indolenz. Unmittelbar neben dieser Gleichgültigkeit trifft man die servilste Höflichkeit; schon von Weitem reißen die Bauern auf den Dörfern vor jedem städtisch Gekleideten die Hüte vom Kopfe, und die Kinder laufen aus weiter Entfernung zu, um ihm die Hand zu küssen. Gegen den Deutschen ist der Wende mißtrauisch; er sieht in jedem „Herrn" einen Feind, der die Absicht hat, sich die Unwissenheit des gemeinen Mannes zu Nutze zu machen, und nimmt daher keinen Anstand, ihm, wo er kann, das Praevenire zu spielen. Er ehrt seinen Vorgesetzten mehr nur äußerlich, weil er muß, als aus innerem Vertrauen. Weil es Zeiten gab, wo mancher Gutsherr von seinem Unterthan gewissenlos Unbilliges erzwang, so wird von diesem nun die Nachsicht eines gütigen Herrn als Bewußtsein des Unrechtes ausgelegt, und ihm oft das Billigste verweigert. Ueberhaupt mag es schwer sein, einen Wenden durch Gründe zu überzeugen; ein gewisser Sinn der Verneinung scheint ihm angeboren. Unreinlichkeit, die leider häufig vorkommt, ist größtentheils Folge der Armuth, und diese oft Folge der Besitzzerstückelung, wol auch anderer Mißverhältnisse, denen eine humane Verwaltung jetzt nach Kräften zu steuern bemüht ist. Man kann nicht sagen, daß der Wende arbeitscheu ist; man hat oft Gelegenheit, die Mühe, mit der er seinem kargen Feldchen Alles abtrotzt, was er braucht, zu bewundern; allein er thut nicht gern mehr, als er muß, am wenigsten für Andere, greift Vieles verkehrt an und läßt nur schwer von alter

Gewohnheit. Seine Kost ist schlecht: Sauerkraut, Bohnen, selten Fleisch. Ein Lieblingsgericht ist der Haidensterz, geröstetes Buchweizenmehl in siedendes Wasser geworfen und mit Schmalz oder Speck abgearbeitet; an besonderen Festtagen bäckt man gewundene Kuchen (Butizen) oder flache (Pokanzen), welche mit Nüssen, Mohn, Eierkäse, Pfirsichen oder Rosinen und Korinthen gefüllt werden. Auf den Trunk wird viel gehalten; Bier kommt dem gemeinen Manne zu hoch zu stehen; beim Weine sieht er mehr auf Quantität als Qualität. — Hinsichtlich der Tracht herrscht ein solches Gemisch der verschiedensten Elemente wie im Charakter des Volkes selbst; häßliche, scheibenförmige Steifhauben vom barocksten Ungeschmacke, nur bei Wohlhabenden durch ein reichgesticktes Stirnband (Form) geschmückt, entstellen den Kopf der Weiber, während eine zierlichere Kopfbedeckung mit weißen, wallenden Tüchern, welche nur das Gesicht frei lassen, schon an orientalische Sitte erinnert. Den Leib umschlingt ein blecherner oder silberner Gürtel, an dessen langer Mittelspange ein Taschenmesser niederhängt. Das Leibchen mit kurzer Taille und der Faltenrock haben nichts Auffallendes; den Busen bedeckt ein abgenähter, hochfarbiger Brustlatz. Auch die Weiber tragen größtentheils Stiefel. Fast alterthümlich lassen im Winter die schwarzen, an den Näthen weißbesetzten Schafpelze, welche von beiden Geschlechtern benutzt werden. Die Tracht der Männer ist nach den Gegenden verschieden. Man findet Kamisole von Manchester, Röcke von Tuch oder Loden, kurze Beinkleider von Leder oder schwarzer Grobleinwand, runde, breitkrämpige Hüte mit mäßig hohem Gupf (Hübel) und oben schmäler zulaufende Hütchen mit seitwärts aufgebogenem Rande; hohe, knapp anliegende Stiefel u. s. w; im Südosten des Kreises schon halbkroatisches Kostüm: ein weißes, über die weiten Leinenhosen reichendes Hemde, über welches quer an schwarzem Riemen der rothe, mit Franzen besetzte Schnappsack (Taschka) hängt. Bei festlichen Anlässen fehlt der lichtblaue Mantel, manchmal das Gemeingut einer ganzen Bauernfamilie eben so wenig, als bei weiteren Gängen der Regenschirm von gelber Wachsleinwand. [203.]

---

47. Holzflösser und Schiffer auf der Donau.

Unterhalb Melk besuchten wir ein großes Holzfloß, das wir schon lange vor uns auf dem Strome hatten abwärts treiben sehen. Mit Erlaubniß der Flößer häkelten wir unser „Schinnakel" an und gingen an Bord.

Es fand sich, daß es ein baierisches Floß und auch die ganze Mannschaft baierisch war, schöne, kräftige Leute, und die Oberflößer in hübscher, oberbaierischer Nationaltracht. Sie kamen uns sogleich mit einem vollen Krug entgegen, und mit dem Gruße: „Können wir den Herren mit einem baierischen Bier aufwarten?" — Ich erinnere mich nicht, daß mir je ein Glas dieses guten Gerstensaftes besser geschmeckt hätte. Wir fanden das Floß sehr belebt. Die Mannschaft bestand aus 20 Leuten, und außerdem waren noch mehrere Passagiere und Frauen darauf. Von diesen letzteren waren einige eben mit der Bereitung des Abendessens am Feuer beschäftigt und wir durften uns hinzusetzen, so lange es uns gefiel. — Sie erzählten uns, sie kämen vom Ober-Inn und wären schon zehn Tage so flußabwärts getrieben. Der Oberflößer sagte, es kämen sogar auch noch aus Schwaben, von Ulm und von der Iller solche Flöße bis hierher und bis nach Wien und weiter hinab. Bei schönem und ruhigem Wetter gibt es keine angenehmere Art zu reisen, als auf einem solchen Donaufloße. Man hat da eine schöne Promenade von 100 Klaftern Länge, auf der man sich sehr ungenirt und frei hin- und herbewegen kann. Breit ist sie $6^1/_2$ Klafter. Denn breiter darf sie nicht sein, weil die Bogen der Donaubrücken in der Regel nur 7 Klafter Raum gewähren. Gefördert wird man vom raschen Strom äußerst schnell und müheIos. In der Mitte des Ganzen steht eine gastliche Hütte, und daneben ein gemüthliches Feuer, der Sammelplatz der Floßbewohner. Obgleich wahrscheinlich der Mensch früher das Flößen als das Schiffen erfand, und Flöße demnach eine ältere Gattung von Fahrzeugen sind, als Zillen und Schinnakeln, so werden doch diese uralten Flöße die Concurrenz mit den neuen

Dampfschiffen besser aushalten, als die Schiffe. Sie können die Passagiere und auch die Güter, die sie führen, so äußerst billig aufnehmen, daß sie immer bestehen und zu thun haben werden. In der Größe, in welcher die Flöße jetzt erscheinen, sind sie auch eigentlich ganz neu zu nennen. Im Mittelalter, wo man überall Waldung und Holz hatte, war vielleicht die Flößerei gar nicht in so lebhaftem Schwunge wie jetzt, wo die großen Städte, wie Wien, Pesth u. a. an der Donau entstanden sind, und wo man bei den überall gelichteten Waldungen den Holzbedarf von fern herbeischaffen muß.

Sonderbar sind die rohen, aber vermuthlich praktischen Erfindungen, welche diese Donauflößer gemacht haben, um sich bei den verschiedenen, ihnen drohenden Gefahren und Unglücksfällen zu helfen. Einer der gewöhnlichsten unter diesen letzteren ist das Auflaufen auf eine Sandbank, oder, wie dies in der Sprache der Donauflößer heißt, „das Landfahren". Ein Floß ist „landgefahren" heißt so viel, als es ist gestrandet. Rennen sie sich sehr fest auf, so ist da freilich nichts weiter zu machen, als eine Erleichterung des Floßes durch Abladen — „Schifften" — oder theilweises Auseinandernehmen des Holzes. Sitzen sie aber nur lose auf, so hilft ihnen manchmal ihr „Schlingbaum" wieder ab. Dies ist ein großer, langer Baum, den sie mit dem einen Ende am Floße befestigen und dann so weit quer in den Strom hinauslassen, bis er senkrecht auf der Linie des Floßes steht. Das in den Fluß hinausragende Ende des Baumes wird dann wieder durch ein langes, schräg angezogenes Seil mit dem Floße verbunden. Die Gewalt des Wassers bricht sich nun gegen den Schlingbaum, und wirkt so auch auf das Floß zurück und reißt dasselbe zuweilen wieder von der Sandbank ab. Der Schlingbaum ist gewissermaßen eine Art von Vorspann, wie die Fuhrleute ihn zu Hülfe rufen, wenn ihr Wagen stecken bleibt. Natürlich gehört immer eine sehr kluge Berechnung der Hebelkräfte dazu, um nach Umständen denjenigen Punkt des Floßes zu bestimmen, wo dieser Seitenhebel anzubringen sei und wo er unter den obwaltenden Verhältnissen am energischesten wirken könne.

Wir blieben bei unseren Flößern bis zu dem Dörfchen St. Michael, wo sie „zufahren" wollten, weil es schon anfing dämmerig zu werden. Weder die Flöße noch die großen Schiffe bleiben in der Nacht unterwegs und „fahren" schon immer bei Zeiten in der Dämmerung „zu", besonders in dieser herbstlichen Jahreszeit, wo fast in jeder Nacht Nebel zu fürchten ist. Auf den holländischen Kanälen gehen die Treckschuiten Tag und Nacht lebendig hin und her. Leider werden den Donaufahrern aber auch die Tage noch so oft gekürzt durch lange dauernde Nebel oder heftige Winde, die von unten her wehen.

Ein ander Mal paradirte flußaufwärts eine große „Hochenau" an uns vorüber. Ich sage „paradiren". Denn bei der Umständlichkeit der Beschiffung der Donau muß ein solches aufwärts fahrendes Schiff, d. h. eine „Hochenau", immer so vielerlei Hülfsapparate entwickeln, daß das ganze schwerfällige Ensemble fast etwas Imposantes erhält. So locker und lose die Schiffe zusammengesetzt scheinen, welche den Strom blos hinabtreiben sollen, so solid dagegen müssen die gebaut werden, welche gegen die reißenden Strömungen ankämpfen sollen. Es sind massive Gebäude, die man so zu sagen über Schotter und Felsen, durch Strudel und Wirbel fortschleppen kann, ohne daß sie dabei nachgeben und auseinandergehen. Dies ist ziemlich buchstäblich zu nehmen. Denn oft genug kann der aufmerksame Donaureisende die schrillenden und rasselnden Töne wahrnehmen, welche die Schiffsplanken der Hochenauen von sich geben, wenn sie über das Steingeröll zuweilen ganze Strecken lang hinwegrutschen. Man begreift, daß es ziemlich kräftige Breter sein müssen, die eine solche Reibung ertragen. Gewöhnlich ist es nur ein großes und starkes Schiff, das, gewissermaßen Bahn brechend, den Zug anführt und an dem das große Schleppseil, so dick wie ein Kabeltau, befestigt ist. Ihm sind meistens noch ein paar kleine Schiffe mit dünnen Stricken angehängt, die leichter gebaut sind und die sich nur selber zu tragen haben. Je schwächer und kleiner ein Schiff ist, desto weiter kommt es ans Ende.

Ein ganzer aufwärts fahrender Schiffszug wird auf der Donau zuweilen auch wol ein „Gegentrieb" genannt. Sonst heißt „der Gegentrieb" — oder das Gegenaufwärtsfahren — auch wol im Allgemeinen so viel als die „Stromfahrt bergauf", im Gegensatz zum „Nauwärtsfahren" — d. h. zur Thalfahrt. Mitunter habe ich die Leute aber auch, wenn ein solcher Getrieb in Sicht war, blos den Ausdruck „Hochenau" brauchen hören: „Da kommt eine Hochenau." Der Schiffer selbst nennt gewöhnlich das ganze Ensemble,

was zu seinem Zuge gehört, Schiffe, Pferde, Menschen und Alles zusammen sein „G'schirr."

Schon das Seil — die „Ziehleine" —, an das ein solches „Donaug'schirr" geheftet wird, ist ein Gegenstand von Interesse. Es kostet viel, ist oft mehrere hundert Klafter lang und bei den größeren Schiffen gar ein „Zwei und dreißig Schillinger". So heißen die dicksten Seile, die an der Donau vorkommen. Ich weiß nicht, woher dieser Ausdruck genommen ist. Doch messen sie die Dicke der Stricke allgemein nach „Schillingen". Ich ließ mir einen „Einschillinger" zeigen und fand ihn etwa so dick wie meinen kleinen Finger. Bei der großen Länge, die man dem Seile wegen der Breite des Flusses und wegen seiner weitläufigen Uferpartien geben muß, ist es zuweilen nöthig, ihm ein paar besondere kleine Schiffe — Zillen — anzuhängen, die den herunterhängenden Bogen des Seils tragen und dasselbe hie und da über Felsen, Bäume oder andere Hindernisse herumführen. — Sie heißen die „Seilzillen" und dienen auch dazu, das Seil von einem Ufer des Flusses zum andern hinüberzuschaffen, wenn das Fahrwasser wechselt. Das Seil, das dabei in den Zillen in ordentlichen Windungen zusammengelegt wird, gibt allein eine ganze Schiffsladung ab.

Wie das Seil, müssen auch die Pferde häufig von einem Ufer zum andern hinübergeführt, oder, wie sie sich ausdrücken, „geschiftet" werden. Da sie mitunter 20, 40, ja bis 60 Pferde haben, so kann man denken, welche langwierigen Operationen dieses so oft nöthig werdende Schiften mit sich bringt. Für das Schiften der Pferde haben sie wieder eigene Schiffe, „Roßplätten" genannt. Und außer diesen „Roßplätten" und „Seilzillen" haben die großen Fahrzeuge meistens auch noch ein paar kleine Boote zur Seite, die sie „Ausfahrzillen" oder „Postzillen" nennen, und die zur Verbindung und zum Verkehr der Mannschaften mit dem Ufer dienen.

Nicht ohne Bewunderung habe ich die Pferde, die diesen Schiffszügen dienen, die sogenannten „Hochenauer-Rosse", betrachten können. Es sind meistens große und starke Thiere, wie die flämischen Pferde der Bierbrauer in London, und tragen ein paar Pfund Eisen mehr an ihren breiten, zottig behaarten Hufen, als andere Pferde. Steyermark stellt zu diesen Donaupferden ein nicht geringes Contingent. Diese geplagten, dafür aber auch gut gefütterten Thiere müssen alles Mögliche mit durchmachen. Bald müssen sie in Sümpfen waten, bald halbe Tage lang über felsiges und höckeriges Uferland hinwegklettern, bald durch Gebüsche und Wurzelwerk sich neue Wege zurechttreten. Von den Donaumoskitos gequält, müssen sie Stunden lang in drückender Sonnenhitze sich abmühen und dann doch sich nicht scheuen, die Donauarme, die überall quer in den Weg treten, wie Enten zu durchschwimmen.

Ihre Führer und Reiter, die sogenannten „Jodeln" oder „Roßbuben", sind begreiflich ein nicht minder abgehärtetes Geschlecht, eine Art Nomaden. Auf der ganzen deutschen Donau reiten die „Roßleute" meistens, und gewöhnlich hat jeder Reiter nur zwei Pferde, eines, auf dem er sitzt, und ein Handpferd. Zuweilen hat auch jedes Pferd seinen eigenen Reiter. Weiter unten an der ungarischen Donau gehen sie häufiger zu Fuß, und es ist dort auch meistens nur bei 10 oder 12 Pferden ein Treiber. Auf der deutschen Donau, wo die Schwierigkeiten des Weiterkommens viel mannigfaltiger, namentlich die Strömungen heftiger sind, darf dies nicht sein, da jedes Pferd besonders geleitet und beaufsichtigt werden muß.

Ueber alle Roßleute, deren es nicht selten 20 und mehr bei einem Zuge gibt, „schafft der Vorreiter", den sie auch wol „den Wagehals" nennen. Er führt als der Vorderste die Spitze des Zuges an und muß vor allen Dingen an den zweifelhaften Stellen den rechten Weg für die Pferde ausfindig machen. Er ist mit einer langen Stange, dem sogenannten „Greifstangl", armirt, mit dem er beschäftigt ist, die Tiefe der zu durchwandernden Wasserarme, Flußpartien und Sümpfe zu sondiren, um die Richtung des Zuges zu bestimmen.

Es gibt Zeiten und Stellen in der Donau, bei denen es nöthig wird, einen Theil der Schiffe einstweilen am Ufer vor Anker zu legen und die übrigen mit Aufwendung der ganzen Pferdekraft, oft aller 60 Pferde, durchzubringen. Dies nennen die Donauschiffer „abheften". Oft müssen sie alle Schiffe bis auf eins „abheften" und sie dann einzeln weiter schaffen. Nichtsdestoweniger rennen sie sich doch oft auf Sandbänken fest und bleiben stecken. Dann müssen sie oft Tage lang mit der ganzen Mannschaft „schiften", d. h. die Waaren ausladen, um das Schiff zu erleichtern.

Es ist ein Wunder, daß eine solche Schifffahrt überhaupt noch profitabel ist und sich zu allen Zei-



DER STEPHANSDOM IN WIEN.

ten rentirt hat. Was könnte sie aber sein, wenn man die Donau einem holländischen Kanale oder auch nur einem so regulirten Flusse, wie es die Chlyde in Schottland ist, etwas ähnlicher zu machen vermöchte. Die deutschen (schwäbischen, baierischen, österreichischen) Schiffer und Roßleute sind im ausschließlichen Besitz ihres Donaustücks. Die unteren Schifferleute (die ungarischen und serbischen), die eine im Ganzen ruhiger fließende und bequemere Donau besitzen, können auf der oberen Donau jenen keine Concurrenz machen. Vielmehr machen dagegen die auf Alles ziemlich eingeübten Deutschen ihnen auf der untern Donau Concurrenz. „Dort auf der untern Donau,“ sagte mir ein deutscher Schiffer, „kann Jeder fahren. Aber auf der oberen, da braucht's Schiffsleute. Da muß man akk'rat fahren, oft auf ein bis zwei Zoll Wasser.“ [118.] Kohl.

---

48. Die Stadt Wien.

Kein Ort der österreichischen Monarchie hat größere Erinnerungen und eine bessere Lage. Erbaut zwischen Ausläufern der östlichen Alpen und der hier vielarmigen Donau, am Rande einer Ebene, in welcher das Becken der mährischen March mit dem Thale des Hauptstromes zusammentrifft, und letzterer so eben aus einem langen Felsen- und Gebirgswege heraus sich auszubreiten und große Verhältnisse für Schiffbarkeit und Verkehr zu entwickeln begonnen, im Angesichte des letzten hohen Alpengipfels und der westlichen Schlußkette der Karpathen, überblickt Wien ein Gebiet ringsum, auf welchem das Emporkommen eines großen Platzes unmöglich ausbleiben konnte; denn es ist ein Gebiet, welches in Folge der Laufesrichtung der beiden Flüsse Donau und March, in Folge der Ausdehnungsverhältnisse des Alpengebirges, sowie der Configuration der Karpathen und Sudeten als ein natürlicher großer Knoten- und Kreuzungspunkt der verschiedenen Völkerrichtungen betrachtet werden muß, und welches deshalb zu feindlichem, wie friedlichem Zusammentreffen derselben von der Natur wie auserkoren war.

Das Wiener Becken, besonders das Marchfeld, ist eines der großen Schlachtfelder Deutschlands und Europas. Hier haben die Römer mit den Markomanen und Quaden, Karl der Große und seine Franken mit den Avaren, die Oberdeutschen mit Magyaren und Mongolen, Ottokar von Böhmen mit Bela von Ungarn und mit Rudolph von Habsburg, die Süddeutschen und Polen mit den Türken, Napoleon mit seinem kriegsgelehrten Gegner aus dem Erzhause gekämpft.

Bei Wien ist auch für Verkehr und Handel ein natürlicher Vereinigungs- und Kreuzungspunkt der großen Straßen von der obern und mittlern Donau und der Straßen, die durch das Thal der March von der Oder und Weichsel und über den gangbarsten Theil der böhmischen Grenzen und die aus den fruchtbarsten und bevölkertsten Gegenden Kärnthens und der Steiermark über die östlichsten niedrigen Ketten der Alpen kommen, welche sich hier mit geringeren Schwierigkeiten passiren lassen, als von irgend einem andern weiter westlich liegenden Punkte aus. In Beziehung auf die letztere Wegesrichtung ist dabei vorzugsweise nicht zu übersehen, daß auf ihr von Wien aus das Nordende des adriatischen Meeres nicht nur leichter, als auf jeder andern Linie erreicht wird, sondern daß demselben auch die Donau selbst auf keinem andern Punkte näher kommt, als bei Wien, so daß hierdurch der adriatische Golf, insbesondere heut zu Tage das in unserem Jahrhunderte schnell zu so hoher Blüthe emporgestiegene Triest hauptsächlich auf das Donaugebiet hingewiesen wird, indem es ebenso einen großen Theil der Güter, welche der Donau für die Levante übergeben werden, aufnimmt und über das Mittelmeer an Ort und Stelle bringt, als es von den orientalischen Waaren, welche für das mittlere und obere Donaubecken bestimmt sind, empfängt und weiter fördert.

Die in ihrer Staatsleitung an große Verhältnisse gewöhnten und in Entdeckung derselben scharfblickenden Römer legten auch, die Hauptmasse der Alpen umgehend, Hauptstraßen zwischen dem adriatischen Meere und der Donau nach dem Wiener Becken hin an. Die Hauptstraßen des Mittelalters von hier dorthin, besonders zum Golfe Venedigs, liefen ebenso, und jetzt wird bald die erste Alpen-

eisenbahn, die bereits befahren wird, vollständig die gleiche Strecke durchziehen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß in einer solchen Gegend frühzeitig Orte sich erhoben, die bald auch durch Handel und Gewerbthätigkeit eine hervorragende Stellung einnahmen. In der That waren hier bereits im Alterthume bedeutende Handelsstädte (Carnuntum, etwas oberhalb der Einmündung der March in die Donau, und Vindobona); im beginnenden Mittelalter die aus dem alten römischen Castell Castra Faviana erwachsene Stadt Faviana, dann Petronel und später, an der Stelle von Faviana Wien, jetzt eine Stadt von mehr als 500,000 Einwohnern, und wie die erste Stadt des größten Donaustaates überhaupt, wie der Sitz seines kaiserlichen Gebieters, der Lieblingsaufenthalt seiner vornehmen und reichen Familien, so auch die vornehmste Fabrik- und Handelsstadt der ganzen großen Monarchie, des ganzen langen Donaulaufes von den Quellen bis zum schwarzen Meere, der Centralpunkt des ganzen weiten Stromsystems, der Sammelplatz der meisten Zweige der vielsprachigen Bevölkerung dieses Systems, die unentbehrliche und Ton angebende Kapitale in Sitten und Moden für alle mittleren und auch unteren Donauländer, und mit seiner Berühmtheit unter dem Namen Betsch selbst weit und breit in den Orient hineinreichend. [126.]

49. Wiener Leben.

Welch Gewimmel auf und ab durch die ganze weite Kaiserstadt! Darin kann sich keine andere Residenz mit Wien messen, auch nicht in der Mannigfaltigkeit der Typen, aus welchen sich die Menge mischt. Schon die Garnison bietet die verschiedenartigsten und oft sehr glänzenden Bestandtheile. Hier Grenadiere, welche mit ihren Bärenmützen von der Schloßwache abziehen, dort blinkende Kürassierhelme, ein Feuerpiket, das die Thore umkreist. Der Jäger, der Grenzer, der kriegerisch blickende Ungar, die böhmischen, die italienischen Soldaten — wer zählt sie? Der eingefleischte Wiener selbst resignirt darauf sie zu kennen und zu nennen; die Masse ist zu groß, der Wechsel zu flüchtig. Man war auf der Bastei im Volkstheater oder im Volksgarten und findet die ganze Gasse voll Soldaten; man kann nicht zu seiner Thür gelangen, man erschrickt: „Feuerlärm? Aufruhr?" — „Einquartierung," lautet sehr gleichmüthig die Antwort. „A welsches Regiment, wissen's, is holt auf'm Durchmarsch." — Von den glänzenden Offizieren zu Fuß und zu Roß und in pfeilschnellen Equipagen gar nicht zu reden. Dazwischen Welt- und Ordensgeistliche, aristokratische Damen, denen der Lakai Schirm, Fächer und Tasche nachträgt, der polnische Jude mit langem Barte, die barmherzige Schwester mit ihrem schneeweißen Kopftuch, der Mechitarist in seinem langen Rocke, der barmherzige Bruder, darauf ein blasses, langes Engländerpaar mit Kindern groß und klein, die gezierte Französin neben der Tochter Steiermarks in ihrer Alpentracht. Da singt, dort pfeift Einer, Hunde bellen, Orgeln leiern. Es scheint immer Sonntag, immer Volksfest, so daß nicht einmal der Unterschied merkbar wird, wenn in der That hin und wieder irgendwo Messe ist, wie eben der Margarethenmarkt in der Leopoldstadt mit seinen Buden, seinen Musikbanden, seinen grünen Zweigen an Herbergen und Schenken. Ueberall trifft man Orientalen mit ihrem Turban und langwallendem Kaftan. Unter allen Hausthüren und Läden stehen sie, oft nichts weniger als sauber gekleidet.

Wie Mücken fallen Fiaker und Träger über Jeden her, wie Mücken am Tage vor dem Gewitter, gierig stechend, namenlos auf Geld erpicht. Jeder Packer und Mauthknecht küßt faktisch die Hand; „Madeln" sagen nur als Gruß: „I kuß d'Hand." — Wie Nomadenhorden lagern die Fiaker auf Plätzen und Straßen und fahren wie vom Teufel besessen, daß es klirrt und knarrt. Zwischendurch fliegen vornehme Equipagen, Kutscher und Diener mit dem vormärzlichen, dreieckigen Bortenhütlein; Spiegelscheiben, hinter denen man nicht mit Unrecht geschichtliche Namen vermuthet. Dann die unabsehbare Kette von Stellwagen, eine merkwürdig gesteigerte Communikation unterhaltend, sehr förderlich zum Bereisen der Vorstädte und Umgegend außerhalb der Linien, und ganz anständig, eigentlich zwei, drei Kutschen an einander bildend,

so recht im Sinne der Gemächlichkeit des Wieners; ferner die zahllosen Omnibusse nach allen Richtungen der Eisenbahnen; endlich die Fluth von Güterwagen, Einspännern, Schubkarren u. s. w. Im Centrum der Stadt, bei der Burg, auf dem Stephansplatze, an den Thoren ist das Getöse wirklich betäubend und man riskirt jeden Augenblick das Leben. Ein beständiges Rennen, Fahren, Reiten, Gaffen, Tanzen, Schäckern, Trinken, Essen.

Das lustigste Volk ist es wenigstens, das Wiener Volk. Man darf, um sich davon zu überzeugen, nur auf die Tanzmusik horchen, die wie mit Flügeln um jede Ecke, aus jedem Winkel saust. Als einen andern Gruß, in Farbentönen, müssen wir die vielen Blumensträuße nennen, welche eine freundliche Sitte, vor allen Kirchen, an allen Thüren und Thoren, in jedem Durchgange zum Kaufe geboten werden.

Den Wiener nicht als gutmüthig, als herzenshöflich zu preisen, wäre Undank von Jedem, der mit dem hiesigen Volke verkehrt hat, dem man eine wärmere Gemüthsfärbung nicht absprechen kann. Man betrachte nur die Geduld und Gefälligkeit der Leute, wenn der Fremde sie auf der Straße befragt. Nur zuweilen geräth man in ein grobes Donnerwetter, das einschlägt. Meistens lautet die Antwort: „I bitt, gnädger Herr," oder „gnädi Frau, gehens da hin." — Aeltere Frauen sagen sogar ganz mütterlich: „Herzle, da gehens recht" u. s. w. — Nicht selten bieten sie sich zur Begleitung auf eine Strecke an, bis man sich weiter gefunden. Ja, es kann dir geschehen, daß wenn du auf der Straße niesest, dir ein Vorübergehender „zur Gesundheit" wünscht.

Wenn man sich bei solcher Traulichkeit hier leicht heimisch fühlen dürfte, so drängen sich doch fremde Elemente genug zusammen, uns zu erinnern, daß wir uns außer in einer deutschen, auch noch in einer europäischen Hauptstadt befinden. Alle Sprachen, besonders die südlichen, klingen zu Wien in einander, Zeugniß gebend, daß uns ein mächtiger Centralpunkt aufgenommen. Man hört im hiesigen öffentlichen Leben fast eben so oft andere Idiome als die eigenen, vaterländischen, germanischen Laute. Nicht leicht bietet ein Ort Stoff zu so mannigfachen Nationalstudien.

Der rechte Schauplatz des Wiener Volkslebens war vormals der Prater und ist es theilweise noch heute. Seit die Eisenbahnen den Wiener hinaus ins Gebirge führen, wo er seinen Sonntag verlebt, ist die vormalige Herrlichkeit des Praterlebens sehr in Abnahme gekommen. Dennoch wandert aber auch heute noch manch stattlicher Bürger hinaus zum Prater, sei es, daß er den Schatten der Eichen und Nußbäume sucht, wo noch vor einigen Jahren im Circus Kunstreiter ihre Geschicklichkeit zeigten, oder daß er die Freidenau jenseit des Lusthauses besucht, um das Pferderennen mit anzusehen, oder hinter den Kaffeehäusern tiefer in den Prater hinein nach dem „Wurstlprater" schleicht, wohin der Wiener noch vor wenigen Jahren gern am Sonntag wanderte. Vielleicht besucht er auch die Tanzplätze, wo das Volk sich tummelt, daß der Schweiß in dicken Tropfen rinnt, oder er hört den Harfenisten zu, oder erheitert sich am Klange der Drehorgeln, an dem Jodeln der Alpensänger, oder an den spaßigen Einfällen der gutgelaunten Volksmenge.

Im Mai und in der ersten Hälfte des Juni ist der Prater namentlich des Sonntags der Sammelplatz der lebenslustigen Wiener, ganz besonders aber am 1. Mai, wo die Hauptallee zuweilen von 3000 Equipagen und 30,000 Menschen bedeckt ist, während 30,000 andere in den übrigen Alleen sich vergnügen, denn an Kaffeehäusern, Tanzsälen und anderen Unterhaltungsplätzen fehlt es im Prater nicht. Dann ist die ganze vornehme Welt zu Wagen und der Kaiser erscheint mitten unter seinem Volke, um an der allgemeinen Freude Theil zu nehmen. Pferde- und Wagenkenner üben ihr Urtheil. Lebensfrohe laben sich an dem Anblicke der Pracht und des Glanzes, der sich überall zeigt, und wer einige Gulden erübrigt hat, miethet einen Fiaker und mischt sich mitten unter Erzherzoge, Fürsten und hohe Herrschaften. Zur Praterfahrt will Jeder: Vornehm und Gering, Graf, Erzherzog, Kaufmann, Student, Schneider und Schuster. Alle eilen aus dem betäubenden Straßengetümmel und der dumpfen Straßenluft hinaus in den frühlingsgrünen Wald, wo Finken und Nachtigallen schlagen, wo die stillen Waldblumen duften, Hirsche und Rehe im Gebüsche sich bergen und belebender Waldduft Herz und Sinn erquickt. Da rasselt der Fiaker mit dem Comptoristen heran, hier rollt der mit vergoldetem Wappen geschmückte Phaeton eines Fürsten, dort die elastische Prunkkutsche eines Russen, der elegante Wagen eines Engländers hinter dem schlichten Fuhrwerk eines Professors. Neben dieser reichen Wagenburg bewegen sich Reiter in allen Uniformen, die ihre

schönen Pferde und ihre Reitkünste zeigen. Langsam bewegt sich der stattliche Wagenzug die Allee entlang: Niemand darf die Reihe verlassen, und selbst der Kaiser unterwirft sich dieser Praterordnung, wer aber weder Roß noch Wagen bezahlen kann, nun, der bedient sich seiner gesunden Füße, drängt, schiebt und preßt sich durch die zahllose Menge der Lustwandelnden, freut sich der Equipagen und Reiter, plaudert mit Freunden und thut, als ob die Wiener Welt nur in der Absicht hierher gekommen sei, um von ihm gesehen zu werden.

Haben wir so das Wiener Volk bei seinen Vergnügungen beobachtet, so müssen wir dem auch ein Bild seines religiösen Lebens hinzufügen, um nicht glauben zu machen, die Menschen dieser Stadt seien völlig im Irdischen aufgegangen.

Der Frohnleichnamstag ist ein wahres Frühlingsfest in Wien. Dann sind alle Straßen mit Blumen bestreut, alle Häuser bis hoch hinauf mit Maien bedeckt. An vier Orten sind unter freiem Himmel Altäre errichtet, voll der duftigsten Blumen, von den schönsten Südgewächsen beschattet. Die Prozession, welche, von Sankt Stephan ausgehend, die Hauptstraßen Wiens durchzieht und nach Sankt Stephan wiederkehrt, hat an Pracht nirgends ihres Gleichen. Da seht ihr die kaiserliche Familie, umgeben von allen Würdenträgern und Hofbedienten in reichster Gala; die Lehrer der Hochschule mit dem Rector und den Dekanen, von den Pedellen mit ihren alterthümlichen Stäben begleitet; den Magistrat, mit dem Bürgermeister an der Spitze; — jene ungarische Edelgarde, wovon jeder Einzelne ein König scheint auf seinem schnaubenden, von Gold und Silber schimmernden, mit dem Tigerfelle bedeckten stolzen Rosse, der Reigerbusch mit diamantner Agraffe auf dem Kalpak, der Dolman starrend von Gold, die Brust voll Orden, der Säbel von Juwelen strahlend; — den Erzbischof, angethan mit dem Pallium, mit dem Heiligthum, unterm prächtigen Himmelsdache, umgeben von Chorknaben, welche Weihtauchgefäße und silberne Glöcklein schwingen oder Kreuze und Fähnlein tragen, von den betenden Domherren und der anderen Geistlichkeit des Erzstiftes zu Sankt Stephan; eine Ehrenwache, die grüne Reiser auf Czakos trägt, zu beiden Seiten; — ihr seht die Leutpriester aller Pfarren der Stadt und der Vorstädte mit Fahnen und Gemeinden, die sämmtlichen geistlichen Orden und frommen Brüderschaften mit Fahnen und blumengeschmückten Crucifixen, die Zünfte und Handwerke mit ihren Standarten, die langen Reihen der Waisenkinder, paarweise geordnet in saubern Festkleidern, die armen Pfründner, die Sängerknaben der Convikte, die Mädchen der verschiedenen Pfarrgemeinden, schneeweiß gekleidet, mit Blumenkörbchen, deren bunte Fülle sie dem Fürsten der Liebe, dessen Fest heute gefeiert wird, zu Ehren rings ausstreuen; eine Truppenabtheilung beschließt den Zug, der zwischen Spalieren von Linien- und Bürgermilitair dahin wallt. An jedem von den vier Altären wird Halt gemacht und der Erzbischof liest, von den Priestern und Leviten bedient, das Evangelium, und Böllergeknall mahnt nah und fern an die Verkündigung der frohen Botschaft, an die Erlösung der Menschheit und der Natur. Nach dem Hochamte im Sankt Stephansdome ist die Feier, die etwa 6 Stunden gedauert, zu Ende. Am Sonntage nach dem Frohnleichnams-Donnerstage wiederholt jede Pfarre in den Vorstädten das Fest im Kleinen. [146. 227. 46.]

---

50. Die kaiserliche Staatsdruckerei.

Die kaiserliche Staatsdruckerei ist eine der großartigsten Anstalten nicht nur der österreichischen Monarchie, sondern Deutschlands und Europa's. Die eigenen Ausgaben der Anstalt betragen jährlich über eine Million Gulden, die Einnahmen ungefähr 1,200,000 Gulden. Sie beschäftigt über 900 Arbeiter in dem staatlichen Gebäude, verbraucht über 200,000 Rieß Papier, hat über 175 Mill. Lettern, d. h. über 3500 Centner; darunter allein 12,000 chinesische Zeichen, über 200 verschiedene Maschinen und Pressen, 25,000 Stahlstempel, 80,000 Matrizen u. s. w. Rollwagen schaffen auf unterirdischer Eisenbahn die Steinkohlen nach dem Feuerheerde des Dampfkessels, der eine Maschine von 16 Pferdekraft treibt, welche alle Maschinen, Walzen, Hebel und Pressen des Gebäudes

in Bewegung setzt, außerdem in die 1062 Fuß langen Heizröhren Wärme, in die 5000 Fuß langen Gasröhren täglich oft 24,000 Kubikfuß Gas zu 700 Gasflammen zum Leuchten, Löthen, Erwärmen u. s. w., sowie warmes und kaltes Wasser in alle Stockwerke leitet. Vom Centralbüreau des Directors gehen außerdem noch 12 kupferne Sprachröhren von 1308 Fuß Länge nach den einzelnen Sälen, um sofort Befehle oder Anfragen ergehen zu lassen.

Die Druckereien, Büreaux, Vorrathszimmer, Säle, Stuben, Trockenstuben, Gießereien und sonstigen Räumlichkeiten füllen die fünf 4—6 stöckigen Gebäude des Franziskanerklosters an der Singerstraße, in welchem die Anstalt sich befindet, die ihre Druckereien in einem Hofe aufgestellt hat, welcher durch ein Dach aus Glas und Eisen in einen Saal verwandelt ist. Welch ein Wille, welch ein Geist gehört dazu, diese Tausende von Arbeitern und Arbeiten zu einem Ganzen zu ordnen, das Ganze zu übersehen, zu leiten, zur rechten Zeit und am rechten Orte einzugreifen, — eine Aufgabe, die der berühmte Regierungsrath Alois Auer, als Director des bewunderungswürdigen Etablissements, seit Jahren mit Ausdauer und glänzendem Erfolge zu erfüllen weiß.

Suchen wir uns von der großartigen Anstalt ein Bild zu machen, so weit dies möglich ist, ohne uns in schwierige, technische Beschreibungen zu vertiefen! Die Druckerei besitzt über sechshundert Sorten deutscher und lateinischer Lettern, welche in derselben Anstalt gezeichnet, wozu die Formen gestochen, die Buchstaben gegossen und sortirt werden. Da muß Blei, Zink und anderes Metall vorräthig sein, da müssen zweckmäßig construirte Schmelzöfen errichtet werden, da wird ein scharfes Auge erfordert, um auch die feinsten Unterschiede der Sorten zu erkennen, zu prüfen und abzuschätzen. Es werden im Gießsaale von 10 vierspännigen Gießöfen und 8 Gießmaschinen von verbesserter Construction z. B. 23 Sorten Antiqua- (lateinische), 16 Cursiv- (liegende), 176 Sorten Antiquazierschriften verfertigt, daneben 11 Arten englische Schreibschriften, 10 Arten mittelalterliche Buchstaben, 14 Arten Kanzleischrift, 13 Arten gothische, 23 Arten verzierte Fracturschriften, 24 Arten andere Fracturschriften, 106 Arten Eckstücke und Schlußlinien u. s. w hergestellt. Denn der Gießer kann täglich 5000, die Maschine 14—20,000 Lettern schaffen.

Außer den 500 verschiedenen einheimischen Alphabeten besitzt die Anstalt aber noch über 122 Alphabete fremder Sprachen, d. h. Alphabete aller Sprachen, die eine Schrift besitzen. Da sehen wir die seltsamen Buchstaben der chinesischen und indischen Schriften, daneben die uralten Keilbuchstaben, wie sie auf den Ruinen von Babylon, Ninive und Persepolis stehen, die verschiedenen Buchstabenquadrate der hebräischen Schrift, die Schnörkel, Schnitzel und Punkte der arabischen und persischen Läutzeichen, die scharfkantigen nordischen Runen neben den rundbäuchigen äthiopischen, etrurischen und koptischen Buchstaben. Kurz, es ist hier versammelt zu einem Museum die ganze geistige Welt der Menschheit, wie sie sich in Schriftzeichen kundgibt. Von Wien aus kann man sich durch Schriften allen Culturvölkern der Erde verständlich machen, ihnen geistige Nahrung reichen; in Wien findet die Sprachwissenschaft die nöthigen Hülfsmittel zu ihren Forschungen und Mittheilungen. — Gewaltige Räume sind freilich nöthig für die Magazine der verschiedenen Papiersorten und der Vorräthe der gedruckten Schriften. Nicht minder umfangreich sind die lichten Säle für die 120 Setzer und Correctoren, für das Waschhaus, wo die gebrauchten Lettern in kupfernen Kesseln durch Lauge gereinigt werden; für die Druckpressen aller Art, von denen Doppelpressen in jeder Stunde 2000 Abdrücke beschaffen; für das kirchenartige fünfstöckige Trockenhaus mit seinen Gallerien und Verbindungshallen, wo die auf Schnüren hängenden Bogen durch die aus einer Oeffnung des Fußbodens aufsteigende Wärme getrocknet werden; für die Presse von 80,000 Pfund Kraft, unter welche auf dem Rollwagen einer Eisenbahn Bogenpakete von 4 bis 5 Fuß Höhe geschafft, hier gepreßt und eingeschnürt werden; für die Glättmaschine, welche die auf blanke Metallplatte hingelegten Bogen durch zwei Cylinder glatt preßt; für die Buchbinderwerkstätte mit ihren Pressen und anderen Apparaten und endlich für die 26 Pressen, welche Werthpapiere fertigen.

So großartig diese Buchstabenwelt an sich auch ist, so bildet sie dennoch nur den einen Theil der Staatsdruckerei, denn daneben schafft diese noch Alles, was überhaupt durch den Buch- und Kunstdruck sich herstellen läßt, sie sammelt die Triumphe des Menschengeistes, welche er in der Erfindung verschiedener Druckarten gefeiert hat, vom einfachsten Holzschnitt bis zum saubersten Oel-, Farben-

und Naturselbstdruck, und repräsentirt die Geschichte der Buchdruckerei in allen ihren Verzweigungen und Perioden. Dort in jenen Zimmern arbeiten Photographen, welche nach chemischen Zubereitungen Glasplatten und Papier in den Stand setzen, Gegenstände nicht nur abzuspiegeln, sondern die Bilder so festzuhalten, daß man dieses Glas als Platte benutzt, von welcher die empfangenen Lichtbilder abgedruckt werden. Ein getreueres Abbild eines Gegenstandes ist nicht denkbar, denn auf der Photographie oder dem Lichtbilde entdeckt man mit der Loupe jede Kleinigkeit, jedes Merkmal, welches der abgebildete Gegenstand trug. Nicht minder erstaunenswerth sind die Arbeiten in einem andern Cabinete, wo Gläser und Tincturen uns beweisen, daß hier auch die Naturwissenschaft hilfreiche Hand leistet. Sieht man dort das Pünktchen, so ahnet man nicht, daß es eine Spinne ist, die eben aus dem Ei kriecht. Jetzt richtet aber der kundige Meister das Sonnenmikroskop auf diesen Punkt, vergrößert ihn tausendmal, und bildet durch die Sonne diese Vergrößerung in demselben Augenblicke auf das Genaueste ab, so daß von ihr nun beliebig viel Abdrücke veranstaltet werden können. So schafft die Kunst hier das verkleinerte Bild des Stephansthurmes, dort das vergrößerte einer werdenden Spinne.

Während wieder in andern Zimmern die Lithographen auf Steine ihre feinen Zeichnungen durch chemische Bindemittel in der Art befestigen, daß sie fortan können abgedruckt werden, ahmen andere durch Abdruck alte Handschriften in täuschend ähnlicher Weise nach, und es arbeiten geschickte Hände an Buchstaben und Schriften, welche für unglückliche Blinde bestimmt sind, weshalb die Schriften und Karten so gepreßt erscheinen, daß die Buchstabenformen als Erhöhungen gefühlt werden. Zugleich liefert der Formschneider dem Blinden Messingstäbchen und Stachelbuchstaben, die der Blinde nebeneinander in das Papier eindrückt, wodurch eine für Blinde fühlbare erhöhte Schrift entsteht.

Wie viel Unglückliche werden die Schriftgießer und Schriftsetzer Wiens segnen für die Wohlthat, mit den Fingern lesen zu können, und wie viel andere werden sie dereinst noch segnen, denn die kaiserliche Anstalt hat solche Buchstaben in allen Alphabeten der morgenländischen Sprachen anfertigen lassen, damit sogleich Hülfsmittel vorhanden sind, sobald es den christlichen Glaubensboten gelingt, in jenen Gegenden Blindenschulen zu errichten.

Treten wir in andere Zimmer, so sehen wir Leute beschäftigt, mit dem Stichel saubere Bilder selbst in Kreide- und Tuschmanier in Zinkplatten einzuritzen, während Andere diese Stiche ätzen, so daß das Bild vertieft erscheint, worauf davon ein Abguß genommen wird, auf welchem das Bild natürlich erhaben dasteht und wie ein Holzschnitt abgedruckt werden kann. Wieder Andere schaffen aus hochgeätzten Kupferplatten durch galvanoplastische Mittel Druckplatten, während Andere Stahlplatten, in welche Abbildungen eingestochen sind, chemisch bearbeiten, um auch diese feinen Stiche in galvanoplastischen Tafeln, die über der versilberten Stahlplatte gebildet werden, zu vervielfältigen und Stahlstiche auf diese Weise in den größten Auflagen herzustellen. Ja sogar geschliffene Glaswalzen werden zu Abdrücken fein und weich gehaltener Bilder benutzt, indem man von den Glaswalzen auf galvanoplastischem Wege Copien nimmt, welche die Zartheit der Zeichnung wiedergeben. Obschon wir über alle diese Wunder der chemischen Wissenschaft in Erstaunen gerathen, so ist damit der Kunstreichthum der kaiserlichen Druckerei noch keineswegs erschöpft, denn immer neue Wunder menschlicher Erfindungsgabe bleiben uns zu beschauen übrig. Hier werden durch eine sinnreiche Maschine Verzierungen und Bilder durch Linien erzeugt (guillochirt) wie sie die geschickteste Künstlerhand nicht zu schaffen vermag; dort werden Federzeichnungen mit chemischen Substanzen und Silbertinctur dergestalt geätzt, daß davon galvanisch erzeugte Tiefplatten abgenommen und die Federzeichnungen dadurch druckbar werden. Auf gleiche Weise kann man Gemälde genau abdrucken, wenn der Maler mit besonders zubereiteten Farben auf eine versilberte Kupferplatte sein Bild aufträgt und davon einen galvanischen Niederschlag abnimmt, weil nun die stärker aufgetragenen Farben tiefer, die minder aufgetragenen Stellen höher und lichter erscheinen. Den Gipfel des Bilderdrucks bildet der sogenannte Naturselbstdruck, welcher das genaueste Abbild der Gegenstände gibt, mögen sie sein, welche sie wollen: Spitzen, Pflanzen, fossile Fische, Blumen, Steine, u. s. w., denn auch sie lassen sich nach einigen Vorbereitungen so behandeln, daß von ihnen galvanische Abdrücke genommen werden, ja es ist sogar gelungen, auf eine einfache Weise Gegenstände in beliebiger Verkleine-

rung im genauesten Abdruck wiederzugeben. Den Naturselbstdruck rief der Director Auer mit Hülfe seines Factors Worring ins Leben, und erhielt darauf am 12. Oktober 1852 ein Patent. Hochherzig hat Auer dieses Verfahren der getreuesten Nachahmung eines Gegenstandes bekannt gemacht. Man legt den abzudruckenden Gegenstand zwischen eine Kupfer- und Bleiplatte und läßt sie dann durch zwei festgeschraubte Walzen laufen, worauf sich der Gegenstand zart und deutlich auf der Bleiplatte abdruckt; das Bild wird farbig, wenn man auf die abgedruckte Bleiplatte Farben aufträgt. Galvanisirt man die Bleiplatte, so kann man beliebig oft das Bild abdrucken; ist der abzudruckende Gegenstand sehr zerbrechlich, so überstreicht man das Original mit aufgelöster Guttapercha, überzieht diese dann mit einer Silberlösung und benutzt nachher die Guttaperchaform als Matrize. [227.]

---

51. Die Eisenbahn über den Semmering.

Es sind die Alpenwege an sich sehr schwierige, da man nur an wenigen Stellen und unter großen Hindernissen über die Alpenjoche schreiten kann, weshalb die Kunststraßen über diese Gebirgsrücken zu den großartigsten Werken neuerer Baukunst gehören. Noch schwieriger mußte es sein, eine Eisenbahn über die Thäler, Schluchten, Klippen und Hänge eines 4800 Fuß hohen Berges zu führen, sie gegen Wildwasser, Ueberschwemmungen, Bergstürze zu schützen, ihre Steigerung zu verringern und doch den Paß zu erreichen, Tunnels zu sprengen und thurmhohe Viaducte zu bauen, deren Bogen wieder auf Bogen ruhen. Nur der Sachkundige vermag die ungeheuren Schwierigkeiten zu beurtheilen, welche unter Beihülfe genialer Baumeister, Ritter von G h e g a vorher zu berechnen und zu beseitigen hatte, ehe er die Bahn ausführen konnte. Mit dieser Eisenstraße kann sich keine der vielgerühmten Römer-Straßen messen, von denen eine auch über den Semmering führte, obschon die Römer den Brenner als Hauptverkehrsstraße vorzogen.

Die Scheidewand zwischen Niederösterreich und Steiermark bildet eine Einsattelung im Uebergangsgebirge zwischen den südlichen Ur- und den nördlichen Kalkalpen, deren Ausläufer als Wiener Wald in nordöstlicher Richtung im Kahlenberg bis zur Donau reicht, während das Uebergangsgebirge im Leythagebirge sich fortsetzt. Die Höhen dieses 12 Meilen langen und 2—7 Meilen breiten Bergzuges liegen auf beiden Seiten der steirischen Grenzen, wo aus dem Laubholz breite Gneisrücken mit Tannenholz und gegenüber kahle Kalkzinnen zum Himmel steigen. Neben dem hohen Göller bei Mariazell thürmt sich im Südosten die Schneealpe 4500 Fuß hoch mit dem 1500 Fuß höhern Windkegel auf, indem sie das Mürzthal mit nackten Abstürzen einschließt. Neben ihr erhebt die Raxalpe ihr 5000 Fuß hohes Plateau mit dem 6300 Fuß hohen Brachkegel. Ringsum stürzt sie jäh nach den Thälern ab, die steilrandig, wild und zerklüftet sind durch aufgeborstene Riffe. Der letzte und höchste Stock gegen Nordost heißt Schneeberg, der von Nordwest nach Südost streicht. Nur Moose, braune Flechten, kurzes weitabstehendes Gras, blaue Enzianen, liebliche Rhododendrons und andere kurzstengelige Blumen wachsen aus seinem Gipfel, der den größten Theil des Jahres hindurch und in einzelnen Schluchten immer Schnee trägt, dabei nach der Schwarza 5000 Fuß tief in steilen, nackten Felswänden absteigt, die man von Wien aus als „kahle Wand" sehen kann, deren Kalkgrau fernhin im Nordwesten weißgrau schimmert. Zwischen der Raxalpe und dem Schneeberg bricht sich die Schwarza im Höllenthal einen Weg nach der Wiener Ebene; das Thal wird von den fast nackten Felswänden $1\frac{1}{2}$ Meile weit so eingeengt, daß es voller Schlünde, steiler Wände, Riffe und Engen ist. Je näher es Gloggnitz kommt, um so lieblicher wird die Landschaft. Auf hohem Berge liegt ein Schloß, welches die Thäler beherrscht. Von Süden kommend mündet hier ein kleines Thal mit der Semmeringstraße, die über Schottwien an der gewaltigen hof- und thurmreichen Ruine Klamm hin nach Wien führt, nachdem sie auf der andern Seite des Passes das gartenähnliche Mürzthal von Mürzzuschlag heraufgestiegen ist.

Der Semmering ist ein Bergsattel, welcher durch das Reichenauer- oder Schwarzathal vom Schneeberg getrennt und in einer Höhe von

3066 Fuß von einer wichtigen Alpenstraße überschritten wird. Schon im 14. Jahrhundert ward am Südanfange ein Hospiz errichtet, woraus das Dorf Spital wurde; Karl VI. vollendete 1728 die von ihm begonnene Alpenstraße, welche aber 1840 durch eine bequemere, „neue Semmeringstraße" ersetzt wurde, worauf 1848—54 eine Eisenbahn $5^1/_2$ Meilen lang von dem 1530 Fuß hochgelegenen Gloggnitz bis zu dem 770 Fuß höher liegenden Mürzzuschlag ausgeführt ward, die bis Laibach noch $43^1/_2$ Meilen lang ist und von da bis Triest noch weitere $18^1/_2$ Meilen zu durchlaufen haben wird.

Die Fahrt über den Semmering ist im höchsten Grade romantisch. Man sieht in das wildmalerische Schwarzathal mit seinen Felswänden, Schlünden, Meilern, Wäldern, Dörfern und erblickt die Bergrücken der Raxalpen, des Schneebergs und des Saurüssels; der Zug saust durch lange Tunnels, um auf der andern Bergseite in Krümmungen über bogenreiche Viaducte, Pfeileranbau und an steilen Wänden hin durch die Bergwildniß dahin zu rasseln. Bald ist man in hellem Sonnenschein, bald in Finsterniß, bald zwischen nackter Felswildniß, bald in kühler Waldung, bald über dem Thale, bald unter dem Walde. Von Gloggnitz an, wo das Thal enge wird, beginnt die Alpenstraße. Quer vor ihr steigen grüne rundgeformte Berge auf, die weit hinausschauen ins grüne Land, und es dehnt sich eine graue Felswand langsam aus, hier und da mit rothen Flecken oder grünem Buschwerk verziert, welches aus Wasserrinnen herauswächst oder sich auf kleine Felsenvorsprünge gerettet hat. Starr sieht über diese Steinwand die kahle Spitze des Schneebergs mit ihren Furchen, Rinnen und Klüften. Haben wir die Bergkegel des Silberbergs und Eichkogels, diese Eckpfeiler am Eingange des Schwarzathals, hinter uns, so daß eine Meile entfernt durch einen Engpaß bei Schottwien die Poststraße ins Gebirge schlüpft, um sie in sechs Windungen zu überschreiten, so sind wir an dem eigentlichen Anfange der Alpenstraße angelangt. In Schlangenwindungen zieht sich die Bahn durch's Schwarzathal, indem sie beim Beyerbach-Viaducte sich rückwärts nach dem Eichkogel wendet, um dann in ziemlich gerader Richtung an Klamm und Schottwien und weiterhin an der Weinzettelwand vorbei zur kalten Rinne zu eilen, wo sie wieder rückwärts geht und im Bogen durch die Atlitzgräben hin die Paßhöhe erreicht. Hoch oben auf senkrechtem Felsenvorsprung schaut die Ruine Klamm herab, so hoch und steil, daß man das graue Gemäuer kaum erkennen kann, und doch fliegt der Eisenbahnzug sehr bald noch viel höher als die Felswände hinan. Freilich nicht senkrecht, sondern in ungeheuren Bogen umkreist die Bahn die Bergrücken, Vorsprünge und Höhen, und bricht sich durch mehrere Tunnels einen Weg; dann fliegt sie in sanften Windungen am Eichkogel hin, indem sie den launenhaften Biegungen und Falten dieses Steinklumpen folgt, wobei vor den Augen des Reisenden ein reiches Panorama lieblicher Wald- und Thallandschaften sich entrollt. Endlich gelangt die Bahn zu den steilen Thalschluchten der beiden Atlitzgräben, deren Wände sich schroff ausgezackt und zertrümmert fast senkrecht über dem engen grünen Thalstreifen unten erheben, sich meilenlang im Zickzack von Schottwien aus wie ungeheuere Risse ins Gebirge hinein dehnen, indem ihre Wände voll malerischer Wildheit den Gebirgsstock des Semmerings von den Thälern der Schwarza und Prein trennen. Eine Zeitlang folgt die Bahnlinie in weit ausschweifendem Bogen dieser Felsenwindung, dann zeigt sie zwei gewaltige Viaducte, deren stolze Bogenwölbung den 16 Klafter hohen Schienenweg trägt, bis sie endlich durch eine Felsenwand in einen über 100 Klafter langen Tunnel dringt, um aus dem untern Atlitzgraben in den obern zu kommen.

Kaum hat die Bahn diese Schwierigkeiten überwunden, indem für ihre Bogenlinien eine angemessene Steigung ermittelt ist, so treten ihr andere Hemmnisse entgegen. Nackte zerbröckelnde Felswände von steiler Böschung, dabei vor tiefen Wildbächen eingeführt, bieten sich ihr als die einzige Möglichkeit des Weiterkommens dar. An diesen Felswänden soll sie entlang klimmen, diese Schluchten und breiten Senkungen überbrücken, dort eine Felsenwand durchbohren. Da das Gestein jener Wände viel Risse und Sprünge hatte, so war zu befürchten, daß es mit der Zeit durch die Erschütterung der Bahnzüge immer mehr gelockert und endlich ganz auseinander gerüttelt werden möchte, daher mußte man hier bei der Weinzettelwand den Weg tief hinein in die Felswand sprengen, und diese Wand durch Pfeiler und Mauer stützen, um sie vor dem Auseinanderfallen zu sichern, so daß drei Tunnels durch Gallerien zu einem langen Haupttunnel vereinigt werden. So fliegt die Loco-

motive dahin an der steilen Wand zur kalten Rinne, über deren Klüfte sie mit Hülfe gewaltiger Viaducte von zwei übereinander gebauten Bogenstellungen gelangt. Nun stürmt die Bahn an der steilen Weinzettelwand dahin, deren Wände durch Mauerwerk vor dem Zerbröckeln und Abrutschen gesichert sind. Endlich schießt der Schienenweg unter dem Passe in einen 763 Klafter langen ausgemauerten Tunnel, bis die Bahn bei Mürzzuschlag sich an die steirische anschließt, nachdem sie 15 Tunnels von 2254 Klaftern Länge und 16 Viaducte von bedeutender Ausdehnung durcheilt hat.

Steigung, Krümmung, Unterschwellung und alles Technische ist mit der größten Sorgfalt berechnet, und selbst für die Wasserspeisung der Maschinen gesorgt, zu welchem Behufe die Bergwasser gesammelt, geklärt und durch Pumpwerk oder Röhren weiter geleitet werden.

Bei den großen Eisenbahnbauten denkt man vorzugsweise an die technischen Schwierigkeiten der Bahn selbst, an die Vermessungen der Höben, an die mühevollen Versuche, überhaupt eine Bahnlinie aufzufinden, an die Berechnung der Bogen, des Steigens und Fallens, weniger aber an die unendlichen Schwierigkeiten, welche die Herbeischaffung des Materials macht. Je unwegsamer die Gegend ist, um so mehr nehmen die Schwierigkeiten zu. Man bedarf Massen Materials, Tausende von Arbeitern; bald fehlt es an Wegen und Unterkunftsorten, bald stören elementarische Ereignisse den Weiterbau, und es werden dadurch die Herstellungskosten bedeutend gesteigert, so daß schon die Herstellung einer gewöhnlichen Bahnstrecke die größte Umsicht voraussetzt. Mit welch großartiger Thatkraft, mit welchem Ueberblick mußten daher die Erbauer der Semmeringbahn ausgerüstet sein!

An dem waldigen Gebirgsstock, hoch über den Thalgründen, hat sich eine Colonie der weit her gewanderten Arbeiter angesiedelt. Es entwickelt sich daraus ein eigenthümliches Volksleben, da diese Nomaden der Industrie sich hier häuslich niedergelassen haben, die Felseinsamkeit zu bevölkern. Da hallen nationale Volksweisen von jenen Felswänden wieder, die sonst nur den Ruf des Kukuks, den heisern Schrei des Raubvogels, das Jodeln eines Hirten oder den Pfiff eines verwegenen Jägers hörten. Da, wo weder ein Pfad noch eine Hütte zu sehen waren, sind Baraken aller Art zu Ortschaften angewachsen, und mitten in der Alpenwildniß wohnt nun der betriebsame Mensch mit seinen Leiden und Freuden. Große Lichtungen sind in den Wald gehauen, die Bäume zersägt, aus ihnen Blockhäuser, Buden und Wohnungen aller Art errichtet worden, in denen die Arbeitercolonie ihre Feierstunden verbringt, wenn sie es nicht vorzieht, auf grünen Rasen dahingestreckt, blaue Rauchwolken aus ihren kurzen Pfeifchen aufsteigen zu lassen, oder in Gruppen zusammenzulagern und ernste oder spaßige Volkslieder zu singen, die das Echo verwundert in ferne Gebirgsthäler hineinführt. Da klingen deutsche, slavische und italienische Laute friedlich nebeneinander an den Stationen. Dazwischen tritt der Zigeuner mit der Fiedel und geigt seine heißblutigen Tänze, oder es kommt ein wanderndes Orchester und spielt gegen eine geringe Entschädigung abgelernte Opernarien und Straußische Walzer. Hier schallt frohes Gelächter unter den Leuten, dort sitzen ältere um ein Kohlenfeuer und unterhalten sich von ihren fernen Familien, und wenn hier gekocht und geplaudert wird, bessern Andere ihre Kleider oder Werkzeuge aus. [227.]

52. Der österreichische Lloyd zu Triest.

Triest ist die erste Seehandelsstadt der Oesterreichischen Monarchie, nach Hamburg Deutschlands bedeutendste Seestadt, in neuerer Zeit ganz vorzüglich durch die großartige Anstalt des Oesterreichischen Lloyd gehoben. Dieselbe nahm im Jahre 1833 dadurch ihren Anfang, daß die Mitglieder mehrerer in Triest schon bestehender Assecuranz-Gesellschaften sich zu einer einzigen Gesellschaft vereinigten und zu gleicher Zeit beschlossen, ein Institut nach dem Muster des bekannten, in England existirenden Lloyd zu bilden.

In dem sogenannten Tergesteum, einem großartigen Gebäude in der Mitte der Stadt, etablirte man ein Lesekabinet, in welchem Journale und auch

ein Theil der an die Gesellschaft gerichteten Handelsbriefe öffentlich zu Jedermanns Einsicht ausgelegt wurden.

Da die Association des Lloyd von vornherein beschlossen hatte, nicht blos durch Verbreitung von Handelsnachrichten, sondern überhaupt auf alle mögliche Weise den Handel von Triest zu fördern, und allen commerciellen Unternehmungen dieses Platzes als Mittelpunkt zu dienen: so war es natürlich, daß sie sich insbesondere dem Bestreben hingab, diejenige Reform der Schifffahrt, die gerade mit der Zeit der Gründung des Lloyd zusammenfiel, die Dampfschifffahrt nämlich, in den Gewässern und auf den Handelswegen Triests einzuführen und zu benutzen.

Die Directoren des Lloyd brachten zu diesem Zweck eine Actien-Gesellschaft zusammen, die im Jahre 1836 mit einem Capitale von einer Million Gulden Dampfschiffe zu bauen begann, die Zahl derselben und die Größe ihres Capitals immer vermehrte, und endlich regelmäßige Dampfschifffahrten nach allen Gewässern der östlichen Hälfte des mittelländischen Meeres einrichtete. Mit der Begründung dieser Dampfschifffahrts-Gesellschaft des Lloyd begann die Abtheilung des ganzen Instituts in sogenannte „Sectionen", zunächst in eine erste und zweite Section. Jede derselben bekam ihren besondern Geschäftskreis angewiesen, jede ihre besondern Statuten und Directoren. Der ersten Section wurde hauptsächlich die Assecuranzthätigkeit, der zweiten die Besorgung der Dampfschifffahrt zugetheilt.

Die den Handel von Triest interessirenden Nachrichten und Kenntnisse auf alle mögliche Weise zusammenzubringen und zu verbreiten, blieb anfangs noch der ersten Section überlassen. Man begnügte sich nicht blos damit, fremde Journale in dem gestifteten Lesesaale auszulegen; vielmehr gründete der Lloyd selber Journale, die er von geschickten Männern redigiren ließ. Für seine Journale und sonstigen Druckangelegenheiten etablirte der Lloyd seine eigenen Druckereien. Ferner stellte er in allen orientalischen Hafenplätzen, die Triest angingen, Agenten an, welche gleichsam als seine Privatbeamten ihre fortlaufenden Berichte über Handelsangelegenheiten einsenden sollten, wie die diplomatischen und consularischen Regierungsbeamten ihren Regierungen dergleichen zuschicken. — Da jedoch im Laufe der Jahre diese Correspondenz immer weitläufiger wurde, da die literarische Thätigkeit des Lloyd sich mehr und mehr ausdehnte, und da man am Ende auch zu artistischen Unternehmungen überging: so wurde im Jahre 1850 beschlossen, für diese Thätigkeitsbranche eine besondere Section, die dritte zu errichten. — Jede dieser Abtheilungen erwählt zwei Delegirte, die sechs Delegirten zusammen bilden die sogenannte „Central-Delegation des österreichischen Lloyd", oder die Direction.

Die wichtigste bleibt die zweite Abtheilung des Lloyd, die Dampfschifffahrts-Gesellschaft. Der Zweck dieser Abtheilung ist, eine Dampfschiff-Verbindung mit allen in- und ausländischen Häfen des adriatischen, mittelländischen und schwarzen Meeres aufrecht zu erhalten, und die Zweige dieser Verbindung immer mehr auszubilden.

Die verschiedenen, von jenen Dampfschiffen befahrenen Linien sind allmälig eine nach der anderen herangewachsen. Den Stamm des Baumes bildet die Fahrt nach Constantinopel, und von da aus ging man bald in's schwarze Meer über mit Auszweigungen auf der einen Seite nach Trapezunt, auf der andern zur Donau-Mündung. Weiterhin setzten sich die Nebenlinien nach Smyrna, Tessalonich, Athen und Syra an, sowie eine besondere Linie für Aegypten und Syrien entstand. Nachdem man das Entferntere besorgt, erbarmte man sich auch der Nachbarschaft, und so sproßen dann aus dem Hafen von Triest auch die istrischen, venetianischen und dalmatischen Linien hervor. Nach dem Rechenschaftsbericht von 1852 wurden im Jahre 1851 1128 Reisen gemacht, 222,118 Passagiere, 522,644 Briefe, 473,027 Centner Waaren und 48,036,560 Gulden Gelder befördert. Die Zahl der Dampfer war 56, die Einnahmen betrugen 2,922,515, die Ausgaben 2,876,555 Gulden. Schon daraus erhellt, welche wohlthätige Wirksamkeit diese Association ausübt. Ohne Zweifel spielt sie in der neueren Geschichte der Cultur und der Wiederweckung des Orients eine sehr hervorragende Rolle. Das Haupt-Etablissement der Dampfschifffahrts-Gesellschaft des Lloyd ist außer seiner Schiffswerfte sein Arsenal.

Es sind hier im Durchschnitt 600 bis 650 Menschen beschäftigt, und unter dieser Anzahl befinden sich, wie fast in allen österreichischen Werkstätten, Leute von sehr verschiedenen Nationalitäten. Die Mehrzahl mag aus Illyriern, Italienern und steirischen Deutschen bestehen. — Die verschiedenartigen Arbeiten sind je nach den Stoffen und Kunst-

Gattungen im Atelier des Lloyd auseinandergehalten. Es gibt eine Eisenschmiede-Abtheilung, eine Kupfer- und eine Messing-Abtheilung.

Auch seine Möbeln, seine Bänke, Tische und Betten fabricirt der Lloyd in seinem hundertarmigen Arsenale selbst, in welchem dafür große Tischler- und Drechsler-Ateliers etablirt sind.

Neuerdings läßt die Gesellschaft ein eignes großes Schiffs-Arsenal mit zwei Schiffswerften, einer Dampfmaschinenfabrik u. s. w. in der Bucht von Servola bauen.

Aus dem Gesagten kann man abnehmen, daß der Lloyd nicht blos als eine reine Waaren- und Güter-Transport-Anstalt, nicht als eine bloße Handels-Gesellschaft, sondern auch als ein wahrer Cultur-Verbreiter, und in seinem Arsenale als eine Pflanzschule und Akademie für Künste und Gewerbe in Triest zu betrachten ist. Dadurch, daß er für sich und für seine Zwecke eine Menge neuer Gewerbe und Ateliers begründen mußte, die in Triest nicht vorhanden waren, schuf er die Gelegenheit, daß sich diese Gewerbe auch außerhalb seiner Arsenale ausbreiten konnten. Es treten jährlich viele geschickte und eingeschulte Leute in die Dienste des Lloyd, die dann hier angesiedelt werden und auch leicht entweder in andere Dienste oder zu einem eignen selbstständigen Etablissement übergehen. Die ganze Stadt und Umgegend zog auf diese Weise Vortheil aus dem Capital von Kräften und Geschicklichkeit, das der Lloyd schuf.

Die dritte oder literarisch-artistische Abtheilung des Lloyd, der wieder für ihre Thätigkeit ein besonderes Actien-Capital zugewiesen ist, hat vor allen Dingen den Lesesaal und dann das Departement der sogenannten Agentschaften im Auslande zu besorgen. Darin besteht wieder eine der merkwürdigsten Branchen der Wirksamkeit des Lloyd. Nicht nur in jedem Hauptorte der orientalischen Gewässer, sondern fast auch in jeder kleinen Stadt an der Donau oder dem schwarzen Meere, hat diese überall in der Levante berühmte „Terza Sezione“ ihre besoldeten Correspondenten und Agenten, welche fortlaufende Berichte über Verkehrsangelegenheiten, See- und Staatsereignisse, über Ernte-Aussichten, Handels-Aspecten, Getreidepreise, Regierungsmaßregeln ꝛc. einsenden.

Die verschiedenen merkwürdigen Etablissements, die der Lloyd für diese seine dritte Abtheilung begründet hat, befinden sich ebenfalls, wie seine Lesesäle, im Tergesteum. Seine Buchdruckerei ist bereits eine der bedeutendsten in Oesterreich, und steht wol nach den großen Druckereien von Prag und Wien im zweiten Range. Es sind schon manche geschmackvolle Werke daraus hervorgegangen, und es bedienen sich der Dienste derselben auch andre Verleger. [117. 251.]

---

53. Sitten und Lebensweise der Istrianer Slaven.

Nicht leicht findet man die originellen Charakterzüge der Slaven in einer solchen Reinheit, wie bei den Slaven in Istrien. Ihre Gesittung und Lebensweise erinnert an die Unverdorbenheit und kindliche Einfalt des patriarchalischen Zeitalters oder jenes der ersten christlichen Gemeinden. Sie sind einander an Sprache und Sitten fast durchgehends gleich. Nur in jenen Gegenden, welche durch feindliche Einbrüche oder durch die Pest verödet und erst später durch Einwanderer aus Dalmatien oder Croatien bevölkert wurden, finden einige Unterschiede statt. Sie bekennen sich fast insgesammt zur katholischen Kirche und beobachten jede, auch die kleinste Satzung und Vorschrift derselben mit einer solchen Gewissenhaftigkeit, daß sie eher den Märtyrertod erleiden, als sich die Uebertretung derselben erlauben würden. Gegen ihre Seelsorger hegen sie kindliche Ehrfurcht.

Am meisten äußert sich dieser fromme Glaube bei der Feier des Frohnleichnamsfestes. An diesem Tage eilt die ganze Gemeinde früh Morgens mit Blumen- und Kräutersträußen herbei und legt sie in einer langen Doppelreihe von den Stufen des Altars bis weit hinaus vor die Thüre auf dem Wege nieder, worüber der Priester mit der Monstranz einherschreitet. Die von seinen Füßen getretenen oder berührten Sträuße und Kränze gelten dann für geweiht, und werden, wenn sie verdorrt sind, bei Krankheiten oder Gewittern gebraucht. Für die Mutter des Heilandes hegen die Slaven besondere Verehrung. Nie sprechen sie den Namen Jesus oder Maria aus, ohne den Zusatz: „Ruhm

und Ehre sei ihnen!" — Alle Slaven in Istrien, sowol Männer als Frauen, tragen stets den Rosenkranz in der Tasche, und beten denselben unterwegs auf allen Gängen und Reisen. Sie rechnen es sich zu einer besondern Ehre, wenn ein Priester ihre Schwelle betritt und sie würdigt an ihrem Tische zu speisen. Selten lassen sie ihn dann fort, ohne ihn mit irgend einer Gabe zu ehren. Seinen Worten hören sie mit gläubiger Ehrfurcht zu, besonders aber finden sie Wohlgefallen an Schilderungen aus dem Leben der alten Patriarchen, denen sie in ihrer Lebensweise so sehr gleichen. Die Fasten halten sie so strenge, daß viele sich nicht blos alle Fleischspeisen, sondern selbst Milch und Eier für die ganze vierzigtägige Fasten versagen. — Eine schöne Kirchenfeier läßt in ihrem schlichten Herzen einen so bleibenden Eindruck zurück, daß sie sich wochenlang davon unterhalten. Zu den Feiertagen wird das ganze Haus gefegt und gescheuert. Am Weihnachtsabende läßt man einen großen Klotz auf dem Heerde glimmen und wirft von jedem Gerichte einen Bissen darauf. Während der Mahlzeit liegt ein Laib Brod auf dem Tische, worin drei Kerzen stecken, die man zur Ehre der heil. Dreifaltigkeit brennen läßt. Dieses Brod wird dann aufbewahrt, und dem Vieh, wenn es krank wird, als Heilmittel gegeben. Weihwasser darf in keinem Hause fehlen. Sie besprengen damit am Feste der h. drei Könige ihre Wohnungen und Felder. Kurz die Religion ist mit ihrem Denk- und Gefühlsvermögen so innig verwachsen, daß sie allen, auch unbedeutenden und gleichgültigen Dingen und Handlungen, eine religiöse Bedeutsamkeit beilegen.

Wenn ein Istrianer Slave stirbt, so benachrichtigt man alsbald alle seine Freunde und Verwandten von seinem Heimgange, welche sich, wenn sie nicht durch wichtige Hindernisse abgehalten werden, auch pünktlich zur Leichenfeier einfinden. Mag eine Familie noch so arm sein, so unterläßt sie doch nie, Seelenmessen für den Verblichenen lesen zu lassen. Die Männer, welche die Bahre begleiten, ziehen alle ihre Tuchkleider, selbst bei der brennendsten Sonnenhitze, an, die Weiber hingegen verhüllen sich mit einer Art dunkler Teppiche, welche bis auf den Boden herabhängen und folgen mit Thränen, Schluchzen und lautem Geheule, wie die Klageweiber der alten Römer. Sie preisen die Tugenden des Verstorbenen, zählen seine guten Werke auf, sprechen zu ihm, als wäre er noch am Leben und wiederholen die guten Lehren, die er ihnen vor seinem Hinscheiden gab. Diese Thränen und Klagen sind aber nicht erkauft, sondern kommen aus der Tiefe des Herzens, denn wie oben erwähnt, begleiten nur die Anverwandten und Freunde den Verstorbenen, welcher ohne Sarg mit seinen besten Kleidern angethan in das Grab versenkt wird, worauf ein Jeder eine Schaufel Erde hineinwirft, mit den Worten: „Gott erbarme sich deiner!"

Bevor sie den Gottesacker verlassen, beten sie auch noch für die andern Todten, indem sie sich auf den Grabeshügeln ihrer theuersten Verstorbenen auf die Knie werfen. Hierauf begeben sie sich nach Hause, wo ihrer eine mäßige Erfrischung wartet. Bei diesem Mahle erhält ein Jeder, der das Haus betritt, seinen Antheil, besonders aber die Armen, denen man reichliche Almosen spendet, damit sie für die Seele des Verstorbenen beten. Bevor man sich zu Tische setzt, knien alle Anwesenden nieder und verrichten gleichfalls Gebete in gleicher Absicht. Nach beendigtem Mahle hält der Aelteste von der Gesellschaft oder der Pfarrer, wenn er gegenwärtig ist, eine kurze Rede zu Ehren des Verblichenen, und empfiehlt ihn noch einmal dem fernern Gebete der Anwesenden. Nun knien Alle abermals nieder, beten und nehmen dann betrübt Abschied von einander. Den Traueranzug trägt man ein volles Jahr, und bisweilen noch länger. Die Istrianer Slaven hegen eine besondere Verehrung für die Seelen der Verstorbenen. In der Nacht vor dem Allerseelentag lassen sie Kerzen bis zum Tagesanbruche brennen und beten dabei die ganze Nacht für die armen Seelen im Fegfeuer. Dann eilen sie in die Kirche und zünden dort neue Kerzen an, von denen sie eine jede dem besondern Andenken eines Verstorbenen widmen, so daß die Kirchenstühle mit brennenden Wachskerzchen besäet sind. Nach Beendigung der kirchlichen Functionen begeben sie sich wieder nach dem Friedhofe, werfen sich auf den Gräbern nieder und klagen in rührenden Worten ihr tiefes Leid über den Tod ihres im Grabe schlummernden Geliebten. Die Gräber der Kinder bepflanzen sie mit Rosensträuchen und andern Blumen, welche die Mütter mit ihren heißen Thränen begießen, indem sie sich dem Gebete ihrer zum Himmel entschwebten Engelseelen empfehlen. Findet man einen Todten auf der Straße, so errichtet man an derselben Stelle einen Steinhaufen, zum Zeichen, daß daselbst ein Unglück geschehen oder ein Mord verübt worden ist. Jeder Vorüber-

gehende legt noch einen Stein darauf, so daß dergleichen Steinhügel mehrere Jahrzehnte, ja sogar Jahrhunderte fortdauern und immer größer werden. In ältern Zeiten pflegten die Slaven ihre Todten in gemauerten Gräbern zu bestatten, die sie mit einer Steinplatte verschlossen, worauf das Symbol des Standes, zu dem der Verstorbene gehört hatte, ausgemeißelt war, z. B. ein Pflug, eine Egge, eine Sense oder sonst ein Feldbaugeräthe für Ackerleute, Hämmer, Zangen, Meißel, Kellen u. s. w. für Handwerker.

Die Slaven lieben häusliche Unabhängigkeit und Arbeitsamkeit. Sie besitzen fast alle eigenen Herd und Grund. Feldbau und Viehzucht halten sie für ehrenvoller als alle noch so gewinnreichen Handwerke, Künste und Handel. Dies mag der Grund sein, weshalb sie sich in das Innere des Landes zurückzogen und die Küsten fremden Ansiedlern überließen. Für ihre Hausthiere, die treuen Gefährten ihrer Feldarbeiten, denen sie ihren Lebensunterhalt verdanken, sorgen sie sehr eifrig. Bettler sind unter den Istrianer Slaven äußerst selten. Sobald die Kinder groß genug sind, um allein ausgehen zu können, müssen sie schon Truthühner, Lämmer, Schweine oder Kühe auf die Weide führen. Dort härten sie sich gegen Kälte, Regen, Hunger, Durst und alle Beschwerden ab. Bei dieser spartanischen Erziehung werden sie stark, wohlgebaut, behende und zu jeder Arbeit tauglich. Körperliche Gebrechen trifft man bei ihnen selten an. Die Mädchen werden von ihren Müttern frühzeitig im Spinnen, Stricken, Flachshecheln, Wollkrämpeln unterrichtet. Die Männer arbeiten auf dem Felde, die Weiber besorgen die Arbeiten zu Hause und sind keinen Augenblick müssig: selbst auf ihren Reisen nehmen sie die Spindel mit und spinnen gehend und oft sogar mit einer schweren Last auf dem Rücken. — Die Kleidung der Istrianer Slaven besteht aus einem groben braunen Tuche, an den Füßen tragen sie die Opanka, eine Art Sandalen, die sie sich selbst aus Rindshäuten bereiten. Ihren Hausrath, der sehr einfach ist, ihre Karren und Ackerwerkzeuge verfertigen sie sich größtentheils selbst. Wanduhren sind bei ihnen ein Luxusartikel, den man nur in reichen Häusern antrifft, sie bedürfen auch derselben nicht, denn bei Tage richten sie sich nach der Sonne, des Nachts nach dem Stand der Gestirne, und irren sich selten in der Zeitangabe. Den Gestirnen selbst legen sie Namen von den Gegenständen bei, womit sie sich beschäftigen. Das Brod bereiten sie aus Mais, Spelt und Gerste. Den Weizen verkaufen sie in der Regel ganz, nicht so die andern Getreidearten, auch wenn die Ernte noch so reichlich wäre, indem sie Ueberfluß für die Nothjahre aufsparen. Im Sommer schlafen die Männer unter freiem Himmel, dabei legen sie, wenn sie schlafen gehen, weder in noch außer dem Hause ihre Beinkleider und Kappen ab, ja nicht einmal wenn sie krank sind. Diejenigen unter ihnen, welche am treuesten die Sitten ihrer Vorfahren bewahren, tragen Jacken, bei denen der rechte Aermel fehlt, und verhüllen den rechten Arm selbst bei der strengsten Kälte nur mit dem Hemde. Die Knaben dürfen erst mit dem 10. Jahre Beinkleider anlegen, bis dahin tragen sie eine Art Tunika von braunem Tuche, die mit einem Gürtel um den Leib befestigt wird und bis an die Knie reicht. Seltsam ist bei ihnen die Sitte, daß auf Reisen die Männer zu Roß sitzen, die Weiber aber nebenbei oder hinterdrein zu Fuße gehen. Ein slavisches Weib würde glauben ihren Mann zu erniedrigen, wenn sie ihn zu Fuß gehen ließe, vorzüglich aber im Angesichte Anderer. Die sittliche und politische Erziehung der Slaven ruht ganz auf der Religion, das Evangelium ist für sie die Schule aller Weisheit. Unter ihren Tugenden ist auch ihre Gastfreundschaft sehr rühmenswerth. Jeder, der bei ihnen einspricht, er mag ein Bekannter oder Fremder sein, findet einen freundlichen Empfang und darf nicht fortgehen, ohne von ihrem Brod und Wein genossen zu haben. Letztern, den sie selbst nicht immer genießen, bewahren sie eigens zu diesem Zwecke auf. Der Hausherr selbst kredenzt den Wein in einem Kruge und trinkt zuerst auf die Gesundheit des Gastes, damit dieser ohne Furcht und Argwohn davon genieße, was eine uralte Sitte ist, um dem Fremden jeden Verdacht über die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung zu benehmen. Man würde es für eine Beleidigung des ganzen Hauses halten, wenn der Gast, und wäre er noch so hohen Ranges, sich nicht herbeiließ nach dem Hausherrn zu trinken. Der Entschuldigungsgrund, man sei kein Weintrinker, würde den üblen Eindruck in dem Herzen dieser guten Leute nicht verringern, welche sich's schon zu einer besondern Ehre rechnen, wenn ihnen ein irgend angesehener Mann eine Pfeife Tabak anträgt. Mit einer solchen Kleinigkeit erwirbt man sich ihr Wohlwollen auf immer.

Die Slaven sind auch sehr wohlthätig gegen Nothleidende, denen sie bereitwillig Obdach und

Nahrung gewähren und noch obendrein beim Weggehen ein Geschenk von Getreide oder Wolle mitgeben. Meistens sind es auswärtige Bettler, welche an ihre Thüren klopfen, denn unter ihnen selbst gibt es, wie oben bemerkt wurde, fast gar keine, weil sie sehr genügsam und arbeitsam sind und einander in der Noth hülfreiche Hand bieten. Sie halten es für eine große Sünde und für einen Diebstahl, den sie gegen die wahrhaft Armen verüben würden, so lange sie noch durch ihre Händearbeit im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod zu verdienen im Stande sind, zum Bettelstabe zu greifen.

Auch Treue in der Freundschaft gehört zu den Tugenden der Istrianer Slaven. Sie sind behutsam in der Wahl ihrer Freunde, sie verschenken ihr Herz nicht leichtsinnig; haben sie aber einmal Jemanden zum Freund gewählt, so bleiben sie ihm treu bis in den Tod. Ein Slave, der sich einer Treulosigkeit gegen seinen Freund schuldig macht, wird von Allen verachtet, und man weist ihm mit Fingern nach. Wehe dem, der unter dem Deckmantel der Freundschaft oder geistlichen Verwandtschaft das Haus seines Freundes zu verunehren wagte!

Gemeiniglich hält man die Slaven für argwöhnisch, verschlagen und hinterlistig. Dergleichen Charaktere jedoch kommen blos ausnahmsweise unter ihnen vor. Es ist ihnen freilich nicht zu verargen, und auch nicht ihre Schuld, wenn sie gegen Fremde, die ihre Sprache nicht verstehen und sie mit hochmüthiger Geringschätzung behandeln oder sie wol gar betrügen, eine gewisse Zurückhaltung beobachten. Wer ihnen Vertrauen beweist und sie gerecht und human behandelt, der kann sich auch auf ihre Ehrlichkeit und Dankbarkeit verlassen. Stets führen sie das Sprichwort im Munde: „ein Mensch ohne Glauben verdient keinen Glauben."

Die Istrianer Slaven sind witzig und scharfsinnig und besitzen nicht gemeine Geistesanlagen. Im Kopfrechnen sind sie besonders gewandt und lösen oft die schwierigsten Probleme mit Leichtigkeit, ohne jemals einen Unterricht erhalten zu haben. — Gegen ihre Obrigkeiten, vorzüglich gegen die geistlichen, sind sie sehr ehrerbietig. Ihre Treue gegen den Kaiser bewiesen sie in den verhängnißvollen Jahren, besonders als die sardinische Flotte vor Triest lag. Nur ihrer festen drohenden Haltung verdankt man es, daß die italienischen Küstenbewohner nicht sammt und sonders abfielen, denn die Slaven, welche ihre Treulosigkeit kannten, ließen ihnen ankündigen, sie würden bei dem ersten Revolutionsversuche über sie herfallen und sie bis auf den letzten Mann todtschlagen. Widersetzlichkeit gegen den Willen des Kaisers und gegen ihre Obrigkeiten ist in ihren Augen eine Sünde, deren sie sich nicht einmal in Gedanken schuldig machen. Sie richten sich hierin streng nach der Vorschrift des Evangeliums: „Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gott was Gottes ist." [7.]

---

54. Die Militärgrenze.

Ein sehr wichtiger Bestandtheil des österreichischen Heeres sind die Grenzer oder die längs der türkischen Grenze wohnenden ackerbauenden Soldaten, welche eine abgesonderte Provinz unter dem Namen Militärgrenze bilden. Croatien liefert die Mehrzahl dieser Grenzregimenter, daher man sie gewöhnlich mit dem Namen der Croaten bezeichnet; auch gehört der größte Theil des Königreichs Croatien der Militärgrenze an.

Die der Grenzermannschaft gehörigen Grundstücke sind steuerfrei, wogegen die Grenzer zu Militärdienst ohne Ausnahme verpflichtet sind. Jeder Hof hat zuvörderst die auf demselben wohnende Familie zu ernähren und die Ausrüstung der darunter befindlichen waffenfähigen Mannschaft zu bestreiten. Diese besteht in der zum Felddienste bestimmten Mannschaft, welche jüngst in Italien und in allen österreichischen Kriegen mit so vieler Auszeichnung gefochten hat und vollkommen dienstfähig wie die Linie erscheint, nur daß sie braune statt weiße Monturen trägt. Die für die Wirthschaftsführung nothwendigen Familienmitglieder gehören zur Reserve, haben nur den grauen dunkeln Mantel der Grenzer und eine Interimsmütze, sonst aber ihre Bauernkleidung; dagegen ist ihre Bewaffnung mit Gewehr und Patronentasche vollständig. Die Offiziere wohnen in dem Bezirke des Regiments, des Bataillons, der Compagnie, und sogar jeder Lieutenant in dem Dorfe, wo seine Abtheilung wohnt. Diese Offiziere waren bisher

zugleich die Verwaltungsbeamten; man hört selten Klagen, weil jede Beschwerde sofort militärisch untersucht und als Dienstvergehen bestraft wird. Obgleich die Offiziere von allen Nationalitäten und Religionen sind, finden sich doch alle schnell in diesen allerdings schweren Dienst. Der militärische Geist durchdringt hier Alles. So werden die Schulen sehr regelmäßig besucht, und es ist erfreulich zu sehen, wenn die Bauernknaben der Walachen, Szeckler, Serben und Croaten neben ihrer Muttersprache auch sehr gut Deutsch lesen und schreiben lernen. Hier lernt Jeder, was gelehrt wird, denn man hält sie an, aufmerksam und fleißig zu sein. Im Hause ihrer Eltern sehen die Knaben stets mit dem Gewehr umgehen; sie wachsen daher beinahe schon mit den erforderlichen Handgriffen auf; man sieht die militärische Ordnung sofort dem ganzen Dorfe an. Der Offizier leidet nicht, daß ein Gartenzaun verfällt, ein Dach schadhaft sei; jeder Weg ist gebessert.

Nicht Ein Mann ist im fortwährenden Dienste, selbst nicht von der ersten Abtheilung, dem Feldstande; Jeder arbeitet für seinen Unterhalt, und nur dafür ist gesorgt, daß in der Nähe jedes Offiziers ein Tambour wohnt. Sobald dieser die Trommel rührt, eilt Jeder zu seiner Uniform und Jeder sucht vollständig ausgerüstet vor der Wohnung seines Offiziers sich aufzustellen. Alle 8 oder 14 Tage wird ein Unteroffizier ins Offizierbüreau befehligt, der nach beendetem Dienste wieder zu seinem Gewerbe zurückkehrt, so wie der Soldat, wenn der Offizier die Besichtigung oder die Waffenübung beendet hat.

Von Zeit zu Zeit werden kleinere Waffenübungen, Zusammenziehungen von ganzen Compagnien und Bataillonen abgehalten, aber da die Mannschaft im Einzelnen sehr gut ausgebildet ist, bedarf es stets nur weniger Tage. Die Reserven werden nur dann zusammengezogen, wenn der Feldstand ausmarschirt ist; dennoch ist die Reserve fortwährend beinahe noch mehr im Dienst als die erste Abtheilung; denn daraus werden die erforderlichen Ordonnanzen bestritten und die Bewachung der Grenze bewirkt, theils um den Pestcordon gegen die Türkei vollständig zu besetzen, theils um dem Schmuggelhandel entgegenzuwirken; diese verrichten den Dienst in der eben beschriebenen sogenannten Hausmontirung und schießen auf einen verwegenen Contrebandier eben so sicher, wie die beste Finanzwache.

Die österreichische Regierung hat auch der Militärgrenze am 7. Mai 1850 eine der Zeit angemessene Organisation angedeihen lassen. Hiernach erhalten die Bewohner der Militärgrenze eine freie Gemeindeverfassung und nehmen an allen Rechten der Reichsverfassung theil, so weit es mit dem Militärdienste vereinbar ist, und nur für Militärverbrechen sind sie den Kriegsgesetzen unterworfen, für alle übrigen erhalten sie bürgerliche Gerichte. Nach dem Grenzgrundgesetze von 1807 wurden die Grenzer als Unterthanen der kaiserlichen Domainen behandelt, so daß sie lediglich das Nutzungsrecht ihrer Grundstücke hatten; jetzt erhalten sie dieselben unter der Verbindlichkeit zum Militärdienste zu völligem Eigenthum, dürfen sie jedoch nur bis zum dritten Theile des Werthes mit Hypotheken belasten. Die bisherigen Gemeindeweiden werden Eigenthum der Gemeinde, die Grenzwaldungen aber bleiben Domainen, mit der Verpflichtung, den Grenzern das erforderliche Brenn- und Bauholz zu gewähren. Jeder kann aber Privatwaldungen anlegen.

Die Erben eines Grenzers können sein unbewegliches Vermögen nur dann erwerben, wenn sie zugleich seine Militärpflicht übernehmen; sonst muß die Veräußerung an einen Andern binnen 2 Jahren erfolgen, der sich dieser Pflicht unterzieht. Dasselbe findet auch statt, wenn eine Erbin einen Mann heirathet, der diese Pflicht nicht übernehmen will; ebenso ist es mit letztwilligen Verfügungen. Sind weder solche, noch auch Erben vorhanden, so fällt das Grundstück dem Grenzinstitute zur Ausstattung anderer Familien und zu anderen öffentlichen Zwecken anheim. Alle früheren Beschränkungen der Grenzbewohner in Erlernung des Handels, der Gewerbe, Künste und Wissenschaften sind aufgehoben.

Die Grundlage der Militärgrenz-Verfassung bildet ein patriarchalischer Familienverband, indem eine Anzahl Personen eine sogenannte Hauscommunion ausmachen. Während früher die älteste Person Hausvater war, wird jetzt derselbe von der Familie gewählt; mit 18 Jahren ist jedes, auch weibliche, Mitglied stimmfähig. Mitglieder einer Familie sind alle Personen, welche bei derselben conscribirt und nicht Dienstboten sind, sie mögen verwandt sein oder nicht. Der Hausvater überwacht Ordnung und Sittlichkeit und verwaltet das Hausvermögen. Ihm steht seine oder eine andere geeignete Frau als Hausmutter zur Seite. Ueber größere Zwistigkeiten entscheidet

ein Gemeindeausschuß. Wenn eine Familie darüber einig ist, daß die Gemeinschaft getheilt werden soll, so darf dies nur in so weit geschehen, daß jede Besitzung 6 Joch Landes behält. Jeder Grenzer hat das Recht dazu, sobald er seiner Militärpflicht im Feldstande genügt hat. Die im Dienst erkrankten Grenzer werden auf Staatskosten verpflegt.

Mit dem zwanzigsten Jahre fängt die Dienstpflicht an. Die Jüngsten werden genommen, um die beiden Bataillone jedes Regiments vollzählig zu machen; sobald neue zutreten, gehen die Aeltesten in das dritte, das Reservebataillon, über. Jetzt gibt der Staat die Bewaffnung und Bekleidung, die vorher das Haus beschaffen mußte, welches jetzt noch außerdem für jeden Mann jährlich $1\frac{1}{3}$ bis $2\frac{2}{3}$ Fl. Geldentschädigung erhält. [156.]

---

55. Die Theiss, ein ungarischer Fluss.

Die Theiß ist ein durch und durch ungarischer Fluß; sie entspringt im Lande und stürzt sich in dem Augenblicke, wo sie das Land verlassen soll, in die Arme ihrer älteren Schwester, der Donau. Ihre zwei Quellen im Marmaroscher Comitate, aus deren einer die weiße, aus deren anderer die schwarze Theiß entströmt, vereinigen sich bald und stürmen dann im wilden Laufe bis Tokay vorwärts. Je näher die Theiß der Grenze des Landes rückt, desto langsamer wird ihr Lauf; sie krümmt und windet sich so zu sagen bei jedem Schritte, als wollte sie recht, recht lange im Lande verweilen und so kommt es, daß sie erst nach einem Laufe von hundert Meilen in die Donau fällt. — Wir haben die Theiß einen durch und durch ungarischen Fluß genannt; sie rechtfertigt diese Bezeichnung durch ihre ganze Natur und Beschaffenheit. Jetzt steht ihr an dem grünenden Ufer und seht träumend dem Spiele der sanft dahin gleitenden Wellen zu. Wie glänzendes Gold schimmert der glatte Wasserspiegel beim letzten Strahle der scheidenden Sonne, der mit leisem Tritte über die klare Oberfläche hüpft. Ringsum ist es traulich und still; die Schnitter sind heimgegangen und drüben röthet die Abendsonne den Saum des Waldes, während innen bereits die schwarze Nacht lauert, um sich zu erheben, sobald das Tageslicht ihr das Feld geräumt. Wo die Bäume weniger dicht an einander stehen, da schimmert, vom Abendroth umflossen, das Kreuz eines Dorfkirchleins herüber und das Mühlrad dreht sich langsamer, als wollte es auch seinen Feierabend haben. Dann zieht ihr gedankenvoll heim und die Ruhe in der Natur legt sich mit weichen Flügeln um euer Herz . . . Da wird es draußen plötzlich lauter und immer lauter, die Sturmglocken tönen in die Lüfte hinaus, verzweifelte Hülferufe schlagen an euer Ohr und näher, immer näher hört ihr's brausen. „Das Wasser kommt!“ ruft euch der Wirth händeringend entgegen und die stille, friedliche Landschaft, deren Anblick euch kurz zuvor mit so wonniger Wehmuth erfüllte, — sie ist ein großes Meer. — Ihr kennt den sanften, heiteren Wasserspiegel nicht mehr, wenn ihr ihn mit entwurzelten Pflanzen, mit Häusertrümmern überschüttet seht; ihr kennt die ruhige Theiß nicht mehr, wenn ihr sie, gleich dem Wahnsinnigen, der seine Ketten zersprengte, wild daherstürmen seht. Nur Eines findet und erkennt ihr wieder: die üppige, riesige Urkraft, die eure Mühlen treibt, eure Felder bewässert, wenn ihr ihren Lauf zu lenken und zu regeln wißt, die aber nur zerstört und verheert, wenn sie aus ihren Bahnen geschleudert, die Ufer überschreitet und eure Saaten vernichtet.

Es ist nicht Schuld der Theiß, daß sie oft mehr schadet als nutzt, und wenn auch das traurige Sprichwort wahr ist, daß „der Ungar nur durch eigenen Schaden lernt“, so dürfte dieser Schaden wahrlich schon groß genug sein, um zu energischen Vorkehrungen zu bewegen, deren Kosten durch den zu erzielenden Vortheil wol hundert- und tausendfach aufgewogen würden. Oder wartet man, bis es mit der Theiß ebenso geht wie mit der Waag, durch deren Austritt einst ein ganzes Dorf im Thuróczer Comitate gänzlich verschwunden ist?!

Daß sich durch die häufigen Ueberschwemmungen der Theiß eine Menge stehender Seen, oder besser gesagt, Moräste bildet, versteht sich wol von selbst, und das Volk nennt eine dieser großen Wasserflächen nicht unrichtig die todte Theiß. All diese Sümpfe entziehen der Bevölkerung eine kaum berechenbare Menge fruchtbaren Landes, aber — so lasen wir

in einem geographischen Werke — „diese Sümpfe haben doch das Gute, daß sie die holzarmen Gegenden mit Schilfrohr versehen." Es entsteht hierbei nur die Frage, ob jene Strecken, in fruchtbares Land verwandelt, nicht so viel tragen würden, als das Holz kostet und auch noch Etwas darüber?!

Wenn an dem, was von der Schädlichkeit des ungarischen Klima's gesagt wird, etwas Wahres ist, so gilt es meist nur von den an diese Sümpfe angrenzenden Gegenden, in denen allerdings eine der Gesundheit wenig zuträgliche Ausdünstung herrscht. Man hat die merkwürdige Berechnung angestellt, daß all die Moräste und Sümpfe in Ungarn, wenn man ihren Flächeninhalt zusammennimmt, 2 Millionen Joch Boden ausmachen und um 214 □Meilen größer sind als — das ganze Herzogthum Kärnthen! — Sollte sich nicht auch, wenigstens theilweise, durch die diesen Morästen entströmende Ausdünstung jene auffallende Naturerscheinung erklären lassen, daß man namentlich in Sommernächten, wenn man eine Ebene durchschreitet, einen so häufigen und so plötzlichen Wechsel der Temperatur findet, daß sich jedesmal beinahe mit Genauigkeit die Grenzlinie bestimmen läßt, wo die warme Luftschicht aufhört und plötzlich eine viel kältere beginnt?

Dieser verschiedenen Dichtigkeit der Luftschichten verdankt der Wanderer, besonders in der Theißgegend, eins der prächtigsten Naturschauspiele, jene feenhafte Erscheinung, welche man in gleicher Pracht wol nur an den sicilischen Gestaden, in den großen Sandflächen Persiens und in Egypten findet; der Italiener nennt sie Fata morgana, der Ungar Déli-Báb (die südliche Fee). Wer einmal an heißen und heiteren Sommermorgen über die endlose Kecskemeter oder Debrecziner Haide gereist ist, dem wird diese Erscheinung nicht unbekannt sein. Wie ein dichter Nebel liegt es vor seinen Augen, wenn die Königin des Himmels von Osten her ihren Lauf antritt; je höher sie emporsteigt, desto glänzender vergoldet sie die Dunstmasse, welche sich endlos über die Haide lagert. Plötzlich scheint der Nebel klarer, durchsichtiger zu werden und nun ringt sich hier eine Thurmspitze, dort ein Wald, hier ein Dorf, dort eine Stadt empor, von einem wunderbaren Glanze umflossen und wie aus einem unabsehbaren Meere emportauchend. Ihr wähnt wachend zu träumen und plötzlich all jene zarten, luftigen Feenschlösser vor euch zu sehen, an denen sich einst in ferner Kinderzeit euer geistiges Auge geweidet; mit freudigem Beben eilt ihr diesen zauberhaften Luftgebilden entgegen. Aber die Sonne ist unterdessen höher heraufgekommen, unter immer größeren Winkeln fallen ihre Strahlen auf die feuchte Erde, von eurer Feenwelt stürzt Haus um Haus, Baum um Baum in sich selbst zusammen, und wenn der heiße Kuß der Sonne die unterste Luftschicht berührt hat, dann ist Meer und Stadt, Dorf und Wald verschwunden und an den Gräsern hangen große, schwere Tropfen, — die letzten Spuren, welche von den luftigen Schöpfungen der „südlichen Fee" noch übrig geblieben.

Selbst ziemlich weit gegen den Norden des Landes hin taucht diese Erscheinung zuweilen auf, und im Jahre 1810 hatten die Lipóczer Badegäste keinen kleinen Schreck zu bestehen, als sie am Morgen eines schwülen Sommertages in einer Entfernung von fünfhundert Schritt einen ungeheuren Landbären herbeieilen sahen, der sich jedoch, als er ganz nahe kam, in einen harmlosen Spitzhund auflöste. [54.]

---

56. Der Magyar, sein Haus und sein Charakter.

Die Ortschaften in Ungarn kann man durchaus nicht mit dem vergleichen, was man in Deutschland unter die Begriffe von Städten, Märkten und Dörfern scheidet. In Ungarn gleichen sie sich alle und scheinen nichts weiter als Lagerstellen zu sein, auf welchen sich die verschiedenen Abtheilungen der eindringenden Magyaren niedergelassen haben, und auf welchen ihre Nachkommen seit Jahrhunderten, der väterlichen Ueberlieferung treu, verblieben sind. Wenn man durch einen solchen Ort kommt, so möchte man ihn eher für eine Nomadenzeltstadt als für eine feste Ansiedlung halten. Die Straßen sind so breit, daß man Cavalleriemanöver darin ausführen könnte; die Häuser, durchaus einstöckig und mit der Giebelseite gegen die Straße gekehrt, zeigen keine oder

höchstens ein paar kleine Fenster, da die andern nach dem Hofe gehen. Dies ist die gleiche Physiognomie, welche Märkte und Landstädte darbieten. Die königlichen Freistädte unterscheiden sich hiervon wesentlich. Denn in denselben ist der Einfluß der eingewanderten Deutschen und ihrer Erinnerungen an das Vaterland und die heimischen Sitten und Gebräuche unverkennbar. In einem Herrendorfe ist natürlich das Schloß das Hauptgebäude. Es besteht, wenn es alt ist, aus einem viereckigen Bau von einem oder zwei Stockwerken, durch Eckthürme flankirt; ist es neuer, so bietet es meist den Baustyl der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts, mit dem nöthigen Zopf- und Schnörkelwerk ausgestattet. Hinter demselben stehen in Hufeisenform die Wirthschaftsgebäude und Dienerwohnungen und bilden zwischen sich und dem Herrenhaus einen geräumigen Hof. Die Ställe, namentlich die der Pferde, sind mit besonderer Sorgfalt gebaut; denn auf die Vortrefflichkeit seiner Rosse thut sich der magyarische Edelmann in alter Anhänglichkeit gern etwas zu Gute und ermüdet nicht, sie dem Gastfreunde vorzuführen und anzupreisen. Meist liegen sogar die Herrenäcker in der Nähe, oft auch ein melancholischer Teich mit Karpfen und Wasservögeln besetzt, bei neueren Schlössern ein Lustgarten, bisweilen mit englischen Anlagen. In ehrerbietiger Entfernung von dem Edelsitze des Gutsherrn haben sich die walachischen oder slavischen Unterthanen angebaut. Ihre Hütten sind mit Stroh gedeckt und aus Lehm aufgeführt; dabei ein kleines Gärtchen mit ein paar Pflaumen- oder Birnbäumen und einigen Tabakbeeten — so ist der ganze Reichthum bezeichnet. Ganz zuletzt außerhalb des Dorfes sind die Zelte der Zigeuner aufgeschlagen, wenn diese Armen nicht in Erdlöchern, die mit Stroh bedeckt sind, sich eingewohnt haben. Nehmen wir dazu das Gotteshaus, — aber man denke nicht an die bescheidenste deutsche Dorfkirche — die etwas besseren Wohnungen des Pfarrers und Verwalters und etwa die Schule, wo eine solche ist — so haben wir das Bild eines ungarischen Dorfes. Die Hütte von Wirthshaus, welche sich durch einen ausgesteckten Tannenbüschel legitimirt, ist nichts weiter, als eine enge Stube mit ein paar Tischen und Bänken, angerauchten Wänden mit einigen Kreuzerbildchen und einem Estrich ohne Bretern aus gestampfter Erde bestehend. Zu haben ist nicht viel mehr, als was man mitbringt. Außerdem gestern Paprikahuhn, heute Paprikahuhn, morgen — Paprikahuhn. Nun, man gewöhnt sich daran; Paprikapfeffer ist das beliebteste Gewürz in Ungarn und fehlt in keiner Speise oder wird in Essig eingemacht zum Fleisch gegeben. Ein Trunk Wein schmeckt darauf vortrefflich. Diese Wirthshäuser sind eigentlich nur Schenken, die dem Gutsherrn gehören, und in welche derselbe einen Bauer hineinsetzt, um die leichteren Qualitäten des grundherrlichen Kellers in Umlauf zu bringen. Hier versammeln sich die Dorfbewohner an Sonn- und Feiertagen und tanzen nach einer deutschen Geige, die ein Zigeuner spielt, oder singen zur eintönigen serbischen Gusla.

Die Physiognomie des Magyaren gleicht auch nicht im Entferntesten dem Bilde, das uns die byzantinischen Geschichtsschreiber von den dickköpfigen, krummbeinigen und häßlichen Gesellen Attila's hinterlassen haben. Vieles mag in dieser widerlichen Schilderung übertrieben sein; indeß ist doch unzweifelhaft, daß der magyarische Volksstamm eine merkwürdige Veredlung sowol im Innern als im Aeußern erfahren hat. Der Kopf ist mehr länglich, die Nasenwurzel sitzt tief unter der freien Stirn, das Auge steht mit dem innern Winkel etwas nach unten. Die Gesichtszüge sind scharf geschnitten, besonders durch die Adlerwölbung der Nase; dazu das dunkle, meist schwarze Haupthaar, der starke Schnurrbart, der feine Mund mit dem ovalen Kinn, die mittelgroße, muskulöse Gestalt — dies sind die Hauptzüge des magyarischen Volkstypus. Die Frauen zeichnen sich besonders in höhern Ständen durch die Regelmäßigkeit ihrer Gesichtszüge und das Blendende ihrer Hautfarbe bei rabenschwarzem Haare aus.

Die Tracht des Magyaren ist ursprünglich weitwallend und faltig, wie sie seinem südlichen Himmel und seiner orientalen Abkunft geziemt. Im Ganzen hat sie viel Aehnliches mit der Nationaltracht der Serben. Ein kaum auf die Hüften reichendes Leinenhemd mit faltenreichen Aermeln bedeckt Brust und Rücken. Darunter wird die Gagya, eine leinene Hose, die unten ausgefranzt ist, getragen und über der Hüfte durch ein Tuch oder einen Riemen so fest geschnürt, daß durch das Zusammenpressen des Unterleibs die Brust stark hervortritt. Ueber die Schulter hängt die nationale Bunda, ein Mantel aus Schaffell, den Fuß kleidet der stets bespornte, bis an die halben Waden reichende Stiefel, den Kopf bedeckt der Suveg, eine schwarze, schirmlose und nach oben sich verengende Mütze,

oder ein breitkrempiger Hut von grobem schwarzem Filz. Die reicheren Magyaren tragen über die leinene Gagya eine meist blaue, enge und mit Tressen besetzte Hose, welche bis in die Stiefel reicht; die Bunda selbst wird zum reichverschnürten Dolman. So entstand die prächtige Husarentracht. Unter den polnischen Königen und zur Zeit der Türkenherrschaft war es in Ungarn Sitte, das Haupthaar abzuscheeren. Später kehrte man wieder zu der ursprünglichen Gewohnheit zurück, das Haar in langen Zöpfen zu tragen, was in die Militärtracht selbst anderer Länder überging, wie z. B. die Husarenregimenter der französischen Republik noch durch diesen Schmuck ausgezeichnet waren, als er selbst in Ungarn längst nicht mehr allgemeine Sitte war. Jetzt trägt man das Haupthaar theils kurz geschnitten, theils in seiner Länge hinter das Ohr gestrichen und auf die Schultern herabwallend. Vom Barte bleibt nur der Schnurrbart stehen; Kinn und Wange werden glatt geschoren. Diese Tracht entspricht sowol dem Bedürfniß des Orientalen, weites Gewand ohne Hemmung zu tragen, als auch den Anforderungen des Klima; denn das Linnengewand paßt vortrefflich für den Ackersmann in der Sonnenhitze und der Pelz der Bunda bewahrt ihn vor den Schädlichkeiten der abendlichen Kühle und Nachtfröste, die in warmen Himmelsgegenden so gefährlich werden. Auch läßt der ungarische Bauer, wenn er ausgeht, seine Bunda nie zu Hause. Ist die Bunda von Tuch, so sind die Aermel zugenäht und dienen als Taschen; die Pelzfütterung wird um den untern Saum des Kleides nach der äußern Seite umgeschlagen und angeknöpft. Des Nachts wird dieser Aufschlag heruntergeklappt und bedeckt die Füße. So eine Bunda ist ein vortreffliches Möbel; man kann sie als Mantel, als Bett, als Bettdecke gebrauchen. Ist es kalt, so trägt man das Fell nach innen, regnet es, so kehrt man es nach außen — so ist man für alle Jahreszeiten geschützt. Die Weiber und Mädchen tragen einen kurzen, faltigen, meist blauen Unterrock, dazu ein farbiges, enganschließendes Leibchen und schwarze oder rothe Halbstiefel. Die Mädchen haben das Haar in einem einzigen mit Bändern durchflochtenen Zopfe weit herabhängen; die Verheiratheten tragen es auf den Scheitel festgebunden. Beim Ausgehen, besonders im Winter, legen sie einen Dolman von Schafpelz an.

In seinem Familienleben erweist sich der Magyar als ächter Orientale. Er ist der Herr; Weib und Kind heißen seine Leute, und sein Weib dutzt ihn nie. Er ist aber deshalb kein Tyrann, der die Seinen als Sklaven betrachtet, sondern er behandelt sie mit Güte, ja die Magyarensprache hat für die Frauen die zarten Metaphern „der Rose und des Sterns", womit man sie anredet. Der Mann schafft rüstig in Wald und Feld für den Unterhalt der Seinen, die Führung des Hauswesens bleibt seinem Weibe überlassen, und hat er sein Tagewerk gethan, so schmaucht er mit Behagen seine Pfeife, indem er sich vor die Thüre in die Sonne setzt.

Die Tapferkeit des Magyaren ist über jedes Lob erhaben und allgemein anerkannt. Selbst in den Kriegen der jüngsten Zeit haben sich die ungarischen Regimenter so vortheilhaft ausgezeichnet, daß es keines weitern Commentars bedarf. Am liebsten kämpft der Ungar in alter Anhänglichkeit an seine Nationalsitten zu Pferd und — versteht sich — als leichter Ritter, obgleich man auch in Ungarn im Mittelalter schwergepanzerte Ritter und Rosse kannte. Durch die Kämpfe mit den orientalisch gerüsteten Spahis wurden auch die Ungarn wieder zu ihrer nationalen Bewehrung zurückgeführt. Der zum Aufgebot des Königs eilende Edelmann ist Husar, d. h. er steht im Werth (ár) von zwanzig (husz) Infanteristen, welche der Magnat auf einen Husaren stellt. Schon in der frühesten Kindheit lebt der Magyar mit dem Pferde zusammen, und von dem Tage an, wo er im Galopp zu reiten versteht, dünkt er sich ein Mann. Waffen zu tragen ist sein größter Stolz, er ist geborener Soldat. Selbst aus seiner Heimath gerissen und auf fremde Schlachtfelder geführt, bleibt er der Fahne treu, zu welcher er einmal geschworen und die Kriegsgeschichte bewahrt die heldenmüthigsten Züge der Ergebenheit und Aufopferung, wodurch der ungarische Soldat den Kriegerruhm seines Volkes befestigte und erhob. (164.)

57. Der ungarische Husar.

Der Husar ist das verkörperte Magyarenthum. Nichts kommt dem Sturm eines Husarenangriffs in der Schlacht gleich. Jetzt wird das erste Zeichen zum Angriff gegeben — die Husaren setzen sich im Sattel zurecht; zweiter Ruf — die Pferde schnauben, jeder Mann spricht mit dem seinigen ein paar freundliche Worte; dritter Ruf — rajita! der Haufe stürzt vor im höllischen Galopp, Roß und Reiter liegen langgedehnt auf dem Boden, die Schwerter blitzen, die Kanonen donnern, die Büchsen knattern, aber mitten durch's furchtbarste Kartätschenfeuer stürmt die tolle Schaar auf die feindlichen Batterien los. Die Feinde können dem Stoße nicht widerstehen, sie weichen, die Schlacht ist entschieden. So kämpfen ungarische Husaren. — Es gibt keine Waffengattung im österreichischen Heere, die sich mit ihnen in Reiterkühnheit, in Gewandtheit, in Präcision des Manoeuvres, in strenger Subordination, Sauberkeit und Verlässigkeit messen könnte. Es gibt aber auch keinen Offizier in der österreichischen Armee, der die Vorzüge dieser Truppe nicht ohne Widerrede anerkennt, und wer einmal bei den Husaren gedient hat, wird sich bei andern Regimentern nie recht heimisch fühlen.

Auch Frankreich, Rußland, Preußen und andere Länder haben diese Waffengattung in ihren Heeren eingeführt, aber es sind eben nur russische, französische, preußische Cavalleristen mit ungarischen Schnürröcken. Es fehlt der Geist, das Pferd und — der magyar Isten. Deshalb erkennt sie der ungarische Husar auch nicht als Brüder an, und wo er mit fremden Husaren zusammenkam, ließ er sie im Kampfe seine ganze Verachtung fühlen. So erzählt man sich, daß während eines Feldzuges gegen die Franzosen in den napoleonischen Kriegen das Bivouac preußischer und ungarischer Husaren nahe bei einander war. Ein Preuße kam mit einem Glase Wein traulich herüber und trank auf das Wohl des „Bruder Husaren". Der aber wies das Glas sanft zurück, strich sich den Schnurrbart: „Was Bruder? — Nir Bruder — ich Husar — du Hanswurscht." Man nehme diesen Ausdruck nicht für Prahlerei. Der ungarische Husar ist kein fanfaron, wie der französische chasseur, aber er lebt im Bewußtsein seiner Tüchtigkeit wie ein Grenadier der alten Kaisergarde. Ihm sind der Dolmany*), der Csako und die Csizmen an den Leib gewachsen, es ist das Feiertagsgewand des Ungarn auch außer Dienst, es ist die Nationaltracht ins Militärische übersetzt, und weil er weiß, daß dies bei andern Völkern nicht der Fall ist, gilt ihm die nichtungarische Husarentracht so viel wie Bedientenlivree.

Der Husar ist von Natur gutmüthig wie der Magyar im Allgemeinen. Der prächtigste Mann im Dienst, ist er zugleich der lustigste Bruder in der Schenke, der seinen Schoppen nicht allein leeren wird, wenn dem böhmischen oder deutschen Reiter an seiner Seite das Geld ausgegangen ist. Nur ein zweibeiniges Geschöpf gibt es unter der Sonne, das ihm verächtlich und hassenswerth erscheint, wie kein Thier des Waldes oder Sumpfes. Das ist der Banderial-Husar, dieses Zwittergeschöpf zwischen Croaten und Magyaren, der wie der Croat als Infanterist, in der Militärgrenze den Reiterdienst versieht. Nie hat ein ungarischer Husar mit einem Banderial-Husaren getrunken, nie wird er mit ihm an Einem Tische sitzen; eine Schlange wird er zertreten, wo er sie sieht, einen Wolf wird er jagen im Gebirge, mit einem Büffel sich balgen auf sumpfiger Haide, mit einem elenden Roßdieb raufen um die Halfter eines Pferdes; den Banderial-Husaren aber — den spuckt er an, wo er ihn trifft.

Das Ich des Husaren ist in seinem ganzen Leben die zweite Person, sein Roß die erste. Er trinkt nicht und sollt' er verdursten, bevor sein Pferd nicht versorgt ist, er schläft nicht, wenn es nicht sein Heu im Stalle hat, er ißt nicht und sollt' er verhungern, bevor es im Heu oder Hafer herumknabbert.

Der Husar hält sich für so klug, wie nur irgend einen Menschen auf der Welt, sein Pferd hält er für noch klüger. Er muß es wol besser wissen als sonst Jemand, denn er sitzt Stunden lang neben

*) Sprich Dolmanj: kurzer Schnürrock. Csako (Tschako): Kopfbedeckung. Csismen: Stiefel.

ihm im Stalle, und spricht mit ihm, und erzählt ihm Geschichten von Arpad und Mathias, und stellt Fragen und beantwortet sie selber, und vergißt auch die Pfeife und das Wirthshaus, und wenn er dann aus dem Stalle herauskriecht, macht er ein zufriedenes Gesicht wie ein fleißiger Student nach einer profitabeln Vorlesung. Dann kauft er sich für den Rest seiner Löhnung eine Blase voll Tabak und um einen Groschen Seifengeist für's Pferd! das macht eine große Ziffer in der Rubrik seiner Ausgaben. Heu und Hafer gibt das Regiment, aber damit wird noch kein Pferd stark und gesund, es braucht Seifengeist für seine Glieder, und das bezahlt der Mann aus eigenem Beutel.

[191.]

58. Die Pussten und die Czikos.

Die ungarischen Pußten sind keineswegs schauerliche Einöden, entvölkerte Sandsteppen, wie man im Auslande wol glauben mag; es sind endlose Viehtriften mit zahlreichen Wohn- und Wirthschaftsgebäuden für die Beamten und Diener, hie und da auch für die Besitzer selbst; freilich müssen diese vereinzelten Gebäude bei der ungeheuren Ausdehnung des Terrains, so zu sagen, verschwinden und der leere unbewohnte Theil der Besitzung ist der bei weitem überwiegende. — Ueber den historischen Ursprung dieser Pußten — im Lande nennt man sie auch Prädien — läßt sich kaum etwas Bestimmtes sagen. Bei der Vertheilung des Landes unter Stephan dem Heiligen wurden kleinere oder größere Lehenbesitzungen auch an solche Freie oder bei Einführung des Christenthums Freigesprochene überlassen, welche keine Burg zu bewachen, sondern lediglich die Verpflichtung hatten, mit dem königlichen Heere ins Feld zu ziehen. Aus dieser Klasse ging auch der größte Theil jener Dienstmänner hervor, welche die neuerrichteten Klöster zu beschützen hatten und aus denen später wenigstens ein Theil der sogenannten Prädiales entstand; — neben oder in den Burgbezirken (Comitat) dürften sich auf diese Weise die adeligen Pußten — Prädien gebildet haben. Auch sagte dem magyarischen Naturell das Grasen des Viehes in den endlosen Ebenen jederzeit mehr zu, als die ökonomische, aber mehr Mühe und Sorgfalt erfordernde Stallfütterung. Ueberdies wurde das Schaf auf der Pußta nur für seinen Herrn geschoren, während der Unterthan im Dorfe auch noch an König und Comitat Abgaben zu entrichten hatte. Noch vor ungefähr einem Jahrhunderte war das ganze Békéser Comitat nichts als eine große Pußta; nur hie und da stand eine halb verfallene Hirtenhütte oder ein Meierhof, und auf einer Strecke von einer Quadratmeile wanderten kaum hundert Nomaden mit ihren Heerden herum.

Jetzt ist das freilich ganz anders geworden, und wenn der Reisende auch jetzt noch mehrere Stunden fahren muß, bis er von einem Dorfe zum andern gelangt, so erblickt er doch, so weit das Auge reicht, zahlreiche Gebäude, die ihm mit ihren weißgetünchten Mauern freundlich entgegenschimmern und der Ausdehnung nach aus der Ferne mitunter wie kleine Dörfer erscheinen. Von Stelle zu Stelle bietet ihm ein Feldbrunnen, der freilich so kunstlos als nur möglich angefertigt ist, einen kühlenden Trunk; die Häuser im Hintergrunde, diese Feldbrunnen, rechts und links die zahlreichen Heerden, die beim eintönigen Schalle der Leitglocke grasen, die Hirtengruppen, die sich um's Feuer gelagert, ihren Speck rösten, — Alles das bietet wenigstens den Tag über ein Gesammtbild, das durchaus nichts von dem Charakter einer Einöde oder Wildniß an sich trägt. Erst wenn die letzten Töne des Vesperläutens, die vereinzelt aus dem fernen Dorfe herüberschwingen, verklungen, wenn Hirt und Heerde heimgegangen sind, wenn die allmälig niedersinkende Dämmerung die weißen Mauern der Meierhöfe dem Blicke entzieht und der Brunnenschwengel nur noch in langen Zwischenräumen leise nickt, als ob er einschlafen wollte: dann wird's so recht stille auf der unabsehbaren Pußta; ein tiefblauer Himmel mit leichtgeröthetem Saume begrenzt den Horizont, das hohe Schilf nickt sich, vom Abendwinde gewiegt, den stillen Nachtgruß zu, während der Storch mit dem Phlegma des vielgereisten und vielerfahrenen Mannes zum Souper seine Fröschlein verzehrt. Ringsum wird Alles todtenstill; nur von Zeit zu

Zeit trägt ein Windstoß die Klänge der schwermüthigen Volksweise herüber, welche drüben vor dem Thore des Meierhofes ein Hirte seiner kleinen kunstlosen Pfeife entlockt.

Ein reicher Schatz echter Poesie liegt in den Volksliedern dieser Gegenden begraben, aber er ist kaum im Lande noch völlig bekannt; wie sollten diese einfach rührenden Weisen den Weg in's Ausland gefunden haben? Text und Melodie ergänzen sich gegenseitig und athmen dieselbe tiefe Schwermuth, dieselbe herzbrechende Klage. Vaterland und Liebe, das sind die zwei Angelpunkte, um welche sich das ungarische Volkslied dreht, und wenn auch der Hirt von der Pußta in der Bildung eine sehr tiefe Stufe einnimmt, so durchglüht doch ein gewisses patriotisches Gefühl — Instinkt wäre vielleicht richtiger — seine Brust und drückt dem rohen, rauhen Wesen einen unbeschreiblichen Adel auf. Die jüngst verflossenen Jahre haben das Eine wie das Andere neuerdings bewiesen; sie haben gezeigt, wie weit die Bildung des gemeinen Volkes in Ungarn hinter der allgemeinen europäischen noch zurück ist, sie haben aber auch dargethan, daß dieses Volk ein Feuer und eine Begeisterung in sich trägt, welche — wie seine Theiß — so leicht alle Dämme durchbricht, alle Ufer überfluthet, und nur der weisen Leitung harrt, um diese Fülle von Kraft und Muth an große, edle Schöpfungen zu verwenden.

In den unheilvollen Tagen der Jahre 1848 und 1849 haben die Hirten der Pußta, sonst ganz unbekannt, plötzlich eine große Rolle gespielt; sie waren die besten Truppen der Insurrektion, weil sie das Land und namentlich die Theißgegend kennen, wie Niemand sonst. Es ist ein ganz eigenes Volk, unter sich in viele Kasten getheilt, je nach der Gattung des Viehes, das sie zu hüten haben. Der Kanász (Schweinehirt) nimmt so ziemlich die unterste Stufe ein, dann kommt der Csordás oder Gulyás (Heerdenhirt), dessen Obsorge die Hornviehheerden anvertraut werden; an ihn reiht sich die Schaar der Juhásze (Schafhirten) und den Schlußstein bildet der eigentliche, echte Sohn der Pußta, der kühne Rossebändiger und noch kühnere Rossedieb, der Czikos. Auf Ehrlichkeit halten die guten Leute eben nicht viel, aber „es ist Methode" in ihrem Diebstahl; sie stehlen meist jene Gattung Vieh, mit deren Bewachung sie sich beschäftigen, und unterhalten dann dieses „eigene" Vieh in der Regel mit dem Futter ihrer Herren. Zuweilen ereignet es sich wol auch, besonders wenn einer dieser guten Leute seinen Eintritt in den heiligen Ehestand feiert, daß in der Nachbarschaft hie und da etwas Wein oder Speck oder Schinken abhanden kommt, aber das sind Kleinigkeiten, über die sich Niemand aufhält. Die Versammlungs- und Vergnügungsorte dieser Hirten sind die einzeln stehenden Schenken — Csárda — wo sie oft Nächte hindurch tanzen, singen und zechen und des Morgens ihre Zeche — aufschreiben lassen. Es sind merkwürdige Köpfe, mit scharf markirten Zügen, sonnenverbranntem Antlitz, schwarzen, funkelnden Augen und fetttriefendem Haare. Ihre Kleidung ist sehr malerisch und romantisch — auf den Bildern; in der Wirklichkeit ist sie es nicht. Sie besteht aus weiten, grobleinenen Beinkleidern und einem kurzen Hemd von gleichem Stoffe mit weiten Aermeln; da sie diese beiden wesentlichen Bestandtheile ihres Anzuges so lange tragen, bis sie ihnen buchstäblich vom Leibe fallen, so schmieren sie dieselben tüchtig mit Speck, um das Ungeziefer fern zu halten. Ihre Kopfbedeckung ist ein runder, breitkrämpiger Hut, und den Schlußstein dieser Garderobe bildet die Bunda, ein zottiger Schafpelz, den sie, je nach der Jahreszeit, bald mit der glatten, bald mit der rauhen Seite nach außen kehren, weshalb auch die Bunda, wie das ungarische Sprichwort sagt — „im Winter wärmt, im Sommer kühlt." Der Czikos trägt gewöhnlich auch noch ein Stück schwarzen Flor ganz genial à la Byron um den Hals geknüpft und einen ledernen Gürtel. Die Mühe, welche die guten Leute mit der Bewachung ihrer Heerden haben, ist eben nicht groß; sie überlassen diese Sorge gewöhnlich ihren weißen, großen Wolfshunden, welche auf einem Hügel oder Düngerhaufen ihren Sitz aufschlagen, um das Terrain überblicken zu können und dann mit echt schulmeisterischer Pedanterie die ihnen anvertraute Heerde hüten; wenn ein Fremder naht, so verkünden sie seine Ankunft durch lautes Gebell, als wollten sie ihrem Herrn zu erkennen geben, daß ein Vorfall eintrete, der nicht in das Bereich ihrer Thätigkeit gehöre; wenn sich aber die Jungen von der Mutter verlaufen wollen oder ein Raubthier heranschleicht, da schreiten sie sogleich selber ein und stellen das gestörte Gleichgewicht wieder her.

Die Hirten umlagern unterdessen ihre Feuer und schmauchen ihre Pfeifen, deren Köpfe gewöhnlich doppelt so lang als das Rohr sind. Wenn sie

der Hunger beschleicht, ziehen sie aus ihrem Tornister ein Stück Speck und verzehren es roh oder am Feuer geröstet zu ihrem schwarzen, aber schmackhaften Brote. Findet sich obendrein auch noch ein Schluck Wein in der Feldflasche — Kulacs — und ein Stück Schöpsenfleisch zum Gulyás, so tauschen sie mit keinem Fürsten der Welt. Kleingeschnittenes Fleisch, etwas zerlassener Speck, Wasser, Salz, Kümmel, Zwiebeln und der obligate spanische Pfeffer (Paprika), das sind die Ingredienzen dieses „Gulyás — Fleisches", das wol auch außer Ungarn gegessen, da aber gewöhnlich so bereitet wird, daß es der Juhász oder Kanász, wenn man's ihm vorsetzte, wahrscheinlich seinem auf dem Düngerhaufen residirenden Assistenten überlassen würde.

Das Vieh bleibt das ganze Jahr hindurch auf den Pußten und der Hirt bei ihnen. Dieser Umstand allein genügt vollkommen, um den Mangel selbst der allerarmseligsten Bildung bei diesem Hirtenvolke erklärlich zu machen; nur die Czikose kommen zuweilen in Städte, um Pferde zu verkaufen und dafür ein paar andere zu stehlen. Im Reiten thut's ihnen Niemand zuvor; ohne Sattel, oft auch ohne Zügel in der Hand, fliegen sie wie ein Pfeil über die Haide. Haben sie nur erst einen Vorsprung gewonnen, so schwingen sie sich mit Blitzesschnelle auf das gestohlene Roß und überlassen das eigene seinem Schicksale oder vielmehr seinem Instinkte, denn es kennt jeden Weg und Steg, jeden Sumpf und jeden Graben besser als sein Herr und rennt geraden Weges dem Standorte zu, wo dann Reiter und Roß ein freudiges Wiedersehen feiern.

Merkwürdig ist die Art und Weise, wie diese Czikose die wilden Pferde bändigen; seit Jahren leisteten sie bei dem Ausscheiden der Remonten für den Kavalleriedienst Wunder an Behendigkeit und Geschicklichkeit; oft befanden sie sich mit 4 bis 5 solchen Wildfängen allein in einem engen Raume, fingen sie, warfen sie zur Erde und kamen lachend und unversehrt, wie sie hineingingen, auch wieder heraus.

Kaiser Franz hatte von dem Muthe und der Gewandtheit dieser wilden Söhne der Pußta so viel Merkwürdiges gehört, daß er sich einmal — es war im Jahre 1820 — durch den Augenschein von der Wahrheit des Erzählten überzeugen wollte. Auf einer Pußta wurde ihm hierzu Gelegenheit geboten. Gulyása ritten im schnellsten Galopp durch eine mehrere hundert Stück umfassende Hornviehheerde; wie im Fluge erfaßten sie ein großes Kalb am Schweife, hoben es von der Mutter weg in den Sattel und ritten damit rings um die Umzäunung; wilde Ochsen und Kühe fingen sie mit bloßen Händen und brannten ihnen den üblichen Stempel ein. Nun kamen — wie ein Augenzeuge ausführlich erzählt — die wilden Rosse daran; aus einem ganzen Rudel ließ man, nachdem die Wildfänge mit Mühe in die Umzäunung getrieben worden, den Kaiser zwei davon bezeichnen, welche gefangen werden sollten; in einem Nu waren sie erfaßt, zu Boden geworfen, gesattelt, und auf jedem saß ein kühner Czikos. Es wurde nämlich aus einem Stricke eine Schlinge gemacht, deren eines Ende der Czikos an seine Hand befestigte; dann schlich er sich an das wilde Roß, warf ihm die Schlinge um den Hals, sich selbst aber in ziemlicher Entfernung zu Boden. Als er nun den Strick fester anzog, wollte das Roß in entgegengesetzter Richtung davonrennen; aber die Schlinge schnürte ihm immer fester den Hals zu und so stürzte es endlich athemlos zu Boden. In diesem Augenblicke springt der Czikos auf und stellt sich über das Roß, so daß es gerade zwischen seine Beine zu liegen kommt. Dann lockert er langsam die Schlinge, das Roß erhebt sich, aber durch diese Bewegung hat es den Czikos auch schon auf dem Rücken sitzen, der mit ihm davonsprengt und es nun rennen läßt, bis es müde und gefügig wird. Muth, Gewandtheit und eine eigenthümliche Geschicklichkeit in Abrichtung und Behandlung der Pferde thuen dann das Uebrige. Binnen Kurzem entspinnt sich zwischen Roß und Reiter jenes intime Verhältniß, wie es eben nur auf diesen Haiden und unter diesen Menschen vorkommt. Das Roß kennt die Hand seines Herrn, dieser jede Bewegung seines Pferdes; sie sprechen mit einander eine Geberdensprache, die Beiden vollkommen verständlich ist; der Czikos theilt jeden guten Bissen mit seinem Rößlein, dafür kann er ihm aber auch blindlings vertrauen, ohne daß ihm je ein Leid geschieht. (54.)

59. Die Zigeuner und ihre Lebensweise.

Einsame Feuer am abendlichen Horizont bezeichnen die Lagerstellen der Wanderzigeuner, welche ohne festen Wohnsitz in Siebenbürgen und Ungarn herumstreifen, von Taschenkünsten, Wahrsagen, Kessel- und Pfannenflicken und ähnlichem Gewerbe ihren Unterhalt gewinnen und da, wo sie die Nacht überrascht, ihr durchlöchertes Zelt aufschlagen, ohne Kummer über die Vergangenheit, ohne Sorge für die Zukunft. Die Zigeuner sind die verachtetste von den Nationen, welche die genannten Länder bewohnen. „Du bist ein Zigeuner" — ist selbst für einen Walachen das entehrendste Schimpfwort. Alle Laster und Verbrechen wirft man ihnen vor, und der bevorrechtete Bewohner hält seinen Hund höher, als das Ebenbild Gottes, wenn es ihm als Zigeuner entgegentritt. Selbst die Walachen, die nirgens unter den privilegirten Insassen wohnen dürfen, dulden die Zigeuner nicht unter sich, weshalb diese außerhalb dem Bezirke der walachischen Strohhütten ihre Erdlöcher graben müssen. Nichts ist elender als so eine Zigeunercolonie. Eine aus Straßenkoth aufgehäufte Erhöhung von einigen Schritten im Durchmesser bildet die Grundlage der Wohnung, welche durch Aushöhlung des Bodens geräumiger wird. Als Dach wird darüber eine zerlumpte Zeltdecke oder Schilf und Unkraut gebreitet, und die einzige Oeffnung dient als Thüre, Fenster und Schlot zugleich. In diesen Löchern kauert die ganze Familie am Boden um das Feuer herum, und selbst Schweine und Hunde finden daneben noch Unterkunft.

In ihrer Lebensweise und ihren Sitten sind die Zigeuner ganz ihrer orientalen Abkunft getreu geblieben*), nur werden durch verschiedene Gewerbe mehrere Klassen unter ihnen gebildet. Ueberhaupt scheint es zwei Raçen von Zigeunern zu geben, indem die Einen durch krauses Wollhaar, wulstige Lippen und sehr dunkle Hautfarbe mehr den äthiopischen Typus repräsentiren, während die Andern durch hellern Teint, glatte, glänzend schwarze Haare und ihre Gesichtszüge sich mehr dem kaukasischen Typus nähern. Die Zigeuner sind von unbesiegbarer Trägheit, und daran sind von jeher die Projekte zu ihrer Colonisirung und Civilisirung gescheitert. Die leichteste Weise ihren Unterhalt zu gewinnen, ist ihnen die liebste. Dabei herrscht eine gewisse Eitelkeit als Grundzug ihres Charakters vor, wie man besonders am weiblichen Geschlechte und an den Wohlhabendern unter ihnen beobachten kann. So verachtet sie sind, so können sie gewisse aristokratische Neigungen nicht verbergen. So z. B. bekennen sie sich stets zur Religion der Gutsherrschaft und sind heute Katholiken, morgen Griechen, Protestanten u. s. w. Denn es schmeichelt ihrer Eitelkeit, wenigstens in Einem Punkte mit dem Herrn auf gleicher Stufe zu stehen. Obgleich zerlumpt und voll Ungeziefer, weisen sie mit einer Art von Selbstgefühl auf jene Stammesgenossen, welche sich Wohlstand erworben haben. Außerdem ist der Zigeuner sehr genügsam und hat eine unermüdliche Ausdauer in Ertragung von Beschwerlichkeiten und Entbehrungen. Ein leinenes Hemd und beim Manne noch eine Hose vom selben Stoffe sind fast die einzigen Kleidungsstücke, mit denen sie sich gegen die Gluth der Sommersonne, wie gegen die heftigste Winterkälte schützen. Selten kommt noch dazu ein zerlumpter Lappen, welcher als Mantel um die Schultern flattert.

Die Zigeuner stehen immer unter einem Oberhaupte, welches der Gutsherr aus ihrem Stamme ernennt und zur Handhabung der Polizeigewalt verpflichtet. Das Gewerbe der Zigeuner wechselt nach Neigung und Geschick. Die Einen streichen Ziegel für Rechnung der Gutsherrschaft, Andere sind Maurer, wieder Andere Huf- und Nagelschmiede. Man muß aber dabei an keinen großen Apparat denken. Neben der Straße ist ein Loch in die Erde gegraben, ein paar schief an einen Baumast gelehnte Bretter bilden das Dach. In der Mitte des Loches ist ein faustgroßes Stück Eisen als Ambos, dabei liegen einige Kohlen, ein Hammer und eine Zange, ein nacktes Kind regiert den Blasebalg — das ist die Werkstätte. Eine große Anzahl von Zigeunern beschäftigt sich mit

*) Ihre Abkunft aus dem Norden Ostindiens ist kaum zweifelhaft, namentlich durch die Sprachvergleichung festgestellt.

der Goldwäsche. Mit einem Erlaubnißscheine versehen, kann der Zigeuner dies Gewerbe im Lande treiben, wo er will. Er hat nur die Verpflichtung, jährlich wenigstens eine Pizete Goldstaub an den Aufseher abzuliefern. Es sind ungefähr 96 Gran bei einigem Fleiße in einigen Tagen zu gewinnen.

Die niedrigste Klasse bilden die Wanderzigeuner. Sie zahlen keine Steuern, und werden von der Verwaltung ebensowenig gezählt, als das Ungeziefer in einem Hause. Ein Paar Schweine, ein struppiger Hund, eine dürre Mähre, welche das Zelt trägt, oder den Karren zieht, — das ist der ganze Hausrath dieser Nomaden. Sie schnitzen hölzerne Löffel und leben nebenher aus freier Faust. Schon zur Zeit Kaiser Joseph II. versuchte man es, sie zu colonisiren, aber vergeblich. Der Hang zum Umherschweifen war stärker als alle Lockungen eines behaglichen Lebens. Doch leben nicht alle Zigeuner im gleichen Elende; manche haben sich der Landwirthschaft ergeben und sind im Betriebe derselben glücklich, wie denn dieses Volk zu Allem, was es angreift, ein besonderes Geschick zeigt. Ja es gibt eine gewisse Aristokratie unter ihnen, und nicht Wenige, welche in Städten, namentlich in Hermannstadt und Klausenburg, wohnen, sind wirklich wohlhabend zu nennen. Obgleich, wie alle Zigeuner, außerhalb die Städte verbannt, verträgt ihr Stolz nicht, zwischen den Zelten ihrer erbärmlichen Stammesgenossen ihre Häuser zu bauen; sondern sie wählen das andere Ende der Stadt. Dort stehen ihre Wohnungen an der Stadtmauer und zeichnen sich nicht selten durch Reinlichkeit aus. Sie tragen die schöne Husarentracht mit goldenen Tressen und klirrenden Sporen. Ihr Haupterwerbszweig ist die Musik. Wer auf einem Instrumente tüchtig ist, wird in eine Musikbande aufgenommen, und so durchziehen sie das Land und kehren oft mit ansehnlichem Gewinn nach Hause zurück. Die Zigeuner sind geborene Musiker. Schon die kleinen Kinder greifen die Geige mit dem größten Geschick an, und sind in Kurzem so weit, ihren Vätern zu sekundiren. Wie der Zigeuner die Musik leidenschaftlich liebt, so hat er auch das feinste Gehör für sie, was ihn bei Erlernung eines Instrumentes außerordentlich begünstigt. Doch befaßt er sich selten mit Noten, sondern zufrieden, eine Melodie gehört zu haben, faßt er sie sogleich vollkommen auf und behält sie mit erstaunlicher Treue. Diese Eigenschaft hat die Zigeuner bei allen Festen in Ungarn und Siebenbürgen unentbehrlich gemacht, denn sie sind eigentlich die Bewahrer der Nationalmelodie, die sie mit wundervoller Präcision in vollem Orchester wiederzugeben wissen. [164.]

60. Die Nation der Sachsen in Siebenbürgen.

Deutsche Colonisten wurden im Jahre 1143 vom Könige Geysa II nach Siebenbürgen gerufen. Andreas II. gab ihnen durch einen Freibrief vom Jahre 1224 ansehnliche Privilegien, namentlich freie Verwaltung ihrer Gemeindeangelegenheiten, Wahl ihrer Beamten u. s. w. Diesen, sowie ihrer echt deutschen thätigen und einfachen Lebensweise verdanken die Sachsen jene hervorragende Stellung, welche sie unter der Bevölkerung Siebenbürgens noch heutzutage einnehmen.

Das Sachsenland sticht gegen das Land der Magyaren nicht blos durch seine Bewohner und ihre Tracht und Sitten, sondern durch seinen ganzen Charakter entschieden ab. Während das Magyarendorf auch in Siebenbürgen nur aus dem Herrenhaus und einer Anzahl strohgedeckter Hütten besteht, sieht man dagegen in einem sächsischen Dorfe lauter steingebaute Häuser, welche den Magnatenwohnungen nicht viel nachstehen. Hier fordert kein Edelmann Robotleistung oder bläht sich mit seinem Steuerprivilegium. Der Bauer ist der Besitzer, und auf dem ganzen Sachsenboden gibt es keinen Adel. Selbst diejenigen Sachsen, welche adelig sind, werden zum ungarischen Adel gerechnet und sind als Sachsen steuerpflichtig. Keiner steht über dem Andern in rechtlicher Beziehung und nur in socialer geben Reichthum und Bildung einen Vorzug.

Wenn man in ein Sachsendorf kommt, glaubt man in Deutschland zu sein, nur daß dort die Häuser bei Weitem nicht immer dieses Zeugniß von Wohlhabenheit ablegen. In der Mitte steht die Kirche, meist von festen Mauern umgeben, welche bei den häufigen Einfällen der Tartaren und Tür-

ken und den Wechseln der Bürgerkriege gar häufig den Dorfbewohnern zum Zufluchtsorte dienen mußten. Hier verschanzten sie sich mit ihrem Werthvollsten, bis die flüchtigen Schwärme wieder verschwunden waren, um alsdann ihre niedergebrannten Wohnungen auf's Neue wieder aufzubauen. Am Ende des Dorfes stehen die Strohhütten, in denen die Walachen wohnen, und wenn sie zur schismatischen Kirche sich bekennen, vielleicht in einem strohbedeckten Schoppen ihr Gotteshaus haben. Als Viehhirten und Tagelöhner unter den Sachsen aufgenommen, würden sie nie im Dorfe unter den übrigen Bewohnern geduldet werden. Freilich haben sie sich erstaunlich vermehrt und ganze verlassene Dörfer eingenommen, aber in diesem Falle zählen sie als Sachsen und sind, wie in den Besitzstand, so auch in die Rechte derselben eingetreten. Ganz zuletzt, außerhalb des Dorfes, sind die Zelte der Zigeuner aufgeschlagen, wo Hunde und nackte Kinder unter demselben elenden Dache leben. Dies ist die Physiognomie eines Sachsendorfes.

Wie das Innere der Häuser wohnlich und bequem eingerichtet ist, so zeugt auch die Tracht der Sachsen von ihrer Wohlhabenheit und ihrem Sinn für Ordnung und Anständigkeit. Der sächsische Bauer — denn in Städten und Märkten hat man allgemein die französische Tracht angenommen — trägt eine enge Hose von weißlichem Tuche, über welche die hohen Reiterstiefel bis an den Schenkel heraufreichen. Auf dem Leibe hat er eine lederne Weste mit farbigen Blumen gestickt oder mit Borten besetzt und durch einen breiten Ledergurt befestigt. Dazu einen weißtuchenen Ueberwurf mit schwarzem Vorschuß an den Nähten. Den Kopf deckt ein breitkrempiger schwarzer Filzhut. Seine Frau trägt über dem dicken wollenen Unterrock einen Spenser von weißem Tuche, auf dem Kopfe hat sie einen weißen Schleier und die Füße sind häufig mit hohen Männerstiefeln bekleidet. Jungfrauen haben das Haar in langen, mit Bändern durchflochtenen Zöpfen über den Rücken hinabhängen und auf dem Kopf einen schwarzsammtenen Tschako, an welchem der Schleier befestigt ist. In die Sonntagskirche geht keine, ohne einen Blumenstrauß in der Hand zu tragen.

Die Gestalt des Sachsen spricht unverkennbar für seine deutsche Abkunft. Das offene, gutmüthige, etwas breite Gesicht, von Luft und Sonne gebräunt, seine blauen Augen, das blonde oder lichtbraune Haar, das er in seiner Länge über die Schulter hängen läßt, die stattliche, mitunter etwas fette Figur, Alles verräth auf den ersten Anblick seine Heimat. Würde dies auch nicht der Fall sein, so müßte man ihn aus seinem Charakter erkennen. Wohlwollend, freundlich und zuvorkommend, ist er dem Lebensgenusse nicht abhold und sein urgermanischer Geschmack an den Freuden der Tafel charakterisirt schon seine zur Beleibtheit neigende Gestalt hinreichend vor der des hagern, mit Speck und Zwiebeln zufriedenen Walachen und Ungarn. Nichtsdestoweniger ist er äußerst genügsam und versagt sich jede Zerstreuung; er verkauft den Weizen, um seine Steuer zu bezahlen und begnügt sich mit Erdäpfeln. Ein unermüdlicher Fleiß zeichnet den Sachsen aus, und obwol er bei Weitem nicht den besten Boden in Siebenbürgen besitzt, so hat er es doch durch seine Thätigkeit dahin gebracht, daß er einer größeren Wohlhabenheit sich erfreut, als selbst jene Einwohner, welche die trefflichsten Felder innehaben. An Bildung steht er allen Mitbewohnern des Landes vor, und wenn ich auch nicht gerade sagen will, daß der Magyar und Szekler an Begabung hinter ihm zurückbleiben, so ist er diesen doch insoweit voraus, als er seine Anlagen besser ausgebildet hat. [164.]

61. Sudeten und Karpathen.

Je weiter gegen Osten, um so mehr nehmen die Alpen überhaupt und insbesondere die Uralpen an Höhe und Mächtigkeit ab und verändern damit zugleich ihre äußeren Formen. Es sind keine hohen schroffen Wände mehr, welche aus den Hochthälern aufsteigen; keine breiten Hochgipfel thürmen sich über die Felsenkante der Gräte empor; das Gebirge geht über in vegetationsreiche, langgestreckte, walzenförmige Rücken, über welche die Gipfel als abgerundete Kegel und Kuppen, wol auch als übereinandergethürmtes Chaos von Felsmassen nur mäßig hoch emporsteigen. Diesen Charakter haben im Allgemeinen auch die Sudeten und Karpathen. Es sind die Rückengebirge, theils aus breiteren Flächen, theils aus felsigen schmalen Kämmen bestehend. An die Stelle der Gletscher in den Hochalpen treten die Torfmoore auf dem Kamme; statt der stolzen Pyramiden sind die Gipfel abgerundete Hügel, die nur so viele hundert Fuß sich erheben, wie jene deren tausend; charakteristisch aber sind die zahllosen Felsblöcke, mit denen manche Stellen des Kammes wie besäet erscheinen, ja mehrere Gipfel selbst bestehen aus einem übereinander geworfenen Chaos solcher Felsenblöcke (Böhmerwald). Auf dem Kamm des Erzgebirges kann man stundenlang fortgehen, ohne um mehr als 200 Fuß sich zu erheben oder zu senken, wenn man gerade keine der einzelnen Kuppen ersteigen will, desgleichen auf dem Riesengebirge. Das Riesengebirge zeigt den oben geschilderten Charakter am entschiedensten ausgesprochen. Es besteht aus ungeheuren, massenhaften Rücken, mit sehr breiten Flächen, „Wiesen" genannt (auch „Plan oder Platte"), oder aus schmalen, langen Kämmen, auf welchen die kuppelförmigen Gipfel, „Koppe oder Haube" genannt, aufsitzen. Die Gipfel bestehen aus massigem Felsgestein, oder aus chaotisch übereinander gethürmten und geschobenen Blöcken. Ungeheure Abgründe, „Gräben" genannt, trennen die einzelnen Kämme, oft in längere dunkle Schluchten oder Gründe übergehend. Bis 3600 Fuß hinauf ist das Gebirge bewaldet, weiter aufwärts trägt es Knieholz, oft in undurchdringlichen Strecken; die Rücken selbst sind mit Graswuchs, oder auch mit ausgedehnten Sümpfen bedeckt.

Das Riesengebirge ist der großartigste Theil der Sudeten, wo 900 Fuß über die „weiße Wiese" der höchste Gipfel Böhmens und der Sudeten, die Riesenkoppe (Schneekoppe), zu 5200 Fuß emporsteigt. Dieser Gipfel bildet eine 85 Schritte lange, 66 breite Fläche, spärlich mit Moos und Flechten bedeckt, über welche die Grenze von Oesterreich und Preußen (Böhmen und Schlesien) geht. Schon jenseit der Grenzlinie steht die ehemalige Laurentinscapelle, 1668 vom Grafen von Schafgotsch erbaut, zu welcher bis zum Jahre 1810 jährlich fünfmal eine Wallfahrt ging. Mehrmals erbrochen und bestohlen, wurde die Capelle 1824 entweiht und ist jetzt eine Herberge. Das Panorama von der Koppe hält bei 80 Meilen im Durchmesser.

Einen ganz eigenthümlichen Charakter haben aber die sogenannten Centralkarpathen, die Tatra. Nicht die gigantischen Massen, nicht die hohe Majestät ewiger Eisfelder, nicht die romantischen Wasserfälle der Hochalpen verleihen der Tatra das eigenthümliche Interesse, sondern die furchtbar kahlen Granitkolosse, welche unmittelbar aus der Thalfläche zu 7000′ Seehöhe in einer Reihenfolge der abenteuerlichsten Gestalten emporsteigen. Die waldigen Vorberge haben nur geringe Höhe und das Hauptgebirge tritt um so imposanter hervor. Die Tatra ist mit der Liptauer Magura ein eigentliches Rückengebirge, von dessen schmalen und scharfen Graten sich die höchsten Gipfel meist in Gestalt von Pyramiden erheben, die nach allen Seiten, namentlich gegen Süden, kahl und äußerst schroff abstürzen. Kein Gesträuch, keine Pflanze wurzelt an diesen fast senkrechten Granitwänden, von denen eine Unzahl von Klippen in den drohendsten Gestalten emporragen, aber diese Giganten umschließen auch die vielen reizenden grünen Bergseen, Meeraugen genannt, selbst über 6300′ über dem Meere, wodurch sich die Tatra nicht minder auszeichnet. Schnee und Eis hält sich selbst auf den höchsten Spitzen nur bis in

den August, nur in dem „Eisthale" finden sich kleine Felder von altem Schnee und Firn.

Keiner der höchsten Gipfel lohnt durch eine Uebersicht des ganzen Gebirges oder durch eine außerordentliche Fernsicht, überraschend ist dafür der Anblick der romantischen Thäler, welche in furchtbarer Tiefe die starren Felsenkolosse umziehen. Das Gebirge wird übrigens gewöhnlich viel unzugänglicher geschildert als es wirklich ist, und der Anblick der furchtbar schroffen Felsen vermuthen läßt. Die Vegetation reicht an einer oder der anderen Seite überall bis auf den Kamm, und das ganze Gebirge ist daher von Viehsteigen der zahlreichen Heerden durchkreuzt, die im Sommer zur Weide hinaufgetrieben werden. Hat man einmal den Kamm erreicht, so kann man von Kuppe zu Kuppe klettern, aber freilich nur, wenn man schwindelfrei ist. Die neuesten Messungen haben als den höchsten Gipfel der Tatra die Gerlsdorfer Spitze (Gerlachowo) gefunden, von 8354', indeß die Lomnitzerspitze nur 8304', die Eisthaler 8100', der Krivan 7818' mißt. [193.]

---

62. Das Salzbergwerk von Wieliczka.

Wieliczka ist seines Salzbergwerks wegen berühmt, des reichsten der österreichischen Monarchie, welches 1250 von dem Hirten Wielicz entdeckt sein soll und sich gerade unter dem Städtchen befindet und gleichsam eine zweite, unterirdische Stadt bildet, die mit ihren Straßen, freien Plätzen u. s. w. einen weit größeren Raum einnimmt, als das Wieliczka der Oberwelt. Die größte Ausdehnung des Salzstocks von W. nach O. beträgt 9500, von N. nach S. 3600 und die größte Tiefe 1220 Fuß. Elf Tagschachte führen in die Grube, davon zwei in der Stadt selbst, nämlich der Franzišek mit einer Wendeltreppe von 470 Stufen, und der Danielowicz, der nur 198 Fuß tief, gewöhnlich von Reisenden an sichern Tauwerken befahren wird. Die Grube wird in vier Stockwerken bebaut. Ein wahres Labyrinth von Gängen, oft in bedeutender Höhe durch Brücken verbunden, breitet sich in den Stockwerken aus. In den neuen Kammern läßt man Salzpfeiler stehen, in den alten wird die Decke durch Zimmerwerk gestützt, welches sich trefflich erhält, da die Grube außerordentlich trocken ist, obwol sie 16 Teiche enthält, deren mehre mit Nachen befahren werden können. Die ausgebrochenen Kammern werden theils mit Kothsalz und taubem Gestein zugeschüttet, theils zu Magazinen benutzt, unter denen gegen 70 von bedeutender Größe sind. Mehre davon sind architektonisch verziert, mit Kronleuchtern, Statuen u. s. w. versehen, Alles ist aus Salz gehauen, und das Ganze gibt, zumal bei festlicher Beleuchtung, einen feenhaften Anblick. Man hat berechnet, daß eine Wanderung durch alle die sich windenden und kreuzenden unzähligen Gänge des Bergwerks ein weiterer Marsch sein würde als von Krakau nach Wien und wieder zurück.

Besonders besucht von Reisenden ist die sogenannte Kapelle. Dies ist ein großes Gewölbe mit spitzbogigem Eingang, Kanzel und Altar, an dessen Stufen zwei Mönche vor den oberhalb stehenden Gestalten Christus und Maria betend knien; Alles ist nach Angabe eines geschickten Bergmannes aus Salzstein gehauen. Zuweilen kommt man in ungeheure Gewölbe (Verhaue), deren ausgeleerte Räume nicht geringe Massen Salz geliefert haben. Da wird mit Pulver gesprengt, mit Meißel und Hammer, mit Keil und Brechstange stückweis oder bänderweise das Gestein abgelöst. Besonders merkwürdig ist der große Saal, ein Verhau, worin eine Dorfkirche bequem stehen könnte. Er dient zur Aufbewahrung solcher Dinge, die in den mancherlei Abtheilungen des weitschichtigen Bergwerkes sehenswerth sind, und hier auch einmal betrachtet werden können, z. B. Stufen an den Wänden, getrennte Salzbänder, erste Anfänge dazu, Fossilien, Versteinerungen und Krystallisationen, die im Salzstein gefunden werden. Pyramiden aus geöltem Papier und andere Vorkehrungen zur Beleuchtung stehen umher, Kronleuchter aus Salz hängen an der Decke, und in gewisser Höhe ist ein Chor für Musikanten ausgehauen. — Der unerschöpfliche Reichthum des Minerals wird für die Zukunft noch eine Menge Verhaue und Strecken, eine unterirdische Salzwelt veranlassen. Zwar wohnen noch keine Menschen unten, aber Ställe für Pferde finden sich schon, und weiten sich die

Werke noch mehr aus, so möchte die Anlage von Häusern nöthig werden. Die Pferde werden gebraucht, um die Maschinen in Bewegung zu setzen, womit aus untern Stockwerken die Salzlasten hinaufgefördert werden. — Frischgebrochenes Salz sieht so ziemlich aus wie ein zerschlagener Kieselstein, flimmert auch ein wenig, ergraut aber bald an der Luft. Mitunter finden sich jedoch reine durchsichtige Krystallstücke, die man zu Kunstsachen, Leuchtern u. s. w. verarbeitet. Das Steinsalz müßte, um es weiß und schön zu bekommen, erst gesotten werden; man verkauft es indeß, wie es ist, weil der Sud zu viel kostet. Jeder zerstößt sich, so viel er braucht, was dem halb grau, halb grünlich und unappetitlich auf den Tisch kommt. Der reine Ertrag des Bergwerks beläuft sich jährlich im Durchschnitt auf 6 Millionen Gulden.

[166. 187.]

63. Der Dom und die Königsgräber zu Krakau.

„Wavel" heißt der berühmte Schloßberg Krakau's mit der alten Königsburg und der Domkirche. Es gibt wenige Kirchen, die so reich an Königsgräbern und interessanten Denkmälern wären, als der Krakauer Dom. Unsere deutschen Kaiser sind in alle Welt zerstreut, zwei liegen hier, drei dort, fünf wieder anderswo begraben. Die Gräber der russischen Kaiser sind auch getheilt. Die der ungarischen Könige haben geringeres Interesse. Die der schwedischen sind — nach den Beschreibungen — weniger prachtvoll, ja selbst St. Denys ist kleiner, die Westminster-Abtei vielleicht interessanter. Am meisten gleicht der Anblick des Innern des Krakauer Domes der St. Veits-Kirche zu Prag, wie denn überhaupt die ganze Situation des Krakauer „Wavel" mit dem Prager „Hradschin" sich am nächsten vergleichen läßt, obgleich ohne Zweifel in Krakau Alles bei Weitem reichhaltiger und größer ist*).

Die Kirche ist ein majestätisches, herrliches Gebäude, in gothischem Style gebaut. Die Räume der Hauptschiffe der Kirche sind groß und hoch und der ebenfalls nicht kleinen Kapellen zu den Seiten gibt es eine große Menge. Das Auge der Eintretenden zieht zunächst das prächtige Grabmal des heiligen Stanislaus auf sich, das aus einem Katafalk und Sarge mit der Statue des Bischofs, aus einer Menge von Engeln und anderen Nebenfiguren, Alles aus reinem, blankgeputztem Silber besteht.

Die Pfeiler der Kirche sind mit Marmor bekleidet, und ihr Schmuck, wie der der sämmtlichen 24 Kapellen, ihre Bildhauerarbeiten, ihre Gemälde, ihre Statuen und andere Ornamente setzen durch ihren Reichthum und Geschmack in das größte Erstaunen, besonders den, der sich in Polen nach alter Weise Alles barbarisch und roh vorgestellt hat.

Mit sehr wenigen Ausnahmen liegen hier alle polnischen Könige vom neunten Jahrhunderte an, sowol die, welche der 500 Jahre dauernde Stamm der Piasten gab, als die, welche an dem dreihundertjährigen Stamme der Jagellonen erblühten, als auch endlich die Wahlkönige, die Bathory's, die Sobieski's u. s. w. begraben, und es dringt hier auf den Geschichtskundigen in so engem Raume auf einmal der ganze überschwängliche Schwall von historischen Bildern und Erinnerungen, die sich an alle jene vielgenannten Namen knüpfen, überwältigend ein.

Der erste Piast, der Stifter der ersten Herrscherdynastie, Mizislaw, sein tapferer Nachfolger, Boleslaus, und andere Piasten liegen in der antiksten, schmucklosesten Kapelle beisammen, und einfache, kunstlos geformte Marmortafeln decken ihre Gräber.

Die Monumente werden prachtvoller und mannigfaltiger, die Titel länger und die Inschriften pomphafter, je mehr man zu neueren Königen fortschreitet, und während in einigen der älteren Kapellen 16 bis 20 Leichen königlichen Geblütes ruhen, nimmt in den folgenden oft eine allein eine Kapelle ein. Die Monumente einiger Könige sind nicht in Kapellen errichtet, sondern, wie z. B. das

*) Brandstäter behauptet das Gegentheil und versichert uns, daß sich Kohl in obiger Schilderung allzu überschwänglich gehalten habe.

von Kasimir dem Großen, eines der antikeinfachsten, an einen der großen Gewölbepfeiler sich lehnend. Mitten in der Kirche vor dem Hauptaltare derselben, von den Füßen aller der hier im Gebete sich Niederlassenden getreten, liegt die metallene Platte, welche das Grab der Enkelin Kasimir's des Großen, der Tochter Ludwig's von Ungarn und Polen und der Gemahlin Wladislaus des Jagellonen, der Königin Hedwig (im Jahre 1399 gestorben) bedeckt.

Eine der geschmücktesten Kapellen ist die der beiden Sigismunde, in welcher Sigismund's I., Sigismund's II. und Anna Jagellonka's, der Schwester des letzteren und der Gemahlin Bathory's, Bildsäulen liegen, sämmtlich aus jenem bei allen Statuen und Säulen hier wiedergeschauten fleischfarbenen Marmor. Man kann nicht genug die Kunst und Zierlichkeit bewundern, mit der diese Statuen gearbeitet sind, die ein Zeichen geben, wie hoch schon vor 300 und 400 Jahren die Künste in Polen geachtet wurden. Die alten Könige schlafen hier, die Hände auf der Brust gefaltet, nach ihrem thatenreichen Leben einen ruhigen goldenen Schlaf. Wehe der profanen Hand, welche es wagen würde, ihren Schlummer zu stören. Bisher ist, Gott sei Dank, Alles, was sich von polnischen Statuen in die Kirche rettete, unangetastet geblieben. An der einen Wand der Kapelle hängen viele silberne Felder, auf denen in Basrelief die Thaten Johann Sigismund's von seiner eigenen Hand dargestellt sind, indem er hier Künstler und Held in einer Person war. Neben der Eingangsthür befinden sich die Bilder Johann Sigismund's und der Königin Anna, als alte Originalporträts für jeden Historiker werthvoll. Die Kapelle selbst ist ein Meisterwerk italienischer Baukunst. Des Architekten Name, Bertolo, schimmert am Rande der mit Ducatengold belegten Kuppel. Es ist in dieser Kapelle durchaus Alles königlich, selbst der Preis, den man für die schönen italienischen Gemälde mit der Leidensgeschichte Christi, die ihren Altar zieren, zahlte, man sagt 18,000 Ducaten.

In der Kapelle Johann Kasimir's ist Alles eben so königlich. Wie in jener aus fleischfarbenem, ist hier Alles aus ebenholzschwarzem Marmor gemeißelt. Ueber dem Eingange sind, gleichsam als geweihte Thorwächter, die Worte: „Ossa Johannis Prandatae, episcopi Cracovensis", eingemauert.

Wahrlich, der müßte selbst von Stein sein, wem diese in der That einzige Sammlung von Königsgräbern nicht lebendig und ergreifend zur Seele redete, — eine ganz in Stein gehauene Geschichte von Polen. Wie dankbar sind wir den sorgfältigen Priestern, die das Alles so sauber erhielten und der Nachwelt überlieferten, wie dankbar der österreichischen Polizei, die uns diese Blicke in jene polnischen Heiligthümer gestattete! Vor Allem gern weiht der Reisende ein paar Augenblicke frommen Andenkens dem edlen und tapferen Stephan Bathory, „pacis belique artibus magno", wie es in seiner Inschrift heißt. Auch er hat seine besondere Kapelle, in welcher die späteren polnischen Könige häufig dem Gottesdienste beiwohnten. Ueber ihm schwebt das polnische Reichswappen, und ihm zu Füßen ist ein Bärengebiß, ein Theil seines Familienwappens, eingemeißelt.

Nachbarlich sich der Kapelle Bathory's anschließend, wie ihm an Charakter, Edelmuth und Unternehmungsgeist verwandt, zeigt sich an einem Pfeiler der Kirche Johannes Sobieski, „electione polonicus, lithuanicus, prussicus et liberatione austriacus, pannonicus; profligatione ottomannicus, thracicus, scythicus, cui regnum gloriam sempiternam peperit." Weder diese Fülle von Titeln, die an des eitlen Kaisers Justinian Beinamenschweif erinnert; noch die Ueberladung von Beiwerk und Zuthaten waren bei eines Sobieski's Monument von Nöthen, eines so großen Mannes, dessen einfacher Name und unverzierte Person allein imposant genug wären. Das Monument ist wie eine Alongenperrücke ausstaffirt. Zur Seite rauft sich eine ganze Schaar von Türken verzweiflungsvoll die Haare; einige scheinen sich auch blos hinter den Ohren zu kratzen, als wollten sie sagen: „ein verwünschter Kerl!" Und so bestätigt sich auch hier die Wahrheit, daß es auch unter der Alongenperrücke große Charaktere gab, und daß zu einer Zeit, wo der Geschmack kleinlich und verdorben war, doch die Männer großartig und lauter sein konnten. Bekanntlich machten die Polen unter Sobieski eine ganz brillante Beute. Man findet noch jetzt auf den Landsitzen mancher polnischen Großen hier und da Rudera davon. Hier in der Stanislauskirche sind als solche sechs große präch-

tige Teppiche von ausgezeichnetem Gewebe, die in den Zelten des Großveziets gefunden wurden, aufgehängt. Sie stellen die Geschichte Jakob's und Joseph's dar und rühren wahrscheinlich von griechischen Künstlern aus Konstantinopel her. Sie hängen jetzt an dem einen Ende des mittleren Hauptschiffes wie Fahnen an den Pfeilern. [114.]

64. Schifffahrt auf der Weichsel.

Die Weichsel, durch zahlreiche Flußadern aus Polen verstärkt, bildet die wichtige Wasserstraße, auf welcher dieses Land seine Producte, namentlich Getreide und Holz, zur Ausfuhr bringt. Freilich war dieser Verkehr in alten Zeiten viel bedeutender als gegenwärtig. Damals brachte der polnische Magnat wol selbst seine goldenen Feldfrüchte, seine ausgezeichneten Hölzer mit Hunderten von Leuten die Weichsel herab nach Danzig, zum Verkaufe an befreundete Handelshäuser. Hier sah man ihn in der prachtvollen und malerischen Nationaltracht, die Kurtka und den Säbel reich mit Golde geschmückt, die viereckige Mütze auf dem Haupte, mit zahlreicher Dienerschaft einher stolziren, und oft von den gelösten Dukaten Hunderte zu Einkäufen verwenden. Jetzt ist es anders; vielfache politische Aenderungen, namentlich auch Verschuldung des Adels sowie Erschwerung des Reisens nach dem Auslande haben bewirkt, daß jetzt gewöhnlich unansehnliche, oft schmutzige, jüdische Factoren statt jener malerischen Gestalten nach der Mündung der Weichsel hinabziehen.

Polnische Leibeigene bilden die dienstthuende Mannschaft. Diese werden Flissen oder Dschimken genannt und sind ein schon in ihrer äußern Erscheinung sehr merkwürdiges Völkchen. Von gebräunter Gesichtsfarbe, häufig mit martialischem, meist blondem Schnurrbart, zottigen, rund abgeschnittenen Haaren, mit offner Brust und bloßem Halse, begnügen sie sich mit der einfachsten Kleidung. Diese besteht entweder in einem weiten, langen Kittel von naturfarbener, graubrauner Schafwolle, oder in einem Schafspelze, von dem sie sich je nach der Temperatur und nach Behagen die wollige Seite nach außen oder innen kehren. Hosen von grobem Drillich scheinen ihnen höchstens im Winter nothwendig, und ein Hemde haben viele wol gar nicht. Auch Stiefel tragen nur sehr wenige, am meisten noch die aus dem österreichischen Gebiete kommenden, welche im Allgemeinen etwas größere Wohlhabenheit und Liebe zur Reinlichkeit zeigen. Auf dem Kopfe haben die meisten einen sehr schlechten Strohhut von schmutzig gelber Farbe. Dieser Tracht entspricht auch ihre Lebensart, indem sie von dem Aufseher, gewöhnlich einem polnischen Juden, beköstigt werden. Erbsen, Grütze, Graupen, Kohl, Rüben, Speck, durch einander gekocht in einem großen Kessel, der an einer Stange über dem Feuer hängt, das ist ihre Nahrung; ihr einziger Genuß ist der Branntwein, aber nicht „Danziger Lachs", sondern der wohlfeilste Fusel, der zu haben ist. Trotzdem zeigen diese so elend lebenden Menschen eine ungemeine körperliche Rührigkeit, wo es darauf ankommt. Freilich können sie auch wieder zu anderer Zeit viele Stunden, ja Tage lang, in größter Apathie auf dem Bauche liegen, und langen nur zur Essenszeit nach dem rothen hölzernen Löffel, um aus dem Kessel, der zugleich statt Schüssel und Teller dient, ihren Antheil für sich zu nehmen. Die Holztraften, oder die unförmlichen, roh zusammengezimmerten Fahrzeuge (Galler), in denen das Getreide die Weichsel herabkommt, sind fast fortwährend der Aufenthaltsort dieser Dschimken. Es ist begreiflich, daß sie ein geistiges Interesse nicht haben können, und wenn es auch den polnischen Großen, denen sie angehören, leicht gelingen kann, sie zum Streite „für's Vaterland" zu bewaffnen, so wird doch wahrer Patriotismus und Aufopferung bei dieser Menschenclasse nicht zu finden sein. Bemerkenswerth ist ihre Liebe zur Musik, d. h. zum Fiedeln auf der Geige, welches aber mehr ein spielender Zeitvertreib ist, und wobei sich schwerlich ein Talent von irgend welcher Bedeutung bekundet. Die Musik, welche abziehende Dschimken gewöhnlich auf ihren armseligen Geigen machen, ist fast nur rhythmisch, dagegen in melodischer und harmonischer Hinsicht gräulich. Aber wenigstens in malerischer Hinsicht tragen diese Leute zur Staffage

der Weichselgegend das Ihrige bei, und vorzüglich des Abends verlohnt es sich, eine Weichselfahrt an ihrem Aufenthaltsorte vorüber zu machen. Dann erglühen in weiter Ausdehnung an den Ufern des Flusses die Feuer, woran sie ihre äußerst frugale Abendmahlzeit kochen, und die umherkauernden oder wandernden Gestalten würden dem Schilderungs-Talente eines Walter Scott Stoff bieten können. [19.]





II. Scandinavien.

1. Land und Volk der Scandinaven.

Man hört und liest bei uns in Deutschland hin und wieder das Urtheil: „Der Schwede ist ursprünglich ein Deutscher, ebenso wie der Schweizer und Holländer, er ist den Deutschen in den meisten Beziehungen ähnlich, in manchen fast gleich. Er ist gleichsam nur ein etwas abwärts wohnender Volksstamm, mit einer eigenen Mundart.“ Man hört und liest das so leicht hin und glaubt es auch wol so; wenn man aber den Norden selbst gesehen, wenn man unter seinen Menschen lange gelebt hat, so stellt sich das Alles ganz anders, und der endliche Ausspruch lautet: „Freilich ein in der Sprache und in seiner Ursprünglichkeit den Deutschen sehr ähnliches, aber in mancher Hinsicht, in vielen seiner Gestaltungen und Strebungen ein ganz verschiedenes Volk.“ Wie sollte es auch anders sein? Zeit, Klima und Land mußten auf den nordischen Menschen ihre unvermeidlichen Einflüsse üben. — Es ist hier in der That ein eigenthümliches, besonderes Volk geworden, welches in Gestalt, Blick und Geberdung etwas Eigenstes hat, was ich ein Autochthonisches nennen möchte, das mit einem gewissen ruhigen Stolz zu sagen scheint: „Hier bin ich geboren, hier haben meine Ahnen ihren eigenen Adam gehabt, aus dieser Erde bin ich hervorgegangen, ein ächtes, ältestes Naturkind des Nordens, und möchte aus keiner andern Erde entsprungen sein.“ Kurz der Nordländer fühlt sich viel mehr als irgend ein anderer europäischer Mensch wie einen Autochthonen, dieses Wort in dem dunklen, mystischen Sinne der Alten genommen.

Schweden und Norwegen sind kalte und reiche Länder, aber sie haben doch auch ihre Gaben, daß Menschen glücklich in ihnen wohnen und zu Tüchtigkeit und Stattlichkeit erwachsen und gedeihen können. Sie können nicht die Mannigfaltigkeits- und Schönheitsspiele haben, wie einzelne Landschaften Griechenlands und Hispaniens und selbst unseres Deutschlands; aber doch hat Gott ihnen auch noch einen Reichthum von Bildern und Reizen gegeben, welche ein Fremder über den 55. Breitegrad hinauf nicht vermuthen sollte. Diese Länder sind keine Hochgebirgslande; wären sie das, hätten sie ihre Brenner und Schreckhorne, sie würden dem Menschen wegen der grimmigen Kälte nicht mehr

brauchbar und genießbar sein. Ihre höchsten Bergspitzen ragen noch nicht so hoch, als der schweizerische Rigi, zwischen 3000 und 5000 Fuß hoch über den Meeresspiegel empor. Aber sie haben vor vielen andern einen so mannigfaltigen und reichen Wechsel von Bergen, Hügeln, Wäldern, Seen, Strömen und Wasserfällen, sie haben in dem Lande und um das Land so viel Wasser und Meer, daß sie tausend Meilen weit von der reizlosen, dumpfen Einförmigkeit und Farbenlosigkeit weg sind, wodurch die unendlichen starren Flächen und Ebenen Polens und Rußlands den Menschen durch Langeweile tödten und hinstarren lassen. Es ist doch viel Reiz und viel Schönheit hier; Eines aber vor vielem Anderen ist hier, das Licht. Was will das sagen? oder vielmehr, was will dieses Licht mit den Normännern?

Das große, breite Schwedenland ist fast durch und durch ein von vielen Seen, Flüssen und Bächen durchschnittenes Hügelland und genießt im Ganzen einen hellen und heitern Himmel. Jene oben genannten Länder der weiten Ebenen, Polen und Rußland und selbst unser nordwestliches Deutschland und noch viel mehr das meerumfluthete Großbritannien, sind viel mehr und viel öfter von einem trüben Himmel beschattet und von kalten und feuchten Nebeln bedeckt. Man hat berechnet, daß Schweden während des Jahres im Sommer und Winter ungefähr siebenzig, achtzig Tage mehr hat, wo die Sonne hell am Himmel steht, als unser Deutschland. Sonne und Leben der Erde sind ja ganz dasselbe: wie das Licht insgemein nicht blos Leben und Lebenslust, sondern auch frischen und starken Leib und hellen Geist und heitern, muthigen Sinn der Menschheit zeugt, lehrt die ganze Naturkunde und Geschichte. Der Norden hat auch seine Phantasten und Narren; aber Narren der Schwermuth und des Trübsinns, wie ein trüber, feuchter und matter Himmel sie zeugt, Narren des englischen Spleen und der deutschen Schwerenoth begegnen Einem da fast gar nicht. Das Licht hat hier aber auch noch eine andere, viel tiefere Bedeutung, es übt einen wunderbaren Zauber auf die Natur und auf den Menschen. Tag und Nacht müssen hier, näher dem Nordpole, ein ganz anderes Spiel spielen, als an dem Po oder an dem Rhein. Die längsten Tage, wo die Sonne hier kaum untergeht, die kürzesten Tage, wo man sie nur vier, fünf Stunden sieht und die übrigen Dämmerstunden des Morgens und Abends ein langsam erbleichendes Roth am Himmel mit buntesten Farben aufglüht und verglüht, alle die seltsamsten, wunderbarsten Gebilde, welche zwischen dem Lebendigen und dem Starren und Unbeweglichen, zwischen den Lichtern und Schatten, die von den verschiedenen Jahreszeiten hier so eigenthümlich gezeigt werden, hinschweben, schimmern und zerflattern — könnte ich doch das malen, wie ich es empfunden und gesehen habe! Aber wer kann die Lichtspiele der Natur auf das Menschenauge und das Menschenherz, wer kann Unbeschreibliches beschreiben? Man muß hier gelebt haben, man muß in den mit mancherlei Luftscheinen spielenden Winternächten, in den nimmer ganz dunkelnden Sommernächten durch Schwedens Wälder und zwischen seinen Seen und Felsen hingefahren sein, man muß die eigenthümlichen Bilder zwischen Lichtern und Schatten vor sich hinschweben und tanzen gesehen haben, um von den Zauberscheinen und den wundersamen Träumen, die Einen im Norden überfallen, eine Vorstellung zu haben. Kurz, das Licht ist hier ein wahrer Zauberer auf und über die ganze Natur und durch diese Natur in der Zurückspielung auf den Menschen. Wie wunderbar mächtig lebt und webt dieser Zauber in den Augen und Herzen des Nordländers; jeder Fels, jeder Berg, jeder Stein und Baum, jeder See und jede Quelle haben ihre lebendigen Geister: die Trolt (Zaubergeister) und die schwarzen und weißen Elfen mit ihren Tänzen, Reigen und Gesängen auf den Blumenwiesen und unter Lieblingsbäumen (z. B. Eschen, Ahornen, Hollundern) begegnen dem Schweden und Normann auf jedem Schritte; der Reisende, welchem ein Bär oder Wolf über den Weg hinstreicht; die sehnsüchtige Jungfrau, welche aus den Frühlingszweigen den ersten Kukuk singen hört, und welcher der Auerhahn und Specht über Liebe und Hochzeit Geheimnisse zurufen; die Amme, welche das Kind aus der Wiege nimmt oder es wieder hineinlegt; der Jäger, welchem eine Elster oder Krähe über den Kopf fliegt — Alle haben sie mit Geistern zu thun, haben diese durch alte bekannte und bewährte Mittel zu versöhnen und anzulocken oder zu verscheuchen und abzuwehren, je nachdem sie schwarzer oder weißer Farbe, böser oder freundlicher Natur sind. Noch heute herrscht die alte Eddalehre in den Herzen der Menschen, noch heute entführen die Bergelfen, die kleinen, kunstreichen Schmiede und Juweliere des Goldes und Silbers, die Frauen der Schweden in

ihre von Gold und Diamanten strahlenden unterirdischen Bergpaläste, zeugen Söhne und Töchter mit ihnen und lassen sie dann nach Jahren zum Erstaunen der Menschen wie Fremdlinge wieder in die Oberwelt an das Licht des Tages heraus. Dieser Zauberglaube geht durch alle Volkslieder des Nordens und wohnt nicht blos in den Spinnstuben und Hütten der Bäuerinnen und Hirtinnen, sondern hat in den Köpfen vieler der gebildetsten Schweden noch heute seinen festesten Sitz.

Eben dadurch unterscheidet sich aber auch das scandinavische von dem deutschen und südeuropäischen Volkslied. Diese Nordländer haben außer einigen Nachklängen der alten eddaischen Götter- und Heldensagen keine Ritterlieder wie die Spanier, Franzosen und Engländer; auch war die südeuropäische christliche Ritterlichkeit in Norddeutschland und in dem hohen scandinavischen Norden nimmer ausgebildet. Anstatt des christlich-romantischen weht durch die scandinavischen Lieder der Geist des mystischen, nordischen Zauber- und Herenglaubens. Die Fels-, Eis- und Gewaltnatur, die in den alten Edden und Sagen lebt, offenbart sich auch in den Volksliedern, sie haben weit mehr als die Lieder der südlichen Völker ungeheure und finstere Verbrechen der Unnatur und rohesten und scheußlichsten Gewalt zum Gegenstande; es ist, als ob den härtern und straffern Menschen für die Erregung ihrer Gefühle und für die Flügelspannung ihrer Phantasie Grausameres und Gewaltsameres vor Augen gestellt werden müßte.

Soll ich über die Gestalt und das Aeußere dieser nordischen Menschen noch etwas Besonderes sagen, so bleibt der erste und letzte kurze Ausspruch: sie sind im Ganzen uns Deutschen ähnlich, sie tragen vorzugsweise den germanischen Stempel und in Augen und Locken und in den Rosenwangen der Jugend die blonden und blauen germanischen Farben. Es gibt unter ihnen viele schöne und stattliche Männer und Frauen, aber ich könnte nicht sagen, daß ich außerordentliche, gleichsam göttliche oder riesenhafte Bilder der Stärke und Schönheit dort mehr als hin und wieder bei uns gefunden hätte.

Es streiten die verschiedenen Völker untereinander über einzelne Vorzüge der Gestalt und über manche andere Eigenheiten; so thuen auch die Nordländer, wie bei uns gelegentlich Sachsen und Schwaben, Thüringer und Pommern. Es kommt dabei nichts heraus. In Schweden haben sich einst die Gothen und Schweden als verschiedene Hauptstämme oft sogar um die Herrschaft gestritten; jetzt streiten sie sich zuweilen auch wol um Schönheit und Stärke, und mitunter um die Gaben des Geistes, welche verschieden vertheilt sein sollen. In Schweden wohnt nämlich der eigentliche Schwede mehr im Osten, der Gothe im Süden und Westen. Auch der Norweger ist Gothe. Bei den Schweden findet man mehr Dunkelköpfe, bei den Gothen herrscht die Blondheit und das allgemeine blaue Auge und die Rosenblüthe auf den Wangen der Jugend vor. Der Schwede wird härter, spröder, heftiger und bei Gelegenheit grimmiger und grausamer genannt, der Gothe als der weichere, feinere und zarter organisirte Mensch geglaubt. Es ist einige Wahrheit in solchen Bezeichnungen, doch darf man sie nie zu allgemeinen Charaktergemälden ausmalen.

Der Norweger, im Ganzen dem Schweden ähnlich, hat doch seine große Besonderheit, die wol mehr von der Beschaffenheit und von den Eigenthümlichkeiten seines Landes und von damit zusammenhängenden Arbeiten und Gewerben des Volks als von Anlage herrühren. Norwegen ist durch die „große Fjällen“ genannte Bergstrecke, und im Süden durch große Seen von Schweden gesondert; es läuft bei einer Breite von 10 bis 20 Meilen, in der Länge von 200 Meilen bis zum höchsten Norden an den Westsee hinauf, ein von einer Unendlichkeit an Bächen, Bergströmen und Seebuchten oder Wiken durchschnittenes Land. Bergbau, vor Allem aber Fischfang und Schifffahrt sind seine vorzüglichsten Gewerbe. Der Norweger ist ein echter Gothe und hat die größere Beweglichkeit und Weichheit, wodurch der Gothenstamm sich vor den Schweden auszeichnet, ein stattlicher, lebendiger, lustiger und geschmeidiger Mensch, von früh her durch seine Lage am großen Nordmeere und durch die Lockung desselben mehr in die Fremde geführt, und auch des reichen Fischfangs wegen mehr von Fremden besucht, als das östliche Festland. Hier war schon im Mittelalter ein gesegneter Fischfang und ist es noch. Dies veranlaßte den Besuch vieler Fremden und den Verkehr mit fremden Sitten. Daher zum Theil auch wol die Gewandtheit und Geschmeidigkeit des Norwegers, die häufig als List und Windbeutelei angeklagt wird. In manchen Bezirken haben die Sitten auch durch den Fremdenverkehr und durch

den an den Küsten zu häufigen Gebrauch des Branntweins gelitten. Kurz, der Norweger schaut lustig in die Welt und kühn ins Meer hinein, bei Gelegenheit ein frischer, tapferer Wagehals und Abenteurer. Was an ihm hin und wieder als ein Leichtfertiges und Prahlerisches erscheint, kann man der Gewalt der See, ich möchte sagen dem Seehauche zuschreiben. Der Franzose nennt seinen Normann an der Seine heute noch le Normand fanfaron. Diese fröhlichen Norweger haben den Dänen, durch welche sie manche Verluste erlitten haben, ein großes Unglück zu verdanken. Durch die beinahe 500jährige Verbindung Norwegens mit Dänemark hat die dänische Sprache die alte Kernsprache, die einst nach Island verpflanzte, gar verdrängt und fast erstickt. Das Dänische mit seinen dünnen, magern, fast klanglosen Tönen, mit zerquetschten, verschliffenen und fast gebrochenen Mitlautern ist bei ihnen leider die Schrift- und Landessprache geworden. Hinsichtlich der Sprache stehen alle andern Scandinaven jetzt weit hinter den Schweden, die eine in Wohllaut, Biegsamkeit und Kraft schöne und mächtige Sprache entwickelt haben. Sie selbst sagen gern: Unsere Sprache klingt wie wir sind, klar, hell und stark. — Die Dänen sind schon lange halbirt, schon seit zwei Jahrhunderten, das heißt, sie haben das Hauptland und Stammland ihres Daseins verloren, die schönen und reichen südschwedischen Landschaften, das nordische Niederland, welche sich von dem norwegischen Glommen und seinen Seen bis an die große schwedische Berg- und Steinlandschaft Småland erstrecken. Sie sind jetzt nur Inselbewohner, sie haben ein eigenthümliches, ganz specifisch dänisches Leben, nur in eine einzige Stadt zusammengezogen, in Kopenhagen. Man kann noch viel mehr, als man zu sagen pflegt: Paris ist Frankreich, wenn man von den Dänen spricht, sagen: Kopenhagen ist Dänemark. Stockholm ist nicht Schweden, sondern der Schwede in Stockholm erscheint eben als der Kerl, wie er sich in allen andern Landschaften des Reichs zeigt. Der Däne von Kopenhagen ist der Däne für sich, aber mit der Macht und Anziehungskraft, daß er das Dänische der andern Inseln und Halbinseln ganz bestimmt. Soll man die rechten Dänen, die als echte Dänen nur noch übrig sind, soll man die Dänen Seelands und der andern Inseln mit Ausnahme Fühnens, welches in Gestalt, Art und Sitte einen verschiedenen, dem gegenüberliegenden Festlande mehr ähnlichen Charakter hat, beschreiben, so gewahrt man sogleich, wenn man aus dem alten Schonen und Blekingen oder aus Fühnen und der cimbrischen Halbinsel auf sie hinüberblickt, in Gestalt, Farbe, Art und Streben ein von jenen eben Erwähnten sehr verschiedenes Volk: mehr kleine, schmächtige, beweglichere und statt der Blondheit dunklere und schwarzfarbige Menschen, die meisten fern von der nordischen Stattlichkeit, aber munter, lebhaft, geschwätzig, reizbar und witzig, fern von der alten, breiten, nordischen Langmüthigkeit und Ruhigkeit, sondern immer aufgeregt und bewegt, wie ein aufgestörter Ameisenhaufen und Bienengewimmel. Das ist der Eindruck, welchen Kopenhagen und seine nächsten Inselbewohner machen. Wie diese Eigenthümlichkeit zwischen den Jüten und Schonen in der Mitte entstanden ist, davon gibt uns keine Geschichte Kunde. Was Kopenhagen betrifft, so heißt sein Name Kaufmannshafen; es war, wie Wisby auf der Insel Gothland, ein Hauptseeposten des Mittelalters für die Eigenen und für die Fremden und beherrscht ja heute noch den Sund und die Einfahrt und Ausfahrt der Ostsee. Es ist wol eben wegen seiner günstigen Lage von Anfang an aus vielerlei verschiedenem Volk von Kaufleuten und Schiffern entstanden und ist bis auf die neueste Zeit immer sehr aus der Fremde gemehrt und ergänzt, vorzüglich von deutschen Kaufleuten und Handwerkern. Wie dem immer sei, die Dänen sind ganz andere Menschen als ihre nächsten scandinavischen Nachbarn. Daß sie in Kopenhagen geistreich, witzig, lebendig sind, daß sie sich dieser Vorzüge sehr bewußt sind, wollen wir an ihnen nicht tadeln, daß sie sich gern ein großes Volk nennen, müssen wir lächerlich finden, können es jetzt aber kaum, da wir Deutsche alles Mögliche gethan und gelitten haben, den Wahn der Größe in ihnen zu nähren und zu erhalten. [60.]

2. Eine Fahrt durch die Scheeren.

Nachdem wir Cap Landsort mit seinem Leuchtthurme umfahren, befanden wir uns in der Nähe des Ufers und bald zwischen den felsigen Erhebungen aus dem Seeboden, welche man die Scheeren nennt. Oft hatte ich im Unterrichte der Geographie als Knabe von den Scheeren vernommen und die Geschichte hatte den Begriff der Scheerenflotte hinzugefügt. Allein trotzdem war mir Beides eine dunkele Vorstellung geblieben. Als eine Wehr der Küste hatte ich mir in denselben Reihen furchtbarer Klippen vorgestellt, welche scharf abgekantet und mit tosenden Brandungen umgeben, mit einzelnen engen Ausgängen in die See der Küste entlang sich ziehen. Allein ich fand es nun ganz anders. Zunächst schwand der Begriff eines Walles und fortlaufenden Riffes gänzlich. Auch war nicht Alles so furchtbar und grauenhaft, sondern die Anmuth hatte nicht selten hier mitten unter den Felsen sich niedergelassen, Tausende von größeren und kleineren Graniteilanden ziehen sich die schwedische Küste auf- und abwärts, aber keineswegs in einer regelmäßigen Lage nebeneinander, sondern in buntester Mannigfaltigkeit dicht und dünne hingesäet, wie ein anscheinend neckischer und planloser Zufall sie ohne Berechnung dahingeschleudert. Höher und niedriger ragen diese Felsen aus den Fluthen empor, welche allerdings hier und dort eine scharfe Brandung erfahren haben, aber doch überall in runder und glatter Bildung zu Tage treten. Die Wasser irren in Strömungen, die sich nach allen Seiten durch ragende Eilande aufgehalten sehen und durch schmale Felsenengen sich den Ausweg ins Freie oder gegen das feste Land hin suchen müssen, wie geängstet in diesem Felsenlabyrinthe umher. Viele unter diesen Inseln und selbst ganze Strecken derselben sind in trostloser Nacktheit zu schauen und machen beim Mangel aller Ecken und scharfen Kanten, welche etwas Keckes in das Bild bringen könnten, einen trübseligen und poesielosen Eindruck. Dieses langweilige, regellose Felsenchaos hat aber auch seine reizenden Partien. Denn es tauchen unter einer Menge kahler Felsenrundungen streckenweise häufig genug angenehme Hügel hervor, deren frisches Grün und lieblicher Baumschlag mit den öden Felsenscheiteln ihrer Nachbarn einen gar anmuthigen Gegensatz bildet. Einige haben neben den Waldpartien sogar Weiden aufzuweisen.

Nur ein kundiger Schiffer darf sich in diese regellose Inselwildniß hineinwagen, durch welche nur zwei durch starke Forts gedeckte Fahrwasser zur Küste Schwedens hindurchführen. Und auch diese Fahrwasser sind oft schmal genug und wunderlich gekrümmt. Nicht selten überfiel mich in einem solchen Felsenpasse die Besorgniß, die Ruderschaufeln unseres Schiffes möchten an den steilen Granitwänden, denen sie auf beiden Seiten so nahe kommen mußten, Schaden nehmen. Allein so vorzüglich ward das Schiff durch Steuermann und Capitain geleitet, daß auch nirgends der leiseste Anstoß erfolgte. Bald darauf erweitert sich das Fahrwasser wieder zu einem weiten Becken, in welches sich von allen Seiten die Felsen hineindrängen, auf welche der Schnabel des Schiffes geraden Weges hinsteuert. Ganz nahe ragen die harten Granitseiten; jeden Augenblick scheint der Vordertheil des Schiffes daran zerschellen zu müssen. Aber jedesmal, wenn der unheilvolle Zusammenstoß eben erfolgen zu müssen scheint, öffnet sich rechts oder links hinter einer hervorspringenden Klippe eine Durchfahrt. Die schöne Fernsicht mit den abwechselnden Felsencoulissen verschlingt sogleich den eben gehabten Schrecken, den eine Wiederholung der Scene doch nur zu bald von Neuem hervorruft. Auch bewohnt sind einige dieser Eilande, jedoch nicht gerade immer die anmuthigern. Ab und zu gewahrten wir in kahlen, aber sichern Buchten mitten in dieser Felseneinöde graue Baracken, in welchen vereinzelte Fischerfamilien ihre Wohnung genommen hatten. Anderwärts zeigen sich die Gebäude schon freundlicher und in größerer Gesellschaft, so wie in der gastfreieren rothen Lieblingsfarbe der Schweden. So fehlt den Häusergruppen auf Dalarö nur Weniges, um den Eindruck einer lebendigen Stadt zu machen; malerisch ziehen sich die Häuserhaufen den Felsen hinan und hinab, je nachdem der Vortheil der Lage das Eine oder Andere bedingte. Eine Viertelstunde davon

ist die Schanze Dalarö, von welcher aus einem Wachthäuschen eine Wache trat und mittelst Sprachrohrs uns anrief. Auf gleiche Weise ward durch den Capitain Bescheid gethan. Wer die Antwort schuldig bleibt, hat zu gewärtigen, durch eine sausende Kugel daran erinnert zu werden. Dem metallenen Munde wagt man die Antwort nicht so leicht schuldig zu bleiben. Die Häuser sind aber in den Scheeren selten so wohnlich und behaglich, wie sie dies in Dalarö zu sein scheinen, über welches waldbedeckte Felsenkränze hinausragen. Ich habe Hütten bemerkt, welche von einem Stalle in ihrer äußern Physiognomie wenig Unterscheidendes hatten und in ihrer öden Umgebung an Grünem nichts aufzuweisen hatten als ein karges Rasenfleckchen, ein Kartoffelbeetlein, ein Getreidestückchen, welche eher für einen Liliputaner als einen handfesten schwedischen Fischer die nöthigen Vorräthe erzeugen zu können schienen. Robben und Vögel sind oft die einzigen Mitbewohner solcher verwaisten Winkel, deren meiste noch nie der Fuß eines Fremden betreten hat. An diesen steilen Charakter der Scheeren vermag Derjenige kaum zu glauben, welcher weiterhin Eilande dieser Art gesehen hat, auf denen in lieblichem Wechsel Fichten, Birken und Erlen umherstehen oder ein geschmackvolles Landhaus an den Granit sich anlehnt. Auch aus bescheidenem Stoffe gearbeitet zeigt sich oft in reizender Lage ein einfaches Balkenhäuschen. Es ragen hier und dort steile Felsen empor, auf denen verwegen eine Tanne wipfelt. Eine andere Ueberraschung bereitet in diesen Felsengassen die Begegnung eines Schiffes, welches mit geschwellten Segeln daherrauscht und neben den Ruderschaufeln zur Durchfahrt Raum behält. Auf den Verdecken der einander begegnenden Schiffe steht die Mannschaft versammelt; oft kennt kein Mann den andern. Gleichwol erfolgt beim Vorüberfahren durch Schwenken der Hüte, Mützen und Taschentücher ein so herzliches Begrüßen, wie die nächsten Bekannten einander kaum spenden können. Eine ängstliche Begebenheit denke ich mir's, wenn in diesen Felsenengen ein dichter Nebel sich niedersenkt und dem Auge die sichere Abmessung des Fahrwassers unmöglich macht oder die Voraussicht eines entgegenkommenden Fahrzeuges täuscht. [36.]

3. Schwedens Bodencharakter.

Schweden in seiner ganzen Ausdehnung ist meist kein Gebirgsland, obwol der Norden weit eher diesen Charakter hat, und im Innern, wo es gegen die Kiölen und Norwegens Grenzen emporläuft, auch wirkliches Gebirgsland wird. Indeß ist diese eigentliche Bergregion doch weder die höchste auf der Halbinsel noch die ausgedehnteste. Von den 84 Quadratmeilen, welche mit ewigem Schnee und Eis bedeckt, kommen nur 16 auf Schweden, 68 auf Norwegen und weit mehr als ein Drittel der ganzen Bodenoberfläche liegt weniger als 300 Fuß über dem Meere. — Dies, sollte man meinen, bedinge ein milderes Klima, aber die Ostküsten sind doch kälter als die höhere Westküste in Norwegen, auch tragen die großen Wälder im Innern nicht wenig zur ungünstigen Temperatur bei.

Aber Schweden hat doch dieselben Grundsäulen, auf denen es wie Norwegen ruht. Es ist derselbe ungeheure Felsenstock, aus welchem Scandinavien aus dem Meere aufgewachsen ist, es sind auch dieselben Gebirgsarten: Granit, Gneiß, Porphyr, Grünstein, Glimmerschiefer, Kalk, welche vorherrschend angetroffen werden. Mit wahrer Verschwendung hat jedoch die Natur in Schweden so ungeheure Massen von Eisenerz abgelagert, daß diese unerschöpflichen Vorräthe das Menschengeschlecht auf immer versorgen könnten. Ein eiserner Gürtel unter der Bodenoberfläche zieht durch das ganze Land von Lappland bis Schonen und bricht zuweilen sogar in Bergen zu Tage. Der 1800 Fuß hohe Gollivare in Lappland besteht ganz und gar aus einer fast gediegenen Eisenmasse, und diese allein wäre hinreichend für einen vielhunderttausendjährigen Bedarf der Erdbewohner. Wer kann sie jedoch jenseit des Polarkreises benutzen, wo es weder Holz noch Kohlen noch Menschen gibt? Diese Schätze zu heben, muß andern Zeiten vorbehalten bleiben, wenn vielleicht durch neue große Revolutionen des Erdkörpers der Tag

des Lebens für jene ausgestoßenen Zonen erscheint.

Norwegen, das mit seinen wilden, hohen Westküsten, mit seinen Alpen, deren Scheitel der ewige Schnee krönt, in die Wogen des atlantischen Meeres sinkt, hat sicher durch solche gewaltige Revolutionen sein vorliegendes Stufenland einst verloren; Schweden aber, über welches die Schlamm- und Wassermassen hinstürzten, hat jenes behalten, ja vielleicht ist auch vieles erst später aus dem Meeresgrunde hervorgewachsen, da man weiß, wie sich die ganze schwedische Küste langsam immer mehr emporhebt, was in Norwegen wenigstens nicht in dem Maße der Fall ist. Dies Stufenland nun zieht weit von dem Stamm des Gebirgsstocks nach dem Becken der Ostsee und deren großen Busen nieder; je weiter man gegen Süden kommt, um so niedriger werden die Hügel, bis die Südspitze, die große Provinz Schonen, fast denselben Charakter einer Ebene voll welliger, geringer Hebungen und Senkungen bietet, wie das ihr gegenüberliegende Deutschland.

Schweden ist also zum allergrößten Theil ein Hügelland, zum kleinen Theil wirklich gebirgig, oder in seinem südlichsten Gegensatz eben. Der mildere Wald- und Bergcharakter ist daher vorherrschend, und dieser Reichthum an Wäldern und Wassern, an Flüssen, welche vom Gebirge rauschend niederströmen, an großen Seen, welche zwischen den Senkungen sich sammeln, füllt den ganzen nördlichen und mittleren Theil und bestimmt dessen Naturverhältnisse. Erhabene Naturschönheiten wird der Reisende selten in Schweden finden, wol aber viele liebliche und reizende Stellen, Waldeinsamkeiten, stille Gehänge, eine wechselnde Scenerie großer Wasserspiegel, laubiger Berghöhen, Wiesen, Felder und niederer Felsen. Denn das ist ein bezeichnender Unterschied zwischen Schweden und anderen Hügelländern: man wird fast immer darauf aufmerksam gemacht, daß der Boden, auf dem man sich befindet, doch ein Felsenboden ist, daß unter der Erddecke und deren Thon, Lehm oder Sand der Granit liegt, der an tausend Orten zu Tage bricht, in Wänden und Schichten aufsteigt, in mächtigen Lagern die Oberfläche seines narbigen Rückens zeigt und unter den ungeheuren Trümmern und Rollsteinen sich verbirgt, welche den größten Theil des Landes bedecken.

Wenn man durch Jemtland hinfährt, auch an der Meeresküste bis Stockholm und weiter hinab bis in den Süden, findet man fast überall den Boden mit Felsgetrümmer gleichsam übersäet. In den Wäldern sind mächtige Blöcke oft hoch übereinander gestürzt, andere ragen aus dem Schutt hervor, in dem die Bergfichte ihre Wurzeln geschlagen und mit der befruchtenden Asche ihrer verwitterten Leiber die Wildheit dieser Zerstörung zugedeckt hat. — Im milderen Süden und im milderen Schweden hat der Fleiß des Menschen die Wälder ausgerottet, die Hügel umgraben, den Boden urbar gemacht und statt der alten Wüste liegen dort jetzt gut bewohnte Felder.

Es liegt eine Grenzscheide der Natur zwischen jenem südlichen milden und fruchtbareren und dem nördlichen waldigen und rauheren Theile. Diese Grenzscheide ist die Dalelf jenseit des 60. Grades, wodurch zugleich das Land in zwei ziemlich gleiche Hälften getheilt wird. [147.]

---

4. Falun und Dannemora.

Schwedens Schätze liegen unter der Erde. Wer kennt nicht die Namen Falun und Dannemora? Dalarne's Hauptstadt trägt einen ganz eigenen Charakter. In ihrer Nähe ist Alles wüst und todt. Man sieht nichts als braune Schlacken, neben welchen kaum ein Grashalm hervorkeimt. Dunkle Rauchwolken ziehen einen kaum durchsichtigen Flor über die Einöde. Hier und dort erscheinen dampfende Erdhaufen, während eine Anzahl größerer und kleinerer Kupferschmelzen Feuer ausspeiet. Die Gebäude der Werke und alle sie umgebenden Hütten der Arbeiter sind vom immerwährenden Qualm und Rauch so geschwärzt, daß kein Schimmer einer andern Farbe sichtbar wird. Aus der Mitte der Stadt erhebt sich auf einer kleinen Anhöhe eine bedeutende, mit Kupfer gedeckte Kirche.

Falun liegt in einem ziemlich engen Thale zwischen dem Wargen- und Runnsee. Die Stadt hat etwa 4500 Einwohner. Mitten hindurch fließt ein kleiner Fluß. Die Straßen sind größtentheils

gerade, die Häuser theils von Stein, theils rothe Blockhäuser. Eine unter dem Volk verbreitete Sage leitet die Entstehung der Kupfergruben von den Zeiten Salomonis her; nachweislich haben sie allerdings schon vor 500 Jahren bestanden. Gegenwärtig werden die Minen auf Rechnung von Privatpersonen bebaut.

Nachdem man sich durch den erstickenden Schwefeldampf der erwähnten Erdhäuser hindurchgearbeitet, wo das rohe Erz zum ersten Male durch Ausbrennen gereinigt wird, gelangt man an die Tagöffnung der Grube, welche man die große Pinge nennt. Dieser mächtige Schlund von 1200 Fuß Länge, 600 Fuß Breite und 180 Fuß Tiefe, mit vollkommen schroffen Wänden, entstand durch mehrere Grubeneinstürze. Fünf große von Wasser getriebene Winden umgeben den Rand des Schlundes und fördern das Erz aus verschiedenen Schachten zu Tage. Von diesen Schachten ist der über 1000 Fuß messende Adolph-Friedrichs-Schacht der tiefste. Dicht an dem Abhange steht ein kleines Haus, wo immer mehrere Arbeiter mit den Kienfackeln beschäftigt sind. Diese bestehen aus einem armlangen Bündel von dünnen, gespaltenen, dürren Tannenholz-Spänen, welche durch eiserne Reifen zusammengehalten werden. Aus jenem Hause steigt man im Grubenkittel bei Fackelschein die ersten 180 Fuß auf Treppen hinab und befindet sich nun auf dem Boden der großen Einsenkung. Hier sind nur wenige Arbeiter damit beschäftigt, Schwefelkies von dem frei liegenden Gestein abzusprengen. An einigen Stellen führen unterirdische Gänge oder Stollen in den Berg. Nachdem man die ganze Breite des Schlundes durchwandert, steht man am Haupteingange zu den Minen. An die Stelle der Treppen kommen bald Leitern, auf denen man bis zum Boden der oberen Grubenabtheilung niedersteigt. Tiefe Stille herrschte in den mit Fackel- und Pulverdampf angefüllten Gängen; nur das Geheul der Aufförderungsmaschinen ertönte, und hie und da hallten die auf den Ambos fallenden Hammerschläge einer funkensprühenden Schmiede. Oft wurde die Dunkelheit eines langen Ganges durch die entfernte Fackel von Arbeitern mit flackerndem Lichte erhellt. Die Luft war drückend warm; zuweilen wehte Zugwind. Nach einer halbstündigen Wanderung gelangten wir an den bis in die unterste Tiefe gehenden Adolph-Friedrichs-Schacht. Hier an dem Abgrunde des viereckigen Schachtes stehend, der wol 30 Fuß im Durchmesser hat, sollte mir ein seltenes, schönes Schauspiel zu Theil werden. Auf den Ruf des Obersteigers wurden auf die um den Rand des Schachtes laufende Gallerie einige 20 brennende Fackeln gelegt, deren Schein den obern Theil des finsteren Schlundes hell erleuchtete. Allmälig trennten sich brennende Kohlen von den Fackeln und senkten sich im leichten Feuerregen. Auf einen abermaligen Ruf des Obersteigers schleuderten die Arbeiter die Fackeln nacheinander in den Abgrund, nachdem sie zuvor einen Schlag gegen die Gallerie gethan. Dadurch ergoß sich nun ein Strom von tausend Kohlen und Funken, mit dazwischen flammenden Spänen und Brandwirbeln, und erleuchtete so den schaurigen Riesenschlund in seiner ganzen, über 1000 Fuß messenden Tiefe. Gleichzeitig dröhnte durch die Minen der dumpfe Donner der Sprengungen. Allmälig versiegte der Feuerstrom, einzelne Funken schwebten noch hinab, dann wurde es oben wieder finstere Nacht, während unten am Boden, bergetief, wenige brennende Späne wie entfernte Lichter verglühten. — Ich fuhr noch in eine andere Grube, deren unterste Gänge schmaler und sehr naß sind. Hier setzt sich der Vitriol in einer verhärteten, beinahe durchsichtig grünen Masse an und wird alle 14 Tage abgebrochen. — „Es freue sich, wer da oben athmet im rosigen Licht!“ Das war mein Gedanke, als ich wieder an der Oberfläche der Erde auftauchte und die balsamische, von der Sonne erwärmte Luft einathmete.

Das zweite weltberühmte Bergwerk Schwedens ist jenes von Dannemora. Die Ausbeute an Eisen beträgt alljährlich ungefähr 280,000 Centner. Dieses Eisen gehört zu dem besten der Erde und steht daher in sehr hohem Preise. Eigenthümlich wie bei Falun ist auch hier die Lage des Bergwerkes. Die Umgegend ist so flach, groß und weit, daß man sich nicht in der Nähe eines Bergwerkes glauben kann; allein man ist es! Rings um Dannemora gibt's keine andre Berge, als die, welche aus Schlacken und Steinen aus der Grube aufgeworfen sind. Dies berühmte Bergwerk einigermaßen anschaulich zu machen, ist wirklich sehr schwierig, weil es ganz von der Vorstellung abweicht, die man sich von einem solchen macht. Ich wenigstens war ganz verwundert, keine Höhle zu finden, sondern einen weiten Abgrund, an dessen Rand man herantreten und bis auf seinen Boden blicken kann. Es versteht sich, daß Rand, Boden und

Wände nicht so glatt und eben wie die eines Zimmers sind. Mit einem Steinbruch, wo statt des hellen Gesteins schwarzes Erz gesprengt wird, hat es große Aehnlichkeit, nur mit dem Unterschiede, daß ein Steinbruch sich gewöhnlich auf einer Seite an einen Berg lehnt, und daß dies in die Erde hineinsinkt wie ein weiter Krater. Die größte Tiefe ist 540 Fuß; an anderen Stellen beträgt sie nur 300 bis 400. Nicht gleichmäßig ist die ungeheure Grube ausgesprengt, an der man nun schon seit dem fünfzehnten Jahrhundert arbeitet. Hügel, Blöcke, Pfeiler, Bogen sind stehen geblieben, wie Ruinen eines Cyclopen-Palastes, und auf ihnen kriechen die Arbeiter herum und sehen von oben herab nicht größer aus als Mäuse. Sie tragen nicht die deutsche Bergmannstracht, sondern die gewöhnliche des gemeinen Mannes in Schweden, Jacken von grobem Tuch, Leinwandbeinkleider, plumpe Schuhe. Einige wenige Schachte sollen von der Tiefe aus horizontal ins Erdreich hineingehen; das kann man von oben herab nicht wahrnehmen, aber daß der Boden an einigen Stellen mit Wasser, an andern mit Eis bedeckt ist — sehr genau. Rund um den Rand der Grube ist eine Art Pavillons erbaut, in denen Pferde die Räder drehen, welche Eimer in die Tiefe lassen und wieder emporwinden, nachdem die Arbeiter sie mit Erz gefüllt. Man hat versucht, statt der Pferde eine Dampfmaschine anzuwenden, aber es kostbarer gefunden und darum wieder aufgegeben. Die Eimer hängen an Stricken von Hanf oder Eisendraht, auch an Ketten; und Leitern von Ketten für die Arbeiter hängen von einem Vorsprung, von einer Klippe zur andern; daran klettern sie behend hinab und herauf. In die Tiefe müssen sie im Eimer fahren. Es ist ein schwindelerregender Gedanke, sich von der Spitze des Straßburger Münsters in einem Eimer auf die Erde zu lassen; und hier ist die Reise noch länger als vom Straßburger Münster. Gefahr ist übrigens nicht im Allergeringsten dabei.

In alten Zeiten sind die Minen von Dannemora auf Rechnung des Staats bearbeitet worden. Im Jahre 1627 nahm Louis de Geer, ein Holländer, sie in Pacht, kaufte sie später, und durch Vergrößerung und Zertheilung sind sie jetzt Eigenthum von eilf Privatpersonen, unter denen Graf de Geer den ansehnlichsten Theil besitzen und dadurch der reichste Edelmann in Schweden sein soll. Das Eisen gilt für das beste in der Welt. Es wird alles nach England verkauft, um dort zu den allerfeinsten Stahlwaaren verarbeitet zu werden. Dreihundert Arbeiter werden in den Minen beschäftigt. Die Arbeiten sind so ansehnlich, daß man jährlich 120 Centner Pulver zu den Sprengungen verbraucht. Es wird hier nicht, wie in andern Bergwerken, Nachts gearbeitet, und die Leute haben auch nicht die matte Farbe, die der Bergmann so leicht durch sein unterirdisches, licht- und luftloses Leben bekommt. [59. 76.]

---

5. Die Waldprovinz Jemtland in Schweden.

Jemtland, die alte norwegische Provinz, hat in Leben, Sitten und Gewohnheiten ihrer Einwohner gar Vieles noch mit dem Mutterlande gemein. Die Sprache ist der norwegischen ähnlicher, als in irgend einem andern Theile Schwedens. Es sind dieselben Blockhäuser, gedeckt mit Birkenrinde und Baumstämmen, dieselbe Treuherzigkeit und Einfachheit, dieselbe Armuth und Ehrlichkeit, dieselbe Einsamkeit des Landes und dasselbe Naturleben, dem sich das Leben der Menschen anschließt. Einzelne Höfe liegen mitten in den unendlichen Gewinden des Waldes und meilenweit kann man fahren, ehe der Rauch aus einer Hütte am Wege steigt oder der Schlag einer Axt gehört wird. Erst wenn man tiefer hinabkommt, merkt man mehr und mehr den Einfluß, welchen die schwedische Herrschaft auf dies Hirtenvolk geübt hat. Man sieht Soldaten, man sieht Beamte in Uniformsröcken, man erkennt die Standesunterschiede, und das höfliche Volk knixt und grüßt, wenn es vorübergeht, mit einer gewissen Art, die wie Demuth und Unterwürfigkeit aussieht. Tiefer nach Schweden hinein, in dem alten Norrland, in Helsingland und Dalekarlien sind die Bauern oft keineswegs so freundlich und höflich gegen den Reisenden. Ein trotziger Ernst liegt meist auf ihren Gesichtern, mürrisch thun sie, was sie müssen, aber jedenfalls auch nichts mehr als das. In

Jemtland gibt es dagegen viel fröhliche und dienstfertige Leute; es ist ein gutes, mildes Volk, das in diesen waldigen Bergen wohnt.

Abends in den Herbergen auf den Stationen gab es zuweilen nichts als Fladbröd, kaum ein wenig Butter und einige Kartoffeln. Der Reisende muß hier etwas Proviant mit sich führen, wenn er nicht hungern will, bis er jenseits Öresund und auf der großen Straße am Meere manche recht wohl eingerichtete Gärds findet. Die Regierung hat dafür gesorgt, daß überall Räume für die gastliche Aufnahme in Stand gehalten und mit Betten und Geräthen versorgt werden. In dem armen oberen Jemtland kann dies jedoch nicht immer genügend der Fall sein. Dafür hat der Reisende dort immer ein schönes, helles Feuer, Holz im Ueberfluß, freundliche Gesichter und läßt dankbare Menschen zurück, wenn er ihnen bei der Abreise eine Vergütung reicht, die halb so groß als in Norwegen ist.

Der Kamin in Jemtland mit dem hellen, lebendigen Holzfeuer ist außerordentlich erquickend für den müden, halb erstarrten Wanderer. Man kennt keine Oefen hier, welche in Schweden sehr gut eingerichtet und auf Holzersparniß berechnet sind. Die Familie sitzt um den Heerd; lange Stücke von Fichtenholz, im Winkel aufgestellt, schlagen ihre Flammen so hoch hinauf, daß die Funken über den Schornstein sprühen. Brennen die Scheite nieder, so werden frische aufgelegt, man hat ja genug davon, und so geht es den Abend über fort. Das Feuer spart auch jede sonstige Erleuchtung des Raumes, und gar kein übler Anblick ist es, wenn man Abends durch die Weiler am Wege fährt und fern und nah die großen Flammen aus den Hütten leuchten sieht. Im Zimmer des Reisenden ist auch ein Kamin, in welchem er die Flamme nährt, so lange er will. Sind die Lehmsteine gehörig durchgeheizt, so ist oben am Rauchfange eine Klappe, die, wenn die Flamme erlischt, zugezogen wird. Dann hauchen die heißen Wände ihre Wärme aus und geben dem kleinen Raume die nöthige behagliche Temperatur. Wie unvollkommen eine solche Art der Zimmererwärmung ist, liegt zu Tage; in keinem anderen Lande würde man sie anwenden mögen als hier, wo das Holz zu Bergen am Wege liegt. Je näher der Küste, je mehr hört diese Verschwendung auf. Denn Schweden, so reich auch Jemtland und ein großer Theil der Provinzen an Holz sind, ist doch eigentlich kein holzreiches Land, weil dieser Reichthum zum Theil unnütz, zum Theil sehr verschieden vertheilt ist. Der Süden ist vielfach abgeholzt und hat manchen Orts Mangel an Brennmaterial; für Stockholm muß dies weit zu Schiffe und sogar von Finnland herübergebracht werden; denn von den Wäldern des alten Schwedens, welche einst viele Tagereisen weit das Land bedeckten, ist meist wenig oder nichts mehr übrig.

Vielfach sind dies die Folgen gedankenloser Waldverwüstungen, aber glücklicherweise hat man im Jahre 1825 den Anfang mit einer geregelten Forstcultur gemacht, welche dem Uebel Einhalt thun wird. Es ist ein Forstinstitut errichtet worden, Baumschulen sind angelegt und eine regelmäßige Schlagwirthschaft in den Staatswaldungen ins Werk gesetzt, deren Vortheile den Gutsbesitzern zu einleuchtend sind, um nicht nach und nach auch von ihnen befolgt zu werden. Bei alledem wird es lange dauern, um in einzelnen Gegenden den Mangel zu beseitigen, den Ueberfluß aber, den verschiedene Provinzen besitzen, andern zuzuführen.

Norwegen treibt einen äußerst wichtigen Holzhandel, in Schweden ist dieser unbedeutend, eben weil die Küstenwaldungen niedergeschlagen sind. Man hat berechnet, daß auf den 2000 Quadratmeilen Waldboden, welche noch vorhanden sind, ein dreimal größerer Holzvorrath producirt werden kann, als man verbraucht; allein eben die Lage der Wälder und die schlechte Wirthschaft der Waldbesitzer vereiteln die vollständige B.nutzung. So ist man denn endlich dahingekommen, die Ausfuhr von Brennholz ganz und gar verbieten zu müssen, und ein Land, das wenigstens viermal so viel Wald hat, als Preußen, kann bei weitem nicht den Vortheil davon ziehen, wie dieses. Das bedenkt man freilich nicht, wenn man die endlosen Wälder Jemtlands sieht, doch dieser Boden ist, wie ein großer Theil Schwedens, von der Natur bestimmt, Holz zu tragen. Wenn die Grundbesitzer in den dem Meere näher liegenden Landstrichen die Vortheile der Waldcultur gehörig ins Auge faßten, würden sie mehr Gewinn daraus ziehen, wie aus dem Ackerbau, der hier im Norden immer zweifelhaft sein wird. Man nimmt gewöhnlich an, daß in sieben Jahren drei gute Ernten, drei mittelmäßige und eine Mißernte fallen, allein im Norden kommen wol mehr schlechte als gedeihliche Jahre vor; die armen kleinen Felder in Jemtland, welche so mühsam in den Wäldern reifen, werden

sicher weit häufiger von Mißwachs heimgesucht. Wenn die klaren, kalten Augustnächte kommen, ist Alles in Angst. Dann werden auf der Windseite große Feuer angezündet, so daß Rauch und Hitze über die Felder streichen und den eisigen Reif abwehren. Der Mensch kämpft auch hierin oft glücklich gegen die Natur und benutzt das Holz, das sie mit der einen Hand ihm gab, um die andere drohende von sich abzuwenden. Bei kleinen bebauten Flächen mag das wol angehen, größere zu schützen reicht die Menschenkraft nicht aus, und wenn man bedenkt, daß hier der Winter zuweilen bis in den Mai dauert, es auch schon vorgekommen ist, daß am Johannistage die Seen noch fest gefroren waren, so wird man leicht einsehen, daß vom Bau der Cerealien überhaupt nicht viel die Rede sein kann. Kartoffeln, Gerste, Hafer und ein wenig Roggen gedeihen allein. Viehzucht ist eine andere Quelle der Erhaltung und Ernährung der Einwohner. Bei der geringen Bewohnerzahl und dem Mangel an Absatzwegen für die Produkte derselben, ist sie jedoch auch nicht beträchtlich. Jemtland ernährt gegen 10,000 Pferde, 30,000 Kühe, 40,000 Schafe und wenigstens eben so viele Ziegen, die in den Wäldern am leichtesten sich erhalten, da man wenig darnach fragt, welchen Schaden sie anrichten. Im Ganzen ist der Viehstand Schwedens nicht so bedeutend, daß seine Erzeugnisse Handelsprodukte sein könnten. Viel Fleisch und Talg kommt von Finnland herüber und Schweden ist und bleibt für einen wichtigen Theil nothwendiger Nahrungsmittel seiner ehemaligen Provinz tributpflichtig, welche jetzt russisch ist. Finnland ist ihm noch immer nothwendig und unter allen Verlusten, die es erlitten hat, brennt diese Wunde am tiefsten fort und hält den Schmerz wie das Verlangen und die Gefühle des Hasses wach. Schwedens Trennung von Finnland ist eine unnatürliche, denn beide Völker stehen sich nahe durch Religion, Sitten, Gesetze, Einrichtungen, langhundertjährige Verbindung und gegenseitigen Austausch der Natur- und Handelsprodukte. Die Finnländer werden nie Russen werden, so wenig wie die Deutschen an der Ostsee.

Zu den Uebelständen, welche das Aufblühen einer großen Viehzucht in Schweden hindern, bei denen auch die Erhaltung der Heerden während des langen Winters keiner der geringsten ist, kommt der jährliche Schaden, welchen zahlreiche Raubthiere anrichten. Es gibt in den Gebirgen, Haiden und Einöden viele Bären, Wölfe, Luchse und Füchse weit mehr als in Norwegen, und diese fallen, aus ihren Verstecken hervorbrechend, häufig auf das weidende Vieh, das sie verwunden und zerreißen. Im Jahre 1827 wurden nicht weniger als 36,510 Hausthiere von ihnen getödtet, deren Gesammtwerth 131,091 Thaler betrug. Im Jahre 1838 wurden 11,600 Raubthiere getödtet, darunter 98 Bären, 325 Wölfe, 186 Luchse, 5796 Füchse.

Schließt man aus dieser Masse von räuberischen Geschöpfen auf das Land zurück, so sieht man wol, daß Wildniß genug vorhanden sein muß, wo sie ungestört sich vermehren und wohnen können. Die Raubthiere sind aber keineswegs etwa auf den Norden beschränkt; sie sind auch im Süden, mit Ausnahme der Bären, häufig; häufiger in Calmar und Gothland, als in Jemtland; denn in den bewohnteren Gegenden haben sie mehr Gelegenheit zum Raub, als hier, wo der Arme seine wenigen Thiere mit größerer Sorge überwacht. Bei diesem Zustande, kämpfend mit der Natur und kämpfend mit den wilden, starken Räubern, muß der Mensch sich selbst wenigstens immer einen Theil seiner ursprünglichen Kraft und Kühnheit erhalten. Das findet man auch in Schweden meist überall. Der Bauer ist in seiner bittern Armuth unter dem Druck der Verhältnisse doch von hohem und starkem Gliederbau, schnell und gelenkig, voll Rüstigkeit, gesund und voll muthigen Sinnes. Oft greift er allein, mit Speer und Messer bewaffnet, ohne Feuergewehr, den Bären an und wird seiner Meister. Will man die ganze Rührigkeit der Schweden kennen, so muß man im Winter zu ihnen kommen. Der Winter mit seiner leuchtenden Schneedecke verbindet, wie in Norwegen, die Menschen und bringt sie sich näher. Die Schlitten jagen über das ganze Land, Jagden und Lustbarkeiten gibt es überall, in seinen Pelz gehüllt achtet der Landmann den Frost nicht, und wie oft haben die Schweden gegen Dänen und Russen Winterfeldzüge gemacht und auf dem Eise der gefrorenen Seen, selbst auf dem festen Spiegel des Meeres Schlachten geliefert. Der Winter ist stärkend und belebend für die Kinder des Nordens; er ist mit ihnen befreundet und paßt für ihre Körper.

Noch immer ist auch der Schafpelz die Nationaltracht, in welcher der Bauer den größten Theil des Jahres erscheint und für die er jetzt nur in der

heißen Sommerzeit die Tuchjacke anzieht. Früher kannten die Schweden kaum eine andere Bekleidung. Gustav Adolph's siegreiches Heer durchzog in Schafpelzen das deutsche Land, aber es saßen Wölfe darin, von denen unsere Bücher und Chroniken noch viel zu sagen wissen. „Daß dich die Schweden kriegen!" ist ein bleibendes Drohwort aus jener argen Zeit, und: „Herr, bewahre uns vor den Schweden!" eine Schlußformel vieler alten Kirchengebete. [147.]

6. Der schwedische Jul.

Das größte Volksfest der Schweden, das auch im ganzen Reiche mit gleicher Freude gefeiert wird, ist die den Christen so heilige Weihnachtszeit oder der Jul. Es ist wahrscheinlich, oder vielmehr so gut als gewiß, daß sich mit der christlichen Freude, womit der Aufgang der Sonne des Heils für die Welt begangen werden soll, noch eine andere gesellt hat, welche dieses Fest in Schweden besonders lustig macht, und noch immer als das allgemeine Volksfest erhält. Schon vor der Einführung des Christenthums ward im Winter ein großes Fest unter dem Namen Jul gefeiert, welches nachher mit dem christlichen Weihnachten in Eins gezogen ward, aber viel von seinem alten Jubel behielt.

Die Julzeit fängt in Schweden, wie bei uns, mit dem heiligen Weihnachtsabend an, geht aber viel länger durch und währet, wo sie ordentlich begangen wird, wenigstens bis Heiligen drei Könige, und wenn Alles richtig abgemacht werden soll, noch 7 Tage später, bis den 13. Januar, Sankt Knutstag im schwedischen Kalender. — Julafton, Weihnachtsabend, wo ist eine Hütte, wo ein Palast in Schweden, der dann nicht seine Freude hätte? Alles ist in Bewegung, großer Markt wird gehalten und allerlei zierliche, scherzhafte und süße Sachen für Kinder und Mägdlein, und Gott weiß für wen sonst, sind dann ausgelegt: es ist wie eine Messe. Der große Markt war in mehreren Gassen Stockholms mit Buden bedeckt und von unzähligen Lichtern erhellt; alle seine Galanteriebuden, alle großen Gewölbe, selbst manche Privathäuser sind illuminirt. Man glaubt, es sei Karneval, und bis um die Mitternacht wimmelt es unter diesem kalten Nordstern auf allen Straßen und Plätzen von Julhaltenden Menschen. Die Familien sind zusammen, die Kinder werden beschenkt, die Alten erhalten und schicken ihre Julklapps, Alles strudelt und lebt in erfüllter oder erwartender Freude. (Julklapps oder Julklappar heißen die Geschenke und Scherze, die man einander zuschickt, es ist damit wirklich allerliebst; für Lachen und Freude, auch zuweilen für Aerger, ist gesorgt. Es sind die Saturnalien des Nordens; wer wollte und könnte einander Etwas übel nehmen?)

Vorzüglich munter hält sich der liebe Bauernstand. Seit Julabend sind die Tische gedeckt, Schinken, Fleisch, Käse, Butter, gutes Oel und Branntwein sind aufgetragen und jeder der Ankommenden wird bewirthet; ja er muß durchaus Etwas essen, sonst nimmt er ihnen nach dem Volksglauben die Julfreude mit weg. Die heiligen Tage wird geschmaust, musicirt und getanzt. Julgrütze (Julgröt) und Julbrod gehören durchaus mit zum ersten Tage, hie und da auch Stroh, das man in die Stuben streuet. Je nachdem jeder Ort mehr oder weniger die Sitten der Väter behalten hat, sind auch mehr oder weniger Festlichkeiten. Wir wollen nur einiger besonderen Gebräuche gedenken, die theils abgekommen sind, theils noch gelten. Den Julabend muß Alles für die folgenden Tage bereitet werden, welche keine schwere Arbeit kennen sollen. Man soll auch den Kettenhund lösen, das Vieh etwas besser als gewöhnlich füttern, auf daß auch sie die fröhliche Zeit vernehmen. In alter Zeit setzte man auch Julgröt und andere Speise in kleinen Schälchen auf der Tenne hin und legte ein Stückchen dabei für den Tomtegubbe, damit er fortführe, dem Hofe Glück und Gutes zuzutragen. Das Zimmer des Hauswirths, wo gejubelt werden soll, wird mit weißen Decken oder bunten Teppichen behangen, noch besser, wenn in den Teppich Etwas gewebt ist, was auf Geschichten dieses Tages hinspielt, wie der Besuch der Engel oder der Mohrenkönige, oder die Kananitische Hochzeit. An vielen Stellen wird noch der Boden mit langem Roggenstroh belegt und das feinste Leinenzeug und die Festkleider müssen in zierlicher Reihe paradiren. Alles im Hause



BERGEN.

wird gewaschen, gefegt und gescheuert, und das Zinn, Messing und Silber muß schimmernd auf seinen Brettern aufgepflanzt sein. Eine Strohkrone hängt mit kleinen Zierrathen an der Decke über dem lustigen Tisch, und kleine Knippchen Roggenähren von Julstroh bindet die Magd im Hause zusammen und steckt sie zur Seite des Daches und um die Decke umher.

Als Gerichte des ersten Abends sollen unumgänglich Stockfisch, Erbsen, Reisgrütze, Oel und Branntwein auf dem Tische sein. Bei dem zu und vom Tischegehen wird ein Gesang gesungen, nachher wird ordentlich das Abendgebet mit noch einigen Liedern gehalten und das Licht muß die ganze Nacht brennen. An einigen Orten wird ein sogenanntes Geschwisterbett auf dem Fußboden aufgeschlagen, wo Kinder und Gesinde auf dem Julstroh beisammen liegen. Alle Schuhe müssen diese Nacht an Einer Stelle dicht bei einander gestellt werden, auf daß alle das ganze Jahr in Eintracht bleiben. Groß ist die Wirkung des Julstrohs. Den Hühner- und Gänsenestern, worein man es legt, darf kein Marder und keine Beherung nahen, um die Bäume mitternächtlich gewunden, auf den Acker gestreut, gibt es Obst und Korn. Den Kühen gegeben, ehe sie den Sommer auf die Weide getrieben werden, sichert es sie vor aller Krankheit und läßt sie nicht auseinander laufen.

Neben der Julgrütze, dem Ersten, was zur richtigen Julfeier gehört, ist der Juleber oder Julbock nicht zu vergessen; er ist einerlei mit Julbrod, denn Julbröd, Gumselbröd, Julgalt bedeuten ganz Dasselbe. Auf dem Julbrode nämlich, welches aus vorzüglichem Mehl gebacken werden muß, ist ein Eber, gewöhnlich ein Widder mit zwei Hörnern, abgebildet. Man weiß, daß bei den alten Scandinaviern der Eber auf den Tischen der Menschen und der Götter eine große Rolle spielt. Dieser Julgumse oder Julgalt wird auf den Tisch gesetzt, und steht mit Schinken, Käse, Butter, Bier und Branntwein bis Sankt Knut. Mancherlei Aberglauben war vormals mit diesem Brode. Sie hoben es hie und da bis auf den Frühling auf; Pferde, Schweine, Kühe, ja selbst die ins Feld ziehenden Knechte erhielten davon in Hoffnung einer glücklichen Ernte. (4.)

---

7. Die Fischerstadt Bergen in Norwegen.

Unter allen norwegischen Städten hat keine ein so deutsches Gepräge als Bergen. Machen es die Giebelhäuser mit den Erkern, machen es die reinlichen Straßen voller Lebendigkeit, die Plätze mit Bäumen bepflanzt, macht es auch, daß hier die meisten Einwohner deutsch sprechen, daß noch eine deutsche Kirche besteht: genug, überall steht es deutlich geschrieben, daß es eine deutsche Pflanzstadt jener meerbeherrschenden stolzen Hansa war, welche einst Königen Gesetze vorschrieb und deren Freundschaft die mächtigsten Fürsten ihrer Zeit suchten. Bergen führt seinen Namen so recht mit der That, denn es liegt mitten zwischen sieben hohen Fjellen, die es von allen Seiten einschließen. Nackte Massen von Glimmerschiefer und Granit steigen wol zweitausend Fuß hoch auf und stürzen in den Fjord, der seine Arme zwischen felsige Landzungen in die Stadt schickt und den schönen sichern Hafen bildet. Rund umher liegt ein Thal mit Wiesen und Gärten, aus denen sich nah und fern die hübschen Landhäuser der reichen Kaufleute erheben. Das breite Wasserbecken des Fjord, der mastenvolle Hafen, die Festungswerke mit den hohen, alten Geschützthürmen daran, die Forts Bergenhaus und Frederiksberg, welche mit ihrem weißen Gemäuer niederschauen auf die weiße, geschäftige Stadt mit hellen, großen Fenstern und rothen Dächern, das Alles macht den Anblick der Stadt so anziehend, und ist so lieblich und traulich dabei, daß es zu längerem Verweilen einladet.

Eigenthümlich ist das Leben und Treiben der Seeleute in Bergen. Da sieht man Matrosen aller Nationen in ihren Glanzhüten und braunen oder blauen Jacken mit Ankerknöpfen. Schwarzbärtige Spanier aus Cadix und Männer mit dunkelrollenden Augen vom Cap Vincent, Römer und Neapolitaner gingen hier durch die Stadt; denn nach jenen katholischen Ländern geht der größte Theil der getrockneten Fische, um als Fastenspeise zu dienen. Und mit diesen wildblickenden Söhnen des Südens geht der Seemann von den Inseln

und Felsenküsten des Polarmeeres, dessen Hütte unter den Gletschern steht oder auf einer meerumbrandeten Klippe. In diesen nordischen Naturen liegt etwas Träges, Plumpes, Erstarrtes. Sie sind wie das Eis, unter dem sie geboren wurden: gleichmüthig, unerschütterlich, kalt, abgehärtet gegen Alles, was sie treffen kann. Diese Fjorde, diese Klippen und Scheeren sind ihr Vaterland. Das Boot auf den langen Meereswellen rollend ist ihre Wiege und ihr Sarg. Einen Theil des Jahres sind diese Männer Fischer, einen andern Theil kommen sie in den Yachten, die den Kaufleuten in den Fjorden gehören, vom Norden herunter nach Bergen und bringen den Thran und den Stockfisch, der auf den Lofoden gefangen und getrocknet wurde. Diese Nordlandsyachten sind plumpe, aber eigenthümlich gebaute Fahrzeuge. Sie haben einen hohen Mast in der Mitte, der ein ungeheures, viereckiges Segel trägt, mit dessen Hülfe das Schiff sehr gut und schnell vorwärts kommt, so lange es vollen oder halben Wind hat. Laviren kann es jedoch nicht; bei jedem Gegenwind muß es still liegen, da aber die Fahrt mit diesen Yachten eine Küstenfahrt bleibt, so ist dies ein großer Uebelstand. Das einzige Segel macht die Bedienung leicht, und gewöhnlich sind selbst die größten dieser Schiffe nur mit sechs bis acht Seeleuten bemannt. In dem mächtigen Bauch derselben haben ganze Magazine von Fischen Platz. Wenn in der Blüthezeit des Fischhandels mehrere Hunderte dieser Yachten in Bergen liegen, alle hoch vollgepackt mit Stockfisch, kann man sich den lebhaften Verkehr wol denken, das Geschrei und der Gesang der arbeitenden Matrosen, die Boote, welche den Hafen durchkreuzen, die Wagen und Karren, welche auf- und abfahren, die drängenden Menschen in verschiedenster Geschäftigkeit, und auf Allen liegt der Fischdunst, der wie eine unsichtbare Wolke über der Stadt schwebt. Die Haufen der trockenen Fische thürmen sich zu Bergen auf, was einen seltsamen Anblick gewährt. Die schnellen Bewohner der Tiefe liegen hier hart und verkrümmt wie Baumäste, und man tritt darüber hin, wie auf einem Knütteldamm. Bergen ist der recht eigentliche Fischplatz Europa's, denn nicht allein der Stockfischhandel wird von hier aus betrieben, es ist auch der Stapelplatz für die Heringsfischerei, welche an keinem Orte so ausgedehnte Niederlagen hat, als hier.

Kaum gibt es ein wunderbareres Geschöpf als den Hering. Unter allen kaltblütigen Geschlechtern in beschuppter Haut ist das seine wahrscheinlich das zahlreichste; denn wer zählt die ungeheuren Schwärme, welche jährlich aus den Meerestiefen aufsteigen, an allen Küsten des nördlichen Europa erscheinen, zu Milliarden gefangen werden, zu Milliarden als Beute den Raubfischen und Vögeln erliegen, und doch immer wieder in der gleichen zahllosen Fülle zum Vorschein kommen. Der Hering erscheint und verschwindet mit bewundrungswürdiger Regelmäßigkeit. Als Anführer und Herzoge der ungeheuren Heereszüge ziehen ihnen in silberglänzenden Rüstungen die Heringskönige voran. Das sind Sensenfische, welche zehn Fuß lang werden. Im Frühjahre schwimmt das unermeßliche Hauptheer in verschiedenen Abtheilungen an die norwegische Küste, um zu laichen, und zieht wieder ab, sobald dies Geschäft beendet ist; aber auch im Sommer und Herbst erscheinen andere Schaaren; entweder von solchen, die nicht Milch noch Rochen enthalten, oder Schwärme junger Mannschaft. Zu allen Zeiten ziehen aber einzelne große Heere aus, bald nach Schottland hinüber, bald in die Ostsee, bald an Hollands Küsten, bald in die Fjorde der Finnmarken, oder tief hinab an die norwegische und schwedische Küste, durch Kattegat und Sund.

Der Hering erscheint jährlich drei Mal an der Küste von Norwegen, aber der Hauptfang geschieht im Februar. Es ist die Frühlingsfischerei; sie liefert die größte Menge und die fetteste, größte Art des Fisches, welcher Vaarsild, Frühlingshering genannt wird. Der Fang geschieht vornehmlich an dem Küstenstriche zwischen Bergen und Stavanger. Auf diesem Raume sind im Februar wenigstens zweitausend Böte, die eine Bemannung von zwölftausend Menschen haben, mit Heringsfischerei beschäftigt. Die Fischer begeben sich Ende Januar auf die Inseln hinaus, miethen Plätze und Hütten, empfangen Vorschüsse für ihren Fang von den Kaufleuten, die sie mit dem, was sie nöthig haben, versorgen, und erwarten dann die Heringsschwärme, denen sie mit Ungeduld täglich in's Meer hinaus entgegenfahren, um den lang ersehnten silberblauen Schein zu entdecken, welcher das Nahen der Beute anzeigt. Noch ehe jedoch diese Stunde schlägt, verkünden schnelle und fürchterliche Wächter den Anzug des Thieres. Einzelne Wallfische streichen an der Küste hin und werden mit lautem Jubel begrüßt;

denn der Wallfisch ist der sichere Verkündiger des Herings. Es ist, als habe er den Auftrag erhalten, den Menschen die Botschaft zu bringen, sich zum Angriff bereit zu machen. Sein Schnauben, seine wunderbaren Springbrunnen sind seine Sprache: Gebt Acht! wir liefern sie euch, seid bereit und fertig! Hat der Wallfisch seine Sendung vollbracht, so jagt er zurück zu seinen Gefährten, und hilft ihnen den geängstigten Hering rascher gegen die Küste treiben, wo dieser sich in die Scheeren zwischen die Inseln und Klippen drängt und, um den grimmigen Feinden draußen zu entkommen, anderen, noch schrecklicheren in die Hände fällt. Denn hier erwarten ihn die Fischer mit ihren Netzen. Jedes Boot hat deren sechsunddreißig, die meisten zwei Faden lang und einen Faden tief. Mehrere werden aneinander geknüpft und man stellt sie in Reihen auf, mit Steinen unten beschwert und von Holzklammern oben gehalten. Wären die Netze größer, so würden sie reißen, denn der Hering steht so dicht zusammen, daß, wenn der Fang gut ist, in jeder Masche des Netzes auch ein Fisch steckt. Dabei ist seine Menge so ungeheuer, daß er zuweilen eine Wand bildet, welche bis auf den Grund hinab reicht, und von deren Druck nach oben die Boote dann mehrere Zoll hoch aus dem Wasser gehoben werden. Sind die Boote gefüllt, dann rudern die Fischer zum Strande, wo der Kaufmann wartet. Dort werden sie gezählt und ihm überliefert. Schaluppen stehen bereit und sobald diese gefüllt sind, eilen sie nach Stavanger oder Bergen. Dort nun öffnet sich an der deutschen Brücke ein neues Schauspiel. Arbeiter karren den Hering aus den Schiffen unter die weiten Durchgänge der Häuser. Hier sitzen, von Tonnen umringt, eine gehörige Anzahl Menschen, größtentheils alte Frauen, die mit dem Messer in der Hand das Werk des Auskehlens verrichten. Die Karren werden bei ihren Plätzen umgestürzt, so daß sie halb in Fischbergen vergraben sind, und sie ergreifen den einen nach dem andern, schneiden ihm die Kehle auf und reißen mit einem kunstgemäßen Zug Gedärme und Eingeweide heraus. Dann werfen sie ihn in die bereit stehenden Tubben und verfahren dabei mit solcher Gewandtheit, daß täglich viele tausend Fische durch ihre Hände gehen. — Sobald die Tubben gefüllt sind, werden sie von andern Arbeitern an den Platz des Einsalzens gefahren, dort in die Fässer gepackt, mit der Salzlake begossen, vom Böttcher geschlossen und nun in den Magazinen aufgestapelt, wo sie zur Ausfuhr bereit stehen.

Man kann annehmen, daß jährlich an den Küsten Norwegens, Englands, Hollands und in der Ostsee weit über tausend Millionen Heringe gefangen und wol eine noch größere Zahl von den Raubthieren verschlungen werden. — Die Norweger sind gewaltige Heringsesser. Da ist kaum Einer, der den Sild (Hering) nicht für eine leckere Speise hielte. Auch sind die Heringe wie alle Meerspeisen dort unglaublich billig. Das Pfund Lachse kauft man für einen Groschen, Hummern sind nicht viel theurer, und für hundert Stück Austern zahlt man etwa neun Silbergroschen. Und so haben denn die Fischer an dieser langen, zahllos gezackten Küste Mancherlei zu thun, um die verschiedenen Thiere des Meeres zu überlisten und zu bekämpfen. Wenn man durch diese Fjorde und Sunde fährt, hinauf bis Hammerfest und an's äußerste Kap Europa's: überall findet man die leichten Boote wieder, überall diese unermüdlichen Männer beschäftigt, den Sild, den Uer, den Schellfisch, den Sei, den Kabeljau, den Lachs, den Krebs, die Auster, sowie den Hai und die Riesenscholle zu fangen. Es ist ein ewiger Krieg der Menschen gegen alle Bewohner der Tiefe. Beute suchend fahren sie umher, alle Gefahren verachtend. Die langen Angeln schwenken sie an den Schnüren, die Harpune blitzt in ihrer Hand und selbst des Nachts, wenn Alles ruht, wenn Winterdunkelheit und Eis die Erde bedeckt, ist für sie keine Ruhe. Die Boote fahren dann leise über Flüsse, Seen und Buchten, in ihrer Spitze brennt auf eisernem Rost ein Feuer, neben ihm steht der Fischer, den Speer mit doppelter Spitze in der Hand, und dieser senkt sich sicher treffend, pfeilschnell und gewaltig in die Tiefe und durchbohrt den armen, bethörten Meeresbewohner, der die verrätherische Fackel für das Licht der Sonne hielt und sorglos nahte. Und all dies Morden, all dies ruhelose, oft so gefahrvolle Jagen, vollbringt der Mensch, um zu leben und wie zu leben! Bei aller Anstrengung gelangt der größte Theil kaum dahin, satt zu werden. Wol könnten diese armen Fischer ein besseres Loos aus der Bebauung des Landes gewinnen, denn die Küste, welche sie bewohnen, ist keineswegs unfruchtbar, aber sie lassen sich lieber in ihren Nußschalen von dünnem Fichtenholz auf stürmischen Wogen wiegen, als daß sie den Pflug treiben oder das Grabscheit rühren. [148.]

8. Die Lappländer*).

Die Lappländer gehen fast nie zum Ackerbau über. Diese schwedischen Hinterwäldler leben bei schwerer Arbeit dürftig, gehen oft ganz zu Grunde und gelangen sehr selten zu einem einigermaßen beträchtlichen Wohlstande. Das Land ist nicht sehr dankbar. Oft reift die Saat nicht und man kann die Körner nur am Feuer gedörrt zur Nahrung brauchen, muß die neue Saat aus den Städten kaufen. Man bereitet das Brod aus den innersten weißen Lagen der Fichtenrinde und es kostet ziemlich viele Mühe, bis sie gespült, geklopft, getrocknet, pulverisirt und mit Mehl — oft nur mit Aehrenspitzen vermischt, zu dünnen Fladen gebacken werden kann. Der Geschmack ist, wenn man reichliche Butter dazu nimmt, nicht unangenehm. — Kein Ackerstück nährt die Arbeiter, die zu seiner Bestellung erforderlich sind. Die Viehzucht, die Jagd und der Fischfang müssen aushelfen. Der Lappländer jagt mit Beharrlichkeit nur den Wolf, der oft mordend in seine Heerden fällt, während der Bär sich mit seiner fortschleppbaren Beute begnügt. Die Lappen verfolgen das furchtsame Thier auf Schneeschuhen oft Tagelang und bedienen sich zu seiner Erlegung nur des Spießes und allenfalls des Knittels. Der Bär wird geschossen und ist weiter nicht gefährlich. Wenn man einzeln jagt, so muß man den Kampf vermeiden oder ganz sicher sein, daß der erste Schuß vollkommen tödtlich ist. Eine Umarmung des grimmigen Thieres, das unverwundet nie angreift, ist für den Menschenbau zu gewaltsam. Man erzählt manch schauerliches Abenteuer vom wilden Ringen zwischen Bär und Jäger — es mag wol viel Jagdgeschichtliches darunter sein. Die Lappländer führen lange Büchsen von sehr kleinem Kaliber, fast wie die türkischen geschaftet und oft am Kolben hübsch geschnitzt und eingelegt. Sie sind sehr gute Schützen. Der Bogen ist wenig mehr üblich, obgleich die Meisten noch damit umzugehen verstehn. Die Schneehühner werden zahlreich in Schlingen gefangen. Das wilde Rennthier ist sehr scheu und flüchtig. Zahme Thiere, die versprengt werden oder sich verlaufen, schließen sich den wilden Heerden an und werden ganz wild. Man hat schon oft solche Thiere erlegt, die durch das Hauszeichen an den Ohren als früher gezähmte kenntlich wurden. Ist's dem Jäger erst gelungen, eine Heerde bis auf Schußweite zu beschleichen, so kann er seiner sicher sein, es müßte denn das verwundete Thier in einen Abgrund stürzen, was wol mitunter vorkommt. Der Bewohner dieser Gegenden ist entschieden auf animalische Nahrung gewiesen. Linné's Idee, eine einheimische Grasart, deren Körner etwas mehr Mehlgehalt zeigten, im Großen anzubauen, hat sich nicht ausführen lassen. — Der Fischfang in Seen und Flüssen ist in gewissen Jahreszeiten ergiebig, wird aber schlecht betrieben. Nach der Gränze der zweiten Region zu hört der Ackerbau mit Ausnahme der ganz in's Gebirge geschnittenen Thäler auf. Die äußersten Anbauer, die oft mehr als eine Tagereise von ihrem Nachbar, wenigstens von ihrer Kirche entfernt wohnen, sind Fischer und Jäger. Die Weiber bestellen daheim ein kümmerliches Landfleckchen rings um das Balkenhaus. Die schwarz verkohlten Baumstumpfen ragen aus dem spärlichen Getreide fast schauerlich hervor. Die Kartoffel gedeiht so ziemlich. Ganz unfruchtbar ist vielleicht nur das Gebirge. Die Sumpfstrecken könnten durch Kanäle und Bohrungen vielfach trocken gelegt werden, die schwarze Moorrinde gibt ein hartes, aber reichliches Heu, das nebst Birkenblättern die Hauptnahrung der Pferde und Kühe im Winter bildet. Im Sommer häuft sich die Arbeit sehr, und man braucht die langen Tage vollständig. Während der langen Winternächte wird mancherlei Hausgeräth gearbeitet, das oft von Geschicklichkeit und Kunst zeugt, Handel wird damit nicht getrieben. Der Flachs- und Hanfbau geht ziemlich weit hinauf. Die norrländische Leinwand ist beliebt und oft recht fein. Im Allgemeinen ist die Saatzeit Mitte Mai und die Ernte Ende Juli. Unter günstigen Umständen ist in 6 bis 7 Wochen Alles überstanden. —

*) S. hiezu ergänzend die Schilderung eines „russischen Lappendorfs" bei „Rußland".

Die Fischlappen pflegen einige Rennthiere zu halten, die sie ihren nomadisirenden Brüdern zur Hütung anvertrauen. Das Rennthier hält sich nur in größeren Heerden und eine Zahl, geringer als etwa zweihundert, vermindert sich schnell. Das Leben der Fischlappen ist nicht angenehm. Sie fangen besonders reichlich eine Lachsart, dort Sik genannt. Was sie nicht frisch verzehren, wird getrocknet und hält sich dann lange. Sie führen ihren Vorrath im Reisebeutel mit sich. An der Lagerstelle hocken sie um's Feuer, stecken ihre Fische einzeln an Zweige und rösten sie an der Gluth. Es ist wenigstens für unsern verwöhnten Gaumen ein unschmackhaftes Gericht. — Sie haben zwar feste Wohnungen, aber diese Baracken von Brettern und Zweigen sind viel weniger wohnlich als ein ordentliches Lappenzelt. Wenn sie an ihre bestimmten Seestellen auf den Fang ausziehen, so errichten sie nach der Windseite zu eine dachartige Strauchwand, zum Schutz für das Feuer. Wohlhabendere haben auch wol ein Zelt für solche Fälle. — Diese Lappen wohnen meist einzeln und sind ungesellige Leute. Nur zu größern Fischereien verbinden sie sich mitunter. Dem Gaste ihr Brod zu brechen, fällt ihnen nicht ein. Sie backen aus Fischen und Fichtenrinde eine Art fast ungenießbaren Brodes. Nur wenn der Reisende mit der Flasche in der Hand zu ihnen kommt, findet er Aufnahme. Ein Jukastaka, d. h. ein Schluck macht ihn zum lieben Bekannten. Die Gastfreundschaft der Araber, die unter Palmen im glühenden Wüstensande wohnen, findet man nicht, wo die Lappen hausen, unter düsteren Fichten auf Eis und Schnee. Mit schwedischen Redensarten, mit Silbergeld und mit Branntwein muß man in Lappland versehen sein, wenn man weiter kommen und nicht in ernstliche Gefahr gerathen will. Selbst von den Berglappen verstehen viele schwedisch und die meisten sprechen die bei ihnen sogenannte Bürgersprache, d. h. ein Gemisch ihrer eignen mit allerlei Worten ihrer Nachbarn. Papiergeld nehmen sie sehr ungern, Kupfer gar nicht, aber das schöne schwedische Silbergeld reizt sie, vor Allem die großen blanken Speciesthaler, die man in Schweden selbst fast nie zu Gesicht bekommt. — Aber Branntwein! Man wird wie ein Freund aufgenommen, man wird mit dem Besten bewirthet, was die Gamme bietet, man wird am Ende gar besungen. — Ich werde mich eines solchen Schauspiels immer erinnern, als die Rumflasche in ihrem Kreise herumging und sich ein Konzert anhob, das man bei vernunftbegabten Menschen nicht erwarten sollte. Jung und Alt, Mann und Weib kauerte im Kreise um das dampfende Mückenfeuer. Die Flasche kreiste, so lange ein Tropfen darin war. Sie nickten sich mit seliggrinsenden Gesichtern zu, die höchste Befriedigung spiegelt sich in allen Augen. Die Unterhaltung wird reißend lebhaft, bis sie in's Musikalische übergeht. Die Sprache der Lappländer ist nicht eben wohlklingend, wenn die Schweden auch mit ihrer Redensart arg übertreiben, daß, wer lappisch sprechen will, erst bellen lernen soll. Es scheint, als ob Jeder nur seine eigene Melodie beachtet und seinen eignen Text improvisirt, ja Viele kümmern sich offenbar gar nicht um Melodie und Sinn, gurgeln ihre beliebigen Worte oder stoßen unarticulirte Töne aus. Am Ende fiel Einer nach dem Andern um. Der letzte lallte noch Einiges vom „braven Deutschen" — und legte sich zu den Seinen nieder. Es war ein unentwirrbarer Knäuel, um so wunderlicher verschlungen, da Jeder den Kopf unter das Gewand des zunächst Liegenden gesteckt hatte, um sich vor dem blutdürstigen Mückenschwarm zu bergen. — Die rothglühende Sonne stand über Schneebergen, Rennthiere kletterten daran umher. Ich saß an einem Felsblock und schrieb, einen zusammengebrochenen Hut auf dem Kopfe und einen großen Schleier umgewickelt, der, am Rockkragen befestigt, ein helmartiges Visier bildete.

Ich muß dabei aber bemerken, daß, je mehr die Lappen mit den cultivirten und raffinirten Küstenbewohnern in Berührung kommen, um so greller auch ihre Brutalität an den Tag tritt. Im Hochgebirge bewahrt jeder ordentliche Hausvater seinen Branntweinvorrath bis tief in den Winter hinein und spart ihn für Nothfälle oder zu festlichen Gelegenheiten, auch findet der Reisende da freundliche Aufnahme und es gilt bei ihnen das nordische Sprüchwort: „Wer Raum im Herzen hat, der hat auch Raum in der Gamme!" — Selbst eine Neigung für Poesie findet man bei diesen Naturmenschen. Sie gehen in der gewöhnlichen Rede bald in eine Art von rhythmischer Redeweise in halb singendem Tone über.

Im Winter ziehen die Alpenlappen bis in die Wälder hinab, im Sommer treiben Hitze und Mücken sie mit ihren Thieren nach den Bergen. Das Renn bleibt nicht in der Ebene, wenn's zu

warmer Jahreszeit kommt. Die Heerde macht sich sogar, wenn im Winter einmal ein Thauwetter eintritt, was freilich sehr selten geschieht, ohne Führer auf den Weg. Mücken gibt's übrigens auch da, wo der Schnee bis tief in das Jahr liegen bleibt. Das Renn wird besonders von zwei Arten Bremsen geplagt, die Eine legt ihre Eier auf den Rücken, die andere in die Nasenlöcher. Es entsteht dadurch eine Beulenkrankheit, die oft sehr verderblich wird. Die Felle der um diese Zeit geschlachteten Thiere sind durchlöchert und nur zum Nachtlager brauchbar. —

Die Nähe eines ächten Lappenlagers kündigt sich schon von Ferne an. Das Geklaffe der kleinen Hunde, das eigene Grunzen der Renne und der aufsteigende, sich nach den Seiten verbreitende Rauch ist weithin wahrnehmbar. Die Hütte selbst sieht sehr unregelmäßig aus, hat aber doch im Allgemeinen die Form eines abgestumpften Zuckerhuts. Es werden 16 bis 20 Stangen kreisförmig in die Erde gesteckt und oben zusammengebunden. Das Gestell wird mit Segeltuch oder Walmar oder auch mit Filz umhängt. Einige Stangen werden oben freigelassen und so bildet sich auf die einfachste Weise die Rauchöffnung. Der Eingang ist mit einem dreieckigen Stück Tuch geschlossen. Die Zeltdecke liegt ringsum ziemlich weit auf der Erde, um die nicht im Innern aufbewahrten Gegenstände des Haushalts und etwaige Vorräthe gegen Wetter und andere Feinde zu sichern. — Oft wirft ein Sturm die ganze Herrlichkeit um, besonders im Winter, wenn die in den Schnee gesteckten Stangen noch nicht festgefroren sind.

Große Vorräthe schleppt der Lappe nicht mit sich, den täglichen Bedarf geben ihm ja die Renne. Er geht alljährlich dieselben Wege und schlachtet und wintert sich immer an denselben Plätzen ein. Da baut er in Mannshöhe sein Vorrathshaus wie ein Vogelnest auf einen oben abgehauenen, entästeten Baumstamm. Ein an der Erde daneben liegender eingekerbter Baum kann als Leiter angesetzt werden. Hier werden Fleisch- und andere Vorräthe, auch die Kleidung der just nicht herrschenden Jahreszeit bewahrt gegen lüsterne Thiere. Ein Diebstahl ist in jenen Gegenden unerhört, der vorüberreisende Fremde nimmt dagegen ohne Scheu und ohne Tadel, was er zum Unterhalte braucht.

Wir heben die Thüre der Hütte auf und treten tiefgebückt ein. Es ist Mittagszeit. In der Mitte brennt am Boden ein Feuer von rohen Steinen eingeschlossen. An Ketten hängt von den Zeltstangen ein Kessel darüber. Der Rauch füllt den ganzen Raum und zieht sich behaglich aus dem obern Luftloch. Mücken gibt's hier nicht. Nur Lappländer können hier ausdauern. Der Hausherr bereitet eben das Mahl. Er kocht Rennthiermilch, brockt Käse dazu, und würzt die Speise mit Rennthierblut. Er ist ein reicher Mann und guter Wirth, darum hat er auch Salz und etwas Mehl „zum Anrühren." Das ist die gewöhnliche Sommerkost. Brod zu backen ist dem Lappländer viel zu weitläufig. Er bedarf dessen auch nicht und muß im scharfen Winter namentlich vor Allem um sein tägliches Fleisch sammt dazu gehörigem Fett bitten. Da geht's dann hoch her; und es fehlt keineswegs an Delikatessen. Man bereitet Wurst, man kocht das Fleisch und röstet kleine Stückchen davon als Zwischenessen, taucht das Uebrige in das abgeschöpfte Fett und trinkt die kräftige Brühe; der Fischlappe begnügt sich mit dem Wasser, in dem er seine Beute kochte. — Man zerschlägt die im Sommer gesammelte Milch und läßt ein Stück im Munde zergehen, oder man schabt sich etwas mit dem Messer ab. Auch wird wol ein Bär, ein Biber geschossen. Der Fjälllappe führt einen sehr kräftigen Tisch und hat's viel besser als unser Landmann. — Tische freilich hat er nicht. Eine Matte, Dållo, von Birkenrinde wird auf die platte Erde neben das Feuer gebreitet. Es ist gegen ihre Sitte, vom bloßen Boden zu essen; selbst auf der Reise legt der Lappe wenigstens seinen Handschuh an die Erde, um darauf zu essen. — Rings um das Feuer am Rand der Hütte liegen die Schlafstellen, Birkenreisig mit Fellen bedeckt. Der Hausherr hat auch wol ein mit farbigem Tuch besetztes Schaffell, das ihm als Kopfkissen dient. Die Schlafstätten dienen am Tage als Sophas. Dem Eingange gegenüber sitzt der Vater, neben ihm seine Frau, zur Seite die Kinder, gegenüber Dienstboten oder arme Anverwandte, die deren Stelle vertreten. Der Gast wird auf den Ehrenplatz zwischen den Eheleuten geführt. Man reicht ihm die Hand. Die sonst allgemein übliche Sitte des Nasenreibens wird ihm selten zu Theil. Die Leute riechen nicht zum Besten, und die Bettellappen stinken sehr. Der Kuß ist nur unter manchen Verwandten üblich; bei den Besuchen, die sie namentlich im Winter auf Schneeschuhen einander abstatten,

werden viele unnütze Redensarten gewechselt und das Nasenreiben nach Stand und Würde modifizirt. — Vor und nach Tische wird barhäuptig und still und kurz gebetet. — Beim Vorlegen des Fleisches wird Allerlei beobachtet. Namentlich dürfen die Weiber von alter Heidenzeit her nicht Alles essen. — Am Eingange des Zelts steht ein Wassergefäß, das fleißig benutzt wird. Das Wasser ist wenig kohlensäurehaltig, im Winter blos geschmolzener Schnee. — Nach dem Mahl reicht man sich die Hand, zuerst Mann und Frau und dann in der Reihe herum. — Nun waschen die Weiber das Geräthe, die hölzernen Teller und den Kessel. Die Löffel trägt man meistens bei sich; sie sind oft ganz artig aus hartem Holz oder Rennthierhorn geschnitzt oder verziert. — Dann wird Alles ziemlich ordentlich weggelegt. Der Raum ist zur Unordnung in der That zu enge. An den Stangen hängt auch Allerlei. Diese schwarzberäucherten, rundlichen Beutel sind Rennthiermagen, in denen man die Milch für den Winter aufbewahrt. — Man hat dazu noch kleine Holztönnchen, die, wenn die Milch gefroren ist, in der Mitte auseinander genommen werden.

Treten wir nun in's Freie! Der Lappe nimmt sein Fläschchen mit aufgelöstem Pech hervor und frischt den mückenfeindlichen Geruch seines Gesichts an, wie wir es etwa mit Eau de Cologne thun. Es ist Abend, obwol die Sonne noch hoch am Himmel steht. Wir sind nun schon an den stetigen Tagesschein gewöhnt, der im Anfange sehr beschwerlich fällt, namentlich wenn man den Schnee vor sich hat. Der Lappe hat viel mehr Tag als wir. Die langen Dämmerungen, das Schneelicht, der Nordschein machen auch seinen sonnenlosen Winter fast beständig hell. Die Luftspiegelung ist so stark, daß man oft schon in Torneo am längsten Tage die Mitternachtssonne beobachten kann. Bei warmem Wetter soll man die halbe Scheibe, bei kaltem wenigstens den obern Rand sehen. Besehen wir uns nun unsere Wirthsleute. Sie sind alle gleich gekleidet. Mann und Frau unterscheiden sich nur durch die Form der Kopfbekleidung, die bei dem Mann ein rundes Käppchen, bei der Frau etwas komplizirter ist. Die verschiedenen Marken haben hierin ihre bestimmten Moden. — Den Körper deckt eine braune Blouse von Walmar, mit rothen und blauen Streifen besetzt. Der breite Gürtel von Leder ist mit selbstgezogenem Zinndrath gestickt, mit viereckigen Silberbuckeln verziert. Alles Silbergeräth muß klingeln und klappern, an Ringen, Bechern und Löffeln hängt allerlei Blattwerk und kleinere Ringkettchen. Dergleichen Zierrathen sieht man übrigens auch in schwedischen Provinzen. — Am Gürtel hängt das Messer in einer Scheide, ein Beutel mit Feuerzeug, Tabak der kurzen Pfeife von Eisen oder Holz, Tabaksdose u. s. w. Tabak raucht Jeder: Herr und Knecht, Mann und Frau, Vater und Kind. Auch allerlei sonderbare Sachen von unerklärlichem Gebrauch tragen sie am Gürtel, zum Theil gewiß Zauberamulete. Die Stiefel sind an die Hosen befestigt und haben vorn umgelegte Sohlen, was bei dem steinigen Terrain sehr zweckmäßig ist. Um die Schenkel wickelt sich der Komager, eine Lederkamasche — in den Sumpfstrecken ganz unentbehrlich. Der Komager wird um die Knöchel so fest gebunden, daß nur ein Lappländer es ertragen kann, der blos davon seine dünnen Beine herbekommt. Statt der Strümpfe wird trocknes, weichgeklopftes Riedgras zwischen Hose und Haut gebracht. — Da man sich dort, wenn's nöthig ist, ohne Scheu entkleidet, so darf ich noch hinzufügen, daß die Haut unter dem Walmar, der die Empfindung von Leinenzeug durchaus fremd blieb, bräunlich aussieht. — Die Weibertracht ist ganz ähnlich, nur von Rennthierfellen gemacht und doppelt. —

Wer, wie ich, zehn Zoll mißt, ragt durchschnittlich über alle Lappen um eben soviel vor. Die Gesichtsbildung ist nicht schön; namentlich senken sich die Augen scharf nach der Nase, sind klein und entzündet. Das breite Gesicht läuft über die eingefallenen Backen in ein spitziges bartloses Kinn aus. Es gibt viele Augenkranke unter ihnen, im Alter werden sie oft blind und fast alle blinzeln beständig mit den Augen. Wer aber einen an der Radesyge leidenden Lappländer sah, wird den entsetzlichen Anblick nicht vergessen. Diese aus Norwegen herübergekommene Krankheit scheint in einer Zusammenschrumpfung der Haut zu bestehen. Sie gehört zu den wenigen Krankheiten, die von den Medicinern nicht verstanden und nicht kurirt sind. — Die Lappländer erscheinen vielleicht auch kleiner, als sie eigentlich sind, weil sie etwas seitlich gebückt gehen, woran sie sich beim Skilaufen gewöhnen mögen. Die Figur ist schlank, ein Dickbauch selten; sie sind überaus gelenkig und behend, wenn sie es wollen oder müssen.

Abends, wenn die Heerde heimkehrt, ist Alles

Leben und Thätigkeit. Man hört das eigenthümliche Knicken in den Fußgelenken der Renne schon von weitem. Es ist oft und sehr passend mit dem Geräusch verglichen worden, das der elektrische Funken beim Ueberspringen hervorbringt. Es rührt von einem länglichen Knochen unter dem Horn des Hufes her, der einige Aehnlichkeit mit dem sogenannten Krebsstein hat, und die Natur hat es den Thieren gegeben, damit sie sich im dichten Schneetreiben nicht von einander verlieren, denn also sollen sie leben. — Die Heerde ergießt sich von der Höhe wie ein Strom. Die Hirten treiben mit lautem Ruf, die Hunde bellen laut rund umher. Einzelne Thiere, dort auch ein Paar zusammen, verweilen und rupfen noch einmal an dem moosbewachsenen Grund. Die Heerde drängt sich dicht zusammen. Die Geweihe — unser Gastfreund mag wol tausend Thiere haben, es gibt aber doppelt und vierfach so zahlreiche Heerden — bilden einen wandelbaren Wald. Wäre all' dieses Geäste belaubt, man dächte an den Hain von Birnam im Macbeth. Gewaltsam strömt endlich Alles in ein lockeres Gehege. Die Thiere stellen sich in den Rauch, der sich von den Feuern über sie wälzt, die man an der Windseite anzündete. In der Mitte des Geheges stehen Stangengerüste. Hier wird jede Kuh gebunden, um sie zu melken. Das Renn ist ein unbändiges Thier, es sträubt sich, es hält die Milch zurück und der Melker oder die Melkerin, denn an diesem Geschäft nehmen auch die Weiber Theil, traktirt es mit Faustschlägen, von denen die Haare reichlich in die Melkgefäße stäuben. Kleine Buben fangen die Thiere, indem sie ihnen eine Schlinge über das Geweih werfen. Sie treffen mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit mitten im dichten Schwarm jedesmal das bestimmte Thier. — Merkwürdig ist's, wie der Lappe die Thiere kennt, wie er mit einem Wort jedes einzelne Stück den Seinigen bezeichnet. Er steht vor der Gamme und überzählt schon von weitem die Heerde, weiß, ob ein Thier und welches sich verlor.

Bei Nacht wechseln die Glieder der Familie sämmtlich in der Bewachung. Die Uhr haben sie am Himmel und im Kopf. Sie sind gute Astronomen, halten auch viel vom Kalender, weil ihre Geschäfte ziemlich nach dem Datum bestimmt sind. Wer seine Wache gethan hat, kommt in die Gamme, kriecht mit seinen Hunden, denn es hat Jeder seine bestimmten Wachtgehülfen, über die Schlafenden und schickt seine Ablösung fort. — Die Hunde sind klein, schmutzig braun mit zottigen Haaren und aufrecht stehenden Ohren. Der Lappländer liebt seinen Hund sehr, er theilt mit ihm seine Speise, was seine Brüder schwerlich von ihm erlangen würden.

Im Gebirge ist ein Platz bald abgeweidet, im Walde, der nur im Winter bezogen wird, ist das Terrain größer. Deshalb wechselt der Lappländer auch im Sommer sehr häufig seine Lagerstätte. [159.]

9. Das Rennthier.

Das Rennthier ist im Allgemeinen bedeutend kleiner als der Edelhirsch und erreicht ungefähr die Größe des Dammhirsches; das Rennthier der Berge ist noch kleiner als das der Wälder. Wie an dem Hirsche Alles schlank, leicht und elegant ist, so ist das Rennthier mehr plump und ungraziös, weshalb es auch keineswegs ein schönes Thier genannt werden kann. Seine Beine sind kurz und dick, seine Füße breit und berechnet, auf dem Schnee zu laufen, ohne tief einzusinken, auch ist das Thier deshalb ein sehr guter Schwimmer. Das Geschrei des Rennthieres ist ein dumpfes Grunzen, und wenn man sich mit geschlossenen Augen mitten in einer Rennthierheerde befände, so könnte man sich von einer Schweinsheerde umgeben glauben.

Die Brunstzeit fällt, wie bei allen Hirscharten, in den Monat September oder Ende Oktober. — Die Rennthierkuh wirft im Mai ein Kalb, zuweilen, jedoch höchst selten, zwei. Dieses ist klein und schmächtig, jedoch nicht so hochbeinig, als das gewöhnliche Hirschkalb, und ist schon nach wenigen Tagen im Stande, der Mutter zu folgen, welche ihr Junges nur sehr kurze Zeit säugt, weil es bald seine Nahrung selbst zu suchen und zu finden vermag. Das Geweih beginnt schon nach

fünf bis sechs Wochen sich zu zeigen. Die Rennthierkuh gibt sehr wenig Milch, höchstens nachdem das Junge entwöhnt ist, eine Flasche voll täglich; sie ersetzt jedoch reichlich an Qualität, was ihr an Quantität abgeht, denn die Rennthiermilch ist außerordentlich dick und nahrhaft. Sie besteht, so zu sagen, aus lauter Rahm, und man ist nicht im Stande, mehr als einige Löffel voll davon zu genießen, obgleich der Geschmack vorzüglich ist. Darum vermischt man sie gewöhnlich auch mit Wasser, und man darf schon recht viel dazu gießen, ehe sie geringer, als recht gute Kuhmilch wird. Auffallend ist es, daß bei dem guten Geschmacke der Milch die daraus gemachte Butter beinahe nicht genießbar ist, indem sie nach Unschlitt oder ranzigem Fette schmeckt; der Käs jedoch, den übrigens die Lappen selten machen, ist recht gut und hat im Geschmacke einige Aehnlichkeit mit dem Schafkäse.

Im Sommer nährt sich das Rennthier von Kräutern, Blättern, Baumknospen, Schwämmen und Moos, besonders Rennthiermoos, im Winter nährt es sich lediglich von letzterem. Es riecht das Moos durch den dichtesten Schnee und scharrt mit den Vorderfüßen denselben weg, bis es auf sein Futter gelangt. In der Jahreszeit, wo die Bäche und Flüsse gefroren sind, frißt das Rennthier viel Schnee, um seinen Durst zu löschen.

Das Rennthier, besonders das der Alpen, ist nicht scheu und läßt sich leicht zähmen; es gewöhnt sich gerne an die Nähe des Menschen, dessen Gesellschaft es, so zu sagen, aufsucht, ohne seiner, wie andere Hausthiere, im Geringsten zu bedürfen, denn es braucht durchaus keine Pflege, keine Sorgfalt, keine Aufsicht. Es findet seine Nahrung allein, und nicht nur gibt man sich niemals die Mühe, es zu putzen, sondern man läßt es auch Sommers und Winters ganz frei weiden, ohne es je einzuschließen oder zu umzäunen.

Es gibt kaum ein Hausthier, welches während seines Lebens und nach seinem Tode dem Menschen so großen Nutzen gewährt, als das Rennthier. Die Lappen gebrauchen ihre Rennthiere zum Tragen und zum Ziehen, sie trinken ihre Milch oder machen Käse daraus oder bewahren sie gefroren auf. Nach dem Tode des Rennthieres aber geht nichts von ihm verloren. Das Fleisch ist sehr schmackhaft und angenehm, die Zunge ist besonders wohlschmeckend, die Lappen behalten so viel davon, als sie zu ihrem Privatgebrauche nothwendig haben, und verkaufen das Uebrige an schwedische Kaufleute, welche es in die Städte und Ortschaften des nördlichen Schwedens, ja sogar nicht selten nach Stockholm bringen, wo sie zwei bis drei Thaler für einen Rennthierschlegel bekommen. Aus dem Blute des Rennthieres wird eine Art von Würsten gemacht, welche bei den Lappen als große Leckerbissen gelten; die Markknochen werden an die Feinschmecker der nächsten Umgebung theuer verkauft, und aus den anderen Knochen schnitzen die Lappen ihre Löffel und andere Kleinigkeiten. Die Blasen werden zu Gefäßen verwendet, worin Milch, Tabak u. s. w. aufbewahrt wird. Die Sehnen und die kleinen Gedärme werden gedreht und als Nähfaden gebraucht: die Weiber der Alpenlappen kennen beinahe keine anderen Fäden. Die Haut des Rennthieres dient den Lappen als Kleidung, als Decke, als Bett; sie füttern damit ihre Kinderwiegen und ihre Schlitten aus, machen auch ihre Schlittengeschirre daraus und verkaufen diejenigen, welche sie nicht brauchen können. Eine schöne Rennthierhaut gilt zwei bis drei Thaler; die der männlichen Thiere sind jedoch gesuchter und theurer als die der weiblichen, weil ihre Farbe dunkler ist und sie die Haare weniger verlieren. Aus den Geweihen des Rennthieres endlich verfertigen die Lappen eine Menge kleiner Geräthschaften, als: Löffel, Messerhefte und andere Kleinigkeiten; hauptsächlich aber werden diese Geweihe, sowie die Klauen des Thieres, an die schwedischen Colonisten und Handelsleute verkauft, welche vorzüglichen Leim daraus bereiten, den sie theuer absetzen. So ist in Wahrheit dieses Thier Alles in Allem für die Lappen. Ohne dasselbe könnten sie gar nicht existiren, denn die andern bekannten und nützlichen Hausthiere, das Rindvieh, das Pferd, das Schaf, das Schwein könnten in diesen rauhen Gegenden nicht leben. Weise hat darum die Vorsehung dem Bewohner derselben ein Thier gegeben, das in sich allein die Eigenschaften und den Nutzen der genannten Hausthiere vereinigt.

Zum Einspannen und Fahren läßt sich das Rennthier ziemlich leicht und schnell abrichten, nur muß man sich wol hüten, es zu schlagen oder zu mißhandeln, weil es sonst sehr bald widerspenstig wird und überhaupt durchaus nicht mit Gewalt, sondern lediglich durch Geduld und sanfte Behandlung gezähmt werden kann. Wenn man das Thier zwingen will, eine für seine Kräfte zu schwere Last zu ziehen, oder wenn man es zu sehr zum

Laufen antreibt, geschieht es nicht selten, daß es sich schnell umwendet und seinen Führer mit dem Geweih und mit den Vorderfüßen angreift. Diesem bleibt alsdann kein anderes Mittel übrig, um sich vor dem wüthenden Thiere zu schützen, als den Schlitten umzuwerfen, sich unter demselben zu bergen, und so unter dieser Schutzwehre so lange ruhig zu bleiben, bis der Zorn des Rennthieres sich gelegt hat.

Die Lappenschlitten (Pulka) haben die Form eines mitten von einander gesägten kleinen Bootes. Sie sind in der Regel aus kleinen, dünnen, mit hölzernen Nägeln zusammengefügten, birkenen Brettchen gebaut, welche äußerlich entweder mit Seehundsfell bedeckt, viel häufiger jedoch mit Theer bestrichen sind, um den Schlitten wasserdicht zu machen. Die Pulka ist ohngefähr fünf Fuß lang und zwei Fuß breit, und kann daher nur eine einzige Person fassen; sie hat nur eine einzige, genau in der Mitte angebrachte, etwa drei Zoll breite Kufe, so daß eine große Gewohnheit und ein ungestörtes Gleichgewicht dazu gehört, um nicht umzuwerfen. Die Hälfte des Schlittens ist mit Rennthierhaut zugedeckt; der Lappe sitzt in demselben, an eine kleine hinten angebrachte Lehne gestützt, bis zu den Knien von dem Schlitten selbst und von da ab mit einer Menge von Häuten bedeckt, in die er sich einwickelt und befestigt, damit er, wenn der Schlitten auch umschlägt, doch nicht aus demselben herausfallen könne.

Das dem Rennthiere aufgelegte Fahrgeschirr ist das einfachste, das man sich nur denken kann. Es besteht aus einem Kummet von Rennthierhaut, an welchem ein Strick, öfter ein lederner Riemen befestigt ist. Um zu verhindern, daß dieser Riemen dem Thiere in die Beine komme und seine Bewegungen hemme, wird derselbe durch einen Bauchgurt gezogen und aufgehalten, welcher von einem kleinen, ebenfalls aus Haut gemachten Sattel auf dem Rücken des Thieres festgehalten wird. An dem Kopfe hat es eine Halfter, oder vielmehr einen Riemen, welcher um das Geweih befestigt ist und dem Führer als Leitseil dient. Er wirft ihn nämlich rechts oder links, je nach der Seite, wo er hinfahren will, und zieht stark an, worauf das gut abgerichtete Thier augenblicklich gehorcht. So ist im Allgemeinen bei den Lappen das übliche Schlittengeschirr; Kummet und Sättelchen können jedoch durch die verschiedenen Zierrathen, mit denen man sie ausschmücken kann, sehr verschieden sein. Die einen nähen sie mit Tuch von verschiedenen Farben, die anderen mit silbernen oder zinnernen Spangen aus, oder hängen Rollen, Glöckchen, Knöpfe daran, je nach dem Reichthume und Geschmacke eines jeden. Diejenigen, welche vermögend sind, bilden sich sehr viel darauf ein, ein schön aufgeschirrtes Rennthier zu besitzen, welches sie zeigen können, wenn sie im Winter zur Kirche oder auf einen Jahrmarkt fahren. Auf diese Weise angespannt, kann ein Rennthier recht gut zehn bis zwölf schwedische oder fünfzehn deutsche Meilen täglich zurücklegen. Wenn das Thier müde ist, so legt es sich von selbst nieder; läßt man es ein wenig ausruhen, so steht es bald wieder von selbst auf, will man es aber dazu zwingen, so zeigt es sich widerspenstig. Seine gewöhnliche Art des Gehens ist ein schwerer, plumper, aber weit ausschreitender Trab, und nur sehr selten fällt es in Galopp, den es auch gar nicht lange auszuhalten im Stande ist. [96.]

10. Islands Bewohner.

Seit dem Ende des neunten, besonders aber seit dem Beginne des zehnten Jahrhunderts wurde die Insel Island allmälig mehr und mehr von norwegischen Colonisten, die den Bedrückungen ihrer Könige zu entgehen suchten, bevölkert, welche man demnach auch als die Stammväter der jetzigen Bewohner von Island ansehen kann. Schweden und Dänen schlossen sich den Norwegen an. 868 suchte der Schwede Floke Wilgerdarsen die Insel auf, fand dort viel Treibeis, weshalb er ihr den Namen Island (Eisland) gab. Die erste bedeutendere Ansiedelung fand 874 unter Ingolf statt. Die normännisch-germanische Abstammung des Isländers spricht sich in seiner Gestalt und seinem Wesen aus. Er hat einen schlanken, eher kleinen als großen Wuchs, eine gesunde Gesichtsfarbe, schöne Zähne, helles, gewöhnlich blondes Haar. Seine Stimmung ist meistens ernst, sein Wesen kindlich. Im Umgange ist er gastfrei, offen, dienstfertig, bieder, zeigt viel natürlichen Verstand, dabei aber oft große Leichtgläubigkeit, die nicht selten mit Aberglauben gepaart ist. Die Abgeschlossenheit vom menschlichen Verkehr ist nicht geeignet, die geistigen Fähigkeiten zu einer höhern Bildungsstufe zu entwickeln, wenn man auch von der andern Seite nicht läugnen kann, daß diese Beschränkung des Isländers auf seine eigene Kraft, zumal im Kampfe mit so vielen von der Natur gebotenen Hindernissen, ihn erfinderisch und geschickt gemacht hat. Viele Bewohner von Island würden in Künsten, wenn die Mittel, diesen sich zu widmen, ihnen zu Gebote ständen, gewiß vor Andern sich auszeichnen. Auch in den Wissenschaften würden unter günstigern Umständen die Isländer mehr leisten. Ihr Trieb zu wissenschaftlicher Beschäftigung zeigt sich allgemein in ihrer großen Leselust, die hauptsächlich auf die heilige Schrift, auf alte Geschichte, alte Lieder, und auf Kenntnißnahme der alten Landesgesetze gerichtet ist. Merkwürdiger Weise hat sich durch die vielfache Beschäftigung mit dem Alterthum auch die alte Sprache der Normänner noch ziemlich rein bei ihnen erhalten. Ehemals zeichneten sich die Isländer ebenso durch Gelehrsamkeit als durch ihre poetische Anlage aus. Island ist gewissermaßen die Wiege der nordischen Geschichte. Nachdem beim Beginne des elften Jahrhunderts alle Bewohner von Island die christliche Religion angenommen hatten, trat bald eine glückliche Zeit ein. Skalden oder Barden besangen die Heldenthaten der normännischen Seefahrer und standen als Gelehrte und Dichter in hohem Ansehen. Damals wurde auch die lateinische Sprache eingeführt, die noch jetzt viele Isländer ziemlich geläufig sprechen und schreiben. Die isländischen Sagas, handschriftliche, durch mündliche Ueberlieferung hervorgegangene Nachrichten aus alter Zeit, und die Jahrbücher der Geschichte (Landnama Book) liefern den besten Beweis von dem wissenschaftlichen Sinne der Isländer während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Darauf trat unter den politischen Stürmen eine traurige Periode ein, in welcher die frühere Kultur wieder verschwand, um nie mehr in dem Glanze der alten Zeit wieder zu erscheinen. Die Reformation fand unter Christian III. von Dänemark erst nach langem Streite mit den isländischen Bischöfen auf der Insel Eingang (1550); zwei bald darauf gestiftete gelehrte Schulen bildeten zwar einige Gelehrte, trugen aber zur allgemeinen Bildung des Volkes gar nichts bei. Jeder Hausvater muß noch jetzt die Seinigen selbst zu unterrichten suchen, so gut es angeht. Der Seehandel, durch welchen sich die Isländer äußerlich besser gestellt gesehen hätten, wurde ihnen von anderen Nationen entrissen, und erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Handelsfreiheit gestattet.

So isolirt die Stellung Islands selbst ist, so isolirt ist im Ganzen auch das Leben des Isländers und seiner Familie, und gleich den Stürmen, die das von den Fluthen des atlantischen Meeres umbrauste Eiland leiden muß, brechen auch oft über den stillen Heerd seiner Bewohner Noth und Unglück ein. Der Jahre des Unglücks, in denen furchtbare Kälte, Schneewehen, Erdbeben, verbunden mit Feuer- und Wasserausbrüchen, Hungersnoth, Viehsterben und Pest sich zeigten, zählte Island mehr als gute Jahre. Die Pest von 1402

tödtete in zwei Jahren fast $^2/_3$ aller Bewohner. Mehrere Krankheiten, eine nothwendige Folge des höchst aufreibenden Fischerlebens, raffen eine Menge Isländer hin, besonders Männer, während die Frauen länger zu leben pflegen, dennoch aber in Folge zu früher Verheirathung bald altern. An Brustentzündungen und Schwindsucht stirbt in der Regel jedes 25. Individuum. Eine große Anzahl Kinder stirbt vor dem zehnten Jahre aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht gehörig gewartet und namentlich zu frühe mit den unverdaulichsten Speisen, mit saurer Milch, Fischen und fettem Vogelfleisch gespeist werden. Die Krätze herrscht in Island sehr allgemein, ohne daß man sich ihrer schämt. Nächst Brustentzündung sind rheumatische Uebel und Unterleibsentzündungen sehr gewöhnliche Folgen der Erkältungen bei veränderlicher, nasser und kalter Witterung. Augenleiden sind leicht erklärlich bei dem großen Luftwechsel, der durch die Dunkelheit der Wohnungen und den blendenden Schein des Schnees hervorgerufen wird. Aerztliche Behandlung können nur Wenige erhalten, weil die Zahl der Aerzte sehr gering ist. Einer Menge Krankheiten würde durch größere Reinlichkeit vorgebeugt werden.

Mit Ausnahme der Fischer, deren Handwerk zum Branntweintrinken Veranlassung gibt, leben die Isländer im Allgemeinen mäßig. Ihr häufigstes Getränk besteht in süßer und saurer Milch, in gekochten und sauren Molken, welche letzteren man in Tonnen aufhebt und fast ein Jahr lang gähren läßt. Die saure und geronnene Milch wird, mit Wasser gemischt, Syre genannt. Dicke Milch ist ein Hauptgericht. Zu diesen kann man auch die Butter rechnen, welche sie in außerordentlicher Menge genießen, am liebsten ungesalzen und recht alt. Wenn es an Butter gebricht, essen sie Talg. Auch verfertigen sie Käse, doch nur selten und schlecht. Die gebräuchlichen Speisen sind für die eigenthümliche Lebensweise der Isländer zu bezeichnend, als daß hier nicht einige speciellere Angaben von Interesse wären. In den verschiedenen Landestheilen zeigen sich hiebei manche Verschiedenheiten, nur sind die Tageszeiten, an denen Mahlzeiten gehalten werden, ziemlich übereinstimmend, nämlich des Vormittags um 7 Uhr, des Nachmittags um 2 Uhr und des Abends um 9 Uhr. Im südlichen Island besteht das Morgen- und Abendessen im Sommer aus Skyr oder aufgelegter Milch, aus welcher die Molken ausgepreßt und worüber süße Milch gegossen ist; im Winter aus Mehlbrei in Molken gekocht, mit saurer und süßer Milch darüber. Zu Mittag ißt man sowol im Winter als im Sommer trockne Fische mit Butter, doch auch, falls sie zu haben sind, frische Fische. Zum Nachtessen hat man den oben erwähnten Brei, Käse und Brod oder auch Kuchen, welcher letztere eine Art sehr dünner, über Feuer oder auf flachen Steinen gebackener Mehltafeln ist. Am Sonntage genießt man Brei von Gersten-, Buchweizen- oder Roggenmehl in Milch gekocht, Fleischbrühe, Fleisch, das in Molken gelegen, verschieden zubereitet. An Festtagen gibt es geräuchertes Fleisch. Von den Bauern wird frisch geschlachtetes Fleisch nicht eingesalzen, sondern, nachdem die überflüssigen Säfte ausgepreßt sind und es einige Zeit an der Luft getrocknet ist, in dem Schornstein geräuchert. Um Weihnachten läßt jeder Hausvater gern ein Schaf schlachten, wovon eine Suppe mit Grütze und Molken zugerichtet wird. Bei der Ernte wird ebenfalls ein Schaf oder Lamm zubereitet. Außer den genannten Speisen bereiten sich arme Leute eine Speise, Beina-Striug genannt, indem sie Knochen oder Knorpeln von Hornvieh und Schafen, oder die Gräten des Dorsches in Wasser oder Molken so lange kochen, bis sie mürbe werden, dieselben hierauf beisetzen, gähren lassen und im Winter mit Milch essen. In denjenigen Gegenden, wo man die isländische Flechte (Isländisch Moos) haben kann, setzt man sie allen Milchspeisen zu.

Warme Speisen werden im Sommer nur sehr selten genossen. Es besteht der isländische Kochapparat gewöhnlich nur in einigen eisernen Kesseln, welche auf einem Dreifuß ruhen. Unter diesen wird das Feuer unterhalten, genährt von verschiedenen Stoffen. Der beste ist Torf. Wo der Torf fehlt, bedient man sich des Düngers der Kühe und Schafe, welchen man erst formt, dann in's Freie stellt, woselbst durch Schnee, Regen und Luft alle Bestandtheile außer der trockenen Pflanzenfaser ausgelaugt werden, so daß er ein dem Torfe sehr ähnliches Brennmaterial gibt. Wo Torf und Dünger fehlt, nimmt man dürre Fischköpfe, Vögelknochen, Seetang u. dgl. Auf dem Westmanoe heizt man sogar mit getrockneten Seevögeln; Treibholz gibt verhältnißmäßig nur wenig Hitze, da es gewöhnlich ganz durchbohrt ist, auch findet es sich nicht überall. Braunkohlen sind zu selten. Da in den isländischen Wohnungen, außer

in der Küche, sonst nicht geheizt wird, so bedarf man im Ganzen wenig Brennmaterial.

Der Isländer kleidet sich meistentheils in selbst gefertigte Zeuge. Die Kleider der Männer sind, ähnlich den Matrosenkleidern, eine kurze, rundabgeschnittene Jacke, von blauer, grauer oder schwarzer Farbe, weite Beinkleider von demselben Zeuge, wollene Strümpfe und Schuhe aus Ochsenhaut oder Schaffellen, von welchen die Haare oder Wolle abgekratzt sind, jedoch ohne Absatz und mit Riemen über den Fuß gebunden, die fast bis an die Waden reichen. Bisweilen bestehen die Kleider auch aus Seehundsfellen, die häufig mit einer Kappe versehen sind, welche von hinten über den Kopf herübergeschlagen wird. Außerdem pflegen sie auf dem Kopf einen runden Hut mit einer gerade aufstehenden Borte zu tragen. Wohlhabendere gebrauchen Kleider, gleich denen im civilisirten nördlichen Europa. — Die Frauen kleiden sich in Röcke und Jacken von selbst gewebtem Wollenzeug (Wadmel), worüber ein weites, schwarzes, in viele Falten gelegtes Kleid geworfen wird. Die Unterröcke sind nach unten gern mit einigen Reihen Band besetzt, und nach oben mit drei großen silbernen Knöpfen versehen; an diese wird die Schürze mittelst eines Gürtels befestigt, welcher mit hohen Silber- oder Messingplatten besetzt ist. Die Jacken sind gewöhnlich schwarz, und haben enge, bis an die Hand hinabreichende Aermel; nach vorne sind die Jacken mit Sammet besetzt. Am Halse ist ein kleiner, drei Finger breiter, aufstehender steifer Kragen, der mit Seidenzeug oder mit Gold- und Silberschnüren besetzt ist. Häufig tragen sie auch einen Gürtel oder ein Leibband von Sammet mit Silbergeschmeide. Wenn sie in die Kirche oder sonst irgendwo hingehen, ziehen sie gewöhnlich eine Art Kappe oder Mantel über alles Dieses; dieser Mantel ist gewöhnlich aus schwarzem Wadmel verfertigt und vorne mit zwei Streifen Tuch von anderer Farbe bekleidet, welche von oben bis unten der Länge nach auf den Mantel genäht und nach den Umständen des Besitzers auch wol mehr oder weniger mit Silberschmuck versehen sind. Um den Kopf wickeln sie ein großes, weißes Tuch, und über dieses ein feineres, so daß daraus ein $^3/_4$ Ellen hoher krummgebogener Kegel oder ein nach vorn herüberstehendes Horn gebildet wird, um welches zuletzt ein Seiden- oder Kattuntuch gebunden wird, damit es fest an den Kopf schließt und das Haar ganz bedeckt. Um den Hals tragen sie einen sammetnen Halskragen, oder auch wickeln sie blos ein seidenes oder kattunenes Tuch um. Sowol dieser Halskragen als der Kopfputz wird mehr oder weniger mit silbernen Knöpfen und sonstigem Geschmeide besetzt, je nachdem die Person, welche es trägt, mehr oder minder vermögend ist; denn der ganze Silberputz einer vornehmen Dame kann wol 400 Thaler werth sein. Manns- und Frauenhemde sind gewöhnlich aus Wadmel oder Flanell, selten aus Leinwand.

Die Wohnung der Isländer, isländisch Bai genannt, welches so viel als Bauerhof bedeutet, während ein Haus Hiabey heißt, besteht so zu sagen aus mehren kleinern Häusern, indem jedes nur einen einzigen Raum enthält und jedes seine besondere Bestimmung hat, alle aber wieder mit einander verbunden sind, und auf diese Art eine ganze Wohnung bilden. Die äußeren Wände bestehen aus Torf, sind meistens $4^1/_2$ Fuß hoch, unten 4—5 Fuß, oben 3 Fuß dick, und an der Außenseite oft noch mit Rasen, Erde oder Steinen belegt. Die Dächer bestehen aus Bäumen oder Buschwerk, sind ebenfalls mit Rasen belegt uud haben kleine Oeffnungen, welche mit Glasscheiben oder auch mit einer sehr dünnen Schafhaut versehen sind, durch welche das Licht hineindringt. Die Wände zwischen den verschiedenen Räumen sind dünner als die äußern, bestehen aber auch aus Torf. Das ganze Gebäude, im Sommer schön grün, gleicht einem kleinen Hügel, der seines guten Grases halber nur zu oft von den Hausthieren besucht wird. Die Wohnungen sind zwar warm, doch ist die Luft in ihnen stets, aus Mangel an Lüftung, höchst unrein und feucht. Der innerste Raum ist bisweilen zu einem Fremdenzimmer eingerichtet, sowie einer der benachbarten Räume zur Badestube. Die äußeren Räume sind Vorrathskammern für größere Mengen von Lebensmitteln, als Fleisch, Fische u. s. w. für's Vieh. Bei vielen Wohnungen befindet sich eine Art Schmiede. Größere Wohnungen umgeben noch besondere Pferde-, Kuh- und Schafställe. — Zwar höchst dürftig, dennoch aber mehr nach Art unserer Gebäude sind die Kirchen ausgestattet. Im Innern der Wohnungen bilden außer den schon erwähnten Kochgeschirren gewöhnlich nur die Betten das Hausgeräth. Zum Schreiben ist gewöhnlich am Bette ein Brettchen übergelegt. Einige Löffel, aus Horn gepreßt, oft mit zierlichen Inschriften am Stiele versehen, und ein hölzerner,

krugförmiger Napf mit einem Deckel sind außerdem zu finden, wozu noch ein Wollspinnrad kommt. Wo man hölzerne Betten hat, stehen sie nach einander längs den Wänden hin und lassen in der Mitte einen Gang frei.

Die meisten Hausgeräthe, wie überhaupt Alles, was zur Haushaltung nöthig ist, verfertigen sich die Isländer mit vieler Geschicklichkeit selbst. Einen großen Theil der Arbeitszeit nimmt die Beschäftigung mit Wollarbeit ein. Die Kinder zupfen den gröberen Theil der Wolle aus der feineren heraus, andere spinnen auf Spindeln oder Spinnrädern die gezupfte und stricken daraus Strümpfe, Handschuhe, Jäckchen und Mützen. Der Hausvater oder sonst ein geschickter Arbeiter webt die im Lande bereitete Tuchsorte, Wadmel. Einiges Wollenzeug wird mit Pflanzenstoffen gefärbt, häufig mit Indigo, da blau die Lieblingsfarbe der Bewohner ist. [48.]





III. Großbritannien und Irland.

1. Land und Leute.

Die Franzosen haben jetzt ihr Land so ziemlich abgeholzt, der Regen wäscht auf ihren Bergen das Gestein bloß und ihre Ebenen dehnen sich in einförmiger Breite. Frankreich sieht heutzutage abgelebt, greisenhaft aus, seine Poesie hat einen Weg zu machen, wenn sie sich aus den glatten Wänden der Gesellschaftssäle flüchten will in die kräftigende Naturfrische noch ungebrochener Forsten. Auch die Engländer haben ihren Wald arg verwüstet. Wo einst Robin Hood und seine Sachsen, als sie von normännischen Herren außer Recht und Frieden gesetzt wurden, den Hirsch jagten in der Sicherheit tiefer Waldgründe, da rauchen jetzt die Schlote der Fabriken und kann der Pflüger auf dem Felde von Weitem die Kirchthürme sehen. Aber wo in England der hallende Wald verschwunden ist, da blüht jetzt ein Garten. In welcher Richtung man im Innern von England auch reiset, immer scheint die Gegend festtäglich geputzt, überall lacht sie uns nett und freundlich ins Auge. Es ist ein fortlaufendes Gewinde von grünen Hecken, farbigen Feldstreifen, schimmernden Flüßchen und thauglänzenden Hügeln; zahllose, hellfarbige Häuschen sind dazwischen gestreut und ein Dorf nach dem andern gruppirt sich malerisch, halb vom Baumgrün verdeckt, um eine altersgraue Kirche oder um einen Hügel, von dessen Spitze epheuumrankte Schlösser niederschauen. Die duftenden Weißdornblüthen und die wilden Rosen hängen über die Landwege. Der sorgfältigste Anbau ziert die Felder und auf den saftgrünen Wiesen weidet prächtiges Vieh in sicheren Umzäunungen. Die Bewohner der Dörfer scheinen Städter, welche aufs Land gezogen sind, so schmuck und reinlich sehen ihre Wohnungen aus; selbst die kleinste Hütte umzieht sich mit Jasmin und Rosenbüschen. Der deutsche Bauer will den Düngerhaufen vor Augen haben, weil er an seiner Ausdehnung die Größe und Fruchtbarkeit seines Grundes und Bodens mißt; in England wird jener für Aug' und Nase unangenehme Stoff seitab auf dem Felde niedergelegt und mit Reisig überdeckt. Eigenthümlich ist dieser Insel die außerordentliche Menge von Landsitzen, die in jedem erdenklichen alt- und neumodischen Styl gebaut sind, Bergschlösser, gothische Hallen und Burgen, griechische

Tempel und mittelalterliche Abteien. Walter Scott's romantische Bilder haben, wie es scheint, hier und da einem Engländer den Kopf verwirrt, so daß er keine Ruhe hatte, bis er in abenteuerlich bethürmter und bezinnter Behausung wohnte. Im Ganzen herrscht der normännische Baustyl vor, der ein tüchtiges und würdiges Gepräge hat, in seinen Formen aber nicht genug vergeistigt ist; er gleicht einem kräftigen Pflanzenwuchs, welcher noch nicht zur Blüthe gelangte. Sieht man im Innern von England verhältnißmäßig so wenig öde Striche, dagegen so häufig die Gegend dicht besetzt mit weitläufigen Fabrikanlagen, wohlhäbigen Dörfern und zahlreichen stolzen Land- und Edelsitzen, jeden von einem Parkgewoge oder doch von grünen Rasenplätzen und blanken Kieswegen umgeben, so erhält man eine lebhafte Vorstellung von den ungeheuren Reichthümern, welche auf dem kleinen Erdfleck dieser Insel zusammengehäuft sind.

Der Reiz der englischen Landschaft wird dadurch erhöht, daß sie so häufig sich in Wolken und Nebel einhüllt. Wenn sie wochenlang klarer Sonnenschein bedeckte, so würde sie bei aller Anmuth doch zuletzt ermüden. Denn die Aussicht bleibt immer eng begrenzt, mächtige Berggestalten erheben sich nicht, das Ganze zieht sich auf und ab in leisen Wellungen fort, welche nur durch freundliche Hügel und allerliebste Thälchen unterbrochen werden. Weil aber zehnmal des Tages ein dunkler Regenguß kommt, so sieht die Landschaft, wenn der nächste Sonnenstrahl über sie hinspielt, immer wieder frisch und neuverjüngt aus. Die Engländer benutzen außerdem die natürliche Scenerie mit großem Geschick, Baumgruppen dienen dazu, mit ihrem reich schattirten Grün hier schöne Punkte hervorzuheben, dort nackte Stellen zu verdecken. Es wird dadurch die Täuschung erweckt, als wäre noch eine großartige Natur dahinter. Und so reist man durch Wolkenschleier immer wieder zu nett umbüschten Aussichten, die Größeres ahnen lassen, bis man zuletzt am Meere steht, wo die Insel zu Ende ist. Da gibt es blos Fischerdörfer, Möven und Felsen und das endlos fluthende Meer, und wenn man sich daran satt gesehen hat, wendet man wieder um zu den Hecken, dem parkartigen Baumgrün und den niedlichen Hütten und Landsitzen, an denen sich das Auge so lange sättigen muß, bis der Wagen in eine alte Stadt hineinrasselt.

Die lieblichste Gegend kann uns durch grundlose Wege, die ewige Qual von Pappelwänden zu beiden Seite der Straße, durch mürrische Kutscher und naßkalte Wagen verdorben werden. Das ist in England nie der Fall. Die Wege sind wie getäfelt und malerisch an den Wänden hingeführt, statt in unaufhörlich gerader Linie die Landschaft zu durchschneiden. Die Kutscher sind wol einmal so ausbündig grob, daß man ihnen gern zuhört, denn es ist Salz und Würze in dieser Grobheit, aber ihr Thun ist immer ganz so zweckmäßig wie ihre Wagen. Auch die Dorfwirthshäuser sind behaglich eingerichtet, die Menge der großen und kleinen Krüge lacht den Eintretenden an in gefälliger Aufstellung. Der Engländer trinkt aus Zinn und Steingut und bewahrt die Getränke in festen Krügen auf, das zerbrechliche Glas liebt er nicht. Diese Wirthshäuser haben den großen Vorzug, daß ihr Inneres sauber und reinlich ist, wenn auch noch so klein. Die Reinlichkeitsliebe ist für den Engländer höchst werthvoll, denn ein Volk redet und handelt stolzer und anmuthiger, wenn es saubere Kleider und reine Hemden hat. So ganz Unrecht hatte Der nicht, welcher einmal sagte: man könne die politische Tüchtigkeit eines Volkes nach der Menge Seife abmessen, welche es verbrauche. Wenn viele Deutsche nur Etwas von dem Wein- und Biergelde, welches sie täglich ausgeben, auf saubere Wäsche verwendeten, so würde das ganz im Stillen gute Früchte tragen. In sonstiger leiblicher Erquickung ist dagegen ein englisches Wirthshaus viel ärmer als ein deutsches. Die Getränke, Ale, Porter, gebrannte Wasser und brandige Weine sammt allen ihren Mischungen sind mehr auf Anregung und Erwärmung bei feuchtem Wetter berechnet, als auf Erfrischung und Kühlung. Und nun gar der ewige Käse und Schinken. Roh oder gekocht oder gebraten, aber allemal Schinken. Nur für die Hauptmahlzeiten des Tages kann man darauf rechnen, daß der Tisch gut bestellt wird, mit der einzigen Ausnahme, daß man das Fleisch häufig nicht zerreißen kann, weil es noch halb roh ist. — Das Volk in England hat ein frisches Aussehen, der Regen begießt es oft genug und die Seeluft umstreift fortwährend die Wangen. Ueberall erblickt man das feste, tüchtige, englische Gesicht, aber keineswegs häufig geistvolle oder scharfe Züge. Eher könnte man sagen, der Engländer sieht sehr dumm aus, wenn er nicht sehr klug aussieht. Mittelgut scheint es in diesem Volke nicht zu geben. Die

Aerzte sind entweder höchst gediegen oder ausgemachte Charlatans, die Prediger Männer gewaltigen Worts oder die langweiligsten Predigtableser, die Schauspieler geniale Künstler oder die schrecklichsten Schreihälse. Nur beschränkte Juristen und schlechte Kaufleute sind in England selten. Wenn man länger dort reist, macht sich auch ein Unterschied zwischen zwei Racen bemerklich. Die sächsische tritt auf in kurzen, stämmigen Figuren mit breiten, fast viereckigen Gesichtszügen, die andere Race scheint aus normännisch-sächsisch-irischer Mischung hervorgegangen, der Körper ist schlanker und die Gesichtsfarbe reiner, die Umrisse des Kopfes ovaler, Haar und Augen haben dunkleren Glanz und zwischen der leichtgewölbten Stirn und den langrunden Wangen nehmen sich Mund und Nase fein und niedlich aus. Diese feinere Gesichtsbildung und die hochgewachsenen Gestalten sind vorzugsweise ein Erbtheil des Adels, der auch mit kluger Vorsicht darauf hält, sich mit langen, stattlichen Bedienten und hübschen Hausmädchen zu umgeben. Auch nach den Grafschaften wechselt hin und wieder das Aussehen des Volkes, in einigen Gegenden zeigen sich mehr schwärzliche Köpfe, in andern mehr geröthete Gesichter mit hellerer Haarfärbung. Eigenthümliche Landestrachten gibt es nicht mehr, Alles kleidet sich städtisch, und das einfachste Farmerkind hat Geschmack darin. Insbesondere gewinnen die Landmädchen in England durch die unnachahmlich niedliche Weise, wie sie ihren Hut aufsetzen. Dabei benehmen sie sich mit so jungfräulichem Stolze, jeder Mann muß gegen sie achtungsvoll und artig sein. Im Ganzen jedoch möchte keine Gegend Englands einen so durchgängig schönen Volksschlag aufweisen, wie der Schwarzwald, Friesland, einige Striche im Berner Oberlande oder in Westphalen und noch anderswo in Deutschland.

Vorzüglich auf dem Lande entfaltet sich der englische Volkscharakter in seiner schönen Gediegenheit. Die Stadt ist dem Engländer der Tummelplatz der Geschäftsleute, der Gastwirthe und Schauspieler, aber auf dem Lande genießt er Freiheit und Behagen. Auch der Kaufmann und Beamte, der kein Gütchen draußen hat, sucht wenigstens sein Wohnhaus in den Gärten, welche meilenweit jede größere Stadt umgeben und Stadt und Land gefällig ineinander überführen. Da ist sein „Daheim", das wonnigste Plätzchen, welches für ihn die Erde hegt, ein umfriedeter heiliger Ort, wo er Athem schöpfen und in der Liebe und Pflege seiner Familie ruhen kann. Wer in England auf kein Daheim mehr hofft, der denkt daran, sich eins bei dem Todtengräber zu bestellen. Gewiß das Schönste und Beste, was die Engländer haben, ist ihr Familienleben auf dem Lande, da geben sie sich einfach, warm und offen und von Grund aus wahrhaft. Die Wahrhaftigkeit ist eine Tugend, welche für sich allein schon ein Volk adelt. Sie würde den Engländern noch viel schönere Früchte bringen, wenn sie auch so weit ginge, daß nicht jede Familie Jahr aus Jahr ein an der unglücklichen Sucht litte, vornehmer, reicher und glücklicher zu scheinen, als sie es wirklich ist. Im Innern des englischen Hauses ist es für den Fremden auffallend still und ruhig, man hört keinen Laut. Viele Eltern lassen die Kinder im Hinterhause allein speisen, auch dann noch, wenn die Mädchen im blühendsten Alter stehen, doch in die Welt noch nicht eingeführt. Das Benehmen der Familienmitglieder unter einander ist schlicht und natürlich, wird aber auch durch althergebrachte Regeln geleitet. Die Kinder bezeugen wahre Ehrerbietung nicht nur den Eltern, sondern auch dem älteren Bruder und der älteren Schwester. Mancher Deutsche möchte etwas mehr Zärtlichkeit und leichten Frohsinn im englischen Familienleben vermissen, dagegen erhält es durch seine Ordnung eine gewisse Würde, welche wohlthätig auf die Festigung und Harmonie des Charakters einwirkt, und die Innigkeit ist dadurch nicht ausgeschlossen. Eine sehr wesentliche Färbung empfängt die häusliche Sitte bei den Engländern durch die Religion. Außerhalb der Familie sieht man bei ihnen vom Christenthum wenig mehr als steifen Kirchenprunk und Sektenwesen; die Religion wohnt in den Häusern, dort kräftigt und regelt sie das Leben. Aus diesem religiösen Sinne fließt auch aufrichtiges Mitgefühl für fremde Leiden. In England herbergt viel menschliches Elend, aber auch ächter Wohlthätigkeitssinn ist dort zu Hause.

Die Krone der englischen Familie ist die Hausfrau. Mit vollstem Rechte wird die Schönheit und Häuslichkeit der Engländerinnen gepriesen. Es sind edle, stolze Gestalten, gedankenvoll blickt das schöne Haupt uns an, mit den dunkeln Locken über der hohen, reinen Stirn; ein leichter Franzose wird bange vor diesen großen, treuen Blicken und rächt sich durch die Bemerkung, daß man unter den Engländerinnen hochmüthige Na-

sen in Menge, niemals aber feine Anmuth und Grazie sehe. Ein wenig steif ist die englische Schönheit, das ist wahr, und Etwas von dieser Steifheit scheint sich auch dem Geiste mitzutheilen. Die Frauen gehen sonst viel leichter auf fremde Eigenthümlichkeiten ein als Männer, aber den Engländerinnen scheint geradezu die Gabe zu fehlen, Etwas gut oder schön zu finden, was ihren starren nationalen Sitten und Ansichten widerspricht. Indessen ist man ihnen schon dafür dankbar, daß sie mit so aufrichtigem Wunsche, sich belehren zu lassen, zuhören. Denn eine Engländerin will nicht blos unterhalten sein, sie will auch lernen und wissen. Die Frauen in England lesen sehr Viel und denken gründlich über das Gelesene nach. Schon dadurch üben sie einen bedeutenden Einfluß auf die Literatur, denn wer für Frauen schreibt, befleißigt sich eines klaren und geschmackvollen Styls. Nicht wenige Engländerinnen sind selbst Meisterinnen des Styls, ein ansehnlicher Theil des Inhalts der Wochenschriften fließt aus ihrer Feder. Weil die Frauen in England sich so viel geistig beschäftigen, so nähen, sticken und wirthschaften sie auch weniger zu Hause.

Die wandellose Stille und Ruhe in seiner Familie sichert der Engländer auch dadurch, daß er all sein Besitzthum eisern umgittert. Das Princip des Sondereigenthums ist auf seiner Insel auf die Spitze getrieben. Nicht blos in den Städten, wo jedes Fleckchen Boden so kostbar ist, sondern auch im Innern des Landes stößt man sich an den Marken und Mauern des Eigenthums auf Schritt und Tritt. Jedes Stückchen Feld oder Anger oder Wald ist eingehegt und abgepfählt. Wer kein Eigen hat oder nicht zur Miethe wohnt, kann seinen Fuß nirgends hinsetzen als auf die Landstraße. Die Völker zeigen ihren Charakter vorzugsweise in der Art und Weise, wie sie das Grundeigenthum auffassen. Der Slave zäunt sich nur ein kleines Stück ab, der Romane nimmt die besten Plätze und umgibt sie mit Mauern als sein Alleineigenthum, Beide bekümmern sich nicht viel um das, was frei liegen bleibt: der Germane aber theilt sämmtlichen Grund und Boden in Sonder-, Gemeinde- und Staatseigenthum. Während jedoch der Deutsche von seinem Felde wie von seinem Walde für sich selbst nur den Hauptertrag verlangt und Beides sonst zu Jedermanns Nutzen und Vergnügen offen läßt, kann man in England keinen Schmetterling fangen, der von der Landstraße wegfliegt, und keine Waldeskühlung genießen, ohne Erlaubniß des Besitzers. In Deutschland haften in der humanen Gesittung des Volkes noch Rechte und Reste von Gesammteigenthum, in England ist bereits jedes Plätzchen fußweise abgemessen und vertheilt. Offenbar hängt mit dieser scharfen Eigenthumsabgrenzung auch zusammen, daß hier jede Lebensäußerung geordnet und gemessen, das ganze Volk streng eingeschult und der Charakter des Einzelnen fest, hart, ja in mancher Beziehung unbarmherzig ist. Man läßt Jedermann sein Maß von Recht und Ansehen, fordert aber auch von Jedermann das Gleiche für sich, gleichsam bis an die Zähne verschanzt.

Im nothwendigen Gegensatz zu den Gittern und Schranken des Eigenthums, welche in England auf Weg und Steg dem Wanderer entgegenstarren, hat sich auch ein **Proletariat** entwickelt, das in so scharfen Umrissen und zugleich so massenhaft sich nirgendwo wiederfindet. Der Arme ist dort zehnfach ärmer als bei uns, und das englische Sprichwort: „Armuth ist Knechtschaft" hat eine furchtbare Wahrheit, weil dem Besitzlosen gar kein Recht bleibt, als das nackte Leben. Zahllose arme Leute wandern in England von Ort zu Ort, deren Nachtlager hinter der Hecke ist. Sie haben nirgends einen Heerd, welcher sie an die Erde und an Verwandte und Nachbarn knüpft. Aus Noth und Grimm gegen die Rechte der Besitzenden werden sie zu Verbrechern, und haben sie dazu den ersten verhängnißvollen Schritt gethan, so verharren sie in der Regel auf der Verbrecherbahn, weil die Schande in ihrer Brust alles bessere Selbstgefühl auslöscht. Der englische Arbeiter wird von seinem Dienstherrn und dessen Aufseher nicht viel anders als wie ein Stück Maschine behandelt, das schweigen und arbeiten muß. Dafür aber greift unter den Arbeitern in den Städten ein trotziger Sinn immer mehr um sich, zugleich mit dem klaren Bewußtsein ihrer unsichern Lage. Wenn sie der Herr entläßt, so sind sie völlig brodlos und wissen sich gar nicht mehr zu helfen. Denn meist sind die englischen Fabrikarbeiter nur auf eine einzige Sache eingeschult, die sie höchst vortrefflich herzustellen wissen, in allen übrigen Dingen bleiben sie unglaublich unwissend. Ueberhaupt lebt das arme Volk in England in einer geistigen Dumpfheit, wie man sie kaum unter Wasserpolaken und Slovaken antrifft. Die Volksbildung in dem mächtigsten und reichsten Lande

der Erde kann sich noch nicht entfernt vergleichen mit den mannigfachen Kenntnissen und Geschicklichkeiten in einem großen Theile von Deutschland. Vielleicht kann ein volles Viertel der Erwachsenen in England nicht lesen und nicht schreiben. Auch von sonstigen Anregungen, welche auf Geist und Gemüth heilsam einwirken könnten, fließt ihnen viel weniger zu, als gleich Armen auf dem Festlande; Ausbrüche von Rohheit sind daher häufig. Bei Volksfesten fallen öffentlich Scenen von Gemeinheit vor, welche anderswo unmöglich wären; unter den Franzosen, Spaniern und Italienern bewahrt auch der gemeine Mann den äußern Anstand, der ärmste Deutsche hat noch einen Rest von Gemüth und Schamgefühl, der englische Lump aber ist es offen und unverschämt.

Wo viel Licht ist, muß viel Schatten sein, denkt man in England gern und vergißt die dunkeln Schaaren der Besitzlosen über das helle, goldene Licht, welches sich über so weite Räume im Innern des Landes verbreitet, wo um prachtvolle Schloß- und Abteiruinen sich die freundlichsten Landsitze und Farmhäuser drängen. In all den Wohnungen ist es so nett und reinlich, es ist für jedes Lebensbedürfniß so ausreichend gesorgt und die Behaglichkeit so zu sagen in großen Stücken zugeschnitten, daß selbst im Vergleich mit den gesegnetsten Gegenden des Festlandes das englische Volk immer noch etwas vornehmer und reicher erscheint. Eine besonders kräftige Erscheinung ist der **englische Pächter** und Grundbesitzer, der selbst Arbeiter halten kann. Er wohnt nicht in einem alten, ehrwürdigen Bauernhofe, sondern seine Ansiedlung ist wie eine kleine Fabrik, Feld und Hof und Garten sind nach der Schnur angelegt, und Alles ist auf das Zweckmäßigste ausgedacht, um recht viel Korn und Vieh und Obst zu ziehen. Ein solcher Farmer würde in der häuslichen Einrichtung einer Familie, die bei uns schon recht in der Wolle zu sitzen glaubt, noch genug Lücken finden, die ihm unerträglich wären.

Das „**lustige Altengland**“ nimmt auch im Innern der britischen Insel jetzt reißend schnell Abschied, die Festlandssitten verdrängen das Insularische, gerade so wie im vorigen Jahrhundert und schon früher das lustige Altdeutschland mit so manchem fröhlichen Gebrauche in Familie, Dorf und Stadt verschämt und flüchtig wurde, weil die Leute sich nach französischer Lebensart umthaten. Jene englischen Farmer aber und die zahlreichen gleich wohlhäbigen Handwerker in den Städten, die Gastwirthe auf dem Lande, die reichen Fischer und Lootsen an der See, die Factoren und Schachtmeister in den Fabriken und Bergwerken, diese Männer mit ihren frischen, rothen Gesichtern und ihrem derben Selbstgefühl, mit ihrem guten Humor und ihrer Kraftküche bilden immer noch ein gutes Stück vom lustigen Altengland, wenn auch die Töchter bereits deutsche Musik klimpern und französische Romane lesen. Diese mittleren Volksklassen sind auch die Hauptabnehmer der Hunderttausende von Nummern, welche die Herausgeber der Wochenschriften für Unterhaltung und Belehrung jeden Sonnabend ins Land schicken. Darin werden die neuesten Ergebnisse der Naturwissenschaften dem Volke in verständlicher Weise dargelegt. Es sammelt sich dadurch im Mittelstande ein Schatz von allerlei Kenntnissen an. Die Wissenschaft ist in England nur in den Oxforder Collegien vornehm, sonst drückt sie überall auch dem Farmer und Handwerker die Hand. Tägliche politische Blätter werden dagegen in England viel weniger als in Deutschland gelesen. Wollen die Zeitschriften einen Leserkreis gewinnen, so müssen sie kräftige Hausmannskost geben, gespickt mit englischem Nationalgefühl, vorkommenden Falls auch mit Lästerungen auf Nichtengländer. Romanhelden, die nur den luftigen Hintergrund der freien Menschlichkeit haben oder lediglich aus ihren Herzensabgründen ganze Welten hervorzaubern, sind nicht im Geschmacke der Engländer. Auf jedem Blatte ihrer Literatur steht das große englische Ich, sie hat realen englischen Boden, die wirkliche Gesellschaft und die wirkliche Geschichte Englands mit all seinen Eigenheiten beschränken und färben den Horizont des Schriftstellers, aber deren Zeichnungen gewinnen dadurch Leib und Leben, ihre Gedanken werden scharf und klar.

Die schönsten Blüthen englischen Lebens entfalten sich auf den Landsitzen der **Gentry**, jener zahlreichen Familien, welche wie durch Reichthümer, so auch durch feine Bildung und Muße beglückt sind und sich dem Erbadel, mit welchem sie durch Herkunft, Verbindungen und Lebensweise zusammenhängen, zunächst anschließen. Ihnen ist in England ohne Frage das beneidenswertheste Loos gefallen. Der Kreis aber, in welchem sich die Macht und die Ideen des englischen Volks gipfeln, die Gesellschaft, welcher sich alle Köpfe

zuwenden und nach welcher sich alle Geister richten, wird nur durch den Erbadel gebildet. England hat einen Adel, dessen Ahnen noch jung sind und es Keinem verwehren, sich zu gleicher Höhe zu erheben. Der englische Adel ist wirklich durchlauchtig, er gießt in der Meinung der Engländer über Alles einen Glanz aus, was seine Hände berühren. Soweit die Lichter sichtbar sind, welche des Abends die Fenster eines adligen Schlosses erhellen, so weit gilt die Umgegend für vornehm. Das Urtheil, welches die adligen Kreise über ein Buch, einen Vorfall, einen Mann fällen, dringt mit unwiderstehlicher Macht in die Köpfe der übrigen Leute hinein. Eine Familie erhält schon dadurch höheren Glanz, daß ihr Haupt in Geschäften mit Adligen verkehrt, und Leute, welche die Großstädte ihres Landes nicht nennen können, wissen die vornehmsten Adelshäupter und die schönsten Adelsdamen an den Fingern herzuzählen. Ein Nichtadliger, der im Vollbesitz des Reichthums mit Pferd und Wagen und Dienerschaft es dem Adel gleich thun wollte, würde durch den ärgerlichsten Spott und Klatsch so gepeinigt, daß er die Flügel bald wieder einzöge. Der Engländer will einmal, daß sein Landesadel unantastbar sei, und erbost sich nicht darüber, daß auf der hohen Schule zu Oxford ein Farmerssohn kaum Aufnahme findet. Der Engländer verehrt seinen Adel als das lebendige Wahrzeichen der britischen Größe. Der ganze Verlauf der englischen Geschichte von den sächsischen Thans und wälschen Clanshäuptlingen und normännischen Lehnsbaronen bis zu den einst revolutionären, jetzt gesetzgebenden Lords im englischen Oberhause hat bewirkt, daß dem Engländer die Ehrfurcht vor seinem Adel angeboren wird.

Weil aber das Aufsteigen zum Adel Niemandem unmöglich ist, so fließt daraus das unruhige Streben nach oben, welches in England bis in die untersten Kreise hinabreicht. Das englische Volk klimmt gleichsam im dichten Gewühl einen Berg hinan. Jeder sucht seinem Hintermann auf den Kopf zu treten, um sich mit desto mehr Wucht und Länge auf den Vordermann zu werfen, damit er dessen Platz einnehme. Den Gipfel, wo die Adelshäupter strahlen in reinem Sonnenlicht, erreichen zwar nur die Wenigsten, aber das rastlose Ringen der Uebrigen hält des ganzen Landes Kräfte in Spannung.

Zur Ergänzung dieser Charakteristik der Stände gehört die Charakteristik des Engländers als Individuum.

Der Engländer ist ein praktischer und freier Mensch. Mit einem selbstständigen Charakter und großer Willenskraft begabt, läßt er sich nicht so hinleben wie der Deutsche; er schafft sich ein eigenes Leben und wird ein Brennpunkt des Handelns, wie der Deutsche des Denkens. In keinem Lande gibt es so wenig unbeschäftigte Menschen; die Arbeit nimmt hier den ganzen Menschen in Anspruch; er vereinigt alle seine Bestrebungen auf einen Punkt und ruht nicht eher, als bis er seinen Zweck erreicht hat. Der Engländer besitzt den Muth, seine Meinung frei herauszusagen und kühn das Gute zu thun; sein Gewissen unterliegt keiner falschen Scham.

Diese Unabhängigkeit des Charakters wird durch das in England allgemein befolgte Erziehungssystem bestärkt. Noch jung vom väterlichen Hause entfernt und in eine Anstalt untergebracht, wo die Zöglinge eine übermäßige Freiheit genießen, reißt sich der Engländer allmälig von seiner Familie los und lernt frühzeitig sein eigener Führer sein. Diese Selbstständigkeit gibt dem Engländer einen edlen Stolz, aber er treibt seine persönliche Wichtigkeit so weit, „daß er sich für den Mittelpunkt hält, um welchen sich Alles dreht" (sagt Bulwer); und der Mensch, welcher sich selbst genügt, wird Egoist; gegen seine Mitbürger zeigt er nur Kälte, gegen Fremde eine vollkommene Gleichgültigkeit.

Da ein großer Theil der Engländer sein Leben in den Manufakturen und Schreibstuben zubringt, so haben sie einen Handelsgeist angenommen, welcher den Menschen blos nach dem Reichthume schätzt. Daher jener Ausdruck der Sprache des gemeinen Lebens: „he is worth so much," er ist so Viel werth, statt: er besitzt so Viel. Wer nicht reich ist, ist nicht achtungswürdig, und wer nicht achtungswürdig ist, ist weniger als nichts; man hat gesagt, in England sei Armuth ein Verbrechen. Das Bestreben nach physischem Wohlsein nimmt einen der wichtigsten Plätze in der Seele des Engländers ein; die erste Anwendung, welche er von seinem durch Arbeit erworbenen Vermögen macht, ist der Ankauf eines Landhauses, wo er comfortable mit seiner Familie leben kann. Der Comfort, das materiellste Ergebniß der Civilisation und des Reichthums, findet sich blos in England; unter ihm begreift man Alles,

was zum häuslichen Wohlbehagen gehört, Ueberfluß, Reinlichkeit, Dauerhaftigkeit, Zierlichkeit, ohne jene Art von Luxus, welche blos für den Eiteln Werth hat. Aber indem die Engländer alle ihre Kräfte auf materielle Gegenstände vereinigten, wurden sie die Schöpfer einer wundervollen Industrie; die Maschinen sind durch den Menschen zur Ersetzung der Handarbeit geschaffene Wesen von merkwürdiger Kraft, Geschicklichkeit und Schnelligkeit, und in dem fabrizirenden und handeltreibenden England ist Alles riesenhaft.

Der Engländer geht mit Ueberlegung zu Werke: er bringt zur Verhandlung einer wichtigen Maßregel eine Aufmerksamkeit, einen Ernst, eine Klugheit, welche man sonst nirgends in gleichem Grade findet; er berechnet die Wahrscheinlichkeiten einer Unternehmung sicherer und leichter als jeder Andere. Eine instinctmäßige oder aus seinem Interesse oder Gewissen hervorgehende Rechtschaffenheit leitet ihn bei seinen Handlungen, und die große Wichtigkeit des moralischen Rufes ist eine für England sehr ehrenvolle Erscheinung.

Der Engländer, stark von Willen und nicht sehr heftig in seinen Leidenschaften, ist Herr seiner Eindrücke und Gemüthsbewegungen; er besitzt Kaltblütigkeit, eine immer gleiche Laune, eine große Ruhe des Geistes. Diese zur Gewohnheit gewordene Mäßigung (selfpossession, equanimity) findet sich sonst bei keinem der neueren Völker und erinnert an die Tugend, welche die alten Griechen charakterisirte (σωφροσύνη).

Der Charakter des Engländers malt sich in seiner Person. Seine Züge sind regelmäßig, aber wenig belebt; seinem Auge fehlt es an Lebhaftigkeit; seine Haltung zeigt mehr Adel als Anmuth; seine Physiognomie ist weder fröhlich noch traurig, weder unempfindlich noch leidenschaftlich, weder trocken noch überspannt, sie ist ruhig, ernst und kalt, aber voll Empfindungen oder Gedanken, welche sie den Menschen nicht offenbaren soll.

Der Engländer unterhält Verbindungen, welche mehr dauerhaft als häufig sind, mit einer sehr beschränkten Anzahl Menschen, und seine Freundschaft hat nichts Mittheilendes.

Unter einem ernsten, frostigen Aeußern besitzt der Engländer ein für tiefe und zarte Empfindungen empfängliches Herz, eine lächelnde, friedliche (cheerfull) Seele. Er überrascht durch seinen Humor, die Frische seines Gefühls, seine Liebe zur Natur, die einfache, naive Poesie, welche in dem ganz germanischen Grunde seines Wesens verborgen ist.

Aber die Volksbelustigungen sind weniger zahlreich, die Tänze ohne Munterkeit, der Gesang schwerfällig. „Ein Freudentag in England gleicht einem Leichenfeste in Languedoc.“

In ihrer äußern Politik haben sich die Engländer ebenso durch ihre Gewandtheit, welche an die alten Römer erinnert, als durch ihre Selbstsucht ausgezeichnet, welche bis zum Vergessen aller Gerechtigkeit geht. Die Engländer besitzen alle bürgerlichen und politischen Freiheiten, deren sie in der Sphäre ihrer Thätigkeit bedürfen; diese ist freilich weniger erhaben und ausgedehnt, als die Sphäre der Deutschen, aber sie schreiten darin wenigstens auf einem festeren Boden und gut vorgezeichneten Bahnen vorwärts. Indessen lassen gerade diese Freiheiten die verschiedenen Arten von Zwang, welche auf den Engländern lasten, um so stärker hervortreten: diese ernsten, festen Männer sind Sklaven des Nichtigsten, was es in der Welt gibt, Sklaven der Mode, mit welcher die Franzosen sich belustigen, und der steifste Formalismus verfolgt sie bis in den Schooß ihrer Familie; diese Halbrepublikaner haben eine unerhörte Achtung vor Rang und Titel, und die aristokratischen Vorurtheile sind stärker bei ihnen als in Deutschland.

Eine der besten Seiten des englischen Charakters ist der Trieb nach Wissenschaft, aber im Unterschiede vom Deutschen: zur praktischen, nutzbringenden Wissenschaft.

Es war ein Engländer, der zuerst das berühmte Wort: „Knowledge is power“ (Wissen ist Macht) aussprach, und es waren die Engländer, welche diesem Grundsatze, dessen ganze Wichtigkeit erkennend, einen so allgemeinen und lauten Beifall zollten, daß er in allen Ländern des Erdballs wiedertönte. Wenn man die Deutschen vorzugsweise als die denkende Nation bezeichnet, so kann die englische als die wissende und kenntnißreiche gelten. Diese ernste Nation ist so begierig nach Wissen, daß sogar die Freude und die Charlatanerie ein wissenschaftliches Gewand anlegen müssen. Ich glaube, es gibt kein Land, in welchem öffentliche Belustigungen und die nationalen Vergnügungen in so naher Beziehung zu den Wissenschaften stehen, wie in England. Alle die interessanten Experimente und das Auge überraschenden Erscheinungen, welche die Chemie, die Physik und die anderen

Naturwissenschaften dem Menschen zu gewähren vermögen, werden nicht nur in Londons großen öffentlichen polytechnischen Instituten — scientivische Theater möchte ich sie nennen — dem Publikum dargeboten, sondern auch in den Provinzialstädten gibt es überall ähnliche Bühnen, vor denen beständig ein zahlreiches Publikum den elektrischen, magnetischen, optischen, akustischen Vorstellungen mit Eifer beiwohnt und den Explikationen und Belehrungen der diese Prozesse leitenden Professoren mit demselben Eifer zuhört, wie die Italiener den Improvisatoren und Recitatoren, und wir Deutschen Straußischen und Lannerschen Musikbanden. Wenn die deutschen Bürger in Kaffee- und Bierhäuser, zur Pfeife und zu Concerten gehen, so wenden die englischen sich zu ihren zoologischen und botanischen Gärten, fremde Thiere und Pflanzen anzustaunen und ihre Namen und Sitten kennen zu lernen.

Hunderte von Leuten ziehen beständig im Lande herum, um den Leuten in den Marktstädten, auf den Dörfern das Mikroskop, oder den Magnetismus, oder die Eigenschaften des elektrischen Fluidums auseinanderzusetzen, oder sie einen Abend von Amerika oder Indien oder sonst einem entlegenen Lande in einer ethnographischen Vorlesung zu unterhalten, und eben so viele, wenn nicht noch mehr, sind fortwährend in den vielen „mechanic institutions“ (mechanischen Instituten) und „scientific institutions“ (wissenschaftlichen Instituten) und Clubs, welche in neuerer Zeit ins Leben getreten sind, mit denselben Gegenständen beschäftigt, und ein großer Theil der Nation ist fortwährend thätig, diesen Leuten zuzuhören und zuzusehen.

Ich sage, die Wissenschaft muß in diesem Lande den Stoff zu dem Vergnügen hergeben, wie die Künste es in andern thun. Ja mehr noch, die Charlatanerie muß von der Wissenschaft eine Maske borgen, um sich dem Volke aufzudrängen. Die Engländer sind ein zu ernstes Volk, um von den Trompeten oder Trommeln, den goldenen Fläschchen und der bunten Tracht eines französischen oder italienischen Charlatans hinters Licht geführt zu werden. Allein wer einen belehrenden Ernst annimmt, wer Gründlichkeit und Kenntniß vorschützt, der macht ihnen leicht etwas Dummes weiß.

Die Londoner Schuster haben neben ihren Stiefeln in der Regel auch trefflich gearbeitete Modelle des menschlichen Fußes und seines ganzen inneren Baues, seiner Knochen, Arterien und Nerven in ihren Magazinen zur Schau ausgestellt, und wenn sie auch selbst nicht viel davon verstehen sollen, so sind sie doch gewiß, daß sie mit diesen blutigen, anatomischen Präparaten bei dem Publikum mehr Vertrauen erwecken und mehr Kunden anlocken, als mit dem glänzendsten und blankgeputztesten Leder.

Der Krämer, welcher mit Fischangeln und sonstigen Fischapparaten handelt, kann seinen Kunden auch gleich mit vielen kleinen naturhistorischen Werken über die Natur der Fische dienen, und der Wachs- und Honigkaufmann besitzt eine Menge kleiner interessanter Apparate, welche bei der Behandlung der Bienen nöthig sind. Diese Apparate sind, so zu sagen, der wissenschaftliche Honig, welche er vor seinem Laden aufstellt, um seine Käufer damit zu locken und sein Wachs an den Mann zu bringen. [135. 180. 112.]

2. Ansicht von London.

Wenn es überhaupt möglich ist, eine Totalansicht von London und eine Vorstellung seiner Größe zu gewinnen, so geschieht dies wol am besten von der Höhe der Paulskirche herab. Da liegt denn die ungeheure Stadt ausgebreitet vor uns! Einst ein großer Wald, trägt jetzt diese weite Ebene 10,000 Straßen und Gäßchen mit 250,000 Häusern und 2,207,000 Bewohnern. Im Jahre 1801 zählte man 864,845 Einwohner, im Jahre 1821 bereits 1,225,694 und gegenwärtig weit über 2 Millionen! Die Einwohnerzahl scheint sich also alle 30 Jahre zu verdoppeln. Wohin wird dieser Riese unter den Städten zu seinem eigenen Unglück noch wachsen? Die kleine City hat nach und nach eine große Zahl Dörfer und Flecken mit ihren Polypenarmen umsponnen, nur noch die Namen der Straßen und Distrikte erinnern daran, daß diese Plätze einst besondere Dör-

ſer und Städtchen waren. Das Häuſermeer kriecht aber immer weiter, unaufhaltſam nach allen Seiten vorwärts; keine königliche Verordnung macht mehr den Verſuch, die Vergrößerung zu hemmen; bald wird auch Greenwich ein Diſtrikt von London ſein!

Der Anblick über die Stadt hin hat etwas Geordnetes, Geregeltes; man ſieht auf den erſten Blick, daß dieſe Häuſer aus keiner entfernten Vergangenheit heraufſtammen. Die Gebäude machen regelmäßige Fronten; artige Kirchthürme, wenn auch keine Coloſſe, ſteigen zahlreich daraus hervor, nirgends blickt man in ein düſteres Gewinkel hinein; denn wo die Gebäude nicht großartig ſind, da ſind ſie, wenigſtens außerhalb der City, gewöhnlich auch nicht hoch und laſſen der Luft und der Sonne Zutritt. Breite Straßen brechen ſich in ungeheurer Länge durch die Maſſe der Häuſer Bahn, und die grünen „Squares“ bieten eine freundliche Abwechslung. Die Themſe mit ihren Brücken verfolgt man weit hinab und hinauf; der ganze Themſeverkehr wimmelt unter unſern Augen. Haltpunkte findet das Auge nicht; es iſt ein unendliches Häuſermeer, das ſich durch keine Anhöhe, Citadelle oder mächtige Kirche auszeichnet; das einzige Gebäude, das ſich weit hinaus in die Ferne geltend macht, iſt die Paulskirche, und auf dieſer befinden wir uns ſelbſt.

Was aber dieſem Anblick ſeine eigenthümliche Großartigkeit gibt, wie ſie nirgends mehr wiederkehrt, das iſt die Themſe mit ihrem Schiffsleben, die Wälder von Maſten in den Docks, und der Umſtand, daß man nicht, wie anderwärts, über die Gebäude hinaus ſtundenweit auf Felder und Wieſen blickt, ſondern nur Häuſer vor ſich ſieht, und immer wieder Häuſer, ſo weit das Auge reicht. Der Dampf, der aus den unzähligen Schornſteinen aufſteigt, trägt freilich viel dazu bei, die Fernſicht zu beſchränken; allein wenn man bedenkt, daß die Stadt London auf beiden Themſeufern einen Umfang von 35 engliſchen Meilen, alſo 14 deutſchen Wegſtunden einnimmt, ſo kann man wol vermuthen, daß man auch bei hellem Wetter, wenn alle Schornſteine einmal ruhten, von der Gegend, die über die Häuſer hinausliegt, nur ſehr unbeſtimmte Umriſſe erhalten würde. Das Parlament freilich hat die Grenzen von London etwas enger feſtgeſetzt. Eine Parlamentsakte beſtimmt das Oberpoſtamt (General-Post-Office), unfern der Bank, zum Mittelpunkt der Stadt; Alles, was ringsum in einem Radius von drei Meilen Länge liegt, ſoll zu London gehören, die Häuſer darüber hinaus ſollen beſondere Flecken bleiben oder bilden. Auf dieſe Weiſe würde der Umfang zwanzig engliſche Meilen betragen.

„Londres n'est plus une ville: c'est une province couverte de maisons!“ hat ein berühmter Franzoſe geſagt, und er hat Recht. Dieſes iſt die Vorſtellung der Stadt, die man von der Höhe der Paulskirche gewinnt. [61.]

---

3. Straſsen und Straſsenleben in London.

Was die Stadt ſo eigenthümlich ſchön macht, ſind einmal die großen Parks, in denen man es an manchen Stellen ganz vergeſſen kann, daß man ſich nicht mitten auf dem Lande befindet, und dann die Squares und Terraſſen. So wie man eine Strecke gegangen iſt, trifft man das Eine oder das Andere, und immer wird das Auge durch das friſche Grün derſelben angenehm berührt. Die Squares ſind Gärten, welche ſich innerhalb eiſerner Gitter mitten auf den großen Plätzen befinden. Die Eigenthümer derjenigen Häuſer, welche den Platz umgeben, haben die Schlüſſel und die Benutzung der Anlagen, welche gegen die Straße hin mit hohem Buſchwerk eingefaßt, von dem Hineinſehen der Vorübergehenden nicht viel zu fürchten haben. Mitunter grenzen ſie ſo nahe zuſammen, daß man faſt ununterbrochen an den grünen Gehegen hingeht.

Die Terraſſen ſind um zwei bis drei Stufen erhöhte Gärten vor den Häuſerreihen, wie dieſe ſelbſt in kleine Theile abgetheilt und gegen die Straße und die Nachbarhäuſer vergittert. Sie ſehen freundlich aus mit ihren Bäumen und Blumenbeeten.

Eine andere Eigenthümlichkeit Londons ſind die Mews, Stallſtraßen, deren jedes Viertel eine oder mehrere hat. Häufig ſind es Sackgaſſen. Bei der großen Anzahl von Wagen und Pferden,

welche in London gehalten werden, bei der Ruhe und Sauberkeit, die man in der Nähe der Wohnungen erstrebt, sind diese Stallgassen eine Nothwendigkeit. Es macht aber einen sonderbaren Eindruck, wenn man zwischen den stillen Häuserreihen des Westendes, deren Ruhe etwas Feierliches hat, plötzlich in das Gewühl der Mews hineinblickt, in denen Wäsche zum Trocknen aus den Fenstern hängt, Wagen abgespült und Geschirre geputzt werden, wohin man sieht, und in denen es von Menschen und von Kindern wimmelt.

Ueberhaupt macht keine Stadt so sehr als London den Eindruck, aus vielen Städten zusammengesetzt zu sein. Es ist, als könnte jedes Viertel für sich selbst bestehen, weil es Alles in sich vereinigt, was das Leben an geistigen und leiblichen Bedürfnissen nach englischen Anforderungen erheischt. Jedes Viertel hat seinen Square und seine Kirche, jedes seinen verschiedenen Charakter, und im Westende hat jedes seine vorzugsweise fashionablen Straßen, in denen man Nichts, nicht einmal Brod zu kaufen findet, und in denen also nur Familien mit einer zahlreichen Dienerschaft zu leben im Stande sind. Kommt man aus diesen Straßen nach Oxfordstreet, nach Regentcircus oder vollends nach der City, so hat der Anblick der dortigen Gebäude, das rastlose Rollen der Wagen, das wogende Treiben der Menschen wirklich etwas Schwindelerregendes. Welch fabelhaftes Wagengewühl in den Hauptlebensadern der Stadt von 9 Uhr Morgens bis in den späten Abend, und selbst in der Nacht, wo die Frachtwagen spedirt und die Gemüse und andere Lebensmittel beigeschafft werden. Tausende von Cabs oder Droschken — jetzt 10 bis 12,000 — Omnibus, die wenigstens 15,000 Menschen Brod geben, dann die Geschäftsfuhrwerke aller Gattungen von den Lastfuhren, den Bierwagen mit ihren antediluvianischen Pferden, den Kohlenwagen mit tausend Firmen (denn alle Geschäftswagen führen die Namen ihrer Besitzer) bis zu den kleinen Gefährten der Bäcker, Metzger, Spezereihändler, Milchbauern, Tapezierer u. s. w.

Dies Gewühl überbietet jede Vorstellung und wird in Paris und Neapel nur durch das Geschrei und Rufen der Kutscher und Wagenlenker wüster und betäubender. London ist wortkarg; selbst wenn der Wagenknäuel am Strande oder vor der Börse so ineinander wirrt, daß man glauben sollte, Alles müsse zerschmettern, hört man kein Schreien, kein Fluchen, kein Schelten. Ein Police-man hebt die Hand, ohne ein Wort zu sagen, und die Wagen halten wie durch Zauber gebannt.

Die Polizeileute selbst lassen sich in keine Wortdebatten ein, höchstens hört man von ihnen, gegen Jedermann gleich höflich, ein ernstes: „go on!“ Dem festländischen Kleinstädter heben sich die Haare zu Berge, wenn er in diesen Wagen- und Menschenstrudel geräth — gewöhnlich aus der Scylla in die Charybdis — und er staunt, daß nicht Wagen und Menschen zerschellen, einander zermalmen, daß hier keine Grobheiten, Straßengemeinheiten, Schimpfereien, wie sie der Pöbel aller großen Städte zum Besten gibt, vorkommen, und die Polizei stets zuvorkommend artig ist, mit ernster Leutseligkeit jede Frage beantwortet, den Fremden auf seine Fragen höflich zurechtweist und in ihren geringsten Agenten geachtet wird, weil man bei ihnen weder Beamten-Anmaßung noch Lust am Polizeien findet.

Achtung vor dem Gesetze ist der feste Grundpfeiler des öffentlichen Lebens in allen seinen Beziehungen, und dadurch ist das englische Volk so groß und mächtig geworden. Heilig wird das Gesetz geachtet, weil Alle, vom geringsten Bettler bis zur Königin, vor dem Gesetze gleich sind.

Mit Lebensgefahr für kleinstädtische Behäbigkeit haben wir uns über eine Straße gewagt; ein Straßenkehrer hält uns die Hand entgegen, harrend des Farthing oder Penny, aber nicht grob, wenn er leer ausgeht. Eigentliche Bettler sieht man nie, höchstens einige Blinde, Hindu, Neger und Europäer, die mit ihren Hunden und ihren eisenbeschlagenen Stöcken über die Trottoirs fortschieben, ohne jedoch lästig zu werden. Ein Schild auf der Brust erzählt uns ihr Unglück. Streichholzdöschen, Zunder oder Blumen u. dgl. scheinbar zum Verkaufe bietend, bettelt die Armuth. In stillen Straßen wird man wol zuweilen von alten Leuten oder von Kindern angegangen, meist Knaben, welche Burzelbäume schlagen, aber nie frech und zudringlich grob werden. Ihre Bitte hat selten Worte, sie besteht einzig darin, daß sie die Hand an die Mütze legen. Wo sich die Menge häuft, sei man auf seiner Hut, denn die Taschen laufen da Gefahr, weil die Londoner Taschendiebe — pickpockets — vollendete Meister ihrer Kunst sind, die selbst der Argus-Augen der Polizei spotten, und von dieser den Fremden bestens empfoh-

len werden. Gefährlicher als diese Kleinkünstler können dem unerfahrenen Fremden die gewandten Industrie-Ritter aller Nationen werden, denn ihr Acker sind die öffentlichen Spaziergänge, Theater, Kaffee- und Billardstuben, ihre Waffen List und Gleißnerei, freundlichste Leutseligkeit und auffallende Zuvorkommenheit.

Eine Trompete tönt; die Wagenreihen drängen sich zur Seite, ein paar Brandspritzen fliegen in vollem Galopp durch die Massen, die thurmhohen Rettungsschläuche, welche an den Hauptfeuerwachen aufgestellt sind, setzen sich in Bewegung, aber auch ohne das geringste Aufsehen zu machen; man läßt sie unbeachtet vorübersausen, denn ein Brand ist in dem stundenlangen Straßen-Labyrinthe etwas Gewöhnliches. — Feuerlärm gibt es gar nicht; die Feuerspritzen treiben höchstens ein Rudel Straßenjungen zusammen, die hier, wie aller Orten, von derselben Race sind. Den Londoner kümmert ein Brand nicht, selbst in seiner nächsten Nachbarschaft, denn wozu dienen die Assurances? und die Zeit ist zu kostbar.

Durch die auf- und abwogende, in vollster Hast sich drängende Masse zieht ein Todtenwagen mit seiner Begleitung unbeachtet. Man lebt dem Augenblicke im vollsten Sinne des Wortes, was kümmert da der Tod? Ein dunkel lackirter, schön bespannter Omnibus mit den königlichen Namenschiffern in Gold versehen, fällt auf, von einem Konstabler geführt und von einem zweiten, der hinten aufsitzt, begleitet. Es ist ein Zellenwagen, der Gefangene von einem Gefängnisse nach dem andern oder nach den Gerichtshöfen transportirt. Aus den Zellenlucken schauen Gesichter — wahre Beichtspiegel, wie der Kölner sagt. Ein Schornsteinfeger, seinen Lehrburschen hinter sich, trottirt vorüber, ein Tischler einen Sessel vor sich, Bäcker- und Metzgerburschen sind beritten, und Montags und Donnertags sieht man nicht selten Heerden von Ochsen und fetten Hammeln sich gemüthlich durch die dichtesten Knäuel ihren Weg nach den Schlachthäusern suchen. Legion ist die Zahl der Anzeigeträger in allen nur erdenklichen Gestalten und Formen, Hindostaner, Chinesen, angemalte Neger, um recht auffallend zu sein. Zettel und Anzeigen sind für alle Geschäfte eine Nothwendigkeit, die sich einzelne Firmen jährlich tausende Pfund kosten lassen, da sie ihre eigenen Druckereien halten und ganze Broschüren gratis vertheilen.

Wer einmal den Strand, eine Strecke der Oxford- oder Regents-Straßen durchwandert, kann sich einen ziemlichen Papiervorrath sammeln, denn vom Schuster, Schneider, Hutmacher und Hühneraugen-Operateur bis zum Magnetiseur, Universal-Doktor und allen nur erdenklichen Geheimmitteln werden ihm Anzeigen in Massen zugesteckt, und sicher kann er sein, unter den Käse- und Seifen-Anzeigen auch einige Traktätchen in deutscher Sprache, in Hamburg gedruckt, aufgegabelt zu haben, welche schwarzgekleidete Tartüffe-Physiognomien in Hülle und Fülle vertheilen. Omnibus und Cabs werden auch zu Anzeigen benutzt.

Ambulante Ginger-beer-Händler, Austernverkäufer drängen sich oder halten an den Seitenstraßen, preisen aber ihre Waare nicht schreiend an, wie die Pariser Kleinkrämer, deren Londons Hauptstraßen zu Tausenden haben, die in allen nur denkbaren Artikeln machen, von Knöpfen und Brillen bis zu den elegantesten Sonnen- und Regenschirmen. — Auf den Fremden fahnden besonders die Rasirmesserverkäufer, die unseren Gasthof von früh Morgens bis zum späten Abend völlig umlagerten und Geschäfte machten. Hier quiken ein paar Dudelsäcke, die backpipes einiger Schotten, wie man bei uns die sogenannten steyerischen und schweizer Alpensänger sieht, dort stöhnt eine italienische Drehorgel „o casta diva." In einer Nebenstraße produciren sich Athleten, Gesichter, denen man auf irgend einem Jahrmarkte der Heimath schon begegnet. Ein paar hübsche Araber-Kinder tanzen im Macadam-Schlamme und betteln mit den glühenden Augen, während an der andern Seite ein sehniger Maure mit seinem Falkenantlitze monoton seine Trommel mit den Fingern schlägt und hüpfend mit den Füßen wechselnd, den Oberkörper in allerlei Verzerrungen hin- und herbewegt. Hier läßt ein Kerl weiße Mäuse tanzen, dort spielt ein anderer mit Messer und Kugeln, aber alle ohne den Lärm, das betäubende Geschrei der Pariser Straßenkünstler, deren Hauptbeschäftigung das Marktschreien ist. Eine Gruppe angemalter Neger, mit Wollperücken, führen Negertänze und Negerlieder auf. Ihr horcht zu und staunt, daß die Söhne Congo's in aller Gemüthlichkeit unter sich jüdisch deutsch schwatzen.

Das nationale Puppetshow hat seine Thespiskarren in einem Lane aufgeschlagen, und Master Punch balgt sich, zur größten Lust und Erbauung

eines Dutzend Müßiggänger, mit dem Teufel und einer unglückseligen Katze herum.

Der Londoner schämt sich aber im Allgemeinen des Gaffens und Schlenderns, des Bummelns, und daher haben am Tage im eigentlichen Strome der Weltstadt die Straßen-Schauspiele und Kuriositäten nicht die Zuschauermassen, wie Aehnliches z. B. in Paris. Time is money sieht man dem Engländer auf jeder Gesichtsmuskel geschrieben. Ins Unendliche vervielfältigen sich die auffallendsten Straßenscenen an allen Enden, unter denen aber bei Tage ein Betrunkener eine der größten Seltenheiten ist.

Höchst merkwürdig war mir der Besuch der öffentlichen Bäder und Waschhäuser, deren jetzt zwölf in London, ein wahres Lebensbedürfniß für die armen Klassen, eröffnet sind. Nur eines in Broadstreet sei geschildert. Die Anstalt befindet sich im ersten Geschoß, indem der Grund, auf welchem sie gebaut, ein Friedhof ist, wo zehn Schichten Särge aufeinander gehäuft waren. Die Todten durften in ihrer Ruhe nicht gestört werden; mit eisernen Pfeilern mußte der Architekt daher seinem kolossalen Bau ein Fundament suchen, — und legte sogar die Schwimmbäder, etwa 1200 Fuß Quadrat und stets 5 bis 6 Fuß tiefes, lauwarmes, fließendes Wasser haltend, in das erste Geschoß. Jeder Schwimmer zahlt in der ersten Klasse 4 Pence und hat Bürsten und zwei Handtücher, in der zweiten Klasse 3 Pence mit einem Handtuche. Die Wannenbäder sind auch in zwei Klassen getheilt für Männer und Frauen, die getrennte Eingänge haben, und kosten kalt 3 und 1, warm 6 und 4 Pence; mehr darf, gemäß Parlamentsbeschluß, nicht genommen werden. Die Wände und Thüren der Bade-Closets bestanden aus feingeschliffenen Schiefertafeln, welche in der ersten Klasse seegrün, wie der feinste Wagenlack, lackirt waren; es läßt sich nicht leicht etwas Eleganteres und zugleich Saubereres denken. Die Badewannen sind in der zweiten Klasse aus gegossenem Zink, in der ersten aus gebranntem Thon, Marmor gleich, und halten 45 Gallonen frisches Wasser, welches durch zwei Krahnen kalt und heiß zugeführt und durch einen dritten abgelassen wird. Die möglichste Reinlichkeit allenthalben, die strengste Hauspolizei.

In den Wasch-Closets hat jede Wäscherin, welche die Stunde mit 1½ Penny bezahlt, so viel kaltes und heißes Wasser, wie sie bedarf, Bürsten zum Waschen, Dampf, um die Wäsche zu kochen, eine Dampftrocknen-Vorrichtung mit Mangel und Bügelei zu ihrer Verfügung. Die Lokale sind alle durch Glasdächer von oben beleuchtet, und in Bezug auf die Ventilation so angelegt, daß die Hitze auch selbst im höchsten Sommer nicht störend wirken kann. Mehr als überraschend ist die ganze Disposition der Anlagen, in welcher bei der vollkommensten Zweckdienlichkeit die größtmöglichste Raumersparniß vorwaltet. Die Bäder werden im Verhältnisse mehr benutzt, als die Wäschereien. Das Haupt-Wasserreservoir, das alle Bäder und Waschzimmer speist, liegt auf dem Dache und wird von einer der Wasserleitungen bis zur Höhe von 40 Fuß mit Wasser versorgt.

Nicht minder merkwürdig als die Wasch- und Badeanstalten sind die sogenannten Modellhäuser mit Schlafstellen für einzelne Personen und Familien, wo die Woche höchstens 2 bis 3½ Schilling Schlafgeld bezahlt wird, und Jeder sein eigenes Closet hat und die Benutzung der Wärmesäle, der Küche und der kleinen Bibliothek. Ich besuchte mehrere solcher Anstalten, die zweckentsprechend, sich aber vorzüglich durch die in denselben angebrachte Ventilation, die Einrichtung der Water-Closets und dergleichen Dinge, die unsere Bauunternehmer von den Engländern noch lernen können und lernen sollten, auszeichnen. Unter Patronisation des Prinzen Albert werden jetzt mit praktischer Benutzung der gemachten Erfahrung noch eine Reihe solcher Modellhäuser gebaut, deren Besuch sich immer lohnt. Man lernt nie zu viel. [132. 240.]

4. Die Docks in London.

Zwischen dem Tower und Blackwall liegen die Docks von London. Auf einer Strecke von beinahe einer deutschen Meile Länge reihen sich die künstlichen Bassins, von fünf bis sieben Stock hohen Waarenhäusern eingefaßt, aneinander. In den Bassins ankern die Schiffe, in den Magazinen liegen Waaren aller Art aneinander gereiht.

An den Tower gegen Osten schmiegen sich die Katharinen-Docks. Sie bedecken dreiundzwanzig Acker Land, in ihren Bassins haben hundert und zwanzig Schiffe Platz, ihre Waarenhäuser können zwei Millionen zweimalhunderttausend Centner Waaren fassen; das Capital der Gesellschaft beträgt über zwei Millionen Pfund Sterling. An sie reihen sich die eigentlichen London-Docks, mit einem Flächenraume von über hundert Acker Land, mit Bassins für mehr als fünfhundert Schiffe, Magazinenraum für zwei Millionen sechsmalhundert und achtzigtausend Centner Frachtgut, und einem Gesellschaftscapitale im Betrage von mehr als vier Millionen Pfund Sterling. Dann kommen die Westindia-Docks. Sie sind die größten in der Reihe, ihr Bassin sieht sich wie ein kleiner Landsee an, bietet vierhundert der größten Westindienfahrer Raum zum Nebeneinanderliegen, und sie bedecken mit ihren, drei Millionen sechsmalhunderttausend Centner fassenden Magazinen einen Flächenraum von zweihundertfünfundneunzig Acker Landes, sind somit beinahe dreimal so groß als die London-Docks. Das Capital der Gesellschaft beläuft sich auf mehr denn sechs Millionen Pfund, und zur Zeit, wenn die Westindienfahrer mit ihrer kostbaren Fracht in die Themse einlaufen, liegen in ihren Magazinen, die sich mitten zwischen Fluß und Eisenbahn eingebettet haben, oft Waaren im Werthe von über zwanzig Millionen Pfund. Die letzten in dieser Reihe gegen Osten sind die East-India-Docks auf einem Raume von zweiunddreißig Acker und mit Magazinenraum für dreimalhunderttausend Centner. Zusammengenommen haben diese Docks somit einen Flächengehalt von vierhundertundfünfzig englischen Acres, fassen eintausend zweihundert Schiffe und haben für zehn Millionen sechsmalhunderttausend Centner Güter Lagerplatz.

Man staunt über diese Zahlenungeheuer. Und doch ist das Reich der Londoner Docks mit den angeführten nicht erschöpft. Noch befinden sich deren drei auf dem rechten Ufer des Flusses, die Schiffswerften der Kriegsflotte nicht mit eingerechnet.

Was aber sind die Docks? Was bedeuten sie? Wer sind ihre Eigenthümer? Und zu welchem Zwecke wurden sie erbaut? — Wer immer vom Continent nach London kommt, besucht sie; wer immer von London in die Heimath zurückgeht, spricht mit Bewunderung von den unzähligen Masten, die sich in den Bassins aneinanderdrängen, von dem colossalen Waarenvorrathe, der in den Magazinen aufgespeichert liegt. Was es aber mit diesen Docks für Bewandtniß hat, das läßt sich nicht errathen, wenn man sie auch zehnmal durchstöbert, zumal weil es zu Hause nichts Aehnliches gibt. Man muß sich daher die Mühe nehmen, über ihre Entstehung und ihren Zweck ein gutes Handbuch oder einen englischen Freund zu fragen. Die erzählen darüber Folgendes:

London liegt bekanntlich an der Themse, und die Themse ist der eigentliche Londoner Hafen, von Gravesend bis ins Herz der Stadt hinein. Am äußersten Westende dieses Hafens, hart an Londonbridge, liegt das Hauptzollamt, denn trotzdem daß sich die Engländer seit 1846 gern Freihändler nennen lassen, weil sie den Einfuhrzoll auf alle rohen Lebensmittel und viele andere Artikel herabgesetzt haben, gibt es der Waaren noch gar viele, die einen hohen Zoll bezahlen müssen. Diese Zölle wurden früher beim Zollhause erhoben, und der Prozeß war folgender. Wenn ein Fahrzeug, die Themse heraufkommend, bei Gravesend angelangt war, begaben sich an diesem Punkte zwei bis drei Zollbeamte an Bord und geleiteten das Schiff stromaufwärts bis zum Zollhaus, damit es auf dieser Strecke nicht unverzollte Waaren ans Land setzen, d. h. schmuggeln könne. Von der Themsemündung bis Gravesend hatte das Schiff allerdings keine Bewachung an Bord, aber das

Schmuggeln ist nichtsdestoweniger durch die zahlreichen Strandwächter erschwert, ja beinahe unmöglich gemacht. Das Alles ging recht gut, so lange London nicht seine heutige Ausdehnung, als der Londoner Themsehafen noch nicht seine heutige Bedeutung erreicht hatte. Wollte man gegenwärtig, wo an manchem Tage oft dreihundert Fahrzeuge und mehr den Fluß heraufgeschwommen kommen, sie sämmtlich vors Zollhaus postiren, damit sie dort der Reihe nach untersucht würden, so müßte man das Flußbett ums Dreifache erweitern, und auch dann würde der Raum nicht hinreichen, auch dann wäre der Fluß bald von der Masse der Fahrzeuge gesperrt, abgesehen davon, daß letztere oft wochenlang zum großen Schaden der Besitzer warten müßten, bis sie an die Reihe kämen. Diesem Uebelstande abzuhelfen, wurden die Docks errichtet. Sie verdanken, wie die meisten Anstalten in England, dem Unternehmungsgeiste von Privatgesellschaften ihre Entstehung, und die Regierung hat nichts dabei zu thun, als die großen Taxen einzustecken, welche die Gesellschaften nach vorgeschriebenen Steuerrubriken zu bezahlen haben.

Jetzt wie vor Jahren gibt es Küstenwächter von Sheerneß bis nach Gravesend; jetzt wie früher steigen Zollbeamte bei letzterem Orte an Bord jedes stromaufwärts segelnden Schiffes; auch steht es jedem Fahrzeuge frei, beim Zollhaus zu landen, und wenn es schnell abgefertigt — wie dies bei Passagierdampfern der Fall ist, sich dort der sofortigen Visitation zu unterziehen. Aber es ist nicht dazu gezwungen; es kann in einen der Docks einlaufen und daselbst mit seiner unverzollten Fracht liegen bleiben, so lange es in seinem Interesse ist. Eben dieses Liegenbleiben der unverzollten Frachtgüter ist mehr noch als einer der oben angegebenen Umstände das hauptveranlassende Moment zur Erbauung der Docks gewesen. Ein Beispiel wird die Sache klar machen.

Denken wir uns, ein Schiff kommt mit Häuten beladen aus Südamerika in die Themse. Die Fracht beträgt an und für sich eine große Summe Geldes, und es wäre überdies eine namhafte Summe an Zoll zu erlegen. Wer weiß aber, wie lange die Häute liegen müssen, bevor sie einen Käufer finden? Vielleicht ließe sie der Besitzer sogar gern länger liegen, wenn er Aussicht hätte, nach einiger Zeit einen höheren Preis für die Waaren zu bekommen. Wäre er gezwungen, den Zoll sogleich zu zahlen, so müßte er die Interessen dieses, dem Staate ausgezahlten Capitals auf die Waare schlagen, diese dadurch vertheuern. Dadurch aber, daß er sein Fahrzeug in die Bassins der Docks legen, seine Waare in den Magazinen derselben unterbringen kann, hat er einen doppelten Vortheil: er braucht seinem Capitain nicht erst baares Geld fürs englische Zollamt auf die Reise zu geben, und dieses Capital bleibt ihm nicht monatelang unverzinst. Seine Häute liegen in den Dockmagazinen; sein Londoner Haus oder Agent oder der Makler, durch dessen Hände am Ende doch in London jede Waare gehen muß, besichtigt, ordnet, verkauft sie, und der Käufer bezahlt den Eingangszoll erst dann, wenn er die Häute aus den Docks nimmt.

Durch diese Manipulation werden dem großen Verkehre unendliche Erleichterungen gewährt, und die englische Regierung, consequent in ihrem Grundsatze, dem Verkehre jeden möglichen Vorschub zu leisten, hat auch von Anfang an die Anlegung der Docks begünstigt. Von Schmuggelei in großem Maßstabe kann in den Docks nicht leicht die Rede sein. Die Bassins und Magazine sind zumeist mit hohen Mauern umgeben; ein schmaler Schleusenkanal führt von der Themse aus in die inneren Räume; und an allen Eingängen halten Zollbeamte Wache und haben das Recht, jeden Hinausgehenden zu untersuchen, ob er nicht unverzollte Waaren verschleppe. Die Matrosen jener Fahrzeuge, die in den Docks vor Anker liegen, sind überdies einem genauen Reglement, einer strengen Disciplin unterworfen. Am Ende — gelingt's auch einmal einer Theerjacke eine Flasche Cognak, ein Pfund Thee oder Cigarren hinauszuschmuggeln, so kann der Schatzkanzler Ihrer Majestät den Verlust verschmerzen. Die Dockgesellschaften verzinsen aber ihre angelegten Capitalien sehr gut; ihre Revenüen bestehen in den Gebühren, welche die Schiffe in den Bassins, die Waaren auf den Lagerplätzen zu bezahlen haben; und diese Gebühren sind ziemlich bedeutend.

Nachdem wir den allgemeinen Zweck und Nutzen der Docks in Kurzem auseinandergesetzt haben, wollen wir unsere Wanderung durch einen derselben antreten und uns ein wenig die Details besehen. Wir wählen dazu die London-Docks, die, wenn auch nicht die größten, doch Jahr aus Jahr ein die belebtesten sind und dem Besucher die größte Mannigfaltigkeit bieten.

Durch die engen Citystraßen, vor dem finstern

vorbei durch schmutzige Quartiere, wo eine Kneipe sich an die andere reiht, gelangen wir an das Thor von London-Docks. Es steht für Jeden offen. Fuhrwerke, Karren und Menschen strömen ab und zu. Wir treten ein und befinden uns in einer breiten, schlecht gepflasterten Straße, die rechts von einer Reihe hoher Waarenhäuser, links von einer schlecht überworfenen Mauer, an der ein paar hundert zweirädrige Karren angelehnt stehen, begrenzt ist. Wir haben durch die Güte eines Citykaufmanns eine allgemeine Einlaßkarte, einen passe-partout, der uns alle Thüren und Thore öffnet und durch den es uns heute möglich sein wird, überall einzudringen, wo wir eben Interessantes zu finden hoffen. Da steht gleich rechts über einer Magazinthüre die Inschrift: Ivory house, das heißt Elfenbeinhaus. Der Titel klingt pikant; wir treten ein, zeigen beim ersten Büreau unsere Karte und erhalten einen Mann zur Begleitung, der uns auf alle unsere Fragen möglichst befriedigende Auskunft geben wird. Er führt uns durch weite Räume, in denen wir auf mehr oder weniger geordnete Massen von Elephantenzähnen, Rhinozeroshörnern, Sägefischwaffen und Schildkrötenplatten stoßen. Was wir im Alltagsleben in tausend Formen und Gestalten kennen und gebrauchen, erscheint uns hier neu und fremdartig in seiner Urgestalt. Die Civilisation, auf die wir stolz sind, hat uns gewissermaßen wieder zur Uncultur zurückgebracht. Der Malaye, der den Elephanten in seinen Heimathländern jagt, kann über den Anblick eines feingearbeiteten elfenbeinernen Kunstgegenstandes, den er als metamorphosirten Elephantenzahn erkennt, nicht mehr erstaunt sein, als wir, die wir doch so viele elfenbeinerne Gegenstände täglich in die Hand nehmen, bei dem Anblicke dieser naturwüchsigen Massen, an die uns in Europa nichts als die Naturgeschichte erinnert. Wer die Spur des Elephanten verfolgt, denkt am allerwenigsten an den Kamm, den ein europäischer Culturmensch aus dem Zahne des verfolgten Thieres machen wird, und die Dame, die den Kamm benutzt, denkt eben so wenig an den braunen Jäger in Afrika, der das Thier erlegt und den Zahn geliefert hat. Hier in diesem sogenannten Elfenbeinhause kommen uns unwillkürlich solche Gedanken. Die Horn- und Knochenmassen vor unseren Augen sind gerade ihrer Ursprünglichkeit willen für uns verwöhnte Bildungsmenschen interessant. Die Theilung und Wechselwirkung menschlicher Arbeit und menschlichen Kunstfleißes tritt wieder einmal recht lebendig vor unser Bewußtsein, und die schmutzigen, unscheinbaren, unpolirten Schildkrötenschalen, die hier haufenweise herumliegen, wirken anregender auf uns, als es die Beschauung einer ganzen Sammlung von künstlichen Schildkrötarbeiten wol im Stande sein dürfte. Neben der ungeheuren Masse der in den Londoner Docks aufgespeicherten Waarenvorräthe ist es eben nur die Ursprünglichkeit der uns hier vor Augen tretenden Gegenstände, die uns zur Bewunderung zwingt. Wer Anderes sucht und erwartet, muß sich getäuscht finden.

Aus der Straße, in welcher das Elfenbeinhaus mit noch anderen Magazinen steht, gelangen wir in einen unregelmäßigen, sich nach allen Richtungen hin erweiternden, ungeheuren, offenen Raum, der im Süden durch das größte der Bassins ab- und ringsherum von Waarenhäusern eingeschlossen ist. Hier fängt das eigentliche bewegte Leben der Docks an. So weit das Auge reichen kann, liegt Faß an Faß gereiht. Zwischen denselben laufen schmale Wege kreuz und quer, auf denen sich Menschen, Pferde, Karren aller Art wirr durcheinander treiben. In diesem Labyrinthe von Fässern ist nicht gut stehen bleiben; der Müßiggang wird hier viel weniger als sonst gewöhnlich im Leben respectirt, und weicht man den Lastpferden aus, so kommt man mit den Handkarren in Conflict, und will man diesen aus dem Wege gehen, geräth man mitten in die hämmernden Arbeiter hinein. Darum bescheiden an die Seite der Häuser retirirt, um von da aus den Wirrwarr des Hofes zu überschauen und gelegentlich ins Innere der Gebäude selbst einzudringen.

Wer eben nur so viel Zeit erübrigen kann, um die London-Docks ein einziges Mal zu besuchen und auf diesen Einen Besuch nur wenige Stunden zu verwenden, der thut wohl, blos in jene Gebäude einzutreten, deren Inhalt für ihn ein besonderes Interesse hat. Bei der großen Anhäufung von Vorräthen hat nämlich jeder einzelne Artikel sein besonderes Quartier. Zur Linken, wo wir gerade stehen, sieht Alles merkwürdig blau gefärbt aus. Ein, nach drei Seiten freistehendes, wol fünf Stockwerke hohes Gebäude zeigt uns ein tiefblau gefärbtes Eingangsthor. Die Fensterrahmen sind blau, die Wände der inneren Gänge, die Treppen und Geländer sind blau, und — sonderbar — auch die Arbeiter, die aus- und eingehen, sind blau in ihrer Kleidung, in ihrer Gesichtsfarbe bis ins

Weiß des Auges hinein. Auf die Gefahr, selbst blau gefärbt zu werden, treten wir ins Thor; es führt zu den Indigolagern, den größten und reichsten der Welt. Wol liegt die kostbare Waare in tausend und abertausend Kisten sorgfältig verpackt, die meisten von ihnen noch fest verschlossen, wie sie von den bengalischen Lieferanten zur weiten Seereise hergerichtet wurden; aber der Indigostaub ist fein, wie kein anderer; er zwängt sich durch die Spalten und Poren seiner Verpackung an die freie Luft hinaus. Zudem werden hier den Tag über Hunderte von Kisten geöffnet, um den Kauflustigen als Muster für ganze Partien zu gelten; so ist es denn natürlich, daß der feine Staub sich nach allen Richtungen hin zerstreut, alle Gegenstände in der Umgegend tiefblau überzieht und dem neugierigen Eindringling ein unverfängliches Kennzeichen mit auf den Heimweg gibt, daß er sich zu Hause wie ein lebendiges, blaues Wunder im Spiegel beschauen mag. Die Straßenjungen im Westende und die Wirthin im Hôtel werden ihn wol neugierig anblinzeln, wenn er seine blaue Nase unbewußt zur Schau trägt; die Dockbevölkerung dagegen nimmt weiter keine Notiz davon; die weiß sich solche Erscheinungen zu deuten, weil sie daran gewöhnt ist. **[192.]**

5. Das britische Museum.

Die große Idee von der Einheit der Natur und dem Zusammenhang, der da herrscht von Anfang der Schöpfung bis auf den letzten Tag, und von den Himmelskörpern mit ihren festen Gesetzen bis zur freien Handlung des Menschen, diese erhebende Idee tritt uns verkörpert in dem britischen Museum vor Augen. „Wandelt mit geschäftiger Schnelle vom Himmel durch die Welt zur Hölle": diese Worte fielen mir hundertmal ein, als ich die weitläuftigen Säle dieses im edelsten Stile gehaltenen Gebäudes durchwandelte. Ich beginne natürlich in andrer Ordnung als dort die Gegenstände geordnet sind, was zum Theil vortrefflich geschehen ist, zum Theil bei dem ungeheuren Reichthum an einzelnen mit möglichster Benutzung des Raumes hat geschehen müssen, zum Theil auch noch gar nicht begonnen oder noch nicht vollendet ist. Um von dem Himmel anzufangen, beginne ich in diesen recht eigentlich der Erde gewidmeten Räumen mit den gewaltigen Meteoreisensteinen, die ja die Volkssprache als vom Himmel gefallen bezeichnet und welche die mineralogische Sammlung des Museums schicklich eröffnen. Die Laien, besonders das weibliche Geschlecht, haben natürlich ihr größtes Vergnügen an dem Anblicke eines Stückes gediegenen californischen Goldes von der Größe eines Gänseeies, an dem reichen Silberlager, an der Fülle der Edelsteine, unter denen der Diamant Regent von der Größe eines Taubeneies und ein Modell des noch größeren Kohi-Noor, Berg von Licht, dessen Original sich auf der Ausstellung befand, vor allen hervorstrahlt; den Kundigen würden die vortrefflichen Krystalle und Krystallgruppen noch mehr erfreuen. Das Pflanzenreich ist übersprungen im Museum, der botanische Garten in Regents Park schließt es ein; aber die Uebergänge vom Steinreiche zu dem in seinen ersten Anfängen so wenig unterschiedenen Pflanzen- und Thierreich bietet reichlich die an den Seiten der mineralogischen Sammlung nebenhergehende Sammlung von Fossilien. Von den Algen des Meeres an führt sie euch allmälig bis zu der 5 Fuß langen Kinnlade des Mososaurus, stellt euch den Ichthyosaurus in seiner ganzen 30 Fuß langen Länge vor und überläßt es euch, ob ihr euch mehr an dem Skelett des irischen Riesenhirsches, dessen nach den Seiten sich ausbreitende Geweihe allein eine Dimension von 12 Fuß geben, oder an dem Megatherium, das 40 Fuß lang und 12 Fuß hoch im nächsten Saale euch erwartet, oder noch ein Zimmer später an dem Koloß des 16 Fuß hohen Mastodons, dessen Stoßzähne allein 12 Fuß vorstehen, in die Wunder einer untergegangenen Welt versetzen lassen wollt. Jedenfalls seid ihr damit bei dem Thierreiche angekommen, das die zoologische Sammlung repräsentirt, aber freilich gleich bei der ausgebildetsten Gattung desselben. Indeß aus dem Schooße der Erde, aus dem diese Urweltsreste an das Tageslicht gezogen, versenken wir uns natürlicher in den Schooß des Meeres und betrachten die überaus reiche Zusammenstellung von Polypen, Seesternen, Schwämmen, dieses Gebiet, um das sich Thierreich

und Pflanzenreich noch streiten; von Muscheln unter der Anführung des zierlichen Argonauta, von wunderlichen Krebsgestalten und fabelhaften Fischformen: „den stachlichten Rochen, den Sägefisch, des Hammers gräuliche Ungestalt", bis wir mit Seehunden und Wallfischen und Wallrossen wieder zum Säugethier aufgestiegen sind. Oder wir erheben uns mit den Millionen von Insekten, Schmetterlingen und Käfern in die Luft, lassen uns leuchten von dem Laternenträger, ringen mit dem Herkuleskäfer, bis wir in die anständigere Gesellschaft der Vögel kommen, die vom Kolibri bis Adler unsere Gedanken aus der Nähe der Blumen bis in die schwindelndste Höhe, und aus der Tropengluth Amerika's bis in die Eishörner Norwegens zu tragen bereit sind. Oder wir bleiben mit dem Strauß und dem hartbedeckten Kasuar auf der Erde, um zu den Affen überzugehen. Wir hüten uns nur, daß wir auf dem Wege nicht in den Schlamm versinken, wo wir den Krokodilen, oder in das Heu der Flächen und Ebenen uns verirren, wo wir den Schlangen zur Beute werden, sondern auf festem Boden Fuß fassend, schreiten wir mit festem Blicke durch die nagenden Mäuse und Wiesel und Ratten, wie durch die gräulichen Katzengeschlechter, und durch die Hyänen und Wölfe der Nacht, nicht erschreckt, wo Elephanten- oder Rhinoceroscolosse uns mit ihren Massen unter die Füße treten möchten, bis wir dem Affen begegnen. Er bildet den Uebergang zur ethnographischen Sammlung, woselbst wir zuerst in den ärmlichen Erzeugnissen der Buschmänner und der Ureinwohner Australiens schauen, was Biber und Biene weit besser zu machen verstehen und an den vergifteten Waffen der Südseebewohner und an ihren Widerhaken und Zähnen eine Grausamkeit kennen lernen, welche die der Hyänen und Tiger noch übertrifft. Doch allmälig werden wir den Unterschied zwischen Thier und Mensch gewahr: der Mensch erfaßt sich selbst, er spricht sein Ich, er schaut sich in dem Spiegel und stellt sich dar. Unter den Pelzanzügen der Eskimos im Norden Amerika's, unter den Pfeilen und Aexten und Steinspeeren Neuseelands blicken Menschengesichter hervor und Menschengestalten; zwar noch ungestalt genug, zwar noch mit gräulichen Freßwerkzeugen und glotzenden Augen, aber dennoch das Ebenbild der Gottheit und selbst als Gott verehrt und angebetet. Erst der Mexikaner und Peruaner mit seinem ausgebildeten Gemeinschaftsleben, mit seinem Sinn für schönere Form, die auch schon den Gefäßen des gewöhnlichen Bedarfs Gefälligkeit verleiht, vermag es unter den Fratzen, die auch er noch verehrt, hin und wieder Formen edlerer Menschlichkeit hervorzubringen. Indien und China, Aegypten und Assyrien ringen dann damit, sie von dem Thierischen oder von der Vielgestalt der Glieder mehr und mehr zu befreien; aber in dem Maaße, als das namentlich den letzteren beiden gelingt, treten wir dann auch heraus aus dem Gebiete des blos Ethnographischen; in dem Maaße, als die Kunst als Kunst sich geltend macht, treten wir ein in das Land der Musen, in das Museum.

Es ist eine Freude zu sehen, was die Kunst gleich gewagt hat, sobald sie sich gefühlt. Auch vor den schwersten Aufgaben bebt sie nicht zurück. Die höchst merkwürdigen und interessanten Ueberreste aus Assyrien, im Nimrodsaale ausgestellt und zum Theil in dem Vorzimmer des Gebäudes, geben uns neben einzelnen bewegten Menschengestalten in langen, vielfachen Gewändern, mit langen, wohlgeordneten Bärten, mit mannigfacher Hauptbedeckung, dann aber auch wieder unbedeckt und mit bartlosen Gesichtern, überall mit scharf gebogenen Nasen: neben solchen einzelnen Gestalten, die mehrfach den heiligen Baum zwischen sich haben, geben sie uns Darstellungen vorzüglich des kriegerischen Lebens. Der König auf seinem Wagen die Schlacht ordnend, Kampf, Belagerung von Festungen mit Widdern und Feuerbränden, Auszug der Besiegten aus der eroberten Stadt, Empfang der Huldigenden von Seiten des Königs, höchstens noch Scenen der Jagd auf Stier und auf Löwe: das sind die Gegenstände, die behandelt werden. Man sieht, worin sich noch das Leben bewegt, aber eben weil es das bewegteste Leben ist, so gehört seine Darstellung mit zu den schwierigsten für die kaum frei gewordene Kunst, und doch ist dies Alles völlig erkennbar, mit großer Freiheit der Bewegung, und wenn auch noch ohne Ausdruck der Gesichtszüge, so doch nicht ohne ausdrückliche Markirung der Muskelbewegung an dem menschlichen und thierischen Körper wiedergegeben. Alles das ist Relief auf Sandstein, noch wenig erhaben, theils kolossal, theils in untermenschlicher Größe; ob zur gerundeten, von der Fläche abgelösten Gestalt die assyrische Kunst es schon gebracht habe, ist hier nicht zu sehen. Von der ägyptischen ist es bekannt. Die kolossalen Statuen und Köpfe, sowie andererseits die farbigen Malereien der Ae-

gypter, wenn sie den Assyrern fehlten, würden einen Fortschritt jener anzeigen; im Ausdruck aber und in der Freiheit der Bewegung haben sie ihn durchaus noch nicht gemacht. Dagegen tritt dieser Fortschritt sichtlich und scharf abstechend gegen das Bisherige in dem Lycianischen Saale hervor, den Kunstwerken aus Lycien in Kleinasien, wo freilich griechischer Geist sich mit dem barbarischen früh vermählt hatte. Die errungene Selbstständigkeit der Kunst zeigt sich in den zahlreichen griechischen und römischen Sculpturen, die, noch nicht geordnet, einen andern Saal anfüllen; ihren Triumph aber feiert die Kunst in dem Phigalischen Salon und in dem Elgin-Zimmer. Das erste enthält neben Basreliefs von dem weltberühmten Mausoleum zu Halicarnaß und zwei herrlichen Pedimenten des Jupitertempels auf Aegina (von denen das eine: der Kampf der Griechen und Trojaner um den zu den Füßen der Minerva hingesunkenen Patroklus, vollständig, das andere: der Kampf des Herkules und Telamon, wie vermuthet wird gegen Troja, freilich sehr unvollständig ist) die Basreliefs des Tempels zu Phigalia in Arcadien, die Schlacht der Centauren und Lapithen und der Griechen und Amazonen darstellend und durch ihre Vollendung bestätigend, daß ein Zeitgenosse des Perikles, Ictinus nach Pausanias, jenen Tempel erbaut. Das Elgin-Zimmer aber gibt uns zuerst zwei Modelle von des Ictinus Meisterwerk, dem Parthenon zu Athen, und dann eine große Anzahl von Reliefs, welche die Metopen und Friese, und Figuren, welche die Pedimente desselben schmückten. Jene Modelle stellen den Tempel dar, wie er ursprünglich aussah, und dann, wie nach dem Bombardement der Venetianer im Jahre 1687: wie muß er nun erst aussehen nach dem Raubzuge des edlen Lord Elgin? Warum nicht ein drittes Modell des heutigen Tempels? Diese Schmach, die an dem Besitze der Schätze klebt, raubt ihnen jedoch natürlich nichts von ihrer Vollendung. Namentlich gehören die Metopen, wiederum der Kampf der Centauren und Lapithen in einzelnen Scenen, und der äußere Fries, der innerhalb der Säulen um den Tempel herumlief in flacherem Relief, die Prozession bei den Panathenäen darstellend, zu dem Herrlichsten, was gedacht werden kann. Die Figuren der beiden Pedimente: die Geburt der Minerva und der Streit der Minerva und des Neptun, wer der Stadt Athen den Namen geben sollte, haben zum Theil zu sehr gelitten — es fehlen Köpfe, Glieder, es sind die Oberflächen mehrfach zernagt und abgerieben — als daß die Bewunderung der Ausführung der Composition, wie man sie an den beiden Modellen kennen lernt, gleichkommen könnte; dennoch ist z. B. der Körper des Flußgottes Ilissus, der den linken Winkel des Westpedimentes einnahm, von unvergleichlicher Schönheit. Ich übergehe, was sonst noch von griechischen Kunstwerken in diesem Saale aufgestellt ist, die Denkmäler des Parthenon werden dadurch nicht übertroffen; wir haben die höchste Darstellung des Menschlichen in der Kunst erreicht: aber die Kunst ist noch nicht das letzte Menschliche überhaupt. Das Gebiet des „höchsten Gedankens" öffnet uns die Bibliothek des britischen Museums, riesig an Umfang wie Alles, was dies Gebäude birgt, und von unendlich interessantem Inhalte. Von den Pali-Manuscripten an, auf 341 Blättern des Talipot-Baumes in cingalesischen Charakteren abgefaßt, bis zu den eigenhändigen Briefen der englischen Könige Wilhelm I., Heinrich IV. und V., Richard III., Heinrich VIII. und der Anna Boulen und Katharina, der Elisabeth und Maria Stuart, Karls I. und Cromwells, von Erasmus, Luther, Calvin, Knox, von Leibnitz, Addison und Dryden, von Friedrich dem Großen, Washington, Napoleon, Wellington, dazu die sämmtlichen Charten und Briefe der englischen Freiheiten im handschriftlichen Text mit den Originalsiegeln: welche Gedankenreihe! aber die größte Macht des Gedankens stellt sich doch erst in den Werken der Presse dar und auch diese sind von dem ersten Buche an, das überhaupt gedruckt ist, der ersten Bibel, einer lateinischen auf Pergament, die aus der Offizin von Guttenberg und Fust in Mainz 1455 hervorgegangen sein soll, der sogenannten Mazarin-Bibel, bis auf die Werke des Tages in Tausenden von Büchern vertreten.

Hat so uns der Gedanke wieder in den Himmel erhoben, von dem wir ausgegangen waren, so würde die Hölle uns nahe liegen, wenn vergönnt gewesen wäre, auch das Münzkabinet zu betreten, das dies Museum ebenfalls in großem Reichthum umschließt, das aber dem Publikum verschlossen ist. Wer weiß nicht, daß mit dem Gelde der Teufel sein Spiel hat? Wer es aber nicht weiß, der komme nach London, wo er mehr als irgendwo in der Gestalt des gemünzten Geldes, die Welt vor uns ausbreitend und alle Herrlichkeiten der Erde, zu uns spricht: „Dies Alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest." [248.]

6. Mansion-Haus und der Lordmayor.

Im Herzen der City, kaum eine halbe Meile von der Themse und Londonbridge gegen Norden, haben die Mündungsstellen mehrerer Straßen einen unregelmäßigen Platz gebildet, welcher seiner Lage wegen wol einer der bemerkenswerthesten in London genannt zu werden verdient. Kein anderer, Westminster ausgenommen, kann sich mit ihm, was Bedeutsamkeit der Gebäude und Lebendigkeit des Straßenverkehrs betrifft, messen, wenn er auch von vielen an Ausdehnung, Schönheit und architektonischer Regelmäßigkeit übertroffen wird. Er ist der capitolinische Markt des englischen Roms, wo dessen größte Göttertempel stehen: Mansion-House, Börse und Bank. In deren Mitte die Reiterstatue des britischen Capitolretters, des Herzogs von Wellington. Rings herum erhöhte Pflasterinseln, wie wir ihnen schon anderwärts begegnet, als Zufluchtsorte der Fußgänger, wenn der Wagenstrom gar heftig und gefährlich ist.

Zu unsrer Rechten steht ein Gebäude auf Säulen gestützt, von festungsartigem Gitterwerk umgeben. Zwei Freitreppen führen nach dem ersten Stockwerke; massive Steinpfeiler, mit Glaslampen auf den Köpfen, ziehen sich längs dessen Vorderseite hin; aber weder sie noch auch die freundlichste Frühlingssonne sind im Stande, die allegorischen schwarzen Steingebilde aus der Tiefe des Dachgesimses deutlich hervortreten zu lassen.

Das ist Mansion-House, die Residenz des Lordmayors, der hier Hof führt wie ein gekröntes Haupt.

Hier ist seine Wohnung, hier sind die Festsäle, in denen die luxuriösesten Gastmähler der modernen Welt gegeben werden, hier sind seine Amtsstuben und Gerichtssäle, in welchen die City ihre alten Richterprivilegien ausübt.

Am neunten November eines jeden Jahres tritt der neugewählte Lordmayor sein Amt an. Die City krönt ihren König mit mittelalterlichem Ceremoniell; die Läden werden zeitig geschlossen oder auch gar nicht geöffnet, weil Herr und Diener das große Straßenschauspiel nicht versäumen wollen; während gewisser Stunden des Tages sind alle Fuhrwerke aus der City verbannt; Flaggen auf allen Häusern und an Säulen (wie schmutzige Wäsche) quer über den Straßen aufgehängt; das Pflaster mit gelbem Sande bestreut, Feiertagsgesichter überall; gemüthliche Straßenjugend mit Fähnlein an jeder Ecke; wandernde Musikbanden und Lärm und Hurrahrufen — das ist die Physiognomie der sonst so ernsten, sittsamen, geschäftsbeflissenen City.

Während das Leben auf den Straßen immer toller wird, legt der neue Lordmayor vor dem Hofe der Aldermen seinen Amtseid ab und stellt einen Empfangschein im Belange von viertausend Pfund Sterling über das ihm anvertraute Tafelgeschirr der City aus, welches unter Brüdern seine zwanzigtausend Pfund werth ist. Sofort ist er gesalbter Herr und beginnt seinen Krönungszug inmitten seiner Vasallen, begleitet von seinem abgeblühten Amtsbruder, den Aldermen, Sheriffs, den Würdeträgern seiner Zunft, den Cityherolden, Stabsträgern, und all' den vielen Herrlichen, die ein Recht haben, sich dem Zuge anzuschließen. Der Weg ist nicht vorgeschrieben, doch wird der alte Brauch festgehalten, daß der Festzug des Morgens durch jeden District gehen muß, in welchem der neue Lordmayor als Alderman fungirte. Dort ist er gewiß, mit lautem, weithin hörbarem, dreimaligem Hurrahruf begrüßt zu werden, denn der District rechnet es sich zur großen Ehre an, daß der Citykönig wieder einmal aus seiner Mitte gewählt wurde.

Jetzt bewegt sich der stattliche Aufzug dem Ufer der Themse zu. Der Brauch will es, daß der Lordmayor am Tage seines Amtsantritts eine Gondelfahrt von einer der Citybrücken bis Westminster mache. Kein Sturm und Regen kann ihn dieser Pflicht entheben; und auf dem breiten Flusse entwickelt sich dann ein Schauspiel, wie es in ähnlicher Weise kaum mehr in einer Stadt Europa's zu schauen ist, seitdem Venedig keine Dogen mehr hat, die sich mit dem Meere vermählen.

Auf reichvergoldeten, glasgedeckten, buntbewimpelten, großen Prachtgondeln schwimmt die

Festcaravane, nachdem sie vorschriftsmäßig Wasser an Bord genommen hat, die Themse hinauf. Entweder wird die Citybarke durch Ruderer geführt, oder durch einen Dampfer in's Schlepptau genommen. Um die Prachtgondeln herum schwärmen Kähne mit Musik; die Brücken und Ufer sind von Zuschauern bedeckt, auf dem Flusse ist ein reges Leben, heiterer, farbiger, bunter, als an den übrigen Tagen des Jahres.

Die Fahrt ist kurz, aber doch lang genug, daß die Gesellschaft im großen Salon der Citybarke ein reiches Gabelfrühstück einnehmen kann. Es ist der Vorläufer der großen, weltberühmten Abendtafel, einer der Hauptmomente des Feiertages, wie denn überhaupt die Gastmähler des Lordmayors und der reichen Citycorporationen zu den Hauptmomenten ihrer Wirksamkeit gehören sollen, vorausgesetzt, daß „Punch“ und „Times“ und ganz England sich, indem sie dies behaupten, keiner verläumderischen Bosheit schuldig machen.

Bei Westminsterbridge steigt der Lordmayor mit seiner nächsten Umgebung an's Land. In Westminster wird er den Baronen des Reichs vorgestellt, legt nochmals seinen Amtseid ab, und wie er die rechte Hand gesenkt, läßt er durch seinen Recorder, — wahrscheinlich als Bekräftigung seines Eides, daß er ein würdiger Mayor der City von London sein wolle — die Richter der verschiedenen Gerichtshöfe zur Tafel einladen. Die Einladung geschieht in nicht minder feierlichem Tone wie der Eid und dieser wird ebenso geschäftsmäßig abgethan wie die Invitation. Der Zuhörer, der nicht englisch versteht, dürfte kaum errathen, ob der erste oder zweite Abschnitt der Ceremonie der eigentlich feierliche und wichtige ist.

Jetzt geht es wieder zu Wasser nach der City zurück bis zur alten Blackfriars-Bridge. Von da an wächst der Zug an Pracht und Herrlichkeit. Es schließen sich die Damen in ihren Staatskutschen an: die Lady Mayoreß, die Frauen der Aldermen und Sheriffs, die Prinzen, Staatsminister, Richter und fremden Gesandten.

Was die Gäste des Lordmayors am neunten November verzehren, das kann Jeder Tags darauf in den großen Journalen studiren. Aus der Länge der Speisekarte und Kostbarkeit der Gerichte zieht ein erfahrenes Citymitglied sogleich die richtigen Schlüsse auf den tugend- oder lasterhaften Charakter des Lordmayors. Jedes seltene, theure Gericht wird in die Wagschale seiner Verdienste geworfen. Ein paar schlechte, gemeine Schüsseln können ihn in der öffentlichen Meinung verderben. Seine Reputation wird in der Küche, wie die manches berühmten Diplomaten auf dem Schreibtische seines Secretairs fabricirt.

Die Gemahlin des Lordmayors theilt alle Ehren mit ihm; sie ist Lady ein volles Jahr lang und bleibt es, wenn ihrem Gemahle das Glück beschieden ist, den König oder die Königin von England während seiner Amtszeit in der City empfangen und bewirthen zu dürfen, wofür der Lordmayor, einer hergebrachten Sitte gemäß, zum Baronet, die Aldermen zu Rittern gemacht werden; wofern aber keine Veranlassung vorhanden ist, das gekrönte Haupt nach der City zu laden, tritt der Lordmayor nach Verlauf seines Amtjahres in seine frühere Sphäre zurück. Dreihundertfünfundsechzig Tage lang führt er den Titel Lord, ist seine Frau Lady, fährt, bewirthet er den höchsten Adel und alle Corporationen Londons. Nach Verlauf dieser Frist räumt er Mansion-House seinem Nachfolger, kehrt in seinen Kramladen zurück oder bindet das Schurzfell wieder um, ist der ehrsame Tischler, Fischer oder Goldschmied, der er früher war. Mit dem Schurzfell freilich darf man es so wörtlich nicht nehmen. Der Mann, welcher Ansprüche auf die Lordmayorswürde von London macht, hat wol längst kein Handwerk mehr betrieben, sondern war blos König Banquier, Millionär in seinem Geschäfte. Wie wollte er sonst die Kosten erschwingen, die seine Würde erfordert? abgesehen davon, daß sein Jubeljahr ihn seinem Brodgeschäfte vollkommen entzieht.

Ein Lordmayor bezieht von der City außer seiner Amtswohnung achttausend Pfund Sterling jährlich Gehalt. Seine Ausgaben sind aber sehr bedeutend. Wehe ihm, wenn er knausert, wenn sein Küchenpersonal eine Woche lang Feiertag hat, wenn er minder kostbare Pferde, minder glänzende Kutschen hat! Dergleichen wird nicht blos mit einem spöttischen Achselzucken oder mit einigen derben Witzen im „Punch“ gerächt, sondern der Hohn des Volkes folgt ihm, wo er sich öffentlich zeigt, und verschont ihn auch dann noch nicht, wenn er schon längst in seine bürgerliche Sphäre zurückgetreten ist.

Ein geiziger Lordmayor bleibt ewig ein verlorener Mann. Das Geringste, was man von ihm erwartet, ist, daß er von seinen achttausend Pfund nichts erübrige. Je mehr er über sein Ge-



DAS PARLAMENTSGEBÄUDE IN LONDON.

halt verschwendet, desto ruhmreicher lebt sein Andenken in den Annalen der City, vorausgesetzt allerdings, daß er sich nebenbei keinen Mißbrauch seiner Amtsgewalt zu Schulden kommen läßt.

Es liegt viel aristokratischer Stolz und viel bürgerlicher Hochmuth in diesem Citykönigthum. Es hat eine große Geschichte hinter sich, und war am stärksten dem erblichen Königthum von Whitehall gegenüber, wenn dieses in finanziellen Bedrängnissen sich an die Kassen der reichen Citycorporationen wenden mußte; es war aber auch immer ein fester Damm gegen die Uebergriffe der englischen Regenten, ihrer käuflichen Richter und corrumpirten Parlamente; darum wol werth, daß es dem Engländer als historische Reliquie heilig sei, wenn auch seine Mission, Dank der festbegründeten constitutionellen Landesfreiheit, seit lange nicht mehr so erhaben ist wie in vergangenen Jahrhunderten. [192.]

7. Das Parlament.

Die Behauptung, die Kraft der englischen Staatsverfassung bestehe in einer scharfen Trennung der drei Gewalten, der regierenden, richterlichen, gesetzgebenden, ist völlig unbegründet. Sowie der König nicht blos regiert, sondern im Geheimen Rathe sowol gesetzgebende als richterliche Befugnisse ausübt, ebenso nimmt auch das Parlament sowol an Regierungsgeschäften, als an richterlichen einen wesentlichen Antheil. Die Geschichte des englischen Parlaments hängt mit der ganzen Geschichte Englands so innig zusammen, daß wir uns hier darauf beschränken, einen Begriff von seiner gegenwärtigen Gestalt zu geben.

Das Parlament ist nicht beständig versammelt, sondern in der königlichen, als einzig dauernden Gewalt liegt das Recht, es zu berufen und aufzuheben. Weder dieses noch jenes darf länger als sieben Jahre unterbleiben. Jenes geschieht durch briefliche Einladung jedes einzelnen Lords und durch Befehle an die Grafschaften und Städte, ihre Abgeordneten zu wählen. Das Parlament hält jetzt seine Sitzungen in dem neuen prachtvollen Gebäude zu Westminster, das an die Stelle des frühern 1834 größtentheils abgebrannten getreten und 1852 zuerst benutzt worden ist. Im Sitzungssaale des Oberhauses befindet sich im Vordergrunde der königliche Thron; von ihm führt zwischen zwei Reihen Sophas, welche die Form rother Wollsäcke haben, wo der Lordkanzler seinen Sitz hat, ein Gang den Saal hinab. Zu beiden Seiten des Throns ziehen sich die Sitze der Peers hin; rechts sitzen die Erzbischöfe, dem Thron gegenüber die Barone. Im Vordergrunde des Sitzungssaales des Unterhauses steht der mit dem königlichen Wappen geschmückte Stuhl des Sprechers, der ein alterthümliches Costüm und eine ungeheuere Perrücke trägt, vor ihm ein Tisch zum Auslegen der Acten und für die Schnellschreiber. Die Sitze der Mitglieder umgeben den Saal in mehren Reihen. Rechts sitzt die Ministerialpartei, links die Opposition. Dem Sprecher gegenüber ist die Loge für die Zuhörer, die in der Regel aus Schnellschreibern für die Zeitungen bestehen. Die Mitglieder haben keine Amtskleidung und in der Regel das Haupt mit dem Hute bedeckt; ungezwungen spricht Jeder von seinem Platze aus. Auch die bittersten Sachen, die man sich hier sagt, werden nicht übelgenommen und sind vergessen, sobald die Sitzung geendet. Jedes Mitglied hat das Recht, Zuhörer einzuführen; doch sind eigentlich hier wie im Oberhause die Sitzungen nicht öffentlich und die Zuhörer nur durch eine Fiction geduldet, indem man sie als nicht anwesend betrachtet. Die erste Sitzung wird vom Könige (oder der Königin) selbst, der im großen Staate erscheint, mit einer Rede vom Throne im Oberhause, vor dessen Schranken die Mitglieder des Unterhauses geladen werden, oder durch königliche Commissarien eröffnet, worauf jedes Haus besonders in einer schriftlichen Dankadresse antwortet. Nachdem sodann die Parlamentsmitglieder, mit Ausnahme der katholischen, den von Heinrich VIII. eingeführten Kircheneid, durch welchen der König als Haupt der Hochkirche anerkannt wird, und den Testeid, die Mitglieder des Unterhauses überdies noch den Unterthaneneid geschworen haben, wählt das Unterhaus seinen Sprecher (Speaker), sowie ein Comité von fünf Personen, von denen eine

die Rechte des Hauses, eine die Beschwerden des Volkes, eine die streitigen Wahlen, eine das Handlungswesen und eine die kirchlichen Angelegenheiten besonders zu beachten hat, worauf die Berathungen beginnen. Im Oberhause hat der Lordkanzler den Vorsitz. Jedes Parlamentsglied hat das Recht, Vorschläge zu machen, welche aber unberücksichtigt bleiben, wenn sie nicht von einem andern Mitgliede unterstützt werden. Wer nicht zugegen ist, verliert seine Stimme; die Lords können jedoch durch Bevollmächtigte stimmen. Das Parlament nimmt wesentlichen Antheil an der Landesverwaltung und Rechtspflege. Dem Unterhause müssen, weil von ihm alle Geldbewilligungen ausschließlich ausgehen, alle finanziellen Angelegenheiten zuerst vorgelegt werden, und es ist kein Gegenstand zu denken, welcher nicht durch Bittschriften oder Beschwerden, oder durch eigene Motionen der Mitglieder an beide Häuser gebracht werden könnte.

Das Oberhaus ist als altes Baronengericht, von welchem sich die drei obersten Gerichte zu Westminster nur abgetrennt haben, noch immer der oberste Gerichtshof der Nation. In bürgerlichen Sachen macht es die oberste Instanz und das Cassationsgericht aus, indem Nullitätsklagen gegen die Aussprüche der obern Gerichte von England, Schottland und Irland an das Oberhaus gehören.

Die Zahl der Mitglieder des Oberhauses belief sich im Jahre 1852 auf 457, worunter 3 Prinzen von Geblüt, 20 Herzöge, 26 englische Erzbischöfe und Bischöfe u. s. w. Das Haus der Gemeinen zählt 658 Mitglieder. [166.]

8. Sonntag in London.

Ein Sonntag in London ist ohne den Sonnabend-Abend nicht verständlich. Ein Sonnabend-Abend in London gehört aber zu dem Interessantesten, was man in dieser ungeheuern Stadt sehen kann. An diesem Abend erhält die arbeitende Klasse ihren Wochenlohn und holt sich ihren Vorrath für den kommenden Tag. Da sie nun erst gegen Abend ihren Lohn erhält, so bleiben ihr für die herbeizuschaffenden Lebensmittel nur einige Stunden übrig, und wenn man bedenkt, wie groß die Zahl dieser Klasse in London ist und wie gedrängt sie in einzelnen Theilen der Riesenstadt zusammenwohnt, so kann man sich ungefähr einen Begriff machen, wie lebhaft das Treiben in jenen Stunden sein muß.

Nur an einem Samstag-Abend kann man sehen, wie ungeheuer die Bevölkerung Londons ist. Wer dann zwischen acht und zehn Uhr die armen und ärmsten Straßen besucht, der wird von einem Schauspiele überrascht werden, das in der ganzen Welt seines Gleichen nicht mehr hat. Es ist ein Treiben, ein Drängen und Drücken, ein Eilen, Jagen und Hetzen nach Mundvorrath, als ob es gälte, sich auf sieben Hungerjahre zu verproviantiren. Nicht nur sind die Metzgerläden voll gefüllt, sondern die ganze Fronte der Metzgerhäuser vom Erdgeschosse bis zum Giebel hinauf, sind von Hammels- und Kalbskeulen, von Schinken, Lendenstücken und geräuchertem Specke ganz bedeckt, so daß diese Häuser das Aussehen ungeheurer Fleischberge gewinnen. Vor diesen Häusern gehen die Metzger, wie die Marktschreier vor den Meßbuden, auf und ab und suchen durch ihr unausgesetztes „buy! buy! buy!“ sich Kunden herbeizuheulen. Die Fleischhändler stehen aber auch zuweilen in der Mitte der Straße, so recht in der Brandung der Menschenwogen, und bieten unter entsetzlichem Geschrei ihre Waaren feil.

Ebenso lebhaft, wie auf diesen Straßen, ist es in den Public Houses, in den Bier- und Branntweinschenken. Diese sind an jenen Abenden stets überfüllt. Jedes Geschlecht, jedes Alter ist hier vertreten. Der Jüngling und der Greis am Stabe leert hier, gleichsam vor Thorschluß, eine Pinte nach der andern, und Mancher beschließt den Sonnabend damit, daß er erst aus seinem Rausch erwacht, wenn die Hälfte des Sonntags bereits vorüber. Die Frauen wetteifern in dieser schönen Gewohnheit mit den Männern, und das widerwärtige Schauspiel, Frauen betrunken zu sehen, ein Schauspiel, das jeden nur halbwegs Feinfühlenden mit Ekel, Verachtung und tiefem Mitleid erfüllen muß, zeigt sich besonders am Vorabend der heiligen Sonntagsfeier in Lon-

don so häufig, daß man sich unter Barbaren versetzt glaubt.

Es ist an den Samstag-Abenden oft ein solcher Zudrang nach den Bierschenken, daß eine nicht unbeträchtliche Menschenmenge vor den Thüren derselben Queue machen muß. Dieser Eifer, die letzten Stunden vor dem Beginne des Sonntags noch recht zu benutzen, ist nicht nur in den armen Stadttheilen wahrzunehmen, sondern auch im Westend, in den Straßen, die an Regentstreet und Piccadilly grenzen. Auch ist es nicht ausschließlich die niedere Volksklasse, die in Porter und Stout die Vernunft ersäuft; man sieht nicht selten ganz anständig gekleidete Herren, in deren Beinen eine völlige Anarchie herrscht und die aus Furcht, mit dem Straßenpflaster in unangenehme Berührung zu kommen, sich so dicht wie möglich an die Häuserreihen halten und mit unsäglicher Mühe ihre Schritte fördern.

Sind nun an jenen Abenden die Bierhäuser gedrängt voll, so ist das Gedränge zu den Pfandhäusern nicht minder lebhaft. Jeder, der nur noch etwas auf sein Aeußeres hält, beeilt sich, aus jenen Anstalten das Kleidungsstück für den Sonntag einzulösen, um es — am Montage wieder zu verpfänden. Die Pfandhäuser in England sind ein Privatunternehmen; die Regierung hat nichts damit zu schaffen. Sie ertheilt dem Pfandverleiher die Erlaubniß, ein Pfandhaus zu etabliren und kümmert sich nicht weiter um ihn. In London sind über vierthalbhundert Pfandhäuser. Daß der größte Theil derselben gerade in den ärmeren und ärmsten Stadttheilen sich befindet, versteht sich von selbst. Der arme Mann braucht nicht weit zu gehen; es ist in dieser Beziehung für seine Bequemlichkeit auf's Vollkommenste gesorgt, aber eben diese Bequemlichkeit richtet ihn zu Grunde. Dieses bunte Treiben nimmt mit dem Glockenschlag zwölf ein Ende. Alle Läden, alle Schenken, alle Theater und Vergnügungsorte werden dann geschlossen. Es ist Sonntag und London gibt den Geist auf.

Man hat bei uns keinen Begriff von einem englischen Sonntag, von dieser gottesfürchtigen Langeweile, die mit ihrem bleiernen Scepter das freie Albion unumschränkt beherrscht. Der Engländer ist an einem Sonntag unnahbar. Er hält sich hinter Schloß und Riegel vor jedem Besuche gesichert, und der Ausländer, der hier nicht einen Landsmann hat, wird dann das Opfer der Zeit, die ihm an einem solchen Tage zur Ewigkeit wird. Das gänzliche Stocken aller Pulse des Lebensverkehrs macht auf den Fremden einen peinlichen Eindruck, der nicht zu beschreiben ist. Man enthält sich am Sonntag nicht blos aller Arbeit, sondern auch jeder Beschäftigung, die nicht auf einen frommen Zweck zielt. Alle öffentlichen Vergnügungen hören an diesem Tage auf, die Theater und Gemäldegallerien, die Sammlungen der Kunstgegenstände und Ausstellungen, die Kaffee- und Spielhäuser sind geschlossen; den Kindern sogar werden ihre Scherze und Spiele, z. B. das Ballspiel, verboten. In langen Zügen bewegen sich die ernsten Kirchengänger aus einer Kirche in die andere, da es allgemein Regel ist, die Kirche zweimal zu besuchen. Manche machen sich ein Gewissen daraus, zur Kirche zu fahren, und gehen daher, sowol der Pferde als der Kutscher wegen, lieber zu Fuß. Selbst die Postanstalten werden in Verschluß gehalten, so daß man weder Briefe wegschicken noch empfangen kann. Das Lesen nichtreligiöser Schriften ist völlig verpönt, weshalb Viele nicht einmal die am Sonntage zugeschickten Zeitungsblätter öffnen, sondern sie bis zum Montage auf die Seite legen; nur in der Bibel, im allgemeinen Gebetbuch (common prayer-book) oder in anderen geistlichen Schriftchen darf und soll gelesen werden.

Den Mangel der Erheiterung muß indessen der arme Mann in England um so mehr vermissen, als es dort neben dem Sonntage so wenig andere Feier- und Freudentage gibt. Die zweiten und dritten Oster-, Pfingst- und Weihnachtsfeiertage, der Neujahrstag, die Johannis- und Marientage, an denen unsere Arbeiter fröhlich sind, haben in England als Freudentage keine Bedeutung. — Kein Wunder, wenn sich das Volk des Sonntags auf geheime Weise das zu verschaffen sucht, was ihm durch die Gesetze verpönt ist. Daher die an diesem Tage besonders häufig vorkommende verstohlene Trunkenheit. Auch findet man in einigen übervölkerten Stadttheilen den ganzen Sonntag hindurch viele Kaufläden, besonders Fleisch- und Bäckerläden, Bier- und Branntweinschenken geöffnet; ja, es führen sogar einige Wirthshäuser die Inschrift: „Sonntagsschenken" (sunday-tavern) im Schilde, indem sie ihr Treiben

mit dem dringenden Begehr der unermeßlichen Fremden-, insbesondere der Matrosen- und Arbeiterschaar entschuldigen. Gemüse-, Blumen-, Obstverkauf wird, wenn auch nicht auf öffentlichem Markt, so doch in den Gärten der entfernteren Stadttheile getrieben. [103. 109.]

---

9. Englische Küche und Tafel.

Die englische Küche verlangt vor allen Dingen ein festes, kräftiges und gesundes Fleisch. Schon des Morgens ißt man zum Kaffee oder Thee kalte Fleischspeisen, und der Luncheon-Tisch ist wiederum reichlich damit zum Glase Wein ausgestattet. Als Zugemüse genügen in der Regel einige nüchterne wässerige Kartoffeln. Suppen ißt man nur ausnahmsweise. Saucen versteht man nicht zu machen. Die Pasteten sind fest und kleistrig, das Brod dicht, das Getränk schwer. Kräftigkeit, Einförmigkeit und die größte Nüchternheit zeichnet die englische Küche aus. Am meisten verbreitet in England ist das Hammelfleisch, und dem Reisenden wird auf Stegen und Wegen „ein Stück hübsche, saftige Hammelrippe“ (muttonchop) zur Labung und Stärkung angepriesen. Das berühmteste Nationalgericht aber ist „der Ochsenbraten von Alt-England“ (the roastbeef of old England), wie man sich mit Stolz ausdrückt. Ihm zunächst steht das zweite Hauptgericht: die Hammelskeule, welche beinahe eben so häufig gegessen wird, als bei uns der von den Engländern verachtete Kalbsbraten. Beide Gerichte sind in der Regel vortrefflich, mürbe, kräftig und schmackhaft; nur möchte man ihnen oft eine bessere Gesellschaft wünschen, als die zwei von Wasser triefenden Kohlblätter und die drei im Kerne fast immer etwas rohen Kartoffeln, die man gewöhnlich dazu erhält. Wegen seines Ansehens wird der Roastbeef gewöhnlich vor dem Herrn des Hauses hingesetzt, während das Huhn und der Puterbraten, die häufig neben dem Roastbeef herflattern, der Hausfrau am andern Ende des Tisches zum Tranchiren zu Theil werden. Die Puter gehören zu den beliebtesten englischen Geflügelbraten und ein Dampfschiff brachte an einem der jüngsten Weihnachten nicht weniger als 11,000 Puter aus Einer Grafschaft nach London. Zu dieser Zeit pflegt man auch einen bunt ausgeschmückten Schweinskopf zu essen, der gegen das Ende der Tafel aufgetragen wird. Dem Roastbeef eng verschwistert ist der Plumpudding (Rosinen-Pudding), der ebenfalls die Bezeichnung „von Alt-England“ bekommt. Das Schmackhafteste und Beste aber, was die englische Backkunst hervorgebracht hat, sind die sonannten gehackten Pasteten (Mincepies). Diese bestehen aus einem Gehackfel von Fleisch, Eiern, Zucker, Korinthen, Citronen- und Orange-Schalen, nebst verschiedenen Arten von Gewürzen, welches Alles in einem losen, fetten Blätterteig verborgen steckt. Austern sind in dem überall von Austerbänken umkränzten Insellande gemeiner, als in irgend einem Lande Europa's; doch ißt man sie nur in denjenigen Monaten, in welchen kein „r“ vorkommt, wie wir unsere Krebse. Uebrigens hat jeder Festtag in England seine eigene Speise. Es gibt Michaelis-, Ostern- und andere Festkuchen. Die Einförmigkeit der englischen Speisebereitungskunst zeigt sich besonders beim Brode; denn man trifft in ganz England durchweg dasselbe dichte Weizenbrod, welches von allen Klassen gegessen wird. Die Form dieser Brode ist überall gleich; es ist ein kleineres Rund auf ein größeres gesetzt, die im Backen beide etwas zerfließen und sich abplatten. Das braune Brod wird gewöhnlich nur in kleineren Quantitäten für Solche gebacken, die einen besonderen Geschmack daran finden. Haferbrod ist in Schottland, Irland und im Norden von England das gewöhnliche, geschmacklose und entkräftigende Nahrungsmittel der Armen und Landbewohner.

Die englischen Tischgebräuche haben manches Eigenthümliche. Servietten werden für gewöhnlich nicht hingelegt. Diese sind ein Luxus, den man sich nur in einigen Häusern und bei Gesellschaft erlaubt. Denn die Engländer essen so manierlich, daß sie meistens keine Serviette nöthig haben; sonst hilft das Tischtuch aus. Vor dem Niedersetzen sagt man ein Gebet. In den Familien spricht es gewöhnlich der Vater oder der älteste Sohn laut; sonst aber sagt es ein Jeder über seinen Stuhl gelehnt und still niederblickend, leise

für sich. Es besteht in den kurzen Worten: „Für das, was wir nun empfangen werden, Herr, mache uns aufrichtig dankbar.“ Nach dem Gebet setzt man sich. Mit der Suppe kann ein Deutscher, wenn er sie bekommt, leicht fertig werden, aber schon beim Fisch muß man sich hüten, ja kein Messer anzurühren, sondern man darf nur die Gabel in die rechte Hand nehmen. Mit einem Stückchen Brod in der Linken hilft man nach und räumt die Gräten vorsichtig aus dem Wege. Nach dem Fische, oder auch wol schon nach der Suppe, fragen die Herren ihre Damen: „Kann ich das Vergnügen haben, mit Ihnen ein Gläschen Wein zu trinken?“ Eine Dame antwortet immer freundlich bejahend. Die beiden Gläser werden gefüllt mit Portwein oder „Sherry“ (verderbt aus Xeres, womit man alle spanischen Weine bezeichnet), „Hock“ (Abkürzung von Hochheim für alle rheinischen Weine) oder „Claret“ (Name für alle Franzweine) nach der Wahl der Dame. Beide nehmen ihr Glas gleichzeitig in die Hand, sehen sich mit einer leichten Verbeugung hold lächelnd an, und darauf erst darf das Glas die Lippen berühren. In einigen Häusern ist diese hübsche alte Sitte indeß schon außer Gebrauch gekommen. Fremden Gästen trinkt der Wirth des Hauses gewöhnlich das erste Glas zu. Das deutsche Anstoßen mit den Gläsern und Klingehoch ist gegen die englische Sitte. Bei den Puddings wird man sich wol schon von selber nur des Löffels und der Gabel bedienen. Nach dem Braten kommen die Toasts. Wenn darauf der Stiltoner Käse abgetragen ist, und das Tischtuch verschwindet, so daß nur der blanke Mahagony-Tisch sichtbar wird: dann steht der Hausherr oder der Geistliche, wenn Einer zugegen ist, auf und spricht das Dankgebet in folgenden kurzen Worten: „Des Herrn Name sei gepriesen für Alles, was wir empfangen haben.“ Dann folgt der Nachtisch mit Obst und Gebäcksel, wobei die farbigen, geschliffenen Weinflaschen nicht selten in einem silbernen Wagen mit ebenfalls silbernen Rädern auf der glatten Mahagony-Bahn munter in der Runde umherrollen, und wobei Jeder sich nach Belieben einschenkt, aber Jede sich von ihrem Nachbar bedienen läßt. Hat man genug in Trauben und Pfirsichen geschwelgt, hat man genug Nüsse geknackt und Wortspiele belacht oder selber gemacht: so gibt die Dame vom Hause ihren Freundinnen einen leisen Wink. Alle erheben sich. So auch die Herren. Der, welcher am unteren Ende des Tisches sitzt, öffnet den Schönen mit einer Verbeugung die Flügelthüren und die Herren sind nun allein gelassen. Sofort sieht man die Gesichter einer Menge bisher etwas wortkarger Herren sich aufheitern. Einige reichen sich die Hände und springen lustig zum Kamine. Die meisten füllen sich augenblicklich die Gläser von Neuem. Die Stühle der Damen werden bei Seite geschoben und alle Herren rücken zu vertraulichem Gespräche nahe zusammen. Der kleine silberne Flaschenwagen läuft nun mit Extrapost um den Tisch herum, und Anekdoten, lustige Erzählungen, auch ernste Gespräche würzen die Unterhaltung. [112.]

---

10. Merry Christmas.

Das Weihnachtsfest ist das populärste Fest des Engländers. Er freut sich ein halbes Jahr darauf und konsumirt dann den Vorrath von Lust und Fröhlichkeit des ganzen Jahres. Wenn der Engländer auch das ganze Jahr hindurch nicht liebenswürdig ist, zur Weihnachtszeit ist er gewiß liebenswürdig — wenigstens so viel, als er sein kann.

Die Vorbereitungen dazu beginnen schon am Anfange des December. Das Vieh macht den Anfang. Da nämlich der Engländer nicht lustig sein kann, wenn er nicht ißt, so muß vor allen Dingen für Fleisch gesorgt sein. Dem Weihnachtsfeste gehen die Cattle-Shows, die Viehausstellungen voraus. Die nächsten Spuren des herannahenden Weihnachtsfestes bemerkt man alsdann an den Metzgerläden, diese sind mit Prachtstücken geschmückt, an denen man die Fettwerdung des Fleisches bewundern kann, und es geht selten ein Engländer vor einem solchen Laden vorbei, ohne einen schmachtenden Blick darauf zu richten. Besonders aber erregt diese Herrlichkeit die Sehnsucht der niedern Klasse. Ich habe während jener Zeit manchen armen Teufel vor einem Lendenstücke wol zehn Minuten stehen sehen, es mit hungrigen

Augen verschluckend und die Worte: „Beautiful! Splendid! Capital!“ mit unbeschreiblicher Extase rufend.

Neben den Metzgerläden bemerkt man an den Specereiläden die herannahende Weihnachtszeit. Ganze Bergketten von Rosinen, Korinthen, überzuckerten Pomeranzen und Limonenschalen sind hinter den Schaufenstern aufgehäuft. Wenn ich von Bergketten rede, so ist das nicht ganz eine rhetorische Figur; es sind wirklich ungeheuer hoch aufgethürmte Massen jener süßen Früchte, die zur Bereitung des Christmas-Pudding unumgänglich nothwendig sind. Der Engländer liebt überhaupt das Massenhafte; die englischen Läden zeichnen sich daher nicht durch geschmackvolle Anordnung, sondern durch Waarenreichthum aus. An jenen dem Weihnachtsfeste vorangehenden Tagen aber ist jeder Laden noch viel massenhafter gefüllt.

Dem Engländer ist das Weihnachtsfest ein Fest der Freude; an Weihnachten legt er sein kaltes, ernstes Gesicht ab und will auch überall heitere, lebensfrohe Gesichter sehen. Zu keiner Zeit ist er so freundlich, so zuvorkommend und so wohlthätig. Alle Armen-Anstalten erhalten reichliche Beisteuern, um das schöne Fest auf's freudigste begehen zu können, und dem Hülfsbedürftigen wird zu jener Zeit selten eine Gabe verweigert. Jeder nur einigermaßen wohlhäbige Engländer aber zeigt an diesem Tage die unbegrenzteste Gastfreundschaft, und der Ausländer, der nur irgend eine englische Bekanntschaft hat, kann sicher darauf rechnen, daß er zum Weihnachts-Abend eine Einladung erhält und daß ihn der freundlichste Empfang, die zuvorkommendste Bewirthung erwartet.

Ein Weihnachtsdiner in England unterscheidet sich von den gewöhnlichen Diners nicht nur durch den Reichthum, sondern auch durch gewisse Gerichte, die dabei durchaus nicht fehlen dürfen, nämlich: durch das überaus fette Rindfleisch, durch den welschen Hahn und vor Allem durch den Pudding. Ein englischer Christ-Abend ohne Pudding ist kein Christ-Abend, sondern ein Unsinn, ein Anachronismus, eine Blasphemie. Alle Wohlgerüche Arabiens ersetzen dem Engländer den Duft des Puddings nicht an Weihnachten, und von der Tafel der Königin in Windsor bis zur niedrigsten Hütte des Allerärmsten muß am Weihnachts-Abend der Pudding dampfen. Dieser Pudding ist mit einem Stechpalmenzweige geschmückt, der ihm im dunkelbraunen Busen steckt. Die Stechpalme spielt eine Hauptrolle in der englischen Christmasfeier. Sie prangt in jedem Laden. Die Metzger spicken ihre Fleischmassen damit und man sieht vor Weihnachten kein Hinterviertel, in welchem nicht ein halbes Dutzend solcher Zweige steckte.

Die englischen Weihnachten unterscheiden sich sehr von deutschen. Man kennt in England die Christbäume nicht; der Duft des Puddings aber vermag einem Deutschen nicht den Geruch der Tanne zu ersetzen, und im Glanze der Gasflammen sehnt er sich nach den kleinen bunten Wachskerzchen, die zwischen den grünen Nadeln und den vergoldeten Nüssen und Pfefferkuchen mährchenhaft glitzern.

Dem Engländer ist das Weihnachtsfest eine Art Carneval, ein Fest, an welchem man dem Scherze den Zügel schießen läßt, und dem Humor, wo er sich einstellt, sehr durch die Finger sieht. Man tanzt, man singt, man spielt und fühlt sich froh, daß man wenigstens einmal im Jahre lustig sein darf, ohne daß die Konvenienz, oder das „heavy decorum“, wie es der Engländer in Selbstverspottung nennt, mit strafender Geberde dazwischen fährt. Am Weihnachtsabend wird in englischen Familienkreisen nicht gegähnt, was an andern Abenden gewöhnlich geschieht. Am Weihnachtsabend thaut der Engländer auf; ja, er wird warm und ist dann ein angenehmer Wirth, ein lustiger Gesellschafter. Er ist dann für Musik, von der er nichts versteht, sehr passionirt, und befindet sich ein Deutscher in Gesellschaft, so wird er so lange mit Bitten bestürmt, „a german song“ hören zu lassen, bis er, er mag Talent haben oder nicht, sich dazu verstehen muß. Der Engländer hat wol etwas Gefühl für Musik, aber keinen Musiksinn, und da wir Deutsche mit Recht als die musikalischste Nation betrachtet werden, so gilt jeder Deutsche ohne Ausnahme dem Engländer als ein ausgemachter Musiker.

Die eigentliche Weihnachtszeit, Christmas time, findet mit dem Dreikönig-Abend ihren Abschluß. Dieser Abend wird im Familienkreisen lustig verbracht und dem twelfth cake, dem Dreikönigskuchen, tüchtig zugesprochen. Nachdem der Dreikönigskuchen angebissen, ist die Christmas time vorüber. [103.]

11. Englisches Nationalvergnügen.

Einige den Engländern recht eigene und mit ihrem Charakter innig verbundene Vergnügungen sind die Wettrennen, das Boxen, der Hahnenkampf und Wettfahrten auf dem Wasser. Hunde- und Thierhetzen und Taubenschießen sind nicht so allgemein und scheinen in Abnahme zu kommen, wie das Stockfechten (pugilism) schon längst verschwunden ist. Wettrennen, Races oder Horse Racing, ist das bevorrechtetste, für den Engländer das anziehendste Schauspiel; Groß und Klein, Alt und Jung, Mann und Weib nimmt Theil daran, Alles wettet, und wer nichts zu wetten hat, gaudirt sich an dem „Nationalschauspiele.“ Es ist eine Ehre, die schönsten und schnellsten Pferde zu erziehen und zu besitzen; es ist eine Ehre, den Kampfpreis, gewöhnlich goldene oder silberne Becher, Vasen u. s. w. zu gewinnen; aber um Vieles gewinnbringender sind glückliche Wetten. Da wird überboten und betrogen, geschimpft und gelärmt, und in das Treiben mischt sich der Herzog und Millionär, wie der Gauner und der Jokei. In London werden Rennen während der Season am Ende des Hydepark gehalten, berühmter aber sind die in der Nähe Londons: in Epsom, Newmarket, früher der glänzendste und besuchteste Platz für Wettrennen, Ascot und Egham. Diese Oerter liegen in einem Umkreise von sechs bis acht Stunden um London. Die Rennen werden im Frühjahr und Herbst gehalten; erstere sind zahlreicher und grandioser. — Das Boxen ist in England zur Kunst ausgebildet; es gibt Vorlehrer und Boxplätze, wo sich Dilettanten und Meister messen. Das Volk boxt sich zum Vergnügen und im Ernst, wo sich ein Platz findet; die Polizei übersieht den Unfug und die Gerichte sind bei vorkommenden Beschädigungen, selbst bei erfolgten Todtschlägen, eine nicht gar seltene Erscheinung, milde, der unfreiwillige Mörder wird mit der Strafe des Manslaughter belegt. Bei Uebungen ziehen die Boxer dicke, gepolsterte Handschuhe an und setzen auch wol eine Maske vor das Gesicht; gilt es ernstlich, so werfen sie Rock oder Jacke ab, streifen das Hemde zurück und attakiren. Jeder Schlag oder Stoß unterhalb des Magens ist ungesetzlich und verpönt, die Umstehenden agiren als Secundanten und fallen über den Frevler her. Sobald Einer der Boxenden zu Boden geschlagen oder geworfen, ist er unantastbar, der Obsiegende wird entfernt; wollen die Kämpfer den Kampf erneuern, so steht ihnen das frei, gewöhnlich werden sie aber von Bekannten oder der Polizei, sobald die Sache sehr ernst zu werden droht, auseinander gebracht. Sehr häufig sieht man auf den Straßen, noch mehr auf öffentlichen Plätzen und vor Bierhäusern, einen Kreis neugieriger, jauchzender Menschen, die zwei Boxer umstehen, zurufen, applaudiren und tadeln. Da drängt sich Alles hinzu, die Lady läßt die Carosse, der Lord das Cabriolet halten, wer zu Fuß, vergrößert den Kreis. Oft theilen Reiche Geld aus, um das schöne Schauspiel einer Boxerei genießen zu können, oft bestechen sie geübte Fausthelden und ziehen mit ihnen, oft boxen sich selbst sehr gebildete Männer, Lords und Pairs. Das Boxen ist seit 1791 zur Kunst erhoben; im genannten Jahre eröffnete der berühmte Boxer Don Mendoza eine Schule zur kunstgerechten Erlernung des Boxens, das Lyceum am Strand. Uebungen in Handschuhen (Sparring) werden noch heute gehalten und in öffentlichen Blättern annoncirt. — Der Hahnenkampf (cock figthing oder cock pit) spielte vordem eine wichtigere Rolle, er findet noch auf bestimmten Schaubühnen statt, aber nicht mehr so häufig, es müßten sich denn englische Hähne auf den Straßen und im Hühnerhofe bekriegen. Die englischen Hähne scheinen in der That kriegerischen Muth und heißes Blut zu besitzen; ist es Dressur oder Natur, wo Hähne zusammentreffen, beginnen sie alsbald einen wüthenden Kampf und erfreuen sich augenblicklich einer zahlreichen Zuschauerschaft, die anfeuert und aufhetzt. Der früher in St. Jamespark gehaltene Cock-pit Royal ist aufgehoben, da der Grund und Boden dem Christ's Hospital zugehörte und dieses nicht länger das Schauspiel fortsetzen lassen wollte. [101.]

12. Englische Parks.

Ein englischer Park ist von dem, was man sich in Deutschland unter diesem Namen denkt, merklich verschieden. Er umfaßt die das Wohnhaus oder Schloß zunächst umgebenden, eigentlichst zu demselben gehörigen Ländereien, und ist gewöhnlich von ziemlichem Umfange. Acker und Wiesen mit lebendigen Hecken zierlich eingefaßt, durchschnitten von wohlgehaltenen Kieswegen zum Gehen und Fahren, liegen in seinem Bezirk, sowie auch einzelne Wirthschaftsgebäude, von gefälliger, aber doch ihre Bestimmung andeutender Form. Ueberall hat man nach malerischem Effecte gestrebt, und die sanften Erhöhungen und Vertiefungen des Landes erleichtern dieses Streben; aber immer ist das Nützliche mit dem Schönen vereint. Der höchste Schmuck dieser Parks ist die üppige Vegetation der wohlbestellten Aecker, die unvergleichlich schönen grünen Wiesen und die prächtigen Bäume, größtentheils Eichen und Buchen, welche überall in Gruppen vertheilt stehen. In England haben die Bäume das Eigene, daß sie mehr als in andern Ländern gleich von der Wurzel an ausschlagen und kleinere Zweige treiben. Enge, durch dichte Schatten und Gebüsche sich hinschlängelnde Gänge findet man in keinem Parke; auch Gehölze sind, wie überall in England, selten. Man könnte sagen, es fehle Schatten, wenn nicht gerade in diesem Lande, wo bei sehr milder Luft dennoch die Sonne selten recht heiß und hell scheint, der Schatten entbehrlicher wäre, als anderswo. Die Kiosks, Tempel, Einsiedeleien unserer Parks fehlen dort ebenfalls; alle diese zur Zierde dienenden Gebäude sind in die vom Park ganz verschiedenen, das Haus näher umgebenden Anlagen, in die sogenannten Pleasure-Grounds verwiesen. Nur in sehr großen Parks steht hie und da ein Obelisk, eine Pyramide oder ein Thurm, um vom Schloß aus eine Ansicht zu gewähren.

An Wasser darf es nie fehlen. Künstliche Wasserfälle kennt man nicht, und noch weniger Springbrunnen. Fließt aber ein Fluß, oder nur ein beträchtlicher Bach in der Nähe einer solchen Besitzung, so muß er, wenn auch mit großen Kosten herbeigeführt, sich in mannigfaltigen Krümmungen hindurchschlängeln. Fehlt es an lebendigem Wasser, so sucht man wenigstens einem stehenden Kanale den Schein davon zu leihen. Man gibt ihm eine leichte, natürliche Krümmung, verdeckt Anfang und Ende mit überhängendem Gebüsch, wirft schöne Brücken darüber und täuscht so das Auge; oder man verwandelt die Ufer eines Teiches in die unregelmäßigen Umgebungen eines kleinen Sees. Ueberall strebt man nach dem Schönen, und flieht das Gesuchte, Steife.

Die Staffage vollendet diese lebendige Landschaft. Hunderte von halb zahmen Hirschen und Rehen weiden auf den grünsten Wiesen der Welt; mit ihnen die schönsten Pferde, Kühe und Ziegen, besonders in der Nähe des Hauses, wo sich die Wiesen rings umher wie ein Teppich auf das Herrlichste ausbreiten. Die schönen Gestalten dieser Thiere, ihre leichten, freien Bewegungen und ihr Wohlsein geben dem Ganzen einen unbeschreiblichen Reiz.

Immer liegt das Wohnhaus auf einer sanften Anhöhe, alle Bäume sind aus seiner Nähe verbannt, damit Licht, Luft und Sonne kein Hinderniß finden. Dennoch ist es nicht heiß in den Zimmern, theils weil es überhaupt in England nicht heiß ist, theils wegen der wenigen Fenster, die aber so verständig angebracht sind, daß jeder Theil des Gebäudes sein hinlängliches hat.

Die äußere Ansicht der englischen Landhäuser ist aus unzähligen Kupferstichen bekannt genug. Selten herrscht ein ganz reiner Geschmack darin, oft sind sie schwer und mit Verzierungen überladen. Die Hauptfaçade ist gewöhnlich mit Säulen geziert. Sind diese gleich in ihren Verhältnissen nicht immer die richtigsten, scheinen sie oft müßig da zu stehen, so gewähren sie doch immer ein angenehmes schattiges Plätzchen vor dem Hause, von welchem man recht behaglich in's Freie über den grünen Wiesenplan hinaussieht. Unter und vor diesen Säulen stehen unzählbare fremde Gesträuche und Blumen in Vasen, theils auf schönen Gestellen übereinandergethürmt, theils auf den Stufen des Eingangs und den Geländern zierlich geordnet.

Der Luxus, den man mit diesen Pflanzen treibt, ist unglaublich. Täglich müssen die verblühten hinweggeschafft und andere an ihre Stelle gesetzt werden.

Höchst reizend ist der Anblick dieser Shrubberys. Flora's Schätze werden aus allen Ländern der Welt hierher gezaubert. Doch auch über diese schönsten Kinder der Natur herrscht in England der Scepter der Mode. Große Orangerien sind in England, außer in den königlichen Gärten, selten anzutreffen.

Die innere Einrichtung der Häuser richtet sich hier, wie überall, nach dem Reichthume und Geschmacke des Erbauers, des Bewohners und des Zeitalters, in welchem sie entstand. Die meisten Häuser haben große, vollkommen erleuchtete und hohe Souterrains, in welchen sich die Küche, die Gewölbe zur Bewahrung der Vorräthe und die Bedientenzimmer befinden. Letztere sind durchaus gut möblirt, ja die der Haushälterin und des Haushofmeisters sogar elegant zu nennen, hübsch tapezirt, mit Mahagonymöbeln und guten Fußteppichen versehen. Auch bei den Bedienten wird die englische Sitte beobachtet, daß sie außer ihren Schlafzimmern noch Wohnzimmer und Speisezimmer haben.

Aus dem Garten tritt man gewöhnlich zuerst in eine große hohe, öfters von oben beleuchtete Halle, die mit Gemälden oder Statuen, Basreliefs oder Vasen geziert ist. Zu beiden Seiten liegen die verschiedenen Putz- oder Wohnzimmer, ein langes Zimmer enthält die Bibliothek, deren schöne Schränke und zierliche Einbände sie zu einem der elegantesten Zimmer des Schlosses machen. In vielen Häusern ist es Sitte, daß die Familie sich hier zum Frühstück versammelt. Sonst gibt es auch noch besondere Frühstückszimmer, Arbeits-, Musik-, Gesellschaftszimmer, Wohnzimmer, Speisezimmer, Spielzimmer in Menge, doch selten von ausgezeichneter Größe. Ueberall einfache Pracht, Fußböden, Treppen und Vorplätze mit schönen Teppichen belegt.

In vielen Häusern wechselt man im Sommer die warmen Winterteppiche mit kühlen, von gemalter Wachsleinwand, welche von beträchtlicher Dicke eigens dazu fabricirt wird. Mahagonyholz sieht man meistens nur an den Treppen, Geländern, großen Eßtischen, Bettstellen; die Möbeln in den herrschaftlichen Zimmern sind von fremden, kostbaren oder kunstreich lackirten Hölzern.

Man findet es bürgerlich, unmodisch, lächerlich, die Möbeln an den Wänden hinzustellen, wie es in Deutschland gebräuchlich ist; in den Wohn- und Gesellschaftszimmern stehen alle in einem großen Kreise umher, so daß noch ein beträchtlicher Raum zwischen den Stühlen, Sophas und Tischen und den Wänden übrig bleibt. Die Schreibtische sowol als die Pianoforte's sind immer mitten im Zimmer, wo eben das Licht am günstigsten fällt, und man nicht von der Hitze nahe am Kamin oder vom Zuge nahe am Fenster leidet. Noch müssen wir der Kamine gedenken, die künstlich in Marmor gearbeitet oder mit brillantirtem Stahl geschmückt, eine der größten Zierden der Zimmer ausmachen. Schöne Vasen und prächtige Kandelaber prangen auf ihren Gesimsen. Der zweite Stock enthält die Schlafzimmer, welche indessen den Fremden nur sehr selten gezeigt werden. Diese sind ein Heiligthum, in welches kein sterbliches Auge dringen darf.

So viel von der innern Einrichtung der englischen Villen im Allgemeinen. Kehren wir nun wieder zurück zu den nächsten äußern Umgebungen derselben.

Die Obst- und Gemüsegärten und die Treibhäuser liegen mit allen zur innern Oekonomie gehörigen Gebäuden ganz nahe am herrschaftlichen Hause, werden aber durch mancherlei Vorkehrungen dem Auge entzogen. Diese Bezirke sind es, was der Engländer eigentlich „Gärten" nennt. Der zur Fußpromenade bestimmte Theil der Besitzung heißt pleasure-ground und liegt ganz nahe am Hause. Hier trifft man Aehnlichkeit mit den deutschen Parks; Gänge, die sich bald durch dichte Schatten, bald mehr im Freien hinschlängeln; Tempel, Säulen, Denkmäler, Ruheplätze und den ganzen architektonischen Reichthum der neuern Gartenkunst. Alle Gebäude sind von Stein, alle Geländer und Thüren von schönem, eisernem Gitterwerk. Hier blühen und grünen die vielen einheimischen Gesträuche, Bäume und Blumen neben den aus fremden Ländern herübergebrachten, die stark genug sind, den Winter im Freien zu ertragen.

Viele Pflanzen, die wir in Deutschland sorgfältig vor der Kälte schützen müssen, halten den durch Seeluft gemilderten englischen Winter aus.

Obstbäume aller Art werden aus diesen Anlagen verbannt. Die verständige Weise, mit welcher alle Bäume mit Hinsicht auf Höhe, Wuchs,

dunklere und hellere Farbe ihres Laubes geordnet sind, gibt dem Ganzen einen Zauber, den man fühlt, ohne sich ihn erklären zu können. Alles ist zur schönsten, befriedigenden Einheit gebracht. Das Auge wird sogar in Hinsicht der Entfernung eines Gegenstandes oft getäuscht. Die englischen Gärtner sind wahre Landschaftsmaler im Großen, ja wir möchten sie fast für die einzigen eigentlichen Künstler der Nation erklären. Jeden Vortheil, den Optik und die Regeln der Perspective ihnen darbieten, wissen sie vortrefflich zu benutzen, ohne doch dabei in's Kleinliche zu fallen. Mit den Nadelhölzern aller Art, den verschiedenen, in Deutschland zum Theil unbekannten immergrünen Stauden und Gesträuchen, deren einige sogar bisweilen im December blühen, werden sehr schöne Effecte hervorgebracht. Gewöhnlich sieht man davon in der Nähe des Hauses eine Art Wintergarten an einem sonnigen Platze angelegt, in welchem man sich bei winterlichem Sonnenschein ergehen und, von allen Seiten durch das Grün getäuscht, in den Frühling hineinträumen kann. Solche Anstalten sind auf jener Insel nothwendiger, als bei uns, denn derselbe wunderliche Geist, der die Einwohner dieses Landes die Nacht zum Tage umzuschaffen bewog, verwirrte auch den Lauf der Jahreszeiten. Der Winter herrscht in Hinsicht auf Kleidung und Vergnügen meist bis über die Mitte des Juni hinaus. Dann fängt der Frühling erst an, und so muß der Sommer und mit ihm der Aufenthalt auf dem Lande, welcher in der Regel erst im August oder noch später beginnt, bis nach Weihnachten verlängert werden, damit doch jedem neben dem Unrecht auch sein Recht geschehe. — Der Haupteingang zum Park, ein oft sehr prächtiges Thor, hat zu beiden Seiten zwei kleine Gebäude, die Wohnung des Thorhüters und seiner Familie, bei welchem sich jeder Einlaß Begehrende vermittelst einer Glocke meldet. Dieses Thor mit seinen Gebäuden, the lodge genannt, ist eine Hauptzierde des Parks. Die beiden Pavillons sind bald im gothischen, bald in ägyptischem Geschmacke aufgeführt; sie stellen Thürme, griechische Tempel, oder auch nur artige moderne Gartenhäuschen vor, je nachdem der Geschmack des Erbauers war. Immer hat der Thorhüter eine freundliche, artige Wohnung darin, mit Küche und Keller und Allem, was er bedarf, wohl versehen, und manche angesehene Familie in Deutschland würde zufrieden sein, einen solchen Sommeraufenthalt zu besitzen. [195.]

---

13. Im Kriegshafen von Portsmouth.

Der Hafen von Portsmouth ist der größte und bedeutendste der englischen Marine. Eine Fahrt durch denselben kann einen, obwol schwachen Begriff von Englands Seemacht gewähren. Zuerst nach den Docks.

Eben wurde in eins dieser durch Thore zu schließenden und dann durch Pumpen trocken zu legenden Bassins wieder Wasser eingelassen, um ein darin ausgebessertes Kriegsschiff wieder flott zu machen. Es dauerte nicht lange, so hob das Wasser die ungeheure Masse, und als wir später zurückkamen, schwebte es schon draußen auf dem Gewässer des Hafens. — Wir gingen dann zu dem langen Gebäude, wo die Schiffstaue, von den schwächern Tauen der Masten, bis zu den ungeheuren, zuweilen fast die Dicke eines Schenkels erreichenden Ankertauen gedreht werden. Hinter dem Gebäude lagen im Freien lange Reihen der gewaltigen, oft weit über mannsgroßen Anker. Die Maße der größten wird man sich verdeutlichen, wenn man weiß, daß sie bis zu fünf und sechs Tonnen schwer geschmiedet werden — eine Tonne aber beträgt 13,440 Pfund. Auch die Schmieden wurden besucht, wo gewaltige Hämmer von Dampfmaschinen bewegt werden und das Feuer durch Dampfgebläse unter ungeheurem Heulen und Summen angefacht wird. Eine der merkwürdigsten Werkstätten ist ferner die, wo durch Brunels berühmte, auch von Dampf getriebene Maschinen die hölzernen Kurbeln in das Tauwerk der ganzen englischen Marine gefertigt werden. Sie ist äußerst sinnreich ausgedacht und 40 Jahre bereits in Anwendung, ohne daß bisher irgend ein Zusatz oder eine Verbesserung derselben für nöthig erkannt worden war. Man zeigte hier, wie aus einem rohen Eichenklotz in weniger als

20 Minuten die fertige Kurbel mit ihrer innen befestigten, polirten und mit Messing beschlagenen Rolle vollendet wurde. 1400 dergleichen können täglich geliefert werden. Nicht minder wichtig sind die Werkstätten, wo der Kupferbeschlag der Schiffe gefertigt wird. Wir sahen zu, wie das Metall gegossen, wie es dann durch Walzen ausgebreitet, wie es durch die letzte Walze über und über mit dem Zeichen alles königlichen Eigenthums der Marine, dem Arrow (↑), beziffert wird, so daß jedem kleinen Stück Kupfer angesehen werden kann, ob es der königlichen Marine entwendet sei; und wie endlich die kupfernen Nägel zu Tausenden gegossen und vollendet werden, mit welchen man die Kupferplatten auf die Schiffsseiten festnagelt.

Erst nachdem wir alle diese Werkstätten gesehen hatten, aus denen die Colosse der englischen Kriegsschiffe hervorgehen, wendeten wir uns zu den letztern selbst und bestiegen einige derselben, wie sie eben in den Docks lagen, zum Theil noch im Bau begriffen, zum Theil zur Ausbesserung, oder als Reserve zurückgehalten. Es war interessant, daß man bei dem Skelet eines erst zu bauenden Schiffs, deren mehrere dalagen, begann. Sonderbarer Anblick! Stand man davor, so lag es wie ein großes vierstöckiges, erst von Zimmerleuten in Holzconstruction aufgeführtes Gebäude da; ging man hinein, so glaubte man auf einem vorweltlichen Urwalde zu stehen, solche Massen von Eichstämmen liegen hier am Kiel und richten sich in den dicht sich folgenden Rippen empor! — freilich sind auch die Kosten eines solchen Baues enorm. Man rechnet bei einem Kriegsschiffe noch ohne eigentliche Armirung ohngefähr 1000 Pfund Sterling auf jede Kanone, ein Schiff von 80 Kanonen also 80,000 Pfund Sterling u. s. w. — Nun besahen wir einige fertig ausgebaute Schiffe. Zuerst den großen Steamer, Victoria und Albert, worauf die Königin ihre Reise um England und Schottland gemacht hatte. Die Einrichtung, wie man denken kann, trefflich; Salons, Schlafzimmer, Toilettenzimmer, Bäder, kurz aller Comfort eines großen englischen Hauses vollständig vorhanden. Daneben lag ein Kriegs-Dampfschiff, bewaffnet mit 6 Pairhans-Kanonen (welche auf Pivots im Kreise sich drehen ließen) und ein paar kleinern Geschützen. Es konnte 500 Mann unter Deck und 500 auf dem Verdeck halten. — Endlich bestiegen wir noch den abgetakelt dort liegenden Neptun, einen Dreidecker von 120 Kanonen, welcher 1000 Mann zu fassen im Stande ist. Die Höhe dieser schwimmenden Festung kann man sich denken, wenn ich sage, daß am Spiegel des Schiffs von der obern Gallerie vor den Zimmern des commandirenden Offiziers die Tiefe bis hinab auf den Wasserspiegel ziemlich 40 Fuß betrug! — Hierauf begaben wir uns nach dem Hafenbassin, wo die Bäckerei und die Vorräthe von Schiffszwieback besichtigt wurden. Eine Dampfmühle mahlt den Weizen, eine andere rührt und schlägt den Teig zu diesen platten Kuchen, welche getheilt und auf Eisenbleche gelegt, wieder durch Maschinerie nach den Backöfen gefahren werden, bis dann der fertige Zwieback endlich in Säcke, je zu 120 Pfund, gepackt werden kann, von welchen Säcken dann ungeheure Säle der Magazine erfüllt waren. Täglich wird 1 Pfund auf den Mann gerechnet. Wir kosteten davon und gewiß ist es ein reines und nahrhaftes Gebäck, aber so grimmig hart, daß es eigentlich der Triumph englischer Industrie wäre, wenn man auch noch zum Kauen und Verdauen eine passende Maschine erfinden wollte.

Nicht minder enorm waren in andern Räumen die Vorräthe von gesalznem Fleisch und zuletzt wurden uns noch lange Gebäude geöffnet, mit nichts als den großen eisernen Kisten erfüllt, welche man seit mehreren Jahren zum Bewahren des frischen Wassers, und zwar als eine der wichtigsten Verbesserungen in der englischen Marine, eingeführt hat. Früher hielt man das Wasser in Tonnen, und es war leicht der Verderbniß unterworfen. Jetzt in diesen zugeschraubten Kisten von Eisen, welche etwa gegen 2 Ellen kubisch betragen, hält sich das Wasser vortrefflich und sie bilden zugleich im untersten Schiffsraum, eine neben die andere gestellt, den vollkommensten und nützlichsten Ballast. Bei unserer Rückfahrt ruderten wir gegen die Victory hin, welche in blendendem Sonnenschein mit ihrer Menge von Flaggen sich besonders stattlich ausnahm. Hatte ich mir doch diesen Flaggenschmuck eines Admirals-Schiffs gar nicht auf diese Weise gedacht! Es geht nämlich eine Leine über alle drei Masten weg und an dieser gereiht wehen dann die Nationalflaggen und alle jene bunten Signalflaggen, mittelst deren, entfernt auch, Schiffe mit einander correspondiren, lustig in der Luft.

Das Schiff sollte bestiegen werden, wir legten an, aus einer Luke an der Seite des Schiffs hing die kleine Treppe herab, die Ruderer des Boots

bildeten eine Barriere mit ihren Armen, und bequem steigt man so hinauf in das Zwischendeck, darnach auf den Stern des Schiffes. Von hier stiegen wir die Zwischendecke hinab, sahen die Hängematten und die Speisung, kosteten vom Grog, betrachteten Küchen und Krankenzimmer, verweilten in den Salons der Offiziere und ließen uns endlich die merkwürdige Stelle zeigen, wo Nelson von der tödtlichen Kugel getroffen wurde und wo er starb. Ein kleiner Raum im niedern Zwischendeck dicht an einer der dort aus der Stückporte ragenden Kanonen. Seine lakonische Anrede vor der Schlacht von Trafalgar: „England expects every man will do his duty"*) ist in goldnen Buchstaben vor dem Aufsteigen zum Stern des Schiffs in das Gesims eingelassen und Niemand wird ihm bestreiten, daß er selbst der Erste war, seine Schuldigkeit vollkommen zu erfüllen, ja daß sein Beispiel fort und fort belebend in das Bestreben der Nation eingreift, die Nation selbst zu erhalten und zu erheben! [32.]

*) „England erwartet, daß Jedermann seine Schuldigkeit thue."

14. Die Fabrikstadt Birmingham.

In Birmingham erscheinen alle die verschiedenen Kräfte der englischen Gewerbthätigkeit vereinigt. In anderen Fabrikstädten herrscht immer ein Gewerbszweig vor: Manchester spinnt, webt und druckt Baumwolle; Leeds spinnt Flachs und webt Tuch; Nottingham zeichnet sich in der Strumpfweberei aus; Coventry in der Bandfabrikation; Newcastle gräbt und versendet Steinkohlen. In Birmingham sind dagegen die Beschäftigungen der Gewerbthätigkeit zahllos. Nichtsdestoweniger macht sich auch hier der Umstand geltend, daß diese Stadt seit Jahrhunderten Eisen, Kupfer und Messing schmiedete. Da man überall in England mehr oder weniger Eisen findet, so ist die Bearbeitung dieses Metalls überall mehr oder weniger verbreitet und nach gewissen Hauptzweigen vertheilt. Für die schweren und groben Eisenwaaren, z. B. eiserne Schiffe, eiserne Brücken, große eiserne Ankerketten für Seeschiffe hat man die ausgedehntesten Eisengießereien in Südwales, als dem eisenreichsten Strich in England. Lancashire und namentlich Manchester ist die Seele des ganzen englischen Maschinenwesens mit allen seinen Theilen. Lancashirer Instrumente und Werkzeuge sind weit und breit berühmt. Für die Schmiedewerkzeuge sind die 70,000 messerschmiedenden Einwohner von Sheffield die Hauptleute. Für alle die übrigen kleinen und großen Dinge, die man aus Eisen, Kupfer, Messing und anderen Metallen verfertigt, ist endlich Birmingham der vornehmste Ort.

„Von Ambosen widertönend" nennt ein alter Geograph die Stadt. Allein diese Ambose und Hämmer der Alten haben sich auf der einen Seite in so gewaltige Maschinerien umgewandelt und sind auf der andern Seite zu so kleinen Ambößchen und Hämmerchen zusammengeschrumpft und in so viele Feilen und Feilchen, Polirsteine, Schleifsteine, Drahtziehereien zerbröckelt, daß jener poetische Ausdruck nicht mehr genug sagt. Bei dem von den Engländern so außerordentlich weit getriebenen Grundsatz der Arbeitstheilung gibt es fast keine Art von Nägeln oder Stiftchen, keine Klasse von Schrauben oder Metallknöpfen, die in Birmingham nicht ihre eigenen Bearbeiter und ihre gesonderten Werkstätten hätte, und die nicht ein Gewerbe für sich bildete. So unterscheidet man unter den Knopfmachern die Gold-, Silber-, Metall- und Perlmutter-Knopfmacher, ferner die Flintenlauf-, Flintenschwanzschrauben- und Flintenschaft-Macher, die Flinten-Graveure, Flinten-Polirer, Flinten-Schmiede und Flinten-Feiler. Daß es besondere Hammermacher gibt, wird Jeder erwarten, nicht so, daß auch die Dintenfaßverfertiger ihre eigene Klasse bilden, ebenso erwähnen wir noch die Sargnägelmacher, die Ringdrechsler, die Hundehalsband-Fabrikanten, die Zahnstocherbüchsen-, die Fischangel-, die Steigbügel-, die Hahnsporn-, die Hunde- und Karrenketten-, sowie die Packnadel-Macher. Nach diesen Andeutungen wird man begreifen, woher die Birmingham'schen Metallwaaren diesen außerordentlichen und unübertroffen hohen Grad von Vollkommenheit und Billigkeit erreicht haben. Wenn Man-

cher sein ganzes Leben hindurch blos Sargnägel gemacht hat, so muß er wol endlich als vollkommener Sargnägel-Fabrikant in's Grab steigen. Schlimm ist's aber, wenn ein solcher Mann außer Brod kommt und zu nichts Anderem tauglich ist, als zur Anfertigung von Sargnägeln. Freilich gibt es große Werkanlagen, in denen alle Artikel zu gleicher Zeit gemacht werden; aber dann ist doch die Arbeit unter den verschiedenen Arbeitern wieder auf dieselbe Weise getheilt.

Die Leute speculiren hier natürlich über die ganze Welt, und man bekommt daher auch Artikel zu sehen, die für das wilde Volk im Innern eines entfernten Erdtheils berechnet sind. So sah ich hier wunderlich gestaltetes Geld, wie es einige Negervölker in Afrika gebrauchen. Ein Artikel, der in neuester Zeit zu außerordentlicher Verbreitung gelangt ist, sind die Stahlfedern. Es gibt hier eine Fabrik, welche 250 Arbeiter in diesem winzigen Artikel beschäftigt und jährlich 40 Tonnen oder 800 Centner Stahl in Stahlfedern verwandelt. Aus jeder Tonne werden 10,000 Groß oder 1,440,000 Stahlfedern gemacht. Dieser Fabrikant fertigt also in jedem Jahre nicht weniger als 57,600,000 Stahlfedern, wodurch er die Ausbeute von beinahe zwei Millionen Gänsen überflüssig macht. Von dem Betrieb einer anderen Fabrik, einer großen Nagelfabrik, kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß wöchentlich im Durchschnitt 42 Tonnen Eisen verarbeitet werden. Wie viel Hammerschläge mochten sonst nöthig sein, um einen Nagel zu schmieden, und hier sieht man ganze Säle von Maschinen durch Dampfkraft getrieben, wo jeder Druck und Ruck einen Nagel aus einer Eisenschiene herausbeißt. Die Nägel werden vom stärksten Durchmesser bis zu einer Kleinheit gefertigt, daß 60,000 auf ein Pfund gehen. Der Lärm in solchem Saale, wenn alle Maschinen arbeiten, ist freilich ungeheuer und manche Arbeiter werden taub.

Einer der Hauptzweige der Birmingham'schen Manufactur-Thätigkeit ist die Verfertigung von Feuergewehren, und diese Stadt lieferte sowol den Engländern als ihren Feinden mehr Kriegsmaterial und Mordgewehre, als alle anderen Fabrikstädte der Welt zusammen; man sagt, von 1804 bis 1815 nicht weniger als fünf Millionen Stück, welche Summe sonderbarer Weise gerade mit der Summe der durch die Napoleonischen Kriege umgekommenen Menschen übereinstimmt. Wie man alle Sachen mit der Zeit leichter und geschmackvoller verfertigt hat, so sind auch die Gewehre nicht mehr so schwer wie früher. Alle diese Gewehre werden übrigens einer von der Regierung bestimmten Probe in dem sogenannten Probirhause unterworfen, indem man ihnen eine fünfmal größere Ladung gibt, als worauf sie berechnet sind. Die so geladenen Gewehre werden zu dem Ende, 100 bis 120 an der Zahl, der Reihe nach auf einem niedrigen Gestelle befestigt und mit ihren Mündungen gegen die stark ummauerten Wände eines Zimmers so gerichtet, daß die Schüsse in einen Haufen Sand fliegen. Eine Linie von Pulver führt über alle Zündlöcher weg und geht zu einer außen befindlichen kleinen Oeffnung hinaus, wo man sie anzündet. Wir wohnten der Probe von 120 englischen Seegewehren bei, und fanden nachher 7 davon zerschmettert. Oft zerspringen wol an 20 vom Hundert.

Birmingham hat jetzt nahe an 200,000 Einwohner. Die Mehrzahl derselben sind nur Arbeiter und Magazinbesitzer. Die Stadt bedeckt einen Raum von 9 englischen Quadratmeilen, und ganze weite große Theile dieses Raumes sind mit einer ungeheuren Masse von kleinen, meist ärmlichen und schmutzigen Arbeitshäusern angefüllt, wo ein Haus so häßlich und von Dampf geschwärzt, wie das andere aussieht, und wo die ganze einförmige Masse selten von einem freundlichen Gebäude unterbrochen wird. [32. 112.]

---

15. In den Eisenwerken von Wales.

Je tiefer man in die Gebirge von Wales eindringt, um so häufiger werden die Anzeichen des für England so unermeßlich wichtigen Betriebes der Eisenwerke dieser Gegenden.

Von Merthyr Thydvil an erblickt man bereits überall an den Bergen Hüttenwerke und Halden, kleinere Eisenbahnen und Kanäle, Alles für den Transport des Eisens. In einem Thale sah man

unten einen Kanal und die Eisenbahn für Dampfzüge, weiter oben zog sich die Fahrstraße hin, und noch höher oben war eine zweite Eisenbahn für Pferde zum Besten des Grubentransports und der Arbeiter. Wir trafen weiterhin auf solcher Eisenbahn einmal ganz lange Züge von schwarzen Kohlenwagen und andern, mit schwarz und braun bestäubten Arbeitern besetzten Waggons. — Es gab einen seltsamen Anblick! — Und welche Berge von Schlacken schichten sich hier auf! — Die Ausbeute dieser Gebirge an Eisen muß ganz ungeheuer sein! —

Der Menschenschlag verändert sich hier ganz und wird unschön; die Frauen tragen runde Männerhüte oder schwarze Strohkappen auf den Köpfen, und dabei eine wunderliche, ungeschickte Kleidung: ich wurde ein paarmal an die Frau aus Unalaschka in Cocks Reisen erinnert. Alle andern Betrachtungen schwinden jedoch, sobald Einem die Größe und der Umfang der Eisenwerke hier am Orte selbst deutlich wird. Es waren die großen Eisenwerke von Sir John Guest u. Comp., welche wir in Augenschein nahmen. Man konnte sich hier in die glühende Stadt des Dis im Dante versetzt glauben! Man führte uns zuerst nach den Gruben, deren ungeheure Ausbeute an Kohlen und Eisen zugleich alles Dieses erst möglich macht. Es kann von der Größe der Production einen Begriff geben, wenn man hört, daß nur in den letzten fünf Wochen 36,000 Tonnen Kohlen heraufgefördert worden waren; zuweilen 1500 in einem Tage; und alle diese Kohlen werden auch im Werke selbst verbraucht. Freilich sind die Arbeitskosten auch ungeheuer. Die Werke haben circa 6000 Arbeiter täglich, und das Arbeitslohn mit sonstigen Unterhaltungskosten steigt dann monatlich gewöhnlich bis zu 26,000 Pfund Sterling. Dabei gehen nun für die unterirdischen Bauten enorme Summen auf, und der uns begleitende Factor schätzte die Summe für die Holzbauten in diesem von Minen gleich Honigwaben durchwühlten Berge bis zu einer halben Million Pfund Sterling. Doch Alles wird wieder durch den enormen Gewinn gedeckt. Um diesen zu verstehen, muß man wissen, einmal, daß hier die Kohlen etwa nur $^1/_9$ von dem kosten, was in London dafür bezahlt wird, und ein andermal, daß der Eisenstein hier unmittelbar neben den Kohlen den Gruben entnommen wird, obwol der hier gewonnene noch nicht ganz zureicht und noch viel andrer von andern Orten angekauft werden muß. Auf diese Weise allein kann freilich eine Wohlfeilheit in der Production des Eisens erzielt werden, welche erklärt, wie selbst einem bedeutenden Einfuhrzolle unterliegend, das englische Eisen auf dem Continente zu einem Preise ausgeboten werden darf, bei welchem viele der dortigen Eisenwerke auf keinen Fall bestehen können und so durch diese überseeische Concurrenz zu Grunde gerichtet werden.

Es war besonders interessant, an der weiten doppelten Schachtöffnung zu stehen und zuzusehen, wie bewegt durch eine nahe gestellte Dampfmaschine und geleitet durch eine unterirdische Eisenbahn auf einer Seite die Reihe leerer Wagen und eine Anzahl Arbeiter mit Grubenlichtern in den Berg hineingefahren wurden, während auf der andern Seite bald darauf eine andere Reihe Wagen theils mit Kohlen, theils mit Eisen gefüllt, und mit andern Arbeitern besetzt herauskamen. Die Sorglosigkeit, mit welcher hierbei verfahren wurde, konnte zeigen, was tägliches Aussetzen an Gefahr über den Menschen vermag. Viele der Arbeiter kamen aus dem schief aufsteigenden Schacht herauf — ganz frei und aufrecht wie Equilibristen auf dem Drahtseile stehend, welches mit Schnelligkeit der Dampfkraft die Wagenreihe aus den Bergen hervorzog. Es hätte nur einer Seitenschwenkung im Dunkel der Höhlen bedurft, und der Mann stürzte herab und wäre von dem nachfolgenden Wagenzuge zerquetscht worden. — Indeß ist diese Sorglosigkeit nicht nur in diesen Parforcetouren sichtbar, sondern auf gleiche Weise wird auch im Innern verfahren. Daher namentlich, trotz Davy's Sicherheitslaterne, häufiges Entzünden schlagender Wetter.

Von hier gingen wir zu den Senkwerken, wo auf sehr sinnreiche Weise durch das immer wieder niedergehende Gewicht eines großen Eimers voll Wasser ein fast ebenso großer Eimer Kohlen aus dem Schachte gehoben wird. Unten gießt der Wasser-Eimer aus, und rollt — leicht geworden — wieder herauf, während der schwere eiserne Kohlen-Eimer geladen wird; und so gehen dann abwechselnd immer beide Eimer wieder herauf und hinab, und auf die wohlfeilste Art wird das Material des Feuers durch das des Wassers heraufgefördert. Von da zu den Hochöfen, deren nicht weniger als achtzehn auf diesem Werke anhaltend, und zwar großentheils schon seit einer Reihe von

vielleicht 30 Jahren, in Flammen stehen. — Von der Höhe herab kamen wir sogleich auf den breiten mit einer Gallerie umgebenen Flammengipfel eines solchen Feuerkegels. Ein Feuerschlund dieser Art unterscheidet sich von dem eines kleinen Vulkans auch dadurch, daß er nichts auswirft, sondern daß man nur in ihn hineinschüttet. Ich erkundigte mich, wie die Verhältnisse dieses Zuschlags seien, um den Eisenstein zu schmelzen: man nahm 3 Theile Kohlen, 3 Theile Eisenstein, und 1 Theil Kalkstein. So nährt man die Flamme, und läßt unendliches Eisen rein geschmolzen unten zusammensintern und sich sammeln, bis von Tag zu Tag der Abzug geöffnet wird, und der Strom des glühenden Metalls ausfließt. Es war eine wunderliche Existenz da oben auf der Gallerie des Hochofens neben den wehenden Flammen in einer erstickenden Hitze!

Endlich waren wir noch Zeugen eines interessanten Schauspiels, indem zwei Hochöfen angestochen wurden und als glühendrother Springquell in prächtiger Farbe floß das Metall, dessen Härte und Schwärze wir sonst bewundern, hier gefügig und bequem wie Oel in die Furchen des weit hinaufgeschütteten Formsandes, wo es dann zu langen Barren erstarrte.

Von hier gingen wir zu den Hammer- und Streckwerken, wo eben eine Menge Eisenbahnschienen in Arbeit waren. — Mit welcher Schnelligkeit wurde hier aus einem Stück weißglühenden Eisens eine Eisenbahnschiene gezogen! — Kaum zehn Minuten vergingen und eine Schiene dieser Art lag, freilich immer noch glühend heiß, fertig am Boden! — Der Klumpen weißglühenden Metalls wurde erst mit langen Zangen aus dem Feuer gerissen und am Boden hingeschleift bis zu den Hämmern und dann zu den durch Dampfkraft in verschiedenen Entfernungen über einander sich bewegenden Walzen, dort wurde er erst geschlagen, dann gewalzt, und mehr und mehr dehnte das glühende Eisen sich aus. Endlich wurde er durch crenelirte Walzen gezogen und wie Wachs nahm das noch rothglühende Metall den für die Eisenbahnschiene nöthigen Eindruck an; die Schiene war fertig, und wurde nur noch von einer großen Eisenscheere an beiden Rändern beschnitten, wie man etwa ein Papierstreifchen beschneidet, und so brauchte sie nun nur noch zu erkalten, und konnte sofort auf die Bahn gelegt werden. [32.]

---

16. Besuch der Fingalshöhle auf Staffa.

Staffa, eine reine Basaltmasse, ist ganz unbewohnt. Der Schiffskapitän hatte uns erklärt, daß er weit ab von der Insel Anker werfen müsse, weil er sich bei so unruhigem Meere nicht mehr heranwagen dürfe, und daß wir deshalb auch nicht mit den Böten vor der Fingalshöhle landen und in diese hineinfahren könnten. Wir wurden also nach dem der Fingalshöhle entgegengesetzten Ende der Insel gerudert. Auch hier war das Landen schwer genug, obschon wir eine starke Mannschaft in den Böten hatten. Drei-, viermal wurden die Schaluppen weit zurückgeworfen, wobei sich immer die Besorgniß rege machte, daß wir gegen die einzelnen Basaltblöcke geschleudert werden könnten, die wie Pallisaden die Insel auf dieser Seite umgeben. Als man dahin gekommen war, die Böte sicher zu legen und uns aussteigen zu lassen, machten wir uns auf den Weg. Wir hatten die ganze Länge der Insel, wol das Achtel einer deutschen Meile, auf den Basaltblöcken zu machen, die uns wie eine Treppe mit eigensinnig zusammengefügten Stufen von verschiedener Höhe bald auf bald nieder zu steigen zwangen, um die sichersten, breitesten Quadern zu wählen. So gelangten wir, hier tief unten auf den meerbespülten, wie schwarzer Marmor glänzenden Basaltblöcken, dort oben auf verwitterndem Gestein, aus dem purpurrothe, weiße und gelbe Eriken von großer Schönheit uns entgegenblühten, zu dem Gipfel der Insel und standen nun wogenumrauscht mitten in dem Schäumen und Branden des Oceans. So groß, so unvergleichlich war der Anblick des Elementes hier, so allgewaltig seine Macht, daß unser Dasein auf diesem Felsen mir wie ein unerlaubtes Eindringen in ein fremdes Reich erschien. Je mehr wir uns der Fingalshöhle näherten, um so tiefer mußten wir hinabsteigen. Die aufbrausenden Wogen hatten oft eben erst den Stein verlassen, den unser Fuß

betrat. Plötzlich, als wir um einen Vorsprung biegend das Auge hoben, that sich vor uns die Riesenhalle der Fingalshöhle auf. Eine wunderbare Wölbung, weit, hoch, kühn, gebildet durch das Ineinandergreifen der einzelnen Basaltmassen, und so mächtig in ihrer Großheit, weil keine Pfeiler, kein tragender Basalt sie in der Mitte stützen. In die gewaltige Halle braust das Meer hinein, silberner Schaum der Wellen spült auf den schwarzen Stufen, und spritzt hoch empor, während das schwere Rollen der Wogen leise und dumpf im Hintergrunde der Höhle verhallt. Das Portal des Wunderbaues erglänzte in hellem Sonnenlicht, innen zogen bläuliche Nebel umher, die um so dunkler schienen, je lichter außen der Tag war. Mövenschaaren flogen aufgeschreckt, scheu flatternd an uns vorüber, als die Männer bis zum Ende der Höhle gedrungen waren, wo zwei Prediger ein geistliches Lied anhoben, in dessen langgetragene Töne alle Anwesenden mit lauter Stimme einfielen. Dann aber, als sie es geendet, begann Jemand das Rule Britannia, und mit erschütternder Kraft klangen von den Lippen der Engländer hier mitten im Meere das Loblied ihres Gottes und der Preis ihres Vaterlandes im Jubelschalle durch die Luft.

Die Fingalshöhle verhält sich zur blauen Grotte, wie die Edda zur griechischen Götterlehre. Alles ist hier majestätischer Ernst, großartiges Naturwalten. Selbst die Naturlaute sind streng und düster, wie Form und Farbe des Basalt. Die silberweißen Möven, die farbigen Eriken, Vögel und Blumen hatten etwas Unwahrscheinliches in dieser Umgebung. Der helle Tag und das Sonnenlicht erschienen nur wie ein geborgter Schmuck; und die Fingalshöhle in ihrer höchsten Majestät zu sehen, müßte man sie, dieses zufälligen Schmuckes entkleidet, in den Nebeln des Herbstes und Winters kennen lernen. Aber auch so war der Eindruck ein überwältigender, und schweigend in uns versunken, kehrten wir nach dem Schiffe zurück, unsere Fahrt zu beenden. [132.]

17. Ein Blick in's irische Elend.

Die Stadt Dublin ist außerordentlich schön, malerisch, interessant, eigenthümlich und wäre gewiß auch eine der angenehmsten Städte, wenn Einem nicht auf Schritt und Tritt das fürchterlichste, jammervollste Elend entgegenträte. Man kann sich keinen Begriff machen von dieser Armuth, von ihrer Ausdehnung und den entsetzlichen Schlupfwinkeln, in denen sie haust; sogar jene von Irländern bewohnte Gasse in London gibt noch nicht die entfernteste Ahnung von dem, was man hier auf Schritt und Tritt antrifft. Denke man sich eine große Stadt aus solchen Gassen bestehend, wie jene in London, und nur von den Aermsten aus jener Gasse bewohnt, und man hat einen schwachen Begriff von den meisten Stadttheilen Dublins. Höchstens der zehnte Mann, dem man begegnet, ist anständig gekleidet. Von den andern haben gewiß sieben kein Hemd an; wenn sie auch die Röcke bis hinauf zugeknöpft haben, so verrathen es doch unzählige Stellen, die den nackten Leib zeigen. Ich habe unendlich viele gesehen, die mehr nackt waren, als bekleidet. Diese ausgehungerten, verthierten Gestalten sind so weit gekommen, daß sie überhaupt keines Glückes mehr fähig sind; rhachitisch geboren, wachsen sie hungernd auf und sterben an der Auszehrung. Die meisten Irländerinnen sind schön oder haben wenigstens sanfte Züge; aber desto schrecklicher ist die Schrift, welche Elend und Laster auf diese feinen Gesichter gezeichnet hat. Fast alle tragen das so hübsch kleidende Mäntelchen, das wir auch in Deutschland z. B. in der Gegend von Eisenach haben, und gewiß alle ohne Ausnahme den Strohhut, an dem man auch in London die irische Bettlerin erkennt; mag er noch so zerrissen und zerschlitzt sein, der Hut darf nicht fehlen. — Die meiste Aehnlichkeit hat das irländische Volk vielleicht mit den Lazzaronen Neapels; doch ist es gutmüthiger, naiver und trotz der Verderbniß, die ihm das Elend nothwendig eingeimpft hat, reiner. Der Irländer ist kein Lazzarone von Natur, er arbeitet willig, um sich sein tägliches Brod zu verdienen. Aber er thut es gern, mit Heiterkeit, und sträubt sich gegen die verthierende Anstrengung, die der Engländer verlangt. Und gerade das ist's, was der Engländer an ihm verurtheilt. Traurig ist es, diese Märtyrer in der Nähe zu

sehen; der Hunger, nichts Anderes gibt den Weibern dieses zarte Aussehen, der Müssiggang diese feinen, unverdorbenen Glieder. Die Männer liegen vor ihren Wohnungen, an den Straßenecken, auf den Brücken und lungern hier aus, ob sich kein Verdienst will sehen lassen. Wenn ein Fremder vorübergeht, strecken sie stumm die Hand aus; viele haben auch das aufgegeben und liegen nur noch regungslos da und betrachten den bessern Rock des Vorübergehenden oder sehen das Droschkenroß vielleicht neidisch an, wie es seinen Futtersack vorgebunden hat. — In den Gassen, wohin man sieht, Mütter mit Kindern auf den Armen, mit Kindern vor und hinter sich, wie eine traurige Gluckhenne, die kein Korn findet.

Die Wohnungen dieser Unglücklichen, welche wenigstens drei Viertheile von Dublins Gassen einnehmen (wenn auch nicht der Ausdehnung, doch der Zahl nach, da sie in den engern Gassen wohnen, während natürlich die Wohlhabenden sich in breiten Straßen und Squares ausdehnen) — diese Wohnungen, z. B. in der Nähe von St. Patriks Street, zu beschreiben, das ist eine schwere Aufgabe. Ich habe Viel gesehen in böhmischen Dörfern und Judengassen, auch hatte ich immer Phantasie genug, mir das Gesehene verzehnfacht zu denken, wenn ich in Reisebeschreibungen von irischem Elend las. Aber wenn meine Phantasie auch alles früher Gesehene verhundertfacht auf einander gehäuft hätte zu einem Alpengebirge von Elend, sie hätte das nicht erreicht. Robert Emmet hatte Recht, das Hauptquartier seiner Revolution nach Patriks Street zu verlegen; da ist ein ewiger Stoff zu Revolutionen aufgeschichtet. Mögen sie im englischen Parlament Bill auf Bill einbringen, mögen sie Workhouses auf Workhouses errichten, mögen die Unitarier noch so wohlthätig sein und sogar den hundertsten Theil anstatt des tausendsten von ihren Renten für die Armen verwenden: diesem Leiden, das England seit Jahrhunderten gesäet hat, helfen sie nicht mehr ab, dieser Krebs ist nicht mehr auszuschneiden, er wird weiter fressen und zerstören.

Ueberall gewährt Dublin den Anblick einer eroberten Stadt: Soldaten, in London eine Seltenheit, gibt es hier in unzähliger Menge; auf Schritt und Tritt begegnet man rothgeröckten Schaaren. Ueberall stehen Kasernen von ungeheurer Größe, und das Kastell in der Mitte der Stadt ist ein wahres Zwing-Dublin. Die policemen, die man in London als Diener des Publikums bewundert, tragen hier dicke Stöcke und sind rauh und unfreundlich. Das Volk jagen sie vor sich her, wie man Vieh treibt; bei Arrestationen werfen sie den Arrestanten nieder und stoßen und schlagen ihn. — Schon in London, als ich einst einem Policeman Vorwürfe machte über sein rohes Betragen gegen ein Bettelkind, welches er schlug und kneipte, antwortete er mir kurz: Bah, it is an irish girl. — Wenn man einen Irländer fragt, was die runden Thürme bedeuten, die sich auf den Anhöhen der Bay hinziehen, antwortet er: sie sind gegen die Franzosen oder Amerikaner, wenn sie uns einmal zu Hülfe kommen sollten. Daß die Thürme ihnen zum Nutzen und zum Schutz des Hafens da sein könnten, fällt den Irländern nicht ein. Auf Frankreich blicken sie noch immer mit Vertrauen und Freundschaft, wie die Polen, obwol sie wie diese schon hundertmal von Frankreich betrogen worden sind.

Auch Straßen, Monumente und Häuser zeigen, wie man der eroberten Stadt mit Gewalt ein englisches Gepräge geben und ihr einreden will, als ob die Geschichte Englands, der Ruhm Englands auch ihr Ruhm und ihre Geschichte sei. Die meisten Straßen, nur die ältesten ausgenommen, tragen berühmte englische Namen.

Eines der traurigsten Monumente in Dublin ist das ehemalige House of commons, wo einst doch wenigstens ein Schatten von Freiheit wohnte und wo jetzt England mit seinem Gelde herrscht. Denn das House of commons ist in die Bank umgewandelt. [84.]

---

18. Der katholische Klerus und die Hochkirche in Irland.

Die katholische Geistlichkeit ist das Nationalste, was es in Irland gibt: sie ist mit dem Herzen des Landes eins geworden. Als Irland zu gleicher Zeit in seiner Freiheit und in seinem Cultus angegriffen wurde, sind Religion und Vaterland in der Seele des Irländers vermischt und für ihn eins und dasselbe geworden. Durch anhaltenden Kampf für seine Religion gegen den Protestanten, und für sein Vaterland gegen den Engländer, hat er sich gewöhnt, nur in den Vertheidigern seiner Unabhängigkeit Anhänger seines Glaubens zu sehen, und nur bei den Feinden seiner Religion Hingebung für seine Unabhängigkeit zu finden.

Mitten unter den Aufregungen, deren Schauplatz sein Vaterland und seine Seele waren, glaubt der Irländer an nichts Beständiges und Gewisses in dieser Welt, außer an seinen Glauben, einen Glauben, der eben so alt, als das alte Irland, einen die Menschen, die Jahrhunderte, die Revolutionen überdauernden Glauben, der unversehrt durch die heftigsten Stürme und härtesten Tyranneien schritt, gegen den Heinrich der Achte nichts vermochte, der der Königin Elisabeth trotzte, über welchen, ohne ihn zu vernichten, die blutige Hand Cromwells dahinfuhr, und dem selbst hundertundfünfzig Jahre anhaltender Verfolgungen nichts anhaben konnten. Für den Irländer gibt es nur Ein ausschließlich und durchaus Wahres: seine Religion.

Für die Vertheidigung dieser Religion ist der Irländer hundertmal überfallen, geschlagen, vom heimatlichen Boden vertrieben worden; er gab sein Vaterland hin und bewahrte seinen Glauben. Seit sich aber in seinem Geiste diese beiden Dinge vermischten, ward seine gerettete Religion für ihn Alles, und erweiterte sich noch in seinem Herzen, indem sie darin die Stelle einnahm, welche die Freiheit ausfüllte. Der Altar, an welchem er anbetet, ist wieder sein Vaterland.

Durchzieht Irland, betrachtet die Bevölkerung, studirt ihre Sitten, ihre Leidenschaften, ihren Charakter, und ihr werdet erkennen, daß selbst jetzt, wo Irland politisch frei ist, seine Bewohner noch voll von Erinnerungen an seine ehemalige Sklaverei sind; betrachtet nur ihr Aeußeres: sie gehen mit geneigtem Haupte, ihre Geberden sind demüthig, ihre Sprache scheu; sie empfangen als eine Gnade das, was sie als ein Recht fordern könnten, und glauben nicht an die Gleichheit, welche das Gesetz ihnen zusichert und wovon man ihnen Beweise gibt. — Tretet ihr aber aus der Stadt in die Kirche, so seht ihr das gerade Gegentheil. Hier belebt sich auch das niedergeschlagenste Gesicht, die gebeugtesten Köpfe richten sich auf und senden die edelsten Blicke zum Himmel; der Mensch erscheint wieder in seiner Würde. Das irische Volk lebt in seiner Kirche, und nur hier fühlt es sich frei, nur hier ist es seines Rechtes gewiß. Hier befindet es sich auf dem einzigen Terrain, das nie unter seinen Füßen wich. Ist der Altar so national, wie sollte es der Priester nicht sein? Daher die große Gewalt der katholischen Geistlichkeit in Irland. Wollte die englische Regierung den Katholicismus stürzen, so könnte sie das nicht, ohne die Geistlichkeit zu vernichten, und wir haben gesehen, wie sehr sie an dem Sturze derselben arbeitete. Trotz der peinlichen Gesetze gab es stets Priester in Irland. Allerdings hatte der katholische Kultus lange Zeit nur eine heimliche Existenz, das Gesetz sagte, er existire nicht, und dieselbe Täuschung erstreckte sich auch auf den Klerus. Indessen existirt der katholische Kultus jetzt öffentlich in Irland, seine Tempel richten sich auf, sein Klerus organisirt sich, und seine Gebräuche finden am hellen Tage statt; er zählt vier Erzbischöfe, dreiundzwanzig Bischöfe, zweitausendeinhundertfünfundneunzig Kirchen und zweitausendvierundsiebenzig Priester und Vikare. Das Gesetz constituirt ihn nicht, sondern läßt es geschehen, daß er sich bildet; es gewährt ihm ausdrücklich Toleranz, und diesen Kultus übt jetzt die katholische Geistlichkeit, die Besitzerin der höchsten Nationalgewalt Irlands, unter der Aegide der Konstitution aus. Und um diese Gewalt zu begreifen, reicht es nicht aus zu wissen, was dem irischen Volke seine Religion, sondern auch, was ihm sein Priester ist.

Betrachtet diese unermeßlichen niedern Klassen Irlands, die zugleich alle Laster und alles Elend

der Gesellschaft tragen, die ein habsüchtiger Gutsherr ohne Erbarmen drückt, die der Fiskus aussaugt und das Gericht vollends ruinirt. Wer ist bei allen ihren Leiden ihre einzige Stütze? Der Priester. Wer gewährt ihnen Rath bei ihren Unternehmungen, Beistand im Unglück, ein Almosen in ihrem Elend? Der Priester. Wer bietet ihnen (was vielleicht noch werthvoller ist) jenes Mitgefühl, welches so tröstend ist, jenes freundliche Wort, welches Schutz gewährt, jene Thräne der Humanität, die den Unglücklichen so wohl thut? Ein Einziger in Irland weint mit dem Armen, der so viel zu weinen hat, und dieser Einzige ist der Priester.

Wie das irische Volk keine andere Stütze hat als seine Geistlichkeit, so hat der katholische Klerus keine andere Stütze als das Volk. Das Volk allein bezahlt seine Priester, daher das doppelte Band, welches sie aneinander knüpft, daher ihre gegenseitige Abhängigkeit, das dauerhafteste aller Bande. Dazu kommt, daß in diesem Lande, wo alle höhern, bevorzugten Klassen unpopulär sind, der katholische Klerus den einzigen Körper ausmacht, der gebildeter als das Volk ist, und von dem es Erleuchtung und Kraft empfängt.

Auch beschränkt der irische Priester sich nicht darauf, dem Volke in seinem socialen Elende zu Hülfe zu kommen, er schützt es auch gegen politischen Druck; er begnügt sich nicht, Mensch und Priester zu sein, er ist auch Bürger, und eben so viel mit der Freiheit als mit der Religion beschäftigt.

Lange Zeit suchte der gleich dem Volke der Verfolgung ausgesetzte Priester nur sich dieser zu entziehen; er war durch dieselbe zu sehr heruntergekommen, um Kraft zu haben, Andere zu schützen; er entzog sich den peinlichen Gesetzen, verschaffte dem Volke den geistigen Beistand der Religion und wenn ihm das gelang, so war sein Ziel erreicht. So schloß sich, als der Druck am ärgsten war, der katholische Klerus in seine Kirche, und hielt sich darin auch dann noch verborgen, als Irland seine ersten Schlachten lieferte und seine ersten Siege errang. Der Aufregung von 1778, einem protestantischen Aufstande, blieb er natürlich fern; und bald nachher, als die irische Association auftrat und an alle nationalen Kräfte einen Aufruf ergehen ließ, blieb er anfangs beinahe taub gegen ihre Stimme, und leistete ihr dann nur schüchtern Beistand, den er sogleich zurücknahm, als das Gewitter von 1798 zu donnern begann.

Als jedoch der schreckliche Orkan vorüber war, die Angriffe des Volks aufgehört hatten, revolutionär zu sein, um beinahe gesetzlich zu werden, ein neues Verfahren des Angriffs gefunden wurde, mit welchem man die Früchte der Rebellion zu ernten suchte, ohne sich irgend einer ihrer Gefahren auszusetzen, unermeßliche Gefahren, die der für das Volk und für sich vorsichtige Priester nie aus dem Auge verliert, — nahm sich der katholische Klerus endlich lebhaft der Sache des Volkes an und wurde von diesem Tage an sein wirksamster Vertheidiger, wie der furchtbarste Feind der Gewalt. Es hat in Irland keine politische Krisis gegeben, an welcher der katholische Klerus nicht Antheil genommen hätte. Er war der beständige Bundesgenosse der Association, deren Handlungen und Dekrete er dem Volke erklärte. Keine Wahl geschieht in Irland, bei welcher der katholische Priester nicht seinen Rath, seine Vorschriften gibt. Er nimmt an allen Angelegenheiten des Landes theil, und erhebt bei allen Versammlungen seine Stimme. Oft verwandelt er sich in einen Tribun, und dieselbe Stimme, welche da sagt: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, erklärt es laut für die Pflicht jedes guten Katholiken, gegen den Protestanten zu stimmen, und daß der niedrigste Pächter lieber der Strenge seines Herrn Trotz bieten, als wider sein Gewissen stimmen müsse.

Wir haben schon bemerkt, daß ein Grund der Anhänglichkeit des Volkes an seine Priester in dem Anblick ihres einfachen und bescheidenen Lebens gegenüber dem Reichthum und der Pracht der Hochkirche liege. Dieser Punkt bedarf noch einiger Erläuterung.

England, welches nach Heinrich des Achten Belieben abwechselnd katholisch und protestantisch gewesen war, unter Maria wieder katholisch, unter Elisabeth protestantisch, unter der Republik puritanisch, und nach der Restauration Karls des Zweiten anglikanisch ward, England hielt es ohne Zweifel für genügend, in Irland eine Religion einzuführen, die sich auf das Civilgesetz gründen müsse, damit das ganze Land sie ohne Weigerung annähme. Die anglikanische Kirche wurde also in der Voraussetzung errichtet, daß das katholische Irland protestantisch werden würde, allein alle Verfolgungen, Blutbäder, Grausamkeiten, welche Regierung und Kirche anwandten, um Irland

zum Protestantismus zu bekehren, waren vergebens. Irland ist katholisch geblieben, und gegenwärtig ist es eine durch unumstößliche statistische Dokumente bewiesene Wahrheit, daß die Zahl der Protestanten im Verhältniß zur katholischen Bevölkerung nur halb so stark ist, wie vor zwei Jahrhunderten. Ihre Zahl, die sich im Jahr 1672 zu der der Katholiken wie drei zu acht verhielt, befindet sich jetzt in dem Verhältnisse wie drei zu zwölf, wobei zu den Protestanten alle Secten zusammen, Anglikaner, Presbyterianer, Quäker u. A. gerechnet sind. So ist denn Irland nach der Verfolgung katholischer, als es vor derselben war.

Die Zeit der Religionskriege ist indeß vorüber; man erwürgt in Irland die Papisten nicht mehr, es kommen keine Verbannungen mehr vor, und die peinlichen Gesetze gegen die Katholiken sind allmälig aufgehoben. Die Verfolgung ist verschwunden, die anglikanische Kirche aber geblieben.

Jetzt, wie in den ersten Zeiten der Reformation, gibt es in Irland eine protestantische Miliz, die über die ganze Oberfläche des Landes verbreitet ist.

Die anglikanische Kirche umzieht ganz Irland mit einem großen Verwaltungsnetze; vier geistliche Provinzen, zweiunddreißig Diözesen, eintausenddreihundertsiebenundachtzig Benefizien, zweitausendvierhundertundfünfzig Kirchspiele machen die geistliche Eintheilung des Landes aus. Der protestantische Kultus hat überall seine Einrichtungen, selbst da, wo diese aus Mangel an Anhängern nicht in Ausführung kommen. So zählt man in Irland zweiundvierzig Benefizien und hundertachtundneunzig Kirchspiele, in welchen sich kein einziger Anhänger der anglikanischen Kirche findet. Es gibt ganze Diözesen, in denen die Bevölkerung ausschließlich katholisch ist; trotzdem aber findet hier eine völlig protestantische Einrichtung statt.

Das mit der anglikanischen Kirche verbundene Personal theilt sich in hohe und niedrige Geistlichkeit; vier Erzbischöfe, achtzehn Bischöfe, dreihundertsechsundzwanzig Würdenträger, Dekane, Kanonici, Kanzler, Schatzmeister, Archidiakonen, Präbendarii, Pröpste u. s. w. bilden die hohe Geistlichkeit; die niedere Geistlichkeit umfaßt die übrigen eintausenddreihundertdreiunddreißig Geistlichen, zu denen noch siebenhundertzweiundfünfzig Vikare kommen; eine Menge dieser Bischöfe oder anglikanischen Geistlichen haben Diözesen im Besitz, die ausschließlich von Katholiken bewohnt sind, und haben folglich nichts zu thun, so daß sie oft nicht einmal in ihrer Diözese wohnen. Man hat berechnet, daß im Jahr 1830 unter eintausenddreihundertundfünf Benefizialgeistlichen dreihundertsiebenundsiebenzig waren, die sich nicht auf ihren Posten befanden, und daß es im Jahr 1835 etwa hundertundfünfzig Sprengel gab, in denen weder ein Geistlicher noch ein Vikar wohnte.

Der protestantische Klerus ist übrigens glänzend dotirt. Außer dem Zehnten besitzt er sechshundertsiebenzigtausend Acres Land. Nach der mäßigsten und zuverlässigsten Schätzung belaufen seine jährlichen Einkünfte sich auf mehr als fünf und eine halbe Millionen Thaler, welche gänzlich zu Besoldungen verwendet werden, so daß auch nicht der kleinste Theil der Kirche selbst zu Gute kommt. Muß in Irland eine Kirche oder ein Presbyterium erbaut werden, so wendet man sich an das Parlament. Seit 1800 hat die protestantische Kirche in Irland von dem Parlament zu dem Zwecke die Summe von siebenhundertzweiundachtzigtausendundeinundsechszig Pfund Sterling (etwa fünf und eine halbe Million Thaler) bekommen.

Die hohe Geistlichkeit, deren fast sämmtliche Aemter anerkannte Sinekuren sind, besitzt unermeßliche Schätze, sie verzehrt allein mehr als dreihundertzwanzigtausend Pfund Sterling. Die Bischöfe haben durchschnittlich einunddreißigtausendzweihundertfünfzig Thaler jährliche Einkünfte; die Erzbischöfe etwa fünfzigtausend, der Bischof von Derry mehr als fünfundsiebenzigtausend, und der Erzbischof von Armagh etwa hunderttausend Thaler Revenüen; die Einkünfte des Dekans von Derry belaufen sich auf etwa fünfundzwanzigtausend Thaler. Den Prälaten der anglikanischen Kirche fehlt nichts, was ihnen das Leben angenehm und glänzend machen könnte. Einen schönern Palast als den des Erzbischofs von Armagh kann man sich nicht denken. Inglis, ein englischer Protestant, der Irland im Jahr 1834 durchreiste, beschreibt die Wohnung des Erzbischofs von Cashel, des ärmsten der anglikanischen Erzbischöfe, der nur dreitausendsechshundertundacht Pfund Sterling Einkünfte hat, folgendermaßen:

„Sein Palast ist von köstlichen Gärten umgeben; man findet hier Alles vereinigt, was die Sinne berauschen kann, köstliche Blumenbeete neben den seltensten Gesträuchen, eine unendliche Mannigfaltigkeit an Pflanzen, einsame, duftende Bosquets, Felsen mit einer antiken, köstlichen Ruine, die sich aus Lorbeeren, Akazien, Flieder

und Ebenholzbäumen erhebt. Ein geheimer Gang führt aus den Gärten zu Felsen; den Augen seiner Heerde sich entziehend, begibt der heilige Hirt sich an diesen feierlichen Ort und kann hier ruhig über das Unzureichende der Güter dieser Welt nachdenken." [9.]

---

19. Charakter der Irländer.

Wenn man den irischen Nationalcharakter gerecht beurtheilen will, muß man die traurigen, oben geschilderten Verhältnisse, die Unterdrückung durch England und die Hochkirche in's Auge fassen, weil diese Verhältnisse in ihrer Jahrhunderte langen Dauer einen Schatten auf die sonnige Heiterkeit der Nation geworfen haben. Einer der ältesten Geschichtschreiber Irlands sagt von seinem Volke, daß dessen Tugenden angeboren, dessen Fehler aber aufgedrungen seien. Ohne dieses vielleicht parteiische Urtheil zu unterschreiben, kann man doch nicht in Abrede stellen, daß etwas Wahres in demselben liegt. Ein Beweis dafür ist der Umstand, daß der Hauptfehler, den man den Irländern vorwirft, ihre Faulheit, in der Fremde ziemlich verschwindet. In Amerika, in Australien, ja sogar schon in England kann der Irländer ein fleißiger und andauernder Arbeiter werden. Es muß also Etwas in den Verhältnissen seiner Heimat liegen, das ihm die Arbeit verleidet, oder die Arbeit muß nicht genug lohnen. Ein Unglück für Irland war vielleicht die Einführung der Kartoffeln, welche die Möglichkeit bot, bei verhältnißmäßig geringer Arbeit das Leben zu fristen. Indessen hat das Mißrathen der Kartoffeln und die in Folge desselben eingetretene gespenstige Hungersnoth vom Jahre 1846 bis 1848 dem Volke eine, wenn auch bittere, doch gewiß auch heilsame Lehre gegeben. Wenn die Irländer wirklich faul, leichtsinnig und verschwenderisch gewesen sind, so haben sie schwer genug dafür gebüßt. Vielleicht hat dieses Nationalunglück dazu beigetragen, schroffe Contraste nach und nach auszugleichen, Zwistigkeiten zu schlichten und die Flammen langgenährten Hasses zu ersticken. Es ist ja eine der Segnungen des Unglücks, daß es uns besser, milder, versöhnlicher macht.

Die Irländer waren von jeher berühmt wegen ihres Humors und Witzes, und die Anzahl und Bedeutung humoristischer englischer Schriftsteller irischen Ursprungs gibt Zeugniß dafür, daß dieser Ruhm kein unverdienter ist. An physischem Muthe werden sie von keiner Nation der Erde übertroffen und die Schlachtfelder von zwei Welttheilen, namentlich aber die von Spanien, die sie mit ihrem Blute gedüngt haben, sprechen von demselben. Ihre Phantasie ist lebhaft und heiter; sie sind gesellig und gastfrei, großmüthig und energisch. Freilich schlagen diese Eigenschaften bisweilen in Fehler um. Der Witz macht den Irländer mitunter spottsüchtig, sein physischer Muth artet bisweilen in Rauflust aus. In ihrer lebhaften Phantasie mögen auch ihr Leichtsinn und ihre Abenteuerlust ihre Wurzel haben, während ihre Geschicklichkeit und Gastfreiheit sie mitunter zu sehr zum Trunke geneigt und zu verschwenderisch machen. Wenn man nachforscht, warum die meisten irischen Gutsbesitzer so verschuldet sind, so wird man als Antwort regelmäßig von vielen Gästen, großen Jagden, schwelgerischen Tafeln erzählen hören. Endlich ist ihre Großmuth hin und wieder mit etwas Prahlerei versetzt und ihre Energie wird zuweilen Eigensinn, Starrköpfigkeit. Bei den Bauern kommt zu diesen Fehlern noch eine ziemliche Dosis Aberglauben, wie die mitunter sehr poetischen Gespenstergeschichten, an denen Irland so reich ist, beweisen. Da ist die „Pheka", das gespenstische Pferd, welches den einsamen Wanderer zum Aufsteigen lockt und mit ihm dann über Berg und Thal, über Fluß und See, durch Wald und Hecke, über Sumpf und Moor im athemraubenden Fluge davonsprengt; da ist die furchtbare Gestalt des kopflosen Reiters und das reizende Märchen vom Lande der ewigen Jugend.

In den höhern Ständen Irlands sind die bezeichnenden Eigenthümlichkeiten des irischen Charakters natürlich von dem gleichartigen Firniß, mit dem der Ton die gute Gesellschaft von ganz Europa übertüncht hat, etwas vermischt. Nichtsdestoweniger findet man bei ihnen weniger Steifheit und Herzlosigkeit als bei den Engländern; man fühlt sich schneller und leichter heimisch. Bei

den Frauen hat der ganz leichte Sprachaccent, den irländisches Blut niemals verläugnet, einen eigenthümlichen Reiz.

Irland, die Smaragdinsel, wie es von seinen begeisterten Söhnen genannt wird, ist ein Land, das die leidenschaftliche Liebe, mit der seine Bewohner an ihm hängen, verdient. Umrollt von dem ewigen Ocean, der ihm seine frischen Lüfte, aber nur selten seine düsteren Nebel sendet, genießt es in manchen Theilen eines italienisch milden Klimas. Durchbraust von edlen Strömen, ist es fruchtbar und anmuthig. Seine Wälder sind reich an Wild und seine Ströme an Fischen. Klare Seen spiegeln himmelanstrebende Berge wieder und weite Weideplätze dehnen sich in den Thälern aus. Die Poesie hat einen verklärenden Schimmer um das Land ergossen, die Mythe, die Sage und die Geschichte bekränzen es mit ihrem unvergänglichen Schmucke.

Und dennoch, es ist dieses eine auffallende Thatsache, nimmt in diesem Lande trotz seiner Reize und der Heimatsliebe seiner Bewohner die Auswanderung in einem Grade überhand, der, wenn er anhält, das alte bittere Wort zur Wahrheit machen wird: „Es gibt kein Irland für die Irländer.“ [251.]





IV. Frankreich.

1. Paris und Frankreich.

Auf Paris und sein nächstes Gebiet war der französische Staat beschränkt, als er unter Hugo Capet entstand; von Paris aus ward das übrige Frankreich erworben, erobert, beherrscht. Noch heute trägt das Land die Spuren dieser allmäligen Gestaltung. Auf das Centrum bleibt das eigentliche, das charakteristische Frankreich beschränkt; nur hier trifft man die wahren Franzosen, nur hier im Blessois (dem Gebiet von Blois) hört man das echte, unverfälschte Französisch im Munde des niedrigsten Bauers mit derselben Reinheit, wie von der Bühne oder der Tribüne herab; je weiter man sich von diesem Centrum aus nach irgend einer Himmelsgegend hin entfernt, je abweichender wird die Volksthümlichkeit, je mehr Patois hört man; die französische Sprache selbst erscheint wie ein Fremdling, der sich unter einer andern Nation eingebürgert hat, wenn nicht wie ein Eroberer. Das französische Wesen gleicht einem Stern, der seine Strahlen nach allen Seiten aussendet, von dem aber Paris den Kern bildet; je näher diesem Kern, um desto heller und klarer, während an der Grenze seines Dunst- oder Strahlenkreises die Einwirkung fremder Körper immer fühlbarer wird. Die Bretagne im Westen, die Provence und Gascogne im Süden, wie so ganz verschieden, wie fremdartig in Sprache und Volksthum sind sie, verglichen mit dem innern Frankreich. Auch der aus Deutschland kommende Reisende hat erst eine fremdartige Kruste zu durchbrechen, bevor er den französischen Nationalcharakter entschieden ausgeprägt findet; es ist die deutsche Grenze und sie ist nicht gering an Ausdehnung und Dichtigkeit. Es ist ein langer Streifen deutschen Volksthums, der sich von Dünkirchen bis Besançon hinzieht; unvertilgbar herrschend im Elsaß, jenseit der Vogesen noch kräftig und zäh, in dem nördlichen Lothringen sich noch weit ins Land hinein erstreckend, verschwimmt derselbe nur allmälig im eigentlichen Franzosenthum.

Aber wie mächtig dieses Herz von Frankreich, Paris, pulsirt, wie abhängig alles Land von diesem Centrum ist, das läßt sich überall in den Provinzen und Provinzialstädten erfahren. Da sind wir in Orleans, dieser an sich so reichen Stadt, gelegen am schilfreichen Strom der Loire, an Straßen, die fast alle Provinzen des Landes mit der

Regierung verknüpfen; aber nahe an Paris, durch die Eisenbahn ihm noch mehr genähert, ist es todt, kleinstädtisch, als wäre es die Vorstadt der Königin des Landes. Und ob wir der Zaubergewalt dieser Stadt entfliehen wollten und nach Bordeaux eilten in das Gewühl von mehr als 130,000 Einwohnern — auch diese 130,000 sind nicht selbständig, eine Eintönigkeit des Lebens überschleicht uns wie Langeweile, mitten im Gedränge der Straßen und Plätze fühlen wir eine Leere, die im großen Theater der Stadt noch leerer erscheint. Denn es ist Alles so arm und klein neben Paris. Und mag sich Lyon, das große, reiche, bevölkerte Lyon, noch so titanisch aufbäumen, mag es noch so blutige Insurrectionen versuchen, es bleibt dem Einen gewaltigen Paris unterworfen, das einst sogar den herostratischen Ausspruch that: Lyon ist ausgestrichen von der Reihe der Städte! Auch in den Schluchten der Pyrenäen, wo ein neues Volksleben hervortritt, sowie an der Küste des mittelländischen Meeres zu Marseille, wo fremde Wellenschläge die Kreise beirren, die Paris erzeugt, auch da noch herrscht es. Ja, das ganze Frankreich hat nur als Totalität Werth und Geltung, nur Paris allein ist als Einzelnes selbständig. Wer Deutschland zum ersten Male verläßt und sonst nichts gesehen hat, als Mittelstädte, wie Köln, Frankfurt, Hamburg, der hat mehr Welt gesehen, als er in Frankreich sehen wird, so lange er nicht Paris sah: denn an die Selbständigkeit der deutschen Städte erinnert hier nichts oder wenig und zwar in sehr absteigender Potenz. So hat, um nur Einiges hervorzuheben, jede bedeutende Stadt in Deutschland Lesehallen mit ausländischen Zeitungen, in Frankreich sucht man vergebens darnach, oft selbst an den Grenzen. Ich schweige von Straßburg, das noch zu deutsch ist. Allein in dem nahen Nancy trifft man nur Ein Exemplar der Augsburger Allgemeinen Zeitung, im Innern nichts, nur in dem mit Hamburg commercirenden Bordeaux, der vielen daselbst angesiedelten Deutschen wegen, einige deutsche Zeitungen, dagegen in dem nördlicher gelegenen Nantes keine, selbst nicht einmal englische oder spanische, trotz des lebhaften Handels mit den betreffenden Ländern, natürlich wenige Privatpersonen abgerechnet. Paris allein gewährt dem Fremden einen regelmäßigen täglichen Ueberblick über seine Heimat in seiner Sprache. In Paris allein wird der Fremde durch seiner Heimat entlehnte Vergnügungen u. s. w. an dieselbe erinnert und zwar der Deutsche wie der Russe und Spanier; ja selbst der Chinese, der sich einmal hierher verirrt, wird hier und da einem Schatten aus dem Theelande begegnen. Paris allein hat Alles, hat mehr als das ganze Frankreich zusammen: es hat die einzige Universität im großen deutschen Maßstabe, hat allein umfassende Sammlungen für Wissenschaft und Kunst, gibt allein ein Bild von dem Fortschritt der Zeit im Ganzen, hat eben allein Alles, was Frankreich nicht hat, und der bacchantische Lärm dieser Stadt mit ihrem Volksgewühle, ihren Concerten, ihren Barrikadenschlachten muß in dem entlegensten Departement und der belebtesten Stadt des Innern widerhallen! Wo würde man nicht daran erinnert! Wir sind in einer Stadt von 100,000 Einwohnern, wir gehen ins Café, man stellt uns einen Stelzfuß vor, der sein Bein für die Freiheit geopfert hat. Wo hat er es verloren als in Paris? Paris macht die Barrikaden, macht die Geschäfte für das ganze Land und die größte Stadt des Innern muß ihm gehorchen. — Wir sind im Süden, Gensdarmen führen einen jungen, listigen Burschen vorüber — wohin? nach Paris; er hat sich selbst angegeben, wegen eines Verbrechens, das er in Paris begangen habe, und soll nun vor das Tribunal daselbst gestellt werden. Er kommt an — kein Wort ist wahr, weder von dem Verbrechen, noch von einer sonstigen Angabe, der verschmitzte Bursche hat nur auf diese Weise die Reise nach Paris umsonst machen wollen, nach jener Stadt, die ihn magnetisch anzog, die ihm goldene Berge versprach! Die Anekdote ist wahr, sie ist nicht nur einmal, sie ist vielmal geschehen.

Gehen wir nach Saumur; es ist eine anmuthige Stadt und nach deutschen Beispielen groß und lebhaft genug, um selbständiges Interesse zu haben. Wir sind in einem Zirkel, da tritt ein Freund ein, den man erwartete, es ist der Secretär eines berühmten Pariser Journalisten oder Autors, man fragt ihn nach Neuigkeiten aus der Hauptstadt und die Gesellschaft lauscht dem Erzähler, der seinen Pariser Mund recht voll nimmt, mit einer Aufmerksamkeit, als wohnten sie nicht in einer belebten Stadt, nein, in einem Dorfe. Und es ist wahr, die hübsche Stadt ist neben Paris nur ein Dorf.

Oder wohnen wir einer fête agricole im Departement bei. Die Stadt ist sehr groß, wo sie gefeiert wird, daß aber das ganze Programm des Festes ihr vom Minister aus Paris geschickt wird,

daran ist sie gewöhnt. Das Programm blos? Nein, selbst die blauen seidenen Schleifen, die die Commission des Festes dort im Knopfloch trägt, selbst diese sind von Paris mitgeschickt worden, als ob eine Bevölkerung von 80,000 Seelen keinen Bandladen besäße! — Wir sind in Tours, kehren wir in einer Volksauberge ein; alle Provinzen sind vertreten, Paris das Einzige hat sein Contingent gestellt. Aber dieser Pariser, hat er denn allein Recht im Gespräch? Wahrhaftig, diese Stadt muß ihm ein ungeheures Selbstgefühl geben, daß er allen Provinzen zusammen imponiren will. Ja so groß, so gewaltig ist Paris, daß jede Regierung von Stephan Marcel's Zeiten an, in den englischen Kriegen, zur Zeit der Ligue wie der Fronde, ja selbst zur Zeit des Convents davor zitterte, daß Ludwig Philipp es vergebens durch Bastillen zu bändigen suchte und daß auch die napoleonische Regierung es für nothwendig hielt, Alles, was politisch gefährlich schien, daraus zu verbannen. [155.]

---

2. Pariser Strassenindustrie.

Seit langer Zeit gilt Paris für die Hauptstadt der civilisirten Welt; das ist ein alter, weitverbreiteter, aber nichtsdestoweniger unberechtigter Glaube. Man hätte Paris richtiger die Stadt der Tausend und Einen Industrie nennen sollen.

Paris zeigt niemals das nackte, mit offenen Schwären bedeckte Elend, welches Einem sonst wol entgegentritt. Das hat seinen natürlichen Grund. Wenn der Pariser unglücklich ist, braucht er nur Einen Schritt zu machen, um in eine bessere Lage zu kommen. Jede Jahreszeit bietet ihm neue Existenzmittel, jeder Tag schafft ihm neue Hülfsquellen. Daher ist auch das Pariser Elend stets mit einem trügerischen Schein von Wohlhabenheit überfirnißt; es hat sehr oft keine Strümpfe an, aber es trägt immer blankgewichste Stiefel.

Mit dem zwanzigsten Jahre wird der Pariser Gamin vernünftig, und da er einsieht, daß sein bisheriger Lebenswandel nothwendig ein Ende nehmen muß, so steckt er sich in die Soldatenuniform und sammelt Lorbeeren für 5 Centimes Tagelohn. Im Fall er Protektion hat, wird er Marchand de crimes.

Da er als „Mord- und Todtschlags-Verkäufer" gewohnt ist, den ganzen Tag auf der Straße zuzubringen, hat er die Gewohnheit verloren, für häusliches Unterkommen zu sorgen. Wenn es die Jahreszeit gestattet, streckt er sich der Länge nach auf den Quais, auf den Brücken, unter den Schoppen der Markthallen oder sonstwo nieder; im entgegengesetzten Fall spricht er von Zeit zu Zeit bei einem Kameraden ein oder schläft für einen Sou in den öffentlichen Schlafsälen. Der Marchand de crimes genießt unter seinen Bekannten einiges Ansehen. Im Allgemeinen ist er ein ganz unschuldiger, tugendsamer Mensch, obschon er sein Leben in einer Atmosphäre von Schändlichkeiten und Verbrechen zubringt, Morgens von einem Selbstmorde frühstückt und Mittags von einem Raubmorde seine Zeche bezahlt.

Weil aber die Stelle eines Verbrechenhändlers nicht so leicht zu haben ist, so schafft sich der Pariser eine Leiter, einen Pinsel und eine Leimbütte an, um sich als öffentlicher Anleimer (afficheur) zu constituiren. Als solcher theilt er dem Publikum jeden Morgen die Theaterzettel mit, und wenn das Geschäft beendet ist, trägt er Annoncen herum, wofern es ihm seine Kräfte noch erlauben; denn heutiges Tages sind die Annoncen so groß, daß herkulische Stärke dazu gehört, um sie anzukleben und herumzuschleppen.

Mit dem Annoncen-Anleimer steht in gleichem Range der Adressen- und Prospektus-Austheiler, distributeur d'adresses et de prospectus, welcher am Ausgang der belebtesten Passagen, am Pont-neuf, in den volkreichsten Straßen aufgepflanzt ist.

Eine bemerkenswerthe Gestalt der Straßenindustrie ist der Anbrenner, allumeur, ein wahrer Brander, welcher gegen die Käufer auf ruhiger See ausgeschickt wird. Seine Amtsverrichtungen beschränken sich einfach darauf, vor einem Ausstande sich das Ansehen zu geben, als ob er die ausgelegte Waare genau untersuchte. Wenn ein Käufer sich nähert, läßt er geschickter Weise einige lobpreisende Worte fallen, bezahlt den verlangten Preis, ohne zu feilschen, und stellt sich hocherfreut,

einen so glücklichen Kauf gethan zu haben. Lange zuvor, ehe diese Industrie auf die Straße herunterkam, ward sie in den höheren und höchsten Kreisen der Gesellschaft geübt. Unter den Straßengewerbsleuten, welche sich mit Vorbedacht, Gewalt, Hinterlist, kurz mit allen Anzeichen deutlich ausgesprochener Gaunerei auf das Publikum stürzen, heben wir besonders Einen hervor, welcher den Käufer und Zuschauer im eigentlichsten Sinne des Worts beim Kragen nimmt; wir meinen den Dégraisseur, welcher angeblich Fett- und andere Flecken aus den Kleidern macht. Dieser Ehrenmann hält sich gewöhnlich auf den Boulevards oder Quais auf. Um die öffentliche Aufmerksamkeit zu fesseln und um seinen Ausstand herum die größtmögliche Anzahl von Fracks zu versammeln, lockt er die Vorübergehenden in der Regel durch das Schauspiel einiger Schlangen und Vögel herbei. Sobald der Kreis sich gebildet hat, durchfliegt der Dégraisseur mit einem Adlerblick die Reihen der Umstehenden, und indem er geraden Wegs auf das ehrlichste und gutmüthigste Gesicht zuschreitet, faßt er mit der einen Hand den Kragen des Fracks und läßt mit der andern den weißlichen Schaum seiner Seife auf den ganz sauberen Umschlag tröpfeln. Während der auf diesen raschen, unvermutheten Ueberfall nicht gefaßte Patient sich einer unerbetenen Wohlthat, die sich in Strömen über seine Kleider ergießt, zu erwehren sucht, hält der Dégraisseur den sträubenden Frack fest und beginnt unverdrossen seine Demonstration: „Voyez, Messieurs, cet habit faisait mal à voir, tant il était malpropre. Jamais je n'avais vu quelque chose d'aussi sâle et d'aussi dégoutant que l'habit de Monsieur. Mon savon va faire disparaître toutes ces souillures.“ Nach diesem pathetischen Exordium beruhigt sich der Patient und der Doctor fährt fort: „Voyez, Messieurs! j'imbibe le revers, je frotte l'étoffe légèrement, puis plus fort, je la mouille, je l'essuie; il n'y a plus rien. Examinez!“ und indem er das geängstigte Schlachtopfer losläßt, schließt er tröstend: „Monsieur peut maintenant marcher, la tête n'est que 5 sous, Monsieur, et ce morceau de savon vous appartient.“

Ein würdiges Gegenstück zu dem Fleckenreiniger ist der Stiefelputzer, décrotteur, dieser packt uns im Vorübergehen unversehens beim Fuß, zieht ihn auf seinen Wichskasten und bürstet lustig darauf los. Wenn er mit der Arbeit halb fertig ist, fordert er seinen Lohn, und im Fall wir ihn verweigern, läßt er uns mit einem blanken und einem schmutzigen Stiefel abziehen.

Der Dritte im Bunde des Fleckenreinigers und Stiefelputzers ist der Zahnauszieher, arracheur de dents, welcher die Zähne unter Pauken- und Trompetenschall ausreißt, auch Heilmittel gegen Zahnweh und Hühneraugen verkauft.

Die Theaterwelt gewährt einer großen Anzahl von Parisern Beschäftigung und Unterhalt. Ohne die ehrenwerthe Claqueur-Zunft in Anschlag zu bringen, treffen wir hier die Billetverkäufer, ferner die Contremarkenhändler, die Programmausrufer, endlich die Platzspekulanten.

Der Gürtel der Boulevards, welcher Paris umschließt, ist der wahre Schauplatz dieser Hellerindustrie ohne Feuer und Obdach. Hier bietet uns Einer seine Spazierstöcke en fer creux an, les seules autorisées par la police, wie er sich ausdrückt; zehn Schritte weiter sollen wir eine chaîne de sureté oder Gelegenheitsbrillen untersuchen; Dieser verkauft Hemdknöpfchen à 5 Sous, Jener Falzmesser à 50 Centimes, ein Dritter Ohrlöffel à 5 Centimes, ein Vierter crayons impermeables à 2 Sous.

All diese mannigfaltigen Industriezweige haben ihren Grund und Boden noch in wirklichen oder eingebildeten Bedürfnissen des Publikums; aber es gibt eine große Anzahl von Erwerbsarten und Thätigkeiten in Paris, welche lediglich der Curiositätensucht der Franzosen ihr Bestehen danken.

Als ich einst einen Spaziergang auf den Boulevards machte, sah ich vor einem Hause unweit der Porte St. Martin eine Gruppe Neugieriger, und als ich mich derselben näherte, bemerkte ich in einem Schaufenster dieses Hauses, in welchem ein Panorama zu sehen war, eine menschliche Figur, die, als hätte sie ein Uhrwerk im Leibe, langsam und in genau abgemessenen Pausen den Kopf und den rechten Arm bewegte. Es entspann sich unter den Zuschauern ein Disput wegen dieser Figur. Einige behaupteten, sie wäre nicht von Wachs, wie der Anschein vermuthen ließe, sondern von Fleisch und Bein, was deshalb Widerspruch fand, weil die Figur, die der blendenden Mittagssonne und unzähligen neugierigen Blicken ausgesetzt war, auch nicht im Mindesten mit der Wimper zuckte.

Während man disputirte, machten sich mehrere Gamins den Spaß, durch verschiedene Albernheiten, die sie so zu sagen dicht unter der Nase der Figur ausführten, dieselbe zum Lachen zu bewegen. Sie lachte aber nicht, und man hörte

schon auf, an dem wächsernen Dasein dieser Gestalt zu zweifeln, als der Vorhang fiel und nach einigen Sekunden die fragliche Gestalt mit einer dampfenden Pfeife an die Thüre kam.

Der Mensch, hörte ich später, besitzt das Talent, stundenlang unbeweglich zu stehen; durch dieses Talent ernährt er sich.

Es gibt in Paris Leute, denen ihr häßliches Gesicht ein leidliches Dasein verschafft. So habe ich in der Nähe meiner Wohnung einen Menschen kennen gelernt, der, ein wahres Affengesicht, sich dadurch Geld erwirbt, daß er Carrikaturmalern als Modell dient. Sein Mangel an Reiz sichert ihn vor Mangel an Brod.

Fast den ganzen Winter hindurch wurde im Cirque ein großes Spektakelstück: Bonaparte, gegeben. Der Schauspieler, der die Titelrolle gab, ist sehr mittelmäßig, und dennoch ward die Rolle keinem andern gegeben. Und warum? weil er eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Kaiser hat. Sein Gesicht ist seine Rente; sein ganzes Genie besteht darin, daß er dem größten Genie ähnlich sieht.

Ein curioses Geschäft haben die Epileuses, die Frauen, die ihren eiteln Mitschwestern die Haare aus dem Kopfe reißen, die grauen nämlich. Dieses Geschäft rentirt sich durchaus nicht schlecht; und da es in Paris viele Damen gibt, die mit der unartigen Zeit Händel anfangen und sich deshalb in allerlei Verjüngungsprozesse einlassen, so haben diese Epileuses für ihre rauffüchtigen Finger immer Beschäftigung, besonders wenn sie ihr Metier gut verstehen. Es gibt keine Leidenschaft, keine Albernheit, keine Dummheit, die nicht in Paris von der Industrie ausgebeutet würde. Wie viele Menschen leben in Paris vom Kartenschlagen! Aber das Kartenschlagen, das in deutschen Städten von alten häßlichen Weibern im Geheimen betrieben wird, ist hier ein Geschäft, ein öffentliches Gewerbe, dem die äußere Eleganz nicht fehlt. Die berühmte Madame Lenormand hat hier unzählige Nachfolgerinnen, die ihre Orakel verkaufen.

Die Sorge um das tägliche Brod zwingt den Erfindungsgeist zu der originellsten Thätigkeit. So habe ich beim Beginne des Frühlings Leute gesehen, die ganze Bataillone rauflustiger Maikäfer feilboten. Jeder dieser Maikäfer stand aufrecht in einem papiernen Panzer und hatte an einem der Vorderbeine als Rappier einen Strohhalm, mit dem er seinem Gegner an den Rüssel fuhr. Der Strohhalm ward an das Vorderbein angeleimt und die Duellanten, die sich gern ihrer Waffen entledigt hätten, machten zum Ergötzen aller Schaulustigen die possierlichsten Bewegungen und fanden leicht Käufer. Diese Ausbeutung der Maikäfer durch den Menschen ernährt vielleicht einen Monat hindurch zahlreiche Familien.

Und doch haben diese und ähnliche Erwerbszweige, so sonderbar und eigenthümlich sie auch sind, nichts, was mit dem Anstande und der Sitte im Kampfe stünde. Wie tausendfältig sind erst die Gewerbe, durch welche das Laster in geheimen und verborgenen Schlupfwinkeln sich ernährt!

[120. 103.]

3. Blagueur und Blague.

Blagueur! — Man wird dieses Wort vergebens in einem französischen Wörterbuche suchen, denn es gehört nicht zur weißen Wäsche der französischen Sprache und die Akademie, die sehr auf holländische Reinlichkeit hält, hat es daher nicht aufgenommen. Dennoch ist es ein Wort, das jeder Franzose fast jede Minute im Munde führt. C'est un blagueur! C'est une blague! Il blague! kann man in Paris jeden Augenblick hören!

Blaguer heißt eigentlich blauen Dunst machen. Nun, das könnten wir Deutsche zur Noth auch. Aber das Wort drückt zugleich die Art aus, wie man diesen Dunst bereitet, und in dieser Bereitungsart sind die Franzosen Meister.

Als ich mich, erzählt Kalisch, einem Friseur auf dem Boulevard des Italiens zur Verschönerung übergab, fuhr der Haarkünstler, bedenklich den Kopf schüttelnd, auf dem meinigen herum. Er schien so sehr bestürzt, daß ich ihn erschrocken fragte, ob er irgend ein Unglück in meiner Frisur entdeckt habe. Er sagte mir hierauf, daß mein Kopf auf eine schreckliche Weise vernachlässigt sei, und als ich ihm versicherte, daß erst vor einigen Tagen einer seiner Collegen seine Kunst daran probirt, antwor-

tete er: „N'importe! celui qui vous a arrangé les chevaux n'est pas philocome.“ Er sagte darauf, daß er nicht nur philocome, sondern le plus philocome sei. Alles, was er nun mit meinem geplagten Kopfe anfing, geschah zu Nutz und Frommen der Philocomie. Er goß mir eaux philocomes aufs Haar und nannte mir einen berühmten Chemiker, dem es nach sehr langen Studien und dem tiefsten Nachdenken gelungen, dieses haarliebende Wasser zu erfinden, das zwar sehr theuer sei, aber wegen seiner unzähligen Tugenden nicht theuer genug bezahlt werden könne. Der Mann entwickelte eine solche Beredsamkeit und brauchte dabei solche originelle rhetorische Figuren, daß ich eben so wenig müde wurde ihn zu hören als er zu sprechen. Er ließ sich aber seine Philocomie und seine rhetorischen Blumen theuer bezahlen. Als ich einem Franzosen von diesem Friseur erzählte, sagte er: C'est un blagueur!

Man kann in Paris keinen Schritt gehen, ohne auf eine Blague zu stoßen. In einer Kneipe, wo man für achtzehn Sous dinirt, hört man von einer Dame de Bureau sprechen. Diese Dame ist aber nichts mehr und nichts weniger, als die Köchin, und das Bureau ein auf einem Küchentische liegendes Brett mit einem Bogen Papier, auf welchem sie die eingehenden Sousstücke zusammenaddirt. Für die kleinsten und gemeinsten Dinge erfinden sie die größten und wohlklingendsten Namen. Kugeln, die aus Sägespähnen und Kolophonium bestehen, um das Anzünden des Holzes zu erleichtern, nennen sie boulets pyrophiles und Bäder, in denen nichts Anderes ist, als unschuldiges Wasser, heißen sie: Bains hydropathiques.

Unsere deutschen Philosophen beuten für ihre abstraktesten Abstraktionen nicht so sehr die alten Sprachen aus, als die Franzosen für die allerordinärsten Gegenstände.

In einer so ungeheuern Stadt wie Paris ist es eine große Kunst, sich bemerkbar zu machen, und diese Kunst erfordert Charlatanerie.

Es war an einem Sonntag, als ich die Champs elysées besuchte. Dort befand sich auf einem Platze ein undurchdringlicher Menschenknäul, der neugierig nach einem Punkte gaffte. Ich strengte meine Ellenbogen an und sah bald, daß der Gegenstand dieser Neugierde ein junger Mensch war, der, einen hellen Burnuß mit goldener Stickerei um die Schultern und einen Fez auf dem Kopfe, in einem Wagen stand und den Honig seiner Suade fließen ließ. Er sagte, daß er eine neue Art Bleifedern erfunden, die an Vorzüglichkeit alle Bleifedern überträfen, die je der menschliche Erfindungsgeist in's Dasein gerufen. Er nahm eine solche Bleifeder in die Hand und sagte: Womit schneiden Sie die Bleifedern, meine Herren? — „Natürlich, mit einem Federmesser“, werden Sie mir antworten. Meine Bleifedern braucht man aber mit keinem Federmesser zu schneiden, jedes beliebige Messer genügt. Er holte nun ein ungeheueres, säbelartiges Messer herbei, hieb wild in eine Bleifeder und als er sie nach einer Sekunde mit einer außerordentlichen Fertigkeit zugespitzt, sagte er: Sie sehen, meine Herren, daß man mit diesen Bleifedern durchaus nicht delikat umzugehen braucht. Sie zweifeln noch? — Gut! Ich will Sie bald eines Bessern belehren. Sehen Sie dieses Brett, das ich jetzt ergreife? Dieses Brett ist von Eichenholz. In dieses Brett werde ich mit einem Hammer die Spitze dieses Bleistiftes treiben, ohne daß sie bricht. Die Menge gafft; der Bleistifthändler nimmt den Hammer und schlägt den Bleistift in das Brett hinein. Aber er thut noch mehr. Er schlägt mit der Spitze der Bleifeder ein Stück nach dem andern von dem eichenen Brette, ohne daß nur das geringste Stückchen von der Bleifeder abspringt, mit der er nun auf einen großen Bogen verschiedene Figuren zeichnet.

Um zu beweisen, daß jede seiner Bleifedern dieselbe Eigenschaft besitzt, greift er rechts und links aus den vor ihm aufgehäuften Bleifedern, spitzt eine nach der andern mit dem bereits erwähnten langen Messer und schlägt große und kleine Stücke von dem Eichenbrette, daß die Splitter unter die Menge fliegen. Dabei spricht er beständig, macht Witze und pikante Bemerkungen über politische und soziale Zustände der Gegenwart und sucht auf diese Weise das Publikum in horchendem und gaffendem Zustande zu erhalten.

Als er die Vortrefflichkeit seiner Waaren genug dargethan zu haben glaubte, sagte er: Ich bin eigentlich gar nicht da, um diese Bleifedern zu verkaufen, sondern um meine Firma bekannt zu machen. Wie fange ich dies aber an? Nun sinnt er eine Weile mit verschränkten Armen nach und schlägt sich dann mit den Worten: Il me vient une idée! vor die Stirne.

Diese Idee besteht darin, daß er Jedem, der ein Vierteldutzend seiner Bleifedern kauft, eine versilberte, dem, der ein halbes Dutzend kauft,

eine vergoldete Medaille als Prämie gibt. Diese Medaille zeigt auf einer Seite das Portrait des Verkäufers, auf der andern die Firma desselben. Nun greift die Menge zu, und ich habe gesehen, daß er während fünf Minuten mehr als zwanzig Franken gelöst.

Als ich einige Wochen später die Champs elysées wieder besuchte, sah ich denselben Bleifedernhändler wieder. Ich drängte mich herbei, um zu hören, ob er sich in seinen Reden wiederholte. Er wiederholte sich aber nicht, sondern faßte das Publikum diesmal an einer andern Seite. Ich weiß recht gut, sagte er, was die Welt von mir denkt. Sie denkt: der Mensch, der hier auf dem Wagen steht mit dem hellen Burnuß um die Schultern, mit dem Fez auf dem Kopfe und dem rothgekleideten Orgelburschen hinter sich, ist ein Charlatan. Nun, meine Herren, ich gestehe frei und offen, daß ich ein Charlatan bin. Ja, ich bin ein Charlatan, weil ich in einem solchen Kostüm vor Ihnen stehe. Aber ich frage Sie, meine Herren, würden Sie in so großer Menge vor mir stehen, wenn ich nicht in solchem Anzuge vor Ihnen erschiene? Würde die Vortrefflichkeit meiner Waare allein genügen, Ihre Aufmerksamkeit an sich zu ziehen? Gewiß nicht! Sehen Sie nun, so ist die Welt. Das wahre, das bescheidene Verdienst wird nicht beachtet, wenn es nicht die Maske der Charlatanerie borgt. Wer ist nun Schuld daran, daß ich so vor Ihnen stehe, ich oder die Welt?

Diese Blague verfehlte ihren Zweck durchaus nicht. Das Publikum kaufte mehr als je, so daß er nach einer Viertelstunde mit seiner Waare, die in der That vorzüglich war, aufgeräumt hatte.

[103.]

---

4. Höflichkeit des Franzosen.

Unter die vielen Entbehrungen, die der Deutsche in Paris zu leiden hat, gehört besonders die Grobheit, und ein ächter Deutscher ist ordentlich froh, in diesem glattgeschliffenen Paris zuweilen einen frisch angekommenen Landsmann zu finden, mit dem er eine ungeschliffene Stunde verbringen kann.

Der Franzose ist nie grob, nicht einmal da, wo er grob zu sein ein Recht hätte. Grobheit ist das Brod des Lebens. Wir Deutsche haben es, Gottlob! bis zum Pumpernickel gebracht; die Franzosen kennen aber nur Weißbrod und Biscuit.

Der Franzose könnte gar nicht grob sein, selbst wenn er wollte. Seine Sprache erlaubt es nicht. In der französischen Sprache sind alle Vertiefungen so sehr ausgefüllt, alle Höhen so sehr abgetragen, daß sie selbst den originellsten Menschen, der sich gern vertiefte oder verstiege, immer zwingt, auf der großen Heerstraße zu bleiben und sich von der übrigen Welt nicht abzusondern. Der Franzose kann sich mit seiner Sprache nicht das Mindeste erlauben. Sie ist abgeschlossen; sie hat ihre bestimmten, unabänderlichen Formeln.

Welchen Reichthum besitzt schon der Deutsche in der Anrede an eine zweite Person! Er sagt: Du, Er, Man, Ihr, Sie; und nur ein Deutscher kann wissen, welcher Schatz von Grobheiten in die breite und tiefe Kluft zwischen dem vertraulichen „Du" und dem gemessenen „Sie" geworfen werden kann. Die französische Sprache aber kennt nur ein armseliges „vous" oder „tu."

Der Franzose redet Jeden mit „Monsieur" an. Der Chiffonnier wird eben so gut mit Monsieur angeredet, wie der Marschall von Frankreich. Dieses „Monsieur" ist stereotyp. Man kann nichts hinzuthun und nichts davonnehmen.

Der Franzose nennt die Höflichkeit politesse, ein Wort, das sich gar nicht in's Deutsche übersetzen läßt. Der Franzose ist poli, d. h. gehobelt. Die Politesse ist ihm eigenthümlich, ist ihm angeboren, anerzogen. Sie ist bürgerlich. Wir Deutsche beziehen aber die Hobeln vom Hof, und nur die Grobheit ist bei uns bürgerlich. Die bürgerliche Grobheit kommt bei uns nie an den Hof und die Höflichkeit der deutschen Höfe kommt niemals in die niedere bürgerliche Luftschichte.

Nirgends kann man den Mangel oder den Reichthum an Politur bei den Menschen so genau kennen lernen, als wenn man sie zanken sieht. Ich habe in Paris oft Händel anfangen sehen; ich habe hier oft Menschen aus der niedrigsten Volksklasse im Zanke beobachtet; aber sie haben sich gewöhnlich nur Witze, keine Grobheiten an den Kopf

geworfen. Wenn sich Franzosen zanken, so kochen sie auf und ein, wie ein Topf Salzwasser; je mehr Zorn sie verdunsten, desto mehr Salz lagern sie ab.

Der Franzose ist überhaupt zu konventionell, um grob zu sein, vor Allem ist es aber, wie gesagt, seine Sprache, die ihn daran hindert. In den Arsenalen der französischen Sprache gibt's nur feingeschliffene Klingen und scharf zugespitzte Lanzen. Sie können daher nur geistreich plänkeln, aber keine Schlachten liefern. In den Rüstkammern unserer Sprache aber ist so viel Ueberfluß an grobem Geschütz, daß uns nichts widerstehen kann, wenn wir Batterien auffahren. Der Franzose hat zwei Worte, die er gewöhnlich im Zanke seinem Gegner an den Hals wirft: „vous m'ennuyez" und „vous m'embêtez." Der Franzose kennt nichts Schlimmeres als die Qualen, die man seiner Geduld bereitet. Ihn langweilen, ihn ungeduldig machen ist das Aergste, was man ihm thun kann. Die Langeweile ist ihm ein tiefer Schmerz und er hat für Beides ein gemeinschaftliches Wort: ennui. Wer den Franzosen gähnen macht, ist sein Feind, dem gegenüber er keine Großmuth kennt.

Was das Wort embêter betrifft, so hat die Akademie demselben kein Obdach in ihrem Dictionaire gegeben. Embêter heißt „andummen", der geistreiche Franzose kann sich aber keine größere Untugend denken, als die Dummheit. —

Der Franzose ist gewöhnlich witzig, wo er grob sein muß; der Deutsche ist aber gewöhnlich grob, wo er witzig sein soll. Ob aber der Witz oder die Grobheit mehr Vorzüge habe, das ist eine Frage, die sich leichter aufwerfen als beantworten läßt. [103.]

---

5. Im Volkstheater.

Der Franzose kennt kein Wein- oder Bierhausleben. Mäßig wie er ist, wäre es ihm unmöglich, einen ganzen Abend am Kneipentische zuzubringen wie der Deutsche. Auch bedarf seine Phantasie einer steten Aufregung. Wie er im Leben das Theatralische liebt, so sieht er auch gern im Theater das Leben abgespiegelt. In jedem Franzosen steckt ein Schauspieler, und die Bretter, die die Welt bedeuten, sind für ihn eine Welt, von deren Zauber er sich gern bannen, von deren Illusionen er sich gern fesseln läßt. Diese Leidenschaft für's Theater ist in beiden Geschlechtern, ist in dem Knaben, wie in dem Greise gleich lebhaft. Das letzte Fünfsousstück geben sie für einen Platz im Theater hin und vergessen den Hunger, wenn sie auf der Galleriebank sitzen.

Es ist unglaublich, wie kindlich das Pariser Volk ist, dieses Volk, das in einem Zeitraum von sechs Lustren mehr Geschichte gemacht hat, als andere Völker in sechs Jahrhunderten. Ein Intriguant auf der Bühne setzt sie fast eben so sehr in Wuth, wie ein Intriguant, der ihnen im wirklichen Leben begegnet, sowie jede Großthat auf den Brettern sie zur Bewunderung hinreißt.

Zwei Seiten des Pariser Volkes sind es besonders, die in den Volkstheatern am meisten auffallen: die Liebe für den Witz und für die Bravour.

Jeder Franzose, wenn er auch selbst nicht witzig ist, hat doch Sinn für den Witz. Er kann dieses Salz des Geistes eben so wenig entbehren, wie das Salz, das seine Nahrung würzt. Es ist kaum ein Witz so fein, daß er ihm entginge, ja, wo der Dichter eine passende Stelle für den Witz unbesetzt gelassen, findet sich gewöhnlich Einer oder der Andere aus dem Volke mit dem seinigen ein. Sie ergänzen gern den Poeten und ich habe am meisten ihren Reichthum an guten Einfällen bewundern müssen, wo der dramatische Autor eine auffallende Armuth daran gezeigt hat.

Ebenso sehr wie den Witz, lieben sie die Bravour, den Muth, der vor keiner Gefahr zurückschreckt, und es vergeht wol selten ein Abend, wo nicht wenigstens eines von den in den Volkstheatern dargestellten Stücken sich um eine Großthat dreht. Daß die größten Helden in diesen Stücken fast immer Franzosen sind, versteht sich von selbst. Der Franzose hält sein Volk für das tapferste, für das ritterlichste. Er spricht zwar andern Nationen den Muth nicht ab; aber den Muth par excellence, den welthistorischen Muth, den Muth, der Bastillen erstürmt und die Kanonen auf den St. Bernhard trägt hält er für eine ausschließlich französische Tugend.

Der Franzose liebt aber, wie gesagt, das

Theatralische, das Pompöse, die Draperie. Er ist nicht gern im Stillen, nicht gern im Verborgenen tapfer; er will vielmehr, daß man seine Heldenthaten sehe, daß man sie bewundere, daß man von ihnen spreche: mit einem Wort — er will Effekt damit machen. Die französische Bravour ist daher selten ohne theatralischen Apparat; auf dem Theater ist aber dieser Apparat doppelt groß. Ich spreche hier nicht von dem Cirque, wo man die Schlachten von Marengo und Austerlitz aufführt und mehrere Dutzend Pferde auf die Scene kommen, wo ganze Bataillone Feuer geben und Kanonendonner das Kommando der Marschälle übertäubt: ich spreche hier von den kleinern und kleinsten Theatern, von den Theatern à quatre sous. In jedem dieser Theater wird fast jeden Abend geschossen, denn der Franzose muß Pulver riechen, sonst ist seine Freude nur eine halbe Freude. Büchsenknall ist ihm die schönste Musik; er kann sich nie satt daran hören. Vom kleinsten Knaben bis zum ältesten Graukopf geräth Jeder in Extase, sobald auf den Brettern ein Schuß fällt.

Nirgendwo kann man sich von dem militairischen Geiste der Franzosen so sehr überzeugen, wie in diesen Theatern, die der unmittelbarste Ausdruck des Volkscharakters sind. [103.]

---

6. Die Elyseischen Felder.

Was mit Ausschluß der Theater sich als öffentlicher Vergnügungsort bezeichnen läßt, dem entspricht weder der Garten der Tuilerien oder des Luxemburg noch der Park von Monceaux. Alle drei sind Gärten zum Lustwandeln oder Ausruhen, zum Lesen oder Nachdenken. Ein wenig näher dem Begriffe eines öffentlichen Vergnügungsortes tritt der Jardin des Plantes, ursprünglich nur botanischer Garten, eine dankenswerthe Gabe dreier Könige, des XIII., XIV. und XV. Ludwig, und heute eine großartige Anstalt, welcher Büffon's Geist und vierzigjähriges Wirken den Stempel aufgedrückt haben, den sie trägt. Was dem Garten die Farbe eines Belustigungsortes leiht, das sind natürlich weder die gelehrten Vorlesungen von dreizehn Professoren über alle Zweige der Naturgeschichte, noch die Schätze des anatomischen Saals, weder die berühmten Sammlungen getrockneter Pflanzen, noch die zoologischen, mineralogischen und geologischen Galerien. Aber von früh bis Abend jeden Tag ist der Garten unentgeltlich geöffnet und noch zu Anderem geeignet als zu anmuthigem Lustwandeln. Man findet sich am Bärenzwinger oder am Affenhause, lacht hier über die Sprünge und Purzelbäume, über die Fratzen und das Schäckern seiner Bewohner, sieht die wilden Thiere füttern und entwickelt in Verwunderung setzende Kenntnisse, bildet dann einen Kreis und labt sich mit Speise und Trank, oder macht von Alledem den Zuschauer und stillen Beobachter.

Wenn die Pariser, wie sie stets thun, den Palais Royal nicht allein zu ihren Vergnügungsorten zählen, sondern auch auf der Liste derselben ziemlich hoch stellen, so liegt dem wol eine kleine Begriffsverwirrung zu Grunde. Die geschlossenen Räume des Palais Royal bieten allerdings Gelegenheit zu Genüssen der verschiedensten Art. Abgesehen von den aus den Gräueln der letzten Revolution geretteten Kunstschätzen, verheißen schon die europäischen Firma's: Very, Befour und Les trois frères Provençaux jeden erdenkbaren Gaumenkitzel, fesseln die Eßwaaren-Gewölbe durch die erlesensten, zur Schau gelegten Proben aus dem Reiche der Früchte und Gemüse, der Fische und Leckereien, laden die prächtigen Café's gastlich ein, ruft donnernder Paukenschlag in das unterirdische Café des Aveugles, und liefern alle Gewerbe das Neueste und Schönste ihrer Erzeugnisse. Kann aber dieses Locken und Reizen, dieses Rufen und Einladen, kann eine ab- und zuströmende Masse Gesättigter und Hungernder, Schauender und sich Ergehender die Räume des Palais Royal zu einem Vergnügungsorte stempeln? In dieser Hinsicht steht er weit hinter den elyseischen Feldern zurück, dieser vom Concordienplatze unterbrochenen, aber von ihm bis Barrière de l'Etoile in gerader Linie eine volle halbe Stunde langen Fortsetzung des Tuileriengartens, eingerahmt zwischen die Vorstadt Saint-Honoré zur Rechten und das rechte Seineufer zur Linken, durchschnitten von der breiten Fahrstraße nach Neuilly und durchkreuzt

von ungezählten Baumgängen. Selbst in der rauhen Jahreszeit unverödet, gewähren die elysei- schen Felder im Frühling, Sommer und Herbst an warmen Abenden ein Bild so dichten, bunten und fröhlichen Treibens, als sei ganz Paris dort versammelt. Während die große Fahrstraße sich mit Wagen und Reitern füllt, welche dem Boulogner Gehölze zueilen oder aus ihm zurückkehren, füllen sich die Seitenalleen mit Fußgängern jeden Alters, und während die vornehme Welt sich brüstet, geht das Volk seinem Vergnügen nach. Gehütet von den Augen ihrer Mütter oder Bonnen, rollen sauber gekleidete Kinder in Karossen oder Omnibus, die mit vier, sechs, acht Ziegenböcken bespannt sind, auf und ab. Nebenher trabt der Führer. Auf dem Bocke sitzen gewöhnlich zwei Knaben, der Eine die Lenkseile, der Andere die Peitsche in der Hand, Jener die Thiere zügelnd, Dieser sie antreibend. Die gefahrenen Mädchen singen und lachen. Bei ihnen wie bei den Knaben kommt schon der leichte französische Sinn zum Durchbruch. Dort, wo Soldaten aller Waffengattungen, Männer in Blousen und bürgerlichen Röcken, kleine und große Mädchen, große und kleine Jungen in enggeschlossenen Kreisen beisammen stehen, geht vielleicht ein Hanswurst auf dem Kopfe, oder balancirt eine Frau einen Stuhl, auf welchem ein Mann sitzt, der einen Knaben balancirt, welcher ein Kaninchen bei den Ohren emporhält, oder wird ein Eiertanz aufgeführt, oder machen Hunde wunderbare Kunststücke, sitzt eine Hellseherin mit verbundenen Augen auf einem Sessel, und legt ein Mann ihr Fragen vor, welche die Zuschauer ihm schriftlich reichen und Jene zu ihrem Erstaunen, doch nicht immer nach Wunsch, beantwortet, oder kämmt ein Mann sich das Haar, und wie er es kämmt, dabei den Rock bald zuknöpft, bald lüftet, das Gesicht jetzt breit und dick, jetzt lang und dünn zieht, die Zähne fletscht, mit den Augen blinkt oder schielt, erkennt man bald diese, bald jene Aehnlichkeit, ruft jetzt Bravo und lacht aus vollem Halse. Dort singt ein Mann Lieder, die ihm überm Arme hängen und fleißig gekauft werden; hier arbeitet ein elektrischer Apparat, und macht der Schlag der umlaufenden Kette die Einen schreien, Andere quiken. In Reihen auf Bänken und Stühlen vor einer niedrigen Schaubühne, deren Orchester zwei Geigen bilden, ergötzen sich Kinder und Erwachsene an der stündlich wiederholten Vorstellung eines Stücks, in welchem ein Polizeicommissär und ein Gendarme, ein Hanswurst und der Teufel, der sie Alle holt, die Hauptrollen spielen; oder sitzen mit kaum in Schranken gehaltener Heiterkeit vor einem Puppentheater, wo der winzige David den Riesen Goliath erschlägt, eine Frau als Luftballon auffliegt, und von einer Gans geritten ein Esel über die Bretter galoppirt und drängen sich Viele hinter einen blauleinenen Vorhang zu einer Zauberlaterne, um für einen Sou die „pièce curieuse“ zu sehen. Kühne Herzen, mehr Frauen als Männer, besteigen die russischen Schaukeln; andere kühne Herzen, mehr Männer als Frauen, besteigen Boote, die von Seilen getragen mit vollen Segeln Wellenberge erklimmen, und aus der Höhe in den Abgrund stürzen. Hier wird Ball geschlagen, dort das Kugelspiel gespielt. Reiselustige besehen durch die Gläser der Guckkasten die Haupt- und Hafenstädte, die sie besuchen, die Seen, die sie durchschiffen, die Alpen, über welche sie wandern möchten, und empfinden weniger oder doppelt schmerzlich, daß ihr Geschick es ihnen versagt. Karrousſele mit und ohne Ringstechen, mit Hirschen, Schwänen und Pferden, mit Lehnstühlen und Wagen drehen sich pfeilgeschwind; nach nahem und fernem Ziele wird aus Vogelflinten geschossen; gegen den sichern Verlust von Sousstücken und den unsichern Gewinn von Makronen oder Glaszeug schieben angehende Jünglinge auf ovalen Billardtafeln elfenbeinerne oder hölzerne Kugeln unter aufgestellte Kegel; Mütter lassen ihre Söhnchen, Väter ihre Töchterchen an den Tischen der Lebküchler hier das Glücksrad, dort den Glücksbecher schwingen, und wovon die Hälfte des Einsatzes das Doppelte gekauft hätte, das gewährt, weil gewonnen, den Kleinen zweifache, den Aeltern dreifache Freude. Zwischendurch wetten zwei, drei, vier Männer aus dem Volke, welcher von ihnen ein gepolstertes, an eisernem Stocke in eiserne Röhre gefugtes Kissen durch die Gewalt des Faustschlags am tiefsten hineinzwinge, streiten Andere, welcher am schwersten oder am leichtesten wiege, und lassen sich der Reihe nach auf einem der vielen, unter streifigen Baldachinen stehenden Wagsessel behaglich nieder. Hier sitzt ein blinder Flötenbläser, dort ein blinder Geiger auf niedrigem Schemel. Beiden hängt ein blechernes Näpfchen vom Halse auf die Brust. Der Flöte entschlüpft manch' falscher Ton und die Geige ist verstimmt. Aber Kupfer und Silber fallen mit gutem Klange

in die Näpfchen, und immer scheint es, als seien die Aermsten die bereitwilligsten Geber.

Wenn eine Art Jahrmarkt gehalten wird, vermehrt sich nicht allein die Regsamkeit dieses Treibens, sondern auch die Zahl der Buden und Zelte, räumt im Schatten des Hintergrundes, besonders nach der Seine hin, die Schaulust der Eßlust den Platz, und übt die Garküche ihre Herrschaft auf glühenden Kohlbecken oder scharf geheizten Oefen mit papierdünnen Waffeln und improvisirtem Hausbrod, mit in Fett schmorenden Kartoffeln und duftenden Bratwürsten, der kalten Speisen und des unentbehrlichen Salats zu geschweigen. Auch Obst gibt es von allen Sorten und in Körben feil getragenes Gebäck der verschiedensten Art. Aber an Menge des Vorraths kommt nichts dem Pfefferkuchen gleich. Wein und Bier und Kaffee fehlen nicht. Doch begnügen sich die Meisten mit Coco, einem aus Wasser und Süßholz bereiteten Getränk, dem bisweilen ein Aufguß von Citronschale beigemischt ist. Im Reiche der Garküchen ruft der sinkende Tag bescheidene Lichter und Lampen ins Dasein. Dem Vordergrunde wälzt er, ob Jahrmarkt sei oder nicht, eine Lichtfluth zu. Nahgerückte Reverberes säumen beide Seiten der großen Fahrstraße und lassen ihre Flammen nach allen Richtungen leuchten. Kein Verkäufer ist so arm, er zündet ein Lichtchen an. Auch vor jedem Geiger und Flötenbläser brennt eins zu seinen Füßen. Die Marionettentheater und alle Schaustellungen schmücken sich mit weißem und buntem Lichte nach Verhältniß ihrer Größe und der Zahl ihrer Gäste. Ohne Rücksicht auf Letztere hängen die drei großen Cafés, die zugleich Restaurationen sind, ihre Lampenguirlanden auf, erscheint vor dem Einen ein gewaltiger Adler mit gebreiteten Flügeln in Brillantenschmuck, und gießen sie sämmtlich in ihren mit Blumen und Zierrath umhüllten Pavillons, aus welchen die Stimmen von Sängern und Sängerinnen erschallen, einen Lichtstrom herab. Dann drängen sich die Massen enger und enger zusammen, lauscht man hier und horcht man dort, wird überall geschwiegen und geplaudert, genossen und geschwelgt, bis Lampen und Lichter erlöschen, aber die Reverberes noch die Finsterniß bannen, und der Tummelplatz vieler Freude und mancher Thorheit verödet. [205.]

---

7. Die Salpetrière.

Im Südosten von Paris liegt die Salpetrière. Unter Ludwig XIV. war in Folge der vielen Kriege wol der fünfte Theil der Bewohner von Paris an den Bettelstab gekommen; man bedurfte großer Anstalten, um dem Unfuge zu steuern und der wahrhaft Dürftigen zu pflegen. Auf solche Weise wurde das Local einer ehemaligen Salpeterfabrik in ein Hospital verwandelt, welches den Anblick eines Palastes von mehr als sechszig Fenstern Fronte gewährt; in der Mitte steht eine Kirche. An das stattliche Hauptgebäude schließen sich noch eine Menge Nebengebäude und Höfe; große, von Mauern umfaßte Garten- und Feldräume reihen sich aneinander. Es ist eine Verpflegungsanstalt für arme Frauen und zugleich eine Heilanstalt für weibliche Geisteskranke. Im Jahre 1662 nahm man gegen 10,000 Arme beiderlei Geschlechts hier auf; jetzt zählt man über 5000 Bewohnerinnen in dieser kleinen, fast nur von Frauen bevölkerten Stadt, die ihre Straßen, ihre Promenaden und ihre Plätze hat. Es wird ein eigener Markt innerhalb der Ringmauern gehalten, auf dem die Lebensmittel nach bestimmten, von der Verwaltung geregelten Preisen verkauft werden. In dem großen, hellen Krankensaale, den wir besichtigten, zeugte Alles von der größten Sauberkeit; die Bettstellen waren sämmtlich eisern, mit weißen Betthimmeln und Vorhängen. Das viereckige Gebäude der vierzehnhundert Wahnsinnigen ist innerhalb und außerhalb von Gartenanlagen umgeben. Gartenarbeit erweist sich als die Heilung vorzüglich förderndem. Ueberhaupt ist der Hauptgrundsatz der Herstellung eine gemäßigte geregelte Thätigkeit, verbunden mit einer durchaus sanften und milden Behandlung. Viele arbeiteten in den Gärten fast ohne Aufsicht; nur verlangt man die genaue Ausführung vorgeschriebener Aufgaben, damit die Aufmerksamkeit des Kranken sich fessele und Richtungen verfolge, die ihn von den eigenen, inneren Zuständen abziehen. Als sehr wirksam hat man

auch das Zeichnen und die Musik erkannt. Das Singen macht diesen Unglücklichen große Freude und nimmt zugleich ihre Lebhaftigkeit lebhaft in Anspruch. Ich wohnte dem Gesange der Wahnsinnigen bei, konnte jedoch einen leisen Schauer des Unheimlichen nicht entfernen. Man hat verschiedene Klassen der Irrsinnigen, nach dem Grade der größeren oder geringeren Reizbarkeit, abgetheilt. Nachdem wir einige Klassen durchgegangen, wurden die Züge lebhafter, die Blicke scheuer, düsterer, wie von wilden Thieren. Endlich gelangten wir in den letzten Bezirk der gefährlichsten und wildesten dieser unglücklichen Frauen. In einem hoch umschlossenen Hofe sieht man etwa ein Dutzend einzelne Bretterhäuschen, worin Jede für sich abgesondert wohnt. Ein solches Häuschen ist von außen zu heitzen, und die Thüren sind so eingerichtet, daß man den Eingesperrten von einer Seite her immer in den Rücken kommen kann. Ich betrat diese Wohnungen nicht ohne Grauen. Bis zu welchem Grade der Entstellung bringt der Wahnsinn doch Antlitz, Gestalt und Wesen des Menschen selbst da, wo noch die sanften Linien der Jugend vorwalten! Dieser starre oder wild und scheu umherschweifende Blick, dieses verworrene Haar, dieses Zucken der Mienen, dieses achtlose Sichgehenlassen in allen kleinen Handlungen! Mehrere trugen Zwangsjacken, damit sie sich nicht im Anfall des Zornes alle Kleider abreißen. Aus eben diesem Grunde gehen sie auch in den dürftigsten Lumpen umher, so daß die Blöße durchscheint. Nicht blos den Auswurf des Lebens sieht man an diesem grauenvollen Orte vertreten, nein, hier sind Alle durch ein schreckenvolles Gericht gleichgemacht, das keinen Unterschied anerkannt hat zwischen Armuth und Reichthum, Jugend und Alter, Schönheit und Widerwärtigkeit, Anmuth und Verworfenheit, Bildung und Rohheit. Die im Glanze erzogene Marquise und das Weib des ärmsten Tagelöhners wohnen hier beisammen; das alte Weib, das sich dreißig Jahre lang im tiefsten Pfuhl der Sünde wälzte, und das junge, sechzehnjährige Mädchen, deren zarte Knospe von der behutsamsten Sorgfalt bewacht wurde. Die Ursachen der Geisteszerrüttung ergaben sich oft aus den Aeußerungen der Unglücklichen selbst. Die von Schmutz starrenden Gestalten verfolgen uns mit hastigem Kreischen. Die Eine verlangt, ich solle ihr ihren Proceß gewinnen, damit sie ihre zwei Millionen endlich ausgezahlt bekomme; die Andere fordert mit Ungestüm, daß ihr Bräutigam sie heute abhole; die Dritte spricht von ihren vornehmen Bekanntschaften. Andere sitzen völlig stumpf und antheillos auf der Schwelle ihrer Behausung. Sie murmeln dumpf vor sich hin und erheben zuweilen ein heiseres Gekreisch, dessen schauerlicher Ton in's Mark dringt.

[259.]

8. Hôtel der Invaliden.

In diesem gewaltigen Invalidenhause stehen wir in dem Hauptheil der neuern Geschichte Frankreichs. Von Ludwig XIV. unter dem Minister Louvois mit königlichem Aufwande erbaut (1670), ward es durch die unaufhörlichen Kriege desselben Königs auch reichlich mit 3—4000 Krüppeln bemannt, deren Zahl in letzter Zeit Napoleon noch bedeutend vermehrte, und sorgsam verpflegte und beköstigte. Dafür haben die armen, geschlagenen, bärtigen Männer der alten und der jungen Garde nur den Kaiser im Kopf und Munde; ihr drittes Wort ist l'empereur. Man erzählte mir, daß sie ausschließlich zu ihrem Gebrauch eine Bibliothek von 20,000 Bänden hätten. Als ich aber mit zwei noch ganz rüstigen Grenadieren der alten Garde auf dem schönen Walle vor dem Graben die Kanonen besah, sagten sie mit zuversichtlichem Tone: „canons des Prussiens!“ — Mit nichten, erwiderte ich, es sind ja dänische, steht ja mit großen Buchstaben darauf geschrieben! leset doch! Sie sagten ganz unerschüttert, nur mit einer Art Unwillen, daß ich alten Soldaten das Lesen zumuthete: „A Monsieur! nous sommes soldats depuis notre quinzième année. Nous ne savons pas lire. C'est ainsi, qu'on nous l'a dit; nous le croyons!“ — Das ist mit wenigen schlichten Worten die Lebensgeschichte Frankreichs, dachte ich still und ließ mich von ihnen in den gewaltigen Haupthof und einige der kleinern Höfe führen, sodann in die sehr langen und unverhältnißmäßig schmalen Speisesäle der Offiziere und der Unteroffiziere und Soldaten, deren Wände

mit den merkwürdigsten Schlachten Ludwigs XIV. bemalt sind, ferner in einige der ziemlich rein gehaltenen Schlafsäle, jeder zu etwa 50 Betten, sodann in eine der vasten Küchen, in deren großen Kesseln täglich nicht weniger als 1000 Pfund Fleisch gekocht werden, ebenso viele Pfunde zum Ragout und 25 Scheffel Gemüse, täglich, wenn es wahr ist — die triefäugige und an der Zunge etwas invalide Schaffnerin versicherte es, „nous le croyons." — Zuletzt ging's in die Kirche, die außer den Grabmälern von Turenne und Vauban und einer etwas schwerfälligen, kunstlosen Marmorkanzel nichts Merkwürdiges enthält. Den hohen Thurm mit seiner stattlichen, glänzend vergoldeten Prachtkuppel von unten in verschiedenen Richtungen zu beschauen, genügte mir. [109.]

9. Das Werk vom h. Nikolaus.

Man ist gewohnt, Paris nur als eine Stadt des Welt- und Lebensgenusses anzusehen. Die gewöhnlichen Reisebeschreiber schildern es nur von dieser Seite. Indessen ist das religiöse Paris nicht minder interessant und großartig, wovon ein Blick in dasselbe überzeugen mag.

Wenn wir in Paris an einem Sonntage, Nachmittags um drei Uhr, die Straße Vaugirard hinuntergehen, vernehmen wir schon von ferne die rauschenden Klänge einer vortrefflichen Militärmusik. Wir denken uns eine Kaserne in der Nähe, und würden unstreitig die Uebungen einer Regimentsbande vermuthen, wenn nicht ein Blick durch das weit geöffnete Thor uns auf das Ueberraschendste enttäuschte. Im inneren Hofraume sehen wir in einem Kreise gegen achtzig Knaben zwischen zehn und fünfzehn Jahren, alle mit der Blouse des Arbeiters bekleidet, den Direktor in der Mitte, um sie herum eine große Menge gleich bekleideter Knaben, die mit vielem Vergnügen sich an den Produktionen ihrer Kameraden ergötzen. Ein junger Blousenmann von freundlichem, gefälligem Aeußern ladet uns ein, einzutreten, und führt uns in das Innere des großen, weiten Gebäudes.

Wir sind im Hause vom heiligen Nikolaus, diese jungen Musiker sind Zöglinge der Anstalt, welche durch mehrere Lehrer den dazu besonders Befähigten in der Musik Unterricht ertheilt, theils zur Erholung für die wenigen freien Stunden ihres zukünftigen harten, an Arbeiten und Entbehrungen reichen Lebens, theils um bei ausgezeichnetem Berufe in rechtschaffener Weise durch Ausübung ihrer Kunst ihre Existenz zu sichern. Das Haus selbst ist bestimmt, künftige Arbeiter zu erziehen, darum tragen sie alle jetzt das Kleid des Arbeiters, die blaue Blouse. Es sind tausend Kinder von Arbeitern und armen Familien, welche der würdige Gründer dieser Anstalt, Herr von Bervanger, ein Deutscher seinem Herkommen und Charakter nach, hier gesammelt hat, um sie durch christliche Erziehung und Unterricht in den Elementargegenständen sowol wie den Handwerken und industriellen Künsten für ihren künftigen Beruf als Arbeiter vorzubereiten. Keine andere Anstalt kann auch nur von ferne alles Das leisten zu dem äußerst geringen Preise von fünfundzwanzig Franken monatlich für die Kinder, welche noch Vater und Mutter haben, zwanzig Franken für Waisen, was das Werk vom heiligen Nikolaus seinen Zöglingen bietet. Und doch findet auch diese Summe der verdiente Stifter des Hauses noch zu hoch, seine Bemühungen gehen unablässig dahin, den Preis noch geringer zu stellen, ohne die Kinder dabei in ihrer leiblichen und geistigen Pflege zu verkürzen. Kein Vater kann mit so geringem Kostenaufwande in Paris seinem Kind in der Familie auch nur die allernothdürftigste körperliche Pflege und Erziehung geben, so daß schon das pekuniäre Interesse die Eltern bestimmt, ihre Knaben dem Institute anzuvertrauen. Einen Augenblick hatte man daran gedacht, um die Kosten der Eltern noch mehr zu vermindern, den Unterricht in der Musik, dem Zeichnen, Schwimmen und Turnen eingehen zu lassen, wodurch das Honorar für fünfundzwanzig Lehrer, welche hiermit beschäftigt sind, erspart würde; man dachte daran, die Anstalt über die Barrieren hinaus zu verlegen, wodurch eine größere Wohlfeilheit der Lebensmittel erzielt würde, die das städtische Octroi sehr vertheuert, den Gottesdienst der Anstalt, der mit großer Feierlichkeit abgehalten wird, zu vereinfachen u. s. w. Aber Herr von Bervanger konnte sich nicht hiezu ent-

schließen, obwol auch nur ein Heller tägliches Ersparniß für jedes Kind jährlich die Summe von fast viertausend Franken ausmacht. „Diese Kinder", sagte er, „haben alle eine Zukunft vor sich, sie sollen einmal sagen, daß nichts unterlassen wurde, um ihr zukünftiges Glück so viel als möglich zu sichern." Er wollte das Haus nicht über die Barrieren hinausrücken, um den Eltern den Besuch nicht zu erschweren und die oft so schwachen Familienbande noch mehr zu lockern.

Der kleine Hof, in welchen wir von der Straße her eintraten, ist rechts von den Küchen und Speisesälen, links durch die Magazine für Wäsche und Weißzeug umgränzt. Uns gegenüber liegt der Theil des Hauses, den die Verwaltung inne hat. Dort gehen wir hinauf, immer geführt von unserm kleinen, freundlichen Blousenmann, bis zu einer Thüre, welche die Aufschrift trägt: „Entrez sans frapper" (Tretet ein, ohne anzuklopfen!). Alles ist offen dem Besucher, bis zum Arbeitszimmer des Stifters selbst. Denn die Liebe, welche dieses riesige Unternehmen begründet hat, fürchtet die Oeffentlichkeit nicht, sie kann nur gewinnen, wenn die Welt ihre rastlose Thätigkeit schaut. Wir sind sicher, Herrn von Bervanger hier zu finden, denn das Institut ist seine Welt, in ihr und für sie lebt er nur, ihm hat er sein bedeutendes Vermögen geopfert und den Ruf als Bischof abgelehnt, um sich nicht von seinen Kindern trennen zu müssen. Ist er nicht mit den endlosen Sorgen seines Vateramtes beschäftigt, so steht er am Fenster, von wo aus er das Ganze mit Einem Blicke durchschaut; sein Auge erquickt sich an den muntern Spielen und dem frohen Getümmel seiner Kinder, und seine kräftigen, stark markirten Gesichtszüge tragen den Ausdruck inniger Vaterfreude. Wir erblicken von hier aus eine weite Fläche, in zwei Hälften getheilt; die eine ist zum Garten angelegt, mit Blumen und Bäumen bepflanzt, und den Genesenden ausschließlich vorbehalten. Ich sah, wiewol ich zu wiederholten Malen und immer mit neuer Bewunderung das Institut besuchte, aufgemuntert durch das freundliche Entgegenkommen des Vorstandes, keinen einzigen Knaben dort, eben so wenig in den Krankenzimmern, und dies in einem Hause, wo sich siebenhundert Kinder befinden (die übrigen sind in der Succursale zu Issy). Und in welchem Zustande, leiblich und geistig verwahrloset, oft gerade von der Gasse hinweg, bleich, skrophulös, kränklich kommen viele dieser Knaben in die Anstalt! Aber man muß auch die unablässige Sorgfalt des Stifters, der Hausgeistlichen, Lehrer und barmherzigen Schwestern sehen, die Tag und Nacht über die Kinder wachen, um sich dies erklären zu können. — Die andere Hälfte ist zum Spielplatz bestimmt; hier sind Kletterbäume, alle Vorrichtungen zum Turnen, Schaukeln, Ballspiel u. s. w., Alles unter der beständigen Aufsicht eines Turnlehrers. Das ist ein Lärmen, ein Jubeln und Jauchzen da unten, diese hellen, klaren Stimmen, diese vielen, frischen Gesichter mit strahlenden Augen; welches Leben, welche Fülle von Kraft in dem Pariser Gamin, der unter andern Verhältnissen ein witziger Taugenichts, ein listiger und gewandter Dieb und kühner Verbrecher wird! Bervanger ist der rechte Mann für sie, er kennt sie und ihre Eltern mit all' ihren guten und schlimmen Eigenschaften und Gewohnheiten. Je toller es darum unten zugeht, desto heiterer wird er. „Nicht wahr", sagte er zu mir, „sie hängen die Köpfe nicht, diese Buben, sie haben eine offene Stirne?" Wir gehen mit ihm hinab, alsbald sind wir von dichten Haufen umringt, die einen begrüßen ihn mit hundert zärtlichen Namen, andere hängen sich an und haben allerlei neugierige Fragen, wieder andere machen ihm ihre Sprünge und Künste vor. Es ist der Vater, der unter seinen Kindern erscheint, er antwortet allen mit freundlichem Lächeln, sie gehen wieder zu ihrem Spiel und eine andere Schaar drängt sich heran.

Es ist eine eigenthümliche Natur, der Gamin von Paris. Von Haus bringt er nicht viel Religion mit, aber desto mehr Hang zum Lügen und Betrügen. Er hat kein starkes Heimweh nach seinen Eltern, wenn er solche hat, und tröstet sich auch leicht über ihren Tod, wie denn überhaupt der Tod keinen großen Eindruck auf ihn macht. Ist ein Knabe in der Anstalt gestorben, so würde sein Kamerad unbedenklich die Nacht neben dem Leichnam schlafen und er läßt sich's schmecken wie vorher. Er hat viel natürlichen Verstand und Mutterwitz, den er auch überall anzubringen weiß, ohne aber deswegen eine besondere Neigung zum Lernen zu bezeigen. Mit diesen Schattenseiten sind dagegen auch manche gute Eigenschaften verbunden. Der Gamin hat Courage, und ist er in der Schule auch der Letzte, so ist er beim Turnen tollkühn, um der Erste zu werden; Kinder von neun Jahren gehen sechs

Stunden zu Fuß, und machen am Ende noch einen Sprung, um zu beweisen, daß sie nicht müde sind. Er ist mäßig, theilt bereitwillig unter seinen Kameraden die Leckereien aus, die ihm die Eltern mitgebracht, und verrichtet gern Handarbeiten. Er ist gutmüthig, gefällig und lenksam, wenn man ihn zu behandeln versteht und verständig mit ihm redet, verträglich mit seinen Kameraden, und wenn er dem Laster verfällt, so war der Grund davon oft nur falsche Scham oder ungeregelter Ehrgeiz, und nicht die Verdorbenheit des Herzens. Er hat bald die schwachen Seiten seiner Lehrer ausgekundschaftet, ungerechte Behandlung empört ihn. Der Gamin heuchelt nicht, aber er verstellt sich gern, um Andere zum Besten haben zu können. Was er am meisten fürchtet, das ist jene furchtbare Waffe, deren sich gerade das Laster so häufig bedient — lächerlich zu werden. Die Furcht, sich lächerlich zu machen, wirkt mehr bei ihm als alle vernünftigen Vorstellungen. Viele aus der jugendlichen Mobilgarde, die sich so tapfer im Juni 1848 gegen die Aufrührer schlug, waren ehemalige Zöglinge vom St. Nikolaus. Mehrere, welche bei diesem Anlasse dekorirt wurden, besuchten einige Tage nach der Affaire Herrn von Bervanger — da waren sie wieder die alten munteren, unbefangenen Kinder.

Wie ganz anders ist doch die Erziehung hier im Vergleiche zu jener, wie sie in den Kollegien der Universität gegeben wird. Aber es ist auch ein anderes Motiv, das da leitet und ein anderer Geist, der in diesem Hause weht: die heilige Liebe und der lebendige Geist des Christenthums und nicht persönlicher Ehrgeiz oder eigennützige Spekulation und schmutzige Gewinnsucht. Die Ehrfurcht vor den Vorgesetzten ist hier nicht wie dort die Folge eines Befehls, sondern nur der freiwillige Ausdruck dankbarer Liebe; denn es sind keine Vorgesetzten, die sich ihrer Zöglinge annehmen, weil sie müssen, da sie mit vielem Gelde dafür bezahlt werden. Das wissen vielleicht die Kinder noch nicht, aber das fühlen sie. Darum genügen einige wenige Obern für tausend Kinder, die, oft in unglaublicher Rohheit und geistiger Verwahrlosung aufgewachsen, in kurzer Zeit höflich, freundlich, sanfter und sittlicher werden als andere Kinder, die immer unter den Augen ihrer Eltern und unter der Leitung ausgesuchter und theuer bezahlter Lehrer leben. Dort ist die Disciplin kalt, hart wie in einem Gefängnisse, und doch brechen mit jedem Jahre unter den Schülern Aufstände aus, während hier unter allen Stürmen des öffentlichen Lebens auch noch nicht das Mindeste der Art vorgekommen ist; und doch sind es nicht die Söhne der „gebildeten und intelligenten" Klassen.

Ist Herr von Bervanger mit seinen Knaben ganz besonders zufrieden, dann veranstaltet er zur Belohnung ein eigenthümliches Fest. An einem schönen Sommermorgen ziehen sie alle aus, den Tornister auf dem Rücken, in geordneten Gliedern und die Musik voran, der keine der hiesigen Regimentsmusiken gleichkommt; Bervanger folgt ihnen mit einigen Wagen, welche den Mundvorrath enthalten und die Nachzügler aufnehmen.

Vier Uhr ist vorüber, die hundert und hundert jubelnden Stimmen sind verstummt, in wenigen Minuten ist Alles wieder still geworden. Die sonntägliche Vesper war schon vor der Rekreation abgehalten, nun wird der heilige Segen gegeben. Zu beiden Seiten der reich und geschmackvoll geschmückten Kapelle knien in langer, dreifacher Reihe die Knaben; die kurz vorher so lärmende Menge ist lautlos und schweigend — ein leises Zeichen des in der Mitte auf einem erhöhten Betstuhle knienden Aufsehers bestimmt ihre Bewegungen, die gleichzeitig und rasch geschehen. Bervanger erscheint am Altare, vor ihm her gehen acht Knaben in langer weißer Tunika mit dem rothen Cingulum umgürtet, alle Rauchfässer schwingend, die, in abgemessenen Zwischenräumen aufgestellt, einen überaus schönen Anblick gewähren. Der Gottesdienst beginnt, ein Gesang von reinen, zarten Stimmen, von einigen Instrumenten begleitet, wogt wie süße Engelstimmen vom Altare herab über die Versammlung hin, bewegt und ergreift uns wunderbar; und nun antworten die übrigen hundert und hundert Knabenstimmen in hellem, lautem, freudigem Lobgesang, bis wieder der Chor verstummt, die weichen Töne noch oben die Herzen in Andacht tragen, und in klagenden flehenden Akkorden wie die unsichtbaren Schutzengel dieser Kinder empor zum Vater der Armen und Waisen beten. Mir wurden die Augen feucht; von den Gassen der Stadt, aus den elenden Winkeln der Armen und den Höhlen des Lasters hat die heilige Liebe dieses verehrten Mannes die armen und verwaisten Knaben gesammelt, es hat die Liebe sie unter ihre Flügel genommen, und wie einst der heilige Nikolaus vor dem sichern

Verderben gerettet. Wie sie nun so glücklich sind, diese armen Kinder, hier im Schooße der heiligen Liebe, die von diesem Altare ausgegangen, vor dem sie alle mit ihrem Vater knien!

Vervanger leitet nicht blos das Haus in der Stadt, seine unermüdliche Liebe, mit einem seltenen Talent für alle administrativen Arbeiten vereint, hat noch ein zweites Haus zu Issy, ungefähr eine Stunde von Paris, gegründet. Diese Succursale, von geringerem Umfange als das Haus zu Paris, hat mehrere Bestimmungen. Hier hat Vervanger sein Noviziat in gewissem Sinne errichtet, hier werden die jungen Ankömmlinge zuerst hingebracht, die großentheils geistig und körperlich schon verkrüppelt, mit krankhaften Anlagen und bisweilen unsittlichen Gewohnheiten in das Institut kommen. Die meisten hatten die Jahre vorher in geistig und leiblich schmutzigen und ungesunden Löchern verlebt, wie es eben die Wohnungen der Armen sind, wo in einer Kammer alle Alter und Geschlechter Tag und Nacht zubringen. Bei ihrer Aufnahme sind sie darum mager, kränklich, von bleichem, elendem Aussehen und nicht selten schon skrophulös, hier genießen sie zum ersten Male eine einfache, aber hinreichende und gesunde Kost, die ihren elenden, ausgemergelten Körper stärkt und kräftigt. Hier werden sie zum ersten Male an Ordnung, Zucht und Gehorsam gewöhnt, und in kurzer Zeit treten sie dann als folgsame Kinder mit frischen rothen Wangen in das Haus von Paris über. Hierher bringt ferner Vervanger seine Zöglinge, um sich nach schwerem Krankenlager in der gesunden Landluft zu erholen; Issy ist außerdem das Ziel der gewöhnlichen Exkursionen der Zöglinge in der Stadt.

Auch dieses großartige Unternehmen vom heiligen Nikolaus war in seinen ersten Anfängen verborgen und unscheinbar, wie so viele Meisterwerke heiliger Liebe in der Kirche. Und selbst jetzt, wiewol seit Jahren so außerordentliche Resultate erzielt werden, denkt sein Gründer nicht von ferne daran, in Zeitungen und Flugschriften seine Leistungen der Welt zu verkünden. Aber allen steht der Zutritt offen, dem redlichen, Belehrung suchenden Freunde wie dem hämischen, verdächtigenden, vorurtheilsvollen Feinde. Vervanger, dem es nach langer Erfahrung und vielen Versuchen endlich gelang, diese ernste, mit Liebe gepaarte Zucht und Disciplin zu gründen und zu befestigen, welche das innere Band und der tiefe Grund des Werkes ist, nimmt bei alledem in größter, demüthiger Bereitwilligkeit jede Bemerkung der Besucher auf, die Kritiken feindlich gesinnter Tadler geben ihm nur Anlaß, jeden etwa noch vorhandenen Fehler zu prüfen und zu verbessern. Im Jahre 1827 versammelte Vervanger sieben verwahrloste Kinder um sich; ein paar Dachstuben in der Vorstadt St. Marceau sind die Geburtsstätte dieses so großen Werkes, das alle Anstalten der Universität an Zahl der Zöglinge übertrifft. Es war ein schwacher Keim, aber er wuchs empor in Gottvertrauen, und der Himmel gab seinen Segen dazu. Nach einem halben Jahre konnte Vervanger schon in Vaugirard bei Paris ein kleines Haus miethen. Drei Jahre später hatte seine Familie sich gemehrt bis auf achtundsechszig Kinder. Der edle Graf Victor von Noailles und Fräulein von Frehaut nahmen einen thätigen Antheil an dem Unternehmen, und von ihnen mit christlicher Demuth unterstützt, konnte Vervanger mit seiner kleinen Kolonie alsbald nach Paris übersiedeln, wo dann das Werk schnell und immer kräftiger sich entfaltete. Sollte die Zukunft der Anstalt gesichert sein, so mußte man daran denken, statt der bisherigen Miethwohnungen ein eigenthümliches Besitzthum zu erwerben. Graf Noailles gab, was er hatte, das jetzige Haus wurde nach dem von Vervanger gezeichneten Grundrisse gebaut und der edle Graf übernahm selbst das Amt eines Aufsehers des Instituts und blieb bis zu seinem Tode dem beschwerlichen Dienste der armen Kinder treu.

Bereits hat Vervanger gegen dreißigtausend Knaben gebildet, die von hier ausgegangen sind, um den Samen des Guten, den sie empfangen haben, auch in ihre Familien und unter ihre Brüder auszustreuen. Plan und Methode seiner Erziehung, die so Großes und Nachhaltiges geleistet hat und fortwährend leistet, ist uns kein Geheimniß. Vervanger hat die leitenden Grundsätze vor aller Welt dargelegt. Diese Regeln sind die Frucht einer siebenundzwanzigjährigen Erfahrung, nachdem der Verfasser viele ähnliche Institute in Europa studirt hatte.

Christlicher Sinn, Fleiß, Sparsamkeit und Demuth — das sind die geistigen Fundamente, auf welche Vervanger sein Werk gegründet hat und an welchen er unerschütterlich festhält. Er will nicht glänzen durch die Leistungen seines Hauses, noch in den Knaben Bedürfnisse wecken und eine

seichte Vielwisserei begünstigen, die sie unglücklich machen würde, oder wenigstens nutzlos wäre für ihren künftigen Beruf als Handwerker. „L'éducation dans la simplicité chrétienne“ — das ist nach seinen eigenen Worten das organisirende Princip der Anstalt.

Aber Bervanger kennt seine Leute, mit denen er zu thun hat; keiner hat, sowie er, die Sitten, Gewohnheiten und Vorurtheile des Pariser Arbeiters studirt. Darum ist er weit entfernt, die Knaben durch viele und lange Andachtsübungen zu ermüden, oder seinem Unternehmen einen ausschließlich religiösen oder gar mönchischen Charakter aufzuprägen. Er will Arbeiter bilden, darum ist der Unterricht in den Handwerken Hauptsache: aber er will christliche Arbeiter bilden, und darum werden sie an Gebet und alle religiösen Uebungen gewöhnt, wie sie eben Pflicht sind für den Arbeiter, nicht mehr und nicht weniger. Die Aufseher und Lehrer im Hause sind gleichfalls Laien, sie werden „Brüder“ genannt, um sich immer zu erinnern, daß sie im Geiste heiliger Liebe ihren Dienst übernommen haben und in diesem Geiste der Anstalt dienen sollen.

In siebenundzwanzig Werkstätten werden die Knaben in den Arbeiten ihres künftigen Berufes unterrichtet, von den gewöhnlichen Arbeiten der Schneider und Schuhmacher an, welche die Kleidungsstücke der Zöglinge fertigen; den Bäckern, welche das Haus von Paris und Issy mit Brod versorgen, bis zu den Porzellanmalern und Graveurs auf Metall und Steine. Nichts ist für den Besucher so interessant als ein Gang durch alle diese siebenundzwanzig Werkstätten, überall fleißige, freundliche Knaben unter der Leitung eines Meisters. Viele der so bekannten, durch Feinheit und Geschmack ausgezeichneten Pariser Arbeiten und Kunstsachen werden in St. Nikolaus geliefert. Wir sehen hier Ciselirer, Uhrmacher, Posamentirer, musikalische und mathematische Instrumentenmacher, Gold- und Silberarbeiter, Schwertfeger, Gürtler, Sattler, Schlosser, Zeugschmiede, Schreiner, Mechaniker u. s. w. Die Knaben arbeiten, man sieht es ihnen an, mit wahrer Lust und Freude unter den Augen freundlicher, liebevoller Werkführer, und die jährliche Preisvertheilung, mit einer Ausstellung der gelungensten Arbeiten aus jeder Werkstätte verbunden, trägt nicht wenig dazu bei, ihren Wetteifer anzuspornen. Nach einer gewöhnlich vierjährigen Lehrzeit, die jedoch bei einzelnen Handwerken bedeutend kürzer ist, tritt der Zögling von St. Nikolaus in's Leben hinein mit dem Rufe eines geschickten, fleißigen und ehrlichen Arbeiters.

Der Unterricht, den die Knaben empfangen, welche noch nicht zur heiligen Kommunion gegangen sind, besteht in den gewöhnlichen Elementargegenständen. Für die Erwachsenen kommt nebst dem Unterricht in ihrem Geschäft noch hinzu: Geometrie, die Anfangsgründe der Physik, Chemie und Mechanik, Linearzeichnen, Buchhaltung, für welche Gegenstände die Lehrlinge täglich zwei Stunden verwenden. Die übrigen acht und eine halbe Stunde bringen sie in den Werkstätten zu.

Ein Verwaltungsrath, die Hausgeistlichen und die Intendanten theilen mit Herrn von Bervanger, der als die Seele des Ganzen an der Spitze steht, die Leitung der Zöglinge. Unter ihnen stehen die „Brüder.“ Dem Kinde gegenüber haben sie alle nur mögliche Autorität, die jedem ihrer Worte Nachdruck verleiht, alle ihre Bestrebungen aber, jeder in der ihm angewiesenen Stellung, wirken zusammen zur Förderung des Ganzen. Als Brüder wählt Bervanger junge, kräftige, tugendhafte Männer, deren Tagesordnung und Lebensweise auf's Bestimmteste die Regel vorzeichnet. Jede Nacht machen zwei von ihnen die Runde durch alle Schlafsäle, am Morgen versammeln sie sich bei dem Vorstand des Hauses, welcher mit ihnen das Gebet verrichtet, dann einige Paragraphen der Regel erläutert und die nöthigen Bemerkungen mittheilt.

Vor Allem strebt die Ordnung und Leitung des Hauses dahin, das Ehrgefühl des Hauses zu beleben, die zärteren Empfindungen der Dankbarkeit und Liebe anzuregen, um sie als die mächtigsten Motive zur Befolgung der Regel zu verwenden. Die Liebe, die er allen Kindern beweist, soll in diesen jugendlichen Gemüthern Gegenliebe erzeugen. Und wie sollte nicht Dankbarkeit in ihren Herzen sich regen, wenn sie ihr Loos vergleichen, nicht blos mit dem ihrer Standesgenossen in den dumpfen Werkstätten roher, harter Werkmeister, sondern auch mit der Erziehung der Kinder höherer Stände in den Kollegien, wenn sie sehen, wie man sie mit väterlicher Berücksichtigung ihrer Schwächen behandelt und ein Bruder eigens dazu beauftragt ist, täglich vor ihren Erholungen alles Spielzeug zu untersuchen, die Seile an den Schaukeln u. s. w. zu prüfen, ein anderer die Aufgabe hat, sich den Neuankommen-

den zu widmen, sie zu trösten und zu unterhalten, „mit mütterlicher Liebe“ wie die Regel sagt, sie in die Ordnung des Hauses einzuführen, und den immer schweren Anfang leicht zu machen und zu versüßen.

Sind Strafen nothwendig, so sollen diese nur mit der größten Sorgfalt angewendet werden. „Der Lehrer“, sagt die Regel, „muß von der Ueberzeugung durchdrungen sein, daß nicht die Strafe an und für sich den Zögling bessert, sondern die Art und Weise, wie man von der Strafgewalt Gebrauch macht. Große Härte verthiert den Geist und unterdrückt alles Ehrgefühl, macht Arbeit und Studium verhaßt. Man muß durch die weise Mäßigung jene gewinnen, die unzeitige Strenge nur reizen und widerspenstig machen würde. Man behandle geringere Uebertretungen nicht mit gleicher Wichtigkeit wie größere Vergehen.... Es ist jedem Lehrer unter Strafe augenblicklicher Entlassung verboten, die Kinder zu schlagen. Ebenso findet kein Einsperren statt, weil die Kinder nie allein und ohne Aufsicht bleiben dürfen, auch sollen sie nicht an diese Strafe in der Anstalt gewöhnt werden. Dagegen verbindet das Haus mit manchen Dingen die Idee des Schimpflichen, was dann genügt, um sie als Strafmittel anzuwenden.“

Für gewisse grobe Vergehen hat Bervanger eine Art Jury eingesetzt, gewählt aus den besten und verständigsten Zöglingen selbst; diese Einrichtung hatte bei Beobachtung der nöthigen Vorsichtsmaßregeln sehr günstige Folgen. Wo die eigene Einsicht ihn verläßt, glaubt er dem unbefangenen Gefühle seiner besten Zöglinge vertrauen zu sollen. — Niemand hat so Großes geleistet für die arbeitenden Klassen von Paris, wie Bervanger. Er ist in Wahrheit für Tausende und Tausende Vater geworden. Krank kamen sie zu ihm, er hat ihnen die Gesundheit wiedergegeben, verwaist kamen sie zu ihm, er ward ihnen Vater und hat mit mütterlicher Liebe sie gepflegt. Befleckt kamen sie zu ihm und verdorben, er hat ihnen ihre Unschuld und Reinheit wiedergegeben; als Ungläubige kamen sie zu ihm, sie hatten den Namen Gottes nur aus den schweren Flüchen der Eltern kennen gelernt, er hat sie zu frommen, guten Christen gemacht. Dreißigtausend brave, arbeitsame Jünglinge und Männer, die aus St. Nikolaus hervorgegangen sind, — das ist das beredte Zeugniß für die heilige, heldenmüthige Liebe des Herrn von Bervanger. [92.]

---

10. Der Kirchhof Père la Chaise.

Schon die Straße, welche nach diesem Kirchhof führt, ist eine Art Vorhof desselben; denn zur Rechten und zur Linken erblicken wir in fortlaufender Reihe Steinmetz- und Tischlerwerkstätten, wo Grabsteine, Denkmale aller Art, schwarze hölzerne Kreuze, Tafeln und dergl. theils vorräthig, theils in Arbeit sind. Auch anmuthig geordnete Vorräthe von Blumenkränzen, meist von Immortellen, findet man, um die schöne Sitte zu erleichtern, den geliebten Todten an ihren Sterbetagen oder sonst bei festlichen Anlässen einen Kranz zu weihen. Der Kirchhof selbst ist erst seit 1804 geöffnet. Der Landsitz eines Jesuiten, Franz la Chaise, Beichtvaters Ludwigs XIV., wurde durch die Revolution zu einem Todtenacker bestimmt, der jetzt bereits drei Lieues im Umfange hat. Die älteren Gräber daselbst sind nur Denkmäler oder bezeichnen verpflanzte Särge. Da nun an jedem Tage über 30 neue Bewohner hier einziehen, so beträgt die Zahl der Bestattungen etwa 10,000 jährlich. Nach sechs bis zehn Jahren werden die Gräber, die nicht für immer gekauft sind, umgewühlt, und der alte Bewohner muß unerbittlich einem Nachfolger weichen. Doch das enge Kämmerchen, das man hier bezieht, ist ungleich theurer, als die theuersten Wohnungen in der Stadt; denn man bezahlt für zwei Metres 532 Francs, für jeden Metre mehr wieder so viel, vom siebenten Metre an aber gar 1000 Francs für jeden. So kostet der Raum des kleinsten Zimmerchens wenigstens 10,000 Francs. Größere Denkmäler sind hier so kostspielig, daß selbst die reichsten Familien oft vor der Ausgabe zurückschrecken. Indeß hat ein reicher, aufgeblasener Handwerker 300,000 Francs an diesen Ruhm gewandt. Wir stehen nun vor der Pforte des Eingangs. Die Inschrift in lateinischer

Sprache, welche quer über die Thorflügel läuft, lautet: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und ich am jüngsten Tage auferstehen werde.“ Auf dem linken Thorflügel lesen wir: „Ihre Hoffnung ist der Unsterblichkeit voll;“ auf dem rechten: „Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er gestorben ist.“ Wohl denen, die beseelt von solchem Geiste die ernste Stätte betreten!

Der Kirchhof entspricht einer in reichem Styl gebauten Kirche; Kunst und Pracht begleiten uns, indem wir mit Staunen diese Todtenstadt durchwandern. Anfangs glaubt man einen Park vor sich zu haben, indem man einen breiten, von Cypressen, Taxus und anderen immergrünen Gewächsen umbuschten Gang hinaufgeht. Der Abhang, auf welchem sich die Gruftstätten verbreiten, ist in Terrassen getheilt. Alleen führen uns höher und höher; wir steigen zum Theil auf Stufen hinan und blicken zur Rechten und zur Linken die langen Zeilen der dicht an einander gedrängten Denkmäler hinunter; die Gassen zwischen den Gräbern sind größtentheils gepflastert. Ueberall Gebüsch und schattige Bäume. Dennoch hat die gelblich weiße Farbe der Leichensteine, Säulen und Obelisken in Verbindung mit dem kalkigen Erdboden das Uebergewicht gegen das milde wohlthuende Grün. Bei der Riesenmäßigkeit des Umfangs können wir nur hie und da einem hervorragenden Denkmale Aufmerksamkeit zuwenden.

Nicht weit vom Eingange biegt ein schmaler Weg durch das Gebüsch rechts ab, und wir sehen vor uns eine alterthümliche gothische Kapelle. Zwei Granitsärge neben einander, über denen sich Säulenpfeiler mit einem wohlverzierten Giebeldach erheben, zeigen zwei liegende ausgehauene Gestalten, eine männliche und eine weibliche mit gefalteten Händen, Abälard und Heloise.

Ein Tempel von weißem Marmor im edelsten griechischen Styl enthält die Bildsäule des Generals Foy († 1825), groß als Kämpfer für sein Volk auf dem Wahlplatze der Deputirtenkammer und nicht minder mit Ehren genannt auf den Wahlplätzen des Krieges unter Napoleon. In einer kostbaren Tempelhalle sieht man auf einem Kissen, weich wie Sammet, die Krone und die Wappen der russischen Fürstin Demidoff. Der heitere Molière († 1673), der erste Lustspieldichter der neuern Zeit, ruht unter einem einfachen Steinsarge. Die nachbarliche Gruft des Fabeldichters Lafontaine († 1695) ziert eine Urne, auf welcher der Fuchs seiner allerliebsten Fabel mit einem Kranze um den Hals bellt. Das Grabmal des tiefsinnigen Mathematikers und Astronomen Laplace († 1827 als Pair zu Paris) ist mit Sternen geschmückt. Ueber der Gruft des gefeiertsten neuern italienischen Operncomponisten, Bellini's († 1838), trauert der Genius der Musik; auf dem Denkstein sind die Namen seiner berühmtesten Opern verzeichnet. Er hat zur Seite einen würdigen Kunstgenossen, den Componisten Boieldieu († 1834). Freundliche Umbüschung beschattet ihre Gräber und die Vögel singen lieblich in den Zweigen. Nicht ohne sanfte Rührung treten wir an die nächste Grabstätte. Hier schlummert Bernardin de St. Pierre († 1814 bei Paris), der Verfasser der reizenden Erzählung, „Paul und Virginia“, welche gleich im ersten Jahre des Erscheinens fünfzig Auflagen erlebte. Von dem größten Schauspieler des neueren französischen Trauerspiels, Talma, zeugt in großen Buchstaben sein Name. Gewiß der höchste Ruhm für ihn war es, daß Napoleon einst seinen größten Marschällen und Ministern zornig sagte: „Keiner von Euch ist unentbehrlich. Niemand in Frankreich ist unersetzlich, außer Talma.“ Ja, da liegen sie nun alle, die stolzen Marschälle Napoleons, Massena, Suchet, Lefèvre, Cambacères und viele andere, vor deren Commandowort Bataillone verwehten, wie Spreu. Ein Kreis dunkelgrüner Cypressen, die einen einfachen grauen Grabstein umgeben, bezeichnet den stillen Ruheort jenes Tapfern der Tapferen, der Sieger in dreißig Schlachten war: es ist der Marschall Ney, der am 7. December 1815 im Garten des Luxemburg erschossen wurde. Die größten Staatsmänner, die berühmtesten Feldherren besuchen diese Stätte, insbesondere die Söhne Englands. Sie schneiden ihre Namen in das umgebende Gitter ein und nehmen zum Andenken ein kleines Cypressenreis von der Gruft des Helden mit.

Interessant ist es, die Geschichte der Baustylwandlungen in dem Denkmälerwalde dieses Kirchhofs zu studiren.

Die Napoleonische Zeit und die der Restauration, welche ja gerade von Frankreich aus großartige wissenschaftliche Untersuchungen über die alte Welt in Aegypten, Syrien, Griechenland leitete, welche die ganze Fülle der antiken Herrlichkeit in Paris vereinigt sah, sie hat auf die Gräberwelt den merkwürdigsten Einfluß gehabt: dorische Tempel erheben sich, Mausoleen, hochragende Statuen

auf Postamenten und Säulen, Pyramiden werden treu nachgebildet, auch der einfache Grabstein sucht sein Vorbild in der Gräberstadt von Athen. Da beginnt aber seit der Julirevolution eine allmälige Umwandlung, und sie ist jetzt zu völligem Durchbruch gelangt. So materiell diese Zeit erscheint, so sehr gerichtet auf Ausnutzung der wirklichen Welt, so abgekehrt dem mittelalterlichen Leben sie ist, so sehr auch in dieser Richtung gerade Frankreich von oben geleitet ward, so ist daneben das specifisch religiöse Leben in merkwürdiger Stärke erwacht, man hat sehnsüchtig den Blick in das Mittelalter, ja in seine frühere Periode zurückgewendet, vor Allem hat aber der nationale, an dem allgemeinen Menschenthum und modern-römischer Weltherrschaft übersättigte Drang künstlerisch zu den großen nationalen Denkmalen früherer Jahrhunderte zurückgegriffen. Nordfrankreich, als die rechte Heimath des gothischen Styles, hat denselben bereits nicht allein in großartigen Restaurationen zu erneuern verstanden, auch der reiche Privatmann läßt sich auf der Höhe von Père la Chaise sein Familiengrab als gothische Kapelle bauen. Eine Menge von Anlagen sind eben im Entstehen, hier werden noch die Grundmauern gelegt, dort bereits die zierlichen hohen Giebel, die Fialen, die spitzbogigen Fenster mit dem Stabwerk errichtet, bunte Gläser eingesetzt, das Innere ausgemalt, eine Gruppe auf den kleinen Altar oder ein Bild ist bereits gestellt und frische Blumen bezeugen den kürzlichen Besuch der Familie.

[167. 211.]

11. Die katholischen Missionsgesellschaften.

Die Bedeutung, welche das Werk der Missionen für die Civilisation der Menschheit und nebenbei auch für die Wissenschaft der Länder- und Völkerkunde hat, kann wenigstens annähernd aus einer Uebersicht der Anstalten für Glaubensverbreitung in der katholischen Kirche entnommen werden. Wenn wir diese Uebersicht an Paris anknüpfen, so geschieht es, weil gerade Frankreich in neuerer Zeit Außerordentliches und Großes unter den christlichen Völkern für das Werk der Missionen geleistet hat.*)

Die Erschütterungen der katholischen Kirche zu Ende des 18. Jahrhunderts in beiden Welten wirkten auch auf das Missionswerk lähmend und niederdrückend. Die großen Orden, welche einen bedeutenden Theil ihres Vermögens und ihrer besten Kräfte auf das Missionswerk verwendet hatten, waren theils aufgehoben, theils so geschwächt, daß sie an eine Wirksamkeit nach Außen nicht denken konnten. Die großen Missionsstiftungen in Spanien, Portugal, Frankreich und Amerika waren meistens von der Revolution verschlungen. Die Fonds der Propaganda zu Rom waren zerstreut und es gelang nur den außerordentlichsten Anstrengungen von Pius dem Siebenten, Leo dem Zwölften und Pius dem Achten, dieselben einigermaßen wieder zu sammeln und dadurch in dem katholischen Missionswesen einen neuen Aufschwung vorzubereiten, der aber erst unter dem Pontifikate Gregors des Sechszehnten recht sichtbar hervortrat. Die Geschichte dieses Pontifikates liefert einen Beweis, wie unendlich reich an Hülfsmitteln jeglicher Art die katholische Kirche durch ihre Einheit und durch die Glaubensbegeisterung ist, die sie den Ihrigen einzuflößen weiß. Gregor der Sechszehnte war selbst, ehe er Papst wurde, Direktor der Propaganda, und als Oberhaupt der Kirche hat er auf die Hebung dieses großartigen Institutes immer ein vorzügliches Augenmerk gerichtet. Durch seine Bemühung gelang es, die Einkünfte der Propaganda wieder auf dreimalhunderttausend Skudi zu bringen. Die Propaganda steht an der Spitze aller katholischen Missionsthätigkeit. Ihr sind alle apostolischen Vicare, Präfekten und Missionäre unterworfen, und die Vertheilung der Gelder aller einzelnen Missionsgesellschaften muß von ihr genehmigt werden. Das Beispiel von Rom weckte nicht nur in Italien, namentlich in dem Königreich Sardinien, den fast eingeschlummerten Missionsgeist zu neuer Thätigkeit auf, sondern brachte auch in den übrigen Ländern von Europa und in Amerika eine erfreuliche Wirkung hervor, oder schloß sich mit dem bereits von selbst dort erwachten Eifer

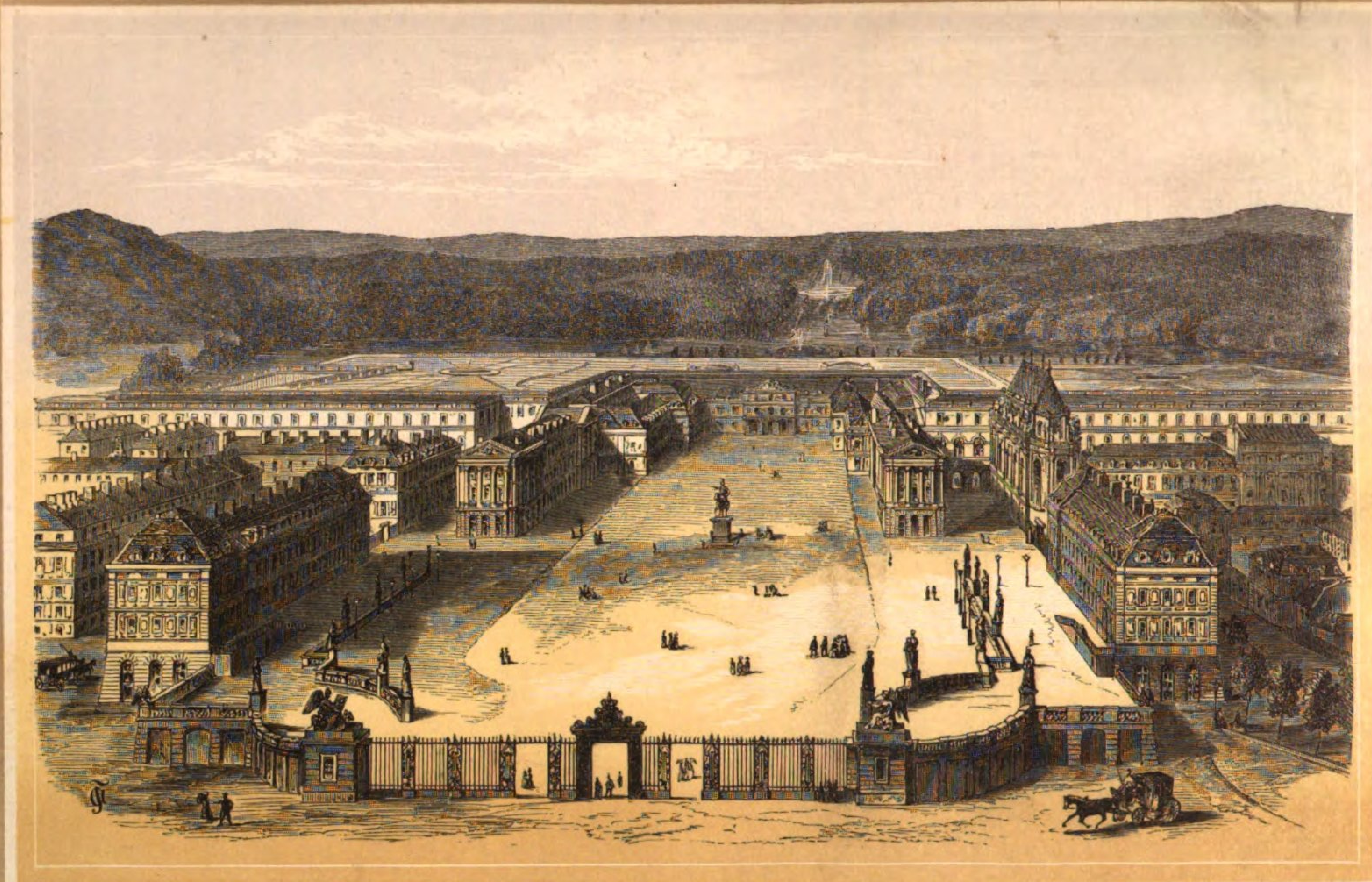
*) Vergl. hierzu die Schilderung der „Propaganda" bei Italien.

zusammen. In Portugal, das in alter Zeit auf dem Gebiete der Missionen so großen Ruhm geerntet hatte, gerieth trotz aller Revolutionen die Thätigkeit für die Verbreitung des Glaubens nie ganz in Stockung, obwol der Geist der alten Zeit gewichen ist, und die Erfolge nicht mit den früheren verglichen werden können. Die Mittel für die Missionen werden aus dem Lande selbst bestritten, zum Theil aus noch vorhandenen Stiftungen, zum Theil aus Staatsbeiträgen, wie in Angola und Mozambique; jedoch gibt auch die Propaganda Zuschüsse. Sehr bedeutend sollen die Erfolge in Angola, Congo und im Innern von Afrika sein; nur schade, daß uns darüber regelmäßige Berichte fehlen, indem alle diese Missionen nicht zum Bereiche der Wirksamkeit der Lyoner Gesellschaft gehören. Auch Spanien ist zu neuer Missionsthätigkeit erwacht. Was Spanien für die Missionen wirkt, muß nicht, wie man in Deutschland gewohnt ist zu thun, nach den Beiträgen beurtheilt werden, die es zur Lyoner Gesellschaft gibt. Spanien ging von jeher seinen eigenen Weg. Es unterstützt nicht allein die Missionen in seinen Kolonien, sondern auch in Syrien, Mesopotamien, China, und hat in neuester Zeit, wiewol bisher ohne günstigen Erfolg, eine Mission auf den Guineainseln begründet. Auch in Amerika fängt der alte Eifer an wieder aufzuleben. Brasilien, das lange Zeit eine gleichgültige, ja feindliche Richtung gegen die Kirche einnahm und die Missionen ganz vernachlässigte, hat im Jahr 1845 wieder die vortrefflichsten Verordnungen zu Gunsten der Missionen im Innern erlassen, und überall erwacht wieder der freie Eifer der Gläubigen zu Gunsten des frommen Werkes. Auch sind von Brasilien wieder Beiträge für die Väter am heiligen Grabe eingegangen, und von anderen südamerikanischen Staaten, namentlich von Chile, wird Dasselbe gemeldet. Neu-Granada hat die alten Missionsfonds restituirt und in Venezuela leben die Missionen, besonders durch spanische Missionäre unterstützt, wieder auf. In Frankreich wurde der Eifer für die Missionen wieder rege seit den Zwanziger Jahren, gelangte aber erst in den Dreißiger Jahren zu einer Bedeutung, die noch immer im Wachsen begriffen ist. Ein Verein trat zuerst 1822 zu Lyon zusammen, bald bildete sich ein zweiter Centralsitz der Gesellschaft zu Paris, und nach und nach entstanden Hülfsvereine nicht nur fast in allen europäischen Ländern, namentlich in Italien, Deutschland und Britannien, sondern selbst in Amerika und in den anderen Welttheilen. Die Lyoner Gesellschaft trug viel zur Wiederbelebung des Missionsgeistes in der katholischen Kirche bei, und ihrer Unterstützung vor Allem verdanken die neuen Südseemissionen ihr Aufblühen. Im Jahre 1833 bis 1834 betrug die Gesammteinnahme 364,056 Franken, im Jahre 1840 schon 2,340,017 Franken, im Jahre 1845 bis 1846 gegen vier Millionen, obwol der baierische Verein sich von dem Lyoner getrennt hatte. Die Vertheilung der Gelder unterliegt der Bestätigung der Propaganda zu Rom. Die ganze Organisation des Vereins ist vortrefflich. Einigungen von zehn Mitgliedern geben ihre Beiträge, fünf Pfennige wöchentlich, an einen Einsammler, der sie an einen Unterverein und dieser an den Centralverein befördert. Außer dem Almosen wird von jedem Theilnehmer täglich ein Gebet für die Mission verlangt. Die Verwaltung ist einfach und kostet äußerst Wenig. Die Gesellschaft veröffentlicht die Missionsnachrichten aus dem Bereiche ihrer Wirksamkeit in einem Journale, das in sechs jährlichen Heften erscheint und zu den verbreitetsten Journalen der Welt gehört. Dieses trug außerordentlich dazu bei, die Aufmerksamkeit der Welt auf das katholische Missionswesen zu lenken und demselben eine allgemeine Anerkennung zuzuwenden. Auch Deutschland ist in neuester Zeit nicht zurückgeblieben und sieht seine Missionsthätigkeit mit jedem Jahre wachsen. In Oesterreich entstand im Jahre 1829, angeregt durch den Bischof Rese von Detroit in Nordamerika, einem Deutschen, die Leopoldinische Stiftung, die allerdings schon Bedeutendes geleistet hat, jedoch noch einer großen Erweiterung fähig ist. Außerdem aber unterstützt Oesterreich auch die Väter am heiligen Grabe und hat in seinen Staaten die großartige Anstalt der Mechitaristen, deren Wirksamkeit sich besonders auf den Orient und die slavischen Völker erstreckt. In Baiern entstand im Jahre 1840 der Ludwigs-Missionsverein, der sich seit 1844 von der Lyoner Gesellschaft trennte und mehr als hunderttausend Gulden jährliche Einkünfte hat.

Viel bedeutender aber als diese materiellen Mittel sind die Kräfte des Personals, über welches die katholische Kirche zu Gunsten ihrer Missionen zu verfügen hat. Ihre Hauptstärke liegt hier in den geistlichen Orden, die freilich durch die Ungunst der Zeit sehr gelitten hatten, aber seit den

letzten dreißig Jahren verjüngt und gekräftigt wieder in ihre alte Wirksamkeit eintreten. Der Jesuitenorden entwickelt von Jahr zu Jahr auch auf dem Missionsfelde größere Kräfte. Mit ihm wetteifern die Lazaristen und die Redemptoristen. Auch die alten Orden erwachen zu neuer Thätigkeit. In den spanischen Besitzungen der Südsee haben sie nie aufgehört zu wirken. Selbst die weiblichen Orden schließen sich den Missionsbestrebungen an. Außer den eigentlichen Orden arbeiten in den Missionen verschiedene religiöse Congregationen und unter der Leitung apostolischer Vikare und Präfekten auch zahlreiche Weltpriester. Alle diese wirken in Einem Geiste, verkünden Eine Lehre und folgen Einer und derselben obersten Leitung. Der Geist der großen Gesammtkirche leitet auch die Missionen und keine Absonderlichkeit und Sektenstiftung kommt da zum Vorschein. Dem Gebildeten und dem Ungebildeten, dem Europäer und Wilden weiß der katholische Missionär in gleicher Weise zu genügen und allen socialen Verhältnissen gegenüber weiß er seine entsprechende Stellung einzunehmen, ohne darum von dem Geiste seiner Kirche abzuweichen. Hierin liegt die eigentliche Macht und Ueberlegenheit der katholischen Kirche gegenüber den Sekten. Dadurch allein wird es möglich, oft mit anschaulich geringen Mitteln so große Resultate zu erringen. Zudem aber schickt die Kirche nur solche Männer in die Missionen, die sie gehörig geprüft und für ihren hohen Beruf gebildet hat. Sie sind großentheils wissenschaftlich gebildete Männer. An die Welt durch keine sinnliche Bande und Verpflichtungen gebunden, opfern sie sich ihrem Berufe und denken nicht an eine Rückkehr ins Vaterland. Auch die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des europäischen Lebens verlassen sie und werden im Aeußeren den Völkern gleich, unter denen sie wirken, um in dem Einen, was Noth thut, desto besser auf sie einwirken zu können. Wo der Beruf es erfordert, da hat der katholische Missionär sich nie geweigert, dem sicheren Tode entgegenzugehen, und die neueste Zeit hat davon Beweise in großer Zahl geliefert.

Die Frage, welche Nation in Europa die größte Tüchtigkeit auf dem Missionsfelde bewiesen habe, ist schwer zu beantworten. In früherer Zeit konnte wol kein Volk den Spaniern den Vorrang streitig machen, wenn nicht etwa die Italiener. In neuerer Zeit machen die Franzosen Anspruch darauf, das erste Missionsvolk zu sein, und es ist nicht zu leugnen, daß sie Großes leisten, jedoch stehen ihnen die Italiener wol gleich. Die Zahl der italienischen Missionäre ist sehr groß; in den Dreißiger Jahren reisten auf einmal hundertundfünfzig italienische Franziskaner in die Missionen von Peru. In China und Ostindien sind die Missionäre aus Italien noch immer die vorzüglichsten. Dabei sind sie ausdauernder und fester als die Franzosen. Auch in den Missionen der Südsee sind die Italiener erschienen. Die Deutschen behaupteten früher in den Missionen großen Ruhm. Namentlich schickte Oesterreich, und vor Allem Böhmen, so lange das Kaiserhaus mit Spanien in enger Verbindung stand, eine sehr große Menge Missionäre aus. Seit der Trennung von Spanien und der Aufhebung des Jesuitenordens trat Deutschland hinter die anderen Völker zurück. Doch will die neuere Zeit das früher Versäumte nachholen. Seit den letzten zwanzig Jahren ist aber ein Volk mit in die Reihe der Missionsvölker getreten, das man bisher noch nicht auf diesem Schauplatze gesehen hat und von dem man noch nicht sagen kann, ob es nicht den allerthätigsten und unternehmendsten Völkern gleich kommen werde, das britische. Der eigentliche Beginn des katholischen Missionswesens in England und Irland ist von der Zeit der Emanzipation der Katholiken an zu rechnen und steigert sich jetzt von Jahr zu Jahr mit der Ausbreitung des Katholicismus im Mutterlande. [144. 251.]



VERSAILLES.

12. Der Königspalast von Versailles.

Durch eine majestätische Pforte, welche die beiden im Halbzirkel hervorspringenden Bogenflügel mittelst eines bronzenen, mit Trophäen ausgeschmückten Gitters verbindet, gelangt man in den Vorhof dieses in jeder Hinsicht luxuriösen Königspalastes. In der Mitte desselben erhebt sich die Reiterstatue seines Erbauers, Ludwigs XIV., umringt von den Standbildern sechszehn französischer Kriegshelden, von Bayard bis Condé und Massena herab. — Aber schon dem von Vergoldung blendenden Gitter gegenüber am Schlosse drängt sich ein Balkon hervor, der in Mitte dieser Prachtumgebung ein höchst tragisch ergreifendes Bild in die Erinnerung ruft. Auf diesem Balkone erschien einst die unglückliche Königin Antoinette mit ihren beiden Kindern an der Hand, um doch wenigstens noch durch ihre Mutterwürde die Wuth des im Hofe herangedrängten und wild aufgeregten Pöbels zu entwaffnen. Und hier war es, wo diese königliche Helden-Mutter auf das neu ertönende Geschrei: „Non les enfants, mais la Reine! la Reine!" augenblicklich Sohn und Tochter dem Vater zurückführte, — und aller Wuth zum Trotze allein vortrat. Leider berichtet Klio weinend das Weitere. — Wie ganz anders läßt sich hingegen von dem Benehmen der edlen Ungarn erzählen. Als die erhabene Kaiserin Maria Theresia mit ihrem zweijährigen Sohne Joseph, dem Bruder eben dieser Antoinette, auf dem Arme hervortrat, gleichfalls um zu rühren — da zogen die Ungarn ihre Säbel zum hochherzigen Schwure: „Moriamur pro rege nostro, Maria Theresia! sanguinem damus et vitam!" Wie ähnlich diese beiden Geschichtsbilder, und dennoch wie verschieden!

Zur Rechten des großen Vorhofes erhebt sich, die Dachung des übrigen Schloßgebäudes überragend, die Kirche, welche von Außen mit vieler Kunst und vielem Aufwand prangt und auch im Innern reichlich mit werthvollen Gemälden, Gold und Marmor geziert ist. Hier steht die gefeierte Rednerbühne, von der einst Bourdaloue und Massillon ihre classischen Reden vor dem gewaltigen Louis XIV. ertönen ließen, bis endlich letzterer eines Tages die Trauerrede auf eben diesen Ludwig den Großen mit den Worten begann: „Brüder! Gott allein ist groß, vornämlich in dem Augenblicke, wo er Könige sterben läßt."

Die weiten Gebäude und Prachtsäle des Schlosses selbst, die seit der ersten Revolution lange leer gestanden hatten, sind jetzt zu einer National-Gemälde-Gallerie in derselben früheren Pracht eingerichtet. Das ehemalige Lustschloß der Könige ist nun das Prunk-Palais der Nation geworden. Durch zwei Eisenbahnen hat man es zur Hauptstadt hingerückt, und wenn sich der Franzose an der Sonne seines vaterländischen Ruhmes recht gütlich thun will, so gönnt er sich eine behagliche Rundschau in dem historischen Museum zu Versailles. Dort ist alle Geschichte nur französisch und jedes Tableau predigt dem Franzosen nur den Sieg und den Ruhm seiner Nation. Alles, was nur entfernt einen mißlichen Eindruck hervorbringen könnte, wie etwa ein Winterbild, das jene Tausende erfrorener Franzosen darstellte im russischen Schneefelde mit dem großen Moskaubrande im Hintergrund, bleibt da dem nationalen Auge ferne. Dagegen sieht es mit Wohlbehagen im Schlachtgemälde auf die besiegten Nachbarn des Rheines herab, zählt die Erschlagenen bei den Pyramiden oder verfolgt die Züge in Algerien. Hat man endlich im Allgemeinen über den ungeheuren Aufwand dieses, vom mächtigen Ludwig hervorgerufenen Prachtbaues genug gestaunt, vielleicht im Stillen das gemüthlich-freundliche Schönbrunn bei Wien diesem prachtbeladenen Versailler Schloß unbedingt vorgezogen: so versetzt Einen der Anblick, den man von der großen gewaltig ausgedehnten Terrasse an der Gartenseite des mächtigen Schlosses vor sich hat, in neue Verwunderung. Da genießt man dieselbe Aussicht, welche die Könige vom goldbelegten sogenannten Sonnenzimmer aus vor sich hatten. Da verliert sich die Fernsicht über Hunderte von wunderlichen Prachtbassins mit ihren in tausendfältiger Farbenbrechung am Sonnenlichte spielenden Wasserkünsten, über die hallenumgebenen Orangerien und die in seltsamen Figuren und Windungen verschlungenen Lustalleen, endlich über den ganzen Buchenwald des

endlosen Parkes in weiter Ferne hinter mäßigen Hügeln, wo die sanften Strahlen der Abendsonne in ihren letzten Gluten flimmernd untergehen. Steigt man zuletzt in den Garten selbst hinab, so ist man förmlich in einen Götterhain versetzt; denn da gibt es Tausende von Göttern, Göttinnen, Heroen, Feen, Tritonen, Nereiden, Nixen und Nymphen, ein vollständiger heidnischer Himmel. Aber man gewinnt da keine ästhetische Ausbeute mehr; denn wo das Auge nicht mehr unverletzt um sich blicken kann, da hört die Pracht und selbst die Kunst auf schön zu sein, weil sie nicht mehr wahr und nicht mehr gut ist. Man beeilt sich vielmehr zu rechter Zeit mit der Erfahrung hinwegzukommen, daß es in Wirklichkeit eine Art der Kunstschöpfung gebe, die zu gleicher Zeit anspricht und beleidigt. Eine solche nämlich ist ganz vorzüglich in den Gallerien und Hallen Frankreichs, insbesondere aber in den Luxusgärten von Versailles zu Hause. Ja selbst der Typus französischer Kupferstiche von Heiligenbildern kann von diesem Anhauche nicht ganz freigesprochen werden. [184.]

13. Die Königsgräber von St. Denis.

Im prächtigen Schlosse von St. Germain wohnte Ludwig der Vierzehnte, von den französischen Schriftstellern der Große genannt. „Der Staat, das bin ich!“ hatte er gesagt, und Keiner hatte ihm widersprochen. Als Sonnengott stellten ihn die Maler dar. Der älteste Adel von Europa, in seiner innersten Kraft gebrochen, haschte gierig nach einem Strahl seiner Gunst, und die ganze Nation sonnte sich in seiner Größe. Alle Monumente schmückte die Kunst mit seinem Bilde, Corneille und Racine besangen ihn dankbar als den Mäcenas des Jahrhunderts, und selbst von heiliger Stätte herab hatte die Schmeichelei nicht selten ihn den größten der Sterblichen genannt. Aber, wenn er am Morgen hinaussah von dem Balkone seines Schlosses über die heitere Landschaft mit den wogenden Kornfeldern, dem saftigen abwechselnden Grün der rebenumkränzten Hügel, von tausend blendend weißen Landhäusern übersäet, da ward seine Stirn finster und seine Seele traurig, die eben noch Träume von Lust und Pracht umgaukelt hatten. Vor seinem Blicke stand der graue, finstere, unheildrohende Thurm von St. Denis; am äußersten Saume der Landschaft stand er da, wie die düstere Gestalt des Todes, der ernste Mahner, mit hoch aufgestrecktem Finger, der ihm das „Memento mori“ auf die goldene Wand seiner Prunksäle schrieb, gierig wie das Raubthier nach der Stunde, wo es auch ihn verschlingen sollte, wie die übrigen Könige von Frankreich, deren Leichname in seinem Inneren ruhen seit zwölfhundert Jahren.

Ludwig konnte diesen Anblick nicht ertragen. Die Gestalt, die dort jeden Tag aufs Neue seines Namens „der Große“ zu spotten schien und immer hinwies auf die Stunde, wo all' seine Pracht in Rauch zerfließen sollte — verjagen konnte er sie nicht. So floh er denn weit weg vom Anblicke des Todes; eine sandige Wüste schuf er in Versailles um; hier sah er nichts mehr als Lustgärten, Schmeichler und Lakaien. Aber der Thurm von St. Denis blieb stehen und dem Tode war er nicht entflohen.

Eines Tages stand ein schwarz umflorter Sarg vor dem Altare; umgeben von allen Größen der Nation, und von der Kanzel rief eine Stimme durch die Stille des Todes, es war die Stimme Massillon's: „Dieu seul est grand, mes frères!“

An einem freundlichen Morgen besuchte ich die Pfarrei St. Denis. Der Weg führt durch die Vorstadt St. Denis. Es ist ein Gefühl, wie wenn man von der Küste des Meeres aus weiter landeinwärts geht, so oft man vom Mittelpunkt von Paris nach seinen äußersten Linien wandert. Mehr und mehr verstummt das Wogen und Brausen der großen Stadt und das Herz wird immer weiter, der Geist freier und ruhiger. Noch ein Dorf passirte ich jenseit des Walles: Lachapelle St. Denis, und eine unabsehbar weite Ebene lag vor meinen Blicken. Nach einer halben Stunde hatte ich St. Denis erreicht.

Es ist eine stille Stadt, die gegenwärtig kaum über fünftausend Einwohner zählt. Die Sonne goß ihren hellen Glanz vom reinsten blauen Himmel herab, aber es war doch kein rechtes Leben, keine Freude in diesen Gassen — es war Alles so

öde und schwermüthig, wie in dem Vorhofe eines Leichenackers. Ich folgte der am wenigsten öden Straße, nach wenigen Minuten stand ich vor der Abtei. Sie wurde gegründet zu Ehren des Schutzheiligen von Frankreich, Dionysius, durch König Dagobert 613; Karl der Große ließ die Kirche neu aufführen 775. Abt Suger, der von einem Bauernknaben sich zum allmächtigen Minister und Regenten von Frankreich aufgeschwungen hatte, ließ 1130 auch diese zweite Kirche niederreißen und begann einen großen und prachtvollen Neubau. Unter Philipp dem Schönen erhielt sie ihre letzte Gestalt bis zum verhängnißvollen Jahre 1793.

St. Denis war Jahrhunderte hindurch die mächtigste und reichste Abtei. Könige bekleideten die Würde eines Abtes. Hier wurde die Oriflamme aufbewahrt, die den Heeren vorausgetragen ward zum Siege; „Montjoye und St. Denis!" — war durch Jahrhunderte der Schlachtruf der Franzosen. St. Denis war die Nekropolis von Frankreich. Alles, was in den Palästen geglänzt und auf den Thronen geherrscht, was die Völker gefürchtet oder geliebt, es kam hierher nach St. Denis zur langen Ruhe in den Reihen der Väter; alle Häupter, die Kronen getragen, legten sich nieder zum ewigen Schlafe auf den steinernen Pfühlen von St. Denis. Wenn die Thore der Todtenstadt sich aufschlossen, da ging Trauer durch das ganze Land. „Le roi est mort!" — rief der Herold von Frankreich; es war das eine Handvoll Asche mehr zu dem Aschenhaufen. —

Als ich eintrat in die majestätischen Hallen, waren eben die letzten Töne des Requiem verklungen, das jeden Morgen hier gesungen wird. Vom altersgrauen Thurme herab scholl der dumpfe Ton der Glocke und hallte wieder unter diesen vielhundertjährigen Säulen und Gewölben. Es war recht traurig in der Kirche, öde, kalt, leer, ausgestorben, wie der verlassene Grabstein eines Menschen, an den keine Seele denkt, der von Allen vergessen ist; da steht der Sarkophag der Könige, aber es ist kein Volk da, das um sie trauert, einige Personen aus den niedern Klassen treten ein, gleichgültig, neugierig, ahnen sie nicht, daß sie hier vor dem Reliquienschrein ihrer Größe stehen, daß die Geschichte von einem Jahrtausend in dieses Buch von Stein gemeißelt ist. St. Denis hat keinen Platz mehr in dem Herzen des jetzigen Frankreich; St. Denis ist ein Anachronismus in der Gegenwart.

Ludwig der Fünfzehnte war der letzte König, der hier auf den Sechszehnten seines Namens wartete, welcher ihn ablösen sollte, Frankreich zu züchtigen für seine Sünden, die Könige für die Sünden ihrer Väter und das Volk für die Sünden ihrer Könige. Ludwig's des Sechszehnten Haupt fiel auf dem Schaffot, sein Leichnam wurde in eine Grube eingescharrt, fern von den Gräbern seines Geschlechtes. Aber das war noch nicht genug; die Fürsten hatten schrecklich gefrevelt an Gott und seinem heiligen Gesetze — sie sollten schrecklich büßen vor dem Angesichte aller Völker der Erde.

Am 12. Oktober 1793 wurde es laut in den stillen Mauern der Abtei. Statt der frommen, wehmüthigen Choräle, die für die ewige Ruhe der Begrabenen beten, heult wie ein Gewittersturm die Marseillaise aus tausend und tausend wilden Kehlen durch die alten, ehrwürdigen Hallen — mehr und mehr strömt die Menge herein durch die eingebrochenen Thore. Die Republik hält ihren Gottesdienst — Camille Desmoulins und die übrigen Gesandten des Konvents — es war ein schauerlicher Tag. Statt der Mitra die Jakobinermütze, statt des feierlichen Zuges der Mönche zum Grabe der Könige der tolle Tanz der Carmagnole; an der Stätte, wo Bossuet und Massillon unsterbliche Worte sprachen, hallt der Ruf der Männer des Bergs zum Beginne der Feier. Da fallen die Kreuze, sie werden zerschlagen und zertreten, die Altäre zertrümmert und besudelt, die ernsten Gestalten der steinernen Aebte und Ritter und Herren verstümmelt, verhöhnt unter Fluchen und wieherndem Gelächter durch die Stadt geschleift. „Vorwärts!" ruft Desmoulins — die Republik hatte Blut gekostet und Blut getrunken, das Blut des Königs und das Blut der Priester — aber sie ist nicht satt. Ihre Hyänennatur treibt sie vorwärts; sie wühlen die Gräber auf, sie wollen Leichen. Die Pforten der Grüfte — ein Werk Karl's des Großen — werden gesprengt; hinauf stürzt sich der zügellose Haufe. Da lagen sie alle in ihren Betten von Stein — die Merovinger, die Karolinger, die Kapetinger, die Valois, die Bourbons — alle Größen der Geschichte von Frankreich — die Herzoge und Herzoginnen, die Prinzen, Dauphins und Marschälle. Einen Augenblick schauerte die Rotte, die ernsten scharfen Gesichter der alten Helden jagten ihnen nach Jahrhunderten noch Furcht ein, es lag noch Majestät in den verblichenen

Zügen dieser Könige; aber Desmoulins geht voran, die Anderen folgen. Die Leichname werden herausgeworfen, die Gewänder in Fetzen zerrissen; da liegen sie schmählich in ihrer Blöße. Die Sansculotten, die Fischweiber kühlten ihre Wuth an den entehrten Leichnamen; sie gaben ihnen Faustschläge, zerrauften ihre Haare, schnitten ihnen die Glieder ab und warfen die verstümmelten und besudelten Leiber dann hin, den Straßenjungen zum Spott und Spiel. Doch lassen wir den Schleier fallen über dies scheußlichste Schauspiel in der Geschichte von Europa.

Es waren der Todten so viele — ein Tag reichte nicht aus, die Hyänen waren müde geworden. Sie kamen des anderen Tages wieder und am dritten wieder. Frankreich sollte gereinigt werden von dem letzten Rest des Königthums; Alles wurde durchsucht, Alles besudelt. Das Volk sollte Rache nehmen für das Unrecht, daß es seit Jahrhunderten von Königen gelitten; keine einzige Leiche entging den Bestien, alle wurden sie hinausgeworfen — Heinrich der Vierte, der König des Volkes, und Ludwig der Eilfte, die Väter des Landes und seine Dränger, der Regent, der schändliche Orleans und Fenelon's trefflicher Zögling, der Dauphin, die Medicis und die gute Henriette von England, Ludwig der Heilige und Ludwig der Fünfzehnte — da lagen sie alle über einander in einer schmählichen Grube. Das war ein schreckliches Gottesgericht!

Aber noch läßt der Zorn des Herrn nicht nach und seine Hand bleibt ausgestreckt. Das letzte Andenken an die Könige sollte verschwinden. St. Denis, das Heiligthum der Nation, St. Denis, an dem zwölf Jahrhunderte in Ehrfurcht vorübergegangen waren, in dem jede Generation ihr Kostbarstes niedergelegt, St. Denis sollte der Erde gleich gemacht werden. Seine starken Säulen wurden zerschlagen und stürzten ein, der Wind zog klagend durch die leeeren Hallen, der Regen schlug durch die offenen Fensterbogen, und in sein Inneres schien die Sonne bei Tag, der Mond zur Nacht und alles Heer der Sterne — die Republik hatte das Bleidach abgedeckt und Kugeln daraus gegossen. Die letzten Anhänger der Könige sollten durchbohrt werden von den letzten Resten der Königsgräber.

„St. Denis ist zerstört," sagte Chateaubriand im Anfange dieses Jahrhunderts, „die Vögel fliegen durch seine öden Räume und Gras wächst auf seinen zerschlagenen Altären. Statt des Grabgesanges, der einst unter seiner Wölbung wiederhallte, hört man nur noch den Regen, der von seinem zertrümmerten Dache niederträufelt, oder das Fallen eines Steines, der sich von dem Gemäuer ablöst."

Erst Napoleon that dem Werke der Zerstörung Einhalt. Er war in das Erbe Karl's des Großen eingetreten und hatte seine Kaiserkrone sich aufs Haupt gedrückt; darum sollte auch die alte kaiserliche Gruft ihn und seine Familien aufnehmen. Aber er hatte Wind ausgesäet und erntete Sturm; er und seine Familie wurden zerstreut wie Spreu über dem Angesichte der Erde, ein felsigt Eiland war sein Kerker und sein Grab. Und sein Sohn, der Erbe seines Ruhmes, schläft fern von ihm bei den Kapuzinern in der Todtengruft zu Wien. Ludwig der Achtzehnte und Karl der Zehnte setzten die Arbeiten fort, und unter Ludwig Philipp wurde die innere Restauration vollendet. Alle bauten sie an ihrem Grabe; aber sie sollten nicht sagen dürfen: „Solum mihi superest sepulchrum!" Nicht einmal das Grab wurde ihnen gegönnt — so eitel ist die größte Größe auf Erden — Beide liegen begraben in fremder Erde, im Lande der Erbfeinde ihrer Nation.

Ludwig Napoleon ist auch in St. Denis seinem großen Oheim gefolgt; er fährt fort, der Kirche seine Fürsorge zu widmen. Wird er hier einst seine letzte Ruhe finden? . . .

Beim ersten Eintritt in die schöne Kirche bemerkt man kaum, was für gewaltsame Katastrophen an diesen Mauern vorübergegangen sind. Es ist ein herrlicher Bau, fast wie aus Einem Gusse, mit Ausnahme der Krypten mit nur wenigen Resten im Style der vorgothischen Zeit. Einen Augenblick könnte man sich täuschen, sich um ein Jahrhundert zurückversetzt glauben. In reichen Gewändern umgeben die Hüter des Grabes der Könige den Hochaltar. Ludwig Philipp stiftete hier ein Kapitel, bestehend aus zehn Bischöfen und vierundzwanzig Kanonikern; helle Rauchwolken steigen zwischen den schlanken strebenden Säulen empor und ziehen langsam unter der Wölbung hin. Das Requiem, unterbrochen von den dumpfen Tönen der Hörner, wie sie in Frankreich den Choral begleiten, fleht um die ewige Ruhe der Todten. Aber die Gräber sind leer, ihre Asche ist in alle Winde zerstreut, nur Ludwig der Sechszehnte und die unglückliche Marie Antoinette, Ludwig der

Achtzehnte und der Herzog von Berry liegen hier, dann einige wenige Reste von Gebeinen, die man gefunden hatte nach der schauerlichen Feier von 1793 und sorgfältig gesammelt und hierher getragen. Aber es strömt kein Volk mehr herbei, um zu trauern am Grabe seiner Könige. Der Name des Königs, bei dessen Nennung der Franzose von ehedem sein Haupt entblößte, hat seinen Zauber verloren, es sind nur noch Wenige, die wie Du Guesclin sprechen: „Mon âme à Dieu, ma vie au roi!“ Die Gesalbten des Herrn hatten sich selbst entweiht, und er verwarf sie von seinem Angesichte. Und das ganze Volk rief ein furchtbares: Amen!

St. Denis ist wiederhergestellt — ein Grab ohne Leichname, ein Katafalk ohne Todte; seine Grüfte sind leer, St. Denis selbst ist ein Leichnam. Ich weiß nicht, ob ich die Abtei lieber sehen möchte in dem Zustande, wie sie nach 1793 war. Da war es eine Ruine, aber da war es doch Etwas, da konnte man sich niedersetzen unter Trümmer und hinaufblicken zu den schweren grauen Wolken, die vom Sturme gejagt durch die zerrissenen Mauern ziehen, und nachdenken über die Vergänglichkeit aller Dinge, wie der Einsiedler vor dem Todtenkopfe. Jetzt wird es uns nicht wohl zu St. Denis, es ist uns unheimlich hier, es ist eine Leiche, man hat sie geschmückt, mit Flittern und Bändern geziert. Man hat neue Glasmalereien an den Fenstern angebracht; ich sah eine im Seitenschiffe, die Stiftung des Kapitels durch Ludwig Philipp vorstellend. Er und seine Minister erscheinen im blauen Frack, den Galanteriedegen an der Seite. Das ist die Malerei auf ein gothisches Fenster in einer herrlichen gothischen Kirche mit den Heldengestalten Chlodwig's, Dagobert's, des ritterlichen Franz des Ersten und Heinrich des Vierten!

Das neugierige Volk läuft hinzu, es drängt sich hinein in die Grüfte, man gafft, man schwätzt, man lacht und man macht Bemerkungen über diese ernsten, langgestreckten, steinernen Bilder. Der Concierge geht voran, der Haufe Fremder und geschwätziger Pariser folgt. Man sieht es recht deutlich: der Franzose der Gegenwart hat kein Verständniß mehr für seine Könige. Wie könnte auch der junge Mensch, der seinen Voltaire gelesen, oder die Grisette, die Paul de Kock und Sue und wie dergleichen schmutziges Gesindel mehr heißt, in Andacht studirt hat, anders hier eintreten, als mit einem Gefühle souverainer Verachtung der Vortheile und Tyrannei dieser barbarischen Jahrhunderte! „Hier liegt Pipin der Kurze,“ ruft die monotone Stimme des Concierge, „hier in der Mönchskutte Clodwig, hier Blanca, hier Franz der Erste, hier Karl, der in der Bartholomäusnacht auf seine Unterthanen schoß, hier . . . .“ Doch die Reihe scheint nimmer enden zu wollen, man bleibt stehen, man betrachtet, betastet diese eigenthümlichen, oft sehr ausdrucksvollen Gestalten, aber der Führer drängt vorwärts und mahnt zur Eile, denn es gibt hier Viel zu sehen, der Tod hat reiche Beute. In buntem Wechsel ziehen diese Bilder an uns vorüber, es schwindelt uns, die schweren, niederen Gewölbe scheinen auf unserer Brust zu liegen und den Athem zu beengen. Endlich ist der lange Katalog zu Ende, den der Aufseher herabliest, wie der Kerkermeister die Liste seiner Gefangenen, als wollte er sagen: die Alle da sind mein und es entgeht mir Keiner.

Als ich heraustrat aus St. Denis, war es Mittag. Der Himmel war rein, wie von geschliffenem Stahl; die Herbstsonne meinte es so gut, als wollte sie Abschied nehmen auf lange Zeit. Einzelne vergilbte Blätter fielen leise von den Pappeln, wie die Menschen vom Baume des Lebens fallen, ohne daß man es wahrnimmt. Die alte Abtei stand so traurig da wie ein Greis, der seine kalten, fast erstorbenen Glieder an der Sonne wärmt, ein heller Strahl fiel über die Vorderseite, die Fenster glänzten bei diesem Sonnenblick, es war wie ein plötzlich aufzuckendes Lächeln auf dem Angesichte des Sterbenden. [249.]

14. Römische Alterthümer zu Nismes.

Keine Stadt außerhalb Italiens hat so großartige und herrliche Reste des alten Römervolkes aufzuweisen, als Nismes in Frankreich. Als die bedeutendsten derselben gelten das Amphitheater in Nismes und der Pont du Gard in der Nachbarschaft von Nismes.

Ganz fremd der Welt und ihrem kleinlichen Treiben steht dunkel und ehrwürdig das römische Amphitheater als kolossales Denkmal menschlicher Größe und ihrer Vergänglichkeit, aus Felsenstücken zusammengethürmt, deren Durchmesser uns die Kräfte unbegreiflich macht, welche hier walteten, und die ohne Mörtel und Kitt seit vielen Jahrhunderten blos durch eigne Schwere auf einander ruhen. Lange staunten wir diese großen Trümmer an, ohne ein eigentliches Bild davon in uns auffassen zu können. Wir durchirrten die alten gewölbten Gänge, erstiegen die Treppen, die zu den Stufen führen, auf welchen genauer Rechnung nach siebzehntausend Zuschauer ihre Plätze fanden. Von der höchsten dieser Stufen blickten wir sinnend herab in den weiten, länglichen, runden Raum, den dieses Riesengebäude umschließt. Dort, wo sonst Löwen und Tiger kämpften, wo Gladiatoren, wilder noch als diese, ihr eignes und fremdes Leben dem augenblicklichen Beifalle der gedankenlosen Menge freudig blutend opferten, dort treiben jetzt fünfzig Familien in kleinen schmutzigen Hütten ihren ärmlichen Haushalt, neben und unter den Trümmern einer gewaltigen Vorwelt. Kinder spielen unter den hohen Säulen, jagen einander in den verödeten, von ihren Tritten schauerlich wiederhallenden Gängen und pflücken für ihre Ziegen Gras und Blumen, die aus verwittertem Moose hervorblühen, zwischen zerfallenen Capitälern, welche einst der Stolz des Baukünstlers waren. So keimt überall im ewigen Kreislaufe der Welt das Leben aus dem Tode, blühende Gegenwart aus grauer Vergangenheit.

Endlich gewannen wir es über uns, den Gegenstand unserer Bewunderung auch in seinen einzelnen Theilen zu betrachten, um uns einen deutlichen, festen Begriff davon anzueignen. Im Ganzen steht das Amphitheater noch wohlerhalten da, obgleich einzelne Stellen desselben sehr gelitten haben, theils durch die Macht der Zeit, theils mehr noch durch muthwillige Zerstörungslust und elenden Eigennutz der Bewohner von Nismes, die sich nicht scheuten, Steine aus diesen ehrwürdigen Mauern zu brechen, um sich jämmerliche Hütten daraus zusammenzuflicken. Es umfaßt einen länglich runden, ungefähr vierhundert Fuß langen und dreihundert Fuß breiten Raum. Vom Boden bis zur Attika hinauf ist es gegen fünfundsechszig Fuß hoch, aber wenigstens zwölf Fuß seiner ursprünglichen Höhe wurden im Laufe der Jahrhunderte durch Schutt, Trümmer und durch das aus ihnen neu entstandene Erdreich verschüttet. Das Amphitheater ist in unregelmäßigem, dem Dorischen sich näherndem Styl erbaut; der ganze untere Stock desselben bildet einen großen Porticus, in welchem sechszig hochgewölbte Bogen den Eingang zu den Sitzen gewähren. Von diesen Bogen bildeten die gegen die vier Himmelsgegenden gerichteten die vier Haupteingänge und waren mit Frontons geschmückt; eines derselben steht noch wohlerhalten da und die hervorspringende Abbildung zweier Stiere ist noch darauf sichtbar. Auf einem nahe an diesem Haupteingange sich befindenden Pilaster sieht man noch ein Basrelief, auf welchem Romulus, Remus und die beide Kinder säugende Wölfin abgebildet sind. Zwischen diesem und den Stieren erblickt man auf einem Basrelief über einem der oberen Bogen die Abbildung zweier Fechter, als Zeichen der Bestimmung des ganzen Gebäudes. Gewiß war es auf ähnliche Weise überall reich verziert: denn an den Bogen und den zwischen ihnen stehenden Pfeilern sind noch viele Spuren von Basreliefs und anderm architektonischen Schmucke vorhanden, bald mehr, bald minder gut erhalten.

Der zweite Stock des Amphitheaters besteht ebenfalls aus sechszig Bogen, über welche eine Attika hinläuft. Auf dieser Attika stehen hundertundzwanzig hervorragende Kragsteine in gleichen Entfernungen vertheilt; in jedem derselben bemerkt man ein tiefes, rundes Loch, in welchem Stangen befestigt wurden, an denen man Zelte ausbreitete,

um die darunter sitzenden Zuschauer gegen Witterung und Sonnenschein zu schützen.

Zweiunddreißig sich übereinander allmälig erhebende Reihen von Stufen umringten das Amphitheater, auf diesen saßen die Zuschauer und konnten überall den Schauplatz bequem übersehen. Diese Stufen sind hin und wieder sehr verfallen; wo sie noch am besten erhalten sind, zählt man ihrer noch siebenzehn. Drei Reihen gewölbter, im Innern des Mauerbezirks angebrachter Gänge leiteten zu den Sitzen; die Treppen, welche aus den Portiken zu diesen Gängen hinaufführten, bestehen zum Theil noch.

Das ganze Gebäude hat eine bräunlich graue Farbe, welche die Abbildungen von Kork, die man in Kunstkabinetten findet, sehr getreu nachahmen; auch Form und Ansicht dieser und ähnlicher Ueberreste des Alterthums gibt keine Zeichnung, kein Kupferstich so deutlich wieder als sie. Nur die Größe, den imposanten Anblick dieses Amphitheaters vermögen weder Worte noch bildende Kunst darzustellen; man muß es gesehen haben, um es sich denken zu können. Uns schwindelte selbst hier an Ort und Stelle vor dem Gedanken an das, was dieses kolossale Gebäude gewesen sein muß, als es noch in ursprünglicher Pracht dastand; wenn alle die vielen Tausende in der schönen, malerischen Tracht ihrer Zeit diesen weiten Raum mit einem Kreis umschlossen, gebildet aus zweiunddreißig Reihen über einander sich erhebender Köpfe; wenn alle diese verschiedenen ausdrucksvollen Gesichter mit angestrengter Aufmerksamkeit auf das blutige Schauspiel in der Mitte hinstarrten! Wie donnernd ertönte hier ehemals der Beifall der Menge, vermischt mit dem Brüllen der Löwen, der Tiger und dem Angst- und Wuthgeschrei der von den Bestien zerrissenen Sclaven und Kriegsgefangenen oder der von wilder Kampfeslust entmenschten Gladiatoren, hier, wo durch die öde Stille jetzt nur noch zuweilen ein Ton des ärmsten Lebens verhallt.

Das zweitbedeutendste Denkmal aus der Römerzeit ist der Pont du Gard in der Nähe von Nismes.

In der tiefsten Einsamkeit einer wildromantischen Berggegend stand, ehe wir es vermutheten, dies Wunder der alten Zeit vor uns. Kaum trauten wir unsern Augen, da wir es erst aus der Ferne erblickten, so ganz fremd unsern Tagen erhebt sich majestätisch hoch der uralte Aquäduct zwischen Felsen und Bäumen, fern von menschlichen Wohnungen, ein Riesenwerk der Vergangenheit.

Wir sahen drei Reihen übereinander gebauter, schön gewölbter Bogen, gelehnt an beiden Enden auf das mit ihnen gleich hohe Felsenufer des unter ihnen hinströmenden Flusses Gardon. Das Gebäude ist toscanischer Ordnung, aus Quadersteinen erbaut, ebenfalls ohne Mörtel und Kitt, blos auf sich selbst beruhend. Sechs große Bogen bilden die untere Reihe zwischen den beiden Felsen, auf diesen ist eine zweite längere Reihe von eilf eben so großen Bogen erbaut, denn die Felsen nehmen höher hinauf beträchtlich an Breite ab. Ueber diese zweite thürmt sich eine noch längere Reihe von sechsunddreißig kleinen Bogen, die mit den beiden Felsenufern, zwischen denen sie sich über den Strom hinziehen, von völlig gleicher Höhe sind.

Auf dieser letzten Bogenreihe ruht der Kanal, durch welchen das Wasser einer nah entspringenden Quelle bis Nismes geleitet ward. Dieser Aquäduct verdankt wahrscheinlich dem Agrippa seine Entstehung; das ganze Gebäude ist ungefähr einhundertvierundvierzig Fuß hoch, die untere kürzeste Bogenreihe fünfhundert Fuß lang, die obere längste über achthundert Fuß. Aus diesen Verhältnissen kann man sich einigermaßen die imposante Größe dieses ungeheuren Werkes denken, aber keine Beschreibung, selbst keine Zeichnung vermag es, die hohe einfache Schönheit desselben würdig darzustellen. Unendlich erhöht wird diese noch durch die romantisch wilden, pittoresken Umgebungen, durch die starren Felsen und üppig wachsenden Bäume und den über Felsenstücke sich durch die unteren Bogen hinstürzenden Gardon. Himmlisch schön ist der Blick durch die unteren Bogen hindurch in das jenseit des Aquäducts liegende stille, grünende Thal. Hohe, waldige Berge umschließen ringsum diese liebliche Einsamkeit, als wollten sie dieselbe vor jedem Eindringen des gewühlvollen Lebens beschützen. Silberhell rauscht der Fluß hindurch, nur sein Brausen und das Wehen in den Bäumen unterbricht die tiefe, heilige Stille.

Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts kam der kleinliche Geist der Zeit auf den unseligen Einfall, den Aquäduct als Brücke über den Gardon für Wagen und Pferde zu benutzen. Man fing zu diesem Zwecke an, die Pfeiler über der zweiten Reihe Bogen auszuhöhlen und mit Brustwehren versehene Vertiefungen in die alten Steine hinein-

zuarbeiten. Zum Glücke zeigte es sich bei Zeiten, daß diese ökonomische Anstalt den baldigen gänzlichen Untergang des ganzen herrlichen Gebäudes nach sich ziehen würde, der Plan davon wurde also aufgegeben und das schon Verdorbene so gut als möglich wiederhergestellt. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde eine ganz neue Brücke über den Strom erbaut, sie lehnt sich an die erste Reihe der Bogen und ist in ihrer Art recht zweckmäßig und schön, verschwindet aber so ganz gegen die alte Pracht, daß man sie kaum bemerkt.

[196.]

15. Das Frohnleichnamsfest in der Provence.

Das Frohnleichnamsfest wird heutzutage in den südlichen Städten Frankreichs und besonders in der Provence noch mit all der Feierlichkeit und Glaubensinnigkeit begangen, welche dasselbe vor Jahrhunderten auszeichnete. Jeder beeifert sich, den festlichen Tag nach Kräften verherrlichen zu helfen, gleichsam als ob es gälte, einen öffentlichen Beweis seines Glaubens darzulegen. Unter den zahllosen geschäftigen Händen gewinnen die Straßen plötzlich ein frisches, sauberes und zierliches Aussehen, Rosen- und Nelkenblätter, mit den Blumen des Ginsters vermischt, bedecken alle Wege und bilden einen anmuthigen und duftenden Teppich. Die Fenster sind mit weißen oder farbigen Draperien geschmückt, und Fahnen, Wimpel und Flaggen wehen von allen Häusern und bilden über den Häuptern der auf- und abwallenden Schaaren ein flatterndes Dach, durch welches ein mildes, durchscheinendes Licht herniederströmt.

Hie und da erhebt sich ein „Ruhealtar", so genannt, weil man die Monstranz auf denselben stellt, während man den Gläubigen des Stadtviertels den Segen ertheilt. Um diesen Altar zu schmücken, werden die Teppiche, Vasen, Bronzezierrathen und Vorhänge der benachbarten Häuser requirirt; Niemand verweigert eine solche Beisteuer, im Gegentheil bringt Jeder das Schönste und Kostbarste, was er besitzt, mit Freuden herbei, wobei frommer Glaube Denen Glück weissagt, welche zur Erbauung und Ausschmückung des Altars Etwas beigetragen haben. Auf diese Weise wird der Letztere ein Wunder von Geschmack und Pracht. Das Altartuch ist mit den reichsten und feinsten Spitzen besetzt, die Armleuchter, Vasen und anderen Geräthe sind von den kostbarsten Metallen, und rings herum schlingen sich die reizendsten Blumengewinde, so farbenprächtig und duftig, daß sie allein schon dem Altar einen wunderbaren Schmuck verleihen würden.

Die fröhliche Bevölkerung, im schönsten Sonntagsstaate prangend, wandert schaarenweise durch die so dekorirten Straßen und betrachtet jeden Ruhealtar mit Wohlgefallen und Bewunderung. Längs der Gassen, in den Alleen der Spaziergänge und auf den freien Plätzchen stehen mehrere Reihen junger Mädchen, von denen jede einen Korb voll zerpflückter Ginsterblumen trägt. Diese werfen sie mit vollen Händen auf ihre Freundinnen, auf ihre Verlobten, auf die, welche ihnen gefallen, auf die, welche ihnen nicht gefallen, wie es mit ihrer Laune eben übereinstimmt. Die einen nehmen diese Herausforderungen als verschwiegene Beweise von Freundschaft an, die andern betrachten sie als Feindseligkeiten und als eine förmliche Kriegserklärung. Die Kinder schäkern und jubeln nach Herzenslust rings um die Bude des Eisverkäufers, um ihren Durst zu stillen, den ihnen die gedörrten Bohnen verursachen, welche sie als das unerläßliche Hors d'Oeuvre eines so schönen Tages unaufhörlich genießen. Die spekulirenden Sträußchenverkäufer fordern die Galanterie der ihre Tischchen umstehenden Herren heraus. Die kleine Ginsterblumenhändlerin vertheilt die Wellen ihrer goldenen Ernte unter Die, welche sie von allen Seiten umdrängen.

Ueberall Freude, Jubelruf und eine Lebenslust, wie sie nur die Bewohner des Südens offenbaren.

Unterdessen wird die Menge von Minute zu Minute zahlreicher und dichter; die fernen halbverlorenen Töne einer sanften und getragenen Musik verkünden das Herannahen des feierlichen Festzuges; Jeder sucht einen Platz in den dichtgedrängten Reihen zu gewinnen, welche man auf beiden Seiten der Straße bildet, um der Prozession freien Durchgang zu gewähren. Bald erscheint

das Kreuz in Begleitung einer Abtheilung Chorkinder. Zwei Reihen reizender kleiner Mädchen, blonde und braungelockte Cherubine mit unschuldsvollen, holdseligen Angesichtern eröffnen den Zug. Ihre schwachen, zarten Stimmen vermögen kaum das zur Feier des Tages bestimmte geistliche Lied herauszubringen. Hinter ihnen her schreitet eine Schaar kleiner Knaben, von denen jeder eine bunte Fahne in der Hand trägt. Wenn man diese kecken, lärmenden, ungestümen Fahnenschwinger sieht, sollte man sie für künftige Soldaten halten, die in kampffertigen Colonnen aufmarschirt seien.

Plötzlich geht der Gesang in eine unbekannte, liebliche Melodie über. Frische und reine Stimmen vereinigen sich, fliehen sich, mischen sich in verschiedenen Akkorden, steigen dann im Takt empor und verschmelzen endlich in eine und dieselbe Harmonie. Es sind die Chöre von Gesellschaften junger Mädchen, welche, heilige Lobgesänge singend, vorüberziehen. Man folgt ihnen mit den Augen, man horcht und horcht, bis sie endlich im Hintergrunde einer Allee verschwinden Es ist, als ob ein ungeheurer, wunderschöner Rosenkranz sich allgemach von selbst auflöste.

Immer neue Gestalten erscheinen im Zuge. Hier schreitet eine Truppe jugendlicher Abbés, dort eine sehr junge Magdalena mit langem, auf die Schultern herabwallendem seidenreichem Haupthaar, die lachend das Sinnbild des Todes zeigt, welches sie in der Hand trägt. Auf diese folgt eine fünfjährige Nonne in einem ehrwürdigen, melancholischen Karmelitergewande. Ein kleiner Bischof, mit allen Insignien seiner Würde bekleidet, theilt Glück und Freude in seinem jungen Segen aus. Hinter ihm erscheint ein niedlicher, jugendlicher Johannes der Täufer, der außer dem wolligen Felle eines Lammes andere Bekleidungsstoffe aufzuweisen hat. Hierauf folgt eine Legion von blauäugigen Engeln mit Spitzentunikas, rosenfarbigem Gürtel und bunten Flügeln, welche Blumenkörbe tragen, aus denen sie im Weitergehen duftige Blüthen auf den Weg streuen. Nach ihnen erscheinen verschleierte Damen und ernstblickende Greise, denen wiederum verschiedene Brüderschaften Büßender folgen. Beim Anblicke derselben glaubt man ins sechszehnte Jahrhundert versetzt zu sein.

Wer vermag die Fahnen, Kreuze und Paniere zu zählen, die aus der dichten Menge emporragen, die heiligen Waffen der geistlichen Orden, welche sich um dieselben schaaren! Seht dort jenes funkelnde Kreuz der blauen Büßer: über dem Haupte Christi ist eine Taube angeheftet, sie zuckt und zappelt vor Schmerz und Todesangst; allein das unschuldige Opfer, das Sinnbild der Versöhnung, muß verbluten, wie das erhabene göttliche Opfer verblutete, dessen Symbol sie ist.

Plötzlich geräth die Menge in Bewegung; der funkelnde, mit Federn und Goldfransen geschmückte Baldachin erscheint, gleich als ob ihn unsichtbare Hände trügen. Ein ehrwürdiger Bischof in prachtvollem Priesterornat hebt die Monstranz über der knieenden Menge empor. Die Priester und Geistlichen bilden eine dichte glänzende Schaar rings um ihr Oberhaupt, Chorknaben stimmen Jubelhymnen an, streuen Blumen aus und verbreiten Wogen von Weihrauch um sich her, fort und fort die schimmernden Rauchfässer schwingend. Die Glocken hallen und singen in tiefen, mächtigen Tönen ihren Lobgesang von den Thürmen. Die Ginsterblüthen fallen wie ein duftender Regen hernieder und breiten einen leuchtenden Teppich über Gassen und Plätze. Eine militärische Eskorte, den kriegerischen Pomp der kirchlichen Pracht hinzufügend, macht diese Prozession zu einem Triumphzuge durch die andächtig knieende Menge.

Der Abend kommt heran, die Nacht folgt der Dämmerung, allein nichts vermag dem Eifer der geistlichen Brüderschaften Schranken zu setzen, da ihnen noch ein letzter Ort zu besuchen übrig bleibt, da sie noch einen letzten Segen zu spenden haben, den kostbarsten, den es für eine seefahrende Bevölkerung geben kann. Der Gott, welcher den Stürmen gebietet, muß durch die Stimme seines Bischofs das wilde Element segnen, auf dem Jene ihr Leben zubringt. Dort am Hafen, im Angesicht des Meeres, ihres Vaterlandes, erhebt sich der Altar der Seeleute, er ist mit ihren malerischen und kriegerischen Abzeichen, mit Waffen aller Arten und aller Gestalten geschmückt. Die Lichter spiegeln sich in den blitzenden Musketen und den glänzenden Enterbeilen und funkeln spielend durch die Wimpel der Schiffe und durch die patriotischen Fahnen, die leise rauschen, gleich als ob sie sich wunderten, bei einem solchen Feste gegenwärtig zu sein.

Endlich gewahren die ungeduldigen und freudestrahlenden Augen der Braven die Prozession, welche nun einen majestätischen Anblick darbietet. Alle Kerzen und Fackeln sind angezündet; wie ein Feuerstrom schlängelt sich der Zug wogend durch

die dichte Menge. Die einzelnen Fackeln gleichen rothglühenden Sternen, welche sich bald gruppiren und bald wieder von einander scheiden; jede derselben bringt durch die besondere Bewegung, welche ihr mitgetheilt wird, eine eigenthümliche Wirkung von Schatten und Licht hervor. Bald spiegelt sie sich in den tiefen, blauen Fluthen, welche den Hafen bespülen, bald erhellt sie ein sanftes Angesicht und bald fällt ihr Schein zur Hälfte auf eine Physiognomie voll ausdrucksvoller Kraft. Im Gegensatz zu dem Meere von Licht ringsum liegt die Ferne in tiefem, nächtlichem Dunkel da; die See aber ist klar und ruhig, der Himmel durchsichtig und voll von Sternen. Weit und breit herrscht lautlose Stille, nichts stört die Andacht der knieenden Schaaren. Der Bischof tritt auf den Altar. Ein tausendstimmiges Te Deum erschallt da plötzlich und kriegerische Fanfaren ertönen darein, deren sonst so schmetternde Klänge jetzt weich und milde durch die Lüfte wehen und sich mit den Harmonien vereinigen. Von der Rhede hallt der dumpfe Donner der Kanonen, die Monstranz erhebt sich über die Fluthen. Es ist ein feierlicher Augenblick, in welchem mehr als ein Herz betend pocht bei der Erinnerung an ein geliebtes Wesen, das sein Leben dem wilden, tückischen Meere anvertraut hat.

Darauf zieht die Prozession wieder von dannen, die Menge verschwindet allgemach, und bald herrscht auf dem Hafendamme tiefes Schweigen und tiefes Dunkel. Nur die Glocken singen noch ihr frommes Lied; endlich verstummen auch sie und verkünden durch ihre letzten Schwingungen das Ende des Festes. [7.]

16. Marseille und die Bastiden.

Es kann die Lage einer Stadt bei ihrem Eintritt nicht leicht einen überraschenderen Anblick gewähren, als die von Marseille. Dumpf braust die Lokomotive in den Eingeweiden des Berges fort; fast scheint es, daß wir nie wieder diesem infernalen Aufenthalte entrinnen, immer noch neue lange Minuten reihen sich den bereits in der Dunkelheit zugebrachten an. Da tagt es und wir treten auf einmal in einen reich bebauten großen Garten Gottes. Landhaus reiht sich an Landhaus, dicht gedrängt stehen die südlichen Fruchtbäume, die Pinie wiegt sich auf den Anhöhen, ein Kranz gewaltiger Berge umschließt das reiche Bild und siehe, rechts auf der bläulichen Höhe lebt es und regt sichs, wie ein Vogelschwarm mit weißem, glänzendem Gefieder: es ist das Meer mit seinen Schiffen, die alle einem Ziele zustreben oder von ihm ausgehen. Vor uns breitet sich die gewaltige Stadt aus, um die Seiten eines dichten, schmalen Mastenwaldes gelagert, nach drei Seiten aufsteigend und in die unzähligen Landhäuser allmälig sich auflösend.

Marseille, die erste Handelsstadt Frankreichs, am Mittelmeer in seiner Bedeutung für den südlichen und östlichen Verkehr nur von Triest siegreich bekämpft, macht, wenn irgend eine Stadt in Frankreich, den Eindruck unmittelbarster Gegenwart, eines thätigen, aber auch in dieser Thätigkeit ganz aufgegangenen Lebens. Welcher Menschenverkehr in den Straßen, wie rollen die Omnibus — es ist Sonntag Vormittag — angefüllt die großen breiten Straßen so zur Porte de Rome hinaus! Ueberall sind die Kaffeehäuser gefüllt, auf und nieder wandelt es auf dem Grand Cours und der Cannebière. Zwar ist Altstadt und Neustadt auf das Schärfste geschieden, aber jene scheint nur ihr Alter in enge Gassen, schmutzige Wohnungen, oft wahre Höhlen der Armuth und Verwilderung zu setzen; nur die größere Zahl dunkler Klostermauern und Kirchen, unter denen aber keine an Größe und Baustil hervortritt, kündigt uns hier eine Vergangenheit an. Die Neustadt hat allerdings gerade, breite, regelmäßig sich schneidende Straßen, unter denen die bergangehenden als verschiedene Caladen (unser „Stieg") mit Zahlen bezeichnet werden, man ist wol bedacht, schattige Alleen anzupflanzen und so gleichsam mit mehreren Boulevards die Stadt zu umgürten, aber nirgendwo zeigt sich ein Bau, ein Palast, wie wir ihn in Genua oder Venedig als Zeugniß alten merkantilen Reichthums finden, nirgendwo großartige, öffentliche Gebäude, selbst die Börse, dieses pulsirende Herz der Stadt, muß sich noch mit einem provisorischen Bau begnügen, obgleich sich nicht ein Mal, sondern zu verschiedenen Tagesstunden das

Geschäftsleben nach seinen verschiedenen Branchen des Oels, des Getreides, der Colonialwaaren concentrirt. Kein hoher Glockenthurm, keine Kuppel hebt sich aus der Masse empor.

Verlassen wir das enge Straßenleben; dort am Hafen, dessen Mastenwald ganz in der Nähe winkt, weht uns frische See- und Lebensluft entgegen, dort liegt die jetzige Größe der Stadt, dort tritt uns unmittelbar das völkerverbindende, mit der Waare auch geistiges Leben austauschende Wesen des Handels vor die Augen.

Vor Allem ist es die Nähe von Nordafrika, die Einem hier, sowie besonders in Cette sich aufdrängt. Bald sind es Auswanderer, die dort hinüber wollen, indessen oft schon in Marseille mittellos zurückbleiben, um hier mit den niedrigsten Arbeiten ihr Brod sich zu verdienen, und besonders den deutschen Namen zur Bezeichnung jeder Armuth, jeder Bettelei zu stempeln, bald eine neue Anwerbung zur Femdenlegion. Heiter und wohlgemuth wartet der Chasseur d'Afrique, der mit uns auf der Eisenbahn angekommen, des rauchenden Dampfschiffes, das zu Mittag seine Anker lichten soll. Araber wandeln im weißen Burnus hier am europäischen Strande. Leicht das Französische erlernend, fühlen sie sich nicht unbehaglich an dieser Stätte, wo ihre Vorahnen einst als Eroberer geherrscht und in Sitte und Namen, in Sage, ja auch in Schriftzügen zahlreiche Spuren hinterlassen haben.

Unter diesen und ähnlichen Begegnungen kommen wir unvermerkt den Hafen entlang, an Magazinen vorüber, über Nebenkanäle, die in kleinen Bassins ausmünden. Schon läßt die Brandung sich vernehmlich hören, zwei Felsenmassen verengen von beiden Seiten den Hafen, rings sind sie mit Mauern umgeben, erhöht und geglättet. Aus der Felsenkaserne vom Fort St. Jean tönt uns lustige Hornmusik über das Wasser entgegen, während wir unter St. Nicola dem schmalen Pfade zur Tête de More folgen. Noch wenige Schritte und wir stehen an der vordersten Spitze des felsigen Vorsprungs und überblicken nun auf einmal die weite, herrliche Bucht, in deren Hintergrunde Massalia sicher ruht. Ich sah wenige Wochen vorher die Nordsee von den Molen Ostende's und so hat sich der Eindruck des nördlichen und südlichen Meeres scharf neben einander gestellt. Diese Bläue und Durchsichtigkeit, dieser kurze, muntere Wellenschlag, diese Verwandtschaft gleichsam, die das Wasser mit dem klippenreichen, schroffen Ufer, mit den zackigen, dunkeln Felseneilanden, um die es schäumend spritzt, an der ganzen Küste des Mittelmeeres eingeht, ist total verschieden von jener ernsten, düstern, doch immer gewaltigen Fläche, die ihre langen Wogen gegen das flache Gestade der Nordseeländer wälzt. Vor uns liegen eine Reihe kleiner Felseninseln. Nach der Rhone zu fällt die Bergreihe sanfter ab und eine Reihe der schönsten Villen ist dort am Gestade gelagert, nach Osten treten um so schärfer die grauen, dürren, aber von den würzigsten Kräutern überkleideten Felsmassen in die See. Selten betritt ein menschlicher Fuß diese Höhen, aber in ihren Schluchten rauchen die Schlote thätiger Vitriol- und Soda-Fabriken. Unmittelbar aber hinter und über uns erhebt sich der Fels mit der uralten Kirche Notredame de la Garde, die von Bastionen des Forts überbaut ist. Da waltet die verehrte Patronin der Schiffer; noch öfter am provençalischen Gestade begegnet sie uns, die Herrin der Warten, zu der der Seemann gläubig Gebet und Gelübde sendet.

Wandern wir nun, nachdem wir Marseille selbst kennen gelernt, hinauf zu jenen herrlichen Villen der Marseiller, B a s t i d e n genannt. Die Menge derselben ist außerordentlich groß.

Man gab uns ihre Zahl auf zehntausend an; sie schien uns zuerst unglaublich; wenn man aber von irgend einer etwas beträchtlichen Anhöhe umherschaut und rings, soweit das Auge reicht, alle diese großen und kleinen blendendweißen Häuser zwischen Myrten, Granaten und Pinien hervorschimmern sieht, auf allen Höhen, in allen Thälern, zwischen Felsen und Klüften, von der Vista an bis hinab an das Gestade des Meers, so fängt man an, diese große Anzahl derselben wenigstens wahrscheinlich zu finden. Sie sind freilich an Größe und Schönheit sehr von einander verschieden, nur in der weißen Farbe stimmen alle überein, doch darf man auch bei den bedeutendsten derselben nicht an die schönen Landhäuser bei Hamburg, Amsterdam und andern großen deutschen und holländischen Städten denken, noch weniger an England, wo die Reichen nur auf dem Lande in ihren stolzen Villen Raum finden, ihre Pracht zu zeigen. Im Süden ist das ganz anders, da braucht man im Sommer nur die frische Seeluft, kühlen Schatten und höchstens eine Quelle; die Wohnung ist das Letzte, woran man denkt, denn man bedarf ihrer nur zum Schlafen und zum Schutz gegen den

sengenden Mittagsstrahl, nicht gegen Nässe und Kälte, die in unserem Norden uns auch mitten im Sommer ein bequemes, schönes Haus unentbehrlich machen. Der größte Theil der Bastiden ist daher sehr klein und enthält höchstens eine Küche und ein paar Wohnzimmer.

Jede Bastide hat ihren eigenen Garten um sich her liegen, der aber nie von bedeutendem Umfange, noch weniger mit künstlichen Anlagen geschmückt ist. Man baut Gemüse und Obst und begnügt sich übrigens mit dem so unendlich reichen Schmucke, welchen die Natur über Felder und Wiesen verbreitet. Die edelsten Bäume, die köstlichsten Pflanzen wachsen ja beinahe wild; da braucht es nicht der Kunst des Gärtners, um mühsam sie zu pflegen, wie bei uns. Blendend weiße lange Mauern trennen die Gärten von den Landstraßen und geben diesen ein langweiliges Ansehen; aber viele dieser Gärten stoßen im Innern aneinander, ohne merkbare Begrenzung jedes einzelnen Eigenthums; die ganze Nachbarschaft benutzt sie als Spaziergang ohne allen Zwang, und nur der Genuß des Ertrags bleibt dem Eigner, alles Uebrige ist gemeinschaftliches Gut der in der Nähe Wohnenden.

Einige auf Anhöhen erbaute Bastiden gewähren eine ausgebreitete, herrliche Aussicht auf Land und Meer; bei vielen scheint man einzig auf diesen Genuß bedacht gewesen zu sein, da man sie auf steilen, unwirthbaren Felsen errichtete, in deren Spalten nur Lavendel und andere starkduftende Kräuter wachsen, die fast keiner Nahrung bedürfen. Andere in Thälern erbaute erfreuen sich des Schattens der Felsen in dieser von großen Bäumen entblößten Gegend, wo nur Obstbäume, Reben, Maulbeerbäume und die im Sommer fast grauen Olivenbäume gedeihen, die wenig Schatten geben. Unzählige würzige Kräuter, die herrlichst blühenden Blumen und Sträucher erfüllen die Luft mit einem Balsamdufte, der Abends, wenn der Thau fällt, oft betäubend wird; aber die Buchen, die Eichen, die weitschattenden Linden unsers Vaterlandes können hier nicht fortkommen, weil der sengende Mittagsstrahl sie schon im Keimen zu Staube brennt.

Die provençalische Sonne ist ganz etwas Anderes, als die unsrige. Hoch steht sie am dunkelblauen Himmel und kein Nebel, kein Wölkchen hält ihren fast senkrecht herabblitzenden, Alles versengenden Strahl zurück. Im Sommer regnet es fast nie, und alle Vegetation erliegt der glühenden Hitze, bis der Abendthau sie wieder einigermaßen erfrischt. In der Mitte des Sommers ist kein grüner Grashalm mehr zu erblicken, und das Laub an den Bäumen verdorrt. Schon zu Ende des Monats April fanden wir es in Marseille so heiß als bei uns in den wärmsten Sommertagen, aber die Hitze ist weniger drückend, weil die Luft ganz frei von Dünsten bleibt. Im Mai begann man schon, die Fußpfade um den Hafen, den Cours und die besuchtesten Straßen mit Dächern von Leinwand zu bedecken. Die Strahlen der Mittagssonne sind hier im Sommer sehr gefährlich, oft tödtlich. Eine in Neapel geborene Dame versicherte uns, daß selbst in Neapel die Mittagsstunden des Sommers nicht heißer seien als hier, wo alsdann jede Regung des Lebens erschlafft, und Alles entnervt und ermattet hinsinkt. Zwar erhebt sich alle Tage ein sanfter Wind, der regelmäßig von zehn Uhr Morgens bis gegen Abend anhält, aber in der Stadt wird man seinen erfrischenden Hauch kaum gewahr, darum flüchten die Marseiller zu ihren Bastiden, wo die Luft sie freier umweht, wenngleich sie auch dort wenig erquickenden Schatten finden. Die Herrlichkeit der Sommernächte ist dagegen unbeschreiblich, besonders wenn der Vollmond vom reinen, beinahe schwarzblauen Himmel herniederstrahlt, mit einer Pracht, von der nur unsre kältesten Winternächte einen Begriff geben können. Auch eilt dann Alles hinaus, und selbst angesehene Familien sieht man in den Straßen vor den Hausthüren sitzen, um der köstlichen Kühlung der wunderschönen Nacht zu genießen.

So wie der Abend des Tages, so ist auch der Abend des Jahres, der Herbst, die schönste Zeit desselben. Mild und segensreich herrscht er vom October an bis spät im December; oft braucht man erst im Februar Kaminfeuer anzuzünden. Die kalte Regenzeit, die hier zu Lande Winter heißt, dauert etwa drei Wochen. Auch während derselben bleibt die Luft mild, und selten merkt man Morgens früh ein wenig Reif oder dünnes Eis; ein paar Stunden Schnee sind die größte Seltenheit. Der wunderschöne Frühling schließt sich so enge an den Winter, daß man kaum seinen Anfang, wol aber sein Fortschreiten bemerkt; er wäre der herrlichste in der Welt, wenn nicht der schneidend kalte, alles austrocknende Mistral gerade in dieser Jahreszeit am heftigsten und anhaltendsten wehte. [211. 196.]

17. Orangegärten von Hières.

Das Land um Hières gleicht einem köstlichen Garten. Goldlack, Tazetten, Narzissen, tausend wunderschöne Blumen, die wir sorgsam pflegen müssen, bedecken die Wiesen und Felder, Balsamduft von Lavendel und unendlich vielen Kräutern erfüllt die Luft, überall glänzen die Hecken von wilden, einfachen Granaten, blühenden Centifolien, Myrten, Oleander, Laurus Tinus, Aloen und den schönsten Jasminarten. Breitblättrige Feigenbäume, hohe Granatbäume, Mandeln, Pinien, Cypressen, Lorbeerbäume, alle Arten der edelsten Obstbäume beschatten die Landstraße. Auch beim besten Wege wäre es unmöglich, die Pracht nur aus den Wagenfenstern anzuschauen. Kurz vor der Stadt öffnet sich eine herrliche Aussicht auf das Meer, und über alle Gartenmauern ragen mit Früchten beladene Orangenbäume hervor.

Hières selbst liegt auf einem steilen Felsen, und ist ein enges, schmutziges Nest, aber am Abhange des Berges sind sehr artige Wohnungen zur Aufnahme der Fremden erbaut. Wir fanden unter letztern einen sehr gut eingerichteten Gasthof. Die Wirthin führte uns eine Treppe hoch in ein Zimmer mit verschlossenen Jalousien, und da sie diese öffnete, standen wir Alle sprachlos da vor überraschendem Entzücken. Der Abhang des Berges, auf dem das Haus steht, senkt sich sanft hinab bis an's Gestade des Meeres, welches weit ausgebreitet vor uns lag, gekräuselt von kleinen blüthenweißen Wellen. Gerade vor uns erhoben sich aus der Fluth, schwimmenden Gärten gleich, die drei mit Wäldern gekrönten Hièrischen Inseln, etwas entfernt seitwärts hohe Felsen, einen Wald von Olivenbäumen schirmend, der zu ihren Füßen liegt. Nie sahen wir diese Bäume so frisch und groß; der Wind durchwühlte ihre mächtigen Zweige, und funkelnd blitzte die weiße Seite der Blätter durch das bläuliche Grün. Orangen- und Citronenbäume bedecken den ganzen Abhang des Ufers, vom Hause an, so weit das Auge reicht; berauschend stieg der Blüthenduft zu uns herauf, und tausend Nachtigallen flöteten im dunkeln, glänzenden Laube der von der Last schöner Früchte tief gesenkten Zweige. So ist es in diesem glücklichen Lande das ganze Jahr hindurch, ewig herrschen hier Frühling und Herbst im herrlichsten Verein. Die Bäume blühen immer und tragen zugleich Früchte, und kein Winter entlaubt ihre Zweige. Alte Leute erzählen ihren Kindern von Schnee und Eis, als einer seltenen, furchtbaren Naturerscheinung, die etwa alle dreißig Jahre einmal auf kurze Zeit die Einwohner erschreckt. Im Sommer mildert die Nähe des Meeres die drückende Hitze, doch soll die Luft dann weniger gesund sein, weil nahe Sümpfe sie mit ihrer schädlichen Ausdünstung verderben, ohne daß man es spürt, aber im Frühling, im Herbst, besonders im Winter ist sie die reinste und mildeste in der Welt. Ihren wohlthätigen Einfluß bewiesen uns augenscheinlich die vielen schönen, blühenden Gestalten unter den Einwohnern; die Mädchen besonders waren auch recht reinlich und zierlich gekleidet.

Jeder Einwohner von Hières hat seinen Orangengarten. Nicht nur die Früchte, auch die Blüthen desselben werden in großen Quantitäten zu wohlriechenden Essenzen und Konfituren verkauft, denn die das ganze Jahr hindurch blühenden Bäume können kaum den vierten Theil ihrer Blüthen bis zur Frucht bringen, auch von diesen fallen viele in unvollkommenem Zustande ab und werden ebenfalls in Zucker eingemacht. Die vollkommen reifen Früchte müssen immer einige Tage liegen, ehe sie ganz süß werden; zum Verschicken in ferne Länder pflückt man sie, wenn sie eben anfangen sich gelb zu färben, besonders im Herbste; sie reifen unterwegs. Der Besitz eines solchen Gartens ist sehr einträglich und erfordert dabei wenig Mühe. Zwei oder drei Mal im Jahre wird das Erdreich ein wenig aufgelockert; dies und das Begießen der Bäume ist die ganze dabei nöthige Arbeit. Freilich hat Letzteres bei dem Mangel an frischem Wasser einige Schwierigkeit. Die Eigner der beiden größten Gärten haben die auf einem nahen Felsen entspringende Quelle in ihre Gärten geleitet; um jeden Baum sind kleine Wasserleitungen geführt, die jeden Abend angelassen werden und allen Bäumen in wenigen Minuten die nöthige Feuchtigkeit geben. Das ist sehr bequem, aber

bei der großen Menge von Bäumen auch nothwendig; wer deren weniger hat, hilft sich mit Begießen, so gut er kann. Unmöglich ist es, die unendliche Pracht und Schönheit dieses Orangenhaines zu beschreiben, den Duft der von Millionen Bienen umschwirrten Blüthen, den Glanz der goldnen Früchte, deren Last die Zweige kaum tragen, in denen Hunderte von Nachtigallen unaufhörlich laut schmetterten, als wollten sie die Herrlichkeit, die sie umgab, aller Welt verkünden. Kein Schatten irgend eines Waldes gleicht der dichten Dämmerung dieses in allen Nuancen von Grün spielenden, glänzenden Laubes; immer sprossen junge Blätter neben den ältern, Knospen neben völlig entfalteten Blüthen, kleine grüne Früchte neben ganz goldnen, an Farbe und Größe bei Weitem die übertreffend, welche halb unreif für uns arme Nordländer gepflückt werden. Die Bäume stehen alle neben einander, in ziemlich dichten Reihen gepflanzt; ihre Zweige verschlingen sich und bilden ein fast undurchdringliches Dickicht, durch welches man nur auf den schmalen Fußsteigen sich winden kann. [196.]

18. Vendetta der Corsen.

Der Ursprung des Banditenwesens ist fast durchaus in der uralten Sitte der Blutrache oder Vendetta zu suchen. Die meisten Schriftsteller leiten die corsische Blutrache aus den Zeiten her, da die genuesische Justiz feil war oder den Mord begünstigte. Ohne Zweifel hat der beständige Krieg und die Stockung der Gerechtigkeitspflege viel dazu beigetragen und jene barbarische Sitte einwurzeln lassen, aber die Wurzel liegt wo anders. Denn die Blutrache findet sich nicht in Corsica allein, sie findet sich auch in andern Ländern, in Sardinien, Calabrien, Sicilien, bei den Albanesen und Montenegrinern, bei den Circassiern, Drusen, Beduinen.

Die gleiche Erscheinung muß daher gleiche Ursachen haben. Sie sind leicht aufzufinden, weil der gesellschaftliche Zustand aller dieser Völker sich ähnelt. Alle leben sie in einem kriegerischen Naturzustande, in einer wilden und großen Natur; alle, mit Ausnahme der Beduinen, sind sie arme Bergvölker, leben also in Gegenden, welche der Cultur nicht leicht zugänglich sind und mit dem Naturzustande, die uralten barbarischen Sitten auf das Hartnäckigste festhalten. Alle endlich sind sie von dem gleichen Familiengeiste durchdrungen, welcher die heiligste Grundlage ihrer Gesellschaft bildet. Im Naturzustande und in einer durch allgemeinen Krieg und Unsicherheit aufgelösten Gesellschaft wird die Familie ein Staat für sich; die Glieder derselben halten fest zusammen; wo eines verletzt wird, wird der ganze kleine Staat verletzt. Die Familie übt nur durch sich selbst die Gerechtigkeit. Ihre Form wird die Rache. Und so geschieht es, daß die Blutrache, obwol eine Barbarei, doch aus dem verletzten Rechtsgefühle und aus der natürlichen Liebe zu den Blutsverwandten entspringt, und daß ihre Quelle eine edle: das menschliche Herz ist. Die Vendetta ist eine barbarische Gerechtigkeit. Der Gerechtigkeitssinn der Corsen aber wird schon von den alten Schriftstellern anerkannt und gepriesen.

Zwei edle und große Leidenschaften beherrschen den Corsen, die Liebe zur Familie und die Liebe zum Vaterlande. Bei einem ganz armen Volke, welches auf einer abgeschiedenen Insel lebt, die obenein noch von einer heroischen Gebirgsnatur ist, müssen diese Leidenschaften sehr mächtig sein und ihm die Welt ersetzen. Die Liebe zum Vaterlande hat jene Heldengeschichte Corsica's erzeugt, welche eigentlich nichts ist als eine uralte, fort und fort geerbte Blutrache der Corsen gegen Genua; die Liebe zur Familie hat die nicht minder blutige und nicht minder heroische Geschichte der Vendetta erzeugt, deren Trauerspiel noch heute fortgespielt wird. Man muß die Urkraft dieses kleinen Volks wahrlich unbegreiflich finden, da es, sich selber auf das Blutigste zerfleischend, dennoch zu gleicher Zeit die Stärke besaß, so unablässige und so glorreiche Kämpfe mit den Landesfeinden zu kämpfen.

Die Liebe zu den Seinen ist, wie in den alten Heldentagen, so noch heute dem Corsen eine Religion; nur die Liebe zum Vaterlande ist ihm höhere Pflicht. Viele Beispiele aus der Geschichte zeigen dies. Wie bei den alten Hellenen die Geschwister-

liebe als die höchste und reinste Form der Liebe überhaupt galt, so ist es auch bei den Corsen. In Corsika gilt das geschwisterliche Verhältniß für das heiligste und der Name Bruder und Schwester bezeichnet das reinste Glück des Herzens, seinen edelsten Schatz oder seinen schmerzlichsten Verlust. Der älteste Bruder als die Stütze der Familie ist eine Person der Verehrung schon an sich. Ich glaube, nichts spricht so klar das gesammte Empfinden und das sittliche Wesen eines Volkes aus, als sein Lied. Das corsische Lied ist ganz eigentlich die Todtenklage oder das Rachelied; und die meisten dieser Rachelieder sind die Klagen der Schwester um den Bruder, welcher gefallen ist.

Wehe also Dem, welcher des Corsen Bruder oder Blutsverwandten erschlagen hat. Die That ist geschehen — der Mörder entspringt aus gedoppelter Furcht vor der Justiz, welche den Mord bestraft, und vor der Verwandtschaft des Erschlagenen, welche den Mord rächt. Denn sobald die That ruchbar geworden ist, greifen die Verwandten des Gefallenen zu den Waffen und eilen, den Mörder zu treffen. Der Mörder entsprang zum Buschwalde, er klimmt dort vielleicht zum ewigen Schnee empor und lebt mit dem Wildschafe; seine Spur ist verloren. Aber der Mörder hat Verwandte, Brüder, Vettern, einen Vater; die Verwandten wissen, daß sie mit ihrem Blute für die That einstehen müssen. Sie bewaffnen sich also und sind auf ihrer Hut. Das Leben Derer, welche im Stande der Vendetta sich befinden, ist nun ungemein elend. Wer die Vendetta zu fürchten hat, schließt sich in sein Haus und verrammelt sofort die Thüren und Fenster, in welchen er nur Schießscharten übrig läßt. Das corsische Haus in den Bergen, schon an sich hoch, fast thurmartig, enge, mit einer sehr hohen steinernen Treppe, wird leicht zur Festung. In dieser Schanze hält sich der Corse, immer auf seiner Hut, daß ihn nicht eine Kugel durch das Fenster erreiche. Bewaffnet ackern seine Verwandten, stellen Wachen aus, sind keines Schrittes mehr sicher. Man erzählte mir von Beispielen, daß Corsen zehn, ja fünfzehn Jahre lang ihre verschanzte Wohnung nicht verließen und in steter Todesangst so lange Zeit ihres Lebens belagert hinbrachten, denn die corsische Rache schläft nimmer und der Corse vergißt nicht. Es ereignete sich in Ajaccio vor kurzer Zeit, daß ein Mann, welcher zehn Jahre in seinem Zimmer gelebt und endlich sich auf die Straße gewagt hatte, bei seiner Rückkehr vor der Schwelle seines Hauses todt niederstürzte. Die Kugel Dessen, der zehn Jahre lang über ihm gewacht, hatte ihm das Herz durchbohrt.

Sich nicht zu rächen, gilt bei den echten Corsen für entehrend. Das Rachegefühl ist bei ihnen ein Naturgefühl, eine Leidenschaft, welche geheiligt ist. In ihren Liedern hat die Rache einen Cultus und wird gefeiert wie Pietät. Ein Gefühl aber, welches das Volk als nationelles und wesentliches in sein Lied aufgenommen hat, ist unaustilgbar und im höchsten Maße dann, wenn es auch das Weib durch sein Empfinden geadelt hat. Die meisten Rachelieder der Corsen haben die Mädchen und die Weiber gedichtet und man singt sie von den Bergen bis zum Strande. Das gibt eine wahrhafte Rache-Atmosphäre, in welcher das Volk lebt und die Kinder aufwachsen, und so saugen sie den wilden Sinn der Vendetta schon mit der Muttermilch ein. Zwölf Seelen sind noch zu wenig, um des Gefallenen — Stiefeln zu rächen. Das ist corsisch.

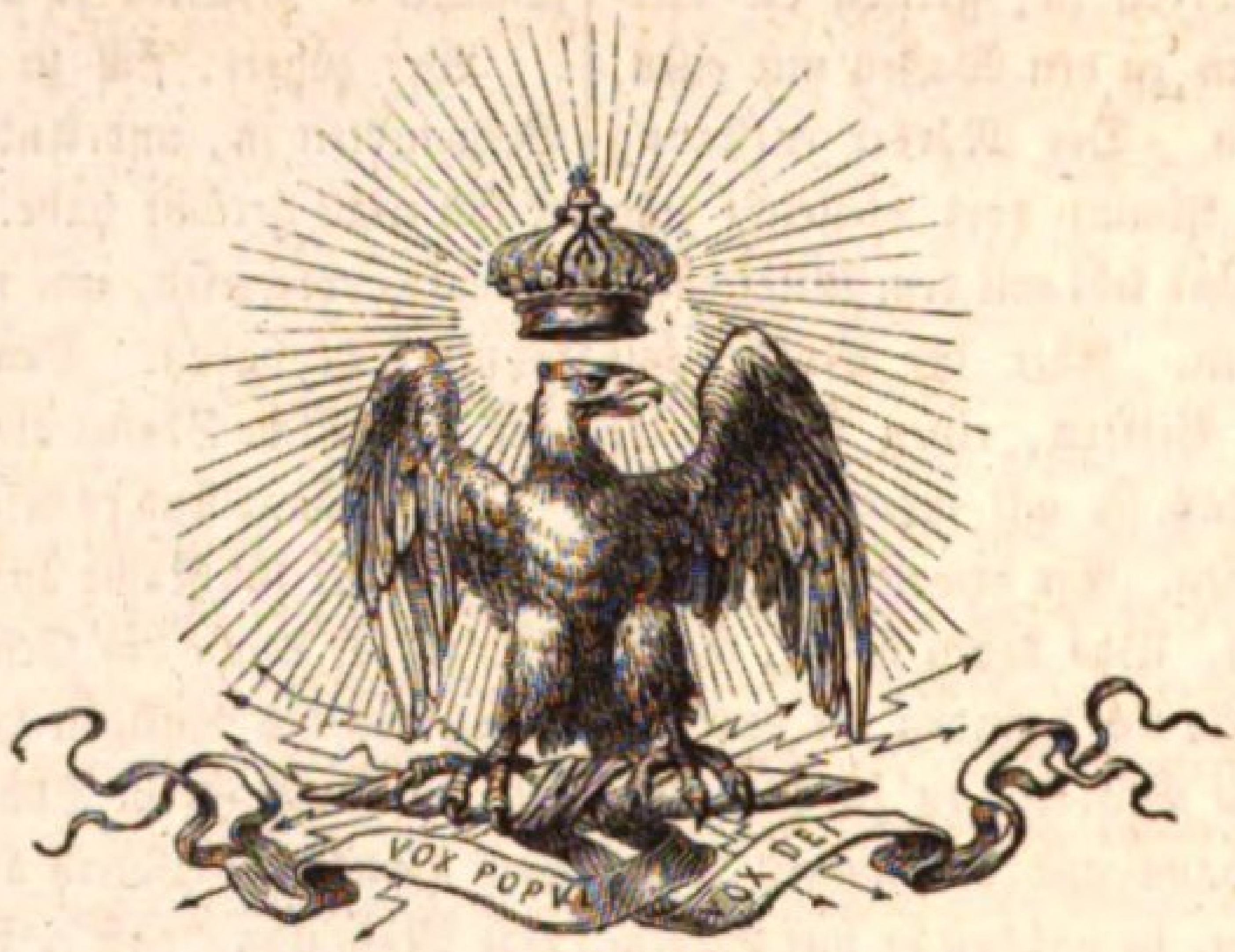
Wer zögert, sich zu rächen, dem raunen die Verwandten zu, und Andere beschimpfen ihn, daß er sich nicht gerächt habe. Das nennt man rimbeccare, vorwerfen, eine nicht gerächte Beleidigung erduldet zu haben. Den rimbecco bestrafte das alte genuesische Statut als Aufreizung zum Morde.

Heutzutage sind es besonders die Frauen, welche die Männer zur Rache antreiben, durch das Rachelied an der Leiche des Erschlagenen und durch das Vorzeigen des blutigen Hemdes. Die Mutter heftet wol auch ihrem Sohne einen blutigen Fetzen vom Hemde des Vaters an das Kleid, als beständige Mahnung, daß er sich zu rächen habe. Die Leidenschaft dieses Volks ist von einer fürchterlichen, dämonischen Glut.

In ehemaligen Zeiten hatten die Corsen die ritterliche Fehdesitte, den Blutrachekrieg zuvor anzukündigen und auch, bis zu welchem Gliede die Rache sich erstrecken solle. Die Sitte ist abgekommen. Bei der engen Verbindung der Sippschaften kreuzt sich natürlich die Vendetta; solche kreuzweise Rache nennt man in Corsika vendetta trasversale.

Es hängt nun damit als eine ganz natürliche Folge der corsische Familienkrieg, noch bis auf den heutigen Tag die Geißel des unglücklichen Landes, zusammen. Denn diejenigen Familien, welche in der Vendetta liegen, ziehen sofort alle ihre Verwandte und selbst Freunde mit hinein. So ent-

stehen Familienkriege innerhalb ein und desselben Dorfes, oder von Dorfschaft zu Dorfschaft, von Thal zu Thal, und jahrelang wird der Krieg geführt und das Blut vergossen. Blutrache oder geringere Beleidigungen, zufällige Anlässe geben dazu die Gelegenheit, und bei dem Jähzorne der Corsen muß jeder Hader leicht blutig werden, da sie alle bewaffnet sind. Der Krieg erstreckt sich bis auf die Kinder; man kennt Beispiele, daß Knaben aus feindlichen Sippschaften einander erdolcht oder erschossen haben. Es gibt in Corsika gewisse Clientelverbindungen, die Ueberreste der alten Feudalzustände aus der Zeit der Signoren, und besonders hat sich dies Patronat im Lande jenseit der Berge erhalten, wo die Nachkommen der alten Signoren noch in ihren Pansen wohnen. Sie haben keine Lehnsvasallen mehr, aber von ihnen abhängige Leute, Freunde, Verpflichtete, Dienstbare. Leicht schaaren sich diese als Familienanhang zusammen, und dies sind denn nach corsischem Ausdrucke die patracinatori oder die geniali. Wie im italienischen Mittelalter in den Städten, wird also in Corsika der Krieg der Familien noch fortgeführt als letzter Rest der Signorenfehden, wenn man will. Hartnäckig hat die granitne Insel das Alterthum festgehalten, und ihre kriegerische Geschichte, der fortdauernde Bürgerkrieg auf ihr, veranlaßt durch den Ehrgeiz und den Kampfesübermuth der Signoren, hat dem Lande bis auf den heutigen Tag den Parteigeist aufgedrückt. [68.]





V. Spanien und Portugal.

1. Das Volk der Basken.

Die Basken (span. Vascongados) rühmen sich bekanntlich, von den Ureinwohnern der pyrenäischen Halbinsel in gerader Linie abzustammen, der letzte Rest der ursprünglichen Bevölkerung Spaniens zu sein. Sei dem, wie ihm wolle, so viel ist sicher, daß sie der älteste Volksstamm der jetzigen spanischen und ebenso der französischen Nation sind, was schon daraus hervorgeht, daß sich in ihrer eigenthümlichen Sprache die Etymologien der meisten älteren Stadt- und Flußnamen der Halbinsel finden. Denn aus diesem Umstande muß man schließen, daß die baskische Sprache in grauer Vorzeit auf der ganzen Halbinsel allgemein gesprochen worden, die baskische Nation folglich ehemals eine viel größere gewesen ist, als gegenwärtig. Dies behaupten auch die Basken, und darin dürfen sie Recht haben, nicht aber, wenn sie sich rühmen, wie man es oft hört, daß ihre Sprache die älteste in der Welt sei. Die Volkssage behauptet freilich, sie sei dieselbe Sprache, die Gott der Herr selbst dem ersten Menschenpaare im Paradiese gelehrt habe! — Uebrigens wird diese eigenthümliche Sprache, welche mit keiner der bisher bekannt gewordenen Sprachen Europas verwandt ist, nicht überall im Baskenlande auf dieselbe Art gesprochen, sondern zerfällt in mehrere Dialekte, die zum Theil so sehr von einander abweichen, daß die Sprecher des einen Dialekts die des andern nur schwierig oder beinahe gar nicht verstehen.

Der Typus des baskischen Volkes hat sich rein und unvermischt blos in den sogenannten baskischen Provinzen Spaniens erhalten, denn die französischen Basken sind seit langer Zeit, besonders seit der Eintheilung Frankreichs in Departements, den übrigen Franzosen gleichgestellt und haben mit den spanischen Basken blos noch die Sprache, die Kopfbekleidung und einzelne Sitten und Gebräuche gemein. In Spanien dagegen ist es der Regierung bis jetzt noch nicht gelungen, die Bewohner der baskischen Provinzen dem übrigen Spanien vollkommen gleichzustellen, was sie in Aragonien und Catalonien, obwol nach harten Kämpfen und vielen Opfern, durchgesetzt hat. Die Basken sind noch hartnäckiger, noch starrsinniger, als die Bewohner der beiden ebengenannten Landschaften. Wol hat man ihnen einzelne Fueros

(Rechtsinstitute) entreißen können, die Hauptsache aber, ihre uralte republikanische Verfassung, ihre freien Institutionen sind ihnen geblieben, werden ihnen auch niemals entrissen werden können, wenigstens so lange nicht, als die Basken ihrem Charakter treu, ihrer historischen Erinnerungen eingedenk bleiben. Noch jetzt berathen die Basken auf ihren eigenen Landtagen die von der spanischen Regierung ausgeschriebenen Steuern und bewilligen nicht leicht mehr, als sie zu geben gewohnt sind; noch jetzt stellen sie Freiwillige zum Militär und zur Flotte; noch jetzt haben sie ihre eigene Gerichtsbarkeit, ihre eigenen Gesetze, ihre eigene Landesvertretung, ihre eigene Verwaltung, mit einem Worte ihre eigene Regierung. Die innere Verwaltung der baskischen Provinzen entspringt aus deren Eintheilung und Organisation; sie ist im Allgemeinen republikanisch, doch in jeder der drei Landschaften anders. Bizcaya ist eine demokratische, Guipuzcoa eine aristokratische Republik, Alava eine Art von Wahlmonarchie mit demokratischen Institutionen. Wer harmlose Fröhlichkeit, uneigennützige Treue, noble Gastfreiheit, einen freien, stolzen Sinn, reges Nationalgefühl, warme Anhänglichkeit an den heimischen Boden, unermüdliche Thätigkeit, Fleiß und Ausdauer sucht: der gehe in die baskischen Provinzen. Der Baske, mag er noch so arm, ein Tagelöhner sein, der sich und seine Familie mühsam von seiner Hände Arbeit ernährt, ist stolz wie ein geborener Fürst; stolz auf sein Land, das ewig grüne; stolz auf sein Volk, welches seit Menschengedenken frei war; stolz auf seine Abkunft, denn ein vermodertes Pergament, das er in irgend einem Winkel seiner Hütte in einer, von seinem Urgroßvater geerbten Truhe sorgfältig aufbewahrt, erzählt ihm vielleicht in kaum leserlichen Schriftzügen, daß er der Nachkomme eines uralten Geschlechtes sei, welches dereinst sein Blut für seine Unabhängigkeit, für seine Religion, für seinen Herd und für seine Kinder verspritzte. Er weiß, daß die Hufe der arabischen Streitrosse niemals den Boden, den er bebaut, zerstampften; daß das Blut, welches in seinen Adern fließt, nicht gemischt ist mit dem Blute der Ungläubigen, daß seine Vorfahren die Ersten in Spanien waren, welche das Christenthum empfingen, und nennt sich deshalb stolz einen „cristiano viejo", einen alten Christen.

Der Baske ist ein geschworener Feind der Revolutionen, des Umsturzes des Bestehenden, weil er dadurch den Zustand, die Ruhe, die Zukunft seines eigenen Vaterlandes gefährdet erblickt. Man würde aber sehr irren, wollte man deshalb glauben, daß die baskischen Provinzen eine Wiege des Absolutismus, so zu sagen die spanische Vendée seien; eine Ansicht, die man so oft außerhalb Spaniens äußern hört. Der Baske betrachtet einen Jeden als seinen Todfeind, Jeden dagegen, der dieselben achtet, ja ihm zur Wiedererlangung der verloren gegangenen Privilegien und Freiheiten hülfreiche Hand zu leisten verspricht, als seinen Freund, gleichviel ob derselbe dem Absolutismus oder dem Republikanismus huldigt. Hierin liegt der Schlüssel zu der bei einem Volke von republikanischen Institutionen auffallenden Erscheinung des Kampfes der Basken für Don Carlos.

Die Basken sind ein freundliches und gastfreies Volk. Der gemeine Mann greift höflich an die Mütze, wenn man ihm begegnet, ein freundliches a dios zurufend, und überschreitet man die Schwelle seines Hauses, so wird man mit einem herzlichen: „Willkommen" begrüßt und nicht leicht entlassen, ohne zuvor ein Glas Zagardua (Aepfelwein) oder Chacoli (leichten Landwein) getrunken zu haben. Der Baske ist gesellig und lebensfroh und daher geselligen Vergnügungen leidenschaftlich ergeben. Namentlich liebt er es, in lärmender Fröhlichkeit die Nächte beim Weinkruge zu durchschwärmen, zumal an Sonn- und Festtagen, wo in allen baskischen Ortschaften dem Bacchus reichliche Opfer gebracht werden. Bei all dieser Vergnügungssucht, bei all dieser unbezähmbaren Fröhlichkeit ist der Baske im Allgemeinen doch nicht leichtsinnig, verschwenderisch, sorglos, wie andere Söhne des Südens. Er sorgt treu für sein Haus und seine Familie, liebt sein Weib und seine Kinder, ist fleißig und genau in seinem Berufe, arbeitet mit unermüdlicher Ausdauer und achtet sorgsam auf das ihm Anvertraute. Alles von seinen Vätern Ererbte ist ihm heilig und unantastbar: daher hängt er zäh an seinen Sitten, an seinen Gebräuchen, an seinem Glauben. Aus diesem Grunde gehören die Basken zu den gläubigsten Katholiken Spaniens. Ohne gerade bigott zu sein, beobachtet der Baske doch streng die Vorschriften der Kirche und beugt sich ehrfurchtsvoll vor dem Priester. Gotteslästerliche Reden, Spöttereien über die Geheimlehren der Kirche, höhnende Verachtung der niederen Geistlichkeit, religiöser Indifferentismus, Erscheinungen, welche in andern Theilen Spaniens, besonders in

Andalusien so häufig sind, habe ich in den baskischen Provinzen niemals wahrgenommen. Am meisten wird das Festhalten an frommer Sitte, wie am Ende überall, von den Frauen gehegt und gepflegt. Man würde sich aber sehr irren, wollte man deshalb glauben, daß die baskischen Mädchen und Frauen Kopfhängerinnen seien. Gott bewahre! Die Töchter Cantabriens stehen ihren südlichen Schwestern an Lebenslust und Heiterkeit nicht nach. Gleich den Männern lieben auch sie die Vergnügungen, besonders den Tanz leidenschaftlich. Dabei sind die Baskinnen bescheiden und sittig, halten streng auf ihre Ehre, besitzen einen sehr häuslichen Sinn und arbeiten gern, wodurch sie sich von den Frauen anderer Provinzen Spaniens sehr vortheilhaft unterscheiden.

Die Basken sind im Allgemeinen ein großer, robuster, kräftiger Menschenschlag. Die Männer sind muskulös, breitschulterig, gewöhnlich von mehr als mittlerer Größe, haben eine ziemlich helle Hautfarbe und nicht sehr dunkles, nicht selten sogar blondes Haar, und volle, runde Gesichter, in deren gutmüthigen Zügen ein gewisser Ausdruck von Schwermuth liegt, welcher den baskischen Physiognomien einen ganz besonderen Reiz verleiht. Die Frauen zeichnen sich durch weißen, frischen Teint, reichen Haarwuchs und üppige Körperformen aus. Das eigentliche Nationale der baskischen Männertracht ist die Boyna, die baskische Mütze. Diese ist von Schafwolle, aus dem Ganzen gewirkt und gewalkt, so daß sie aussieht, als wäre sie aus dünnem Filze gemacht. Sie hat keinen Schirm, eine barettartige Gestalt, läßt sich in alle Formen bringen, ist federleicht und sehr bequem. Die Basken pflegen darin ihr Schnupftuch, ihren Kamm und verschiedene andere Gegenstände aufzubewahren. Beim Grüßen greifen sie an die Boyna, nehmen dieselbe aber nicht ab. Diese eigenthümliche Mütze, welche besonders junge, volle Gesichter sehr gut kleidet, wird nicht allein in den baskischen Provinzen getragen, sondern auch in Navarra und in den angrenzenden Departements und zwar von Jung und Alt. Schon dreijährige Buben laufen mit der Boyna herum und sehen mit derselben aus wie Pilze.

Die Basken besitzen viel musikalisches Talent, es wird aber leider wenig gepflegt. Die Melodien ihrer Nationaltänze und Lieder sind ziemlich heiter, bestehen jedoch aus Molltönen. Die Missas cantadas, überhaupt die Kirchenmusiken lieben die Basken mehr als die übrigen Spanier. Kaum vergeht eine Woche ohne Musik, und Gesang begleitet jede kirchliche Feierlichkeit. Eine eigenthümliche, aber hübsche Sitte findet im Mai statt. In diesem Monate versammeln sich nämlich alle Abende nach der Oracion (dem Ave Maria) die jungen erwachsenen Mädchen in der Kirche und singen während des Rosario (Rosenkranzes) vierstimmig Hymnen zum Lobe und Preise der heiligen Jungfrau ab. Man nennt diese Sitte, an welcher sich in den Städten selbst die jungen Damen der höchsten Stände betheiligen, „die Blumen des Mai“ (las flores del Majo). Auch pflegen die Basken die Begräbnisse mit Musiken zu begehen, besonders die Beerdigungen kleiner Kinder. Dabei kleiden sie die Kinderleichen, die sie in offenem Sarge nach dem Friedhofe tragen, weiß und bekränzen die Köpfchen mit weißen Rosen, als Symbol der Seligkeit, welche jene unschuldige Wesen genießen.

Der baskische Bauer lebt frei auf seinem Grundbesitze, ist keiner Macht unterthan, als der Regierung seiner Provinz und dem Könige von Spanien. Eine Feudalherrschaft hat es, wenigstens in Guipuzcoa und Vizcaya, niemals gegeben; daher sieht man auch in diesen Landschaften keine Feudalschlösser, keine malerischen Burgruinen. Wol bemerkt man bisweilen einen „Palacio“, ein schloßartiges Gehöft; allein ein solches Gebäude ist nichts weiter, als ein großes Landgut, ein großes Caserio, denn es gehören dazu keine anderen Grundbesitzer, keine Unterthanen. Der Besitzer eines solchen Schlosses, und wäre er ein Graf, hat gesetzlich nicht mehr Vorzüge, Gewalt noch Recht, als der arme Bauer, welcher sein kleines, an das adlige Grundstück gränzende Feld im Schweiße seines Angesichts bearbeitet. Dieser lebt in seiner Hütte ebenso frei und unabhängig als sein gräflicher Nachbar, fühlt sich ebenso adlig, ist ebenso stolz auf seine Ahnen wie jener. Der baskische Bauer ist fleißig und arbeitsam. Bei Tagesanbruch begibt er sich auf sein Feld, in seinen Garten, gräbt und pflanzt und sorgt für sein Haus und seine Familie, bis die Sonne hinter den waldigen Bergen versinkt und die Glocken zum Abendgebete rufen. Bei diesen Klängen nimmt er ehrfurchtsvoll die Boyna von seinem Haupte, spricht still sein Ave Maria und kehrt dann, heiter singend, zurück zu seinen Kindern und zu seinem Weibe, welches ihm oft bei seiner schweren Arbeit auf dem Felde hilft. Eigenthümlich ist die Bearbeitung des Bo-

dens in Guipuzcoa und Vizcaya. Die Bauern bedienen sich nämlich nicht des Pfluges, um das Erdreich aufzulockern und umzuwenden, sondern graben oder stechen vielmehr dasselbe um vermittelst eines nur in den beiden Landschaften gebräuchlichen Instrumentes, welches sie Laya nennen. Die Laya ist eine Art zweizinkinger Gabel, drei Fuß lang und, mit Ausnahme des hölzernen, an den Stiel befestigten Griffes, aus Eisen geschmiedet.

Daß das baskische Volk, en masse betrachtet, zu den gebildetsten, den in der Cultur am weitesten fortgeschrittenen Volksstämmen der spanischen Nation gehören muß, ergibt sich aus den vorstehenden Schilderungen von selbst. Der Baske ist vielleicht von Natur nicht intelligenter, als die übrigen Spanier, als überhaupt die Bewohner des Südens: er ist aber unterrichteter. Während man in den meisten übrigen Landschaften Spaniens erst in den letztvergangenen Jahren angefangen hat, Volksschulen zu errichten, sind die Basken schon seit langer Zeit im Genuß dieser Wohlthat. In jedem Dorfe gibt es Volksschulen, deren Lehrer von der Commune bezahlt werden, und die Aeltern sind verpflichtet, ihre Kinder zur Schule zu schicken, was in dem übrigen Spanien bis jetzt noch nicht der Fall ist. Daher trifft man im Baskenlande, wenigstens unter den jüngeren Leuten, fast Keinen, der nicht lesen, schreiben und rechnen könnte, während im übrigen Spanien auf dem platten Lande der Mangel dieser Fertigkeiten zu den allergewöhnlichsten Erscheinungen gehört. [247.]

---

2. Catalonien und Barcelona.

Die Catalonier reden eine eigenthümliche Mundart, die hart und unmelodisch ist. Damit harmonirt ihr Charakter. Sie sind ernst, stolz, wenig mittheilsam und mißtrauisch, dabei trotzig, heftig, jähzornig und rachsüchtig. Außerdem zeigen sie sich im höchsten Grade selbstsüchtig, hängen mit unbeugsamem Starrsinn an ihren alten Provinzialrechten und Privilegien (Fueros), und betrachten Jeden, der sich dagegen erklärt, als ihren Feind. Am liebsten möchten sie einen unabhängigen Freistaat bilden, wie vor Zeiten. Außerdem zeichnen sie sich durch viele löbliche Eigenschaften aus. Sie sind geborene Krieger und Seeleute, tapfer, keck, entschlossen, unternehmend; dabei klug berechnende Handelsleute, voll Betriebsamkeit, unermüdlicher Thätigkeit und zäher Ausdauer in Allem, was sie ins Werk setzen wollen. Ihrer Gewandtheit verdankt Barcelona seinen Handel; durch ihren Fleiß ist eine gebirgige, an und für sich unfruchtbare und arme Provinz in einen fruchtbaren Garten verwandelt und der reichste, bevölkertste Theil der Halbinsel geworden. Nicht blos in der Hauptstadt, sondern in der ganzen Provinz gewahrt man Fabriken aller Art, die größtentheils Dampfmaschinen besitzen und jährlich eine ungeheure Menge Tuch, linnene, baumwollene und seidene Stoffe, Seife, Glas, Eisenwaaren und namentlich Papier liefern. Es gibt in Catalonien über 200 Papiermühlen. Die der Baumwollenindustrie gewidmeten Gebäude und Maschinen wurden 1839 auf 300 Million Realen und das Betriebscapital derselben auf 200 Millionen geschätzt. An Baumwollenfabriken aller Art zählte man 2933. Der Werth des gesammten Fabrikates wurde auf 350 Millionen angeschlagen. In der Campina läuft neben der Ackerwirthschaft eine lebhafte häusliche Industrie. Während nämlich der Mann das Feld und den Garten besorgt, ist die Frau mit Spitzenklöppeln beschäftigt. In allen Ortschaften sieht man Weiber und Mädchen gruppenweise auf den Hausfluren oder auf den Straßen beisammensitzen und mit emsigen Händen die kleinen Hölzer regen, aus deren seltsam verwickeltem Spiel der Stoff zu den Mantillen der wohlhabenden Spanierinnen hervorgeht, jenes zierliche schwarze Gewebe, das auch von den Damen Deutschlands und Frankreichs zu mannigfachem Kleiderzierrath gekauft wird. Was die Ackerwirthschaft betrifft, so sah ich auf der Straße nach Zaragoza die Felder links bis zum Seeufer und rechts bis an den Fuß der Berge im blühendsten Zustande. Das Land wird theils mit Weizen, Roggen, Mais, Reis, theils aber auch mit Bohnen, Erbsen, Zwiebeln und anderen Gartenfrüchten angebaut, die im Schatten von Oel- und Mandelbäumen ebenso gut gedeihen, als ob sie den Boden allein im Besitz hätten. Hie und

da sieht man Orangen- und Citronengärten. Der Landmann scheut keine Arbeit, um selbst den undankbarsten Boden noch zur Fruchtbarkeit zu zwingen. Daher sind sogar in den Gebirgen alle Thäler weit hinauf bebaut und oft nackte Felskuppen noch mit Weinreben bepflanzt. Gerade in dieser allgemeinen Rührigkeit wurzelt der Handel von Barcelona, der ein Welthandel genannt zu werden verdient. Dies ist gegenwärtig der besuchteste Hafen der Halbinsel und überhaupt einer der bedeutendsten Handelsplätze von Europa.

Man ist in Deutschland sehr geneigt, Spanien als ein verwildertes Land zu betrachten und seine Bewohner als von sinnlicher Gluth erfüllte, von eitlem Stolz aufgeblasene Menschen zu schildern, die nichts zu thun haben, als Revolutionen anzuzetteln und sich gegenseitig todtzuschlagen. Da denkt man wol, daß Handel und Gewerbthätigkeit gänzlich darniederliege, daß von Künsten und Wissenschaften gar nicht die Rede sein könne und daß überhaupt Alles sich in einem Zustande der Gesetzlosigkeit und Verwirrung befinde. Dergleichen Vorurtheile verschwinden vor dem Anblick von Barcelona wie Nebelstreifen vor der Sonne. Ich war nicht wenig überrascht, als ich in dieser Stadt überall reich ausgestattete Bazars und Waarenlager, glänzende Kaffeehäuser, elegante Hotels sah; als ich die hohen, mit Balkonen verzierten Häuser betrachtete, und die mit behauenen Steinen zierlich gepflasterten Straßen, in denen ein lebhaftes Volksgewühl alle Zeichen eines ausgebreiteten Welthandels an sich trug; als ich allenthalben Fabriken mit Dampfmaschinen, Gasbeleuchtung, kurz alles Mögliche, was die fortgeschrittene Bildung unserer Zeit hervorbringen kann, gewahrte und dies Alles in einer Stadt, die unlängst der Schauplatz blutiger Kämpfe gewesen war. Die schöne Plaza del Palacio (der Palast-Platz) ist von zum Theil sehr modernen Gebäuden umringt, deren jedes ein fürstliches Schloß sein könnte. Die prächtige Rambla, die Hauptstraße, erinnert an die Boulevards von Paris. Sie ist nämlich eine sehr breite, fast schnurgerade, über eine Viertelstunde lange Straße, welche beinahe von einem Ende der Stadt zum andern geht; in der Mitte prangt eine breite Allee von Akazien, und auf beiden Seiten ist sie mit einer Reihe ansehnlicher Häuser eingefaßt. Nur auf den allerbesuchtesten Messen und Märkten kann man bei uns ein Verkehrstreiben sehen dem ähnlich, welches sich hier tagtäglich durch die dem Handel gewidmeten Gassen bewegt, dabei fließen die Häuser über von rüstig schaffender, industrieller Thätigkeit. Alle Enden der Stadt hallen tausendtönig wieder von den Schlägen der Eisenhämmer, von dem Schwirren der Webstühle und dem Rasseln der Maschinen. Es gibt hier unter Anderm 900 Webstühle, die nichts als seidene Strümpfe weben, 2700, auf denen Bänder und Posamentirarbeiten verfertigt werden, 524, welche Sammet und seidene Stoffe liefern; über 12,000 Frauen und Mädchen beschäftigen sich ausschließlich mit der Spitzenweberei und eine Unmasse anderer Personen beiderlei Geschlechts mit dem Schuhmacherhandwerk. Das catalonische Leder ist ausgezeichnet gut, und da die Catalonier sehr feine und saubere Arbeit liefern, so sind die catalonischen Schuhe überall sehr gesucht und machen einen Hauptzweig des Handels von Barcelona aus. Man führt jährlich gegen 700,000 Paar Schuhe theils nach den übrigen Provinzen Spaniens, theils nach Frankreich aus.

Die jetzigen Bewohner Barcelona's sind ein schönes, kräftiges Volk. Die Frauen sind meist von mittlerer Größe und stark. Die Cataloniерinnen schauen mit großen, schwarzen Augen und ruhiger Unbefangenheit in die Welt. Alltäglich sehe ich wol einige Tausend schön gekleidete Frauen vor meinen Fenstern auf der Rambla lustwandeln. Die Rambla ist zu bestimmten Zeiten ganz mit der vornehmen Welt angefüllt. Bekannte wissen, daß sie sich daselbst finden, man besucht sich daher auf dem Spaziergange und dieses Gewühls unerachtet ist kein Gedränge. Keiner stößt den Andern, man schmiegt sich mit Gewandtheit aneinander vorüber, ja selbst die spazierenden Coterien hemmen Niemand im Lustwandeln. Man kann also den Reisenden nicht Recht geben, welche behaupten: c'est partout comme chez nous, — denn diese Gewandtheit, diese Gefälligkeit, die gute Sitte ist an vielen Orten verschwunden. Ueberhaupt sieht man in Barcelona eigenthümliche Gewohnheiten. Man verbindet mit Allem eine lebendige, sinnliche Vorstellungsweise. Die zweirädrigen Karren sind mit bunten Blumen bemalt; die Wagen, welche das Seewasser in die Stadtbäder führen, werden mit Sirenen verziert; vor dem großen Opernhause, welches eines der prächtigsten in Europa ist, hängt immer ein großer buntgemalter Ankündigungszettel, worauf die schrecklichste Scene des Stücks vorgestellt ist. Um das Volksleben kennen zu

lernen, besuchte ich am Sonntage etliche Schenken vor den Thoren. Ich fand selbst bei der niederen Volksklasse eine anständige und gefällige Fröhlichkeit. Die Weise, wie die gemeinen Leute trinken, muß ich als eine Sonderbarkeit beschreiben. Da der Wein in ledernen Schläuchen aufbewahrt wird, wie bei den alten Römern üblich war, so ist an einer Pfote des Fells, aus welchem der Schlauch besteht, eine Schraube angebracht, die geöffnet werden kann. Man drückt dann an den Schlauch und spritzt sich den Wein in den Mund. Der gemeine Spanier berührt ein Trinkgefäß nie mit den Lippen und es hat ein solches immer mehrere Hälse, aus welchen man das Getränk in den offenen Mund gießt. Diese Gewohnheit steht im Widerspruch damit, daß man die angerauchte Cigarre als Freundschaftsbeweis einem Andern darbietet.

Da die Thore der Stadt schon mit Sonnenuntergang geschlossen werden, so ist des Sonntags Abends die Rambla mit Spaziergängern aller Klassen überfüllt. Ueberhaupt habe ich bemerkt, daß in Spanien kein Unterschied der Stände beobachtet wird. Ich habe sehr oft gesehen, daß ein Mann mit Sandalen, in Leinwandkleidern, die rothe Schärpe um den Leib, die rothe Mütze auf dem Kopfe und die wollene grobe Decke auf der Schulter, sich ohne Umstände an einen elegant gekleideten Herrn wendete, um seine ausgelöschte Cigarre an der des vornehmen Rauchers anzuzünden. Ein Jeder, der schreiben kann, setzt selbst ein D. (Don) vor seinen Namen, den Geringsten titulirt man Sennor, und wer ein Paar ganze Stiefeln hat, Caballero. Der Landmann ist so stolz auf seine Vorfahren und Abstammung aus dem Bauernstande, wie der Edelmann auf seine Ahnen, und er würde es für eine Mißheirath halten, sich mit einem Mädchen aus einem andern Stande zu verbinden. [247. 176. 163.]

3. Das Kloster von Montserrat.

Sechs starke Stunden von Barcelona liegt der berühmte Berg Montserrat (monte serrato, d. i. Säge- oder Zackenberg). Derselbe ist aber nicht sowol ein Berg, sondern vielmehr ein ganzes Gebirge, denn er hat einen Umfang von acht Leguas. Er fällt nach allen Seiten hin jäh ab. Es gibt hier keine Vermittelung zwischen dem Gebirge und der Ebene; da, wo die grüne, wellenförmige Fläche aufhört, steigt der Felsenberg schroff, wie ein Riesenschloß, mit seinen Mauerwänden empor.

Die Adersbacher Steine des Glatzer Gebirgslandes, das Felsenlabyrinth von Gros-Skal in Böhmen, die Sandsteinwände der Bastei in der sächsischen Schweiz, die Granitmassen des Elbgrundes und des düsteren Bodethales im Harz: alles Dies ist Kinderspiel im Vergleich mit den gigantischen, von der wunderlichsten Laune der Natur gestalteten Brecciennmassen des Montserrat! Runde Riesenthürme von vielen hundert Fuß Durchmesser mit senkrechten oder überhängenden Wänden, oben in phantastische Zackenkronen auslaufend; schlanke Hörner, Nadeln und Kegel von schaudererregender Steilheit, durch tiefe, rißartige Schluchten von einander geschieden; mächtige Mauern und Bastionen, deren aus hausgroßen Blöcken bestehende Zinnen drohend in der Luft schweben, als wollten sie jeden Augenblick niederstürzen; hohe Pyramiden, oben mit kopfartigen Aufsätzen gekrönt, bilden die Umgürtung der nördlichen und östlichen Seite. Viele dieser Riesenpfeiler und Wände erheben sich über zweitausend Fuß hoch unmittelbar von den Ufern des in grausig dunkler Tiefe schäumenden Llobregat.

Schon war die Sonne untergegangen; die Gründe füllten sich mit Nacht, und noch immer zeigte sich nicht die geringste Spur von der Nähe des Klosters. Glockenklang zitterte feierlich durch die stille Luft aus dem Thale des Llobregat empor, und bald zeigten Hunderte von Lichtfunken dort unten die Wohnsitze der Menschen an. Plötzlich tönte hell eine Glocke in unmittelbarer Nähe, die siebente Stunde verkündend. Der Weg bog rasch um einen mächtigen Felsenpfeiler, dessen Spitze ein Kreuz trägt, und ich stand vor einem thurmhohen, mit vielen Balkonreihen geschmückten Gebäude mit weißen Mauern. Es war das Kloster.

Das einst wegen seiner überaus reizenden Lage, seiner Größe und seines Reichthums berühmte

Benedictinerkloster des Montserrat ist das einzige Mannskloster, dessen Wiederherstellung die spanische Staatsgewalt für zweckmäßig gehalten hat. Es verdankt diese Ausnahme von dem Gesetz, welches alle Mannsklöster aufhob, der großen Verehrung, die das Volk seit Jahrhunderten seinem wunderthätigen Marienbilde gezollt. Einer Legende zufolge wurde dies Bild vom Evangelisten Lucas in Jerusalem verfertigt, durch den Apostel Petrus nach Barcelona gebracht, und als sich die Mauren Cataloniens bemächtigten, von dem damaligen Bischof Barcelona's in einer Höhle des Montserrat versteckt. Hier blieb es vor aller Welt bis zum Jahre 880 verborgen, wo es zufällig von einem Hirten aufgefunden wurde. Bald verbreitete sich der Ruf desselben über ganz Spanien, und man wallfahrtete dahin ebenso stark, wie zu dem heiligen Jakob von Compostella. — Es war 1808, als die Franzosen hier ihren ersten Besuch machten. Damals zeigten sie sich schonend und ließen selbst den überreichen Silberschatz des Klosters unberührt, der zwei Jahre später nach Reus (e=u) wandern mußte, um dort zu Thalern, das heißt zu Waffen, gegen die fremden Eindringlinge ausgeprägt zu werden. Gegen das Ende des Befreiungskrieges, als den Spaniern der Montserrat zu einem Waffenplatz diente, erstürmten die Franzosen denselben, plünderten das Kloster, sprengten einzelne Gebäude in die Luft und steckten bei ihrem Abzuge Alles in Brand. Fast die sämmtlichen Nebengebäude gingen damals zu Grunde, während das eigentliche Kloster, wegen seines außerordentlich starken Gemäuers, weniger litt und die Kirche gänzlich verschont blieb. Nur im Innern des Klosters wüthete die Flamme und verzehrte unter Anderm die bändereiche, aus kostbaren alten Werken bestehende Bibliothek. Nach Herstellung der alten Verhältnisse unter Ferdinand VII. arbeiteten die Mönche fleißig an dem Wiederaufbau ihres Hauses, soweit es die Mittel erlaubten, die aus dem Holzschlag und Weidereichthum des ihnen zugehörigen ganzen Gebirges herflossen. Da wurden sie zum zweiten Mal durch die Revolution von 1820 vertrieben. Nach ihrer Rückkehr wurde von Neuem Hand an den Wiederaufbau gelegt, bis das Jahr 1835 den Sturm gegen die Klöster brachte. Den Mönchen des Montserrat wurde sowol ihr unbewegliches als auch ihr bewegliches Eigenthum geraubt. Der Abt versicherte, daß die Commissäre der Regierung ihm alle seine Bücher, ja selbst seine priesterlichen Kleider genommen hätten. Bei diesem Klostersturm verschwand mit den Mönchen das Marienbild, und erst neun Jahre später kam es, nachdem die Regierung Bürgschaft für seine Sicherheit geleistet, wieder zum Vorschein und wurde unter unermeßlichem Volkszudrang in die Ehren seines alten Heiligthums feierlich wiedereingesetzt. Gleichzeitig fanden sich auf den Ruf ihres Abtes einige der in alle Winde zerstreuten Mönche ein, so daß man jetzt sechs Ordensgeistliche und zwei Laienbrüder im Kloster zählt. Die Einrichtung ist gegenwärtig äußerst ärmlich. Der Abt bewohnt einen großen öden Saal mit weißen Kalkwänden und mehr als einfachem Zimmergeräth; aber obgleich er früher zu den reichsten Prälaten gehörte, so scheint ihn doch seine dermalige Armuth durchaus nicht zu drücken, und er spricht mit augenscheinlicher Seelenruhe, wenn gleich nicht ohne Wehmuth von dem früheren Glanze seines Klosters. Ihm und seinen Mönchen ist von dem vormaligen Eigenthum nichts zurückgegeben, als der Nießbrauch der Gebäude und der daran stoßenden Gärten. Da die von der Regierung allen Klostergeistlichen versprochenen Jahrgelder nicht gezahlt werden, und eine anderweitige Einnahme nur durch Messelesen gewonnen wird, so kann natürlich für die Wiederherstellung des Baues nichts geschehen. Außer den Klostergebäuden gibt es noch dreizehn Einsiedeleien, die jetzt sämmtlich zerstört sind. Vormals befand sich bei jeder derselben eine Kapelle, eine Kammer, ein Gärtchen und ein in den Felsen gearbeiteter Brunnen. Sie liegen an den wildesten, einsamsten und unzugänglichsten Stellen des Gebirges, zu beiden Seiten der durch die Mitte gehenden Thalschlucht, aus welcher nur schmale Pfade und steile eingehauene Treppen an grausigen Abgründen vorüber zu ihnen emporführen. —

Es ist hier der Ort, ein Urtheil über die spanischen Klöster auszusprechen. Es soll das der neuesten unparteiischen Beobachter sein. Die spanischen Klöster waren vormals Zufluchts- und Pflegestätten der Künste und Wissenschaften: sie haben Großes für Literatur, Kunst und Ackerbau gethan. Die Revolution hat diesem Streben mit Einem Schlage ein Ende gemacht, die Mönche verjagt, die Klöster zerstreut, und ihre Gemälde, Sculpturwerke, Bibliotheken verschleudert. Die Regierung, deren Pflicht es gewesen, die in den Klöstern befindlichen Nationalmonumente zu er-

halten, hat sie auf die schnödeste Weise zerstören lassen.

Wären Spaniens Klöster ohne Besitzungen gewesen, so würden sie ohne Zweifel jetzt noch bestehen. Den Revolutionsmännern war es bei der Aufhebung dieser Anstalten weit mehr um die „Bereicherung ihres Säckels" als um die „Aufklärung" zu thun. Der Reichthum der spanischen Klöster, den sie theils frommen Stiftungen, theils eigener Betriebsamkeit verdankten, war ihren Feinden von jeher der größte Dorn im Auge. [247.]

---

4. Natur und Volksthum in Valencia.

Die berühmte Huerta de Valencia bildet den Garten oder die elyseischen Felder von Spanien. Diese von hoch romantischen, felsigen Gebirgsketten im Halbkreise eingeschlossene und nur im Süden von den Wellen des mittelländischen Meeres bespülte Ebene nimmt einen Flächeninhalt von mehr als 3 Leguas, à 8000 Varas (= 3 Fuß) ein und faßt in 62 Dörfern, Meierhöfen, Hütten und Vorstädten eine Bevölkerung von beinahe 72,000 Einwohnern mit Ausnahme der inneren Stadt Valencia. Die Huerta ist mit ihren Bewässerungsanstalten, strotzenden Feldgärten und üppigen Früchten ein wahres Meisterstück der Landwirthschaft und des künstlichen Gartenbaues, indem hier für gewöhnlich jährlich zwei, ja auch drei Ernten gewonnen werden. Die ganze Ebene ist von einem Netze von Canälen und Bewässerungsgräben durchschnitten, in denen das Wasser des an und für sich nicht sehr wasserreichen Flusses Turia eingelassen und so zur Bewässerung der Felder und einzelnen Grundstücke vertheilt wird. Die Anlage rührt von den Arabern her. Die Araber überhaupt waren in Spanien, abgesehen von ihrer Gelehrsamkeit, auch Meister des Ackerbaues, der Mechanik, Optik und Hydrostatik. Eine große Gesetzsammlung über die Bewässerung bei den Arabern beweist die hohe Aufmerksamkeit, welche sie diesem Culturzweige widmeten. Es wurden zur Hebung des Ackerbaues Reisen in das Ausland unternommen, Pflanzen aus den weitesten Gegenden eingeführt und nach der Beschaffenheit des Bodens verwendet. So wuchsen in Andalusien die besten Feigen, Oliven, Orangen und Weinsorten, an den Küsten des mittelländischen Meeres Maulbeerbäume, Baumwollenstauden und Zuckerrohr. Die prachtvollen Gärten Rusafa am Alcazar in Sevilla, bei Azzähra, an der großen Moschee von Cordoba mit ihren Marmorbädern und Wasserleitungen liefern den Beweis von der hohen Gartenkunst der Araber.

Die Eigenthümer des Grundes und Bodens der Huerta wohnen meist in Valencia und die Bauern sind Pächter, in deren Familien jedoch seit langen Zeiten die einzelnen Grundstücke nach alter Sitte und Herkommen forterben. Trotz des hohen Pachtzinses gelingt es doch dem Bauer durch seine Aufmerksamkeit, Mäßigkeit und Einfachheit, seinen Wohlstand zu gründen und zu vermehren. Eine kleine aber saubere Wohnung, eine einfache Kleidertracht und eine geringe Anzahl von Bedürfnissen findet man bei jedem Bauer. Die Hütten (chozas) der Huerta sind wahre Schmuckkästchen. Das Grundstück, worauf das freundliche Häuschen steht, ist meist von der Straße durch einen Graben und eine Hecke aus riesigen Aloen geschieden. Auf einem kleinen Stege gelangt man über den Graben, tritt durch eine mit Epheu und Marienbildern geschmückte Pforte in einen schattigen, von Weinreben gebildeten Laubgang ein und gelangt so zur offenen Thüre der mit einem leichten Strohdach versehenen Hütte, deren Wände von Lehm gebaut und weiß angestrichen sind. Die innere Einrichtung ist sehr einfach. Durch die Hausthür tritt man in die mit blendendem Küchengeschirr, Wassertrögen und Geräthschaften ausgeschmückte Küche, die zum Hauptaufenthalte der ganzen Familie, sowie auch meist zum Nachtlager der Männer dient. Der Herd, das Küchenbret, ein kleiner Tisch und ein kleiner Schemel bilden den ganzen Hausrath. Neben der Küche befindet sich gewöhnlich ein kleines Gemach, das zur Schlafstube oder zur Rumpelkammer benutzt wird. Die Pferde und die Ackergeräthschaften finden unter einem an die Hütte anstoßenden Wetterdache Platz. Unweit der Hütte stehen Orangen-, Feigen-, Johannisbrod- und Granatbäume, in deren

Schatten der Landmann während der heißen Jahreszeit, mit Ausnahme der Nächte, sich mehr als in dem Hause aufhält.

Der Anblick Valencia's von der Ferne ist wahrhaftig malerisch. Weiß wie ein Schwan auf seinem grünen Nest liegt es auf der Ebene da, in einem Kranze von violetten Bergen, wie von Blumen umgeben, während das Blau des südlichen Himmels Vor- und Hintergrund von unvergleichlicher Transparenz bildet! Valencia! auch eins der vielen maurischen Königreiche, und gerade dasjenige, welches die Mauren durch ihre große agronomische Geschicklichkeit zu einem Eden umwandelten! Valencia, klingend von Liedern, von Romanzen, von Guitarren, duftend von Blumen, belebt von tapfern Rittern und schönen Frauen, von reizenden Abenteuern der Leidenschaft und der Rache! Valencia wer kennt es nicht! „Der Cid zu Valencia und im Tode," den herrlichen, königlichen Kampfpreis, den der edle Campeador durch sein gutes Schwert sich gewann! Das flog mir Alles durch den Sinn, als ich es in's Auge faßte, mit jenem freudigen, erwartungsvollen, zitternden Blick, den wir auf etwas nie Gesehenes und doch schon längst Bekanntes und Geliebtes werfen. Ein Boot brachte uns nach dem Hafen El grao, und von dort eine Tartane durch eine prächtige große und frische Allee von Ulmen und Pappeln nach der dreiviertel Stunden entfernten Stadt. Eine Tartane ist folgende Maschine: ein einspänniger, auf zwei Rädern liegender Karren, in den man von hinten einsteigt und seitwärts auf zwei schmalen Bänken Platz nimmt; buntbemalte Leinwand überspannt ihn im Bogen. Ein wahrhaft höllisches Fuhrwerk, zerschmetternd für Kopf, Brust, sämmtliche Glieder und Nerven, aber das einzige, welches in Valencia Mode ist, denn wir sahen mehre Privat-Tartanen zierlich gebaut und hinten und vorn mit Glasfenstern geschlossen, jedoch immer ganz simpel auf ihren breiten, großen, stoßenden Rädern liegend. Durch eine schnurgerade Allee italienischer Pappeln, Allameda vilja genannt, kommt man in die Stadt, die groß genug, doch schlecht gepflastert und ohne schöne Gebäude ist.

Was das Volk betrifft, so haben die Männer noch sarazenische Bekleidung beibehalten; dieselbe ist höchst einfach. Sie besteht aus weißer Leinwand und ist zugleich Hemd und Beinkleid, indem sich das Hemd unten durch eine Naht abtheilt und zur Hose verwandelt. Da es aber nicht weiter als bis zu den Knien reicht, sehr weit und faltig ist, so bemerkt man kaum, daß es für beide Beine getrennt ist, und sieht es aus wie eine Tunika. Es ist sodann durch eine rothe Binde um den Leib befestigt und macht außer den Sandalen und dem Hut die einzige Bekleidung bei gutem Wetter aus. Bei schlechtem Wetter tragen die Männer noch eine Toga, ein viereckiges Wollentuch, welches vollständig in solcher Weise getragen wird, wie die Römer ihre Mäntel trugen. Wer vom Land kommt, trägt zur Vorsicht diesen Mantel in die Länge zusammengelegt über eine Schulter herabhängend, wie der Schwarzwälder stets seinen Regenschirm bei sich führt. Ein sonderbares schwarzes Hütchen mit niederem Kopf und ringsum gleichmäßig aufgestülpten Krempen zieht sich von Valencia beinahe bis an die westlichen Pyrenäen, und kommt dem nicht daran gewöhnten Auge etwas kokett vor. — Die Stadtmänner tragen meistens ein Kamisol und scheinen ungemein viel auf einen Cylinderhut zu halten, zu welchem sie gewöhnlich noch ein dünnes Stöckchen führen.

Das Frauenvolk ist fast in ganz Spanien insofern gleichmäßig gekleidet, als sie die schöne Mantille tragen. Ich will aber gleich bemerken, daß die Decke, welche bei uns die Frauenzimmer seit mehreren Jahren überhängen und Mantille zu nennen belieben, mit einer Schabrake sehr viel Aehnlichkeit hat, aber nicht die geringste mit einer spanischen Mantille. Desgleichen hat der blaue oder grüne oder weiße Lappen, welcher an den Damenhüten herunter lappt und den sie mit dem Namen Schleier beehren, die Tyroler hingegen Fliegengatter nennen, gleichfalls mit der Mantille durchaus keine Aehnlichkeit. Diese ist ein langer, schwarzer Schleier, bei vornehmen Damen aus Spitzen, bei andern aus Taffet oder anderm Zeug. Derselbe wird in der Weise am Kopf angebracht, daß er nach hinten und von beiden Seiten über die Schultern herabfließt und nur das Gesicht frei läßt. Diese Kopfbedeckung gibt zugleich den Ausdruck von Anmuth und Würde, und es freute mich sehr, daß in den größten Städten und selbst in Madrid auch die vornehmen Stände allgemein diese schöne Tracht beibehalten haben.

Die Verkäufer, alt und jung, welche Tag und Nacht die Straßen Valencia's durchziehen, singen in eigenen Melodien ihre Waaren aus. Sie haben aber hörbar ein größeres Interesse

an dem Sang ihrer schönen Stimme, als am Verkauf der Waare, der eine wartet auf den andern, bis er fertig ist, um dann in einer entsprechenden Melodie zu respondiren, wie zwei Frühlingsvögel am Waldrand. Auch sonst bemerkte ich, daß die Leute bei ihrem Singen nicht eine Mode gewordene oder hergebrachte Melodie singen, sondern Sänger und Erfinder zugleich sind, jeder phantasirend sich seine Melodie erschafft. Ich sehe darin ein Zeugniß von der frischen Gemüthskräftigkeit des Volkes im Vergleich mit den matten Naturen bei uns, die nichts singen können, als was die Oper vorsingt oder auf Noten gesetzt ist. Es ist ähnlich wie mit dem Sprechen in eigenen Ausdrücken und in Redensarten; wer ein kraftlos schleimiges Naturell hat, spricht in gewöhnlichen Redensarten, und wer etwas Rechtes ist, der handhabt die Sprache nach eigenem Willen, wenn sie auch dabei Quetschungen erleidet. — Was aber das Aussprechen anbetrifft, so hörte ich in Valencia Weiber aus Eifer mit einer unerhörten Schnelligkeit und zugleich einem metallenen Klang sprechen. Es war, wie wenn so eine Person hundert und sieben und zwanzig Hämmerlein im Munde hätte, welche mit rasender, überstürzender Raschheit auf und ab hämmerten. — Uebrigens wird es wol keine Nation in Europa geben, wo auch der gemeinste Mann so gut und rein seine Muttersprache spricht, als in Spanien. Gewiß aber übt die Sprache, welche der Mensch von Jugend auf immer spricht, und von seinen Eltern immer gesprochen worden ist, auf die Gesichtszüge desselben einen wesentlichen Einfluß. Wie daher das Zerquetschen und Quaken der englischen Sprache dem Gesicht des Engländers eine feine Aehnlichkeit mit einem Fisch und Frosch gibt: so trägt gewiß die schönste Sprache Spaniens, die zugleich auch von allen Ständen schön gesprochen wird, ihre edle Anmuth und Kraft über auf die Gesichtszüge des Volkes.

[253. 77. 216.]

5. Madrid und Castilien.

Das Land Castilien bietet zum großen Theil einen unbeschreiblich schwermüthigen Anblick. Ungeheure Strecken, so weit das Auge nur sieht, sind Einöden, und zwar keine natürlich belassene, in wilder Schönheit prangende, sondern es sind Einöden, kahl aus Krankheit und Altersschwäche; es ist ein nackter Boden, von Jahrhunderten abgeweidet und ausgefressen, und sieht so trostlos aus, wie ein großer, von Raupenfraß entblätterter Baum. Wie wenn noch das Blut und das Feuer, welches so vielmal Spanien verheert hat, seine Farbe zurückgelassen hätte, ist die ausgebrannte Erde roth, und weit und breit sieht man kein Thier, kein Wasser, oft nicht einmal einen armen Grashalm. Es liegt eine umgekehrte Sündfluth über weiten Gegenden, eine Austrocknung; da es im Mond auch kein Wasser gibt, mag kein Theil der Erde in Europa so sehr dem Mond ähnlich sein, als ein Stück von dem rothen Castilien. Eine Hauptschuld an diesem Elend ist der Umstand, daß die Berge ganz nackt geschoren sind und waldlos keine Wolken mehr anziehen. Der schwermüthigste Anblick aber, den es auf Erden geben mag, sind die todten spanischen Dörfer. Es gibt nämlich ganze Ortschaften in Spanien, in welchen kein lebendiges Wesen mehr haust, wo Alles gestorben oder fortgezogen ist, weil der Himmel kein Wasser und die Erde keine Frucht mehr bringt. Ich habe ein solches Dorf gesehen; die Dächer sind eingestürzt und nur die dürren Mauern und todten Gassen stehen da, und auch der Boden ringsum ist todt und dürr wie ein altes ausgebranntes Gemäuer. Es liegt in diesem Anblick etwas Entsetzliches, und ein Kirchhof, selbst ein alter verlassener Kirchhof, wo die Gräber eingesunken und nur noch wenige zerbrochene Kreuzzeichen umherstehen und liegen, ist wahrhaft ein lebensfroher, heiterer Ort gegen ein solches Dorf, wo die Menschen nicht einmal den Leichnam zurückgelassen haben, sondern anderswo gestorben sind.

Der ächte Castilianer, im Besitz der allgemeinen Eigenschaften der Spanier, ist, für sich allein betrachtet, ein ernster, frommer, stolzer, rechtschaffener und höflicher Mann, der auf sich und sein Land eingebildet, von mancher Gewohnheit abhängig und von einem unbeugsamen Gleichheitssinne beseelt ist. Der Castilianer kennt weder

galicischen Geiz, noch amerikanische Dollarsmacherlust. Er besitzt viel Männlichkeit, Lebenskraft, Mutterwitz und satirisches Talent und würde im Ganzen seinen guten inneren Anlagen nach eine höhere Stufe der Bildung erreicht haben, wenn ihm mehr Gelegenheit dazu geboten würde. Die meisten Landbewohner sind aber arm und besitzen nicht die Mittel, sich von ihren Geburtsorten zu entfernen und in den großen Städten ihrer geistigen Entwickelung obzuliegen, was wol auch der Grund von den geringen Fortschritten des Schulwesens, des Ackerbaues und der Industrie auf dem Lande sein mag. Außerdem sagt der böse Leumund ihnen nach, daß sie Verehrer des dolce far niente seien, und daß castilianische Prahlerei, Faullenzerei und Grausamkeit noch nicht ganz untergegangen sei. Die Leute sind jedoch genügsam, sorglos und gastfreundlich, und haben noch in ihrer Kleidung die Capas, d. i. langen Mäntel aus braunem Tuch, sowie die Monteras, die alte spanische Kopfbedeckung beibehalten. Der Castilianer führt in seinem Herzen das Motto: „Armuth ist keine Schande". Keine Stadt der Welt verdient der Lage, dem Klima, dem Wasser, der Bodenbeschaffenheit u. s. w. nach weniger die Hauptstadt eines Königreichs zu sein, als Madrid. Außer dem einzigen Umstande, daß es in der Mitte des Reiches liegt, spricht gar nichts zu Gunsten der Wahl gerade dieser Gegend und man begreift am allerwenigsten, wie ein solch kluger Kopf, wie Philipp II., diese Uebelstände übersehen und seinen Hof hierher verlegen konnte. Städte wie Valladolid und Toledo, welche wenigstens an wasserreichen Flüssen liegen, oder wie Sevilla in der Nähe des atlantischen Oceans, hätten gewiß in dieser Beziehung den Vorzug verdient. Aber welcher Punkt der pyrenäischen Halbinsel hätte sich besser zur Hauptstadt eignen können, als Lissabon, an der Mündung des Tajo, die Residenz des jetzigen kleinen Portugals, welches Philipp II. im Jahr 1580 eroberte?

Das Sprichwort: „Drei Monate Winter und neun Monate Hölle" gibt einen ungefähren Maßstab zur Beurtheilung des madrider Klimas. Der Wechsel desselben ist ein sehr bedeutender und jedenfalls mit eine der hauptsächlichsten Ursachen zu den hier vorkommenden Krankheiten und Sterbefällen, wozu jedoch auch noch die dichte Bevölkerung in einigen Stadtvierteln, die schlechte Bauart der Häuser und die Unreinlichkeit vieler engen Straßen beitragen dürfte. Denn hier, wie in den meisten Städten Spaniens, besteht unter Anderm in vielen Häusern die Einrichtung, daß der Abtritt sich in der Küche oder wenigstens ganz in der Nähe befindet. Wenn von den alten Schriftstellern das gesunde Klima Madrid's gerühmt wird, so mag vielleicht der Grund in der damaligen Bewaldung Castiliens gesucht werden können. Gegenwärtig leidet Madrid, wenn auch nicht ganz von Bäumen entblößt, doch in seinen Umgebungen an dichtem Baumschlag Mangel und es ist keine Frage, daß durch Anpflanzungen von Waldungen, durch Urbarmachung des brachliegenden Bodens, durch hinreichendes gutes Wasser viel zur Besserung des Klimas beigetragen werden könnte. Eben dieses ungesunde Klima hat in Madrid schon lange die Sitte hervorgerufen, daß die Mitglieder der vornehmeren und reicheren Familien nicht nur Monate, sondern womöglich Jahre lang die Stadt verlassen, um in gesunden Gegenden, sei es in ihrem Vaterlande oder im Auslande zu leben.

Das Interessanteste von Madrid ist seine Gemäldegallerie, Museo de Picturas, eine der vorzüglichsten der Welt. Diese musterhaft eingerichtete Sammlung enthält an 2000 Gemälde, großentheils Meisterwerke. Besonders ausgezeichnet ist die spanische und italienische Schule vertreten, in jener Murillo, in dieser Raphael die Sterne erster Größe. [253.]

---

6. Escorial.

Philipp II. that am Tage der Schlacht von St. Quentin (am 10. August 1557) als dem Festtage des heiligen Laurentius, das Gelübde, er wolle im Falle des Sieges dem Heiligen ein Kloster gründen. Die Schlacht wurde mit Glanz gewonnen, und Philipp gab nun seinem Baumeister

Juan Bautista de Toledo, einem Schüler Michel Angelo's, den Auftrag, ein Kloster und einen Palast zu bauen, die ihres Gleichen auf Erden nicht hätten. Der erste Eindruck dieses kolossalen Baues überwältigt jede Erwartung; er steht vor den Augen des Beschauers da, wie eine Masse künstlich bearbeiteter Granitfelsen. Der Klosterpalast bildet ein rechtwinkeliges Parallelogramm von dem Umfang einer starken Viertelstunde und ist im dorischen Styl gänzlich aus blauem Granit erbaut. Alle seine Fußböden, Verzierungen, Wandbekleidungen, Altäre u. dgl. bestehen aus verschiedenartigem Marmor, und die Thüren sind vielleicht das einzige Holz darin. Der Grundriß hat die Gestalt eines Rostes als Anspielung auf die Todesart des heiligen Laurentius. Die ungeheure Klosterkirche hat die Form eines Kreuzes und ist oben mit einer unglaublich kühnen Kuppelwölbung geschlossen, das Prachtstück des ganzen Baues. Sie macht einen durchaus erhebenden Eindruck. Einfach und edel, und dabei doch großartig und elegant ist sowol der Bauplan der Kirche als der Geschmack ihrer Ausstattung. Keine Ueberladung, kein überzierliches Schnitzwerk, sondern überall Maß, Ernst und gediegenes Wesen. Das Innere zerfällt durch zwei Reihen mächtiger Pfeiler in drei Schiffe und macht einen tiefen, fast erschütternden Eindruck. Zu erstaunlicher Höhe wölben sich die ungeheuren, aus glattpolirten Granitquadern zusammengefügten Bogen und die von Meisterhand gemalten Frescogemälde der Gewölbe scheinen wirklich in goldenen Wolken über dem Haupte des Beschauers zu schweben, während das durch die hohen Bogenfenster einfallende Tageslicht Alles umher hell erleuchtet, was nicht wenig dazu beiträgt, den strengen Ton des Ganzen noch zu erhöhen. Das Hochaltar ziert eine massiv silberne Bildsäule des heiligen Laurentius von 450 Pfund, darüber wölbt sich in edelster Form bis zu einer Höhe von 330 Fuß die mächtige, freskengeschmückte Kuppel, durch deren Fenster ein rosiges Licht auf den Altarplatz fällt. Der Fußboden besteht aus einem glänzenden Getäfel von schwarzem und weißem Marmor. Die Seitenkapellen enthalten 48 Altäre. Eine breite Marmortreppe, deren polirte Jaspiswände den Schein der Lichter spiegelhell zurückwerfen, führt unter dem Hochaltar in das sogenannte Pantheon, die dunkle Todtenkruft spanischer Könige, jedoch nur solcher, die Nachkommen hinterlassen haben. Es ist ein achteckiger, durch eine Kuppel geschlossener Raum, dessen Boden und Wände mit blankem Jaspis und verschiedenfarbigem Marmor überkleidet und mit Ornamenten aus vergoldeter Bronze verziert sind. Rings an den Wänden sind 26 Nischen mit gleichgeformten Marmorsärgen angebracht, in denen die Gebeine Karls V., Philipps II. und die der folgenden gekrönten Häupter bis auf Ferdinand VII. Acht Nischen stehen noch leer. Von dem Schlußstein der Kuppel hängt ein antik geformter, ungeheurer Kronleuchter herab, der dies Prachtgemach bei Gelegenheit einer Beisetzung erleuchtet. — Die zweite Abtheilung des Klosterpalastes, welche den südlichen Theil des ganzen Bauwerkes bildet, enthält einen großen Kreuzgang, der in das Kloster führt, woselbst sich die jetzt leer stehenden Zellen für zweihundert Mönche befinden. Die dritte Abtheilung, der nördliche Theil des Ganzen, enthält in seinem großen Hofe den königlichen Palast, dessen Inneres mit verschwenderischer Pracht ausgestattet ist. — Einst war der Escorial das bedeutendste Kunstmuseum von Spanien. Ueber hundert der vorzüglichsten Gemälde sind neuerlich in's Madrider Museum gewandert; indeß bewahrt der Escorial immer noch 400 Originale von Meistern, namentlich der niederländischen Schule.

Außer den vier Thürmen, die an den Ecken des ganzen Bauwerkes stehen, bezeichnen noch vier andere Thürme von 200 Fuß Höhe, worin zusammen 51 harmonisch gestimmte Glocken enthalten sind, die vier Ecken der im Mittelpunkt liegenden Kirche und zwischen diesen ragt stolz und feierlich die mächtige Kuppel empor. Diese ist doppelt aus Granitquadern gewölbt, und zwischen der inneren und äußeren Schale führt eine Treppe auf den höchsten Kranz der Kuppel. Von hier aus überschaut man bequem das ganze labyrinthische Bauwerk mit seinen 16 Höfen, 63 Fontainen, die allenthalben Strahlen krystallenen Wassers hoch in die Luft spritzen, seinen anmuthigen Gärten und dem sich daran schließenden umfangreichen Parke. Nach Norden und Westen wird die Aussicht durch die Felsberge der Sierra beschränkt, die unmittelbar hinter dem Escorial aufsteigen. [246. 176.]

7. Weihnachten in Sevilla.

Sevilla, das alte Hispalis, seit 712 arabisch, seit 1090 Hauptstadt des Reiches der Almoraviden und Almohaden, nachmals christlich unter der Herrschaft von Castilien, bald darauf Stapelplatz des spanischen Handels mit Amerika, die reichste und üppigste Stadt des Landes. Noch immer ist Sevilla, obwol herabgekommen, die bedeutendste Handelsstadt Spaniens. Nur Barcelona wetteifert mit ihr.

Der Charakter der Sevillaner sowie der Andalusier ist sehr verschieden von dem der übrigen Spanier. Der Andalusier ist kecker, streitsüchtiger, herausfordernder, ein Freund des Messers, öfter auch nur ein prahlerischer Zungenheld. Er ist aber ebenso leicht zur Versöhnung, als zur Wuth geneigt und nichts weniger als Rache dürstend. Seine reiche Phantasie macht ihn äußerst munter, witzig, lebensfroh. Der Andalusier wird oft ein Müssiggänger genannt, allein der fruchtbare Boden erheischt geringere Mühe und Bearbeitung, als in nördlichen Gegenden. Dessenungeachtet haben die Feldarbeiter wegen der brennenden Hitze, dichten Staubes, geringen Schattens und nicht sehr hohen Tagelohnes eine sehr angreifende Arbeit zumal in der Erntezeit zu verrichten, die wegen der nicht selten auftretenden Fieber noch schwieriger und gefährlicher werden kann. Das reicht aber nicht hin, den Frohsinn der Arbeiter zu ersticken. Wenn sie des Abends vom Felde nach Hause zurückkehren, sieht man sie nicht selten tanzen und Guitarre spielen; dabei wird gescherzt und gelacht, getrunken und gesungen. Dieser heitere Gemüthszustand ist ein Hauptcharakterzeichen der Andalusier, weshalb auch die meisten Bilder derselben tanzende oder singende Personen darstellen.

Zur Charakteristik der Sevillaner wollen wir einen Blick auf die Sitten der höheren Classe werfen. Es herrscht hier wenig Luxus im Aeußern, selbst wenig Equipagen und keine ausgezeichnet prächtigen bekommt man zu sehen. Im Betragen ist man überaus zuvorkommend und bis zur Unbequemlichkeit ceremoniös. Das öftere Wiederholen des: „Wünsche ihnen wohl zu schlafen" in dem Barbier von Sevilla ist in der höflichen Weise der Sevillianer, nach welcher das Complimentiren beim Kommen und Gehen kein Ende nimmt, und wenn es in der Oper auch ein wenig übertrieben und lächerlich gemacht wird, so begleitet doch in der That der Herr des Hauses seinen Gast beim Abschied in den Hof. Diese Sitte scheint dem Ausländer um so auffallender, weil wir den Hof des Hauses nicht als ein Wohnzimmer betrachten, was er bei den Sevillanern ist, und die Gewandtheit, ja man kann sagen, Anmuth, mit welcher der gebildete Spanier ceremoniös ist, macht, daß dieses Begleiten des Gastes oft den Schein hat, als geschähe es nicht aus übertriebener Höflichkeit, sondern um das Vergnügen der Gesellschaft noch zu verlängern, und das Gespräch bis an die Schwelle des Hauses wo möglich fortzuspinnen. Einem Ausländer, welcher der spanischen Sprache nicht mächtig ist, wird es schwer, in der Conversation fortzukommen, zumal da die Spanier selbst im gesellschaftlichen Verkehr sich witzig und sogar poetisch ausdrücken, die Gespräche nicht, wie bei den Deutschen und Franzosen, aus fertigen Redensarten bestehen und eine platte Artigkeit zu sagen Mangel an Bildung verrathen würde, denn jede Höflichkeit und Schmeichelei muß hier geistreich sein, und das Gepräge des Impromptu haben. Gerade wovor man sich in Deutschland hüten muß, etwas auf ungewöhnliche Weise zu sagen, ist in der guten spanischen Gesellschaft erforderlich und so kommt der Ausländer dem Spanier leicht geistlos vor, wie ein Spanier der deutschen Gesellschaft geschraubt scheinen wird.

Ein Bild des Volkslebens in Sevilla, wie in Spanien überhaupt, gewährt die Schilderung eines Weihnachtsabends nach dem Berichte eines Nordländers. „Am Morgen vor Weihnachten hatte das schlechte Wetter der vorhergehenden Wochen aufgehört; der Himmel zeigte sich zum ersten Male wieder wolkenlos, und die Sonne schien frühlingswarm auf das üppig grüne Land, so daß ich einen Ausflug in die Gegend machte. Als ich zu Mittag nach Sevilla zurückkehrte, herrschte lärmendes Volksgewühl an allen öffentlichen Plätzen. Am ärgsten war es vor dem Thor der Triana. Alles schrie und jubelte wild durcheinander. Ueberall hörte man das Quieken der

Kindertrompeten, das Gezirp des Tambourins und das Brummen der Zambanba, das Rasseln von Klappern und Castagnetten (eine Art Handschellen oder hölzerne Klappern in Form einer Nußschale, welche um den Daumen gebunden und aneinander geschlagen werden). Auf der Alameda hielten Landleute mit Hunderten von Eseln und Maulthieren neben Haufen von Orangen, Citronen und Gemüse. Den Flußkai entlang lagen große Stöße von Bataten, frischen Weintrauben, Bananen, Ananas und zerschnittenem Zuckerrohr aufgeschichtet, die von Malaga und anderen Orten der südandalusischen Küste gekommen waren. Selbst Cocusnüsse fehlten nicht: zu einer Peseta (8 Sgr.) das Stück wurden sie von dunkelfarbigen Mulatten verkauft, da eben einige amerikanische Schiffe geankert waren. Geputzte Stadtmädchen, das kleine schwarzseidne Saluppentuch lose um den bräunlichen Nacken geschlungen und frische Rosen in dem glänzend-schwarzen Haar, feilschten mit phlegmatischen Matrosen, die neben großen Körben voll Seefischen lagerten. Die Romanzenverkäufer priesen mit lauthin schallendem Schrei ihre Gesänge und ihre mit seltsamen Holzschnitten verzierten Flugblätter voll Mord- und Wundergeschichten. Allenthalben ertönte das gellende Geschrei zerlumpter Zigeunerweiber, die über prasselnden Kohlenbecken Kastanien und Pinienzapfen rösteten oder Waffelkuchen buken. Das eigentliche Volksleben begann erst nach Sonnenuntergang. Banden von buntgeputzten jungen Leuten beiderlei Geschlechts durchzogen singend und jauchzend unter Guitarrespiel und Castagnettengeräusch, begleitet von den schrillen Tönen des Tambourins und der Zambanba alle Gassen, hielten hier und da auf den Plätzen und führten Nationaltänze auf, zu denen sie eigenthümliche Lieder sangen. Gegen eilf Uhr hörte der Lärm auf, und die Gassen wurden menschenleer. Da unterbricht auf einmal die Stille der heiligen Nacht das feierliche Geläute aller Glocken der Giralda, welches die Geburt des Welterlösers verkündet und die gläubige Christenheit zum Hochamt in der Kathedrale ruft. Bald sieht man schwarz verschleierte Frauen und in dunkle Mäntel gehüllte Männer schweigend und langsam nach dem Dom pilgern. Auch ich schloß mich ihnen an. Es war eine wunderbar schöne Nacht. Die Luft war still und warm und die hellsilbernen Strahlen des Vollmondes umkränzten mit magischen Lichtblumen die gothischen Verzierungen der Kathedrale. Im Innern des Doms lag Alles in stummer Andacht auf den Knien, und nur die betenden Worte des Priesters, sowie die pausenweise von Meisterhand gespielten Accorde der herrlichen Orgel unterbrachen die Stille der nächtlichen Feier. Trotz der tausend Kerzen, die in den Kapellen und namentlich an dem von Weihrauchwolken umwirbelten Hochaltar flammten, war das Innere der Kirche nur matt erhellt und das Auge suchte vergeblich das Gewölbe in der düsteren Höhe. Gespenstisch streckten die riesigen Pfeiler, theilweis vom Kerzenlicht grell beleuchtet, ihre Arme in die finstere Nacht der oberen Regionen aus und hier und da fiel ein Streif des Mondlichtes durch die bunten Glasgemälde der hohen Bogenfenster und übergoß die verschleierten, knienden Frauen mit seltsamen Lichtern. Um zwei Uhr endete die Messe, die Kerzen erloschen und geräuschlos entleerte sich der Dom." [253. 17.]

---

8. Ein Stiergefecht.

Das Charakteristische der Spanier sind die Stiergefechte. Es hatte in Sevilla lange keines stattgefunden, und die Sevillaner waren dadurch sehr blutdürstig geworden. An dem Sonntag, an welchem ein solches Volksfest gegeben werden sollte, begrüßte man sich mit dem Zuruf: Corrida de toros — oder rief einander wol auch kurzweg zu: toro! ohne daß es Jemand übel nahm, weil Jeder wußte, was damit gemeint sei.

Die Arena ist wol so groß wie die des Colosseo zu Rom, aber nur von drei Sitzreihen und einer Reihe Logen umgeben. Der weite Raum war schon mehrere Stunden vor Anfang des Kampfes mit Tausenden von Zuschauern angefüllt. Eine heulende Musik, wie das Gebrüll wilder Thiere, war die Symphonie zu dem höllischen Schauspiel.

Endlich erschienen die höchsten Behörden, unter

ihnen der Gouverneur in der größten und am reichsten geschmückten Loge. Als die Herrschaften Platz genommen, öffnete sich ein Thor. Es kam ein bettelhaft aufgeputzter Zug daraus hervorgeschritten. Erst ritten vier Reiter, die mit spitzen Lanzen bewaffnet waren, und mit Flittern besetzte Jacken trugen, auf den allerelendesten Pferden herein. Die Augen der Pferde waren mit Tüchern verbunden. Diesen folgten zwei Matadors, ein alter und ein junger. Beide trugen große rothe Mäntel, Netzmützen, und gingen in kurzen Beinkleidern, weißen Strümpfen und Schuhen mit großen Schnallen.

Der junge Matador war ein sehr schöner Mann, der alte aber krummbeinig und hatte wirklich teuflische Züge.

Diesen folgte ein Schwarm schöner, junger Bursche, ebenfalls wie der Matador mit weißen Beinkleidern und Strümpfen und hellblauen Jacken geputzt, die mit Silberflitter besetzt waren. Nachdem der Zug die Runde gemacht hatte, hielt er vor der Loge des Gouverneurs, und der alte Matador bat in einer langen Rede, den Kampf beginnen und seinen Feind tödten zu dürfen, worauf der Gouverneur, als Zeichen der Erlaubniß, einen großen, mit bunten Bändern umwundenen Schlüssel auf den Kampfplatz warf. Der Matador hob den Schlüssel ehrerbietig auf, und überreichte ihn einem Andern, der den Stall öffnete; beide Matadors aber zogen sich hinter Schirme zurück. Aus der Thüre sprang ein junger Stier hervor, sah sich schüchtern um, und floh vor den Knaben, die ihn umringten und ihm spitze Stäbe, an welchen oben Raketen angebracht waren, in den Nacken stießen. Bei dem Krachen des entzündeten Pulvers, von Dampf und Feuer umgeben, brüllte das geängstigte Thier vor Schmerz. In einen Kampf mit den Reitern wollte der Stier sich nicht einlassen und stürzte, da er nicht entfliehen konnte, auf den alten Matador zu, der aus seinem Versteck hervortrat.

Der Matador stellt sich dem Stier gegenüber und hält das Schwert unter dem Mantel versteckt. Der Stier rennt gerade auf seinen Feind los und wenn er ihn fast erreicht hatte, springt dieser auf die Seite. Der Matador sucht nun dem Stier einen Stich in's Herz beizubringen, und wenn er den Stoß vollführt hat, darf die Waffe nicht zurückgezogen werden, so daß solche entweder in der Wunde bleibt, oder zur Erde fällt. Dem alten Matador mißlang der Angriff dreimal und erst auf das vierte Rennen tödtete er den Stier, welcher sodann unter dem Jubel des Volks von acht Maulthieren aus dem Circus geschleppt wurde.

Der zweite Stier, weit größer und wilder als der erste, schnaufte vor Wuth, als er den Kampfplatz betrat, und schien den Angriff zu erwarten. Die Knaben drangen von allen Seiten auf ihn ein, und stießen ihm die brennenden Raketen in den Nacken. Von Schmerz, Flammen, Dampf und Getös in Wuth und Verzweiflung gesetzt, stürzte sich der Stier auf einen Reiter, warf Mann und Roß zu Boden, und riß mit seinen gewaltigen Hörnern dem Pferde den Leib auf. Das getödtete Pferd ward von Maulthieren hinausgeschleift und der Reiter aus der Bahn hinweggetragen. Jetzt stellte sich der junge Matador zum Kampf, und seine Schönheit und Jugend erweckten allgemeine Theilnahme. Er faßte den Stier fest in's Auge, dieser schoß auf ihn zu, der Matador sprang zur Seite, allein der Stoß mißlang und das Schwert fiel zur Erde. Schnell wandte sich der Stier um und griff seinen Gegner nochmals an, dieser aber hatte schon wieder das Schwert aufgerafft und stieß es ihm in's Herz, worauf augenblicklich der Stier getödtet niederstürzte. Laute Bewunderung lohnte den Sieger.

Den Schluß des Stiergefechtes bildet gemeinlich eine Scene, in welcher das Publikum die Hauptrolle übernimmt. Alles steigt und klettert in die Arena hinab. Nur Greise und Frauen werden hinausgewiesen. Successive werden sechs Stück Jungvieh mit verbundenen Hörnern unter die versammelte Menge gelassen. Von allen Seiten mit Geschrei empfangen, durch Scheuchen mit den Mänteln geneckt und gereizt, werden eine Menge der Anwesenden umgerannt oder gefaßt und in die Höhe geworfen, oder mindestens ihre Kleider zerrissen. Nach zehn Minuten läßt man vier zahme Kühe mit Glocken in den Circus. Das geängstete Thier schließt sich ihnen an und entzieht sich dem Spaße.

Bei besonderen Veranlassungen bietet man dem Publikum doppelte Vorstellungen. Der Kampfplatz ist dann durch eine 6 Fuß hohe Barrière getheilt, und es treten immer gleichzeitig zwei Cuadrilles und zwei Stiere auf.

Es bleibt mir nur noch übrig, zu erwähnen, daß es Sitte ist, daß die Damen die Corridas de toros

im schwarzen Nationalcostüm besuchen. In Madrid nimmt das Interesse an diesen Schauspielen insoweit ab, als die vornehmen Damen es im Allgemeinen nicht als zum guten Ton gehörig erachten, dort hinzugehen, es sei denn, daß der Hof sich daselbst eingefunden hätte.

Die Preise für die Zuschauerplätze sind ziemlich hoch. Die Logen haben 8—12 Sitze und müssen im Ganzen gemiethet werden. Man zahlt dafür 8, 12 und 16 Thaler Preußisch; für die tiefer gelegenen Sitze auf Bretterbänken ohne Lehnen 1 Thlr. und 1 Thlr. 10 Sgr., und für den letzten Platz 16 Sgr. im Schatten und 12 in der Sonne. An den Actienunternehmungen für die Stiergefechte sind die Wohlthätigkeits-Institute, Kranken- und Erziehungsanstalten wesentlich betheiligt. Diesen fließt denn auch die Haupteinnahme zu.*)

[163.]

*) Einige Reisende, wie Minutoli und Stolz, haben Gründe der Entschuldigung, nicht Rechtfertigung dieser Unsitte vorgebracht; der Raum verbietet Mittheilung derselben.

9. Die Alhambra.

Denke man sich eine alte spanische Stadt, mit labyrinthischen, meist engen Straßen, hohe dunkle Häuser mit vorliegenden Balkonen und offenen Thoren, durch welche man in weite, düstre Höfe blickt. Hier hat noch nicht der Pinsel des Tünchers mit seinem langweiligen, kalten Weiß, wie in andern spanischen Städten, zugleich die mannigfaltige malerische Färbung des Alters und die Erinnerung der Jahrhunderte weggestrichen.

Hie und da erblickt man eingebaute Ueberreste maurischer Gebäude, hufeisenförmige Bogen und schön gemusterte Wandziegeln. An den freien Plätzen haben die Besieger der Mauren Prachtgebäude aufgeführt, die den finstern Stolz der Castilier durch ihre mächtigen Säulen und schweren Simswerke kundgeben.

Wenn man zur Puerta de los Gomles hinaustritt, so umfängt den Wanderer ein heiteres, sich ewig verjüngendes Naturleben und vergessen sind jene Denkmale der Vergänglichkeit menschlicher Größe, die uns mit bangem Staunen erfüllen. Ein junger Hain strebt himmelan, von frischen Brunnen belebt, die über Felsen uns heiter entgegenspringen und um die Wette mit den hohen, smaragdgrünen, von Sonnengold durchwirkten Laubgewölben rauschen.

Läßt man sich durch diese reizenden Lustwege nicht locken, und wandert rechts am steilen Abhange hin, so wird uns diese Mühe durch die entzückende Aussicht von dem Vorplatz des verfallenen Klosters der Märtyrer reichlich vergolten. Unterhalb tes Klosters, in den Abhang des Berges, haben Zigeuner sich Höhlen gewühlt, und dies ist das Quartier, in welchem sie wohnen dürfen.

Verfolgen wir bergauf die schattigen Gänge des Gebüsches, so tritt uns zuerst das alte maurische, halbverfallene dunkle Thor von Alhambra entgegen. Ein ernstes Madonnenbild blickt jetzt aus der Dämmerung der Vorhalle uns an, die zu dem Sitz orientalischer Freuden vor Jahrhunderten führte. Die Halle war der Ort, wo Gericht gehalten wurde und das Thor hat davon seine Benennung bekommen. Man sieht neben dem Thore in der Wand des Thurmes vertieft einen Arm und nicht weit davon einen Dolch eingehauen. Die Auslegung, welche man dieser Hieroglyphe gibt, daß sie bedeuten solle: Nicht eher, bis diese Hand den Dolch faßt, wird Alhambra erobert werden — scheint mir sehr gezwungen. Weit eher kann sich dies mystische Zeichen auf Verbrechen beziehen, die hier bestraft wurden, oder eine Warnung sein, daß man im Palast des Königs nicht nach dem Dolch greifen, sich nicht Selbsthülfe verschaffen soll, da die Halle des Thors der Gerichtsort war. Eine Jahrzahl, welche nicht mehr zu finden ist, zeigte an, daß dieses Thor 749, nach unserer Zeitrechnung 1338 erbaut wurde. Alhambra ward von Abu-Abdallahben Nasser, welcher der Sieger durch die Gnade Gottes genannt wurde, 1231 angelegt und er fuhr fort, seinen Palast zu befestigen, zu vergrößern und zu verschönern bis 1273. Sein Sohn und sein Enkel Mahomed Abu Abdallah erweiterten und schmückten den begonnenen Bau. Von der prachtvollen Moschee, welche Letzterer errichtete, ist keine Spur zu finden. Die herrlichste



DIE ALHAMBRA.

Vollendung erhielt der Palast der Könige von Granada, der zugleich das Haus der Künste und aller Lebensfreuden war, 1338 durch Juffef Ebn Ismael Ebn Pharagi, dessen Name noch jetzt mit Verehrung genannt wird. Ueber einem zweiten, jetzt aber abgesondert stehenden Thore war die arabische Inschrift zu lesen: Gott allein ist Eroberer. Der weite Hofraum macht durch die höchst verschiedenartigen Gebäude, die ihn einschließen, eine traurige Wirkung; denn auf der einen Seite erblicken wir die stolzen Thürme der maurischen Burg, welche die Nachkommen ihrer Erbauer nicht zu schützen vermochten, und diesen gegenüber den vor seiner Vollendung schon wieder verfallenen Palast Karls V. Diese Riesenwerke sind Wahrzeichen der Nichtigkeit menschlicher Größe und der Flüchtigkeit eines glücklichen Augenblicks, den die unendliche Zeit verschlingt und zur Vergangenheit macht. An den alten Thürmen und Mauern sieht man Spuren von Inschriften, welche aus goldnen Buchstaben bestanden, und an der einen Ecke den eingemauerten römischen Grabstein. Wendet man sich zum Haupteingang der Burg, so führt der Weg an einem Brunnen vorüber, der unter Rosengebüschen versteckt, von Weinreben umrankt, in der Kühle des Schattens in einen Trog sich ergießt, auf welchem in Basrelief Gazellen und Löwen abgebildet sind.

Auf einer engen und dunkeln Treppe stieg ich zum Söller des Thurms hinan, und athmete nun im heitern Licht des spanischen Tags die berauschende Luft des Gefildes von Granada, welche die Blüthen und Rosen des Südens würzen und der Schnee der Sierra nevada kühlt, die sich leuchtend über die hohen Gebirge in den sanftblauen Himmel erhebt, und so hoch über der Erde fühlte ich mich frei, heiter und groß, wie ein Adler, der mit ausgebreiteten Schwingen sich in dem reinen Aether wiegt.

Ich stieg von dem Söller herab, ging über den ausgestorbenen Schloßhof und betrat voll Erwartung den Palast der arabischen Könige von Granada. Es ist kein entschiedenerer Gegensatz zu erdenken, als diese beiden Werke der maurischen Baukunst, das eine finster und fest, das andre heiter und leicht, jenes droht den Feinden Tod und Verderben, dieses bietet Alles, was ein Glücklicher sich wünschen und seinen Vertrauten Anmuthiges bereiten kann.

Zuerst tritt man in den Hof der Bäder, in dessen Mitte ein großes Bassin angebracht ist, worin sich die auf schlanken Marmorsäulen ruhenden Bogenhallen abspiegeln. Die Seiten dieses Bades sind mit Blumen bepflanzt, die ihren Balsam den Badenden zuhauchten, denn Wohlgerüche waren den Odalisken die höchsten Genüsse. An diesen Hof schließen sich mehrere Gemächer an. Sie sind sämmtlich anders eingerichtet worden und ihre frühere Bestimmung ist unbekannt. Der eine Saal wird der Audienzsaal genannt, wo dem König die Gesandten vorgestellt wurden. Aus diesem Hofe erblickt man jenseit des Wasserspiegels, durch eine offne Thür, den Löwenbrunnen im zweiten Hofe, aus dessen Schale sich vormals eine krystallhelle Fluth ergoß. Dieser Raum, von nicht mehr als 100 Fuß Länge und 60 Fuß Breite, gleicht einem schönen Saale. Er ist von allen Seiten mit offnen Bogen, die von zarten Säulen getragen werden, umgeben. Die Flächen zwischen den Bogen sind mit reichgemusterten, durchbrochenen Ziegeln ausgefüllt und gleichen ausgespannten, arabischen Teppichen. Die feinen Säulen erinnern an Zeltstangen und der ganze Bau hat durch seine Leichtigkeit den Charakter der Wohnungen von Nomaden. Als dieser Bau noch in seiner orientalischen Farbenpracht glänzte, muß die Aehnlichkeit mit einem Zelte unverkennbar gewesen sein. Noch jetzt scheinen die obern Wandflächen der Corridors, welche auf den leichten Stützen ruhen, Webereien zu sein, da die Ziegel durchbrochene Muster haben, und wenn die Sonne durch solche funkelt, macht es eine unbeschreiblich heitre Wirkung.

Der Löwenbrunnen ist aus zwei übereinander sich erhebenden Schalen von schwarzem Marmor gebaut, die von zwölf Löwen getragen werden. Von diesem Brunnen, der jetzt nur bei feierlichen Gelegenheiten fließt, ward das Wasser in vier Bassins geleitet, wovon zwei unter kleinen offnen Säulenhallen sich befanden und von Springbrunnen ausgefüllt wurden, ein drittes Bassin war im Zimmer des Königs und ein viertes in dem sogenannten Saal der Schwestern. Dieser Saal ist einer der schönsten des ganzen Palastes, und wird deshalb der Saal der Schwestern genannt, weil die Täfelung desselben aus zwei großen Marmorplatten besteht. Der untere Theil der Wände ist mit bunten Kacheln belegt, den oberen schmückt gemusterter Stuck. Das Wundersamste ist die Decke, von welcher unzählige Zacken herabhängen, die ich mit Franzen oder Quästchen vergleichen

möchte, wodurch das Zimmer dem Innern eines Zeltes ähnlich wird. Diese kleinen herabhängenden Zapfen, wie ich sie in Ermangelung eines andern Worts nennen will, bilden kleine Zellen oder Nischen. Wände und Decke prangten in Ultramarin, Purpur und Gold, und Sprüche, mit goldenen Buchstaben geschrieben, zogen sich in langen Streifen, sowol im Innern der Gemächer, als an den äußern Wänden des Hofes hin.

Das Gemach des Königs gleicht dem Saale der Schwestern. Nahe bei diesem königlichen Zimmer ist das Bad der Königin. Die Bäder sind quadrate Wasserbehälter, von einer Größe, daß man darin schwimmen kann. In der untern Reihe der Gemächer befinden sich noch drei sehr bemerkenswerthe kleinere Zimmer. Die Decken sind gewölbt, jedoch nicht von Steinen, sondern diese Scheingewölbe bestehen aus dickem Leder, welches mit Gyps überzogen und bemalt ist. An der einen Decke ist eine Versammlung von Arabern abgebildet und man glaubt daher, daß dies Gemach zur Versammlung des Staatsraths diente. Das Deckengemälde des zweiten Zimmers stellt Jagdscenen und das dritte romantische Scenen und Kämpfe von christlichen und maurischen Rittern dar. Aus den Zimmern der Königin führt eine Treppe zu einem langen Gange, an dessen Ende man zu einem abgelegenen, achtseitigen Pavillon kommt. Laborde glaubt, daß dieser kleine Saal, der nach drei Seiten Fenster hat und von einer Galerie eingefaßt ist, eine Capelle sei, wo der König beim Aufgang der Sonne seine Morgenandacht hielt. Andere meinen, daß dieser Raum, der so gelegen ist, die fruchtbare Gegend und die schönen Gärten zu überblicken, ohne selbst gesehen zu werden, das Toilettenzimmer der Königin war. Diese Vermuthung wird durch den Zusammenhang mit den Gemächern der Königin und ihrer Sclavinnen und noch dadurch wahrscheinlich, daß im Fußboden des Zimmers ein durchlöcherter Stein angebracht ist, aus welchem Wolken von Wohlgerüchen aufsteigen und die schöne Herrin umschweben und einhüllen konnten.

Die Araber ermangelten nicht, sich selbst zu loben, und wir glauben ihnen zu gutwillig. So z. B. lassen die Inschriften den Palast über sich selbst zu prahlend sprechen, zum Theil enthalten sie aber auch fromme Betrachtungen; ich will einige der geistreichsten hier anführen:

„Mein Bau, Werk erlesenster Kunst, ist schon zum Sprichwort geworden, und mein Lob ist in jedem Munde."

„Gott allein ist Sieger. Daß Gott nicht aufhöre, Hülfe und Sieg unserem Herrn Abu-Abdallah, Kaiser der Getreuen, zu verleihen. Gott allein ist Sieger. — "

„Und obwol die Zeichen deines Himmels in meinem Schmuck erscheinen, mein Glanz wird den der Sonne verlöschen, welche man unter ihnen leuchten sieht. Mein strahlender Herr Jusef hat mich mit einem Kleid der Lust und Zier angethan, das mir genügt. Er hat aus mir einen Königsstuhl gemacht, dessen Glanz und Höhe dem Licht und Thron des Himmels gleicht."

„Vielleicht hat die Wirklichkeit nicht mehr Dauer, als der leichte Dampf, der von den Löwen aufsteigt."

„Bewundre die Löwen, denen nur der Athem fehlt, um in Wuth zu gerathen."

„Dieser Palast ist ein Edelstein. Wer ihn sieht, hält ihn für ein Meer, welches seine Ufer übersteigt und sich in der Ebene ausbreitet."

„Gelobt sei Gott, daß er den Islamismus gesendet hat."

„Gott allein sei die Ehre und ihm sei Dank gebracht."

„Gott helfe unserm Herrn Abul-Hagiagi."

Das Volksleben von Granada beobachtet man am besten an den Tagen der „Ferias" oder Jahrmärkte, die an den Namenstagen gewisser Heiligen in der Nähe der ihnen geweihten Kirchen und Kapellen abgehalten werden. Dann ziehen vom frühen Morgen an Trupps geputzter Landleute zu Pferde, ihre Frauen hinter sich auf dem Sattel (so reis't auch wol der Herr mit seinem Bedienten hinter sich auf einem Pferde), unter Musik durch die Straßen der Stadt und eilen nach der Kapelle. In den engen Gassen wogt dann eine dicht gedrängte Volksmenge, sich an den Tänzen ergötzend, die vor den Thüren der Häuser oder unter den Weinlauben von phantastisch geputzten Zigeunerinnen aufgeführt werden. Allenthalben schallt Gesang, klingen die Guitarren, klirrt das Tambourin und klappern die Castagnetten; überall herrscht Jubel und Freude, aber auch wahnsinnig tobender Lärm, wobei es dann beim Streit nicht ohne Dolchstiche abzugehen pflegt. Einen eigenthümlich malerischen Anblick gewähren besonders am Abend die unzähligen Feuer, umringt von fröhlichen Gruppen, die sich mit Tanz, Gesang

und Zechen vergnügen. Man spielt auch wol Ball und Kegel. Bei einer solchen Gelegenheit sah ich das berühmte von den Mauren herrührende „Ringspiel", das nur noch in Granada gebräuchlich ist. Es besteht darin, daß ein nicht sehr großer Ring schwebend an einer Stange oder an einem Baumast befestigt wird, und es handelt sich darum, denselben zu Pferde in gestrecktem Galopp mit einer Lanze herabzuholen, wozu eine außerordentliche Gewandtheit gehört. Als Volksfest wird auch der zweite Januar, der Tag der Uebergabe von Granada, gefeiert, dabei findet eine seltsame Sitte statt. An diesem Tage wird nämlich die Glocke des Velathurms auf der Alhambra von früh bis spät fortwährend geläutet, und zwar von jungen Bürgermädchen, indem man sagt, daß diejenige, welche die Glocke am besten und kräftigsten zu läuten wisse, sich in demselben Jahre verheirathe. Abends wird dann im Theater ein großes Spectakel- und Trauerspiel gegeben, voll von Blitz und Donner, von spanischen Wundergeschichten und maurischen Zaubereien. Zugleich ist dies der einzige Tag im Jahre, wo sämmtliche Wasserkünste der Alhambra in Gang gesetzt werden. [163.]

10. Gibraltar.

Der Felsen von Gibraltar war schon in den ältesten Zeiten als eine der Säulen des Herkules bekannt. Im Jahre 711 landete hier der arabische Feldherr Tarik und gab ihm den Namen Gibl-al-Tarik d. i. Berg des Tarik. Später kam der Platz in die Hände der Spanier und 1704 ward er während des Erbfolgekrieges im Namen des Erzherzogs Karl von Oestreich durch die Engländer besetzt und seitdem nicht mehr geräumt. Unter den vielen vergeblichen Versuchen, Gibraltar den Engländern wieder zu entreißen, ist die Belagerung des Jahres 1782 am berühmtesten geworden. Am Fuße des Berges standen 30,000 Spanier und Franzosen, und man setzte alle seine Hoffnung auf die Anwendung schwimmender befestigter Batterien, welche mit zwei Dächern so verwahrt waren, daß ihnen Bomben und Kugeln keinen Schaden zufügen konnten. Man hatte zehn solcher Batterien gebaut, die zusammen 397 Kanonen führten, auf Bedienung jeder Kanone hatte man 36 Mann gerechnet, was eine Besatzung von mehr als 14,000 Mann ergibt. Man hatte Verbrecher dazu genommen und ihnen eine bedeutende Pension versprochen, wenn sie ihre Schuldigkeit thun würden. Am 13. September 1782 näherten sie sich der Festung und fingen an zu feuern. Der englische Gouverneur Elliot wollte diese Batterien mit glühenden Kugeln beschießen, wußte aber kein Mittel, dieselben in hinreichender Menge zu fertigen. Indeß ein deutscher Nagelschmied, Schwänkendieb, half ihm aus der Verlegenheit, indem er einen Ofen dazu einrichtete. Nun regneten Tausende von glühenden Kugeln auf die Batterien herab. Schon am Nachmittage sah man aus der Hauptbatterie Rauch aufsteigen, und vergebens suchten die Feinde den Brand zu löschen und die Löcher zuzustopfen. Um ein Uhr Nachts standen bereits drei Batterien in vollen Flammen, und einige andere fingen an zu brennen. Die bedrängte Mannschaft gab der spanischen Flotte Nothsignale. Allein zwölf Kanonenböte, die aus der Festung ausliefen, verhinderten die Böte der Belagerer herbeizukommen und machten zugleich ein gewaltiges Feuer auf die befestigten schwimmenden Batterien, deren Mannschaft sich mit Tagesanbruch in der jämmerlichsten Lage befand und zum Theil auf den brennenden Batterien um Hülfe schrie. Jetzt eilten die Belagerten selbst den Nothleidenden zu Hülfe, so gefahrvoll dies auch war, da die Kugeln der glühend gewordenen Kanonen und Holzstücke ihnen von den zerberstenden Batterien entgegenflogen; 13 Offiziere und 344 Gemeine verdankten den Engländern das Leben. Auch einen Hauptangriff von der Landseite vereitelte Elliot.

Die Besatzung Gibraltar's besteht gegenwärtig aus 4000 Mann. Die übrige Bevölkerung kann man auf 16,000 Seelen anschlagen. Obgleich diese aus Leuten aller Art zusammengesetzt ist, so herrscht doch eine bewundrungswürdige Ordnung in allen Verhältnissen. Man sieht keinen Bettler auf den äußerst reinlich gehaltenen Straßen; jeder Stand und jede Nation haben ihre bestimmten Rechte, und da vollkommene Religionsfreiheit gestattet ist, so können auch zwischen den Bekennern

der verschiedenen Kirchen keinerlei Reibungen vorkommen. Bei alledem ist Gibraltar wenig mehr als ein Raubnest, da die Engländer den Schmuggelhandel auf die unverschämteste Weise beschützen, und dadurch wirken sie zugleich sehr verderblich auf die Sittlichkeit des spanischen Volkes ein.

11. Ein Blick auf Cadiz.

Cadiz ist ein wunderlieblicher Ort, ganz dazu gemacht, um von Füßen in schwarzen Atlasschuhen und seidenen Strümpfen betreten zu werden. Hausthüren von Mahagoni, gläserne Balkons bis unter's Dach, die Häuser weiß und glänzend, wie mit Stuck bekleidet, Blumen in Fenstern und an allen Straßenecken zum Verkauf in Massen, wie ich sie nie gesehen. Knaben laufen umher, besonders gegen Abend, mit einem sechs Fuß langen Rohr in der Hand, in welches von oben bis unten Nelken eingesteckt sind; ehe sie auf die Promenade oder in's Theater geht, kauft jede Frau eine frische Nelke und steckt sie über das Ohr. Dann, wenn die Sonne untergegangen ist, kommen sie heraus, hauptsächlich auf den schönen, eleganten Platz St. Antonio, der mit Dallen gepflastert, von Bänken und wunderschönen Bäumen umgeben, ein regelmäßiges Viereck und die besuchteste Promenade mitten in der Stadt ist. Die Lichter aus den Häusern blitzen wie Lampen durch das Laub, die Sterne funkeln in südlichem Glanz am klaren Himmel, die Luft ist von einer Weichheit, von einer einschmeichelnden Süßigkeit, möcht' ich sagen, daß man wie von unsichtbaren Banden im Freien festgehalten wird; — und so geht man da hin und her, auf und ab. Die Männer rauchen Cigarren. Dies furchtbare unausgesetzte Rauchen ist es vornämlich, was mir an den Spaniern mißfällt, der geliebte Cigarrito erlischt nie zwischen ihren Lippen, sie drehen sich selbst häufig ihre Cigarren aus Papier und gehacktem Tabak, weil das sparsamer ist; man entschließt sich, den Arom von verbranntem Papier einzuziehen, um nur die Wonne des Rauches nicht zu entbehren. Sogar Frauen sind von dieser Leidenschaft befallen, geben sich ihr jedoch nur im Innern ihrer Häuser hin, und man sieht es äußerst selten. Die Art und Weise, wie man überhaupt in Spanien mit dem Tabaksrauchen umgeht, und worin die Städter wie die Bauern keinen Unterschied machen, wird jedem Fremden anfangs sehr auffällig sein. Mit Anstand und Würde, nicht kriechend, sieht man den ärmsten Bettler den ersten Granden auf der Straße anfallen, nicht etwa eines Almosens, sondern des Feuers der Cigarre wegen. Ist der Bettler sehr höflich, so sagt er: „Erweisen Sie mir die Gnade.“ Gewöhnlich begnügt man sich mit: „Haben Sie die Güte.“ Unter einem ,,gracias caballero'' wird die Cigarre, nicht ohne großen Anstand, wieder zurückgegeben. Es wäre die größte Beleidigung für einen Spanier, ihm die Cigarre zu verweigern. [77.]

12. Lissabon.

Lissabon, Lisboa, unter den Römern bereits als Felicitas Julia vorhanden und schon unter den Mauren blühend, wurde vom König Johann I. († 1433) zur königlichen Residenz erhoben. Die Bevölkerung belief sich vor dem Erdbeben auf 300,000 Seelen. Dies schreckliche Ereigniß trat am 1. November 1755 ein. Die Erde wurde in ihren äußersten Tiefen erschüttert, öffnete sich an unzähligen Stellen und verschlang die stolzen Paläste der Großen mit den Hütten der Armen oder stürzte sie zu einem verworrenen Trümmerhaufen durcheinander. Die nicht gleich Zerschmetterten suchten, den Himmel anflehend, unter den Tempelgewölben, welche den ersten Stößen widerstanden hatten, Zuflucht, fanden aber hier bald ihr Grab. Das Bette des Tajo borst, so daß die Fluth verlechzte; bald aber kehrte sie mit grimmigster Wuth zurück und die hochgethürmten Wellen

schleuderten Schiffe selbst über die Mauern der Stadt. Räuber, deren Gefängnisse aufgesprungen, erschienen aller Orten, wo die Hoffnung, Gold und Edelsteine zu finden, sie hinrief; viele wurden von der Erde verschlungen, andere mordeten auf offener Straße. Bald brach allenthalben Feuer aus, die Hitze beschleunigte die Fäulniß der Leichname und verursachte eine Art Pest. Mehr als 30,000 Menschenleben wurden betrauert, und den Schaden schlug man auf mehr als 2000 Millionen Franken an; davon kommen allein 15 Millionen auf die Schätze des verschwundenen königlichen Schlosses und 480 Millionen auf Juwelen, wovon Portugal damals den Alleinhandel hatte. Indeß entriß der Marquis von Pombal die Stadt dem gänzlichen Ruin. Kaum, daß die vulkanischen Bewegungen nachgelassen, so kehrte er mit starkem Gefolge in die Stadt zurück, züchtigte die Räuber, ließ die Leichname fortschaffen, theilte Lebensmittel aus, und war nun unermüdlich auf Heilung der ungeheuren Uebel bedacht, so daß Lissabon schöner aus seinen Trümmern erstand.

Den glänzendsten Anblick hat man gleich beim Eintritt vom Kai des Handelsplatzes. Man denke sich dreiundvierzigtausend Häuser, amphitheatralisch auf dem südlichen Abhang sieben lachender Hügel gebaut, und den Tajo in einer Länge von fast anderthalb Meilen umfassend, regelmäßige Plätze, großartige, öffentliche Gebäude, die weißen Kuppeln von Corazão de Jesus, das gothisch maurische Kloster von Belem, die lieblichen Terrassen von San Pedro de Alcantara, und eine Wasserleitung mit so hoch gespannten Bogen, daß an einer Stelle selbst Linienschiffe mit vollen Segeln durchpassiren könnten. Dies der heutige Anblick Lissabon's.

Das merkwürdigste Gebäude Lissabon's bleibt unzweifelhaft das Kloster von Belem, das König Emanuel der Große 1499 auf dem Flecke zu bauen begann, wo zwei Jahre vorher am 8. Juli Vasco de Gama sich zu seiner unsterblichen Entdeckungsreise eingeschifft hatte, nachdem der glorreiche Seeheld die Nacht vorher betend in der Kapelle von Belem (oder Bethlehem) am Strande zugebracht. Das Kloster ist in halb maurisch-byzantinischem, halb normännisch-gothischem Style erbaut; ein verworrenes Gemische, aus dem hie und da, gleichsam über all den fremden Besatz triumphirend, sich in ursprünglicher Reinheit irgend ein Stück einer der genannten Bauarten heraushebt. Das Material ist der schöne, ursprünglich weiße Kalkstein, der die beiden vortrefflichen Eigenschaften besitzt, sich leicht zu verarbeiten und in freier Luft zu erhärten; nur dunkelt er nach und vergilbt wie altes Elfenbein. Im Kloster von Belem sind die schönsten Arbeiten fein und mit allem Aufwande der ausschweifendsten Einbildungskraft ausgeführt. Der Kreuzgang ist besonders prachtvoll und mit den zierlichsten Sculpturen bedeckt. Sie wurden von einem Bildhauer ausgeführt, den König Emanuel zuerst mit Vollendung des Mausoleums im Kloster Batalha*) beauftragt hatte, da der Künstler, der es begonnen, vor halbvollendeter Arbeit starb. Doch beim ersten Bogen sah der König, daß der Nachfolger die Meisterschaft des Vorgängers nicht erreiche, ließ inne halten und beauftragte den übrigens geschickten Mann mit den Schnitzwerken des Klosters von Belem. So lautet wenigstens eine in Batalha allgemein verbreitete Sage. Weniger schön und harmonisch ist die Kirche selbst. Während das etwa 40 Jahre später dazu gekommene Schiff im italienischen Styl gebaut ist, sind die drei übrigen Theile im Einklange mit dem Kloster. Im Schiffe stehen vier Grabmäler; die Särge von röthlichem Marmor ruhen auf schwarzen Elephanten vom selben Steine. Der große und glückliche Gründer ist hier begraben, der Gott durch Erbauung dieses Klosters für Vasco de Gama's Rückkehr dankte. Seine Gemahlin, Königin Maria, dritte Tochter Ferdinand's des Katholischen, sein Sohn Johann III., der des Vaters Werk fortsetzte, und dessen Gemahlin Katharina von Oesterreich, Tochter König Philipp I. von Spanien, schlafen in den drei andern Särgen.

Mehrere mit Vergoldungen, Zieraten und kleinen Holzstatuen überladene Altäre nehmen die Hauptwand des alten Theils der Kirche ein, den zwei dickere und vier dünnere Säulen aus weißem Kalkstein tragen. Sie sind im maurischen Style, mit den barocksten Basreliefs bedeckt. Einige metallne Knäufe an den Schlußsteinen der Kreuzwölbungen nehmen sich eigenthümlich aus, sie sind in Farben emaillirt und stellen abwechselnd portugiesische Wappen und Christus-Ordenskreuze vor. Zu allen diesen Verzierungen passen die gekuppelten jonischen Säulen des Schiffes schlecht und stören

*) Ein gleifalls prachtvolles ehemaliges Kloster in Portugal, erbaut von Johann I. gemäß eines am Tage der Schlacht von Albujarotta (1385) gethanen Gelübdes, daher Batalha, d. i. Schlachtenkloster.

den Gesammt-Eindruck ungemein. Die ganze Kirche ist 130 Schritte lang, die Höhe habe ich leider nicht messen können; sie mag zwei Drittel der Länge betragen, doch war es bei der unbeschreiblichen Unwissenheit der Küster unmöglich, Etwas von denselben zu erfahren. Das Chor mit den Sitzen der Domherren, im Hintertheile der Kirche neben der Orgel angebracht, ist vom schönsten Palisander und mit feinen Schnörkeln und Arabesken ausgeschmückt. Es gibt überhaupt in ganz Portugal, besonders in Kirchen, aber auch in den bescheidensten Privathäusern entfernter Provinzen, viele schönen Arbeiten in dieser Holzgattung; sie lassen alle neueren Schnitzwerke an Erfindung und Vollendung des Details weit zurück, und könnten die Renaissance-Magazine von Paris und London für viele Jahre versehen. Ueber dem Hauptportal steht die Statue Heinrichs, des großen Herzogs von Viseu. König Emanuel hat sie errichtet und dadurch dankbar das Andenken dieses Prinzen geehrt, dessen Geiste das Volk mit Recht die Ausdehnung der Schifffahrt, die Entdeckungen im Osten und die Größe Portugals zuschrieb. Der bereits erwähnte Kreuzgang mit seinen eleganten Fenstern und Bogen hat 175 Fuß im Gevierte und schließt einen mit Steinbänken, Fontainen, Bassin und ein Paar Grasfleckchen aufgeputzten Hof ein; doch sieht Alles sehr delibrirt aus, obwol glücklicher Weise das große Erdbeben dieses Kloster schonte und nur der Mittelpfeiler des Hauptbogens so stark gerüttelt ward, daß er das Jahr darauf einfiel. Alles Uebrige litt nur wenig, doch die Poesie ist verschwunden und ein alltäglicher Stempel so viel als möglich aufgedrückt. In jeder Zelle glaubte ich einen würdigen Hieronymiter sehen zu müssen, und diese marmornen Bänke schienen mir nur für die faltenreichen Gewänder der alten Väter geschaffen. Nun ist aus dem Kloster von Belem ein Findel- und Waisenhaus geworden. Nachdem man die rechtmäßigen Eigenthümer vertrieben, sie ohne Dach und Fach in die weite Welt hinaus gejagt, war es noch am Ende das Anständigste, was aus dem verwaisten Gotteshause geschehen konnte, besser jedenfalls, als wenn eine Fabrik oder ein Magazin daraus entstanden wäre. Auch soll die Anstalt recht gut gehalten sein und unter dem besonders thätigen Schutze der Kaiserin stehen. —

Lissabon erhält seinen Wasserbedarf durch die weltberühmte Wasserleitung von Alcantara. Kinsey sagt mit Recht, daß man beim ersten Anblick dieses Aquaducts die Worte Rousseau's über den Pont du Gard bei Nimes ausrufen könnte; er scheint in der That ein Werk der Giganten, das stehen geblieben aus heroischen Zeiten: wie groß auch die Erwartung gespannt sein mochte, der erste Eindruck übertrifft sie gewiß. Die „Bogen der freien Wässer", wie sie gewöhnlich von den Portugiesen genannt werden, erhalten ihren Hauptzufluß beim Dorfe Canessas, ungefähr zwei Leguas von Lissabon; doch gibt es noch mehrere andere Quellen, die abgeleitet wurden, um die Wasserleitung zu versehen. Sie durchschneidet das Thal von Alcantara in 35 Bogen; 14 davon, mit Einfluß des großen mittleren, sind Spitzbogen, die anderen von halbrunder Form. Die Spannung des Hauptbogens von Basis zu Basis beträgt 107 Fuß und die Höhe bis zum Parapet 230. Die Länge der ganzen Wasserleitung ist ungefähr 2400 Fuß; der Körper selbst mißt über 24 Fuß in der Breite, darin befindet sich ein gewölbter Gang, der längs der ganzen inneren Linie der Wasserleitung läuft, um einen freien Raum für die mit Legung der Rinnen, Reinigung der Kanäle und Ausbesserung des Mauerwerks beauftragten Personen zu lassen. Ein halbrunder Kanal von 13 Zoll Durchmesser läuft auf jeder Seite der bedeckten Gallerie und dient nach dem Ermessen der Wärter zum Ab- und Zulassen des Wassers. Ein Fußsteig, der darüber führt, gewährt einen bequemen Spaziergang, die herrlichste Fernsicht, und ist um so angenehmer, als er den Weg von Lissabon nach dem freundlichen Dorfe Bemfica für Fußgänger bedeutend abkürzt. Die ganze Wasserleitung, die den bedeutendsten Römerwerken gleichkommt, ist das Werk Emanuel's de Maya und kostete Johann V. mehrere Millionen, ist aber leider nicht in vollkommenem Bauzustande, was wahrscheinlich der gänzlichen Vernachlässigung während der Regierung Dom Miguels zuzuschreiben ist.

Das Wasser mündet in der Stadt in einem großen vierzig Fuß tiefen Bassin, über welches der Kaiser Don Pedro ein schönes Gebäude errichtet hat; — und alimentirt von dort die verschiedenen Fontainen. Um diese Fontainen sind die Gallegos gelagert, welche für das Privilegium des Wassertragens die Verpflichtung der Feuerlöschung haben. Die Gallegos sind Spanier aus Galizien, nördlich von Portugal, ein starker arbeitsamer, tüchtiger Menschenschlag, auch redlich und zuver-

läſſig, wie man ſagt, die ſich wie die Savoyarden und Auvergnaten durch Frankreich, und wie unſre kleinen Beſenbinder von Butzbach durch Europa, — ſo durch die pyrenäiſche Halbinſel vertheilen, um ſich eine kleine Habe zu erwerben. Früher, als der Haupthandel von Cadiz in Gold beſtand, waren Gallegos die Kärrner deſſelben, und ſollen ſich bei dieſem mühſeligen Geſchäft bedeutendes Vermögen erworben haben. Das hat nun aufgehört, und ſo einträglich wie dort das Goldkarren, mag hier das Waſſertragen nicht ſein. Dennoch beläuft ſich ihre Zahl auf 30,000, und ſie bilden eine beſondere Corporation, die ihre eigenen Geſetze hat und ſolidariſch iſt. Deshalb halten ſie auf Ehrlichkeit, wenigſtens unter ſich. Sie verrichten bereitwillige Dienſte als Commiſſäre, als Laſtträger, und wozu man ſie eben brauchen mag, und ſehen recht baumſtark und zuverläſſig aus. Wie die Gallegos die Verpflichtung der Löſchanſtalten haben, ſo hat, wer in Liſſabon einen Laden beſitzt, diejenige, ein Gefäß mit Waſſer vor ſeine Thür zu ſtellen, damit die 20 bis 30,000 herrenloſen Hunde, welche in der Stadt umhervagabundiren, überall ihren Durſt löſchen können. Sie werden bekanntlich von den ärmeren Einwohnern, beſonders der bergigen und älteren Stadttheile, ſehr beſchützt, da dieſe zu faul ſind, den Unrath ihrer Häuſer und den Abfall der Küchen wegzuſchaffen, und nach Sonnenuntergang alle denkbaren Immondicien ohne Umſtände auf die Straße werfen; das Feſte fliegt zur Hausthür hinaus, das Flüſſige wird unter dem Schrei: „Agoa vai!“ zum Fenſter herabgeſchüttet. Dort wirthſchaften die Hunde um ſo ungeſtörter, halten bei Tag ihre Sieſten auf den ſchmalen Trottoirs in der Sonne liegend, ſo daß man ſie aufjagen oder über ſie wegſpringen muß; bei Nacht durchziehen ſie die Straßen in größeren Haufen unter kläglichem Geheul. Dieſe ekelhaften Beſtien haben ſich ſo eingebürgert, daß es nur wenig Portugieſen gibt, die eine Möglichkeit ihrer gänzlichen Ausrottung zugeben. [133.]

13. Die Universität Coimbra.

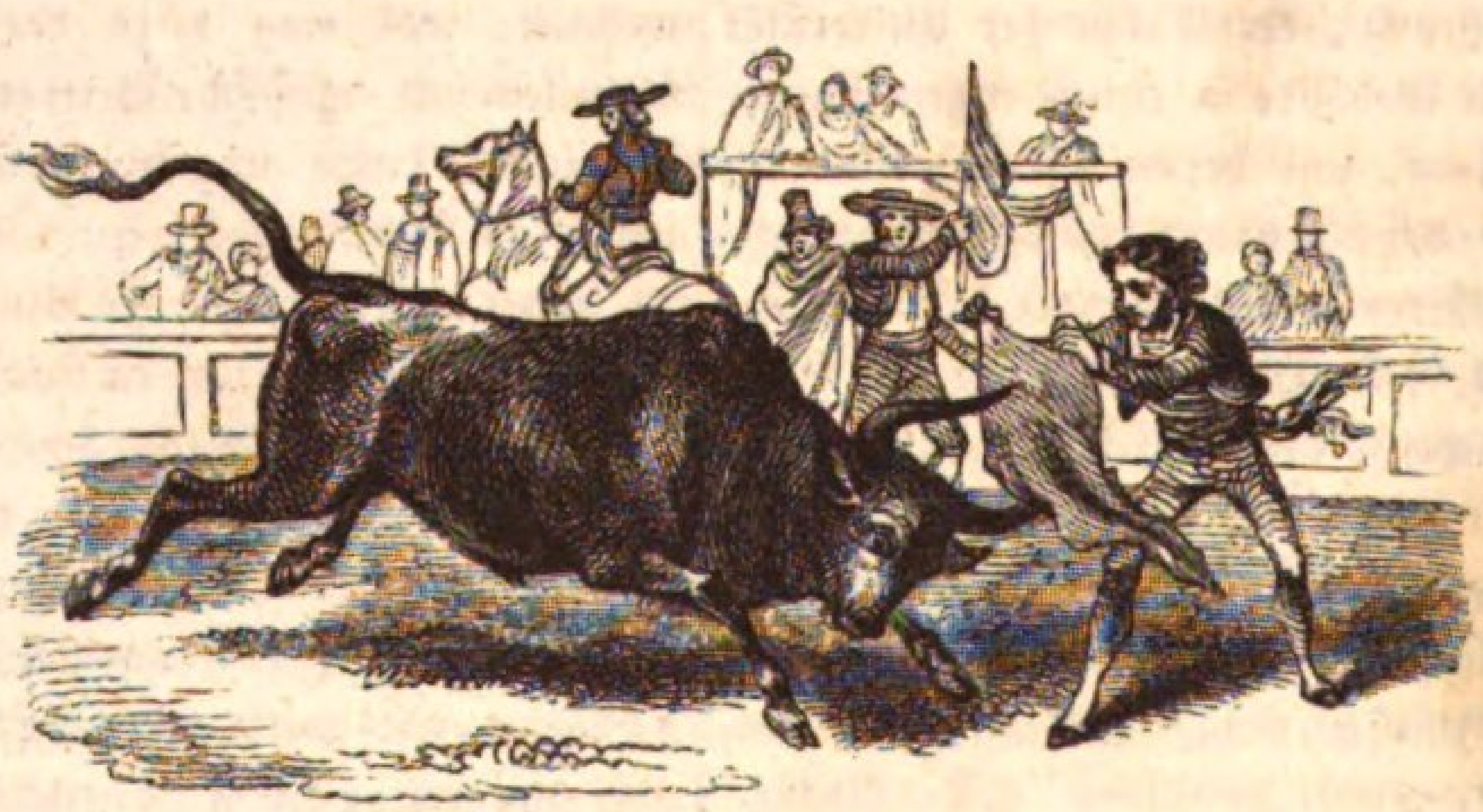
Coimbra, das alte Conembrisoa Antonin's, iſt amphitheatraliſch, wie faſt alle bedeutenden Städte Portugals, auf den Abhang eines ſteilen Hügels gebaut. Dieſe Lage übt beſonders in Coimbra den größten Zauber: der Mondego, über den eine große, ſteinerne Brücke führt, ſchlängelt ſich am Fuße des Hügels, deſſen weſentliche Seite die Stadt einnimmt, halb daran gelehnt und im Thale ausgedehnt. Das große Convent von Santa Clara auf dem gegenüberliegenden Hügel, die Klöſter von Santa Anna, eine ſchöne Waſſerleitung, der Palaſt der Univerſität — ſo viel große Gebäude in einem engen Raume zuſammengedrängt, und herum die grüne Ebene, Campo de Mondego genannt, von Alleen durchſchnitten, in Gärten getheilt, wo der indiſche Lorbeer frei wächſt, dies Alles gibt Stadt und Land einen ſo poetiſchen, mittelalterlich ſüdlichen Anſtrich, daß mit jedem Schritte man der heutigen Zeit entrückt, in vergangene Jahrhunderte ſich verſetzt glaubt. Auch das erſte Einreiten in Coimbra benimmt dieſe Illuſion nicht. Die engen, gewundenen Straßen, winkligen Plätze, ſteilen Durchgänge zeugen ſelbſt in ihrer Trauer von der früheren Befeſtigung und militäriſchen Wichtigkeit dieſes Platzes. Als die Mauern von Coimbra die Stadt noch gegen Römer, Alanen und Sarazenen ſchützen mußten, drängte ſich Alles an den Hügel und der Raum war koſtbar. Erſt als ſpäter die kriegeriſche Bedeutung aufhörte, um den Muſen Platz zu machen, dehnte ſich die Stadt in breiten und graden Straßen in der Ebene aus. Dennoch haben bis heute die reichen und vornehmen Familien die Gewohnheit beibehalten, in den Bergſtraßen zu wohnen; wol mag hiezu das übermäßige Anſchwellen und plötzliche Vertrocknen des Mondego beitragen, deſſen ungeſunde Dünſte die Atmoſphäre im Thale ſchwängern.

Unter den ſonderbarſten Eindrücken irrte ich in den Straßen von Coimbra umher; dieſe ſchmalen Häuſer mit hohen Giebeldächern, vorſpringenden Erkern und kleinen Fenſtern ſchienen mir ganz unſerer deutſchen Vorzeit anzugehören, und nun vollends die Studenten, die in ſchwarzer, halb geiſtlicher, halb mittelalterlicher Tracht, wie Fauſt's oder Paracelſus Schüler durch die Straßen ſtrichen,

in Gruppen auf den Plätzen standen und bei Weitem den dominirenden, geachtetsten Theil der Bevölkerung bilden. Coimbra ist so stolz auf seine Studenten und ganz Portugal so gewöhnt, die Worte estudante und Coimbra nicht zu trennen, daß die ganze Poesie dieser alten Hochschule, die Aemulation des Landes, der Ernst und Erfolg der Studien, schwer darunter leiden würden, wenn der schon öfter zur Sprache gekommene Plan zu Stande käme, die Universität von Coimbra nach Lissabon zu versetzen. Die Studenten von Coimbra, wahre Nachfolger der von Cervantes beschriebenen Musensöhne von Salamanca, führen den Degen und die Guitarre mit gleicher Kunstfertigkeit; sie spielen einmal des Monats auf einem sonst geschlossenen Theater vor einem Publikum von alten Professoren, jungen Mädchen und würdigen Hausmüttern; sie durchstreichen in ihren Ferien galoppirend und musicirend das Land, geben Serenaden, prügeln sich wol auch zuweilen, und reiten viele Miethpferde zu Schanden. In manchen dieser Punkte c'est tout comme chez nous. Kommen sie aber nach ihrem Athen zurück, so verfallen sie der strengen Disciplin des Universitätsgerichtes, unter dem sie allein stehen; sie unterwerfen sich willig allen Anordnungen, gehen nie anders, als in der seit Jahrhunderten unveränderten Tracht, lassen sich Nachts auf keiner Straße blicken, schleichen schweigend in den Gängen und Hallen des Universitäts-Palastes umher und nehmen ehrfurchtsvoll die schwarze Zipfelmütze ab, wenn sie den Rectoratshof betreten.

Ueber den Charakter des Portugiesen im Allgemeinen äußert sich ein Engländer:

Der Charakter der Portugiesen hängt innig mit ihren früher durchlebten Schicksalen zusammen. Die Entdeckungen unbekannter Länder im 15. Jahrhundert, die mit unglaublicher Tapferkeit vertheidigt wurden, gaben ihnen einen abenteuerlichen und kühnen Sinn; die Mühseligkeiten, welche sie auf ihren vielen Seefahrten zu ertragen hatten, machten sie geduldig; die Sehnsucht nach dem entfernten Vaterlande erweckte glühende Anhänglichkeit an den mütterlichen Boden, durch die Reichthümer ihrer Colonien wurden sie hochmüthig und verschwenderisch. Alle Vortheile der Colonialbesitzungen gingen unter der spanischen Herrschaft (1580 bis 1640) verloren; daher erblicher Nationalhaß gegen die Spanier. Von dem alten Nationalruhm blieb nur sein Schatten, die Prahlsucht, verbunden mit einer durch jeden Widerspruch leicht aufgeregten großen Empfindlichkeit. Die fortdauernde Hoffnung auf bessere Zeiten bewirkt leidenschaftliches Ergreifen alles Neuen. Andere Charakterzüge fallen mit denen aller heißblütigen Südländer zusammen, als vorherrschende Sinnlichkeit, die sich gern dem heiteren Lebensgenuß hingibt, und schnell auflodernder Jähzorn, der bei Streitigkeiten gleich zum Messer greift. Dagegen darf man von den Portugiesen rühmen, daß sie mäßig und wohlthätig, zärtlich, aber auch eben so eifersüchtig, in der Freundschaft edelmüthig und treu sind. Die portugiesische Artigkeit im geselligen Leben hat bei längerem Verkehr etwas Wohlthuendes, nur geht sie zuweilen in Schmeichelsucht über. Ein Portugiese hat eine wahrhafte Scheu, das Gefühl des geringsten Menschen zu verwunden, und besitzt er beißenden Witz, so wird er ihn selten, wenn auch noch so verblümt, gegen einen Anwesenden richten und sich der weitläufigsten Umschreibung bedienen, um eine angenehmere Wahrheit vorzubringen. [133. 207.]





VI. Italien.

1. In Venedig.

Von Allem, was Venedig Anziehendes darbietet, ist der Markusplatz das Erhabenste. Ich kenne, was den Gesammt-Eindruck anbelangt, keinen schönern Platz in allen mir bekannten europäischen Städten. Man könnte ihn eher Saal nennen, indem er ein von allen Seiten durch großartige, architektonisch ausgezeichnete Gebäude geschlossenes Viereck bildet. Der Anblick der Markuskirche in ihrem halb byzantinischen, halb gothischen, halb orientalischen Styl, ihren fünf Kuppelgewölben, den zahllosen kostbaren Säulen, den in der Sonne glänzenden Mosaiken, davor die drei rothlakirten Mastbäume mit den im Winde flatternden Fahnen, daneben das schlanke, 300 Fuß hohe Campanile und zur Seite die Arkaden der neuen und alten Procuratien; alles Dies berauscht und entzückt. Trit man nun auf die Piazzetta und erblickt links den Dogenpalast, ein Gebäude, welches in Styl und Form einzig in seiner Art dasteht, hinter sich das prachtvolle Thor des heiligen Markus mit einem goldenen Löwen geziert, über welchem sich die Uhr mit einer großen Glocke befindet, an welche zwei Riesen von Metall die Stunde schlagen, und sieht nach vorn durch die beiden Säulen auf die sich weithin dehnende, hellgrüne Wassermasse, den Mastenwald im Hafen, die Giudecca mit ihren Kirchen, die Insel San Giorgio maggiore, über welche der dunkelblaue Aether ausgebreitet ist und die in einem Lichtmeer schwimmen, so fühlt man sich lebhaft ergriffen und alle Pulse schlagen schneller. — Mit dem Glockenschlage der zweiten Nachmittagsstunde sammeln sich die zahlreichen Tauben, die in den Mauern der Markuskirche und der Procuratien nisten, auf dem Platze, wo ihnen aus freigebiger Hand ein reiches Mahl gestreut wird, dessen Kosten zur Zeit der Republik aus dem Staatsschatz gedeckt wurden. Die Verehrung der Tauben schreibt sich aus der Zeit des vierzehnten Jahrhunderts her, wo eine Taube bei der Eroberung Candia's dem venetianischen Admiral die Nachricht von dem Herannahen der genuesischen Flotte brachte und dadurch den Sieg erfechten ward. Mit dem Erlöschen des Freistaats hörte diese Ernährung auf Staatskosten auf, da nahm sich eine patriotische Patricierin der Verlassenen an, indem sie in ihrem Testamente

ein Legat zu Gunsten dieser Volkssitte aussetzte, von dessen Zinsen nun die Ausgaben für die Nahrung bestritten werden.

Am Abend erhellt von den zahlreichen Gasflammen, gewährt der Markusplatz einen wahrhaft zauberhaften Anblick. Alle Kaffeehäuser und Waarenlager unter den Arkaden sind glänzend erleuchtet, eine bunte Menge schöner Frauen in den geschmackvollsten Sommertoiletten, von Offizieren in den verschiedensten Uniformen, und Griechen, Türken, Dalmatier, Mohren in ihren Nationalcostümen wogt unter denselben hin und her, oder sitzt in geschlossenen Reihen, mitten auf dem Platze, Gefrorenes oder Sorbet schlürfend. Verkäufer von Muscheln, Glasperlen, Corallen, eingemachten Früchten (Caramelli) drängen sich, mit lauter Stimme ihre Waaren feilbietend, hindurch, Buben preisen ihre Streichzündhölzer mit vielen Lobeserhebungen an; von der einen Seite reicht Dir ein Alter seine lebenden Schildkröten, von der andern ein junger Bursche mit schwarzen feurigen Augen und langen Haaren ein Paar Schuhe oder Seife, Pomaden u. dergl. Auf dem Markusplatze kannst Du Alles erhalten.

Von mehreren Punkten aus ertönt das Geklimper und Gegeige umherziehender Musikanten. Hier trägt ein Sänger, mit einem nicht zu verkennenden Talente und einer Geläufigkeit im recitativo und parlando, die große Arie des Figaro vor, dort führen vier junge Mädchen aus Cremona vor einem Kreise lauschender Zuhörer die bekanntesten Piecen aus neueren italienischen Opern mit bewunderungswürdiger Fertigkeit aus: die erste Violinistin hätte sehr wol in unserer Kapelle mitwirken können. Drei Mal wöchentlich spielt die österreichische Militärmusik mitten auf dem Platze und dann läuft die halbe Bevölkerung zusammen. Diese Schilderung liefert eben nur ein schwaches Bild der sich hier im steten Wechsel erneuernden Scenen, die erst um Mitternacht ihr Ende finden; in vielen Cafés herrscht aber die ganze Nacht hindurch fröhliches Gelächter.

Unvergeßlich bleibt die herrliche Aussicht vom Campanile auf die Stadt und ihre Umgegend herab. Man gelangt auf einem sehr bequemen, allmälig ansteigenden Gange zu dem offenen, auf Säulen ruhenden Glockenhause und sieht mit einem Male die Inselstadt mit ihrem Häusermeer, umgeben von andern Inseln und den zahlreichen Schiffen unter sich liegen. Jenseit des Lido breitet sich die spiegelglatte Fläche des Meeres aus, auf welchem unzählige weiße Segel dahingleiten; gegen Norden zieht sich im röthlichen Dufte des Sonnenuntergangs die Kette der hohen Alpen hin, über welche die mit Schnee bedeckten Spitzen im rosigen Lichte hervorragen, westlich begrenzen die Euganäischen Hügel in malerischen Linien den Horizont, hinter denen die dunkelrothe Kugel der Sonne, von einem goldenen blendenden Kreise umgeben, immer tiefer hinabsinkt. Alles schwamm in einem Meere von Licht, die Durchsichtigkeit der Luft ließ die fernsten Gegenstände deutlich erkennen, und während im Westen die Sonne unseren Blicken entschwand, erhob sich im Osten aus der Meeresfluth die röthliche Scheibe des Mondes.

Von dem Markusplatze aus gelangt man in die Merceria, eine mit den schönsten und reichhaltigsten Kaufläden besetzte, enge Straße, die, nach vielfachen Windungen und Ueberbrückungen, zum Rialto führt, wo ununterbrochen ein buntes Treiben herrscht, dem man nicht müde wird zuzuschauen. Das Geschrei der ihre Waaren anpreisenden Verkäufer ist aber so betäubend und für ein reizbares Individuum so angreifend, daß es sich ihm bald zu entziehen suchen wird. In hohen Bergen liegen die gelben Citronen aufgestapelt, riesige Körbe mit Orangen, Paradiesäpfeln, gelben und grünen Melonen, Kürbissen in den verschiedensten Formen, Feigen und anderen Erzeugnissen der südlichen Vegetation reihen sich daran; gegenüber sieht man Artischocken, Rüben und Kohl. Große Thunfische, die gleich dem Fleische in unseren Schlachtbänken mit dem Beile zerhackt werden, liegen neben kleinen Seeteufeln, Krabben, Sardinen und wie alle diese Seethiere heißen mögen. Die berühmte, ganz aus Marmor bestehende Brücke selbst wölbt sich gleich einem Berge über den großen Kanal und auf Stufen steigt man zu ihrem Gipfel. Drei Gänge führen hinüber und zu beiden Seiten des mittleren befinden sich Läden. Von den beiden äußeren genießt man eine malerische Aussicht auf den mit vielen Barken und Schiffen belebten großen Kanal und auf die mannigfaltigen Scenen, die auf den Quais in unaufhörlichem Wechsel an uns vorüberziehen. Hier fühlt man sich recht in das alte wunderbare Venedig versetzt und tausend Bilder aus Novellen und Dichtungen tauchen empor. Das meiste Leben herrscht aber unstreitig auf der Piazzetta und der Riva dei

Schiavoni. Der prächtige, mit Marmorquadern gepflasterte, breite Quai dehnt sich in unabsehbarer Weite aus; auf ihm treiben sich stets Schiffer in ihren baumwollenen gestreiften Hemden, weißen Hosen, die oft nur bis an's Knie reichen und die Beine unbedeckt lassen, Matrosen, Soldaten, junge und alte Weiber, Verkäufer von frischem Wasser, Früchten, Fischen, Kuchen, und allen nur erdenklichen, zum Leben nöthigen Bedürfnissen umher. Gegen Abend gesellen sich Gaukler und Marionettenspieler mit ihrer wandernden Bühne hinzu, um welche sich ein Kreis fröhlicher Zuschauer versammelt. Improvisatoren geben dem lachenden Volke mit lauter Stimme ihre Späße zum Besten, und Sänger führen in Begleitung der Guitarre oder Violine beliebte Volksmelodien aus. Haufen von Wassermelonen, Pfirsichen, Feigen und Orangen liegen auch hier in zierlicher Ordnung aufgestapelt, und Buden mit den verschiedensten Waaren laden zum Kaufe ein.

Unter den die Stadt umlagernden Inseln verdienen Murano mit den berühmten Glas- und Perlenfabriken und San Lazzaro besucht zu werden, auf welch letzterer sich das Kloster der Armenier (auch Mechitaristen) befindet, welches jetzt von einigen 30 Mönchen bewohnt wird. Sie sind durch ihre literarische Thätigkeit weit bekannt und müssen in einem fremden Lande diejenige Bildung suchen, die sie sich unter dem Drucke fremder Obergewalt in ihrer Heimath nicht erwerben können. Das Kloster ist eine Pflanzschule junger Geistlichen für die armenischen Christen im Morgenlande; gleichzeitig aber wetteifern sie mit den Mechitaristen in Wien in der Aufklärung und Bildung des über den ganzen Orient zerstreuten armenischen Volkes, indem sie Uebersetzungen alter und neuer wissenschaftlicher Werke ihren Brüdern zusenden. Auch vom Virgil, Homer, Horaz sind Uebersetzungen in sehr eleganter Ausstattung hier erschienen und von einer Biographie Schillers mit dem Bildniß des Dichters 500 Exemplare nach allen Theilen der Levante versandt worden. Bei meiner Anwesenheit befand sich eine Geographie Oesterreichs, mit Holzschnitten versehen, unter der Presse: sie besitzen nämlich eine eigene Druckerei. Der Hof des Klostergebäudes ist in einen herrlichen Garten umgewandelt, in dem sich Wein- und Myrthenhecken, Cypressen, blühende Granatbäume, Oleandersträuche und verschiedene Gewächse der tropischen Zone befinden. Ein junger freundlicher Mönch, mit ehrwürdigem Barte, begleitete uns bei Besichtigung der Sehenswürdigkeiten: unter diesen befinden sich eine große Bibliothek von armenischen, griechischen und orientalischen Werken, viele alte Denkmünzen und in Syrien und Egypten aufgefundene und ausgegrabene Antiquitäten. Von den großen parkähnlichen Anlagen aus, welche das Klostergebäude umgeben, genossen wir, bei dem herrlichsten Sonnenuntergange, indem sich das Gewölk allmälig zertheilt hatte, und bei rosiger Beleuchtung der fernen Tyroler Alpen im Hintergrunde, einen köstlichen Anblick auf die sich weit von uns ausdehnende Stadt und die im röthlichen Dufte liegenden Gebirgszüge im Westen. Ungern trennten wir uns von dem lieblichen, idyllischen Aufenthalte dieses weithin wirksamen Ordens; unser liebenswürdiger Cicerone beschenkte zum Abschiede die Damen mit köstlichen Weintrauben und duftendem Oleander. [90.]

---

2. Besuch der grossen Karthause bei Pavia.

Wer, der einmal in der Lombardei gewesen, hat nicht mit Erstaunen die Karthause bei Pavia besucht, das erhabenste Denkmal, welches arme Klosterbrüder zur Ehre des Himmels und für die Andacht der Menschen erbaut haben. Sie wurde bekanntlich in den Stürmen der Franzosenkriege unterdrückt, der weitläufige Grundbesitz veräußert, und nur die Kirche mit den nächsten Zugebäuden nothdürftig erhalten aus Ehrfurcht vor der Kunst, die hier selbst vandalische Gelüste bändigte. Die österreichische Regierung, im eroberten Lande eine standhafte Freundin geschichtlicher Denkmale, die den Namen Italien im Reiche der Menschenbildung so wohlklingend gemacht haben, räumte im Jahr 1834 das Kloster mit der Kirche wieder den Vätern des Karthäuserordens ein. Bereits hat diese Mönchsansiedelung eine verjüngte Gestalt angenommen. Vierzehn Karthäuser, sämmtlich

Priester, wohnen daselbst, die Laienbrüder zur Besorgung der Hausgeschäfte nicht mitgerechnet. In den heiligen Hallen tönt wieder der Chorgesang, und allgeschäftige Vorsorge steuert dem Verfalle nach allen Seiten. Es war ein sonnenheiterer Frühlingstag, mit allem Zauber der blühenden Natur, als ich mich aus der brausenden Residenzstadt des lombardisch-venetianischen Vicekönigs aufmachte, um die stille Einsamkeit der Karthäuser zu besuchen. Eine weitgestreckte Ebene lag vor mir mit hellschimmernden Wiesen, die von großen Wasserwerken beströmt wurden, und an vielen Stellen Reisfelder bildeten, daher oft kaum gesund für die Bewohner, so einförmig, daß ein Gefühl der Wehmuth und Beängstigung kaum abzuwehren war. Die zerstreuten, meist armseligen Dörfer ragten aus dem dunkeln Grunde wie Korallenfelsen der Südsee.

Ungefähr eine leichte Stunde von Pavia machte unser Vetturino an einem schmutzigen Gehöfte Halt. Wir erblickten links die Certosa, zu welcher ein schnurgerader baumbepflanzter Weg führte, fast eine halbe Stunde lang.

Wir traten bald in einen Hofraum in Geviertform, der rings von Gebäuden der äußeren Wirthschaft umgeben war und allenthalben Spuren der vorsorglichen Thätigkeit der neuen Bewohner trug. Wir fanden hier einige Fremde in's Anschauen der prächtigen Kirchenfaçade versunken, welche östlich im Hintergrund ihre weißen Marmormassen mit einem Walde von zierlichsten Bildsäulen und Basreliefs emporstreckte, an denen sich Spuren vandalischer Zerstörungswuth leider nicht ganz verkennen ließen. Aber der Eindruck des riesigen Bauwerkes bleibt noch immer so übergewaltig, daß der Mensch seiner tiefen Nichtigkeit gewahr wird, und unwillkürlich dem großen Geiste huldigt, der nach dem Ausspruch eines Minnesängers „alle Kunst erfunden hat, und oben schwebt und nieden lebt, und Erd' und Meer und Himmel hebt."

Wir bogen rechts ein zur Klosterpforte. Ein freundlicher Karthäuserbruder erschien in kleidsamem Ordensgewande von weißem Wollenzeuge, mit glattgeschornem Kopfe, um den sich nur ein schmaler Haarstreif zog, übrigens wohl aussehend, und nichts weniger als menschenhasserig. Er führte uns in die Kirche, die mit keiner andern in der Welt verglichen werden kann an verschwenderischer Fülle von Bildwerken in Marmor und Rahmen, der Hauptbau aus weißem Marmor mit unzähliger Zuthat der köstlichsten Steinarten und Spiegelflächen, die aus allen Enden der Welt hierher zusammengewandert, um ein Meisterstück katholischer Andacht und Kunstbegeisterung sichtbar werden zu lassen. Der Gründer war Giovanni Galeazzo Visconti; der Bau begann im Jahr 1369, und wurde durch alle folgende Jahrhunderte bis 1782 fortgesetzt, so daß wir gleichsam eine praktische Schule der Maler- und Bildhauerkunst von fünfhundert Jahren vor uns hatten. Das schöne Grabmal, welches die Karthäuser ihrem Stifter gesetzt, aus weißem Marmor in reinlicher Ausführung, trägt die einfache Inschrift: Fundatori nostro Carthusiani memores posuere, während die drei Schiffe der Kirche und die zahlreichen Seitenkapellen kaum einen freien Raum aufzuweisen hatten, wo nicht eine fast maßlose Profusion von schätzbaren Kunstgegenständen angebracht worden war, vielleicht allzu verschwenderisch für die künstlerische Einheit, die jedes Erzeugniß des Genius auszeichnen muß, um der rechten Wirkung auf das Menschenherz gewiß zu sein. Unvergeßlich wird uns die heilige Madonna bleiben unter den vielen vortrefflichen Gemälden der geräumigen Sacristei, und der heilige Benedict in einer Seitenkapelle, welcher stehend seine Seele ausathmet. Nicht minder überraschend sind die Plafondgemälde mit den Wandschildereien, unter denen sich besonders die Scheinfenster über dem Gesimse hervorthun, aus denen Karthäuser in die Kirche schauen, in einer Wahrheit und Natürlichkeit, daß wir uns geisterhaft angeregt fühlen. Doch wozu die vielen Worte? Selbst der Boden, auf dem wir einherschritten, war die glänzendste Mosaik und wir fanden die prickelnde Unruhe in den Füßen eines unserer Reisegenossen begreiflich, welcher behauptete, er habe die Empfindung, mit jedem Tritt in ein Vogelnest voll buntgefiederter Jungen zu treten. Selbst über den Baustyl der Kirche läßt sich kaum absprechen. Wir haben die Vergangenheit von fünf Jahrhunderten vor uns. Der klassische Griechengeist blinzelt verstohlen aus der gothischen Wiege, worin ihn eine spätere Zeit mit Vorliebe gebettet, und die Tugenden und Sünden vieler baumeisterlichen Generationen haben sich hier an den Fastenspeisen der Karthäuser incarnirt. Wer sich darüber ärgert, ballt mit Recht die Faust gegen diesen Wald unermeßlicher Gedanken im blanken Marmor!

Mit Erlaubniß des menschenfreundlichen Priors zogen wir aus der Kirche in's Kloster, zuerst in ein von schlankfäuligen Arkaden umgebenes Gevierte mit dem hellen Aeugeln der ersten Narcissen und Hyacinthen, und aus demselben in ein größeres, an dessen äußerstem Rande die Häuschen der Karthäuser in angemessener Entfernung von einander standen, zwar einfach, aber gemächlich und nach deutschem Maßstabe anständig. Jedes derselben enthielt zwei Zimmerchen mit Küche zu ebner Erde und zwei desgleichen im Stockwerke darüber, die ersteren zur Wohnung, die letzteren zur Handarbeit des Mönches, einen geräumigen Gartenraum dahinter mit Cypressen und anderen Bäumen freundlich eingefaßt. Jeder Novize wird scharf geprüft vor der Aufnahme. Hat er als Postulant einen Monat im Kloster zugebracht, so erhält er das Ordenskleid, und wird in feierlicher Procession zur Zelle geführt. Zwei Jahre muß er nun die Uebungen des Klosters mitmachen und wieder dreimal um wirkliche Aufnahme anhalten, bis er nach reiflicher Erwägung zu den Gelübden zugelassen wird, welche ihn auf ewig von der Welt trennen. Er wohnt einsiedlerisch in seiner Zelle, dem Gebete, dem Studiren und der Handarbeit obliegend. Nur zum mehrstündigen Chore um Mitternacht, und zweimal des Tages zu gleichem Zwecke gesellt er sich zu seinen Mitbrüdern. Freie Rede ist nur an Sonn- und Festtagen und einmal die Woche beim gemeinsamen Spaziergange außerhalb der Klostermauern erlaubt, wo auch gemeinsam gespeist wird. Die übrige Zeit ist er Eremit im strengsten Sinne des Wortes. Die Speise wird ihm durch eine Maueröffnung gereicht, und ein Schlag mit hölzernem Hammer von innen gibt dem dienenden Bruder das Zeichen, daß der abgeschlossene noch bei Leben und Gesundheit ist. Die Nachtwache dauert regelmäßig vier Stunden zum Gebete für Staat und Kirche, für die Bekehrung der Sünder und für den Frieden und die Einigkeit der Völker. Die Arbeit besteht im Gartenbau, im Büchereinbinden und in anderen nach Vorliebe gewählten Beschäftigungen. Trotz ihres fast mundtodten Stilllebens sind die Mönche doch die heitersten Gestalten in der Milde eines schönen Abends nach Sturm und Hitze oft vielbewegter Tage. Ihr Fasten dauert acht Monate des Jahres, wo sie Abends nur fünf Unzen Brod und ein wenig Wein genießen, und Fleisch zu essen ist selbst in schwerster Krankheit unerlaubt. An jedem Freitage erhalten sie nichts als Wasser und Brod. Sie schlafen auf einem Strohsack in ihren Wollenkleidern, mit Ausschluß alles Linnens. Minder streng gehalten sind ihre Laienbrüder. Sie heißen die ersten neun Jahre währes ihres Noviciates Geschenkte, und hierauf, durch Gelübde verpflichtet, Bekehrte. Ungeachtet ihrer strengen Lebensweise sehen die Mönche doch gut aus, und erreichen gewöhnlich ein hohes Alter.

Wir erhielten Erlaubniß, mit einem älteren Karthäuser näher zu verkehren. Es war ein Mann von den feinsten Manieren, mit der Leichtigkeit und Natur, wie sie langer Umgang in höheren Kreisen ausbildet. Ueber sein Gesicht war die Weichheit und Lieblichkeit eines unbeschreiblichen Wohlwollens verbreitet und eine Art von kurzer Entschlossenheit, die deutlich sagte: „Deine Rechnung ist gemacht!"

„Denken Sie noch an die Welt zurück?" fragte voreilig ein Franzose, und drehte seinen Zeigefinger in's Knopfloch des Scapulieres, so daß der Mönch kaum ausweichen konnte. „Ich denke nicht zurück", sagte er sanft, „ich erinnere mich blos, und das ist eine Fahrt im Kahne über einen spiegelklaren See. Ich habe gewählt und nun ist Friede."

[238.]

---

3. Ein Volks- und Kirchenfest am Lago Maggiore.

In katholischen Italien sind die Kirchenfeste wahre Volksfeste, und die Volksfeste Kirchenfeste, voll Heiterkeit und Poesie. Alljährlich wird das Fest des heiligen Karl Borromäus Angesichts seines Riesenstandbildes am Lago Maggiore gefeiert und schon durch die Lage der Rocca Borromea, die der segnende Heilige krönt, erhält diese Feier, zu der das Volk so zahlreich aus nahen und fernen Gegenden herzuströmt, einen eigenthümlichen, erhebenden Charakter.

Wer könnte sie auch je vergessen, diese zauberischen Ufer, der sie einmal gesehen! Diese Ufer, so überreich von Gott und den Menschen geschmückt, rings mit Städten, Marktflecken, Dörfern und geschmackvollen Villen eingefaßt, und von romantisch gelegenen, prachtvoll bebauten Hügeln umschlossen, Alles prangend in dem reichen, lieblichen Grün des Südens! Und hinter diesen Gartenhügeln der Ufer als Mittelgrund ein schönes, fruchtbares Mittelgebirg, und in der Ferne endlich als ernster, erhabener Hintergrund der Alpen glorreiche Häupter, der Monte Rosa in strahlender Herrlichkeit, mit seinen vom ewigen Schnee glänzenden Ausläufern. Und dann der Spiegel dieses Sees, von Lorbeer und Myrthen umgrünt, von Orangen umduftet, in dem die grünen Berge und der blaueste Himmel sich krystallhell spiegeln! Und während hier unten in den Gärten die Rosen nie welken, starren dort oben die einsamen, nackten, starren, gewaltigen Felswände, die ihre silbernen Hörner und Zinken triumphirend himmelan strecken!

So schauen sie ernsten Blickes auf die Rocca am See hernieder; dort thront sein Standbild, dort steht seine Kirche, dort sein Seminar, und ringsumher zwei und zwanzig in italienischem Kirchenstyl aufgeführte Kapellen, in welchen die Thaten und Wunder des Heiligen dargestellt sind. Zwar sind diese Kapellen, Dank der italienischen Fahrlässigkeit, jetzt halb verfallen, aber gerade dadurch geben sie dem heitern Bilde einen Zug schwermüthigen nachdenklichen Ernstes. Dann denke dir nur die leidenschaftliche Liebe des italienischen Volkes, Festlichkeiten beizuwohnen, und wie sie auf allen Wegen und Stegen, zu Wasser und zu Land, zu Fuß und zu Roß, in Gondeln und zu Wagen, in heiteren Farben und heiteren Sinnes, diesem reizenden Schauplatz der Feier zuströmen!

Bald umgeben drei bis viertausend festlich und bunt gekleidete Mädchen und junge Burschen das Bild des verehrten Heiligen. Und welch ein lautes Leben in dieser heiteren Menge! Mitten unter ihnen ein Schwarm von Quacksalbern; Verkäufern und Spekulanten jeder Art, die die grellsten und bizarrsten Einfälle und Possen zum Besten geben. Nie geht dabei ihrer blitzschnellen Zunge der Stoff der Beredtsamkeit aus. Dann die vielen Savoyarden mit ihren Drehorgeln, Affen, Schildkröten, Murmelthieren, zahmen Vögeln, seltsam und drollig herausgeputzten Hunden, daß ein Kranker lachen müßte, ihren Mandolinen, Tambourinen, Stroh- und Glasinstrumenten. Dazwischen wieder die Oper- und Minnesänger, alte und junge, ein Theil in seidenen Kleidern, ein Theil in Lumpen, und all die Gaukler und Taschenspieler, und die Masse von Blinden und Krüppeln auf allen Wegen und Ecken, die ihre Wunden und Verstümmelungen in gräßlichster Weise zur Schau stellen und dazu bald lateinisch, bald italienisch beten, und hier ihren Landsleuten Freiheit und Unabhängigkeit, dort den österreichischen Soldaten neue Siege zum Besten der Menschheit und langes glückliches Leben wünschen. Und das Alles fährt und reitet, und rennt und springt, und tanzt und plaudert, und singt und schreit, und musizirt und betet, und lacht und weint bunt durch einander. Was aber uns ohrenbetäubend und sinnverwirrend scheint, das ficht den Italiener nicht im Mindesten an; es entspricht seiner Sinnesart, und er befindet sich dabei wohl und jubelt mit.

Wie billig, beginnt das Fest mit einem feierlichen, prachtvollen Gottesdienst. Daß Alles zu seiner größeren Verherrlichung dabei aufgeboten wird, kannst du dir denken. Die Kirche und das Standbild sind mit frischem Grün, mit Blumen und Bändern verziert. Der große dazu erforderliche Aufwand wird aus einem eigenen Fond bestritten.

Nach italienischer Sitte dürfen die Böller natürlich dabei nicht fehlen; in dem feierlichsten Augenblick donnert's in gewaltigem Knall, mit tausend Schlägen, und verkündet die Feier den Entfernten weit in der Runde.

Nach dem Gottesdienste beginnen die Unterhaltungen und Lustbarkeiten jeder Art. Zu Achte und Zwölfe marschiren die Mädchen in ganzer Fronte, eine in die andere eingehängt, mit Blumen und Bändern überhangen, in ihren bunten Kleidern, mit ihrem reichen, schönen Kopfputz, singend auf und ab. Andere stehen oder lagern um oder unter einem schönen Baume und trillern dort ihre Volkslieder.

Die Hauptrolle unter den Confetti oder Zuckerkünsten spielen die Lebzelten, die nach dem Hochamte von der Kirche geweiht werden. Es werden davon für mehrere Lire verkauft. Die südliche Phantasie hat ihnen alle nur erdenklichen Formen gegeben: geistliche und weltliche Dinge, Bilder von den Thaten und Wundern des heiligen Karolus, goldene und silberne, von Pfeilen durch-

bohrte Herzen, Spiegel, Goldflitterschmuck, kurz alles Mögliche ist damit verziert und darin eingerahmt, und lange, grellfarbige Bänder hängen bunt und festlich von diesen Kostbarkeiten herab. Und nun zeigt sich die wetteifernde Galanterie der Jugend und die Liebe des Volkes zu diesem heiteren, grellfarbigen Flitter.

Wenn ich diesen harmlosen Spielereien der Menge zusehe, an die wir in dem kühleren Norden gar nicht gewöhnt sind, dann kommen mir die Italiener immer wie Kinder vor. Jeder Bauernbursche bietet nämlich Alles auf, um sich mit diesen seltsamen Zieraten zu behängen, und je phantastischer er damit ausstaffirt ist, um so mehr dünkt er sich, und um so mehr gilt er bei seines Gleichen. Einige treiben es hierin so weit, daß man gar nichts von ihnen sieht, als Lebzelten, Spiegel, Flitter, Bänder, Herzen, die an ihnen herumbummeln; kurz, sie sehen wie Hanswürste aus, und Dies ist ihre höchste Lust. —

Gar Mancher wird das als eine Thorheit eines kindischen Volkes belachen. Mir sind indessen die Südländer immer darum beneidenswerth erschienen, daß sie sich noch so viel heiteren Sinn bewahrt haben und über einen so harmlosen, kindischen Scherz von Grund ihres Herzens vergnügt sein können, während jenseit der Alpen die Volkslust alle Poesie verloren hat und sich gänzlich auf Essen und Trinken beschränkt, was den Menschen dem Thiere so nahe bringt.

Die Empfänglichkeit für harmlose, ja oft für thöricht scheinende Vergnügungen ist von größerer Bedeutung, als es äußerlich den Anschein hat; sie ist von tiefem Einfluß auf das ganze Volksleben. Warum ziehen z. B. im südlichen Tyrol die Gutsbesitzer so häufig, trotz der Abneigung, die zwischen Deutschen und Welschen besteht, italienische Arbeiter den deutschen vor? Der Italiener, hat er gearbeitet, setzt sich mit seinen Kameraden zusammen und dann scherzen sie mit einander: sie plaudern, sie singen, sie spielen Mora, oder sie unterhalten sich mit drei brennenden Schwefelspänen, und dabei sind sie glücklich und lachen und jubeln, und die Stunden vergehen ihnen, ohne daß sie es merken. Der deutsche Arbeiter dagegen setzt sich hin und ißt und trinkt und dann will er schlafen. Davon wird der Leib schwer und der Geist träge. Und da das Essen und Trinken zur Virtuosität wird, so wird der Magen auch immer weiter und seine Ansprüche immer größer, der Gutsherr kann sie bald kaum mehr befriedigen. Woher denn die italienischen Arbeiter gesuchter sind, weil sie als fleißiger und mäßiger gelten, und darum erklärt sich ferner die für den deutschen Stamm nichts weniger als ehrenwerthe Thatsache, daß die italienische Bevölkerung die Alpen immer höher hinanrückt; ein Hof nach dem andern fällt den Welschen zu; Orte, die noch zu Menschengedenken rein deutsch waren, sind gegenwärtig schon gemischt, und solche, die gemischt waren, sind bereits rein welsche geworden, in denen der deutsche Laut völlig verstummt ist. Doch kehren wir zu unserm Feste am schönen See des sonnigen Italiens zurück!

Beim Einbruch der Abenddämmerung kehrt Alles wieder heim, sodaß der See von größeren und kleineren Schifflein und Kähnen buchstäblich wimmelt. Da finden sich denn die Sänger und Sängerinnen und die Musikanten zusammen, und so rudern sie singend und musizirend auf dem ruhigen See ganz unmerklich hinaus in die Nacht und die Ferne, wo der Ton allgemach verhallt, und sie verschwinden wie Traumbilder. Es ist daher schwer zu unterscheiden, ob die lärmenden, grellen Tagesunterhaltungen oder diese Heimkehr mit verklingendem Gesange von so vielen Hunderten zur Zeit der Abenddämmerung und der hereinbrechenden Nacht auf ein empfängliches Gemüth einen tieferen Eindruck macht.

Ist es nun völlig dunkel geworden, dann wird nicht nur das hübsche, sich im See spiegelnde Städtchen Arna mit tausend Lichtern beleuchtet, sondern hinter dem Standbilde des Heiligen wird während einer ganzen Stunde ein schönes röthliches bengalisches Feuer unterhalten. Der Anblick ist zauberhaft. Die Stadt nicht nur, sondern auch die Landschaft wird den Anwohnern auf mehrere Meilen in die Runde ganz deutlich sichtbar. Man sieht die Beleuchtung zu Intra, Palanza, Belgirate, Baveno, Gavirate und an vielen andern Orten. Dieser Anblick wird dort mit größter Freude begrüßt, und damit endet das Fest. [15.]

4. Der Dom zu Mailand.

Die einzige Kirche, welche Demjenigen noch imponirt, der den St. Peters-Dom in Rom gesehen, ist der vierhundert vierundfünfzig Fuß lange, zweihundert siebenzig Fuß breite, aus dem schönsten weißen Marmor prachtvoll erbaute gothische Dom in Mailand, zu welchem 1386 der sonst übel berüchtigte Johann Galeazzo Visconti den Grund legte. Wie ein erstarrter Wald ragt diese schneeweiße Marmormasse mit ihren achtundneunzig Thürmen und ihrer zweihundert zweiunddreißig Fuß hohen Kuppel in die blaue Luft empor und sieht so neu aus, so zierlich und nett, als ob sie aus Silber gegossen oder aus dem feinsten Postpapier ausgeschnitten wäre. Viertausend fünfhundert Marmorstatuen schmücken das Aeußere dieses an Größe nur zwei Kirchen in der Welt, St. Peter in Rom und St. Paul in London, weichenden Wunderbaues und ragen auf seinen Thürmchen hoch empor, von denen die eine, welche auf der Kuppel steht, vergoldet ist. Man könnte sie kühn neben St. Peter stellen, und die Frage, welche schöner sei, würde nicht einstimmig beantwortet werden, so verschieden und so vollendet in ihrer Art sind beide Gotteshäuser. Die Kostbarkeit des Materials hat der Mailänder Dom vor St. Peter voraus, denn während dieser aus gelbem, ziemlich grobkörnigem Travertin besteht, hat man zu jenem den feinsten weißen Marmor genommen. Doch möchte ich von ihr sagen, daß sie, wie der florentinische Dom, von außen noch schöner sei, als im Innern, obwol sie auch in diesem Theile den genannten Nebenbuhler vielfach übertrifft, aber St. Peter in dieser Hinsicht bedeutend nachsteht.

Das Innere wird durch sehr schlanke und thurmhohe kanelirte Säulen in fünf Schiffe getheilt; die Schönheit derselben tritt um so mehr hervor, da man sie alles störenden Schmuckes, welchen man, wie z. B. die Seitenaltäre an die Wände und in die Kapellen verlegt hat, entkleidet hat; kein Bild hängt an ihnen, keine Statue ist hier angebracht, an denen es jedoch nicht fehlt, da man der letzteren im Innern allein zweiundfünfzig zählt, unter welchen die anatomisch interessante, als Kunstwerk auf jeden Fall einen unschönen, mithin verfehlten Eindruck machende Statue des heiligen Bartholomäus sich befindet, der bekanntlich lebendig geschunden und auch vom Künstler in dieser Gestalt abgebildet worden ist.

Nicht minder schön ist die Decke, wie durchbrochene Steinarbeit gemalt; sie macht dadurch einen schönen, mit dem Ganzen sehr harmonirenden Eindruck, welcher noch durch die das profane Licht abweisenden, oder doch blos gebrochen und verschieden gefärbt einlassenden Glasmalereien an sämmtlichen Fenstern verstärkt wird. Da sie alle gemalt sind, oder doch die wenigen in der Kuppel, die es noch nicht waren, gelbe Glasscheiben hatten, so kann man sich leicht vorstellen, welch zaubervoller, gedämpfter Glanz über die hier sich befindenden Kunstwerke ausgegossen ist; ich möchte diesen Eindruck mit dem oft mit großer Gewalt das Ohr und Gemüth der Zuhörer ergreifenden in der Musik vergleichen, wenn auf die Saiteninstrumente Sordinen gesetzt werden.

Von der ganzen eigenthümlichen Schönheit dieses unvergleichlichen Prachtbaues bekommt man einen Begriff, wenn man nicht vergißt, daß er, die Vorderseite einigermaßen ausgenommen, in welcher, statt der spitzigen, oben rund gewölbte Fenster und fünf viereckige Thüren angebracht sind, im reinsten gothischen Style mit unsäglich vielen Zieraten, Thürmchen, Spitzen u. s. w. erbaut ist, und doch erhebt sich die, sonst nicht zu dieser Bauart passende, hier aber doch konsequent aus dem Ganzen entwickelte Kuppel schlank und groß mitten in die Höhe. Es ist eine höchst gelungene und fast nirgends wieder vorkommende Verschmelzung der in ihren Grundzügen so entgegengesetzten Bauarten, ohne daß jede ihre Eigenthümlichkeit, worin gerade ihre Schönheit besteht, aufgegeben hätte. Man hat mit Recht schon häufig darauf hingewiesen, daß die Architektur in jedem Lande, wo sie sich selbstständig entwickeln konnte, ein mehr oder minder treues Abbild der Pflanzenwelt ist, daß mithin der gothische oder richtiger deutsche Kirchenstyl mit den in die Höhe starrenden Wäldern unserer Fichten und Tannen, und die italienischen Rotunden mit ihren Gewölben

und Kuppeln mit ihren niedrigeren, zierlicheren, freundlicheren Bäumen, den Pinien u. s. w. zu vergleichen seien.

Und wie in Mailand überhaupt italienisches und deutsches Wesen lieblich sich begegnen, aber nicht ein Zerrbild hervorbringen, sondern beide Völker hier ihre Unarten gleichsam nach einem stillen Vertrage abgelegt zu haben scheinen, um sich mit ihren einander ergänzenden Eigenschaften die Spanne Zeit, welche ein Menschenleben umfaßt, das Dasein so angenehm als möglich zu machen: ebenso hat sich Dies in seinem vornehmsten und größten Gebäude ausgeprägt, in dem italienische Kühnheit und deutscher Fleiß wunderbar vereint sind. Um den letztern zu beweisen, erwähne ich nur, daß die auf den höchsten Thürmen stehenden Statuen mit einer solchen Genauigkeit und Sauberkeit ausgeführt sind, als ob sie dazu bestimmt wären, in nächster Nähe, ja durch das Vergrößerungsglas und nicht aus einer Höhe von mehr als dreihundert Fuß betrachtet zu werden.

Der Baumeister dieses herrlichen Domes war ein Deutscher, Heinrich Arler in Gmünd, welchen Namen die Italiener in da Gamodia verdreht haben. Unter den spätern Fortsetzern des Bauers ist besonders Pelegrini zu nennen, der unter dem heiligen Karl Borromäus, der hier Erzbischof war, an der Façade den angedeuteten griechisch-römischen Styl höchst unpassend anbrachte, von dem die oben runden Fenster leider heute noch sichtbar sind. 1805 wies Napoleon, versteht sich, nicht aus seiner Kasse, die Kosten zur Vollendung des Baues an, welcher Befehl auch von den neuen Gebietern, dem Kaiser Franz und seinem Sohne Ferdinand, wiederholt wurde. [102.]

---

5. Hafenleben in Genua.

Eine prachtvolle Aussicht hat man vom Meerbusen auf die ganze Stadt und besonders von unfern der Lanterna vor dem äußersten Punkt des Molo nuovo ist der Blick sehr belohnend. Ganze Reihen der imposantesten Paläste, oft amphitheatralisch über einander steigend, oft aber auch von breiten, grünen Terrassen getrennt, oder wie von Smaragdgürteln umgeben, in der Mitte von grünenden und blühenden Gärten, übersieht man. Hier begreift man die Geschichte Genua's. Geschickte, kühne Seeleute, klug spekulirende Kaufherren waren diese alten genuesischen „Nobili“ auf dem Meere, vor deren Galeeren mehr wie einmal der Halbmond floh, dagegen prachtliebende Aristokraten auf dem Festlande. Nicht verschlossen sie die Schätze, die Indien oder der Orient ihnen brachte, sorgsam in ihre Truhen, sie liebten im Gegentheil, mit triumphirendem Stolze sie öffentlich zu zeigen und prachtvolle Bauwerke, welche die Namen ihrer Begründer Jahrhunderte noch aufbewahren, zu errichten, Künste aller Art zu fördern, mit verschwenderischer Hand den unteren Volksklassen zu spenden. Was für ein fürstlicher Reichthum gehört dazu, wenn ein Privatmann ganz aus eigenen Mitteln eine Kirche, wie die von Corignano, in einer kurzen Zeit erbaut! Das edle Haus der „Sauli“ lebte, wie Dies in Genua unter den vornehmen Geschlechtern so häufig der Fall war, in arger Feindschaft mit dem nicht minder edlen Hause der Fieschi. Trotz dieser Feindschaft besuchten Erstere doch aus altem Herkommen eine kleine Kirche, die einst von den Fieschi gegründet war und auf welche diese noch eine Art von Eigenthumsrecht auszuüben hatten. Da geschah es, daß ein Marchese Fieschi der jungen Tochter des Marchese Sauli, des Oberhaupts der Familie, öffentlich in spöttischen Worten den Eintritt in sein Gotteshaus untersagte. Vor Scham und Zorn erröthend, kehrte die so Gekränkte in den väterlichen Palast zurück und klagte dem Vater die widerfahrene Unbill. Mit stolzen Worten that der verletzte Mann das Gelübde, er wolle sogleich eine Kirche aus eigenen Mitteln erbauen, welche die des Fieschi weit überragen solle. Sogleich mußte der geschickteste Architekt der Stadt den Plan zu dem Bauwerk entwerfen, mit offenen Händen spendete der Marchese Geld über Geld, den Bau zu fördern, und binnen wenigen Jahren stand das Gotteshaus in seiner stolzen Würde, die mächtige Kuppel des Mittelthurmes von vier kleinen Thürmen umgeben, vollendet da, noch jetzt eine Zierde Genua's. Welche stolze Paläste be-

sitzen auch die edlen Familien Doria, Fieschi, Durazzi, Pallavicini u. a., welche alle unweit des Meeres liegen, sodaß man sie von einer Barke im Hafen aus so recht in ihrer ganzen Größe bewundern kann. Das weitläufige Bauwerk des Palazzo-Doria übertrifft an Größe und Reichthum der äußern Ausstattung gar manches fürstliche Residenzschloß in unsern deutschen Hauptstädten. Zwei Hauptgebäude, durch große Arkaden mit einander verbunden, bilden den Palast. Das eine liegt auf schönen grünen Terrassen hart am Meere, dessen Wellen den Fuß der Mauern, welche den Garten tragen, bespülen, das andere höher hinauf auf einem mäßigen Berge. Große Platanen, Kastanien und Pinien zieren den weitläufigen Garten mit seinem Marmorbassin und seinen Bildsäulen von Taxushecken.

Hoch oben über der ganzen Häusermasse Genua's erhebt sich am Horizont die blaue Bergkette der Seealpen, einen würdigen Schluß des schönen Gemäldes bildend. In weiter Bogenlinie ziehen sich dieselben um den ganzen Meerbusen, dessen Wellen oft in schneeigem Schaum sich an ihren Füßen brechen.

Ein Bild des Lebens in einer Hafenstadt des Mittelmeers gewährte uns eine Morgenspazierfahrt im Hafen von Genua. Bereits herrscht überall die regste Thätigkeit. Mit lautem, eintönigem Gesang arbeiten die Matrosen auf den meisten Fahrzeugen an den Winden, die schweren Güter aus dem untern Schiffsraum heraufzuziehen, oder neue Ladung einzunehmen. Hierbei zeigt sich auffällig der Unterschied nördlicher und südlicher Nationen. Mit langsamen aber sicheren Griffen zogen die schwedischen, norwegischen, norddeutschen und englischen Matrosen an ihren Winden, eintönig erscholl das Ho, Ho, — Hi—o, Hio—Ho—Ho ihres Vorziehers und Vorfängers, in das die Anderen dann in gleichem Takte einstimmten. Aber tüchtige Lasten kamen zum Vorschein und wurden von den kräftigen Armen anscheinend leicht bewegt. Welch Durcheinanderschreien, welch Lärmen und Zerren und Kreischen hingegen am Bord der Griechen, Italiener, Spanier und Provençalen. Als wollten sie in blindem Eifer wahre Riesenlasten aufwinden, so sprangen und zerrten die braunen Kerle an ihren Winden, und doch brachten sie verhältnißmäßig nur kleine Ballen oder Fässer herauf, der Eine zog rasch, der Andere langsam, der Erste ward früher müde, bis die Last herauf war, und ließ das Ziehtau fahren, die Anderen wollten oder konnten die Last allein nicht überwältigen, folgten seinem Beispiel, und der Ballen oder die Tonne, die oft schon fast das Verdeck erreicht hatte, stürzte mit dumpfem Gepolter wieder in den Raum zurück. Dann gab es jedes Mal ein heftiges Zanken, wer die Hauptschuld davon trage, und ein wildes Fluchen und Drohen des mit Recht erzürnten Steuermanns oder Capitains, und damit ging dann so viel Zeit verloren, daß die ruhigen, langsamen Nordländer schon wieder einen bis zwei Ballen heraufgewunden, bis die lebhaften Südländer nur mit dem Anfang der Arbeit begonnen hatten. Eine mecklenburgische Brigg und eine römische aus Civita Vecchia, die beide Baumwolle in gleich großen Ballen aus der Levante gebracht hatten, lagen neben einander, um zu löschen. Der mecklenburgische Capitain hatte fünf Matrosen an der Winde, der römische aber neun und doch ließ ersterer in gleichem Zeitraum mehr als die doppelte Zahl von Ballen herauswinden, als letzterer. Freilich verzehrten die fünf mecklenburgischen Matrosen dafür am Mittag eine so gewaltige Schüssel voll gelber Erbsen und Pökelfleisch, daß die mäßigen Römer gewiß drei Tage davon gelebt hätten.

Unzählige große und kleine Barken und Böte aller Art durchschneiden in den frühen Morgenstunden den Hafen nach allen Richtungen. Gleich schachernden Juden auf den Trödelmärkten hört man geputzte Mäklercommis sich gegen einander schmälern und die Preise für ihre Dienste herabsetzen, um die unschlüssigen Capitaine für ihr Haus zu kapern. Andere Boote sind mit Victualien aller Art bis an den Rand beladen, den Schiffen die ihnen nach langer Seereise willkommenen frischen Lebensmittel zu bringen. Besonders hübsch sehen diejenigen aus, welche mit Früchten und anderen Gartengewächsen angefüllt sind. Zu hohen Bergen liegen die hellgelben Citronen aufgestapelt, riesige Körbe sind mit dunklen, bitteren oder süßen Orangen, Paradiesäpfeln, gold- und grüngestreiften Melonen, frischen Feigen oder anderen Erzeugnissen der südlichen Vegetation angefüllt, während dabei Artischocken, Blumenkohl und andere feine Gemüse, die im Norden hohen Werth haben, zu wohlfeilen Preisen verkauft werden. Unsere nordischen Matrosen wissen aber allen diesen Früchten und Gemüsen keinen sonderlichen Werth abzugewinnen, und

bleiben lieber bei ihren gewohnten Linsen, Bohnen, Erbsen und Pökelfleisch. Zwischen allen diesen Handelsbarken, die großentheils gerudert werden, lassen sich die heimkommenden Fischerboote an ihren ausgespannten Segeln leicht herausscheiden. Voll bläst der leichte Seewind die ausgespannten Leinen auf, wie ein Pfeil schießt das kleine Schifflein zwischen allen den hochbordigen Kauffahrern hindurch. Man fürchtet, jeden Augenblick müsse das kleine Fahrzeug durch heftiges Zusammenprallen mit jenen kupferbeschlagenen Riesen zerschellen, so dicht segelt es auf sie zu, aber ein leichter Druck der Hand des Steuernden genügt, das Kiel ändert seine Richtung, und oft kaum einen Fuß von der gefährlichen Nähe, schießt das Schifflein vorbei. Die Genuesen sind von Alters her geschickte und kühne Seeleute, und übertreffen hierin gar sehr alle übrigen Italiener. In den Fischkasten dieser Fischerboote, die größtentheils die Nacht zu ihrem Fange benutzen, wimmelt es oft von den seltsamsten Gestalten. Fische in so mannichfacher Auswahl, wie unsere nordischen Meere sie nicht kennen, Mollusken, Muscheln und andere Thiere des Meeres sieht man. Frutti de mare nennt der Genuese alle diese Thiere, die besonders auch den unteren Ständen einen nicht geringen Beitrag zu ihrer Küche geben, da sie zu ungemein wohlfeilen Preisen verkauft werden. Auf dem Fischmarkt, der unweit des Hafens liegt, kann man interessante Beobachtungen machen. Hier liegen die großen Thunfische, die gleich dem Fleisch in unseren Schlachtbänken mit dem Beile zerhackt und pfundweise verkauft werden; daneben Spielarten der Delphine, Seeteufel und weiß Gott, was noch für verschiedene Gattungen, oft von den schönsten Farben, von den seltsamsten Formen. Und nun gar die Mollusken, die häufig ein nichts weniger als Appetit erweckendes Aeußeres haben, obgleich sie von den unteren Ständen leidenschaftlich gern gegessen werden. Ein beständiges Gewühl herrscht besonders in den Morgenstunden von sechs bis acht Uhr auf diesem Fischmarkte. Viele Hunderte von Frauen und Männern strömen dann aus der Stadt herbei, ihre Einkäufe zu machen, und da in Italien nichts ohne Lärm und Geschrei abgehen kann, so schwirren und summen alle möglichen Töne betäubend durch einander. Um ein paar Fische für wenige Kupfermünzen einzukaufen, macht der Genuese viel mehr Worte, entfaltet einen weit größeren Aufwand von Redekünsten, als der englische Kaufmann bedarf, wenn es sich um ein Geschäft von mehreren hunderttausend Pfunden handelt. In dieser äußeren Lebendigkeit, dieser Volubilität der Zunge, besonders im Handeln und Feilschen, haben die Italiener viele Aehnlichkeit mit den Israeliten. Es kann auf einem jüdischen Trödelmarkt wahrlich nicht geräuschvoller zugehen, als auf dem Genueser Fischmarkt. [242.]

---

6. Die Misericordia zu Florenz.

Mitten durch die buntgekleidete, heitere Menschenmenge von Florenz sieht man oft eine Schaar spukhafter, schwarzer Gestalten einherschreiten, die, einen Sarg oder eine schwarzbehängte Tragbahre auf den Schultern, mit schnellem Schritte ihre Straße ziehen. Sie tragen schwarze Leinwandkittel, wie Mönchskutten gemacht, die schwarze, spitze Kapuze über den Kopf gezogen, welche nur für die Augen ein Paar Einschnitte hat. Ein Rosenkranz hängt an ihrem Gürtel, der muschelgeschmückte Pilgerhut an ihrem Arme.

Es ist die Gesellschaft der Misericordia, welche noch aus den Parteikämpfen der adligen Geschlechter der Vorzeit herstammt. Damals geschah es oft, daß die bei den Gefechten Verwundeten ohne Beistand in den Straßen liegen blieben, sei es, daß ihre Kampfgenossen geflohen waren, oder daß unbetheiligte Bürger Bedenken hatten, ihnen zu Hülfe zu kommen, und dadurch als Anhänger einer Partei zu gelten und sich die Feindschaft ihrer Gegner zuzuziehen. Diese Noth, unter der Alle gemeinsam litten, führte zu einer Maßregel, nach der man das Parteiwesen nicht auf die Leidenden auszudehnen beschloß und sich verband, in jedem Hülfsbedürftigen nur den Menschen, nicht den Anhänger dieses oder jenes Hauses zu sehen. So ward die Misericordia gestiftet.

Fand man einen Todten, einen Verwundeten in den Straßen und gab eine bestimmte Glocke das Signal, welches die Brüderschaft herbeirief, so

versammelten sich Diejenigen, welche es gehört hatten; man warf die Kutten und Kapuzen über, um sich gegenseitig unerkennbar zu sein, und unter dieser Hülle schwieg der Kampf, verband man sich mitten im wilden Streite der Parteien zu milden Werken wahrer Menschlichkeit.

Jetzt ist das Institut in eine bestimmte Form gebracht. Fast alle Bürger von Florenz, ein großer Theil des Adels, der Großherzog selbst, der sich vertreten läßt, sind Mitglieder der Misericordia. In den verschiedenen Stadtbezirken bestimmen die einzelnen Vorsteher die Dienstthuenden für jeden Tag des Monats und diese versammeln sich auf ein bestimmtes Signal mit einer Glocke im Hause des Vorstehers, der sie an ihr Werk schickt. Sie bringen Leute, welche in den Straßen verunglücken und ihren Beistand fordern, in deren Wohnungen oder in die Lazarethe, sie tragen arme Wöchnerinnen in die Hospitäler und Todte zu Grabe. Aus den kleinen Beiträgen, welche jeder Theilnehmer der Gesellschaft zahlt, ist allmälig ein Kapital erwachsen, für das die Misericordia selbst ein bedeutendes Hospital errichten konnte, wo zahlreiche Kranke sehr wohl geborgen sein sollen.

Kein Tag verging, ohne daß ich die schwarze Brüderschaft unter meinen Fenstern auf dem Corso vorüberschreiten sah, und oft zogen sie noch nach Mitternacht mit vorgetragenen Fackeln schnell durch die dunkeln Straßen, wenn wir aus den Theatern kamen.

Ich hatte jedesmal die Empfindung, mich vor den fremden Leuten, deren Gesichter ich nicht sehen konnte, recht herzlich zu verneigen, wenn ich aus der langen Kutte bald den mit Kalk und Staub befleckten, breitgetretnen Schuh des Handwerkers, bald den blankgefirnißten Stiefel eines jungen Dandys hervorgucken sah; oder wenn auf der Tragbahre feine, weiße Männerhände mit den schwielenvollen Händen des Arbeiters wechselten.

Solch persönliches, anspruchloses Helfen ist es, was uns noth thut. Dabei prangen keine Namen in öffentlichen Blättern, es ist auch kein Orden dafür zu gewinnen und keine ehrenvolle Anerkennung in frommen Salons. Ungekannt, unangesehen und verloren in der großen Zahl hilft Jeder, nicht mit Geld, auf das er vielleicht nur geringen Werth legt, sondern mit eigener Kraft, zu jeder Stunde, bei Tag und Nacht mit Aufopferung der augenblicklichen Bequemlichkeit.

Jeder, und dies ist der Hauptvortheil der Misericordia, jeder der reichen Theilnehmer an derselben wird dadurch bisweilen an das Schmerzenslager des Armen, in die Noth seines Hauses eingeführt und das eigene Anschauen derselben ist für tausend Menschen eine unabweisliche Forderung, zu helfen, so weit es in ihren Kräften steht.

Es sind nur wenig Herzen so verhärtet, daß sie kalt und starr blieben bei dem Nothschrei, der ihr Ohr unmittelbar berührt, und zu jedem Vaterherzen sprechen die Thränen armer Kinder und die angstvollen Blicke sorgenbeladener Eltern.

[131.]

---

7. Die Peterskirche zu Rom.

Der Eintritt in die Peterskirche wird gleichsam vorbereitet durch den herrlichen Petersplatz, auf welchem jetzt das Volk den Segen des heiligen Vaters empfängt, während hier vormals der Circus des Nero war, der sich an Kampfspielen der Christen mit wilden Thieren ergötzte. Gerade also auf diesem Platze, wo einst der Tyrann seine Augen an dem schmählichen Tode so vieler Märtyrer weidete, vereinigt sich nun der höchste Glanz des christlichen Roms: die Peterskirche und der Vatikan. Wie bedeutsam wird durch diese Vergleichung die Inschrift auf dem Obelisk, der sich in der Mitte des Platzes erhebt: „das Kreuz hat triumphiret!"

Dieser Obelisk, der ehemals zwei Kaisern, dem August und Tiber, gewidmet stand, war mit der Herrlichkeit des alten Roms in Schutt und Staub versunken, aber mit der Wiedergeburt des neuen Roms dem heiligen allbelebenden Kreuze geweiht, das nun als Siegesdenkmal des wahren Glaubens über den Trümmern heidnischer Finsterniß auf seiner Spitze strahlt. Auf jeder Seite des Obelisk rauscht ein mächtiger Springbrunnen, wodurch



DIE PETERSKIRCHE IN ROM.

der Platz außerordentlich an Leben und Anmuth gewinnt.

Noch mehr erhöht seinen Glanz die majestätische Colonnade, die ihn umgibt, so daß er sich dadurch gewiß vor allen berühmten Plätzen der Welt auszeichnet. Dieses Säulengebäude zu beiden Seiten, von einer Majestät, die man sich kaum schöner malen kann, besteht aus 320 Säulen von Travertin, eine jede des Umfangs, daß zwei Männer sie kaum umklaftern können. Die Säulen, an und für sich von verhältnißmäßiger Höhe, stehen vierfach und bilden drei Gänge, von denen der mittelste weiter ist, als die beiden Seitengänge, so daß er auch zum Fahren dient; sie sind überdies noch so regelmäßig gestellt, daß man sie, von einem Centralpunkte des Petersplatzes aus gesehen, nur für eine einzige Reihe hält. Achtundachtzig Statuen von Heiligen schmücken das Geländer, womit das platte Dach der Colonnade umgeben ist, sowie achtundvierzig andere Statuen die Geländer der beiden Gänge, die sich an das Dach anschließen und in die Vorhalle der Kirche führen.

Zu dem ersten Tempel der Christenheit, zur Kirche selbst, dessen Vorderseite dem großen Oval dieses Platzes zum Hintergrunde dient, führt eine Marmortreppe, auf welcher die Statuen der heiligen Apostel Petrus und Paulus stehen, daher die lateinische Benennung: Limina SS. Apostolorum Petri et Pauli (Schwellen der heiligen Apostel Petrus und Paulus).

Das Portal tragen Säulen — und man muß erst hinzu treten und die Säulen an ihrem Körper messen, ehe man sich einen Begriff von ihrer ungeheuren Höhe und Dicke machen kann.

Fünf große Oeffnungen zwischen den Säulen führen in die Vorhalle der Kirche. Ueber dieser Vorhalle ist eine zweite Gallerie mit dem Balkon in der Mitte, von welchem der heilige Vater den Segen ertheilt; ober den Säulen läuft eine Attika und auf dieser ein Geländer, wo die kolossalen Statuen Christi und der zwölf Apostel diese Vorderseite bekränzen, hinter welcher die Kuppel wie ein lustiges Pantheon emporragt, in dessen höchstem Gipfel dann die ungeheure Composition mit dem Kreuze sich vollendet.

Aus dieser prächtigen Vorhalle, deren Hauptschmuck die schöne Mosaik ist, das Schiff Petri vorstellend, und in welcher auch die grandiosen Reiterstatuen Karls des Großen und Constantins stehen, gelangt man durch fünf Thüren, — von denen jedoch eine zugemauert ist und nur in einem Jubeljahre geöffnet wird, daher auch Porta Santa (heilige Thür) heißt, — in das Hauptschiff der Kirche.

Der Eindruck, welchen der erste Eintritt in dieses Kirchengebäude, dem das Alterthum an Größe und Pracht nichts entgegensetzen kann, hervorbringt, ist mit Worten schwer zu beschreiben. Im ersten Moment wird die Seele mit Staunen erfüllt, das sich mehr steigert, wenn die vergleichende Denkkraft der Phantasie zu Hülfe kommt, und in den Verhältnissen dieses großen Ganzen allmälig das Ungeheure bemerkt, das dem Baue zu Grunde liegt. Die Höhe, Breite und Länge des Gebäudes macht jedoch nichts weniger als einen schauerlichen Eindruck; man fühlt sich wohl bei diesem Anblicke; man fühlt sich in dieser Weite gar nicht verloren, sondern von allen Seiten bequem und gemächlich eingeschlossen, weil das Ebenmaaß der Verhältnisse mit dem Geiste des Menschen harmonirt.

Vor Allen fällt der Glanz und die Reinlichkeit auf, welche dem Eintretenden von allen Seiten wie aus einem geschmückten Wohnzimmer entgegenstrahlt. Unwillkürlich blickt das Auge schnell zu der gewölbten Decke empor, die sich so zart dem Blicke entgegenstellt; dann wendet man sich zu der Wölbung der Kuppel, welche auf der Welt nicht ihres Gleichen hat, und, ohne einen furchtbaren Eindruck zu machen, das Auge allmälig durch ihre sanfte Krümmung bis zu ihrem Schlußpunkte in die Höhe zieht.

Unter dieser schönen Wölbung steht der zierlich geschmückte Hochaltar, worüber ein vergoldeter Baldachin gespannt ist, der auf vier gewundenen, bronzenen, mit Laubwerk und Genien verzierten Säulen ruht, und selbst die Höhe eines ansehnlichen Gebäudes hat, ob er gleich dem Auge nur wie eine bloße Zierde erscheint. Vier Engelfiguren auf den Enden des Baldachins halten in jeder Hand einen Blumenkranz. Der Baldachin selbst bildet sich in seinem Gipfel zu einer Krone, auf welcher man eine Kugel, und über dieser ein Kreuz erblickt.

Unter diesem Hochaltar, auf welchem der heilige Vater an den höchsten Kirchenfesten das Pontifikalamt hält, ist die Gruft, welche die Gebeine des Apostels Petrus aufbewahrt, die in einer Nische der Vorderseite des unterirdischen Altares ruhen, der im engeren Sinne die Confession des heiligen

Petrus genannt wird. Den Fußboden derselben bedeckt eine metallene Platte, auf welche die Pallien der Erzbischöfe gelegt und eingesegnet werden. Diese kostbare unterirdische Kapelle ist mit Mosaik und Marmor geschmückt; man steigt auf einer Marmortreppe in ihre äußere Vertiefung hinab, in welcher sich das Grab und die Statue Pius VI. von Canova in der Stellung eines Betenden befindet. Oben in der Kirche sieht man um diese Gruft ein Geländer, auf welchem Tag und Nacht mehr als 100 silberne Lampen brennen. Diese gewähren einen feierlichen und schönen Anblick, und verleihen dem Ganzen ein ernstes Ansehen, indem sie die Idee einer immerwährenden Todtenfeier in diesem, dem Ersten der Apostel gewidmeten Tempel erwecken.

Erstaunlich sind die vier gewaltigen Pfeiler, auf welchen die Kuppel, gleichsam als ein zweites Pantheon, in höheren Regionen aufgestellt ist. Sie haben selbst den Umfang beträchtlicher Gebäude, und ohne es zu wissen, sieht man sie gar nicht für Pfeiler an. Sie sind so gigantisch in ihrem Körper, daß ihre innere Dimension allein den Raum einer Kirche gibt.

Aus den vier gewaltigen Pfeilern führen eben so viele Treppen zu einer unterirdischen Kirche, in welcher sich nebst der erwähnten Confession noch viele andere Hallen und Gewölbe befinden, die Vatikanische Grotten genannt werden. Dieser Raum ist wahrscheinlich der Fußboden der alten Constantinischen Peterskirche, welche die Grabstätten mehrerer Märtyrer enthält. Sie werden in der Regel nur zweimal des Jahres geöffnet, am Montage nach dem Pfingstfeste für die Frauen und an der Vigilie dem Feste der heiligen Apostel Petrus und Paulus für die Männer, da beide Geschlechter hier nie zusammen erscheinen dürfen. An den benannten Tagen wird auch Vormittags Gottesdienst daselbst gehalten. Man sieht hier eine bedeutende Anzahl Grabmäler, theils mit Skulpturen, theils mit Inschriften, Basreliefs, Statuen u. s. w.

Das Größte an der Peterskirche bleibt unstreitig die Kuppel, ein Riesenbau, der alle Wunder der alten Baukunst übertrifft. Oder verdient diese Kuppel etwa weniger als die egyptischen Pyramiden, oder irgend eins der größten Denkmäler der Vorzeit angestaunt zu werden?

Die Antwort liegt einfach in der genauen Angabe, daß die Spitze des Kreuzes auf der Kuppel 487 Fuß über den Boden erhaben ist, somit die Höhe der höchsten Pyramide, sowie des Wiener Stephansthurms noch um ein Bedeutendes übertrifft. Die Kuppel ist überdies reich vergoldet und prangt mit Mosaikgemälden. Insbesonders schön und majestätisch strahlt im Mittelpunkte der Wölbung das Antlitz Gottes des Vaters, aus dem schönsten Mosaik gebildet, von allen Heiligen und Engeln umgeben.

Um ihre Größe ganz zu würdigen, darf man nur in eine der zwei Gallerien, die im Innern an der Wölbung herumlaufen, hinaufsteigen, und von da herniederschauen. Wie klein erscheint von dieser schwindelnden Höhe dem Beschauer der gerade unter ihm liegende grandiose Hauptaltar! Wie klein in der dunkeln Tiefe die hundert Lampenflammen, die als winzige und weitentfernte Lichtpunkte um das Grab der Apostelfürsten Tag und Nacht ihr feierliches Licht ausströmen! Wie klein erscheinen, nur Mücken gleich, die unten wandelnden Menschen!

Die Kirche selbst ist in Form eines lateinischen Kreuzes gebaut, und ihre staunenswerthe Größe nimmt man am deutlichsten wahr, wenn man in ihre Mitte tritt, und von da aus, einerseits das Auge nach Oben in die unermeßliche Höhe und Wölbung der Kuppel, anderseits aber in die ganze Länge und Breite der Kreuzesarme wendet. Es ist kaum glaublich und doch nicht übertrieben, daß vierzigtausend Menschen, im inneren Raume der Kirche befindlich, diese nicht einmal zur Hälfte ausfüllen würden. Sie würde mit ihrem Umfange den größten der Plätze Roms einnehmen, ja man könnte das ganze Colosseum in sie hineinstellen. Die genauen Maßverhältnisse sind: Länge 622 Fuß, Breite des Querschiffs 461 Fuß, Höhe des Mittelschiffs 150 Fuß, Höhe der Kuppel von Innen 413 Fuß.

Im Hintergrunde der Kirche befindet sich aus dem alten Tempel Constantins ein merkwürdiges Heiligthum, der Stuhl des heiligen Apostelfürsten Petrus, Cathedra S. Petri. Er ist jedoch in einem andern von vergoldeter Bronze eingeschlossen, welcher von den vier heiligen Kirchenlehrern Augustinus, Ambrosius, Athanasius und Chrysostomus getragen wird. Diese sind so kolossal, daß sie zusammen achtzigtausend Pfund wiegen. Ueber dem Stuhle schwebt die dreifache Tiara und oben an dem Gewölbe ist ein vortreffliches Mosaikgemälde nach einer Zeichnung von Raphael, darstellend, wie der heilige Petrus die Schlüssel empfängt.

Neben diesem Stuhle sind bei Weitem das Prachtvollste die Grabmäler so vieler Päpste, die sich in den Nischen oder Seitenhallen der Kirche befinden. Was die Capellen anbelangt zu beiden Seiten des Schiffes der Kirche, so sind auch diese so groß, daß eine jede beinahe den Umfang einer beträchtlichen Kirche mißt, wodurch das Auge, so wie man die Kirche hinauf geht, in jedem Momente mit erneuerter Pracht überrascht wird, und immer neue bewundernswerthe Räume wahrnimmt, die man Anfangs nicht bemerkt hatte. Mit Altären ist die Kirche nicht überladen. Einige Seitenaltäre stehen sehr zweckmäßig an ihrem Orte. Wie bekannt, sind die Altäre auch nicht mit Pinselgemälden, sondern nur mit Mosaikbildern, aber von vortrefflicher Arbeit versehen. Schließlich sei noch bemerkt, daß die Kosten des Baues der Peterskirche bis zum Jahre 1694 (also ohne die neue Sacristei) 46,896,000 Scudi (über 100 Millionen Gulden) betrugen. Die Erhaltung erheischt die jährliche Summe von 30,000 Scudi.

[185. 257.]

---

8. Umschau von der Kuppel der Peterskirche.

Sanct Peters Dom ist die Sonne, die leuchtend über den Palästen, Tempeln und Ruinen der ewigen Stadt steht und ihre weltbeherrschenden Strahlen meilenweit nach allen Seiten hin aussendet, um die Pilger mit magnetischer Kraft festzuhalten und in ihre geheimnißvollen Lichtkreise zu bannen. Woher man immer kommt, ob aus Süd, Nord, Ost oder West, immer blitzt zuerst am tiefblauen Horizont das goldene Kreuz der Peterskuppel wie das hellstrahlende Feuer eines Leuchthurmes auf, um den sichern Hafen zu bezeichnen, wo man anlegen soll nach der gefahrvollen und mühsamen Wanderfahrt. Selbst die Schiffer auf hoher See zeigen auf der Höhe von Ostia dem ahnungsvollen Auge des Reisenden einen flimmendern Lichtstrahl über dem dunkeln Nebelstreif der Küste und bezeichnen ihn als das Kreuz der Peterskirche. Kein Tempel in der ganzen Christenheit ist in weiteren Fernen sichtbar, als die Kathedrale von Sanct Peter, keiner ergreift beim ersten Erscheinen die Seele des Nahenden tiefer, als dieses schimmernde Bogenrund, das immer gewaltiger über dem dürren Hügelland der Campagna sich aufbaut. Die Macht Sanct Peters auf die Phantasie des Fremden ist so groß, daß er kaum die Stunde erwarten kann, in der sich die Pforten des Heiligthums vor ihm aufthun und seine übermächtigen Wölbungen, seine grandios erhabene Kuppel mit den ernsten Riesenbildern der Evangelisten, deren Lippen sich zur Rede zu öffnen scheinen, gleich einem zweiten Himmel ihn segnend überschatten.

Ohne den Papst gesehen, ohne die Peterskuppel bestiegen zu haben, kann der Fremde mit gutem Gewissen Rom nicht verlassen. Ich ließ es daher sehr bald meine Sorge sein, im Verein mit einigen Landsleuten diese belohnende Expedition anzutreten. Ein Erlaubnißschein des Maggiordomo, ohne Mühe von jedem Gesandten deutscher Mächte zu erhalten, öffnet die Thüren zu den Treppen dieses Riesenbaues. Der Schein lautet auf sechs Personen und kann also von einer ganzen Gesellschaft zusammen benutzt werden.

Schon auf dem Dach der Kirche, zu dem eine sanft ansteigende Treppe von solcher Breite führt, daß man zu Wagen hinauffahren könnte, ist die Aussicht weit, groß und überraschend. Nirgends erscheint der ungeheure Petersplatz mit den beiden in zwei geöffneten Halbkreisen ihn umschließenden Säulengängen erhabener, als am Steingeländer des Daches auf der Façade. In der Mitte des Platzes steht der Obelisk vom Sonnentempel aus Heliopolis, den Caligula nach Rom bringen ließ, von weithin zerflatternden, wie Perlen und Diamanten schimmernden Staubschleiern der Wassersäulen angeweht, die ohne Aufhören sich ablösen von den auf- und niederrauschenden Gewässern der Springbrunnen. Trifft die Sonne den feuchten Dunstkreis beider Brunnen, so schlingt sie buntfarbige Regenbogen um die silbernen Schaumpalmen, auf denen mit immer neuem Entzücken das Auge ruht und im Doppelgenuß edelster Kunst und belebter Natur sich berauscht.

In einem Seitenthurme steigt man auf leichter Wendeltreppe vollends bis zum Eingang der Kuppel hinauf. Bei der letzten Wendung fallen eine Menge in die Mauer gefügte Inschriften auf, die

der Besuchende neugierig überfliegt. Sie enthalten die Namen sämmtlicher höchsten und allerhöchsten Herrschaften, die je einmal die Kuppel mit ihrer Gegenwart zu beehren geruhten. In neuester Zeit scheinen diese Besuche ungleich häufiger zu werden, als in früheren Zeiten, wo das Reisefieber auch in den Palästen regierender Fürsten nur sporadisch aufzutreten pflegte.

Von der ungeheuren Größe der Peterskuppel bekommt man erst einen Begriff, wenn man auf die Gallerie hinaustritt, die sie nach Innen umgibt. Die Höhe bis zur Laterne erscheint fast noch eben so groß, als die Tiefe, die man hinabblickt in's Innere der Kirche. Das ganze ungeheure Innere der Kuppel ist mit vergoldetem Stuck und kunstvollen Mosaikarbeiten ausgelegt. Die Engelsgestalten, welche den untersten Kuppelrand umgeben und von unten aus gesehen nur Kindern von mäßiger Größe gleichen, verwandeln sich hier in übermenschliche Riesen und geben den schlagendsten Beweis von der außerordentlichen Höhe, in der man sich bereits befindet. Nur die enormen Dimensionen aller Verhältnisse in diesem einzigen Bau sind Schuld, daß man die beispiellose Erhabenheit des Ganzen nicht so leicht wie bei andern ebenfalls großartigen Bauwerken bemerkt.

Ein ziemlich schmaler Gang zwischen der innern Kuppelwand und dem äußeren Mantel derselben führt hinauf zur Laterne, die von einem zu sicherem Austritte eingerichteten Kranze umgeben ist. Hier kann man den ganzen bewunderungswürdigen Bau bequem übersehen und namentlich auch die Construktion der Kuppel genau betrachten. Der Sakristeiplatz, die Giardini pontifici, die Höfe und Gebäudemassen des Vatikan liegen in allen ihren Theilen unter uns ausgebreitet. Das Auge aber haftet nicht lange an diesem zunächst Gelegenen, es schweift über das weit ausgegossene Häusermeer der Stadt und sucht in weiter Ferne an solchen Gegenständen einen Ruhepunkt, die, obwol nur in verstümmelten Trümmern noch vorhanden, doch so lange in der Geschichte und dem Andenken der Welt leben werden, als die Erdkruste ihre jetzige Gestalt behält.

Der Geist des modernen politischen und religiösen Fortschrittes hat das Rom von heute wiederholt mit einer großen Kreuzspinne verglichen, die, im Mittelpunkt ihres kunstgewebten Fangnetzes sitzend, dieses selbst täglich zu erweitern und die ihr entschlüpfte Welt wieder einzufangen bemüht sei. Unwillkürlich mußte ich an dieses Gleichniß denken, als ich das christliche Rom und die Gräberstadt des alten unter mir liegen sah, auf allen Seiten umsponnen mit dem endlosen Netz der dunkeln, von Menschen und Thieren geflohenen Campagna. Die scharf darin hervortretenden lichteren Linien der Wasserleitungen, hier nach dem Albaner- und Sabinergebirg, dort nach dem See von Bracciano und dem niedrigen Gebirge der Tolfa laufend, waren mir die Rippen und Spannfäden des Netzes, und die dunkeln Punkte darin mit leuchtender Umgebung nahm ich für unglückliches Geflügel, das sich unvorsichtig darin gefangen und nun vergebens durch heftiges Schlagen der ihm verliehenen Fittige wieder zu entrinnen strebe. Und wol kann man auch dieses Bild von der Spinne im guten und edlen Sinne auf Rom anwenden und von ihm gelten lassen. Wer sich ihm naht, der fällt ohn' Erbarmen in die Maschen seines Zaubernetzes und wird von diesem so fest gehalten, daß es ihm große Kämpfe kostet, sich wieder daraus zu befreien. Denn noch immer ist Rom die Stadt der Städte, die die edelsten Bildungselemente in sich birgt und Jeden, der mit dem Wunsche es betrat, das unvergänglich Schöne und Erhabene mit reinem Sinne zu betrachten und in sich aufzunehmen, reich belohnt wieder entlassen hat. Wie nie zuvor trat die große Umgebung der ewigen Stadt im goldenen Sonnenlicht des klaren Herbsttages mir blendend und überwältigend vor Augen. Vom hohen Soracte im Nordost, bis zum westlichen Abhange des Albanergebirgs im Süden lag die ganze Kette der Sabinerberge mit den beschneiten Gipfeln des Apennin im Hintergrunde rund um die Campagna wie eine unübersteigliche, jeden Feind zurückwerfende Mauer. Im Westen flimmerte der Silberspiegel des Meeres hinter dem grauen Saum der bewaldeten Küste von Ostia. Das Geräusch des städtischen Lebens drang nicht herauf bis zu dieser Höhe, wenigstens waren es nur abgerissene, vereinzelte Laute, die sich in so luftige Regionen verirrten, und so konnte man sich leicht der Vorstellung hingeben, beim Anblick einer so unermeßlichen Menge gänzlich oder nur theilweise in Staub zerfallener Prachtbauten der Vorzeit, daß altes wie neues Rom verödet, ausgestorben, nur als herrlichstes Grabmal größter Erdentage vor Einem liege. Das Gefühl gänzlicher Verödung überfällt uns überhaupt leicht in Roms Nähe, weil die Campagna immer still bleibt und

die schönen Formen der Gebirge in ihrer ewigen Klarheit, ihrem glühenden Farbenwechsel, ihrem unbeweglichen, immergrünen Baumwuchs und den meistens ganz vegetationslosen Felsenstirnen das Ansehen haben, als seien sie erst fertig geworden unter der bildenden Hand des Schöpfers und warteten auf lebensfrohe Ansiedler, oder als könne ihre berückende todte Schönheit heitere Menschen nicht mehr heimisch umschließen und gegen den Feuerzorn der dämonischen Erdkräfte schirmen.

An der äußern Bedachung der Kuppel kletterten einige Arbeiter herum, die von unten sehr winzig aussehen mochten. Sie hämmerten und nieteten schadhaft gewordene Platten fest, und schwangen sich dabei mit einer Leichtigkeit, die uns schaudern machte, auf eisernen Bügelhaken fort, deren sich beim Entzünden der Fackeln und Lampen am Osterfeste die zu diesem halsbrecherischen Geschäft Gedungenen zu bedienen pflegen.

Seit langer Zeit ist Viel gesprochen worden von der Baufälligkeit des Meisterwerks Michel Angelo's und von dem eisernen Reifen, der zur neuen Befestigung der ungeheueren Kuppelwölbung in dieser angebracht worden sein soll. Ich fragte den Custode, der uns begleitete, konnte aber nichts Bestimmtes aus ihm herausbringen. Vielleicht, da er nur ein Diener des eigentlichen Custode war, wußte er selbst nicht genau Bescheid. Zu bauen sei immer in der Kirche, meinte er, und am meisten in und an der Kuppel. Ich sah selbst ganze Haufen abgebröckelter Mosaikstückchen auf der großen Gallerie innerhalb der Kuppel liegen und traf mehrere Arbeiter mit Ausbesserung der schadhaften Stellen beschäftigt. Ob dieses Abbröckeln Folge der im Innern der ungeheuren Wölbung geschäftigen Zerstörungskräfte sein mag oder andern Ursachen zuzuschreiben ist, weiß ich nicht. Wol aber höre ich von sehr Vielen, die es freilich auch nur von Andern gehört haben, daß es wirklich sehr mißlich aussehe mit dieser Kuppel, daß eine lange Dauer ihr nicht mehr zu prophezeien sei und die unbedeutendste Bewegung des alten vulkanischen Bodens ihr leicht gefährlich werden, ja wol gar den Untergang bereiten könne. Der sonderbare Hang in uns Allen, etwas Bedenkliches oft wider Willen höchst gefährlich zu machen, mag wol auch in Bezug auf die Peterskuppel das Seinige gethan haben, und vermuthlich können noch viele Geschlechter nach uns sie bewundern, wie schon unsere Vorfahren in längst vergangenen Tagen.

Auf schmaler, aber sehr bequemer Wendeltreppe in einer der Säulen, welche die Kuppel der Laterne tragen, steigt man hinauf bis in den Knopf der Kirche. Die Wenigsten haben Lust zu dieser Partie, die beim Eintritt in die finstere Stille, gerade weit genug, um einen mäßig starken Mann mit geschmeidigen Gliedmaßen sich hindurchwinden zu lassen, allerdings etwas unerfreulich wird. Wir ließen uns aber die kleine Mühe nicht verdrießen und Einer schob den Andern langsam die senkrechte Eisenstiege hinauf in das eherne, von der Sonne recht angenehm durchwärmte Gehäuse.

Es heißt, dieser Riesenkopf könne sechszehn Personen bequem fassen. Sollten je einmal so viele zu gleicher Zeit dem erhabenen Knopfe der Peterskirche eine Visite abstatten, so wird es ihre Sache sein, sich darin einzuschachteln. Wir waren unserer sechs und hatten allerdings Platz genug, es würde aber bei einer doppelten Anzahl sehr knapp mit dem Raum zugegangen sein, weshalb ich in die Normalzahl von sechszehn Mann einige bescheidene Zweifel setze.

Hier oben nun, erhaben über alles Glück und Elend der Welt, über Meinungsstreit und Fanatismus, überfiel uns eine wunderliche Grille. Wir meinten, wie die Studenten in Göthe's Faust auf Auerbach's Keller, daß ein Chorus, im Knopf der Peterskirche gesungen, an der ehernen Wölbung gar prächtig wiederhallen müsse. Rasch waren wir einig in der Wahl des Gesanges und schallend genug, wenn auch nicht sehr melodisch, sangen wir einen uns Allen theuren Choral mit mehr Andacht, als wir ihn in mancher Kirche der Heimath ehedem hatten singen hören.

Unter uns waren Werkleute thätig, die sich wenig kümmerten um die in fremder Sprache redenden Ausländer. Als sie aber die feierlichen Klänge unseres Gesanges hörten, die ihren Ohren eben so fremdartig wie die Sprache klingen mochten, ließen sie die Arbeit ruhen und lauschten still den ungewohnten Tönen. Und als wir wieder herabstiegen aus unserem Asyl, lüfteten sie respectvoll die Mützen, ließen uns schweigend vorüber gehen und setzten erst, als wir in der Treppensäule verschwunden waren, ihre Arbeit wieder fort.

[244.]

---

9. Der Vatikan.

Ueber der Peterskirche liegt der Vatikan, des Papstes Residenz. Er ist, so wie die kaiserliche Burg in Wien, kein einzelnes Gebäude, sondern ein Aggregat von Palästen, Flügeln, Zubauten, Höfen, Mauern und Gärten, welches den Raum einer ganzen Stadt einnimmt. Als ich ihn das erste Mal betrat, war allgemeiner Einlaßtag und die Zugänge und das Innere waren von Reisenden belebt. In der Vorhalle fallen zuerst die Schweizergarden auf, wie die Landsknechte des sechszehnten Jahrhunderts gekleidet, in Pumphosen und Wamms, die Kleider aus breiten, farbigen Tuchstreifen schwarz und gelb zusammengesetzt. Ihre Waffe ist eine Hellebarde, ihr Kopfschmuck ein Helm. Sie nehmen sich gut aus und es macht einen fröhlichen Eindruck, die Muttersprache, wenn gleich in der fremdklingenden, schweizerischen Mundart, in diesen Räumen zu hören. Der Landsknecht schützt den Herrn, dem er dient, und ist Feind von dessen Feinde. Vor dreihundert Jahren haben sie den nämlichen Vatikan geplündert, heute lehnen ihre Nachkommen friedlich an den Wänden und erinnern nur durch Tracht und Bewaffnung an das Jahr 1527. Der Gebrauch, fremde Söldner als Leibgarde zu halten, spricht nicht für das eigene Volk, dessen auserwähltesten Kriegern keine größere Ehre zugedacht werden sollte, als die Person des Landesfürsten zu schützen. So Etwas kommt meines Wissens nur bei romanischen Völkern vor.

Die Sammlungen des Vatikan sind leicht zugänglich, selbst an Tagen, wo nicht allgemeiner Eintritt, sind die Custoden den ganzen Vormittag gegenwärtig und gestatten die Benutzung. Den ersten Tag hatte ich nur Zeit, die Antikensammlungen zu überblicken, ich sage zu überblicken, denn ein nur einigermaßen genaues Studium derselben würden Wochen erfordern. Schon das Museum der Antiken in Neapel hatte mich durch die Menge der Marmorwerke in Erstaunen gesetzt. Was soll ich nun erst vom Vatikan sagen? Es sind Wälder von Statuen, Büsten, Inschriften, Gruppen, Urnen und Sarkophagen. Du glaubst zwei Mal, drei Mal am Ende zu sein, immer thut sich eine neue Reihe von Sälen auf und eine Reihe von Alterthümern beginnt, noch schöner als die frühere. Was muß einst Rom gewesen sein, daß nach so vielen und barbarischen Zerstörungen eine solche und so große Sammlung der geretteten Kunstwerke entstehen konnte! Mit welcher Sorgfalt ist für die wiedergefundenen Denkmäler gesorgt, wie schön sind die Räume, welche zu deren Aufstellung erbaut und geschmückt wurden, wie edel und geschmackvoll ist diese selbst! Am schönsten unter der Masse des Schönen ist jene Abtheilung, welche das Pio-Clementinische Museum heißt und in einem Flügel des Vatikans untergebracht ist, der von der herrlichen Aussicht auf die Stadt der Belvedere heißt. Dort sind der Torso und der Apollo aufgestellt, die unter den Namen del Belvedere so bekannt und berühmt sind. Der Torso flößt hohe Bewunderung ein und diese ist um so größer, weil der gearbeitete Marmorblock aller Theile beraubt ist, welche am meisten geeignet sind, die Vollkommenheit des Künstlers zu zeigen, es ist eben nur ein Torso, ein bloßer Rumpf. Kein Schriftsteller des Alterthums nennt den griechischen Künstler Apollonius, dessen Name auf dem Sitze, worauf die verstümmelte Statue ruht, angebracht ist, er war also unter den antiken Künstlern sicher kein Meister ersten Ranges, nur ein einziges Bruchstück ist von ihm erhalten und dieses einzige wird allen modernen Meistern als ein fast unnachahmliches Muster der vollkommensten Lösung der idealen Aufgabe plastischer Kunst vorgestellt. Es stellt einen sitzenden Herkules dar und ist, obwol ohne Kopf und ohne Arme, dennoch dem ganzen Farnesischen Herkules in Neapel weit vorzuziehen.

[94.]

10. Das Colosseum.

Dies Riesengebäunde, von Vespasian begonnen und von seinem Sohne Titus vollendet, konnte einst über hunderttausend Zuschauer fassen. Unter Titus ein Theater der Gladiatoren, unter Diocletian der Schauplatz, auf dem die ersten Christen verbluteten, im Mittelalter eine Festung, diente es den verschiedenartigsten Zwecken, bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts seine Zerstörung vorzüglich dadurch gefördert wurde, daß Papst Paul II. daher die Steine zu vielen großen Bauten nehmen ließ. — Als ich mich dem ungeheueren Bauwerk näherte, wuchs dasselbe mit jedem Schritte immer höher vor meinen Augen empor. Auf dem davor gelegenen Platze befindet sich die sogenannte Meta Sudans, ein Rest des von Vespasian angelegten Springbrunnens, einst so stark besucht, daß der in der Nähe wohnende Tragödiendichter Seneca in einem seiner Briefe über den Lärm klagt, welcher Tag und Nacht da herrsche. Später soll man bei diesem Brunnen die Christen gegeißelt und ihnen ihr Urtheil bekannt gemacht haben. Der Name Colosseum soll von einem hierher gebrachten Colosse des Nero herrühren. Sonst hieß es das Amphitheater des Flavius. Es ist von mächtigen Blöcken des Kalktuffs (Travertin) aufgeführt, hält sechszehnhundert Fuß im Umfang und steigt in drei Ordnungen über einander auf, mit dorischen, jonischen, korinthischen Säulen. Als ich in die erste Bogenhalle eintrat, blieb ich, vom Entzücken gefesselt, stehen. Ueber mir das klarste Himmelsblau, durch alle Bogenwölbungen, Thore, Mauerspalten und Oeffnungen brechend und alle Umrisse haarscharf abschneidend; vor mir aber im heißen Sonnenlicht das wunderbarste Farbenspiel der rothen Glut in leisen, blauen, violetten, grünen und gelblichen Tönen auf den Quaderwänden, während sich die nach innen gekehrten Pfeilerseiten in schwärzlicher Bläue abhoben. Blickte ich zurück in die Schattenseite der Halle, so erschienen dieselben Steinwände in bläulich grauer Bläſſe. In dem großen Rund der Arena war es still und kühl. Frisches Grün nickt herab von den hohen Wänden und lauscht durch die offenen Fenster- und Thorwölbungen. Auf dem Platze stehen die Altäre der vierzehn Nothhelfer, in der Mitte ein Kreuz, und in einem der vielen Bogen hat ein Einsiedler seine romantische Wohnung aufgeschlagen. Späterhin besuchte ich das Colosseum noch einmal in der Tagesfrühe. Reizend erschien mir da besonders die Decoration unzähliger Blumen, die aus allen Ritzen und Spalten, auf Simsen, Bogen und Pfeilern des altersbraunen Gemäuers blühen, während Hunderte von Singvögeln, die in dem überall wuchernden Buschwerk nisten, ihr Morgenconcert gaben und dazwischen fernes Glockengeläut eine feierliche Stimmung weckte.

[244.]

11. Die Katakomben.

Die **Katakomben** sind die Begräbnißstätten der Christen zur Zeit ihrer Verfolgung durch die Heiden. Ihre ursprüngliche Bestimmung ist unbekannt, zu was sie hingegen später gedient haben, unzweifelhaft, und was sie heut zu Tage sind, nicht minder: unschätzbare Andenken und Beweise der Epoche der Märtyrer, des christlichen Roms Wiege, der heiligen Ueberreste der Glaubenshelden unerschöpfte Vorrathskammern. Durch besondere Gunst habe ich einen Erlaubnißschein in die Katakomben des heil. Calixtus bekommen, welche nicht zu jenen gehören, die dem Publikum offen stehen. Die Katakomben, welche man gewöhnlich sieht, sind leer, die einzelnen Inschriften, Wandmalereien, Gefäße und heil. Gebeine herausgenommen und in Kirchen oder eigens dazu bestimmten Sammlungen aufbewahrt. Die von S. Callisto hingegen sind theilweise unversehrt und es wird noch gegenwärtig an ihrer weiteren Ausgrabung gearbeitet. Der Eingang liegt in einem Weinberge an der Via

Appia nicht weit von der Kirche S. Sebastiano. Ueber verfallene Stufen tritt man in einen engen Stollen, der in den vulkanischen lockeren Tuff, aus dem der Boden der Campagna besteht, gegraben ist. Wir waren zu dreien. Jeder hatte ein Wachskerzchen in der Hand. Zu beiden Seiten der Stollen, die meistens so schmal sind, daß zwei Personen schwer nebeneinander gehen können, sind Reihen von Nischen in die Wände gegraben. In denselben wurden die Leichname der Christen in liegender Stellung ohne weitere Einsargung beigesetzt und die Oeffnung der Nische wurde entweder vermauert oder mit einer Steinplatte zugeschlossen. An den Seiten der Nischen wurden Fläschchen mit dem Blute der heil. Märtyrer oder thönernen Lampen eingemauert. Die Palme auf den Inschriften oder das Blutfläschchen an der Seite sind Kennzeichen der Märtyrergräber. Diese Stollen verzweigen sich vielfältig, bald gehen sie aufwärts, bald abwärts, oder es sind einige Stufen zu machen und man verläßt ein Stockwerk, um in ein tieferes zu steigen. Bald hatten wir jede Ahnung der Richtung unseres Weges verloren, nur das Gewirre der engen Gänge zwischen den unzähligen schwach erleuchteten Gräbern vor uns. Wenn den Führer ein plötzlicher Tod träfe, schien auch uns die Gefahr des Todes, aber eines langsamen und qualvollen nahe zu sein. Nur sehr erfahrene Leute können ohne Gefahr es wagen, sich in die Labyrinthe dieser ungeheuern unterirdischen Gräberstädte zu vertiefen. Deswegen braucht man auch die Eingänge nicht sorgsam zu verschließen; wer nicht hinein gehört, wagt sich auch nicht hinein. Nicht selten erweitert sich der Stollen zu einer Kapelle, die mehr als ein Stockwerk hoch ist, so daß Frauen und Männer dem an den Gräbern der Märtyrer gehaltenen Gottesdienste beiwohnen konnten, und doch von einander abgesondert waren. Die Gruftkirchen unter dem Hochaltar vieler unserer alten Gotteshäuser (Krypten) sind nach dem Vorbilde der Kapellen in den Katakomben erbaut. Die nämlich gedrückten Gewölbe, die dem Quadrat sich nähernde Form, die Nische im Hintergrunde für das Grab, das zugleich der Altar war. Die Kapellen in den Katakomben des heil. Calixtus, dieses Namens des ersten, eines heiligen Papstes und Märtyrers, sind vom höchsten Interesse durch die sehr gut erhaltenen Wandmalereien, welche durch ihren Styl auf die antike Kunst hinweisen. Es ist die Anmuth und Leichtigkeit der Pompejanischen Wandmalereien. Ihr Inhalt aber ist schon christlich. Maler des Heidenthums hatten sich Christus zugewendet und verherrlichten die Gräber seiner Märtyrer durch ihren Pinsel. In einer dieser Kapellen sind über der Altarnische fünf heilige Märtyrer in ganzer Figur dargestellt, vier darunter sind Männer, eine Gestalt jedoch, die äußerste links, ist die eines schönen, blühenden, reichgelockten Mädchens in wallender, geschmückter Kleidung. Eine Taube reicht ihr die Siegespalme. Ein üppiges Blumenfeld umwogt sie. Nebenan sind die Worte zu lesen: Dionysas in pace d. h. (Grab) der Dionysa (die hier) in Frieden (ruht). Auch die übrigen waren benannt. Bei einem konnte ich das Wort Heliodori entziffern. In einer andern Kapelle sind zu beiden Seiten der Altarnische je zwei Heilige gemalt, ebenfalls in ganzer Gestalt und mit den Namen, deren einzelne Buchstaben senkrecht unter einander stehen. An diesen Bildern ist der Verfall der Kunst schon sichtbar und eine gewisse typische Steifheit ist an die Stelle der früheren Natürlichkeit getreten. Die Inschriften konnte ich nur bei dreien entziffern und nach diesen stellen drei der Bilder die H. Hystus, Cyprian und Cornelius vor, alle drei aus der Mitte des dritten Jahrhunderts. Die Häupter von allen haben schon den Heiligenschein.

Die Decken und Wände der Kapellen sind fast ganz mit Fresken bedeckt, die alle sinnbildlich sich auf das Christenthum und seine Lehre beziehen. Die Taube, das Lamm, der Fisch kehren beständig wieder. Auch der Pfau ist häufig ein Sinnbild, dessen gegenwärtig außer Gebrauch gekommene Bedeutung die Unsterblichkeit sein soll. Häufig sieht man auch größere biblische Darstellungen, so die Geschichte des Jonas als Vorbild der Auferstehung Christi, den Fischfang, die Taufe Christi, den Erlöser als guten Hirten mit einem Lamme auf den Schultern, oder die Darstellung eines gemeinschaftlichen Liebesmahles. Bei der Betrachtung dieser Bilder und dem Auf- und Absteigen in den unzähligen Gängen, welche die einzelnen Kapellen mit einander verbinden, waren unvermerkt mehrere Stunden verflossen. Als wir endlich wieder das Freie betraten, war es Abend geworden. Wir fuhren nach Hause, erfüllt und erhoben von dem Anblicke und der Berührung der kostbaren Ueberreste des unterirdischen Roms. [94.]

12. Die Piferari.

Früh am Morgen des heiligen Weihnachtsfestes, lange vor Beginn der Dämmerung, wecken uns helle Glockenstimmen, die fromme Christen zur Frühmette rufen. Dann wird es lebendig auf der stillen Straße, Thüren klappen auf und zu, die eisernen Klopfer schallen weithin durch die erwachende Stadt und unter den Madonnenbildern an den Straßenecken, die ein Glorienschein matt glimmender Lämpchen umflimmert, stellen sich mit entblößten Häuptern abenteuerliche Gestalten auf, um die Himmelskönigin durch Aufspielen einer Liedermelodie zu verehren. Es sind Hirten aus den Abruzzen, gute, ehrliche, geistig einfältige Leute, die während der Adventzeit von ihren Bergen herabsteigen, um nach der heiligen Stadt zu wallfahrten und durch Abspielen ihrer einfachen Melodien von Eingeborenen und Fremden einige Paoli zu verdienen. Gewöhnlich sind ihrer drei beisammen, von denen zwei eine Art Clarinette blasen, der dritte einen Dudelsack bearbeitet. Die auf solche Weise entstehende Musik kann ich nicht eben schön nennen, aber rührend und deshalb auch ergreifend finde ich sie. Es ist mir immer, als müßten in ähnlicher Weise die Hirten Palästinas, denen die Stimmen der himmlischen Heerschaaren die Geburt Christi verkündigten, mit so kindlich einfachen Tönen, dem Erlöser der Welt huldigend, genaht sein. Diese Piferari machen einen wunderlichen Eindruck mit ihrer malerischen Gebirgstracht unter den eleganten, in zierliche pariser Fracks und Pantalons eingenähten Ururenkeln des kriegerischen Romulus. Gewöhnlich besteht die wandernde Pfeifertruppe aus einem Alten, einem jüngern Manne und einem Knaben.

Ihre Tracht besteht aus Beinkleidern und Westen von Ziegenfellen, deren haarige Seite sie nach Außen kehren. Das Schienbein umwinden sie mit Lappen von unsicherer Farbe, die sie mit kreuzweis umschlungenem Band befestigen. Den Fuß schützt gegen Nässe, Kälte und spitziges Gestein ein Stück Leder, das sie sandalenartig, nur Zehen und Ferse bedeckend, unter die Sohle binden. Schärpe, brauner Mantel und spitzer Hut mit breiter Krempe fehlen nie, und Beides, Hut und Mantel, wissen sie so zu tragen, daß sie, wie sie gehen und stehen, jedem Künstler als Modell dienen können. Worin die kunstlose Musik dieser harmlosen Virtuosen aus den Bergen eigentlich besteht, hat mir nie recht klar werden wollen. Sie blasen immer ein und dasselbe Stücklein auf ihren Instrumenten, die nur drei bis vier Töne haben, dazu schnarrt der Dudelsack den Baß und quäkt eintönig mit dünner, nie versagender Pfeife dazwischen. So pilgern diese genügsamen Musikanten straßauf, straßab, treten da und dort unter die Thür einer Weinschenke, spielen früh und Abends regelmäßig vor bestimmten Madonnenbildern barhäuptig dieselbe Melodie und kehren, ist Weihnachten vorüber, mit den geringen Ersparnissen ihrer Mühen zurück in die abgelegene Heimath.

[244.]

---

13. Die Feier der Charwoche zu Rom.

Die Feier des Palmsonntages sollte in der Basilika des heiligen Petrus begangen werden. Auf dem Chor ward für den Papst ein Thron errichtet zwischen der Kanzel und dem Hochaltare; zur rechten und linken Hand von dem Stuhle des Kirchenoberhauptes waren Bühnen und Bänke für die in Rom verweilenden Prinzen, für das diplomatische Corps und sonstige Fremde von hohem Rang aufgestellt. Die erste Bank sollte von den Cardinälen, die zweite von den Bußpriestern eingenommen werden. Zu beiden Seiten des Hochaltars und ganz um ihn herum waren erhöhte Sitze von mehreren Abtheilungen für die Damen, die mit einer Einlaßkarte versehen waren, aufge-

richtet. Eine Abtheilung päpstlicher Miliz hielt den Zudrang der Menge in Schranken.

Eine Bewegung der im Schiff der Peterskirche harrenden Volksmenge verräth die Annäherung des Oberhirten der katholischen Christenheit; voran zogen zu zwei und zwei in feierlichem Schritt die Bußväter im Meßgewande und die Cardinäle im Chorrock; dann erscheint der Nachfolger des heiligen Petrus, auf einem Thronsessel getragen, der von einem Dache überdeckt und von zwei breiten Fächern mit weißen Federn zu beiden Seiten eingefaßt ist, so daß sich Se. Heiligkeit fast wie in einem Tabernakel oder einer Stiftshütte eingeschlossen sieht. An diesem Tage trug er nicht die dreifache Krone, sondern eine einfache silberne Bischofsmütze. In seinem Chormantel, der ihn bedeckte, glich er einer Bildsäule, die nur dann sich belebte, wenn sie den Gläubigen umher den Segen spendete. Der heilige Vater ward dem Hochaltar gegenüber niedergesetzt, verrichtete ein kurzes Gebet und bestieg dann den Thron, wo er die Palmen erst einsegnen und dann austheilen wollte. Diese Palmzweige sind ziemlich lang und sehr zierlich gewebt; derjenige, den der heilige Vater trug, hatte die Gestalt eines Kreuzes und war klein, damit er ihn mit Bequemlichkeit in der Hand führen konnte. Die Austheilung geschah unter dem Absingen frommer Lieder, mit ernster Würde und in feierlicher Ordnung. Die Cardinäle, die Bußpriester, und viele Herren in Uniformen oder Amtskleidung kamen zu zweien heran, um aus den Händen des heiligen Vaters die geweihte Palme zu empfangen. Jeder beugte seine Knie vor dem Stellvertreter Jesu Christi und küßte dann das Kreuz auf seinem Schuhe; die Cardinäle küßten die Palme, welche sie empfangen hatten, die Hand und das rechte Knie des heiligen Vaters und ließen, wenn sie zurückkehrten, den langen Schlepp ihres Purpurmantels auf den Stufen des päpstlichen Thrones nachziehen. Es lag in diesem großen Feste der Palmen, in dieser Darlegung von Glanz und Triumph — inmitten einer unzähligen Menschenmasse und unter den Gewölbebogen des schönsten Tempels der Welt — Etwas, das auf eine großartige Weise den siegreichen Schritt der Kirche durch die Jahrhunderte hindurch ausdrückte.

Die Messe wurde von einem Kardinal abgehalten; ich begnüge mich, zu sagen, daß der Passionsgesang in Wahrheit schön und feierlich war; die Stimmen des Jesus, der Evangelisten und des Volkes waren wol im Stande, die Gemüther zu rühren und zu erschüttern.

Als ich in der Basilika der Peterskirche die Leidensgeschichte Jesu las, die so einfache als ergreifende Schilderung seines Todes, ward ich von dem Gedanken betroffen, daß Diejenigen, welche den Heiland gerichtet und verurtheilt hatten, Römer gewesen waren, und daß römische Soldaten es waren, welche den Erlöser zur Schädelstätte führten und die Wache vor dem Kreuze bildeten. Was würden jene Römer wol Dem geantwortet haben, der zu ihnen gesagt hätte: Ihr Bürger Roms, die Ihr auf den sieben Hügeln Eurer ewigen Stadt Tempel errichtet habt für alle Götter, und Paläste für Eure Cäsaren, vernehmet es, dieser Jesus, den Ihr soeben den schändlichen Tod der Mörder und Bösewichter habt sterben lassen, wird dereinst allein in Eurem Pantheon verehrt werden, wird allein in Eurer Roma seinen herrlichen Tempel behaupten, wenn die Tempel Eures kapitolinischen Jupiter, Eurer Minerva und Venus zerstört, zertrümmert, in Staub zerfallen sein werden; man wird die Steine, die Säulen, das Erz Eurer Heiligthümer nehmen und daraus Demjenigen einen Tempel bauen, den Eure Hände gegeißelt und an's Kreuz genagelt haben. Und jener Jünger, Simon Petrus genannt, der schwach und furchtsam seinen Herrn und Meister dreimal verleugnet hat, er wird in Eure Stadt kommen und das Werk von Jesu Christo predigen; Eure Mitbürger werden ihn tödten, Euer Hügel Janiculus wird sein Golgatha werden — aber die Nachfolger desselben Simon Petrus werden fortfahren, den gekreuzigten Gott zu verkünden, und eben diese Nachfolger werden auf dem Thron Eurer Cäsaren sitzen!

Man würde den Menschen, der am Tage der Kreuzigung Jesu solche Worte geredet hätte, als einen Wahnsinnigen verlacht oder als einen Gotteslästerer gleichfalls gekreuzigt haben. —

Die Feier der „Todtenmette“ am heiligen Mittwoch fand in der Sixtinischen Kapelle statt, dieser herrlichen päpstlichen Kapelle, worin die großartigen Schöpfungen des Michel Angelo sich befinden. Diese Kapelle vermag kaum dreihundert Personen aufzunehmen und an diesem Tage wollten Tausende von Fremden hineindringen. So ward ich denn fast erstickt und hatte Mühe zu athmen, während man die Psalmen und Klagelieder sang.

Da ward ich des Gedränges ungeachtet bald

zur Andacht gestimmt, als unter allen Anwesenden die tiefste, ich möchte sagen heiligste Stille eintrat, und die himmlischen Töne, wie von Engeln, die um ein verlorenes Paradies weinen, aber voll göttlichen Vertrauens der Liebe Gottes gewiß sind, in unsere Ohren und Herzen drangen. Die Sonne war schon untergegangen und warf einige letzte Strahlen auf die Fenster der Kapelle; da ertönte das Miserere des unsterblichen Allegri, und manches Auge floß über von Thränen, manche Seele ward von heiligen Schauern ergriffen.

Am grünen Donnerstage in aller Frühe strömte die Menge nach St. Peter, um hier der Ceremonie des Fußwaschens beizuwohnen, welche in einer von den Seitenkapellen der Basilika stattfinden sollte. Ein ganz einfacher Thronsessel war in der Mitte der Kapelle, etwas erhöht, für den Papst aufgestellt worden; ein langer Auftritt war für die dreizehn Apostel bestimmt, lauter Priester oder Diakonen, aber den verschiedensten Nationen angehörend. Auf beiden Seiten der Kapelle standen Bänke für die Damen, die Männer in Festkleidung drängten sich in den Umkreis, blieben aber stehen. Die Prinzen nahmen auf einer Tribüne Platz, unter dieser das diplomatische Corps. In dem Maße, als die Stunde der Ceremonie näher rückte, drangen auch die Wogen der Neugierigen — denn der Gläubigen oder Getreuen wäre nicht ganz richtig gesagt — in den reservirten Umkreis hinein; die Menge war überall. Wenn man die Augen zu der Kuppel erhob, wo abermals das Genie des Michel Angelo sich verewigt hatte, so bemerkte man im Umfange der Galerie einige hundert schwarze Punkte; es waren Menschen, die mitFerngläsern bewaffnet, das Schauspiel aus der Vogelperspektive betrachteten. Die dreizehn Apostel hatten sich auf den Bänken niedergelassen, welche auf einen Teppich gestellt waren, der die Nachtmahlsscene nach dem Bilde des Leonardo da Vinci in seiner Stickerei sichtbar machte. Sie trugen ein Oberkleid von weißer Wolle und eine Art viereckiger weißer Mütze; ihr rechter Fuß war entblößt, denn er sollte vom heiligen Vater gewaschen werden. Das Waschbecken war von Silber und reich vergoldet. Ein wahrhaft christlicher Anblick bot sich nun der Versammlung dar. Das Oberhaupt der katholischen Christenheit trat heran, nachdem er eine kleine Schürze vorgebunden, wusch den dreizehn Aposteln die Füße, trocknete sie und küßte sie dann. Nichts in der Welt macht einen so starken Eindruck als die Macht in demüthiger Gestalt. Die alte Zeit, die Herren, die großen Könige und heidnischen Weisen haben die Demuth nicht gekannt; diese Tugend ist erst im Stall zu Bethlehem mit dem Sohne der Jungfrau Maria geboren worden, und sie ist recht eigentlich die göttlichste der Tugenden. Jeder Apostel, nachdem sein rechter Fuß gewaschen worden war, empfing vom Prälaten Schatzmeister zwei Medaillen, eine von Gold und eine von Silber, und von einem Kardinal einen Blumenstrauß. Alle Priester oder Diakonen zeigten auf ihrem Gesichte Empfindungen inniger Andacht; es schien, als litten sie bei dem Anblicke des dienstfertig vor ihnen sich neigenden Stellvertreters Jesu Christi.

Die Abendmahlsfeier, zur Erinnerung an die letzte Mahlzeit, welche der Herr mit seinen Jüngern hielt, als er mit ihnen das Osterlamm aß, folgte der Ceremonie des Fußwaschens sogleich nach. Der Tisch der dreizehn Apostel war aber nicht in derselben Kapelle zubereitet, sondern in einem Saale des Vatikans.

Ueber das Einzelne der Nachtmahlsfeier vermag ich kaum Bericht zu erstatten, da mir die Unordnung und das Gedränge nicht gestatteten, dem heiligen Mahle mit Aufmerksamkeit zu folgen. Der Papst im Chorhemde und der Stola segnete zuerst das Osterlamm ein, reichte dann den Aposteln das Wasser zum Händewaschen dar und bediente sie während des Essens, zur Erinnerung an die Worte: „Der größte unter Euch soll Euer Diener sein, denn wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöhet!"

Die gottesdienstliche Handlung, welche man nur in der Basilika von St. Peter finden kann, hatte auch für den Nachmittag eine große Menge herbeigezogen. Der Kardinal Groß-Pönitentiar, der an der Hauptthür mit aller Feierlichkeit von einer Schaar Priester und Chorknaben empfangen wurde, begab sich zuerst nach dem heiligen Grabe, um hier zu beten, und dann in seinen Beichtstuhl, um die Beichte aller Derer zu hören, welche sie abzulegen wünschten. In seiner Rechten hielt er eine Ruthe, um damit einen leichten Schlag auf das Haupt Derjenigen zu ertheilen, die oft aus weiter Ferne herbeigeeilt waren, um hier ihre Beichte zu verrichten.

Noch eine andere Ceremonie findet vor der

Abendfeier des grünen Donnerstages statt, nämlich die Wallfahrt der armen Pilger, die in Begleitung der vornehmsten römischen Damen heranziehen, um vor dem heiligen Grabe niederzuknien, und im Anblick der heiligen Hostie, die vor dem Grabe aufgestellt ist, als Sinnbild des göttlichen Lebens inmitten des Todes, ihr Gebet zu verrichten. Die römischen Prinzessinnen an der Seite der armen Fremdlinge gewähren ein wohlthuendes Gefühl des Christenthums, das in die Welt gekommen ist für die Armen und Kleinen, wie für die Reichen und Großen.

Am Abend dieses Tages, als schon die Schatten der Nacht die Basilika erfüllten, ging ich von Kapelle zu Kapelle, und war glücklich in der Sammlung meines Gemüths, die mir durch die Abwesenheit der Menge vergönnt war. Mitten im Schiff war ein großer Leuchter angezündet, denn die hundertundzwölf Lampen des „Glaubensbekenntnisses des heiligen Petrus" durften in dieser Trauerzeit nicht angezündet werden; nur noch von einem Punkte in dem großen dunkeln Raume strahlte ein helles Licht, das kam von den vielen Kerzen am heiligen Grabe, vor dessen Altare Männer und Frauen auf die rührendste Weise niedergekniet waren und beteten. Diejenigen, welchen man um diese Stunde in der Metropole begegnete, waren keine Neugierige, sondern fromme Gläubige. — Auch der Reliquiensegen ward dann noch an diesem Abend gespendet. Ueber der Bildsäule der heiligen Veronika war ein Kranz von Wachskerzen angezündet, und auf einer kleinen Tribüne stand ein Priester, um die Umstehenden mit den heiligen Reliquien einzusegnen; ein Stück von dem Holz des echten Kreuzes Jesu, ein Splitter von der heiligen Lanze, der Schleier der heiligen Veronika — jede einzelne Reliquie war in eine silberne Sonne gefaßt, die ringsum in einer Strahlenhütte leuchtete. Schweigend auf das Pflaster des Schiffes niedergestreckt, bezeugten die Versammelten ihre Verehrung.

Der Schwarm von Fremden hatte sich in dem zerstreuenden Lärm der vorigen Tage müde gemacht, ja einige hatten sogar für ihre Neugier büßen müssen. So ging die Ceremonie der Kreuzanbetung in der Sixtinischen Kapelle um zehn Uhr früh des Charfreitags mit einer Stille vorüber, wie sie die ehrfurchtgebietende Würde der gottesdienstlichen Handlung an diesem Tage erheischte. Die sogenannte „Anbetung des Kreuzes"*) von Seiten des heiligen Vaters, der Cardinäle und Prälaten stellte mir ein erhabenes und zugleich rührendes Schauspiel vor die Seele; es war ergreifend, den Kirchenfürsten, einen ehrwürdigen Greis, mit entblößtem Haupte und nackten Füßen, die Hände gefaltet, sich hinwerfen zu sehen vor dem Holze, welches das Werk der Erlösung uns vorhält; zu sehen, wie die obersten Priester der Kirche in tiefer Demuth vor dem Kreuze sich beugten: in diesem Augenblicke war aller menschliche Glanz und Pomp und Rangunterschied verschwunden, jede andere Größe verblichen vor jener Größe, die das heilige Holz andeutet; und diese Anbetung des Kreuzes geschah zu Rom, in derselben Hauptstadt „der Welt", welche einst das Kreuz mit Schwert und Feuer verfolgte und seine Anbeter mit der größten Schande bedeckte. Während der Ceremonie ließ die Kapelle Gesänge von wunderbarster Einfachheit, aber tief ins Herz dringender religiöser Empfindung ertönen. Das Improperium von Palestrina drang in unser Ohr wie der zärtliche, schmerzliche Vorwurf des Erlösers, den er an das undankbare Israel richtete: „Ich wollte Euch versammeln unter meinen Flügeln, wie die Henne ihre Küchlein, aber ihr habt nicht gewollt!" Diese Worte des Heilandes klangen in jenen Tönen und sprachen zu der Menschheit, die unstet in ihrer Verblendung umherirrt und das auf Golgatha für sie vergossene Blut vergessen hat.

Bei dieser Feierlichkeit in der Sixtinischen Kapelle bot Alles den Anblick der größten Trauer dar mit Bezug auf den Sterbetag Jesu Christi. Der Thron des Papstes war ohne Behänge und ohne Baldachin; die Bänke der Cardinäle waren von ihren Teppichen entblößt: die geistlichen Fürsten hatten ihren Siegelring abgelegt; die ihnen vorgetragenen Scepter waren umgekehrt; ein Chorhemd von violetter Sarsche bildete ihren ganzen Schmuck. Auch der Papst hatte einen solchen Chorrock angelegt und gleichfalls seinen Siegelring abgestreift; der Vater der Christenheit ertheilte heute keinen Segen, alle Gnaden, alle Schätze des Himmelreichs sind für diesen Tag aufgehoben und verschlossen, ein unendlicher geistlicher Tod beherrscht den Erdkreis.

---

*) Niemand wird den Ausdruck mißverstehen. Es ist nur die wörtliche Uebersetzung von adoratio, was gleich „Verehrung" ist.

Ueber die Feierlichkeiten des heiligen Samstages kann ich hinweggehen, da sie in Rom wie an jedem andern katholischen Orte abgehalten werden. Eine Eigenthümlichkeit dieses Tages ist übrigens die Taufe der Neubekehrten, die jedes Jahr im Lateran des heiligen Johannes stattfindet. Ich wohnte dieser Ceremonie bei und sah einen jüdischen Jüngling von etwa zwanzig Jahren, der, mit einem weißen Kleide angethan, nach Art der ersten Christen die Taufe empfing, nachdem er zuvor seinen Glauben, auf die ihm vorgelegten Fragen antwortend, abgelegt hatte.

Um die Mittagsstunde erfüllte ein allgemeines Frohlocken und Freudengetön die Hauptstadt der christlichen Welt; der Heiland hatte den Stein vor seinem Grabe gesprengt, dem Tode die Macht genommen und der Welt sich wiedergegeben. In allen Kirchen läuteten die Glocken, die Artillerie auf der Engelsburg löste die Kanonen, auf den Straßen und öffentlichen Plätzen donnerten die Böller, und laute freudige Bewegung war überall. Die Trauerwoche war zu Ende. Der erste Ostertag ward mit der großartigsten und prächtigsten Ceremonie gefeiert. Der Papst selbst hielt in St. Peter das Hochamt, welches das „Hohepriesterliche" heißt. Es ist in Wahrheit ein herrliches Schauspiel, den heiligen Vater zu sehen, wie er unter dem prächtigen Thronhimmel herumgetragen wird, von schmetternden Trompeten begrüßt, von einer unzählbaren Menschenmenge umringt, die das große Schiff der Kirche erfüllt; zu sehen, wie sämmtliche religiöse Orden in ihrer verschiedenartigen Tracht dem Kirchenoberhaupte voranziehen. Der Papst zeigt sich an diesem Tage als Repräsentant des siegenden Christus in allem Glanze und aller Herrlichkeit, und sein Zug veranschaulicht die Macht der ganzen katholischen Kirche. Die dreifache Krone glänzt auf seinem Haupte; vier einfache Kronen und zwei Bischofsmützen werden von Kaplänen in rothem Oberkleide ihm nachgetragen.

Was mich während der Feier des Hochamtes durch den heiligen Vater am meisten bewegte, war die Erhebung der Hostie und die Kommunion. Ein tiefes Schweigen herrscht im ganzen weiten Raume der Kirche, in diesem Augenblicke fühlt man, daß ein großes Geheimniß auf dem Altare sich verwirklichte. Dreißigtausend Andächtige waren auf ihre Knie gesunken, als der Leib des Herrn in der Gestalt des Brodes sich offenbarte; der Papst allein stand aufrecht vor dem Altare und hielt die weiße Hostie empor unter dem lautschmetternden Posaunen- und Trompetenschalle.

Von der Handlung der Kommunion wurden alle Die ergriffen, welche auf dem Chor einen Platz gefunden hatten. Der Papst steht auf seinem Throne mit gefalteten Händen und vorwärts geneigtem Haupte; alle Knie beugen sich, denn man trägt von dem Altare zu dem Throne hin die geweihte Hostie. Mit hoher Andacht erwartete der Oberhirt der Christenheit seinen Gott, und mit wahrer Inbrunst empfing er ihn. Nachdem er mit der Hälfte der Hostie sich selber das heilige Abendmahl gegeben hatte, theilte er die andere Hälfte in zwei Theile und gab die Communion dem Kardinaldiakonus und dem Unterdiakonus, die er zuvor umarmte. Wie gewöhnlich trank der heilige Vater nicht aus einem Kelche, sondern aus einem goldenen Rohre.

Um die Mittagsstunde ertheilte der Papst von der Höhe des an der Vorderseite der St. Peterskirche befindlichen Balkons herab der Christenschaar seinen Segen. Wer diesen Anblick nicht aus eigener Anschauung gehabt hat, macht sich schwer eine Vorstellung davon. Hunderttausende von Christen, aus allen Theilen der Erde herbeigeströmt, bedecken den Platz vor dem Vatikan, alle Glocken in Rom lassen ihre Töne durch die Luft erklingen, die Kanonen donnern von der Engelsburg herab; der Papst hält eine kurze Rede, und am Ende derselben macht er über das versammelte Volk drei Kreuze und erhebt die Hände gen Himmel, um den göttlichen Segen herabzuflehen. Als ich meine Blicke über die Menge hingleiten ließ, sah ich Männer und Frauen in Thränen und viele andere in größter Andacht auf ihren Knien liegen, namentlich vor den Stufen von St. Peter.

Es ist unter vielen „großen Geistern" Sitte geworden, von der heiligen Woche zu Rom wie von einer Oper zu reden, die sich mehrere Tage fortspinnt, ja es gibt fast keinen Reisenden, der, aus Rom zurückgekehrt, nicht ein Langes und Breites von den leeren, blos äußerlichen Ceremonien in St. Peter erzählte und schriebe. Aber Viele, die sich über den Mangel an Andacht und über die mancherlei Skandale beklagen, sind selbst an dem schuld, worüber sie sich beklagen, weil sie keine Andacht mitbringen. Die Kirche würde ihnen heiliger sein, wenn sie selbst sich heiligen wollten. [263.]

14. Die Propaganda.

Eine der interessantesten Anstalten Roms, eine Anstalt, welche mehr vielleicht denn andere geeignet ist, einen richtigen Begriff davon zu geben, in wie großartigem Sinne die römische Kirche ihren Charakter der Katholicität versteht und ihren Beruf erfaßt, und wie sie namentlich keinen Aufwand von Mühwaltung und von Zeit sich verdrießen läßt, wenn es darauf ankommt, für gegenwärtige wie für künftige Tage etwas Tüchtiges zu begründen, ist das Collegium de propaganda fide. Es war Papst Gregor XIII. (1572—1584), welcher zuerst die Idee, dem Missionswesen im Orient eine geregeltere Form und einen festeren Halt in der Hauptstadt der Christenheit zu geben, zur Ausführung kommen ließ, indem er drei Cardinälen, Carafa, Santorio und de Medici, die Inspection der auf die religiösen Angelegenheiten der Maroniten, Griechen, Kopten, Aethiopier u. A. sich beziehenden Dinge übertrug. In der Wohnung des Cardinals Santorio sollten die Versammlungen zur Besprechung dieser Angelegenheiten stattfinden. Viele tausend Katechismen in orientalischen Sprachen wurden, zur Vertheilung unter jenen Völkern, auf Kosten des h. Stuhls gedruckt. Der Cardinal de Medici, welcher den Sinn für Beförderung der Wissenschaften von seinen berühmten Vorfahren geerbt und in seiner Villa auf dem Pincio eine orientalische Druckerei angelegt hatte, die später nach Florenz verpflanzt wurde, wo sie noch gegenwärtig sich befindet und gebraucht wird, war ein sehr nützliches Mitglied dieses Vereins, aus welchem die Congregation der Propaganda erwuchs, eine der wichtigsten unter den zahlreichen Congregationen, denen die Untersuchung und Entscheidung in den meisten geistlichen wie in vielen weltlichen Angelegenheiten anvertraut ist. Diese Congregation wurde von Papst Gregor XV. am 22. Juni 1622 gestiftet, denn bis dahin ermangelten die Versammlungen der mit der Ausbreitung des Missionswesens beauftragten Cardinäle jener an eine bestimmte Zeit gebundenen Form, welche bei der Behandlung laufender Geschäfte wesentlich zu sein scheint.

Welchen Erfolg die Prediger des Evangeliums im fernen Orient, in Hindostan, selbst in China und Japan gehabt, und wie namentlich die Gesellschaft Jesu, von der Mitte des 16. Jahrhunderts an, zur Verbreitung der christlichen Lehre, nicht selten unter ungewohnten Formen und mit kluger Benutzung der nationalen Eigenthümlichkeiten und Charaktere, in jenen Ländern beigetragen, ist allgemein bekannt. Gegen das Ende dieses Jahrhunderts aber hatte in mehren dieser Reiche eine heftige Reaktion begonnen, deren blutige Spur wir bis in unsere Tage verfolgen können, und das Gedeihen der Missionen, an denen auch andere Orden theilnahmen, ward theils gefährdet, theils völlig zerstört. Die römische Kirche richtete nun verständigerweise ihr Hauptaugenmerk auf die Bildung von christlichen Missionären unter den asiatischen und afrikanischen Völkerschaften selbst, und daß dies System das richtige sei, scheint in unserer Zeit der verhältnißmäßig geringe Erfolg zu beweisen, welchen die von einem andern Gesichtspunkte ausgehenden und verschieden eingerichteten protestantischen Missionen im Orient, die zum Theil über bedeutende pecuniäre Mittel verfügen, bisher gehabt haben. Zur Erreichung des erwähnten Zweckes gründete Papst Urban VIII. im Jahre 1627 das Collegium der Propaganda, welches nach seinem Namen Collegium Urbanum heißt und zur Wohnung und Unterweisung der Alumnen aus nicht-christlichen oder auch aus akatholischen Ländern, namentlich der Orientalen, bestimmt ist. Ein spanischer Prälat, Johann Baptist Vives aus Valencia, welcher die Geschäfte der Infantin Isabella, Statthalterin in den spanischen Niederlanden, beim h. Stuhl besorgte, schenkte dazu seinen Palast, und vermachte der Anstalt zugleich ein nicht unbedeutendes Einkommen in Renten. Der berühmteste Architekt jener Zeit, Bernini, entwarf den Plan des neuen Gebäudes, welches auf dem durch verschiedene Ankäufe erweiterten Vives'schen Grundstück aufgeführt werden sollte, und welches, einen beträchtlichen Raum einnehmend, von allen Seiten isolirt sich erhebt. An der von ihm gebauten Façade liest man unter den barberinischen Wappen die Inschrift:

Collegium Urbanum de propaganda fide. Unter Papst Alexander VII. wurde das Collegium beendigt. Im Innern ist das Gebäude geräumig und ermangelt nicht einer gewissen Großartigkeit. Die nach der Piazza di Spagna zu gelegenen Gemächer des ersten Stockwerks, zu den Versammlungen der Congregation bestimmt, sind groß und mit geziemender Pracht eingerichtet; dort ist das Secretariat, während die Wohnungen des Cardinalpräfecten und des Secretärs, wie das Archiv sich im zweiten Geschosse befinden. Der Rest des Gebäudes wird durch die verschiedenen Locale für das Personal des Collegiums, die Zellen der Alumnen, mehre Säle u. s. w. eingenommen.

Das Collegium ist auf jede Weise würdig ausgestattet. Nachdem in den Revolutionszeiten die Bibliothek zerstreut worden war, wurde die neue durch Vermächtnisse begründet. Das Museum ist ein Legat des Cardinals Stefano Borgia von Veletri, der erst Secretär, dann Präfect der Propaganda war und 1804 zu Lyon starb, als er Pius VII. zur Krönung nach Paris begleitete. Dies Museum enthält eine Menge orientalischer Handschriften, besonders werthvolle koptische Manuscripte, eine Menge Curiosa, worunter die Weltkarte, auf welcher Papst Alexander VI. die Demarcationslinie für die spanischen und portugiesischen Entdeckungen zog, auch eine große Sammlung seltener Münzen, geschnittener Steine und Gläser aus den Katakomben. Eine so nützliche wie bemerkenswerthe Anstalt ist die gleichmäßig mit dem Collegium verbundene, wie von der Congregation abhängende Polyglotten-Typographie, die mit dem daran stoßenden Verkaufslocale sich in dem hintern Theile des Erdgeschosses befindet und vor Kurzem erweitert und verschönert ward. Eine große Menge schöner und wichtiger Werke, namentlich in orientalischen Sprachen, und besonders viele Elementarbücher in diesen letztern und Bücher zum Behufe des religiösen Unterrichts sind aus dieser Druckerei hervorgegangen, welche auch gegenwärtig eine lobenswerthe Thätigkeit an den Tag legt und vor Kurzem ein Heft Schriftproben herausgegeben hat, welche ebensowol für ihren Reichthum wie für die treffliche typographische Ausführung Zeugniß ablegen. Ein Cardinal (häufig der Präfect der Congregation) ist Präfect der Typographie, deren eigentliche Leitung einem Gelehrten anvertraut ist.

Papst Urban VIII. ernannte anfangs drei Canonici der drei patriarchalischen Basiliken zu Administratoren des Collegiums mit der Befugniß, den Rector und die übrigen Beamten zu wählen. Im J. 1641 aber übertrug er die Direction ausschließlich der Congregation der Propaganda, von welcher der Präfect der Studien ernannt zu werden pflegt. Durch den genannten Papst und seine Nachfolger wurden dem Collegium vielfache Begünstigungen und Privilegien zu theil, abgesehen von der bedeutenden Vermehrung der Einkünfte desselben. Wie an den Universitäten, wurde auch hier vom Rector der Doctorgrad ertheilt. Nachdem die Anstalt, an welcher zuerst Theatiner lehrten, gegen 180 Jahre lang bestanden, drohten die revolutionären Bewegungen am Ende des vorigen Jahrhunderts und ihre Folgen sie gänzlich zu vernichten. Im J. 1798, bei der ersten Invasion, wurde das Collegium aufgehoben; nach Pius VII. Thronbesteigung richtete man es in einem andern Local bei den Signori della Missione vorläufig wieder ein; im J. 1809 unterdrückte ein Dekret der französischen Regierung es völlig, wobei auch die Druckerei durch Einschmelzung von Typen und Matrizen sehr zu Schaden kam. Nachdem der Papst seine weltliche Herrschaft wieder erlangt hatte, trafen von allen Seiten junge Leute in Rom ein, welche die Absicht hatten, sich dem Missionswesen zu widmen: auf eine Zeitlang brachte man sie anderwärts unter, bis im J. 1817 das Collegium Urbanum förmlich wieder eröffnet ward. Seit dem J. 1836 steht es unter der Leitung der Gesellschaft Jesu, von welcher zu diesem Behufe außer dem Rector vier Väter und sechs Brüder als Coadjutoren deputirt sind. Sechs Monate nach ihrem Eintritte legen die Zöglinge den Eid ab, sich dem Dienste der fremden Missionen widmen zu wollen. Die gewöhnliche Zeit der Erziehung ist zehn Jahre, den Umständen gemäß aber auch oft weit kürzer. Nach Ablauf der Studien und nachdem sie die Priesterweihe erhalten, werden die jungen Leute mit Mitteln versehen, in ihre Heimath zurückzukehren, um dort ihrem Berufe zu leben. Will man sie nach andern Ländern senden, so ist dazu ihre Einwilligung erforderlich. Wie nun diese Missionäre ihr Amt verwalten, wie sie ihre Sendung begreifen, darüber ist unter allen Denen, die im Orient gereist sind, nur Eine Stimme. Die Entsagung, die Liebe und Demuth, der Gehorsam, die Ausdauer, die Selbstverleugnung und Aufopferung alles Irdischen, die völlige und un-

bedingte Hingebung für einen großen Zweck, kurz die Eigenschaften, die wir bei dem von wahrem Geiste seines Berufes durchdrungenen katholischen Priester finden, gehören dazu, um so ernste Pflichten unter oft so geringen und gefahrvollen Verhältnissen zu erfüllen, um, von einem feindlichen Volke umgeben, ein Fremder in der eigenen Heimath zu sein, um Mühseligkeiten und Entbehrungen aller Art zu ertragen, die nicht selten schon in jugendlichen Jahren den Körper aufreiben, um unstät zu ziehen von Ort zu Ort, oft ohne eine sichere Stätte, wo das müde Haupt sich niederlegen kann, um endlich dem Tode selbst unverzagt in's Auge zu schauen.

Die in europäischen Ländern verweilenden Missionäre sind gehalten, wenigstens einmal im Jahre, die außerhalb Europa's befindlichen alle zwei Jahre ausführlichen Bericht über ihr Wirken abzustatten. In verschiedenen Ländern gibt es Schulen, welche unter ihrer Leitung stehen: man nennt deren sechs in Egypten, vier in Illyrien, zwei in Siebenbürgen, ebenso viele in Albanien und auf den griechischen Inseln des Archipels. In Neapel gibt es noch ein besonderes Collegium für chinesische Candidaten des Missionsamtes. Im Collegium zu Rom wird in der chinesischen, armenischen, hebräischen, arabischen, griechischen Sprache Unterricht ertheilt. Die Sprachproben, welche jährlich am Fest der Epiphanie öffentlich abgelegt werden, sind allgemein bekannt, und haben namentlich in den letzten Jahren eine solche Menge Zuhörer angelockt, daß der Raum nicht mehr für dieselben hinreicht. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, diese verschiedenen Sprachen und Mundarten des Orients und Occidents in rascher Folge einander abwechseln zu hören: die weichsten und verschwimmendsten Töne, in denen beinahe nur Vocal auf Vocal zu folgen scheint, und die wie ein mattes Glockengeläute klingen, neben rauhen, schnarrenden, uncultivirten Kehllauten; eintöniges Singen, neben der schönen lebendigen Melodie der klassischen Sprachen.

Die Einkünfte der Propaganda belaufen sich auf ungefähr 80,000 bis 90,000 Scudi, von denen 24,000 von der päpstlichen Kammer beigesteuert werden. Die Unterhaltung der Alumnen des Collegiums kostet gegen 18,000 Scudi, der Rest wird auf die Missionen verwandt, nachdem die sehr bedeutenden Kosten für das zahlreiche Administrationspersonal abgezogen sind. Wie viel nun jährlich den Missionen selbst zu Gute kommt, ist nicht bekannt und wechselt wahrscheinlich nach Umständen und Mitteln. [169.]

15. Römische Wohlthätigkeitsanstalten.

Unter Roms zahlreichen Anstalten ragen zwei weit über alle andern empor, finden sich vielleicht ähnliche, die in jeder Beziehung ihnen an die Seite könnten gestellt werden, nirgends in der Welt; und der Fremdling, der nach dem vielen Sehenswerthen und Merkwürdigen der ewigen Stadt fragt, kann unmöglich dieselben unberücksichtigt lassen, daß er nicht wenigstens Kunde darüber sich verschaffte, wenn es auch schwerer hält, in deren Innerem sich umzusehen. Die erste ist der Spital von San Spirito, Innocenzens des Dritten großartige und noch jetzt nirgends in der Welt übertroffene Stiftung, weil sie von dortan Gegenstand der Fürsorge aller seiner Nachfolger geworden ist. San Spirito liegt jenseit der Tiber, unfern von St. Peter. Wol mag manche kleine Stadt sich finden, deren Umfang dem Complex aller Baulichkeiten, die zu demselben gehören, nicht gleichkommt, an Zahl der Bewohner ihm weit nachsteht. Noch ist die ursprüngliche Bestimmung, welcher gleichzeitiger Sage nach der Spital seine Gründung verdankt: Aufnahme, Verpflegung und Erziehung von Findelkindern, neben der andern, Besorgung der Kranken, Hauptzweck desselben. Aber diesem schließen noch mehrere verwandte Zwecke sich an, wie denn eine Jahreseinnahme von 90,000 römischen Thalern (222,500 rheinischen Gulden) dergleichen wol möglich macht. Ein Begriff dieser Großartigkeit der Anstalt läßt sich schon daraus gewinnen, wenn man weiß, daß in dem vorigen Jahrzehend des laufenden Jahrhunderts die Zahl der Aufgenommenen nach seinen beiden Hauptzweigen an Kindern 31,689, und an Kranken 134,916 betrug, also einzig von diesen

in jährlichem Durchschnitt 13,491, was auf den einzelnen Tag 370 brächte.

Wie hoch, wie räumlich, wie heiter und luftig die Krankensäle der berühmtesten Spitäler Italiens seien, z. B. diejenigen des großen Spitals zu Mailand, oder dessen, der zu Modena unter Besorgung der barmherzigen Schwestern steht, sie alle werden von denjenigen in San Spirito in jeder Beziehung überragt. Da ich in dergleichen Anstalten nichts lernen kann, so hält mich eine gewisse Scheu, Kranke und Leidende zum Gegenstand bloßer Neugierde zu machen, und die Besorgniß, sie hierdurch in ihren innersten Empfindungen zu verletzen, auch von der Wanderung durch Krankensäle ab. Ich begnügte mich, von der Thüre aus hineinzublicken, und war erstaunt über die Größe. Die Apotheke des Hauses steht zu der Anstalt in übereinstimmendem Verhältniß. Sie ist eine der besteingerichteten und schönsten, die man sehen kann, ihre Laboratorien sind mit allen Instrumenten und Einrichtungen, welche die Entwickelung der pharmaceutischen Wissenschaften in ihrem weitesten Umfang gegenwärtig nur immer fordern kann, auf's Vollkommenste versehen.

Die andere große Anstalt, in ihrem Innern noch merkwürdiger und eine unendlich größere Mannichfaltigkeit des Sehenswerthen darbietend, ist das „Apostolische Hospitium von San Michele a Ripa" (am Ufer der Tiber), 334 französische Meter oder 1750 römische Palmen lang, 80 Meter tief und 4 Stockwerke hoch, mit acht Höfen und drei Kirchen und einer Einwohnerzahl von nahe an tausend Personen. Dasselbe steht unter der speciellen Obsorge des Cardinals Tosti, als apostolischen Visitators; ihm verdankt es seinen gegenwärtigen blühenden Zustand, nachdem es unter den Stürmen der Revolution gewaltige Erschütterungen erlitten hatte. Die an Kunstgegenständen aller Art und dem mannichfaltigsten wissenschaftlichen Vorrath reich ausgestattete Reihe von Prachtzimmern des Cardinals war der augenfällige Beweis, daß San Michele dessen Lieblingsaufenthalt sein mußte.

San Michele hat eine doppelte Bestimmung, es ist Waisenhaus und Versorgungsanstalt für Betagte zugleich; in jenem werden 220 Knaben und 270 Mädchen erzogen, in dieser 125 Greise und ebenso viele alte Frauen verpflegt. Sowol die Alter als die Geschlechter sind durchaus getrennt, die Mädchen haben für den täglichen Gebrauch ihre besondere Kirche, die Knaben ihr eigenes Oratorium, und wenn sie an Sonn- und Feiertagen Alle in der großen Kirche zusammenkommen, sind sie doch so geschieden, daß sie einander nie zu Gesicht bekommen. Knaben können mit dem eilften Jahre eintreten und bleiben bis zum zwanzigsten, wo sie mit einer Aussteuer von 30 Scudi, meistens aber mit einer ansehnlichern erworbenen Summe austreten, weil einem Jeglichen die Hälfte des Erwerbs gutgeschrieben und, wenn er das Haus verläßt, eingehändigt wird. Unter diesen können es diejenigen, die durch Anlage und Ausbildung zum Gesang sich auszeichnen, oft zu einer erklecklichen Summe bringen; denn häufig werden deren Mehrere zu besonderen Kirchenfesten berufen, wofür sie immer eine ansehnliche Belohnung erhalten. Auch bei der Erziehung und Ausbildung der Mädchen wird Rücksicht auf den Gesang genommen, damit sie eher Aufnahme in Klöster finden. Jedes austretende Mädchen erhält 100 Scudi Aussteuer zu seiner Verheirathung, 200 zum Eintritt in ein Kloster.

Den ersten Keim dieser wahrhaft großartigen Anstalt müssen wir in der christlichen Liebe des Prälaten Thomas Odescalchi suchen, welcher unter dem Pontificat Innocenz X. verlassene und herumschweifende Kinder zu St. Galla vereinigte, und sie in der Religion und zu Handwerkern erziehen ließ. Sein Geschlechtsverwandter, Papst Innocenz XI., unterstützte ihn in Erbauung eines eigenen Hauses zu diesem Zweck auf eben dem Grund, auf welchem der jetzige Riesenbau steht; im Jahre 1686 wurde dasselbe vollendet. Mehr als ein Jahrhundert früher hatte Leonhard Cerusi, mit dem Zunamen der Gelehrte, eine ähnliche Stiftung gemacht. Bei dieser waren zwar die jungen Leute in einer Wohnung vereinigt, wurden aber zu Erlernung von Handwerken täglich in die verschiedenen Werkstätten der Stadt geschickt. Innocenz XI. faßte die günstige Lage der Odescalchi'schen Stiftung in's Auge, und sah sich bewogen, die zweckverwandte von Cerusi damit zu vereinigen, die Zahl der aufzunehmenden Knaben aber auf 300 zu erhöhen; für die Betagten beiderlei Geschlechts und die Mädchen bestimmte er den lateranensischen Palast. Noch größere Erweiterungen verdankte San Michele Papst Clemens XI., auch Clemens XII. fügte Einiges bei. Pius VI. vollführte Clemens' XI. Absicht, die Waisenmädchen, welche bisher immer in Lateran gewohnt hatten, ebenfalls in San Mi-

chele unterzubringen. Daher erhielt der Bau durch ihn eine ansehnliche Erweiterung. Leo XII. und der jetzt regierende Papst haben der Anstalt gleichfalls ihre Aufmerksamkeit gewidmet, und unter der sorgfältigen Verwaltung des Cardinals Tosti ist es dahin gekommen, daß die Einnahmen und Ausgaben sich die Wage halten, was zuvor bei Verlusten, welche die Anstalt während der französischen Herrschaft erlitten, und Schulden, die sie nachher hatte machen müssen, der Fall nicht war.

Ich wurde zuerst in den Musiksaal geführt, wo vier der ältesten Zöglinge mit ihren Lehrern sich anwesend fanden. Sie sangen gerade ein Quartett, bei welchem schwer zu unterscheiden war, ob der Umfang und der Klang ihrer Stimmen, oder die Reinheit und Richtigkeit des Vortrages größere Anerkennung verdiente. Darauf wurden ihnen noch einige andere Compositionen vorgelegt, welche sie mit gleicher Fertigkeit und Vollkommenheit ausführten, so daß ich wol begriff, daß sie zu Erhöhung der Feierlichkeiten in die Kirchen berufen würden. So geschah es z. B. in St. Maria del Anima am 19. April, als dem Geburtsfest Sr. Majestät des Kaisers, welches im Beisein des Botschafters und des sämmtlichen Gesandtschaftspersonales durch ein großes Hochamt gefeiert ward.

Es gibt kein Handwerk, was in Werkstätten getrieben werden kann, und keine Kunst, welche der Zögling, je nach Neigung, Anlage, Talent, nicht in dem Hause selbst auf's Beste lernen könnte. Z. B. Alles, was in das Wollgewerbe einschlägt; die rohe Wolle kommt in das Haus, und geht als vollständig verarbeitete Uniformen für das päpstliche Militär heraus; ebenso ist es mit der Seide, die als Zeug der verschiedensten Art das Haus verläßt. Ferner kommt das Leder hinein und wird in Schuhe, vollständige Tschakos und andere Arbeiten aus diesem Stoff verwandelt. Da sieht man in dem großen Hof der Werkstätten diejenigen der Wagner, Schmiede, Schlosser, Drechsler, Steinhauer, Kupferschmiede, Schreiner. Wollen andere Schriftgießer, Schriftsetzer, Buchdrucker, Buchbinder werden, auch dergleichen Werkstätten finden sich in dem Hause. Das Ausgezeichnetste aber sind die Lehranstalten für Alles, was auf die bildenden Künste Bezug hat. Der Unterricht im Zeichnen jeglicher Art, in Geometrie, Perspective, Anatomie, Sculptur, Architectur kann vollständiger, umfassender und erfolgreicher wol kaum irgendwo ertheilt werden, als in San Michele. Hat man den Zeichnungssaal durchwandert, in welchem sämmtliche Knaben, diejenigen, welche den Künsten sich widmen, wie natürlich in so höherem Maße, ihre Vorbildung erhalten, so gelangt man in die mancherlei Zimmer, in welchen Architecten, Marmorarbeiter für Ornamente, dann eigentliche Bildhauer, Steinschneider, Holzschneider, Stempelschneider, Mosaiker, Maler, Kupferstecher herangebildet werden; bis zu welcher Vollkommenheit, dafür kann es keinen überzeugenderen Beweis geben, als die Thatsache, daß die berühmtesten Kupferstecher zu Paris, Rom und Neapel Zöglinge von San Michele sind. Unter den Zimmern des Cardinals ist ein ziemlich geräumiges mit Kupferstichen von Zöglingen des Hauses ganz ausgeschmückt, gleichwie eine Reihe schöner Sculpturen in dem Corridor Arbeiten von ihnen sind. In der neuesten Zeit hat man auch mit Verfertigung von Gobelins wieder begonnen, und ich habe den Anfang eines solchen gesehen, der dem schönsten, was die königliche Manufactur zu Paris zu leisten vermag, unbedenklich darf an die Seite gesetzt werden.

Man kann sich leicht vorstellen, wie groß, um für den Bedarf so vieler Menschen zu sorgen, die Küche sein müsse. Es widerstrebt mir sonst, in dergleichen hineinzugehen; aber ich muß bekennen, ich fand hier Alles blank und reinlich, und das Personal nicht, wie so häufig, in einem Aeußeren, um schon durch seinen Anblick den gesegnetsten Appetit zu stillen. So sind auch die Refectorien, räumlich, hell, luftig, und wieder hätte ich wünschen mögen, daß so Viele, welchen es schwer fällt, das Prädicat „unreinlich" von Italien zu trennen, hier sich hätten umsehen können. Obwol es Samstag war, sah doch das Tischzeug noch gut aus. Daß überhaupt auch für das Leibliche bestens gesorgt sein müsse, war daraus wahrzunehmen, daß in dem Refectorium der Knaben jeder sein eigenes Tellertuch hatte und vor jedem Gedeck ein Fläschchen Wein und ein schönes weißes Brödchen lag. [261.]

16. Römischer Carneval.

Rom's Carneval ist nicht mehr, wie ihn Göthe schildert. Jetzt sieht man nur seinen Schatten. Man ist so ängstlich bemüht, jeder Tollheit, Ausgelassenheit, Leichtfertigkeit vorzubeugen, daß man die eigentliche Festfreude mit zerstört. Hauptsächlich geschieht dies durch das Verbot der Gesichtsmasken an öffentlichen Orten und Privatlokalen, von welcher Art sie seien, desgleichen aller andern Entstellungen des Gesichts mit falschen Bärten, Farben u. s. w. Von Maskenkleidungen dagegen sind nur ausgeschlossen, die als Nachahmung geistlicher und militärischer Tracht erscheinen, oder den öffentlichen Anstand beleidigen. Die schrankenlose Freiheit des früheren Carnevals, in der sich die Menge durch einander bewegte, Jeder dem Andern sich unerkannt näherte, Neckerei, Spott und Schmeichelei doppelt reizend waren, Lust und Laune fessellos waltete — Alles das ist mit Aufhebung der Maske zerstört. Eine noch nachtheiligere Umwandlung hat der Carneval dadurch erfahren, daß (besonders seit 1848) die Römer der besseren Stände sich so gut wie ganz zurückgezogen haben, höchstens von Balkonen aus zusehen. Es ist ein Fest der unteren Classen und der Fremden geworden. Die Letzteren nehmen sich durchaus nicht zu ihrem Vortheile dabei aus; namentlich finden sie an dem Werfen mit Confetti (Gypskugeln) Vergnügen.

Dies ist allmälig aus einer unschuldigen und graziösen Neckerei in eine läppische Gassenbubenrohheit ausgeartet, und das schlechte Beispiel fängt schon an, die Römer, deren natürliche Feinheit in solchen Dingen bewundernswürdig ist, zu demoralisiren. Sie werfen hin und wieder schon tapfer mit Gyps und versprechen ihre Lehrer zu übertreffen.

Am meisten zeichnen sich die Engländer aus, weil eben am meisten englische Touristen während des Winters Rom mit ihrer Anwesenheit beglücken, und die Gebildeten dieser edlen Nation verwahren sich in der That mit allem Grunde dagegen, daß man die Sitten ihres Landes nach denen aller Johnson's und Smith's beurtheile, die auf dem Continent reisen. Mit einer Hartnäckigkeit, die einer bessern Sache würdig wäre, schütten diese Söhne und Töchter Albion's Gypskugeln pfundweise aus Blechtrichtern, Körben und Schaufeln auf die Köpfe der Vorübergehenden und Fahrenden; wehe dem Wagen, der durch eine Stockung genöthigt ist, unter einem solchen Balkon zu halten! Man schützt sich mit Drahtmasken gegen die Gewalt der Würfe, aber nicht gegen den Kalkstaub, den sie in großen Wolken verbreiten. Selbst die Blumensträuße werden zu Wurfwaffen. Jeder Strauß, der zur Erde fällt, wird überdies blitzschnell von einem der vielen hundert Industriellen, die sich im Corso umhertreiben, aufgehoben, und so werden dieselben drei oder vier Mal, nicht zu ihrer Verschönerung, ausgeboten. Ecco fiori Mosju! Mosju oder Signor Mosju ist die allgemeine Anrede aller Fremden, weß Alters, Standes und Geschlechtes sie seien, in der Einheit und Mehrheit: die Römer aller Stände lieben es, französisch zu radebrechen, und nicht so leicht läßt es sich ein Blumenverkäufer oder Obsthändler nehmen, Mosju und statt Bajoc Sau zu sagen.

Dies sind die Schattenseiten des römischen Carnevals, die besonders in den ersten Tagen unangenehm auffallen, wo die Theilnahme noch gering ist, nur hin und wieder Masken aus den untersten Ständen auftauchen, einzelne Wagen im Trabe hinfahren, ganze Reihen von Stühlen auf dem Trottoir leer stehen, und die Confetti fast ausschließlich den Stoff der Unterhaltung bilden. Dies ändert sich erst mit dem fünften Tage des Carnevals. Nun bietet der Corso in der That ein Schauspiel, das wol kaum seines Gleichen hat. Die unabsehbare Straße ist wirklich in einen Festsaal verwandelt, dessen Dach das reine Blau des Himmels bildet; alle Fenster und Balkone mit rothen und sonst farbigen Teppichen behangen, unten zwei Reihen Wagen, die eine auf-, die andere niederfahrend, in einem dichten Gewühl, die bunten Trachten, die fliegenden Sträuße, das Geschrei, das Jauchzen — immer ist es noch ein Fest, das das Volk sich selbst gibt, wie Göthe sagte.

Mädchen und Frauen sieht man am häufigsten in dem reizenden albanischen Costüm: ein schar-

lachrothes goldgesticktes Mieder, mit einem gestickten weißen Kragen, die Zöpfe ebenfalls mit einem scharlachrothen Band durchflochten und mit silbernen Nadeln durchsteckt. Die Fremden tragen meist zierliche weiße Ueberwürfe mit Kapuzen. Männer erscheinen besonders als Pulcinelle, manche auch als Harlekine, hin und wieder sieht man das altfränkische Costüm. Die unteren Stände lieben es besonders, in den Anzügen die Geschlechter zu vertauschen.

Ganze Schaaren von Trasteverinern in bunten, wenn auch etwas schmutzigen Costümen, ziehen daher, schwenken Flaschen, schlagen die Vorübergehenden mit Peitschen oder Schweinsblasen, hin und wieder wendet sich auch ein Redner in Prosa oder Versen an die Menge. Doch bei dem Fehlen der Gesichtsmaske ist der Verkehr im Ganzen ein ziemlich stummer und beschränkt sich auf Hin- und Wiederwerfen von Sträußen, Bonbons und Confetti. Endlich ertönen gegen Sonnenuntergang die Schüsse, die den Wagen das Signal geben, den Corso zu verlassen. Dann sprengt eine Abtheilung der päpstlichen Dragoner den Corso herauf und wieder herunter: die Pferde werden vom Piazza del Popolo losgelassen, ein Paar Minuten, und Alles ist vorüber. Die Einrichtung des Rennens ist noch ganz so, wie Göthe sie beschreibt.

Am letzten Dienstage des Carnevals tobt sich die Festlust noch einmal aus. Die Theater bieten an diesem letzten Abende alle ihre Kräfte auf; im Apollotheater (der großen Oper von Rom) wird Vormittags gespielt. Der Moccoliabend ist die Krone des Carnevals. Mit dem Einbruch der Dämmerung fangen schon die Lichter an, sich hie und da zu zeigen, an Fenstern, auf Balkonen, in den Kutschen; in einer Viertelstunde flimmern und flackern Tausende, die unabsehbar lange, enge, von hohen Häusern eingefaßte Straße bietet einen unbeschreiblichen Anblick dar. Nun beginnt überall der Kampf um die Lichter; die Fußgänger können die ihrigen niemals brennend erhalten, die im Wagen Fahrenden und an Parterrefenstern oder auf Stühlen Stehenden müssen sich gegen die Angriffe von allen Seiten vertheidigen. Man bläst nach den Lichtern, schlägt darnach mit den Händen oder mit Schnupftüchern, die oft an Stöcke gebunden sind, wirft mit Sträußen; aus einem oberen Stockwerk fährt plötzlich ein Fächer auf die Lichter eines darunter liegenden Fensters. Kavaliere umgeben schützend ihre Damen mit erhobenen Tüchern, man hält dem Angreifer neckend vom Wagen oder Balkon das Licht hin, das in dem Augenblick, wo er es zu haschen glaubt, zurückschnellt, man erlaubt einem, sein Licht an dem eigenen anzuzünden, und dies wird zur Vergeltung ausgeblasen: überall die unschuldigste, heiterste, anmuthigste Neckerei, so viele Tausende von fröhlichen Menschen, die in diesem Augenblick sich um keine brennende Frage in der Welt kümmern, außer ob ihr Moccolo brennt — und bei einem hitzigen Kampf Aller gegen Alle nirgend eine Rohheit, eine Unfeinheit, und was beinahe noch wunderbarer ist, nirgend ein Unfall. In diesem Gewühl so vieler Tausende, von denen Wenige sich die Zeit nehmen, vor oder hinter sich zu sehen, fahren die beiden Reihen Wagen auf und nieder, man springt auf die Tritte und Schläge, drängt sich unter den Pferden durch, und immer entwirrt sich der Knäuel, wie durch ein Wunder, glücklich. Dazu das allgemeine Geschrei: Senza moccolo! Das Jubeln, Jauchzen und Lachen, die bunten Trachten, die Mädchengesichter voll Triumph, Lust und Schalkheit: in der That, dieser Theil des Carnevals hat Nichts von seinem Glanz eingebüßt. Um sieben Uhr ungefähr beginnen die Lichter zu verlöschen, das Geschrei abzunehmen, die Wagen fahren allmälig davon; bald sieht der Corso nur noch so aus, als wäre er zu einem landesherrlichen Geburtstage freiwillig erleuchtet, die weißen Flammen treten wieder in ihr Recht, und es wird ziemlich still und leer. Denn nun zertheilt sich die Masse in die Theater, die Trattorien: um zwölf läutet die Kapitolsglocke den Carneval zu Grabe. [69.]

17. Charakterzüge der Italiener.

Wol der tiefgreifendste Unterschied von Nord und Süd offenbart sich in der Hinneigung des Italieners zur Oeffentlichkeit des Lebens. Niemals zieht er sich in seine eigene Brust zurück, sondern schnell verkehrt er mit Jedem auf das Lebhafteste, ist mit Rath und That gleich bei der Hand, spricht, schreit, figurirt beständig, und fast möchte man sagen, er führt sein ganzes Leben hindurch eine Comödie auf, bei der er ganz mit Leib und Seele interessirt ist, und auch Andern Theilnahme abnöthigt, und wahrlich ist dies ein Hauptzug seines Charakters. Auch sagt der Italiener im gemeinen Gespräch z. B. niemals: „Er ist ein Barbier, ein Gastwirth" und dergleichen, sondern „er macht, d. h. er spielt den Barbier, den Gastwirth" u. s. w. Zu gleicher Zeit aber sind sie weit von aller Charlatanerie entfernt, niemals machen sie ein Gespött oder eine Posse aus dem Leben, sondern es ist ihrer gründlichen Seele mit Allem ein hoher Ernst, wenn sie handelt.

Eine Folge dieser Oeffentlichkeit ist die geringe Stubengeselligkeit der Italiener; die Freuden nordländischer Theestunden kennen sie gar nicht, und wenn sie einmal zwischen ihren vier Wänden (denn Pfählen könnte man in Italien nicht wol sagen) eine „conversazione" geben, so sitzen sie steif gefroren und bleiern neben einander, machen einige ungeschickte Reverenzen, und am Ende geht man desperat vor langer Weile davon. Der wahre Schauplatz italienischer Eigenthümlichkeit sind die Straßen, Märkte, Corsi, Theater; hier tummeln sich Vornehme und Geringe mit nie versiegender Lebendigkeit umher. Den Hut auf dem Kopf laufen sie, ohne viel zu fragen, in Stuben, Läden, Buden umher und zeigen sich zu allen Diensten bereitwillig, ohne dabei auf den geringsten Dank zu rechnen, und es ist eine schöne Eigenthümlichkeit der Italiener, daß sie niemals viel Werth auf etwaige Gutthätigkeit legen.

Man würde den Charakter des Volkes nicht vollständig verstehen, wenn man nicht eine Ansicht seiner religiösen Bildung hätte. Der freisinnige, heitere Italiener ist entfernt von aller unduldsamen Verfolgungssucht, dennoch bildet der Katholicismus allein den Mittelpunkt des italienischen Lebens. Nicht allein die ganze Moral, sondern auch sehr viele bürgerliche Verhältnisse des gemeinen Lebens, ja sogar die meisten Oeffentlichkeiten, Vergnügen und das Volksleben überhaupt sind sehr enge an die Religion geknüpft. Freilich wenn man einen Vetturin Gott und seine Heiligen lästern, Christum und die Madonna auf's Gräulichste schmähen hört; wenn man die Italiener überhaupt in den Kirchen wie in Unterhaltungssälen umherlaufen, sprechen und lärmen und dem Hause Gottes oft geringe Achtung bezeigen sieht: so würde, wer an vorschnelles Urtheilen gewöhnt ist, sicherlich der Meinung sei, es gäbe kein irreligiöseres Volk auf Erden, als die Italiener, und dennoch ist es keineswegs der Fall. Solche zügellose Ausbrüche ihrer natürlichen Lebhaftigkeit bekennen und bereuen sie mit zerknirschten Herzen; niemals aber gibt ihre gründliche poesienreiche Seele überlegtem, herzlosem Spott und gemeiner Frivolität Raum. Wahrlich ist dieser schöne Zug einer der entschiedensten im Charakter der Italiener, und obgleich die Römer noch heut sehr gern satyrisiren, obgleich die Neapolitaner und Calabresen, wie im Alterthum, besonders durch ihre stehenden Masken, wie z. B. den Pulcinell, die Sitten sarkastisch geißeln: so kann man dennoch von ihnen mehr, als von manchem anderen Volke Europa's sagen, daß sie nicht sitzen, wo die Spötter sitzen; jeglicher kalte Hohn ist ihnen durchaus fremd.

Witzig wie die Franzosen und humoristisch wie die Engländer sind die Italiener durchaus nicht; um jenes zu sein, besitzen sie zu viel innere Poesie und zu wenig höhnische Kälte, wie gern sie auch von Alters her satyrisiren; britischen Humor aber läßt die poesienreiche Form des äußeren Lebens, das sie umgibt, nicht aufkommen, wie bei jenen Insulanern, deren staatskräftigem Leben die Poesie ziemlich fremd ist und sich erst dann zeigt, wenn das individuelle Sein in Gegensatz mit den gewöhnlichen Verhältnissen und dem gemeinen Leben tritt. Der Italiener preist und schätzt des Deutschen Gemüth und tiefen Geist, Redlichkeit und Sitte und reiches Wissen. Der Deutsche be-

wundert des Italieners Natürlichkeit und Genialität, sein practisches Wesen, seine Gewandtheit in Wort und That, die Lebhaftigkeit und Anmuth, in der sein Geist wie sein Körper sich bewegt, und die Heiterkeit, womit er kindlich die Gegenwart erfaßt. Der Italiener sagt: der Deutsche ist ein braver Mann; wir sagen: die Italiener sind interessante Menschen.

Wir Nordländer steuern das Schiff unseres Lebens durch ein mäßig bewegtes Meer; der Italiener hat Windstille oder Sturm, aus tiefster Ruhe geht er plötzlich in leidenschaftliche Bewegung über und versinkt wieder in Unthätigkeit. Die Heftigkeit, womit er Rede und Handlung begleitet, gibt seinem Wesen ein eigenthümliches Gepräge, und er ist um so origineller, da er sich wenig um Fremdes kümmert, und was er Eigenes hat, reiner bewahrt, als jede andere gebildete Nation Europa's. „Was soll ich fremde Sprachen lernen oder fremde Länder sehen?" sagt er; „bei uns muß es am besten sein, denn Alles kommt hierher."

Das far niente steht in Deutschland in schlechtem Rufe; wir müssen arbeiten, aber wir arbeiten oft zu viel und werden stumpf. Der Italiener wird nicht stumpf; sein Müßiggehn ist kein Nichtsthun, sondern blos ein Nichtarbeiten. Wenn er auch nach vollbrachter Siesta, auf den Ellbogen gestützt, im Schatten eines Hauses liegt, so schafft doch sein Geist und ergeht sich in heiterer Beschaulichkeit. Dieser Geist ist nicht müde und abgetrieben, wie so oft der unsere, sondern ausgeruht und frisch; daher faßt er auch klare Gedanken, und eben weil sie klar sind, steht ihm der leichte Ausdruck zu Gebote. Wie wenig Deutsche beherrschen ihre Sprache! Männer von hoher Bildung unter uns stümpern oft das Leben lang in Rede und Schrift; in Italien handhaben schon die Kinder die Sprache, wie der Virtuose sein Instrument. Darum ist auch das Italienische so leicht und verständlich; darum ist die Grammatik so einfach und die Ausdrucksweise so sinnlich bezeichnend und ordentlich von Fleisch und Blut.

Alles thut der Italiener rasch und mit Leichtigkeit. Wo wir in ernstem Schweigen verharren, schwätzt und lacht er, wo wir seufzen und klagen, singt er; was uns schwer wird, unternimmt er lieber gar nicht. Wir sind Philosophen mit der Zunge, er Philosoph der That. Die Geschichte, die jeder Tag bringt, macht er spielend ab. Der Eseltreiber, der in der Sonnenhitze neben seinem hochbepackten Thiere geht, plaudert stundenlang mit ihm. „Geh' munter, mein Alter," sagt er, „kriegst auch heute Abend Futter, so viel du willst; weißt du, von den schönen Blättern, die dir gestern so wohl schmeckten? Ja spitze nur die Ohren! Bei der Madonna, du kriegst davon, so viel du willst! Aber nicht wahr, ich soll dir ein Liedchen pfeifen? Das Lied von der Nonne will ich dir pfeifen, das hörst du gern." — Die Magd säubert die Töpfe in der Küche und ruft ihnen zu: „Nun, Kinder, seht ihr doch mal vernünftig aus; aber steht auch hübsch und fallt mir bei Leibe nicht, sonst brecht ihr Arm und Bein, und die Signora heißt mich bestia, und der Herr stößt mich zum Haus hinaus, Bestia — stößt mich zum Haus hinaus" summt und singt zur Arbeit weiter.

Im Umgang ist der Italiener leicht und ungezwungen: er kommt Dir mit Freundlichkeit entgegen, und redet Dich an, als ob er Dich schon lange kennte. „Herr," sagst Du, „ich schätze mich glücklich, die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, von dem mir meine Freunde so viel Rühmliches melden." „„Bah! sagt er, von uns Italienern ist nicht viel Gutes zu sagen. Aber setzt Euch, Don Guglielmo (er hat aus dem Empfehlungsschreiben, das Du mitgebracht, Deinen Namen ersehen), setzt Euch, Don Guglielmo. Ich und mein ganzes Haus stehen zu Euren Diensten. Seht, da bringt meine Tochter gerade die Maccaroni. Bei der Seele meiner Mutter, sie sehen gut aus! Ihr thut wohl, wenn Ihr mitеßt."" Du machst Einwendungen; er drückt Dich aber auf den Stuhl, und seine Frau schiebt Dir einen Berg dampfender Maccaroni vor. Du wendest Dich an sie: „Es ist heute ungewöhnlich warm, Signora." — „„Ei, zieht den Rock aus,"" erwidert sie. — „Ich weiß nicht, ob ich wagen darf" —— „„Man sieht doch, sagt der Mann lachend, daß der Herr noch fremd ist. Don Guglielmo, ich will Euch meine graue Jacke holen. Sie wird Euch freilich ein Bischen eng sein; denn ich bin nur ein Aal, und Ihr seid rund wie eine Bombe.""

So demüthig das schlaue Volk thut, wenn es gilt einen Vortheil zu erlangen, so geistig frei tritt es sonst auf. Nirgends gilt Stand oder Rang weniger, als in Italien; auch der Geringste benimmt sich, ohne frech zu sein, leicht wie Deines Gleichen. Der Lazzarone hält sich für ungefähr eben so hoch als den Fürsten, vor dessen Palast er liegt; er stellt Kaiser und Papst vor seinen Rich-



NEAPEL.

terstuhl, und verfährt oft schlimm mit ihnen. „Was ist der Unterschied zwischen mir und dem Könige von Neapel?" sagt er. „Kein anderer, als daß der König so viel Maccaroni ißt, als er will, und ich so viel, als ich habe."

Als kluger, praktischer Mensch spekulirt der Italiener überall auf Gewinn; denn er weiß, daß Geld eine Sache ist, womit sich Vieles erreichen läßt, er nimmt es in Handel und Wandel nicht sehr genau, und betrachtet einen dummen Menschen als eine Gelegenheit, die man nicht ungenützt vorübergehen lassen dürfe. Wer ihm klug entgegen tritt, sieht sich von ihm geachtet und mit Billigkeit behandelt; Menschen, wie Nicolai aber, die ihm durch ihr ungeschicktes Benehmen die Galle erregen, werden con amore beschunkert. [105. 139.]

---

18. Das Volksleben in Neapel.

Wer die täglichen Belustigungen des Volkes beobachten will, muß vor Allem die Hafendamm-Straße (strada del molo) und den Hafendamm besuchen, wo hauptsächlich Abends Virtuosen aller Art ihre Künste vor den unablässig vorüberströmenden Soldaten, Matrosen, Schiffern und Fremden produciren. Hier rühmt ein Fleckentilger und Schuhwichser vor einem um ihn versammelten Häuflein die wundersame Wirkung seiner Waare; dort läßt ein Thierbändiger ein seltsames Mäuschen und unschädlich gemachte Vipern exerciren; weiterhin brennt ein Feuerwerker Pulvermännchen ab. Vor einer Bude pauken und trompeten auf einer Bank ein paar Athleten; Bajazzo preist die Künste eines Feuerfressers und bietet seine besten Späße auf, die Seemänner anzulocken. Am Eingang der Puppentheater laden Pulcinelle mit quiekender Stimme die verehrten Herren Lazzaroni ein, zu schaun die wundersame Belagerung von Korinth und Se. Excellenz den Consul Mummius, wie er am Schluß der Tragödie die Citadelle in die Luft sprengt, worauf ein komisches Ballet folgt, ebenfalls von Puppen ausgeführt, deren schönste, von Sammet und Seide und Silberflittern glänzend, in der Thür erscheint und mit dem Köpfchen winkt. Die rauschende Janitscharen-Musik beginnt und zieht immer neue Gäste an. Laute Declamation schallt aus dem Musentempel. Nicht weit davon läßt ein mit weißem Lämmerfell bekleideter Abruzzese seinen Pudel exerciren; zwei sicilianische Soldaten, zwei Betteljungen und ein Maler, der den trefflichen Hund zeichnet, bilden sein Publikum. Daneben hebt ein Kerl eine alte zerfetzte Hose empor, und preist sie als modern und fein, wie die Hose Sr. Majestät des Königs. Weiterhin singt ein alter Bänkelsänger vor einem großen Wachstuch mit vielen Bildern das Leben des heiligen Januarius her, und sein Enkelchen im bloßen Hemde begleitet die krähenden Töne auf einer jämmerlichen Geige. — Wir treten auf den Hafendamm. Hier steht in einem dicht gedrängten Kreise der Taschenspieler an seinem Tischchen und rollt aus den eben noch leeren Zauberbechern Kugeln hervor. Ein Wahrsager sitzt an einem wurmstichigen Tischchen, auf dem Bücher mit astronomischen Zeichen liegen. In einem vollen Kreis von Zuhörern erzählt der Cantastorie seine Geschichten. Seemänner sitzen rauchend auf Bänken um ihn her; stehend hören ein paar Lastträger, die ein Geschäft vorbeiführt, den platten Korb auf dem Kopfe, ein Weilchen zu. Nackte Knaben liegen, Orangenschalen kauend, auf der niedrigen Hafenmauer, oder kauern mit gekreuzten Beinen im innersten Kreise. Jetzt bricht der Erzähler in Verse aus, die er mit wohlklingender Stimme singt. Da springen zwei Knaben, die ein dritter gekneipt hat, schreiend auf. Der Cantastorie hebt ernst seinen Stab, und die beißigen Katzen legen sich wieder zur Ruhe. — Wir haben uns inzwischen vor einem nahen Kaffeehause niedergelassen, schlürfen unser Eis und hören einem Marktschreier (Ciarlatano) zu. Von seiner Bühne stolz auf das dumme Volk umher niederschauend, steht er, umgeben von dem reichen Apparate seiner Wissenschaft. Gestrichene Pflaster sind aufgehängt; Essenzen, Pulver und Mixturen bedecken den Tisch, und ein grinzender Todtenkopf, dem das Geld in den Rachen geschoben wird, ruft: „Weh euch, wenn ihr nicht kauft!"

„Kommt, meine Freunde, kommt!“ so beginnt der Hippokrates seinen Sermon, „tretet heran, meine Herrschaften! Platz da, ihr Jungens, Platz für meine werthen Gönner! Kommt alle, die ihr vorübergeht, Gesunde oder Kranke, die Kranken, damit sie gesund werden, die Gesunden, damit sie nicht krank werden. Kommt ihr, denen ein hohler Zahn schlaflose Nächte macht; wir wollen ihn heraus holen und mit Füßen treten. Kommt ihr, die ihr von Flüssen geplagt seid; ich hab' ein Mittelchen, vor dem die Flüsse davon gehen, wie der Teufel vor dem Zeichen des Kreuzes. Kommt ihr, welche die Gicht plagt; ich will sie wieder plagen, daß sie von euch weicht, wie der böse Geist aus dem bußfertigen Sünder. Kommt ihr, deren Brust voll Schleim steckt, deren Magen nicht mehr verdaut; ihr seid rußige Schornsteine, die ich ausfegen will. Kommt ihr, die ihr den Husten habt; der Husten ist des Todtengräbers Hund, aber ich bin Meister über ihn. Kommt ihr, die ihr an versteckten Uebeln leidet; eure Geheimnisse sind mir klar, eh' ihr den Mund aufthut. Euch vor Allen soll geholfen werden. Kommt Alle, die ihr einen Schaden, einen faulen Fleck an Leib oder Seele habt; denn ich bin Doctor für Beides. Wo ich bin, da ist Gesundheit; ohne mich faßt euch dieser (er deutet auf den Todtenkopf). Aber vielleicht zweifelt Einer unter euch an mir, denn die Welt ist voll großmäuliger Schurken, die sich Wunderdoctoren und Professoren heißen, und nicht so Viel wissen, als ein Nagel an meinem Stiefel, nein, nicht mehr, bei der Seele der heiligen Madonna! (Er entblößt sein Haupt und Alle mit ihm.) Vielleicht zweifelt Einer an mir, sag' ich; denn Manche unter euch haben heute zum ersten Male ihren Fuß in diese berühmte Stadt gesetzt, welche die hochheilige Jungfrau (Entblößung des Hauptes wie vorher) segnen möge! Schauet denn her, und seht mit euren zwei Augen!“ Er hebt einen dicken Jungen, der schon lange gewartet, zu sich auf den Tisch und examinirt ihn. Es findet sich, daß der Knabe schon seit vier Jahren an der Wassersucht leidet. Er versichert, schon bei mehr als zwanzig Aerzten gewesen zu sein, die aber sämmtlich an seiner Cur verzweifelt hätten. Der Ciarlatano verspricht ihm augenblickliche Heilung des Uebels und will ihm zum Behuf des Schneidens die Augen verbinden. Der Knabe, welcher seine Rolle vortrefflich und nicht zum ersten Mal spielt, sträubt sich anfangs gewaltig, gibt aber endlich nach. Der Ciarlatano knüpft ihm ein Tuch über die Augen, ergreift mit wildem Blick ein langes Messer und sticht es in den Bauch des Jungen, Alle schaudern, und ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört. Helles Wasser springt aus dem Leibe. Der Knabe reißt die Binde ab. „Ach, jetzt ist mir wohl!“ ruft er, „Herr Doctor, ich bin wieder gesund!“ Er tanzt vor Freuden wieder auf dem Tisch. „Geh hin,“ sagt der Ciarlatano großmüthig, „opfere der Madonna eine zweipfündige Kerze. Bei mir soll es dir nichts kosten.“ Das Volk starrt den Wunderthäter an. Viele drängen sich zu und kaufen. Um noch weitern Vortheil zu ziehen, hebt der Marktschreier eine Menge an bunten Fäden zusammengereihter Büchlein empor, die das Bildniß der Madonna an sich tragen, und rühmt von denselben, daß sie, auf den Leib gelegt, schmerzstillend wirken. Und von Neuem drängen sich Seemänner, Lazzaroni und Bauern herbei und kaufen das köstliche Büchlein.

Es ist natürlich, daß kindliche, müßige Menschen, wie die Neapolitaner, gern spielen, daher man Graubärte sich stundenlang in einer Weise ergötzen sieht, die in Deutschland nur Knaben Zeitvertreib gewährt. Allbekannt ist die **Mora**, welche das italienische Volk durch die ganze Halbinsel spielt, und sogar mit in die Fremde bringt. Sie ist so recht ein Spiel für Bettler und Lazzaroni; denn man braucht dazu nichts als eine Hand mit fünf Fingern. Die Italiener spielen die Mora stehend, sitzend, liegend und gehend, ja vom Esel herunter; sie spielen sie bei Sonnen-, Mond- und Laternenschein; oft hört man sie noch in tiefer Nacht aus einem Straßenwinkel ihr ewiges cinque, sei, quattro, nove! rufen. Es sind nur immer zwei Spieler; beide werfen zu gleicher Zeit die rechte Hand mit einer beliebigen Anzahl gestreckter Finger gegen einander aus; in demselben Augenblick ruft jeder eine Zahl, welche der Summe der beiderseits ausgestreckten Finger gleich sein soll; weshalb z. B. Einer, der alle fünf Finger auswirft, zum mindesten: sechs! rufen muß. Statt zehn ruft man tutti, alle. Wer die Zahl räth, hat einen Punkt gewonnen, was an der linken Hand, die gegen die Brust gehalten wird, erst durch Umlegung des Daumens und dann der folgenden Finger markirt wird. Wer fünf Punkte gewonnen, also die linke Hand völlig geschlossen hat, ist Sieger und erhält den Kampfpreis, wenn ein solcher

ausbedungen worden: eine kleine Münze, ein Glas Limonade, Sorbet, Wein. Oft stehen vier oder noch mehr Männer zusammen und spielen stundenlang, indem, wenn einer verloren hat, augenblicklich ein anderer, ohne ein Wort zu sprechen, für ihn eintritt. — Die Stellung der Moraspieler erinnert an Streiter, die sich kampfbegierig gegenüber getreten sind; die Augen flammen, die Hände zittern; Stimme und Geberde drücken die höchste Leidenschaft aus. Wer unglücklich spielt, wird ordentlich mit Verachtung angesehen und tritt zerknirscht vom Kampfplatz.

Ein anderes Spiel, das ebenfalls durch ganz Italien und nicht allein vom niedrigen Volke gespielt wird, ist die Boccia. Jeder Spielende hat eine Kugel, womit er nach einer kleinern Kugel wirft; wobei es denn darauf ankommt, seine Kugel möglichst nahe an die Zielkugel, oder die Kugel des Gegners möglichst weit davon abzubringen. Die Zahl der Spielenden ist unbestimmt. Die Italiener spielen auch die Boccia auf dem Billard, worauf sie Meister sind.

Ein sehr gewöhnliches Spiel der Lazzaroni- und Fischerknaben ist das Münzenwerfen, wobei denn der gewinnt, welcher testa, Kopf, wirft, was der Fall ist, wenn das Bildniß des Souverains auf der niedergefallenen Münze nach oben zu liegen kommt. Manche haben darin eine große Uebung, und so hoch auch die Münze senkrecht aufsteigt, weder in der Luft noch beim Auffallen wendet sie sich.

Ein schönes Spiel der Kinder ist: Theaterpuppen auf kleinen Bühnen agiren zu lassen; sie verstehen dies so gut, daß man ihnen nicht ohne Staunen zusehen kann. Der Italiener ist eben geborner Schauspieler und Improvisator; überdies reizen die stabilen Puppentheater und der wandernde Pulcinello, der allerwärts seine krumme Nase zeigt, die lebhaften Kleinen zur Nachahmung.

In Berlin exerciren die Kinder zum Spiel, in Neapel lesen sie Messe und halten Prozessionen. Nichts ist natürlicher. Einst fand ich einige zwanzig Knaben und Mädchen, welche Abends in einer dunklen Gasse vor ein paar Wachslichtchen, die sie an eine Mauer geklebt hatten, auf den Knien lagen. Alle hielten die Hände flach zusammengeschlossen empor, und sangen in rührender Andacht, besonders die Mädchen.

Vom Spiele gehen wir zum Tanze über. Die Leute von Stande tanzen vielleicht weniger, das Volk aber ungleich mehr, als in Deutschland. Das neapolitanische Volk weiß aber nichts von unsern nordischen Tänzen; es kennt fast einzig die Tarantella. Sie wird nur von einem Paare getanzt, und es bedarf dazu keines zweiten Oster- oder Pfingsttages, keiner Hochzeit, keiner Kirchweih, es bedarf keines Tanzbodens mit Violine, Clarinette und Baß, es bedarf auch keines festlichen Gewandes; nein, Abends, wenn die Arbeit ruht und kühle Luft weht, in einer Nebenstraße, im Hinterhofe, auf dem Dache, auf der Tenne, im Feld, am flachen Strande, treten beim einfachen Klange des Tambourins — ein Instrument, das mit zum Hausgeräthe gehört — die Tänzer in den Kreis. Es muß nicht gerade ein Bursche und ein Mädchen sein, auch zwei Burschen und noch öfter zwei Mädchen tanzen zusammen, mit oder ohne Zeugen, mit oder ohne Musik, aus reiner Lust an der schönen, geregelten Bewegung. Immer ist der Neapolitaner zu seinem Balle gerüstet. Die Eseltreiber auf Ischia beginnen, wenn sie auch den ganzen Tag in der Hitze neben ihren Thieren hergelaufen sind, am Abend rüstig den Tanz; wie neugeboren stampfen sie, sobald der Tambourin erklingt, noch stundenlang den Estrich mit nackten Füßen. Ja, ihre Tanzlust geht so weit, daß sie unterwegs um ihre Esel her und vor denselben, trotz des Staubes und der Steine im Wege, künstliche Sprünge machen, wenn etwa ein Zug Musikanten vorüberziehend die Tarantella spielt.

Der Tänzer steht bei der Tarantella seiner Tänzerin gegenüber; beider Bewegungen stimmen überein oder sekundiren sich, wobei das Ganze eine dramatische Handlung gewinnt, so roh das oft auch sein mag. Man tritt jedesmal doppelt mit der Ferse des einen Fußes auf, und läßt sie nach vorn vom Boden abgleiten, während man eben so oft auf dem andern Fuße hüpft. Bisweilen bewegt sich der Tänzer blos auf dem linken Fuße, und schlägt den andern im Takte gegen das hüpfende Bein, indeß die Tänzerin anmuthig ihr Kleid zu beiden Seiten faßt und in mäßiger Bewegung verharrt. Die Arme werden meist wie zur Umarmung ausgestreckt; den Wechsel der Tour gibt der Mann durch Händeklatschen an. Bei manchen Stellen des Tanzes, wo der Tambourin verstummt, beginnen die Castagnetten in den Händen des tanzenden Paars zu klappern, oder es wird mit der Zunge geschnalzt. Die Bewegungen geschehen vor- und rückwärts oder kreisförmig, und in diesem

Falle schleift man, statt zu hüpfen, wobei dann wol die Plätze gewechselt werden. Manchmal läßt sich das Mädchen knieend nieder, und hält ihr seidenes Tuch anmuthig an zwei Zipfeln, während der Bursche um sie hertanzt. Wenn blos Männer aus dem niedern Volke zusammen tanzen, so legen sie wol noch Variationen ein, z. B. sie kriechen, wo möglich im Takt, auf Händen und Füßen, oder Einer schreitet auf allen Vieren unter den Andern durch, oder sie machen Luftsprünge, schlagen Purzelbäume und fassen und schwingen sich, daß es eine Lust ist.

Der Tambourin wird häufig von einem ältern Weibe, das im Kreise der Zuschauer sitzt, geschlagen. Man rührt ihn mit dem Daumen und Mittelfinger, oder streift zitternd mit dem Daumen darüber, was Uebung erfordert. Bisweilen wird er blos geschüttelt, so daß die Bleche, womit er inwendig besetzt ist, rasseln. Mit dieser wilden Musik wechseln die Castagnetten der Tanzenden ab. Statt des Tambourins spielen oft Männer die Guitarre oder Mandoline und begleiten das Instrument mit Gesang.

[139.]

19. Die Lazzaroni.

Ich konnte zu Neapel zwar sehr viele übel gekleidete Menschen bemerken, aber keine, die unbeschäftigt waren. Ich fragte deswegen einige Freunde nach den „40,000 Müßiggängern", welche ich doch wollte kennen lernen; sie konnten mir solche nicht zeigen, und so ging ich, weil diese Untersuchung mit der Betrachtung der Stadt genau zusammenhing, selbst auf die Jagd aus.

Ich fing an, mich in dem ungeheuren Gewirre mit den verschiedenen Figuren bekannt zu machen, sie nach ihrer Kleidung, Gestalt, Beschäftigung, ihrem Betragen zu beurtheilen und zu klassificiren. Ich fand diese Operation hier leichter als irgendwo, weil der Mensch sich hier mehr selbst gelassen ist und sich seinem Stande auch äußerlich gemäß bezeigt.

Ich fing meine Beobachtung bei früher Tageszeit an, und alle Menschen, die ich hie und da stille stehen oder ruhen fand, waren Leute, deren Beruf es in dem Augenblick mit sich brachte; die Lastträger, die an verschiedenen Plätzen ihre privilegirten Stände haben, und nur erwarten, bis sich Jemand ihrer bedienen will; die Calessaren, ihre Knechte und Jungen, die bei den einspännigen Kaleschen auf den großen Plätzen stehen, ihre Pferde besorgen, und einem Jeden, der sie verlangt, zu Diensten sind; Schiffer, die auf dem Molo ihre Pfeife rauchen; Fischer, die an der Sonne liegen, weil vielleicht ein ungünstiger Wind ihnen auf das Meer auszufahren verbietet. Ich sah auch wol noch Manche hin- und wiedergehen, doch trug nicht ein Jeder ein Zeichen seiner Thätigkeit mit sich. Von Bettlern war keiner zu bemerken, als ganz alte, völlig unfähige und krüppelhafte Menschen.

Je mehr ich mich umsah, je genauer ich beobachtete, desto weniger konnte ich weder von der geringen, noch von der mittleren Klasse, weder am Morgen, noch den größten Theil des Tages, ja von keinem Alter und Geschlecht eigentliche Müßiggänger finden.

Ich gehe in ein näheres Detail, um das, was ich behaupte, glaubwürdiger und anschaulicher zu machen. Die kleinsten Kinder sind auf mancherlei Weise beschäftigt. Ein großer Theil derselben trägt Fische zum Verkauf von Santa Lucia in die Stadt; andere sieht man sehr oft in der Gegend des Arsenals, oder wo sonst Etwas gezimmert wird, wobei es Späne gibt, auch am Meere, welches Reiser und kleines Holz auswirft, beschäftigt, sogar die kleinsten Stückchen in Körbchen aufzulesen. Kinder von einigen Jahren, die nur auf der Erde so hinkriechen, in Gesellschaft älterer Knaben von fünf bis sechs Jahren, beschäftigen sich mit diesem kleinen Gewerbe. Sie gehen nachher mit den Körbchen tiefer in die Stadt und setzen sich mit ihren kleinen Holzportionen gleichsam zu Markte. Der Handwerker, der kleine Bürger kauft es ihnen ab, brennt es auf seinem Dreifuß zu Kohlen, um sich daran

zu erwärmen, oder verbraucht es in seiner sparsamen Küche.

Andere Kinder tragen das Wasser der Schwefelquellen, welches besonders im Frühjahr sehr stark getrunken wird, zum Verkauf herum. Andere suchen einen kleinen Gewinn, indem sie Obst, Honig, Kuchen und Zuckerwaaren einkaufen und wieder als kindische Handelsleute den übrigen Kindern anbieten und verkaufen, allenfalls, nur um ihren Theil daran umsonst zu haben. Es ist wirklich artig anzusehen, wie ein solcher Junge, dessen ganzer Kram und Geräthschaft in einem Bret und Messer besteht, eine Wassermelone oder einen halben gebratenen Kürbis herumträgt, wie sich um ihn eine Schaar Kinder versammelt, wie er sein Bret niedersetzt, und die Frucht in kleine Stücke zu zertheilen anfängt. Die Käufer spannen sehr ernsthaft, ob sie auch für ihr klein Stückchen Kupfergeld genug erhalten sollen; und der kleine Handelsmann traktirt gegen die Begierigen die Sache eben so bedächtig, damit er ja nicht um ein Stückchen betrogen werde. Ich bin überzeugt, daß man bei längerem Aufenthalt noch manche Beispiele solchen kindlichen Erwerbes sammeln könnte.

Eine sehr große Anzahl von Menschen, theils mittlern Alters, theils Knaben, welche meistentheils sehr schlecht gekleidet sind, beschäftigen sich, das Kehricht auf Eseln aus der Stadt zu bringen. Das nächste Feld um Neapel ist nur Ein Küchengarten, und es ist eine Freude zu sehen, welche unsägliche Menge von Küchengewächsen alle Markttage hereingeschafft wird, und wie die Industrie der Menschen sogleich die überflüssigen, von der Köchin verworfenen Theile wieder in die Felder schafft, um den Cirkel der Vegetation zu beschleunigen. Bei der unglaublichen Consumtion von Gemüsen machen wirklich die Strünke und Blätter von Blumenkohl, Broccoli, Artischocken, Kohl, Salat, Knoblauch einen großen Theil des neapolitanischen Kehrichts aus; diesem wird denn auch besonders nachgestrebt. Zwei große biegsame Körbe hängen auf dem Rücken eines Esels, und werden nicht allein ganz vollgefüllt, sondern noch auf jedem mit besonderer Kunst ein Haufen aufgethürmt. Kein Garten kann ohne einen solchen Esel bestehen. Ein Knecht, ein Knabe, manchmal der Patron selbst, eilen des Tages so oft als möglich nach der Stadt, die ihnen zu allen Stunden eine reiche Schatzgrube ist. Wie aufmerksam diese Sammler auf den Mist der Pferde und Maulthiere sind, läßt sich denken. Ungern verlassen sie die Straße, wenn es Nacht wird; und die Reichen, die nach Mitternacht aus der Oper fahren, denken wol nicht, daß schon vor Anbruch des Tages ein emsiger Mensch die Spuren ihrer Pferde aufsuchen wird. Man hat mir versichert, daß ein Paar solche Leute, die sich zusammenthun, sich einen Esel kaufen, und einem größern Besitzer ein Stückchen Krautland abpachten, durch anhaltenden Fleiß in dem glücklichen Klima, in welchem die Vegetation niemals unterbrochen wird, es bald so weit bringen, daß sie ihr Gewerbe ansehnlich erweitern.

Ich würde zu weit aus meinem Wege gehen, wenn ich hier von der mannigfaltigen Krämerei sprechen wollte, welche man mit Vergnügen in Neapel, wie in jedem andern großen Orte bemerkt, allein ich muß doch hier von den Herumträgern sprechen, weil sie der letztern Klasse des Volks besonders gehören. Einige gehen herum mit Fäßchen Eiswasser und Citronen, um überall gleich Limonade machen zu können, einen Trank, den auch der Geringste nicht zu entbehren vermag; andere mit Kredenztellern, auf welchen Flaschen mit verschiedenen Liqueuren und Spitzgläsern in hölzernen Ringen vor dem Falle gesichert stehen; andere tragen Körbe, allerlei Backwerk, Näscherei, Citronen und anderes Obst umher, und es scheint, als wollte Jeder das große Fest des Genusses, das in Neapel alle Tage gefeiert wird, mit genießen und vermehren.

Wie diese Art Herumträger geschäftig sind, so gibt es noch eine Menge von kleinen Krämern, welche gleichfalls herumgehen und ohne viele Umstände ihre Kleinigkeiten auf einem Bret, in einem Schachteldeckel, oder auf Plätzen geradezu auf flacher Erde ihren Kram ausbieten. Da ist nicht von einzelnen Waaren die Rede, die man auch in größern Läden fände, es ist der eigentliche Trödelkram. Kein Stück Eisen, Leder, Tuch, Leinwand, Filz, das nicht wieder als Trödelwaare zu Markte käme, und das nicht wieder von Einem oder dem Andern gekauft würde. Noch sind viele Menschen der niedern Klasse bei Handelsleuten und Handwerkern als Beiläufer und Handlanger beschäftigt.

Es ist wahr, man thut nur wenig Schritte, ohne einem sehr übelgekleideten, ja sogar einem zerlumpten Menschen zu begegnen; aber dieser ist deswegen noch kein Faullenzer, kein Tagedieb. Ja ich möchte fast das Paradoxon aufstellen, daß zu Neapel verhältnißmäßig vielleicht noch die meiste

Industrie in der ganz niedern Klasse zu finden sei. Freilich dürfen wir sie nicht mit einer nordischen Industrie vergleichen, die nicht allein für Tag und Stunde, sondern am guten und heitern Tage für den bösen und trüben, im Sommer für den Winter zu sorgen hat. Dadurch, daß der Nordländer zur Vorsorge, zur Einrichtung von der Natur gezwungen wird; daß die Hausfrau einsalzen und räuchern muß, um die Küche im Winter zu versorgen; daß der Mann den Holz- und Fruchtvorrath, das Futter für das Vieh nicht außer Acht lassen darf u. s. w., werden die schönsten Tage und Stunden dem Genuß entzogen und der Arbeit gewidmet. Dagegen beurtheilen wir die südlichen Völker, mit welchen der Himmel so gelinde umgegangen ist, aus unserm Gesichtspunkte zu strenge. [65.]

20. Die blaue Grotte auf Capri.

Die Insel Capri ist kahl bis auf einige mit Weinbeeren bebaute Strecken, an deren Steinwällen spärlich zerstreute Oliven und einzelne Palmen neben Cactus und Aloe wachsen. Der Name Capri rührt her von der Menge der wilden Ziegen, an deren Stelle gegenwärtig zahme getreten sind. Die Stadt Capri, auf erhabener Plattform etwa in der Mitte des Eilandes gelegen, hat mit den runden Kuppeln ihrer weißlich gelben Häuser einen durchaus orientalischen Anstrich. Nach dem Städtchen Anacapri führt eine in den Fels gehauene Treppe von mehr als fünfhundert Stufen, die sich schwindelerregend an dem Abhang gerad über der unergründlich tiefen Fluth hinaufwindet. Von dem Palast des Tiberius sieht man noch mehrere aufgegrabene Zimmer des Erdgeschosses mit Mosaikböden in Schmelzwerk und Marmor. Eine Felswand, die unterhalb des Palastes siebenhundert Fuß senkrecht in die See abfällt, ist der berüchtigte Salto di Tiberio (Sprung des Tiberius), von dem der grausame Tyrann die armen unglücklichen Opfer seiner Lüste hinabstürzen ließ. — Capri's felsige Gestade sind vielfach von den Wogen unterwühlt, die an manchen Stellen tiefe Grotten in dem Gestein ausgehöhlt haben. Dergleichen kannte schon das Alterthum und benutzte sie zur Feier geheimer Mysterien. Das größte Wunder Capri's ist die berühmte blaue Grotte. Auch diese mag den Alten bekannt gewesen sein, da ein Gang aus ihrem Innern aufwärts in den Felsen führt. Sie ist nur bei gänzlicher Windstille zugänglich, der Besuch nur dann lohnend, wenn bei klarer Luft voller warmer Sonnenschein auf dem rückstrahlenden Meeresspiegel liegt. Alle diese Erfordernisse waren vorhanden, als wir in zwei schmalen Kähnen, von denen jeder nur vier Personen, nämlich zwei Passagiere und zwei Schiffer, fassen konnte, der geheimnißvollen Grotte zusteuerten. Dann und wann schoß ein Haifisch an uns vorüber, deren es hier viele gibt, weshalb Seebäder mit Vorsicht zu nehmen sind. Obwol kein Windhauch säuselte, so hoben sich doch die Wogen in langen schweren Schlägen ellenhoch an den ungeheuren senkrechten Felswänden, die tiefen Höhlungen nicht selten donnernd mit Gischt übersprudelnd. Die See scheint hier unergründlich tief zu sein, was schon die dunkle schwarzblaue Farbe verräth, die vom Wiederschein des braunen Felsens nur eine matte bräunliche Schattirung erhält. Rund um die steilen Wände zeigte sich bei jeder Senkung der Fluth ein mehrere Ellen breiter purpurrother Saum, und erst bei größerer Annäherung an den Felsen bemerkte ich, daß unter der Wasserfläche bis in bodenlose Tiefe die ganze Insel dicht mit Korallen besetzt war. Nach etwa viertelstündiger Fahrt sahen wir an einer Felswand eine kleine halbrunde Oeffnung, die von sprühendem Schaum der gebrochenen Wogen häufig ganz überdeckt ward. „Das ist der Eingang zur blauen Grotte!" sagten die Schiffer und bedeuteten uns, daß wir uns flach niederlegen möchten, um bei der Einfahrt nicht an den Felsen gestoßen zu werden. Vergleicht man die schmale Oeffnung mit dem gewaltigen Wogenschlage, so sieht die Sache ziemlich gefährlich aus, obschon sie es im Grunde nicht ist. Die am Vordertheil des Kahnes stehenden

Schiffer halten sich an den Felsen fest und warten den Moment ab, wo die Fluth sinkt. Ein schneller Druck gegen den Fels, wobei sie sich zugleich auf die Knie werfen und niederdrücken, treibt das Fahrzeug durch die Oeffnung, und es schaukelt ruhig in die Grotte hinein. — Wir befanden uns jetzt in einem weiten Gewölbe, welches eher wie ein Felsenpalast denn als ein von der Natur gebildeter Raum erschien. Der überraschende Anblick ist unbeschreiblich, ja unglaublich, so daß augenblicklich jegliche Bangigkeit dem höchsten Entzücken weicht. Magisches Azurdunkel, anfangs von mattblauem Dämmerdunst durchwoben, der mit jeder Secunde durchsichtiger, hellstrahlender, farbenglühender wird, erfüllt die Höhle durchweg und übergießt Gestein, Wellen und alle anderen Gegenstände mit phosphorartigem weichem Flimmerglanz. Man glaubt in einem Meer von tiefblauem Feuer und ätherisch leuchtenden Flämmchen zu schwimmen. Wie aus stahlblau glänzenden Schmetterlingsflügeln gebildet, wölbt sich hoch oben die aus Kalksinter phantastisch geformte Decke. Das Eintauchen eines Ruders in das stille Blau des flüssigen Elementes erzeugt ein weißes Blitzen und Funkeln wie von Perlen und Diamanten. Bei längerem Verweilen vernimmt man aus der Tiefe der Grotte ein Säuseln und Tönen, das zu melodischen Lauten, wie Zaubergesang der Nereiden, anschwillt. Seltsam wimmernd fallen von der hohen Wölbung einzelne Tropfen in die verschleierte, halb durchsichtige Fluth, wie Thränen verbannter Unglücklicher. Dann heben sich wieder blau brennende Kreise aus dem Wasser empor, gleich mystischen Augen der Wasserniren, um den Fremdling mit geisterhafter Gewalt zu fesseln. Das Rauschen des Meeres klingt in der Höhle wieder, wie verhallende Töne einer Aeolsharfe, nur mächtiger, dröhnender. Das Licht der blauen Grotte ist eine farbige Nacht, glanzerfüllt und doch nicht blendend, durch und durch Schatten, aber ein Schatten, in dem alle weichen Töne des Lichtes verhüllt sind. Alles in dieser Grotte ist wunderbar. Dringt man tief in das Innerste ein, so erscheint die Oeffnung des Eingangs ganz weiß, wie eine Scheibe weißen Feuers. Verhüllt eine Spritzwoge die Oeffnung, so wird das Blau der Höhle eher glänzender als matter. Schwärmerischer Aetherduft hüllt Lebloses und Belebtes ein, und je länger man Alles umher betrachtet, desto lebhafter erscheint es. Der Fuß der Felsen schimmert aus der durchsichtigen Fluth von Brillanten. Die rothen Korallen und purpurnen Wasserpflanzen sind wie aus einer anderen Welt. Die Fische, die hier ein friedliches Asyl haben, spielen selig um den Nachen des Fischers. Der Körper eines entkleideten Menschen, der bis zu den Hüften in's Wasser geht, erscheint an der oberen Hälfte dunkelblau, an der unteren brillanthell. Wahrlich, Capri's blaue Grotte ist das lieblichste Märchen der Schöpfung, das seines Gleichen auf Erden nicht findet! [244.]

---

21. Posilipp und Hundsgrotte.

Den Weg, der von Neapel nach Puzzuoli führt, durchkreuzt, lang und schmal wie eine Bank, der frischgrüne Posilipp. Posilipp ist ein Name, den Vedius Pollio, der um die Zeit August's lebte, seiner hier gelegenen Villa gab, und der nun auf den anmuthigen Hügel übergegangen ist. Der Posilipp zieht in südwestlicher Richtung drei bis vier Miglien lang vom Vomero aus meerwärts bis zur Insel Nisita. Ein gegen Neapel vorspringender Theil ist die Punta di Posilipo. Durch ihn führt ein langer dunkler Gang, die grotta di Posilipo, nach der heitern Westküste des Golfes. Die Urheber derselben sind unbekannt. Sie ist der älteste Tunnel Europas. Ueber ihre Beschaffenheit in alter Zeit gibt uns Seneca Kunde, indem er sagt: „Nichts ist länger als jener Kerker, Nichts ist finsterer, als jene Schlünde." Zu seiner Zeit ging die Straße nach Rom durch den Posilipp. Pietro di Toledo ließ die Grotte vertiefen, erweitern und ebnen — alte Wagenspuren zeigen deutlich ihre frühere Richtung und ungleich höhere Lage — späterhin wurde sie, um den Staub zu

verbannen, mit Lavaquadern gepflastert, und in neuerer Zeit hat sie auch Laternen erhalten, die freilich nur in der Mitte, wo der Tag von keiner Seite eindringt, einen hellen Schein geben. Seitdem ist sie von verdächtigen Bewohnern frei.

Die Grotte, deren grauliches Gestein Klemm treffend mit Elephantenhaut vergleicht, durchschneidet in gerader Linie den Berg, so daß man, am Eingange stehend, den Ausgang ein Auge groß erblickt. Ihre Länge beträgt 2156 Fuß, ihre Höhe 76, in der Mitte nur 20, ihre Breite 19. Zwei Fuhrwerke kommen also bequem aneinander vorüber, ohne vorsichtige Wanderer zu beiden Seiten zu gefährden. Nach den Ausgängen zu sind zwei Luft- und Lichtöffnungen durch den Berg gebrochen; doch herrscht Moderluft durch die ganze Grotte. Man kann sich, kommt man zum erstenmal durch diese Höhle der Zauberer, eines seltsamen Gefühles nicht erwehren. Du trittst in den hohen Felsengang, in welchen grüne Ranken malerisch von der Bergwand niederhangen. Trübe Lampen und der noch eindringende Tag lassen das Gewölbe im Zwielicht erscheinen. Dann tauchst Du in tiefere Nacht. Dumpf rollen die Wagen hin und wieder, Fuhrleute schreien und klatschen, Eseltreiber singen, Glocken von Ziegenheerden klingeln; es ist ein verwirrtes hundertstimmiges Getöse, aus dem der Neuling kaum die Worte: Alla montagna! alla marina! (Zu Berg — nach dem See!) die sich die Begegnenden zurufen, damit Jeder rechts ausweiche, unterscheiden kann. Mitten in der Grotte ist ein Kapellchen in den Felsen eingesprengt, wo oft ein Mönch im Schein des ewigen Lämpchens kniet und betet. Endlich kommt man wieder aus dem Reiche der Nacht und der gespenstigen Gestalten ins Zwielicht und zuletzt in die warme, reine Luft, an den lachenden Tag. Zweimal im Jahre, Ende Oktober und um den zehnten Februar, geht die Sonne gerade hinter der langen Höhle unter; sie schaut dann mit wunderbar glühendem Auge durch den kleinen, fernen Eingang und malt die Wölbung in ihrer ganzen Länge und draußen die Kuppeln der Kirche Santa Maria di Piedigrotta mit brennendem Roth. Nur 2 Miglien von Neapel entfernt liegt der einsame See von Agnano.

Am südlichen Ufer desselben befindet sich die schon Plinius bekannte **Hundsgrotte**, eine zehn Fuß lange, vier breite und vorn neun Fuß hohe Felsenhöhle, deren Boden eine zehn Zoll hohe Schicht kohlensaurer Luft bedeckt. Diese Luft wirkt natürlich auf Jeden, der in die niedrige Dunstregion gebracht wird, erstickend ein; doch kehrt bei schleuniger Rückkehr ins Freie, bei schnellem Eintauchen in den See das entfliehende Leben zurück. Da man nun dies grausame Experiment an Hunden zu machen pflegt, so hat die Höhle den Namen Hundsgrotte erhalten. Wir treten mit einem Cicerone ein. Er kehrt eine lebhaft brennende Fackel abwärts, die langsam in der tödtlichen Luft erlischt. Er drückt eine geladene Pistole ab; der Hahn knackt, aber das Pulver fängt kein Feuer. Sodann faßt er seinen Pudel, der nach Kräften widerstrebt, bei den Ohren, und hält ihm knieend den Kopf nieder. Das Thier klemmt winselnd den Schwanz zwischen die Beine, fällt dann in Zuckungen, und liegt nach zwei Minuten mit gebrochenem Auge und weitgesperrtem Rachen todt am Boden. Sofort trägt der Mann die Leiche vor die Grotte, oder wirft sie in die nahe See, und — nach etwa drei Minuten erwacht der Pudel aus dem Todesschlafe, taumelt umher, schüttelt dann das Wasser von sich und springt freundlich seinem Herrn entgegen, der ihn mit einem Stückchen Brot belohnt. Lang mag solch armes Geschöpf, dessen Beruf ist, immerfort zu sterben, sein Leben nicht fristen. [139.]

22. Besteigung des Aetna.

Der Tag war heiter, aber die Sonne brannte sehr heiß und unsere Maulthiere schraubten uns nur langsam auf den unwegsamen, klippen- und sandreichen Straßen am Berge empor. Endlich sahen wir das freundliche Catania und die unabsehlichen Wogen des Meeres unter uns liegen, doch schien der Saum desselben sich langsam am Horizonte hinan zu heben. Diese Lavafelder sind bekanntlich ungeheuer fruchtbar und aus ihrem schwarzen Schooße quillt ohne Ruhe und Unterbrechung der reichste Segen des südlichen Pflanzenwuchses. Daher denn auch auf dieser gefährlichen Lavarinde die blühendsten, ja beinah die einzigen Dörfer der Insel Sicilien anzutreffen sind, und die zwölf Millien oder drittehalb Meilen von Catanien bis zum letzten Dorfe, Nicolosi genannt, legt man zwischen lauter schwellenden Gärten und wohlhabenden Ortschaften zurück; doch hat andererseits dieser erste Theil des Weges in der bebauten Region des Aetna, da man zwischen den Mauern der Weinberge eingesperrt ist, wenig Angenehmes. Etwa eine halbe Meile unterhalb Nicolosi fängt der schwarzgraue Lavasand an das Erdreich in Trauer zu hüllen bis an den Scheitel des Vulkans hinauf, an zwanzig Millien. Ein unendlich düsterer und fast abschreckender Anblick! Unfern dem Dorfe liegt ein sehr tiefer, ausgebrannter Krater, der etwa vor dreihundert Jahren Feuer ausgeworfen hat.

Wir stolperten über den höchst beschwerlichen Weg durch die Waldregion (regione nemorosa) mit unsern Maulthieren glücklich hindurch, oder eigentlich war es allein das Verdienst unserer geschickten Saumrosse, daß wir in diesen verworrenen Lavaklippen, durch die sich der enge Pfad hindurch windet, den Hals nicht brachen.

So gelangten wir in die Schneeregion (regione nevosa), als der Himmel sich plötzlich in schwarze Sturmwolken hüllte und die schneidende Luft uns ziemlich erstarren machte.

Endlich tauchte im Sturm die Sonne aus dem Meere auf, beleuchtete die entsetzliche Oede, die wir bisher noch gar nicht recht gesehen hatten, und ließ uns in ungeheurer Tiefe das Meer erblicken. Alle Vegetation, grüne Moosbüschel ausgenommen, hatte schon längst aufgehört; in Wolken und Dampf gehüllt, zogen wir bald über weiße Schneefelder, bald durch schwarze Aschenmeere, dem Gipfel zu. Endlich hatten wir die Schnee- und Lavafelder am Fuß des ungeheuren Aschenkegels hinter uns und stiegen nun wirklich, was uns schon zweimal mißglückt war, ihn selbst hinan, sonst ein saurer Weg, da man bei jedem Tritt in dem losen Vulkansand fast eben so viel zurücksinkt, als man vorwärts strebte; uns aber gab die Freude starke Flügel. Schon zogen wir über die gelben Schwefellager hin, schon fing der Boden an hin und wieder zu glühen und aus vielen hundert ganz kleinen Kratern zu rauchen; um das Bicorn selbst aber rollten sich zuweilen die Wolken dicht zusammen, zuweilen ließen sie uns das erhabene Ziel klar sehen. Endlich rief der Pilote, der einige Schritte vor uns war, „Sehet hier den höchsten Krater!“ welche Worte uns aufs Neue beflügelten; in wenigen Minuten standen wir am Rande des gräßlichen Dampfkessels, dessen Rachen Berge ausgespien hat, deren einige größer sind, als der Vesuv bei Neapel oder der Brocken in Deutschland. Wir wollten sogleich in den Krater hinabsteigen, und wiewol unser entschlossener Führer uns im Voraus von der gegenwärtigen Unmöglichkeit versicherte, da der Rauch nicht senkrecht aufstieg, sondern den Krater erfüllte, so war er doch gleich bereit, den Versuch zu machen. Wir folgten eine kleine Strecke, allein der dicke, fast handgreifliche Schwefeldampf hüllte uns bald in schwarze Nacht ein und würde jede Lunge zersprengt haben, auch wenn sie einem podolischen Stiere angehört hätte.

Wir stiegen alsdann auf das südliche Horn und lagen hier unter Rauch, Dampf und Donner auf heißem Schwefel. Die glühende Asche verbrannte uns, der Schwefeldampf erstickte uns, der Sturm wollte uns in die Tiefe schleudern; die Seele war kaum der unwiderstehlichen Macht der erhabensten Eindrücke gewachsen. In den tiefen Thälern voll

schwarzer Lava und weißen Schnees und über den starren Stahlguß des Meeres, das sich schief an den Himmel hinauflehnte, zogen unermeßliche Wolkenheere langsam herbei; wenn sie sich aber dem Vulkan nahten, packte sie der wilde Orkan, vor dem wir uns kaum auf den Füßen erhalten konnten, warf sie mit Riesenmacht zehntausend Fuß herab in die Ebene und Meere Siciliens und Italiens.

Wir begaben uns hierauf am Rande des Kraters herum zu dem nördlichen Horn und genossen hier ein Schauspiel, das ohne Zweifel an Erhabenheit und fast zermalmender Größe Alles übertrifft, was sonst die Sinne des Menschen zu erfassen im Stande sind. Mit brausendem Kochen flogen die Rauchballen aus dem Krater herauf, wo sie dann alsbald der tobende Sturmwind, der wie Artillerie oder zahllose Glocken jeden andern Laut verschlang, unbarmherzig zerriß und mit Blitzesschnelligkeit der Tiefe zusandte. Der spitzige Kegel, auf dem wir standen, war mit gelbem Schwefel, weißem Salze und schwarzer Asche überzogen, die Sonne schien höchst seltsam durch den gelben Dampf und gab diesem sonderbaren Gemälde einen so gräßlichen und wilden Ton, daß, wenn man blos die nächsten Umgebungen anblickte, man nicht anders als in der Residenz des höllischen Anführers der infernalischen Schaaren zu sein vermeinte; Toben, Wuth, Verwüstung und Brand überall, nirgend ein lebendiges Geschöpf, oder nur ein Grashalm, dem das empörte Element Gnade angedeihen ließe; wie nun aber, wenn der Vulkan die Rauch- und Feuersäule, die sich vielleicht aus dem tiefen Schlunde des Meeres heraufwälzt, zwanzigtausend Fuß in die Lüfte empor treibt! Richten wir indeß unsere Blicke in die Ferne, so scheint es wirklich, daß wir hier alle Herrlichkeiten der Erde zu unsern Füßen sehen. Wir überschauen den ungeheuren Berg, der selbst aus der Erde auferstanden ist, und viele hundert Söhne und Enkel neben sich erzeugt hat: die klarste Lichtbläue des Himmels ruht über Meer und Land; das Dreieck Siciliens streckt seine Spitzen nach Italien und Afrika aus, und die See sahen wir um das Vorgebirge von Trapani herumfließen. Zu unsern Füßen lagen die kühnen Felsen der äolischen Inseln und Stromboli dampfte heftig aus den Fluthen empor. Die Neptunischen und Heräischen Gebirge, bedeckt mit den dichtesten Wäldern, breiteten sich in allen ihren Aesten vor unsern Augen über die ganze Insel aus. Oestlich sahen wir, wie auf einer großen Landcharte, den ganzen Halbstiefel Calabriens, den Tarentinischen Meerbusen und das jonische Meer, Cap Spartivento, und die Meerenge von Messina. Wie ist es aber möglich, nur eine dunkle Ahnung von den zahllosen Farben des Himmels, der Erde und des Meeres, die hier das Auge beinah blenden, in der Seele des Entfernten zu erwecken!

Nachdem wir etwa zwei Stunden dieses ungeheure Schauspiel betrachtet hatten, trabten wir sehr schnell den Aschenkegel herab. Darauf schritten wir gegen Westen, alle mit geschlossenen Augen an der Hand unseres Führers, bis zum Rande des Val del Bue. Dieser gräßlichste Schlund, den unsere Augen je sahen, ist dadurch entstanden, daß ein unterirdischer Lavastrom die über ihm stehenden Berge einriß; daher die infernalischen, braunrothen Farben dieses mehrere Millien langen Abgrundes, und obgleich man keine Spur einer Vegetation erblicken konnte, so war dennoch die Mannigfaltigkeit der Tinten unendlich. Wir wälzten große Lavastücke hinab, sie zerstoben aber, ehe sie noch die Hälfte ihres furchtbaren Weges zurückgelegt hatten und, man hörte sie nicht aufschlagen. Gegen diese entsetzliche Lavafurche ist selbst der Schlund des Rheines bei der Via mala in Graubündten freundlich und angenehm; hier aber schaut man der wildesten Verheerung gleichsam ins Herz hinein.

Während wir noch dieses außerordentliche Thal betrachteten, bereitete uns der Aetna schon ein neues, wundervolles Schauspiel. Da eben die Sonne im westlichen Meere unterging, lief der riesenförmige Schatten des Vulkans mehrere Meilen weit über das dunkelblaue Meer gegen Italien hin und richtete sich alsdann, gleich einer ungeheuren Pyramide, hoch in die Lüfte am Saum des Horizontes empor, so daß die Sterne auf seinem Scheitel zu schimmern schienen. So schloß dieser reichste und glückseligste Tag unserer Reise und vielleicht unseres Lebens. [105.]

23. Die Insel Malta.

Wie merkwürdig ist dies Land durch seinen Boden, durch sein Leben, durch seine Schicksale! Ueberschaut man die Insel von einem der Höhepunkte, so sieht man manche Strecken in ihrer ursprünglichen Gestalt, in der des nackten Felsens; denn das durchgängig flach aufliegende Erdreich ist vom nachbarlichen Sicilien geholt worden. Demohngeachtet hat Malta eine reiche Vegetation. Die Palme wächst schon stattlich neben der Olive; die Orangen sind von besonderer Köstlichkeit. Wehten nicht täglich kühlende Winde, so wäre die Hitze sehr groß. Es kommt mir schon ganz afrikanisch vor, wenn auch immer jene Parlamentsacte Malta dem europäischen Erdtheile einverleibt hat.

Das Klima der Insel gilt für äußerst gesund, womit ihre außerordentlich glückliche Produktivität zusammenhängen mag. Sie ist nämlich so produktiv, daß sie ihren eigenen Söhnen nicht Raum genug am väterlichen Heerde bieten kann; sie bereichert mit ihnen die Küsten Asiens und Afrika's. Neuerdings dachte man daran die maltesischen Colonisten vorzugsweise nach dem Peloponnes zu lenken, nur aber unter einer besonderen Garantie der griechischen Regierung. Der Gedanke hatte keine Folge, weil die griechische Regierung nicht für jedwede Möglichkeit einstehen mochte.

Die Bevölkerung vereinigt sehr verschiedene Elemente in sich. Die Frauen mit ihrem bräunlichen Teint, mit ihren dunklen, brennenden Augen, mit ihren Mantillen von schwarzer Seide, die vom Kopfe bis tief herab reichen: die gehören, das sieht man auf den ersten Blick, der Insel ursprünglich an. Leicht harmoniren dazu die Italiener, aber da sind auch steife Engländer in großer Zahl, und zwar als die Herren der Insel. Der schottischen Garnison, in ihrer Erscheinung oben nördlich, unten südlich, friert's hier wenigstens nicht an den nackten Beinen. Doch nicht jeder Zug der nordischen Protektoren paßt wie dieser zur Insel. Daher macht sich gegen dieselben, trotz der dem Palaste des Gouverneurs gegenüber in Gold leuchtenden Inschrift: Magnae et invictae Britanniae Melitensium amor et Europae vox has insulas confirmat, 1814, eine gewisse Opposition des maltesischen Nationalsinns geltend. Den Engländern, fliehen sie auch in noch so ferne Erdenwinkel, haftet bekanntlich ohnehin an Stirn und Aug' und Herz ihrer Heimath Luft und Himmel; aber auf Malta vernachlässigt man die Anschmiegung an's fremde Element auffällig. Wie mißlich ist's, daß der gegenwärtige Gouverneur nicht einmal italienisch versteht. Das Italienische ist nämlich herrschend in der Schrift und im vornehmen Verkehre, während das Maltesische, ein arabischer Dialekt, auf den vertrauteren Umgang sich beschränkt. Auf den Wunsch der Malteser, ihnen den vorigen Gouverneur länger als die gewöhnliche Frist zu belassen, wußte der englische Staatsminister nichts Anderes zu entgegnen, als daß der Stellen wenige, der Wartenden viele seien.

Franzosen befinden sich wenige auf der Insel. Im Ganzen ist der englische Einfluß durch keinen andern beeinträchtigt, obschon namentlich in neuerer Zeit ein Versuch dazu gemacht wurde. Dies geschah, als die russische Flotte nach der Schlacht bei Navarin in Malta sich erholte. Man erzählte mir, daß von Seite der russischen Marine ein so großer Aufwand, ja selbst solche Schenkungen unter das Volk gemacht wurden, daß die hiesige Regierung sich's angelegen sein ließ, das immer und immer säumende Auslaufen der russischen Flotte zu beschleunigen. Man erinnerte sich dabei des überaus freundlichen Entgegenkommens der russischen Regierung, bevor sich die Insel von Neuem Englands Schutze übergeben. Natürlich vergißt Rußland nicht, daß der Kaiser Paul des Johanniterordens Großmeister gewesen, und nur durch seine Ermordung verhindert worden, der englischen Anmaßung gegenüber seine Rechte geltend zu machen.

Die wahre Glanzperiode, die Malta gehabt, ruht jetzt noch in Aller Angedenken, obschon die gegenwärtige Generation nur den Nachschimmer derselben aus eigener Anschauung kennt; ich meine die Zeit der Ritter des heiligen Johannes von Jerusalem. Ursprünglich nämlich eine Colonie der

Carthaginienser, dann bald Rom, bald Byzanz zugehörig, darauf aus den Händen der Gothen befreit durch Belisar, im neunten Jahrhundert in der Gewalt der Sarazenen, die im elften der tapfere Normane Ruggiero vertrieb, wodurch es an Sicilien kam, wurde Malta im sechszehnten Jahrhundert von Carl V. den Johannisrittern geschenkt, als diese durch Soliman I. die Insel Rhodus verloren hatten. Ich sage geschenkt, denn sie hatten jährlich nichts als einen Falken nach Palmerino zu liefern. Bald darauf bestanden diese edeln Ritter unter Lavalette ihren glorreichen Vertheidigungskampf gegen Mustapha. Zwanzig Jahre später erbauten sie die herrliche Johanniskirche, die durch ihre Marmorpracht, durch ihre Grabdenkmäler der Ordensgroßmeister, durch ihre eroberten Fahnen und Flaggen noch heute die vergangene Größe vor Augen stellt. Dieser Ritterorden paßte vortrefflich zu dem religiösen Sinn der Malteser, der schon aus ältester Zeit bekannt ist. Jetzt besitzt die Insel nur noch Einen der Ritter; er trägt zwar kein tapferes Schwert, doch trägt er noch das Kreuz auf der Brust. Er erzählte mir gar angelegentlich von dem unvergleichlichen Hospitale, an dessen Dienst er selbst noch Theil genommen. Fünfzehnhundert Kranke wurden darin verpflegt; es galt kein Unterschied der Religion; servirt wurde Alles auf Silber. Freilich wußte er mir noch mehr von Bonaparte zu erzählen, der jene sechs Tage nach der schmählichen Uebergabe der Festung in seinem Hause zugebracht, und zwar ohne eine einzige Nacht seine Uniform abzulegen.

[222.]





VII. Griechenland.

1. Der griechische Himmel.

Ein attischer Sommer, ich will es nicht verhehlen, entspricht der griechischen Bezeichnung „schöne Zeit" sehr wenig. So lange die Vegetation ihm widersteht, habe ich ihn sehr erträglich gefunden; aber wenn zu Anfang Juli Alles verdorrt, kein Grashalm mehr grünt, die Temperatur Monate lang im Schatten auf 25 — 27° R. sich hält und abwechselnd der brennende Nord- oder der ermattende Südwestwind weht, habe ich mich der schönen Sommerzeit nicht freuen können, zumal in engen, niedrigen, dünn ummauerten Räumen, die von der Sonne durchglüht werden, wie sorgfältig man Fenster und Schallern auch verschließen mag. Auch ist mein Schönheitssinn von der Empfindung nicht unabhängig genug, um mit dem Künstler mich des Colorits der abgestorbenen Natur zu freuen. Mich erquickte nur der Schatten von Bäumen und die Flora zuerst der drei Monate lang blühenden weißen und rothen Oleander, dann des Agnuscastus; sie finden sich glücklicherweise in allen Revma's (Ravins) in schönster Pracht, wenn auch fünf bis sechs Monate lang kein Tropfen Wasser die trockenen Steinplatten befeuchtet hat. An höher gelegenen baum- und quellreichen Orten, wie Kephissia, oder am Meeresufer, zumal wenn man täglich badet, ist freilich der Sommer sehr erträglich und die laue Sommernacht in ganz Attika, so weit man im Freien sie genießen kann, überaus schön und erquicklich, wie man sie selbst in Italien nicht kennt, — ohne allen nachtheiligen Thau, ohne zu großen und raschen Wechsel der Temperatur. Bis über Patras hinaus, auch wol bis Corfu, kann man Nachts unbedenklich im Freien schlafen; weiter nördlich wehrt es der durchdringende Thau. Nachts scheint während der heißen Sommermonate die Atmosphäre in Griechenland reiner zu sein, als am Tage, und bei hellem Mondschein sieht man dann die Umrisse der Berge oft deutlicher, als durch den leichten Nebelflor, der am schwülen Tage den Horizont umhüllt. Nur bei dem ermattenden Südwind zieht sich Abends ein dichter Nebelstreif am Horizont her, anfangs durch die letzten Strahlen der untergegangenen Sonne gefärbt, dann graugelblich, verbreitet er sich allmälig über die Flächen.

Gewöhnlich hält der attische Sommer bis über

die Hälfte Septembers an; nur hin und wieder bringen Gewitter, wiewol sie sich in fernen Gegenden zu entladen pflegen, einige Tage der Kühlung, die fast als Kälte empfunden wird. Den höchsten Grad pflegt die Glut in der zweiten Hälfte des Augustmonats oder der ersten des Septembers zu erreichen. Im Boden entstehen dann tiefe Risse, die dem Reiter gefährlich werden können, und fällt einmal Regen, so hat man die auf dem durchglühten Boden entstehende Verdunstung zu scheuen. Die Griechen verschließen, sobald Sommerregen eintritt, sorgfältig die Fenster und vermeiden auszugehen.

Die Zeit heftiger Gewitter ist nicht wie bei uns der heiße Sommer, sondern der erste Frühling, Februar, März und der Spätherbst. Sie bringt der Euros (Südost), der auf den Basreliefs des Tempels der Winde in Athen mit finsterer Miene schwer einherfliegt; der Lips (Südwest), der stechende, ausdörrende Hitze mit sich führt, scheint selber ihr zu erliegen auf jener Abbildung, wogegen sie den Apeliotes (Ostwind) darstellt, wie er Früchte aus seinem Gewande umherstreut, die sein milder Regen im Frühling und Herbst zeitigt, und den Zephyros (West), wie er jugendlich gelockt und mit offener Brust, Blumen tragend, leicht einherschreitet.

Statt der Gewitter treten im Sommer, jedoch nicht blos im Sommer, häufig Wetterleuchten und andere elektrisch meteorische Erscheinungen in so mannigfachen glänzenden Gestalten ein, daß man anschaulich begreift, wie Aristoteles in der Meteorologie so viele Arten derselben, brennende Fackeln, Züge, Klüfte, Gräben, blutrothe Lichter, Ruthen u. s. w. aufzählen konnte. Vorzüglich anziehend war ein Meteor, das wir nördlich vom Golf von Patras Mitte Augusts 1839 beobachteten: eine Lichtkugel, aus der sich viele glänzend gefärbte Kreise entwickelten, die sich allmälig in Lichtstreifen auflösten, dem Nordlicht vergleichbar. Auch die verschiedenen Farben des Regenbogens und ihre Uebergänge treten ungleich deutlicher als bei uns hervor; freilich vermag solche Farben, wie Aristoteles bemerkt, kein Maler wiederzugeben. Die anziehendste aller Erscheinungen des griechischen Himmels aber mag wol das Morgen- und Abendroth heißen, dessen gegliederte, lichtröthliche Strahlen unwillkürlich an die rosenfingerige Eos erinnern.

Die Sommerhitze weicht gewöhnlich erst einem heftigen Gewitterschauer und oft folgen dann einige Wochen unfreundlich kalter Witterung. Aber neu belebt sich die Natur, es tritt ein zweiter Frühling ein und bald darauf der erquicklichste Nachsommer.

[18.]

2. Die Akropolis von Athen.

Tritt man hinauf und hat die alten türkischen Thore durchschritten, so steht der geisterhaft weiße Säulenwald der Propyläen vor dem erstaunten Auge — eben aus seinem Grabe erstanden. Sind auch die Capitäle der Säulen wie mit einem Messer abgeschnitten, so ist doch ihr Verhältniß gegen einander, die Schärfe der Arbeit an ihrer Cannelirung so wundervoll, daß der Fuß wie gehemmt vor ihnen stehen bleibt. Links sieht man die wohlerhaltene Halle der Bildergallerie, rechts den zierlichsten der Tempel, den der ungeflügelten Nike (Siegesgöttin), Vorder- und Rückseite mit vier jonischen Säulen geziert. Wie erfreut es, den alten, mit großen Marmorblöcken gepflasterten Weg zu betreten, der durch die Propyläen zum Parthenon führte und auf dem die zum Aufhalten der Wagen eingehauenen Rinnen noch sichtbar sind. Vom Parthenon sind die hintern und vordern Säulenhallen ganz erhalten, bedeckt mit 16 bis 18 Fuß langem Gebälk von geschliffenem Marmor, zwischen zwei Balken noch das auf's Zierlichste und Genaueste ausgearbeitete Getäfel von Marmor. Viel Anderes liegt halb zertrümmert auf der Erde, und ich muß die Schärfe der Arbeit immer mit neuer Bewunderung betrachten. Die Kassetten bilden ein dreimal abgetrepptes Viereck, welches im Grunde etwas concav ausgearbeitet ist, — in der Höhe von besonders schöner Wirkung. Einige sind ausgemalt



DIE AKROPOLIS.

gewesen, in der Tiefe ein Stern, an den Seiten sogenannte Ochsenaugen. Die Entdeckung bemalter Architekturglieder hat, als neu und unerwartet, bei den Archäologen und Architekten großes Interesse, aber auch lebhaften Streit erregt. Die Einen behaupten, nur die architektonischen Zieraten seien bemalt gewesen, Andere wollen auch die schönen glänzenden Säulen mit Farben überziehen. Jedenfalls hatten die Alten einen so bestimmten Sinn für das Schöne, daß, wenn sie ihre Tempel bemalt haben, auch das schön gewesen sein muß. An der Vorder- und Hinterseite hat der Parthenon eine Halle von 8 Säulen, in der Länge nur noch 11. Jetzt steht eine garstige Moschee in der Mitte der Säulen. Der Fries der Westseite, eine Reiterschaar als Bestandtheil des großen Opferzugs darstellend, ist herrlich erhalten, und in der scharfen Morgenbeleuchtung wundervoll zu sehen. Die Leichtigkeit der Stellungen und Bewegungen ist unvergleichlich; an den leichten, gewandten Bewegungen der jetzigen Griechen erkennt man die vortrefflichen Vorbilder des Künstlers. Schon die griechischen Knaben laufen ganz anders wie die deutschen. Anstatt hinten aus, wie die Pferde zu schlagen, fliegen die Füße von beiden Seiten und scheinen kaum die Erde zu berühren. — Mit innerm Ingrimm erblickt man die leeren Stellen, wo im Giebelfelde die von Lord Elgin entwendeten Statuen gestanden haben.

Sehr hohe Stufen vom schönsten Marmor umgeben den Parthenon. Zwischen den Säulen, welche Aussicht! Meer und Berge und Inseln und Schiffe! Welche Conturen der Höhen! — im Südwesten begrüßt man Akrokorinth, hinter der sich die viel höhern Berge Arkadiens erheben. Wie schön die langgestreckte Küste des Peloponnes sich in's Meer dehnt! die Ansicht des Landes ist einzig malerisch durch die unzähligen Buchten und Vorgebirge. Als wir das erste Mal auf der Akropolis waren, rief Einer von uns plötzlich: seht da die Kraniche des Ibykus! und wir sahen sie wirklich in ihren Spitzreihen vor unsern Augen vorbeiziehen; ihnen folgte die sinkende Sonne und ihr der aufgehende Mond. — In allen Tageszeiten waren wir oben; in jeder ist der Anblick verschieden und immer befriedigend. Das ist überhaupt das Unvergleichliche der alten Baukunst, daß sie ganz tadellos dasteht. Die Verhältnisse sind in solcher Harmonie, daß in der Seele die größte Stille eintritt; jegliches Urtheil schweigt.

Der Parthenon ist nicht höher als das Portal des kölner Doms; was jenen dennoch so großartig erscheinen läßt, ist die Einfachheit und der völlige Einklang der Verhältnisse, die Vollendung der Arbeit bis in die kleinste Einzelheit und die Mächtigkeit des Materials, woraus das Ganze zusammengesetzt ist. Man steht bewundernd still vor jedem einzelnen dieser Riesenmarmorblöcke; eben so sehr vor der Sorgfalt, womit auch die Seiten abgeschliffen sind, deren Fugen man gar nicht sah, auf daß die Blöcke, so auf das Genaueste aneinander gefügt, wie zu einem Körper würden. An vollendeter Ausführung der architektonischen Verzierungen scheint das Erechtheum Alles zu übertreffen, was von alten Bauwerken sich erhalten hat; jedes einzelne Glied würde der künstlerischen Werkstätte eines Bildhauers zur Ehre gereichen.

Man findet nach und nach unter den vielen jämmerlich zerstörten Stücken der Friese und Metopen einige erhaltene Figuren heraus, an denen sich das Auge nicht satt sieht. So war vor dem kleinen Niketempel eine Brustwehr mit Basreliefs, Siegesgöttinnen und ihnen dargebrachte Opfer darstellend, worunter eine, die sich die Sandalen aufzieht, von so unvergleichlicher Zartheit, Leichtigkeit der Bewegung und Durchsichtigkeit des Gewandes, daß wenige Kunstwerke über sie zu stellen sein möchten. Fast alle hier ausgegrabene Marmorgestalten sind auf's Schönste bekleidet.

[18.]

---

3. Das Fest am Theseion.

Es ist der dritte Ostertag, und an diesem Tage ist das größte griechische Volksfest. Der Himmel meinte es gut, es war der hellste Sonnenschein.

Man hatte uns von allen Seiten her von der Lust und dem Jubel dieses Festes gesprochen. Ich sah ihm daher mit freudiger Spannung entgegen. Jetzt, da der Scherz vorüber ist, muß ich mir sagen, mein Gefühl dabei war nur ein sehr getheiltes. Ich habe viel Neues gesehen, aber ich wurde nicht hingerissen zu lebendiger Theilnahme. Es fehlte jener magische Zauber, mit dem uns die italienischen Volksfeste so unwiderstehlich in ihren Kreis bannen.

Der erste Eindruck ist märchenhaft. Der Festplatz ist die schöne grüne Ebene unmittelbar neben dem Theseustempel. Fast ganz Athen ist hier und die Bewohner der nächsten Umgebung; wenigstens zehntausend Menschen, wie ein wogendes Meer, vergnüglich auf und ab wandelnd, oder in malerischen Gruppen amphitheatralisch bis hinauf auf die Höhe des Nymphenhügels gelagert. Alle sind im größten Putz. Wie das glitzert und blitzt und prangt, diese rothen Feß mit den langen, silbernen Quasten, die rothen gold- und silberblitzenden Jacken und Gamaschen, diese prächtigen seidenen Schärpen, und die blendend weißen Hemden und Fustanellen! Und dazwischen die weithin leuchtenden Citronen und Orangen, hie und da wol auch ein lichterloh flammendes Feuer, an dem sich einzelne Familien behaglich das bei jeder Festlust unentbehrliche Lamm schmoren. Eine arme nordische Phantasie, die niemals solch südliches Leben gesehen hat, kann sich von solcher Farbenpracht gar keine Vorstellung machen. Und neben diesem Gewühle, zum Theil sogar mitten darin, steht ruhig und heiter der alte, sonnengebräunte Tempel; die dorischen Säulen und Simse erglänzen golden im durchsichtigen Luftmeer, und in den weiten Säulenhallen wandern und lagern die Menschen, wie wenn die Zeit der alten Herrlichkeit wieder erwacht sei. Von fern ragen die Säulen der Akropolis herüber. Man ist wie im Traume. Vergangenheit und Gegenwart scheinen unterschiedslos ineinander zu fließen. Man weiß nicht, soll man sagen, daß zu diesen lebensheiteren Tempeln diese farbenprangende Volkslust eine gute Staffage sei, oder die Tempel zu der Volkslust ein vortrefflicher Hintergrund.

Und nun diese kühnen, scharf ausdrucksvollen Gesichter, diese schönen, plastischen Gestalten und Bewegungen. Namentlich konnte ich mich gar nicht satt sehen an der feierlich gemessenen und doch so unendlich schönheitsvollen Art, wie diese Menschen zu gehen wissen. Schon in Italien ist diese herrliche Plastik der persönlichen Haltung, und der französische Maler Leopold Robert hat sie in seinen berühmten „römischen Schnittern" so vortrefflich behandelt, daß Vischer einmal sehr schön gesagt, man sehe beim Anschauen dieses Bildes, wie nöthigenfalls aus jedem römischen Bauernburschen ein Cincinnatus werden könne. Aber hier in Griechenland ist diese Plastik noch unendlich viel schöner. Der Gang ist so ernst und würdevoll, und dabei doch so leicht und elastisch schwebend, die ganze Haltung des Körpers so gerad und edel, und doch so ungezwungen natürlich, daß man sieht, in diesen Menschen steckt noch ein Bewußtsein von der Würde und Schönheit der körperlichen Erscheinung. Ich würde bestimmt sagen, diese Plastik ist noch ein lebendiger Nachhall des antiken Schönheitsgefühls, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß sie eben so sehr den slavischen Albanesen inwohnt. Fast scheint es, als sei der germanische Volksschlag in dieser Beziehung vorzugsweise von der Natur vernachlässigt; haben doch die trefflichsten Meister der deutschen und niederländischen Malerschulen niemals die tiefe Innerlichkeit ihres Gefühls in plastische Schönheit zu prägen vermocht. Und auf jeder Messe kann man es sehen, wie der ärmste slavakische Kesselflicker seinen runden Hut und die zerfetzten Lumpen seines Mantels malerisch zu drapiren versteht und in Gang und Haltung den feinsten und reichsten Kaufmann beschämt.

Aber wie kam es? Trotz all der Pracht der Formen und Farben konnte ich auf die Länge doch dem Gefühl der Langeweile nicht widerstehen.

Und ich glaube, dies Gefühl war durchaus sympathetisch; auch im Volke war keine rechte Lustigkeit. Viel Schreien und Lärmen und zweckloses Durcheinanderlaufen; aber es fehlte ein Mittelpunkt, der das Ganze zusammenhielt und immer von Neuem belebte. Es war wie bei unseren deutschen Volksfesten; man hatte den besten Willen zur Fröhlichkeit, aber man wußte nicht recht, wie man es anfangen sollte, um fröhlich zu werden. Man war im Freien, man guckte sich gegenseitig an, einzelne Gruppen aßen und tranken sogar; aber das war Alles. Keiner wußte recht, warum er hier sei.

Nur hier und da vereinzelte Tänzerpaare. Dieser griechische Tanz ist das Seltsamste, das sich denken läßt. Weder in Italien noch bei uns in den nordischen Ländern ist etwas Annäherndes zu finden; auch erinnere ich mich nicht, in unsern Opernballets, die doch immer nach Neuem trachten, irgendwo eine Nachbildung dieser Tanzweise gesehen zu haben. Es tanzten immer etwa sieben bis acht Männer. Frauen und Mädchen scheinen auf öffentlichen Plätzen nicht zu tanzen, nur gestern sah ich in einzelnen versteckten Hofräumen tanzende Frauen. Immer tanzen nur Männer mit Männern oder Frauen mit Frauen, nie Männer und Frauen zusammen. Die Tanzenden reichen sich die Hände; zuweilen halten sie sich wol an Tüchern, um den Reigen größer zu machen. Sie bilden einen Kreis; dieser aber ist meist nicht geschlossen, damit der Spielraum des Vortänzers nicht beengt sei. Dieser Vortänzer nämlich ist die Hauptperson. Er gibt die sehr einfach scheinenden, aber kühnen und für einen Fremden gar nicht nachahmbaren Schritte und Sprünge an, die ihm die übrigen Tanzenden Schritt um Schritt und Sprung um Sprung nachmachen. Ich spreche von Schritten und Sprüngen, und ich wüßte in der That keinen anderen Ausdruck für einen Tanz zu finden, dessen ganzes Wesen dieser nach dem Tempo der Musik geregelte Wechsel zwischen Schreiten und Springen ist. Die begleitende Musik ist auch hier wieder jener rhythmisch einförmige, näselnde Ritornellgesang, den man in Griechenland immer und überall hört, oder der eben so einförmige Dudelsack, oder eine schrille Pfeife mit obligater Trommelbegleitung. Die Musik beginnt sehr langsam, der Tanz ist anfangs einfache Schrittbewegung. Allmälig wird die Musik lebhafter und die Schritte des Vortänzers gehen in kühne und kunstreiche Sprünge über. Zu wirklicher Ausgelassenheit jedoch kommen weder Musik noch Tanz; immer bleiben sie ernst, einförmig und gemessen. Ich habe an einem anderen Tage einmal Trunkene tanzen sehen. Sogar diese behielten im Tanze dieselbe langsame Ernsthaftigkeit, ich möchte fast sagen, dieselbe Andacht.

Dies ist, wenn nicht der einzige, so doch der beliebteste Tanz, den die Griechen kennen. Sie nennen ihn **Romaika**; ein Name, der aus dem Mittelalter stammt, wo die Griechen es für ehrenvoller hielten, als Nachkommen der alten Römer, denn der alten Helenen zu gelten. Es geht hier allgemein die Sage, dieser Tanz stamme aus dem Alterthum. Ich will es gern glauben. Einzelne Stellungen erinnerten mich sehr bestimmt an die Tänze alter Reliefdarstellungen, und diese einfach rhythmische Schrittbewegung und deren Regelung und Begleitung durch Gesang und Pfeifenspiel, das freilich früherhin durch die tonreichere Flöte ersetzt ward, haben etwas durchaus Antikes. Aber dennoch hat dieser Tanz, wie er jetzt ist, einen sehr empfindlichen Mangel. Vischer beklagt, daß, nach diesem Tanze zu urtheilen, den Neugriechen von ihren großen Vorfahren nur der Ernst, die *σεμνότης*, nicht aber auch das Feuer geblieben sei. Ganz dasselbe Gefühl hatte auch ich. Es war kein Schwung und keine dithyrambische Begeisterung in diesem Tanze. Eine Würde aber, durch die nicht die innere Glut hindurch flammt, ist trocken und kalt, und wird zuletzt langweilig. Deshalb kann dieser Tanz auch nicht der Mittelpunkt eines ganzen Volksfestes sein; er ist, wie unsere modernen Tänze, nur ein Vergnügen für die Tanzenden; für den Zuschauer ist er auf die Dauer reizlos und ermüdend.

Italien wollte mir heute gar nicht aus der Seele, die Lust des Carnevals und besonders die im edelsten Sinne des Wortes wahrhaft bacchische Festlust der Octobertage. Wie ganz anders ist es, wenn das Tamburin seine rauschenden Klänge schmettert und die Tanzenden, Mädchen mit Mädchen oder Bursche mit Mädchen, den herrlichen Saltarello tanzen, diesen schönsten Tanz mit seinen entzückenden Linienschwingungen. Wie da Alles lebendig und bewegt ist! Und nicht blos der Tanzende hat Genuß, sondern ebenso sehr auch der Zuschauer, der mit freudigstem Entzücken die Glut und die Fülle der Schönheit und Anmuth in sich aufnimmt, die die Tanzenden in ewig neuen

Stellungen und Biegungen entfalten. Ueber einem solchen italienischen Feste weht ein zauberisches Etwas, ein Duft der Feinheit und Gentilezza, ein Takt der Schönheit und des Maaßes, der diesem ganzen Volke, selbst dem Aermsten und Niedrigsten, angeboren ist und Alle unwiderstehlich in den Zauberbann der allgemeinen Festlust mit fortreißt.

Das Gefühl, das wir an solchen Tagen in Griechenland haben, ist immer nur das Staunen über das Fremdartige und Ungewohnte, es ist nicht die Freude des frisch theilnehmenden Genusses. In Italien ist es just das wunderbare Ineinander des Alten und Mittelalterlichen und Neuen, das ihm einen so wunderbaren Reiz gibt; in Griechenland sind es doch nur die erhaltenen Bauwerke des Alterthums, die uns einen wirklich reinen Genuß bieten; mittelalterliche Kunst und Bildung hat es gar nicht, und die Gegenwart ist auch nicht viel mehr als der Anblick einer Ruine, und zwar, wie ich täglich lebendi er fühle, einer Ruine ohne Hoffnung auf Wiedererstehung. In Italien ist man in Europa; in Griechenland dagegen ist man im Orient; Griechenland selbst rechnet sich zum Orient: es nennt die Europäer Franken und spricht von Europa: da draußen in Europa, etwa wie man in Oesterreich draußen in Deutschland zu sagen pflegt. In Italien ist das feinste und liebenswürdigste Volk, das schon den feinsinnigen Winckelmann so tief anzog, daß er wiederholt in freudigster Rührung ausruft: „Italien ist das Land der Menschlichkeit!“ in Griechenland aber ist, mit Ausnahme einiger Wenigen, die sich in der Fremde eine modernisirte Bildung holten, das Volk noch immer roh und barbarisch. [93.]

4. Charakterzüge der Neugriechen.

Der Grieche ist leutselig und schließt sich eben so gern an Andere an, als er die Annäherung Anderer an ihn liebt. Man kann ohne Umstände in seine Wohnung gehen und seine Bekanntschaft machen, und häufige Wiederholung des Besuches sieht er nicht blos gern, sondern fordert sie. Gleich bei dem ersten Zusammentreffen erfährt der Fremde von ihm seine Schicksale, seine Stellung in den Parteien, seine Fähigkeiten. Mit ungemeiner Schlauheit weiß er sich in das beste Licht zu stellen und man schwört auf seine Gesinnung, so lange man seine Gegner nicht gehört hat. Er ist von Natur beredt und durchwebt seine Rede mit einer Fülle von Sprichwörtern und Bildern, wodurch sich der Nachbar des Orients zu erkennen gibt, wie er denn Europa und die Europäer niemals anders als im Gegensatze zu Hellas und den Hellenen nennt. Spricht er mehrere Sprachen auch nur zur höchsten Nothdurft, so liebt er damit zu wechseln. Die Angeln seiner Gespräche sind insgemein Politik und die Ereignisse des Freiheitskrieges, des Anfangspunktes seiner Geschichte. Er ist voll vom Gefühle seiner Freiheit, wie von Haß gegen Despotie beseelt, und zieht Unterordnung unter Fremde jener unter Landsleute vor, mit denen allen er durch die Revolution zu Gleichheit der Ansprüche sich erhoben glaubt. Dabei ist die Ueberzeugung von angeborenem Talent und geistiger Ueberlegenheit auch in dem Geringsten lebendig, und der Nationalstolz fordert alle Huldigungen, an die er seit Langem durch die Europäer gewöhnt ist. Durch diese wird er mit der Macht, die er Fremden zugesteht, wieder versöhnt. Ob seine Freigebigkeit mit Titeln, wie Excellenz und Hochwohlgeboren, die er bis zum Ueberdruß im Munde führt, in einer ehemaligen niedrigen gesellschaftlichen Stellung ihren Grund habe, oder vielleicht in seiner Schlauheit und seiner Kenntniß der Schwächen des menschlichen Herzens, will ich nicht entscheiden. Angestammt ist ihm die vertrauliche Anrede mit Du, und es ist ihm augenscheinlich wohler, wo er dieselbe nicht der fremden Sitte opfern darf. Er ist dienstfertig und gefällig, versäumt aber nicht, zu seiner Zeit Gegendienste zu begehren. Gastfreundschaft übt er im hohen Grade. Durch Mäßigkeit und Nüchternheit zeichnet er sich vor Andern aus, Trunkenheit ist ihm ein unbekanntes Laster. Unsere nordische Arbeitsamkeit kennt er nicht, und es ist unter diesem Himmel eine eben so unbillige als vergebliche Forderung, sich vom Morgen bis zum

Abend zu plagen. Mit dem Sitzen hängt so wenig die Gewohnheit einer Beschäftigung zusammen, daß man von Einem, der unthätig ist, gewöhnlich sagt: er sitzt. Thätig erscheint man zumeist außer dem Hause, in dem Getümmel des Marktes, im lebendigen Verkehre mit den Fremden, im Handel. Die äußere Erscheinung des männlichen Geschlechts erregt Aufmerksamkeit durch die Schlankheit des Wuchses und das Würdevolle der Haltung; das Feuer des Auges gibt dem Gesichte die Wärme, welche der Ernst der Züge bedarf. Auf zierlichen Anzug und Putz halten die Männer nicht wenig. Sie spielen die erste Rolle, wie bei uns das schöne Geschlecht. Die Weiber dagegen, wiewol sichtbar herrlich von der Natur begabt, sind mehrentheils verwahrlost. Trotz des Namens „Herrin", der ihr beigelegt wird, tritt die Frau überall in den Hintergrund und lebt in Dunkelheit, wie der Mann der Oeffentlichkeit angehört. Uebrigens besteht unter den Gliedern einer Griechen-Familie eine Liebe und Eintracht, wie sie wol nicht leicht hingebender und fester gefunden wird.

Selten sieht man einen Griechen im Zorn, er birgt seinen Haß in der Brust. In Geist und Sprache zeigen sich unverkennbare Spuren antiker Größe, und wie auch die neugriechische Sprache verdorben sein mag, sie drückt doch lebendiger wie irgend eine Europa's die Bilder des Gefühls aus, und leuchtende Blitze entströmen häufig dem so lange gefesselten Geiste. Die Griechen sind geborne Redner und Dichter, und bald wird die Erfahrung lehren, wie der Unterricht auf diese Talente wirkt. Scherz und Sarkasmus sind, wie bei den Alten, die hervorragenden Zierden ihres Gespräches, und mitten unter den ernstesten Verhandlungen genügt eine Geberde, ein Witzwort, um sie selbst Gefahren vergessen zu machen.

Nichts Abscheulicheres kann es geben, als den Gesang der Griechen, und nach den Engländern sind sie in Europa gewiß das Volk, dem der Musiksinn am meisten abgeht. Sie singen durch die Nase und ohne alle rhythmische oder metrische Eintheilung, und es wird lange brauchen, bis die alten vollendeten griechischen Chöre hier wieder Wurzel fassen. Und doch setzte es mich in Erstaunen, die Jungen auf den Straßen von Athen die Rossini'schen Melodien der dortigen Regimentsmusik sehr richtig nachpfeifen zu hören — ein Beweis, daß es nur an Vorbild und Unterricht fehlt, um auch das barbarische Ohr an die Schönheit harmonischer Töne zu gewöhnen. Die Liebe zum Geld und der Eigennutz sind dagegen Laster, die sich schwer werden ausrotten lassen, denn die Griechen sind alle Schacherer, wie sie denn überhaupt viel mit den Juden gemein haben. Frei von den Gesetzen des alten Sparta's, ziehen sie Geld Allem, ja selbst der Tugend vor, und da ihnen Alles feil ist, so hindert dies die Verbreitung des Ackerbaues, weil Jeder handeln will. Die neuen Städte scheinen nur zu entstehen, um Schnapsbuden zu errichten, da Jeder, wenn er auch selbst nichts zu leben hat, eine Schenke oder einen Laden aufschlägt, oder darin Anstellung nimmt. Diese israelitische Passion theilen die Prinzen vom Fanar mit dem gemeinsten Griechen; allein gerade darin, daß gar kein Uebernehmen der Stände, keine erblichen Ansprüche bestehen, muß man in Griechenland herrschende Gleichheit suchen, die so weit geht, daß die Diener mit ihren Herren zu Tische sitzen, und es uns am meisten auffiel, wenn wir allein speisten.

Das Mißtrauen, das sich bei den Griechen selbst auf Eltern, Kinder und Brüder erstreckt, ist das unseligste und tiefgewurzeltste Uebel dieser Nation. Keiner traut dem andern, und es gibt nur Ein Band, das Vertrauen erzeugt, das der Verbrüderung. Wenn zwei Männer sich gleichgestimmt zu einander hingezogen fühlen, dann verbrüdern sie sich, und fordern die Diener der Kirche auf, ihren Bund zu weihen. Eine kirchliche Feier wird anberaumt, die neuen Brüder wählen eine Jungfrau des Ortes, sie zusammenzugeben, und gehen mit ihr zum Gotteshause. Dem Mädchen gereicht diese Wahl zur höchsten Auszeichnung, da es eine stillschweigende Anerkennung ihrer jungfräulichen Ehre ist. Sie stellt sich am Altare vor die beiden Männer und umschlingt sie mit einem Tuche, während diese sich ewige Treue in Noth und Tod geloben, und der Priester seinen Segen dazu gibt. Ich war Zeuge einer solchen poetischen Hingebung, und wüßte mich keiner rührenderen Handlung zu erinnern, als wie die schöne hochglühende Jungfrau die neuen Brüder umschlang und auf immer verknüpfte. Diese Verbrüderung durch Wahlverwandtschaft ist weit höher geachtet, als die des Blutes, und wenn ich gleich nicht erfahren konnte, aus welchen Zeiten diese Sitte herstammt, so ist mir doch viel Heroisches und Aufopferndes im Leben dieses seltenen Volks dadurch klar geworden, und die grenzenlose Hingebung,

welche wir so oft an den Palikaren unter sich oder gegen ihre Anführer bewunderten, findet ihren Grund in dieser freiwilligen Verbrüderung. Die gewählten Brüder verlassen sich nie; kommt einer in's Unglück, so bietet ihm der andere sein Vermögen, und gestatten es die Umstände, so geht einer für den andern oder beide zusammen in den Tod. Was kann eine weise Regierung mit solchen Springfedern der Seele in einem Volke wirken, wenn sie es zu leiten versteht!

Ein anderer klassischer Brauch besteht unter den Griechen; die Achtung vor den körperlichen Ueberresten ihrer Angehörigen. Die ersten zwei Jahre versammelt sich die Familie des Verstorbenen an seinem Todestage und begeht die Feier der Erinnerung durch ein einfaches, aber herzliches Mahl. Im dritten Jahre begeben sich die Hinterbliebenen auf den Gottesacker, nehmen die Gebeine des Verwandten heraus und bringen sie in die Kirche, wo sie eingegraben und nun ferner nicht mehr gestört werden. Diese Sitte wird so streng beobachtet, daß man in Zeiten von Krieg und Pest, wo der Verschiedene nur nothdürftig an dem Orte verscharrt werden konnte, wo der Tod ihn ereilte, und sein Grab oft nur mit einem einfachen Steine bedeckt ward, diese Gebeine nach vielen Jahren hervorholen und in geweihter Erde niederlegen sah.

[91. 79.]

5. Delphi.

Delphi liegt am südwestlichen Abhange des Parnaß; man sieht es nicht früher, als bis man unmittelbar an Ort und Stelle ist.

Der erste Blick auf das umschlossene, heilige, friedevolle Thal von Delphi muß im Alterthume von einer wahrhaft dämonischen Macht gewesen sein. So gewaltig und unerwartet ist er! Sogar jetzt noch, da die alte Pracht und die religiöse Weihe des Orts für immer verschwunden ist, wirkt er noch tief ergreifend.

Man denke sich ein enges Felsthal, das in seiner Form auffallend an das Halbrund eines alten Theaters erinnert. Die Rundung wird gebildet durch eine sanft eingeschweifte Berglehne des Parnaß. Sie ist die Nordseite des Thals. Auf der Ostseite springen schroff zwei riesige Felswände, die sogenannten Phädriaden, vor, und auch die Westseite ist durch einen vorspringenden Felsrücken geschlossen, der zwar niedriger ist, als die östlichen Felsen, aber dessen Wirkung verstärkt wird durch die herüberragenden Gipfel der lokrischen und ätolischen Berge. Auf der Südseite schließt den Halbkreis geradlinig der Bergzug der Kirphis, an deren Fuß sich der Pleistos durch eine tiefe Schlucht hindurchwindet. Zur Zeit der alten Pracht und Herrlichkeit erhoben sich nun auf der obern Hälfte des Kreises die Häuser und die heiterstrahlenden Tempel stufenweis übereinander, wie die Sitzreihen eines Theaters, theils auf natürlichen, theils auf künstlichen Terrassen, von denen einige noch jetzt zu sehen sind. Auf einer der letzten Stufenreihen lag das alte gottgeheiligte Orakel, das der Stadt Dasein und Ruhm gab, überdeckt von dem kunstreichen Tempel des Apollo, den rings die grünen Bäume des Tempelhains und hochragende Bildsäulen umgaben.

Heute ist dies einst so prächtige Delphi ein elendes, kleines Dorf. Es heißt Kastri, weil die Ansiedler meinten, die alten Mauertrümmer, die sie hier fanden, seien eine alte Festung gewesen. Der tiefe Erdschlund, aus dem der „wissende Gott" durch den begeisterten Mund seiner Priesterin (Pythia) die entscheidenden Schicksalssprüche kund that, ist unter Schutt und Trümmern spurlos verschwunden. Die Unterbauten des großen Tempels, der diese orakelspendende Höhle in sich einschloß, sind überbaut von schmutzig ärmlichen Hütten, und nur vereinzelte Bruchstücke von dorischen Tuff- und jonischen Marmorsäulen mahnen noch an die einstige Glanzzeit. Auch von der Lesche, der prächtigen Säulenhalle, die der große Maler Polygnot mit seinen köstlichen Bildern geschmückt hatte, ist nur noch der Fußboden vorhanden, der jetzt als Speicher für Heu und Getreide dient. Dazu kommen unten im schattigen Garten des Klosters der Panagia die Reste der alten Ringschule und in der

Nähe derselben die Grundmauern von vier kleinen Tempeln, von denen man einen Rundbau der Athene Pronoia zuschreibt, das ist Alles, was von den Herrlichkeiten des alten Delphi erhalten ist.

Des Menschen Werk, war es auch noch so herrlich und kunstreich, ist zertrümmert und verfallen, aber die Natur ist in allen Stürmen unverändert dieselbe geblieben. Noch sind oben auf der höchsten Spitze des delphischen Berges die in den natürlichen Fels gehauenen Spitzstufen der Rennbahn und nicht weit von ihr entfernt sprudelt nach wie vor die hellperlende Quelle der Delphusa. Noch sieht man etwa hundert Schritte unter dieser eine andere Quelle, die Kassotis, deren heiliger immer strömender Born den pythischen Lorbeer tränkte und das heilige Myrtengebüsch des ewigen Götterhains. Noch sieht man die vielgepriesene Quelle Kastalia, in deren silberklarem Wasser die Priester des delphischen Apoll und Alle, die von dem Gotte Rath oder Sühnung verlangten, sich baden und reinigen mußten. Dicht über dieser kastalischen Quelle erheben sich steil die nackten, 900 Fuß hohen Felswände der Phädriaden, von denen man in den ältern Zeiten alle Frevler herabstürzte, die schwere Verbrechen am delphischen Heiligthume verübt hatten. Eine tief eingegrabene Schlucht, durch die der Gießbach herabfällt, trennt sie malerisch kühn in zwei gesonderte Massen.

Der Eindruck solcher altehrwürdiger geheiligter Stätten hat Etwas tief Magisches in sich. Diese klare Flut der Kastalia, die Steinstufen, die in sie hinabführen, die kleinen Nischen an den Felswänden, zur Aufnahme frommer Weihebilder bestimmt, beschäftigen die Phantasie unaufhörlich und reizen sie, die große Vergangenheit aus Schutt und Trümmern, unter denen sie begraben liegt, wieder wach zu rufen. [93.]

---

6. Hagion-Oros und die Hagioriten.

Ein mehr als zwölf Stunden langes, zwei bis drei Stunden breites und durch eine schmale niedere Landzunge an den Continent gebundenes Bergeiland erhebt sich in isolirter Majestät über die tiefe Fluth des Strymonischen Golfes. Das ist der Berg Athos. Langgestreckt ist die Halbinsel, nicht flach, auch nicht wellenförmig hingegossen, noch als schiefe Ebene nur auf Einer Seite aufsteigend, auch nicht ein mit Hügel- und Felsengewirr unregelmäßig ausgefülltes Conglomerat; haldig und sanft steigt es von beiden Strandseiten gegen die Mitte empor und läuft sattelförmig mit wachsender Höhe und Steile in langen Windungen fort wie ein Tempeldach, und am Ende strotzt leibig und wohlgenährt, von drei Seiten rund aus dem Wasserspiegel heraussteigend und auf der vierten bis zur halben Höhe mit dem Waldgebirge verwachsen, einsam und frei die riesige Athos-Kuppel in die Lüfte, auf der Plattform ein weithin sichtbares Kirchlein, das höchste und luftigste Gotteshaus der morgenländischen Christen, zugleich Sitz der Sommerlust, der Andacht und der Windsbraut für die Athoniten. Man denke sich eine Augustnacht in Purpurflor und mit allen Reizen des Südhimmels angethan, den glatten Spiegel über bodenloser Tiefe, mildhauchende Seelüfte über die Gärten und Söller fächelnd, Nachtigallen im Rosenbusch, das lange Walddunkel und die Wachtfeuer auf der Bergspitze; oder wie das Morgenroth und der erste Sonnenstrahl goldfunkelnd auf die Felsenkrone fällt und weit unten auf dem Kastanienwalde noch schweigsame Nacht oder kaum das erste zweifelhafte Dämmerlicht über den Klosterzinnen am Strande liegt!

Athos ist Hochwarte des ägäischen Meeres und Leuchtthurm aller Orthodoxen in Byzanz. Vom Festlande in das Meer hinausspringende Chersonese sind vorzugsweise eine Eigenthümlichkeit der griechischen Welt. Zu Kerasunt in Kolchis, bei Sinope in Paphlagonien und in der Nähe des Athos selbst hat die Natur ähnliche Gebilde bald nur begonnen, bald ausgeführt, nirgend aber ein so schlankes Maß angelegt, die Wände so romantisch ausgeführt und den Wuchs in so liebliche Formen gegossen wie hier. Ein felsigtes, schroff und mühevoll zu erklimmendes Nadelholzgebirge, quer über den Isthmus streichend, hütet wie ein Säulengang das Thor zur immergrünen Baumregion des Athos, und wenn der Fremdling nach Ueberschreitung dieser Querwand über tiefe Schluch-

ten und Hügel aus wildem Rosmarin den Hochpfad erklommen hat, thut sich eine Scene auf, deren Schönheit man wol empfinden, aber nicht beschreiben kann.

Wie ein langer Silberfaden läuft über Sattelkamm und Bergschneide durch hellgrünes Gebüsch und dichtverwachsenes epheuumranktes Baumgewühl der Hochpfad mitten durch die Halbinsel bis zum hohen Athoskegel. Bald schroff und ohne vermittelnden Uebergang, bald sanft und in verlorenen Halden senkt es sich zu beiden Seiten des Weges in romantischen Vorsprüngen und verschlungenen Thalwindungen oder in weiten, amphitheatralisch ausgebogenen Prachtfächern über Waldöde, über lieblich bebautes Einsiedlergehöfte, in dunkelem Waldschatten, hier zum singitischen, dort zum strymonischen Golf hinab; die Sonne blitzt auf den Wasserspiegel und lockt, durch die laubigen Bäume fallend, eine Thräne wehmuthsvoller Erinnerung aus dem Auge des fremden Wanderers. Tief unten am Strande, in weiter Entfernung von einander abgesondert, durch Wald und Vorgebirge getrennt, auf grüner Matte ausgebreitet oder auf meerumbrandetes Gestein mittelalterlich hingezaubert, oder in waldüberhangenen Schluchten, an rauschenden Silberbächen, zwischen Limoniengärten und langwipflichten Cypressen heimatlich verborgen, erscheinen die Mönchskastelle mit hohen Mauern, mit gewölbten Thorgängen, mit Glockenhaus, mit Wart- und zinnenbekränzten Festungsthürmen und eisenbeschlagenen Doppelflügeln zur Hut der byzantinischen Heiligthümer wider feindliche Gewalt. Das von der Natur zu beiden Seiten des Pfades in der Senkung der Bergflügel eingehaltene Ebenmaß, der bei aller Mannichfaltigkeit der Schwellung, bei allem Wechsel der Schatten, des Lichts, der üppigen Scenerie doch überall gleiche Abstand vom Bergkamm gibt dem Auge die volle Herrschaft über die wunderbare Doppelpracht. Der schlankstämmigen Pinie und der Weißtanne mit hellgrünen langen Nadeln begegnet man nur am Felsenportal des Eingangs und auf der obern Region des Steinkegels. Der langgestreckte Raum zwischen Beiden ist ein zusammenhängender Laubwald von Platanen, Buchen, Grüneichen, Oel-, Feigen-, Nuß- und Kastanienbäumen, von Cypressen, Weinreben, Lorbeer- und Haselstauden, von Mastirstrauch, von immergrünen „Arbutuskirschen", Maulbeer- und Obststämmen aller Art — hellgrünes, luftdurchfächeltes Berggewand, wo die Myrte, die Rosenhecke, der Weißdorn, der Smilar, die Coronilla, die schattige Globularia und das saftige Grün der Epheuranke auf dem Boden über der Steinwand und am lebendigen Kastanienzaun alle Räume füllt; wo Duft, Farbenpracht und Schmelz der Blumen überall den Sinn berauscht, wo es überall quirlt und rieselt und in langen Fäden von der waldigen Hügelterrasse fällt und fortrauscht mit Gemurmel im Erlbusch! Reitet man von der Hafenbucht herauf, die prächtige Abtei Xeropotamo vorüber, durch romantisches Waldgeschlinge zum Höhenkamm, trifft man mitten im Dunkelschatten des Laubwaldes rechts am Pfade eine grüne Alpenwiese, mit Zaunwerk künstlich eingefriedigt, Sennhütte und Hürde neben Brünnlein und Bächen; es ist Mittagsglut, die schweigenden Lüfte, das Bienengesumme, der Wanderer sitzt am Born, Kastanienlaub und Alpenflor schwanken im Wasserspiegel,

Quae simul aspexit liquefacta rursus in unda,
Non tulit ulterius.

„wie der Morgenthau in der Sonne, so schmilzt ihm die Seele in der Brust."

Gibt es im Orient kaum ein von der Natur schöner und prächtiger entfaltetes Landschaftsbild, so hat dieser Hagion-Oros zugleich für die Christenheit griechischen Glaubens die Bedeutung der heiligsten und verehrtesten Stätte. Schon Constantin der Große hatte hier das Kloster Vatopédhion gegründet, während der byzantinischen Herrschaft entstanden allmälig auch die übrigen Klöster, deren jetzt außer den Klausen und Kapellen noch 21 bestehen. Indem ihnen sämmtlicher Grund und Boden der Halbinsel gehört, bilden sie noch heute den kleinen, jedoch durch sich selbst regierten Staat Hagion-Oros, zu der Pforte in keinem andern Verhältniß, als daß sie durch Tribut (von circa 23,000 Thalern) und Geschenke ihre Unabhängigkeit jährlich zu sichern genöthigt sind. Ihre Privilegien für eine vom türkischen Reiche abgesonderte Stellung gehen soweit, daß kein Muselmann ohne ihre Erlaubniß die Halbinsel betreten darf. Auch gestatten sie keinem Türken, in ihrer Mitte zu wohnen, mit alleiniger Ausnahme des aus den Garden des Sultans ernannten Aga's, der den Tribut in Empfang nimmt, die Sicherheitspolizei mit Hülfe einiger im Dienste der Klöster stehenden Soldaten ausübt und in Caraes, dem

Hauptorte des Hagion-Oros, residirt, indessen keinen Harem mitbringen darf.

Um die bedeutende Beziehung, in der die Hagioritenklöster von jeher zur griechischen Kirche gestanden haben, näher zu bestimmen, hat man behauptet, sie genössen dort desselben Ansehens, wie Rom in der katholischen Welt, ein Vergleich, der schon insofern unrichtig ist, als sie keinerlei kirchliche Gewalt ausüben, sondern nur als Wohnsitz der Frommen gepriesen und geehrt werden, indem die Hagioriten den Geboten der Kirche am treuesten entsprächen. Sie bilden gleichsam einen höhern und heiligern Mittelpunkt für die übrigen von Arabien durch Syrien, Anatolien und Rumelien zerstreuten Klöster der griechischen Kirche, sind aber in geistlichen Angelegenheiten dem Patriarchen von Constantinopel unterthan. Aus dem religiösen Ansehen, dessen die Calojeren, d. h. die guten Väter der Mönche des Athos, sich erfreuten, erklärt es sich leicht, wie sie allmälig einen bedeutenden Grundbesitz in den meisten Ländern, wo griechischer Glaube herrscht, erwarben. Am beträchtlichsten sind die Revenüen, welche sie aus Macedonien und den Fürstenthümern an der Donau beziehen. Ihre Güter, die den Namen Metochieen führen, werden zum Theil durch aus ihrer Mitte ausgesendete Väter verwaltet: in Macedonien allein liegen gegen 50 dergleichen Höfe, durch welche die Klöster unmittelbar versehen werden können. Da jedoch so bedeutende Einkünfte dennoch nicht genügen und da bei getrenntem Haushalt einige Klöster reich, andere hingegen arm sind, so wird das Fehlende durch Almosen gedeckt, indem eine große Anzahl Mönche im Reiche umherpilgert und die Christen der griechischen Kirche zu frommen Gaben auffordert.

Hierbei ist zu bemerken, daß die Einzelnen in gewissen Klöstern eignes Vermögen besitzen dürfen, ohne, wie sonst üblich, ihr Gut dem Kloster zu überantworten. Dies hat zur Folge, daß sie, bei aller Entfremdung vom Weltlichen, doch gern auf abgesonderten Erwerb Bedacht nehmen. Vier Proistämeni üben die höchste Gewalt auf dem Monte santo, die nicht von oben, sondern nur durch die Rechte der Untergebenen beschränkt wird. Ihre Würde erlangen sie durch Wahl der Klöster, aber sie dauert nur ein Jahr. Da indessen jedes Kloster sich selbst mit seinen Angelegenheiten beschäftigt, so beschränkt sich der Wirkungskreis der Proistämeni auf das Ganze betreffende Maßregeln, auf die Vertheilung und Eintreibung der Steuern und endlich auf höchste richterliche Entscheidungen. Die Verfassung selbst steht unwandelbar fest und kann durch Niemand verändert werden. Zu ihrer besondern, jedoch ebenfalls zeitigen Regentschaft wählen sich die einzelnen Klöster zwei Vorstände aus ihrer Mitte, die Proestötes genannt werden. Nur die ärmeren, sieben an der Zahl, werden strenger verwaltet, indem jedem derselben ein einziger Proestös vom Patriarchen auf Lebenszeit zugetheilt wird.

Die Klosterregel wird dem Buchstaben nach ohne Nachsicht, ohne Schlaffheit festgehalten. Nur Männern ist der Zutritt zu den in Caries abgehaltenen Märkten gestattet, da alle Frauen von der Halbinsel verbannt sind, ja selbst weibliche Thiere nicht einmal geduldet werden! Fleisch in den Fasten, überhaupt etwas Thierisches zu genießen erlaubt sich kein Calojer. Er lebt von Oliven, gedörrtem Brod, mit Wasser und Salz bereitetem oft rohem Gemüse, und gesalzenen Fischen, sowie ihm auch Honig und Käse gestattet sind. Er trägt ein wollenes Hemd und ein dunkelfarbiges Priestergewand. Der thätigen Tagewerk ist dem Kloster gewidmet: die Gärten zu bebauen, etwa ein Handwerk zu betreiben, ist ihr Geschäft, während die übrige Zeit zu religiösen Uebungen bestimmt bleibt. Zu einer solchen Verfassung und Lebensart hat die ganze Bevölkerung des Hagion-Oros, die man gewöhnlich auf 5000 Mönche schätzt, sich frei entschlossen, indem Niemand auf der Halbinsel geduldet wird, der sich diesen Vorschriften entgegenstellen wollte. Indessen muß man drei oder vier Stufen der Enthaltsamkeit unterscheiden. Die Kosmiki sind Knechten gleich zu achten, die im Dienst der Klöster Arbeiten verrichten, wiewol sie mit der Zeit unter die Zahl der Calojeren aufgenommen zu werden pflegen, wenn sie nicht die Sorge und den Genuß der Welt vorziehen. Diese leben mit den Calojeren selbst in den Klöstern und in der Stadt Caraes, dem Sitze der Proistämeni. Außer den Klöstern aber liegen noch eine große Menge von einzelnen Zellen oder Kelläen, sowol am Athos als im heiligen Walde zerstreut. Einige derselben stehen zu Gemeinden vereinigt beisammen und heißen dann Askitivia, von denen jedes einzelne zu einem der Klöster gerechnet wird. Die Kalaöten, welche sie bewohnen, zeichnen sich vor den insgemein trägen Calojeren der Klöster selbst durch größere Betriebsamkeit aus,

und es werden verschiedene Artikel von ihnen gearbeitet, durch deren Verkauf sie sich einen Gewinn zu verschaffen suchen, z. B. Kleidungsstücke, hölzerne Löffel, Kreuze mit Schnitzwerk aus Horn oder Holz gefertigt, Rosenkränze, abscheuliche Gemälde der Panagia, d. h. der Mutter Gottes u. s. w. Sonnabends bringen sie diese Dinge auf den Markt nach Caraes, wohin dann gleichfalls von außen Korn, Wein und Eisenwaaren gelangen. Stehen die Keläen endlich einzeln im Gebirge, so bewohnt sie ein stiller Eremit, der durchaus mit der Arbeit seiner Hände sich selbst das zum Leben Nothwendige schafft, und, wie er von der Welt abschied, so auch von dem Umgang seiner Genossen.

Einstimmig bemerken die Besucher von Hagion-Oros, daß hier Bildung und Wissenschaft nicht mehr gefunden werden, während sie im Mittelalter Sitze griechischer Wissenschaft waren.

[55. 70.]



VIII. Europäische Türkei.

1. Stambul.

„Ich sah Athen's geheiligte Räume, Ephesus' Tempel sah ich, und war in Delphi, ich habe Europa durchstreift von einem Ende zum andern und Asiens schönste Länder besucht, aber niemals erfreute mein Auge ein Anblick, dem von Constantinopel vergleichbar.“ So sagt Lord Byron, und sein Ausspruch ist wahr. Doch muß man nicht von der Landseite herkommend Constantinopel allmälig zwischen großen dunkeln Cypressenwäldern erscheinen sehen, welche, wie die alten, zerschossenen, mit Epheu bedeckten Mauern, Zeugen einer untergegangenen, ganz anderen Zeit sind. Sie machen mehr einen wehmüthigen als großartigen Eindruck auf das Herz des Heranziehenden, dem es bekannt ist, daß jene Cypressen aus der Asche ganzer begrabener Nationen keimen, und daß jene grün bewachsenen Steinhaufen die Ringmauern des alten Byzanz waren. Man muß die Stadt nicht von West und Südwest betrachten; hier findet man nur Trümmerhaufen, und sieht an den Hügeln, worauf Stambul gebaut ist, hinauf, ohne über sie hinwegblicken zu können. Nur hie und da gewahrt man die Spitzen der fernen Gebirge, oder zwischen den dunkeln Häusermassen ein Stück des Meeres, wie ein Blitz aus finstern Wolken hervortretend, wie ein Licht, das den hinteren Theilen der Stadt nie leuchtet, so daß hier keine farbigen, bunten Häusermassen entstanden, sondern Alles fahl ist und grau, gleich einem Fleck, auf den nie die Sonne scheint.

Stambul ist einer großen Blume vergleichbar, auf drei Seiten von einem rauhen, unscheinbaren Deckblatt umgeben, mit welchem es an den Felsgestaden Rumeliens hängt, während es der aufgehenden Sonne und den großen glänzenden Spiegeln, die zwei Meere vor ihr ausbreiten, das schöne glühende Antlitz zuwendet. Vor dieses muß man treten und tief in die majestätischen Züge schauen, um des Dichters Ausspruch wahr zu finden. Das kleine Boot trägt uns spielend aus dem Hafen nach dem gegenüber liegenden Gestade von Kleinasien; man verläßt Constantinopel und damit Europa, wie man vor einem Gemälde zurücktritt, um es gehörig würdigen zu können; man

muß sich auf einen andern Welttheil niederlassen, um das großartige Bild, das sich vor den erstaunten Augen entfaltet, mit seiner ganzen Schönheit in's Herz aufzunehmen.

Wie Rom, ist Constantinopel auf sieben Hügeln erbaut, deren Abgrenzung man deutlich erkennen kann. Sie bilden noch jetzt, wie unter der Herrschaft der Constantine, ein unregelmäßiges Dreieck, von dem wir zwei Spitzen von hier aus nicht sehen; nur die dritte liegt links vor uns, das sogenannte neue Serail mit seinen buntverzierten mannichfaltigen Gebäuden, größern Palästen und kleinen Kiosks. Zwischen denselben sieht man Wälder von Orangen, große Platanen und schlanke Cypressen, welche dieser ungeheuern Wohnung der Sultane, die einer Stadt mit hohen Ringmauern gleicht, die angenehmste Schattirung geben.

Hinter dem neuen Serail, das tiefer als die Stadt am Ufer des Hafens liegt, erblickt man bunte Häusermassen, die den Wellenlinien der Hügel folgen. Dort tritt eine Gruppe von Cypressen und anderen Bäumen über sie hinaus, hier unterbricht ein einsam stehendes, halb zerfallenes Mauerwerk die fast nur durch ihre Färbung verschiedenen Dächer der Häuserreihen.

Was der Stadt einen so wunderbaren, ich möchte fast sagen feenartigen Reiz verleiht und dem Munde beim ersten Anblick einen lauten Ausruf entlockt, sind die zierlichen Minarets und die Haufen glänzender Kuppeln auf Moscheen und Grabmälern, die über den gewöhnlichen Wohnungen emporragen.

Wie sich aber Constantinopel mit seinen glänzenden Moscheen und stattlichen Palästen als die schönste der türkischen Städte zeigt, so ist auch die Hauptstadt des Reiches die erste in Betreff des Schmutzes, der die Straßen fast aller türkischen Städte bedeckt. So glänzend sie von außen anzusehen sind, und so sehr sie den Blick des Reisenden locken, daß er sich beeilt, baldmöglichst unter jene Hallen und unter die Schatten der grünen Baumgruppen zu gelangen, die malerisch zwischen den Gebäuden hervorsehen, um so mehr bedauert er, sobald er in der Stadt angelangt ist, sich nicht mit dem bloßen Anblick derselben begnügt zu haben.

Fast alle Gassen Stambuls — Straßen kann man sie nicht nennen — sind sehr enge und zu beiden Seiten mit hohen Häusern eingefaßt, eigentlich die meisten nur mit Mauern, da nach türkischer Sitte das Wohnhaus mit dem hintern Theile, wo keine Fenster sind, die Straße berührt, der, wenn auch hie und da ein Fenster, dasselbe doch immer stark vergittert hat, eine melancholische Verschleierung. Obgleich die meisten dieser Gassen ehemals mit Steinen gepflastert waren, so sind dieselben durch den starken Verkehr in der Mitte ganz zusammengetreten und bilden bei nur etwas feuchter Witterung einen einzigen Kothbach, der sich fast durch die ganze Stadt hinzieht. Zu beiden Seiten der Gasse, wo der Strom der Menschen und Thiere nicht so verderbend hinfließt, bleiben hie und da Pflastersteine stehen, die jetzt eine Art Trottoir bilden, das jedoch nur für den practicabel ist, der es versteht, von einem der platten Steine auf den andern zu springen, ohne sich durch die Aussicht in den unendlichen Koth irre machen zu lassen.

Unzertrennlich von den Gassen Constantinopels ist der Gedanke an ihre permanenten Bewohner, die herrenlosen Hunde, die man in zahlloser Menge auf ihnen erblickt. Gewöhnlich macht man sich von Dingen, von denen man oft liest, eine große Idee und findet sich getäuscht. Nicht so bei diesen Hunden. Obgleich alle Reisenden darüber einig sind, sie als eine Plage der Menschen darzustellen, so sind doch die meisten bei der Beschreibung dieses Unwesens zu gelinde verfahren.

Diese Thiere sind von einer ganz eigenen Race; sie kommen in der äußern Gestalt wol am nächsten unsern Schäferhunden, doch haben sie keine gekrümmte Ruthe und kurze Haare von schmutzig gelber Farbe. Wenn sie faul und träge umherschleichen, oder in der Sonne liegen, muß man gestehen, daß kein Thier frecher, ich möchte sagen pöbelhafter aussieht. Alle Gassen, alle Plätze sind mit ihnen bedeckt; sie stehen entweder an den Häusern gereiht und warten auf einen Bissen, der ihnen zufällig hingeworfen wird, oder sie liegen mitten in der Straße, und der Türke, der sich äußerst in Acht nimmt, keinem lebenden Geschöpfe Etwas zu Leide zu thun, geht ihnen aus dem Wege. Auch habe ich nie gesehen, daß ein Muselmann eins dieser Thiere getreten oder geschlagen hätte. Vielmehr wirft der Handwerker ihnen aus seinem Laden die Ueberreste seiner Mahlzeit zu; nur die türkischen Kaischi und die Matrosen der Marine haben nicht diese Pietät, weshalb mancher Hund im Goldenen Horn sein Leben endet.

Jede Gasse hat ihre eigenen Hunde, die sie

nicht verlassen, wie in unsern großen Städten die Bettler ihre gewissen Standorte haben, und wehe dem Hund, der es wagt, ein fremdes Revier zu besuchen. Oft habe ich gesehen, wie über einen solchen Unglücklichen alle anderen herfielen und ihn, wußte er sich nicht durch schleunige Flucht zu retten, förmlich zerrissen. Ich möchte sie mit den Straßenjungen in civilisirten Ländern vergleichen; wie diese wissen sie ganz gut den Fremden vom Einheimischen zu unterscheiden, denn wir brauchten nur in einer Ecke des Bazars etwas Eßbares zu kaufen, so folgten uns alle Hunde, an denen wir vorbeikamen, und verließen uns erst wieder, wenn wir in eine andere Gasse traten, wo uns eine neue ähnliche Begleitung zu Theil wurde.

So ruhig bei Tage diese Ablösung, nur von einigem Zähneblöcken begleitet, vor sich geht, so gefährlich werden zuweilen die Hunde dem einzelnen Franken, der sich bei der Nacht in den Gassen Stambuls verirrt, besonders wenn er keine Laterne trägt. Wir haben oftmals gehört, daß ein solcher, den die Bestien förmlich anfielen, nur durch Muselmänner gerettet wurde, die sein Hülferuf herbeizog; und obgleich wir stets in ziemlicher Gesellschaft und Abends nie ohne Laterne ausgingen, hatten wir es doch oft nur unsern guten Stöcken zu danken, mit denen wir kräftig drein schlugen, daß wir nicht mit zerrissenen Kleidern heimkamen.

Sultan Mahmud ließ einige Tausend dieser Hunde auf einen bei den Prinzeninseln liegenden kahlen Fels bringen, wo sie einander auffraßen. Diese Verminderung hat aber nicht genützt; denn die Fruchtbarkeit dieser Geschöpfe ist großartig; fast bei jedem Schritt findet man auf der Straße runde Löcher in den Koth gemacht, worin eine kleine Hundefamilie liegt, die hungernd den Zeitpunkt erwartet, wo sie selbstständig wird, um gleich ihren Vorfahren die Gassen Constantinopels unangenehm und unsicher zu machen. [75]

---

2. Der Sklavenmarkt zu Stambul.

Der jetzige Sklaven-Markt wurde von Muhammed II. bald nach der Eroberung erbaut; er ist mehrmals durch Feuer zerstört worden und bedarf der Ausbesserung. Während der ersten zehn Jahre nach der Eroberung wurden die Sklaven auf freiem Markte verkauft, doch wählte man gewöhnlich die Stelle, wo gegenwärtig der Sklaven-Markt sich befindet und wo damals die Ruinen eines griechischen Palastes standen. Einer Tradition zufolge verdankt der Sklavenmarkt seine Entstehung dem Umstande, daß das Pferd Muhammed's II., als er einst über diesen Platz ritt, scheu wurde und eine Sklavin durch Ausschlagen mit dem Hufe verwundete. Um ähnliche Unfälle zu vermeiden, ließ er ein eigenes Gebäude für den Verkauf der Sklaven errichten und stellte eigene Beamte zur Beaufsichtigung desselben an.

Das Aussehen des Jessir Bazari steht in vollkommenem Einklange mit seiner traurigen Bestimmung und dem elenden Zustande seiner Bewohner. Man gelangt in dies Gebäude durch ein großes hölzernes Thor, welches nur in den Geschäftsstunden, d. h. von acht Uhr Morgens bis Mittag, am Freitag gar nicht geöffnet ist. Es wird von einem Kapidschi bewacht, der die Ein- und Ausgehenden zu beobachten und sogleich Lärm zu machen hat, wenn ein Sklave den Versuch machen sollte, zu entwischen. Letzteres ist jedoch kaum möglich, da die Zellen bald nach Mittag geschlossen und Diejenigen, welche einen entlaufenen Sklaven verbergen, sehr streng bestraft werden. Das Innere bildet ein unregelmäßiges Viereck. Das Südende, welches verfallen ist und zur Aufnahme von Koth und Schmutz dient, erzeugt durch seine pestilenzialischen Ausdünstungen beständig Krankheiten. Auf die Reinigung dieses Ortes sollte daher die Quarantäne-Behörde vorzüglich ihre Aufmerksamkeit richten. In der Mitte befindet sich ein besonderes Gebäude, dessen oberer Theil den Sklavenhändlern zum Aufenthalte dient, während unten sich die Zellen für die neu angekommenen Sklaven befinden. Bei diesem Gebäude ist ein Kaffeehaus und eine halb verfallene Moschee. Um die drei bewohnbaren Seiten des Hofes läuft eine offene Colonnade, die von hölzernern Pfeilern getragen wird und zu der an den Ecken einige Stufen hinaufführen. Unter der Colonnade befinden sich Platformen, die durch niedrige Gitter und

Bänke von einander getrennt sind; auf letzteren sitzen die Käufer und Verkäufer, während sie um die Menschenwaare handeln. Hinter diesen Plattformen liegen kleine Zimmer, deren jedes durch ein Gitter in zwei Zellen getheilt ist; das eine dient als Wohnung, das andere zum Kochen und zum Durchgange. Der vordere Raum wird gewöhnlich von schwarzen, der hintere Raum von weißen Sklaven eingenommen. Diese Zimmer sind ausschließlich für Frauen bestimmt, und zwar die auf der Nord- und Nordwestseite für Negerinnen oder weiße Frauen, die hier bereits zum zweiten oder dritten Male verkauft werden; die Zimmer der Ostseite für die neu eingeführten Negerinnen oder weißen und schwarzen Sklavinnen. Die Verkäufer gehen auf und ab, indem sie den Preis der Sklaven ausrufen, während die auf den Plattformen sitzenden Käufer die Waare untersuchen und darauf bieten; dies geht so fort, bis die Sklavin verkauft oder wieder fortgeführt wird.

Unter den oben erwähnten Galerien sind schmutzige; finstere Zellen oder vielmehr Gewölbe, in denen auf der rechten Seite befinden sich männliche Sklaven, die schon einmal verkauft worden sind. In die entlegensten, schlechtesten Zellen werden die Sklaven gesperrt, welche eines Vergehens wegen Ketten tragen. Die Zellen in der Mitte und auf der Ostseite sind für die neu ankommenden Sklaven bestimmt.

Wenn es das Wetter erlaubt, so müssen die neu angekommenen Negerinnen sich in Gruppen oder in Reihen vor den Zellen auf Decken niedersetzen, um Käufer zu erwarten. Die Kleidung dieser armen Wesen, die meist junge Mädchen von zehn bis fünfzehn Jahren sind, besteht in einem um den Kopf gewundenen rothgestreiften Tuche, einem Paar grobleinenen Schalwars, und der gewöhnlichen arabischen oder ägyptischen Abba, einem großen Tuche, welches als Schleier und Kleid dient. Einige tragen messingene Ringe um Knöchel und Arme. Schwarze Sklavinnen, die schon früher verkauft gewesen sind, werden theuer bezahlt, da sie bereits mit den häuslichen Arbeiten, und namentlich mit der Küche Bescheid wissen. Dagegen sinken zwei weiße Sklavinnen um 20 -- 40 Proc. im Preise, wenn sie von Neuem verkauft werden, weil sich Niemand von einer weißen Sklavin trennt, wenn nicht sehr erhebliche Gründe vorhanden sind.

Der Jessir Bazari wird hauptsächlich von Tripoli und Tunis, sowie von den Ländern am oberen Nil versorgt. Die Sklavenhändler, meist Araber, kaufen die aus dem Inneren gebrachten Sklavinnen und führen sie theils nach Constantinopel, theils in das Innere und nach Persien.

Wie einträglich dieser Handel mit Menschen sei, lehrt die Vergleichung der Sklavenpreise zu Stambul und auf einem der Märkte in Afrika. Wir versetzen unsere Leser auf einen solchen Markt (Schwendi in Nubien), welcher Gelegenheit bietet, sich eine genauere Vorstellung von dem afrikanischen Sklavenhandel zu verschaffen.

Sowol männliche als weibliche Sklaven stehen oft vom Morgen bis Sonnenuntergang den glühenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, aber man bedient sich der Vorsicht, sie gleich Morgens tüchtig mit Oel einzureiben, damit ihre Haut conservirt bleibe und nicht von der Sonnenhitze aufspringe; — ein Gleiches vollzieht man an den geschorenen Kameelen. Menschen und Thiere stehen dort im eigenen Unrathe, und dieser, sowie der gewaltige Schweißgeruch verpesten die Atmosphäre. Die Sklaven werden aus Sennaar, Kordofan, Darfur, Abyssinien, und oft noch weiter aus dem inneren Afrika hergebracht. Jährlich verhandelt man deren 4000 zu Schendi, und man zählt sie gewöhnlich mit dem Vieh in eine Rubrik; wer einen derselben tödtet, darf nur den Preis dafür erlegen und die Sache ist abgethan.

Das Alter der Sklaven bestimmt zu Schendi ihren Kaufpreis: die jungen Mädchen bis zum eilften Jahre, Kommassi genannt, kann man noch billig haben, von da an bis zum fünfzehnten Jahre, wo sie am höchsten im Werthe stehen, gelten sie 40 bis 60 Gulden Conventionsmünze und sind sehr gesucht. Bei höherem Alter nimmt ihr Werth ab; die Baleg, welche das fünfzehnte Jahr überschritten haben, kosten nur 16 bis 24 Gulden, — ein Schwein ist bei uns theurer, — und Niemand kauft ein Frauenzimmer, welches über 20 Jahre alt ist, oder gar die 30 überschritten hat, es wäre denn, daß es sich in früheren Diensten einige Kunstfertigkeiten in weiblichen und häuslichen Arbeiten erworben hätte, was ihm wieder einen höheren Werth gibt; besonders bringt man die Kunst der Nadel und Speisen zu bereiten hoch in Anschlag. Bei den männlichen Sklaven tritt ein verschiedenes Verhältniß ein; Knaben von 8 bis 9 Jahren von gesundem und kräftigem Körperbau sind sehr gesucht, weil man sie zu Eunuchen macht.



AJA SOPHIA IN CONSTANTINOPEL.

(Zu Stambul ist der Durchschnittspreis für einen kräftigen Sklaven 1500 Piaster (125 Thlr.). Geschickte Sklaven werden bis zu 3000 Piaster bezahlt.)

In Egypten allein — und zwar zum größten Theile zu Kairo — gibt es bei 50,000 Sklaven beiderlei Geschlechts, — aber ungeheuer ist die Zahl derjenigen, welche nach Stambul und Asien verschleppt werden. Es ist andererseits wahr, daß die Muhammedaner ihre Sklaven unendlich besser behandeln, als dies Spanier, Portugiesen, ja selbst zur Zeit des Königthums die sonst so hochherzigen und ritterlichen Franzosen auf ihren amerikanischen Besitzungen thaten, aber nichts destoweniger bleibt ein Sklave Sklave und kein freier Mensch, wozu ihn doch die Natur werden ließ. Der Türke läßt den gekauften Neger alsbald beschneiden, und gibt ihm einen meistens recht sonderbar klingenden Namen, wie man in den Sklavenstaaten Nordamerika's die Neger Cäsar, Jupiter, Herodot, und bei uns die Hunde mit ähnlichen Namen tauft; aber der Türke vermeint dadurch seinem neuen Schützlinge die Wohlthaten des Islams angedeihen zu lassen, und hält den angehenden Moslem wie seinen Sohn, das Negermädchen wie seine Frau, während der Neger in Amerika in den Zucker- und Baumwollenplantagen arbeiten, oder bei Treibjagden als Hund dienen muß, wobei er oft von der Klapperschlange, oder der Snapping-Turtle gebissen wird.

Sehr oft werden Sklaven mit einem gewissen Angelde auf Probe verhandelt, und wenn sie die Erwartung täuschen, gegen einen geringen Verlust zurückgestellt; bei Pferden muß man gegen Koller, Dampf, Rotz und andere Fehler gutstehen, bei den Sklaven handelt es sich darum, ob sie nicht im Schlafe mit den Zähnen knirschen, was die Türken nicht leiden können, ob sie nicht schnarchen u. s. w.

So sehr sich die transportirten Sklaven vor den Weißgesichtern fürchten, von denen sie gefressen zu werden besorgen, sobald sie gehörig gemästet sind, so zugethan sind sie in ihrer natürlichen Gutmüthigkeit dem Sklavenhändler, der sie verpflegt und, wie natürlich, alle mögliche Sorge dafür trägt, daß sie keinen Schaden nehmen; aber in ihrer Unerfahrenheit und Ungeduld halten sie das, was blos berechnender Egoismus ist, für natürliche Güte und Herzlichkeit, und nennen ihn darum Vater, doch diese Vaterschaft nimmt freilich bald ein schlimmes Ende. — [241. 31.]

3. Aja Sophia.

Schon Constantin baute hier der Weisheit eine Kirche; Chrysostomus verkündete in ihr Gottes Wort; nach mehrmaligem Brande erbaute Justinian 538 das jetzige Gebäude; treffliche Ziegel ließ er für dasselbe auf Rhodus brennen, und auf jedem Steine standen die Worte: „Gott ist mitten in ihr; sie wird nicht erschüttert werden; Gott wird sie erhalten von einem Morgen zum andern;" nach der Vollendung rief er aus: „Ich habe dich besiegt, Salomo!" und errichtete dem Salomo eine Statue, in der er mit gesenktem Blick als überwunden erschien. Wir traten ein; nie hat eine Kirche einen solchen Eindruck auf mich gemacht. In einer Länge von zweihundertundsiebenzig Fuß hat sie die Gestalt eines griechischen Kreuzes; über ihr wölbt sich hundertundachtzig Fuß hoch die ungeheuere Kuppel aus leichten Ziegeln, welche bei einem Durchmesser von hundertundfünfzehn Fuß kaum zwanzig Fuß Höhe mißt. Weite Galerien schließen sich an den Seiten an, selbst großen Kirchen gleichend. Noch stehen die herrlichen Säulen, welche die Tempel der Heiden liefern mußten und die Kirche zu einem Siegestempel nach dem Sturz des Heidenthums machten; acht grüne Serpentinsäulen von dem Dianentempel zu Ephesus, acht Porphyrsäulen von dem Sonnentempel zu Baalbeck, andere in weißem Marmor strahlend von dem Tempel der Cybele zu Cyzikus. An den vier Ecken des Gewölbes ragen noch die geflügelten Seraphim, die schaurig von der Höhe herabblicken; aber das Goldmosaik der Decke ist meist mit Kalk überzogen, um Sprüche des Koran zu tragen. Bei einer vor Kurzem nothwendig gewordenen durchgreifenden Reparatur, welche glücklicher Weise einem kundigen russischen Architekten übertragen wurde, ward die Tünche entfernt; einen Tag lang strahlte das Gewölbe mit seinen reichen Figuren in dem leuchtenden Glanze des Goldes und Sil-

bers, mit der Maria und dem Jesuskindlein, der Ausgießung des heiligen Geistes am Pfingstfeste, und den Bildern zahlreicher Märtyrer, welche in den Zeiten ihrer Verfolgung um Jesu willen ihr Blut vergossen. Ein deutscher Künstler konnte die wichtigsten Darstellungen durch Zeichnungen aufnehmen. Der Sultan selbst sah den strahlenden Glanz mit Entzücken. Dann wurde dieser Schatz des Alterthums wieder übertüncht, Gott gebe, um später seine ursprüngliche Bestimmung zu erfüllen. Der Hochaltar ist verschwunden, und ein Mihrab zeigt die Richtung von Mekka. Muhammed der Zweite drang vor vierhundert Jahren triumphirend ein in die Kirche Christi, sprengte mit seinem Streitrosse auf den Altar, zerschlug mit eigener Hand das Kreuz und sprach: „Es ist nur Ein Gott, und Muhammed ist sein Prophet!“ Seitdem ist jedes Wort des falschen Propheten, das durch die heiligen Hallen ertönt, eine Anklage gegen die Christen, denen Gott die entscheidende Macht unter den Völkern des Erdbodens in die Hand gelegt hat, und die dennoch das Heiligthum ihres Herrn entheiligen lassen!

Alle andern großen Moscheen Stambuls sind nur Nachahmungen der Aja Sophia. **[217.]**

4. Das Gebet des Muslim und die Moschee.

Das Gebet ist der Schlüssel zum Paradies, doch kann das Gebet nur unter Bedingung von Wirkung sein. Auch wir reinigen unser Herz vor dem Gebete in aufrichtiger Reue und Sinnesänderung, doch wird diese nicht bei dem Muslim verlangt, sondern nur die Waschung des Körpers. Bei der Waschung, die als ein wirklich religiöser Akt von den Muhammedanern betrachtet wird, finden wir eine eigenthümliche Vermischung von Aeußerlichem und Geistigem; denn der Muslim wird auch beim Gebet von sinnlichen Vorstellungen beherrscht. Er streift zur Waschung den weiten Aermel bis über den Ellenbogen auf und spricht im heiligen Ton: „ich will die Waschung verrichten,“ drei Mal wäscht er die Hände murmelnd: „Im Namen Gottes des erbarmenden Erbarmers. Dank sei Gott, der Wasser gab zur Reinigung und den Islam als ein Licht und eine Richtung setzte zum Führer zu deinem Garten, den Gärten der Freude, und deine Wohnung zur Wohnung des Friedens.“ Drei Mal reinigt er den Mund und spricht indessen: „Gott steh mir bei, dein Buch zu lesen, dich zu erwähnen, dir zu danken und in der Schönheit deines Dienstes.“ Aus der hohlen rechten Hand zieht er darauf Wasser in die Nasenlöcher, murmelnd: „Gott laß mich riechen den Wohlgeruch des Paradieses, segne mich mit seinen Freuden und lasse mich nicht das Feuer riechen.“ Hierauf wäscht er sein Antlitz drei Mal mit den Worten: „O Gott, mach' mein Antlitz weiß mit deinem Licht an dem Tage, da du weiß machest das Angesicht deiner Begnadigten und schwärzest das Antlitz deiner Feinde.“ Dann wäscht der Gläubige seinen rechten Arm, das Wasser aus der hohlen Hand herunter rinnen lassend, mit den Worten: „Gott gib mir mein Buch in meine Rechte (jedes Menschenleben ist in einem Buch verzeichnet) und rechne milde mit mir, und mache mich nicht zu Einem von den Leuten des Feuers.“ Wenn er dann die nasse Hand über den Kopf streicht, begleitet er diesen Akt mit den Worten: „O Gott bedecke mich mit deiner Gnade, schütte deinen Segen auf mich, lasse mich unter dem Schatten deines Thrones weilen am Tage, da kein anderer Schatten ist.“ Auch bei dem Streichen des Bartes und Benässen des Ohres spricht der Gläubige, indem er den Bart mit der offenen Hand hält und die Fingerspitzen in die Ohren steckt: „Gott lasse mich zu denen gehören, welche horchen auf das, was gesagt ist, und gehorchen dem, was das Beste ist.“ Beim Waschen des Nackens murmelt der Fromme: „Gott laß frei meinen Nacken vom Feuer, halte mich fern von den Ketten, den Hals- und Fußfesseln.“ Dann wäscht der Gläubige seinen rechten Fuß mit den Worten: „Gott mache fest meinen Fuß auf der Siratbrücke*), wenn die Füße darauf gleiten.“ Beim Waschen des linken Fußes spricht er die Worte: „Gott laß meinen Wandel gebilligt und meine Sünde vergeben wer-

*) Eine Brücke, so scharf wie die Schneide des Schwertes, über den Feuerabgrund zum Paradies führend.

den, und meine Werke nimm an als eine Waare, die nicht verloren geht durch deine Gnade, o Gnädigster von denen, welche Gnade zeigen.“ Nach dieser Waschung folgt noch der allgemeine Preis Gottes: „Dein vollendeter Ruhm, o Gott, mit deinem Preise (d. h. bekenne ich). Ich bezeuge: es gibt keinen Gott, als du allein, du hast keine Genossen, ich flehe deine Vergebung an und kehre mich zu dir mit Reue;“ dann schließt er den heiligen Waschungsakt mit: „Ich bezeuge, daß es keinen Gott gibt, als ihn, ich bezeuge, Muhammed ist sein Diener und Gesandter.“ Den Beschluß des Ganzen bildet das einmalige oder öftere Hersagen des 97sten Sure, der Sure der vorherbestimmenden Macht: „Im Namen des erbarmenden Erbarmers, fürwahr wir sandten ihn herab (den Koran) in der Nacht der absoluten Allmacht. Was wird dir kund thun, was die Nacht der Allmacht? Die Nacht der Allmacht ist besser, denn tausend Monde. In ihr steigen herab die Engel und der Geist (Gabriel) mit der Erlaubniß des Herrn, in Betreff aller Dinge Heil ist sie bis zur Dämmerung der Morgenröthe.“

Nun drängt sich uns freilich die Frage auf, wie eine Religion, die so viel Wasser zu ihrem Dienst verbraucht, die Religion von Wüstenvölkern werden konnte, bei denen das Wasser so selten und so kostbar war. Muhammed wußte sich hier zu helfen, und setzte an die Stelle des hier so mangelnden Elementes das so überflüssige. Er verordnete bei Wassermangel anstatt der Waschung mit Wasser die Reibung mit Sand. Diese steht indessen bei weitem niedriger, als die Waschung mit Wasser, und ist so unangenehmer Art, daß ich sehr selten einen Beduinen dieselbe verrichten sah. Bisweilen fragte ich in der Wüste unseren orthodoxen Diener, ob denn die zur Zeit des Gebets sehr tobenden Beduinen auch Muslim seien, und er antwortete: „was, hier Islam? es gibt ja kein Wasser.“ Dennoch waren es gerade diese Wüstenkinder, die das Schwert des Islam so flammend machten.

Diese Rücksicht, welche Muhammed durch die Abreibung mit Sand auf die Wüstenvölker nahm, hat in der Geschichte des Islam manches Analoge. Als z. B. Muhammed im ersten Theil seiner prophetischen Laufbahn sehr auf den Uebertritt der Juden rechnete, entstand der große Uebelstand, daß den Juden Kameelfleisch verboten ist, welches eine Hauptnahrung der Wüstenvölker war. Da Muhammed somit durch das Verbot des Kameelfleisches diese Völker vom Islam faktisch ausgeschlossen hätte, so mußte er von der sonst beobachteten Form abgehen und gebrauchte sein Recht als späterer Prophet, etwas von dem früher Verbotenen als erlaubt zu setzen. Die hauptsächlichste Wirkung des Propheten Jesus bestand ja nach Muhammed darin, daß er Einiges, was den Juden verboten gewesen, als erlaubt setzte.

Doch wir kehren zu unserem Beter zurück. Der hat fein säuberlich seinen Mantel vor sich gebreitet, die Schuhe davor hingestellt und steht noch aufrecht da. Was ist der Inhalt seines Gebets? Nachdem er still vor sich hin bestimmt, wie oft er beten will, ruft er sein allah akbar, die Hände breit hinter die Ohren haltend. Die Hände über einander faltend, spricht er dann die erste Sure im Koran: „Im Namen Gottes, des sich erbarmenden Erbarmers! Preis Gott, dem Herrn der Geschöpfe, dem sich erbarmenden Erbarmer, dem Herrn des Gerichtstages, dir dienen wir, dich rufen wir an um Hülfe. Führe uns den richtigen Weg, den Wandel derer, die du begnadigt, nicht den derer, über die du zürnest, nicht den der Irrenden.“ Hierzu fügt der Gläubige noch einige Koranverse oder eine kleine von den letzten Suren, besonders solche, die sich auf die Allmacht Gottes beziehen, und beginnt dann sein Gebet mit dem Ausruf: „Gott (ist) sehr groß,“ darauf beugt er sich so, daß sein Körper einen rechten Winkel nach vorn bildet, und murmelt drei Mal: „Ich bezeuge die Herrlichkeit meines Herrn, des Gewaltigen,“ er fügt hinzu: „Gott hört den, der ihn preiset; unser Gott, gepriesen seiest du.“ Nun erhebt er wieder sein Haupt mit den Worten: „Gott sehr groß (allah akbar),“ fällt dann auf seine Knie, und mit den Worten: „Gott sehr groß,“ legt er sein Haupt auf den Boden vor dem Teppich. Wiederum zurückfallend auf seine Knie und Zehen, wiederholt er den Ausdruck: „Gott sehr groß,“ worauf er wiederum sein Haupt in den Staub legt. Hiermit hat der Muslim ein Reka' abgebetet und wiederholt das ganze Gebet so oft, als er sich vorgenommen. Nach je zwei Gebeten biegt der Muslim den linken Fuß so, daß sein Körper darauf ruht, und murmelt die Worte: „Preis Gott und Gebete und gute Werke. Heil dir, o Prophet und die Gnade Gottes, sowie sein Segen, Heil uns und allen Gläubigen.“ Den ersten Finger der rechten Hand erhebend, fügt er hinzu: „Ich

bezeuge, es gibt keinen Gott, als Gott, ich bezeuge, Muhammed ist sein Knecht, sein Apostel."

Dies Gebet ist ein Abdruck von der knechtischen Furcht des Muslim vor Gott. In dem ganzen Gebet ist nichts von kindlichem Vertrauen. Die knechtische Unterwürfigkeit des schwachen Menschen vor dem Allmächtigen zeigt sich in den Worten, Stellungen und Geberden des Betenden. Aber mit diesem äußerlichen Gebet hat der Knecht dem allmächtigen Herrn genügt. Gegen Ende des Gebetes noch auf seinen Knieen, beugt er das Haupt rechts und links, seinen Schutzengeln zu danken, murmelt dann vielleicht noch einige Koranverse.

Diese Gebete wiederholen sich bei den Frommen fünf Mal; vier Minuten nach Sonnenuntergang, bei vollkommener Finsterniß, bei Tagesanbruch, um Mittag, wenn die Sonne sich zu neigen beginnt. Der Stundenlauf der Tage, die Mühe und Arbeit derselben ist somit stets durch das Gebet unterbrochen. Wol scheint das erhaben und groß, doch ist dies Gebet mit seinem Ritus nur der Abdruck knechtischer Unterwürfigkeit. Der Muslim hat Furcht vor Gott, aber nicht kindliche Hingabe an den himmlischen Vater.

Der Freitag ist der heilige Tag der Woche; denn Adam ist an einem Freitage geschaffen, und an einem Freitage wird auch wieder das Ende der Gerichtstage sein, deshalb hat er den Ehrentitel jôm al dchum'a, Tag der Versammlung. Dennoch ist nicht der ganze Tag, sondern nur die Gebetstunde Gott geweiht. „Wenn man euch Gläubigen am Tage des Gebets zur Versammlung ruft, eilet zur öffentlichen Verehrung Gottes und legt die Handlungsgeschäfte bei Seite." Die große Verehrung für diesen Tag stimmt eigentlich nicht mit der früheren Anordnung des Propheten, der, so lange er auf den Beitritt der Juden hoffte, den Sabbath heilig hielt.

Eine halbe Stunde vor Mittag rufen die Mueddhin von den schlanken, erhabenen Minarets den Gläubigen zum Gebet mit dem Salam (Gruß) an den Propheten: „Segen und Friede dir, du von großer Würde, Apostel Gottes, Segen und Friede dir, zu dem die Wahrheit sprach: Ich bin Gott. Segen und Frieden dir, der du bist der erste von Gottes Geschöpfen und das Siegel der Propheten. Von mir ist Frieden erbeten für dich, deine Familie und deine Genossen."

Nun wallen die Gläubigen zum Gebet in weiß gewaschenen Gewändern, der Scheich im lang hinwallenden Kleide, der Effendi mit feiner Tracht, der gewöhnliche Mann im reinen Leinen, der Arme in seinem blauen Hemd. Die feierliche äußere Haltung und der ernste, ruhige Blick verbergen den Stolz und das Feuer des Hasses, das so vielfach den einen gegen den anderen, das alle gegen anders Denkende entflammt.

Das Haus der Versammlung, Dschami' oder Mesdschid, woraus durch Wortverdrehung „Moschee" entstanden, ist meist ein weites Gebäude, einige derselben umfassen einen Raum von 3—400 Quadratfuß. Meist sind die Mauern von Stein gebildet und roth und weiß gestreift.

Gewöhnlich besteht eine Moschee aus Säulenhallen und einem mittleren Raum, der nicht überdacht ist, und in dessen Mitte sich ein Bassin befindet, an dem sich die Gläubigen waschen, um nicht beschmutzt dem Dienste sich zu nahen. Gen SO. sind die Säulenhallen am weitesten; denn hier ist die Wand, welche gen Mecca zu liegt. In der Mitte dieser Wand ist die Nische „Michrub", welche die Richtung nach Mecca hin angibt und welche den Gläubigen als Richtung für ihr Gebet „Kiblah" gilt. Zur Rechten von dieser Nische ist eine Art Kanzel, zu der eine Treppe hinaufführt, „Minbar", und in der vorderen Seite der Säulenhalle, der Richtungsnische gegenüber, steht, von vier kleinen Säulen getragen, ein viereckiger Söller, zu dessen zwei Seiten zwei Lesestühle, mit Lesepulten versehen, stehen, um den Koran zu tragen. Das sonstige Innere der Moscheen ist sehr einfach, die Mauern sind meist nur geweißt, hier und da zieren den unteren Theil der Mauern einige Linien verschiedenfarbiger Steinplatten, und manche Stuckaturarbeiten mit Sprüchen aus dem Koran sind die einzigen Insignien von der Heiligkeit des Ortes.

Es ist dem Muslim nicht gestattet, irgend ein Bild des Lebens in den Moscheen zu haben. Mit furchtbaren Strafen droht der Islam dagegen. Der Maler pfuscht nach den Muhammedanern dem Schöpfer in's Handwerk. Gott wird zu ihm sagen, er solle das Gezeichnete oder Gemalte beleben, und kann er das nicht, so trifft ihn ewige Verdammung. Wenn daher der Islam christliche Kirchen in Besitz für seinen Dienst genommen, wie z. B. die Sophia in Constantinopel, so hat man die heiligen Bilder entweder zerstört oder mit Koransprüchen überhängt. Auf dem Boden der Mo-

schee liegen Matten, auf denen die Gläubigen niederknien, der Reiche neben den Armen, ohne allen Unterschied. Frauen kommen (in Cairo) nicht in die Moscheen, wiewol im Koran es ihnen nicht gerade verboten ist. Sie müssen dann hinter einem ganz dicht verbarrikadirten Breterverschlag ihre Schönheit verbergen. Auch beten die Frauen meist gar nicht zu Hause; wozu auch? die armen Wesen haben ja dabei gar wenig zu gewinnen, da sie vom Paradiese ausgeschlossen sind.

Die, welche Gott am Freitag dienen wollen, treten durch das Thor, welches der geweihten, nach Mecca zugekehrten Wand gegenüber steht, ein. Beim Thor nimmt der Gläubige seine Oberschuhe vom Fuß, oder hat er nur ein Paar Schuhe an, nimmt er diese fort und tritt barfuß mit dem rechten Fuß über die Schwelle. Er trägt die Schuhe, Sohle an Sohle, bis zu dem Platz, wo er zu beten gedenkt, und setzt dieselben oberhalb des Platzes, wo er niederkniet. Auch von Pistolen und Schwert, den Waffen des Krieges, entkleidet er sich am Betort und legt sie zu seinen Schuhen. Nun beginnt er, zwei Mal seine Gebete her zu murmeln, er betet zwei Reka' und bleibt dann auf seinen untergeschlagenen Knien sitzen. Hierauf beginnt der eine Koranleser vom Lesepult herab den Beginn der achtzehnten Sure, die nach der Höhle der Siebenschläfer benannt ist, und fährt damit fort, bis der Mueddhin vom Minaret den Ruf adhan zum Mittaggebet verkündet. Dann setzt sich die ganze Schaar auf ihre Knie und Füße, bis der Ruf vorüber ist, worauf sie aufstehen und zwei Mal die gewöhnlichen Gebete beten. Ein Moscheediener, Murakki', d. i. der die Gebetsbeugungen Veranlassende, öffnet die Thüren zu den Treppen der Kanzel, und nimmt ein hinter ihnen liegendes gerades, hölzernes Schwert. Mit der rechten Seite zur Kiblah gewandt, läßt er die Spitze des Schwertes, das er in der rechten Hand hält, auf dem Grunde ruhen und spricht: „Fürwahr, Gott begünstigt und seine Engel segnen den Propheten. O ihr, die ihr glaubt, segnet und begrüßet ihn." Dann singt einer oder mehrere der sogenannten Muballig (Ueberbringer) von dem vor der Kanzel stehenden Söller folgende Worte aus der Ueberlieferung: „Gott beschütze und bewahre den Ehrbarsten der Araber und Fremden, den Imam von Mecca und Medina und den Tempeln, dem selbst die Spinne gütig war und ihr Netz vor der Höhle wob, den die Eidechse grüßte, vor dem der Mond gespalten war, unsern Herrn Muhammed, sein Haus und seine Genossen." Bevor der Mittagsruf des Mueddhin vollendet ist, besteigt der Katib oder Imam der Moschee, nachdem er das hölzerne Schwert von dem Murakki genommen, die Kanzel und setzt sich oben orientalisch nieder. Mit zwei großen Fahnen, die das Bekenntniß oder die Namen Gottes enthalten, ist die Kanzel geschmückt, und zwischen ihnen erhebt sich der Prediger, nachdem der Murakki noch einmal nach dem Gebetruf von dem vorderen Söller herab folgende Ueberlieferung vom Propheten hergesungen: „Der Prophet, dem Segen und Frieden sei: „ „Sprachst du, während der Imam am Freitag predigte, zu deinen Gefährten „Schweig, so redetest du übereilt." " Seid still, so werdet ihr belohnt." Nun folgen meist zwei Ermahnungen, welche der Katib von der Kanzel vorträgt, das hölzerne Schwert mit der Spitze auf den Boden gestützt. Die Ermahnungsreden, welche man vom Imam in dieser martialischen Stellung herabhört, sind eigentlich gar nicht so übel, als man erwartet. Es sind die schrecklichen Drohungen von dem Zorn und den Strafen Gottes auf der einen Seite, und das Vorspiegeln von der leicht zu erreichenden Seligkeit auf der andern, die Factoren, mit denen man das menschliche Herz durch Aengste und Lockungen zu fesseln und zu fangen sucht. Die gereimte Prosa, die in halbsingenden Tönen und mit besonderer Hervorhebung der Assonanzen vorgetragen wird, und der oft so große, poetische, feurige Schwung der Rede, die Schönheit drr Sprache, die große Stille, die allgemeine Unterwürfigkeit unter Gottes Allmacht, welche sich in der ganzen Haltung der Versammlung ausspricht, läßt auch uns bisweilen staunen; wenn auch bald darauf die erhabene Wärme unseres Glaubens, der in den Gedanken von Gottes ewiger Liebe und des Menschen Kindschaft zu seinem himmlischen Vater wurzelt, belebend in unser Herz einzieht. [45.]

---

5. Die Derwische.

Das Wort Derwisch kommt von dem persischen „Dervis", was „arm" bedeutet. Die Derwische sind moslemitische Bettelmönche, welche meistens sehr gefährliche Räuber wären, stünden sie nicht unter der Gewalt eines Oberhauptes, der eine unbeschränkte Gewalt über sie hat und ausübt. Ihre Hauptbeschäftigung ist das Predigen, sie geloben Armuth und Keuschheit und leben von Almosen, aber viele beobachten diese weisen Vorschriften nicht und ergeben sich dem Gebrauch des Opiums, der gebrannten Wasser und allen Arten von Ausschweifungen. Die, welche ein regelmäßiges Leben führen, sind ermächtigt, fromme Uebungen an einsamen Orten vorzunehmen, wo sie von Almosen der Reisenden und der benachbarten Dörfer leben. Manche bleiben Monate lang in einer lästigen Stellung, ohne eine einzige Bewegung zu machen, und dies genügt ihnen, sich im Lande einen großen Ruf von Heiligkeit zu verschaffen. Sie besitzen immer einige den Kranken, den Familien, namentlich aber den Frauen nützliche Geheimnisse; alle Donnerstage fasten sie vollständig, um zahlreichere Almosen zu erlangen. Manche dieser Eremiten führen auf Straßen und öffentlichen Plätzen allerlei Kunststücke auf, und gelten deshalb für Zauberer.

Man unterscheidet zwei Arten von Derwischen, Heuler und Dreher, welche man beide in allen moslemitischen Ländern findet, wo Fürsten und Großwürdenträger die unglückliche Gewohnheit behalten haben, einige dieser schlauen, habgierigen Leute in ihrer Umgebung zu halten. Namentlich trifft man sie in der Türkei und in Persien; sie besuchen die Städte und das Land, die Märkte und Messen, um Pinsel, die auf sie hören, auszubeuten; meistens haben sie auch geheime Aufträge, die von ehrlichen Leuten nicht übernommen werden; sie beobachten Alles, und forschen allenthalben die Geheimnisse aus, um die Großen, deren Beutel ihnen offen steht, zu unterrichten, oder manchmal auch falsch zu berichten.

Die Pilgerfahrt nach Mecca zieht immer viele dieser Derwische an, die unter ihren Lumpen und der Maske der größten Armuth oft große Reichthümer verbergen, die sie um schimpfliche Dienste erworben haben. Sie halten sich im Innern der Moscheen, der Paläste und Häuser der Großen, sowie an allen öffentlichen Orten auf. Durch das auf Aberglauben gegründete Ansehen, das sie genießen, wissen sie sich allenthalben Eingang zu verschaffen, manchmal selbst in's Heiligthum eines Harems, um hier Intriguen anzuspinnen. Das Hauptkloster dieser Mönche ist zu Koniah in Kleinasien, von wo sie sich nach allen Richtungen verbreiten. Sie tragen auf dem Kopfe eine spitzige, mit kabbalistischen Zeichen bedeckte Mütze, und führen einen Zauberstab; an ihrem linken Arme hängt eine Calebasse, die ihnen als Schüssel dient, um zur Stunde des Essens die ihnen vor den Häusern geschenkten Lebensmittel zu sammeln; an ihrem Gürtel hängen stets zahlreiche große Rosenkränze, eine Menge Amuletten, eine kleine Kokosnuß zum Kaffeetrinken, ein Feuerzeug und ein Sack mit Tabak, auch sieht man gewöhnlich einen großen Dolch blinken; ein langer Rock, ein Bettelsack und ein Schaf- oder Tigerfell vollenden ihre Ausrüstung. So ziehen sie von einem Ort zum andern und geben vor, vermittelst geheimnißvoller Worte und Zeichen die Menschen gegen Schlangengift, Scorpiongift und anderes Unheil zu schützen.

Die Oberhäupter der Derwische machen Rundreisen und halten bei Großen und Reichen an, die ihnen stets Gastfreundschaft gewähren; sie bleiben gewöhnlich, bis man Lust zeigt, sich ihrer zu entledigen, dann aber muß man gewissermaßen eine Schadloshaltung zahlen, um sie zur Abreise zu bewegen. Dies ist eine geheiligte Sitte, wovon sie mit der größten Frechheit Gebrauch machen. Fordern sie zu Viel, und macht ihr Gastwirth Schwierigkeiten, so richten sie sich an der Hausthüre ein, bleiben Monate, ja wenn es nöthig ist, Jahre, und verlassen den Ort nicht, bis sie völlig bezahlt sind. Während meines Aufenthaltes zu Mecca verlangte einer dieser Derwische 100 spanische Piaster von einem reichen aus Griechenland stammenden Kaufmann aus Dschidda. Dieser weigerte sich, der Derwisch blieb zwei Jahre an seiner Thür und erhielt endlich doch seine hundert

Piaster. Man könnte zahlreiche Beispiele dieser Art anführen.

Die gewöhnlichen Derwische lassen sich nach dem Beispiele ihrer Oberen in Karawanserais, Kaffeehäusern und Kaufbuden nieder, bei Fleischern und Bäckern; überall verzehren sie, zahlen niemals, und fordern immer das gebräuchliche Almosen. Vermittelst dieses Privilegiums durchwandern sie ohne Kosten alle moslemitischen Länder, und kommen dann mit Gold und Silber wohl versehen in ihr Land zurück.

[7.]

6. Türkische Frauen.

Auf der asiatischen Seite des Bosporus hat sich da, wo ein Flüßchen mündet, eine weite, etwas gewellte Wiese gebildet, worauf die prachtvollsten Platanen, Ulmen und Eichen verstreut sind. Das sind die „himmlischen Wasser", die Lieblingspromenade der türkischen Damen. Da sitzen sie auf Teppichen, die am Boden ausgebreitet werden, in Gesellschaft beisammen, und unterhalten sich wie sie können, mit Zuckerwerkessen, Plaudern, auch Tabakrauchen, jedoch immer unter sich, und bis auf Augen und Nasenwurzel verschleiert. Männer sind auch da, allein in geringer Zahl, die ebenfalls rauchend beisammen sitzen und sich nicht um die Frauen zu kümmern scheinen. Indessen sieht man denn doch beide Geschlechter an öffentlichen Orten, so daß die Frauen nicht vollkommen von fremden Männern abgeschnitten sind. Diese Gruppen unter den Bäumen nehmen sich recht eigenthümlich aus, besonders sollt' ich meinen im Bilde. In der Wirklichkeit, in der schönen freien Natur sind sie etwas leblos und plump, denn ich finde das ewige Kauern auf der Erde höchst ungraziös, ich möchte sagen monströs, weil man die menschliche Gestalt immer nur zur Hälfte sieht. Aber wohl den Frauen, wenn man sie nur sitzend erblickt; welch ein Gang, welch krumme Beine, welche einwärts gekehrte Füße! Nicht einen Tanzmeister, nur einen Exerciermeister möcht' ich ihnen gönnen, damit sie nicht so gräßlich einherwatschelten. Es ist schon besser, daß sie sich lagern! dann werden die Ochsen aus dem Wagen gespannt, damit auch die sich auf der Wiese lagern mögen. Ein wenig Mundvorrath wird ausgepackt und auf dem Teppich ausgebreitet; und so vegetirt man da draußen den halben Tag. Ungeheuer bunt aufgeputzte Kinder sind denn doch ein Bischen beweglicher, als ihre Mama's, und Verkäufer von Naschwerk, von frischem Wasser, von Obst bieten schreiend ihre Waaren feil und wandeln zwischen den Sitzenden umher. Lustig sehen die Wagen aus, die man mit Ochsen bespannt und Arraba nennt. Mit allen Farben des Regenbogens sind sie bemalt; goldgelb und feuerroth herrschen vor. Man steigt von hinten vermittelst einer kleinen bunten Leiter hinein, und sitzt seitwärts auf Matratzen darin zu acht bis zehn Frauenzimmern. Zwei weißgelbgraue Ochsen mit Spiegeln und Flitterwerk vor der Stirn ziehen diese schwerfällige Maschine langsamen Schrittes, indem sie unter einer Art von portativem Triumphbogen gehen, der zu ihrer Anspannung gehört und der mit zahlreichen feuerfarbenen Quasten geschmückt ist. Ein Diener mit einem Stecken geht nebenher und lenkt sie. Häufig begleitet ein anderer zu Pferde den Wagen. Auch Frauen aus dem Harem des Sultans kommen nach Göcksu in einer Arraba.

Es ist hier am Orte, eine Vorstellung von den socialen Verhältnissen der orientalischen Frauen zu geben. Der Regel nach ist die Stellung der Frau zum Manne im Orient nicht viel besser, als die Stellung zu ihrem Herrn. Der Mann kauft sie um einen bestimmten Preis, und hat das Recht, sich ihrer zu jeder Zeit wieder zu entledigen, ohne daß sie auch nur das Recht hätte, ihre Kinder mitzunehmen.

Gesellschaftliche Vergnügungen in unserem Sinne kennt man im Orient nicht. Theater, Oper, Concerte, öffentliche Spaziergänge, Bälle, Abendunterhaltungen, Vergnügungsreisen und dergleichen Zerstreuungen und Annehmlichkeiten sind den Frauen hier etwas Unbekanntes, wie eine anmuthige und gemüthliche Häuslichkeit. Der einzige Ort ihrer geselligen Zusammenkunft ist das Bad. Hier bringen sie denn auch den größten Theil des Tages zu, und hier sucht es Jede der Andern in Zungenbeweglichkeit, Putz und Flitter-

staat zuvorzuthun, da ihnen sonst, außer dem Harem, keine Gelegenheit geboten wird, ihre Reize und Schmucksachen zu entfalten und ihrer Zunge den Zügel schießen zu lassen. Da liegen sie denn auf weichen Teppichen ausgestreckt Stunden lang, aus kleinen Schälchen schwarzen Kaffee schlürfend und ihren Tschibuk oder Kalljan rauchend. Die Kostbarkeit dieses Tschibuks, sowie die Pracht ihrer Gewänder und sonstigen Zierrathe, und endlich die Zahl ihrer Sklavinnen, bilden den Maßstab, wonach sie ihre Stellung untereinander bemessen, sich gegenseitig anziehen und abstoßen, befreunden und befeinden, loben und schmähen, bewundern und beneiden. Dieses bezieht sich natürlich nur auf solche Frauen, deren Männer in einer gewissen Wohlhabenheit leben. Von den ganz armen Frauen, welche weder Sklavinnen noch Dienerinnen halten können und alle Hausarbeit selbst thun müssen, läßt sich im Vergleich mit den armen Frauen bei uns zu Lande, außer den durch das Klima bedingten Verschiedenheiten, nichts sonderlich Abweichendes melden. Das Loos der Armuth sieht sich überall so ziemlich gleich. — Man wird es bei dieser Abgeschlossenheit begreiflich finden, daß die Hareme des Morgenlandes wahre Spinngewebe von Intriguen, Ränken und Unsittlichkeiten sind. Denn weil hier die Erziehung des weiblichen Geschlechts auf nichts weniger hinausläuft, als den Geist zu bilden und das Herz zu veredeln, und weil die Mädchen von Jugend auf nur wüste und verwildernde Beispiele sehen, so gewöhnen sie sich schon früh daran, alles Lebensglück nur in einem rohen Sinnentaumel oder in gleißenden Aeußerlichkeiten zu suchen. Ich wiederhole es: der Regel nach ist die Stellung der Frauen (nach unseren Begriffen von Frauenwürde) eine unfreie und unsittliche; und weil bei der Vielweiberei ein veredelnder Einfluß auf die Kinder nicht gedacht werden kann, so sind die Hareme als die Quellen aller Uebel zu betrachten, welche die muhammedanischen Völker seit Jahrhunderten heimsuchen und sie ihrem sicheren Untergange entgegenführen. Es gibt Ausnahmen davon, wie z. B. die lebensfrischen Stämme des Kaukasus, die eigentlich nur dem Stamm nach Muhammedaner sind und mit der Vielweiberei so wenig zu thun haben, wie mit anderen Auswüchsen entarteter Leidenschaft, welchen in Persien und der Türkei jährlich viele Tausende von Menschen zum Opfer fallen.

[77.]

7. Orientalische Bäder.

Das Bad ist den Orientalen nicht nur Bedürfniß, sondern auch Gegenstand des Luxus, der dem armen wie dem reichen Manne viel Geld kostet. Während der Erstere in armseligen und schmutzigen Wohnungen fast sein ganzes Leben hindurch zubringt, verlangt er doch von einem Bade eine gewisse Sauberkeit und Nettigkeit. Er gibt gern eine Kleinigkeit mehr, um desto süßer in dem Genusse zu schwelgen.

In einem Vorzimmer entkleidet man sich unter Beihilfe des Badedieners und tritt dann in das eigentliche Bad. Hölzerne Pantoffeln stehen bereit, damit der, dem der Fußboden zu heiß sein sollte, selbige anziehen kann. Die Heizung befindet sich nämlich in der Regel dicht unter dem Badesaale. Ein in Folge des dichten, beständig aufsteigenden Wasserdunstes blos matt erscheinendes Licht erleuchtet den runden, meist gewölbten Raum nur spärlich. Dazu kommt, daß fortwährend Wasser auf die warmen und zum Theil heißen Steinplatten gegossen wird, und demnach ein ungeheurer Dunst aufsteigt. Das Badebassin befindet sich in größeren Zimmern in der Mitte, in kleineren an der Seite. Dahin steigt man nun alsbald hinab, und bleibt darin, so lange es beliebt. In der Regel ist aber der Aufenthalt hier nur kurz, und man geht zum zweiten Theile des Badevergnügens über.

An einer Seite des Badezimmers, oder auch mehr in der Mitte, befindet sich nämlich eine Art Pritsche, auf die man sich der Länge nach hinlegt. Es kommt ein Badediener und springt mehr, als er geht, auf die Armgelenke des Badenden, der zu diesem Zwecke seine Arme gerade ausgestreckt hat. Mit dem Fuße streicht er einige Mal bald von den Schultern herab nach dem Gelenke, bald von diesem nach der Hand, und verlangt dann, daß man sich umkehre, d. h. auf den Bauch lege. Damit

geht eigentlich erst die Arbeit des Dieners und das Ausrenken an.

Immer mehr springend als gehend steht der Badediener bald auf den Schultern und gleitet vor Allem längs der Wirbelsäule so heftig herab, daß ein Jeder, der sich zum ersten Male einer solchen Procedur unterwirft, glauben möchte, er sollte zusammengetreten werden. Und doch geschieht in Wahrheit nicht das geringste Weh. Von da geht das Ausrenken und Ausgleiten an die Beine, wo wiederum die Kniekehlen die Ausgangspunkte sind. So wird ein Glied nach dem andern gerenkt, bis alle der Reihe nach daran gewesen sind. Der Neuling ist zuletzt ganz verwundert, wenn er sich überzeugt hat, daß weder eine Rippe gebrochen, noch ein Glied aus seinem Gelenke getrieben ist.

Der Badediener hat aber damit noch nicht genug gethan. Er bittet den Badenden, sich zu setzen, damit ihm im eigentlichsten Sinne des Wortes der Kopf gewaschen werde. Zuerst ergreift er ein Gefäß, angefüllt mit Seifenschaum, und reibt diesen auf eine keineswegs zarte Weise auf dem Kopfe ein. Ist dieses geschehen, so holt er einen Eimer warmen Wassers, und gießt dieses, ohne weiter zu fragen, über den Badenden. Ein zweiter folgt und das Ueberschütten geht so lange fort, bis aller Seifenschaum wiederum abgelaufen und der Kopf von allem Schmutze gereinigt ist.

Damit ist man endlich fertig und glaubt in der That nicht mehr der Alte zu sein. Man fühlt sich auf einmal, als hätte man Flügel und könnte davonfliegen. Ein ganz eigenthümliches Wohlbehagen ergreift den ganzen Menschen und hält kürzere oder längere Zeit an.

Ein anderer Genuß, der besonders dem Asiaten werth ist, beginnt, wenn man in das Ankleidezimmer zurückgekommen ist. Eine Art Divan ladet den ein, der sich an dergleichen Freuden gewöhnt hat, und natürlicher Weise diese Kosten bezahlen kann. Mit Hilfe des Badedieners ist man bald so weit angezogen, um an der bestimmten Stelle Platz nehmen zu können. Der Eingeborene setzt sich mit übereinandergeschlagenen Beinen, während der Europäer es sich so bequem macht, als es eben geht. Zuerst wird die lange türkische Pfeife brennend gereicht. Ruhig thut man einige Züge, und vertauscht sie dann mit dem Scherbet und verschiedenen Süßigkeiten, die nun an die Reihe kommen. Aber selbst damit sind für einen Orientalen noch keineswegs die darzubietenden Freuden zu Ende, denn dieser hat noch allerhand Gelüste, oder glaubt wenigstens jetzt mehr als zu irgend einer andern Zeit dazu aufgelegt zu sein. Der Armenier und Georgier liebt vor Allem Gesang und Musik. Es erscheinen demnach Bänkelsänger, die Helden- oder Liebeslieder mehr trillern als singen. Dazu wird der Dudelsack gespielt oder irgend ein einheimisches Instrument. Während Jedermann bereit ist, Herz und Sinn des Herrn zu erfreuen, hat dieser wieder die Pfeife und bläst die Rauchwolken ruhig dahin. So sitzt der Orientale mehrere Stunden auf seinem Divan, oft ohne ein Wort zu sprechen. Endlich geht er befriedigt und in der Regel auch mit leerem Beutel von dannen. [111.]

8. Tschibuk und Kaffee.

Die Pfeife ist das Alpha und Omega orientalischer Etikette. Türken jeden Standes verwenden auf Pfeifen bedeutende Summen, und halten eben so viel auf eine gewählte Sammlung derselben, wie wir auf Bilder oder Tafelservice. Bernstein-Mundstücke kosten 35—200 Thaler, da sie häufig mit Juwelen an den Ringen der einzelnen Absätze besetzt sind. Diese werden indeß mehr von Frauen als von Männern gebraucht. Letztere ziehen einfache Ringe von Korallen, Porphyr, Email oder Achat vor, auf die Reinheit des Bernsteins aber achten sie sehr. Meist führen ihn jüdische Handelsleute in großen Quantitäten von der Ostsee ein, und verkaufen ihn nach Maßgabe seiner Schönheit. Das bloße Gelb ohne Adern oder Flecken wird am höchsten geschätzt. Mittelgroße Mundstücke der ersten Gattung kosten gegen 2000 Piaster. Größere von dunklerer Farbe, wenn sie Streifen haben, erhält man für 500 Piaster, kleinere für 250—300; kleine von blasser Farbe findet man nie unter 450 Piastern. Zu den Mundstücken verwendet man auch anderes Ma-

terial, Marmor, Elfenbein, Flußpferdezahn u. s. w.

Die Wahl des langen Kirschholzrohres ist ein wichtiger Punkt, die geschätztesten sind 4—6' Fuß lang und $^3/_4$—1 Zoll im Durchmesser. Sie sind aus einem Stück, von gleichem Umfang, glatt und ohne Knoten. In großen Häusern, wo man viele Besuche empfängt, ist ein Vorrath von 15—20 Pfeifen erforderlich, namentlich während des Bairam, wenn beinahe Jeder offenes Haus hält. In allen diesen Dingen wird die strengste Etikette beobachtet.

Das Anerbieten einer Pfeife an Leute geringeren Ranges ist ein Beweis von Herablassung, bei Gleichstehenden Beweis schuldiger Achtung, der Ehrerbietung bei Vornehmeren. Bei Erstgenannten wird auch bisweilen blos Kaffee ohne Pfeifen herumgereicht. Im zweiten Falle aber sind sowol Kaffee wie Pfeifen erforderlich; im dritten endlich pflegt man noch Scherbet und Eingemachtes, bisweilen auch Parfüms hinzuzufügen. Tritt ein Mann unteren Ranges, der aber doch eine Pfeife verdient, ein, so steht der den Besuch Empfangende auf oder bleibt sitzen, je nach Umständen, und der Gast setzt sich nieder. Ein Zeichen genügt, den neben dem Thürvorhang wartenden Dienern anzuzeigen, daß Pfeifen gereicht werden sollen. Der Tschibukdschi und die höheren Dienstleute treten ein mit zwei angezündeten Pfeifen und Messing-Untersätzen, die eine Pfeife wird dem Wirth dargereicht, die andere dem Gast, worauf jener zu rauchen beginnt und dieser dem Beispiele folgt. Gleich darauf erscheint der Khawadschi mit zwei oder mehren Schalen Kaffee auf einer mit einem kreisförmigen gestickten Tuchlappen bedeckten Präsentirschüssel. Dies Tuch nimmt er beim Eintreten ab und wirft es über seine linke Schulter. Andere Diener nähern sich und jeder nimmt eine Schale, indem die erste dem Hausherrn gereicht wird, dem Besucher die andere. Sind sie geleert, so nähern sich die Diener von Neuem, strecken die Linke, die innere Seite nach oben gekehrt, aus, die Schale darauf zu empfangen, legen die Rechte auf die Schale und tragen sie so dem Khawadschi zu, der sich sogleich wieder entfernt. Gleich ehrfurchtsvoll ist die Art, wie die Schale dargeboten wird; der Diener legt an den untern Theil der Schale Daumen und Zeigefinger der Rechten, legt die Linke zum Zeichen der Hochachtung auf den Magen und reicht so die Schale ohne Präsentirteller hin. Besuchen Personen gleichen Ranges einander, so geschieht Alles zu gleicher Zeit; Vornehmeren gegenüber wird diesen der Vorrang eingeräumt. Die Türken beobachten diese Regeln mit der größten Strenge und betrachten sie auch als unerläßlich, wenn fremde Gesandte dem Sultan oder den Staatsministern ceremonielle Besuche abstatten.

Der Tabaksverbrauch in großen Häusern übersteigt 3—4 Pfund täglich mit Einschluß der geringeren, den Dienstleuten bestimmten Quantitäten. So allgemein ist die Sitte des Rauchens wie des Anbietens der Pfeife verbreitet, daß der geringste Bettler es als einen Mangel an Gastfreundschaft betrachten würde, böte er nicht einem Bettler seines eigenen „Sitzes" eine Pfeife an — ich sage „Sitzes" statt Standes, weil die türkischen Bettler (deren Zahl übrigens gering) ihre Beine selten zu etwas Anderem gebrauchen, als um sich zum nächsten Kaffeehaus zu schleppen, wo sie sich geschwinde niederlassen und für ein Paras Kaffee und Nargilla erhalten. Jene Sitte, die zuerst unter der Regierung Sultan Achmed's I. zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts eingeführt ward, ist jetzt in's Uebermaß ausgeartet. Fünfzehn und mehr Pfeifen des Tages ist nichts Ungewöhnliches, aber die Reichen rauchen nur den oberen Theil der Pfeife. Die Pfeife kann als die Nahrung des Volks betrachtet werden. Der Türke greift zuerst zu ihr am Morgen, legt sie Abends zuletzt aus der Hand. Ist ein langer Ramazan-Sommertag vorüber, so ist die zwischen Morgendämmerung und Sonnenuntergang verbotene Pfeife die unmittelbare Labung, dann ein Schluck Wasser, und dann vor aller andern Nahrung ein Bissen Brod. So wird genug gethan den Worten des großen Propheten: „Verehret Brod als eine gesegnete Gabe, als das Symbol himmlischen und irdischen Ueberflusses." Verschiedene Sultane enthielten sich des Rauchens, wenigstens öffentlich.

[241.]

9. Charakter der Türken.

Der Stolz der türkischen Nation ist die Religion, da der Koran selbe als die einzig wahre, als die allein seligmachende darstellt; sie hält fanatisch an den von Mohammed überlieferten Glaubenslehren, welche die Handlungsweisen für alle Tage des Lebens vorschreibt. Auferzogen in der Verachtung aller Jener, die einer anderen Richtung folgen, ist der einzeln stehende Muselmann, so lange er dem Kreise der Seinen nicht entrückt wurde, und keine Gelegenheit hatte, mit vorurtheilsfreiem Auge eine Einsicht in die allgemeinen Lebensverhältnisse des Menschen zu gewinnen, gewiß zu entschuldigen; sagt ihm doch der Koran: „Suche nicht die Freundschaft der Ungläubigen, du wirst sonst ihnen gleichen; meide sie, sie könnten dich verwirren; setze Grenzen deiner Neugierde, sie wird Ursache von Untreue.“ An einer anderen Stelle: „Verachte die Juden ob ihres Wuchers; der Muselmann bedarf keines Freundes oder Schützers unter den Ungläubigen, wenn einer derselben stirbt, bete nicht für ihn, halte an seinem Grabe nicht an, da er sich weigerte, an Gott und an seinen Propheten zu glauben; ihrer wartet die Hölle.“

Dem Türken können Herzensgüte und Wohlwollen nicht abgesprochen werden; er ist vorsichtig in der Aeußerung derselben, er prüft lange und urtheilt spät; ist er jedoch von der Rechtlichkeit und Biederkeit der Person überzeugt, so ist er einer Anhänglichkeit und Dankbarkeit fähig, die alle Achtung verdient. Findet er sich später enttäuscht, so weiß er auch sehr seine Gesinnungen zu verbergen; er vermag den Schmerz über ein ihm angethanes Unrecht, über die Verletzung des ihm schuldigen Respektes oder seines Ehrgeizes lange unter der Maske der größten Freundlichkeit zu verdecken, bis ihm Zeit und Gelegenheit günstig scheinen, dem langgehegten Grolle freien Lauf zu lassen. In den Spitälern erfordert seine große Verstellungskunst Umsicht von Seite des Arztes.

Der Türke ist mitleidig für seine Glaubensgenossen; selbst der wenig Bemittelte wird keinen Armen ohne Unterstützung von sich weisen. Thiere zu martern ist er unfähig, es befiehlt ihm schon der Koran: Bienen, Ameisen, Krähen, Schwalben und Frösche zu schonen; hingegen Raben, Schlangen, Skorpione, wüthende Hunde und wilde Esel zu tödten. Er wird das auf sich gefundene Ungeziefer lieber wegwerfen, als vernichten; er ist gastfreundlich, wird jeden Fremdling willig beherbergen, und ihn mit Aufmerksamkeiten überhäufen, wodurch allein die Reisen im Innern des Landes, wo Gasthöfe nicht bestehen, möglich gemacht sind. Im gewöhnlichen Leben einsilbig und ernst blickend, belebt er sich in der Conversation leicht, wird fröhlich und durch seinen Mutterwitz sehr unterhaltend.

Die Masse der Nation ist von Vorurtheilen der seltensten Art befangen. Sie glaubt an Geister, Hexen, an das Erscheinen der Verstorbenen; sieht in einem Irrlichte die Anzeige eines vergrabenen Schatzes u. s. w., besitzt eine Leichtgläubigkeit, eine Empfänglichkeit für Alles, was fremd, außerordentlich, mystisch und wunderbar klingt.

Die Sorgenlosigkeit — dieser Hauptzug der türkischen Nation — mag ihren Hauptgrund in dem glücklichen Klima und den reichen Ernten haben, die selbst der mäßigen Bearbeitung der Felder folgen; sie haßt die Bewegung und anstrengende Arbeiten, ein Charakter, der schon bei den Knaben deutlich sichtbar ist; nur wenige finden am Schlitten, am Laufen, gymnastischen Uebungen u. s. w. Gefallen. Die Wanderlust ist ihm ob der glücklichen Beschaffenheit seines Bodens fremd; er ist auch nicht modesüchtig; die Aeltern tragen außer ihrer mit einem wollenen Tuche umwundenen rothen Mütze, Hemden und Gattien (aus halb Seide, halb Wolle), eine sehr weite, tuchene Hose, ein Gilet, eine mit Baumwolle gefütterte Jacke, einen Leibgürtel und einen Ueberwurfmantel aus Tuch oder Pelz; die Füße bekleiden wollene Socken, die der gemeine Mann im Frühjahre ablegt; rothe oder schwarze, sehr bequeme Fußbedeckung mit Ueberschuhen bilden den Rest des Anzuges. Der Muselmann (orthodoxer Art) wird nie einen Regen- oder Sonnenschirm tragen, da es ihm sündhaft scheint, den Segen Gottes von sich abzulenken; er schützt sich nur

durch eine Kapuze vor dem Regen, durch ein Tuch oder die Seidenquaste seiner Mütze vor der Sonne. Er zieht Kleiderbürsten vegetabilischen Ursprunges den gewöhnlichen vor, da ihm der Koran die Berührung alles Dessen, was vom Schweine entnommen ist, verbietet; unter den Bemittelten sind Kameelhaarbürsten in Gebrauch. Erst in jüngster Zeit wagte man es, gegen die herkömmliche Sitte Porträte anfertigen zu lassen; sie sind — wie Statuen — vom Koran untersagt; nur am Vordertheile türkischer Schiffe findet man hin und wieder Löwen oder Adler.

Ob seines festen und unerschütterten Glaubens an ein Fatum fügt sich der Muselmann in alle Lagen des Lebens mit einer Ruhe und einem Gleichmuthe, die eben so überraschend sind, als sie andererseits jeden kräftigen Widerstand gegen einstürmendes Mißgeschick verhindern. Die Worte: „Gott ist groß! er gab es auch, er nahm es auch!" beruhigen vollkommen. [172.]

10. Das alte Serail zu Adrianopel.

Unser erster Ausflug war nach dem alten Serail gerichtet, das in seiner verfallenen Herrlichkeit, öde und einsam zwischen den dunklen Bäumen, mich schon lange geheimnißvoll angelockt hatte. Wir gelangten über eine große, gepflasterte Esplanade zum äußersten Thor, vor dem man uns zwei runde große Steine zeigte, auf welche die Köpfe der Hingerichteten gesteckt wurden. Rechts und links lagen in Schuppen alte Kanonen auf ihren Lafetten. Durch dieses Thor traten wir in den ersten Hof, der ziemlich groß ist und mit kleinen Steinen gepflastert, zwischen denen das Gras hervorwuchert.

Alles war still um uns, jeder Fußtritt hallte in den unbewohnten Räumen wieder und die Treppen zu den Gebäuden waren zerfallen. Ein Springbrunnen im Hofe war mit Schlingkraut bewachsen, und um die abgebrochenen Wasserröhren spielten kleine Eidechsen; es kam mir vor wie ein verzaubertes Schloß, urplötzlich von seinen Bewohnern verlassen. In einem Ziehbrunnen hing noch der Eimer, wir zogen ihn herauf und genossen das eiskalte Wasser. Unter dem ersten Thorwege stand eine vergoldete Damensänfte mit ihren dünnen Gitterstäben, einem großen Vogelbauer ähnlich. Der zweite Hof war mit Gebäuden umgeben, in denen die Dienerschaft gewohnt, und führte durch eine Art Kiosk in den dritten und letzten, in's Innerste des Harems.

Vor hundert Jahren wäre der Eintritt in dieses Thor der Eintritt in unser Grab gewesen; jetzt erhoben sich rechts und links einige Raubvögel und wilde Tauben, ängstlich flatternd, als wollten sie uns abmahnen, weiter vorzudringen. Auf diesem Hofe und vor den Gebäuden dieselbe Verödung, wie im ersten und zweiten; unsere Vorstellungen von orientalischem Luxus und der geträumten Pracht eines Serails wurden hier sehr herabgestimmt: alte Gebäude von Holz, mit gemalten geschmacklosen Zierrathen überladen. Wir besahen jetzt das Selamlik, oder Haus der Männer, sowie den Harem, das Haus der Weiber. Ersteres besteht vorzüglich aus einem thurmähnlichen, ziemlichen Gebäude, von dessen Plattform wir nach Ersteigung einer halsbrechenden Treppe einer schönen Aussicht auf die Stadt und Umgebung genossen.

Im Innern ist dieser Bau in drei Stockwerke getheilt, von denen die untern drei, das obere zwei Zimmer enthalten. Hier ruhten die alten Sultane und sahen dem Plätschern der Springbrunnen zu; hier überdachten sie, welchen Vezir oder Pascha sie mit der seidenen Schnur beglücken sollten. Dort in der Ecke lag der Großherr und machte mit der Hand eine horizontale Bewegung, wenn ihm der Großvezir die Namen von Gefangenen oder Verdächtigen, vielleicht auch nur von Reichen, deren Besitzungen ihn lockten, vorlas, und diese Handbewegung fiel als schrecklicher Blitzstrahl über's ganze Land hin, rüttelte hundertfachen Jammer auf und fraß das Glück ganzer Familien.

In jenen Vorzimmern standen die Großen des Reichs und warfen sich nieder vor dem Beherrscher der Gläubigen, wenn er hindurch ging nach dem dahinter liegenden, auf's Köstlichste eingerichteten Gemach, wo ihm der Kislar-Aga die neu angekommenen Sklavinnen triumphirend zeigte. Wie

viel Thränen und Flüche mögen diesen Boden benetzt haben! mehr als er zu tragen vermochte, denn er ist jetzt durchfressen und eingestürzt. Die Wandbekleidungen sind meistens herabgefallen und bedecken die Erhöhungen, auf welchen die prächtigen Polster lagen, die Springbrunnen sind trocken und verstaubt, das Ganze eine Ruine, wie von Gespenstern bewohnt.

Es ist zuweilen gut, daß das Gedächtniß nicht im Stande ist, die Thaten, die an gewissen Orten geschehen, und die man früher mit Schaudern las, frisch und lebendig vor das innere Auge zu führen und die öden verfallenen Räume, in denen man herumwandelt, Gespenstern gleich damit zu bevölkern. Welche mächtige Schatten könnte man hier heraufbeschwören, aber alle würden mit blutbefleckten Händen kommen. Wer denkt nicht an Murad, den ersten Sultan, der hier residirte, der von hier aus in kurzen Worten dem einen Sohne den Befehl gab, den andern zu ermorden? der sich am Flusse Hebrus, welcher die Mauern der Stadt benetzt, ein Zelt bauen ließ, und ruhig zusah, wie die gefangenen griechischen Edeln, je zwei und zwei zusammengebunden, von dem Stadtwalle in die Flut gestürzt wurden? der von hier aus Serbien und Bulgarien beunruhigte, bis er auf der Ebene von Cossowa von dem serbischen Edeln Milosch erstochen wurde!

Ihm folgte Bajesid, genannt der Blitzstrahl, der bei seiner Thronbesteigung den Ausspruch des Korans, daß Unruhe ärger als Hinrichtung ist, auf seinen armen Bruder Jakub, dessen Dasein ihn in seiner Herrschaft beunruhigen könnte, anwandte und ihn hinrichten ließ. Er war der Erste, der Constantinopel, obwol fruchtlos, belagerte, sowie die Walachei, Bosnien und Ungarn mit seinen Truppen überschwemmte. Trotz seinen vielen Kriegszügen war er es doch, der das Beispiel zur spätern großen Sittenverderbniß gab, wodurch er anfing das Reich und sich selbst zu vernachlässigen.

Von ihm erzählt man, daß er einstens einem Pagen, den ein altes Weib verklagte, er habe ihr ein Gefäß voll Milch ausgetrunken, was jener hartnäckig läugnete, den Bauch aufschneiden ließ, um sich von der Wahrheit zu überzeugen.

Nach seinem Einfall in Ungarn, wo er in der Schlacht von Nikopolis den König Sigismund, sowie die deutschen und französischen verbündeten Ritter, gänzlich auf's Haupt schlug, ließ er zehntausend christliche Gefangene hinrichten. Nur die Tollkühnheit und Vermessenheit der französischen Ritter, die vor der Schlacht in ihrem Uebermuth sprachen: und wenn der Himmel einstürzte, würden sie ihn mit ihren Speeren aufhalten, waren Schuld dieser gräßlichen Niederlage.

Doch nach allen diesen glänzenden Thaten und Eroberungen wurde dem Blitzstrahl ein so trauriges Ende. Wer weiß nicht, daß ihn Timur-Khan in der Schlacht von Angora gefangen nahm, und ihn der Sage nach lange in einem eisernen Käfig verwahrte, wo er elend starb. Nach dem Abzuge der Tataren aus Europa bestieg Bajesid's Sohn, Suleiman, den Thron des Osmanen, der neben seinen vielen guten Eigenschaften aber auch der weichlichste und verderbteste war. Hier in Adrianopel schwelgte er in Wein und Bädern, unbekümmert um die Drohung seines Bruders Musa, der eine große Truppenwerbung anstellte, um Suleiman vom Thron zu stoßen. Die verfallenen Gemäuer, die wir soeben durchschritten, waren vielleicht noch Zeuge von den Trinkgelagen des Radischa. Dort erhob er sich wahrscheinlich von seinem Polster und fragte mit lallender Zunge, als einstens im Lager Tumult entstand, eines Hirsches wegen, der sich in dasselbe verirrt, ob das Thier nicht eine Flasche Wein auf dem Geweihe führe, in welchem Falle er sie ihm gerne abstoßen würde.

Links im Hofe sahen wir noch die Ueberreste alter Bäder; dort lag wahrscheinlich Suleiman und schwelgte, als man ihm die erste Nachricht brachte: Musa stehe vor den Thoren. Dem Ersten antwortete er mit einem persischen Vers, worauf der Greis Ewrenos der Zweite, der seinen Herrn aus der Unthätigkeit zu erwecken sich bemühte, die Antwort erhielt: „Bist Du von Sinnen, Alter, daß Du mir mit solchen Grillen die Freude störst? Wer ist Musa mit einigem zusammengerafften Gesindel, daß er den Kampf um den Thron je wagen könne?“ Ewrenos, auf diese Art abgefertigt, klagte die Noth dem Janitscharen-Aga Hassan, welcher, der Dritte, den Herrn mit schärferen Reden aufzustacheln suchte. Suleiman, erzürnt über die Freiheit der Vorstellungen des Aga, befahl, ihm mit dem Säbel den Bart zu scheeren. Hassan mit zerfetztem Gesicht ritt durch's Lager und bewog die Emire durch das, was ihm soeben widerfahren, sich an ihn anzuschließen, und zu Musa überzugehen. Sie folgten ihm alle bis auf drei, welche allein bei Suleiman aushielten, als treue Be-

gleiter auf der Flucht, die er nun aus dem Bade nach Constantinopel ergriff. Auf dem Wege dahin wurde er beim Dorfe Dugundschi, dessen turkomanische Einwohner von seinen Leuten vielfältig mißhandelt worden waren, am Schmuck der Kleidung und des Pferdes erkannt; fünf Brüder, alle fünf geübte Reiter und Bogenschützen, ritten ihm vor, vielleicht nur aus Neugierde, ihn besser zu sehen. Suleiman, durch ihr Vorreiten erschreckt, schoß erst einen, dann den zweiten nieder, da schossen die drei übrigen zugleich ihre Pfeile auf ihn, und als er vom Pferd gestürzt, schnitten sie ihm den Kopf ab.

So haben die Ströme Bluts, die diese drei Herrscher, und die meisten nach ihnen vergossen, sich fast immer gerächt, und ließen die Sonne ihres Lebens, die sich strahlend erhob, in dunkeln, rothgefärbten Gewitterwolken untergehen. Doch hat der Boden, auf dem wir standen, und auf dem unzählige Gräuelthaten vorgingen, die Blutlachen aufgetrunken und aufsprossende Blumen und Kräuter haben sie mitleidig verdeckt. [75.]

---

11. Wanderung unter den Slaven der Türkei.

Um das häusliche Leben der Slaven kennen zu lernen, muß man die großen Städte und die gebahnten Straßen verlassen, und die den ursprünglichen Sitten treu gebliebenen Stämme in ihren wilden Thälern und Schluchten aufsuchen. Dort trifft man in der ganzen Natürlichkeit ihrer Tugenden und Fehler den kräftigen und arbeitsamen, mehr mit Vorzügen des Herzens als des Geistes begabten Bulgaren; den trägen, aber poetischen und kriegerischen Serben; den einfachen, aber starrsinnigen Bosniaken; den kampfmuthigen Montenegriner; den hinterlistigen, aber unbezähmbaren Albanesen; den sanften und geistreichen Walachen; den ebenso sparsamen als prachtliebenden, ebenso enthusiastischen als nachdenkenden, ebenso verwegenen als vorsichtigen Griechen. Aber um eine solche Wanderung zu unternehmen, bedarf es mehr als der Neugierde des Touristen. Man muß sich auf alle Entbehrungen gefaßt machen; man muß bereit sein, unter freiem Himmel zu schlafen, rohe Früchte zu essen, wie ein Einsiedler, und sein Leben zu wagen, wie ein Krieger.

Zu einer solchen Reise besteigt man eines jener magern und kleinen slavisch-tartarischen Pferde, die nur aus Athmungs-Werkzeugen zu bestehen scheinen und auf den Flügeln des Windes dahinbrausen. Die Landschaft der Ebene ist einförmig und ermüdend. Sehr häufig begegnet man einem türkischen Grabe, mit seinen beiden aufrechtstehenden Säulen, die man von ferne für zwei Rajas halten könnte, welche mit einander plaudern. Diese Gräber wechseln an den Straßen mit Fontainen ab; hie und da sind die letzteren mit einem ausgehöhlten Baumstamme, oder einem großen, durchlöcherten und an die Mündung des Brunnens gebrachten Steine belegt. Man findet derartige Steine, welche schöne Capitäle sind und denjenigen gleichen, welche die herrlichen zu Pompeji ausgegrabenen Brunnen der kleinen Straßen schmücken. Ueber diesen Wasserwerken bringen die Griechen und Bulgaren der Wüste zum Gebrauche ihrer Karawanen gewöhnlich einen aus einem Baumstamme gebildeten Wagebalken und einen Eimer an.

So traurig und öde auch die Ebenen aussehen, so schön und lachend sind die Dörfer. Stillschweigen herrscht in den verlassenen Straßen; aber die Lusthaine, welche fast jedes Haus umgeben und verbergen, die Bäume, welche mit ihren fruchtbeladenen Aesten Fenster und Thore umschatten, die Quellen, welche unter dem hohen Grase gleichsam heimlicherweise nach der Hütte hinlaufen, die zum Familienbade dient: Alles dies athmet den Charakter einer stillen Unschuld und Reinheit, die an die Tage der Patriarchen erinnert. Tritt man in ein christliches Dorf, z. B. in Bulgarien, so bemerkt man daselbst keine so üppige Vegetation, weil der Bulgare, ausschließlich mit dem Landbaue beschäftigt, auf die Umgebung seines Hauses nicht so viel Sorgfalt verwenden kann; und ist er gar ein Raja, so bemüht er sich ängstlich, den Reichthum zu verhehlen und birgt seine Hütte aus Baumästen in die Erde. Aber warten wir bis zum Abende. Bei einbrechender Nacht steigen die Hirten von den benachbarten Gebirgen herunter und die Kinder treiben ihre zahlreichen Heerden aus der Wüste

heim. In ihren lieblichen Gesang mischt sich das Geblöke der Schafe, das Gemecker der Ziegen, das Brüllen der großen Büffel und das Schellengeklingel der Kühe. Jede Baba (bulgarische Haushälterin) zählt auf der Schwelle des Hofes das vorübergehende Vieh und trifft Anstalten zum Melken. Dann offenbart sich der ganze ländliche Zauber des Balkans.

Selbst im Oriente, wo der Gast ein so heiliges Wesen ist, ist die Gastfreundschaft der Bulgaren sprichwörtlich und kann nur mit der Philoxenia der Griechen verglichen werden. In Folge dieser Gastlichkeit werden die am mindesten besuchten Winkel des Reiches für den Reisenden leicht zugänglich. In Serbien verhält es sich eben so: sobald der erste Argwohn entfernt ist, den die Ankunft eines Unbekannten bei Leuten nothwendiger Weise erregen muß, welche lange unter dem Joche der Sklaverei seufzen, sobald sie versichert sind, daß man ihnen nicht übel will, so wenden sie den Fremden alle Liebe zu. Der Serbe bietet seinem Gaste den Ehrenplatz am Herde an, und beräth sich mit ihm über die Gesetze des Staates, sowie über die Organisation seiner Familie. Wo auch immer der Fremde in eine Hütte tritt, lächeln ihm die kleinen Kinder entgegen, anstatt sich zu verbergen, wie die Kinder der Türken zu thun pflegen. Wenn er einen reichen Bürger besucht, so kommt die Frau vom Hause herbei, um ihm die Hand zu küssen, und er kann sich dieser kläglichen Artigkeit nicht entziehen, als wenn er nach griechischer Weise die Hand auf die Brust legt. In den Ehrensaal eingeführt, der zugleich zum Schlafzimmer dient, schreitet er, ohne, wie die Türken thun müssen, seine Schuhe auf der Schwelle zurück zu lassen, als freier Franke über die schönen, rothen Teppiche und setzt sich dem Knes oder Hausherrn gegenüber auf Polster von Sammet.

Hie und da findet freilich der Reisende anstatt einer solchen Aufnahme Abends am Ziele seines Weges nur einen verlassenen und zerstörten Hane (Wirthshaus), wo er allein mit seinem Führer sich selbst sein elendes Lager bereitet und den Mundvorrath, womit er gerade versehen ist, verzehrt. Dieser Fall kommt häufig in Rumelien, Bosnien und an der untern Donau vor, wo die Russen Alles zerstört haben. Aber zuweilen trifft er auch in diesem verlassenen Hane mit einer Kompagnie Palikaren zusammen, und die Ankunft eines wahren Franken wird bei ihnen eine Fröhlichkeit und ein poetisches Feuer erregen, worin sich der ganze moderne Hellenismus kund gibt. Bald führen sie mimische und charakteristische Tänze auf, welche in Europa nicht bekannt sind, bald erzählen sie eine Legende aus den alten Zeiten der Stadt, nämlich Stambuls, welche an Bilderreichthum den wunderbaren Märchen Asiens gleichkommen; oder auch stellen sie Uebungen an, bei denen sich ihre körperliche Gewandtheit in vollem Glanze zeigt, und worin man alle von Homer beschriebenen Spiele wieder erkennt. Dann singen sie ihre letzten Kämpfe, während ihre barbarischen Brüder, wie noch einige die Slaven nennen, sie auf der Gusla begleiten. Bei tiefem Schweigen der im Kreise um das Feuer sitzenden Zuhörer geht die mit Wein gefüllte ungeheure große Tschutura, eine Bouteille aus geschnitztem Holze, herum, deren Stöpsel, ebenfalls von Holz, die Oeffnung so hermetisch schließt, daß man anfangs das Gefäß kaum öffnen zu können glaubt.

Die Greco-Slaven, die von der Natur weit mehr vereinigt sind, als irgend ein europäischer Stamm, haben eben dadurch in ihren Sitten auch zahlreiche Züge des antiken Lebens, viel ursprüngliche Poesie, so wie auf der andern Seite viel abergläubische Gebräuche bewahrt. Der Glaube an Talisman ist allgemein. Christen und Türken verschlucken bezauberte Papiere oder trinken Wasser, welches die Zauberinnen dadurch weihen, daß sie zwei Kiesel, die Sinnbilder zweier Genien, eines männlichen und weiblichen, hineinwerfen. Die Slaven tragen öfters rothen Pfeffer oder Gimsenhorn in der Tasche, um sich vor dem bösen Blicke zu verwahren; daher verbieten auch die Türken den Giauren, ihre Fahnen zu betrachten.

Bei den Hirtenvölkern der Gebirge, wie bei denen im Norden, tragen die Sitten das Gepräge einer großen Rohheit. Die Slaven an der Donau und die moldauischen Walachen haben oft blutige Visionen. Die Völkerschaften Serbiens und der Herzegowina erzählen mehr als eine düstere Sage von verdammten Seelen, die nach dem Tode auf der Erde herumirren müssen, um für ihre Sünden zu büßen, oder die in das Grab eingeschlossen, den Vukodlak's oder Vampyren zu Nahrung dienen. Der Vukodlak (wörtlich Wehrwolf) schläft in seiner Gruft mit offenen Augen und starrem Blicke; seine Nägel und seine Haare wachsen, kaltes Blut fließt durch seine Adern. In Vollmondsnächten kommt er heraus, um nach Beute zu gehen

und das Blut der Lebenden auszusaugen, indem er ihnen die Rückenader öffnet. Wenn man von einem Todten vermuthet, er verlasse auf diese Art sein Lager, so gräbt man ihn feierlich aus; ist er in Verwesung übergegangen, so besprengt ihn der Pope blos mit Weihwasser; ist er aber roth und blutend, so wendet man den Exorzismus an, stößt ihm einen Pfahl in die Brust, damit er sich nicht mehr rührt, und begräbt ihn von Neuem; sonst durchschossen die Serben den Kopf des Leichnams mit Kugeln und verbrannten ihn hierauf; dies unterlassen sie jetzt, aber sie behaupten noch fest, sogar die hungrigsten Raben fliehen einen solchen lebenden Leichnam und wagen es nicht einmal, ihn mit der Spitze ihres Schnabels zu berühren. Thessalien, Epirus und die Blachi am Pindus wissen von einer anderen Gattung Vampyren, welche schon das Alterthum kannte. Dies sind nämlich lebende Menschen, die von einer Art Somnambulismus beherrscht werden. Nachts gehen sie, von Blutdurst gestachelt, aus ihren Hütten, laufen durch das Feld und zerfleischen mit ihren Zähnen Alles, was ihnen aufstößt, sowol Menschen als Thiere. Diese Bukodlaks, die besonders nach dem frischem Blut junger Mädchen begierig sind, verbinden sich, wie das Volk sagt, mit den Biechtitsa's, einem weiblichen Geiste mit feurigen Flügeln, der Nachts auf Schlafenden sich niederläßt, sie fest in die Arme schließt und ihnen seine Wuth mittheilt; manchmal sogar trägt die Biechtitsa unter der Gestalt einer Hyäne die kleinen Kinder in den Wald.

Alle diese Schrecknisse des Winters hören nach und nach auf, sobald der Frühling lächelt. Die Auferweckung des Lazarus ist in den Gesängen der Landleute das Symbol der wiedererstehenden Natur. Am Morgen nach dem Palmsonntage versammeln sich die jungen Mädchen bei Sonnenaufgang mit ihren Wassereimern an den Brunnen und besingen das vom Eise befreite Wasser. — Eines der größten Feste ist dasjenige des heiligen Georg, des Schutzpatronen der slavischen Stämme, zu dessen Ehren ein großes Mahl bereitet und ein gebratenes Lamm verzehrt wird. Dieses Fest fällt in den Ausgang des April; von diesem Tage schläft der Bauer nur noch im Freien unter seinem Schoppen oder Tschardak, einem von allen Seiten offenen ländlichen Kioske. Nach Georgi brechen die Hirten mit ihren Zelten und Heerden nach der Wüste und Heiduken oder Klephten nach dem Gebirge auf.*)

Um diese Zeit finden auch die großen nationalen Versammlungen der freien Stämme in der Türkei statt. Auf diesen Versammlungen, die an die Maifelder der alten Franken erinnern, bestimmt man die Steuer, welche ein jeder Stamm in dem laufenden Jahre bezahlen muß, oder entwirft, wenn man gerade in einen Krieg verwickelt ist, den Plan des Feldzuges. Bei diesen Zusammenkünften, welche in Klöstern abgehalten werden, begegnen sich die Arbeiter und der Kaufmann von 50 — 60 Meilen her. Der erste Tag ist dem Gebete gewidmet, der Anfang und Ausgang des Gottesdienstes wird durch Karabinersalven angekündigt; man schläft im Freien rings um das Kloster herum; man betet, berathschlagt, tanzt und freuet sich.

Die Slivovitsa (slavischer Branntwein) strömt im Ueberflusse, Ziegen und ganze Hämmel werden gekocht und auf dem Grase verzehrt. Die Kirchhöfe, bei welchen gewöhnlich solche Zusammenkünfte stattfinden, sind da und dort mit buntfarbigen Fahnen geziert, und gleichsam um die klagenden Manen zu erfreuen, überläßt man sich an den Gräbern mannigfaltigen Vergnügungen.

[175.]

*) Wir übergehen die bei den Greco-Slaven üblichen Feste der Jordansweihe und Ostern, weil sie mit der russischen Feier derselben übereinstimmen. S. die betr. Schilderungen bei Rußland.

12. Zur Charakteristik der Serben.

Als Slave hat der Serbe in den vorspringenden Backenknochen ein Zeichen seiner orientalen Abkunft und Verwandtschaft mit der mongolischen Völkerfamilie. Sein Vorderhaupt ist mehr spitz als rund, der Kopf im Verhältniß zum Körper klein, das Haar schlicht, kastanienbraun bis in's Schwarze, die Gestalt mehr schlank als groß, dabei kräftig, breitschulterig und nie fett; die Glied-

maßen sind wohl proportionirt. Die Physiognomie flößt Vertrauen ein, und wenn auch Schönheit bei den Serben nicht gerade häufig ist, so zeigt sich doch Kraft und ein gewisser natürlicher Adel in all ihren Bewegungen.

Die Volkstracht ist nicht rein, sondern häufig mit türkischen Zuthaten versetzt. Im Grunde ist sie sehr einfach und besteht nur in einem weitärmeligen Leinenhemde, welches über die weiten, bis auf die halben Waden herabreichenden leinenen Beinkleider angelegt wird. Um die Hüften wird der Pojas, ein rothes Tuch, geschlungen, welches ein Ledergurt bedeckt und zum Träger von Pistolen, Handschar und anderen Bedürfnissen macht. Den Fuß bedecken graue oder farbige Wollsocken, über welche die Opanke, Bundschuhe aus einem Stücke ungegerbten Leders, welches mit vielen Riemchen festgeschnürt wird, angezogen werden. Die Haare trägt der Serbe meist lang, dazu einen stattlichen Schnurbart und bedeckt sich das Haupt mit einem türkischen Fes oder in Slavonien mit einem breitkrämpigen schwarzen Filzhut.

Die Lebensweise der Serben ist eine sehr einfache, nüchterne. Hülsenfrüchte, Zwiebeln, Milch, Käse, Eier und Slibowitza, das beliebte Getränk, sind Alles, was eine serbische Mahlzeit aufweist. Damit sage ich nicht, daß man es nicht verstände, schmackhafte Fleischgerichte zu bereiten, unter denen besonders das Schweinefleisch eine Hauptrolle spielt; aber diese werden stets für Festtage und besondere Feierlichkeiten aufgespart. Auch Wein fehlt nirgends, besonders in den Donaugegenden, wo der Weinbau noch aus den Zeiten der Römer herstammen soll. Das Familienleben ist ganz auf patriarchale Einfalt gebaut. Das Haupt der Familie heißt hier Narjeschin und es wird bei der Wahl desselben nicht sowol auf das Alter als auf geistige Vorzüge gesehen. Die Familienglieder bleiben so lange wie möglich zusammen, indem sich die jungen Familien neben den älteren anbauen. Der Narjeschin vertheilt die Arbeit, und sein Wille ist oberstes Gesetz. Die Männer sorgen für den Schutz und die äußern Bedürfnisse der Familie; die Frauen dagegen durch Kochen, Backen, Spinnen, Weben für die innern. Das Weib, nach orientaler Anschauung nur die erste Sklavin des Mannes, hat auch bei den Serben nur eine dienende Rolle. Früher wuschen die Frauen selbst den Fremden die Füße; jetzt bieten sie denselben das Waschwasser vor der Mahlzeit. An der Tafel dürfen sie nicht sitzen, sondern bedienen nur die Gäste. Unterwürfigkeit, Häuslichkeit, unermüdlicher Fleiß und Eingezogenheit sind ihre Vorzüge.

In einem Lande, welches wie Serbien zunächst auf Ackerbau und Viehzucht angewiesen ist, mußte auch der Bauernstand von größter Bedeutung werden. In keinem wird er jedoch, wie hier, für den ersten Stand angesehen. Erst nach ihm folgt die Klasse der Geistlichen, Rechtskundigen oder Gelehrten und zuletzt die Klasse der Krieger und Beamten. Zur Zeit der Türkenherrschaft hatten die Moslemin die Städte, Festungen und Palanken inne; die Serben wohnten von ihnen getrennt auf dem Lande in Dörfern und Gehöften. Kein Serbe durfte zu Pferd in einer Stadt erscheinen; vor einem begegnenden Türken mußte er halten, ausweichen, absteigen, seine Waffen bedecken und dem Anrufenden Handdienste leisten. So geschah es, daß mancher Serbe sein Leben lang in keine Stadt kam. Jetzt gehören ihnen auch die Städte, denn außer den Festungen befinden sich vertragsmäßig nur in Belgrad noch Türken. Indessen ist doch das Land der Boden, aus welchem der Kern der Nation emporwächst. Die Thäler der Morawa, Save, Drina und Matschwa bieten dem Getreidebau das fruchtbarste Ackergelände. Die Landwirthschaft wird sehr einfach, aber im Verhältniß für die Fruchtbarkeit des Bodens wenig ergiebig betrieben, indem diese einer bei weitem größern Menge Einwohner reichlichen Unterhalt verspricht. Kaum der zehnte Theil des urbaren Bodens wird bebaut; zwei Drittheile der Landesoberfläche sind Waldland, die Metallschätze der Gebirge aber noch unbekannt. Nur an Kohle und besonders an Salz leidet Serbien Mangel, und muß das letztere Erzeugniß von der Wallachei beziehen.

Die Viehzucht liefert besonders Rinder, welche aber nicht wie in den Alpen durch Benützung der Milchwirthschaft, sondern nur als Zugvieh verwerthet werden, Pferde, Schafe und Schweine. In den eichelreichen Waldungen der Schumadia und Matschwa werden Millionen von Schweinen gezüchtet, von denen alljährig an 200,000 Stücke allein nach Oestreich ausgeführt werden, und so einen ergiebigen Handelsartikel bilden. [164.]

13. Die Albanesen.

Auf der westlichen Grenze der griechisch-slavischen Welt lebt ein Volk, das, beständig unter den Waffen, im Schooße der ottomannischen Provinzen eine wahre Krieger-Kaste bildet. Dieses Volk, das jederzeit einen überwiegenden Einfluß im Reiche ausgeübt hat, liefert der Türkei die besten und beinahe ihre einzigen Truppen. Es sind die Albanesen, buchstäblich die Weißen, oder nach dem wahren Sinn des orientalischen Ausdrucks, die unabhängigen Menschen. Ihre Nationalität, geheimnißvollen Ursprungs, geht bis in die Zeit der Pelasger zurück, und die griechischen und slavischen Racen haben ohne Zweifel in Albanien ihre Wiege gefunden. Das Volk der Weißen erstreckte sich wirklich einst über den größten Theil der griechisch-slavischen Halbinsel, wo sein Aufenthalt durch albanesische Namen mehrer Städte und Flecke beurkundet wird, welche heut zu Tage von Serben oder Hellenen bewohnt sind.

Dem civilisirten Europa näher gelegen als die Mehrzahl der anderen Länder des Orients, da es von Italien nur durch einen schmalen Kanal getrennt ist, müßte Albanien vom Westen einen wohlthätigen Einfluß aufnehmen, und dennoch ist dies derjenige Theil der Türkei, welcher am meisten Elemente der Barbarei enthält. Woher diese Erscheinung? Einige wollen den Grund in dem System der Stämme und Clans zu sehen glauben, das sich in Albanien halsstarriger gezeigt hat, als in den übrigen ottomannischen Provinzen. Man hätte Unrecht, hierin die Barbarei der Albanesen zu suchen. Diese Barbarei hat nicht einfach das Stamm-Leben, sondern das Krieger-Stamm-Leben zur Ursache, den unruhigen Geist der Orta's oder Horden. Die Hartnäckigkeit dieses Volkes, sogar im Schooße des Friedens die militärischen Sitten zu behaupten, hat bei ihm jede sociale Entwicklung in Fesseln gehalten. Da es den Krieg nicht nach außen tragen kann, wie das wüste Arabien, so hat es gegen sich selbst gewüthet, es hat sich mehr und mehr durch kleine Kämpfe unter Familien decimirt, welche in seinen Reihen weite Breschen öffneten, durch die sich die Bewohner benachbarter Länder hineinziehen. — Der Albanese ist vor Allem Soldat. Schweizer des Orients, verkauft er sein Blut an alle Fahnen, und dient allen Herren mit gleicher Treue. Man findet ihn unter den Garden des Papstes und im Pallast von Neapel, wie in den Serailen von Bagdad, Cairo, Marocco und in den Sälen der moldauischen und wallachischen Bojaren.

Jedes Jahr finden freiwillige Anwerbungen in Albanien statt. Jeder reiche Einwohner hat das Recht, sich zum Buluk-Baschi oder Kapitän zu machen; er wirbt Leute mittelst einer unter ihnen abgemachten Summe, und führt sodann diese Bande von Abenteurern fort, die seine Adoptiv-Familie geworden ist, und mit der er in der Ferne plündert oder sich in die Dienste fremder Fürsten und Paschas begibt. Die Adoptivväter theilen Alles, Anstrengungen und Freuden, mit ihren Kindern, von denen sie sich nur durch reichere Waffen und ihre Tracht von Geld- oder Silberbrocat unterscheiden. Der Sold der Buren (Braven), welche diese kleinen Familien bilden, beträgt gewöhnlich sieben bis neun Franken monatlich ohne Nahrung. Sehr zum Rauben geneigt, nehmen sie gewöhnlich den Bauern die wenigen Lebensmittel, deren sie zu ihren frugalen Mahlen bedürfen. Im Kriege kennt ihre Gier keine Grenzen, sie fallen über jeden Besiegten mit dem Rufe her: „Aspra! aspra! irilon, kairilon! (Geld! Geld! oder Hiebe, Hiebe!)

Jedes Haus ist in diesem seltsamen Lande wie ein kleines Fort mit Schießscharten versehen, die zugleich als Fenster dienen. Von Thon gebaut, stehen diese Wohnungen stets vereinzelt und so viel als möglich auf einem Hügelchen erhöht, wohin man nur auf einer Treppe gelangt, an die sich meistens eine Leiter, das einzige Mittel, diese Geiernester zu erreichen, anschließt. Die Zimmer sind beinahe von allem Geräthe entblößt und haben zuweilen nicht einmal Thüren; der Rauch findet seinen Ausweg nur durch ein Loch in der Decke. Die Fenster sind nie mit Scheiben versehen; nur im Winter verschließt man sie mit Papier. Die Serails der vornehmsten Beys sind allein etwas ausgeschmückt; an der Außenseite mit bunten Far-

ben bemalt, bieten sie im Inneren eine Verschwendung von Arabesken, Seestücken, Zeichnungen orientalischer Architektur, Jagdscenen und Landschaften, welche von griechischen Rajas ziemlich hübsch ausgeführt werden.

Die Pracht des albanischen Costümes ist beinahe sprichwörtlich; indessen ist dasselbe nur eine Variante der griechischen Tracht. Die Albanesen haben kein anderes Bett, als die Erde, auf der sie eine Matte von Palmblättern, oder einen reichen Teppich ausbreiten, den sie von der Plünderung einer arabischen Stadt heimgebracht haben; sie schlafen ganz angekleidet, nachdem sie sich ein Kopfkissen aus ihrem Abas, einem Mantel von Ziegenfell oder Schafhaut, gemacht haben. In der Nahrung sind sie eben so wenig sorgfältig, als im Lager. Auf der Reise nehmen sie nur ein Mahl; zu Hause genügt ihnen eine Suppe von Reis oder von Maismehl mit Milch eingerührt. Nur an den Festtagen erscheinen der Yahni, ein Ragout, von gekochtem Fleisch mit trockenen Erbsen, der türkische Pilau und der Kotsche (große Braten), bestehend in einer Ziege oder einem Schöpse, der ganz auf einer Platte von Eichenholz den im Kreise umhersitzenden Buren servirt wird, die ihn mit ihren Dolchen zerstücken, und bald, ohne der Gabel zu bedürfen, verzehrt haben. Das Bankett schließt, wie bei den Bosniaken, mit Honig, der mit Sahne vermischt ist.

Die Lebensweise der Albanesen macht dieselben nothwendig stark und unempfindlich gegen die Ungunst der Witterung und den Wechsel der Jahreszeiten. Die Krise, welche ihr Leben endigt, ist beinahe immer die einzige Krankheit, die sie in ihrem Leben durchzumachen haben; auch hegen sie eine gründliche Verachtung gegen die Aerzte. Es gibt im Lande höchstens zehn Doctoren, die ihre Bildung in den Schulen von Pisa, Wien und Paris erhalten haben. Die Chirurgie ist gänzlich den Zauberern anvertraut, die mittelst ihrer und einiger kabbalistischer Gebete alle Wunden heilen zu können vorgeben. Die tausenderlei Aberglauben der Albanesen lassen sich nicht aufzählen. Man trifft an den Straßen die Bäume mit Steinen im Durchschnitt ihrer Zweige geschmückt: dies sind Exvota, welche Leute vom Volk auf ihrer Reise so aufhängen, in der Hoffnung, die guten Geister des Waldes werden, durch diese Opfergaben gerührt, ihre Glieder von der lähmenden Müdigkeit befreien. Man sieht auch häufig über den Quellen eine leere Nische, die eine Statue zu erwarten scheint; wer hier seinen Durst gelöscht hat, legt in die Nische eine Blume, einen Kieselstein, einen grünen Zweig, einige Haare seines Bartes, als Gabe und Zeichen der Ehrfurcht für den guten Genius (Kalodaimon) der Wüste. Der Albanese fürchtet besonders das böse Auge. Sobald er von einem dieser verfluchten Blicke getroffen worden zu sein glaubt, verfehlt er nicht, Eisen zu berühren und eine Pistole abzuschießen, sonst würde er sich unfehlbar auf seiner Wanderung verirren, am Rande von Abgründen einen Fehltritt thun, und in die Verstecke fallen, wo Wroko-laks, Vampyre und Blutsauger wohnen. Sehr verschieden von den Wuk-od-laks des serbischen Volks, welches nur todte oder lebende Menschen sind, deren sich ein herumschweifender, menschenmörderischer Dämon momentan bemächtigt hat, ist der W r o k o - l a k ein unzerstörbarer Geist; er kommt zuweilen unter der Gestalt einer schwarzen Schlange aus der Erde hervor, um Leute, welche auf dem Grase Sieste halten, zu stechen; die größte Verwünschung ist ein Schwur bei dieser Schlange. Geht der Albanese auf eine weite Reise, so näht ihm seine Frau in seinen Anzug einige Bruchstücke von ihren eigenen Kleidern und bleibt selbst fortwährend in der Umgebung der Gegenstände, die ihrem Gatten am theuersten sind. Sie geräth in die größte Angst, wenn die Hunde in der Nacht ohne einen scheinbaren Beweggrund bellen, denn sie glaubt, sie erwitern die Seufzer ihres Herrn, der in diesem Augenblick gefangen genommen oder in den Sandwüsten von Tunis oder Palmyra niedergehauen worden sei.

Das albanesische Volk kennt kaum etwas Anderes als das Hirtenleben; es verachtet die Ausübung von Handwerken. Die jungen Hirten streifen mit ihren Heerden in den Gebirgen umher, während die Beys oder Häuptlinge der kleinen Clans Balanken einnehmen. Der Bewohner von Ober-Albanien cultivirt indessen den Weinstock und der von Epirus den Oelbaum, sie fällen auch die Eichen ihrer Wälder, und transportiren sie an die Küste, wo sie dieselben an die österreichischen und englischen Marine-Commissäre verkaufen. Die hellenisirten Albanesen gewisser Städte, wie die von Janina, beschäftigen sich dagegen ausschließlich mit Handwerken; es sind dies die Künstler der europäischen Türkei; sie durchlaufen alle Provinzen, und oft sieht man ihre wandernden Brüder-

schaften die Wiedererbauung von Städten unternehmen, welche ihre Landsleute, die Krieger-Hirten, zerstört haben.

Jede zahlreiche Familie hat ihren Wappenschild, und jeder Stamm sein Banner, das er seinen Kindern anvertraut, wenn sie in Truppen auf entfernte Expeditionen ausziehen. Die Equipirung dieser stets unregelmäßigen Banden besteht in einem langen Spieße oder Handschar mit einem Griffe, der wo möglich mit Silber oder Perlmutter verziert ist, in zwei oder drei sehr langen Pistolen und in einer gewöhnlich damascirten Flinte. Die beliebtesten Gewehre sind die Karabiner, genannt Dschewer-Dan (Pathen-Geschenk), und die große albanesische, zwölf Pfund schwere Flinte, deren Lauf von dreißig Ringen gehalten wird, und auf dreihundert Schritte trägt. Die Albanesen kennen den Gebrauch der Bajonette nicht, und bedienen sich für die Pistolen derselben Patronen, wie für die Flinten. Die Häuptlinge tragen noch zuweilen die reiche Tofa des Mittelalters, den bosniakischen Panzer mit Ringen von Silber oder Vermeil und mit einer Art von Flügeln an den Schultern, aber die Metallplatten, aus denen diese Prunkstücke bestehen, sind oft so dünn, daß sie kaum einen Säbelhieb pariren würden. Um sich vor Wunden zu bewahren, vertraut überdies jeder Krieger auf seine Amulete, die er nie von sich läßt und die sich häufig von dem Vater auf den Sohn vererben.

Die gesellschaftliche Organisation der Albanesen läßt sich nicht genau definiren, denn sie enthält beinahe alle Regierungsformen, ohne daß eine einzelne überwiegend erscheint. Das albanische Volk ist in der That die einzige Association von Menschen, welche gegenwärtig in Europa so leben, wie unsere Väter zur Zeit des Faustrechts. Die bürgerliche Autorität gründet sich nur auf das Recht des Säbels, jeder Kriegshäuptling wird Richter in Friedenszeiten, und nimmt, so jung er auch sein mag, den religiösen Charakter eines Patriarchen an. Nach der Kirche, wie in das Feldlager folgen ihm mit völliger Ergebenheit alle Glieder seines Stammes, die er dafür wie seine eigenen Kinder zu behandeln gehalten ist. Jeder Phis oder albanische Clan hat ein Centraldorf, genannt Phar oder Dscheta. Durch einen zu sehr ausschließlichen Familiengeist haben sich die Albanesen gleichsam in eine Menge von kleinen Pharen eingepferchet. Jede von diesen Gruppen nimmt ihre Kula (befestigten Thurm) ein, glaubt, im Schutze ihrer Zinnen, den andern Trotz bieten zu können, und weigert sich, in Folge einer übertriebenen Familienliebe, den benachbarten Pharen, die eines von seinen Gliedern verletzt hat, Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. So macht das Uebermaß von Freiheit und Macht der Familie die Ausübung der Privatgerechtigkeit nothwendig; ein einziger Mord zieht deshalb hunderte nach sich, welche als Repressalien begangen werden. (175.)

---

14. Montenegro und die Montenegriner.

Eine Fortsetzung der Carnischen Gebirge zieht unter dem Namen der Dinarischen Alpen längs der Ostseite des Adriatischen Meeres hinab. Der höchste Rücken dieser Kette bleibt meistens zehn Meilen weit vom Meere entfernt. Doch wird auch dieser Zwischenraum noch durch eine Menge paralleler Ketten und unsägliches Felsen- und Steingelände ausgefüllt. Am Südost-Ende dieser langen Gebirgsreihen liegt Montenegro. Es drängen sich hier schroffe Vorberge, beinahe so hoch wie die Hauptkette selbst, dicht zum Meere heran. Vom adriatischen Meere aus, zu dem sie mit ihren schroffsten Seiten abfallen, sieht man diese Höhen mit den sie verbindenden Zweigen (eben das Land Montenegro) wie ein kolossales Gemäuer sich aufbäumen. Man gebraucht vier Stunden mühseligen Kletterns, um dieses Gemäuer zu erklimmen. Die schöne vielverzweigte Bai von Cattaro zieht tief in's Land hinein, bis nahe zu dem Fuße jener Bergmauern hinan. Nach der Binnenlandseite fallen die rauhen Berge etwas allmäliger ab und verlieren sich am Ende in die Ebenen, welche das Becken des großen Sees von Skutari umgeben. Zu diesem See neigen sich alle Thäler des Landes hinab, ihm fließen alle seine kleinen Flüsse zu. Der Hauptfluß, Moratscha, fließt von Norden

nach Süden das Land halbirend, mitten zwischen der Hauptkette der Dinarischen Alpen und dem Küstengebirge hindurch.

Demnach zerfällt das Land in drei natürliche Hauptabschnitte; erstens in das Küstengebirge zwischen dem See von Skutari und der Bai von Cattaro; zweitens in einen Abschnitt der Dinarischen Hochgebirgskette, an die sich die Montenegriner im Osten heften, und drittens in die Thal- und Flußlandschaften der Moratscha mitten zwischen beiden.

Wer auf der rauhen Oberfläche des Karsts ein wenig bekannt ist, der kann sich, wenn er das dort Geschaute noch etwas vergrößert, leicht einen Begriff vom Anblick des Landes Montenegro machen, denn die ganze orographische und geologische Beschaffenheit bleibt vom Karst durch ganz Dalmatien hinab bis Albanien so ziemlich dieselbe. Durchweg derselbe wilde Höhlen- und Trümmerkalk. Auf Schritt und Tritt Felsen- und Steinknorren wie Drachenzähne. Im Ganzen herrscht aber ein solcher Mangel an Wasser und Quellen, daß man oft froh ist, in einem Steinloch etwas Regenwasser angesammelt zu finden. Auch die Vegetation in Montenegro ist ebenso wie auf dem Karst. Alle Berge sind nackt und kahl. Nur an geschützten Stellen hier und da etwas grünliche Waldung, aber die tiefern Thäler nach dem See von Skutari hinab sind buschig und begrast.

Man kann sich danach denken, daß das Land sehr wenig Hülfsmittel besitzt. Die Montenegriner sind arm. Ihre Armuth ist eine der Hauptstützen ihrer Freiheit. Weil sie wenig zu verlieren haben, genügsam und abgehärtet sind, konnten sie es bei türkischen Einfällen länger in der Wildniß aushalten und waren auch weniger um die etwaigen Zerstörungen in ihren Dörfern besorgt. In der Hauptsache sind sie ein Hirtenvolk. Schweine, Schafe und Ziegen, welche selbst von den unzugänglichsten Felsen die einzeln versteckten Kräuter zu erbeuten wissen, und hier und da etwas Rindvieh, machen ihren Hauptreichthum aus. Doch treiben sie auch Ackerbau, wo sich Gelegenheit bietet. Am meisten beklagen sie es, daß die Natur nicht Salpeter und Schwefel in ihrem Lande wachsen ließ. Denn nach Pulver haben sie einen beständigen und unersättlichen Hunger. Nicht Gold, sondern Schießpulver ist bei ihnen der nervus rerum. Und wenn man einen montenegrinischen Bettler auch mit klingender Münze schon reichlich belohnte, so nimmt er doch noch hinterdrein den Hut ab und bittet, ob man ihm nicht gütigst eine Patrone schenken wolle. Die Anzahl der Einwohner des Landes wird sehr verschieden angegeben, weil sie Niemand gezählt hat. Der verstorbene Vladika meinte, es wohnten etwa 100,000 Menschen in seinen Landen und darunter seien etwa 20,000 Waffenfähige.

Die Montenegriner gehören zu den Südslaven. Diese nennen sich selbst den serbischen oder illyrischen Stamm. Sie reden alle denselben slavischen Dialekt, nämlich den serbischen, haben ganz dieselbe hohe schöne Körpergestalt, dieselben Sitten, dasselbe Blut und denselben Geist. Eben so gehören auch dem Blute, dem Geiste und der Sprache nach die slavischen Bewohner Slaviens, Kroatiens, Siriens, der österreichischen Woiwodina und des Banats mit den Montenegrinern zu demselben Stamme. Die Verschiedenheiten zwischen allen diesen Slaven sind nur äußerst gering und man kann sagen, daß zwischen der Drau und dem Adriatischen Meere von der Umgegend von Triest bis in die Nähe des Südendes dieses Meeres ein und dasselbe Volk wohne. Wer in der Richtung von Wien nach Triest reist, begegnet im südlichen Steiermark und in Krain den ersten Vettern oder Brüdern der Montenegriner. Die dortigen Bauern haben ganz das Wesen der Montenegriner, und man dürfte nur Weniges in ihrem Costüme, ihrer Sprache ändern, um sie den Montenegrinern gänzlich gleich zu machen. Wer von Wien nach Pesth auf der Donau hinabfährt und bei dem Städtchen St. Andre oberhalb Pesth aussteigt, kann dort die ersten Brüder der Montenegriner finden. Denn dieses Städtchen enthält unter einem griechischen Bischofe die nördlichste Colonie, welche die Serbier an der Donau gestiftet haben. Von da an werden die serbischen Colonien immer dichter bis nach Belgrad hinab, wo man sich schon mitten in Serbien befindet. Von da südostwärts ist Alles mit Serbiern bis nach Macedonien und fast bis an die Thore von Salonichi und an das Aegeische Meer voll. Es ist ein Stück Land von mehr als 120 Meilen Länge und von großer Breite.

Die am tiefsten eingreifenden Unterschiede begründet bei den Serben die Verschiedenheit der Religion, Unterschiede, die sich bei ihnen wie bei allen Slaven fast so groß und nachdrücklich zeigen, wie anderswo Stammes-, National- und Sprachverschiedenheit. Einige große von Serben bewohnte Länderstriche (Kroatien, Slawonien, das

dalmatische Küstenland) bekennen sich zur römisch-katholischen Kirche. Die Hauptmasse der südlichern und östlichern Serben gehört der griechischen Kirche an. Den Einfluß der Religion auf dieses Volk lehrt seine Geschichte.

Die Sitten und Gebräuche der Montenegriner sind fast in jeder Beziehung die aller übrigen Serben, und wer diese kennt, kennt auch die Montenegriner, nur daß bei letztern Alles noch etwas mehr in's Wilde und Barbarische spielt. Wie alle Serben, so sind auch die Montenegriner kriegerisch und tapfer. Die Waffen haben sie immer bei sich, wie der Wolf seine Zähne. Jeder, selbst der Ackersmann, der Schafhirt, der Priester und Pfarrer, der Bettler und der Knabe, der eine Pistole haben kann, ist mit Stech- und Schießwaffen geschmückt. Wie alle kriegerischen und armen Hirtenvölker und wie alle Serben, sind sie gastfrei und schlachten einem Gaste zu Ehren ihre beste Ziege, die bei ihnen noch ganz so zubereitet, gebraten und auch verspeist wird, wie bei den Ziegenfleischessern, die Homer besingt. Dabei sind sie aber zugleich sehr raub- und rachlustig. Die Blutrache ist tief bei ihnen eingewurzelt und der vorige und vorvorige Vladika haben vergebens gestrebt, sie auszurotten. Obwol sie arm sind, obwol sie stets mit Noth und Elend, mit den Türken, mit undankbarem Boden, mit dem Mangel an Lebensbedürfnissen ringen und obwol daher ihr Temperament in der Hauptsache melancholisch ist, besitzen sie doch eine reiche poetische Ader. Dichtung und Gesang sind ihre Freude. Sie besingen Alles, was ihnen in den Weg kommt, hauptsächlich aber ihre Heldenthaten gegen die Türken. Und kaum ist gestern etwas Eclatantes gegen ihre Erzfeinde ausgeführt, so weiß es heute schon ein Guslar (Zitherspieler) in einem ellenlangen Liede zu besingen und streicht dazu die Gusle (Pferdehaar-Zither). Allerdings klingen diese Lieder fast alle, selbst wenn sie nichts Trauriges abhandeln, wie ein Mittelding zwischen Kirchenlied und Grabgesang mit viel Beimischung von Kriegsgeschrei. Die Montenegriner hören ihren Sängern stundenlang zu. Einem von uns würde es bald Kopfweh machen.

Ihre ganze häusliche Einrichtung ist natürlich sehr einfach, etwa wie die unserer Alpenhirten in ihren Sennhütten. Die Häuser sind ungefähr so gebaut wie die Sennhütten in Savoyen und den französischen Thälern der Schweiz: aus Steinklötzen zusammengelegte Mauern mit einem Stroh- oder Strauchdach darüber und mit Schießscharten statt der Fenster. Dabei braucht man auch eben nicht sehr zu zittern und zu zagen, wenn man in den Zeitungen liest, daß die Türken ein montenegrinisches Dorf in Rauch hätten aufgehen lassen, oder daß sie, sengend und brennend, durch ein Thal gezogen wären. Hat der Montenegriner nur seine Heerden in die Bergverstecke getrieben, seine Kinder und Frauen in Sicherheit gebracht, sein Pulver und einige vielleicht ersparte Zwanziger oder Dukaten beigesteckt, so mag er um sein Dorf ziemlich unbekümmert sein. Viel mehr als die Schilfdächer kann da nicht verbrennen und diese sind bald wieder zurecht geflickt. Die slavischen (serbischen) Dörfer sind fast alle aus der Familie entstanden. Die Familienmitglieder trennten sich nicht von einander und bauten sich immer nebeneinander an, bildeten ein Dorf und behielten ihr altes Familienhaupt als Dorfhaupt bei. Jedes Dorf ist daher bei ihnen eigentlich eine Familie oder ein Stamm (ein Plemen, wie sie sagen) mit patriarchalischer Verfassung, an dessen Spitze der sogenannte Narschina (der Oberälteste) steht. Oft gingen aus einem Hauptdorfe Colonien oder Nebendörfer hervor und derselbe Familienstamm verbreitete sich dann in einem ganzen kleinen Districte, für den ebenfalls der Name Plemen beibehalten wurde. Mehre benachbarte Dorfgruppen oder Plemens traten dann wol zu einer größern Verbrüderung zusammen und diese wurden dann Nahias (Cantons) und Plemens (Dorfschaften und Familienschaften). Die größern Genossenschaften oder Nahias wählten sich dann aus ihren Aeltesten wieder besondere Chefs des Ganzen, die sehr verschiedene Titel bekamen und bald Kneis (Fürsten), Hospodare (Herrn) oder Woiwoden (Herzöge) genannt wurden.

Nichts ist eigennütziger als Corporationen und von allen Corporationen die eigennützigsten und starrsten sind die Bluts- und Stammgenossenschaften, die nur in der Zeit größerer Noth zu einem gemeinsamen Beschlusse gebracht werden. Oesterreich hat in Dalmatien, in der Morlakei und Albanien noch überall mit dem Clangeiste der slavischen Bewohner zu kämpfen. Es gibt dort vielfach noch Clans, Cantons und Dorfschaften, die, ihre Starschine und Woiwoden an der Spitze, sich nur schwer der von Oesterreich erstrebten Staatsordnung fügen.

[226.]

15. Bojar und Bauer in der Walachei.

Die Walachei ist ihrer ganzen Länge nach gegen Abend und Mittag von der Donau begrenzt, gegen Mitternacht durch die Karpathenkette, welche die Scheidung von Siebenbürgen macht. Die Länge von Morgen nach Abend beträgt hundert Stunden, die mittlere Breite nach der Richtung der Mittagslinie kann fünfzig Stunden betragen. Die Hälfte dieser Fläche, welche gegen Morgen an Breite zunimmt, bildet eine von mehren bedeutenden Flüssen durchschnittene Ebene; die andere nördliche Hälfte erhebt sich amphitheatralisch von Hügeln bis zu hohen Bergen, wo der Ueberfluß von Wasser und die reichste Vegetation sich vereinigen, um die angenehmsten Landschaften zu bilden.

Kein schiffbarer Strom fließt durch die Walachei. Oft überschwemmt das Anwachsen des Buzeo und des Rimnick, so wie der anderen Bergströme plötzlich die Ebene, welche sie durchfließen, allein diese ungleichen und launenhaften Kräfte werden nie für die Bedürfnisse des Handels nützlich sein. Hell und klar kommt das Wasser aus dem Gebirge der Walachei, allein es ist nicht gleich gesund, wie man an den Kröpfen sieht, welche die Einwohner gewisser Bezirke entstellen. In dem unbedeckten Theile des Landes sind epidemische Fieber sehr häufig, doch sind sie selten gefährlich; der Winter ist nur zwei Monate lang streng; das Frühjahr kommt schnell, darum hat es schreckliche Ueberschwemmungen im Gefolge. Wenn Südwestwinde, welche die Ausdünstung des Schwarzen Meeres herbeiführen, im Juni herrschen, so bringen periodische Gewitter Unordnung in die Atmosphäre.

Man hat bemerkt, daß die Gewitter, besonders in ebenen Gegenden, nicht so häufig und gefährlich sind, als in andern Gegenden Europa's, welche unter demselben Grade der Breite liegen. Jedes Jahr wird die Walachei durch zwei oder drei Erdbeben erschüttert, die mehr oder weniger fühlbar sind; doch hat man gewöhnlich nur alle acht oder zehn Jahre eine schädliche Wirkung dieser Landplage zu berichten.

Die Bevölkerung theilt sich in drei Klassen: Bojaren, Bauern und Zigeuner.*) Die Bojaren (von denen die Einen wollen, daß ihr slavischer Name Krieger bedeute, während die Andern denselben von bos, Ochse, herleiten, welches diesen Titel bis zur Zeit der römischen Kolonie hinaufführen würde) sind die Herren des Landes, allein sie sind noch weit entfernt, daraus den Vortheil zu ziehen, den eine weise Bewirthschaftung in diesem reichen Lande ihnen verschaffen könnte, wo der Boden nur geringer Bearbeitung bedarf, um Viel hervorzubringen. Ausschließliche Besitzer aller öffentlichen Aemter, befreit von den Staatslasten, hat dieser sorglose Adel, der sehr am Alten hängt, sich bis jetzt einem müßigen Luxus ergeben, welcher bereits sein großes Vermögen erschüttert hat; er hat Familien mit ewigen Schulden belastet, die durch eine wohlgeordnete Verwaltung soliden Wohlstand hätten begründen können, welcher der ganzen Masse des Volks zu Gute gekommen wäre.

Jetzt sind die Bojaren mehr aufgeklärt über ihren Vortheil und nehmen an den öffentlichen Angelegenheiten hinreichend Theil, so daß zu hoffen ist, sie werden die Interessen ihrer Hauswirthschaft in klarerem Lichte sehen. Die ausgezeichnete Erziehung, welche der junge Adel erhält, verbürgt für die Zukunft einen bessern Zustand. Doch bis jetzt ist das Leben der privilegirten Klassen noch angesteckt von dem sorglosen Fatalismus, den die morgenländischen Gewohnheiten und seine ungewisse Herrschaft in ihre Sitten hatte übergehen lassen. Nichts ist eleganter, als die etwas theatralische Umgebung ihrer Person; entfernt man sich aber von dem Hausherrn und wirft einen Blick auf das Heer der müßigen und zerlumpten Diener, auf die zahlreichen, nichts weniger als eleganten Equipagen, auf diese großen, schlecht unterhaltenen Paläste, so wird man von dem traurigen und unglücklichen Anblicke ergriffen, der durch diesen Mantel des Diogenes scheint. Der Anstand des

*) Die dritte Klasse, die Zigeuner, sind bereits oben geschildert worden.

Hausherrn, der feine Ton und die Talente der weiblichen Mitglieder seiner Familie, die Reinheit und Leichtigkeit, mit der die Sprachen Centraleuropa's gesprochen werden, der Takt, selbst die Frivolität der Unterhaltung, — Alles vereinigt sich, um uns zu überzeugen, daß diese Gesellschaft der fashionabelsten gleicht, die man in Europa finden kann; aber hinter der Thür des Salons erinnert euch eine Menge schmutziger und müßiger Diener, Zigeuner, welche die Vorsäle füllen und sogar auf den Treppen schlafen, daß ihr in der Walachei seid, und daß alle diese Civilisation, wie die edlen Metalle des Landes, noch nicht die schlammige Rinde abgeschüttelt hat, die sie umgibt und ihr allen Glanz raubt.

Dagegen darf man nur den walachischen **Bauer** sehen, um Theilnahme für ihn zu haben. Dieses Gefühl ist gerechtfertigt durch das lange Unglück, dessen Opfer dies Hirten- und ackerbauende Volk seit vielen Jahrhunderten gewesen ist. Es muß noch Viel für die Gesittigung dieses kräftigen Bauernstandes geschehen, der ganz für den Ackerbau geschaffen ist. Wie der Ackerbauer des Virgil würden sie glücklich sein, wenn sie die Güter kennten, welche der Himmel für sie auf dieser schönen römischen Erde, auf welche sie so stolz sind, verbreitet hat, die aber nur edel und wahrhaft römisch bleiben wird, wenn sie einträglich gemacht wird. Die Donau erwartet den Weizen der walachischen Ebene, um die Speicher des Schwarzen Meeres zu füllen, und die Walachen werden Viel und wohlfeil liefern können, wenn die Faulheit und Unmäßigkeit sie dazu werden kommen lassen. [42]





IX. Russisches Reich.

1. Charakterzüge der Polen.

Ein trauriges Geschick hat die Polen über alle Länder verstreut, und man kann ihren Charakter in Paris, London, in New-York und Constantinopel ebenso gut studiren wie in ihrem eigentlichen Vaterlande. Neben den Schwächen dieses Charakters, denen vor Allem das Unglück der Nation entsprang, und welche wir unten berühren werden, leuchten seine ideellen Seiten hervor, vor Allem die Liebe für das Vaterland, für ein Vaterland, das nur in ihrer Idee, in ihrer Erinnerung oder Hoffnung besteht, das keinen irdischen Boden hat und als wirkliches allein in ihrer Religion, ihrer Literatur, ihrer Sprache besteht.

Die Religion, das vorzüglichste Element jenes Vaterlandes, ist den Polen ein heiliges Gut. Die Armuth der Kirchen und Klöster, die Kleidung der Geistlichen, die einfache Ausschmückung der Altäre, die Abwesenheit aller blendenden Pracht beim Gottesdienst, das wahrhaft fromme, arme, fast streng ascetische Leben und Aussehen der katholischen Priester — Alles erinnert an die ersten Zeiten der christlichen Kirche. Unter den Priestern selbst sieht man Gesichter so ernst, sanft und edel, als seien sie aus der Leinwand eines Fiesole, Giotto, oder Francia hervorgetreten, man fühlt, daß mancher unter ihnen nicht blos dem Maler als Modell eines Märtyrers dienen, sondern daß er in Wirklichkeit als solcher für seinen Glauben zu sterben vermöge.

Wenn man aus dem Lärm und Schmutz einer mit Juden erfüllten, russisch-polnischen Stadt in eine der ruh- und dämmervollen katholischen Kirchen tritt, wo die Orgel tönt und Priester und Chorknaben in weißen Gewändern vor dem Altar dienen, dann fühlt man sich plötzlich in eine reinere, bessere Welt enthoben und vergißt die Eindrücke, die noch eben Herz und Sinn beängstigten.

Dem äußeren Ansehen entspricht das Leben der meisten polnischen Geistlichen, es ist meist ein Leben der Entbehrung, der Hingebung an die Pflichten des heiligen Berufs, dem viele dieser Männer Bequemlichkeit, Reichthum, irdischen Glanz geopfert haben. Viele derselben besitzen nicht blos religiöse, sondern wissenschaftliche und fein gesellige Bildung, und sind an ihrer Stelle in der Hütte der Armen, wie in vornehmen Krei-

sen; es gibt ausgezeichnete Talente, Redner, Schriftsteller unter ihnen.

Die Zahl der Kirchen und Klöster ist bedeutend verringert, viele stehen leer, sind verfallen, viele werden zu andern profanen Zwecken benutzt, auch vom ehemaligen Schmuck der Wände und Altäre existiren nur dürftige Reste, die gebliebenen katholischen Gotteshäuser reichen für die große Zahl der Kirchgänger nicht hin und eine Menge derselben müssen draußen ihren Gottesdienst halten, und sich mit dem fernen Klange des Meßglöckchens zur Leitung ihrer Andacht begnügen. Aus weitesten Fernen kommt man zur kirchlichen Sonntagsfeier herbei, und Fuhrwerke aller Art sieht man dichtgedrängt auf den Plätzen vor Kirchen und Kapellen stehen.

In den wenigen nicht aufgehobenen Klöstern, die sich meist nur von milden Spenden erhalten, sieht man nichts von jenem Wohlleben, dem man zuweilen anderwärts begegnet, und nicht blos das Gelübde, auch die Nothwendigkeit gebietet die Armuth; trotz derselben oder vielmehr wegen derselben, die man mit freudiger Demuth erträgt, machen diese Klöster, in denen Frauen aus den höchsten Klassen leben, einen erhebenden Eindruck.

Die Polen sind eifrig nicht nur in Erfüllung aller äußeren religiösen Pflichten, wovon die überfüllten Kirchen, die nie leeren Beichtstühle, die Strenge der Fasten, die Ehrfurcht vor den Priestern zeugen, — sondern auch in wahrer werkthätiger Frömmigkeit und Nächstenliebe. Diese lenkt die Schritte edler Frauen in die Hütten der Armen, der Kranken und Sterbenden, läßt sie arme Kinder unterrichten und mit Mutterliebe für verlassene Waisen sorgen. Die Reichen sind wohlthätig in großartiger und anspruchsloser Weise; der Polen Erregbarkeit und Raschheit im Handeln läßt sie ihre Wohlthaten oft ohne Ueberlegung und fast bewußtlos wie die Bäume ihre Blüthen ausstreuen.

Keine ausposaunende Zeitung mit Listen von Gaben und Gebern ist hier wie in andern Ländern der Sporn zur Mildthätigkeit. Die meisten Familien erziehen mehrere, oft eine ganze Zahl armer Kinder gleich den ihrigen. Als in der Cholerazeit unzählige Kinder elternlos geworden waren, entstand ein wahrer Wettstreit, den Waisen die verlorenen Väter und Mütter ersetzen zu wollen. Neugeborene Kinder, die häufig von armen, namenlosen Eltern Wohlhabenden zugesendet werden, nimmt man fast immer mit Freuden als eine Verheißung besondern göttlichen Segens auf und erzieht sie mit Liebe wie die eignen.

Die Krankensäle der wenigen, noch existirenden Klöster werden viel von edlen Frauen besucht, welche nicht blos durch ihre Gaben, sondern durch ihren Zuspruch die Leidenden erfreuen. Fest hält man an den lieblichen Gewohnheiten, die sich an die Feier der hohen Feste knüpfen. Am Weihnachtsvorabend breitet man Heu und Stroh unter das Tischtuch zur Erinnerung an das erste Lager des Christkindes, und setzt sich zum Festmahle, wenn das Feiergeläute erklungen und der erste Stern erschienen ist, nun beginnt es mit dem Brechen der geweihten Oblaten, die man glückwünschend mit einander theilt; ebenso bricht und genießt man zu Ostern die Eier mit Freunden und Verwandten, und hält gleich den Russen an dem Feste ein geweihtes Mahl für alle Besuche und für die Armen bereit; ebenso schmückt man zu Pfingsten und am Frohnleichnamsfeste Häuser und Kirchen mit Bäumen und Blumen in reichster Fülle.

Keine Wohnung bezieht man, ehe sie der Priestersegen eingeweiht, keine Reise beginnt man ohne gemeinschaftliches Gebet; in der Familie begrüßt man sich gegenseitig beim Schlafengehen und bei jeder Trennung mit dem heiligen Kreuzeszeichen; von der Kindheit bis zum Grabe segnet man sich selbst mit diesem Zeichen für jeden Tagesabschnitt und für jede besondere Handlung, und von der Wiege bis zum Grab trägt man die kleinen Crucifixe und Medaillons mit Heiligenbildern, welche Elternhand einst an die Brust des Kindes legten.

Der religiöse Sinn der Polen, der sich in so vielseitig frommer Thätigkeit und in so vielen lieblichen Gebräuchen offenbart, zeigt sich auch bei jedem Gespräch über Gegenstände der Religion; einmal die Saite berührt und sie erklingt in vollen Tönen; man findet unter dem Aeußern eines heitern Weltsinnes eine Fülle von Schwärmerei und Enthusiasmus verborgen, und ahnt, wie diese so leicht entzündlichen Menschen nur Eines Schrittes bedürfen, um aus dem bunten Irrgarten der Welt in die stille Klosterzelle zu gelangen; man erkennt das Gefühl für das Erhabene, Geheimnißvolle, Wunderbare, das sie unter der beweglichen Oberfläche ihres Wesens bewahren, und in das sie oft tief sich versenken können. Den Typus der Kreuzritter, der schwärmerischen Helden könnte man hier noch finden, hier noch Gestalten aus dem Mittel-

alter, wo man das Irdische leicht mit dem Himmlischen verband, wo der Mönch und Priester dann und wann das Kreuz mit dem Schwerte vertauschte, und der Ritter das Kreuz auf seinen Waffenrock heftete, wo man nicht blos irdischen Wesen liebevolle Verehrung weihte, sondern durch den Cultus der Maria dem Minnedienst die höchste Verherrlichung gab.

Dieser mittelalterliche Geist geht auch durch die Literatur der Polen; bei fast allen ihren Dichtern findet sich eine Neigung zu religiöser Schwärmerei und Symbolik, die neben dem überall durchklingenden Schmerz um das verlorne Vaterland ihre nationelle Eigenthümlichkeit bildet. Vor Allem offenbart sie Mickiewicz, der vorzüglichste Repräsentant der polnischen poetischen Literatur. In seinen Dichtungen („Conrad Wallenrod", episches Gedicht; eine Episode aus dem Kriege zwischen den deutschen Rittern und Litthauern behandelnd; „die Ahnen", religiös-mystisch-legendenartiges Gedicht; „Herr Thaddäus", das häusliche Leben der Litthauer schildernd; ferner Sonnette, Lieder, Psalmen u. s. w.) weht Etwas vom erhabenen mystisch-schwärmerischen Geiste Dante's und Wolfram's von Eschenbach, und mehr oder weniger sind die Schöpfungen aller frühern und spätern Dichter demselben Quell von Gefühlen und innern Anschauungen entsprungen. Aus der Vergangenheit bis in die neueste Gegenwart zieht sich diese Dichterreihe mitten durch verworrene blutige Zeiten wie ein goldener Faden durch dunkles Gewebe.

Ein anderes Element, das außer Religion und Literatur das ideale Vaterland der Polen bildet, ist die Sprache, nicht ganz so originell, naturkräftig, gleich Wald, Wind und Meer klingend, wie die russische, aber reicher, melodischer als diese, auch dem übrigen Europa verwandter, da sie nicht blos mit eigenthümlichen Reizen, sondern auch mit Worten und Klängen aus der lateinischen und italienischen Sprache geschmückt ist. Wol erkennen die Polen ihre Schönheit, und halten sie heilig als Erbe ihrer Väter, und obgleich auf Universitäten und in Schulen russisch gelehrt und in allen amtlichen Verhältnissen, allen Geschäften mit dem Gouvernement russisch gesprochen wird, und obgleich die Unterhaltung in der Gesellschaft meist französisch geführt wird, so ist das Polnische doch die Sprache der Familie, des Gebetes, der Predigten und der Poesie.

Das Gesagte bezieht sich auf die Seite des polnischen Charakters, die man nur durch längere Bekanntschaft mit ihm erfassen kann. Doch zeigt dieser Charakter noch so viele verschiedene, wechselnde, ineinander übergehende Eigenschaften, welche oft den edleren Zügen desselben zu widersprechen scheinen und in der That häufig Contraste bilden, die man überhaupt in der slawischen mehr als in jeder andern Menschennatur findet. Ein gewisser leichter Sinn, oft auch Leichtsinn, der sich über Alles hinwegsetzt, nicht vor der Zukunft bangt, die Vergangenheit nicht bedauert, die Kränkung, oft auch die Wohlthat, schnell vergißt, bonne mine à mauvais jeu macht, Unangenehmes lächelnd erträgt, sich in alle Lagen fügt, das ist das Erbtheil der Polen und macht das tägliche Leben mit ihnen leicht. Aus diesem Sinne entspringt jene Rastlosigkeit, die sie von der Stadt auf's Land, von einem Ort zum andern führt, ihnen große Reiselust gibt, ja sie sogar im Innern ihrer Häuser unaufhörlich die Bestimmung der Zimmer, die Stellung der Möbel verändern läßt, und so ewig an die ursprüngliche Nomadennatur der Slawen erinnert.

Auch gehört zu den Folgen jenes leichten Sinnes die große Offenheit im Reden, mit welcher sie so schnell ihre innersten Gedanken aussprechen, ihre häuslichen Verhältnisse und Familienangelegenheiten Andern mittheilen, ferner die Leichtigkeit, mit der sie ihr Geld ausgeben, mit der sie, plötzlichen Impulsen folgend, große Summen für Andere opfern, oder auch für eigenen Luxus Summen verschwenden, und die Unbesonnenheit, mit der sie im Spiele wagen und verlieren.

Diese Leidenschaft für das Spiel und die dann und wann zum Uebermaß gesteigerte Neigung für Wein- und Champagnerfreuden gehören zu den Schattenseiten im Charakter der Polen sowie der meisten slawischen Völker. Nicht blos die Herren im Salon, auch die Diener im Vorsaal, die Soldaten vor ihren Casernen und Wachthäusern, die Bauern an der Straße lagernd, sieht man mit Karte und Würfel spielen. Die so traurige Leidenschaft zerstört nicht blos häufig alles häusliche Glück, sondern auch alle bessern geselligen Freuden, indem sie der allgemeinen Unterhaltung, der Musik, ja manchmal sogar dem Tanze keinen Raum läßt. Doch ist die Leidenschaft für den

Tanz die einzige, welche noch den Sieg über jene erringt, sie ist dem Polen angeboren, sie kann selbst lebensmüde Füße noch für den rauschenden Wirbel der Masurka beflügeln, dieses Nationaltanzes, der so recht Ausdruck der erregbaren, leidenschaftlichen Polennatur ist. [7.]

---

2. Polnische Zustände.

Das polnische Land wird von einer dreifachen Pestbeule zermartert, Juden, Tschinownikș und Kosaken. Es scheinen diese drei Menschenraçen hier ein Bündniß geschlossen zu haben. Nur sie bevölkern die Städte, nur sie überziehen das Flachland mit ihren Massen. Ihr könnt keine Stunde in einer Stadt verweilen, ohne von den offiziellen oder offiziell genannten Plackereien der Tschinowniks (Beamten) betroffen zu werden; nicht das kleinste Geschäft des bürgerlichen Lebens ist ohne Einmischung der Büreaukratie gestattet; nicht die unbedeutendste Angelegenheit ist ohne gesetzliche und trügerisch geforderte, stets schwere Gerichtskosten zu erledigen. Sowie Ihr aus dem Wagen auf die Erde tretet, seid Ihr außerdem von der schon geschilderten unabwehrbaren Zudringlichkeit der Juden belästigt. Wenn aber endlich der Reisende den Tschinowniks und Juden entfloh, indem er sich in den Wagen warf und die Rosse eilends davon jagen ließ, so fährt er buchstäblich keine Viertelstunde mehr im Flachlande dahin, ohne fern oder nah mit seinem Auge auf Kosaken zu stoßen. Auf der Heerstraße ziehen dichte Pulks in träger Schlaffheit vorüber, in den Gräben und unter dem Birkengebüsch haben sich faule Haufen hingeworfen, auf der Fläche erkennt man es, wie wandelnde schwarze Punkte, aus dem Walde hervor, bewegt es sich wie ein grauschwarzer Zug, am Moraste taucht es auf, im Flusse schwimmt es heran — immer und immer sind es Kosaken, Mitglieder dieser unzählbaren hungernden und raubenden Banden. — Frühere Reisende erzählen uns von polnischen Wolfsheerden; diese sind zersprengt und bis auf verhältnißmäßig wenige Ueberbleibsel ausgerottet. Aber für die vertausendfachte Nachkommenschaft dieser Massen, nur in der Körpergestalt verwandelt, möchte man die Kosaken erachten. Wer den Wolf, das häßlichste, frechste, gefräßigste und trotzdem feigste Raubthier Europa's kennt, kann sich des Vergleiches der Kosaken mit ihm nicht erwehren. Vorzüglich haben Beide die Unersättlichkeit, Frechheit und Feigheit gemein. Nur beim gemeinsamen Raubzug — und auch dieser Trieb zur Gemeinschaftlichkeit ist in Beiden gleich stark — wagt der Kosak einen ernsthaften Angriff auf den Stand haltenden Gegner; einzeln flieht er vor jeder Gegenwehr. Wie aber selbst ein Trupp von Wölfen nur durch den wüthendsten Hunger zum offnen Angriff getrieben wird, so geht der Kosak dem Gegner nur bei dringendster Nothwendigkeit auf geradem Weg entgegen. Wie die hundähnlichen Wölfe schlaffen Trabes paarweis durch die Felder gehen, die Beute bei rascher Verfolgung zwar im Stich lassend, aber doch im Hinterhalt lauernd, ob sie nicht später gefahrlos wieder zu erraffen sei — gerad so die Kosaken. Und wie der Wolf, wo just keine Gefahr droht, frech mitten aus dem Dorfe, während die Nähe des Menschen selbst das muthigere Raubthier vermeidet, ebenso raubt auch der Kosak mit empörender Frechheit, wo er den Raub nur im Angesicht von Greisen, Weibern und Kindern zu verüben braucht. — So sind die Blutsauger beschaffen, mit denen der Czarenbefehl das Land übersäet, da es in Todeszuckungen zu seinen Füßen liegt. — Zwischen ihre Reihen aber schlüpfen überall verhandelnd und einhandelnd, als Nachrichtbringer, Spürer und Botschaftsträger, als Marketender und Lieferanten, als Diebshehler und Menschenverkäufer, als feile Geschäftsmacher aller Art, die polnischen Juden mit ihren langen Kaftanen und hohen Pelzmützen, welche sie trotz des Ukases noch immer beibehielten.

Ich hatte schon oft von dem ekelhaften Aussehen polnischer Juden-Dörfer sprechen hören; aber die Vorstellung, welche ich mir davon machte, war noch weit hinter der Wirklichkeit zurück, und ich weiß nicht, womit ich sie vergleichen soll, um einen richtigen Begriff von ihnen zu geben. Sie sind elender, als die Lavahütten isländischer Fischer, und sogar schmutziger, als die Zelte der Lappen. Ich kann sie noch sehen, jene gebrechlichen, von einigen Glasscheiben erhellten und in Verschläge

abgetheilten Häuser, worin ganze Familien in einer mephitischen Luft eng bei einander wohnen; jene schmutzigen Bäche, wo halbnackte Kinder wie unreinliche Thiere herumwaten; jene Straßen, wo man nur in Lumpen gehüllten Weibern und Männern begegnet, die mit abgestumpftem Blicke den vorübergehenden Reisenden betrachten, oder sich an seine Seite drängen, um ihre filzige Handelsschlauheit gegen ihn in Anwendung zu bringen.

Die Aufnahme der Juden in Polen geht bis zur Regierung Boleslaw's des Großen zurück. Die ersten Privilegien ertheilte ihnen Wladimir I (1096). Bald verbreiteten sie sich über das Land, vermehrten von Jahr zu Jahr ihr Vermögen, dehnten ihre Verbindungen aus, und im vierzehnten Jahrhunderte trug Kasimir der Große mächtig zur Hebung ihres Wohlstandes bei. Verführt wie Ahasverus durch die Reize einer zweiten Esther, ließ er diesem irrenden Volke einen Schutz angedeihen, wie es ihn damals in den übrigen Ländern Europa's nicht fand. Vielleicht hoffte er auch durch den Handelsgeist der Juden die Industrie in seinem Königreiche zu erwecken, und zu verbreiten; aber anstatt dieselbe auszudehnen, verlor er sie unwiederbringlich! — Die Adeligen hatten mehr, als je, Scheu und Abneigung vor nützlichen Gewerben. Eine Profession reichte hin, um den Rang seiner Tugend zu entkleiden. Der Reichthum, als Frucht der Arbeit, enterbte die adeligen Familien selbst der Vorrechte, welche er hätte ertheilen sollen, und vergrößerte allein durch begünstigende Gesetze jenes dem Cultus, den Institutionen und dem Geschicke des Vaterlandes fremde Volk, das bis auf den heutigen Tag an dem Boden der polnischen Provinzen wie ein fressender Aussatz klebt.

Die Juden bilden mehr als ein Fünftheil der Bevölkerung Polens. Sie nehmen blos für sich ganze Städte und Dörfer ein. Isolirt in der Mitte eines ganz katholischen Volkes, verachtet und geschmäht, bleiben sie gleichwol an dem Boden hangen, der für sie so zu sagen ein zweites Vaterland geworden ist; an jenen Gefilden, welche sie durch ihre Verschlagenheit und Gewinnsucht aussaugen. In den Städten erwarten sie den Reisenden an der Thüre der Gasthöfe und verfolgen ihn mit ihren Dienst-Anerbietungen. In den Dörfern betreiben sie verschiedene Gewerbe. Anderswo pachten sie Kneipen, und wehe der Gemeinde, wo sie sich mit dem Monopol des Branntwein-Verkaufes niederlassen. Sie demoralisiren und ruiniren die Bauern, indem sie dieselben zur Trunkenheit verleiten und ihnen auf Credit verderbliche Getränke liefern, die sie sich nachher theuer bezahlen lassen. Einige nachlässige Große hatten den Juden schon gegen Entrichtung eines jährlichen Pachtgeldes die Verwaltung ihrer Ländereien anvertraut; aber diese Güter wurden in kurzer Zeit ausgemergelt und verarmten, sowie die, welche dieselben bebauten, mit Schulden belastet und ruinirt wurden. Es gibt Dörfer, wo in Folge dieses unaufhörlichen Wuchers, dieser traurigen Vorgschulden, Möbel und Häuser, kurz Alles den Juden verpfändet ist. Der Handel ist ihre Lieblingsbeschäftigung, ihr Element, ihr Stolz. Beim Handel entfalten sie alle Mittel ihres scharfsinnigen, schlauen Geistes und alle ihre Thätigkeit. Die, welche nicht reich genug sind, um eine bedeutende Speculation wagen zu können, geben sich lieber mit dem Zufallshandel ab, als daß sie eine regelmäßige Beschäftigung wählen, die ihre Existenz sichern würde. An den Gränzen betreiben sie auf eine freche Art den Schmuggelhandel. In dem Innern des Landes verkaufen oder kaufen sie Alles, was sich ihnen darbietet: heute Möbel, morgen ein Stück Vieh, an einem andern Tage alte Kleider, wenn sie nur ihr Geld, oder ihre Waare mit der Hoffnung, einige Kopeken zu erwerben, umsetzen können: — dies ist ihr Zweck, ihr Leben! — Ich bin in Warschau Mehreren begegnet, die von Morgens bis Abends herumliefen, mit einem Paar alter Stiefeln, oder einem Schlafrocke unter dem Arme, den sie jedem Vorübergehenden anboten. Waren diese Gegenstände abgesetzt, so sah man sie des andern Tages mit einem silbernen Becher, oder einer häßlichen Schatulle; und wenn ein Vorübergehender sie dazu aufforderte, so waren sie sogleich bereit, ihm als Commissionäre und Lakaien zu dienen.

Diese Juden haben nicht, wie die französischen und deutschen, das Costüm des Volkes angenommen, unter dem sie leben. Die Männer tragen einen langen Bart, einen schwarzen, durch einen Gürtel von der nämlichen Farbe zusammengehaltenen Kaftan, Hosen und Stiefel. Ihr Kopf ist ganz geschoren; nur an den Schläfen lassen sie zwei Haarlocken wachsen, welche über die Wangen herabgehen und sich mit dem Barte vereinigen. Auf ihrem nackten Schädel tragen sie eine schwarze Mütze und über dieser einen breitkräm-

pigen Hut, oder eine mit Wolfs- oder Fuchsfell stark verbrämte Tuchkappe. Die Frauenzimmer tragen ein turban-artig gefaltetes Tuch auf dem Kopfe. Die Verheiratheten verbergen ihre Haare unter dieser Kopfbedeckung, die anderen aber lassen sie in langen Flechten über den Rücken hängen. Ein solches Costüm könnte sehr malerisch sein, wenn es nicht aus schmutzigen und stinkenden Lumpen bestände. Die Schönheit der Frauenzimmer, die erbliche unauslöschliche Schönheit des orientalischen Typus verschwindet unter ihrem Schmutze und den Abzeichen ihres Elendes. Die Juden, welche in den Städten wohnen und besonders diejenigen, die sich dem Dienste der Fremden widmen, sind allein sorgfältig in ihrer Kleidung, und die jungen jüdischen Kaufleute zu Warschau und Krakau tragen so lange Haarlocken und kleiden sich so kokett, daß sie einer Pariser Modehändlerin den Rang streitig machen dürften. [24. 137.]

3. Gross- und Kleinrussen.

Wenn man die Schilderung liest, die einige Schriftsteller von den Kleinrussen entwerfen, so sollte man glauben, in ihnen lauter Apollo's zu finden, während der Reisende, wenn er dieser sonneverbrannten und von schwarzem Staube ihres Steppenbodens bedeckten hageren Menschen zuerst ansichtig wird, glaubt, eine Raçe häßlicher Barbaren vor sich zu haben, bis ihn genauere Beobachtung eines Besseren belehrt. Die Gesichtszüge des Kleinrussen scheinen beim ersten Anblick etwas sehr Unbestimmtes, Unbedeutendes zu haben. Die kleine spitze Nase, der dünne Bart, die schmalen Wangen, die niedrige Stirn und die winzigen Augen wollen Anfangs an Mongolisches und Kalmückisches mahnen. Die Physiognomie des Großrussen erscheint dagegen gröber geschnitzt, offner und verständlicher. Die dickere Nase, die rothen Wangen, der lockige Bart und das heitere Auge machen den Fremden Anfangs mehr eingenommen für ihn.

Sieht man indeß etwas genauer nach, gibt man dem Kleinrussen eine kleidsamere Haartoilette, cultivirt man seinen Leib, legt man ihm die Uniform donischer Kosaken oder petersburger Garden an, so zeigt es sich, daß seine Physiognomie in ihren Grundzügen weit feiner ausgearbeitet und einer viel größeren Vervollkommnung fähig ist, als die großrussische, sowie sein übriger Körperbau sich ebenfalls edler und schöner zeigt.

Die Großrussen haben einen auffallend gedrungenen Körperbau, kurzen Hals, starken Nacken, breite Schultern und kurze Beine. Die Kleinrussen dagegen einen sehr schlanken Wuchs, eine kleine Taille, feine Knochen sowie dünn aufgelegte Muskeln. Die Großrussen besitzen starke und dicke Muskeln und neigen sehr zum Dickwerden. Unter den Kleinrussen sieht man dagegen sehr selten starkmuskelige, fette oder dickbauchige Menschen. Wenn der Großrusse sich zu Wohlhabenheit und gutem Leben erhebt, so wird er gewöhnlich wohlbeleibt, und es kommen daher unter ihren Kaufleuten und Provinzialadeligen, besonders unter den Frauen, ungemein wohlgenährte Exemplare zum Vorschein. Wo dagegen die Kleinrussen sich zu gebildeten und begüterten Leuten abklären, da erscheinen viel ausdrucksvollere und interessantere Physiognomien unter ihnen. Ja es zeigen sich oft unter den geringsten Ständen so feine Körperbildungen, daß man glauben sollte, die aufmerksamste Erziehung, der akkurateste Tanzmeister und die gewähltesten Speisen hätten an ihrer Ausbildung gearbeitet.

Die Gesichtsfarbe der Großrussen ist ein über das ganze Gesicht verbreitetes Fleischroth, nicht das schöne, blos in den Wangen blühende Rosenroth germanischer Stämme. Jenes Fleischroth findet sich bei den Kleinrussen durchaus nicht, ihre Gesichtsfarbe ist vielmehr bräunlich. Die Haare der Großrussen haben meist helle Farben, braungelb, oft goldgelb und blond, die der Kleinrussen sind dagegen dunkelschwarz und tiefbraun, was die Behauptung Derer bestätigen kann, die da sagen, daß die Kleinrussen reinere Slaven seien, die Großrussen aber sich vielmehr mit den gelbhaarigen Finnen und blonden Normannen gemischt hätten. Ebenso sind die Augen der Großrussen häufig blau, die der Kleinrussen dagegen häufiger braun.

Alle Russen zeichnen sich trotz ihrer oft so

melancholischen Gesänge durch eine große Heiterkeit des Temperaments und durch eine große Sorglosigkeit um die Zukunft aus, mit der dann eben eine so große Gleichgültigkeit gegen Alles, was da kommen mag, und eine unbesiegbare Indolenz bei Vorkehrungen dafür innig zusammenhängt. Beide, Groß- wie Kleinrussen, leben gern lustig, singen und jubiliren fleißig, arbeiten nicht gern viel und strengen sich bei der Arbeit nicht an, lassen Glück und Unglück über sich ergehen, wie es der Himmel sendet. Doch gilt dies in sehr verschiedenem Grade, wenn man Beide, Groß- und Kleinrussen, unter einander vergleicht.

Dem Großrussen gegenüber darf man den Kleinrussen nicht sehen, wenn man seine Eigenthümlichkeit erkennen will. Denn in seiner Gegenwart erscheint der Kleinrusse, der den Moskowiter als seinen Besieger und Befehlshaber betrachtet, dem nicht so viel List, Lebendigkeit, Beredsamkeit und Talente zu Gebote stehen, als Jenem, befangen, stumm, melancholisch, wogegen er unter seines Gleichen gern scherzt, tanzt, trinkt, musicirt und sich mit Blumen schmückt. Trinkgelage, lustige Aufzüge, Musik, sind dem Kleinrussen kein geringeres Vergnügen, als dem Großrussen.

Wenn aber Beide, Groß- und Kleinrusse, lustige Brüder sind, so ist doch der Großrusse viel heiterer. Er scherzt und witzelt beständig, und würzt selbst seine Branntweingelage mit Beredsamkeit und Poesie. Sein Charakter ist menschenfreundlicher, gutthätiger, und er wird stets in der Betrunkenheit zärtlich und liebevoll. Aus seinem süßlich und schelmisch lächelnden Gesichte strahlt die Freude wieder.

Der Kleinrusse scheint bei seinen Vergnügungen weit mehr der Völlerei und Ausgelassenheit als der Freude und Heiterkeit ergeben zu sein. In allen Aeußerungen seiner Lust offenbart sich weit weniger Seele als beim Großrussen.

Die größere Lebhaftigkeit und Beweglichkeit des großrussischen Temperamentes, sowie im Gegensatze derselben die größere Trägheit und Indolenz des kleinrussischen, sprechen sich besonders stark in der Verschiedenheit der Geschäfte aus, die von dem einen und dem anderen Stamme mit besonderer Vorliebe betrieben werden. Der Kleinrusse ist von Haus aus Ackerbauer und Hirt, der Großrusse dagegen von Haus aus Kaufmann und Handwerker. Die einförmigen und langweiligen Geschäfte des Ackerbauers sind dem lebhaften Großrussen zuwider, und wo er nur kann, macht sich von ihnen los, lernt, anstellig wie er ist, schnell dies und jenes Gewerbe und durchzieht handelnd und hantirend das große Reich, tritt bald am Eismeer oder Pontus als Fischer, bald in den Wildnissen Sibiriens als Jäger auf, dient als Handlanger in Fabriken, bei Architekten und Malern, gibt einen guten Bedienten und Marqueur ab, wandert mit allerhand Waare von Stadt zu Stadt und zeigt sich zu Allem, was ihm einigen Gewinn zu versprechen scheint, willig und unternehmungslustig.

Der Kleinrusse dagegen ist weit mehr Ackerbauer, und als solcher, sowie als Viehhirt, hat er sich über die ganze fette, fruchtbare, an Vieh und Menschen nährenden Gräsern so reiche südrussische Ebene verbreitet. Er hat wenig Talent und Lust zu mechanischen Arbeiten und noch weniger zur Krämerei und Handelschaft. Nur als Schuster und Schneider findet man ihn allenfalls in den Städten seines Landes, wo die meisten anderen Handwerke von Großrussen ausgeübt werden. Ebenso verhandelt er fast nur die Producte seines Bodens und die Gegenstände seines täglichen Bedürfnisses als Kleinkrämer in den sogenannten „schwarzen Buden", während alle Producte entfernter Länder und entlegener Manufacturen von den großrussischen Kaufleuten bezogen und umgesetzt werden.

Eine Tugend, die Beide, Kleinrussen sowol als Großrussen, auf gleich angenehme Weise auszeichnet, ist die Gastfreiheit. Doch übt sie Jeder auf seine Weise, der Großrusse mit mehr Höflichkeit und Freundlichkeit, der Kleinrusse mit eben solcher Höflichkeit und wo möglich mit noch mehr Freigebigkeit. Der geringste Kosak wird mit der größten Bereitwilligkeit sein letztes Brod und seinen einzigen Topf Milch mit seinem Gaste theilen und es wie der Großrusse für ein Verbrechen halten, einen unartigen Wirth in seinem Hause zu machen.

Wenn die Klein- und Großrussen sich in keinem Punkte mehr gleichen als in Bezug auf Gastfreiheit und Religiosität, so sind sie in keinem verschiedener als in Bezug auf Reinlichkeit. Dem Kleinrussen gebührt in dieser Hinsicht entschieden der Vorrang vor allen seinen Nachbarn, sowol vor dem Ungarn als dem Moldauer, Polen und Großrussen, von welchen Allen die Polen die Krone der Schmutzigkeit verdienen, denen alsdann die übrigen in fol-

gender Ordnung folgen mögen: Ungarn, Großrussen, Moldauer und Molorossianen. Die kleinen Lehmhäuser und Erdwohnungen der letzteren sind immer äußerst proper und appetitlich und selbst ihre Betten auf's Netteste und Accurateste gehalten. Ebenso sind sie auch für ihre Person sehr reinlich. Sie halten Etwas auf weiße Wäsche, und ihre Kinder sind gewöhnlich recht sauber gewaschen. Die Großrussen sind nicht selten in Uebermaß mit Ungeziefer gesegnet. [113.]

4. Die Don'schen Kosaken.

Das Land der Don'schen Kosaken wird nur wenig bebaut und würde wol im Stande sein, noch die vier- bis sechsfache Zahl von Menschen zu ernähren. Der Kosak, geborner Krieger, liebt die Feldarbeit nicht, und thut sie nur, weil ihn die Noth dazu zwingt; dann baut er aber nur so Viel, als er eben zu seinem Unterhalte braucht. Anstatt die Steppen zu bebauen und da, wo es geht, zu bewässern, schweift er auf seinem Rosse umher oder streckt sich auf einer schattigen Stelle nieder, um sich dem süßen Schlafe, den er über Alles liebt, zu ergeben. Das Land ist durchaus nicht so wasserarm, als angegeben wird, da es von vielen Flüssen durchströmt ist. Von großen Wäldern ganz entblößt, regnet es im Sommar nur selten, und oft tritt eine Dürre ein, die meist die Monate Julius und August anhält, und bisweilen schon im Junius beginnt. Die Kosaken haben sich demnach auch nur an den Flüssen angesiedelt und bebauen dort das Feld. Wie leicht ließen sich aber Wasserleitungen anbringen, wenn thätige und betriebsame Menschen diese Gegenden bewohnten? Die große armenische Ebene, in der Eriwan und Eschmiatsin liegt, und die von dem Arares durchflossen wird, ist weit ärmer an Wasser, und doch verstehen die fleißigen Armenier und Tartaren durch Wasserleitungen dem Boden reichlichen Ertrag abzugewinnen.

Bei dieser den Kosaken angebornen Trägheit war es früher nicht selten, daß Mißernten und mit ihnen Hungersnoth sich einstellten, und dann eine große Menge Menschen, dem Hungertode preisgegeben, zu Grunde gingen. Um diesem nicht selten wiederkehrenden Elende vorzubeugen, legte seit einiger Zeit die russische Regierung große Magazine an und zwang die Kosaken, nach jeder Ernte ein gewisses Quantum Getreide abzuliefern, von dem sie nun bei Unglücksfällen zehren können. So vermögen eine und selbst zwei Mißernten noch keine Hungersnoth hervorzurufen. Und doch haben sich die Kosaken nur ungern und mit großer Ueberwindung in diese heilsame Maßregel gefügt.

Die Viehzucht der Kosaken ist unbedeutend und eben wieder nur so stark, als für den Bedarf hinreicht; desto mehr Sorgfalt aber widmen die Kosaken den Pferden, die ihnen oft höher als Weib und Kinder stehen und mehr als diese gepflegt werden.

So wenig der Kosak Ackerbau liebt, ebenso wenig versteht er den Don und die übrigen schiffbaren Flüsse zu benutzen. Und was sollte er auch ausführen? Hat er doch nichts, was er dem fremden Kaufmanne anbieten könnte! Nur gezwungen baut er einen schlechten Kahn, um auf das jenseitige Ufer zu gelangen, und hat ihm die Ernte einmal nach Abzug des Quantums für die Magazine noch Ueberfluß an Getreide gegeben, oder will er die Häute seines geschlachteten Hornviehes gegen Branntwein, Tuch ꝛc. umtauschen, so verfertigt er sich eine kleine Art von Segelschiff, was aber kaum mehr als 12 bis 16 Mann zu fassen vermag, kein Verdeck besitzt und in der Regel noch überladen wird. Auf ihm steuert er dem Asoff'schen Meere zu. Der geringste Wind bemächtigt sich bald des leichten Fahrzeugs und schaukelt es hin und her, aber ohne Hand anzulegen, überläßt sich der Kosak furchtlos dem Geschick, das über ihm waltet und dem er nicht zu entgehen vermag. Der Glaube an das unerbittliche Fatum beherrscht den Kosaken ebenso wie den Türken, und mit ihm stürzt er sich jeder Gefahr entgegen. Jedoch unterläßt er nie, als frommer Christ von Zeit zu Zeit den Schutzheiligen seines Landes, den heiligen Nicolaus, anzuflehen. Ich habe selbst gesehen, daß Barken auf der Seite lagen und jeden Augenblick umzustürzen drohten, der Kosak blieb aber ruhig auf seinem Sitze und blies, ohne eine Miene zu verziehen,

Dampfwolken aus der kurzen Pfeife, als wäre eben gar keine Gefahr vorhanden.

Sowie das ganze Volk der Kosaken aus verschiedenartigen Völkern mit der Zeit sich gebildet hatte, ebenso verschiedenartig ist die Tracht. Zweifelsohne herrscht das tscherkessische Element in der Kleidung des Mannes sowol als in der des Weibes vor, und noch heißt der Ueberrock des ersteren Tscherkeska. Er ist von Tuch und unterscheidet sich von dem Nationalrocke der Tscherkessen dadurch, daß die Aermel wie bei dem Rocke der Polen aufgeschlitzt sind. Auch besetzen die Tscherkessen ihren Rock vorherrschend mit Silber-, die Kosaken mit Goldtressen. Er ist kurz und reicht kaum bis an die Knie. Unter ihm befindet sich ein seidener Kaftan, der Agaluk der Kaukasier und Grusier, aber mit silbernen Knöpfen besetzt und durch einen reichgestickten Gürtel zusammengehalten. Auf dem Kopfe trägt er eine hohe Mütze von brennend rothem Sammet mit Gold gestickt und mit Tressen besetzt. Die Frauen besitzen ebenfalls einen tuchenen, aber längeren Oberrock, die Kawraka, und unter ihr, aber kaum bis zum Knie reichend, das dem Agaluk analoge Gewand, den Kobolek, aber anstatt daß dieser durch einen Gürtel zusammengehalten wird, bedient man sich einer Art breiter, ebenfalls reich gezierter Leibbinden. Von dem Knie an werden die meist weißseidenen und weiten Beinkleider sichtbar. Der Kopfputz unterscheidet sich nur wenig von dem der Russinnen, und besteht ebenfalls aus einer Powjaska (einer Art Stirnbinde) von rosafarbenem Atlas, oder einer gewöhnlichen Kolpatschka von geblümtem Zeug, durch ein Tuch festgebunden.

Nicht weniger verschieden als die Kleidung ist die Gestalt des Kosaken, und daher mögen wol die verschiedenen Meinungen, nach denen die Kosaken bald einen schönen, bald einen häßlichen Menschenschlag bilden, entstanden sein. Der ächte Kosak aus rein tscherkessischem Stamme hat eine hohe, noble Figur. Der starke schwarze Schnurrbart zieht sich bis zum Kinn herunter. Aber je mehr türkisches oder wol gar mongolisches Blut in seinen Adern fließt, um so mehr treten die aufgedunsenen Glieder, die hervorstehenden Backenknochen, die kleinen geschlitzten Augen und die gelbe Hautfarbe hervor. Eigenthümlich ist es aber, daß das Kosakenmädchen stets eine liebliche Erscheinung ist. Es scheint, als wenn bei den Frauen der mongolische Charakter sich nie hätte ausbilden können.

Heiterer Sinn und Sorglosigkeit sind die Eigenschaften, welche die Kosaken vor Allem auszeichnen. Kein Unglück, und wenn noch so groß, vermag ihn ganz zu beugen, und unterstützt durch seinen Glauben an ein unabänderliches Fatum, erträgt er die größten Leiden ruhig und ohne Murren. Ich habe Väter gesehen, die mit aller Liebe an ihren erwachsenen Söhnen hingen und doch ruhig die Nachricht von dem Tode derselben ertrugen. Nur auf wenig Stunden vermochte der herbste Schmerz die angeborne Fröhlichkeit zu unterdrücken. Bald tauchte diese wieder hervor und erquickte das verwundete Herz. „Sie sind im Kampfe für's Vaterland gestorben," waren die Worte des Trostes, die der arme Vater sich selbst zurief.

Alle sechs Jahre zieht der Kosak hinaus in die Fremde und bewacht für eine gleiche Zeit die fernsten Grenzen des russischen Reiches. Der daheim gebliebene bebaut die Felder, deren Ertrag ihm allein ohne alle Zehentabgabe gehört, und sorgt für die Viehzucht. Da er aber nur so viel Getreide baut, als er zu seinem Lebensunterhalte bedarf, so sind die Geschäfte, welche auf ihm liegen, nur sehr gering. Im Winter und im Sommer, nach der Bestellzeit bis zur Ernte, lebt er müßig, und gibt sich auch ganz der Unthätigkeit und Sorglosigkeit hin.

Die Feldarbeiten nehmen nach Ostern dem Kosaken nur wenig Zeit, und es bleibt ihm noch genug übrig, der allmälig immer mehr entfaltenden Natur sich zu erfreuen. Vorzüglich Nachmittags an Sonntagen versammelt sich die ganze Stanitza, Alt und Jung, auf der grünen und mit den schönsten Blumen geschmückten Steppe, um sich der Fröhlichkeit hinzugeben. Nur die betagten Mütterchen bleiben daheim oder setzen sich vor die Thür, um Alles, was vorgeht, zu beobachten. Nach dem Alter und Geschlecht theilen sich die Bewohner der Stanitza in Gruppen. Die Männer setzen sich in einen Kreis, rauchen ihr kurzes Pfeifchen und erzählen sich gegenseitig aus ihrem thatenreichen Leben. Der eine rühmt sich des Kampfes mit einem Tscherkessen, während der andere auch der Zeit gedenkt, wo ihr Kaiser siegend sie nach der Hauptstadt der gehaßten Franzosen führte. Mit beredter Zunge preist ein dritter die Thaten ihres geliebten Hetmanns Platoff, und ein vierter erwähnt der schönen Zeit, wo ihre Vorfahren frei und unabhängig als Herren die Steppen Südruß-

lands durchzogen. So sehr auch der Kosak seinen Kaiser liebt und ehrt, so preßt doch das Andenken an die frühere Zeit manchen Seufzer aus, und unwillig über die Unthätigkeit, in der zu verharren ihn jetzt die Umstände zwingen, flieht er oft die friedlichen Erzählungen der Kameraden, besteigt das treue Roß, und stürzt sich hinaus in die weite Steppe, den Unmuth, der an seinem Herzen zu nagen beginnt, durch Jagd vertreibend. Die gelbbraune Saiga, die Gazelle der russischen Steppen, mit dick aufgeschwollenem, knorpeligem Schwanze und weiten Nasenlöchern, ist dann meist der Gegenstand, an dem der Kosak den angebornen kriegerischen Sinn und seine Geschicklichkeit an den Tag legt.

Schon von frühester Jugend an werden die Kosakenknaben für ihre dereinstige Beschäftigung vorgebildet. Jeder Knabe ist Soldat, und es bleibt ihm nichts übrig, als das Kriegshandwerk. Bald nach der Geburt erhält er schon Lanze und Flinte. Schon zeitig lehrt der Vater seinen Sohn das Roß besteigen und es mit geschickter Hand zu unterwerfen. Mit kleinen Lanzen spielt er täglich, macht sie sich zur Gewohnheit, und kaum vermag er die schwere Flinte zu regieren, so geht er schon auf die Jagd oder schießt nach der Scheibe. Alle seine Spiele sind Kriegsspiele und endigen nicht selten blutig. Keine Thräne aber wagt der Schwergetroffene zu vergießen, denn ein allgemeines Gelächter würde nur seinen Schmerz vermehren. Kaum kann der Jüngling die Zeit erwarten, wo ihn das Vaterland ruft und in die unwirthsamen Marken sendet. Im Kriege allein fühlt er sich in seiner Kraft, und verwünscht deshalb nicht selten die sechs Jahre der Unthätigkeit, welche ihn an die Heimath fesseln. Selbst noch im hohen Alter ist der Krieg sein Element, und findet ihn der Tod auf heimathlicher Scholle, dann bittet er, daß Lanze, Flinte, Mütze und Nogaika*) hinter dem Kreuze auf sein Grab gestellt werden.

Die Bewohner der Stanitzen, welche an dem Ufer des Don wohnen, lieben den Fluß ihrer Heimath und feiern auf ihm jährlich zur Pfingstzeit fröhliche Feste. Er fließt nur langsam in der ebenen Steppe und führt deshalb den Namen Tichoi Don (langsamer oder sanft fließender Don). Häufig betrachten ihn die Kosaken sogar wie die Aegyptier ihren Nil, als den Spender der Fruchtbarkeit, und verehren ihn im hohen Grade. Da in Rußland Jedermann mit dem Vornamen und dem Namen des Vaters, nicht mit dem Familiennamen gerufen wird, so hat auch der Don, weil er aus dem Johanns-See im Tulaischen Gouvernement entspringt, als Vater einen Iwan (Johann) erhalten, nach welchem er nun Don Iwanowitsch (Johann-Sohn) heißt. Der Name Johann ist auch bei den Russen sehr verbreitet, und um der einheimischen Sitte zu fröhnen, werden Fremde, deren Vor- und Vaters Vor-Namen man weiter nicht kennt, Iwan Iwanowitsch genannt, sie mögen sonst heißen, wie sie wollen.

An einem schönen Mai- oder Junitage bedeckt sich der ganze Don mit schön geschmückten Barken, und Jung und Alt rudert fröhlich hin und her. Lustige Lieder erschallen von einem Ufer bis zum andern. Bildet der Don in seiner Mitte eine Insel, dann wird diese zum Ort des Vergnügens erwählt, und dorthin werden Speisen und Getränke geschafft. Zwischen der Stanitza und jener Insel ist ein reges Leben, und die Barken gehen herüber und hinüber. Erst spät, wenn schon lange die Sonne untergegangen ist, trennt sich das lustige Völkchen und segelt seinen Hütten wieder zu. Die Speisen und Getränke sind durchaus nicht so einfach, als man glauben sollte, und bei großen Festen verstehen die Kosaken mit großer Kunstfertigkeit die Tafel mit den verschiedenartigsten Gerichten aufzuputzen und ihr oft das seltsamste Aussehen zu geben. Der Kwas, das russische Nationalgetränk, ist erst seit kurzer Zeit in dem Lande eingeführt worden und wird nicht geliebt, dafür findet man aber Meth und Wein, an den Ufern des Don bereitet. Vor Allem aber liebt der Kosak seinen schlechten und leichten Branntwein. Die Speisen sind zum Theil russisch, zum Theil aber auch orientalisch. Suppen sind noch nicht, wie bei den Orientalen, vom Tische verdrängt, aber sie unterscheiden sich wesentlich von den unserigen. Die russische Sauerkraut- (oder, wie sie gewöhnlich genannt wird, Kohl-) Suppe, die Itschi, wird zwar häufig und gern gegessen, der Kosak gibt aber seiner Pochlebka, einer Art flüssigen Pillaus und wie dieser aus Hühnern, Reis, Rosinen und Butter bereitet, den Vorzug. Wie bei den Orientalen, ist das Hammelfleisch die Lieblingsnahrung der Kosaken, und wird dem Fleische aller andern Thiere vorgezogen. Nur ungern essen die Kosaken Rindfleisch. Mit vieler Kunst verstehen sie ein junges Lamm

*) Nogaika heißt die kurze Reitpeitsche der Kosaken.

am Spieß zu braten und dann auf einer großen Schüssel in seiner lebenden Stellung, auf allen vier Füßen stehend und den Kopf in die Höhe gerichtet, aufzustellen. Oft ist es von Blumen und Kräutern so umgeben, daß es den Anschein hat, als weide es mitten in einer Wiese.

Ueber die militärische Bedeutung der Kosaken für Rußland bemerkt der Reisende Wagner: „Jene weiten Steppenländer, welche der Don durchströmt und wo Jedermann ein geborner Soldat ist, sind für Rußland ein unendlich werthvolles Besitzthum. Es bedarf nur der Stimme eines Einzigen, und es schwingen sich am Don und Ural 100,000 Lanzenreiter kriegslustig in den Sattel. Alle militärischen Autoritäten haben die ungemeine Nützlichkeit eines so zahlreichen leichten Reitercorps anerkannt. Kosaken sind im großen wie im kleinen Kriege auf hunderterlei Weise zu gebrauchen, bald zur Bedeckung der Convois, bald zum Ueberfall der Transporte des Feindes, als reitende Boten wie als Kundschafter, als Wächter wie als Verfolger, und selbst in geordneten Schlachtreihen hat der stürmische Angriff ihrer Lanzen sich bei mehr denn einer Gelegenheit als furchtbar bewährt. Eine Armee mit Kosaken ist gegen Ueberfälle stets gesichert, während der Feind vor ihren Neckereien niemals Ruhe hat. Diese Lanzenreiter sind für Rußland besonders deshalb von unschätzbarem Werthe, weil sie in der Reihe der tüchtigen militärischen Eigenschaften, welche den russischen Krieger unbestritten zieren, eine wichtige Lücke ausfüllen; sie bringen dem Heere die leichte Beweglichkeit, die Schnelligkeit, eine der wenigen kriegerischen Eigenschaften, die dem starken, stämmigen, grob gebauten Großrussen, der überdies in einer für rasche Bewegung unvortheilhaften Montur steckt, fehlen.“

[111. 233.]

5. Ansicht des Kaukasus.

Als ich am Morgen in Jekaterinograd erwachte, lachte die helle Sonne durch die Scheiben. Mein Diener war vor mir ausgegangen und trat nun plötzlich in das Zimmer mit dem freudigen Ausrufe, man sehe den ganzen Kaukasus in allerschönster Klarheit. Ich eilte hinaus, und da stand ein Naturgemälde vor mir, das mir unvergeßlich bleiben wird bis zum jüngsten Tage. Der Nebel, der uns so lange den Anblick des Kaukasus mißgönnt hatte, war gefallen, und eine helle Atmosphäre leuchtete über Steppe und Gebirge. In unabsehbarer Reihe standen die kaukasischen Eiskolosse im Hintergrunde der Steppe; sie schienen ganz nahe, obwol ihre wirkliche Entfernung noch einige Tagereisen betrug. Ueber das dunkle bewaldete Vorgebirge ragten sie in den bizarrsten Formen, als Zacken, Säulen, Hörner, Kuppen, Pyramiden hervor. So zerklüftete, wild zerrissene Fels- und Schneewände, so kühne Gipfelformen, wie die Riesen der kaukasischen Centralkette, haben weder die Alpen der Schweiz, noch der Taurus, noch der Atlas, der Balkan, die Apenninen, oder irgend eines von den mir bekannten Gebirgen Europas. Die Orientalen nennen den Kaukasus mit Recht den „Tausendgipfeligen.“ Unter den Gebirgsländern, die ich in drei Welttheilen durchwanderte, ist mir kein Punkt bekannt, der so günstig gelegen wäre, ein ganzes Gebirge in seiner größten Ausdehnung zu überschauen, wie die Terekßteppe bei Georgiefsk. Hier befindet man sich in fast gleicher Entfernung von den beiden äußersten Enden des Kaukasus am schwarzen und am caspischen Meere. Man denke sich eine fast völlig flache Steppe mit geringer Erhebung über dem Meeresspiegel, nur äußerst sparsam mit Bäumen bedeckt, im Hintergrunde dieser kahlen Ebene aber plötzlich fast ohne Unterbrechung eine gegen hundert Meilen lange Reihe von Riesenbergen emporragen, deren absolute Höhe über der Teréksteppe im Durchschnitt 10,000 bis 12,000 Fuß beträgt. Ob es irgendwo auf der Erde günstigere Punkte gibt, Ketten von solcher Größe und Ausdehnung mit einem einzigen Blicke zu überschauen, bezweifle ich. Von außen und in einiger Entfernung gesehen, übertrifft der Kaukasus an malerischer Schönheit die Alpen Europas; aber im Innern kann er bei dem Mangel an Seen und großen Wasserfällen, bei der geringen Zahl seiner Gletscher den Vergleich mit der Schweiz und Tyrol nicht aushalten. Der Elbrus im Südwesten zeigt sich, von Georgiefsk gesehen, in vollkommen reiner Kegelform mit abgeplattetem Gipfel und vom Haupte bis zum Fuße mit einem

Schneemantel bekleidet. Nach der barometrischen Messung der Herren Academiker, welche die Expedition des Generals Emanuel begleiteten, erhebt sich derselbe 15,240 Pariser Fuß und bildet den Mittelpunkt eines kraterischen Amphitheaters. Obwol er keine Höhenrivale in seiner nächsten Nachbarschaft hat, so erscheint der Elbrus dem Auge doch weniger erhaben, weniger prächtig als der Kasbek im Süden, der nach Meyer's Messung mit dem Montblanc fast gleiche Höhe hat. Der Kasbeck, dessen Gipfelform dem Buckel eines Kameels gleicht, ist von gewaltigen Kolossen umgeben, überragt dieselben aber deutlich.

[233.]

6. Die Tscherkessen in ihren socialen Verhältnissen.

Die Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung bei den Tscherkessen ist das Stammesleben, wie es seit Jahrtausenden in fast unveränderter Gestalt bei ihnen besteht. Die einzelnen Stämme, die sich ursprünglich aus einzelnen Familien entwickelt haben, sind nach und nach zu förmlichen Staaten (in Umfang und Bevölkerung) herangewachsen, ohne jedoch das Bedürfniß zu fühlen, ihre Angelegenheiten anders, als nach altherkömmlicher Sitte zu regeln. Nie herrschte hier zu Lande ein geschriebenes Gesetz, wie denn das Schreiben noch heutzutage unter dem Volke eine seltene Kunst ist, deren sich selbst der Vornehmsten nur Wenige rühmen können. Das einzige allgemein anerkannte Gesetz war das Jedem innewohnende und auf den ganzen Stamm ausgedehnte Gesetz der Gegenseitigkeit.

Die Familienbande sind bei uns kaum so stark, wie diejenigen Bande, welche bei den Tscherkessen die Bevölkerung eines ganzen Stammes umschlingen. Ein solcher Stamm (Tokum) braucht jedoch, trotz des innigen Zusammenhanges seiner Glieder und der Solidarität der Interessen, kein von örtlichen und Grenzbestimmungen abhängiges Ganzes zu bilden. Die einzelnen Stammesangehörigen können zerstreut wohnen über das ganze Land, sie werden zusammengehalten durch ihren beim Eintritt in den Verband geleisteten Eid, und durch die großen Vortheile, welche ihnen aus diesem Verbande erwachsen. Wenn z. B. ein Angehöriger des Stammes Tschipaku beraubt, beleidigt oder ermordet wird von einem Angehörigen des Stammes Pschu, so ist der Stamm Pschu in seiner Gesammtheit verantwortlich für die verübte Missethat, und beide Stämme bleiben in Fehde, bis die Missethat nach herkömmlichem Brauche gesühnt, d. h. bis eine der Unbill entsprechende Strafe entrichtet ist. Diese Strafe besteht gewöhnlich in der Auslieferung von Ochsen, deren Sühnezahl sich nach der Größe des Vergehens richtet. Für den Todtschlag eines Mannes hat der Stamm, dem der Mörder angehört, zweihundert Ochsen auszuliefern, für den Todtschlag einer Frau hundert Ochsen, für die Verführung eines Mädchens fünfundzwanzig Ochsen. In ähnlicher Weise ist für jedes Verbrechen eine Strafe festgesetzt. In zweifelhaften Fällen wird die Streitfrage entschieden durch ein Schwurgericht, zusammengesetzt aus zwölf Personen, wozu die sechs ältesten unbescholtenen Männer aus jedem Stamme gewählt werden. Großes Ansehen ist mit der Würde eines Geschworenen, die zugleich das Richteramt in sich schließt, verbunden, und Keiner, auf dem der geringste Mangel haftet, ist dieser Würde zugänglich. Das Urtheil der Geschworenen wird vom Volke heilig gehalten, und sie haben Gewalt über Leben und Tod des Angeklagten, wenn ihr Verdict ein einstimmiges ist. Der vorsätzliche Mord wird — unbeschadet der vom Stamme zu leistenden Sühne — gewöhnlich wieder durch den Tod bestraft. Die Hinrichtung geschieht, indem man dem Mörder einen schweren Stein um den Hals bindet und ihn dann hinabstürzt in's Meer. Eben in Folge der Verpflichtung eines Stammes, für jeden seiner Angehörigen einzustehen, herrscht unter den Stammgenossen eine scharfe gegenseitige Ueberwachung, welche wirksamer ist, als die beste Polizeibehörde, und deren Durchführung sich um so leichter bewerkstelligen läßt, als die Tscherkessen niemals in großen Ortschaften beisammen wohnen. Ihre größten Aoule kommen an Einwohnerzahl kaum unseren kleinsten Dörfern gleich. So geschieht es, daß die Bewohner eines Aouls immer von den Vermögensumständen unter einander auf das Genaueste unterrichtet sind, und die Vermehrung der Rinder, Schaafe und Pferde (der gewöhnlichen

Objecte des Diebstahls) eines Hausstandes niemals lange Geheimniß bleiben kann.

Kommt es dennoch vor, daß der Stamm den Verbrecher nicht ermitteln kann, oder Schwierigkeiten macht, die verlangte Strafe zu entrichten, so wird jeder Stammgenosse als Mitschuldiger betrachtet und bleibt während der schwebenden Schuld Mißhandlungen und Beleidigungen aller Art ausgesetzt. Nicht allein muß er sich dann sorgsam hüten, den Fuß in einen feindlichen Aoul zu setzen, auch an jedem dritten Orte, wo er mit einem Krieger des beleidigten Stammes zusammentrifft, kommt es fast jedes Mal zu blutigen Auftritten.

Der Stamm ist verantwortlich für den Einzelnen, und der Einzelne für den Stamm. Die Unbill, wie die Genugthuung, kommt immer auf Rechnung des gemeinsamen Stammverbandes. Nicht der Verbrecher bezahlt die Sühne, sondern seine unschuldige Genossenschaft. Nicht der Beleidigte erhält Genugthuung, sondern der Tokum, dem er angehört. Nur in Zeiten großer Theuerung, oder bei alt eingefleischtem Stammeshader kommt es vor, daß ein Tokum mit der Zahlung anerkannter Schuld lange auf sich warten läßt. Dasselbe geschieht auch wol zuweilen bei einem großen Stamme gegenüber einem kleineren und schwächeren. Solche Fälle gehören aber zu den seltenen Ausnahmen, und die Blutrache des Einzelnen tritt dann an die Stelle der Stammesjustiz. Im Allgemeinen hat sich das Criminalsystem der Tscherkessen immer als sehr erfolgreich erwiesen, und das gegenseitige Absperren der Häuser und Ställe, aus Furcht vor Diebstahl, ist hier zu Lande vollständig unbekannt. Eben weil die Männer einer Verbrüderung größtentheils einander genau kennen, machen sie mit Denen gemeiniglich kurzen Proceß, welche den Stamm in ernste Angelegenheiten bringen.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse eines Tokum sind ganz nach communistischen Grundsätzen geregelt. Nicht in dem Sinne, daß eine regelrechte Güterverteilung stattfände: die Besitzenden sind gehalten, den Nichtbesitzenden auszuhelfen, wo es fehlt. Brennt ein Haus ab, so müssen die Nachbarn es wieder aufbauen. Verwüstet der Feind alle Wohnungen und Felder eines Aouls, so muß die Stammesgemeinschaft den angerichteten Schaden ersetzen. Will ein armer Tscherkeß heirathen, und es fehlt ihm an Mitteln, die Braut von den Eltern zu erkaufen, so müssen die Genossen ihm die Mittel verschaffen.

Die öffentlichen Angelegenheiten des Tokum werden immer in einem Medschilis (Volksrath) unter freiem Himmel verhandelt. Jeder freie Mann hat das Recht, an den Berathungen Theil zu nehmen. Doch findet hier gewöhnlich eine Vertretung in der Art statt, daß das Volk die anerkannt Weisesten und Tapfersten aus seiner Mitte so lange unbehindert schalten und walten läßt, als es sich überzeugt hält, daß sie nicht gegen den Vortheil des Stammes handeln.

Seit der Einführung des Islam in diese Lande ist es Sitte geworden, daß sowol bei den Volksberathungen wie bei den Schwurgerichten immer wenigstens ein schriftgelehrter Kadi zugegen ist, um die Satzungen des Koran in Anwendung auf die vorliegenden Fälle zu erklären, was jedoch auf die Entschließungen der Tamata wenig Einfluß übt, da der alte Landesbrauch immer noch heiliger gehalten wird, als der Koran. Die Tscherkessen bestreben sich zwar um so mehr gute Muhammedaner zu sein, als ihnen das Christenthum durch die Russen verhaßt geworden ist, trotzdem legen sie auf die muhammedanischen Feiertage wenig Gewicht, während sie mit großer Gewissenhaftigkeit die Feste ihrer alten Götter begehen. Dies mag sich wol hauptsächlich daraus erklären, daß ihre alten heidnischen Festtage, im Gegensatz zu den islamitischen, ein vorwiegend heiteres Gepräge tragen und mit großen Thieropfern Lustbarkeiten und Schmausereien verbunden sind. Denn eben so groß wie die Ausdauer, mit welcher der Tscherkeß Entbehrungen aller Art erträgt, wo die Noth es gebietet, ist auf der andern Seite sein Hang zu fröhlichem Gelage. Im Felde nimmt der Krieger mit einer Hand voll roher Hirse und einem Trunke frischen Quellwassers verlieb, ohne zu murren; zu Hause aber, im Kreise der Freunde labt er sich gern an gutem Spießbraten, an Pilaw, an Busa und Arka, und an den vielen landesthümlichen, aus Mais, Hirse und Honig bereiteten süßen Gebäcken und Gerichten. Jegliche Art von Gemüse aber, zu dessen Cultur sich das Land vortrefflich eignet, ist dem Tscherkessen ebenso verpönt und verhaßt, wie Schweinefleisch. Spießbraten und süße Gebäcke bilden immer und überall die Hauptbestandtheile des Mahles. Gerade wie bei den Georgiern und Armeniern essen die Diener das in der Schüssel Gebliebene gleich beim Wechseln

der Gerichte auf, theils stehend, theils indem sie sich nach einander in einem Winkel des Gemachs niederlassen.

Veranlassung zu großen Gelagen geben besonders die Medschilis, ein erfochtener Sieg, sowie jedes fröhliche und traurige häusliche Ereigniß.

Jeder Tscherkeß hat sein eigenes Haus, dem immer ein kleines Nebengebäude oder Gasthaus angefügt ist, wo jeder Fremde allezeit freundlichen Empfang, Speise und Unterkommen findet. Die Gastfreundschaft der Tscherkessen ist weltberühmt geworden, und verdient in der That lobender Erwähnung, obgleich sie sich wesentlich durch nichts von der Gastfreundschaft der übrigen Gebirgsvölker des Kaukasus unterscheidet. Bei den neutralen oder russenfreundlichen Stämmen, wie bei den Karbardern, Osseten, Tuschen u. a. kann Jedermann gastliches Unterkommen finden, ohne daß der Kunak dadurch in große Verlegenheit geräth; die russenfeindlichen Tscherkessen aber müssen streng darauf sehen, daß sich unter dem Schutze der Gastfreundschaft nicht Spione oder moskowitische Emissäre in's Land schleichen, wie das schon zu wiederholten Malen geschehen ist.

Ein harmloser Reisender wird, wenn nicht ein besonderer Verdacht auf ihm lastet, nie große Gefahr bei irgend einem tscherkessischen Stamme laufen.

Der Zutritt zu den Tscherkessen an der Küste ist deshalb doppelt schwierig, weil hier die Russen die Vermittlerrolle spielen, und die Bergvölker alles von den Russen Kommende mit gerechtem Mißtrauen aufnehmen. Doch genügt es, einen zuverlässigen Kunak zu haben, um auch hier überall durchzukommen. Der Kunak bürgt mit seinem Kopfe für die Sicherheit des Gastes, wenn er einmal Salz und Brod mit ihm gegessen, die Busa mit ihm getrunken und unter einem Dache mit ihm geschlafen hat.

Bekanntlich haben auch die Tscherkessen seit Alters ihre erblichen Standesunterschiede, welche sich jedoch seit der Einführung des Islam durch die nivellirenden Satzungen des Koran wesentlich verwischt haben. Die waffentragenden Männer (so genannt im Gegensatz zu den Sklaven, welche keine Waffen tragen dürfen) zerfallen in drei Klassen: Pschi (Fürsten), Usden (Edelleute) und Tokav (Freie). Die Sclaven oder Leibeigenen, deren große Masse aus Kriegsgefangenen besteht, sind lediglich darauf angewiesen, den Acker zu bebauen, das Vieh zu hüten und die Arbeiten des Hauses und des Stalles zu besorgen.

Die Pschi und Usden besaßen früher große Vorrechte, und standen ungefähr in demselben Verhältniß zu der übrigen Bevölkerung, wie bei uns die Fürsten und Ritter des Mittelalters. Der Mißbrauch, den sie mit ihrer Gewalt trieben, veranlaßte, daß man ihnen diese Gewalt ganz nahm, und heutzutage unterscheiden sie sich von den Tokav oder Freimännern durch nichts, als durch ihre angestammten Titel. Trotzdem sind die drei Klassen in so fern von einander geschieden, als sie sich durch eheliche Verbindungen nie vermischen. Ein Pschi wird nie die Tochter eines Usden, und ein Usden nie die Tochter eines Tokav heirathen. Im Uebrigen stehen die Tokav in keinerlei Abhängigkeit von den Fürsten und Edelleuten. Im Medschilis übt Derjenige den größten Einfluß, der am meisten Einsicht und Verstand zeigt, und in Kriegszeiten wird Derjenige zum Anführer auserkoren, der sich durch Tapferkeit und Umsicht am meisten hervorgethan, ohne daß man dabei die mindeste Rücksicht auf Rang und Stand nimmt. Und von den Pschi und Usden stehen beim Volke nur Diejenigen in besonderem Ansehn, welche sich durch ganze Geschlechter im Medschilis und im Felde ausgezeichnet haben.

In früheren Zeiten war das Schleiertragen hier ganz unbekannt; mit dem Islam wurde auch der Schleier eingeführt. Die Mädchen gehen bis zu ihrer Verheirathung unverschleiert und genießen im Umgange mit Männern große Freiheiten. Mit dem Eintritt in die Ehe hören diese auf. Der Schleier zieht gleichsam eine Scheidewand zwischen dem Leben der Jungfrau und der Gattin. Von dem Tage an, wo die Frau ihr Gesicht mit dem Schleier umhüllt, ist sie Eigenthum ihres Mannes und ihre Welt beschränkt sich auf ihr Haus. Stirbt ihr Mann, so haben seine nächsten Verwandten ein Anrecht auf sie. Doch bezieht sich dieses Anrecht nur auf die Person, nicht auf das Vermögen. Denn nach den Satzungen des Koran hat jede Frau freies Eigenthum, worüber sie schalten kann nach eigenem Ermessen. Ueberhaupt wird die Frau auch durch die Ehe nicht Sklavin des Mannes, sondern kann ihn verklagen, und sich sogar von ihm trennen, wenn er sie in ihren, im Koran genau bezeichneten, Rechten kränkt. Ja selbst die geborene Sklavin genießt alle Vorrechte einer freien Frau, sobald sie Mutter wird.

Die Tscherkessinnen, welche durch Vermittelung des Sklavenhändlers ihr Glück in der Ferne suchen, gehören meistentheils dem vierten Stande an. Der für sie bezahlte Preis wird getheilt zwischen den Eltern und dem Herrn. In gleicher Weise müssen die Leibeigenen, welche ein Handwerk treiben (Waffenschmiede, Mattenflechter u. s. w.) ihren Verdienst mit dem Herrn theilen.

Die Mädchen werden unter allen Ständen zu Hause erzogen, während man die Knaben der drei freien Stände schon in frühester Jugend fremder Obhut anvertraut, um sie vor elterlicher Verzärtlung zu wahren. Sind sie so weit herangewachsen, daß sie ein Pferd satteln und die Waffen führen können, so müssen sie Pagendienste bei ihrem Atalik (Pflegevater) thun, und heißen während dieser Zeit Dscherat.

Der Dscherat begleitet seinen Atalik auf allen Kriegsfahrten, wird von ihm im Reiten, Schießen und sonstigen Uebungen unterrichtet und bleibt bei ihm bis zu seiner Verheirathung, welche gewöhnlich ebenfalls durch Vermittelung des Atalik geschieht. [16.]

7. Kriegführung im Kaukasus.

Alle Bergvölker am nördlichen Abhang des Kaukasus haben eine gleiche Art Krieg zu führen, da sie gewöhnlich in kleinen Partien auf ihre Raubzüge ausgehen. Sie unternehmen ihre Streifzüge meist Tag und Nacht, ununterbrochen, aber immer heimlich und in der größten Stille. Ihr Führer (Belat genannt) geht voran, einige Wachen an den Seiten, und die übrige Menge theilt sich in kleine Haufen und reitet frei und ungebunden hinterher; der Führer eilt oder springt voraus, sich an seinen Sattel schmiegend oder sich auf den Steigbügel erhebend; er späht hinter einem Hügel in die Umgegend und plötzlich legt er den Finger an den Mund; die ganze Schaar bleibt stehen; er zeigt auf die Erde, und schnell springen Alle vom Pferd; er winkt sie zu sich, und wie im Sturmwind fliegen sie mit ihren Pferden zu ihm heran und wagen kaum Athem zu holen. So sehr vertrauen die Bergvölker ihrem Führer und geben ihm meist bei gutem Erfolge zwei Theile der Beute ab. Außerdem nimmt sein Ruhm und das Zutrauen zu ihm zu; kein guter Erfolg dagegen erwirbt ihm Verachtung, oft sogar den Tod. Sieht er einen Gegenstand, der ihm zweifelhaft ist, oder scheint sich die Schaar dem Ziel ihres Rittes zu nähern, so besteigt er eilig einen Hügel, von wo herab er die Umgegend genau besehen kann, und bemerkt er irgendwo Leute, so wirft er seine Mütze in die Höhe und rollt sich selbst den Hügel hinunter; er wendet diese List an, um die Vorsicht des Feindes zu täuschen, der etwa glaubt, daß dort ein Vogel auffliegt.

Nicht selten fliegt jedoch ein Adler auf und gibt auf den russischen Vorposten Veranlassung zu unnützen Maßregeln; aber endlich ermüdet diese viele Monate lang unaufhörlich unterhaltene Wachsamkeit den Offizier, er achtet nicht auf eine bedeutende Erscheinung der Art, läßt die Zügel seines Pferdes sinken und gibt ihm seinen freien Gang, als plötzlich Pferdegalopp, ein Schießen und das feindliche Kriegsgeschrei ihn in Schrecken setzen und einer augenscheinlichen Gefahr preisgeben.

Wenn sich die Räuberschaar beim Ausruhen in einer Schlucht ausbreitet, und die Umgebungen keine Möglichkeit zeigen sich zu verbergen, so macht sie sich aus dem hohen Gras eine Schutzwehr in Gestalt eines Heuschobers, unter dessen Schutz der Wachhabende unverzüglich kriecht und sich unbemerkt an einem passenden Platz im Grase versteckt.

In der Nacht ändert sich die Ordnung des Zuges; die Seitenwachen reiten zur übrigen Schaar und keiner entfernt sich von ihr, aus Furcht sich zu verlieren; nur der eine Belat, in der Entfernung von einigen hundert Schritten vom Zug, achtet mit gespanntem Hahne seines Gewehres auf das geringste Geräusch und wendet kein Auge von den Ohren seines Pferdes ab; so reitet er langsam vorwärts, ein dumpfes Pfeifen richtet, nach vorher geschehener Abrede, die Bewegungen der ganzen Schaar. In der Nacht umgibt sie sich mit Wachen, die sich auf den Fußsteigen oder Wegen niederlegen, das Ohr an die Erde gedrückt, und so in großer Entfernung den Lauf eines Elenns

von den Tritten eines Pferdes zu unterscheiden vermögen. Die Gewandtheit und leicht auffassende Achtsamkeit des Belats sind in der That unglaublich. Wenn in dem nächtlichen Dunkel der Himmel mit Wolken bedeckt ist, entfernt sich selten die Schaar von ihrer Richtung. Der Führer beachtet den Wind, ist ganz in sein Vorhaben vertieft, bemerkt die geringste Aenderung desselben, und richtet sich oft nach einem Compaß. In einer sternhellen Nacht ist der Polarstern, der kleine und große Bär ihr Führer; das Nebengestirn der Leier zeigt ihm die Stunden an. Ging ihnen der Compaß verloren oder zerschlug er sich, so dient ihnen irgend eine Erhöhung zum Wegweiser; sie halten nämlich erst die Hand im Busen, um sie zu erwärmen, und strecken sie alsdann gegen die vier Himmelsgegenden auf der Erhöhung aus; die kälteste bestimmt den Norden, und diese Richtung wird meist mit ungewöhnlicher Genauigkeit angegeben; zuweilen zerstreut der Nebel ihre Schaaren; dann dient ihnen ein Funken, mit einem Feuerstahl angeschlagen, zum Zeichen. So gab es Fälle, wo die russischen Vorposten, vom Nebel umhüllt, plötzlich in der Ebene und auf den Höhen einen Feuerglanz sahen; hunderte dieser Funken wurden auf einem weiten Umkreis bemerkt. Die Vorposten schrien: da sind die Räuber; es rauschten die Hähne der Flintenschlösser; Alles lauschte und horchte auf; plötzlich fiel der erste Schuß, dann der zweite, endlich der zehnte von beiden Seiten; da sprangen die Räuber zum Tummelplatz; das Gewehrfeuer erneuerte sich, auf den Vorposten gab man die Feuerzeichen, und es ertönte der Kanonendonner, und das Echo wiederholte dem fliehenden Feind sein Verderben. [49.]

---

8. Die Naturwunder Schirwans.

Unter den Naturmerkwürdigkeiten Grusiens verdienen die Naphtaquellen, die wachsenden Berge und das ewige Feuer erwähnt zu werden. In der Nähe der Stadt Baku finden sich viele Naphtaquellen, und auf der Halbinsel Apscheron Brunnen, aus denen Naphta geschöpft wird. Es gibt nur wenige Brunnen, welche die kostbare weiße Naphta geben, und diese werden unter Siegel gehalten und nur einmal in jedem Monate ausgeleert. Dagegen gibt es über fünfzig, welche die schwarze Naphta in großer Menge liefern; sie sind bis 120 Fuß tief und werden täglich ausgeschöpft. Diese Naphta wird nach Baku gebracht und als Brennmaterial zu Lampen, Küchenfeuer und zum Brodbacken gekauft; denn in Baku hat man kein anderes Brennmaterial, jedoch gebrauchen die Russen lieber trockene Wurzeln zum Brodbacken. Der reichste Brunnen gab täglich 7500 Pfund Naphta. Diese Brunnen gehören der Regierung.

Das ewige Feuer auf der Halbinsel Apscheron ist vielleicht das einzige Naturwunder seiner Art auf unserer ganzen Erde. Es brennt in einer Grube von länglicher, unregelmäßiger Gestalt, welche 120 Fuß lang und nicht über 9 Fuß tief ist. Der Grund in dieser Grube besteht mehr aus Felsen als aus Erde. Das Feuer brennt nicht überall gleich hoch; die größten Flammen sind nicht über 18 Fuß hoch, die Grube wird nicht tiefer durch das beständige Feuer, und die Grundsteine werden nicht morscher, obschon die Kalksteine über der Erde bald morsch davon werden und in Stücke zerfallen. Dieses ewige Feuer brennt ohne Rauch und Geruch. Die ganze Gegend in einem Umkreise von zwei Werst enthält den Stoff zu diesem Feuer. Jede Vertiefung, die man in die Erde gräbt und anzündet, brennt so lange mit starker Flamme, bis man sie mit Erde zudeckt. Die große Grube kann wahrscheinlich in derselben Weise ausgelöscht, aber auch sogleich nach Belieben wieder angezündet werden. Merkwürdig ist es, daß am Rande dieser beständig brennenden Feuergrube schönes grünes Gras wächst, und daß sich 500 Fuß davon entfernt zwei Brunnen mit gutem Wasser und ein großer fruchtbarer Garten befinden. Bei diesem Feuer halten sich beständig einige Feueranbeter, Nachkommen der alten Perser, welche das Feuer im Allgemeinen als ein Symbol der Gottheit betrachteten, und einige fromme Hindus auf. Rings um die brennende Grube, 12—18 Fuß von derselben, wohnen diese Leute in kleinen Hütten. Mitten in einer solchen

Hütte ist eine kleine Vertiefung gegraben, um welche zwei oder drei Steine gelegt sind, auf die ein Kessel zum Kochen der Speisen gesetzt wird. Hierzu nehmen sie ein paar Strohhalme oder trockenes Gras, zünden es draußen an der ewigen Flamme an und werfen es unter den Kessel. Die Höhlung entzündet sich sogleich, brennt hell ohne Rauch und Geruch, und die Speise wird schneller gekocht als mit Holz. Bedeckt man das Loch mit einem Stück Filz, so erlischt die Flamme. Bei dieser brennenden Vertiefung wärmen sich die Einsiedler im Winter, und gebrauchen kein Licht in ihren Hütten. Jeder steckt eine Röhre von der Länge einer Elle, oben mit Thon umgeben und mit einem Thonpfropfen versehen, nahe an seinem Bette in die Erde. Nimmt man den Pfropfen ab und zündet die Oeffnung mit Stroh an, so brennt die Röhre wie ein Licht, ohne verbrannt zu werden; legt man den Pfropfen darauf, so ist das Licht ausgelöscht.

Dieses ewige Feuer wird auch zum Kalkbrennen benutzt. Man thürmt die Kalksteine in einen Haufen auf, zündet etwas Stroh an der großen Feuergrube an und wirft es auf den Steinhaufen, darauf steigt die Flamme plötzlich aus der Erde mit Brausen in die Höhe und wenn man sie drei Tage brennen läßt, so ist der Kalk fertig. Außerdem hat diese Gegend noch eine andere sehr merkwürdige Feuererscheinung. Nach milden Herbsttagen, wenn die Abendluft warm ist, stehen die Felder um Baku herum wie in vollen Flammen. Oft sieht es aus, als ob Flammen in großen Massen schnell an den Bergen herabrollten; die umliegende Bergkette ist dann von einem klaren blauen Licht erhellt. Die unzähligen, theilweise zusammenhängenden Flammen, welche in dunklen und warmen Nächten die ganze Ebene bedecken, jagen den Pferden, Maulthieren und anderen Geschöpfen Schrecken ein. Die Flamme dauert nicht länger als ungefähr vier Stunden nach Sonnenuntergang; bei starkem Ostwinde sieht man sie nicht; übrigens wird sie am häufigsten im October und November wahrgenommen. Aber dieses Lichtfeuer zündet keinen brennbaren Stoff an. Dürres Gras und Schilf kommt niemals dadurch in Brand, obschon die ganze Erdfläche von Feuer-Flammen bedeckt zu sein scheint. Selbst wenn man sich mitten in diesen Flammen befindet, fühlt man nicht einmal einige Wärme dadurch.

Die wachsenden Berge liegen zwischen Baku und Nawagi längs der Landstraße in einer Ausdehnung von ungefähr zwei Meilen, sind von verschiedener, jedoch nicht bedeutender Höhe, von aschgrauer Farbe, ohne Gras und haben eine kegelförmige Gestalt. Die Erde ist nichts als ein salzhaltiger Lehm. Jeder Berg hat auf seiner Spitze eine Quelle von salzigem, schlammigem Wasser, welches aufsprudelt, um sich spritzt und überläuft; und indem sich dasselbe rings um die Oeffnung ansetzt, trocknet es aus und erhöht den Berg. Einige, die ziemlich hoch sind, sind ganz ausgetrocknet, dagegen entstehen neue neben ihnen, welche beständig dicken Schlamm ausstoßen und wachsen. Auch in anderen Gegenden des Landes findet man einzelne wachsende Berge. [82.]

---

8. Auf dem Markt in Orenburg.

Die Stadt Orenburg bildet ihrer Lage gemäß einen Mittelpunkt des Verkehrs zwischen Europa und Asien, deren zahlreiche benachbarte Völkerschaften hier stets vertreten sind.

Will man diese Völker, welche in Sprachen, Gesichtsbildung, Geberden, Sitten und Kleidungen ein interessantes Schauspiel darbieten, mit Einem Blicke überschauen, so braucht man sich nur auf den Marktplatz zu verfügen, wo sie im buntesten Gemisch erscheinen. Hier sieht man einen Kosaken in lebhaften Unterhandlungen um einen Reitzaum beschäftigt; dort erblickt man schon aus weiter Ferne ein Kirgisenweib mit ihrem Säuglinge hoch auf einem Kameele reitend, das von ihrem Gemahl am Strick gezogen wird. Im schaukelnden Gange zeigen beide, der Führer sowie das Kameel, eine so auffallende Aehnlichkeit, daß es ganz den Schein hat, als wolle das ohnedies sehr spöttisch aussehende Thier seinen Herrn nur nachäffen. Während dieser beim Vorübergehen in die Bude eines deutschen Kolonisten tritt, um sich Flintensteine und Schnupftabak zu kaufen —

zieht seine theure Ehehälfte ein Stückchen Weißbrod, für sie ein seltenes Naschwerk, aus dem Busen hervor und verzehrt es mit sichtlichem Wohlbehagen. Nebenbei eilt mit raschen Schritten, bucharische Scheitelkäppchen, Gürtel und Chalats (Schlafröcke) in einem Tuche unter dem Arme tragend, ein geschmeidiger und, wie man aus der Kleidung schließen darf, nicht zur Klasse der ärmsten gehöriger Tatar vorbei, indem sein Blick auf einen Offizier gerichtet ist, dem er offenbar absichtlich zu begegnen sucht. Näher kommend grüßt er diesen mit scheinbar tiefer Ehrfurcht, indem er seine mit Rauchwerk verbrämte Mütze auf europäische Weise lüftet, und umfaßt, während jener seinen Gruß mit einer gewissen Zutraulichkeit erwidert, dessen Rechte auf ächt asiatische Weise mit beiden Händen. Man sieht dem verschmitzten Schacherer sogleich die Amphibiennatur an, vermöge welcher er alle möglichen Gebräuche nachzuahmen bereit wäre, wenn sie ihm Vortheil brächten, und sicherlich beweist er jenem Offizier seine tiefe Ergebenheit und Ehrfurcht nur deshalb, weil es ihm gelungen ist, den erst vor Kurzem hier Angekommenen recht auf tatarische Weise zu betrügen, und er der süßen Hoffnung lebt, von ihm noch öfter ähnlichen Gewinn zu ziehen. Der feine Schelm, gegen den ein Schächerjude nur ein Stümper wäre, öffnet aber hier nicht sein Bündel, weil er die Zwischenkunft eines der übrigen Anwesenden fürchtet, sondern begnügt sich damit, jenem Herrn seine Aufmerksamkeit und Unterwürfigkeit bewiesen zu haben. Mit Sicherheit kann man aber vorhersehen, daß er seine Waaren noch heute oder morgen dem Offizier ins Haus tragen wird. Darauf lenkt der Tatar seine Schritte auch zu uns, von denen er weniger zu gewinnen hofft, weil wir, als ältere Einwohner Orenburgs, ihn schon genauer kennen. Uns besucht er nur dann und wann in unseren Wohnungen, wo wir mit ihm allerlei Kurzweil und Foppereien treiben, zu denen er sich wie ein ächter Schmarotzer bereitwillig hergibt, weil ihm alsdann gewöhnlich eine Tasse Thee nebst einer Cigarre nicht entgeht. Wenden wir von hier unser Auge auf die Mitte des Basars, wo sich das gewöhnlich trockene Wasserbecken eines Springbrunnens befindet, so bemerken wir, daß der Rand dieses Beckens fast ausschließlich von Bucharen besetzt ist, denen er wie eine Börse dient, indem sie sich, hier oft stundenlang sitzend, mit allerlei commerziellen und politischen Neuigkeiten unterhalten. Wie sehr sticht die Ruhe in allen ihren Bewegungen und Geberden von der Beweglichkeit des Schachertataren ab; — wie auffallend ist der Gegensatz ihrer bleichen, meist schöngeformten Gesichter, welche durch die weißen Turbane noch mehr gewinnen, gegen die unförmlichen, mongolischen Gesichtszüge der Kirgisen, die von denselben mit Recht unter großen, spitzen Pelzmützen verborgen werden! Wie groß ist aber unser Irrthum, wenn wir aus der gravitätischen Haltung der Bucharen auf innere Würde und Gediegenheit schlossen; denn nach näherer Bekanntschaft entdecken wir bei der Mehrzahl derselben vorzüglich nur Hinterlist und Feigheit, Scheu vor körperlichen Anstrengungen mit Gewinnsucht, sowie Frömmelei mit Ausschweifungen gepaart; mit Einem Worte — wir erkennen in ihnen das vollkommen ausgeprägte Vorbild von Sklaven. Sie gehören, wenigstens die handeltreibenden, dem großen Stamm der Sarten an, welchen die Natur allerdings Geist, Geschicklichkeit und Erwerbsinn verlieh, die sich aber, allmälig unter dem Joche der schmählichsten Tyrannei zur Heuchelei und Falschheit gezwungen, alle jene Fehler aneigneten, welche jetzt die hervorstechendsten Züge ihres Charakters ausmachen. Zu diesen und ähnlichen Betrachtungen können wir fast täglich vielfachen Stoff auf diesem Marktplatze oder Basar finden, der daher dem Reisenden vor allen übrigen Punkten der Stadt die meiste Unterhaltung gewährt. Er nimmt einen quadratischen Raum ein, welcher an drei Seiten von steinernen Budenreihen umgeben ist und an der vierten eine Reihe kleiner hölzerner Kramläden hat, deren eine Hälfte russischen Kleinkrämern, die andere deutschen Kolonisten gehört. Die ersten Kolonisten haben sich um's Jahr 1777 aus Saratow hierher übergesiedelt. In der Folge mehrte sich die Zahl derselben, so daß es gegenwärtig ihrer vierzehn Familien mit etwa 60 Individuen gibt. Sie treiben Handel mit allerlei Kleinwaaren, meist solchen, welche zu den Bedürfnissen der Steppenbewohner gehören, besonders Tabak, den sie entweder selbst in der Umgegend von Orenburg anbauen oder aus Saratow beziehen. Außerdem treiben sie auch Gewerbe und etwas Ackerbau; jedoch mehr um die eigenen Bedürfnisse zu befriedigen, als des Handels wegen. Die dem Deutschen am meisten eigenthümlichen Eigenschaften, zu welchen besonders Umsichtigkeit, Redlichkeit und



DER KREML IN MOSKAU.

Arbeitsamkeit gehören, haben ihnen auch hier einen vortheilhaften Ruf erworben und ihnen ein gutes Einkommen gesichert, so daß ein großer Theil derselben verhältnißmäßig ziemlich wohlhabend ist und einige sogar schon recht hübsche Häuschen besitzen. Es ist aber zu befürchten, daß der tägliche Umgang mit tatarischen und russischen Kleinkrämern auch auf ihre Redlichkeit allmälig einen ebenso nachtheiligen Einfluß ausüben möchte, wie er sich schon in ihrer Sprache offenbart, aus welcher mit der Zeit gewiß ein ganz eigenthümliches Kauderwälsch entstehen wird. „Da Mäncka hat dä Kischmisch und Uriuk aus Dersälbä Lafka gekauft, wo Ihr da Kumgan gekauft habt" — so ungefähr hört man den zehnjährigen Buben sprechen und könnte ihn schwerlich verstehen, wenn man nicht wüßte, daß „Manka" ein auf russische Weise gebildetes Verkleinerungswort aus „Mama" ist, „Kischmisch" — eine sehr wohlschmeckende Art getrockneter, kleiner Trauben aus Buchara — im Tatarischen Korinthen, „Uriuk" Aprikosen, „Lafka" im Russischen eine Bude und „Kumgan" wiederum im Tatarischen einen Waschkrug bedeuten. Aehnliche, bald russische bald tatarische, häufig verunstaltete Benennungen der gewöhnlichsten Gegenstände, für welche die deutsche Sprache vollkommen bezeichnende Ausdrücke hat, bekommt man fast in jedem Gespräche mit einem Kolonisten zu hören. [8.]

---

9. Der Kreml in Moskau.

Der Kreml von Moskau ist der Stolz und das Palladium der Hauptstadt und der ganzen Nation, die alte Zaarenburg, an deren festen Mauern in aufeinanderfolgenden Jahrhunderten die Tataren, Polen und Franzosen nicht ohne glückliche Erfolge und unglückliche Endresultate ihre Kräfte versuchten und ihren Ehrgeiz befriedigten.

Kein Punkt in der Nähe des Kreml eignet sich besser, die ganze fabelhafte Pracht der Thürme und Kuppeln mit Einem Blick zu übersehen, als das Südufer der Moskwa. Ueber dem breiten Moskwaspiegel, den glänzenden Moskwaquais und der schönen, hohen Moskwabrücke erheben sich die weißen Mauern des Kreml mit ihren zahlreichen mittelalterlichen und theilweise rein gothischen Mauerthürmen, die größtentheils unter der Regierung Iwan's III. Wassiliewitsch gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aufgeführt wurden. Mauern und Mauerthürme sind mit Zinnen und Schießscharten versehen, und ihre Stärke ruft bald die Ueberzeugung hervor, daß sie zum Schutz der größten Heiligthümer und historischen Reliquien der Nation dastehen. Innerhalb dieser festen, kriegerischen Ringmauer stehen die Bauwerke und Monumente, an denen sich seit der Gründung Moskau's sieben Jahrhunderte verewigten, und in denen fast alle älteren National-Heiligthümer und historischen Reliquien, die bis auf unsere Zeit gekommen, eingeschlossen sind. Im Vordergrunde erheben sich die goldenen Kuppeln der prachtvollen Kathedralen zur Verkündigung und zur Himmelfahrt Mariä, der Kathedrale des Erzengels Michail und die zahlreichen anderen Kirchen und Klöster, unter denen die elf Kuppeln der Kirche des Erlösers hinter dem goldenen Gitter und die echt dunkelblau und goldenen Kuppeln des Tschudowa-Klosters alle übrigen an Glanz überstrahlen. Um die Mitte dieser Gruppe von Kirchen und glänzenden Kuppeln strebt mächtiger als alle anderen der schlanke Glockenthurm des Iwan Weliki mit seiner seltsamen Zwiebelkuppel und seinem hohen Kreuz in die Höhe, und bildet von dieser Seite auch ungefähr den Mittelpunkt der ganzen wirren Masse von Gebäuden und Thürmen, zwischen denen die Ueberreste des kolossalen, alten Zaarenpalastes fast verschwinden, und sich kaum der neue Kaiserpalast vor dem Tschudowa-Kloster bemerklich machen kann. Den Hintergrund dieser Kirchen, Klöster und Paläste bilden die Kuppeln und Dächer der riesenmäßigen Gebäude auf der Nordseite des Kreml: des Senats und des alten und neuen Arsenals, über die überall noch die schlanken, gothischen Mauerthürme der Nordwestseite der Ringmauer hervorragen.

Sind schon allein die Formen fähig, durch ihre Gedrängtheit und ihren theilweise barocken Baustyl einen seltsamen Eindruck hervorzurufen, so wird dieser doch noch in's überraschend Wunderbare

gesteigert durch die blendenden Farben, die auf's Mannigfaltigste und in den schroffsten Gegensätzen an den Gebäuden des Kreml verschwendet sind. Wie sieben Jahrhunderte hier sich in ihren Formen erschöpften, und diese Formen planlos untereinanderwürfelten, so sind die sieben Farben des Regenbogens planlos an diesen planlosen Gruppen von Thürmen und Palästen nebeneinandergestellt. Viele dieser Gegensätze sind gemildert im Verlauf der Zeiten; aber neben den dunklen Thürmen und dem alternden Mauerwerk nehmen sich die blendend weißen Steinmassen der dicht nebeneinanderstehenden spätern Bauten und Renovationen um so barocker aus. Will man einmal alles Maß überschreiten und dadurch die extremsten Wirkungen hervorrufen, so ist der Kreml ein unübertroffenes Muster. Kirchen mit weißen Wänden und blutroth bemalten Pilastern, Bogen und Friesen, mit schimmernd grünen Dächern und lasurblauen und glänzend goldenen Kuppeln sind hier noch einfache Gebäude. Kein Wunder, daß der Name schon ein Zauberwort ist, bei dem aller Patriotismus und alles Selbstgefühl eines Russen erwacht.

Auch abgesehen von dem gedrängten Thurmwalde der Stadt, die sich dem Kreml nach beiden Seiten in's Unübersehbare anschließt, wird schwerlich irgend ein Punkt in Europa einen solchen Anblick aufzuweisen haben. Scheint doch in Mannigfaltigkeit und barocker Zusammenstellung der Formen der Kreml sogar alle Pracht des Orients hinter sich zurückzulassen, und dadurch, daß Europa mit Asien in ihm combinirt ist, beiden den Rang abzulaufen.

Europa und Asien haben zum Aufbau des Kreml ihre Beiträge geliefert, und kein Volk ist leer ausgegangen, von dem die alte Zaarenmacht Kunde erhielt. An einem und demselben Gebäude ruht auf byzantinischen Bogen ein gothisch-deutsches Dach, über der mongolischen Kuppel erhebt sich der türkische Halbmond, und griechische Säulen stehen zwecklos vor einer Wand, die überfüllt ist mit dem allem Geschmack höhnenden Zopf aus dem Siècle Louis XIV. Nur in der Combination und Verschmelzung dieser möglichst verschiedenartigen fremden Elemente, und in der Pracht und den schroffen Gegensätzen der Farben, mit denen man auch den barocksten Zusammenstellungen den Schein einer gemeinsamen, bunten Einheit zu geben gewußt hat, liegt eine Richtung angedeutet, die in dieser Entschiedenheit unter keinem anderen europäischen Volke anzutreffen ist.

Von den Eingängen zum Kreml, die alle in wesentlich übereinstimmendem Styl erbaut sind, ist das nach Osten gelegene heilige Thor des Erlösers lebhafter begangen, wie alle übrigen. Jeder, der dieses Thor passirt, ist gezwungen, sein Haupt zu entblößen. Der Russe wird schon, auch wenn er kein Moskowiter ist, durch den Anblick des Heiligenbildes über dem Thore an die Religionspflicht erinnert. Bei dem Uebermaß von Kirchen, Heiligenbildern und andern heiligen Gegenständen in Moskau, die unter dem Volke ein unaufhörliches Kreuzigen, Verneigen und Hauptentblößen veranlassen, wobei einem Nicht-Griechen noch freie Willkür bleibt, würde ein Fremder leicht diese nothwendige Ehrfurcht übersehen, wenn nicht die Thorwache für die allgemeinste Erfüllung dieser Pflicht Sorge trüge, und auch das durchziehende Volk selber durch frühzeitige Erinnerungen und handgreifliche Demonstrationen seine Achtung vor dem Heiligen zu verbreiten suchte.

Sowie der heilige Nikolas die Zeichen der Reichsgröße und des Kriegesglanzes unter Verschluß hat, so führt die Pforte des Erlösers zu den religiösen Monumenten und Heiligthümern, die, sämmtlich auf der Höhe des Kreml gelegen, den kolossalen Kathedralenplatz, der sich hinter der Pforte ausbreitet, von der Nord- und Westseite umgeben.

Das Erste, was man in gerader Richtung vor sich sieht, sobald man die Höhe des Platzes erreicht hat, ist die riesenmäßige Glocke am Fuße des hohen Glockenthurms des Iwan Weliki, die größte, die je gegossen wurde. Bis 1817 unter Erde und Schutt vergraben, wahrscheinlich an derselben Stelle, wo sie gegossen wurde, ist man erst seit Kurzem auf ihren Ursprung und ihre Geschichte hingelenkt, und hat auch seitdem angefangen, die ausgezeichneten Reliefs, mit denen ein großer Theil der Glocke bedeckt ist, zu beachten. Es ist auffallend, daß diese Glocke, die leider gesprungen ist, und von der das abgebrochene Stück am Fuße des jetzigen Gestells steht, eine der ersten Veranlassungen für die Russen geworden ist, sich Rechenschaft von ihren Kunstwerken zu geben. Durch Abbildungen hat man die Glocke mit ihren Inschriften und Reliefs zu allgemeiner Kenntniß zu

bringen gesucht. So spielt diese Riesenglocke in der Entwickelung des jüngsten Nationalaufschwungs in Rußland eine ähnliche Rolle, wie der Kölner Dom in Deutschland; abgesehen von andern hier nahe liegenden Parallelen und Vergleichungen. [14.]

---

10. Das Höhlenkloster von Kiew.

Wie in die Luft gebannt erscheint dem Wanderer Kiew, „die heilige Stadt“, wenn er sich ihr vor dem Dorfe Browar nähert. Die goldglänzenden Kreuze seiner Tempelthürme scheinen, von der Sonne bestrahlt, nicht auf der Erde, sondern von dem Himmel selbst niederzuleuchten, da sinken dann die Wallfahrer, welche oft aus weiter Ferne herbei pilgern, bei dem ersten Anblick der geweihten Stätte nieder, heben ihre Hände empor zu den leuchtenden Zeichen des Glaubens und verrichten das erste Gebet auf dem heiligen Boden. Mancher dieser Frommen hat das Gelübde gethan, alljährlich aus der Heimath zur heiligen Stadt zu wandeln, und erfüllt es treu bis zum Ende seiner Tage.

Aber nur wie eine fromme Verheißung, wie ein mildes Gnadenzeichen hat sich Kiew an dieser Stelle gezeigt; es entschwindet wieder, der Weg führt nun im tiefen Sande durch einen Wald und erst nach zwei Stunden erblickt man die heilige Stadt abermals. Auf den Bergeshöhen, welche das rechte Ufer des Dnjepr bilden, erheben sich das Höhlenkloster, das michailowsche Kloster, die Kathedrale der heiligen Sophia und die Kirche des heiligen Andreas, des Erstberufenen; weiterhin dehnt sich der untere Theil der Stadt, bekannt unter dem Namen Podol, aus. Auf schmalen Fahrzeugen muß nun der Reisende über den weiten, wilden Dnjepr hinübersetzen, und betritt dann die Urwiege des russischen Reiches.

Das Höhlenkloster befindet sich auf und in einem Berge, der gegen den Strom zu hart abgeschnitten und auf den andern Seiten durch Gräben und Pallisaden geschützt ist. Diese Befestigung wurde im Jahre 1716 von Peter dem Großen angelegt. Das Klosterthor ist mit Heiligenbildern bemalt und innerhalb des Gebäudes erstrecken sich die kleinen Zellen mit freundlichen Pflanzungen und Blumenbeeten. Ein breites Trottoir aus rohen Steinen führt in die Kathedrale. Das Muttergottesbild, welches die Baumeister aus Constantinopel mitbrachten, wird noch in derselben aufbewahrt. Nach diesem Bilde wird sie die Kirche zu Mariä Himmelfahrt genannt. Gegen Südwest erhebt sich der wunderbare riesige Glockenthurm, der aus vier Stockwerken besteht, wovon das zweite mit zweiunddreißig Säulen dorischer Ordnung, das dritte mit sechszehn großen und sechszehn kleinen Säulen jonischer Ordnung und das vierte mit acht dreifachen korinthischen Säulen geschmückt ist. Dieser Glockenthurm wurde im Jahre 1734 von einem fremden, wahrscheinlich deutschen Künstler, Namens Scheiden, erbaut. Das Aeußere der Kirche gehört weder der byzantinischen noch der gothischen Bauart an und ist wahrscheinlich eine Nachahmung der indischen Pagoden, mit denen sie auffallende Aehnlichkeit hat.

Die Malerei auf der Scheidewand des Allerheiligsten ist griechisch auf Goldgrund. Hinter dem rechten Chore liegen in einem Schreine und in einem Kästchen von Cypressenholz mehrere Reliquien und Gebeine wunderthätiger Heiligen. Hinter dem linken Chor ruhen in einem silbernen Schreine die Gebeine Michaila's, des ersten Metropoliten von Kiew; in der Vorkirche auf der rechten Seite ist das Grab des heiligen Theodosius. Unter dem linken Chore ruht der Leichnam des Feldherrn Grafen Peter Rumanzow Sadunaiski.

Eine lange bedeckte Halle führt den Abhang des Berges hinab nach der Stelle, wo die Kirche zur Kreuzerhöhung steht, durch die man in die nächsten Höhlen tritt. Beim Eingange erhält man von dem geleitenden Mönche eine geweihte brennende Wachskerze und durch ein eisernes Gitterthor tritt man in die ernste Schauerstätte, die mehr dem Tode als dem Leben angehört. Die Sandsteinwände des Berges sind von dem Dampfe der Lichter dunkel geschwärzt, die Luft ist schwer und drückend. Hier hat das Leben keine heitere Seite, die Weltlust hat hier keine Stimme; in den Zellen rings umher starren dem Fremdling die unverwesten Leichname der Heiligen entgegen; jeder

Gegenstand, den hier das Auge erblickt, mahnt an das ernste Ende des Lebens. Auch noch jetzt gibt es Selbstopferer, die, wenn sie einmal in diese Schauergrüfte niedergestiegen sind, nimmer wieder zurückkehren, freiwillig sich in die Gräberhallen bannen, um ihr ganzes Leben hier in Buße und Gebet zu verweilen.

Die Höhlen bilden einen weiten Kreis, so daß man beim Ende der Wanderung wieder zu der Eingangspforte zurückkehrt. Sie enthalten drei unterirdische Kirchen. In der zur „Allerheiligen Gottesmutter" liegen die Gebeine des Bischofs von Perejaslawl, die des heiligen Titus, und hinter dem Altare dreißig myrrhenduftende Häupter — Myrototschechi ist der Beiname, den diese Heiligen ihres Geruches wegen führen.

Die Gänge unter der Erde haben ungefähr das Ansehen von Bergwerksstollen, sie sind selten über 7 Fuß hoch und 4 bis 5 Fuß breit und ziehen sich in labyrinthischen Windungen in 2 Abtheilungen wol mehr als eine halbe Stunde weit in den Felsen, woraus der Berg besteht, umher. Alle 20 bis 30 Schritt ist rechts oder links eine Nische ausgehauen, worin ein Steinsarg ausgearbeitet ist. Hier liegen die alten Einsiedler, welche sämmtlich als Heilige verehrt werden, begraben. Die Körper verwesen in diesen Höhlen nicht, sondern trocknen nur zusammen. Sämmtliche Körper liegen offen in ihren Mönchsgewändern in diesen steinernen Särgen ausgestreckt. Ueber jedem ist eine prächtige buntseidene und goldgestickte Decke ausgebreitet. Der Archierei nahm sie von mehreren ab, und zeigte uns die darunterliegenden unverwesten Leichname, ein grauenvoller Anblick! Einer der Heiligen hatte sich lebendig bis an die Schultern in die Erde eingraben lassen, so daß nur der Kopf hervorragte, und war so gestorben. Auch dieser war mit einem goldgestickten Tuche bedeckt. Hin und wieder waren kleine Zellen neben den Gängen in die Felsen hineingehauen, welche von mönchischen Einsiedlern bewohnt gewesen waren. Durch ein kleines Fenster hatten sie sich die Nahrung reichen lassen. Nie verließen sie die Zellen mehr, nie sprachen sie mit Jemand. Die Zelle des heiligen Antonius, des Stifters des Höhlenklosters, und die in die Felsen gehauene steinerne Bank, auf der er gesessen und die Brüder lehrte, ward uns gezeigt. Ueber der Grabhöhle Nestors, des berühmten Chronisten der russischen Geschichte, war eine metallene Votivtafel mit einer Inschrift zu seinem Gedächtnisse aufgehangen.

Fragt man, wann sind diese Höhlen und Gänge entstanden? so gewährt die Geschichte darüber keine bestimmte Antwort. Der Stifter des Klosters, Antonius, fand, wie schon bemerkt, einige Höhlen vor. Mit seiner Genossenschaft soll er weitere Höhlen zu Kirche und Zellen gegraben haben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Antonius, seine Genossenschaft und die spätern Mönche die Gänge und Höhlen zuerst ausgehauen und ausgegraben haben. Es sind nämlich ein paar tausend Schritt lange Gänge, in Felsen gehauen. Dies würde jetzt mit allen mechanischen Hülfsmitteln, mit der Hülfe des Sprengens durch Schießpulver, eine kolossale, viele Jahre dauernde Arbeit sein, da gleichzeitig immer nur wenige Arbeiter beschäftigt werden können. Und nun in jener Zeit von einer Anzahl Mönche ausgeführt, es ist ganz undenkbar! Und aus welchen Ursachen sollte Antonius mit unermeßlichen Anstrengungen Gänge und Höhlen ausgegraben haben, da er ja über der Erde Kirche und Kloster bauen konnte, dies auch wirklich that? Und wozu diese langen Gänge? Wenn er in einer selbstgegrabenen Höhle als Einsiedler leben wollte, so war eine Höhle mit einigen kleinen ausgehauenen Zellen ja hinreichend. Ich bin überzeugt, diese Gänge sind viel älter, sie gehören entweder einem ältern Volke an, worauf die Sage, daß die Waräger sie zuerst sollen angelegt haben, hindeutet, und dann möchten sie zu den bis jetzt völlig unerklärten Troglodytenbauten gehören, oder es sind Naturhöhlen und Gänge, wie es deren viele gibt, z. B. die Baumannshöhle am Harz, und die Mönche haben nur der Natur nachgeholfen, hier erweitert, dort erhöhet, hier Nischen zu Gräbern ausgehauen, dort eine Höhle zu einer Kapelle bereitet u. s. w. [151. 85.]

11. Kirche und Cultus der Russen.

Kein Land in Europa hat so wenig alte Kirchen, als Rußland, weil man früher dort Alles von Holz baute, das leicht ein Raub der Flammen und Fäulniß wurde. Die wenigen steinernen Kirchen, wie sie jetzt noch existiren, wurden erst gegen Ende des Mittelalters gebaut, und finden sich vorzugsweise in Kiew und auf dem moskauischen Kreml. Sie wurden nach dem Muster der Sophienkirche in Konstantinopel aufgeführt, aber äußerst klein, mit dicken Mauern umgeben und unglaublich finster. Ihr Dach erhebt sich in fünf winzigen Kuppeln, wovon die größere in der Mitte steht, die vier andern im Quadrat regelmäßig um sie herum liegen. Jede Kuppel endet in einem hohen vergoldeten Kreuze, das auf einem Halbmonde steht, mit allerlei Ketten umhangen ist und durch sie an die Kuppel selbst befestigt wird. Von außen sind die Kuppeln mit den grellsten Farben angestrichen, schreiend-roth, grasgrün oder auch wol über und über vergoldet oder versilbert, was zu dem Charakter dieser kleinen Gebäude dann sehr gut paßt. In das Innere der Kirchen lassen die Kuppeln immer von ihrem Plafond ein gigantisches Bild herabblicken, dessen großartige Häßlichkeit aber mehr erschreckt, als zur Andacht anregt. Gewöhnlich ist es das Brustbild des Erlösers, der Maria oder des Johannes, und in der mittlern Kuppel das Bild eines greisen Mannes, unter dem man Gott den Vater vorstellen wollte. Die Wände sind gewöhnlich von oben bis unten mit grotesken Heiligen- und Engelfiguren bemalt.

So wenig alte Kirchen Rußland aufzuweisen hat, so zahlreich drängen sich die neueren.

Diese werden nun durchweg in einem eigenen, russisch-byzantinischen Style gebaut, der sich wie der alte auf eine quadratische Kirche mit einer großen Kuppel in der Mitte und vier kleine auf der Seite reducirt. Dazu kommt dann aber als hauptsächlichste Neuerung eine Menge von Säulen, gewöhnlich der reichen korinthischen Ordnung, nebst einer bedeutenden Vermehrung der Fenster und Vergrößerung der Räume. Säulen finden sich selbst bei den unbedeutendsten Dorfkirchen in Fülle. Gewöhnlich läuft eine Säulenreihe um jede Kuppel, dann tritt eine Säulenhalle vor dem Haupteingange hervor, das Frontispiz tragend. Ja zuweilen führt um die ganze Kirche ein Säulengang herum.

Auf jeder der fünf Kuppeln steht ein großes vergoldetes Kreuz, jetzt meist ohne Halbmond und Kettenschmuck. Die Kuppeln und Thürmchen sind bloßer Zierrath und dienen nicht wie bei uns zu andern Zwecken. Uhren in den Thürmen sind in Rußland völlig unbekannt; auch hängt man kleine Glocken in ihnen auf. Dazu hat man bei allen Kirchen ein eigenes Gebäude, den sogenannten „Kolokolnik“ d. h. den Glockenträger. Dieser Kolokolnik ist bei den ländlichen Kirchen in baumreichen Gegenden gewöhnlich eine alte Eiche, die in ihren Aesten das ganze bunte Geläute der Kirche trägt, als wären die Glocken große Baumfrüchte. In den Gegenden der Fichtenbäume hängen die Glocken der Reihe nach blos an einem dicken Balken, den zwei andere in der Erde steckende tragen, der elegantere Baustyl hat nun diesen rohen hölzernen Glockenträger theils in einen aus Steinen aufgeführten Bogen verwandelt, der einer Triumphpforte nicht unähnlich sieht, unter der die Glocken hängen, theils an seine Stelle einen Thurm gesetzt, welcher von der Kirche ganz abgesondert und für sich in einiger Entfernung von ihr aufgebaut ist.

Gewöhnlich hängen diese Thürme voll Glocken, wie die Palmbäume voll Cocusnüsse, voll kleiner, mittelgroßer, riesengroßer, brummender, brüllender, klingender, schreiender und schallender Glocken. Wenn sich so ein russisches Kolokolnik dann an einem Festtage in Arbeit setzt, aus allen seinen Luftlöchern feuert und mit allen seinen Lungen leiert und schreit, oder wenn in einer Hauptstadt deren zwanzig bis dreißig auf einmal ihr Concert beginnen, dann gnade Gott allen Ohren, deren Nerven einigermaßen tongerecht gestimmt sind. Die Russen finden indeß ihr Geläute nicht so unleidlich wie die Fremden. Denn gerade an Feiertagen sind die Kolokolniks sehr besucht und gewöhnlich von oben bis unten mit Menschen garnirt, die

sich in ihrem Sonntagsschmuck unter dem Glockengeläute hinsetzen und in die Welt hinausschauen.

Einen russischen Küster läuten zu sehen, gewährt einen besondern Anblick. Er selbst setzt die Glocken nicht in Bewegung, diese hängen vielmehr fest, haben auch keinen Klöppel. Bei jeder Glocke ist ein Hammer beweglich angebunden. Von diesen Hämmern führen nun auf allen Seiten Stricke zu dem Küster, der entweder, wenn er nur mit ein paar Glocken läutet, auf einem Stuhle in der Mitte sitzt und abwechselnd bald an diesem, bald an jenem Stricke zieht, oder, wenn er viele Glocken zu bearbeiten hat, dabei steht. Alsdann hält er ein paar Stricke an den Fingern jeder Hand, einen andern hat er sich um den Rücken gebunden und noch ein paar dirigirt er mit den Beinen. Die Bewegungen, die er nun bald vor- bald rückwärts macht, sind sehr komisch, und ein Czar soll die Sache so vergnüglich gefunden haben, daß er bei einer Hofkirche oft selbst den Küster spielte.

Diejenigen russischen Kirchen, welche ganz im alten Styl gebaut sind und wo man den unansehnlichen byzantinischen Styl beibehalten hat, bestehen aus drei abgesonderten Theilen, so ganz ohne innern Zusammenhang, daß der eine Theil wie an den andern angehängt erscheint. Der eine Theil ist eine Art Vorhof oder Halle; hier befindet sich gar nichts. Durch diesen ersten Theil gelangt man in das Kirchenschiff. Wenn das Schiff ganz im alten Styl gehalten ist, so bildet es ein vollkommenes Viereck. Im Hintergrund öffnen sich drei Thore, durch die man in das Heiligthum gelangt. Dieses bildet eine traurige Absside ohne Höhe und Tiefe, und dient gleichzeitig als Chor oder Sakristei. Das Heiligthum (Chor) steht immer gegen Osten. Diese Vorschrift wird so strenge beobachtet, daß man ihr das Schickliche der Lage und alle äußere architektonische Symmetrie zum Opfer bringt. Beinahe in der Mitte des Heiligthums steht der Opferaltar; auf der linken Seite steht ein kleiner Kredenztisch, Jertwennik (Opferaltar) genannt, wo der Priester nach dem Ritus seiner Kirche die Stücke des nicht ungesäuerten Brodes und den Opferwein zubereitet, und worauf er nach der Communion der Gläubigen die consecrirten und im Kelch gemischten Gestalten des heiligsten Sakramentes bis zum letzten Genuß aufbehält, welcher erst nach dem Ende der Messe stattfindet. Im Hintergrund des Heiligthums ist immer ein Fenster angebracht, um das Licht vom Aufgang zu erhalten.

Der Hauptaltar ist in Kubikform gebaut, und hat nach allen drei Dimensionen drei bis vier Fuß. Statt der Stufen, worauf wir unsere Altäre erheben, breiten die Russen nur einen Teppich vor demselben aus. Er steht von allen vier Seiten ganz frei, damit der Celebrant und sein Diakon rings um den Altar incensiren können, was nach dem orientalischen Ritus häufig geschieht. Auf den Altar wird nichts gestellt und darauf nichts geduldet als eine Art Tabernakel, worin Theilchen des consecrirten Brodes als Viaticum für die Sterbenden aufbewahrt werden, nebst einem Kreuz und dem Evangelienbuch. Bei der Messe wird das Buch vor den Augen des Celebranten aufgelegt. Nach der Messe bleibt es in der Mitte des Altars geschlossen liegen und wird, je nach Vermögen der Kirche, mit einem Schleier von Seide oder von gemeinem Stoffe zugedeckt. Ein oder zwei, bisweilen auch drei Leuchter mit Kerzen darauf, welche während der Messe angezündet werden und etwas über den Altar hinaufreichen, werden hinter dem Altar auf den Boden gestellt, das Pult, worauf das Meßbuch liegt, wird zur Linken des Priesters, aber nie auf den Altar gestellt. Vor dem Heiligthum, bisweilen auch in der Mitte des Schiffes, ist ein Ambo, Vorlese- oder Singpult angebracht, durch eine oder zwei Stufen, rund oder achteckig, über den Boden erhöht. Hier steht der Diakon, wenn er das Evangelium verliest, oder dem Volke vorbetet. Bisweilen besteigt auch der Priester oder Bischof beim Meßopfer den Ambo, um von da aus dem Volke den Segen zu geben.

Das Heiligthum hat drei Ausgänge, durch die man in das Kirchenschiff kommt, der mittlere wird das Königsthor genannt, weil der Priester zu dieser Thüre herauskommt, wenn er die heiligen Geheimnisse dem Volke zur Anbetung bringt. Nur der celebrirende Priester und der Diakon darf zu dieser Thüre herausgehen, und letzterer nur dann, wenn er das Evangelienbuch in der Hand trägt, oder wenn er vor dem Celebranten hergeht und das zur Consecration bestimmte Brod auf dem Kopfe trägt, welches das Erstemal auf dem Altare niedergelegt werden muß. Die zwei Seitenthüren dienen den Klerikern zum Ausgang und dem Diakon, wenn er aus dem Heiligthum tritt, um die öffentlichen Gebete vorzubeten, oder die Bilder und was daneben ist, zu incensiren. Diese Thüren

oder wenigstens die Mittelthüre, sind mit Arabesken durchbrochen, daß das Licht durchdringen kann; sie sind mehr oder minder reich vergoldet und mit den Bildern des göttlichen Erlösers, der seligsten Jungfrau, der vier Evangelisten, oder mit Engeln verziert. Hinter dem Königsthor hängt noch ein purpurfarbener Vorhang, der während des ganzen Kanons der Messe vorgezogen wird, damit die außen stehenden Personen nichts von den Handlungen des Celebranten sehen können. Wenn aber eine Person, gegen welche die Priester besondere Zuvorkommenheit haben zu müssen glauben (selbst wenn diese Person anderer Religion wäre), die heilige Handlung sehen möchte, so hindert nichts, sie ins Heiligthum, und wol auch ganz in die Nähe des Altares treten zu lassen. Nur den Frauen wird dies Privilegium nie zu theil. Das Heiligthum hat eine weit geringere Höhe und weit weniger Breite als das Schiff, in welchem auch fast alle Verzierungen der Kirche angebracht sind. Die Mauer, welche den Hintergrund des Schiffes bildet und in welcher die drei Thüren ins Heiligthum angebracht sind, ist der ganzen Breite nach von unten bis oben mit Bildern und Heiligen bedeckt; die vorzüglichsten Heiligen sind zu unterst angebracht, um die Huldigung der Andächtigen in der Nähe zu empfangen. Auf dem ersten Ehrenplatz, d. h. zu beiden Seiten der heiligen Thore sieht man immer das Bild des Erlösers und der seligsten Jungfrau, in Lebensgröße gemalt; vor demselben hängen Lampen, mehr oder minder werthvoll an Metall und getriebener Arbeit; statt Oel sieht man darin große Kerzen, die während des Gottesdienstes immer brennen. Diese ungeheure Anhäufung von Bildern wird der Bilderplatz — Ikonostas — genannt. Das Innere der griechisch-russischen Kirche ist durchweg so, wie wir es beschrieben haben; keine dürfte davon abweichen, weil nur diese Form für kanonisch gehalten wird.

Treten wir nun in ein russisches Gotteshaus, in welchem eben die russisch-griechische Messe gefeiert wird.

Vorschriftmäßig zerfällt die Liturgie der russischen Messe in drei Theile, nämlich in die Vorbereitung durch Gebet und Bibellesung nebst der Zubereitung des Brodes und Weines, in die Wandlung des Brotes und Weines, und in die Communion nebst dem Schlußgebete. So einfach und leicht dies Alles vollbracht werden zu können scheint, so lang gedehnt erscheint das Ganze durch Ausarbeitung des Details, so daß eine vollständige Messe, wie sie indeß nur in den Klöstern stattfindet, drei bis vier Stunden dauert. In den gewöhnlichen Kirchen, wo Manches abgekürzt und beeilt wird, dauert sie aber auch noch lange genug.

Wenn die Gemeinde vor der Gallerie des Allerheiligsten versammelt steht und die Stunde des Anfangs gekommen ist, so tritt zunächst ein Diakon aus einer der beiden Seitenthüren des Ikonostases hervor, stellt sich mitten vor die während der ganzen Vorbereitung verschlossenen königlichen Pforten desselben, das Gesicht gegen die Zuschauer gewandt, und, mit der linken Hand ein langes, breites, goldgesticktes Band, das ihm über die Schulter herabhängt, an dem einen Ende ergreifend und hoch emporhaltend, ruft er aus, „daß im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes der Gottesdienst beginne.“ Man nimmt zu dieser Ausrufung wo möglich einen Riesen mit erschütterndem Basse, der die Ankündigung überlaut in die Kirche hineinruft. Gleich nach Eröffnung kündigt der Herold in derselben malerischen Stellung, mit hoch erhobener Hand an, im Namen welcher Personen man jetzt das Brod zur Begehung der heiligen Handlung schneide. Er spricht mit mächtiger Stimme: „Im Namen unseres Herrn und allergnädigsten Kaisers — —! Im Namen unserer Kaiserin — —! Im Namen des ganzen kaiserlichen Hauses, des Staats, des Militairs, des Civils! Im Namen aller rechtgläubigen Russen und unserer ganzen christlichen Brüderschaft!“ Während dessen gießt der Priester — aber unsichtbar hinter der Bilderwand — auf einem kleinen, zur Seite des Altars stehenden Tische den Wein in den Becher, zerschneidet das Brod in kleine Stückchen und schüttet es auf einen silbernen Teller.

Darauf nun wird das Evangelium hervorgetragen, ebenfalls aus einer der Nebenthüren. Der Diakon, von einigen dienenden Diatschek's gefolgt, hält es hoch empor, indem er es nur an der untern Kante mit der Stirn berührt. Er küßt es, legt es auf ein Pult nieder, das in der Kirche mitten vor den königlichen Thüren steht. Diese Procedur ist keine leichte Arbeit, da die Bibeln der russischen Kirchen immer ungemein groß und schwer sind. Auf dem Kreml in Moskau gibt es Bibeln, die der Art mit Edelsteinen, Silber- und Goldschmuck beladen sind, daß zwei Priester oft nicht

hinreichen, sie zu tragen. Kraftvolle Diakonen setzen dann Etwas darein, sie dennoch ohne Beihülfe zu übernehmen. Alsdann liest einer der Geistlichen aus dem Evangelium einen endlosen Abschnitt vor.

Dies Lesen ist ein so rasches Geplapper, daß die Leute dabei alle Augenblicke außer Athem kommen und kein Mensch ein Wort davon versteht, während die ins Auge fallenden Handlungen, die weiter gar keinen Sinn haben, die Ankündigung, das Heraustragen der Bibel, das Oeffnen und Schließen der Thür u. s. w. mit der pomphaftesten Langsamkeit vorgenommen werden. Ich bemerkte dies einmal einem Priester und fragte ihn, warum man so rasend schnell lese. „Ach Väterchen", antwortete er, „wir müssen wol eilen. Es ist so Viel zu thun. Wir würden sonst in einem halben Tage nicht fertig werden." Der Leser wird häufig von dem Sängerchore mit den beständig wiederholten Worten: „gospodi pomilui" (Herr, erbarme dich) unterbrochen. Unangenehmer ist es, wenn der lesende Priester sich selbst zuweilen mit dem „gospodi pomilui" unterbricht; denn er spricht es oft 36 bis 40 Mal in einem Athemzuge hintereinander aus.

Während dies vor dem Ikonostase in der Kirche vor sich geht, ist der Oberpriester, der eigentlich das Ganze leitet, beständig am Altare geheimnißvoll mit allerlei Zurüstungen beschäftigt. Da die großen königlichen Thüren des Ikonostases immer von durchbrochener Arbeit sind und hinter ihnen nur ein duftiger, halb durchsichtiger Schleier herabhängt, so sieht man den Oberpriester immer geschäftig hin- und herweben, und die Bühne ist wie die Action gleichsam eine doppelte, eine offene und eine halb verhüllte.

Wie die Vorbereitung mit einer kraftvoll gesprochenen Ankündigung, so fängt die Wandelung mit einem herrlich gesungenen Psalm an. Die königlichen Thüren öffnen sich und es zeigt sich mit einem Male der geschmückte Altar und das glänzende Innere des Allerheiligsten. In demselben Augenblicke öffnen sich auch die Seitenthüren, und aus einer von ihnen tritt die ganze Priesterschaft der Kirche in Procession, Brod und Wein tragend, hervor. Voran schreitet ein Diatschek mit brennender Kerze. Dann kommt der Oberpriester mit dem silbernen Weinbecher in der Hand, und ihm folgt auf dem Fuße ein Anderer mit dem silbernen Brodteller hoch auf dem Kopfe, hintennach noch viele andere Priester. Sie stellen sich einen Augenblick vor den königlichen Thüren in dieser Haltung auf, und der Diakon spricht laut ein Gebet für den Kaiser und seine Familie. Alsdann treten sie durch die königlichen Thüren ins Allerheiligste zurück und setzen singend Brod und Wein feierlichst auf den Altar nieder, wo nun die Verwandlung vor sich gehen soll. Der Oberpriester kniet beim Altare nieder und liest viele Gebete für sich, um sich noch besonders zur Einweihung des Brodes und Weines zu heiligen und Gottes Beistand anzuflehen.

Indem dies ein Priester drinnen nicht hörbar, aber sichtbar verrichtet, tritt wiederum der Diakon in seiner früheren Stellung als Herold hervor und ruft oder singt mit gewaltiger Stimme die Worte: „Geht hinaus, ihr Ungläubigen, so daß kein Ungläubiger in der Kirche weile. Wir Gläubigen wollen abermals und abermals den Herrn um seinen Frieden bitten."

Gleich darauf beginnt der Diakon ein langes allgemeines Gebet. Ist dieses beendigt, so tritt er unter einem einfallenden Psalm des Sängerchors zu dem Priester heran und spricht langsam und feierlich, auf den Kelch mit dem Weine weisend, die Worte: „Segne, Wladiko, diesen Becher!" Hat der Priester den Wein gesegnet, so fordert der Diakon Dasselbe für das Brod mit den Worten: „Segne, Wladiko, dieses Brod." Alsdann wird das Brod zum Wein in den Becher geschüttet, und es heißt: „Segne beide!" Der Moment dieses Segens ist der Augenblick der Verwandlung des Brodes. In demselben Augenblick fallen die Priester platt am Altare zu Boden. Die Gemeinde kreuzt sich in endloser Bewegung und küßt wiederholt den Boden, und die Glocken der Kirche brechen auf ein Mal alle los, damit auch außer der Kirche dieser Vorgang gefeiert werde. Nun öffnen sich die königlichen Pforten des Ikonostases von Neuem — denn die letzten feierlichen Handlungen schimmerten ebenfalls nur halb durch den Vorhang hervor, und es beginnt der Schlußact, die Vertheilung des heiligen Abendmahles.

„Tretet herzu, mit Gottesfurcht und Glauben," spricht der Oberpriester zu Denen, die das heilige Abendmahl empfangen wollen, und betet alsdann, den Becher in der Hand, mit folgenden Worten über sie: „o, Gott, gib, daß wir eine gute Beichte gemacht haben. Vergib uns alle Sünden, die wir mit oder ohne unser Wissen begangen

haben. Gib, daß wir nicht uns zum Unglück, sondern uns zur Rettung das Abendmahl nehmen, und daß wir Dich nicht, wie Judas, sondern wie die Räuber küssen und sprechen: ich hoffe mit Dir in der andern Welt im Paradiese zu sein." Alsdann treten die Communicanten, einer nach dem andern, herzu, fallen zuvor dreimal auf die Kniee und empfangen das heilige Abendmahl, indem sie die Hände kreuzweise auf der Brust halten. Es wird ihnen dasselbe — ein Stückchen Brod mit etwas Wein vermischt — in einem kleinen silbernen Löffel gereicht. Darauf küssen sie den Becher, in dessen Metall sich gewöhnlich viele kleine Heiligenbilder eingesetzt finden, fallen noch einmal auf die Kniee und gehen.

Nun folgen wiederum lange Gebete für den Staat, für die Reinheit der Lüfte, für die Mehrung der Früchte und Heerden u. s. w., die theils gesungen, theils gesprochen werden, und endlich abermalige Vorlesungen aus der Bibel.

So nähert man sich endlich dem Abschiedssegen, den der Oberpriester, gewöhnlich ein alter Mann, mit schwacher Stimme auf die Gemeinde herabbittet: „Von Gott dem Vater, dem Sohne und dem heil. Geiste! Von Johannes dem Täufer, von Joseph und Anna! Von der Gottesgebärerin! Vom Heiligen des Tages! Vom heiligen Antonius! Von Michael und Nikolai! Und von allen übrigen wunderthuenden Höhlenbewohnern (Einsiedlern)."

Es schließen sich nun die königlichen Pforten, die Sänger stimmen einen Psalm an, und es entfernt sich die kreuzschlagende Gemeinde. Bis aber der Oberpriester und seine Gehülfen zum Hinausgehen kommen, dauert es wenigstens noch ein halbes Stündchen, besonders wenn etwa ein Bischof oder Metropolit fungirte, wo die Ceremonien des Aus- und Ankleidens, des gegenseitigen Küssens und Bedienens, des Segenspendens und Begrüßens, des Kniebeugens und Kreuzigens kein Ende nehmen. [251. 113.]

13. Raskolniks.

Der Wurm, welcher am Leben der russisch-orthodoxen Kirche nagt, ist das in's Unglaubliche ausgebildete, im Stillen fortwuchernde Sectenwesen. Es hat seine Centralsitze in Sibirien, im Gouvernement Saratow und bei den Stämmen der Kosaken, findet namentlich unter der Bauernschaft Verbreitung, dann auch unter Fabrikanten und Kaufherren. Den Adel hat es nicht berührt.

Raskolniks oder Staroweržen ist bald ein unbestimmter Gesammtname für sämmtliche russische Sectirer, bald die Bezeichnung der verbreitetsten Secte. Die Staroweržen stellen das Altrussenthum dar und üben darum einen moralischen Einfluß selbst auf das Gouvernement. Es gibt sehr viele Abtheilungen und Schattirungen unter ihnen. Die Unterschiede bestehen jedoch beinahe nur in gewissen Ceremonien und Kleinigkeiten, wie denn das Starowerženthum selbst sich von der orthodoxen Kirche weniger durch die Lehre als durch abweichende Gebräuche und Ceremonien unterscheidet. Denn das ist sein Grundcharakter, wie der der orthodoxen Kirche selbst: es ist in Aeußerlichkeit erstarrt und aufgegangen.

Eine vollständige Darlegung der Religionsvorstellungen und Gebräuche sowol der Staroweržen als der zahlreichen kleineren Secten Rußlands würde ein eigenes Werk erfordern. Hier folgen nur einige charakteristische Züge staroweržischer Frömmigkeit. Vor Allem lieben es die Staroweržen, ihre Andacht möglichst lang auszudehnen. Aeltere Personen stehen zuweilen stundenlang vor den Heiligenbildern und bekreuzen sich. Um die Ceremonie nicht zu früh zu beendigen, macht man sogar eine Pause inmitten der heiligen Handlung, bleibt dabei immer vor dem Heiligenbilde stehen und spricht während dessen mit seiner ganzen Umgebung von gleichgültigen, zufälligen Dingen. Die Art und Weise, sich zu bekreuzen, ist einer der wichtigsten Streitpunkte zwischen den Anhängern der alten und neuen Lehre. Die Letztern bekreuzen sich mit den drei ersten Fingern, die Staroweržen hingegen mit den Daumen und den beiden letzten Fingern.

Die übrigen Streitfragen sind ungefähr von derselben Beschaffenheit. Daß man die sieben Brode des heil. Abendmahls auf fünf reducirt hat, wird

von den Starowerzen als eine unerhörte Abweichung von der reinen Lehre und als eine unübersteigliche Scheidewand zwischen ihnen und den Anhängern der orthodoxen Kirche betrachtet. Die Starowerzen besuchen nie das Gotteshaus, und als ich einmal, erzählt Castrén, an unsere Wirthin, die sich zu der Irrlehre bekannte, die Frage stellte, weshalb sie sich von dem öffentlichen Gottesdienst zurückzöge, antwortete sie kurz und bündig: „Um keine Sünde zu begehen," deutete dabei auf die Heiligenbilder, indem sie sagte: „Dort ist unsere Kirche!" Sie haben ihre eignen Priester, die ihre Kinder taufen, ihre Todten begraben, Trauungen vornehmen, die Beichte abhalten, kurz alle geistlichen Handlungen ausüben. Die Starowerzen sind insofern tolerant, als sie ebensowenig einen Verdammungs- wie Bekehrungsgeist zeigen; aber sie geben sehr darauf Acht, daß sie nicht in die geringste Gemeinschaft mit Andersgläubigen gerathen. Sind Eltern und Kinder verschiedenen Glaubens, so essen sie nicht an demselben Tische oder aus derselben Schüssel, und gehen auch nicht zu gleicher Zeit in die Badstube. Kommt man während des Sommers zu einer Quelle in einer Gegend, die von Starowerzen bewohnt ist, so findet man die Rinde aller in der Nähe wachsenden Birken abgeschält und den Boden weit und breit mit Rindenstückchen bedeckt; denn jeder Starowerz, der aus der Quelle trinkt, muß sich jedesmal mit einem neuen Stück Baumrinde versehen; weil es ungewiß ist, ob nicht irgend ein Anhänger einer andern Lehre sich der umhergestreuten Stücke bedient haben könnte. Als ich, erzählt Castrén, im Jahre 1839 Karelien bereiste, kam ich noch einmal in ein kleines Dorf, das nur von Starowerzen bewohnt war. Von einer langen Fußwanderung ermüdet, forderte ich frisches Wasser und Etwas zu essen. Man zeigte sich sehr bereitwillig, meine geringen Ansprüche zu erfüllen, allein in dem Hause, wo ich eingekehrt war, fand man keine Gefäße für Fremde oder für Leute andern Glaubens. Man sandte nun einen Boten in die andern Häuser, aber dieser kehrte mit der Nachricht zurück, daß dergleichen Dinge im ganzen Dorfe nicht zu haben seien. Unterdessen hatten die Dorfbewohner sich versammelt, um so eine seltene Erscheinung, wie ein schwedischer Heide war, zu betrachten. Unter den Zuschauern befanden sich auch einzelne alte Männer. Ich stellte es nun ihrer Ueberlegung anheim, ob es nicht eine größere Sünde sei, einen Menschen verschmachten zu lassen, als irgend ein hölzernes Gefäß zu verunreinigen. Da trat ein grauhaariger Mann aus der Menge heraus und sprach, sich auf seinen Stab lehnend: „Gebet ihm in Gottes Namen zu essen und zu trinken, daß er gesättigt wird! Denn es ist Pflicht des einen Menschen gegen den andern. Allein ihr sollt ihm kein hölzernes Gefäß vorsetzen, denn die heidnische Verunreinigung dringt so tief in das Holz ein, daß ihr es in aller Ewigkeit nicht reinigen könnt. Nein, lasset ihn aus einem steinernen Gefäße essen, denn seht! ein solches vermag er doch nicht so zu verunreinigen, daß ihr es nicht wieder zu reinigen vermöchtet, wenn ihr es gehörig mit Sand und Wasser ausscheuert." Diese Rede hatte die beabsichtigte Wirkung, allein ich bemerkte doch, daß die Hand der Wirthin zitterte, indem sie mir das heilige Gefäß vorsetzte.

Ich könnte unzählige gleich komische Auftritte und Erzählungen von den Starowerzen anführen; aber die Sache ist zu ernsthaft, um als Gegenstand des Scherzes zu dienen. [85. 34.]

---

14. Petersburg und die Newa.

Die Newa ist einer der schönsten und prachtvollsten Flüsse, welche es gibt. Sie kommt aus dem Ladogasee und trägt fast bis zu ihrer Quelle große Schiffe. Aehnlich der großen Stadt, welche sie bespült, erhebt sie sich plötzlich und rollt in die Ferne; wie diese war sie lange Zeit unbekannt, und wie diese hat sie jetzt einen europäischen Ruf. Es ist ein thätiger, aristokratischer Fluß, der nicht auf dem Sande eines öden Ufers einschlummert und keine schlechten Hütten bespült. Prachtvolle Kais umschließen ihn mit ihrem doppelten Walle, Leuchtthürme und Palläste spiegeln sich auf jeder Seite in seinem klaren Wasser, vergoldete Mastenspitzen funkeln auf seinen Fluthen wie Sterne.

In einiger Entfernung von Petersburg theilt er sich in mehrere Arme, aber die Flüsse, welche sein Bett verlassen, und sich wie muthwillige Kinder nach allen Seiten hinwenden, machen ihrem Ursprunge keine Schande; sie umschließen, wie silberne Armspangen, die Inseln, wo sich jeden Sommer die hohe Gesellschaft von Petersburg versammelt; sie schleichen an den kaiserlichen Parks und den schönen Cottages am Fuße der duftigen Linden und Syringen vorüber. Der Hauptarm des Flusses verfolgt indessen seinen feierlichen Lauf; er trägt nationale Produkte nach dem Meere und bringt die Werke der Kunst und Industrie des westlichen Europa, welche sich hierauf durch die Kanäle und Seen bis in die entferntesten Provinzen des Reiches verbreiten. Petersburg ist der Hauptheerd der europäischen Bildung in Rußland, und die Newa die fruchtbare Straße, auf welcher diese Bildung mit den Segel- und Dampfschiffen, mit Waarenladungen und Reisenden ankommt. Dieser so klare, so verehrte Fluß gibt jedoch, wie die Rhone zu Lyon, im Frühjahre durch sein Treibeis und im Herbste durch seine Ueberschwemmungen stets Anlaß zu Besorgnissen. Im Jahre 1824 bedrohte er die Stadt mit einer völligen Verheerung. Die erschrockenen Einwohner stiegen auf die Dächer und suchten eine Zuflucht auf den Baumgipfeln; es war eine eigentliche Sündfluthsscene. Auf allen Seiten hat man die Höhe bezeichnet, bis zu welcher das Wasser stieg. Einige Zoll mehr, so wäre die Stadt verloren gewesen.

Die Perspective von Newsky ist die längste, lachendste und belebteste Straße von Petersburg. Sie endigt auf einer Seite gegen die Façade des Admiralitätsgebäudes und erstreckt sich bis über die Anischoffbrücke. Sie ist der Boulevard Italien, die Regent-Street dieser nordischen Hauptstadt, der Heerd des Luxus, das Centrum der Bewegung. Hier enthüllt sich besonders der kosmopolitische Charakter jener mehr europäischen als russischen Stadt. Bunte, mit Inschriften in allen möglichen Sprachen bedeckte Schilde, französische, deutsche und englische Buchhandlungen, fünf Kirchen, die fünf verschiedenen Religionen angehören, die Hôtels großer Herren und Magazine, die von Waaren und pariser Modeartikeln schimmern; neben dem Bijoutier von Tula der Schneider von Berlin; dem Händler mit Astrachan-Fellen gegenüber Porzellain von Sevres und russisches; der reiche englische Bazar, welcher jährlich 30,000 Rubel Miethzins zahlt, neben dem russischen Conditor. Die Straße läuft in gerader Linie, wie eine wahre Perspective. Ihrer ganzen Länge nach ist sie mit einem ausgezeichneten Pflaster und mit breiten Trottoirs versehen. In der Mitte befindet sich der ungeheure Gastinnoi Devor-Bau, eine Stadt von Boutiken und Comptoirs, wo unermeßliche Lager von allen möglichen Lebensmitteln des Nordens und Südens, sowie alle Produkte der nationalen und ausländischen Industrie aufgestapelt sind. Hier ist stets ein verworrenes Gedränge von Kaufleuten und Müßiggängern, erfahrenen Spitzbuben und vorsichtigen Käufern, Juden und Christen, Bürgern und Soldaten. Ich kenne keine lebhafteren und malerischen Scenen, als hier jeden Augenblick vorfallen. Es ist gleichsam ein Panorama, dessen verschiedene Bilder immerfort wechseln, ein Kaleidoscop, dessen Figuren und Farben sich unaufhörlich unter neuen Formen und neuen Schattirungen darstellen. Ihr seht den rasirten, parfümirten und in feine Kaschmir-Weste eingezwängten Dandy neben dem Muschik mit weitem Kaftan und langem Barte, der einen Stolz darein setzt, das alte Costüm und die ehrwürdigen Gebräuche seiner Väter beizubehalten. Der Mahomedaner geht mit aufrechtem Kopfe an der Kirche vorüber, welche der Russe mit drei Kreuzeszeichen grüßt. Der plumpe Karren des finnischen Bauern fährt langsam hinter der polnischen Kibitka. Ein Feldjäger, den grauen Mantel um die Schultern und die weiße Feder an dem Hute, fährt im Galoppe, Gott weiß, nach welchem Districte. Diese Feldjäger sind die Privatcouriere des Kaisers; in unglaublicher Schnelligkeit legen sie die unermeßlichen Strecken zurück, welche Petersburg von den Grenzen des Reiches trennen. Auf einem schlechten Karren, ohne Federn und Rückenlehne sitzend, den sie überdies noch auf jeder Station wechseln müssen, unternehmen sie Reisen von mehr als tausend Lieues und fahren Tag und Nacht, ohne Ruhe oder Schlaf zu genießen. Es ist eines der mühseligsten Gewerbe, die man sich nur denken kann; die Feldjäger werden aber auch gut bezahlt. Es sind meistens Söhne von Soldaten, die von der Regierung erzogen wurden, und die dann als Unteroffiziere in dieses Couriercorps eintreten. Sie tragen die Depeschen des Kaisers nach Norden und Süden, und lassen in einer Zeit von wenigen Tagen eine Ordre ihres Souverains jenseit des Urals oder am

Fuße des Kaukasus ausführen; dafür werden sie bald Offiziere, und wenn man bedenket, mit welchem Eifer sie ihre Aufträge besorgen, und welchen Mühseligkeiten sie sich unterziehen, so muß man eingestehen, daß ihre Epauletten der Lohn eines beharrlichen Muthes sind.

Was der Perspective einen besonders seltsamen und in der Welt einzigen Anblick verleiht, ist die Menge bordirter Offiziers- und Soldaten-Uniformen, denen man bei jedem Schritte begegnet. Es gibt zu Petersburg sechszigtausend Mann Infanterie, Cavalerie, Tataren und Kosaken, Deutsche und Tscherkessen, und ein Detachement, bestehend aus fünf Mann von jedem der Regimenter des Reiches ausgezogen, welches gleichsam eine Deputation aller Uniformen und sämmtlicher Armeecorps darstellt. Die schönste und reichste ist die der tscherkessischen Garden. Sie tragen ihr Nationalkostüm, die mit schwarzem Pelze verbrämte Faltenmütze, den Kaftan und blauen Pantalon mit breiten Silberborten, im Gürtel den ciselirten kaukasischen Dolch, auf der Brust sechszehn in eine silberne Büchse eingeschlossene Patronen. Die Offiziere dieses Corps sind meistens Fürsten, Klanshäuptlinge, durch eine lange Feindschaft von den wilden Stämmen, welche noch ihre Berge inne haben, getrennt, der europäischen Civilisation ergeben, und neben den neuen Ideen, welche sie in Rußland adoptirten, einen besonderen Charakter, ein kräftiges nationales Gepräge bewahrend. [137.]

---

15. Iswoschtschiki und Plotniki.

Eine durchaus charakteristische Gestalt in allen russischen Städten ist der Iswoschtschik (der Droschkenlenker). — Der Großrusse ist ein geborener Fuhrmann. Reiten ist eigentlich nicht sein Metier; man sieht den gemeinen Mann (die Kosakenstämme ausgenommen) selten zu Pferde, aber im Talente des Fahrens übertrifft er alle andern Nationen. Die Blüthe und Krone des russischen Fuhrmanns aber ist der Iswoschtschik. — Einen liebenswürdigeren, höflicheren, schlaueren, gewandteren Spitzbuben als ihn, gibt es nicht auf Gottes weiter Welt! Seine erste Schule macht er als Vorreiter auf der Equipage eines Adligen. Hier sieht man den Buben von 10 bis 12 Jahren den ganzen Tag, und in der geselligen Zeit auch den größten Theil der Nacht auf dem einen Vorderpferde sitzen; er ißt und trinkt, er spielt, er schläft darauf, kurz er bildet eigentlich nur eine Einheit mit seinem Pferde. Wie oft habe ich bei 18 bis 20 Grad Kälte solche Buben ganz süß auf dem Pferde schlafen sehen. — Und wie fährt ein solcher Bube schon! Wie fest sitzt er im Sattel, wie vorsichtig, wie richtig lenkt er seine beiden Pferde bei jeder Gelegenheit, und dabei immer im scharfen Trabe. Mit 17 bis 18 Jahren avancirt er entweder zum wirklichen Kutscher auf dem Bocke, oder er wird Iswoschtschik zuerst bei einem Reicheren in Verding, bis er so Viel sich zusammen gespart und zusammen speculirt hat, daß er sich selbst ein Pferd und eine Droschke, sowie für den Winter einen Schlitten anschaffen kann. — Von nun an lebt er eigentlich nur auf seinem schmalen Vordersitze der Droschke oder des Schlittens. Er und sein Pferd leben auf das Frugalste von dem Heu, Hafer und Brod, welches er in der Droschke mit sich führt. In Moskau und Petersburg gibt es außer den Tagesdroschken auch noch Nachtdroschken, welche die ganze Nacht durch von 10 bis 5 Uhr auf den Straßen umherziehen. Gewöhnlich treten zwei Iswoschtschiki in eine Association, sie haben zusammen 3 Pferde, und gebrauchen diese so, daß jedes Pferd immer am dritten Tage einen Ruhetag hat. Um 5 Uhr Morgens zieht der Nachtdroschkenmann auf den Hof gewisser Kabachen (Wirthshäuser); dort finden sich auch die Tages-Iswoschtschiki, die dann aufstehen, ein, und trinken nun insgesammt gemüthlich ihren Thee, das einzige Warme, was sie den Tag über genießen. Daher findet man von 5 bis 7 Uhr fast keine Droschke auf den Straßen. — Die Wohlerzogenheit, Geduld und Höflichkeit des Iswoschtschiki übertrifft die jeder andern Classe des Volks. Wenn ein wohlgekleideter Mann auf der Straße geht und sich nur einmal umsieht, so kann er sicher sein, ein halb

Dutzend Droschkenführer auf sich losfahren zu sehen, die auf das Höflichste ihre Dienste anbieten; es ist der größte Wetteifer unter ihnen, aber nie schimpft einer auf den andern, oder auf den begünstigten, nie werden sie sich berühren, anfahren, Etwas verderben. Das Fuhrwesen ist in Petersburg und Moskau überhaupt polizeilich musterhaft überwacht; es herrscht da große, unerbittliche Strenge; der Kutscher oder Iswoschtschik, der Jemand durch Ueberfahren tödtet, oder auch nur verletzt, einen fremden Wagen im Fahren beschädigt, wird augenblicklich arretirt und im ersten Falle unerbittlich zu den Soldaten abgegeben, in den andern Fällen aber mit körperlicher Strafe belegt; das Pferd aber verliert er stets; es wird nach der Polizei geschickt und verfällt an das Pompiers-Depot.

Noch eine andere sehr eigenthümliche Classe des Volks sind die Plotniki (Zimmerleute). Da die große Mehrzahl aller Gebäude in Rußland von Holz, und zwar fast lediglich von Holz aufgeführt werden, so sind die Zimmerleute in Rußland von einer Zahl und Bedeutung, wie in keinem andern Lande. Auf dem Lande ist eigentlich jeder Bauer auch zugleich Zimmermann. Jeder versteht ein Haus zu zimmern, zu richten und einzurichten. Die Plotniki in den Städten, insbesondere in Moskau, sind nun weiter nichts, als die Elite jener ungewöhnlichen Bauern, keineswegs wie in Deutschland besonders zünftig ausgebildete Handwerker; aber dennoch sind sie von bewunderungswürdiger Geschicklichkeit! — Bei ihnen zeigen sich jener Nationalcharakter und jene Talente des russischen Volks, welche diesem eine hohe Stellung in der Weltgeschichte schon jetzt angewiesen haben und vielleicht künftig noch mehr anweisen werden, die Kraft des unbedingten Gehorsams, das richtige Gefühl für alles Maß, das praktische Talent, mit unbedeutenden Werkzeugen und geringen Hilfsmitteln sich nicht blos augenblicklich zu helfen, sondern auch etwas Großes zu leisten, ein tüchtiges Werk darzustellen. Die Plotniki in Moskau bilden eine völlig und gut organisirte Gemeinde mit Gliederungen und Unterabtheilungen, mit gemeinschaftlichen Haushaltungen, mit gewählten Häuptern, denen unbedingter Gehorsam geleistet wird. Die Ordnung und Zucht ist musterhaft, und alles Dieses hat sich keineswegs durch Anordnungen und Gesetze von oben herab gebildet, sondern von unten herauf aus dem Bedürfnisse und durch die natürlichen Sympathien und die Ordnungsliebe des Volks.

Ganz bewunderungswürdig ist das Augenmaß, die Leichtigkeit und Geschicklichkeit und der rasche Ueberblick, jeden Vortheil zu benutzen bei diesen Leuten oder vielmehr dem ganzen russischen Volke.

Der ächt russische Plotnik führt eigentlich kein anderes Werkzeug, als das Beil und den Meißel. Mit dem Beil im Gürtel durchzieht er das Reich nach allen Enden, und sucht und findet Arbeit. Es ist unglaublich, was er mit dem Beile leistet; alle die mannigfaltigen Werkzeuge unserer gelernten Handwerker sind ihm völlig unbekannt, und dennoch ist seine Arbeit nicht schlechter, ja oft zweckmäßiger, als die unserer doch bei Weitem mehr ausgebildeten Handwerker. Man glaubt oft nicht, daß es möglich sei, mit dem plumpen Beile und einem einfachen groben Meißel so allerliebste Verzierungen und Schnitzarbeiten zu Stande zu bringen, wie man sie an Schiffen und russischen Häusern findet. [85.]

16. Artells der Russen.

Ein charakteristischer Zug des russischen Volkes ist der Associationsgeist desselben, wie er sich namentlich in dem Institut der Artells kundgibt. Unter Artell versteht man eine Gesellschaft, die sich zu gemeinsamer Arbeit und gemeinsamem Erwerb verbindet, verschiedenen Handwerken und Beschäftigungen obliegend; so gibt es Maurer-, Zimmermanns-, Lastträger-Artellen u. s. w. Diese Gesellschaften genießen in der Residenz eines gutes Credits, indem sie für die Solidität der geleisteten Arbeiten mit ihrer gemeinschaftlichen Kasse bürgen. Die Artell der Lastträger z. B. übernimmt es, einem Kaufmann sein Schiff zu befrachten oder die Ladung zu löschen, eine Arbeit, die dieser zwar wohlfeiler durch einzeln gemiethete Tagelöhner verrichten lassen kann, wobei ihm jedoch die Sicherstellung abgeht, seine Waare wohl emballirt und bei der Arbeit nichts entwandt zu sehen; um dieser Sicher-

stellung wegen zieht er es vor, sich an eine Artell zu wenden; die Abmachung wird kontraktmäßig abgeschlossen und für die pünktliche Gewährleistung haftet die Artell, die, sei es auch schon um ihren guten Credit zu erhalten, ohne Widerrede allen Schaden ersetzt, der durch die Schuld der Arbeiter entstanden sein könnte. Die zu leistenden Arbeiten sind auf alle Artellglieder in gleichem Maße vertheilt, deren Jeder seine ihm angewiesene Beschäftigung hat. Eine dergleichen Corporation ist oft 3 bis 400 Mann stark, sie wählt sich ihren Vorsteher oder Aeltesten (stárosta), ihre Zehentmänner und ihren Kassier, und diese Senioren führen eine wachsame Aufsicht über jedes einzelne Mitglied der Gesellschaft. Zur Aufrechthaltung der Ordnung und des guten Credits der Verbindung wird auch jede Ausschweifung des Einzelnen, Trunk, Rauferei und Dergleichen, die dem Credit des Ganzen Nachtheil bringen könnte, mit einer verhältnißmäßig nicht unbedeutenden Geldstrafe gebüßt, und die erlegten Strafgelder werden zur gemeinschaftlichen Cassa geschlagen. Jeder rüstige Arbeiter kann in die Zahl der Mitglieder einer Artell aufgenommen werden, wobei er eine gewisse Summe, als Sicherstellung für seine Person sowol, wie auch zum Bestreiten gemeinsamer Ausgaben der Artell, zur Cassa zu erlegen hat, und sich zugleich verpflichtet, eine bestimmte Anzahl von Jahren hindurch in der Verbindung zu verbleiben. Zu Ende jedes Sommers, wenn die bewegte Zeit der Arbeiten vorüber ist, wird der Gesammterwerb der Artell berechnet und das Contingent jedes einzelnen Mitgliedes, im Verhältniß der zur Cassa eingezahlten Summe demselben liquidirt. Tritt ein Mitglied aus dem Verein, so erhält es das beim Eintritt Eingezahlte, nach Abzug der davon gemachten Ausgaben, zurückerstattet. Gewöhnlich erwirbt sich der Bauer, der Mitglied einer Artell ist, in kurzer Zeit, wenn er ordentlich ist, ein für seine Verhältnisse recht ansehnliches Sümmchen Geld; noch gewöhnlicher aber fängt er, sobald er solches in Händen hat, zu prassen an, und das Geld ist dann schneller verthan als erworben. Mit den Ueberresten seines Gutes sucht er noch die Heimath zu erreichen, wo der seinem Eigenthümer unerschöpflich dünkende Besitz rasch abnimmt, und man ihn denn nach einem oder ein paar Jahren den letzten schmucken Petersburger Sonntagskaftan losschlagen sieht, um sich den unentbehrlich gewordenen Branntwein zu verschaffen. Er wirft sich wieder in den groben grauen Bauerkittel, und hat von dem entschwundenen Glück nur die traurige Erinnerung übrig, die er immer und immer wieder im Branntwein zu ersäufen sucht. [200.]

17. Kirchen- und Volksfeste der Russen.

Der Charakter der Russen offenbart sich nirgends augenfälliger, als in ihren kirchlichen Volkslustbarkeiten. Eines der bedeutendsten, wenigstens das großartigste kirchliche Volksfest ist das Jordansfest oder die Wasserweihe. Sie wird am 6. Januar alten Styls abgehalten.

Zu dieser Zeit herrscht der russische Winter in seiner ganzen Furchtbarkeit und das Eis auf der Newa ist dann so stark, daß es ohne Gefahr den Zudrang der zahllosen Volksmenge aufnehmen kann.

Auf der Newa, dem Winterpalast gegenüber, einige zwanzig Fuß von dem Ufer entfernt, wird eine offene Säulenrotunde erbaut. Das Dach dieses Tempels ist gewöhnlich mit dem Bilde Johannes des Täufers, aber auch mit einem Kreuze geziert. Das Innere ist mit vier großen Gemälden geschmückt, von denen das dem Palast zugekehrte Bild die Taufe des Erlösers im Jordan vorstellt. Ein auf festem Pfahlwerk ruhender Damm bildet den Zugang zu diesem Baue, in dessen Mitte eine große Oeffnung in das Eis gemacht ist. Um Unglück bei dem Zudrange des Volkes zu verhüten, wird in diese Oeffnung ein mächtiger mit Eisen beschlagener und an Tauen und Ketten befestigter Kasten dergestalt niedergesenkt, daß er den Blicken der Zuschauer entzogen wird. In diesen Kasten sind überall Löcher gebohrt, damit das Wasser durch ihn sich drängen und die Weihe aus demselben sich dem ganzen Strome mittheilen kann; über der Oeffnung schwebt an der Decke eine weiße Taube, als Sinnbild des heil. Geistes.

Trotz der unfreundlichen Jahreszeit, trotz des eisigen Hauches, der über die Fläche der Newa da-

hin zieht und oft in wenig Augenblicken die unbedeckten Theile des Angesichts gefühllos erstarrt, sammelt sich die Volksmenge schon am frühen Morgen und harrt stille und geduldig auf den Beginn des Festes. Später ziehen die Kriegerschaaren mit ihren Fahnen heran und stellen sich auf der Eisfläche in Reihe und Glied. Ist die Kälte nicht zu groß, so besteht diese Schaar aus einem Heere von fünfzigtausend Mann.

Von einer der Hauptpforten des Palastes bis zu dem Tempel auf der Newa ist eine rothe Scharlachdecke ausgebreitet. Gegen Mittag unter dem Geläute aller nahen und fernen Glocken erscheint der Zug aus den Hallen des Schlosses. Voran die Kirchenbanner, die Heiligenbilder und die Tempelsänger, dann der Metropolit im Gefolge aller hohen Geistlichen, oft gegen dreihundert an der Zahl; sodann der Kaiser, die Großfürsten, Pagen u. s. w. Langsam im feierlichen Zuge, nicht beachtend des Unwetters Stürme, schreiten sie über die Scharlachdecke zu dem Tempel. Sobald der Kaiser dort angelangt, beginnt der Metropolit die Gebete, deren Schlußworte die Kirchensänger begleiten. Diese Feierlichkeit dauert beinahe eine halbe Stunde; sodann taucht der Erzpriester ein silbernes Kreuz in die Oeffnung des Eises und überreicht dem Kaiser nunmehr einen mit diesem geweihten Wasser gefüllten Kelch, worauf er auch die Umstehenden mit dem geweihten Wasser besprengt, das freilich sogleich auf Kleid und Antlitz zu Eistropfen wird. Eine Rakete steigt zu dem mit weißen Schneewolken bedeckten Himmel empor; sogleich donnern von der Festung St. Peter und Paul, von den Wällen der Admiralität die Kanonen; ein Regiment nach dem andern setzt sich in Bewegung, zieht im feierlichen Paradeschritt zu dem Tempel hin und der Metropolit beginnt die Weihe der Fahnen.

Nachdem die Fahnenweihe geendet, der Hof und selbst die bejahrten Geistlichen sich entfernt haben, drängt sich das Volk herbei; fast Alle haben Flaschen und Gefäße bei sich, die sie mit dem geweihten Wasser füllen; Kinder, die zu der Zeit geboren, werden herbeigetragen, um getauft zu werden. Diese Taufe, so schnell sie geschieht, hat in der rauhen Jahreszeit etwas Herzbeengendes. Der Priester faßt den Täufling so, daß er ihm mit der flachen Hand den Mund, die Nase und auch die Ohren vor dem Eindrang des Wassers schützt; taucht ihn drei Mal, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes in das Wasser und übergibt ihn sodann der Wärterin oder Pathin, die das Kind sogleich in warme Decken hüllt, wo sich das rückkehrende Leben bald durch Schreien offenbart. Solch eine Taufe wird für äußerst heilbringend gehalten, aber es geschah bereits, daß der von Frost ergriffenen Hand des Priesters das Kind entglitt und in das Wasser sank. Um solches Unglück zu verhüten, ist die öffentliche Taufe in dieser Jahreszeit untersagt worden, und es werden die Kinder, welche in der Nacht vor dem Feste geboren werden, zwar mit diesem geweihten Wasser, aber in der Behausung ihrer Eltern oder Anverwandten getauft.

Das Jordansfest gehört nicht allein der Kaiserstadt an, es ist eine ächt russische Glaubensfeier. Auf dem Dniepr, dem Don, dem Ural, der Wolga und selbst auf Sibiriens Strömen, überall, wo nur Bekenner der griechischen Kirche siedeln, wird das Fest des Jordans am heiligen Dreikönigstage in gleicher Art, nur freilich mit weniger Glanz und Pracht gefeiert.

Von längerer Dauer und Lust als das Jordansfest ist die Maslinitza. Es ist dieses ächte Volksfest zugleich die Abschiedsfeier von allen Vergnügungen, von jedem Genusse, von Fleisch und Butter, Milch und Eiern, auf sieben lange Fastenwochen.

Zur Zeit der Maslinitza wird der Backofen nicht kalt, der Kessel auf dem Heerde nicht leer; die sorgsame Hausfrau hat zu dieser Zeit schon lange vorher ihre Vorräthe von Waizenmehl, Butter, Honig, Eiern und Fischen eingekauft; der Hausherr öffnet den Geldschrein und besorgt die Getränke und die Näschereien, und die Thür des Hauses ist gastlich Bekannten und Unbekannten geöffnet; doch nur steinalte Mütterlein und hochbejahrte Väter findet man daheim; Alles, was sich noch regen und bewegen kann, eilt in Petersburg der Newa zu. Dort erheben sich die hohen Eisberge, nur diesem Lande eigenthümlich — die Rutschberge anderer Länder sind mit ihnen nicht zu vergleichen, denn zu einer russischen Schlittenfahrt und zu russischen Eisbergen gehört auch russischer Winter — die Treppe zu dieser Höhe ist mit grünen Tannenbäumchen umsteckt, oben wehen bunte Fahnen; der Berg selbst erscheint wie eine verglaste Spiegelfläche; oben lauern die Lenker mit dem kleinen Handschlitten; man zahlt eine Kleinigkeit, setzt sich dem Lenker auf den Schooß und fliegt mit Blitzesschnelle hinab. Dieses Niederschnellen

hat, wenn man die erste Furcht überwunden, einen ganz eigenthümlichen Reiz; man glaubt wirklich der Erde entrückt zu sein und durch die Luft dahin zu eilen. Unten angelangt, steigt man sogleich die Treppe des zweiten Berges wieder hinauf, um den Genuß zu wiederholen. Die Polizei ist hier, wie bei allen Nationalfesten, sehr nachsichtsvoll. Sie gibt nur Acht, daß die Schlitten sich nicht zu nahe folgen, damit beim Hinuntergleiten sie sich nicht erreichen und so ein Unglück entsteht; doch haben die Lenker eine eigene Geschicklichkeit, mit den behandschuhten Händen sich einander auszuweichen. Auch geschieht es wol, daß, wenn die Aufmerksamkeit der Polizeiwächter zu sehr in Anspruch genommen wird, sich ein Wagehals in Ermangelung eines Schlittens auf seinen mächtigen Fausthandschuh setzt und so unter dem Jubel der Zuschauer niederrutscht. Früher geschah es auch, daß geschickte Schlittschuhläufer es wagten, den Berg hinauf und herab zu steigen. Aufwärts liefen sie im Zickzack; hier war die Gefahr minder groß. Aber herab mußten sie augenscheinlich das Leben einsetzen, um bewundert zu werden.

Die Eisberge sind von einem Kranze hölzerner Buden umgeben, in welchem Gaukler, Seiltänzer, Taschenspieler u. s. w. ihr Wesen treiben, um diese rundet sich wiederum eine förmliche Straße von Buden und Fässern, in welchen sich Pfefferkuchen, Nüsse, Rosinen und Korinthen befinden. Der Russe liebt dergleichen Süßigkeiten; sie fehlen auf dem Nachtische des Wohlhabenden nie und ersetzen ihnen das theure Obst. Es ist ein eigener Anblick, einen würdigen langbärtigen Russen mit innigem Behagen eine Rosine oder ein Stückchen Kandiszucker schlucken zu sehen.

Die Tage der Freude gehen indeß vorüber; in einer Nacht sind die Eisberge und die hölzernen Baracken der Possenreißer von dem Eise der Newa verschwunden; die wilde, ausgelassene Lust ist verstummt; die Trunkenen, die man noch jetzt zuweilen auf den Straßen erblickt, sind keine eingebornen Russen, sind Ausländer oder Leute andern Glaubens. Die großen Fasten haben begonnen, der heitere Russe ist plötzlich ernst geworden, kein fröhlicher Gesang ertönt mehr, sieben Wochen lang ist jedes Thor der Freude verschlossen. Keine Bälle werden gegeben; die Schauspielhäuser sind geschlossen; jede Lust und jede Ergötzlichkeit verbannt. Endlich naht die stille Woche; die Enthaltsamkeit in Speise und Trank wird größer; die strengen Gläubigen nehmen am Freitag und am Sonnabend in dieser Woche gar keine Speise zu sich. Den Abend vor Ostern steht das Volk, besonders bei den Hauptkirchen, bis weit auf die Straße hinaus. In den Kirchen selbst brennen vor allen Heiligenbildern unzählige Wachslichterchen, welche die Andächtigen opfern, und aus jedem Munde ertönt: „Herr, erbarme dich!“ alle knien und neigen sich und jede Stirn drückt sich gegen die marmorne Fußdecke — da naht die Mitternachtsstunde; der Priester bricht das Brod und mit der ganzen Kraft seiner Stimme verkündet er: Christus ist erstanden! (Christos wos krest.) Die Kirchensänger fallen mit kräftigen Tönen ein: Christus ist erstanden! Eine Leuchtkugel steigt zu dem dunkelnden Himmel empor und alsobald verkündet Kanonendonner das frohe Ereigniß. Ein erhabener, seliger Traum umfaßt alle Anwesende, Hohe und Niedere umarmen sich; der bärtige Russe weint Freudenthränen und von allen Lippen tönt: „Christ ist erstanden!“ Dieser Ruf aber ist zugleich das Signal zu einer in ganz Rußland üblichen allgemeinen Begrüßung durch Kuß und Umarmung. Jeder Anwesende küßt seinen Nachbar mit dem Glückwunsche: „Christos wos krest!“ Man küßt sich in der Kirche, man küßt sich auf der Straße und im Hause, man küßt sich ohne Unterschied des Alters und des Geschlechtes, was denn selbstverständlich zu manchen gar sonderbaren Auftritten und Inconvenienzen führt. Nun kehrt auch die ganze Freude des Maslinitza wieder, aber in einem größeren Maßstabe. Statt der Eisberge erheben sich Schaukeln von allen nur möglichen Gattungen, ganze Straßen bilden sich von Säcken, in welchen Pflaumen, Rosinen, Pfefferkuchen, Nüsse u. s. w. feil geboten werden. Das Volk ist selig, denn es hat sieben Wochen streng gefastet, und darf nun Butter, Kuchen und Fleisch essen; es ist überselig, denn es hat sieben lange Wochen gedurstet, und darf nun trinken. Das thut es auch, so lange sein Erspartes reicht, und wenn dies zu früh ausgeht, so nimmt es seine überflüssige Garderobe zu Hilfe, denn in seinem überglücklichen Zustande braucht es den Erdenplunder nicht. In Deutschland trinkt man auch, aber wie prosaisch, wie gemein schämt sich der Trunkene seines glücklichen Zustandes! Der trunkene Russe hingegen tritt in seiner Verzückung ohne Furcht vor seinen Herrn, trocknet sich den Schweiß von dem hochrothen, glänzenden Gesichte, streicht sich den Bart und spricht: „ich bin

schuldig vor dir, bin betrunken, Väterchen!" Und der sonst so strenge Herr entgegnet im Bewußtsein der eigenen Schwäche: „wir sind alle sündige Menschen!" und fügt nur noch den freundlichen Rath hinzu: „leg dich schlafen, mein Sohn!" Aber das thut der Selige erst, wenn ihm die Füße völlig den Dienst versagen; dann sinkt er auf das Pflaster nieder, unbekümmert, ob die Hufe der tartarischen und arabischen Rosse ihn berühren. Die in diesen Tagen so nachsichtsvolle Polizei verschafft ihm indeß ein Ruheplätzchen, bis sein Rausch in etwas verflogen, wo er neuen Ankömmlingen Platz machen muß und ohne Strafe entlassen wird.

Die Osterwoche ist zugleich die der Eiergeschenke. Die Zahl der Eier, die in dieser Zeit verbraucht und verzehrt werden, muß in's Ungeheure gehen; denn lange vorher, ehe dieses Fest eintritt, schaukeln sich schon auf der Fontanka und dem Katharinenkanal ganze Flotten von Fahrzeugen, die mit dieser zerbrechlichen Waare beladen sind. Die ganze Generation, die sich auf den Straßen freudetrunken bewegt, schält und ißt Eier. Kein ächter Russe naht dem andern, ohne ihm mit dem Friedenskusse und dem üblichen Spruche: „Christus ist erstanden!" nicht auch ein gefärbtes Ei zu überreichen. [151. 137. 113. 82.]

18. Kabak und Branntwein.

Aus der Kirche geht der russische Bauer in den Kabak (Wirthshaus). Vor der Thür sieht er seine Baarschaft nach, und bestimmt, wie viel er auf sein Lieblingsgetränk verwenden will, zieht die Flasche, und läßt es sich en gros hineinmessen. In demselben Maße en gros wird die Flasche geleert, nämlich in einem einzigen Zuge.

Die Wirkung bleibt nicht lange aus. Je nach der Ladung entfernt sich der Trinkende mehr oder weniger weit und bleibt dann liegen. Entfernen sich die Betrunkenen in Gesellschaft oder bleiben sie noch einige Zeit im Kabak sitzen, so entwickelt sich unter den Gleichgesinnten eine übermäßige Zärtlichkeit, die sich durch unaufhörliches Küssen äußert. Unter den schmiegsamsten Umarmungen bleiben endlich die Zärtlicherregten zusammen liegen, und werden dann, weil die Kabaks nicht viele Menschen fassen, zur Thür hinaus gebracht, wo sie auf dem Rasen oder auf bloßer Straße die Wiederkehr ihrer Sinne schlafend abwarten.

Nirgend hat man an Festtagen nöthig, lange nach dem Kabak zu suchen, auch wenn ein hoher Wachholderbusch oder ein Tannenzweig ihn nicht deutlich bezeichnete; die lebenden Bilder, die in der Nähe der Kabaks nach allen Richtungen gestellt sind, führen mit Sicherheit zum Centrum des Volksvergnügens.

Oft geschah es, daß Montags oder Tags nach einem Feste der Platz noch nicht gesäubert war. Die Morgensonne beschien dann eine seltsame Landschaft. Die in der Nacht im Freien auf dem Platze campirenden Viehheerden, Rinder, Ziegen, Schafe, Schweine und Gänse bildeten mit den schlafenden Menschen die friedlichsten Gruppen. Keiner wunderte sich über den Andern, und Alles schien an den gegenseitigen Anblick gewöhnt. Gegen Mittag hin waren die erneueten Belebungsversuche gewöhnlich mit gutem Erfolge beendet.

Diese unwiderstehliche Neigung zum Trinken hat sich in Rußland sogar auf das weibliche Geschlecht ausgedehnt. Es ist nicht so ganz selten, daß man eine halbbetrunkene Frau mit ihrem ganz betrunkenen Manne nach Hause ziehen, oder eine emancipirte und ganz betrunkene Frau allein den Heimweg suchen sieht.

Einst sah ich gegenüber meiner Wohnung ein Marktmädchen, die ihre Trinklust auf eine höchst originelle Weise auszuüben und zu mäßigen wußte. Die ganze Woche war sie nüchtern und achtete sorgsam auf ihren Verkauf. Sonntag Nachmittags, gegen zwei Uhr, verfehlte sie jedoch nie, vollkommen betrunken zu sein und schlafend ihren Sitz bis gegen Abend zu behaupten. Es war ihr unmöglich, von dem allgemeinen Brauch, um diese Zeit der Sinne beraubt zu sein, abzuweichen. Ihr Geschäft ging unterdeß seinen richtigen Gang; wer Etwas wünschte, nahm es aus ihrem Laden weg, und legte freiwillig das Geld dafür hin. Bei der unbedingten Ehrlichkeit der Nordrussen konnte sie dabei vor Uebervortheilungen sicher sein.

Ist es schon sehr beklagenswerth, daß der Branntwein im russischen Volksleben sich zu einer

so bedeutenden Rolle erhoben hat, so wird dieses Gift, wie man sehr allgemein behauptet, leider durch Zusatz von Schwefelsäure oder ähnlichen Stoffen noch bedeutend verschlimmert.

In Rußland gibt es Generalbranntweinspächter, von denen der Staat enorme Summen für die Erlaubniß, den Branntwein in Umlauf zu bringen, bezieht. Diese verpachten mit großem Vortheil die Berechtigung wieder an kleinere Pächter, und so hat zuletzt jeder Ort seinen Kabakinhaber, der allein zum Verkauf des Branntweins berechtigt ist. Dieser schlägt eine kleine unbedeutende Bude auf, und wird in wenigen Jahren, auch wenn er sein Geschäft mit Nichts anfing, zum reichen Manne. Wer außer den Consumenten mit dem Branntwein in Berührung kommt, ist in Rußland ein gemachter Mann. Findet man an irgend einem kleinen ärmlichen Orte eine Dame, die in Sammt und Atlas gekleidet geht, so kann man sicher sein, daß es die Frau des Kabakbesitzers ist.

Wol sind die Aerzte, Apotheker und Behörden angewiesen, den Branntwein von Zeit zu Zeit zu untersuchen, aber sie gestehen selber ein, die Unterschleife nicht alle verhüten zu können. Auch werden strenge Untersuchungen angestellt, wenn vom Branntweintrinken irgendwo ein Mensch todt geblieben ist, da man häufig die Schnapsverkäufer im Verdacht einer einträglichen Art von Giftmischerei hat. Eine Erklärung des Kreisarztes, daß der Branntwein verfälscht gewesen, würde eine empfindliche Strafe herbeiführen.

Eine bemerkenswerthe und durch ganz Rußland gebräuchliche Art, die Polizei und den Arzt und Apotheker von vorn herein von der Güte des Getränkes zu überführen, ist die, daß der Kabakbesitzer dem betreffenden polizeilichen und ärztlichen Personal den Branntwein im Uebermaß zu beliebigem Gebrauch unentgeltlich in's Haus schickt. Die entscheidenden Richter haben bei dieser Methode die beste Muße, das Getränk einer dauernden Prüfung zu unterwerfen und nicht nöthig, sich selbst zum Kabak zu bemühen. [14.]

---

19. Leibeigene Dörfer.

Was Leibeigenschaft bedeute, lehrt der Anblick leibeigener Dörfer in Rußland.

Wir fahren durch ein „Herrenland", der Bauer ist „leibeigen". Wer das nicht weiß, der sieht es schon am Habitus der lang ausgedehnten, reizlosen, armseligen Dörfer. Auch diese ärmlichen Dörfer sind nach vorgeschriebenem Plan gebaut. Durch die Mitte des Dorfes führt der Länge nach eine einzige breite Straße, jederseits mit einer strenge geordneten Reihe von dunkeln, zerfallenen Wohnhäusern, mit halb im Winde flatternden Strohdächern, die kaum für Mäuse und Ratten, geschweige für Menschen ein Obdach darzubieten scheinen. Hinter dem Hause dehnt sich ein weiter, umzäunter Raum aus, in dem das Vieh abgeschlossen werden kann, in dem die Getreidehaufen stehen, und eine Scheune, die außer den Pfosten aus kaum mehr als einem unregelmäßigen Strohdache besteht. Ein kleiner Raum in diesen Höfen, die von der einen Seite der Straße aus nach dem Felde, von der andern aus nach der Wiese hin liegen, ist zu einem Kohlgarten abgezäunt. Ein Hof ist wie der andere, und jedes Haus das Ebenbild des benachbarten. Sogar die Dächer der Wohnhäuser stehen in unmittelbarem Zusammenhange, so daß an jeder Seite der Straße ein einziges zusammenhängendes Dach existirt. Alles auf Befehl und Vorschrift. Wer vorüberzieht, sieht in dauernder Wiederkehr nur halb zerfallene Wände von verwitterten, schwarzen Holzstämmen, zerrissene Strohdächer über ihnen, und an der niedern Thür oder am engen Fenster der armen Hütte einen zerlumpten Bauer oder ein halbnacktes Kind, aber vergeblich sucht das Auge nach irgend einem freiwillig gepflanzten Baum oder Strauch, irgend einer Blume oder einem grünen Blatt in der Nähe des Hauses, oder nach einer Farbe oder anderen Verzierung an der schwarzen Wohnung, vergeblich nach irgend Etwas, auch dem Kleinsten, das auf einen freien Genuß des Lebens hindeutete.

Am Ende des Dorfes steht das Herrenhaus, im Verhältniß zu den jammervollen Bauerwohnungen ein Palast, mitten in einem Park. Aber

nur das Haus! denn der Herr ist weit weg, in der Hauptstadt des Gouvernements, oder wenn er hinreichend Bauern hat, sicher in Petersburg, wo er die Jammergestalten nicht sieht, die ihm seine Freuden bereiten. Das Haus bewohnt höchstens ein Verwalter, der genau weiß, was der Schweiß des Bauers und seiner Hände Arbeit noch über die Herrenpflicht hinaus abwirft, ehe der Bauer verhungert.

Und so ist ein Dorf hier wie das andere; höchstens fehlt auch wol das Herrenhaus: dann sehen die Wohnungen hin und wieder etwas besser aus. [14.]

20. Finnland und seine Bewohner.

Der landschaftliche Charakter Finnlands ist ein vorwiegend ernster, ja düsterer. Zwischen die stillen Seen und die dunklen Wälder und Felsen, welche ihre Ufer umkränzen, tritt zwar oft das milde Grün der Wiesen auf terrassenartig sich hebenden Abhängen, es vermag jedoch den melancholischen Charakter dieser Natur nur zu lindern, nicht zu verwischen. Wenn aber eines wogenden Wassersturzes schäumendes Weiß hinzukommt, oder das Meer als Hintergrund erscheint, dann hat das Bild etwas Großes, Majestätisches. Ein eigenthümliches Element erhält die finnische Küstengegend des Südens und vornehmlich des Südwestens in den Schären. Sie gleichen den Felshügeln des Landes, mit denen sie Eine Entstehung haben, und bieten meist auf breiten, rundlich gewölbten Felsrücken noch Raum genug für eine kümmerliche Vegetation und einige der kleinen roth bemalten Hütten der finnischen Fischer; oft auch dehnen sie sich zu größeren Flächen aus, oben mit einer Schicht von gutem Humus, und dann wechselt der Nadelhölzer Dunkel mit dem leuchtenden Hellgrün der Wiesen, den Weideplätzen von Heerden, die vom Festlande allsommerlich herübergeführt, hier ein friedliches, von ihrem Feinde, dem Wolfe, nicht beunruhigtes Dasein führen. Oft reichen die blauen Fluthen des Meerbusens in schmalen Fjorden bis weit in die Insel hinein; dann treten noch schwarze Schatten zwischen die düstern Felsen, deren kalte Wände nur hier und da eine Moosdecke oder niederes Buschwerk oder wilde Uferblumen bekleiden, ein Bild des Todes und zugleich der Wiedergeburt. Zuweilen sind es nur nackte, jedwedes Pflanzenschmuckes beraubte Klippen, die sich aber selten nadelförmig aus dem Meere erheben, vielmehr meist aus den Fluthen herausragenden, riesigen Schädeln gleichen. — Das Ernste der finnischen Landschaft liegt vor Allem in den Nadelholzwäldern, die überall, in Nord und Süd, in West und Ost, sich in ungeheuren Strecken ausdehnen und dem Pflanzenleben den Charakter des nordischen verleihen: die starre, hochstämmige Tanne, die buschige Fichte, die duftende Kiefer ist es, die jenes überwiegende Gegengewicht zu dem heitern Blau der Seen, dem hellen Grün der Matten schafft. Heiterer ist das Aussehen der Nadelhölzer im Winter, wo ihr niemals verwelkendes Grün wohlthuend absticht gegen den glänzenden Schnee, und an die ewige Jugend der Natur auch unter diesem langen Winterscheintod erinnert. Dann hat es etwas eigenthümlich Geist und Herz Erfrischendes, in leichtem Schlitten durch einen duftenden, dunkelgrünen und glänzend weißen Winterwald Finnlands zu reisen, besonders wenn flimmernde Sterne oder des Nordlichtes wunderbar herrlicher Schein durch die schwarzen Wipfel der Bäume hindurchleuchtet. Der Nordländer kennt diesen Reiz gar wohl, und wer ihn empfunden hat, begreift, wie selbst der Lappe sich von dem milderen Himmel hinweg zu seinen Schneehügeln, seinen kahlen Berghalden und zu der öden Ruhe seiner Haiden sehnen kann. Der Südländer, wenn er zum ersten Male einen jener mächtigen Fichtenwälder Finnlands betritt, fühlt sich ernst, ja zur Trauer gestimmt. Das Majestätische der Natur, die hier in ihrem Antlitz keinen lächelnden, freundlichen Zug zeigt, das Schweigen ist es, der Wildniß feierliche Stille, die ihn bezaubert und zugleich erschreckt. Neun Monate des Jahres währt diese Waldesruhe. Da hört der Wanderer nur mitunter das heisere Geschrei eines Raubvogels oder der Wölfe Geheul; hier und da fliegt ein Auerhahn auf oder ein Fuchs schleicht sich leise fort zwischen den öden Rodungen. Da end-

lich, um die Mitte Aprils, erwacht die Natur aus ihrer Winterbetäubung; der Sonne, des Lichtes herrliche Zeit beginnt überall, auch des Waldes Einsamkeit belebt sich, ein frisches, reiches Thierleben thut sich kund und munterer Vogelgesang schallt Tag und Nacht. Aber schon, wenn die Hälfte des Monats Juli verflossen, hat die Nacht den Tag wieder besiegt, das Leben der Natur ermattet und bald sinkt sie wieder in ihren Todesschlaf zurück. Neben den Nadelhölzern nimmt das Laubholz in Finnland nur eine untergeordnete Stelle ein, ihm fehlt jene saftige Fülle, die seinen Blättern nur in milderen Himmelsstrichen eigen ist. Recht heimisch ist aber die Birke, sie scheut nicht den äußersten Norden und bildet gleich den Nadelhölzern oft die ausgedehntesten Waldungen. Zu den Nadelholzwäldern gesellt sich der Wachholder, die Landschaft des Südens ziert öfter der Faulbaum mit seinen weißen, duftenden Trauben. Ueberallhin verbreitet erscheint der schwarze Vogelkirschbaum.

Mit den Wäldern wechseln Haiden und Moräste. Seen und Sümpfe bieten eine Fülle der mannigfaltigsten Gattungen der Binsen und Riedgräser. Die Wiesengräser sind am üppigsten und zahlreichsten im Südosten, in Karelien, Karjalaland, dem Land der Weiden. Wälder und Sümpfe haben einen unermeßlichen Reichthum an Beeren der schönsten und wohlschmeckendsten Arten, ihre bunten Farben verleihen der Landschaft mit ihrer trüben Monotonie oft einen freundlicheren Anstrich: da wachsen nicht blos die Pfleglinge unserer deutschen Wälder, die Erdbeere, die Himbeere, die blaue und rothe Heidelbeere; hoch im Norden duftet die aromatische Zwerg- oder nordische Himbeere (rubus arcticus) mit ihren rosenrothen Blumenblättern und ihren purpurnen Früchtchen, deren herrlicher Wohlgeschmack sie würdig macht, auf den Tafeln der russischen Hauptstadt zu prangen. Auf dunklem Moosgrunde belebt der Zwergbrombeerstrauch mit seinen rothgelben Beeren die fahlen Farben öder Niederungen, und wo sich Sümpfe strecken, da verdeckt die Moosbeere mit ihren immergrünen Blättchen und zahllosen weiß und roth gesprenkelten Beeren ihre Häßlichkeit.

Die Wasserzüge und Seen, die Sümpfe und Moore nehmen fast die Hälfte des Bodens von Finnland ein. Von der andern Hälfte, dem festen Boden, sind die höher liegenden Gegenden sandig und geeignet für Weide und Ackerbruch. Die beste Wiesenunterlage ist eine Schicht graubrauner Lehm, der — ein Ueberrest der Diluvialströmungen — sich im ganzen Lande, besonders aber als Thalsohle in Flußthälern oder zwischen Fels und Seen verbreitet findet. Die Ackerfrüchte gedeihen auch vielfach auf fruchtbarer Thon-, Schwarz- und Dammerde. Am fruchtbarsten ist die große Ebene um Wasa und das Flußgebiet des Kyro, bekannt wegen des trefflichen Roggens. Die unfruchtbarste Gegend des Südens ist wol die um Wiborg, wo überall Schutt und Geröße den Boden bedecken. Nur schlechter Wald vermag hier zu wachsen und das wenige zum Ackerbau taugliche Land wird mühsam durch Wegräumung der Steine gewonnen. Die Wälder sind an der Küste meist gelichtet, die dichten Bestände des Innern verheert häufig die Flamme. Das Wälder verwüstende Svedjen oder Schwenden — die Urbarmachung des Waldes durch Abbrennen — hat freilich, durch strenge Verordnung untersagt, im Süden und mittleren Theile ziemlich aufgehört. Waldbrände sind aber in Finnland noch immer nichts Ungewöhnliches. Die Hauptursache sucht man in den nächtlichen Feuern, welche die im Walde arbeitenden Bauern, um sich zu wärmen oder Speise zu bereiten, anzünden, und deren zurückgelassene Aeste, vom Winde angefacht und in die Zweige getrieben, die verderbliche Lohe erzeugen.

Die Bevölkerung Finnlands zeigt in Ansehung ihrer Abstammung nicht blos jene Mannigfaltigkeit, welche die Verzweigung eines Volksstammes in Besonderheiten hervorbringt, sondern auch Grundverschiedenheiten. Der Ausdruck „Finnländer" entspricht längst nicht mehr einer bestimmten Volksindividualität. Schon seit dem ersten schwedischen Eroberungszuge im zwölften Jahrhundert ließen sich Schweden bleibend in Finnland nieder. Zu verschiedenen Zeiten wanderten Deutsche, Dänen und Russen, freilich in bei Weitem geringerer Anzahl, ein.

Im höchsten Norden kommt noch eine kleine lappische Bevölkerung hinzu und außerdem eine wandernde Bevölkerung: die Zigeuner.

Das finnische Volkselement verleugnet noch jetzt in Sprache, Sitte und Charakter eine historische Dreitheilung nicht. Versuchen wir uns hier diejenigen gemeinsamen Züge zu veranschaulichen, worin sich die Finnen als eine Volkseinheit erkennen. Es ist zuerst die Sprache. Wer, etwa aus

Deutschland oder Schweden kommend, zum ersten Male den finnländischen Boden betritt, den muß, wenn er nicht schon vorher Kunde von der finnischen Sprache hat, das durchaus Fremdartige dieser Laute auf's Höchste überraschen und dem Gedanken sogleich nahe bringen, daß er es hier schwerlich mit einer Sprache aus unserer indo-germanischen Sprachfamilie zu thun habe. Noch stärker muß der Contrast für den sein, welcher eben noch in Petersburg den Konsonantenreichthum des Slawischen und namentlich seine Fülle von Zischlauten in allen möglichen Nüançirungen kennen lernte, und nun finnisch reden hört, eine Sprache, in welcher im Gegentheil der Vocal entschieden vorherrscht und sich eher eine Konsonantenarmuth offenbart. Wer Lust und Gelegenheit hatte, in den Bau dieser Sprache einzudringen und ihren Geist in der Literatur zu studiren, dem wird ihr orientalischer Ursprung nicht lange verborgen geblieben sein. Eines der Hauptglieder jener über ein gutes Theil von Europa und Asien verbreiteten ural-altaischen Sprachenfamilie, konnte sie sich ungestörter und deshalb kräftiger entwickeln, als zwei andere am weitesten westlich vorgedrungene Schwestern, die türkische und die ungarische Sprache. Wenn die erstere das Eigenthum eines Volkes war, das schon gleich zu Anfange in vielfache Berührung mit dem Abendlande kam, später aber dem übermächtigen Einfluß seiner ihm fremden Kultur nicht widerstehen konnte, die letztere, der ewigen Kriege halber, bei denen die Ungarn bald siegend, bald besiegt, nie zur Ruhe kommen konnten, ebenfalls viel Fremdes in sich aufgenommen hat, so wurden die Finnen von einem Gegner überwunden, der ihnen ihre Sprache, ihr Volksthum im Ganzen unverkümmert ließ, ja der vielleicht dadurch, daß er es übernahm, ihren Verkehr mit andern Völkern zu vermitteln, selbst dazu beitrug, dem schon durch die Natur zum Festhalten an dem Eignen befähigten Finnen die Bewahrung und Pflege seiner Sprache zu erleichtern, während zugleich die Feindschaft gegen die östlichen Nachbarn, die Slawen, einen Einfluß von dieser Seite her nicht zuließ. Wir wollen hier nur einiger Haupteigenthümlichkeiten der finnischen Sprache gedenken. Die finnische Sprache ist eine schöne, leichte, wohlklingende. Bei aller Vocalfülle überschreitet sie nicht das Ebenmaß und bleibt männlich. Besonders reich ist sie an Diphthongen, sie begnügt sich nicht mit denen unserer Sprachen, sondern bildet neue, wie äü, öü, üö. Am Anfang des Wortes leidet sie nicht mehr als einen Konsonanten, auch am Ende liebt sie den Vocal. Diese Seite tritt recht deutlich bei Assimilation von Fremdwörtern hervor: Hier wirft sie Konsonanten weg, verändert einfache Vocale in Diphthonge, fügt neue Vocale hinzu. In der Schrift kennt die finnische Sprache keine müßigen Zeichen: der Laut bleibt unabänderlich derselbe. Die Sprache liebt vielsilbige Wörter, es gibt ihrer bis zu elf Silben. Vermöge der Biegsamkeit ihrer Formen, die sich in zahlreichen Ableitungen aus einer und derselben Wurzel beurkundet, vermöge der reichen Mannigfaltigkeit ihrer Figuren, ihrer Leichtigkeit in der Bildung neuer Worte ist die finnische Sprache besonders geeignet für Poesie. In ihr hat der Volksgeist sich das Mittel geschaffen, einer ihm eigenthümlichen Richtung, die als ein Grundzug des finnischen Volkscharakters erscheint, dem Hang zur Poesie, sich hinzugeben. Der Finne liebt den Gesang über Alles. Aber dabei hat für ihn das Wort vor dem Ton den Vorrang. Ihm kommt es wesentlich auf den geistigen Inhalt des Gedichtes, erst in zweiter Linie auf die musikalische Ausstattung an. Darum finden wir in den finnischen Gesängen bei großer Armuth an Melodie eine Fülle geistreicher Gedanken und anmuthiger Wendungen. Hier zeigt sich der Finne so recht als Nordländer: er ist ein Mensch von geistiger Tiefe. Der ruhige, betrachtende Blick über die Welt, das ist seine Sprache. Von allem Wissen liebt er das am meisten, was dem Nachdenken das reichste Feld bietet, wie die Geschichte, die Mathematik. Diese Richtung des Geistes führt ihn auch oft zu religiösen Grübeleien, und wenn einst die Magie, der Hexenglaube unter dem wolkenschweren Himmel Finnlands mehr als anderswo zu Hause waren, so hat neuerdings der Swedenborgianismus in Finnland zahlreiche Anhänger gefunden und die religiöse Schwärmerei ist eine förmliche Volkskrankheit geworden. Der Finne verleugnet am wenigsten des Nordländers Phlegma. Eines schnellen Entschlusses wird er nur äußerst schwer fähig. Neben dieser übergroßen Bedachtsamkeit steht aber eine andere Eigenschaft: die äußerste, vor keiner Schwierigkeit zurückschreckende Beharrlichkeit bei dem einmal Begonnenen. Schweigend kann er lange Beleidigungen hinnehmen; der Ausbruch seines Zornes aber ist um so heftiger. Jener finnische Matrose, der von einem englischen zum

Boxen herausgefordert wurde, ließ seine Faustschläge lange Zeit kaltblütig unerwidert; endlich ist aber seine langathmige Geduld erschöpft; er gibt dem handfesten John Bull eine Ohrfeige, daß dieser besinnungslos zu Boden stürzt. Wenn man bei dem Finnen über die rauhe Außenseite hinweggekommen ist, kann man seinem Charakter hohe Achtung nicht versagen. In seinem Wesen liegt viel Ehrlichkeit und treuherzige Offenheit bei großer Anspruchslosigkeit. Solch gesunder männlicher Geist kann auch nur in einem starken Körper wohnen. Abgehärtet, kaltblütig und äußerst muskelkräftig, ist der Finne ein vortrefflicher Soldat, besonders Artillerist und Scharfschütz. Sein Klima bewahrt ihn schon vor Verweichlichung; bei den vielen Kriegen, die sein Land verheerten, fehlte es ihm am wenigsten an Uebung im Kampfe und noch jetzt macht ihn die Bären- und Wolfsjagd mit Gefahren vertraut. So bewährte er sich von jeher, wenn er nicht von Unfähigen geführt oder misgeleitet wurde.

In Wohnart, Sitte, Tracht und Lebensweise ist der Einfluß des größeren oder geringeren Verkehrs mit andern Völkern, insbesondere des Zusammenwohnens mit den Schweden deutlich merkbar. Im Innern des Landes hat sich großentheils Alles seit Jahrhunderten unverändert erhalten. An den Küsten herrscht schwedisches Wesen, oder es geht doch dem Finnen das Alte mehr und mehr verloren. Wenden wir uns zuerst dahin, wo das finnische Volksthum sich auch diese Aeußerlichkeiten noch ungeschmälert erhalten hat. Treten wir an einem der langen Winterabende, denn der Sommer ist ja doch nur ein flüchtiger Gast, in die Behausung einen finnischen Bauers Von außen gleicht die Pörte (Pirti) dem Blockhause in den Rodungen Nordamerika's. Gewände und Dach sind mächtige Fichten- oder Tannenstämme, aus einer Oeffnung des Daches steigt durch einen kleinen Rauchfang die Rauchsäule. Beim Eintreten umhüllt uns vorerst dichter Qualm den Blick, dann zeigt sich uns ein seltsames Bild. Wände und der aus tannenen Planken gezimmerte Fußboden sind schwarz, denn im Winter geht in der Pörte das Feuer nicht aus, das jetzt, genährt durch grobe Tannenscheite, von dem in der Mitte angebrachten massiven Heerd hoch auflodert und, seinen rothen Schein überall hinwerfend, die noch hier und da in den Fugen des Gebälks eingeklemmten brennenden Späne überflüssig zu machen scheint. Hier in diesem Raume, durch keine Zwischenwand getrennt, finden wir nun den Hausherrn mit seiner ganzen Familie, ja selbst mit den Hausthieren, friedlich vereint: die Frauen bei ihren Handarbeiten, am schnurrenden Spinnrad oder am Backtrog, die Männer Schlittschuhe schneidend und Schlitten zimmernd, den Großvater mit Holzspalten beschäftigt, vor dem Feuer ausgestreckt einen Armen, einen Bettler, dem der Finne nie die Aufnahme versagt, Kinderschaaren herumspielend oder kriechend, deren Geschrei mit dem Gackern der zahlreichen Hühnerfamilie abwechselt; endlich gleich bei der Thür das Pferd vor seiner Häckselkrippe. In solcher Pörte lebt der Finne, soweit die Geschichte, ja die Sage zurückreicht. Jetzt verschwindet sie allmälig, an ihrer Stelle findet man oft die im Grunde nur wenig von ihr verschiedene Tuba (Stube).

In den südlichen Küstengegenden und auf den Schären haben die Bauernhäuser viel Aehnliches mit denen der Schweiz. Die überhängenden Dachplanken sind zum Schutz gegen die Feuchtigkeit mit einer Mooslage belegt und diese grünen Dächer gewähren einen eigenthümlichen, eben nicht unangenehmen Anblick. Unter einem Vordach führen einige von zierlichem Geländer eingefaßte Stufen zur Hausthür. Dann tritt man durch einen Flur in die Wohnstube.

In dem sonst sehr eintönigen Leben des Finnen spielt die Dichtkunst eine große Rolle. Freilich ist sie in den westlichen und südwestlichen Theilen des Landes nicht mehr das Eigenthum des jetzt lebenden Geschlechtes; aber es leben doch auch hier noch die Gesänge der Väter, indem der finnische Bauer sie, gesammelt von liebender Hand, zur Feierstunde auf dem beliebten Schaukelstuhl sich wiegend, den Seinigen vorliest. Mag längs der Küste und hier besonders in den Städten durch den Verkehr mit Fremden der poetische Sinn selbst erloschen sein, so findet sich dagegen auch in Finnland, freilich auf ein kleines Gebiet beschränkt, unmittelbare Volkspoesie. Im Südosten des Landes, in Karelen, und besonders in den Kirchspielen am Ufer des Ladoga, da erblüht diese heilige Blume noch urkräftig. Hier gibt es vielleicht nicht ein Kirchspiel, das nicht unter seinen Bewohnern einen oder mehrere Dichter zählte. Es sind schlichte Bauern. Zuweilen improvisiren sie ihre Verse und singen sie gleich bei einem Feste; oft auch arbeiten sie dieselben sorgsam aus. Sie tragen

sie in ihren Gedanken herum, des Morgens, wenn sie zur Arbeit gehen, des Abends, wenn sie von des Tages Mühen ausruhen. Oft machen Mehrere zusammen ein Gedicht. Wenn in einem Kirchspiele zwei befreundete Dichter sind, kommen sie zuweilen in ihren Mußestunden zusammen. Dann setzen sie sich quer über eine Bank einander gegenüber, fassen sich gegenseitig die Hände und nun beginnt vor einer zahlreich versammelten Zuhörerschaft von Männern, Frauen und Kindern der Gesang der Runen. Der Eine beginnt, unter fortwährendem Wiegen seines Oberkörpers, die erste Strophe, der Andere wiederholt sie. Während dieser Zeit componirt und improvisirt er die zweite; dann überläßt er die Fortsetzung des Liedes seinem Freunde und übernimmt nun selbst die Rolle des Repetitors. So improvisiren sie lange und meist immer gute Folge habende Gedichte. Oft messen sich auch Mehrere in einem Sängerwettstreit. Jeder der Concurrenten muß der Reihe nach und ohne Zögern das Wort nehmen. Die Leichtigkeit, mit der er seinem Gegner antwortet, ist es, die man vorzugsweise bewundert, und leider fallen die Stimmen der Zuhörer nicht für Den aus, der am schönsten, sondern für Den, der am längsten gesungen hat. Der Inhalt dieser Gesänge ist entweder eine Naturschilderung oder eine poetische Verherrlichung dieser oder jener Hauptbeschäftigung des Finnen, des Jagd- oder Hirtenlebens, oder irgend ein freudiges oder trauriges Ereigniß, das sich im Dorfe zugetragen hat. Die Melodie ist von einer an das Monotone grenzenden Einfachheit: in g moll, sie geht nicht über d und nicht unter fis, bewegt sich also innerhalb $5\frac{1}{2}$ Tönen. Diese Improvisatoren üben in ihrem heimatlichen Dorfe eine eigenthümliche Art moralischen Einflusses, der sehr gefürchtet ist. Wenn ein junges Mädchen einen ersten Fehltritt begangen hat, oder ein Bauer, des Diebstahls oder einer Rauferei oder gar des Mordes bezüchtigt, vor Gericht steht, gleich bringt der Runensänger die traurige Geschichte in Verse, und sein Gedicht geht von Haus zu Haus, von Mund zu Mund. Dennoch hat diese Art öffentlicher Censur im Ganzen einen wohlthätigen und veredelnden Einfluß auf die Sitten geübt. [134.]

21. Das Jägervolk der Syrjänen.

Vorzugsweise unter den Bewohnern des Nordens befinden sich die freien Jagdvölker noch in ursprünglichen Verhältnissen. Vor allen sind hier die Syrjänen zu nennen. Sie stehen auf einer Uebergangsstufe zwischen den nomadisirenden Samojeden und den blos ackerbauenden Finnen.

Sobald im Herbst die Ernte beendet ist, beginnen die Syrjänen ihre großen Jagden. Gesellschaften von zehn bis zwanzig Mann unternehmen eine gemeinsame Tour in die östlichen, die uralischen und die sibirischen Wälder, um das Wild zu verfolgen, von dessen Fleisch sie sich unterwegs nähren, und dessen Pelz sie auf ihren Schlitten mit zurückbringen. Vom Herbst bis zum Frühling sieht kaum ein einziger dieser Naturmenschen ein Obdach wieder. In Pelze eingehüllt und eingenäht, versammeln sie sich des Nachts im Walde bei einem gemeinsamen Feuer, und trotzen der sibirischen Kälte. Oft bezeichnen große Brandstätten diese natürlichen Lagerplätze, da sie sich selten die Mühe nehmen, ihre Nachtfeuer zu löschen.

Bären, Luchse, Wölfe und Füchse, Vielfraß, Marder und Hermelin, graue und gestreifte Eichhörnchen sind im Wesentlichsten die Thiere, auf deren Pelz es abgesehen ist. Doch kann man wol sagen, daß in Rußland kaum irgend ein behaartes Thier verschont wird, um es zur Kleidung zu benutzen. Die Winterkälte macht es möglich, daß sie auch eßbares Wild in großer Menge zum Verkaufe zusammenbringen können. Außer Rennthieren schießen sie in dieser Absicht hauptsächlich Federwild, Auerhähne, Birk-, Hasel- und Schneehühner, die gefroren durch ganz Rußland vom Norden und vom Ural aus verschickt werden. Die Zahl der erlegten Hühner steigt bis in's Unglaubliche; in Petersburg allein sollen jeden Winter gegen vier bis sechs Millionen verzehrt werden. Andere Städte folgen diesem Beispiele nach Verhältniß. Und fast alle werden im Norden und in den uralischen Gegenden erlegt. Die Syrjänen verkaufen in Jarensk jährlich über hunderttausend Haselhühner, vierzigtausend Eichhörnchen, tausend Marder und zweitausend Elenthiere.

Bei den beispiellos billigen Preisen, zu denen

dies schmackhafte Federwild in Petersburg, nach langem Transport und Zwischenhandel, auf den Markt kommt, kann bei allem Glück und Fleiß der Erwerb nicht sehr bedeutend sein. Dasselbe gilt auch für den Erlös aus dem Pelzwerk. In Ustjug kauft man unter Anderm einen Eichhörnchenpelz von ungefähr hundert und zwanzig Fellen nach verschiedener Güte für etwa fünfzehn bis sechszig Papierrubel, also jedes gegerbte Eichhörnchenfell für etwa einen bis vier Silbergroschen.

Die Sicherheit der Syrjänen im Schießen geht in's Unglaubliche. Dies ist um so auffallender, da sie sehr unvollkommene Schießgewehre besitzen. Ihre Gewehre sind fünf bis sechs Fuß lange Röhre mit sehr engem Caliber und einem möglichst rohen Feuerschloß, beides an den Gewehrschaft auf möglichst einfache Weise mit starkem Bindfaden oder mit Stricken befestigt. Kugeln und Hagel kennen sie nicht. Statt dessen schlagen sie von einer schmalen, unförmigen Bleistange ein kleines Stück ab, und runden dasselbe mit den Zähnen zu einer der Kugel entfernt ähnlichen Gestalt zu. Sie treffen jeden Vogel, jedes Eichhörnchen fast ohne Ausnahme durch den Kopf. Aus der ersten Bewegung bei erhaltenem Schuß wissen sie im dichtesten Walde immer sicher zu schließen, wo das erlegte Wild niederstürzen wird. Bei Enten und anderen Wasserthieren, die sie erlegen, müssen sie das Apportiren selber besorgen, da sie keine Begriffe davon haben, daß sich ein Hund zu solchen Diensten abrichten läßt.

Sind die Syrjänen im Frühjahr mit der Beute zu ihrer Familie zurückgekehrt, so besorgen sie die Saat und die Ernte, folgen aber in der Zwischenzeit ihrer Jagdlust. Wer zu dieser Zeit ihre Gegenden besucht, glaubt sich in einem Amazonenstaate zu befinden. Die Frauen verrichten Alles, spielen Kutscher und Schiffer, und führen die Zügel und das Ruder mit männlicher Kraft und Gewandtheit. Da in den meisten Gegenden die geregelten Wege fehlen, so reiset man hauptsächlich nur auf den Flüssen, in Kähnen und kleinen Barken, in denen zwei bis vier Frauen die Ruder führen, und eine am Steuer sitzt.

So einfach die Lebensweise der Syrjänen ist, so haben sie doch unter sich eine Menge von Einrichtungen getroffen, die vom klarsten praktischen Verstande Zeugniß geben. In den russischen Dörfern wird das Land unter die Familien gleichmäßig vertheilt; eine Familie, die nur aus Mann und Frau besteht, hat eben so viel Grundbenutzung, als eine andere mit zahlreichen Kindern. Dadurch entsteht eine Ungleichmäßigkeit des Erwerbs und der Abgaben, welche die Syrjänen jedoch auszugleichen wissen. Jedes Dorf sorgt nämlich durch eigene Uebereinkunft dafür, daß der russische Beamte die Abgaben für den Gesammtgrundbesitz jedesmal bei seiner Ankunft schon vorfindet. In diesen Gesammtgrundbesitz theilen sie sich nach Billigkeit und Willkür. Wer eine große Familie hat, viel bedarf und viel bearbeiten kann, darf sich viel Ackerland zueignen; eine kleine Familie nimmt, soviel sie zu bearbeiten vermag; jede Familie zahlt nach Verhältniß der Größe des Ackerlandes.

Um diese Vertheilung, sobald es nothwendig wird, immer auf's Neue ändern zu können, haben sie unter sich ein eigenes Cataster eingerichtet. Mit den russischen Beamten kommen sie nur in Berührung, wenn diese alljährlich einrücken, die Abgaben in Empfang zu nehmen.

Unter sich bestimmen sie den Werth der Sachen und ihre Creditverhältnisse nicht nach Geld, sondern nach einer verhältnißmäßigen Zahl von Haselhühnern. Das Haselhuhn gilt als Scheidemünze. Ihr zuverlässiger, männlicher Charakter ist schon durch ihr Nationalsprichwort: „Sterben für die Gerechtigkeit!“ bezeichnet.

Während die Syrjänen ihre Umgebung im Ganzen mit klarem Verstande aufzufassen und zu beherrschen wissen, legen sie zugleich jedem Naturereigniß eine geheimnißvolle Bedeutung bei. Die Tiefe der Wasser ist von Nixen bewohnt, die des Nachts im Mondschein spielen, zwischen den schlanken, weißen Birkenstämmen der dichten Wälder wandeln Elfengestalten in langen Gewändern; im Rauschen des Sturmes sehen sie mehr als eine Bewegung der Luft, und sie wissen das Flüstern der Espe und das Sausen der Tannennadeln verständlich zu deuten.

Die südwestlichen Syrjänen wurden schon zu Ende des Mittelalters mit dem Christenthum bekannt; die nordöstlichen wurden erst unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth bekehrt. Die Art, wie das Christenthum hier eingeführt wurde, machte es natürlich, daß sich die Wirkungen desselben nur langsam einstellen konnten.

Noch stehen große hölzerne Kreuze in jenen Gegenden, in denen man mehr als Reliquien aus dieser Bekehrungszeit zu erblicken hat. Sie stellen das Prinzip und die Methode der Bekehrung selber

dar, und waren ganz mit Lehren des Christenthums beschrieben, leider für die Syrjänen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts unverständlich. Bei jedem Kreuz war ein Soldat angestellt, der dafür zu sorgen hatte, daß die ihm anvertrauten neubekehrten Pflegebefohlenen ihre Religionsübung nicht unterließen. Jeden Morgen führte er die Syrjänen zum Kreuz hin, ließ sie niederknien und sich bekreuzigen. Die Syrjänen thaten das willig, und gingen dann ruhig nach Hause, in der festen Ueberzeugung, nun schulgerechte Christen zu sein. Daß sie seitdem mehr Uebung in Gebräuchen gewonnen haben, ist natürlich; aber zweifelhaft, ob sie bessere Christen geworden sind.

Durch mannigfachen Verkehr mit den Russen sind viele Syrjänen über die Grenzen ihrer ursprünglichen Verhältnisse hinausgetreten, und versuchen ihr Heil auf anderem Wege. Ueber 2000 derselben gehen alljährlich nach Petersburg und Moskau und lassen sich als Handelsbursche und Cassirer annehmen. Da sie sich durch klaren Verstand, durch Zuverlässigkeit und unbedingte Ehrlichkeit auszeichnen, sind sie überall gern gesehen. Leider ist zu fürchten, daß die Einfachheit und Reinheit ihrer Sitten durch die genauere Kenntniß des russischen Lebens und der russischen Civilisation nicht gewinnen wird. [14.]

22. Ein russisches Lappendorf.

Der Anblick eines Lappendorfes gehört, wenigstens zur Sommerzeit, nicht zu den allerangenehmsten. Ringsum auf dem Boden sieht man Fischgedärme, Fischschuppen, verfaulte Fische und Unrath aller Art, welche die Atmosphäre mit einem widerlichen Gestank verpesten. Kaum hat man diese Prüfung mit Ekel und Abscheu überstanden, so muß man noch eine schwerere aushalten. Durch den niedrigen Eingang des Zeltes kriecht eine so mit Schmutz und Ungeziefer bedeckte Menschenschaar hervor, daß man bei ihrem Anblick zurückschaudert. Die Artigkeit erfordert es, daß jedes menschliche Wesen der Zeltgenossenschaft, kleine Kinder nicht ausgenommen, den Reisenden mit einem Handschlag bewillkommne. Ist diese peinliche Ceremonie in aller Stille vor sich gegangen, so kann man sich fast immer auf solche Fragen gefaßt machen: „Ist Friede im Lande? Wie befindet sich der Kaiser, der Bischof, der Landeshauptmann?“

Während eines Gespräches mit den Lappen bemerkte ich eine außerordentliche Rührigkeit bei dem weiblichen Personal der Dorfschaft. Es war merkwürdig zu sehen, mit welcher Behendigkeit diese kurzen und dem Aussehen nach schwerfälligen Geschöpfe von einem Zelt zum andern liefen. Das Resultat dieser Rührigkeit war, daß wir bald darauf in eine Hütte geladen wurden. Diese Hütte war, sowie die Hütten der Enare-Lappen überhaupt, so aufgeführt, daß die Unterlage oder das Fundament ein Viereck ausmachte, das aus drei übereinandergestellten Balken gebildet war, während der obere Theil eine pyramidale Form hatte und aus Brettern zusammengefügt war. In Utsschoki pflegt man aus Mangel an Balken die untere Abtheilung aus Stein zu hauen und zur Erhaltung der Wärme das ganze Zelt mit Torf zu belegen. Auch haben die Hütten hier nicht eine pyramidalische, sondern eine abgerundete Form und sehen fast Halbkugeln ähnlich. Was die Einrichtung des Zelts betrifft, so ist sie überall in Lappmarken fast dieselbe. Durch die Länge des Zeltes, d. h. zwischen der Thür und Hinterwand laufen zwei parallele Balken durch das ganze Zelt. Diese werden von zwei andern durchschnitten, welche in der Quere von der einen Wand zur anderen fortlaufen. Hierdurch werden im Zelt neun verschiedene Abtheilungen gebildet, von denen die drei vordersten an der Thür zum Aufbewahren von Holz, Schuhwerk und gröberem Hausgeräth dienen, die drei hintersten an der Hinterwand dagegen für Lebensmittel und feinere Geräthschaften bestimmt sind. Von den in der Mitte befindlichen drei Abtheilungen dient die mittelste, unter dem Rauchloch belegene, zur Feuerstelle. Der Raum rechts von der Feuerstelle bildet den Aufenthalt des Wirths und der Wirthin, den links belegenen bewohnt die übrige Bevölkerung des Hauses. Ist die Familie groß, so müssen sich deren weniger bedeutende Mitglieder in einer der übrigen Abtheilungen einquartieren.

Die Hütte oder das Zelt ist nicht das einzige Gebäude der Enare-Lappen. Bei seinem Hauptlager hat er immer eine oder mehrere kleine Fischkammern, welche auf hohen Pfosten ruhen, damit ihr Inhalt besser gegen die Angriffe der Wölfe, Füchse, Bären und andrer Raubthiere geschützt sei. Reichere Lappen sind außerdem mit Stuben versehen, welche jedoch nicht im Sommer bewohnt werden.

Bei unserer Ankunft überraschten wir die Lappen in ihrer einfachen Alltagstracht, während unserer Ruhe aber hatten sie ihre Sonntagskleider angezogen. Sowol Männer wie Frauen hatten ihren schwarzen Peski abgelegt, was ein im Sommer gebräuchliches Oberkleid aus gegerbten Rennthierhäuten in Form eines Hemdes ist, und statt dessen ein ähnliches Oberkleid aus Tuch angethan. Ueber demselben trugen die Weiber ein Mieder und um den Hals hatten sie einen losen Leinkragen befestigt, von welchem lange Lappen auf die Brust herabhingen und eine Art von Tasche bildeten. Um den Leib hatten beide Geschlechter einen mit blanken Silber- und Messingspangen reichlich geschmückten Gürtel. Sehr charakteristisch war bei den Weibern die Kopfbedeckung. Sie zeichnete sich besonders durch einen über dem Scheitel hervorstehenden, eine Achtelelle hohen, hufähnlichen Zierrath aus. Die Kopfbedeckung bei den Männern hat keine bestimmte Form. Beide Geschlechter trugen Schuhwerk und Beinkleider aus weichem Rennthierleder mit abgegerbtem Haar.

Was das Aussehen der Lappen betrifft, so ist es eine bekannte Sache, daß sie, überhaupt genommen, dem Wuchse nach mehr kurz sind und sich in der Gesichtsbildung dem mongolischen Typus nähern, d. h. eine niedrige Stirn, hervorstehende Backenknochen, kleine Augen u. s. w. haben. Ihrem Naturell nach sind sie ein träges, schwermüthiges und mürrisches Volk. Man tadelt sie wegen ihres Neides, ihrer Mißgunst, Unversöhnlichkeit, Schlauheit und anderer damit zusammenhängender Eigenschaften. Dagegen werden sie wegen ihrer Frömmigkeit, ihres Wohlwollens, ihrer Dienstfertigkeit und Gastfreiheit, ihrer Gottesfurcht, und ihres sittlichen Wandels u. s. w. gelobt.

In Enare hat der fischreiche See die Lappen von ihrem ursprünglichen, mühsamen Nomadenleben zu der bequemeren Lebensart der Fischer gelockt. Jetzt gibt es im ganzen Enare-Lappmarken keinen einzigen wirklichen Berglappen, auch keinen nomadisirenden, der sich nur mit Rennthierzucht abgibt; sondern die Lappen sind entweder Fischer oder sogenannte Wald-Lappen, unter denen die letzteren sich im Sommer mit Fischfang und im Winter mit Rennthierzucht beschäftigen.

Dennoch halten auch die Waldlappen den Fischfang für ihre Hauptsache und setzen die Pflege ihrer Rennthiere hintenan, welche deshalb nach der eigenen Aussage der Bewohner stark im Abnehmen begriffen sind. Eine Erleichterung bei der Rennthierzucht hat zwar der Wald-Lappe dadurch, daß seine Rennthiere sich nicht so wie die der Berg-Lappen im Frühjahr zu den Küsten des Eismeeres ziehen, sondern sowol im Winter als im Sommer sich in der Waldregion aufhalten, sie bedürfen jedoch vieler Fürsorge, damit sie sich nicht verirren, nicht verwildern, nicht von Wölfen verzehrt werden und nicht in den zahlreichen Heerden der Berg-Lappen verschwinden. Je mehr der Lappe in den Bereich des Fischfangs tritt, desto schwerer wird es ihm, seinen Rennthieren die nöthige Sorgfalt zu widmen. Es ist deshalb das unwillkürliche Schicksal des Wald-Lappen, früher oder später Fischer zu werden. Im Allgemeinen haben die Lappen im ganzen finnischen Lappmarken schon zum größern Theil die beiden ersten Stadien der Wildheit durchgemacht, sie haben Berg und Wald verlassen oder, mit anderen Worten, aufgehört Berg- und Wald-Lappen zu sein. Ihr jetziges Stadium habe ich mit dem Worte Fischer bezeichnet und die Zeit dürfte nicht gar zu fern sein, wo sie ganz und gar dem wilden Leben entsagen und Colonisten werden.

Was nun die nähere Beschaffenheit der Lebensart finnischen Lappmarken und vorzugsweise der in Enare wohnenden Lappen betrifft, so dürfte eine kurze Schilderung derselben nicht ohne alles Interesse sein. Die wichtigste Epoche in dem einförmigen Leben der Lappen bildet unter allen Jahreszeiten das Frühjahr oder die Marienzeit. Um diese Zeit ziehen die Fischer-Lappen von Utsjoki und Enare, bisweilen auch Bauern von Sodankylä an die norwegische Meeresküste, um dort nach altem Brauch und Herkommen in dem sogenannten „Faelleds-Distrikt" Fischfang zu treiben.

Der Hergang bei dieser Fischerei ist dieser, daß zwei oder drei Personen sich mit einem am Meere wohnenden norwegischen Fischer, der mit einem

Boot und dem Fanggeräth versehen ist, zusammenthun, ihn die eine Hälfte des Fanges behalten lassen und die andere unter sich theilen. Von diesem Fang müssen jedoch sowol der finnische als der norwegische Fischer der dort befindlichen Geistlichkeit den Zehnten abgeben, der auf der Stelle von Handelnden eingetrieben wird, welche den Sommer über an den Buchten liegen und die Ersparnisse des Fischers gegen Mehl eintauschen. Die Lappen tadeln diese Kaufleute wegen ihrer gewissenlosen Erpressungen und sehen es für ein Glück an, daß vom Juli bis zum Ende des Augustmonats, während welcher Zeit ein Freimarkt in den Buchten gestattet ist, sie ihre Fische an die Russen veräußern dürfen, welche sich um diese Zeit in zahlreicher Menge einfinden. Nur wenige Lappen können sich des größern Vortheils bedienen, den der Handel mit den Russen darbietet, denn sie pflegen sich zuvor an den Buchten nach Hause zu begeben, was gewöhnlich um Johannis geschieht. Um diese Zeit beginnen die Lappen in ihren eigenen Seen, welche unterdessen vom Eise befreit worden sind, zu fischen.

Nun kommt des Lappen goldene Zeit, welche ihm die höchste irdische Seligkeit schenkt, nämlich die, in seinem Zelte, gegen Mücken geschützt, mit gesättigtem Magen und ohne Sorge für den morgenden Tag schlafen zu dürfen. Diese Seligkeit will der Lappe sicherlich nicht gegen die Schätze der halben Welt vertauschen. Doch kommt leider ein Umstand vor, der seine gemächliche Ruhe einigermaßen zu stören vermag. Er muß ein oder das andere Mal im Sommer von einem See zum andern ziehen. Dieser Wanderung muß sich fast jeder Fischer-Lappe in Enare unterziehen. Hier sind die Lappen durch Verjährung in den Besitz einer Menge von kleinen Seen gekommen und gleich nach der Laichzeit der Fische betreibt man den Fang in dem einen oder dem anderen See. Oft hängen diese Seen durch eine kleine Ader mit einander zusammen und in diesem Fall kann die Wanderung mit aller Bequemlichkeit zu Boot bewerkstelligt werden; wenn aber die Seen keinen Zusammenhang mit einander haben, dann muß sich der Lappe der mühsamen Arbeit unterziehen, seine Boote, Netze, Hausgeräthschaften u. s. w. zu Lande weiter zu schaffen.

Ist der Sommer zu Ende gegangen, so suchen die Lappen ihre Winterstuben auf, um sich dort mit ihren während des Sommers gemachten Ersparnissen, welche größtentheils in gedörrten Fischen bestehen, zu ernähren. Diese Vorräthe sind jedoch allzu unzureichend, um dem Bedarf des langen Winters zu genügen. Die Herbstfischerei unter dem Eise genügt kaum dem Bedarf des Tages. Lohnender ist dagegen die Jagd und besonders der Fang wilder Rennthiere, welcher im Herbst vom Kreuzerhöhungs-Tage bis zum Allerheiligen-Tage — und im Frühjahr vor der Marienzeit so lange stattfindet, bis die Erde vom Eise frei wird.

Nach den Erzählungen der Lappen hat man in früheren Tagen wilde Rennthiere in Gruben gefangen, und es ist wahrscheinlich, daß die in Finnland hier und da vorkommenden Lappengräber großentheils alte Rennthiergruben sind. Der Gebrauch, wilde Rennthiere mit Schlingen zu fangen, hat sich bis auf unsere Tage erhalten. Jetzt zieht es der Lappe doch meist vor, das Rennthier mit seiner sichern Büchse niederzustrecken und ich habe Lappen erzählen hören, daß sie während des Herbst- und Frühjahrsfanges oft 30 bis 40 Rennthiere geschossen hätten. Doch wie lohnend auch der Rennthierfang sein mag, so liegt es doch in der Natur der Sache, daß diese Nahrungsquelle immer unzuverlässig sein muß. Das sicherste Mittel für den Fischerlappen, seine Erhaltung für den Winter zu decken, war zuvor der Branntweinshandel mit den Gebirgslappen. All das Mehl, welches zu verdienen dem Fischerlappen während seines Aufenthalts in den Buchten geglückt war, ließ er darauf den finnischen Colonisten zu Branntwein verbrennen und tauschte sich dagegen Rennthierfleisch von den Berglappen ein, welche sich während des Winters in großer Menge in Enare aufhielten. Der gewöhnliche Preis für eine Kanne Branntwein soll ein Rennthierochse, für eine halbe Kanne eine Rennthierkuh gewesen sein. Da der Fischerlappe selbst kein allzu passionirter Liebhaber von starken Getränken ist, so begreift man leicht, welchen unerhörten Gewinn ihm der Branntweinshandel bereitete. Aber wegen der demoralisirenden Wirkung des Branntweins ist der Handel mit dieser Waare in letzter Zeit ganz und gar im finnischen Lappmarken verboten worden. Was die Enare-Lappen hierdurch an äußeren Vortheilen verloren haben, dürften sie mit der Zeit durch eine verbesserte und zweckmäßigere Lebensart einholen.

Zum Schlusse noch einige Worte über den Charakter der russischen Lappen im Allgemeinen.

Der lappische Charakter ist überall ziemlich gleich; er läßt sich mit einem Bach vergleichen, dessen Wellen so leise einherfließen, daß man kaum merkt, ob sie sich bewegen. Kommt irgend ein größeres Hinderniß dem Bach in den Weg, so biegt er sich hübsch auf die Seite, gelangt jedoch endlich zum Ziel. So ist auch der Charakter des Lappen: still, friedlich, nachgiebig; Friede ist sein Wahlspruch; nach Frieden ist seine erste Frage, Friede ist sein Abschiedsgruß, Friede ist ihm sein Alles. Den Frieden liebt er wie eine Mutter das Kind, das sie an ihrer Brust genährt hat. Die Sage erzählt, daß im lappischen Lande Alles im äußersten Maße nackt, häßlich und arm sei, fügt jedoch hinzu, daß in der Tiefe das meiste Gold verborgen sei. Einen schönern Schatz kann man wol kaum haben, als die friedliche Ruhe, in deren Besitz der Lappe ist. Der meisten Genüsse des Lebens beraubt, von einer unbezwinglichen Natur umgeben, in Armuth und Elend versenkt, hat er das beneidenswerthe Loos, mit einer unerschütterlichen Ruhe alle Mühseligkeiten aushalten zu können. Er fordert nur als unvermeidliche Bedingung seines Wohlseins, nicht in dem Genuß seines Wenigen, nicht in seinen alten Sitten gestört oder auf irgend eine Weise seines Friedens beraubt zu werden. Die mißgünstige Natur treibt ihn oft zu Arbeit und Thätigkeit, aber unterdessen überläßt er sich gern einem gemüthlichen, oder, nach seiner eigenen Terminologie, einem friedlichen Leben. Er liebt nicht weitaussehende Pläne, kluge Berechnungen oder irgend eine auswärtsgerichtete Thätigkeit, sondern er lebt lieber versunken, in eine stille Betrachtung über religiöse und andere Gegenstände, die sich in seiner kleinen Welt vorfinden.

Es dürfte schon aus dieser kurzen Schilderung hervorgehen, daß der finnische Typus sich auch in dem lappischen Volkscharakter abspiegelt. Wie der Lappe, besitzt auch der Finne im Grunde dasselbe stille, friedliche, verträgliche Wesen. Auch er gibt gern nach, so lange es sich nur um eine Kleinigkeit handelt; gilt es aber eine in seinen Gedanken wichtige Angelegenheit, so ist er ein Held. Auf dieselbe Weise wird auch der Lappe bisweilen zu einer höchst hartnäckigen Anstrengung angefeuert, verliert jedoch leicht die ruhige Besinnung, die seinen männlichern Bruder, den Finnen, selten verläßt. Die einwärtsgekehrte Seelenthätigkeit, die ruhige Meditation ist auch beiden gemeinsam, doch ist sie bei den Lappen zwerghafter als bei den Finnen. Ferner haben auch die Lappen ihr tüchtiges Theil des traurigen Naturells, welches die Finnen und den finnischen Stamm überhaupt charakterisirt; doch tiefe Trauer, welche schonungslos an ihrem eigenen Marke zehrt und zum finnischen Heroismus gerechnet worden ist, dürfte nicht zum lappischen Naturell gehören. — Ueberhaupt scheint es, als wäre der Lappe der schwächere Bruder des Finnen oder als hätte er mehr von der Mutter, der Finne dagegen mehr von seinem Vater geerbt. [33.]

---

23. Hochzeitsfeier bei den Samojeden.

Wenn ein Samojede heirathen will, sieht er sich nach einem Freiwerber um und begibt sich mit diesem zu dem Wohnsitz der Eltern des auserkornen Mädchens. Sind sie zum Zelte gekommen, so muß dem Herkommen nach der Freier draußen bei seinem Schlitten bleiben. Der Freiwerber begibt sich hinein, wendet sich an den Vater oder Vormund des Mädchens und trägt sein Anliegen vor. Ist die Antwort eine verneinende, so kehrt man sofort nach Hause zurück. Gibt aber der Vater seine Einwilligung, so fragt der Freiwerber wieder, wann die Hochzeit gefeiert werden soll. Noch weiß man nicht, ob es zu einer Hochzeit kommt, denn bei den Samojeden ist es der Brauch, daß der Freier Etwas für das Mädchen ihrem Vater bezahlen muß. Zuvor hat man von Seiten des Freiers den Werth der Braut tarirt und der Freiwerber ist davon unterrichtet. Wenn aber der Vater des Mädchens einen höheren Preis für seine Tochter verlangen sollte, so geht der Freiwerber zum Freier und berathschlagt mit ihm, ob man vielleicht ein oder zwei Rennthiere zulegen könne. So wird gehandelt, gedungen und geboten, bis die Sache auf die eine oder die andre Art abgemacht ist. Kommt man nicht über den Preis überein, so tritt der Freier nicht in's Zelt. Glückt es aber dem Freiwerber, den Handel abzuschließen, so führt er den Bräutigam hinein.

Nach der Verlobung besucht der Bräutigam die Braut nicht, sondern alle Angelegenheiten werden vermittelst des Freiwerbers abgemacht. Kurz vor der Hochzeit begeben sich die Verwandten der Braut zum Bräutigam zu Gast. Nachdem man nach Herzenslust gegessen und getrunken hat, bindet der Freiwerber vier Rennthiere, zwei Ochsen und zwei Kühe der Reihe nach hintereinander, bedeckt die beiden vorderen mit einem rothen Tuche, hängt eine Glocke an den Hals des vorgespannten Rennthiers, führt die Rennthiere drei Mal um das Zelt herum und spannt sie dann vor den Schlitten des Bräutigams. Nun geht es zur Braut. Der Bräutigam fährt voran und der Freiwerber lenkt seine Rennthiere. Ist man angekommen, so fährt der Freiwerber dreimal um die Hochzeitsstelle, bleibt hinter derselben stehen und läßt den Bräutigam dort in seinem Schlitten sitzen. Bei der Ankunft des Bräutigams wird ein Rennthier geschlachtet. Man leert ein Glas Branntwein und beginnt die Mahlzeit; der Bräutigam darf jedoch nicht zugegen sein, sondern der Freiwerber bringt ihm Speise und Branntwein hinter das Zelt, wo er sitzt. Nachdem die Mahlzeit vorüber ist, wird der Bräutigam endlich durch den Freiwerber ins Zelt geführt. Hier sitzen auf der einen Seite des Heerds die Anverwandten des Bräutigams, auf der andern die der Braut. Der Bräutigam tritt zu den Angehörigen der Braut und setzt sich ihr zur Rechten. Der Freiwerber sitzt zu den Füßen der Braut und des Bräutigams.

Nachdem Jeder seinen gesetzlichen Platz eingenommen hat, fängt der Wirth an, die Gäste mit Branntwein zu bewirthen. Das erste Glas reicht er vermittelst des Freiwerbers dem Bräutigam. Dieser trinkt es zur Hälfte aus und gibt die andere Hälfte der Braut. Wenn alle Gäste mit einem oder mehreren Gläschen bewirthet sind, fängt man an, gekochtes Fleisch zu essen; das Herz wird dem Brautpaar gegeben. Nach der Mahlzeit hört alle Ceremonie auf; ein Jeder trinkt so viel er vermag. Die Hochzeit endet mit Branntwein. Sollte aber der Branntwein auch am ersten Hochzeitstage ein Ende nehmen, so muß der Bräutigam doch auf jeden Fall bis an den folgenden Morgen dort bleiben. Darauf begibt man sich zu seinem Zelt. Die Braut liegt bedeckt in ihrem Schlitten; ihre Rennthiere werden von der Mutter des Bräutigams gelenkt. Sobald man angekommen ist, fährt die Schwiegermutter mit der Braut dreimal um das Zelt. Darauf wird die Decke der Braut abgenommen, und die Schwiegermutter führt sie ins Zelt. Hier beginnt eine neue Hochzeitsbewirthung; es werden Rennthiere geschlachtet, Branntwein vorgesetzt, man singt, streitet, scherzt und schlägt sich.

Bei unserer Ankunft zur Hochzeitsstelle war die Handlung so weit vorgeschritten, daß Alle schon gut bewirthet waren. Einige lagen bereits betrunken und ohnmächtig auf dem Felde.

Der Wirth kam mir auf dem Wege entgegen und lud mich auf eine Tasse Thee ein. Wir traten ins Zelt; es war groß, jedoch nicht rund oder pyramidenförmig, wie die Zelte der Samojeden gewöhnlich construirt sind, sondern länglich und aus zwei gewöhnlichen Zelten zusammengefügt. Hier lagen und saßen nebeneinander Männer, Weiber, Greise, junge Mädchen. Unter der Zahl der zu Boden Gestreckten befand sich auch der Bräutigam. Ich setzte mich, um Thee zu trinken, zugleich mit dem Wirth und dem Freiwerber.

Nachdem der Thee getrunken war, befahl der Wirth, ein vorzügliches Rennthier zu schlachten. Ein gelinder Schlag mit dem Artrücken gegen die Stirn streckte das Rennthier zu Boden. Darauf stach man ein Messer ins Herz und zog die Luftröhre heraus. Hierüber entstand unter der Menge ein heftiger Streit, der so endete, daß die nächsten Anverwandten des Bräutigams sich in die Kehle theilten und ein Jeder auf der Stelle seinen Antheil verzehrte. Dem Rennthiere wurde die Haut abgezogen, der Bauch aufgeschnitten, das Ungenießbare fortgeworfen und das Thier auf den Rücken gelegt. Es bot den Anblick einer großen länglichen Schüssel dar, wo in einer ansehnlichen Blutmasse die Lunge, Leber und andere Leckerbissen schwammen.

Der Wirth nahm mich bei der Hand, führte mich an die Seite des Rennthiers und bat mich, die Mahlzeit zu beginnen. So deutlich auch seine Meinung ausgesprochen wurde, war ich doch einfältig genug, dieselbe nicht zu verstehen. Ich blieb deshalb ganz unthätig bei dem Schlachtopfer stehen. Unterdessen versammelten sich die Hochzeitsgäste um dasselbe, holten ihre langen Messer, schnitten sich Stücke von dem warmen, rauchenden Fleisch ab, tauchten das Fleischstück in das Blut, führten es mit der einen Hand zum Munde, kauten dann mit aufwärts gewandtem Gesicht und schnitten während des Kauens einen Theil des Stückes ab. Wiederum wurde das Stück ins Blut getaucht und so zum

Munde geführt. Das Blut rann an den Mundwinkeln und an dem ausgestreckten Halse herab! Die Lunge und Leber wurden als Dessert verzehrt.

Nachdem die widerliche Mahlzeit zu Ende war, bat ich, daß ein Stück Fleisch für mich gekocht werden möchte. Diese Bitte war jedoch überflüssig, denn im Zelte kochte bereits ein großer Kessel. Halb roh wurde das Fleisch aus dem Kessel genommen und auf einer großen Schüssel unter die vornehmsten Hochzeitsgäste vertheilt. Ich sollte mit dem Wirth und dem Freiwerber aus derselben Schüssel essen. Während der Mahlzeit sangen die Mädchen samojedische Lieder, die ihrem Inhalt nach schön waren, nach einer Melodie, welche der Froschmusik ähnlich genug war. Der Gesang und die Mahlzeit wurden durch einen tragischen Auftritt unterbrochen. Durch die Thür guckte ein Samojede mit spitzigem Gesicht herein und bat mit einer kreischenden Stimme, an der Hochzeitsfreude theilnehmen zu dürfen. Einige unter den Gästen baten den Mann, näher zu treten, und dieser gehorchte der Einladung. Dies geschah ohne Wissen des Wirths. Als dieser den ungebetenen Gast gewahr ward, befahl er, ihn hinauszuwerfen. Viele bereitwillige Hände beeilten sich, den Befehl zu vollziehen; andre dagegen rüsteten sich zur Gegenwehr. Der Wirth und der Freiwerber geriethen einander in die Haare. Im Zelt war ein großer Tumult, man schrie, fluchte, prügelte sich, Kaffeekannen, Fleischschüsseln, Bütten, Alles ward umgestürzt. Das Spiel endigte damit, daß der Samojede hinausgetrieben wurde.

Nun wäre es wol Zeit, einige Worte von dem Bräutigam zu sprechen; doch von dem Bräutigam ist wenig mehr zu erzählen, als daß er während der ganzen Zeit, die ich der Hochzeit beiwohnte, betrunken bei der Zeltthür lag. Außer einem blutigen Gesicht bemerkte ich an ihm nichts Besonderes. Er hatte eine gewaltige Maliza, d. h. einen mit der Haarseite dem Körper angewandten Rennthierpelz, der seiner Form nach einem Hemd ähnlich war. Die Maliza war weder mit einem glänzenden Ueberzug noch mit irgend einer zierlichen Hundsfellverbrämung versehen. Dem Aussehen nach war der Bräutigam andern Samojeden ähnlich; er hatte breite Backenknochen, dicke Lippen, kleine Augen, eine niedrige Stirn und eine platte Nase, welche fast eine gerade Linie mit der Stirn bildete, große Nasenlöcher, pechschwarzes, borstenähnliches Haar, einen spärlichen Bartwuchs, eine dunkle Haut mit mehreren Maalen, die auch bei dem mongolischen Volke angetroffen werden.

Die Braut war sehr jung, bei den Samojeden aber galt sie für eine Schönheit. Ein kleines, rundes Gesicht, volle, rosenrothe Wangen und Lippen, eine weiße Stirn, schwarze Locken, kleine dunkle Augen sind Kennzeichen einer Schönheit von samojedischem Stamm. Etwas, was in hohem Grade zu der Anmuth einer jungen Samojedin beiträgt, ist ihre geschmackvolle Tracht, eine kurze Rennthierfelljacke, welche dicht anschließt, sich aber unten erweitert und an den Knieen mit einer reichlichen Verbrämung von Hundefell endet. Der zurückgeschlagene Kragen derselben, welcher auf der vollen Brust zugeknöpft wird, steht sehr gut. Die Waden werden von bunt zusammengestickten Rennthierbeinlingen bedeckt. Das wirklich Komische aber in dem Schmuck einer Samojedin sind ihre doppelten, mit Band zusammengestickten und mit Knöpfen und andern Zierrathen überdeckten Haarflechten, welche bisweilen bis auf die Fersen herabhangen. In dieser Nationaltracht zeigte sich auch die Braut an ihrem Hochzeitsfeste. Nur zwei Reihen kleiner Glasperlen über der Stirn machten sie unter den Andern kenntlich. Uebrigens war sie nicht so betrunken wie ihre Spielgefährtinnen, an deren amazonischen Spielen sie auch nicht theilnahm.

Es war schwer, unter den übrigen Mädchen und unter den Hochzeitsgästen überhaupt einen einzigen zu entdecken, der auf seinem Gesicht nicht blutige Spuren von einem ausgefochtnen Streite trug. Besonders nahm die Kampflust gegen Abend zu. Wohin man seinen Blick nur richtete, sah man die Leute mit einander in den Haaren. Zuerst ward die buschige, schwarze Perücke angegriffen, darauf schlug man sich gegenseitig mit den Fäusten und nicht selten griff man nach Schlagwerkzeugen. Der Streit fing ohne alle Veranlassung an. Wenn zwei Personen aufeinander stießen, flogen sie einander unwillkürlich in die Haare, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts. Hier gab und verlangte man keinen Pardon, ein Jeder schlug um sich, so gut er es vermochte. Der Besiegte blieb gewöhnlich auf dem Schnee liegen, um sich zu erholen und der Sieger ging, um neue Heldenthaten zu vollführen. Von diesem Schauspiel gesättigt, begaben wir uns nach dem Einbruch der Finsterniß auf die Heimfahrt.

[33. 52.]

24. Nowaja-Semlja.

Nowaja-Semlja ist mit Felsbergen bedeckt, die gegen die Mitte dieses Eilandes an Menge und Größe zunehmen. Um die Meerenge Matotschkin drängen sie sich so zusammen, daß man keine vorherrschende Ebene erkennt, sondern mit Ausnahme eines Küstensaumes nur Berge und Thäler unterscheidet. Die höchsten dieser Berge erheben sich über 3000, ja bis 4000 Fuß. Der großartige Anblick dieser meist schroffen Felsen wird noch erhöht durch die blendend weißen Schneemassen, welche theils ganze Bergflächen bedecken, theils in breiten Streifen vom Gipfel bis zum Fuße sich herabziehen und das dunkle Gestein (Thonschiefer) daneben fast ganz schwarz erscheinen lassen. Weiter nach Norden, wo die Berge in abnehmender Höhe fortsetzen und die Thäler nach der Küste hin sich öffnen, sind diese Letztern mit Gletschern angefüllt. Die Ostküste ist im Allgemeinen flach. Boden und Luft sind überall feucht.

Keine Tundern mit Moos oder Flechten wie in Lappland bedecken den Felsboden; noch weniger zeigt sich eine zusammenhängende Grasdecke, die den Namen Wiese verdient. Der Charakter der Wüsten Nowaja-Semlja's ist Abwesenheit der Vegetation, wenn man ganz einzeln stehende Hungerblumen und etwas Moos und Flechten übersieht. Das Moos dient wieder andern Pflanzen zum Schutze, wie denn z. B. die Polar-Weide nie anders als im Moose vorkommt. Dieses ist der gemeinste unter den hiesigen Sträuchern, aber sie erscheint so zwerghaft verkümmert, daß die Aestchen, deren jedes nur mit zwei Blättchen und einem Kätzchen ausgestattet ist, sich kaum aus der schützenden Moosdecke erheben. Hiezu gesellen sich noch einige Wollgräser. Das Land würde übrigens noch viel nackter erscheinen, wenn es nicht viele Pflanzen trüge, die gar keiner Pflanzen-Erde zu bedürfen scheinen, sondern nur einer Felsenspalte oder eines lockeren Kieses, in dessen Zwischenräumen sich etwas Feuchtigkeit erhält. Krustenförmige Lichenen überziehen jeden Block von Augit-Porphyr, so daß er wie buntfarbig besprengt aussieht. Es gibt aber auch einzelne, der Sonne gegen Südwest zugewendete Stellen mit etwas Pflanzen-Erde, die sich in der wärmsten Jahreszeit mit Blümchen bunt geschmückt zeigen, aber sich nur sehr wenig und zum Theil gar nicht über den Boden erheben, der überall nackt dazwischen hindurchblickt. Solche Stellen müssen aber auch früher als andere von der Schneedecke entblößt werden, und das von den Höhen den ganzen Sommer hindurch herabfließende Schneewasser, das den Boden kalt erhält, darf sie nicht erreichen; und auch unter diesen günstigsten Verhältnissen gelangen selbst die eigentlichen arctischen und alpinischen Pflanzen nur selten zu reifen Saamen.

Die geringe Vegetation Nowaja-Semlja's wird nicht allein durch den Mangel an Humus oder Pflanzen-Erde, sondern auch durch die Kälte des Landes bedingt. Die Sommerwärme ist geringer, als in irgend einem Lande, von welchem wir sie durch Messung kennen, geringer sogar, als in Spitzbergen. Der wärmste Monat in Nowaja-Semlja entwickelt nur so viel Wärme als der Januar im mittlern Frankreich. Aus den Vergleichungen der verschiedenen Angaben ergibt sich für Nowaja-Semlja eine mittlere Jahrestemperatur von 5° R. unter dem Gefrierpunkte. In der Felsenbai an der Südostküste war im Winter von 1832 auf 1833 vom 19. Oktober bis 24. Mai anhaltender Frost; die große Kälte betrug in den Monaten November, December und Januar mehrmals 30°, einmal 32° R. Die größte Wärme fiel in den August, und erreichte nur 7° 5′ R. über dem Gefrierpunkt. Im Winter von 1833 auf 1834 währte der Frost an der westlichen Mündung der Meerenge Matotschkin ohne Unterbrechung vom 24. Oktober bis 21. März; auch da war die größte Kälte 30° und die größte Wärme 9° 5′. An diesen Küstenpunkten war selbst kein Sommermonat, in welchem es nicht wenigstens einmal gefroren hätte.

Der Boden thauet hier in einer Tiefe von $2^1/_2$ Fuß nie auf, so daß die gesammte Pflanzen-

welt auf die oberste Schicht des Bodens beschränkt ist, so wie sie sich über dem Boden auf die unterste, am meisten erwärmte Luftschicht beschränken muß. Jede längere Wurzel läuft, statt abwärts in den Boden zu steigen, wagrecht unter der Oberfläche desselben fort, und keine mag tiefer als 4 Zoll gehen. Eben so wenig erhebt sich der überirdische Theil. Pflanzen von 4 bis 5 Zoll Höhe sind schon selten, und über eine Spanne hoch scheinen sich gar keine zu finden, selbst Sträucher nicht. Die Holzgewächse sind überhaupt am belehrendsten für die Vegetationsverhältnisse des hohen Nordens. Hier kommen sie nie in Form von Bäumen, sondern nur als winzige Sträuchlein vor. Das gewöhnlichste derselben ist die Polar-Weide. Das Sträuchlein sitzt so im Moose versteckt, daß es sich kaum einen halben Zoll aus demselben erhebt. Gewöhnlich ist es nur eine einzige Knospe, die sich in zwei Blättchen mit oder ohne Kätzchen über dem Moose ausbildet. Dieses Blätterpaar sitzt auf einem Stiele von der Dicke eines Strohhalmes. Glaubt man aber, daran die ganze Pflanze ausheben zu können, so irrt man sich, denn es ist nur ein kleines Zweiglein eines weit verbreiteten und stark verästelten Gesträuches, das theils im Moose, theils in der Erde steckt. Eine andere Weide (Salix reticulata) ragt etwa 4 bis 5 Zoll hoch aus dem Boden, aber die Wurzel, die bis ein Zoll dick wird, läuft weit unter der Oberfläche des Bodens fort. Reißt man dasselbe auf, so zeigen sich die aus dem Boden hervortretenden Triebe als ganz unbedeutende überirdische Ausläufer eines unterirdischen Stammes. So sind die Gehölze Nowaja-Semlja's mehr in als über der Erde. Die Riesenform unter diesen Hölzern: Salix lanata, erhebt sich zu der hier seltenen Höhe von mehr als einer Spanne über den Boden, aber die dicken Wurzeln oder unterirdischen Stämme sind ein bis zwei Zoll dick, und ziehen sich bis 12 und mehr Fuß weit über dem Boden fort. Welch ein Gegensatz gegen die Tropen, wo die Gesammtmasse der Vegetation in die Höhe drängt, wo die Palme nur in ihrem hohen Wipfel grünt, wo ein Heer von Schlingpflanzen an den Bäumen emporschleicht und oft der Erde gar nicht mehr bedarf, und das Farrenkraut auf den Bäumen nistet!

Bei dem gänzlichen Mangel an Bäumen und selbst an kräftigem Graswuchs wird auf Nowaja-Semlja Jeder von dem Gefühle der Einsamkeit ergriffen, zumal dieses Land nicht nur von Menschen unbewohnt, sondern im Innern selbst von der thierischen Schöpfung nur sehr spärlich belebt ist. Nur dann und wann sieht man hier ein Thier sich bewegen, etwa einen flüchtigen Lemming; und nur des Nachts läßt sich etwa ein Eisfuchs hören; sonst herrscht überall Grabesstille, und die aus der Erde hervorkommenden, in gerader Linie forteilenden und schnell wieder in die Tiefe verschwindenden Lemminge erscheinen wie Gespenster. Diese Thierchen leben mehr unterirdisch. Sanfte Abhänge sind oft in allen Richtungen von ihren Gängen durchgraben, von denen jedoch freilich die meisten leer sind. Manche von ihnen werden die Beute der Eisfüchse. Zuweilen bemerkt man Spuren von Wölfen, Rennthieren und Eisbären. Von Landvögeln leben hier die Schneeeule, die auch den Winter über bleibt; die Schnee-Ammer; Strepsila colaris; Tringa maritima und eine Falkenart.

Weit belebter als das Innere ist dagegen die Küste durch zahlreiche, hier nistende Seevögel. In besonderer Menge findet sich da eine Lumme, Uria troile. In vielen Reihen über einander sitzen sie dicht geschaart auf kaum merklichen Vorsprüngen senkrechter Felswände, machen Fronte, wenn man sich nähert, und der dunkle Fels hinter ihnen läßt ihre emporgehobenen weißen Bäuche um so blendender erscheinen. Auf den Spitzen abgesonderter Klippen, keine andern Vögel um sich duldend, nistet eine große graue Möve (Laurus glaucus), von den holländischen Wallfischfängern „der Bürgermeister" genannt; sie ist dreist genug, vor einer ganzen Gesellschaft von Fischern von den an's Ufer geworfenen Fischen wegzustehlen.

Unter den Schwimmvögeln, welche den Sommer über hier verweilen, sind in der südlichen Hälfte die Saatgänse so zahlreich, daß das Einsammeln der ausgefallenen Schwungfedern ein ergiebiges Gewerbe ist; auch Eisenten und Singschwäne, Eiderenten und Eidergänse finden sich hier den Sommer über häufig. Aber noch viel zahlreicher sammeln sich die pflanzenfressenden Schwimmvögel auf der weniger vegetationsarmen und dem Festlande näher liegenden Insel Kolgujew, die im Sommer von Gänsen und Schwänen wie bedeckt erscheint.

Besonders wichtig sind aber um Nowaja-Semlja die See-Säugethiere, zu deren Fang jährlich große Expeditionen von den Bewohnern der Küsten des weißen Meeres ausgehen. Das wichtigste Thier

für diese Jagdzüge ist das Wallroß, und nächst diesem der unter dem Namen des weißen Wallfisches bekannte Delphin (Delph-Leucus), der hier Bjeluga heißt. Unter den Robben gibt der Seehase (Phoca leporina) wegen seiner Größe und seines vielen Fettes, sowie auch seines dicken Felles wegen den reichsten Ertrag. Wallfische kommen nur selten hierher. [10.]

25. Verbannung in Sibirien.

Die Verbannung nach entfernten wüsten Orten begann in Rußland schon früh. Iwan Wassiljewitsch verbannte Hofleute, Bojaren, Priester 2c. meist nach Wologda. Dann wurden Perm und Wiatka Hauptverbannungsorte, auch die Ukraine. Der Erste, der nach Sibirien verbannt wurde, und zwar im Jahre 1688, war der ukrainische Knäs Samaitow; es wurden ihm täglich 30 Kopeken zum Unterhalt gegeben. Diese Art der Verbannung geschah von den Czaren persönlich, und das geschieht auch noch zuweilen bei Hofleuten, Adel, Beamten. Verschieden hiervon aber ist, wenn Leute gerichtlich zur Verweisung nach Sibirien verurtheilt werden. Diese Maßregel wird wol ihren Anfang genommen haben, als zwischen 1751 und 1753 die Kaiserin Elisabeth die Todesstrafe beinahe ganz abschaffte; wenigstens ist an deren Stelle die strengere Verbannung nach Sibirien getreten, sonst aber glaube ich, daß sich die Sache mit der Ansiedelung von Verbrechern in Sibirien ganz von selbst gemacht hat, ohne voraus gefaßten Plan und stets durch Verordnungen geregelt, wie sie das Bedürfniß eben hervorgerufen hat. Die neuesten dieser Verordnungen sind vom 15. August 1845 und legen ein unzweideutiges Zeugniß ab von der Vorsorglichkeit und Milde, welche in Betreff der zur Verbannung Verurtheilten obwaltet. Ich habe in Moskau die Gefängnisse und die Lokalitäten der Sperlingsberge — von wo die nach Sibirien Verwiesenen abgesendet werden — besucht, und kann nur bestätigen, was Cotrell über die Milde der Behandlung 2c. aufführt. Die Kost der Verbrecher ist gut. Die Gefängnisse sind hoch, luftig und im Winter warm. Der tägliche Marsch auf dem Wege nach Sibirien beträgt nur zwei bis drei Meilen, ist also, wie man sieht, nicht anstrengend; die Stationen sind gut eingerichtet, wie ich aus eigener Anschauung weiß.

In Moskau versammeln sich die zur Verweisung nach Sibirien Verurtheilten aus 26 Gouvernements, und in jeder Woche geht zweimal ein Transport derselben nach seiner Bestimmung.

Es liegt mir eine amtliche Liste über die von 1823 bis 1832 nach Sibirien Verwiesenen vor, aus der ich folgende Notizen mittheile.

Die Zahl sämmtlicher Verwiesenen aus den 48 europäischen und den beiden kaukasischen Gouvernements während des genannten zehnjährigen Zeitraums betrug 72,904 Männer und 10,795 Weiber, also im Ganzen 83,699, oder im Durchschnitt jährlich etwa 8000. Da aber die Weiber das Recht haben, ihren Männern, und umgekehrt die Männer, ihren Weibern zu folgen, ja selbst ihre Kinder unter gewissen Umständen mitzunehmen, so möchte die jährliche Durchschnittszahl der dorthin Wandernden zu 10,000 anzunehmen sein. Die Sterblichkeit auf dem Transporte ist natürlich trotz aller humanen Einrichtungen nicht unbedeutend, auch sterben Anfangs Viele, bevor sie an das dortige Klima und die dortige Lebensweise sich gewöhnt haben. Man wird also $^1/_3$ Verluste während der zwei Jahre des Marsches und der ersten dortigen Gewöhnung annehmen können.

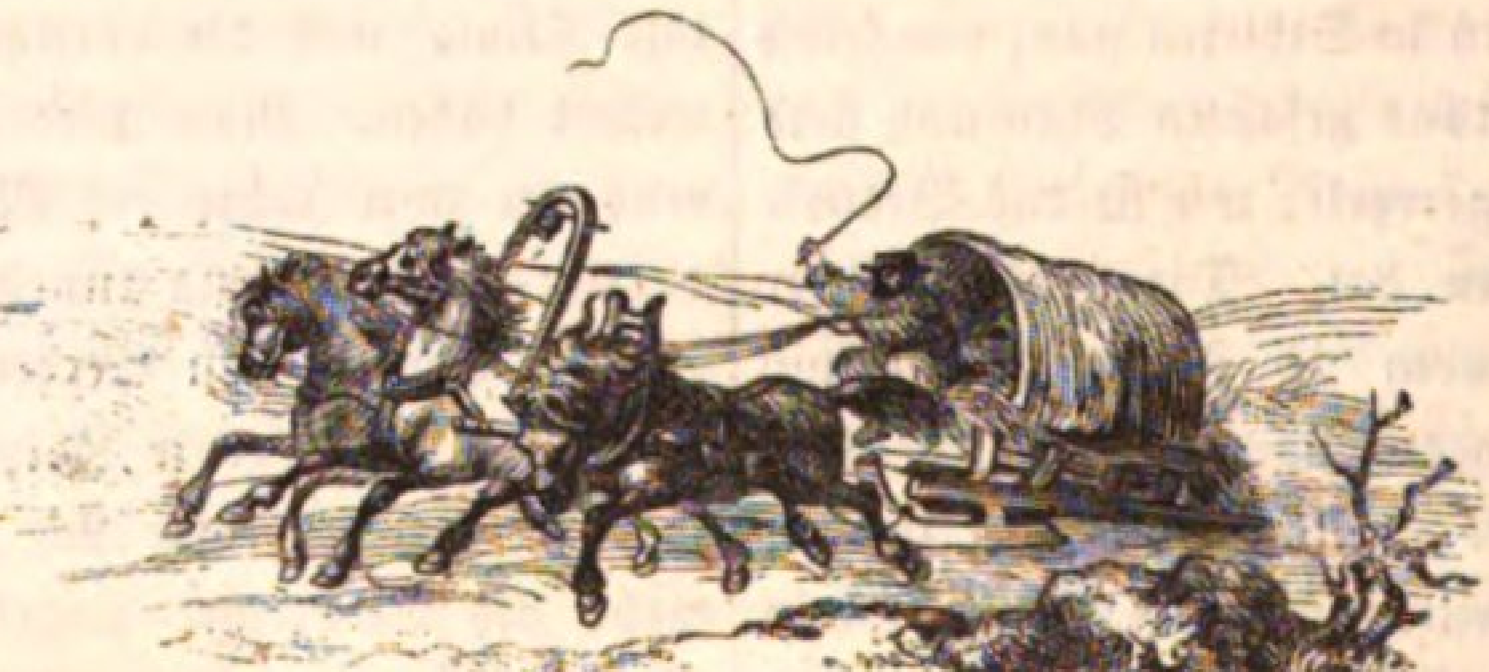
Die Verwiesenen werden nach Ueberschreitung der sibirischen Grenze, als hätten sie damit ihr früheres Leben hinter sich gelassen, fortan nicht mehr als Verbrecher angesehen und daher vom Volke sowol wie in der amtlichen Sprache nur noch die „unglücklichen Leute“ genannt, dessenungeachtet aber doch der auf ihre Verbrechen einmal gesetzten Strafe unterzogen, in welcher Beziehung zwei Kategorien zu unterscheiden sind.

Die zur ersten Kategorie gehörenden und Katorschniki genannten schwersten Verbrecher, gewissermaßen moralisch todt geltend, werden in den Bergwerken von Nertschinsk auf unbestimmte Zeit verwendet. Ehemals soll hier ihr Loos sehr traurig gewesen und ihnen nach dem Hinabsteigen in die Bergwerke nie wieder das Tageslicht zu Gesicht gekommen sein; gegenwärtig aber brauchen sie nur

8 Stunden in den Gruben zu arbeiten und sind die übrige Zeit und den ganzen Sonntag und die Feiertage (deren es in Rußland sehr viele gibt) oben in eigenen Wohnungen.

Die der zweiten Kategorie angehörenden Verwiesenen, welche weniger schwere Verbrechen begangen haben, werden nur auf eine Zeit lang zu öffentlichen Arbeiten verwendet, namentlich bei den Salzsiedereien, den Kalkbrennereien ꝛc. Sie erhalten (wenigstens 1804 geschah dies noch) jährlich 36 Silberrubel zum Unterhalt. Da sie bei der außerordentlichen Wohlfeilheit der Lebensmittel kaum die Hälfte hiervon verbrauchen, so wird der Ueberrest für sie aufgesammelt; und wenn sie dann 4 bis 6 Jahre gearbeitet und sich gut gehalten haben, werden sie angesiedelt, wobei sie Land und Bauholz umsonst erhalten, ihre Häuser aber selbst aufbauen müssen. Das gesammelte kleine Kapital wird dann verwendet, um Hausrath anzuschaffen; doch erhalten sie auch etwas Beihülfe: Saatkorn, Proviant des ersten Jahrs u. dgl.

Alle übrigen Verwiesenen, die sonach in einiger Beziehung eine dritte Kategorie bilden, werden sofort angesiedelt, zu welchem Ende sie theils in den vorhandenen Dörfern untergebracht, theils eigene Dörfer für sie angelegt werden. Jeder erhält ein eigenes Haus, Land, Wiesen und Holz im russischen Gemeindetheil, 1 Pferd, 1 Kuh, 2 Schafe, 1 Pflug, Egge, Wagen, Sichel, Beil ꝛc., sodann als Saatkorn 9 Pud Roggen, 1 Pud Gerste, 1 Pud Hafer, 1 Pud Hanfsamen, ferner drei Jahre hindurch den Proviant eines Soldaten, und täglich 1 Kopeke Silber für sich, und wenn er Weib und Kinder hat, für jeden Kopf eine halbe Kopeke Silber. Die drei ersten Jahre sind zugleich Freijahre, von da an müssen die gewöhnlichen Kronabgaben bezahlt werden. — Die Anlage der Dörfer ist vorgeschrieben und ganz regelmäßig, ebenso die Anlage eines jeden Gehöfts. Die Colonisten dieser wie der zweiten Kategorie sind glebae adscripti und dürfen ohne Erlaubniß über Nacht nicht vom Dorfe entfernt sein, keinen anderen Stand erwählen u. s. w. Einem jeden neuen Dorfe wird ein Soldat (wol meist ein Kosak) als erster Vorstand vorgesetzt. Er hält Ordnung und Polizei aufrecht und entscheidet die kleinen Streitigkeiten. Fallen aber wirkliche Verbrechen vor, so arretirt er die Schuldigen und schickt sie an die Behörden. Diese soldatische Regierung hört jedoch in der nächsten Generation auf, und macht der gewöhnlichen russischen gewählten Starostenleitung Platz. [85.]



Asien.



I. Vorderasien.

1. Nation und Kirche der Armenier.

Eine alte Legende, die ein armenischer Geschichtschreiber des 13. Jahrhunderts aufbewahrt hat, erzählt, daß König Tiridates, den Gregor der Erleuchter zum Christenthum bekehrt hatte, einst zu diesem in seine Einsiedelei gekommen sei. Der Heilige faßte das Schwert, das der König am Gürtel trug, ein Geschenk des großen Constantin, hob es in die Höhe, wo es durch die Kraft des Kreuzes, das Gregor darüber machte, von selbst in der Luft hängen blieb, und sprach die prophetischen Worte: „Wenn der Stamm der Tapfern, das Volk der Franken, kommt, wird das Kreuz wieder auf dem Gipfel des Berges erscheinen.“ Diese Legende ist der symbolische Ausdruck der Hoffnungen des armenischen Volks, das seine Blicke stets gegen Westen richtete. Ein hervorstechender Zug seines Charakters, wodurch es sich unter allen Völkern des Orients auszeichnet, ist seine entschiedene Vorliebe für die Literatur und Civilisation Europa's. Seit dem vierten Jahrhundert waren die Armenier durch die Griechen Kleinasiens zum Christenthum bekehrt worden, und nach Griechenland zog die lernbegierige Jugend, um in Künsten und Wissenschaften sich zu unterrichten, zahlreiche Werke griechischer Schriftsteller, und nicht blos der geistlichen, sondern auch der Geschichtschreiber, Dichter, Philosophen und Mathematiker wurden ins Armenische übersetzt, wodurch uns eine Menge Schriften aufbewahrt worden sind, die im griechischen Original verloren gingen. An die Stelle des Griechischen ist in neuerer Zeit das Französische getreten; in ihren Schulen, nicht blos in den europäischen, sondern auch in den asiatischen, bildet die französische Sprache und Literatur die Grundlage der Erziehung und Bildung. Es ergibt sich aus Allem, daß die Armenier durch Blut und Sprache der großen indoeuropäischen Familie angehören, die, von Asien ausgezogen, jetzt ganz Europa einnimmt.

Obgleich Viel über die Armenier geschrieben wurde, sind doch eine Menge falscher Ansichten über sie im Umlauf. Bei ihrer jetzigen Zerstreuung in verschiedenen Ländern unter sehr verschiedenen Regierungen läßt sich keine allgemeine Schilderung auf sie anwenden. Der Armenier

in Indien, ein freier, durch den Handel reich gewordener Unterthan Englands, der armenische große Grundbesitzer in Oesterreich, der in Rußland zu hohen Militair- und Civilstellen erzogene Armenier gleichen keineswegs weder dem alten Armenier, noch dem jetzigen türkischen Raya, und doch wurde nach dem letztern, den man zuweilen in den elendesten Provinzen Asiens oder unter der zweideutigen Bevölkerung Constantinopels beobachtete, die Nation hauptsächlich beurtheilt, und ihr Bild entworfen von den mit armenischer Sprache und Literatur oft gänzlich unbekannten Touristen.

Die gegenwärtige Lage des armenischen Volks ergibt sich aus den Wandlungen seiner Geschichte. Um seinen jetzigen Zustand zu begreifen, muß man auf die ältern Zeiten zurückgehen, wo seine Nationalität rasch zu sinken begann, und nach mehrern noch ruhmvollen Episoden endlich um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts unter den Streichen der egyptischen Sultane sank, um sich nicht mehr zu erheben. Seine über fast alle Theile der Welt zerstreuten Trümmer finden sich jetzt massenhaft im türkischen Reich, in Persien, Indien, Rußland, Oesterreich und in den Ländern an der Donaumündung, namentlich aber sind sie jetzt der Türkei und Rußland einverleibt.*)

Armenien, obwol unter gleicher Breite mit dem südlichen Spanien und Neapel, hat doch ein ganz verschiedenes Klima. Die Bergketten, die es in allen Richtungen durchstreichen, und der mit ewigem Schnee und düstern Wolken bedeckte Kaukasus erhalten auf der Hochebene eine sehr niedrige Temperatur. Zwei Dritttheile des Jahres hindurch macht der Winter seine Strenge fühlbar, in den niedrigen Ebenen aber herrscht im Sommer eine außerordentliche Hitze, die in Verbindung mit dem reichlichen Wasser eine außerordentliche Fruchtbarkeit erzeugt. Die Erzeugnisse der Tropenzone verbinden sich mit denen der Alpen. Der Anblick der Natur ist in der Volkspoesie stark ausgesprochen, aber die neuen Dichter ergehen sich nicht mehr in den Schilderungen der großartigen Scenen und der düstern Pracht des Ararat und Kaukasus. Das Unglück des Vaterlandes hat ihren Aufschwung gebrochen, sie haben den epischen Ton der alten Sänger vergessen, und neigen sich zur Melancholie hin.

Der Stamm, der diese Berggegenden bewohnt oder davon ausging, knüpft seinen Ursprung an die mosaische Erzählung, welche die Wiege des Menschengeschlechts nach der Sündfluth auf den Ararat verlegt. Ihr Typus hat sich so unzerstörbar erhalten wie der jüdische, obgleich die Armenier sich nicht in dem Grade abscheiden.

Doch hat sich die große Mehrheit der Nation eine besondere Kirche gebildet, welche eheliche Verbindungen mit andern christlichen Gemeinden sehr erschwert. Die unirten oder katholischen Armenier sind minder ausschließlich, doch kommen auch bei ihnen gemischte Heirathen nur in Rußland und Oesterreich vor, in der Türkei sind sie ohne Beispiel.

Die häuslichen Tugenden der Armenier werden mit Recht gerühmt. Das Familienleben hat bei ihnen einen wahrhaft patriarchalischen Charakter. Byron, der auf seinen Wanderungen sie besucht und angefangen hatte, ihre Literatur zu studiren, behauptet, die Annalen keines Volkes seien minder von Verbrechen beschmutzt, ihre Tugenden seien die des Friedens, ihre Laster die der erfahrenen Gewaltthat. Sie sind von allen orientalischen Völkern vielleicht das arbeitsamste, verständigste und unterrichtetste.

Ihre Fähigkeiten für Handel und Bankgeschäfte sind bekannt. Kann man sie von Habsucht nicht freisprechen, so gelten sie doch im Allgemeinen für ehrlich, und diese Eigenschaft ist es, weshalb die türkische Regierung sie gerne bei ihren Geldgeschäften und bei der Steuererhebung verwendet. Sparsam im gewöhnlichen Leben, verschwenden sie doch ihre Schätze, um ihre religiösen Anstalten auszustatten, oder Unternehmungen von nationalem Nutzen zu fördern. Eine Anzahl Einrichtungen dieser Art, Spitäler, Schulen, Collegien, patriotische Verbindungen wurden in neuerer Zeit gegründet, und durch freiwillige Beisteuern erhalten. Alle diese Fortschritte gehen in der Stille vor sich, und man kennt sie in Europa nicht, da sie keinen Lärm davon machen, und ihre Bücher und Journale in Europa unbekannt sind. Stolz und hochfahrend gegen ihre Untergebenen im Glück, tragen sie doch das Unglück mit einer Demuth und Ergebung, die vielleicht ihre Quelle im christlichen Gefühl, vielleicht in einem unwillkürlichen Anhauch von

*) Bei der gegenwärtigen Zerstreuung dieses Volks ist es schwer, seine Zahl zu schätzen. Am wahrscheinlichsten ist die Angabe von 4 Millionen, wovon $2\frac{1}{2}$ auf die Türken, über 1 Million auf Rußland kommen.

Fatalismus haben, dessen Beispiel ihnen an den Moslem seit so langer Zeit vor Augen steht.

Die schwache Seite der Armenier ist ihre Trennung in zwei Religionsparteien, die der Schismatiker, welche die Mehrheit bilden, und die der unirten oder katholischen Armenier. Wenn man behaupten darf, daß es das Christenthum war, welches sie Jahrhunderte lang unter der türkischen Tyrannei aufrecht erhalten, so kann man daraus schließen, was diese Nation sein könnte, wenn sie nicht in sich selbst gespalten und geschwächt wäre. Es gehört wesentlich zur Charakteristik der Armenier, die Grundzüge ihres Kirchenwesens kennen zu lernen.

Die wesentlichste Irrlehre der schismatischen Armenier ist die von Einer Natur in Christo. Abweichend von den Katholiken behaupten sie ferner, daß der heilige Geist nur vom Vater ausgehe. Zur Seligkeit, lehren sie, seien nur Taufe und Communion nöthig; Nothtaufe kennen sie nicht. Sieben Sacramente haben sie mit der griechischen und römischen Kirche gemein, ertheilen aber sogleich bei der Taufe die Firmung und letzte Oelung. Dies ist ein Ueberkommniß aus den Zeiten harter Verfolgungen, wo nicht immer ein Priester zur Hand sein konnte, um die Streiter für den Glauben zu stärken und gegen die Schrecken des Todes zu rüsten.

Die Lehre von der Gnadenwahl und dem Ablasse kennt die armenische Kirche nicht. Das Fegefeuer verwirft sie, doch gestattet sie Seelenmessen und empfiehlt die Gebete der Priester und die Fürbitte der Heiligen als Mittel der Reinigung und Versöhnung. Die Kirche ist der Inbegriff Aller, die im Namen der heil. Dreieinigkeit getauft sind. Christus ist ihr Haupt und der heil. Geist regiert sie durch die sichtbaren Vorsteher und geistlichen Hirten. Es gibt nur Einen christlichen Glauben, in dem die verschiedenen Nationen blos durch das Bekenntniß und die Gebräuche von einander abweichen. Alle Christen sind zur Seligkeit berufen, besonders aber die rechtgläubigen Armenier.

An der Spitze der geistlichen Verwaltung stand früher der **Katholikos** von Etschmiazin, einem Kloster am Fuße des Ararat. Als die Römer und Perser Armenien theilten, entstand ein neuer Katholikos auf der Insel im Wan-See.

Der Katholikos weiht die Bischöfe, schickt Delegaten zur Beaufsichtigung der Kirchen, erläßt Hirtenbriefe und weiht für die Kirchen das heilige Oel. Ihm steht eine Synode berathend zur Seite. Die Geistlichkeit wählt ihn unter Mitwirkung des Volkes. Die Regierung setzt ihn ein.

Durch die vielen Verfolgungen und durch das Unglück genöthigt, welches in Folge so vieler verheerenden Kriege auf dem Vaterlande lastete, haben sich die Armenier, wie einst die Juden, weit verbreitet. Ueberall blieben sie dem Christenthume und den Einrichtungen treu, welche sie auf Gregor den Heiligen zurückführen. Darnach haben sie Lichtträger, Beschwörer, Vorleser, Thürhüter, Unterdiaconen, Diaconen, Priester, Bischöfe und Erzbischöfe. Zu Letzteren können nur gelehrte Mönche gewählt werden; die Priester dagegen müssen verheirathet sein; Knabenseminare sind häufig und besucht. Der Ortsgeistliche wird von der Gemeinde gewählt und nach den vorschriftsmäßigen vierzigtägigen Fasten und anderen kirchlichen Uebungen zum Priester geweiht. Die armenischen Kirchen sind meist in Kreuzesform gebaut, haben keine Kanzeln, einfache Altäre von Stein mit einem Kruzifixe. Der Fußboden ist mit Bastmatten oder Teppichen belegt, die Gemeinde zieht vor der Kirche die Schuhe aus und wohnt meist in tiefer Andacht dem heiligen Meßopfer bei. Zwei Messen werden selten an Einem Tage, nie an Einem Altare gelesen. Der Priester, welcher sie liest, muß die ganze Woche in der Kirche übernachten; er beginnt die heilige Handlung mit Anbruch des Tages; die Gebete werden laut gesungen. Im Ganzen hat die Messe der armenischen Kirche viel Aehnliches mit der römisch-katholischen; doch ist das Brod gesäuert und der Wein unvermischt als Symbol der Einheit in der Natur Christi. Vor der Messe betet die Gemeinde ein Glaubensbekenntniß, welches sonderbar genug mit einer Teufelsbeschwörung beginnt und mit einem Sündenregister endet, welches durch die aufgezählten groben Laster das Sittlichkeitsgefühl verletzt. Die Gebete sind in der uralten armenischen Sprache verfaßt, welche das Volk nicht versteht. Der Anblick des Altares ist dem Volke durch einen Vorhang entzogen, der nur bei der Wandlung weggeschoben wird. Bei der Taufe empfängt der Priester den Täufling vor der Kirche; Psalmen werden gebetet und die wichtigsten Glaubenslehren hergesagt; dann bringt er ihn zum Taufsteine, weiht das Wasser, indem er das Kruzifix hineintaucht und das heilige Oel hineingießt, nennt ihn

dann und taucht ihn im Namen der Dreieinigkeit dreimal völlig in das Wasser. Die Taufe wird erst am achten Tage vollzogen; sodann folgt die Firmung, wobei der Priester unter entsprechenden Gebeten mit dem heil. Chrysam die äußeren Sinne kreuzweise salbt, dem Kinde dann eine Krone aufsetzt und das Abendmahl reicht. Er nimmt nämlich ein Bröslein von der consecrirten Hostie, taucht es in den consecrirten Wein und streicht es dem Täufling in den Mund. Soll das Abendmahl erwachsenen Personen gereicht werden, so wird nur Eine ziemlich dicke Hostie consecrirt, in so viele Stückchen zertheilt, als Communicanten da sind, in den consecrirten Wein getaucht und dargegeben. Dies geschieht meist am Dreikönigsfeste oder Charsamstage; mehr als siebenmal communicirt Keiner, da die Meisten, selbst Bischöfe, welche das ganze Jahr keine Messe lesen, das heilige Abendmahl zu genießen glauben, wenn sie der Communion des Priesters beiwohnen. Als Vorbereitung zum Empfang dieses heiligen Geheimnisses muß die Beichte vorangehen. Die Absolution wird wie in der römisch-katholischen Kirche ertheilt. Auch die Priesterweihe hat viel Aehnliches mit derselben, aber in dem Glaubensbekenntniß, welches vor der Weihe gebetet wird, ist die Einheit der Natur Christi hervorgehoben; sodann wird das Concil von Chalcedon, der Brief des Papstes Leo an den Patriarchen Flavianus, sowie jede Lehrmeinung bezüglich der zwei Naturen verflucht. Das Weihnachtsfest wird mit der Erscheinung, d. h. der Taufe des Herrn, zugleich am sechsten Januar gefeiert und damit das Jahr begonnen; also im Gegensatz zur griechischen und römischen Kirche, welche beide Feste trennt. Die Geistlichen fasten zwei Dritttheile, die Laien die Hälfte des Jahres. Die Verehrung der Heiligen, Klostergelübde, die Verehrung der Reliquien, Wallfahrten nach Jerusalem und nach Einsiedeleien gehören zum religiösen Leben des Armeniers.

Der kleinere Theil der Nation, die katholischen Armenier, gelten allgemein im Orient für gebildeter und gesitteter, als ihre schismatischen Brüder. Dazu trägt Viel bei eine Gesellschaft, welche neuerdings unter den Ordensgenossenschaften der katholischen Kirche eine hervorragende Stellung behauptet: Die Congregation der Mechitaristen.

Mechitar, ein gelehrter und frommer Armenier, (1676—1749) gründete sie auf der kleinen Insel St. Lazaro bei Venedig. (S. die Skizze von Venedig.)

Alle unpartheiischen Beurtheiler sind voll des Lobes der gesegneten, weitgreifenden Wirksamkeit dieser Genossenschaft. Sie ist eines der stärksten Bindeglieder zwischen dem Abendlande und dem Morgenlande, und für die über alle Welt zerstreute armenische Nation wahrhaftig ein Sauerteig der geistigen Erhebung und Neubelebung. Der Zweck der Congregation ist zunächst die Verbreitung religiöser Gesinnung unter den Armeniern und die Belehrung des von Schisma und Unwissenheit beherrschten Volkes. Darum werden in St. Lazaro stets junge Armenier erzogen, die nach tüchtiger, allseitiger Bildung in den geistlichen Stand treten, um als Lehrer und Schriftsteller, oder als Glaubensboten zu wirken. Mit acht oder neun Jahren tritt der Knabe in das Noviziat, wo er die erste Bildung erhält, etwa neun Jahre umfaßt die Bildungszeit für das Studium der Philosophie und Theologie. Mit 25 Jahren erhält der Zögling der Gesellschaft die Priesterweihe von dem Abte des Klosters, und wird sodann nach seinen Fähigkeiten verwendet. Durch die musterhafte Zucht in der Erziehungsanstalt sind die jungen Männer für ihren Beruf gehörig vorbereitet. Durch Vermächtnisse und weise Sparsamkeit haben sich auch die Vermögensverhältnisse der Congregation sehr gehoben, so daß sie ihre Kräfte erweitern und eine Menge von Zweiganstalten gründen konnte. Die armenische Schriftsprache ist durch die Mönche in St. Lazaro ungemein ausgebildet und vervollkommnet worden. Indem die Mechitaristen die Schreibart der armenischen Schriftsteller aus dem vierten und fünften Jahrhundert nachbildeten, haben sie für die Literatur ihres Volkes eine neue Aera geschaffen. Die reiche Literatur, welche aus ihren Händen hervorgegangen ist, läßt sich theilen in Schriften für den Unterricht und die Erbauung, und in historische und theologische Werke. Eine Reihe von (alt- und neu)armenischen Grammatiken haben sie verfaßt. Neben dem Studium ihrer Muttersprache wird auch das der türkischen, persischen, lateinischen, griechischen, italienischen, französischen, deutschen, russischen, englischen Sprache mit vielem Eifer von ihnen betrieben. Fast alle europäischen Sprachen werden in St. Lazaro gesprochen, einige mit Meisterschaft; in dem Lateinischen und Italienischen sind alle dort Gebildeten bewandert.

Von St. Lazaro aus verbreitete sich die Congregation der Mechitaristen nach allen Weltgegenden. Sie ließ sich in Europa besonders an den Orten nieder, an welchen sich ihre Landsleute, die Armenier, in genügender Anzahl befinden, also besonders in Italien, in Oesterreich, in der Türkei und, soweit es anging, auch in Rußland. Von besonderer Bedeutung sind aber die Institute der Mechitaristen in Wien und in Paris. Wer die Verhältnisse der Mechitaristen-Congregation in Wien und Venedig näher kennt, wird über den mächtigen Einfluß, welchen die literarische Thätigkeit dieser gelehrten Mönche auf die über den ganzen Orient zerstreute armenische Nation ausübt, billig staunen. Die Zeitschriften, die Bücher, die zahlreichen Uebersetzungen, besonders deutscher Werke aus dem Gebiete der Geschichte, der Geographie, Linguistik, Naturwissenschaften, Reiseliteratur u. s. w., welche in den armenischen Druckereien von Wien und Venedig gedruckt werden, gehen weit über Persien hinaus bis an die Ufer des Indus und Ganges, und haben aller Orten eine Wißbegierde, eine Leselust, einen Trieb nach Bildung und Kenntnissen unter den Armeniern hervorgerufen, welcher in diesem Handelsvolke vor wenigen Jahren noch gänzlich schlummerte. Die Zahl der Bücherexemplare, welche die Mechitaristen Wiens alljährlich nach dem Orient versenden, beträgt viele Tausende und ist in starker Zunahme begriffen. [170. 6. 239.]

---

2. Kalmückische Götzentempel.

Die gras- und kräuterreichen Steppen, welche in der Nähe des kaspischen Meeres auf beiden Seiten der Wolga sich in die Ferne erstrecken, werden von den patriarchalischen Hirtenvölkern der Kalmücken bewohnt. Jedes Jahr durchwandern sie den großen Kreis der Weideplätze ihrer zahlreichen Heerden und befinden sich mit ihren leicht beweglichen Zelten und einfachen Hausgeräthen auf fortwährender Wanderung.

Sie gehören zur mongolischen Menschenrace, welche sich durch breite, hervorstehende Backenknochen und schmale, geschlitzte Augen auszeichnet.— Als Buddhaisten oder Anhänger des Dalai Lama haben sie ihre Religion, eben so wie die Mongolen, ursprünglich von Indien überkommen; ihre Lehrsätze sind im Allgemeinen wenig abweichend, doch verehren sie eine Menge Götter, ohne einem derselben Allmacht zuzuerkennen. Ihre herumziehende Lebensweise erlaubt ihnen nicht, ihren Göttern feste Tempel zu bauen, sie verehren dieselben unter Zelten und Hütten, welche sich von den gewöhnlichen Wohnungen nur durch ihre Größe unterscheiden. Die Priester, welche bei den Kalmücken nicht weniger als ungefähr den siebenten Theil des Volkes ausmachen, weil jeder Familienvater das Recht hat, einen von seinen Söhnen dem geistlichen Stande zu widmen, halten sich für besser als das gemeine Volk und beschäftigen sich nur mit Erlernung der tibetischen Sprache und der lamaischen Theologie.

Es ist der Mühe werth, sich einen kalmückischen Götzentempel näher anzusehen. Der Umfang desjenigen, welchen wir besuchten, betrug etwa siebenzig Fuß, bei einer Höhe von ungefähr fünfzehn Fuß. Das Gestell desselben bestand aus mehreren hundert künstlich ineinander gefügten hölzernen, roth übermalten Stäben, die sich oben in einen großen hölzernen Ring vereinigen, welcher den Schornstein bildet. Der untere Theil, aus kreuzweise über einander befestigten Stäben bestehend, bildet ein zusammenhängendes rundes Gitterwerk von sechs Fuß Höhe, welches sich beim Transporte leicht zusammenschieben läßt. Längere einzelne Stäbe, welche mit ledernen Riemen oben am Gitterwerke befestigt sind und in einem Loche des hölzernen Ringes enden, bilden das Dach. Dieses Gestell, welches auf den ersten Anblick einem Vogelbauer nicht unähnlich sieht, ist mit dicken, kameelwollenen Decken bekleidet.

Verschiedene Festtage der Kalmücken erfordern auch eine verschiedene Ausschmückung ihres Tempels. Zur Zeit, wo ich denselben besuchte, wurde das große Frühlingsfest gefeiert. Schon mit dem Aufgange der Sonne ertönte die lärmende Tempelmusik, und verkündete dem Volke den Anfang der religiösen Ceremonien. Die Priester hielten

sich auf einem Platze vor ihren Wohnzelten versammelt und zogen in geordneten Reihen zum Tempel.

Zwei Posaunenträger mit entblößten Häuptern eröffneten den Zug. Auf ihren Schultern ruhte das dicke Ende der metallenen, versilberten Posaunen, welche eine Länge von sieben Fuß haben, und deren erschütternde Töne in einem weiten Umkreise auf den endlosen Steppen gehört werden können. Die Posaunenbläser selbst, in rothen Gewändern, folgten in gehöriger Entfernung, am andern Ende der Posaunen, mit dem Mundstücke in den Händen nach, und brachten von Zeit zu Zeit mit großer Anstrengung einzelne Töne hervor. Eine Truppe von Schalmeienbläsern in dem religiösen Zuge schien ihren besonderen Director zu haben. Einige Pauker, welche ihre Instrumente auf Stäben in die Luft hielten, bearbeiteten dieselben mit großem Fleiße, indem sie mit Schafsknochen gegen die Felle schlugen; bisweilen ließ sich auch eine Muscheltrompete hören, und endlich füllten chinesische Klangteller alle Pausen, welche noch zufällig entstanden, so daß die Luft beständig mit einem musikalischen Geräusch angefüllt war. Hinter dem Musikcorps folgte die Geistlichkeit mit ihrem Lama an der Spitze. Dieselbe besteht aus drei Klassen, nämlich aus Gällongen, Gättzüllen und Mandschi, d. h. der hohen und niedern Geistlichkeit und den Schülern. Die Gällongen waren größtentheils in scharlachrothe Gewänder gekleidet und einige von ihnen trugen eine Art Krone auf dem Kopfe, die mit den Bildern verschiedener böser Gottheiten beklebt waren.

Auf der Spitze jeder Krone befand sich ein auf Papier geschriebenes Gebet, dasselbe war so befestigt, daß es leicht vom Winde hin und her bewegt werden konnte, wodurch die bösen Geister besänftigt werden. Die Gättzüllen waren weniger kostbar gekleidet; einige von ihnen trugen grüne, silbergestickte Kragen oder Mäntel und andere waren mit der rothen Priesterbinde umwunden. Die Schüler gingen größtentheils in Schafpelze gekleidet einher, doch auf ihren gelben, viereckigen Mützen befanden sich bewegliche Gebete, um den Zorn Gottes von ihren Häuptern abzuleiten. Im Tempel angekommen, setzte sich die höhere Geistlichkeit in der Mitte desselben in zwei Reihen, mit untergeschlagenen Beinen, auf den mit Teppichen belegten Fußboden nieder, das Musikcorps aber und die Schüler nahmen ringsherum an den Wänden ihre Plätze ein.

Im Hintergrunde des Tempels, der Thür gegenüber, stand der Altar, welcher mit einem weißen seidenen, mit farbigen und goldenen Fäden gestickten Tuche bedeckt war. — Auf einem Thronhimmel über demselben zeigte sich das Bild des himmlischen Drachen, welcher Blitz und Donner regiert. Auf dem Altare befanden sich verschiedene metallene Götzenbilder, in farbigen, hölzernen Nischen. Jakjaamuni, die höchste Gottheit, wurde durch eine weibliche Figur mit sehr großen Ohren repräsentirt.

Zur Seite stand Erlik-Chan, ein böser Gott; er schien im höchsten Zorn auf einer weiblichen Kalmücken-Seele herumzutanzen, welche ausgestreckt unter seinen Füßen lag. In der rechten Hand hielt er einen Donnerkeil, welchen er auf die Sünderin herabzuschleudern drohte und eine Glocke in der linken sollte den Ruf ihrer bösen Thaten verbreiten. — Seine Kopfbedeckung stellte eine Flamme dar, aus welcher rund herum Köpfe herausblickten, und der Leibgurt war von den Köpfen der verschiedensten Missethäter gebildet, die auf einer Schnur dicht an einander gereiht waren. Vor demselben stand eine betende Göttin mit acht Händen und vierundzwanzig Köpfen, welche seinen Zorn besänftigen zu wollen schien.

Die Götzenbilder sind ausgehöhlt und mit den Knochen und der Asche nach ihrem Tode verbrannter Priester gefüllt.

Vor dem Altar stand ein niedriger, mit Schnitzwerk versehener Tisch, auf welchem die silbernen Opferschalen standen. Dieselben sind mit den verschiedensten Früchten, Samen und Wurzeln gefüllt. Zwei silberne Vasen auf diesem Tischchen sind mit Pfauenfedern in Form von Blumensträußen geschmückt. Auf einem in die Erde gesteckten Stab vor dem Opfertische stand die Dätschisschale, worin die täglichen Opfer gebracht werden, und die nach einiger Zeit von den Priestern genossen werden dürfen. Zwei seidene halbe Ballons, die zu beiden Seiten des Altars auf rothen Gerüsten befestigt waren, dienen dazu, die Götter vor Regen oder Sonnenschein zu bewahren, wenn sie an gewissen Festtagen dem Volke vorgezeigt werden. Der gemeine Mann hat keinen Zutritt zum Tempel, sondern darf sich nur, auf Händen und Füßen kriechend, demselben nahen, wenn er ein Opfer bringt, um damit die Fürsprache der Priester für sein Wohlergehen bei den Göttern in Anspruch zu nehmen.

Die guten Götter sind zum Theil in reichen priesterlichen Gewändern, von Licht und Feuer umgeben, dargestellt, weil sie die Himmelskörper bewohnen. Nach der Meinung der kalmückischen Priester besteht die Sonne aus Feuer und Glas, der Mond aber aus Wasser und Glas, in welchen beiden sich ein Gott mit strahlendem Gesichte befindet. Die Sterne sind leuchtende Glaskugeln, von denen die größten dreitausend Ellenbogen im Durchmesser haben.

Die bösen Götter sind immer als furchtbare Ungeheuer dargestellt und werden am meisten verehrt und angebetet; denn die guten Götter können nur unabänderlich das Gute wollen, darum ist es nöthiger, die bösen Götter durch Gebete zu besänftigen.

Nachdem wir unsere Sitze, worauf wir den ganzen Tag verweilen sollten, so bequem als möglich eingerichtet hatten, herrschte einige Minuten eine tiefe Stille im Tempel; sodann nahm der Oberpriester einige von den Fruchtkörnern, welche ein Gällong ihm darreichte, warf dieselben in die Luft und goß etwas Safranwasser in ein Schälchen, welches er den Göttern zum Opfer brachte.

Die Priester hatten ihre Rosenkränze ergriffen, welche aus 108 Kügelchen bestehen und wiederholten schnell hintereinander das Gebet der Buddhaisten: „ome mane padmi hum.“ (Ueber dieses Gebet s. d. Skizze: Der Tale Lama und die Religion des Buddha.) Dreimal hatte der Rosenkranz seinen Kreislauf in den Händen der Priester vollendet und das dreihundert und vier und zwanzigste „ome mane padmi hum“ angezeigt, als zwei Männer mit einem Fasse voll Kumis oder gesäuerter Pferdemilch im Tempel erschienen. Von den Anwesenden war jeder mit einem hölzernen Napfe versehen, welchen sie im Busen oder in einem Tuche mitgebracht hatten. — Nachdem man den Göttern ein Speiseopfer dargebracht und Alle sich an der Milch erfrischt hatten, wurden die Näpfe gesäubert. Die Mandschi vollbrachten dieses Geschäft unmittelbar mit der Zunge, die höhere Geistlichkeit aber strich wiederholt mit dem Daumen über das Gefäß und leckte dasselbe ab.

Später wurde ein großes Faß mit Fleischsuppe hereingetragen, darauf Schaffleisch, welches in Wasser und Salz gekocht war, herumgereicht und mit unbewaffneten Fingern verzehrt. An Brod leiden die Kalmücken Mangel, weil ihre wandernde Lebensweise ihnen den Landbau nicht erlaubt. Nur eine Art Kringel, welche sie bisweilen auf den Märkten von ihren Nachbarvölkern einhandeln, wird hier an Festtagen zum Thee genossen. Am Abend wurden verschiedene hölzerne Kannen hereingetragen, welche mit der hier so beliebten Theesuppe gefüllt waren. Dieselbe wird aus fein geschnittenem Tafelthee, Schaffett, Milch und Salz bereitet. Nachdem dieselbe verzehrt war, gebührte den Göttern nur noch ein Dankgebet, und hiermit war das Tagewerk vollendet. [106.]

3. Unter den Kirgisen.

Die Kirgisen haben einen guten natürlichen Verstand und viel Romantisches in ihrem Charakter. Sie sind Freunde von Abenteuern, stolz, bequem, freundlich, wollüstig und eigentlich nicht blutdürstig. Die Sitten der kleinen Horde, von der hier vornehmlich die Rede ist, sind durch die nähere Verbindung und den Handel mit Rußland merklich verbessert worden. Das weibliche Geschlecht wird wegen seiner Gutmüthigkeit und Häuslichkeit gerühmt. Da sie von der Viehzucht leben, so haben sie nichts Anderes zu thun, als auf ihre Schafe, Rindvieh, Pferde und Kameele zu achten. Ist eine Gegend abgeweidet, so wird die Kibitke nach einer andern grasreichen Stelle versetzt. Sie leben demnach in großer Bequemlichkeit, und um die Zeit zu vertreiben, reiten sie auf der Steppe einher, besuchen einander, setzen sich in der fremden Kibitke nieder, wo sie jederzeit willkommen sind, und lassen sich bewirthen und Abenteuer oder irgend etwas Neues erzählen, das sich in ihrer Nähe zugetragen hat. Die geringste Begebenheit, die an einem Ende der Steppe vorfällt, z. B. unsere Reise zum Khan, ist binnen wenigen Tagen auf der ganzen Steppe bekannt. Es ist dies ein einfaches Ersatzmittel für unsere Tagesblätter. So sah auch jeder vorbeireitende Kirgise den großen Versammlungssaal des Khans für eine Kibitke an, wo er hineinzog, auf den Boden hockte, Neues er-

zählte oder sich erzählen ließ und nach Gutdünken kürzere oder längere Zeit verweilte. Zur Mittagszeit brachte man eine Menge hölzerner Schüsseln mit gekochtem Hammelfleisch, für diese rings an den Wänden umhersitzenden fremden Gäste sowol, wie für die Starschinen des Khans, herein. Der Khan ging dann beständig umher und sprach mit jedem Einzelnen. Während der Nacht schliefen sie auf dem Boden. Wenn man unter diesen ungekünstelten Menschen lebt, wird man in die Zeit der Patriarchen, wie wir sie aus dem alten Testamente kennen, lebhaft zurückversetzt. Das Nomadenleben scheint in der vergangenen Reihe von Jahrtausenden nicht die geringste Veränderung erfahren zu haben. Selbst den Befehlen des Khans gehorchen sie nur insofern, als es ihnen angenehm ist. Als Richter hat er dagegen mit seinen Starschinen eine größere Autorität, indem jeder die Hand dazu bietet, die unter ihnen angenommenen Sitten aufrecht zu erhalten. Ich fragte einst den Khan, ob er nach Gesetzen oder nach alten Gebräuchen oder nach seinem Gutdünken richtete. Er antwortete: „Nur nach meinem Willen!“

In einem großen Saale wurden täglich fünf Mal Gebete gehalten; der Khan verrichtete oft selbst den Dienst; doch geschah es gewöhnlich von einem Mollah (muhammedanischen Geistlichen.) Während des Gottesdienstes nahmen die Kirgisen ihre spitzen Mützen ab und setzten einen Turban auf. Es war uns nicht verwehrt, während des Gottesdienstes durch den Saal zu gehen; nur wünschte man, wir möchten nicht an den Gesichtern der Kirgisen vorübergehen, welche alle nach den Fenstern zugekehrt waren. Bei dieser Gelegenheit sah ich einmal, wie ein kirgisischer Diener des Khans heimlich hinter dem Rücken der Anderen eine Weinflasche nahm, die von unserem Frühstückstisch genommen und auf einem Tische im Saale vergessen war, sie an den Mund setzte und einen tüchtigen Schluck daraus that, was sonst den Muhammedanern verboten ist. Auch der Genuß des Schweinefleisches ist ihnen streng untersagt.

Bei den vornehmen Kirgisen ist es Sitte, dem abreisenden Gaste ein Geschenk zur Erinnerung an seinen Aufenthalt mitzugeben. Der Khan äußerte, daß er uns ein Paar Hengste aus der Kabardei zum Geschenk machen wollte. Es sind dies eine Art leichter und feingebauter schwarzer Pferde, welche Arganak heißen, und in ihrer Gestalt sehr einer Dogge gleichen, während ihnen an Schnelligkeit kaum ein englischer Wettrenner gleichkommen dürfte. Aber man stellte ihm vor, wie schwer es für uns sein würde, sie wohlbehalten nach unserer Heimath zu bringen. Er verehrte mir daher einen weiß und blau gestreiften Kalat (eine Art eleganten, seidenen Kaftans oder Schlafrocks), den er selbst einige Male getragen hatte. Zugleich nahm er vom Kopfe seines ältesten neunjährigen Sohnes eine spitze rothe Mütze mit Goldtressen und Streifen von Zobelfell, und setzte mir sie auf. Als er aber sah, daß sie mir zu klein war, nahm er seine eigene goldbrokatene Mütze vom Kopfe und wollte sie mir aufsetzen; da ich mich aber weigerte, meinte er recht kindlich, daß er sich ja eine neue machen lassen könnte. Als ich ihn nun bat, daß es bei der ersten verbleiben möchte, äußerte er, daß sie vielleicht meinem ältesten Sohne passen könnte. Dem Lieutenant Due schenkte er eine vollständige Kirgisentracht, sogar einen mit dem metallenen Knopfe versehenen Kantschuh, eine Peitsche, womit sie ihre Pferde antreiben und sich schlimmsten Falls vertheidigen. [82.]

---

4. Ein asiatisches Staatswesen. Chiwa.

Das Bild eines despotischen, für Asien charakteristischen Staatswesens gewährt uns die Verfassung des Chanates Chiwa. *)

Die Herrscher Chiwa's gebieten nach Willkür über Eigenthum und Leben ihrer Unterthanen, sind daher Despoten im strengsten Sinne des Wortes. Die Würde des Khans ist in der Familie erblich und geht in der Regel auf einen der Söhne oder Brüder des verstorbenen Khans über. Mit diesem Erbrechte der herrschenden Familie besteht aber zu gleicher Zeit nach altem Brauche,

*) Dazu vergl. man die unten folgende Schilderung des Hofes von „Anam.“

wie ehemals bei einigen germanischen Stämmen, auch das Wahlrecht des Volkes. Ist ein Khan gestorben, so versammeln sich die Angesehensten des Landes in seinem Schlosse und halten daselbst einen gemeinschaftlichen Rath über die zu treffende Wahl. Nachdem sie einig geworden sind, wird der Erwählte völlig entkleidet und gewaschen. Darauf zieht man ihm lauter neue Kleidungsstücke an und führt ihn in die Kibitke des Khans, welche in einem Hofe des Schlosses steht. Hier wird er auf einem, nur zu diesem Zwecke bestimmten, weißen Filze dreimal in die Höhe gehoben, indem man dabei: „Khan, Khan, Khan" ruft. Darin besteht die ganze Ceremonie der Krönung, die mit einem gemeinschaftlichen Schmause endigt.

Die höchsten Staatsbeamten sind der Mehter oder Mächter, der Kusch-begi und der Diwan-begi. Ihre Verwaltung ist aber fast auf das Einsammeln der Familiensteuer beschränkt, zu welchem Behufe sie in jeder Stadt einen Beamten haben. Der Mehter ist außerdem gewissermaßen der erste Geschäftsführer und Rathgeber des Khans und muß sich deshalb den größten Theil des Tages im Schlosse des Khans aufhalten. Bisweilen vertraut ihm auch dieser während seiner Abwesenheit die oberste Gewalt an. Der Diwan-begi hat das Geschäft, den Zoll für die ein- und ausgeführten Waaren und die Abgaben für die Buden und das zu Markte gebrachte Vieh zu erheben, so wie die Anordnung der Buden zu bestimmen. Zu diesem Zwecke sind ihm mehrere Unterbeamten beigegeben. Bis zum Abendgebete bleibt er im Karawanserai und begibt sich alsdann zum Khan, um ihm über die im Laufe des Tages vorgekommenen Handelsangelegenheiten Bericht abzustatten. Bei wichtigen Angelegenheiten hält der Khan mit diesen drei Beamten eine Berathung, an der auch der oberste Geistliche, welcher den Titel Kasy führt, und einige andere der angesehensten Männer, denen der Khan sein Vertrauen schenkt, theilnehmen.

Außer dem Koran gibt es in Chiwa keine geschriebenen Gesetze. Die Stelle derselben vertreten die mündlichen Befehle des Khans und der herkömmliche Gebrauch.

Zur Schlichtung unbedeutender Streitigkeiten befindet sich in jeder Stadt ein Rejis. Das ist immer ein vom Kasy erwählter Mulla, der außerdem die Gewichte der Kaufleute zu untersuchen und übe die strenge Ausübung der Religionspflichten zu wachen hat. Findet er einen Uebertreter der Vorschriften Muhammeds, so ertheilt er ihm auf der Stelle Stockprügel. In bedeutenderen Rechtssachen wendet man sich entweder geradezu an den Khan oder an den Kasy, welcher, weil der Koran das einzige Gesetzbuch ist, als oberster Geistlicher zugleich für den ersten Rechtsgelehrten gilt, weshalb ihm selbst der Khan in schwierigen Fällen die Entscheidung überträgt. Todesstrafen darf jedoch außer dem Khan nur der Statthalter in Merw fällen. Die Prozesse werden immer mündlich und sehr schnell abgemacht, weil sowol der Khan als auch der Kasy meist nach einem einmaligen Verhöre sogleich das Urtheil fällen. Es mögen wol oft, wegen der flüchtigen Untersuchung, höchst ungerechte Entscheidungen vorkommen; aber diese Art der Rechtspflege hat auch eine gute Seite, welche darin besteht, daß die Prozesse sich nicht, wie sehr häufig bei uns in Europa, durch ein ganzes Menschenalter hinziehen, sondern meistentheils in wenigen Stunden abgemacht sind. Alle Völkerschaften und alle Stände haben, mit Ausnahme der Sklaven, die von ihren Herren willkürlich bestraft werden können, gleiche Rechte. Der einzige Unterschied findet in der Art der Todesstrafen statt.

Fällt der Khan das Todesurtheil über einen Beamten, so wird diesem in einer Grube, die sich vor dem Schlosse des Khans befindet, der Hals abgeschnitten. Solche, die in keinem Amte stehen, werden, wenn sie Sunniten sind, gehängt; Schiiten *) und Christen werden aber gepfählt. Diese schreckliche Todesstrafe wird auf folgende Weise ausgeführt. Man bindet den Verurtheilten auf einen zweirädrigen Wagen und treibt den auf einem andern Wagen horizontal angebundenen Pfahl von hinten in den Körper desselben. Darauf richtet man den Pfahl in die Höhe, rammt ihn auf die Erde und zieht den Körper des Gepfählten durch zwei um seine Füße gebundene Stricke tiefer auf den Pfahl. Zuletzt befestigt man diese Stricke an zwei Pflöcke, welche an die Erde geschlagen werden, damit der Gepfählte nicht mit den Beinen zappeln kann. Eine Ehebrecherin wird auf Anklage ihres Mannes bis zur Brust in die Erde gegraben und zu Tode gesteinigt, nachdem man den Obertheil ihres Körpers in einen Sack gebunden hat.

---

*) Eine nur noch wenig verbreitete muhammedanische Secte.

Jedermann, außer den Geistlichen und den Sklaven, ist steuerpflichtig. Die Größe der Steuer steht im Verhältniß zur Größe des Vermögens. Außer diesen Abgaben hat der Khan andere Einkünfte. Hierher gehören die Geschenke, die er von den Beamten zum Zeichen ihrer Ergebenheit bekommt und die Einkünfte von seinen Domainen, die ziemlich umfangreich sind. Den größten Theil der Gärten, deren er 38 besitzt, verpachtet er, ebenso die übrigen ihm gehörigen Ländereien, die er unter der Bedingung in Pacht gibt, daß ihm ein Drittel der Ernte zufällt. Die Summe aller seiner Einnahmen beträgt jährlich ungefähr eine Million preuß. Thaler. Die Ausgaben des Khans erreichen kaum die Hälfte dieser Einnahmen, selbst wenn er in jedem Jahre einen Feldzug unternähme. Den Beamten zahlt er keinen festgesetzten Gehalt, sondern gibt ihnen nur von Zeit zu Zeit Belohnungen, welche im Laufe eines Jahres im Ganzen höchstens 20,000 Rbl. Silber betragen. Am Meisten kosten ihm die Feldzüge, denn jeder Krieger bekommt für einen Feldzug 5 Tilla *) als Gehalt und nach glücklicher Beendigung desselben gewöhnlich einen Chalat zum Geschenk. Für jedes gefallene Pferd zahlt der Khan gleichfalls 5 Tilla und eben so viel für jeden feindlichen Kopf: aber für die Ausrüstung sowie für den Unterhalt muß Jedermann selbst sorgen. Da nun das größte Heer, welches der Khan auftreiben kann, höchstens aus 15 bis 20,000 Mann besteht, so betragen alle Ausgaben für einen Feldzug, das Pulver und Blei nebst den Belohnungen mitgerechnet, höchstens 3 bis 400,000 Rbl. Slb. Außerdem muß man in Erwägung ziehen, daß die meisten Feldzüge des Khans von Chiwa nichts als Plünderungen sind, die ihm häufig sogar Gewinn bringen. Es ist daher nicht zu bezweifeln, daß er ein bedeutendes Vermögen besitzen muß, welches bei ihm wahrscheinlich in baarem Silber und Golde als ein todtes Kapital daliegt. [8.]

*) Nicht ganz = $1\frac{1}{2}$ holl. Duk.

5. Muhammedänische Schulen in Buchara.

Seit Jahrhunderten, so behaupten die Einwohner, ist Buchara ein Hauptsitz und Mittelpunkt muhammedanischer Gelehrsamkeit, oder vielmehr Gottesgelahrtheit. Es ist wenigstens die Anzahl seiner Medresse oder Hochschulen von älteren und neueren Dichtern gepriesen und Buchara „die Stärke des Islam" genannt worden. In früheren Zeiten waren hier und in Samarkand außer den Lehren des Korans und seiner vielen Supplemente auch Astronomie, Geschichte, Heilkunde und Alchemie Gegenstände des Unterrichts, und aus jener Zeit stammen, wie man sagt, die vielen Handschriften her, welche man noch heutigen Tages in den Läden für ein Billiges kaufen kann, da die Nachfrage nach ihnen immer seltener wird.

Der vieljährige Cursus der oft recht betagten bucharischen Studenten beschränkt sich gegenwärtig lediglich auf die Theologie, wenn man Lehrern und Schülern auch das Lob nicht versagen kann, daß sie mitunter medicinische, meist von arabischen Schriftstellern verfaßte Bücher lesen und sich auch wol mit den Anfangsgründen der Mathematik und mit vaterländischer Geschichte beschäftigen. Aber es ist gewiß, daß diese Nebenstudien weder in den Studienplan gehören, noch von der Regierung gewünscht und unterstützt werden.

Chanykow schätzt die Anzahl der Hoch-Schulen oder Medresse im ganzen Chanate auf 180 bis 200 und die Anzahl der Studenten auf 15,000 bis 16,000; außer den Hoch-Schulen aber gibt es nach einer ungefähren Schätzung noch 1800 bis 2000 Elementarschulen mit 150,000 bis 160,000 Schülern. So betrüge denn die Anzahl Derjenigen, die wenigstens Lesen und Schreiben lernen, etwa $\frac{1}{16}$ der ganzen Bevölkerung, welche Chanykow zu 2 oder $2\frac{1}{2}$ Million annimmt. Ueber die Zahl der geistlichen Lehrer, Mullahs, und Studenten in der Hauptstadt finden wir keine genauen Angaben. Die Zahl der Medresse soll nach Lehmann 110 betragen; in der größten derselben soll es 300 Zellen geben, in welchen 600 Schüler wohnen.

Die bei den Medressen und Moscheen angestellte Geistlichkeit bezieht zu ihrem Unterhalte einen bedeutenden Theil der jährlichen Einkünfte des Landes, sowol in baarem Gelde als in Erzeugnissen des Bodens, und die Anstalten sind noch außerdem

von Alters her mit Feldern und Gärten reich dotirt.

Eine nicht geringe Anzahl der Zöglinge in den Seminarien sind Fremde, welche von ihren Gemeinden nach Buchara gesandt werden, um dort den Koran zu studiren und sich in der Ausübung geistlicher Aemter zu üben. Da sie von der Bucharischen Verwaltung nur sehr dürftig unterstützt werden, so erhalten sie gewöhnlich von ihren eigenen Gemeinden kleine Stipendien, die sich durchschnittlich auf 200 bis 300 Rubel belaufen sollen. Ihr Cursus währt in der Regel 8 bis 10 Jahre, die Einheimischen scheinen aber viel länger bei ihren Studien zu verweilen.

Zuerst gibt der Vater seinen Sohn von 6 bis 10 Jahren in eine kleine Elementarschule, die fast in jeder Straße zu finden und daran zu erkennen ist, daß die Thür und die kleinen mit Schilfmatten verhängten Fenster derselben nach der Gasse gehen. Hier lernt der Schüler von dem Ssufi oder Mullah einer Medresse das Lesen und die täglichen Gebete auswendig. Will der Vater ihn dem geistlichen Stande widmen und hat der Sohn dazu die nöthigen Anlagen, so gibt er ihn auf 15 bis 16 Jahre in eine Medresse und mit der Einwilligung des Oberpriesters bekommt er daselbst ein Zimmer und tritt unter die Aufsicht und Leitung eines Mullah, der bei der Medresse als Lehrer angestellt ist. Jetzt überläßt sich der junge Mensch dem Selbststudium und wird von dem alten Mullah oder den schon weitervorgeschrittenen Mitstudirenden eben nur geduldet. Das Studium besteht im Lesen und Auswendiglernen des Korans und ungefähr 30 anderer Bücher, die entweder Supplemente zum Koran oder Legenden und dergleichen sind. Der vollständige Cursus dauert 30 Tage, der Student kann aber auch viel früher entlassen werden, nur erhält er in diesem Falle eine untergeordnete Anstellung, als Küster (Ssufi) oder Lehrer bei einer kleinen Moschee. Hat er dagegen den ganzen Kursus vollständig absolvirt, so stellen ihm mehrere Mullahs, mit denen er verkehrte und die ihn belehrten und mit ihm disputirten, ein Diplom aus, das sie mit ihrem Siegel bekräftigen. Hierauf wird der Name des auf diese Weise Promovirten mit einer kurzen Aufzählung seiner Kenntnisse in ein besonderes Buch eingetragen, das die Namen aller bucharischen Mullahs enthält und das der Oberpriester des Reiches aufbewahrt. Jetzt erst hat der neue Mullah das Recht, sich zu den Geldspenden einzufinden, die jährlich vom Wesir im Namen des Khans an die Geistlichkeit vertheilt werden, aber die Summe von 2 Tilla kaum übersteigen.

Will sich ein Student verheirathen, so kann er es thun, muß aber dann das Seminar und die mit ihm verbundenen Vortheile verlassen. Lehmann lernte Studenten kennen von 30 Jahren und darüber, die Familienväter waren und während ihrer Studienzeit sogar mit den Karawanen in Handelsgeschäften nach Orenburg zogen. Unter den zahlreichen Bettlern Buchara's besteht eine ganze harmlose Klasse aus überstudirten Theologen, die man auf den Basaren, vor den Medressen und auf andern öffentlichen Plätzen antrifft, wo sie vor einer Schaar von Zuhörern und Zuschauern mit vielem Pathos und einer eigenthümlich verstellten, hohen, heiseren Stimme Sprüche aus dem Koran, arabische Segensformeln, Legenden u. s. w. in Einem Zuge herdeclamiren, bis ihnen die Augen aus dem blaugewordenen Gesichte treten und die Stimme den Dienst versagt. Die Umstehenden werfen ihnen dann gerührt einen oder zwei Pul in den Schooß. [128.]

---

6. Persien und die Perser.

Persien ist unverkennbar ein sehr armes Land, welches nur bei Ergiebigkeit des Bodens, freundlichem Klima und geringer Bevölkerung zu bestehen vermag. Die Perser haben bei manchem Guten hundert und aber hundert Schwächen, ja Untugenden; man nennt dieselben die Franzosen Asiens, aber dabei muß man ihnen die Tugend zugestehen, höchst genügsam zu sein; ich habe unter den verschiedenartigsten Verhältnissen Genügsamkeit bei verschiedenen Nationen kennen gelernt, ich glaube aber behaupten zu dürfen, daß Persien darin alle mir bekannten Länder übertrifft. Der Inder z. B. lebt von Reis und Linsen Jahr aus Jahr ein, doch was würde er zu diesem Brote sagen, wie der

Perser es zu seiner sauern Milch verzehrt oder dem er in deren Ermangelung einen Becher Wasser nachtrinkt, und dennoch ist der Perser nicht unempfindlich gegen Genüsse, er hat Geschmack und Vorliebe für Putz und Luxus jeder Art, er besitzt große Eitelkeit und gleichwol entsagt er im Nothfall allem Diesen, unterzieht sich allen Entbehrungen ohne Murren, ja mit heiterer Laune. Das persische Volk hat offenbar vortreffliche Anlagen von der Natur erhalten und ist sehr bildungsfähig, dermalen aber ist allerdings keine Hoffnung, daß es diese Bahn so bald betreten dürfte.

Die Perser kennen nichts Besseres, als was das Ihrige ist, eine glückliche Eigenschaft, die sie freilich mit manchem Europäer theilen, ja im weitern Sinne leider mit sehr Vielen. Der Kaiser von Rußland ist in den Augen der Perser unsäglich erhaben und diese Ansicht, vereint mit ihren Ansichten von Etikette und Form, verursachte, daß sie sich unter Anderm bei der Erzählung gar nicht beruhigen konnten, daß der Kaiser von Rußland die Königin von England besucht habe, ein Mann, der nach ihrer Meinung ebenso hoch erhaben über die kleine Königin von England, wie etwa der Löwe über den Zaunkönig. Daß dieser, nach ihrer Anschauungsweise, sich herabgelassen, sich weggeworfen habe, selbst ohne daß ihm Jene den ersten Besuch gemacht, das war den Persern zu Viel geboten und möchte man glauben, sie fangen nun, nachdem sie dieses hörten, ernstlich an, dem Untergange aller Dinge entgegen zu sehen. [194.]

7. Der Bazar in Schiraz.

Die Bazars sind die Marktplätze, Verkaufsplätze im Orient. So sehen wir hier eine Straße, dort einen Platz, wieder andern Ortes große Gebäude und Hallen mit dem Namen Bazar bezeichnet. Wenige Läden, oft kaum zwei, drei Verkäufer, Bäcker, Fleischer und Kaffeehaus genügen, um in den kleinern Orten mit dem Namen Bazar bezeichnet zu werden. Ein erstes Bedürfniß im Orient, sowie man sich im Norden vor Regen und Kälte zu wahren sucht, ist, Schutz gegen Sonne und Wärme zu suchen, namentlich in den Straßen der Städte, wo viel Verkehr ist. Wo irgend größere, besuchtere Bazars sind, erscheint die Straße von einer Häuserreihe derselben zu der andern durch übergehende Stangen mit aufgelegten Decken und Matten geschlossen und so vor dem Eindringen der Sonne geschützt. In einzelnen Städten, wie namentlich in denen Persiens, sehen wir Bazars mit gewölbtem Dache geschlossen. Es liegt nahe, daß dergleichen große Bazars nur mit großem Aufwande hergestellt werden konnten und also die Werke der Herrscher oder überhaupt begüterter Personen waren. Für die Orientalen bietet der Bazar einen Vergnügungsort dar; hier, wo die von den verschiedenen Theilen des Landes Kommenden anlangen, kaufen, vorüberziehen, wo die verschiedenen Bewohner der Stadt selbst zum Zwecke des Einkaufs, Verkaufs und Schauens sich einfinden, kann es nicht fehlen, daß sich eine dem Eingeborenen erwünschte Unterhaltung bietet, und er nächstdem im kühlenden Schatten seine Pfeife bei dem Genusse des Kaffees oder dergleichen rauchen mag, seine Freunde und Bekannten sehend, Neuigkeiten hörend und nach Befinden Verdienst findend. Der Fußboden dieser Bazars wird meist in gewissen Stunden des Tages, je nach Bedürfniß, mit Wasser begossen, um Staub zu vermeiden und die Kühlung zu erhöhen. Jene gewölbten Bazars dagegen haben Bassins und Brunnen, selbst einzelne Fontainen. Die Läden der Orientalen selbst bilden weniger Zimmer, mit Tischen, Schränken u. s. w. versehen, in denen wir auf- und abzugehen vermöchten, als kleine Räume von wenig Schritten Länge und Breite, wo der Verkäufer sitzt, umgeben von seinen Verkaufsartikeln, die ein Repositorium an den Wänden einnehmen. Ein kleiner Kasten neben dem Verkäufer ist die Geldtruhe, und nur vorzüglich gut gebaute Bazars bieten einen diesem kleinen Laden unmittelbar sich anschließenden, durch eine Fensterthür mit demselben in Verbindung stehenden Raum, wohin der Kaufmann nach Belieben sich zurückziehen mag, kostbarere und reichere Waaren dort aufbewahrend und was dergleichen mehr. Der Bazar Vakyl, in Schiraz, wie er jetzt sich zeigt, ist einer jener gewölbten Steinbauten.

Der Bazar Vakyl ist von dem Vezir Kerim-Khan erbaut und vergrößert, d. h., der Bau fortgesetzt, der von Mirza Jussuf, einem frühern Gouverneur von Schiraz, begonnen, und bildet derselbe eine lange, überwölbte Straße, etwa 60 Fuß weit; oben in der Wölbung des Daches sind einzelne runde Luftlöcher und an den Seiten in regelmäßiger Entfernung einzelne Fenster angebracht, so viel als nöthig, um genügendes Licht einzuführen. Zu beiden Seiten der Straße sind die Läden der Verkäufer, wobei die Straße so breit bleibt, daß man trotz des häufigen Verkehrs, ohne zu stören, in dem Bazar herumreiten kann. In der Mitte dieser langen Bazarstraße durchschneidet im rechten Winkel eine andere ähnliche, doch kürzere, ganz gleich überwölbte Straße die erstere; den Durchschneidungspunkt bildet eine große Rotunde. Dieser Bazar von Schiraz ist einer der Glanzpunkte Persiens, an dem sich der Stolz des Persers aufrichtet, und Kerim-Khan hätte nicht wol ein besseres Andenken hinterlassen können, denn der Perser schwört und flucht bei dem schönen Schiraz mit seinem herrlichen Bazar. Auch ist nicht zu verkennen, daß er die Bazars zu Konstantinopel, Kairo, Teheran u. s. w. weit übertrifft. [194.]

8. Persische Teppichfabrikation.

Der hohe Gebirgszug, der nördlich von Schiraz beginnt und in der Richtung von Nordwest sich gegen Kermanschah erstreckt, ist die Heimath der persischen Hirtenvölker, jener Stämme, die aus der ältesten Zeit in ihren patriarchalischen Verhältnissen, wie noch heute, wenn auch nicht ungestört, doch unverdrängt hier gelebt haben. Diese Hirtenstämme, deren Viehzucht sich auf Schafe und Ziegen vorzugsweise beschränkt, bewohnen für die wärmern Monate ihre Gebirge und weiden daselbst ihre Heerden, wo es ihnen auch meist nicht an Wohnungen gebricht, bis Kälte und Schnee sie nöthigen, in die niedern Gebirge herabzukommen und sie dann die Weidegründe Persiens aufsuchen, die milder gelegen und unbenutzt sind. Hier bleiben sie, den Aufenthalt wechselnd, je nachdem der Futtervorrath oder Mangel bestimmt, bis sie im Frühjahre auf ihre Berge und reichen Gebirgweiden zurückkehren. Meist nehmen sie ihre Richtung nach einer der Hauptstädte des Landes hin, als Schiraz, Ispahan, Teheran u. s. w., und benutzen ihre Anwesenheit in der Nähe dieser Orte, um das einzukaufen an Stoffen und Geräthschaften, was ihnen wünschenswerth von Dingen, welche ihnen das Gebirge nicht bietet, anderntheils aber entäußern sie sich zum Behufe ihrer zu machenden Einkäufe bei dieser Gelegenheit desjenigen Viehes, was sie zu verkaufen Willens, sowie auch der Arbeiten in Wollenteppichen und Webereien, deren sie zu eigenem Gebrauche nicht benöthigt sind, bei welchem Handel ganz besonders die Frauen betheiligt sind, da diese die Weberinnen der Teppiche und Stoffe sind.

Diese Teppiche, die einen weit verbreiteten Ruf haben, bekannt unter dem Namen von persischen Teppichen, sind eines der vorzüglichsten Fabrikate des Landes. Die Verfertigung derselben ist ganz Handarbeit, ohne daß irgend eine Maschine d. h. Webestuhl oder dergleichen dabei verwendet würde, man müßte denn ein paar Stöcke, die mittels Schnuren befestigt sind und dazu dienen, je nach Wunsche der Arbeiterin die Fäden voneinander zu entfernen, als solchen ansehen. Die Teppiche, die besten nämlich, sind aus Wolle, waren sonst d. h. in alter Zeit, alle aus Wolle, und nur erst in neuern Zeiten beginnt man eine Verschlechterung der Waare zu bemerken, indem man anfängt, zu den langlaufenden Fäden, dem Aufzuge, Baumwolle zu benutzen. Diese Anwendung der Baumwolle zu dem Aufzuge hat den Nachtheil, dem Teppich eine geringere Haltbarkeit zu verleihen. Der Teppich, wie derselbe im Orient gebraucht wird, oft auf feuchtem Fußboden liegend, wenigstens oft auf bloßer Erde, bekommt eine gewisse Feuchtigkeit von unten, die, sofern Baumwolle im Teppiche ist, diesen leicht morsch werden läßt, wobei der Teppich zerreißt. Ist dagegen Alles Wolle und Ziegenhaar, so ist dieser Uebelstand des Verderbens und Zerreißens nicht so zu fürchten und wirklich gute Teppiche können nach der allgemeinen Versicherung und Ansicht hundert Jahre und darüber alt werden,

ohne an Güte, Farbe, überhaupt an äußerm Ansehen viel verloren zu haben.

Die ganze Fabrikation der Teppiche ist übrigens so individuell, daß man fast bei jeder Familie der Hirtenstämme einzelne Abweichungen bemerkt, und daß die Güte der Teppiche ebenso vielen Nuancen unterworfen ist. Die ganze Arbeit ist außer der Erfahrung in Behandlung der Farben, der Wolle und dergleichen allein von dem Geschmacke, Fleiße, wie Geschicke der Verfertigerin abhängig, denn alle die verschiedenen Muster- und Farbenwahlen sind ganz die Folgen des Geschmackes; man bindet sich bei der Arbeit an kein Muster, und mit Ausnahme besonderer Fälle wird man keinen Teppich dem andern gleich finden.

Der Teppich ist ein wesentlicher Gegenstand des Comforts in der Einrichtung eines Orientalen. Ein Haus ohne Schmuck, einfach in Wänden und Einrichtung, wird der Morgenländer durch einige schöne Teppiche schnell zu einer Wohnlichkeit und Heimlichkeit umzugestalten wissen, die, möchte man sagen, nichts zu wünschen übrig läßt, wenigstens im Oriente, wo der Mensch an und für sich einfacher ist und lebt. Der Orientale, im Vergleiche mit dem Europäer weniger, ja fast gar nicht der Mode unterworfen, bedarf in seiner Einrichtung Dinge, die mit dem ihm zusagenden schönen Aeußern und Farbenschmucke Haltbarkeit verbinden, eine Haltbarkeit, die den Strapazen der Reisen im Oriente widersteht. Heute durchnäßt, von der Sonne gebrannt, hier vom Gepäck gerieben und dort als Gepäckumschlag benutzt und dergleichen; mit festen, groben Stricken an einen der Sättel angeschnürt, bald hier an einem Aste hängen bleibend, dort an einen Stein hinstreifend, geht der gute Teppich aus allen diesen Proben anscheinend nur immer schöner und glänzender hervor. Der gute Teppich gleicht dem Manne von Gehalt, dessen Vorzüge erst recht hervortreten, jemehr von ihm verlangt wird.

Ein verlassenes Haus, wo jahrelang Wind und Wetter frei hinein- und herauszogen, wird, wenn der Reisende genöthigt ist, hier seinen Aufenthalt aufzuschlagen, mit einigen Teppichen schnell zu einem orientalischen Prunkzimmer umgeschaffen. Ohne zu flecken, ohne zu zerreißen, ohne sich abzunutzen, wird der gute Teppich mit uns alt, und wenn unsere Haare mit den Jahren bleichen, so scheint ihm das Alter nur noch mehr Glanz zu verleihen.

Der Teppich ist im Oriente ein Aushängeschild für den respectabeln Mann. Ein ausgebreiteter schöner Teppich verfehlt nicht, seine Wirkung zu thun; man naht sich mit Höflichkeit, unter Beachtung der landesüblichen Formen. So wie der Orientale vom Pferde steigt, ist der erste zu vollziehende Dienst, daß ein Diener den Teppich ausbreitet, ein Geschäft, von dem eine eigene Dienerklasse, der Ferasch (Teppichbreiter), ihre Benennung entlehnt. Vor dem Mullah, der in der Moschee den Koran liest, wird ein besonders zu diesem Dienste bestimmter Teppich ausgebreitet, und vor dem Herrn, der sein Gebet verrichtet, legt der Diener erst den Gebetteppich hin. Einer der wesentlichsten Gegenstände bei Brautgeschenken oder Ausstattungen der Braut sind Teppiche, eine Sitte, die auch bei den Christen des Morgenlandes im Gebrauche ist, wo das junge christliche Brautpaar auf einem neuen Teppiche getraut wird, insofern die Mittel dies erlauben. Dem Europäer möchte es weniger zusagen und namentlich den luxuriösen Städtern, sollten sie mit ihren Meublesüberzügen vom ersten Tage bis an ihr Ende haushalten; doch für den Orientalen ist, wie ich oben bemerkte, die Haltbarkeit ein wesentlicher Punkt. [194.]

---

9. Die Nomadenstämme der Kurden.

Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die heutigen Kurden im östlichen Taurus ein Mischlingsvolk gleich den Kabylen des Atlasgebirges, bei welchen sich eben so wenig ein bestimmter Typus des Körpers und der Gesichtsbildung, übereinstimmend vorherrschende Raçenmerkmale, angeben lassen.

Ich habe die verschiedenartigsten Gesichter und Gestalten unter den Kurden gefunden, im persischen Kurdistan mitunter eben so hohe und wohlgeformte Gestalten, wie die Perser Aserbeidschans und die Beduinen Nordafrika's, zuweilen eben so schöne, schlanke und edle Körperformen, wie bei den Tscherkessen am Kuban, mit wunderschönem, echt morgenländischem Gesichtsprofil, aber auch plumpe, mißgestaltete, groteske Individuen mit grobgeschnitzten Gesichtern, großen Köpfen und großen Nasen.

Die Kurden sind über einen sehr großen Theil von Westasien verbreitet. Das von ihnen bewohnte Areal schätzt Ritter auf wenigstens 2000 Quadratmeilen.

Das Volk wird bei den Kurden in zwei Stände oder Kasten getheilt: in den Kriegerstand, welcher nur Heerden besitzt und gewöhnlich auch Räuberei treibt, und in den Bauernstand, Guran genannt, welcher im südlichen Kurdistan vier- oder fünfmal zahlreicher als ersterer sein soll. Die Guran unterscheiden sich durch ihre Physiognomie wie durch ihren Dialekt von der Kriegerkaste. Ihre Gesichtsbildung ist sanfter, weit regelmäßiger, und erscheint öfter ganz griechisch. Die ächten Kurden der Kriegerkaste sind ein stämmiges, robustes, gesundes Volk, in dem viele Männer und Frauen von hohem Alter sich gut erhielten. Aber ihre Physiognomie hat sehr große Züge, dicken Vorderkopf, eckige Winkel, tiefliegende, starre Augen, meist blau oder von grauer Farbe. Die Kurdenkinder sind von reiner Haut, rosenwangig, ungemein gewandt, gut gebaut, hart gewöhnt und erzogen.

Raub und Diebstahl gelten bekanntlich bei allen wilden Völkern nicht als entehrende Verbrechen, sondern sind nach ihren Begriffen des Mannes, des Tapfern vollkommen würdig. Aber so tief in Charakter, Lebensweise und Gewohnheiten eingedrungen, wie bei den Kurden, ist die Raublust bei keinem der barbarischen Völker, welche ich während fünfjähriger Reisen in Afrika und Asien zu beobachten Gelegenheit hatte, nicht bei den Tartaren und Tscherkessen am Kuban, nicht einmal bei den Beduinen und Kabylen der Berberei. Nach den Ansichten der Kurden gehört gewaltsamer Raub zu den ächten Heldenthaten und jeder berühmte Häuptling, den ihre Lieder feiern, hat nicht nur gegen die türkischen Paschas und gegen die ungläubigen Russen gekämpft, sondern auch Karawanen geplündert und die Dörfer der ketzerischen Adschani überfallen.*) Indessen gilt im Orient die Ansicht, daß der Kurde bei seinen räuberischen Unternehmungen sich doch honnetter und menschlicher benehme als der Tartar, Turkomane oder der Beduine. Wenn nicht die Pflicht der Blutrache es gebietet, mordet er nie den Beraubten, enthält sich sogar jeder Mißhandlung, wenn Jener sich nicht zur Wehre setzt. In der Provinz Erivan ist es öfter vorgekommen, daß Kurden in den überfallenen Dörfern den Leuten alles Gute und Brauchbare, selbst das Hemd vom Leibe weggenommen, ihnen dafür aber ihre eigenen schlechteren Kleider als Geschenk zurückgelassen haben. Auch geben sie nicht selten den Aermsten in den geplünderten Dörfern einige Lebensmittel zurück, um sie vor dem Hungertod zu bewahren. Auf Dankbarkeit ist bei ihnen freilich nicht zu rechnen. Auch ihre Freunde und Wohlthäter, bei denen sie früher das Gastrecht genossen, plündern sie gewöhnlich ohne Gewissensscrupel aus und sagen dann zur Beschönigung ihrer That: „wenn sie nicht Hab und Gut ihres Gastfreundes genommen', so wäre nach ihnen wol ein Anderer gekommen, der sich dessen bemächtigt hätte." Als Gäste beobachten sie den seltsamen Brauch, daß sie das dargereichte Brod aus der Mitte, nicht vom Rande brechen. Haben ihre Lippen aber zufällig den Rand des Brodes berührt, so sind sie nach ihren Begriffen dem Gastfreunde zur Dankbarkeit verpflichtet und dürfen sich auch später nicht mehr an seinem Eigenthum vergreifen. In der Kühnheit des Stehlens werden die Kurden vielleicht nur von den Sioux und Huronen Amerika's übertroffen. Die Geschicklichkeit, mit der sie unserer Karawane im Augenblicke des Lagerns mehrere bepackte Pferde entführt hatten und die Schnelligkeit, mit der sie dann noch den verfolgenden Armeniern Pferde, Turban, Hemd und Hosen abgenommen, war unvergleichlich. Dagegen wollen sich die Kurden durchaus nicht mit der Contrebande befassen, welche an der russischen Grenze gegen Persien und die Türkei so schwunghaft betrieben wird und für gewandte Schmuggler so einträglich ist. Da Niemand besser

*) Adschani werden schimpfweise die benachbarten Perser genannt, welche zwar, wie die Kurden, Muhamedaner, aber Schiiten sind, während die Kurden zu den Sunniten gehören.

als der Kurde die Gebirgswege kennt, Niemand es ihm im Steigen und Schleichen zuvorthut, so wäre ihm ein leichter und sicherer Erwerb durch das Schmuggeln geboten. Aber diese Art von Gaunerei und List ist ihm zu modern. Selbst gegen gute Bezahlung will er von den armenischen Händlern sich nicht für die Contrebande gewinnen lassen, da sie nicht zu den alten Gewohnheiten seines Stammes gehört.

Die Tracht der Kurden ist nach den Gegenden, welche sie bewohnen, fast eben so abweichend wie ihre Physiognomie. Die hohe, gelbe Filzmütze ist nicht überall ihr Kopfschmuck. Im türkischen und russischen Armenien tragen sie häufig Turbane. Lebhafte, bunte, schreiende Farben lieben sie alle, Männer wie Frauen. In den südlichen Gauen des eigentlichen Kurdistan trägt der gemeine Mann einen weiten Kaftan, Antari genannt, gewöhnlich braun und weiß, darunter ein engeres Gewand im türkischen Schnitt mit einem ledernen Gürtel, welchen Metallplatten zieren. In den nordwestlichen Gegenden nähert sich die Tracht der tartarischen, in den Gebirgslandschaften am untern Tigris der arabischen. Sehr verschieden ist auch die Bewaffnung. Die Feuergewehre, die ich bei den Kurden in Persien und in der Türkei gesehen, sind überaus schlecht, meist Luntenflinten. Selbst bei den mächtigen und wohlhabenden Stellen kommt selten mehr als Ein Feuergewehr auf 10 Mann. Dagegen trägt im türkischen Armenien und im persischen Kurdistan der kurdische Reiter eine sehr lange Bambuslanze, gewöhnlich mit einem Büschel von schwarzen Roßhaaren oder Wolle oben geziert. Viele tragen auch krumme Säbel und lange, breite, zweischneidige Dolche, Kandschar genannt. Der Häuptling besitzt gewöhnlich auch Pistolen. Das Schießpulver wird von den Kurden Derman genannt, was so viel als „wirksame Medicin" bedeutet.

Abowian, ein armenischer Priester, welcher durch viele Jahre die Kurden in der Nähe beobachtet und über ihre Thaten, Sinnesart und Lebensweise sehr viele Züge durch seine mit den Kurden beständig verkehrenden Landsleute in Erfahrung gebracht hat, entwirft von ihrem Charakter im Ganzem kein ungünstiges Bild. Die Kurden theilen mit anderen wilden und barbarischen Gebirgsbewohnern des Orients, besonders mit den Kaukasiern, fast alle guten und die meisten schlechten Eigenschaften. Sie sind wie die Tscherkessen und die alten Germanen kraftvoll, tapfer, freiheitliebend, gastfrei; ziemlich keusch, auch bis zu einem gewissen Grade worttreu; lieben Krieg, Raub, Jagd und Müssiggang, huldigen in fast gleichem Grade wie die Bewohner des kolchischen Hochlandes der gräßlichen Sitte der Blutrache, leben wie sie in wilder Stammesanarchie, fechten auch für Sold. Stolz und ritterliche Züge sind ihnen, besonders ihren Häuptlingen, nicht fremd. Sie unterscheiden sich von den Tscherkessen durch mehr religiösen Sinn und durch Liebe für ihre Familie. Der Kinderverkauf, welcher im Kaukasus so allgemein herrscht, ist in Kurdistan unbekannt. Wie die tscherkessischen Usden wohnen auch die kurdischen Häuptlinge in alten Vesten, welche wie die deutschen Ritterburgen auf den steilsten Felshalden, in den unzugänglichsten Schluchten wie Geierhorste thronen. Von hier aus behaupteten sie ihre Herrschaft, machten sie ihre Razzia gegen die friedlichen Armenier, plünderten sie die Karawanen und Reisenden. Indessen waren selbst in den schlimmsten Zeiten nicht alle Kurdenstämme wirkliche Räuberbanden, obwol keiner den Raub bei guter Gelegenheit verschmähte.

Die Stammesältesten sind bei den Kurden immer in großem Ansehen, auch wenn sie nicht aus fürstlichem Geblüte stammen. Im Hause oder Zelte des Häuptlings oder Stammesältesten versammeln sich jeden Tag die angesehensten Männer, sitzen im Halbkreise auf den Teppichen und dampfen die lange Pfeife. Die jüngeren Kurden, selbst die Söhne des Häuptlings sind dabei anwesend, dürfen sich aber nicht in Gegenwart der Alten setzen, sondern müssen dieselben stehend bedienen und ihnen Kaffee und Pfeife reichen. Tritt ein junger Mann in das Zelt, so küßt er gewöhnlich sämmtlichen Alten der Reihe nach die Hand und wird von diesen auf die Stirne geküßt. Ist der Eintretende ein älterer Mann, so ergreift er nur die Hand des Häuptlings und Jeder berührt sich mit der Hand die Stirne zum Zeichen der Achtung. Bei dem Eintritt des Häuptlings erheben sich alle Anwesenden, bis er sich niedergelassen hat. In den großen Kurden-Clans ist es Brauch, daß der Häuptling beständig offene Tafel hält. Alle Geschenke an Vieh und Feldfrüchten, welche die verschiedenen Stammesglieder ihrem Chan oder Beg bringen, kommen ihnen bei dieser Gelegenheit wieder zu gut. Ueberhaupt

wirken Sitten und Einrichtungen im Orient dem Anhäufen von Reichthümern entgegen. Ein persischer, kurdischer oder türkischer Großer ist durch die Sitte gezwungen, sehr viele Diener zu haben und offene Tafel zu halten, überhaupt bedeutenden Aufwand zu machen. Alle von ihm empfangenen Geschenke oder die erpreßten Gelder gehen auf diesem Wege wieder unter das Volk zurück. In Persien und in der Türkei sorgten Schah und Sultan durch die Confiscation des Vermögens reichgewordener Günstlinge, daß nicht große Schätze in den Händen Einzelner sich anhäufen konnten. Abowian versichert, daß mancher kurdische Stammesfürst, um dem Gastrecht Genüge zu leisten, genöthigt sei, täglich 30 bis 40 Schafe zu schlachten, 4 bis 5 Pfund Reis als Pilav zu bereiten und einige Pfund Kaffee und Tabak an seine Gäste zu vertheilen.

Die gewöhnlichen Speisen im Hause eines vornehmen Kurden sind Kufda und Pilav, nämlich zerhacktes und in Klumpen gerolltes Fleisch mit Zwiebeln, Milch und Pfeffer in einer Schüssel von gekochtem Reis, Lammsbraten, Käse und saurer Milch. Gewöhnlich werden alle diese Speisen in einer großen kupfernen Schüssel zu gleicher Zeit aufgetragen und in die Mitte der Tischgäste gestellt. An jeder Schüssel essen 4 bis 5 Personen. Nachdem man sich die Hände gewaschen, greift Jeder mit den Fingern in die Schüssel und holt sich jene Bissen heraus, die er am liebsten hat. Sind die Aelteren und Vornehmeren mit dem Essen fertig, so ziehen sie sich zurück und räumen den Gästen zweiten Ranges den Platz vor den Schüsseln. Nachdem auch diese gesättigt sind, kommen die Diener und Armen daran, die mit den Brocken vorlieb nehmen müssen, welche Jene übrig gelassen haben. Nach dem Essen wäscht man sich wieder die Hände und schlürft sein Täßchen Kaffee. Ein fremder Gast, besonders ein Europäer, verläßt selten einen kurdischen Clan, ohne von dem Häuptling ein Pferd, ein Schaf oder ein Stück buntes Zeug zu erhalten. Doch ist dies bei den Kurden mehr ein Zeichen der Habsucht und Speculation als der Freigebigkeit. Denn er hofft in der Regel, daß der Gast das Geschenk gar nicht annehmen, ihm aber ein viel werthvolleres Gegengeschenk machen werde. Die demüthigen Höflichkeitsphrasen, deren sich Perser und Tartaren bei der Bewillkommnung oder Verabschiedung vornehmer Gäste bedienen z. B.: „ich bin der Staub zu deinen Füßen" u. dgl. verschmähen die Kurden, bedienen sich dagegen sehr oft der freundlichen Redensarten: „du bist unser Bruder, unser Auge ..... möchte unsere Freundschaft von Dauer sein!"

Alle europäischen Reisenden, welche mehr oder minder lange unter Kurden sich aufgehalten, und deren Gewohnheiten und Sitten zu studiren Gelegenheit hatten, stimmen in ihrem Urtheil überein, daß die kurdischen Frauen freier, geachteter und in den wohlhabenden Häusern auch glücklicher sind als Türkinnen und Perserinnen. Nur die vornehmen Frauen gehen verschleiert, die Weiber der gemeinen Krieger und Bauern sind immer unverhüllt. Die Kurdinnen sind nicht auf die Wohnung im Harem beschränkt, sondern gehen in und außer dem Hause frei herum, sprechen und verkehren auch ohne Scheu mit anderen Männern. Eheliche Liebe und Treue ist bei den Kurden keine Seltenheit und ihre Kinder lieben sie zärtlich, selbst wenn sie krüppelhaft oder schwächlich sind. Der barbarische Brauch der Indianer Amerika's, der Spartaner und der alten Germanen, schwächliche Kinder zu tödten oder zum Verhungern auszusetzen, existirt nicht bei diesen Bergbewohnern des Orients. Die Mädchen heirathen in der Regel zwischen dem 10. und 12. Jahre, nachdem die Bedingungen zuvor zwischen den Eltern der Braut und des Bräutigams festgesetzt worden. Wie es im ganzen Morgenlande üblich ist, muß auch hier der Bräutigam für die Braut bezahlen. Ist man beiderseits einig, so wird der Mollah gerufen und der Ehevertrag abgeschlossen. Nur reiche und vornehme Kurden heirathen mehrere Frauen; die gemeinen Krieger und die Guran sind froh, wenn sie Eine Frau erkaufen und ernähren können.

Die Blutrache herrscht, wie bemerkt, bei den Kurden fast in derselben Stärke, wie bei den Bergvölkern des Kaukasus. Die blutigsten Fehden und Ausrottung ganzer Stämme sind oft die Folge eines einzigen Verbrechens. Doch gibt es bei den Kurden neben der Erlegung des Blutpreises und der Dazwischenkunft eines Weibes noch einige Mittel der Versöhnung und der Rettung für den dem Untergang geweihten Missethäter. Stürzt sich der Schuldige mit dem Säbel in der Scheide über den Rücken hängend und mit einem baumwollenen Zeuge in der Hand, welches das Todtenhemd genannt wird und als Zeichen

völliger Unterwerfung gilt, in die Hütte seines Feindes, des Häuptlings oder eines Mollah und gibt dadurch zu erkennen, daß er ohne Widerstand sein Leben der Großmuth seines Gegners anheimgebe, so gebietet zwar kein Gesetz, aber Brauch und Sitte, die Vergebung. Schimpf und Schande würde dem zu Theil, welcher, das Odschag d. i. das Hausrecht entehrend, dem wehrlos reuigen Feind ein Leid zufügen würde. Durch die Nacht der Barberei dieser Gebirgsbewohner zuckt also doch auch mancher versöhnende Lichtstrahl. Nicht nur der Charakter der Einzelnen zeigt solche Funken von Edelsinn und Großmuth, nein, in der allgemeinen Sitte selbst wohnt mancher zarte Zug und man merkt immerhin, daß man es bei diesen Wilden mit Söhnen des Morgenlandes zu thun hat, aus dem das erste Morgenroth der Cultur und der mildern Sitte für die westlichen Länder schimmerte. [232.]

---

10. Das Volk der Drusen.

Im Osten des Gebirgszuges, den der Antilibanon südwestwärts entsendet, breitet sich ein fruchtbares und von Ortschaften dicht besetztes Thal aus, Wady et Teim mit Namen. Hier war es, wo die ersten Drusengemeinden sich sammelten. Der geschichtliche Hergang ist aber in der Kürze folgender:

Der dritte in der Reihe der fatimitischen Chalifen in Aegypten, die sich von Ali und Fatimeh, der Tochter des Propheten, aber nicht in der geraden Linie der Imams, herleiten, war El Hakim. Er bestieg im Jahre 996 in sehr zartem Alter den Thron, den er durch eine lange Reihe blutiger Thaten, narrenhafter Einfälle und sonderbarer Widersprüche schändete. Er gab sich endlich für einen neuen Propheten, ja allmälig gar für Gott selbst aus, und dieser Schritt vom Propheten zum Gott mußte ihm bei seiner gründlichen Narrheit um so leichter werden, als alle Abkömmlinge Ali's sich einer besondern Vereinigung mit der Gottheit rühmten. Es fehlte natürlich nicht an Schmeichlern, die ihn in seinem gottlosen Unsinn bestärkten. Einer derselben war Ed Derazi, ein persischer oder turkomannischer Abenteurer, dem Hakim bald die Zügel der Regierung in die Hände legte. Als aber der begünstigte Schmeichler offen mit der Lehre heraustrat, daß Hakim Gott, der Schöpfer des Weltalls, sei, so brach die lange verhaltene Wuth der Muslims in helle Flammen aus, und Derazy floh auf den Rath Hakims nach Syrien, um dort unter den rohen und unwissenden Bewohnern des Libanon zum zweiten Male sein Heil als Missionär zu versuchen. Und siehe da, das Geld, womit ihn der neue Gott, dessen Apostel er war, die Hände gefüllt hatte, und seine auf die Sinnlichkeit und Raubgier des Volkes wohl berechnete Predigt sammelten alsbald eine Schaar von Gläubigen um ihn her, die nach ihm Ed Deruz genannt wurden. Dies der Ursprung der Drusen. Ehe wir die Religion der Drusen betrachten, müssen wir noch einmal auf ihren Gott, el Hakim, zurückkommen.

Von den eifersüchtigen Muslims aufgestachelt, eröffnete Hakim eine blutige Verfolgung gegen die Christen, die bis dahin im Verein mit den Juden die höchsten Ehrenstellen inne hatten. Er ließ zu dem Ende zehn der obersten Schreiber festnehmen und den ausgezeichnetsten derselben, den Abu Nedschah, einen rechtgläubigen Christen, vor sich kommen. Als er denselben durch die Vezirwürde zum Islam hinüberzulocken versuchte, bat sich der Christ einen Tag Bedenkzeit aus, und versammelte alsbald alle seine Freunde um sich, erzählte ihnen den Vorfall mit Hakim und schloß, indem er sich selbst zur Dahingabe seines Lebens für den Herrn Jesum Christum bereit erklärte, mit der schönen Mahnung: „Meine Brüder, suchet ja nicht auf Kosten des dauernden und ewigen Ruhmes bei unserm Herrn Jesu Christo den unbeständigen und vergänglichen Ruhm dieser Welt. Er hat uns gesättigt mit den Gütern der Erde; heute ruft uns seine Barmherzigkeit ins Himmelreich; stärket nun eure Herzen." Seinem schönen Wort entsprach die noch schönere That. Des andern Tages, als weder Drohungen noch Versprechungen etwas fruchten wollten, nahm man ihm seine Kleider ab, band ihn an zwei Pfähle und gab ihm zuvörderst 500 Hiebe mit einem Ochsenziemer. Sein Blut strömte. Nun ertheilte

Hakim den Befehl zu weitern tausend. „Mich dürstet!“ rief Abu Nedschah; Hakim ließ ihm Wasser reichen, wenn er Christus entsage. „Bringet ihm sein Wasser wieder: unser Herr Jesus Christus hat mir zu trinken gegeben,“ rief Abu Nedschah und mehrere der Anwesenden versicherten, sie hätten in der That Wasser auf seinen Bart träufeln sehen. Nach diesen Worten gab er seinen Geist auf.

Exempel der Albernheit Hakims finden sich in Unmasse. Einmal verbot er die Einfuhr und den Verkauf der Rosinen und ließ innerhalb 14 Tagen nicht weniger als 2840 Rosinenkisten verbrennen. In dieselbe Ungnade fiel auch der Honig und es wurden 5051 Honigkrüge zerbrochen und in den Nil geworfen. Zuweilen jedoch war in dem großen Haufen Unsinn auch ein Körnlein Klugheit. Einmal wurde, weil der Nil zu der gewohnten Zeit nicht wachsen wollte und das auf eine Mißernte deutete, das Brot sehr theuer und selten. Als nun das Volk dem Hakim seine Noth klagte, antwortete er: „Morgen werde ich umherreiten und jeden Hausbesitzer, bei dem ich kein Getreide finde, hängen oder köpfen lassen.“ Er hielt Wort und siehe da, es war auf dem ganzen Wege kein Haus zu finden, das nicht mit Getreide versehen war. Das beruhigte die Gemüther und die Theuerung, die nur eine künstliche war, nahm um so schneller ab, als er sogleich die Verordnung ergehen ließ, daß Niemand mehr Lebensmittel in seinem Hause aufbewahren dürfe, als er für seinen Haushalt brauchte.

Nun noch ein paar Worte von dem gewaltsamen Ende Hakims. Die Veranlassung dazu gab eine kleine Rache, welche die Weiber Cairos, denen er die meiste Schmach und Gewalt angethan hatte, an ihm nahmen. Sie machten nämlich eine weibliche Figur aus Pappe, stellten sie in einer Straßenecke auf und gaben ihr eine Schrift in die Hand, die mit höchst beleidigenden Vorwürfen gegen die unverheirathete Schwester Hakim's angefüllt war. Diese Schrift, die ihm von seinen Leuten überreicht wurde, brachte ihn zur Wuth und er gab augenblicklich Befehl, Cairo anzuzünden, die Häuser zu plündern, und die Einwohner zu tödten. Da aber die Sache übel ablief, indem die Türken am vierten Tage mit den Einwohnern Cairo's aus Mitleid gemeinschaftliche Sache machten, so sah sich Hakim genöthigt, den Unschuldigen zu spielen und seine Leute zurückzuziehen. Sein ganzer Zorn fiel nun auf seine Schwester, der er Alles, was ihr in jener ehrenrührigen Schrift vorgeworfen wurde, auf den Kopf hin Schuld gab, und die Folge hiervon war, daß sie sich gegen das Leben ihres Bruders verschwor und ihn durch Meuchelmörder aus dem Wege räumte. Auf einem einsamen nächtlichen Spazierritt brachen zwei gedungene Sklaven aus dem Hinterhalt hervor, hieben ihm beide Arme hart an den Schultern ab, schlitzten ihm den Bauch auf und zogen die Eingeweide heraus. So endete der armselige Gott der Drusen, dessen ganzes Leben ein arabischer Schriftsteller in die paar Worte zusammenfaßt: Sein Charakter war ein buntes Gewebe von Unsinn und Widerspruch, verbunden mit Grausamkeit, — und von Gottlosigkeit, vermischt mit Aberglauben. Er verehrte besonders den Planeten Saturn und behauptete, er hielte oft mit dem Satan Zwiesprache. Man kann sicher annehmen, daß während seiner Regierung 18,000 Seelen die Opfer seiner Blutgier geworden.

Betrachten wir nun das Lehrgebäude der Drusenreligion. Ein gewisser Hamsa, zu dessen ersten geheimen Schülern der oben erwähnte Derazi aller Wahrscheinlichkeit nach gehörte, gilt unter den Drusen als Hauptverfasser ihrer heil. Schriften, die vor den Augen aller Andersgläubigen auf das Sorgfältigste verborgen gehalten werden. Ein Theil derselben hat jedoch durch Kriegsgeschick und andere Zufälle seinen Weg in die Bibliotheken Europas gefunden und daraus hat der gelehrte De Sacy sein Werk über die Drusen zusammengestellt. Die Grundzüge ihrer Religion sind nach diesem Werke folgende:

Gott ist Einer. Seine Gottheit ist unbegreiflich und unbestimmbar. Er hat sich dem Menschengeschlechte zu verschiedenen Malen in menschlicher Gestalt geoffenbart, zuletzt unter dem Namen Hakim, dieser wird zu seiner Zeit wiederkommen und der wahren Religion zum Triumph verhelfen, die Ungläubigen aber strafen. Gewisse Zeichen werden seiner Wiederkunft vorhergehen. Diese sind: Wenn die Könige regieren werden nach ihren Launen und die Christen die Oberhand haben über die Muslims.

Wie zu einem Wachslicht Wachs, Docht, Feuer und Leuchter gehören, so gehören zur wahren Erkenntniß der Einheit Gottes die sämmtlichen Mittler. Die fünf höchsten derselben, die als geistige, unsterbliche Wesen gelten, sind: der

allgemeine Verstand, die allgemeine Seele, das Wort, der Vorgänger und der Nachfolger. Zu den Mittlern niedern Ranges gehören hauptsächlich die Dais oder Missionäre. Der allgemeine Verstand erschien zur Zeit Hakims in der Gestalt des Hamsa, nachdem er schon zuvor sich zu sieben Malen verkörpert hatte, und zwar zur Zeit Adams in der Person eines gewissen Schatnil, zur Zeit Noahs in der Person des Pythagoras (!), zur Zeit Abrahams in der Person Davids (!), zur Zeit Mosis in der Person Jethros, zur Zeit Jesu in der Person des Lazarus, zur Zeit Muhammeds in der Person Salomo's des Persers, zur Zeit Said's in der Person eines gewissen Saleh. Jesus, der Sohn Josephs, ist ein falscher Messias; der von den Todten auferstand und durch verschlossene Thüren zu den Jüngern eintrat, war der lebendige, unsterbliche Messias, der Diener und Sclave Hakims, des Herrn. Auch die vier andern Mittler des höchsten Ranges erschienen in menschlicher Gestalt, sind aber von geringerer Bedeutung.

Es gibt eine Seelenwanderung; aber die menschliche Seele geht nicht in Thierleiber über. Wenn Hakim wieder erscheint, um Jahrhunderte über Jahrhunderte zu herrschen, so werden alle andern Religionen vernichtet und die Ungläubigen gefesselt und zu einer jährlichen Steuer verurtheilt, die Gläubigen hingegen werden mit Hakim regieren. Von einem künftigen Zustande in einer andern Welt kann demnach nicht weiter die Rede sein.

Die sieben großen Gebote der Muslims sind bekanntlich: der Glaube an Einen Gott und an die göttliche Sendung Muhammeds; Gebet; Zehnten; Fasten; Wallfahrt nach Mecca; Krieg gegen die Ungläubigen; Unterwerfung unter die rechtmäßigen Inhaber der Gewalt. Hamsa setzt dafür sieben andere: Wahrhaftigkeit, gegenseitigen Beistand, Verleugnung jeder andern Religion, völlige Gemeinschaftslosigkeit mit Dämonen und allen Irrgeistern, Glaube an die ewige Einheit Gottes oder Hakims, Zufriedenheit mit allen seinen Werken, stete Ergebung in seinen Willen. — Das Gebot der Wahrhaftigkeit beschränkt sich jedoch auf die Glaubensgenossen, dagegen schließt das Gebot, jeder andern Religion zu entsagen, die Geheimhaltung der eignen Religion in sich. Die heiligen Schriften des Hamsa dringen auch auf Keuschheit, es scheint aber, daß Derazi selbst die Liederlichkeit predigte, und noch immer stehen die Drusen in dem Rufe großer Ausschweifung.

Das etwa sind die Grundzüge der Drusenreligion, die an und für sich ein buntes und zum Theil geradezu unsinniges Flickwerk aus allen möglichen Religionen, den schneidendsten Gegensatz von Spiritualismus und Materialismus aufweist. Wird doch einerseits ausdrücklich gelehrt, man müsse von der Idee Gottes alle Eigenschaften abstreifen, ja man dürfe sie nicht einmal in Worte fassen, sondern solle sie mit den einfachen Gedanken ergreifen und festhalten, — und auf der andern Seite auch nicht der geringste Schatten von einem Fortleben der menschlichen Seele nach dem Tode!

Nur den Eingeweihten (den Akal) ist es erlaubt, die heiligen Schriften zu lesen und sich des Donnerstags Abends in den Kapellen, die stets vereinzelt auf Hügeln stehen und während des Gottesdienstes mit Wachen umstellt werden, einzufinden. Die Zahl der Eingeweihten, zu denen auch Frauen gehören, beläuft sich auf etwa 10,000; sie haben ihre eigenen Scheikhs und zeichnen sich durch einen weißen Turban aus. Die große Mehrzahl der Uneingeweihten aber, die Jahel heißen, haben mit der Verrichtung religiöser Gebräuche gar nichts zu thun. Ihre große Pflicht ist — unbedingte Hingabe an ihre geistlichen Leiter.

Es ist übrigens eine bekannte Thatsache, daß sie allesammt das eine ihrer sieben großen Gebote fortwährend brechen, und zwar, wie es scheint, grundsätzlich, das Gebot nämlich, mit jeder andern Religion unverworren zu bleiben. Denn so oft sie mit Muslims zu thun haben, spielen sie die rechtgläubigen Muhammedaner und machen deren Gebräuche mit, — offenbar nur, weil der Muslim der Stärkere ist. Im Herzen hassen sie alle fremden Religionen, insbesondere die der Franken, weil eine alte Sage unter ihnen geht, die Franken würden einmal ihr Gemeinwesen über den Haufen werfen. Ob sie nun die eben erwähnte Heuchelei mit dem Gebote, ihre eigne Religion geheim zu halten, oder vielmehr mit der ihnen gestatteten Freiheit, jeden Andersgläubigen zu belügen und zu betrügen, zu entschuldigen suchen, weiß ich nicht. Das aber liegt auf der Hand, wie nachtheilig eine solche stete bewußte, ja grundsätzliche Heuchelei auf den Charakter des Volkes wirken muß.

Was sonst von den Maroniten in Bezug auf Anlagen und Sitten gilt, wird im Allgemeinen

auch bei den Drusen wahrgenommen. Die Blutrache ist bei ihnen recht eigentlich zu Hause und das Gastrecht ist ihnen so heilig, daß keine Gewalt der Erde, weder Furcht, noch Hoffnung, sie zur Auslieferung Dessen, der sich unter ihren Schutz gestellt hat, vermögen kann. Uebrigens sind sie nicht minder geweckte Köpfe und eben so fleißige Arbeiter als die Maroniten, und in kriegerischen Tugenden thun sie es ihnen bei Weitem zuvor; ein Scheikh würde augenblicklich zu einem Gegenstand allgemeiner Verachtung werden, ließe er nur ein einziges Mal eine Thräne in seinem Auge sehen.

Lange Zeit hindurch waren denn auch die Drusen die eigentlichen Herren des Gebirges. Von der Bergveste Deir el Kamar aus schwangen sie ihr Scepter. Erst im Laufe des letzten Jahrhunderts ging die Macht allmälig in die Hände der Maroniten über, die den Drusen an Zahl sowol als an Mitteln überlegen sind. Emir Beschir, der im Jahre 1796 das Commando im Libanon antrat und es ein halbes Jahrhundert lang führte, entsagte dem Islam und nahm mit seiner ganzen Familie im Stillen den maronitischen Glauben an. Ihm folgten die zwei bedeutendsten Zweige einer andern Emirfamilie Drusischen Ursprungs, und nun ist fast der gesammte höchste Adel des Gebirges maronitisch. [66.]

11. Der Berg Carmel.

Der Carmel ist einer jener Berge, die Gott gemacht hat, Aug' und Herz zu entzücken. Wie ein Blick in die Unendlichkeit, so ist der Blick vom Carmel aufs Meer; wie ein Uebergang aus den lärmenden Märkten der Alltagswelt in den Vorhof des Himmels. Der Carmel ist wie eine Frage an das Jenseits; weit hinter ihm tobt die Leidenschaft der Erdenkämpfe. Der Wanderer, der zu ihm kam, wird plötzlich stille, aber verloren ist er in jenen Gedanken, dessen Tiefe tiefer ist als das unergründete Meer. Als wäre sie Gott Aug' in Aug' gegenüber, so fühlt sich die Seele hier. Wie an einen Scheideweg zwischen Diesseits und Jenseits glaubt der Wanderer gekommen zu sein. Und er vernimmt ein heiliges Wort mit langem Nachhall aus dem Himmel, das er mit sich nimmt auf die vielgekrümmten Pfade der Erde.

Die unabsehliche Wasserfläche hat man auf dem Carmel nicht nur vor sich, sondern auch zur Linken und Rechten, denn der Carmel streckt sich vorwärts in's Meer, als ob er sich den Fluthen wie die kühne Brust eines Kämpfers entgegenwürfe. Eine ähnliche großartige Aussicht über's Meer hatte mir nur die Höhe von Ingouville bei Havre gewährt, die Casimir Delavigne sogar mit der Schönheit von Constantinopel verglichen hat. Hinter dem Kloster, nach Südost, dehnt sich der vielbewachsene Rücken des Carmel allmälig zu einer Höhe von mehr als tausend Fuß aus; nach Süden hinunter werfen, an einem felsigen Vorsprunge der Küstenebene, einen melancholischen Blick in's Meer hinein die Ruinen von Athlit, dem berühmten Castell der christlichen Pilger, das auf seinen Thürmen einen der letzten Kämpfe der Kreuzesritter bestand. Nach Norden hinauf liegt St. Jean d'Acre, dessen weiße Mauern lieblich im Schimmer der Abendsonne glänzten. Hinter ihm, im Nordosten, thront der Libanon und krönt seine grünen Abhänge im Westen mit seinem blendenden Schneegipfel.

Der Carmel mit seiner Pracht hat mich des Klosters vergessen lassen, das mich so schnell in seinen Räumen heimisch machte. Ich trat zwei Stock hoch in den Gastsaal und durchmusterte die an denselben anstoßende Galerie der Gastzimmer. Die Sauberkeit, die Nettigkeit, die Bequemlichkeit, die darin herrscht, übersteigt alle Erwartungen. Am allermeisten fesseln das Auge des pilgernden Fremdlings die weißbekleideten, auf eisernen Gestellen ruhenden Himmelbetten; denn dergleichen hat er in keinem andern Kloster des Orients angetroffen.

Ich besah darauf die Küche und die Mühle, die Gartenanlagen und die Kirche: Alles ist vortrefflich. Die letztere hat eine Kuppelwölbung, von der sie ihr Licht empfängt, einen marmornen Fußboden, eine niedliche Orgel. Mehrere Fuß tief unterm Boden befindet sich die Grotte des Elias, die das Heiligthum der Kirche bildet. Ein Gärtlein dient in der Kirche als Gottesacker, den bereits

zwei Trauermonumente schmücken. Auf's Angenehmste überraschte mich die Apotheke des Klosters, deren größter Reichthum in heilenden Säften aus den duftreichen Kräutern des Carmel besteht. Ihr Gebrauch ist nicht nur für die Pilgrime des heiligen Landes, sondern auch für ie Kranken der Umgegend bestimmt.

Zuletzt führte mich mein Padre auf das platte Dach des Klosters. Es war schwer, sich wieder davon loszureißen; denn hier übt die Großartigkeit der Aussicht vom Carmel ihre volle Gewalt.

Nachdem ich alle die Schätze des Klosters kennen gelernt hatte, hielt ich ein Mittagsmahl, das alle Klostermahlzeiten übertraf, die ich im heiligen Lande gehalten hatte. Bei einem vortrefflichen Glase Wein vom Libanon ließ ich den Carmel und sein Kloster leben.

Aber woher dieses Alles? Woher dies Kloster, was es ist, was es hat? Wer es weiß, daß vor fünf und zwanzig Jahren auf dem Carmel nichts als ein paar traurige Ruinen standen, die noch dazu der grausame verrufene Abdallah Pascha in die Luft sprengen ließ, um sie einem möglichen Gebrauche von Seiten der im Aufstande begriffenen Griechen zu entziehen, der thut diese Frage mit großer Verwunderung. Der Mönch Fra Giovanni Battista weiß darauf zu antworten. Das Kloster auf dem Carmel, so läßt sich mit Recht sagen, ist die Schöpfung dieses Mönchs. Aus weiter Ferne ist er auf den Carmel gekommen, er brachte nichts mit als seine Begeisterung; aber diese Begeisterung war stark und blieb ihm getreu.

Es war im Jahre 1819, als Giovanni Battista im Auftrage seines Ordens zum ersten Male von Rom auf den Carmel reiste. Da fand er in den Klosterruinen anstatt der Mönche einen Haufen Gerippe von französischen Soldaten. In der Stimmung der türkischen Nachbarschaft, in der Tyrannei des Pascha von St. Jean d'Acre, im Ausbruche des griechischen Befreiungskrieges lag Grund genug, für den Augenblick an keinen neuen Aufbau zu denken. Aber den heiligen Berg, der seinem Orden den Namen gegeben, so verlassen, so verödet zu wissen, das war ein Schmerz, der den frommen Mönch begleitete in die westliche Heimath, der seine Seele nimmer ruhen ließ.

Er kehrte nach sieben Jahren zu besserer Stunde in den Orient zurück. Er ging über Constantinopel; von da brachte er, durch französischen Einfluß unterstützt, sogleich den Ferman mit für ein neues Kloster. Giovanni Battista ist selber baukundig; er entwirft sofort einen Bauplan, dessen Ausführung nahe an hunderttausend Thaler erheischte. Aber woher nimmt er die Mittel? Sein Orden hat keinen Antheil an den reichen Gaben, die der Franziskanerorden als Wächter des heiligen Grabes empfängt; auch die römische Curie kann ihm nichts anders als ihren Segen und ihre Protektion geben. Da durchwandert er die Küsten Asien's und Afrika's; er durchwandert Europa; er geht zum Fürsten, wie zum Bürger; er bittet von Katholiken und Nichtkatholiken; mit eigener Hand trägt er die Opfer edler Theilnahme auf seinen Berg; er verarbeitet sie dort, in Gemeinschaft mit einigen wenigen gleichgesinnten Brüdern: so ist dies Kloster entstanden, den Pilgern aus allen Ländern, Christen wie Nichtchristen, ein erquickender Ruhepunkt; den Kranken aus der Nähe und aus der Ferne ein freundliches Pflegehaus; dem Andenken des großen Propheten, nach dessen Namen es benannt ist, ein festliches Heiligthum. [222.]

12. Damascus, die „paradiesduftende."

Damascus ist eine der heiligsten und gepriesensten Städte der Orientalen. Der Prophet Muhammed schätzt sie dreimal glücklich, weil die Engel über dieselbe ihre Fittige ausgebreitet haben, und soll bei dem herrlichen Anblicke der Stadt sie nicht eingenommen haben, weil dem Menschen nur ein Paradies bestimmt sei und er das seinige im Himmel finden werde. Im Koran schwört Gott bei der Feige und bei der Olive, d. i. bei Damascus und Jerusalem, und bei den arabischen Geographen heißt sie das Muttermaal auf der Wange der Welt, das Gefieder der Paradiesespfauen, das Halsband der Schönheit, in den Titeln des Sultans „die paradiesduftende Dimischk." Nach der Sage der

orientalischen Christen wurde Adam hier aus der röthlichen Erde der Gegend gebildet; und auf den nahegelegenen Berg Kasiun verlegt die Legende den Ort, wo Kain den Abel erschlug.

Der Bárada tritt etwas südlich von Damascus in die große Ebene, wendet sich links nach der Stadt, die er in sieben Armen durchströmt und verläuft sich dann in einen See. Es war der goldströmende „Chrysorrhoas“ der Alten, der gepriesene Farfar der orientalischen Dichter. Er ist es, der das ganze Paradies hervorgerufen und dadurch dieser uralten Stadt, die schon Abraham kannte und David eroberte, jederzeit ihre große Bedeutung gesichert hat. Früher war Damascus auch ein Hauptsitz der arabischen Literatur und Gelehrsamkeit, und ein Schüler des Propheten soll in der großen Moschee der Ommajaden 1600 Gläubige immer auf einmal (nach Lankasterscher Methode) im Lesen des Koran unterrichtet haben. Die Stadt schien uns anfangs ihren herrlichen Umgebungen wenig zu entsprechen. Die Straßen, eng und schmutzig, mit niedrigen Lehm-Häusern, hätten uns beinahe irre gemacht. Eine lange Straße, über eine halbe Stunde ausgedehnt, führte uns durch die Bazare an das entgegengesetzte Ende der Stadt, wo uns der Gasthof eines Genuesers aufnehmen sollte. Kaum waren wir durch die niedrige und enge Hausthür und das Vorhaus eingetreten, als ein Hof sich vor uns aufthat, von glänzendem Marmor umgeben und mit buntem Marmor gepflastert; in der Mitte plätscherte im Marmorbassin ein Springbrunnen, überschattet von Orangen- und Citronen-Bäumen mit goldenen Früchten; vielfach war der Marmorboden durch größere und kleinere, mit stehenden Marmorplatten eingeschlossene Beete unterbrochen, welche mit mancherlei Blumen, wohlriechendem Jasmin, weißen und rothen Rosen, Granat-, Orangen- und andern Bäumen bepflanzt den Hof zu einem Garten umwandelten; umschlossen ward er durch eine Reihe von Zimmern, geschmückt mit Marmor und gemalt in den buntesten Farben in blau und roth, in Gold und Silber, gleichfalls mit kleinen Springbrunnen, während die eine Seite durch eine gewölbte Nische gebildet wurde, deren Eingangsbogen sich an fünf und zwanzig Fuß hoch erhob, und die, nach dem Hofe offen, an den inneren Wänden mit Divans besetzt war. Prächtiger noch als hier sahen wir diesen bezaubernden Glanz des Morgenlandes, als wir durch die Freundlichkeit des preußischen und französischen Consuls in den Häusern einiger Juden und Christen Eingang fanden. Durch das enge Thor oder einen kleinen Vorhof tritt man in den großen viereckigen Hof; die eine Seite wird in der Regel ganz durch den großen Saal des Hauses eingenommen, in welchem Besuche empfangen werden; mit seiner schön gewölbten Kuppel möchten wir ihn mit einer Kirche vergleichen, die Wände strahlen in dem herrlichsten Marmor-Mosaik und vergoldetem Holze und zauberisch werden sie beleuchtet durch das Licht, welches durch Fenster von gefärbtem Glase fällt. Dieser Eindruck wird erhöht durch große Spiegelfelder und unzählige eingelegte Spiegelchen; in den Nischen ist das kostbare Porzellan aufgestellt und auf den Divanen prangen reichgestickte Kissen in den Ecken. Gegenüber dem Saale liegt eine Halle mit reichverzierten Säulen, ebenfalls mit einem großen Divan, der gegen Abend ein unvergleichliches Ruheplätzchen gewährt. Leuchtet darüber das Licht des Mondes, bei dessen mildem Scheine das Ueberladene in den Verzierungen verschwindet, dann in der That versteht man ganz das schwärmerische Entzücken des Orientalen, wenn er an Damascus erinnert wird. Von außen unscheinbar, von innen unaussprechlich reizend und glänzend bauet er sein Haus.

Die Frauen, welche uns in den Häusern empfingen, waren ungemein prächtig in seidene Stoffe gekleidet und strahlten im Glanze von Gold und Edelsteinen. Die Kleider sind bunt und mit Blumen gestickt; um die Arme wie um den Hals tragen sie Ketten von Gold und Perlen; die Augenbrauen sind schwarz, die Nägel mit Henna roth gefärbt. Namentlich das Haar wird reich geschmückt und wallt in zahlreichen, wenigstens zwanzig bis dreißig oft durch Bänder verlängerten Zöpfen herab, in welche dicht aneinander Hunderte von Goldstücken geflochten werden. Dort sind die Schätze des Hauses bewahrt und fast alle Goldmünzen, welche im Verkehr gebraucht werden, haben daher ein kleines Loch zum Anknüpfen. An den Füßen tragen sie gelbe Schuhe von feinem Leder und nur, wenn sie sich erheben, um über den oft zur Kühlung mit Wasser besprengten Marmorboden zu gehen, benutzen sie eine Art hoher hölzerner, oft aus dem köstlichsten Holze bereiteter und mit Gold und Edelsteinen reich verzierter Ueberschuhe, auf denen sie schwerfällig mit lautem Geklapper sich bewegen. Verlassen sie das Haus, so werfen

sie ein weites weißes Gewand über die ganze Gestalt, wie es auch sonst in Syrien der Fall ist. Diese reiche Kleidung erinnerte uns lebendig an die Schilderung des Jesaias, der sagt: „Die Töchter Zions gehen mit geschmückten Angesichtern, treten einher, und haben köstliche Schuhe an ihren Füßen, aber der Herr wird die Scheitel der Töchter Zions kahl machen und ihr Geschmeide wegnehmen, den Schmuck an den köstlichen Schuhen, die Spangen, die Kettlein, die Flittern, die Ohrenspangen, die Ringe, die Haarbänder, die Feierkleider, die Mäntel, die Schleier, die Spiegel" u. s. w. Geistige Bildung aber bleibt den Frauen ganz fremd und um so leerer erscheint ihr äußerer Schmuck. Sie reichten uns selbst die Pfeifen, welche sie vorher anrauchten; dann ward treffliche Limonade und Kaffee geboten. Der Kaffee, in Mörsern gestampft, wird mit Zucker gekocht, und ohne Milch mit dem Bodensatz aus ganz kleinen Tassen getrunken, welche statt der Untertassen auf Gestellen von Metall, oft von Gold und Silber, ähnlich unseren Eier-Bechern gereicht werden. Die Frauen rauchen hier allgemein, weshalb trotz des wohlfeilen Tabaks täglich in der Stadt für beinah dreißigtausend Piaster oder zweitausend Thaler geraucht werden soll.

Ein Gang durch die Bazare entfaltet die ganze Fülle morgenländischer Pracht. Die Silber- und Goldarbeiter zeigen ihre geschmackvollen, reich mit Edelsteinen und Diamanten geschmückten Arbeiten. Waffen blitzen in den verschiedensten Formen und in trefflichster Ausführung dem Käufer entgegen. Die Kleiderhändler bieten die reichen, seidenen, golddurchwirkten Stoffe; daneben bunte Reihen von Mänteln für syrische Effendi's. Beduinen finden ihre rauhen Gewänder und auch türkische Beamte ihre der europäischen nachgebildete Tracht. Hunderttausende von gelben Schuhen, welche die Stelle der Strümpfe vertreten, und von gröbern rothen, die auf der Straße darüber angezogen werden, erscheinen in anderen Bazaren. Besonders ausgezeichnet sind die kunstreichen, mit Silberbeschlägen, Gold-, Silber- und Perlen-Stickereien bedeckten Arbeiten der Sattler, welche durch ganz Syrien und Arabien gesucht werden. Außerdem dann die Specerei-Waaren, aromatische Oele, geistige Essenzen, wohlriechende Wasser; oder die durch ihren Wohlgeschmack im Morgenlande hochgepriesenen Bäckereien. Zur Seite laden Kaffee-Häuser ein an plätschernden Wassern; Aprikosen-Kuchen und eine Fülle der verschiedensten Früchte wird dargeboten und an den verschiedenen Stellen wird Scherbet feil geboten, Wasser mit Fruchtsaft, in das von einer hohen, um eine eiserne Spitze gelegten Säule Schnee's kleine Scheiben zur Kühlung gelöst werden. Der Schnee des Libanon wird in den Bazaren und in den Häusern zur Kühlung des Wassers oder Weines hier und bis nach Beirut hin gebraucht, wie es schon von Salomo in dem Bilde erwähnt wird: „Wie die Kälte des Schnees zur Zeit der Aernte, so erquickt ein getreuer Bote seines Herrn Seele." Im Allgemeinen sind sowol Lebensmittel als Wohnungen in der Stadt wohlfeil. Bei den Gängen durch die Bazare sahen wir mehrere Khane und traten in einen derselben. Um einen mit Marmor gepflasterten Hof mit Springbrunnen reihen sich in zwei Stockwerken die mit neuen mächtigen Kuppelräumen im prächtigsten Stile erbauten Lager und Läden der Kaufleute. Es sollen dort wol zweitausend Kameele und fünftausend Menschen Platz finden. Die Bogen-Gänge hallen wieder von dem Ruf der Käufer und Verkäufer. Eine große Karawane, welche von Bagdad angelangt war, packte eben ihre großen Kisten unter dem Zudrange des neugierigen Volkes aus; eine andere harrte noch außerhalb, und in langer endloser Reihe standen die Kameele in den Gängen der Bazare; um die Führer sammelten sich die Gruppen im Staunen über ihre Erzählung, daß eine dritte Karawane auf dem Zuge von übermächtigen Beduinen angefallen und ganz geplündert sei.

Wanderten wir durch die Straßen, so offenbarte der zürnende Blick manches alten Syrers, daß noch wenige Jahre zuvor ein Christ oder Jude in dieser alten Stadt den heftigsten Verfolgungen ausgesetzt war, und deutlich war sein Unmuth, daß wir unangefochten umhergehen konnten. Nur als wir uns dem Heiligthum der Stadt näherten, mußten wir bald unbefriedigt zurückeilen; es ist dies die herrliche Moschee, ehemals eine Kirche des heiligen Johannes. Zuerst scheint sie ein römischer Tempel gewesen zu sein. Die Pracht des Innern mit den Säulen und Kuppel-Wölbungen wird überaus glänzend geschildert; als erstes Wunderwerk arabischer Baukunst soll sie alle übrigen Moscheen des Islam, auch die von Mekka und Medina überstrahlen. Außer dieser Moschee nennt man in Damascus noch fünfhundert andere.



JERUSALEM.

Am wichtigsten jedoch blieb uns die Stadt durch die nicht weit vom Thore angegebene Stelle, „nahe bei Damascus", wo einst gerade an dem Mittelpunkte morgenländischer Pracht und Weisheit den Saulus, der „noch schnaubte mit Drohen und Morden wider die Jünger des Herrn, plötzlich ein Licht vom Himmel umleuchtete, und er hörete eine Stimme: Saul, Saul, was verfolgst du mich?" Mit Zittern und Zagen vernahm er den Befehl des Jesu, den er verfolgte, in die Stadt zu gehn. Des Lichtes seiner Augen beraubt ward er geführt „in die Gasse, die da heißt die richtige," wol jene große Straße, welche sich durch die ganze Stadt hinzieht, „in das Haus Juda," wie noch jetzt in jener Straße jeder Volksstamm sein Haus, seinen besondern Khan hat. Auf des Herrn Wort kam ein Jünger zu ihm mit Namen Ananias, legte die Hände auf ihn, „und alsobald fiel es von seinen Augen wie Schuppen, und er ward wieder sehend, und stand auf und ließ sich taufen." Aus dem Saulus war zu Damascus ein Paulus, ein „auserwähltes Rüstzeug" des Herrn geworden. [130.217.]

13. Das heutige Jerusalem.

Die viertausendjährige Geschichte ist es, welche dem jetzigen Jerusalem seine Bedeutung in den Augen der Juden, Muhammedaner und Christen gibt. Wer dafür keinen Blick hat, der wird bei einer Reise nach Jerusalem nur getäuscht werden. Manche Reisende klagten über fehlgeschlagene Erwartungen, und meinten, in der Heimat viel schönere Gegenden, viel mehr Sehenswerthes gefunden zu haben. Und in der That gibt es kaum einen Ort auf der Erde, über den die Berichte sich in so entschiedenem Gegensatze von hinreißender Bewunderung und verachtender Geringschätzung bewegen. Zum Theil hat dies seinen Grund in den großen Veränderungen, welche der Wechsel der Jahreszeit durch üppiges Grün oder wüste Dürre hervorruft; aber vor Allem darin, daß die Stadt, einst die allerschönste, die „Knechtsgestalt" trägt, welche Strafe der Sünde ist. Wem nun nicht das Auge des Glaubens geöffnet ist, welches auch in dem Kampfe der streitenden Kirche auf Erden die Hindeutung auf den Triumph des vollendeten Reiches Gottes zu erkennen vermag, der sieht in Jerusalem nur eine kleine Stadt des Morgenlandes, bedeckt mit Trümmern der Verwüstung, leidend unter Mangel und Drangsal, aus welcher der flüchtig Reisende schnell und unbefriedigt hinwegeilt. Dem gläubigen Christen dagegen wecken die wenigen gebliebenen Steine des Tempels begeisternde Erinnerungen; auf den Bergen, auf den Pfaden umher folgt er den Fußstapfen seines Erlösers, und eine Stunde auf Golgatha verklärt sein Auge so, daß er Alles in dem Glanze eines neuen Lichtes schaut.

Einer Veste gleich liegt die Stadt zwischen den Bergen, die sie als natürliche Mauern umschließen. An den Oelberg, den höchsten, im Osten schließt sich südöstlich der Berg des Aergernisses, auf dem Salomo dem Moloch geopfert haben soll, an diesen nach Süden, Zion gegenüber, der Berg des bösen Rathes, wo in einem Landhause des Kaiphas die Kreuzigung Christi berathen worden sein soll. An der West- und Nordseite folgt dann eine Bergkette, welche sich in weitem Kreise bis zu dem im Osten liegenden Oelberg fortsetzt und die Umschließung der in der Mitte liegenden Stadt vollendet. Zwei tiefe Thäler trennen ihre Hügel von diesen Bergen; das tiefe Thal Josaphat oder Kidron, welches an der Ostseite hinabläuft, und das Thal Hinnom, welches westlich hinabläuft, sich im Süden nach Osten hinüberwendet und sich im Süd-Osten mit dem Kidron-Thale vereinigt. Nach Westen, Süden und Osten ist die Stadt durch diese Thäler geschützt; nach Norden ist sie dagegen offener, weshalb hier drei Mauern vor einander errichtet wurden. Ein drittes Thal, jenen beiden tiefen Thälern in der Richtung von Norden nach Süden gleichlaufend, aber nicht so tief einschneidend, theilt die Höhen der Stadt in zwei Hälften, die westliche, welche den Berg Zion mit Golgatha, die östliche, welche Moriah, Akra und Bezetha umfaßt. Die Höhe des Oelberges beträgt etwa zweitausend fünfhundert Fuß über der Meeresfläche; über dem Bette des Kidron erhebt sich sein Gipfel etwa vierhundert Fuß, der des Moriah gegen hundert Fuß und der des Zion gegen zweihundert Fuß.

Die Mauern der Stadt haben die von Sultan Suleiman ihnen gegebene Gestalt und sind nur hie und da durch die Belagerungen der folgenden Jahrhunderte beschädigt worden; durch vierzig viereckige Thürme sind sie beschützt. Sie messen etwa eine Stunde im Umkreise und folgen im Süden der von Hadrian, im Osten, Norden und Westen der von ihm und schon vorher von Herodes Agrippa gegebenen Richtung. Vier Thore öffnen sich dem Verkehr; das eine im Norden, das Damascus-Thor, mit kolossalen Grundmauern zweier alter Thürme aus der Zeit des Herodes Agrippa; das zweite im Osten, das Stephans-Thor, dicht neben den Ruinen des Tempels; über dem Portal sind vier Löwen eingehauen, welche aus der Zeit der Kreuzfahrer stammen; das dritte im Süden, das Zions-Thor; und endlich das am meisten gebrauchte westliche, das Jaffa- oder Bethlehems-Thor, von den Arabern Hebron-Thor genannt; dieses vermittelt alle Verbindung mit dem Westen und Süden und ist durch einen starken Thurm geschützt. Die Thore werden mit Sonnenuntergang geschlossen, und so ist bei der Kürze und der Hitze des Tages grade die angenehmste Zeit für Ausflüge genommen; nur auf besondern, schwer zu erlangenden Befehl des Pascha werden sie geöffnet.

Die engen Straßen Jerusalems kreuzen sich im Ganzen rechtwinklig von Norden nach Süden und von Westen nach Osten; bei dem hügeligen Boden der Stadt sind sie nicht eben, sondern ziehen sich bald auf- bald abwärts; sie zeichnen sich durch bessere Pflasterung und größere Reinlichkeit vor den Straßen anderer morgenländischer Städte vortheilhaft aus. Die Häuser sind fast durchgängig von Stein erbaut, zwar klein und niedrig, meist aber wölben sich über den größern Zimmern Kuppeln und geben dem Ganzen ein sehr malerisches Aussehen. An die Kuppeln schließen sich dann die flachen Dächer oder Terrassen, zu denen Treppen hinaufführen. Hier hat man bei dem bergigen Terrain der Stadt herrliche Aussichten; eine Predigt von den Dächern würde weithin vernehmbar sein; noch jetzt eilt man auf die Dächer, wenn irgend Etwas zu sehen ist; und in den kühlen Abendstunden sucht dort die Bevölkerung Erquickung und verbringt auf dem Dache oft ganze Nächte bei Paukenschlag und fröhlichem Gesange. Glasfenster finden sich schon häufiger, wenngleich gewöhnlich eiserne oder hölzerne Gitter mit Fensterladen dem Bedürfniß des Morgenländers genügen.

Im Allgemeinen zerfällt die Stadt in vier große Quartiere, das der Christen, der Armenier, der Juden und der Muhammedaner.

Wollen wir einen Gang durch die Stadt beginnen, so folgen wir am besten der Richtung von Westen nach Osten, und wenden uns in kleinen Abstechern nach dem Süden und Norden. Unmittelbar an das Jaffa-Thor gränzt auf Zion die Burg Davids mit dem von Herodes erbauten und von Titus verschonten Thurm Hippikus. Der obere Theil des Thurmes ist, gleich wie die Mauern, aus späterer Zeit, aber der untere Theil, so wie die Ummauerung des an dem Castell sich hinziehenden Grabens, ist offenbar alt. Hier ist auch jetzt noch das eigentliche Castell der Stadt. Nahe an der Davidsburg befindet sich die aus prächtigen Quadern in gothischem Style errichtete Christus-Kirche der Protestanten.

Wenden wir uns von der Davidsburg an der Christus-Kirche vorbei südlich, so betreten wir auf der Fortsetzung des Berges Zion das Viertel der Armenier; wir nähern uns dem armenischen Kloster, dem reichsten und größten in Jerusalem, das sich durch seine weitläufigen Gebäude, die zur Oster-Zeit oft gegen dreitausend Pilger beherbergen, so wie durch seine großen Gärten auszeichnet. Es umschließt die St. Jakobs-Kirche an der Stelle, wo der Apostel Jakobus, der Bruder des Johannes, von Herodes soll enthauptet sein. Die Kirche ist, besonders mit Perlemutter- und Schildkröt-Arbeit und Marmor-Mosaik, reicher und prächtiger geschmückt als die meisten anderen in der Stadt. In der Nähe befindet sich auch ein syrisches Kloster. Nicht fern davon bei dem Zions-Thore sind die Hütten der Aussätzigen, etwa hundert an der Zahl, denen bald nach der Zeit der ersten Jugend die Glieder allmälig absterben und in Fäulniß übergehen. Diese armen Geschöpfe, welche sich untereinander verheirathen, sind fast die einzigen Bettler, welche dem Fremden auf den verschiedenen Punkten der Stadt entgegentreten.

Außerhalb des Thores bleibt der größere jetzt von der Stadt ausgeschlossene Theil des Zion; zuerst liegt auf demselben ein armenisches Kloster; dann folgt das angebliche Grab des David, über dem die Muhammedaner eine sehr heilig gehaltene Moschee erbaut haben, und das wenigstens im

Allgemeinen die Lage der Gräber der Könige Juda's angibt. Zur Seite ziehen sich die **Begräbnißplätze** der Christen hin; an die Mauer des Klosters schließt sich zuerst der der Armenier, darauf östlich der der Lateiner, westlich der der Griechen. Alle Gräber sind mit einfachen, flachen Steinen bedeckt, auf denen Inschriften Volk und Name des Verstorbenen andeuten. Unter den Lateinern fanden wir viele Pilger aus Deutschland und der Schweiz. Von einer Mauer umschlossen liegt der Begräbnißplatz der amerikanischen Missionäre; und auf dem südlichen Abhange des Berges, südwestlich von Davids Grab, hat der protestantische Bischof einen Friedhof für Engländer und Deutsche angekauft und denselben mit einer stattlichen Mauer umgeben. Der Berg Zion ist eine Ruhestätte der Todten geworden.

Kehren wir nun vom Zions-Thore zum Jaffa-Thore zurück, so führt der Weg nördlich in dem christlichen Viertel zuerst zu dem **lateinischen Kloster**, dessen Inneres und dessen kleine Capelle wenig bedeutend sind; herrlich ist aber die Aussicht, welche man von dem platten Dache über die ganze Stadt und ihre Umgebung genießt. Dicht dabei ist die zum Klostergebäude Casa nuova, ehemals der einzige Ort, wo europäische Reisende zu Jerusalem Unterkommen fanden. Etwas weiter schließt sich das griechische Kloster an. Wenden wir uns dagegen abermals von dem Jaffa-Thore in der Richtung nach Osten, so folgen wir der Davids-Straße, welche an dem Abhange des Zion hinab bis zur großen Moschee hinläuft. Bei der Seitenstraße biegen wir nach Norden und lassen dabei zur Linken hinter der Häuserreihe den sogenannten Teich des Hiskias, der von Häusern, namentlich dem koptischen Kloster umgeben, einen der freundlichsten Punkte der Stadt bildet. Etwas weiter hinauf in der mit vielen Buden besetzten Straße eröffnet sich in einem Thorwege zur Rechten der Eingang zu den Vorhöfen der **Grabeskirche**. (S. unten.)

Südlich von der Grabeskirche, durch eine enge Straße von ihr getrennt, liegen die Trümmer eines **Hospitals der Johanniter-Ritter**. Noch stehen die Hauptgebäude mit ihren Kreuzgängen, und die ziemlich große Kirche ist gut erhalten. Das Ganze wird zu einer Lohgerberei gebraucht und in der Kirche Lohabfall hoch aufgethürmt; es ist zu bedauern, daß eine solche in Jerusalem schon vorhandene und leicht zum Gebrauche einzurichtende Kirche noch nicht zu heiligerem Zwecke hat benutzt werden dürfen.

Treten wir jetzt wieder durch den vorher bezeichneten Thorweg in die große nach Norden laufende Querstraße, so beginnt bald, wieder nach Osten vorgehend, die **Via dolorosa**, der Schmerzensweg, unmittelbar innerhalb der ehemaligen zweiten Mauer der Stadtmauer entlang, der Weg, welchen der Herr bei seiner Abführung von dem Richthause des Pilatus bis nach Golgatha wandelte. Zahlreiche Calvarienberge auch in unserm Vaterlande geben die verschiedenen Stationen an, welche die Ueberlieferung auf diesem Wege festgestellt hat. Die Straße senkt sich in das große zwischen Zion und Golgatha auf der einen und Moriah und Akra auf der andern Seite sich hinziehende Thal Tyropöon, welches schon in alten Zeiten der eigentliche Sitz des Handels und Verkehrs war. Hier stoßen wir auf die von Norden nach Süden herablaufende zweite Hauptstraße; sie bildet vom Damascusthore bis zum südlichen Ende der Bazare die Grenze des christlichen und muhammedanischen, später die Grenze des armenischen und Juden-Quartiers. Die Straße besteht an dieser Stelle aus einer überwölbten Halle für Bazare; im weitern Verlaufe nach Süden treten mehrere parallele Hallen hinzu. Als Pflasterung in denselbeu dienen größtentheils Marmorblöcke und ungeheure Steine, welche einst den Tempel zierten und nun vom Fuße des Arabers entweiht wurden. Die Bazare sind im Ganzen sehr ärmlich ausgestattet und genügen nur für die nothwendigsten Bedürfnisse der in großer Zahl hier zusammenströmenden Beduinen; zahlreich sieht man hier das Volk in den Kaffee-Häusern oder vor denselben gelagert, um zu einem kleinen Täßchen Kaffee die Wasser-Pfeife (Narghile) oder die lange Pfeife (Tschibuk) zu rauchen. An die Bazare endlich schließt sich ganz südlich zwischen Zion und Moriah das **Juden-Quartier**, das sich durch Reinlichkeit nicht gerade auszeichnet. Sind doch auch alle Juden der Stadt auf diesen sehr engen Raum zusammengedrängt.

Wir folgen der Via dolorosa, welche noch weiter bis zu der tiefsten Senkung des trotz aller Verschütterungen noch tiefen Thales Tyropöon hinabsteigt; dann nach einer kleinen Biegung gen Norden erhebt sich der Weg wieder in der früheren Richtung, und wir gelangen an den Palast des Pascha, die Casernen türkischer Truppen, die ehe-

malige Burg Antonia, so wie die Burg der Syrer auf dem Berge Akra, das Richthaus des Pilatus, auch das Lager genannt, den eigentlichen Anfang der Via dolorosa, deren Ausdehnung etwa eine kleine Viertelstunde beträgt. Durch Vermittlung des Arztes der Garnison wurde es uns möglich, die Terrasse oder das platte Dach des Hauses zu besteigen, von dem man den vollständigen Ueberblick über die Moschee und den alten Tempelplatz hat, der im Süd-Osten die Stadt abschließt. Zu demselben stieg man von dem Richthause des Pilatus auf Stufen hinab, wie es von den römischen Soldaten bei Unruhen im Tempelhofe erwähnt wird. Hier lag auch das Hochpflaster, Gabbatha, an der Stelle unmittelbar zu unsern Füßen, wo abgetragener Fels erschien, und noch an das Werk der Makkabäer erinnerte; dann folgt eine kleine Senkung, die Stelle des von ihnen ausgefüllten Thales zwischen Akra und Moriah; darauf erhebt sich der Berg Moriah mit seinen Moscheen und Gärten, mit seinen in Marmor sprudelnden Springbrunnen, mit seinen herrlichen Cypressen und weitumschattenden Bäumen, dem gepriesenen Paradiese der Gläubigen des Islam.

Ungefähr in der Mitte des Platzes zeigt sich eine fünfzehn Fuß erhöhte Platform von 450 Fuß von Westen nach Osten und 550 Fuß Länge, mit bläulich weißem Marmor getäfelt, die Stätte des jüdischen Tempels, zu welcher von allen vier Weltgegenden marmorne, mit schönen Spitzbogen überwölbte Treppen hinaufführen. Sie vergegenwärtigt die Erhöhung, auf welcher ehemals das Tempelhaus mit dem Priester-Vorhofe lag, während der Vorhof Israels und der Vorhof der Heiden dieselbe terrassenförmig, ähnlich wie jetzt die Gärten der Moschee, umgaben. In der Mitte der Platform steht die Moschee Omars, ein Achteck, dessen Seite 67 Fuß lang ist; der untere Theil ist mit buntem Marmor gedeckt, der obere mit glasirten bunten Ziegeln von prunkenden Farben, in vielerlei zierlichen Mustern geschmückt, auf denen Sprüche des Koran angebracht sind. Jede Seite hat sieben Fenster von dem schönsten gefärbten Glase, von denen nach jeder der vier Weltgegenden das mittlere sich zu einer Thür erweitert. Die Kuppel, 90 Fuß hoch, bei 60 Fuß Durchmesser, ist ebenfalls mit bunten Ziegeln gedeckt, so daß sie aus der Ferne in dem schönsten Farbenspiel glänzt. Den inneren kreisförmigen Raum umschließen zwei Säulengänge; die Kuppel, reich geschmückt, ruht auf vier Pfeilern und zwölf alten Marmorsäulen. Unter ihr liegt der berühmte Fels Sakhrah, einer der heiligsten, durch viele Sagen gefeierten Orte der Muhammedaner, der in unregelmäßiger Form den größten Theil des Fußbodens einnimmt, 60 Fuß nach der einen, 50 nach der andern Richtung. Ein natürlicher Fels (Kalkstein), erhebt sich fünf Fuß über dem mit Marmor getäfelten Boden, ringsum von einem vergoldeten Gitter umschlossen und mit einem Purpur-Baldachin überschattet. Es ist dies die Felsoberfläche des Berges Moriah, die Salomo erweiterte. An der Südost-Ecke führen Stufen in eine ausgehöhlte Kammer von 600 Fuß Weite hinab. Sie gehört zu den großen Wasserbehältern, welche sich unter dem jüdischen Tempel befanden und wol schon von Salomo angelegt wurden. Diese sind so groß, daß Jerusalem selbst bei den längsten Belagerungen nie am Wasser-Mangel gelitten hat.

Hinter der großen Platform, von der man auf der Marmortreppe hinabsteigt, folgt ein großes Marmorbassin, das von frischen Rasenplätzen, Oliven-, Orangen- und Cypressenbäumen umgeben ist. Hieran schließt sich im äußersten Süden die Moschee El-Aksa, die herrliche, der Jungfrau Maria geweihte, siebenschiffige Basilika Justinians, deren reichen architektonischen Schmuck wir auch aus der Ferne bewundern konnten. Im Westen dieses großen Tempelplatzes zieht sich eine lange Reihe von Hallen hin, die vielfach aus alten Steinbänken aufgebaut sind; sie dienen theils zu Schulen, theils den fanatischen Derwischen zum Wohnort, die jedem, der nicht Muhammedaner ist, den Eintritt in die Moschee und sogar den zu dem Platze unmöglich machen. Im Osten ist, wie schon bei Salomo, die äußere Umschließungsmauer, im Ganzen 1720 Fuß lang, zugleich die Stadtmauer; sie besteht in ihren unteren Theilen aus ungeheuern Steinblöcken Salomonischer Zeit, unter denen viele mehr als zwanzig Fuß, einer dreißig Fuß lang ist. Sie konnten der Zerstörung der Jahrtausende trotzen, weil der ursprüngliche Moriah ein kleiner spitzer Hügel war, Salomo aber die Spitze abtrug, rings hohe Mauern aufführte und die Lücken mit Erde ausfüllte und so eine bedeutende Fläche erhielt. Diese aufgeschüttete Erde hat nun als ein fester Damm die Mauern bis auf unsere Tage erhalten. An dieser Ost-

Seite lag am Ende des äußeren Vorhofes des Tempels eine Halle, welche schon Salomo errichtete und welche auch später nach ihm benannt wurde. In der Mauer sahen wir in der Gegend des ehemaligen schönen Thores die architektonisch reiche innere Seite des goldenen Thores, das Hadrian erbaute und das eine Tiefe von siebzig Fuß hat; jetzt ist es geschlossen und wird streng bewacht, weil unter den Muhammedanern die Sage geht, daß durch dieses Thor die Christen einst als Herren der Stadt einziehen würden. Die Moschee El-Aksa, hinter der sich die Mauer neunundachtzig Fuß hoch senkrecht erhebt, liegt über bewunderns-würdig ausgeführten Gewölben. Es sind fünfzehn Reihen quadratischer Pfeiler, bis zu fünf und zwanzig Fuß hoch, welche mit ihren prächtigen Bogengewölben Herodes dem Großen das Fundament für die Ausdehnung des Tempelplatzes gaben.

Nachdem wir von unserer Terrasse den „Tempelplatz" überblickt hatten, ließen wir das Auge in die Weite schweifen und vor uns entfaltete sich ein großartiges und liebliches Panorama Jerusalems, „der Schönen!" Zu unsern Füßen der reizende Moriah, im Süd-Westen erhebt sich majestätisch der ungeheure Zion mit der großen Häusermasse, welche sich den Berg hinanzieht und ihn recht als die eigentliche Stadt erscheinen läßt. Das heilige Grab, der Golgatha im Nord-Westen am Abhange des Bergrückens, lag jetzt schon ganz am Ende der eigentlichen Stadt, so daß nichts natürlicher schien, als daß er sich ehemals außerhalb derselben befand. Das tiefe Tyropöon schied Zion und Golgatha von Akra, auf dem wir uns befanden, und von Bezetha, dem später erst hinzugenommenen nördlichsten Stadttheile, der jetzt am wenigsten bewohnt wird und fast ausschließlich im Besitze der Muhammedaner steht. Zur Seite im Osten erschienen die grünen Gipfel des Oelbergs, den Beschauer mit Himmelfahrtsgedanken erfüllend. [217.]

---

14. Die heilige Grabeskirche zu Jerusalem.

Die Stunden in Jerusalem vergehen schnell. Wir waren ins lateinische Kloster zurückgekehrt, als der freundliche Patre Secretario erschien, um uns ins Innere der heiligen Grabeskirche zu geleiten. Die Thüren waren geöffnet: mit uns zugleich drängten sich die Pilgrime der verschiedensten Völker des Morgenlandes, Kopten, Georgianer und Maroniten, Armenier und Griechen hinein zu den Felsen, welche Zeugen einer ersten so wie einer zweiten höheren Schöpfung gewesen. Da ich aus diesen Schaaren die Aeußerungen der Andacht, bei vielen, auch den stärksten Männern des Gebirges, von Thränen begleitet, in den verschiedensten Sprachen vernahm, war es mir, als sähe ich, wenn auch nur im schwachen Vorbilde und noch mitten im Elende der Gegenwart, die Herrlichkeit jener Zeit, da sie zu Zion predigen werden den Namen des Herrn und sein Lob zu Jerusalem; wenn (hier) die Völker zusammen kommen und die Königreiche, dem Herrn zu dienen (Ps. 103, 22, 23).

Indem wir da tief ausruhend im Geiste weilen, beginnen die Gesänge des täglichen Umgangs der Minoriten durch die geheiligten Stätten des weiten Tempelgebäudes; auch wir schließen uns den Pilgrimen aus der Heimat des Abendlandes an, und treten hinein in die Kapelle der Lateiner, in und bei welcher der Zug sich versammelt. Das Lied der anbetenden Dankbarkeit und Beugung hebt bei der Säule an, die einst in Pilatus Hause stehend, von der Andacht vieler Jahrhunderte als dieselbe betrachtet wird, an welcher Christus den Händen der Heiden übergeben, gegeißelt ward:

> Erwache, Mensch, und nimm es Dir zu Herzen,
> Du darfst jetzt mit ihm gehn den Weg der Schmerzen,
> Mit ihm, der Deiner Seele Schuld getragen,
> Als hier der Heiden Hände ihn geschlagen.

Von der Stätte der Geißelung geht der Zug der singenden Priester und Pilgrime weiter, zuerst durch einen langen, am Umfang des eigentlichen Kirchengebäudes gelegenen Gang zu der Stätte, welche seit anderthalb Jahrtausenden von der Andacht der Christen als jene verehrt wird, an der Christus der Herr gebunden stand, während die Heiden, in deren Hände er übergeben worden, die Vorbereitung zu seiner Kreuzigung trafen.

Dann, mit Gesängen, in denen Töne der innigsten Klage mit jenen des Triumphes des Christenglaubens sich vereinen, wird jene zerbrochene Säule begrüßt, die vormals im Richthause stand, und bei der man den Herrn mit Dornen krönte; hierauf die Stätte, an welcher die Kriegsknechte seine Kleider theilten und über sein Gewand das Loos warfen.

Von hier begibt sich die Schaar der Anbetenden hinab in die Tiefe der Felsen zur Kapelle der Kreuzerfindung; es legte wenigstens der Geist der Andacht von fünfzehn vorübergegangenen Jahrhunderten in diese Stätte ein Andenken an jenen Stamm, der aus tiefen Wurzeln der Liebe entsprungen hinanraget mit seinem Gipfel zu den Höhen des Aufganges eines ewigen Erbarmens. Das herrliche alte Lied: vexilla regis prodeunt, mit welchem die Wonne des Glaubens unter dem Panier ihres Königs hinansteigt auf Golgatha's Felsen, so wie das pange lingua, mit welchem sie das Hinausführen des Kampfes der Zeitlichkeit zum Siege der Ewigkeit, beim Hinabsteigen zu der Steinplatte, auf der man den Leib des Herrn, des Königs der Höhen wie der Tiefen, salbete, besingt, sprachen noch niemals mit solch rührender Gewalt zur Seele; noch nie ertönten die Gesänge des Auferstehungsmorgens so erhebend als dort, am Felsen des Grabes und an der Stätte, da der Auferstandene der Maria Magdalena erschien. Bei dem Singen der Litanei antwortet ein Chor wohllautender, tiefer Männerstimmen zugleich mit den Tönen der Orgel, dem Chor der Sänger und Pilgrime, welche in der Kapelle an der Stätte versammelt stehen, die der Glaube als jene verehrt, an welcher Christus der unter den Weibern Erkorenen, seiner Mutter, als Sieger aus des Grabes Nacht sich zeigte. Wie ein Frühlingsregen, der das durstende Land netzt und in Wald wie Feld Tausende der verschlossenen Knospen wie der schweigenden Stimmen wecket, ergoß sich die Fülle dieser Töne über Geist und Herz und weckte hier Gedanken und Empfindungen, in denen ein Same des Werdens und Bleibens sein möge.

Wenn dieses Gebäude der bedeutungsvollsten Kirche der Christen den tiefen Eindruck, den sein Besuch auf so viele Seelen macht, nur der architektonischen Schönheit seines Innern verdanken müßte, dann wäre es übel mit ihm bestellt; die Besuchenden würden sehr wenig befriedigt seine Hallen verlassen. Es sind drei verschiedene und nicht in gerader Linie liegende älteste Christenkirchen, welche seit den Zeiten des fränkischen Königthums zu einem Ganzen verschmolzen wurden: die Kirche des heiligen Grabes, die hiervon südöstlich stehende Kirche der Kreuzigungsstätte und die in Ost gegen Süd gelegene, meist unterirdische Kirche der Kreuzerfindung. Aber mit der Aufnahme dieser drei Kirchen unter ein gemeinsames Dach war die Aufgabe der späteren christlichen Bauleute noch nicht vollkommen gelöst; sie mußten auch die im Norden gelegene Kapelle, welche die Stätte bezeichnete, da der auferstandene Herr am ersten der Maria Magdalena erschien, dem übrigen Tempel anfügen und einem Chor der Armenier seinen Raum im Innern der Mauern anweisen. So erinnert denn das Ganze an ein Gehäuse von verschiedenartigen Krystallen, daran jüngere auf ältere, jeder nach eigenem Gesetz der Gestaltung, sich angefügt haben.

Wenn man zu einer der beiden Thüren des Einganges, der nach Süden liegt (es ist der einzige, den die Kirche hat), hineintritt, sieht man jenseit der viereckigen Säule, gerade vor sich, die Marmorplatte, welche den Pilger an die Salbung des Herrn nach der Abnahme vom Kreuze erinnern soll. Zur Rechten von dieser steigt man auf achtzehn Stufen hinan zu der Kapelle der Kreuzigung auf Golgatha's Fels; in den Fels selber unter der Kreuzigungsstätte ist von ebener Erde aus die Kapelle des Evangelisten Johannes eingehauen. Eine Spalte im Felsen, die man auch oben neben dem Orte bemerkt, wo Christi Kreuz stand, geht hinab in die Tiefe der unteren Grotte fort und wird als ein Zeugniß des Erdbebens betrachtet, das bei Christi Tod das Land erschütterte. Vor der Kapelle des St. Johannes war sonst ein Anbau, in welchem die steinernen Särge der beiden ersten christlichen Könige von Jerusalem, des Gottfried von Bouillon und Balduin des Ersten standen. Als die wilden Horden der Charismier im Jahre **1244** an der Kirche des heiligen Grabes ihre zerstörenden Gräuel übten, da öffneten sie auch die Gräber der christlichen Könige von Jerusalem und anderer vornehmer Pilger und verbrannten die noch übrigen Gebeine; schon damals hatten deshalb diese Stätten aufgehört, Gräber jener Heldenkönige zu sein; nun aber sind seit dem neuen Kirchenbau der griechischen Christen auch die Inschriften der Gräber dem äußeren Auge verschwun-

den, nicht aber dem inneren, welches dieselben mit unverlöschbaren Zügen in dem Heldenbuche der Geschichte eingeschrieben findet.

Die Kapelle der Kreuzigungsstätte ist fünfundvierzig baierische Fuß lang und dreißig Fuß breit; ihre beiden massiven Gewölbe mögen wol zu den frühesten Werken der christlichen Baukunst gehören. Noch unverkennbarer jedoch als an der Golgathakirche ist die uralte Abkunft an dem Bauwerk der Kapelle der heiligen Helena. Auch diese liegt eigentlich außerhalb des Kirchenschiffes des Haupttempels und nicht einmal genau in der Linie der Längenausdehnung jenes Schiffes, sondern um einige Grade von Ost nach Süden gerückt. Wie die Kapelle der Kreuzigung über, so liegt die der heiligen Helena unter dem oberen Boden der Kirche. Die gerade Linie der Entfernung von der Treppe zu Golgatha bis zu dem Eingang zur Helenenkapelle mißt gegen 110 Fuß; man steigt auf einundzwanzig Stufen zu dieser hinab; sie bildet ein ziemlich vollkommenes Quadrat von fünfundvierzig Fuß Durchmesser; an der südöstlichen Ecke steigt man auf elf Stufen zu dem brunnenartigen Raum hinab, der als Ort der Kreuzfindung verehrt wird.

Die Hauptkirche selber umfaßt das Gewölbe, welches über dem heiligen Grabe sich erhebt, und das Chor der Griechen. Seit dem Brande vom Jahr 1807 hat das erstere einige, obwol unbedeutende Veränderungen erlitten, indem z. B. statt der vormaligen runden, viereckige Säulen die Kuppel tragen, durch deren Mitte von oben das Licht hereinfällt. Auch im Griechenchore erhebt sich eine hochgewölbte Kuppel über dem unten am Boden angedeuteten Punkte, der als die Mitte des Ganzen bezeichnet wird, und eben diese beiden Kuppeln sind es, welche schon von Ferne her die heilige Grabeskirche kenntlich machen. Beide Rotonden sind übrigens weder an Durchmesser noch an Höhe sich gleich, denn der innere Durchmesser der Grabesrotonde ohne den Anbau der Hallen ist achtundsiebenzig, jener der andern fünfundvierzig Fuß groß. Hierdurch erhält auch das Hauptschiff der Kirche, dessen ganze innere Länge von West nach Ost 240 baierische Fuß mißt, eine ungleiche Breite von 78 bis 105 Fuß; wenn man jedoch den nicht zum eigentlichen Kirchenschiff gehörigen Anbau, seitwärts der Kreuzigungskapelle, vom Eingang der Kirche im Süden bis zu der Thür des kleinen geschlossenen Hofes im Norden mit in Anschlag bringt, dann empfängt allerdings das Innere des Gebäudes eine (freilich sehr unregelmäßige) Art von Kreuzform, deren kürzerer (Quer-) Balken 140 Fuß lang ist. Das Licht, welches oben durch die Oeffnung der Kuppel der größeren Rotonde hereinfällt, beleuchtet zunächst das gerade unter dieser Mitte stehende heilige Grab, das wie ein Kirchlein im Kleinen von Marmor in der größeren Kirche dasteht. Der äußere Umgang mag anfangs auf einen nicht unbedeutenden Raum der beiden, im Innern enthaltenen, Kapellen schließen lassen, denn der Durchmesser des nach Westen etwas rundlich (fünfeckig) zulaufenden Quadrates mißt gegen dreißig Fuß. Dieser Raum wird jedoch größtentheils durch die unverhältnißmäßig dicken Mauerwände ausgefüllt, so daß für die innerste eigentliche Grabeskapelle ein Räumlein von sieben Fuß Länge und sechs Fuß Breite, für die Engelskapelle ein Quadrat von zehn Fuß Durchmesser übrig bleibt. Dagegen mißt die Dicke der südlichen Wand der kleinen Grabeskapelle vierzehn, die der nördlichen gegen elf Fuß. Schon aus diesen Verhältnissen wird es leicht, zu errathen, daß die scheinbaren Mauern nicht von gewöhnlicher Art, sondern daß sie Ueberreste des alten Felsen sind, von welchem die Grabeshöhle umschlossen war. Vorzüglich gilt dies von der eigentlichen Grabeskapelle, die ein zugehauenes, von außen und innen mit Marmorplatten angekleidetes Stück Kreidefels ist, während die vordere Kapelle nur zum Theil Felsen, zum Theil aber ein alter Anbau aus Backsteinen ist, den die spätere Zeit ebenso wie die innerste mit Marmor belegt hat. Mit einem besondern patriotischen Wohlgefallen bemerkt der deutsche Pilgrim an dem Zeichen des Wappens, daß der neue Aufbau des heiligen Grabes seit dem Brande von 1807 großentheils und zunächst ein Werk des österreichischen Kaiserhauses ist; auch von den goldenen Lampen, welche bei Tag und Nacht das heilige Geheimniß des Grabes beleuchten, sind die meisten eine Gabe dieses edlen Kaiserhauses.

Bisher hatten die drei mächtigsten Kirchengemeinschaften der jetzigen Christenheit des Orients: die der Lateiner, der Griechen und Armenier, sich in die drei Kirchlein getheilt, welche unter die gleichsam politische Gewalt des gemeinsamen Obdaches der heiligen Grabeskirche zusammengefaßt sind. Die Armenier besorgen die Obhut der He-

lenenkapelle, die Griechen die der Kreuzigungskirche, die Lateiner hatten den Aufbau und die Erhaltung der heiligen Grabeskapelle übernommen. In neuester Zeit sind unsere armen Landsleute, die Lateiner, abermals in großer Gefahr, die Obhut des letzten Räumleins der von ihren Vorfahren wiedererkämpften Kirche zu verlieren.

Von den obengenannten drei vornehmsten Christengemeinschaften des westlichen Asiens und seiner nachbarlichen Inselwelt hat jede einzelne eine Anzahl der beständigen Hüter in der Kirche des heiligen Grabes aufgestellt, welche da bei Tag und Nacht des Gottesdienstes warten. Die Griechen haben an der Südseite der Kirche einen Anbau, in welchem dreißig ihrer Geistlichen beständig hausen, die Lateiner im Norden, wo zwölf Minoriten ihren Aufenthalt haben; fünfzehn armenische Geistliche finden ein Räumlein in einer Art von Chor am Innern der Südseite, und auch von den armen Kopten wohnen zwei Repräsentanten ihrer Gemeinschaft an der Westseite des heiligen Grabes, bei dem Grabe des Nikodemus.

Alle diese Bewohner der kleinen, nur durch Mauern von Menschenhand zusammengefügten Kirchenhallen sind, so lange ihr Hüteramt währt, gewissermaßen in einer Gefangenschaft der Türken. Ihre kleinen Klosterhallen haben nur nach innen zur Kirche einen Ausgang und Eingang, nicht nach außen, nach der Stadt hin; zu dieser öffnen ihnen in den meisten Monaten des Jahres täglich nur einmal die türkischen Thürhüter den Zugang, und dies nur auf kurze Zeit; die armen Gefangenen in dumpfigem Gemäuer werden von ihren Mutterklöstern aus, die in der Stadt sind, täglich zu bestimmten Stunden durch eine kleine Oeffnung, welche an den Thüren angebracht ist, mit Speise und Trank versorgt. [201.]

---

15. Das todte Meer.

Schon lange hatte unser Auge sich daran gewöhnt, über Wüsten oder nackte Felsen ungeschreckt dahinzuschweifen, aber eine solche Todesscene der Natur hatten wir noch nicht gesehen — bleiches Entsetzen, wilde Vernichtung, wohin man auch blickt. Wie eine weit hingegossene Bleimasse liegt der todte See rings von wüsten Bergen eingeschlossen und der Sonne blendendes Antlitz spiegelt sich todtenbleich hier wieder. Bei der Windstille und der drückenden Mittagshitze war der Anblick des todten Meeres grausenhaft.

Der todtenbleichen Wasserfläche entspricht in passender Weise die Umgebung. Nur da, wo der Jordan seine gelblichen Fluten weithin in die unheimliche weiße Fläche hineintreibt, sieht man ein wenig Grün, das die Lebenswelle in ihr Grab hineingeleitet; sonst aber irrt ringsherum der scheue Blick und sucht vergebens ein Plätzchen des Lebens, auf dem er von der Wanderung in diesem Todtenreiche der Natur ausruhen könnte. Wie eine bleiche Todesschleppe ziehen sich die Ufer ringsherum, sie sind nur von den Spitzen öder Berge besetzt. Was aber die Ufer dieses Meeres noch schreckender macht, ist, daß das Gestein vom Wasser ringsherum gebleicht ist, und dazu einen sich die Baustämme, die vom Jordan hineingespült und dann von der Asphaltwoge gewaschen und herausgeworfen sind. Auch sie sind vom Asphaltwasser durch und durch gebleicht und strecken ihre Aeste, dürren Gerippen gleich, uns entgegen.

Ein Chaos der Verödung erscheint das Gestade des todten Meeres. Ueberall sind die Berge, welche den See umsäumen, öde. Den ergreifendsten Eindruck bietet der östliche Theil; da erheben die Berge von Moab ihre dunkeln Kegel; wie todte finstere Gebirgsriesen halten sie hier Wacht am bleichen Asphaltmeer.

An der Nordseite geht eine Landzunge tiefer hinein in das todte Meer, welche ebenfalls von bleichenden Steinen und Stämmen bedeckt ist. Wir konnten der Versuchung nicht widerstehen, uns zu baden. Bald waren wir entkleidet und lagen im See. Nur die geringsten Bewegungen genügten zum Schwimmen. Dennoch müßte ich lügen, wenn ich das Gefühl ein angenehmes nennen wollte. Das scharfe Wasser ätzt die Haut, denn es ist eins der salzigsten der Erde, enthält fünfundzwanzig Theile Salz in hundert Theilen Wasser, und ist so stark gesättigt, daß hineinge-

worfenes Salz sich nicht auflöst. Das Wasser hat aus demselben Grunde bedeutende Schwere, es trägt die Schwimmenden leicht, ja bei tieferen Stellen wird es ihnen schwer, sich unter dem Wasser zu halten, weil sie immer wieder emporgehoben werden. Als die Badenden das Wasser verließen, waren sie nach kurzer Zeit mit einer weißen Salzkruste überzogen. Wir kosteten von dem Wasser, aber es war so schweflig und salzig, daß wir nur mit Mühe den üblen Geschmack vertreiben konnten. Hie und da finden sich Bäume mit Sodomsäpfeln, welche eine Farbe haben, wie eßbare Früchte, sich aber, wenn sie abgepflückt werden, nach den Berichten der Alten in Rauch und Asche auflösen. Es sind große gelbliche Früchte, etwa den Apfelsinen gleich; sobald man sie etwas hart anfaßt, platzen sie auf und nur dünne Fasern und Staub bleiben in der Hand zurück. Darum war der Sodomsapfel im Mittelalter Sinnbild des Genusses der lockenden, in sich leeren weltlichen Freuden und des Unterganges aller irdischen Herrlichkeit, während die unansehnliche Jericho-Rose, welche in den Sandebenen Arabiens einheimisch, wenn sie scheinbar erstorben vom Wasser benetzt wird, immer wieder aufblüht, Sinnbild des unvergänglich Ewigen ward. Im Süden und Osten des Sees sind jene warmen Schwefel-Quellen, von denen besonders die zu Calirrhoë unter den Römern bekannt waren. An der südwestlichen Seite erhebt sich ein langer Berg in der Ausdehnung von beinah drei Stunden; er besteht ganz aus Steinsalz und trägt noch jetzt den Namen Usdum. Die Tiefe des Meeres beträgt eintausenddreihundert Fuß, so daß der Boden desselben dritthalbtausend Fuß unter dem Spiegel des Weltmeeres liegt, die tiefste Einsenkung auf der ganzen Erde, die bisher beobachtet ist.

Den Süden des Meeres bezeichnet man als die Stelle der vier Städte Sodom und Gomorrha, Adama und Zeboim; „die Gegend war wasserreich als ein Garten Gottes gleich wie Aegyptenland;“ selbst jetzt fließen hier mehr Gewässer von den östlichen Bergen herab, als sich irgendwo im gelobten Lande nahe beisammen finden. Jedoch war die Gegend Erdbeben ausgesetzt und vulkanischer Natur, sie vereinigte mehr brennbare Stoffe als irgend eine andere der Erde und enthielt noch besonders reiche Gruben von Asphalt oder Pech (Thongruben), welche verderblich werden konnten. Als nun die Leute zu Sodom und Gomorrha, welche sich ähnlich wie die Aegypter, durch die Vorzüge der Natur zum Abfall von Gott verleiten ließen, sehr wider den Herrn sündigten, sandte Gott seine Engel zu Lot gen Sodom; sie ergriffen ihn und sein Weib und seine Töchter, daß er sich errettete gen Zoar, das an der südöstlichen Seite des Meeres gelegen haben mag. Schwefel und Feuer ließ der Herr regnen vom Himmel: Pech und Schwefel des sonst so lieblichen Bodens wurden entzündet; Flammen verzehrten von oben und von unten, und Gott kehrte die Städte um. Die ganze Gegend und alle Einwohner der Städte und was auf dem Lande gewachsen war, versank. In die leere Tiefe rannen die süßen Wasser des Jordan und verkehrten sich in ein schwefliges Salzmeer. Als ein drohender Fingerzeig sollte es das auserwählte Volk, so oft es von den Höhen Jerusalems hinabblickte, mit Gottesfurcht erfüllen. Wenn das todte Meer im Neuen Testamente auch nicht erwähnt wird, wenn dagegen an dem andern See des Jordan die höchste Liebe Gottes sich offenbarte, so verkündete doch der Herr selbst, daß es Sodom und Gomorrha erträglicher gehen werde, als den hochbegnadigten Städten an den Ufern des See's Genezareth, und weihte damit die grausigen Umgebungen des todten Meeres (bei den Arabern Bahr Lut, See Lots) für alle Zeiten zu einem erschütternden Denkmal göttlicher Gerechtigkeit. [217. 45.]

---

16. Nomadenleben der Beduinen.

Die Beduinen, die Nomaden der Araber, spalten sich in eine unzählige Menge von Abtheilungen, Stämmen und Horden, von denen viele, die ihren Ursprung auf einen gemeinsamen Stammvater zurückführen, oder durch gemeinsames Interesse verwandt sind, sich zu großen Nationen zusammengeschaart haben, während andere in kleinen Rotten die Steppen und Wüsten ihres Vaterlandes oder

der freiwillig gewählten neuen Heimat in Afrika vereinzelt durchschwärmen, beständig in feindlicher Stellung gegeneinander.

Die Beduinen, sagt Graberg, sind dasjenige Volk der Erde, das seine alten Sitten und seine ursprüngliche Lebensart am meisten bewahrt hat. Die Religion ausgenommen, sind sie, was die Araber zu Hiobs Zeiten waren. Sie sind nämlich ein Volk von schöner Bildung, aber nicht schönen Gesichtszügen, doch mit Augen, die unter buschigen Augenbrauen mit einem Feuer funkeln, wie wir es in unsern Klimaten niemals sehen, bald von heller, bald dunkler Hautfarbe, von schmächtiger Statur und theils über, theils unter der Mittelgröße.

Die meisten Beduinen sind Nomadenstämme im strengsten Sinne des Wortes, denn sie bleiben fast das ganze Jahr hindurch in Bewegung; im Sommer suchen sie die Ränder der Culturstriche auf, um sich an Bächen und Quellen zu lagern, im Winter ziehen sie in's Innere der Wüste, deren Beschaffenheit und Oertlichkeit sie genau kennen, um gewiß zu sein, auch hier einen Weide- und Tränkplatz für ihre Heerden zu finden. Aber selten bleiben sie über drei oder vier Tage an derselben Stelle. Die Lager wechseln hinsichtlich der Zahl der Zelte von **10—800**. Kleine Lager werden in Kreisform errichtet, große in einer einzigen oder auch in drei bis vier Reihen aufgeschlagen. Das Zelt (Beit, d. i. Haus) wird in der Regel aus neun Pfählen errichtet, deren Bedeckung aus einem Stoffe von schwarzen Ziegenhaaren besteht, welcher den stärksten Regen abzuhalten im Stande ist. Jedes Beit wird in zwei Theile getheilt, wovon der eine zum Aufenthalte der Männer, der andere zu dem des weiblichen Personals dient; Teppiche bilden die Scheidewand und decken auch den Boden. Die Ausmöblirung des Zeltes ist auf die geringen Bedürfnisse des Beduinen berechnet und besteht aus dem Pack und den Reitsätteln der Kameele und Pferde, den Wasserschläuchen, Weizensäcken, einigen Kochgeschirren u. s. w.

Die Lebensweise der Beduinen ist unglaublich mäßig und einfach. Auf der Reise, auf Feldzügen und auf der Jagd essen und trinken sie in vierundzwanzig Stunden nur ein einziges Mal, und auch dann genießen sie nichts als ein paar Datteln oder Mehl und dazu einige Schluck Wasser. Manchmal kommt zwei bis drei Tage lang gar nichts über ihre Lippen; ja man erzählt, daß Araber, welche sich in der Wüste verirrten, vier oder fünf Tage lang nichts zu trinken hatten, und diese Pein überlebten, ohne daß dieselbe sehr nachtheilige Folgen hatte. Ich habe oftmals gesehen, daß sie auf einen Ritt oder auf eine Jagd auszogen, die eine Woche lang dauern konnten und in Gegenden führten, in welchen es keine Brunnen gibt. Jeder nahm aber nur etwas Mehl und vielleicht drei oder vier Maß Wasser mit, das sich in einem Gazellenschlauche befand, aus welchem durch Verdunstung wol ein Viertel des Inhalts entweichen mußte. Die Kameelführer, welche die Reise von Kairo nach Suez machen, essen und trinken, bevor sie den Weg antreten, der dreißig und mehr Stunden beträgt, sie nehmen aber erst ihre Mahlzeit wieder ein, wenn sie am Ziel angelangt sind. Dabei muß aber nicht außer Acht gelassen werden, daß die Beduinen sich bei passenden Gelegenheiten mit wahrhafter Gefräßigkeit über eßbare Sachen hermachen, und man kann wol annehmen, daß ihre gewöhnliche Enthaltsamkeit weniger von einer natürlichen Anlage herrührt, als von dem nicht selten herrschenden Mangel, überhaupt von der Dürftigkeit. Mancher Araber rühmt sich, daß er einen ganzen Schöps verzehren könne; und wenn man zwei oder drei von ihnen um einen Hammel herumsitzen sieht, beobachtet, wie Alles bis auf die Knochen bald verschwindet, und wie diese noch abgeleckt werden, dann zweifelt man nicht im Mindesten, daß dieselben Leute gleich hinterher auch noch mit einem zweiten Schöps aufräumen würden.

Die Tracht der Beduinen besteht im Sommer aus einem großen Baumwollen-Hemde. Die Reichen tragen über demselben einen langen Rock von Seide oder Baumwollenzeug, wie er in den türkischen Städten getragen wird. Die meisten Beduinen tragen indessen über dem Hemde blos einen wollenen, sehr weiten Mantel, wovon es verschiedene Sorten gibt; gewöhnlich sind sie aber weiß und so eingerichtet, daß ein Stück desselben kapuzenartig über den Kopf geschlagen werden kann.

Die Trutz- und Schutz-Waffen des Beduinen sind Lanze, Schwert, ein krummes Messer im Leibgurt, zuweilen eine Keule, ein Schild, Panzer, auch wol eine eiserne Kappe. Mit dem Gebrauche des Schießgewehres sind sie fast überall bekannt, allein sie bedienen sich meistentheils nur der Luntenflinten. Verschiedene Stämme haben auch Rüstungen für ihre Pferde.

Von Leuten, die beständig auf Krieg und Raub sinnen, kann man nicht erwarten, daß sie sich geistige Genüsse zu verschaffen suchen. Darum ist es auch höchst selten, wenn einmal ein Beduine lesen und schreiben kann. Die Dichtkunst steht aber bei ihnen in hoher Achtung; einigen sind die alten Dichter bekannt, aus denen sie Verse zu recitiren pflegen; vor Allem beliebt sind aber die Nationallieder, die nach den beiden Geschlechtern verschieden sind. Berühmt wegen ihrer poetischen und musikalischen Talente sind die Bewohner von Dschof, die in ganz Arabien bandenweise umherziehen, um vor den Zelten der Scheikhs gegen eine geringe Belohnung zu singen.

Die Araber singen viel und besingen Alles und Jedes. So gibt selbst der Reisende, welchen sie geleiten, zu mancherlei Versen Anlaß; sie preisen seine Freigebigkeit und seinen Muth, singen von seinem Tabak, damit er ihnen davon austheile, und spötteln über den Koch, wenn dieser strenge Aufsicht über die Mundvorräthe führt. Ich selber, erzählt d'Escayrac, bin Gegenstand einer nicht geringen Anzahl solcher dichterischen Erzeugnisse gewesen. Meine Führer trabten neben mir her, rühmten meine trefflichen Eigenschaften, die Schönheit meines Harems und die unzählige Menge meiner Heerden. Oftmals habe ich über diese wunderlichen Improvisationen lachen müssen; dann sagten mir meine Führer mit Beduinenvertraulichkeit: „Nicht wahr, wir haben Dich schön besungen, wollen wir jetzt eine Pfeife rauchen? Befiehl Deinem Tütündschi, daß er uns etwas Tabak gebe.“ Nun kam die Reihe an den Tütündschi, und ich konnte bald aus den Versen abnehmen, ob er freigebig gewesen war. Alle Häuptlinge haben ihren besondern Gesang, den ihre Begleiter anstimmen, wenn sie auf einem Zuge begriffen sind. „Sattelt des Tapfern Kameel, des Starken, des Mannes, dessen Körper zehn Spannen hoch ist. Beim Angriff ist er voran, beim Rückzuge der letzte.“ Durch diese Gesänge erhält solch ein Zug in der That etwas Poetisches.

Das größte Fest der Araber ist das der Beschneidung. Bei diesem Anlaß fehlt es an keiner Lustbarkeit. Mahlzeit, Gesang, Kriegsspiel zu Pferde und ähnliche Ergötzlichkeiten finden statt. Auf gleiche Weise wird der Ramazan gefeiert.

Ehrwürdig ist noch das Familienleben der Araber, worin diese Kinder der Wüste in der That viele Menschen der europäischen Cultur beschämen könnten. Sehr streng wird der Familienrespect gehalten, der Vater, das Haupt des Hauses, ist immer verehrt und bedient von seinen Frauen und Kindern. Auch die Mütter werden von den Kindern sehr hoch geachtet; eine freundliche Erscheinung, die der sonstigen Zurücksetzung der Frauen mildernd gegenüber tritt. Die Frauen sind auch gegen fremde Männer sehr ehrerbietig. Niebuhr erzählt, daß eine Frau, die ihm in der Wüste am Sinai begegnete, vom Kameel stieg und entfernt vom Wege zu Fuß ging, bis seine Caravane vorüber war. Man erhält bei solchen Begegnungen wenigstens abgewendete Gesichter, allerdings eine unwillkommene Ehrenbezeugung.

Die jungfräuliche Ehre wird nicht leicht bei den Beduinen verletzt, die Verletzung büßt die Schuldige mit dem Tode. Dabei kommen freilich die frühen Heirathen zu Statten. Dagegen werden weniger streng und sogar mit einer gewissen Freundschaftlichkeit die seltenen Ausnahmen bei Frauen behandelt. Die Ehrlichkeit halten die Beduinen heilig. Im Nasebthale, erzählt Tischendorf, sah ich mehrere Gewänder an den Bäumen hängen; anderwärts trafen wir einzelne und auch Heerden Kameele, die ohne Wächter weideten. Mein Dragoman sagte mir, daß die Beduinen dergleichen unbesorgt auf längere Zeit thun; denn keiner bestehle den andern. Rechtshändel in ihrer Mitte schlichten sie auf eine einfache Weise durch gewählte Schiedsrichter.

Als ein Beweis großer Innigkeit fiel mir auf, daß sie sich einander bei Begegnungen vielmals küßten. Auch mit den verbindlichen Handceremonien waren sie nicht karg.

Sehr pünktlich ist der Beduine in der Verrichtung der vorschriftsmäßigen täglichen Gebete, sowie in der Beobachtung der Fasten des Ramazan. Nichts, ausgenommen der herannahende Tod, kann sie bewegen, die Fasten zu brechen.*) Es gibt nur drei Dinge, deren Berührung die Beduinen für verboten erachten, Schweine, Leichname und Blut. Stirbt ein Araber, so wird sein Leichnam ohne alle Ceremonie in's Grab gelegt, über dem man eine Pyramide von Steinen errichtet. Die Trauer der Kinder um den Vater besteht darin, daß sie sich ihre Haarflechten ab-

*) Andere Reisende wollen in dieser Hinsicht hereinbrechenden Sittenverfall beobachtet haben.

schneiden. Vielweiberei ist den Beduinen erlaubt, aber die größere Zahl begnügt sich mit einem Weibe. Bei der Heirath wird die Neigung des Mädchens zu Rathe gezogen. Die Hochzeitsfeier besteht einfach darin, daß der Bräutigam vor dem Zelte des Vaters seiner Braut einem Lamme in Gegenwart von Zeugen den Hals abschneidet; so bald das Blut zur Erde fällt, gilt die Ehe für geschlossen.

Die Araber sind eine freie Nation. Die Freiheit und Unabhängigkeit der Einzelnen grenzt oft an Anarchie. Jeder Stamm hat seinen obersten Scheikh, und jedes Lager einen Unter-Scheikh an seiner Spitze; aber diese Häuptlinge besitzen keine wirkliche Autorität über die Individuen, können jedoch durch persönliche Eigenschaften bedeutenden Einfluß erlangen. Ihre Befehle würden mit Verachtung behandelt werden, aber ihrem Rathe pflegt man zu folgen, zumal wenn der Scheikh für einen erfahrenen Mann gilt. Die eigentliche Regierung der Beduinen besteht in der Stärke ihrer verschiedenen Familien, die gewissermaßen eben so viele bewaffnete Corps bilden, deren jedes bereit ist, einen Angriff zu bestrafen, oder Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und nur das Gegengewicht erhält den Frieden im Stamme. Sollte ein Streit zwischen zwei Individuen entstehen, so versucht zwar der Scheikh, ihn zu schlichten, ist man aber mit seinem Rathe nicht zufrieden, so kann jener nicht auf Gehorsam dringen. Der Araber kann nur durch seine Verwandte zu Etwas bewogen werden, und gelingt es diesen nicht, so bricht der Krieg zwischen den Familien aus. Der Beduine kann demnach mit Wahrheit sagen, daß er keinen andern Herrn, als Gott anerkennt.

Aus dem Gesagten erhellt, daß man mit Unrecht die Scheikhs oder Emirs, wie sich einige nennen, zuweilen „Fürsten der Wüste" benannt, ein Titel, welchen ihnen Reisende ganz irrig beigelegt haben. Ihr Vorrecht beschränkt sich darauf, den Stamm gegen den Feind anzuführen, Unterhandlungen zu leiten, den Ort für's Lager zu bestimmen, ausgezeichnete Fremde u. s. w. zu bewirthen. Die Würde eines Scheikh, die in manchen Stämmen erblich ist, in andern auf Wahl beruht, ist mit großem Aufwande verknüpft, die noch durch die Freigebigkeit erhöht wird, womit er sich Einfluß zu verschaffen bemüht sein muß.

Unter den Arabern der Wüste besteht die Blutrache in voller Kraft, und Burkhardt ist geneigt zu glauben, daß sie mehr als irgend ein anderer Umstand die kriegerischen Stämme Arabiens vor gegenseitiger Vertilgung bewahrt habe. Es ist ein gültiges Recht unter allen Arabern, daß, wer das Blut eines Menschen vergießt, dafür der Familie des Erschlagenen Blut schuldig ist. Die Araber dehnen dieses Recht auf die ganze Verwandtschaft des Todschlägers, ja bis auf die fünfte Generation aus.

Man kann, sagt Burkhardt, die Araber eine Räuber-Nation nennen, deren Hauptgeschäft im Plündern besteht, worauf beständig ihre Gedanken gerichtet sind: aber wir müssen mit dieser Handlungsweise nicht die Begriffe von Verbrechen verbinden, wie wir es bei Straßenraub, Einbruch, Diebstahl in Europa zu thun gewohnt sind. Der arabische Räuber betrachtet sein Gewerbe als ein ehrenvolles, und der Name Haramy ist einer der schmeichelhaftesten Titel, welche man einem jungen Helden beilegen kann. Kein Volk der Erde übertrifft das arabische Beduinen-Volk an Gastfreundschaft. So lange ein Gast unter dem Dache oder dem Schutze eines Beduinen sich befindet, ist er unverletzlich und heilig; dieser macht sich aber auch kein Gewissen daraus, den Fremden zu berauben, sobald er seiner Obhut entlassen. [12. 44. 222.]

17. Der Araber und sein Kameel.

Om el Bel, das heißt „die Mutter der Kameele", ist der bekannte Name, mit welchem die Araber die Mitte ihrer Halbinsel gern und mit Stolz zu belegen pflegen, und sie haben darin Recht, weil das mittlere Hochland Nedschi, wie kein anderes Land, überreich an zahllosen Heerden dieser Thierart, seine Nachbarländer von jeher mit diesen Thieren versah und fortwährend, ohne sich selbst zu erschöpfen, bis heute zu versehen pflegt.

Kein Thierleben ist so eng anschließend mit einer gewissen ursprünglichen Entwickelungsstufe des Menschenlebens durch Naturbande gepaart und durch so viele Jahrtausende hindurch historisch festgestellt, als das des Kameels an den Beduinenstand; die Existenz keines Menschenlebens aber ward in solche local-nothwendige Abhängigkeit von einem Thierleben gestellt, als die des Wüstenbewohners von der Kameelheerde. Wirft die Kameelin ihm ein Junges, so begrüßt er es freudig mit dem Ausrufe: Uns ist wieder ein Kind geboren. Wenn dieses auf dem Wanderzuge durch die Wüste sich zutrifft, so nimmt er es für einige Zeit auf den Arm, läßt es dann einige Stunden auf dem Rücken der Kameelmutter ruhen; auf der nächsten Station stellt er es ihr schon zur Seite und weiterhin wird es sogleich mit in den Kreis seines Nomadenlebens gezogen. Das Füllen, dem oft noch weiten Marsche folgend, muß zu seiner schweren Bestimmung, zum dauernden Last- und Wanderleben heranwachsen, das aber zugleich das häusliche Leben der Beduinen ist.

Auf dem Kameele, das der Araber selbst mit dem so charakteristischen Namen „das Landschiff" oder das Schiff der Wüste belegt, wird er eben so sanft fortgetragen, wie ihn das Schiff auf dem Wasser entführt. Und mit Recht nennt er es, weil es ihn auch schnell wie der Wind nach allen Richtungen durch das sonst unwegsame Sandmeer und die Steppenfläche, und mit ihm seine Familie, sein ganzes Eigenthum davonträgt. So fühlt er sich denn auch selbstständig und unabhängig genug von der übrigen Welt, wie nur immer der Schiffer auf dem weiten Oceane. Die für Andere ganz unnahbare und sonst den Tod bringende Sandwüste, die auch keine Tyrannengewalt, kein Eroberungszug feindlicher Kriegsheere zu erreichen vermochte, konnte dem Beduinen zur glücklichen und gepriesenen, vielfach-besungenen Heimat werden. Durch sein flüchtiges Reitthier (Hadjie, der Renner, das Dromedar) entgeht der Rakeb (d. i. der Reiter eines Dromedars, im Gegensatz des Fares, d. i. ein Pferde-Reiter) nicht nur jeder Gefahr der Verfolgung, sondern er gewinnt auch ein wahres, Jahrhunderte hindurch dauerndes Asyl, schwerer zugänglich und unnahbarer, als selbst die eisigen Bergfirsten anderer Asiaten, der Kaukasier oder Hymalaya-Bewohner. Er gewinnt dadurch den einzigen Boden innerhalb des Bereiches der großen asiatischen Weltmonarchien, den noch kein fremder Welteroberer betreten hat, einen der wenigen Zufluchtsorte auf der weiten Erde für ursprüngliches Naturleben zahlreicher Volksstämme.

Das Kameel, so unabhängig wie der Beduine, die beide zusammen genommen erst ein Ganzes bilden, findet fast überall, auch auf der ganz nackt scheinenden Fläche, in dem härtesten, holzigsten Wüstengestrüpp, in den Salzpflanzen, den Disteln und Tamariskennadeln wie in dem dornigsten Acaziengewächse, das jedes andere Thier unberührt läßt, wie im steinigen Dattelkerne, wenn er ihm gereicht wird, durch die zermalmende Kraft seiner Zähne und sein knorpeliges Gebiß doch noch seine hinreichende Nahrung. Futter wird ihm in der Regel nicht gereicht; nur einige Stunden Freiheit gestattet man ihm, sich selbst zwischen Sand und Klippenspalten die sparsamen Kräuter zu suchen, die andere Thiere verachten. Der Trank ist ihm, dem allen Geschlechtern der Wasserthiere am fernsten stehenden Landthiere, eine längere Reihe von Tagen hindurch kein Bedürfniß, weil bekanntlich das nur ihm unter den Wiederkäuern eigenthümliche Gewebe einer Abtheilung seines Magens in diesen für sich abzuschließenden Höhlen, wie in einem feuchten Schwamm, das Wasser auf längere Zeit frisch und ungemischt erhalten und reproduciren kann. Wenn aber der Durst endlich nach einer Khims, d. i. in der Wüstensprache nach einer Durstzeit von fünf Tagen, die sogar auf die doppelte Zeit gesteigert werden kann, doch befriedigt werden muß und die innere Quelle versiegt ist, dann hebt es den gekrümmten Hals, schnaubt mit den weit geöffneten Nasenflügeln des emporgestreckten Kopfes und saugt aus weitester Ferne den sonst unwahrnehmbaren Dunst der Wasserstelle ein, die selbst seinem Gebieter unbekannt, zu der sein Instinct der Lebensfristung das sanfteste und sonst fügsamste Thier der Schöpfung dann mit unwiderstehlicher Gewalt, die alle Fesseln zu sprengen weiß, losstürzen macht.

Sich selbst als die Enkel Adam's, Noah's, Aad's, Hud's, Abraham's und Ismael's in reinem Blute und directer Abstammung ihrer Geschlechtsreihen anerkennend, sind den Beduinen das Kameel und die Dattelpalme aus Allah's Hand selbst, auch unmittelbar aus dem Paradiese, als ihre näheren Verwandten mitgegeben, und darum bleiben ihnen beide auch auf Erden götter-

gleich, und beide gehören in dem zukünftigen Leben wieder mit zu ihrem Paradiese. So unzertrennlich sind sie, daß es bei mehreren Stämmen der Araber vor Muhammed, die schon an eine Auferstehung glaubten, Gebrauch war, dem Verstorbenen eines seiner Kameele auf dessen Grabe verhungern zu lassen, damit es am Auferstehungstage mit seinem Herrn wieder zum Leben zurückkehre, um ihm auch ferner als Reitthier zu dienen. Der einst göttlich verehrte Palmbaum in Nedjeran ist bekannt, so wie die geheiligten Kameele es sind in der vormuhammedanischen Zeit. Vom Kameele herab verkündete Muhammed seine Gesetzgebung, wie noch heute auf dem Arafat das Kameel die Kanzel der jährlichen Predigt des Kadhi an das ganze versammelte Moslemenvolk ist, und nur das prächtig aufgeschirrte Mahmal-Kameel der Träger des Schleiers und des Korans zur Kaaba sein darf. Wo die Kameelin ihres Propheten auf der Flucht nach Medina lagerte, ward die erste Moschee erbaut. Auf seinem Kameele, El Borak, soll Muhammed selbst in den Himmel geritten sein. Es ist keine Idee, die sich für die Phantasie des Arabers nicht mit der Vorstellung des Kameels, seines Lebensgefährten, vergesellschaftete.

So nahe stand ihm dasselbe schon in den vormuhammedanischen Zeiten, daß er dessen Tödtung, wie einen Brudermord, durch Blutrache, am Mörder zu sühnen, für nothwendig hielt. Nicht nur der Mord, auch schon die Beschimpfung des Kameels wird, wie die seines Herrn selbst, blutig geahndet. Denn dieses Thier gehört ja mit zu dem Hause, zu der ganzen Familie. In keinem Lande der Erde lebten sich Mensch und Thier gegenseitig so ineinander, wie hier, da beide, durch Instinct geleitet, wol fühlten, daß sie zu ihrer gegenseitigen Existenz sich auch unentbehrlich wären. Denn wild, ohne des Menschen pflegenden Beistand, hat sich noch keine Kameelheerde auf der arabischen Halbinsel vorgefunden, und ohne das Kameel würde ihr größerer Theil auch für den Menschen ganz unbewohnbar geblieben sein. Daher mußte dieser Gefährte seiner Heimat ihm, seinem Gebieter, auch als die größte Wohlthat des Himmels erscheinen.

Das Kameel, sein und seiner Familie Träger durch die Wüste auf der Wanderung, sein Mitkämpfer und sein Retter in der Schlacht, sein Bekleider und Ernährer, sein Durststiller täglich durch nährende Milch, durch Witterung und Entdeckung der Quellen, sein Schattenthier im verzehrenden Sonnenbrand, seine treuester Gefährte in der sonst todten Einsamkeit des unabsehbaren Blachfeldes, dieser konnte nicht blos sein Lastthier, sein Sclave bleiben, er wurde zu seinem Freunde, zu seinem Bruder, ja zum zweiten Vater der ganzen Familie, die ihn so sehr verehrt, daß er mit theilnehmen muß an ihren häuslichen Festen, Gebeten, Ceremonien u. a. m. Mit seinem Kameele theilt der Araber Alles, was ihn selbst betrifft, Speise und Trank, Arbeit und Erholung, Freude und Leid, Leben und Tod. Nach ihm richtet der Beduine sich in seiner ganzen Lebensweise ein; seine Wanderungen sind nur Nachtreisen, nicht um die Hitze zu meiden, sondern um seinem Thiere am Tage die Zeit zur Weide zu lassen, weil es in der Dunkelheit seine Nahrung nicht finden könnte und auch in der Nachtzeit nicht zu fressen pflegt. Niemals wird das Kameel von seinem Führer geschlagen; niemals, wenn es knieend belastet wird, zum Aufstehen getrieben, sondern zu diesem schweren Acte nur liebreich durch Worte ermuntert. Seine weitesten Wege legt es ohne äußeren Antrieb zurück, und ein bloßes Wort reicht hin, es niederzulegen. Der Stamm der Absid, sagt ein altarabischer Dichter, ward verfolgt und mußte fliehen. Er floh durch die Wüste mit den Weibern drei Tage lang und drei Nächte, bis diese, zu ermattet, nicht weiter konnten, und die Tochter Kay's ihren Vater fragte: O mein Vater, willst du denn die Erde von einem Ende bis zum andern durcheilen? Sogleich rief er das bloße Wort anikou, und die Kameele lagerten sich.

Schon Edrisi rühmt die edelsten Dromedare Hadhramauts wegen ihrer großen Gelehrigkeit, die Alles verstehen, wenn man sie nur beim Namen aufrufe. Dem Araber nimmt das Kameel auch an der geistigsten Natur seines Reiters Antheil, Worte, Musik und Gesang seines Führers, gegen die so viele andere Thiere gleichgültig bleiben, beleben sichtbar das beladene, das ermüdete Kameel zu neuen Anstrengungen; die Verstärkung der Recitation der Cadenzen, beschleunigt seine Schritte. Das einfachste, vielleicht ursprünglichste, musikalische Instrument, die lange Rohrflöte, thut schon die entscheidenste Wirkung.

In den Einsamkeiten des langen Wüstenzuges ist das Kameel dem Araber der einzige Freund, dem er zusprechen kann; er erzählt ihm gern

während des Marsches von seinen eigenen Geschichten, Thaten und Thorheiten, und freut sich des Zuhörers, der seinen stets gemessenen Schritt in gleicher Art fortschreitet. Dessen Anstrengungen, Muth und Ausdauer belohnt er dadurch, daß er ihm nun auch von seiner Race und Abstammung, von seinen rühmlichen Vorfahren, von den Wegen, die sie zurücklegten, erzählt, von deren Freundschaft und Begebenheiten mit seinen eigenen Ahnen, und daß er ihm eine große Nachkommenschaft verheißt. Dann lobt er es als sein bestes Kameel, bläst ihm Tabaksrauch in die weiten Nasenflügel, verspricht ihm eine baldige Heirath, nennt es Freund, Bruder, singt ihm Liebes- und Krieges-Lieder vor, zu denen das Thier, aufmerksam horchend, die Kinnladen zusammenpreßt, mit den Zähnen knirscht und den Kopf nach dem Sänger hinzudrängen pflegt. Dann scheint es, vergißt das Kameel seine Last und Ermüdung; es legt mit seiner Bürde ganz unglaubliche Strecken zurück zur Wonne seines Gebieters. Sollte man nicht auf den Gedanken kommen, daß der Sinn für Musik und Gesang diesen Thieren von der Vorsehung besonders mitgetheilt sei, um ihm die großen Beschwerden und für alle andere Thiere unüberwindbaren Anstrengungen in den weiten Wüsten und Einöden erträglich und durch geistigere Aufregung seines Nervensystems möglich zu machen.

Wird das Thier störrig und auch wol widerspenstig, so fehlt es dem feurigen Araber nicht an Zorn, Schimpfreden und Vorwürfen, wie gegen einen menschlichen Widersacher; es muß sich die Namen Ibe el Kelb (Hundssohn), Jaoudi (Jude), Nasserani (Nazaräer), Kiafar (Ungläubiger) gefallen lassen und oft hören, daß es seinen Wohlthäter vergessen habe, der ihm Amulette gekauft und zum Schmucke umgehängt, um es gegen den „bösen Blick" zu schützen. — Aber sein Kameel oder Dromedar zu prügeln, dazu läßt sich der edle Araber nie herab. Nur durch das Wort lenkt er das mächtige, so kolossale und doch so willige Reitthier, oder durch den Fuß, mit dem er ihm von seinem Sattel aus sanft auf den Nacken tritt, oder durch den Stab, mit dem er es nur zu berühren braucht, um ihm die Richtung zu zeigen, die es gehen soll, ohne Zaum, Zügel und Gebiß, ohne Rückhalt oder Antrieb (auch der Nasenring ist nicht allgemein in Anwendung). Und so bleibt die große Maschine, sich fast ganz selbst überlassen, ein wahres Wunder, mit schwerer Last in gleichmäßig abgemessenem Schritt, oder unbelastet in dauernd flüchtiger, windgleicher Bewegung, die von Nichts unterbrochen wird. Denn der Kameelschritt ist von größter Sicherheit, und der Kameelreiter hat nichts weiter dabei zu thun, als sich fortschaffen zu lassen, während der Pferdereiter sein Reitthier fortwährend lenken und im Zaume halten muß, keinen Augenblick aus der Acht lassen darf, weil jeder Windstoß, jedes Unvorhergesehene, selbst der kleinste Vogel die feurige Phantasie des Pferdes scheu macht und in Schrecken setzt, während der stoische Gleichmuth des Kameels von jedem vorübergehenden Zufall oder Wechsel unberührt bleibt. Es gibt dieses zu dem ganzen Außerordentlichen der Gestaltung und dem ruhigen Anstande, den sanften, gemessenen, feierlichen Bewegungen des Thieres, zu dem lebendigen, milden, fast empfindungsvollen Blick seines großen und schönen, mit langen Wimpern beschatteten Auges, das auch im Schmerze Thränen vergießen soll, und das dem der Gazelle verglichen wird, eine gewisse Erhabenheit und den Ausdruck strahlender Güte, der nicht leicht anderen Thieren gleichartig verliehen ist.

Der vielseitige und unentbehrliche Nutzen und Gewinn, den das Kameel dem Araber bringt, dessen Superiorität, die aus allen seinen Handlungen und Bewegungen hervorleuchtet, flößt auch dem gemeinsten Beduinen gegen dieses so bevorzugte Thier Respect ein. Er weiß es sehr wol, daß er dem Kameele, dem besten Entdecker der Quellen und Wasserschmecker in der Wüste, auch den Brunnen Zemzem verdankt, den Brunnen überfließender Gnade, der alle seine vielfachen Sünden durch Trank und Abwaschungen tilgt, und mit diesem auch sein Gotteshaus, sowie die Gründung Mekka's selbst, das Höchste in der Welt, was er sich auf Erden zu denken vermag. Die älteste Legende nämlich von der ersten Erbauung Mekka's erzählt: Zweien Söhnen Amaleks war ein Kameel aus ihrem Lager entwichen; sie suchten nach ihm und fanden es wieder bei der Quelle Zemzem, die es entdeckt hatte, und an der sie sogleich ihr Lager aufschlugen. Zu Hagars Zeit war Zemzem für Ismael von Allah, dem Gotte Ibrahims, hervorgerufen. Hier ward nun Mekka erbaut. So hängen sogar bei ihnen die Anfänge ihrer Historie mit der Thiergeschichte zusammen.

Was hier die älteste Tradition nur als heilige Sage darbietet, ereignet sich täglich unter den Augen des Arabers noch heute, der dem Instincte seines Lebensgefährten oft mehr als seinem eigenen Verstande trauen kann. Er läßt, wenn es ihm bequemer ist, sein beladenes Kameel an seiner Statt selbst in der dunkeln Nacht, ohne sein Geleit, ganz allein den Weg zu seiner Bestimmung zurücklegen, die es auch sicher erreicht. Nähert es sich nach langem Marsche, wenn auch noch in weiter Ferne, aber schon durch die Witterung belehrt, der Wasserstelle oder der Station, so zeigt es dieses dem Führer durch sein lautes Geschrei an und verdoppelt seine Schritte. Ist das Kameel unter die Obhut seiner Führer gestellt, nicht seiner eigenen Freiheit hingegeben, sondern eins an das andere durch Stricke in lange Reihen gebunden, und vom Vordermann auf einem Kameele oder Esel angeführt, so ist dies anders. Dann verirrt das Lastkameel sich mit dem Führer, oder es bleibt der ganze Zug zuletzt, wenn er kein Lebenszeichen des Führers, kein Rufen mehr wahrnimmt, und Alles vor Ermattung eingeschlafen ist, wenn das Leitkameel stehen geblieben, auch stehen. Gehen aber die Kameele freier in Trupps sich selbst überlassen, dann sind sie wol klug genug, es beim Einbruch der Nacht sogleich instinctmäßig zu bemerken, wenn der Zug sich verirrt hat; sie werden dann höchst unruhig, ja wie besessen, heben den Schwanz in die Höhe, rennen hin und her gegeneinander, werfen wild auch ihre Last ab und laufen davon. Ueberhaupt sind die Sitten und Charaktere dieser Thiere nicht überall ganz gleich, sondern ebenso verschieden, wie die Verhältnisse, in denen sie zu den Arabern stehen, unter deren Zucht sie als ihre mehr oder weniger gezähmten Haus- und Heerdenthiere gestellt sind. Denn nicht alle Araber sind reinen, ächten Beduinenstammes, nicht alle sind der ismaelitischen patriarchalen Hirtenwelt so völlig gleich geblieben; bald mehr in ein civilisirteres, halbes Agriculturleben städtischer Nachbarschaften, und durch den großen Karawanenverkehr in allgemeinere Weltbeziehungen getreten, bald mehr in das wildere, grausamere Vagabunden- und Räuberleben, oder das der Gebirgsstämme übergegangen.

In den geregelteren syrisch-arabischen Karawanenzügen bewunderte der aufmerksame L. de Laborde die große Gefügigkeit des Lastkameels in die durch den Kameelführer ihm gewordene Bestimmung als Transport-Thier, als wahre Tragmaschine. Hierdurch ist es auf den Karawanen-Straßen des großen Handelsverkehrs diesem zu einem ebenso unschätzbaren Gute geworden, wie der Renner, d. i. der Dromedar, in der Wüste dem Beduinen. Denn es bietet in einem Lande, dessen Innerem aller Transport auf der Axe, wie jede Flußverbindung fehlt, das einzige Mittel zum Umsatz schwerer Ballen und Lasten, Zimmerholz, Anker, Kanonen u. s. w. für den großen Völkerverkehr oder specielle Unternehmungen, wie Flottenbau, Kriegführung u. s. w. dar. Nur der Elephant könnte ihm hinsichtlich seiner Transportfähigkeit unter den Thieren verglichen werden; aber um Vieles ist das Kameel genügsamer, fügsamer, harmloser, den Menschen zugethaner, zuverlässiger!

Wenn die Anstalten zum Beladen des Kameels mit der schweren Bürde gemacht werden, so bleibt es keineswegs ganz gleichgültig; es zeigt eine unruhige Verwunderung bei der Belastung, und ungemein vorsichtig und besonnen ist es, wenn es sich unter dieser schweren Last erheben muß, was immer mit nicht geringer Anstrengung verbunden ist; aber es bedarf dazu nur des Aufrufs, keines gewaltsamen Antreibens, das der Kameeltreiber auch nicht wagt, sondern diesen schweren Act seinem freien Willen überläßt. Fühlt es sich aber zu stark belastet, dann bricht es in ein Jammergeschrei aus, ein Zeichen des Bewußtseins seiner Ohnmacht, und kein Drohen, kein Schlagen bringt es zum Aufstehen, bis die Ueberladung abgenommen wird. Denn die Bürde, mit der sich das Kameel nicht erheben kann, kann es auch nicht auf lange Zeit in gemessenem Schritte tragen. Es ist ein merkwürdiger Instinkt der Selbsterhaltung, der ihm das Maß seiner eigenen Kraft gibt. Wegen dieser Eigenschaft wird das Kameel bei den Persern auch wol das schreiende Schiff genannt. Bei der Ankunft an der Station braucht der Führer nur den Kopf des Thieres etwas hinabzudrücken, und mit dem gewohnten Zuruf des heutigen Beduinen: Krri! Krri! läßt er es sich niederlegen. Es biegt ein wenig das Knie, erst des einen Vorderbeines, dann des andern, und fällt mit dem ganzen Gewichte seiner Last und seines knochigen, nervösen, aber fleischlosen Körpers auf die Gelenkschwielen nieder, ohne Schmerz von dem Stoße, dann zieht es auch die Hinterbeine wie die hohen Schenkel einwärts

gegen die vorderen hin und senkt sich da eben so gewichtig nieder; die Kniegelenke pressen sich wie Charniere zusammen, und der ganze Körper, mit dem, was er trägt, lastet rückwärts auf der Croupe, bis der ganze hohe, gewaltige Koloß in die vollkommen ruhige Position gelangt, die ihm eigenthümlich ist. Nun erst kann es bequem abgepackt werden, die abgelösten Ballen, Tonnen, Körbe bleiben zu beiden Seiten des Thieres auf dem Boden stehen: das Kameel zwischen ihnen erhebt sich, nun seiner Bürde ledig und frei, und geht auf seine sparsame, dürre Weide. Zum nächsten Aufbruch läßt es sich zwischen denselben noch dastehenden Ballen an derselben Stelle nieder zu neuer Belastung. So sind zwei Männer im Stande, in Zeit einer halben Stunde ein Viertelhundert dieser Schiffe der Wüste zu belasten und wieder zu entladen. Eine höchst geringe Anzahl von Männern reicht also hin, die ganze Karawane zu bedienen, die, gleich einer Flotille kleiner Barken, mit der mächtigen Gesammtladung aber den Tonnenlasten der Kauffahrteischiffe gleich, sich mit Geräusch in Bewegung setzt. Gleichmäßig wie der Schiffskiel, ohne Aufenthalt, so durchschreitet gleichförmig abgemessen der sichere Kameelschritt die Sandwogen der unabsehbaren Wüste, deren unnahbare Glutregion jeden andern Organismus zu vernichten droht, jeder andern sich nähernden Macht Hohn spricht. Und dieser Schritt durch die Wüste ist so ausdauernd und regelrecht wie der Pendelschwung, daß er dem Araber die Stelle der Uhr ersetzt, und auf das Genaueste die Räume und ihre Distanzen durch die Zeiten mißt, in denen sie durchritten werden. [173.]

---

18. Mekka und die Wallfahrt zur Kaaba.

Mekka wird von den Arabern mit manchem hochtrabenden Namen bezeichnet. Die gewöhnlichsten sind Om el Kora (Mutter der Städte); el Moscherefe (die Edle); Biled al Ameye (die Region der Gläubigen). Die Stadt liegt in einem engen und sandigen Thale, das in seiner Breite zwischen einhundert und siebenhundert Schritt wechselt. In dem breitesten Theile desselben ist der Haupttheil der Stadt. In den engern Theilen sind blos einzelne Häuserreihen, oder abgesonderte Schoppen.

Man kann Mekka eine hübsche Stadt nennen; seine Straßen sind im Allgemeinen breiter, als die anderer Städte des Orients, die Häuser hoch und von Stein erbaut, und die vielen Fenster nach der Straße zu geben ihr ein angenehmes und mehr europäisches Aussehen, als den Städten von Aegypten und Syrien, wo nur wenige Fenster auf die Straße gehen.

Der einzige öffentliche Platz im Innern der Stadt ist der geräumige Platz vor der großen Moschee. Weder Gärten noch Bäume ergötzen das Auge, und die Scene wird einzig während des Hadj (Wallfahrt) durch die große Menge wohlgebauter Schoppen, die man in jedem Quartier findet, belebt.

Die Straßen sind alle ungepflastert. Im Sommer verursachen Sand und Staub auf denselben eben so große Beschwerlichkeit, als der Schmutz in der Regenzeit, während welcher man sie nach einem Regenschauer kaum passiren kann; denn im Innern der Stadt fließt das Wasser nicht ab, sondern bleibt, bis es aufgetrocknet ist. Mekka ermangelt aller solcher polizeilichen Einrichtungen, die in andern Städten des Orients gebräuchlich sind. Die Straßen sind Nachts ganz finster und keine Art Lampe brennt; die verschiedenen Quartiere sind ohne Thore und in dieser Beziehung von den meisten orientalischen Städten verschieden, wo jedes Quartier regelmäßig nach dem letzten Abendgebet geschlossen wird.

Wo das Thal weiter ist, als in den andern Theilen des Innern der Stadt, steht die Moschee, welche Beitullah (das Haus Gottes) oder El Haram (die Heilige) heißt und einzig wegen der Kaaba, welche sie einschließt, merkwürdig ist. Denn es gibt in andern Gegenden des Orients einige Moscheen, die ihr an Größe beinahe gleichkommen und sie an Schönheit weit übertreffen.

Die Kaaba steht in einem länglichen Viereck, das 250 Fuß lang und 200 breit ist; keine der Seiten desselben läuft nach einer geraden Linie,

obgleich es beim ersten Anblick eine regelmäßige Gestalt zu haben scheint. Dieses offene Viereck ist auf der östlichen Seite von einer Colonnade eingeschlossen; die Säulen stehen auf einer Seite in vierfacher Reihe, auf den andern Seiten dreifach und durch Spitzbogen vereinigt, von denen je vier eine kleine weißgetünchte Kuppel tragen. Der ganzen Colonnade entlang hängen auf allen vier Seiten Lampen von den Bogen herab. Einige werden in jeder Nacht und alle in den Nächten des Ramadan angebrannt. Dieser Tempel wurde so oft zerstört und wiedergebaut, daß keine Spur von großer Alterthümlichkeit an ihm gefunden werden kann. Auf der innern Seite der großen Mauer, welche die Colonnaden umgibt, sieht man einzelne arabische Inschriften mit großen Characteren, aber sie enthalten blos die Namen Muhammed's und seiner unmittelbaren Nachfolger. Auch sieht man den Namen Allah an einigen Stellen.

Sieben gepflasterte Wege führen von den Colonnaden nach der Kaaba oder dem heiligen Hause im Mittelpunkt. Die Kaaba ist ein längliches, massives Gebäude, 18 Schritt lang, 14 breit, und 35 bis 40 Fuß hoch. Sie steht auf einer zwei Fuß hohen Basis, welche eine sich scharf neigende Ebene darstellt; ihr Dach ist flach und in der Ferne hat sie das Ansehen eines vollkommenen Kubus. Die einzige Thür, welche den Eintritt gestattet und jährlich dreimal geöffnet wird, ist an der Nordseite und etwa sieben Fuß über der Erde. Darum braucht man beim Hereingehen eine hölzerne Treppe. Die gegenwärtige Thür ist ganz mit Silber beschlagen und hat einige vergoldete Verzierungen. Auf ihrer Schwelle werden jede Nacht verschiedene kleine, brennende Wachskerzen und Rauchfässer, welche mit Moschus, Aloeholz u. s. w. gefüllt sind, aufgestellt.

Auf der nordöstlichen Ecke der Kaaba, nahe bei der Thür, ist der berühmte „Schwarze Stein," etwa vier oder fünf Fuß über der Erde. Er ist ein unregelmäßiges Oval, etwa sieben Zoll im Durchschnitt, mit einer wellenförmigen Oberfläche, und aus etwa einem Dutzend kleineren Steinen von verschiedener Größe und Form zusammengesetzt, welche mit wenig Mörtel gut mit einander verbunden und ganz glatt sind. Es ist sehr schwer, die Qualität des Steines genau zu bestimmen, der durch die Millionen Berührungen und Küsse, welche er erhalten, bis zu seiner gegenwärtigen Oberfläche abgenutzt ist.

Auf der Nordseite der Kaaba, bei der Thür und nahe an der Mauer ist eine einfache, mit Marmor ausgelegte Höhle in dem Boden, groß genug, daß drei Personen darin sitzen können. Es wird für verdienstvoll gehalten, hier zu beten. Man glaubt, daß hier Abraham und sein Sohn Ismael den Kalk und Sand geknetet, welchen sie zum Bau der Kaaba gebraucht.

Auf der Westseite der Kaaba, etwa zwei Fuß unter ihrem Gipfel, ist das berühmte Myzab oder die Wasserrinne, durch welche das auf dem Dache des Gebäudes sich sammelnde Wasser abgeht. An der Mündung hängt ein vergoldetes Bret, welches man den Bart des Myzab nennt, über das das Wasser herunterfällt. Diese Rinne wurde im J. d. H. 981 von Konstantinopel hieher geschickt und wird für pures Gold ausgegeben. Das Pflaster um die Kaaba unter dem Myzab besteht aus verschiedenfarbigen Steinen, welche eine sehr hübsche Art von Mosaik bilden.

Die vier Seiten der Kaaba sind mit einem schwarzseidenen herabhängenden Stoff bedeckt, der das Dach unbedeckt läßt. Dieser Vorhang oder Schleier heißt Kesoua und wird jährlich während des Hadj erneuert. — Die schwarze Farbe des Kesoua gibt der Kaaba bei'm ersten Anblick ein sehr eigenthümliches und imposantes Ansehen. Da es unten nicht knapp angezogen ist, verursacht das kleinste Lüftchen, daß es sich in langsamen Wellen bewegt, welches von der versammelten Menge mit Gebeten begrüßt wird, indem sie es für ein Zeichen der Gegenwart seiner Schutzengel hält, deren Flügel durch ihre Bewegung das Wogen der Decke verursachten. Siebenzigtausend Engel tragen heilige Sorge für die Kaaba und sind beauftragt, sie in's Paradies zu tragen, wenn die Trompete des letzten Gerichts ertönt.

Den vier Seiten der Kaaba gegenüber stehen die vier kleinen Gebäude, in welchen die Imans der vier orthodoxen muhammedanischen Secten Platz nehmen und die Versammlungen in ihren Gebeten leiten. In einem andern Nebengebäude befindet sich der berühmte Brunnen Zemzem.

Schon vor der Morgendämmerung bis nahe um Mitternacht ist das Brunnenzimmer beständig mit Besuchenden angefüllt. Jedermann hat die Freiheit, für sich selbst Wasser heraufzuziehen, aber die Arbeit wird gewöhnlich von zu diesem Zwecke angestellten und von der Moschee bezahlten Personen verrichtet. Die Türken halten es für ein

Wunder, daß das Wasser von diesem Brunnen niemals abnimmt, obgleich beständig daraus geschöpft wird. Denn der Zemzem versorgt nicht blos die Pilgerschaft, sondern die ganze Stadt, und es gibt kaum eine Familie, welche nicht täglich einen Krug mit Wasser füllt.

Bei Sonnenuntergang versammelt sich eine Menge Volkes zum Abendgebet; sie theilen sich selbst in mehrere, oftmals in mehr als zwanzig Kreise um die Kaaba, als den gemeinsamen Mittelpunkt, vor dem Jedermann seinen Fußfall macht; und so ist Mekka, wie die muhammedanischen Gelehrten bemerken, der einzige Fleck in der ganzen Welt, wo der wahre Gläubige im eigentlichen Verstande sich während seines Gebetes nach einem Punkte des Compasses drehen kann. Der Imam nimmt nahe bei der Thüre der Kaaba Platz und seine Kniebeugungen werden von der ganzen versammelten Menge wiederholt. Der Effect einer solchen vereinten Verbeugung von sechs- bis achttausend Menschen, verbunden mit dem Gedanken an die entfernten und verschiedenen Länder, aus denen sie kommen, und an die Ursachen, warum, kann nicht verfehlen, auch den kältesten Zuschauer mit einiger Ehrfurcht zu erfüllen. Nachts, wenn die Lampen angebrannt sind und eine Menge Gläubige den Tewaf um die Kaaba verrichten, gibt der Anblick der geschäftigen Haufen, die Stimmen der Metowef's, die sich bestreben, von denen gehört zu werden, welchen sie vorbeten, die laute Unterhaltung von vielen müßigen Personen, das Rennen, Spielen und Lachen der Knaben, dem Ganzen ein ganz anderes Ansehen und macht es mehr einem Orte öffentlicher Vergnügungen ähnlich. Die Menge verläßt jedoch gegen neun Uhr die Moschee, wo diese alsdann wieder der Ort stiller Betrachtung und des Gebetes für diejenigen wenigen Besucher wird, welche von wahrer Frömmigkeit und nicht von weltlichen Absichten oder aus Gewohnheit an diese Stelle geleitet werden.

Blos während der Stunden des Gebetes wird den großen Moscheen dieser Länder die Heiligkeit des Gebetes zu Theil, und sie einiger Maßen als geweihte Orte betrachtet. In El Azhar, der ersten Moschee zu Kairo, sah ich Jungen Pfannkuchen zum Verkauf ausrufen, Barbiere ihre Kunden barbieren, und Manche von der geringern Klasse ihr Mittagsessen verzehren, wohingegen während des Gebetes nicht die geringste Bewegung oder nur ein Geflüster die Aufmerksamkeit der Versammlung störte. Kein Laut außer der Stimme des Imams wird in der großen Moschee zu Mekka während des Gebetes gehört, während sie zu andern Zeiten der Ort ist, wo Geschäftsmänner zusammenkommen, um ihre Geschäfte zu besprechen und sie manchmal so voll ist von armen Hadjy's oder kranken Personen, die unter den Colonnaden mitten unter ihrem elenden Gepäcke umherliegen, daß sie mehr das Ansehen eines Hospitals, als eines Tempels hat. Knaben spielen auf dem großen Platze, Bediente tragen Gepäcke über denselben, um den nächsten Weg von dem einen Theile der Stadt nach dem andern zu gehen. In dieser Beziehung gleicht der Tempel zu Mekka andern großen Moscheen des Orients. Die heilige Kaaba ist der Schauplatz von Unanständigkeiten und frevelhaften Handlungen, welche hier mitzutheilen gute Sitte verbietet.

Nahe an dem Thore der Moschee Bab-es'-Salam haben arabische Scheikhs mit ihrem Dintenfaß und Papier ihren täglichen Aufenthalt, und sind immer bereit, Briefe, Rechnungen, Verträge und ähnliche Documente zu schreiben. Diese handeln auch mit geschriebenen Zaubersprüchen, ähnlich denen, welche in den Negerländern gebräuchlich sind, mit Amuleten und Liebesrecepten. Sterbehemden und andere in dem Wasser von Zemzem gewaschene Leinwand, hangen beständig zwischen den Säulen zum Trocknen. Mancher Hadjy kauft zu Mekka das Grabtuch, in welchem er begraben zu werden wünscht, und wäscht es selbst in dem Brunnen Zemzem, indem er glaubt, daß, wenn der Körper in die im heiligen Wasser gewaschene Leinwand gehüllt sei, der Friede der Seele nach dem Tode wirksamer gesichert werde.

Der Dienst der Moschee beschäftigt eine große Menge Menschen. Der erste Beamte der Moschee ist der Nayb el Haram, der Wächter, welcher die Schlüssel der Kaaba besitzt. In seine Hände werden die Summen niedergelegt, die zu Geschenken für das Gebäude bestimmt sind, und welche er in Verbindung mit dem Kadi austheilt.

Der Nächste nach ihm, der zweite Beamte der Moschee dem Range nach, ist der Aga der Verschnittenen. Die Eunuchen versehen Polizeidienste in dem Tempel, sie verhüten Unordnungen und waschen und kehren täglich mit langen Besen das Pflaster um die Kaaba herum.

Zur Zeit des Ramadan ist die Moschee vorzüglich

glänzend. Die Hadjy's verrichten in dieser Periode (welche in die heißeste Jahreszeit fällt) gewöhnlich die drei ersten täglichen Gebete zu Haus, versammeln sich aber zur Abendandacht in großen Haufen in der Moschee. Jedermann bringt in seinem Taschentuch einige Datteln, etwas Brod und Käse, oder einige Trauben mit sich, welche er vor sich hinlegt und bis zu dem Augenblick wartet, wo zu dem Abendgebet gerufen wird, da es dann erlaubt ist, die Fasten zu brechen. Sobald der Imam anfängt zu rufen „Allah hou Akbar'' (Gott ist sehr groß), eilt Jedermann, aus dem vor ihn hingestellten Krug Zemzemwasser zu trinken, Etwas zu essen und sich darauf mit den Betenden zu vereinigen. Darauf kehren Alle zum Nachtessen nach Hause und besuchen dann die Moschee wieder, um das letzte Abendgebet zu feiern. Um diese Zeit sind der ganze Platz und die Colonnaden mit Tausenden von Lampen beleuchtet, dazu haben die meisten Hadjy's ihre eigenen Laternen, die vor ihnen auf dem Boden stehen. Die Pracht dieses Schauspieles und der kühle Wind, welcher über den Platz weht, veranlassen Viele, bis um Mitternacht hier zu bleiben.

Das Ende des Hadj gibt dem Tempel ein sehr verändertes Ansehen. Krankheit und Sterblichkeit, die Folgen des während der Reise ertragenen Ungemachs, oder durch die leichte Bedeckung, die ungesunden Wohnungen zu Mekka, die schlechte Kost, oder oftmals gänzlichen Mangel an Nahrung veranlaßt, füllen die Moschee mit Leichen, welche hierher gebracht werden, um des Imams Gebet zu erhalten, oder mit kranken Personen, von denen viele, wenn ihre Auflösung naht, zu den Colonnaden gebracht werden, damit sie entweder durch den Anblick der Kaaba geheilt werden, oder doch wenigstens die Genugthuung haben, innerhalb des heiligen Umfangs zu sterben. Man sieht arme Hadjy's, von Krankheit und Hunger abgezehrt, ihre kraftlosen Körper unter den Colonnaden umherschleppen; und wenn sie ihre Hand nicht mehr ausstrecken können, um die Vorübergehenden um eine Gabe zu bitten, so stellen sie nahe der Matte, auf der sie liegen, ein Becken, um ein Almosen darin zu erhalten. Wenn sie fühlen, daß der letzte Augenblick naht, bedecken sie sich selbst mit ihren zerlumpten Kleidern, und oft vergeht ein ganzer Tag, bevor man entdeckt, daß sie gestorben sind. [26.]





II. Indien.

1. Charakter der Pflanzen- und Thierwelt Indiens.

Den Charakter der indischen Pflanzenwelt, wie der tropischen Flora überhaupt, bestimmt die **Palme** „der König der Gräser.“ Riesighohe Stämme, einfach und ungetheilt, gewaltigen Säulen vergleichbar, tragen wie eine Knospe die Blätterkrone, in spitzigem Winkel zum Schafte sich erhebend, trotz der geringen Zahl der Blätter, oft nur 8 bis 12 auf 60 Fuß hohen Stämmen, trotz des Mangels an dem leichten Schmucke reichbelaubter Aeste, durch die ungeheuere Größe der Blätter, ihre Richtung nach oben und ihre Structur majestätisch. Die Blätter lispeln und säuseln nicht, sie rauschen mächtig und mahnen an den fernen Donner. Der Hindu unterschätzt nicht die Bedeutung der Palmen. Er erzählt von der architektonischen Cocospalme mit ihren 2 Fuß breiten und 12 Fuß langen Blättern, daß sie zu 99 Dingen diene, tadelt die Hausfrau, welche nicht täglich durch einen ganzen Monat aus den Nüssen Lieblingsgerichte zu bereiten versteht und kennt kein besseres Lob, als wenn er ein Ding „so fruchtbar, so gewinnreich und so schön, wie die Cocospalme“ findet; der Betelpalme vergleicht er die schönste Frau, im Schatten eines einzigen Blattes der Schirmpalme hat er Platz für seine Tafel. Den Palmen reiht sich als eigenthümliche Flora Indiens die nahrungsreiche **Banane**, der Paradiesesbaum, an. Ihre Blätter sind ein natürliches Tischtuch, in ihrem Stamme paart sich, wie im Charakter des Hindu selbst, zarte Weichheit mit mächtiger Fülle. „Dick wie ein Eichstamm ist er doch so zart, daß man ihn mit dem Finger durchbohren könnte.“ Dann der **Mangobaum**, dessen Schatten im Sommer kühlt, an kalten Tagen wärmt, weil das dunkelgrüne, dichte Laubdach die frostigen Winde abhält, dessen Goldfrucht, dem Reichen ein Leckerbissen, dem Armen eine nahrhafte Speise, an Annehmlichkeit mit dem Schatten wetteifert. Ueber ganz Indien verbreitet, hat er auch deshalb eine große Wichtigkeit, weil in der Nähe von Mangowäldern sicher Brunnen anzutreffen. Der Liebesgott taucht in die Mangoblüthen seinen Pfeil, Mangogärten sind der Hauptschmuck der Landschaft im alterthümlichen Epos. Endlich gehört hierher die Krone der Baumwelt Indiens, die ewig sich erneuernde,

räumlich unendliche Banjane. Vom Indus bis Cochinchina heilig, wurde sie zwar nirgends noch in dichten Wäldern beisammen gefunden, steht dagegen in ihrer Vereinsamung desto bedeutsamer als landschaftliches Heiligthum beinahe an jedem Brahmanendorfe. Die in ihrer Ueppigkeit unübertroffene Productionskraft der Banjane ist bekannt. Aus einem einzigen Keime entsprießen im Laufe der Jahrhunderte ganze Wälder, indem von den Zweigen Luftwurzeln herabsteigen, welche neuerdings Zweige treiben und so allmälig in dem seltsamen Gewinde von Haupt- und Nebenstämmen riesige Bogenhallen und Gänge, eine wahrhafte Baumarchitektur, bilden. Nutzbringend ist die Banjane nicht im Geringsten; desto tiefer ist ihre Einwirkung auf die Einbildungskraft durch ihre unermeßliche Ausdehnung (ihr undurchdringliches Laubdach bietet bekanntlich oft Tausenden von Menschen Schatten), ihre unerschöpfliche Productionskraft und ihren Reichthum an phantastischen Formen, wozu wol auch ihre constante Bevölkerung: Affenschaaren, Papageienschwärme, Pfauen, Tauben, beutegierige Schlangen, mit den Hinterkrallen ihrer Flughäute zu Tausenden herabhängende Vampyre, das Ihrige beitragen mögen. Von Büßern und Mönchen zahlreich besucht, gilt die Banjane den Hindus als Lebensbaum, als Bild der Unsterblichkeit und Wiedergeburt und spielt in der Glaubenslehre eine wichtige allegorische Rolle.

Um das Bild der indischen Pflanzenwelt zu vervollständigen, denke man sich noch diesen Baumwuchs von Parasiten aller Art, der Amerrella, Guirlande der Ewigkeit z. B., dem Riesenparasiten in Centralindien, und dem üppigsten Blumenflore umgeben, darunter insbesondere die prachtvolle Lotos, die göttliche Wasserrose, mit Sonnenaufgang aus dem Wasser sich erhebend und ihre großen, freisrunden Blätter auseinanderbreitend, das Symbol der Erde, das Maß der menschlichen Schönheit, der unvermeidliche Refrain jedes Gedichtes, worin so gewiß jeder fünfte Vers der Lotos geweiht ist, wie jeder zehnte dem Elephanten.

Nicht weniger einflußreich auf die indische Bildung und Phantasie ist die Thierwelt. Ein Heerdenleben treffen wir zwar weniger an, auch kein Federvieh, und außer dem Bulbul, dem Vogel mit tausend Liedern, keinen Singvogel, aber dafür den weißen Büffelochsen, ebenso schnell wie das Roß, und überdies noch dauerhafter, mit Recht wegen seiner Leichtfüßigkeit dem Zebra gleichgestellt, schreilustige Papageien so zahlreich, daß ihre Menge oft die Sonne verdunkelt, und ihr Besuch der Reisfelder die Wirkung einer Heuschreckenverwüstung besitzt, heilige Affen, trotz der Heiligkeit nicht weniger lärmend, keck und vorlaut als ihre profanen Brüder anderwärts, die mit dem Reiz des Mährchenhaften geschmückten Schlangen, den hier zuerst als König der Thiere gedachten Löwen und endlich den Elephanten, „handbegabt, achtwaffig, zweimal trinkend,“ Lebensgenosse der Götter, Träger der Erde, Wächter der Tempel, Lieblingsbild der Dichter. Den einfältig frommen Marignola, welcher im 14. Jahrhunderte Indien besuchte, hinderte nur die Achtung vor der Schrift, dem Elephanten den Gebrauch der Vernunft zuzuschreiben, die Hindus dachten kühner und stellten Ganesa, den Gott der Weisheit, mit einem Elephantenkopfe vor. Gleich der Banjane ein Bild der Ewigkeit, wie diese eine vollständige Pflanzenarchitektur, so der Elephant ein architektonisches Thier, dem äußeren Aussehen nach ein wandelnder Bergkoloß, stand er der diesen Formen leicht zugänglichen Einbildungskraft des Volkes sehr nahe und galt dem letzteren, wie die ausgezeichneteren Pflanzengattungen, Alles in Allem: Frömmigkeit, Mitgefühl und Ahnungsvermögen wurden ihm beigelegt, behauptet, daß er Sonne und Mond verehre, die Verwandlung büßender Seelen in weiße Elephanten gelehrt, der anmuthige Gang der Braut mit dem Tritte eines jungen Elephanten, die Ungelehrigkeit eines Brahmanen mit einem aus Holz geschnitzten Elephanten verglichen. Wie vielfach der Elephant in der indischen Poesie verwerthet wurde, ist jedem Freunde orientalischer Dichtungsweise bekannt. Als das nächste Beispiel wäre die kraftvolle Schilderung aus Nal und Damajanti: der Ueberfall zahmer Karawanenelephanten durch unbändige Waldelephanten anzuführen:

„Doch wie die Waldelephanten
Gewahrten jene zahmen,
Wuthtrunken und mordgierig
Im Sturm heran sie kamen,
Es stürzten unaufhaltsam
Dahin die grimmig tollen,
Wie losgeriss'ne Felsen,
Die von der Berghöh' rollen;
Den Weg durch Büsch' und Bäume
Sich bahnend wie im Fluge,
So nahten sie am Teiche
Sich jetzt dem Kaufmannszuge u. s. w.“

Wir haben in der indischen Pflanzenwelt die zierlichsten Formen, den zartesten Farbenschmelz neben erdrückender Ueppigkeit und maßloser Productionskraft erblickt, neben strenger Gebundenheit in den Formen die ausschweifendste Verschwendung. Die Thierwelt bot uns ein ähnliches Beispiel unendlicher Lebensfülle und übermächtiger Kraft. Vom „süßen Koil, dem weisesten der Vögel, der Liebe Boten, dem melodischen Waldsänger" geht der unermeßliche Gestaltenreichthum bis zu den Elephantenungethümen, verwandter früheren Schöpfungen als der gegenwärtigen Erde, ohne daß scharfe Contraste, schroffe Gegensätze dabei gespart würden. Im Einklange mit dem Charakter dieser lebendigen Welt stehen die Phänomene, welche sowol, was z. B. die allgemeine Windrichtung, die Strömungen anbelangt, als auch in der Aufeinanderfolge der Jahreszeiten, der Beschaffenheit der Atmosphäre ꝛc. Bilder des gewaltsamen Umspringens zwischen Extremen darbieten. So wissen wir von der Küste von Malabar, daß, wenn sich die nordöstlichen Monsuns mit den südwestlichen das Gleichgewicht halten, die Luft süß wie Opium berauscht und den sinnlichsten Reiz weckt, daß nach einer wochenlangen Regenzeit urplötzlich die üppigste Vegetation zauberartig hervorschießt, darauf aber durch den Sonnenbrand alles Grün zum verdorrten Braun versengt wird, die Sehnsucht nach dem Regen den höchsten Grad erreicht: „Der Himmel glüht wie Erz, die Erde wie Eisen." In Travankore stellen sich die Südwestmonsuns, die ganze Natur in Aufruhr versetzend, im Mai ein. Es folgen dann wahre Donnerkanonaden, die Luft gleicht einem angefüllten Schwamme, die Erdoberfläche wird mit einer feuchten Salzkruste überdeckt, Bäche verwandeln sich in reißende Ströme und führen Alles, was in ihre Gewalt kommt, unwiderstehlich den Meerungeheuern als Beute zu. Nach dem ersten heftigen Losbruche hellt sich der Himmel auf, „statt der trockenen Felder, leeren Bäche, staubigen Winde, dürren Atmosphäre, durch welche die Sonne noch kurz zuvor trübe und roth ihre Glutstrahlen schoß, werden der Boden sanftgrün, die Flüsse volluferig, die Lüfte rein balsamisch, der blaue, klarste Himmel überzieht sich mit farbigspielenden Wolken, die ganze Natur ist mit einem Zauberschlage neu belebt."

Im alten Centralindien offenbart die Natur ihren typhonischen Charakter in den Junitagen. Bei tief blauem Himmel brennt die Atmosphäre, Todtenstille herrscht, kein Blatt regt sich, nirgends, selbst nicht im Schatten der Tamarindenwälder, wird eine Kühlung geboten. Des Menschen bemächtigt sich eine Art Tollheit, die Vögel mit offenem Schnabel lassen die Flügel hängen, nur der Kuckuck schreit heiser — es ist ein Verzweiflungsruf an den im Uebermaß des Lebens tödtenden Himmel. **[210. 173.]**

---

2. Thierkämpfe am Königshofe von Aude.

Bei dem Aufenthalte des Prinzen Waldemar von Preußen zu Lucknow ließ der König von Aude charakteristische Thierkämpfe veranstalten, von welchen uns Hoffmeister, Begleiter des Prinzen, eine herrliche Schilderung gibt.

Man führte uns zu einer Gallerie, von welcher man in einen engen, von Mauern und Gitterwerk umgebenen Hof hinabsehen konnte. Dies war die Arena, auf welcher das Schauspiel stattfinden sollte. Leider war der Raum für die Zuschauer durch die große Zahl der gegenwärtigen Lady's so beschränkt, daß wir nur einen schlechten Platz zum Stehen finden konnten, wo man dazu durch die Sonne nicht wenig belästigt wurde; allein das Schauspiel, welches sich in der Tiefe des Kampfplatzes vor unsern Augen entwickelte, war der Art, daß man leicht darüber alle Unbequemlichkeit vergaß.

Man erblickte dort sechs gewaltige Büffel, nicht von der zahmen Raçe, sondern kräftige Abkömmlinge des Arnibüffels aus den Bergen, bis zum Rücken wol $4\frac{1}{2}$ Fuß hoch, mit mächtigen, weit ausgeschweiften Hörnern von 3' bis 4' Länge. Da standen sie auf ihren plumpen, kurzen Füßen und bliesen unter heftigem Schnauben den Athem aus den weit vorgestreckten Nasen, als ob sie Etwas von der herannahenden Gefahr ahnten. Welche mächtige Thiere, welche ungeheuere Kraft

in den breiten Nacken! Wenn dabei nur nicht solche Dummheit aus ihren Augen sähe.

Ein Klappern von Stöcken und der Schrei verschiedener thierischer Stimmen wurde gehört, welchen die Büffel mit dumpfem Gebrüll beantworteten. Plötzlich stürzte von einer geöffneten Seitenthür ein gewaltiger Tiger hervor, wol 10—11' lang und an vier' hoch. Ohne langes Besinnen fuhr er mit einem weiten Sprunge zwischen die Büffel, von denen er einen der stärksten, mitten zwischen den gefährlichen Hörnern hindurchschlüpfend, mit Klauen und Zähnen packte. Das Gewicht des Tigers zog den Büffel fast nieder; es entspann sich ein gräßlicher Kampf. Unter Stöhnen und Brüllen schleifte der Büffel seinen mächtigen Gegner auf dem Kampfplatze umher, während die andern Büffel mit ihren spitzen, schweren Hörnern ihm gefährliche Hiebe austheilten, um ihren Gefährten zu befreien.

Tiefe Stille herrschte unter dem Publikum, alle Zuschauer sahen mit gespannter Erwartung dem Ausgang dieses Kampfes zwischen dem Tiger und den Büffeln und dem Schicksal einiger unglückseligen Affen entgegen, welche, gleichsam zum Spott zu Zeugen des blutigen Auftritts gemacht, mit unbeschreiblicher Angst zuerst von ihren Bäumen herabsahen, dann aber, als diese durch die Hörner der Büffel erschüttert wurden, wie todt herabfielen und auf allen Vieren ausgestreckt mit der größten Resignation ihr Ende erwarteten, ohne das Geringste für ihre Rettung zu thun.

Zwei andere Tiger von etwas kleinerem Wuchse wurden jetzt mit vieler Mühe hineingetrieben, während das Ringen noch fortdauerte. Sie waren jedoch nicht zu bewegen, irgend einen Angriff zu versuchen, sondern drückten sich nach Art der Katzen an den Wänden herum, wenn die Büffel, welche noch immer rücksichtslos mit den Hörnern auf ihren Gegner einhieben, sich ihnen näherten. Der große Tiger hatte jetzt einen Rippenstoß erhalten, der ihn von seinem Sitze lüftete, er stürzte herab und kroch feig in eine Ecke, wo er, von dem durch den aufgerissenen Nacken wüthend gemachten Büffel verfolgt, verschiedene Stöße hinnehmen mußte, bei welchen er nur schmerzlich das Maul verzog, ohne die geringste abwehrende Bewegung zu machen.

Neue Kämpfer erschienen nun auf der Arena; zwei Bären von verschiedener Art vom Himalajah wurden mit großer Anstrengung auf den Kampfplatz gezerrt, gerade in den Winkel, in welchen sich der Tiger zurückgezogen hatte. Mancher Klauenhieb, manche harte Ohrfeige wurde hier gewechselt, unter heftigem Knurren und Brüllen. Blut floß von allen Gesichtern. Während alle drei im fürchterlichsten Gemetzel begriffen waren, erneuerte der verwundete Büffel, der unterdessen mit einem der halb todten Affen sich beschäftigt hatte, seinen Angriff, verarbeitete sie alle zusammen in einem Haufen, und ließ nicht eher ab, als bis ihm ein kräftiger Klauenhieb ein großes Stück Fell von der Nase gerissen hatte.

Nun trat eine allgemeine Erschöpfung ein; der erste Tiger lag wie todt und zog schreckliche Gesichter, die andern hinkten lahm gestoßen aus einer Ecke in die andere; auch die Bären verhielten sich vollkommen ruhig, sobald sie nicht mehr die spitzen Stöcke der Thierwärter in ihren Rippen fühlten.

Es war ein schauderhaftes, für Damen und Herren nichtsdestoweniger unterhaltendes Schauspiel; doch hat nur der eine Büffel in Folge der erhaltenen Wunden sein Leben verloren, die Tiger leben noch alle, nur einer hat eine Rippe gebrochen. Der König hat sechszehn starke Tiger in seiner Menagerie, welche zu dieser Art Kämpfen bestimmt sind.

Wir verließen nun die Gallerie, um uns in die Ebene am Gumty zu begeben, welche ebenfalls zum Kampfplatz eingerichtet war, und von einer dort errichteten Tribüne das Schauspiel in einer andern Weise fortgesetzt zu sehen. Hier traten nach einander Schaafböcke, Antilopen und Elephanten als Kämpfer auf; Alles wird hier zum Kampf abgerichtet, selbst Wachteln und Rebhühner.

Der Elephantenkampf war, wie sich leicht denken läßt, der großartigste von allen. Zwei der größten Elephanten waren ausgesucht und wurden, nachdem man sie durch Gewürze und Branntwein in den Zustand der Wuth versetzt hatte, gegen einander geführt. Man sah sie erst lange einander gegenüberstehen; endlich nahmen sie einen kurzen Anlauf, fuhren mit fürchterlicher Heftigkeit gegen einander und schoben sich in einem gewaltigen Ringkampfe mit den Zähnen und den verschlungenen Rüsseln auf und nieder, daß der Boden zitterte. Ihre Mahuts (die Treiber, welche auf dem Halse sitzen) blieben zu meinem Erstaunen

während des ganzen Kampfes auf ihren Plätzen und schienen ihn zu leiten.

Plötzlich ließ der eine Elephant den Kopf etwas sinken; der andere drängte ihn rückwärts und trieb ihn zuletzt in die Flucht. Im vollen Trabe verfolgte der stärkere Elephant den flüchtigen. Es soll dabei gewöhnlich vorkommen, daß der Sieger dem Ueberwundenen, wenn er ihn erreicht, den Schwanz abbeißt, welches zu verhindern, Raketen und Schwärmer zwischen sie geworfen werden; doch schien das Mittel diesmal nicht zu helfen; denn der Sieger, welchem, wie man bei seinem nähern Vorüberlauf sah, der eine Stoßzahn abgebrochen war und das Blut stromweise am Maule herablief, war außer sich vor Wuth.

Der Flüchtling nahm jetzt eine rasche und unvermuthete Wendung nach dem Flusse zu, wodurch eine Menge Zuschauer, die nicht mehr entfliehen konnten, genöthigt wurden, sich in's Wasser zu stürzen. Noch lange sah man die Kämpfer sich hin und her jagen, bis sie endlich zwischen den Büschen des Hintergrundes verschwanden.

Während der ganzen Zeit hatten Gaukler, Fechter, Ringer und Tänzer nicht aufgehört, ihre verschiedenen, wunderbaren Kunstproduktionen zum Besten zu geben, und der Widderkampf diesseit des Flusses dauerte fort, während jenseits die Elephanten mit einander rangen. Selbst Kameele versuchte man in Wuth zu versetzen und zum Zweikampf zu reizen. Sie sollen ein förmliches Ringen mit Hals und Beinen beginnen, höchst lächerlich anzusehen; diesmal wollte es nicht gelingen. Sie schäumten und krächzten, aber trotz alles Hin- und Herzerrens an den Stricken wollten sie sich auf nichts weiter einlassen.

Es wurden an demselben Tage zur Unterhaltung noch andere Thierkämpfe angestellt, doch weniger blutige. Der Kampf einer Hyäne und eines Esels gehörte dazu, welcher als ergötzliches Schauspiel im Orient einen großen Ruf erlangt hat; doch fand ich die Art, wie man solche ganz heterogene Thiere, die nie mit einander in die entfernteste Berührung kommen, geschweige denn Veranlassung zum Streit finden, zusammenhetzt, eher grausam als belustigend. Mit Stricken werden beide gehalten und gegen einander gezogen, bis sie sich berühren; dann schlägt und trampelt der Esel, versucht auch wol zu beißen, während die Hyäne nur das Maul aufreißt, ohne ihm Böses zu thun. Das nennt man einen Kampf.

Die Kämpfe der Antilopen dagegen waren sehr hübsch anzusehen; es ist ein Ringen und Hin- und Herdrängen, wobei die zierlichen Thiere mit den Hörnern sich gegenseitig den Kopf seitwärts zu drehen suchen. Man benutzt diese Art des Kampfes auch, um vermittelst der zahmen Antilopen die wilden zu fangen, indem man an den Hörnern des zahmen Bocks eine Schlinge mit Bleigewichten befestigt. Bei dem Kampfe verwickeln sich die Hörner des wilden darin; der zahme aber steht still, sobald er merkt, daß die Schlinge zugezogen ist, und hindert die Flucht der gefangenen Antilope. Auch große, schwarze Schaafböcke erschienen als Kämpfer und stießen sich tüchtig herum; ihre Hörner waren glatt polirt, und die Wolle bis auf eine Mähne abgeschoren, was ihnen ein höchst komisches, löwenähnliches Ansehen gab. [93.]

3. Leben und Sitten der Hindu's.

Die Indier wohnen größtentheils in Städten und Dörfern; auf den Bergen trifft man auch Weiler von wenigen Hütten, oft nur zerstreute Wohnungen. Die Bauart der Häuser richtet sich nach dem Klima. Die Dörfer innerhalb der Ghatketten zeigen beschattete Hütten mit steilen Dächern, die fast bis zur Erde hinabhängen; die Mauerwände sind nur wenige Fuß hoch, ringsum ist Alles mit Pflanzen umwuchert, voll Bäume und Schlingstauden; Gurken, Melonen und andere Rankengewächse überklettern die Hütten, welche unter dem Grün ganz versteckt liegen. In den Dörfern des Ostens dagegen ist während vieler Monate keine Spur von Grün zu sehen; Hütten aus Thon, an der Sonne gebacken, oder mit Lehm aufgeführt, die, wenn sie im Westen stünden, durch einen einzigen Regenschauer niedergeschwemmt würden, reichen dorthin. Sie sind

nicht über 8 — 10 Fuß hoch; ihr horizontales Dach ist eine Terrasse mit Baumzweigen oder Bambus, mit Lehm überzogen, eher Ameisenhaufen als Menschenwohnungen ähnlich. Auf dem Plateau von Mysore sind die Dörfer klein und ärmlich. Im Süden Dekans haben die Hütten Plattdächer mit Erde und Lehm bedeckt, im Norden von Dekan aber fangen die Spitzdächer mit Strohdeckung an. Einfache Bambushütten finden sich, wie in den hochliegenden Gegenden Dekans, so in Bengalen und den Indusniederungen, wechselnd mit Häusern aus Backsteinen mit platten Dächern; im nördlichen Indien dagegen sind die Wohnungen der Landleute von einer Art Cedernholz fest und dauerhaft gebaut, gewöhnlich dreistöckig, so daß unten das Vieh, im zweiten Stockwerke die Getreidevorräthe sich befinden, und zu oberst die Familie wohnt; das dritte Stockwerk faßt eine eigene Gallerie ein. Nicht selten sieht man die Hütten mit Palmblättern gedeckt, in der Regel haben auch die Häuser eine hölzerne Einfassung oder Umzäunung, mit Hof und Garten versehen; im Stromlande stehen dieselben in der Form eines umgestürzten Kahns auf Erhöhungen, wegen der Ueberschwemmungen. Statt des Granits und Marmors der älteren Zeit werden jetzt Backsteine zu den besseren Gebäuden verwendet. Auch das Innere der ländlichen Wohnungen ist schmucklos; statt der Fensterscheiben bedienen sich die Aermeren oft des geölten Papiers, am Gewöhnlichsten jedoch sind kleine Gitterfenster angebracht, um der Luft freien Durchzug zu verschaffen, überhaupt sind die Fenster überall niedrig und sehr klein, um die Hitze mehr abzuhalten. Eine Hauslampe ist dem Hindu unentbehrlich. Er ruht auf von ihm selbst gefertigten Matten, und bedient sich des hölzernen, höchstens kupfernen Geschirres, während er vielleicht über zahlreiche Heerden gebietet. Nur der Vornehmere hat eine Bettstelle aus Rohr, um welche wegen der Moskiten ein feines Netz gespannt ist. Wer nur Eine der jetzigen Städte gesehen hat, hat alle gesehen, fast keine ist schön zu nennen, die Straßen sind meist eng, krumm und ungepflastert, selten ausgezeichnet durch hohe Gebäude. Die Häuser haben flache Dächer, sind umgeben von Gärten, nur Reichere umgeben ihre Häuser mit Terrassen, Vorhallen, Säulengängen und Geländern.

Jedes Dorf hat seinen Richter, einen Vorsteher des Wassers, zum Behufe einer gleichförmigen Vertheilung desselben zur Bewässerung der Felder, einen Einnehmer, einen Astrologen, nach dessen Bestimmungen sich der Landwirth richtet, Wächter für das Dorf und Feld, einen Töpfer, Schmied und Zimmermann, welche für die Bedürfnisse der Gemeinde zu sorgen haben, einen Silberarbeiter, einen Wäscher, der die Kleider reinigt, und endlich einen Barbier, einen Dorf- und Haus-Brahmanen. Da sieht man in den Dörfern hier den Dorfwascher die Wäsche sammeln, dort den Dorfschulmeister, wie er die Kinder im Sande schreiben lehrt, hier den emsigen Schmied, dort den geschwätzigen Barbier, während in der benachbarten Pagode sich die gellenden Töne der Musik hören lassen. Gaukler reißen Possen, und fanatisch gekleidete Fakirs suchen Geld zu erpressen. Weiber sieht man mit Flitter geputzt ihre Kinder säugen oder in ihrer Haushaltung beschäftigt, indessen junge Mädchen Wasser aus dem Brunnen ziehen.

Alles, was der sparsame Hindu erübrigt, verwendet er auf religiöse Zwecke, freilich mehr ehedem als jetzt; er sorgte für Wege, Wasserteiche, Brücken u. A., um dem frommen Pilger das Reisen zu erleichtern. Nicht weniger bemühten sich in späteren Zeiten selbst Sultane mit Anlegung von Landstraßen, an welchen von Strecke zu Strecke Wegweiser errichtet waren, von Herbergen, von schattigen Alleen. Nicht blos wurden die öffentlichen breiten Straßen, denen zur Seite Alleen von Pisangbäumen u. s. w. standen, äußerst reinlich gehalten, sondern auch in den Dörfern wurden die Straßen gefegt, mit Sand bestreut oder mit Wasser besprengt. Fast in jedem Dorfe steht neben Wasserbehältern, Pagoden und Ruhesitzen, da wo sich die Straßen kreuzen, entweder die heilige Banane, unter deren Schatten der andächtige Hindu seine Götter anbetet, oder aber die Herberge, Chaultri genannt. In diesen Herbergen fand vormals der Pilger und Fremdling ohne Unterschied der Religion ein freies Quartier, oft auch einen Labetrunk aus Reiswasser oder Reis nebst Feuer. Am andern Tage wurde ihm sogar der Weg zum nächsten Dorfe gezeigt, und so konnte derselbe dieses Land durchwandern unter dem Schatten von Bäumen, ohne sich um die nächsten leiblichen Bedürfnisse kümmern zu müssen. Neben der Herberge waren angebracht Wasserteiche, um sich reinigen, Brunnen, um sich erquicken zu können, sogar Obstgärten, in welchen

er sich erholen und deren erfrischende Früchte er genießen durfte.

Die Wasserteiche werden theils zu religiösen Zwecken, theils zur Bewässerung der Felder benutzt. Großartig waren im alten Indien die Anstalten zur Bewässerung der Feldgüter, so daß in guten Jahrgängen vier Reisernten erzielt werden konnten.

Auch die Gewerbthätigkeit war früher im Allgemeinen größer. Schon vor zwei Jahrtausenden waren Indiens feine Baumwollen- und Seidenzeuge hoch berühmt. Auf der künstlichsten Maschine vermag es der Europäer nicht, die fast durchsichtigen, oft mit Gold durchwirkten Mousseline oder die äußerst feinen Shawls aus Kaschimirs Wolle zu weben, welche der Indier nicht selten in offenem Felde und mit dem einfachsten Weberstuhle, an einem Baume befestigt, in so unbegreiflicher Vollkommenheit hervorgehen läßt, daß sie, sechs- und achtfach zusammengelegt, noch die Farbe der Haut durchscheinen lassen. Die Baumwollenweber in Bengalen nehmen sieben Sorten der Baumwolle an, die nur eine Hinduhand sortiren kann; eben so außerordentlich groß ist die Verschiedenheit der Baumwollen- und Seidenzeuge, denn man zählt über 124 Gattungen indischer Zeuge, von den feinsten Gazen und dem golgeschmückten Atlas bis zu den bunten Zitzen und Kattunen mit ihren grottesken Thier- und Pflanzenfiguren; auch diese kann nur die feine, geübte Hand des Hindu unterscheiden. Die Zeuge haben neben ihrer außerordentlichen Feinheit eine glänzend bleibende Weiße; die Tücher prangen von den prachtvollsten Farben und Zeichnungen.

Die Kleidung des Indiers ist einfach; die Hauptstoffe dazu nimmt er aus seinen eigenen Erzeugnissen, d. h. aus Baumwolle, Leinwand und Seide. In den meisten Fällen sind's bei dem gemeinen Hindu ein um die Hüfte befestigtes Tuch, oder weite Beinkleider, oder ein weiter Mantel von Mousselin; die Beine sind beinahe immer bloß; bei fast gleichem Schnitt zeichnen sich Vornehmere nur durch größere Pracht aus, tragen wol auch eine leichte Jacke, leichte, weite, bis zu den Knöcheln herabgehende Beinkleider. Das weibliche Geschlecht trägt gewöhnlich als Bedeckung des Oberleibs eine kurze Weste mit Aermeln, die auf den halben Oberarm hinabreichen; ihre langen Beinkleider sind häufig von Seide, auch von Silber- und Goldstoffen. Das Haupt wird zum Schutze gegen die Sonne mit einem Tuche umwunden; die Frauen und Vornehme tragen Sandalen, der gemeine Mann Schuhe, aus Schilf u. a. geflochten. Während der Mann des Bartes pflegt, finden die Frauen in ihrem Haarputze den größten Schmuck; die Kopfhaare werden parfumirt mit feinen wohlriechenden Oelen, durchflochten mit Perlen, Edelsteinen und duftenden Blumen, meist fliegend; bei Aermeren oben in einem Knäuel zusammengebunden, mit Blumen durchschlungen. Geschmeide von Silber, Gold oder Edelsteinen schmücken Nase, Ohren, Hals, Füße und Hände; vornehme Mädchen hatten an ihren Knöchelspangen noch kleine Glöckchen, welche klingelten. Die mit Spießglanz schwarz gefärbten Augenbrauen sollen das Auge um so lebhafter machen; in einigen Provinzen ist das Tättowiren Sitte, ebenso das Rothfärben der Hände und Füße nach Innen, auch werden die Zähne manchmal geschwärzt.

Die Nahrungsmittel der Indier bestehen hauptsächlich aus vegetabilischen Stoffen, unter welchen der Reis eine Hauptstelle einnimmt, ja der Aermere lebt beinahe nur von Reis. Reis ist eine der Lieblingsspeisen der Hindus; außerdem wird der Reis theils einfach mit Wasser gekocht, oder mit Butter und Milch, auch mit einigen Kräutern und Gewürzen zubereitet, genossen, vom Reis bäckt der Hindu eine Art von Brod; zum Gähren des Mehls nimmt er statt Sauerteig etwas Palmwein und gestoßenen Reis, wodurch das Brod angenehm und leicht verdaulich wird; auch geröstet gibt der Reis eine schätzbare Speise (in dieser Form gegen ruhrartige Anfälle mit Nutzen gebraucht). Eine große Auswahl hat der Hindu an seinen erfrischenden Baumfrüchten; er weiß auch manches Obst mit Zucker einzumachen und ist Leckerbissen nicht abhold. Außer Rindfleisch werden in Indien beinahe alle Fleischarten genossen, ja es finden sich gegenwärtig an manchen Orten, wie zu Bombay, öffentliche Fleischbänke für die Hindus, in welchen außer Rind alle Arten von Fleisch, besonders aber Schweinefleisch, feilgeboten werden. Nach Sitte der Muhammedaner sitzen die Hindus nieder, um ihr Mahl zu genießen, während die alten Indier sich dazu eines Tischchens bedienten. Aus ihrer einfachen vegetabilischen Nahrung suchte man den sanften und phlegmatischen Charakter der Hindus abzuleiten. Als Getränk bedient sich der Hindu des Wassers, der

Milch, des Reiswassers; aus seinen Baumsäften weiß er sich trefflichen Wein (Palmwein) zu bereiten; ebenso Arak und Rum; letzteren sucht er zu mildern durch Zusätze von Wasser, Thee, Zucker und Citronen, woher unser Punsch seinen Ursprung hat, denn fünf Elemente (pancha = fünf) gehörten dazu.

Die Trunksucht hat sich im heutigen Indien so gut wie anderwärts verbreitet, auch das Branntweintrinken nimmt zum großen Nachtheile der Nation sehr überhand, ein Geschenk der Europäer.

Der Handelsverkehr in Indien war schon in den ältesten Zeiten bedeutend; die vielen Flüsse und Ströme waren und sind noch heute von zahlreichen Schiffen belebt; schon unter dem Sultan Akbar waren an 4000 Indusschiffe vorhanden. Auf der offenen See, welche die Hindus als reines und heiliges Element betrachteten, hatten sie großartige und solide Schiffe. Höchst wichtig war auch von jeher der Landhandel; die Plätze, wo die großen Jahrmärkte oder Messen gehalten werden, sind zugleich heilige Orte, wie zu Hurdwar, Benares u. a. O., dort kommen noch heute über 300,000—600,000 Menschen aus den entferntesten Ländergebieten zusammen, theils des Handels wegen, theils, um durch ein Bad im heiligen Ganges der Sünden los zu werden. Jetzt noch durchziehen indische Großhändler, (Banjaren) aus Marwar mittelst Karawanen das Land; zu einer sogenannten schweren Karawane gehören aber 500 Elephanten, 100 Dromedare, 2000 Pferde und 400 Mann Bedeckung zu Roß, wozu noch die Führer der Elephanten und Büffelochsen mit ihren Frauen und Kindern kommen. Die Banjaras oder Getreidehändler, zur zweiten Kaste gehörig, betrieben seit Jahrhunderten in Karawanen von Lastochsen, oft 25,000—50,000 an der Zahl, nicht nur den Verkehr über die Pässe der Ghats zwischen dem Plateaulande und der Küste Malabar, sondern überhaupt im ganzen Dekan. Hier sind keine oder wenig gebahnte Wege, das Terrain überhaupt von der Art, daß ein Verkehr zunächst nur durch Saumochsen unterhalten werden kann. Sie sind tapfer, gute Schützen, abgehärtet, sehr robust und von athletischer Gestalt; sie haben ihre eigenen Gesetze, halten Diebstahl nicht für Unrecht, führen stets ein wanderndes Leben oder hüten als Hirten ihre zahlreichen Heerden, verehelichen sich nie mit Städterinnen, und leben immer in Zelten. Ihren Kornhandel, mit dem sie in der Regel noch andere Artikel, z. B. Salz, Früchte u. a. führen, betreiben sie fast ausschließlich auf Rechnung wohlhabender Kaufleute; ihre Karawanen begleiten immer Schaaren von Hunden; die Männer sind zum Schutze gegen Räuber gut bewaffnet, endlich fehlt bei keiner Karawane ein Bhât oder Bhatt, d. i. Sänger mit der Guitarre, die Heldenthaten ihrer Vorfahren besingend. Von Fürsten und Armeen habe diese Karawanen nichts zu fürchten, selbst kriegführende Heere lassen sie ungehindert durch, nehmen ihnen nichts ohne Bezahlung ab, und hindern sie nicht einmal am Verproviantiren des feindlichen Lagers. Beide Theile sind immer darüber einig, daß man einem Gewerbe nichts in den Weg legen dürfe, dessen Vernichtung beiden gefährlich werden könnte. Die Briten benutzen diese Einrichtung, ihren verschiedenen Militärstationen Korn zuzuführen. [152.]

---

4. Die Religion der Hindu's und die Kasten.

In keinem Lande der Welt tritt das religiöse Leben der Menschen so hervor wie in Indien, wo jede Stadt ihre verschiedenen Tempel aufzuweisen hat, von der dürftigsten Kapelle, welche das roheste Idol umschließt, bis zu den Pagoden und ihren stolz gen Himmel strebenden Thürmen, großen Höfen, Colonnaden und ummauerten Tonks. Während Priester und Fromme die Götzen bekränzen, ihnen Früchte und Blumen darbringen, verrichtet das Volk, beim Aufgehen der Sonne im Wasser stehend, sich badend und übergießend, seine Andacht; bei Tage zieht Gesang die Betenden zur heiligen Stätte, oder die anmuthigen Gruppen von Frauen, von duftigen Schleiern umhüllt, welche ihre Gaben dem Gotte darbringen. Ein strenger Brahmine bedarf täglich vier Stunden, um alle seine Ceremonien zu verrichten, aber ist er mit weltlichen Angelegenheiten beschäftigt, dann kann er in einer

halben Stunde seine religiösen Pflichten erfüllen; der Mann einer niedrigen Kaste begnügt sich, während des Badens den Namen seines Gottes wiederholt anzurufen. An Festtagen zieht das Volk in Prozession mit Palmzweigen, Blumen, Götzenbildern, Tempeln, Wagen, Fahnen, Laternen aus buntem und vergoldetem Papier, aus seidenen Stoffen und Blumen, auf hohen Stangen angebracht, einher; die geputzte Menge in ihren malerischen Gewändern, so wie die sinnig und geschmackvoll gearbeiteten Symbole, geben solchen Aufzügen einen ungewöhnlich heiteren und glänzenden Anstrich; Pilger, Fakire und religiöse Bettler begegnen dem Reisenden auf den Straßen, nach heiligen Orten ziehend, diese im Anzuge ihres Ordens, jene mit Symbolen des Gottes, zu dem sie wandern, und dessen Namen oder Schutzwort dem Vorübergehenden als Gruß zugerufen wird.

Aber bei all diesem äußeren religiösen Pomp und Glanz, bei dem strengen Festhalten an Gebräuchen und Ceremonien, ist der Hinduismus von seiner ursprünglichen Reinheit seit Menus Zeiten abgewichen und verfallen. Einige Gottheiten hat man vernachläßigt, andere neu aufgenommen; Verstorbene werden angebetet, Secten haben sich gebildet, der Monotheismus ist gesunken, die Nichtachtung der Vedas vorherrschend geworden. In den Vedas werden vier große Perioden der Entwickelung angenommen, und dem Allmächtigen die drei großen Eigenschaften des Schaffens (Brahma), des Erhaltens (Vischnu) und des Zerstörens (Siva) beigemessen. Darin heißt es: daß die Engel sich vor des Allmächtigen Thron sammelten und ihn demuthsvoll fragten, was er selbst sei: „Wäre ein Anderer als ich," antwortete er ihnen, „so würde ich mich durch ihn beschreiben. Ich bin von Ewigkeit her gewesen und werde in Ewigkeit bleiben; ich bin die erste Ursache von Allem, was es gibt, im Osten und Westen, Norden und Süden, oben und unten, ich bin Alles, älter als Alles, König der Könige, ich bin die Wahrheit, ich bin der Geist der Schöpfung und der Schöpfer selbst, ich bin Erkenntniß und Reinheit und das Licht, ich bin allmächtig." Wenn auch dieser Grundgedanke nicht mehr vorherrscht, die Gegenstände der Anbetung nicht mehr dieselben sind, so übt diese Religion doch noch heute einen ebenso mächtigen Einfluß auf das Volk aus, als in den frühesten Zeiten. Und obgleich der Deismus der Vedas als der wahre Glaube, der alle anderen Formen in sich schließt, durch ein System von Polytheismus und Götzendienerei verdrängt worden, beinahe vergessen und nur noch von wenigen Priestern und Philosophen gekannt ist, so ist doch der Glaube an ein über Alles erhabenes Wesen nicht verschwunden. Indeß bekam durch ein starres Festhalten der Priesterschaft an uralten Gebräuchen, durch ein Begünstigen der Anbetung neuer Gottheiten oder Symbole der anschauliche und bildliche Theil der Religion über den erhabenen und reinen die Oberhand. In den Schriften dieses neuen Glaubens, den achtzehn Puranas, welche nicht von Veista, dem Sammler der Vedas, sind, sondern von verschiedenen Verfassern zwischen dem 18. und 16. Jahrhundert v. Chr. Geb., zum Theil aus älteren Ueberlieferungen zusammengestellt wurden, findet man Erzählungen von der Schöpfung, philosophische Spekulationen, Unterricht über religiöse Ceremonien, Genealogien, historische Fragmente und unzählige Legenden von den Thaten der Götter, Helden und Weisen.

Außer vielen Millionen von Göttern sind es hauptsächlich siebenzehn Gottheiten, welche von den Hindus angebetet werden. Brahma, der Gott der Schöpfung, der einzige, dessen Menu gedenkt, besitzt nur Einen Tempel in Indien, und wird, wenn auch bei den täglichen Gebeten angerufen, in besonderer Anbetung ganz übergangen; dagegen steht seine Gemahlin Sereswati, die Göttin der Gelehrsamkeit und Beredsamkeit, in höherem Ansehen. Vischnu und Siva und deren Incarnationen sind der vorzüglichste Gegenstand der Anbetung geworden. Siva, erzählen die Puranas, wandert bald lachend, bald schreiend auf der Erde umher, umgeben von Geistern und Kobolden; berauscht, nackend und mit fliegendem Haare, bestreut mit der Asche eines Scheiterhaufens und verziert mit Menschenknochen und Schädeln. Seine Gemahlin, Devi oder Bhorani, genießt einer gleichen Anbetung und wird in noch abschreckenderer Weise dargestellt. Im Süden Indiens erscheint sie als eine schöne Frau, reitend auf einem Tiger, in stolzer und drohender Stellung, als wolle sie eben den Dämon vernichten; aber in Bengalen und in anderen Theilen Indiens wird sie als eine schwarze Furie mit einer schreckhaften, scheußlichen Physiognomie abgebildet, übergossen mit Blut, von Schlangen umwunden, und ihr Schmuck sind

menschliche Köpfe und Schädel. In ihrem Tempel bei Calcutta werden jeden Monat tausend Ziegen und andere Thiere geopfert, und in Bindabaschni darf das Blut vor ihrem Bilde niemals austrocknen. Ebenso blutige Opfer werden Siva dargebracht; denn an gewissen Tagen im Jahre sieht man Märtyrer mit aufgeschlitzten Lippen und Zungen, worin Messer stecken, von lebenden Schlangen umschlungen in feierlicher Prozession zum Tempel wandern, während andere mit dem bloßen Fleisch an einem eisernen Haken hängen, der um einen hohen Baum geschwungen wird, und so jeden Augenblick in Gefahr sind, von der schwindelnden Höhe herabzustürzen und zu zerschmettern.

Vischnu erscheint als ein anmuthiger Jüngling von dunkler Gesichtsfarbe, gekleidet in Himmelblau, wie ein König alter Zeiten, oder auch in der Form seiner zehn hauptsächlichen Incarnationen. Zuerst war er ein Fisch, welcher die Vedas einem Dämon entriß, der sich ihrer in einer Ueberschwemmung bemächtigt hatte; dann ist er ein Eber, der mit seinen Hauern die Erde aus der Tiefe des Oceans heraufholt, in den sie gesunken war; wiederum eine Schildkröte, welche einen Berg trägt. Endlich im vierten tritt Vischnu in ein näheres Verhältniß zur Menschheit, indem er das Leben eines Gläubigen rettet, den sein Vater tödten wollte, weil er behauptete, daß Vischnu auch in der Säule sei, welche die Halle trug, in der sie sich befanden. In menschlicher Gestalt mit Löwenkopf und Tatzen sprang Vischnu aus der Säule und vernichtete den ungläubigen Tyrannen. Bei der fünften wird erzählt, ein König habe durch Opfer und Gewalt eine solche Macht über die Götter erlangt, daß diese ihm die Erde und das Meer hätten abtreten müssen und in banger Erwartung harrten, bis sein letztes Opfer ihn in den Besitz des Himmels bringen würde. Bei dieser Gelegenheit erschien Vischnu als Brahmanenzwerg, und bat um so viel Boden, als er in drei Schritten gewinnen könnte. Der Raja nahm keinen Anstand, in die bescheidene Bitte des kleinen Wesens zu willigen, aber Vischnu überschritt mit dem ersten Schritt die Erde, mit dem zweiten den Ocean, und da für den dritten kein Raum mehr vorhanden war, erließ er dem Raja sein Versprechen unter der Bedingung, daß er zur Hölle hinabsteige. Ein Brahmanenheld Paris Ram, welcher die Schetryas ausrottete, ist die sechste Incarnation; Rama, ein König von Aude, die siebente. Es wird erzählt, er sei aus seinem väterlichen Reiche vertrieben worden und habe viele Jahre zurückgezogen von der Welt in einem Walde religiösen Pflichten gelebt; während seine Gemahlin ihm von einem Riesen Ravana und Könige von Ceylon geraubt wurde. Sie zu retten, durchzog er mit einem Heere den Dekan, drang bis nach Ceylon vor und siegte, von einer Armee von Affen unter dem vergötterten Human unterstützt, über seinen Gegner. Aber als er ungerechterweise seinen Bruder Lachmen tödtete, welcher alle Gefahren mit ihm getheilt hatte, warf er sich, von Gewissensbissen überwältigt, in einen Fluß und wurde, wie die Hindus sagen, von den Göttern aufgenommen. Die neunte Incarnation war Bhudda, und die zehnte soll noch kommen.

Ferner gehören zu den Hauptgöttern: Lackschmi, die Gemahlin des Vischnu und die Göttin des Ueberflusses und des Glücks, Indra, der Gott der Luft und des Himmels, Varuna, der Gott des Wassers, Pavana, der Gott des Windes, Agni, der Gott des Feuers, Vama, der Gott der Unterwelt und der Richter der Todten, Cuvera, der Gott des Wohlstandes, Cartikeia, der Gott des Krieges, Cama, der Gott der Liebe, Surya, der Gott der Sonne, Soma, der Gott des Mondes und Ganesa, der Gott der Weisheit. Aber mehr als alle diese stehen Rama und Crischna bei den Hindus in Achtung, besonders in Hindostan. Crischna war der Sohn eines Königs zu Mattra (Mattura), der aber von einem Hirten auferzogen wurde, um ihn gegen einen Tyrannen zu verbergen, welcher ihm nach dem Leben trachtete. Seine Jugendscherze und Thaten, wenn er Milch entwendet und Schlangen tödtet, sind den Hindus unvergeßlich, seiner Schönheit wegen war er von den Frauen und Mädchen aller Stände angebetet, deren Herzen ihm entgegenflogen, wo er sich zeigte. Er ist der Liebling des Volks in so hohem Grade, daß die Hindus den Generalgouverneur auf seinem Marsche von Delhi nach Agra baten, seinen Weg über Mattra zu nehmen. — Die Mehrzahl obiger Götter hat keine Tempel; jedoch werden bei großen religiösen Festen ihre Symbole oder Bilder auf Stangen getragen und nachher in's Wasser geworfen. Die Götter, in den Tempeln sowol als an den Landstraßen, haben ein mehr thierisches, scheußliches und wildes Ansehen, als Würde und Größe; sie sind bald roth, bald blau oder gelb angestrichen, mit mehreren Köpfen und meist mit vier Händen. Eine gleiche

und oft größere Anbetung wird den Planeten, heiligen Flüssen, namentlich dem Ganges, welcher eine Göttin vorstellt, gewidmet. Hoffnung beseligt Alle, ewiger Lohn den Guten, Strafe den Bösen. Jene werden zum Jama kommen, auf reizenden Pfaden unter dem Schatten duftender Bäume wandern, zwischen Strömen bedeckt von Lotos leben und mit Blumen überschüttet sein; dabei ertönt die Luft von den Hymnen der Seligen und dem melodischen Gesange der Engel. Aber der Weg der Bösen ist auf schmalem Pfade durch Finsterniß, bald über brennendem Sande, bald über scharfen Steinen, die mit jedem Schritte ihre Füße zerfleischen; sie sind nackt, von Durst gequält, bedeckt mit Schmutz und Blut, und übergossen mit heißer Asche und brennenden Kohlen. Von den schreckhaftesten Erscheinungen beunruhigt, erfüllen sie die Luft mit ihrem Klagegeschrei.

Der **Gottesdienst der Hindu's in den Pagoden**, deren fast jedes Dorf eine hat, wird verrichtet von den Brahmanen. Der tägliche Kultus besteht darin, daß die Götterbilder gebadet oder gewaschen, gesalbt und bekleidet werden, während vor den Bildern Lampen brennen, worauf Weihrauch verdunstet, und die heiligen Götterdienerinnen oder Devadâsîs unter feierlicher Musik ihre heiligen Tänze aufführen. Letztere werden zu diesem Dienste schon von Jugend auf von ihren Eltern bestimmt und geweiht; außer den heiligen Tänzen liegt ihnen zunächst ob, das Lob der Götter zu besingen, die Altäre zu verzieren und bei den Festen Kränze zu flechten. Häufig sind sie zugleich die Buhlerinnen der Priester. Außerdem werden den Göttern die Opfer des Volks dargebracht, d. h. Milch, Honig, Pisang und andere Früchte, Cocusöl, Zucker, Reis, Korn, Gemüse, Blumen, Specereien, auch Geld. Bei manchen sehr feierlichen Gelegenheiten werden sogar gegen die gewöhnliche Sitte Thiere geopfert und verbrannt. Unter den vielen Festen, welche den mancherlei Gottheiten zu Ehren gefeiert werden, nimmt das **Wagenfest** zu Jaggernat in Orissa eine der ersten Stellen ein. Eine Menge Menschen, welche jährlich nach dieser Pagode wallfahrten, sterben dort oder in der Umgegend daselbst. Tausende reisen jährlich Hunderte von Meilen, um dort zu sterben. Hunde, Geier und Schakals leben hier von Menschenfleisch, da die Leichname nicht beerdigt werden. Um die Pagode herum ist's wie in einem Feldlager. Der Götze Jaggernaut sitzt in der Pagode auf einem Throne zwischen seinem Bruder und seiner Schwester; er ist aus einem großen Holzblock geschnitzt, und hat ein fürchterliches, großes, schwarzbemaltes Gesicht. Seine Arme sind von Gold, sein Anzug ist prachtvoll; die beiden andern Götzen sind von weißer und gelber Farbe. Höchst unsittliche Figuren erblickt man an den Wänden und Thüren. Diese Götzen werden auf einem 70' hohen Wagen an den Tagen des großen jährlichen Festes von Menschen mit Stricken in großem Gepränge durch die Straßen gezogen, und oft werden die Räder von dem Blute der Büßenden beiderlei Geschlechts, welche sich unter denselben zerquetschen lassen, um schnell und sicher in Brahma's Himmel zu kommen, geröthet; man sieht diese Andächtler mit sträubigen Haaren, bemalten Gesichtern und Leibern, überall sich verschiedene Martern anthun. Die Zahl der Pilgrime hier beläuft sich oft auf Hunderttausende, und von dieser Masse wird ein fürchterliches Geschrei erhoben, wenn die Götzen aus der Pagode gebracht werden. Die Menge, mit grünen Palmen in der Hand, fällt alsdann nieder, und betet den Götzen an; hierauf geht die Prozession unter Vortritt der Elephanten und der Tanzmädchen vor sich. Ueber 100 Priester verrichten die religiösen Gebräuche in den verschiedenen Stockwerken der Pagode. Die Priester singen und jauchzen und erzählen Einigen aus dem Volke von Zeit zu Zeit, daß der Götze vergnügt sei, Andern, daß er nicht vom Platze wolle und keine Gewalt ihn weiter bringen könne, bis er lächle und seine Einwilligung durch einen Wink zu erkennen gebe. In Handlungen und Geberden beweisen sie die größte Lüsternheit, und je schamloser sie sich benehmen, desto rauschender ist der Beifall der sinnlichen Menge. Der Götze, sagen sie, lache vor Vergnügen, wenn die Räder seines Wagens das Blut der Büßenden tränke. Während sonst die Hindus immerhin noch sich an den Rang der Kasten binden, scheint hier im Angesichte Jaggernauts jeder Kastengeist verschwunden zu sein; hier sind alle Kasten vermischt, hier essen Alle mit einander. *)

*) Obige grelle Schilderung darf jetzt nicht mehr so wörtlich aufgefaßt werden, da sich der indische Fanatismus in Folge der europäischen Einwirkung sehr vermindert hat.

Eine besondere Menschenklasse bilden die Büßer und Fakirs von Hindostan. Sie haben verschiedene Stufen, man nennt sie alle Muni. In glühender Sonne zwischen fünf Feuern sitzen, Winters im kalten Wasser liegen, Tage lang auf den Zehenspitzen stehen, fast nichts und nur das Elendeste essen bis zum Hungertode, sich den Krokodilen im Ganges entgegenwerfen, sich verbrennen, von Felsen stürzen, den Rücken mit einem eisernen Haken durchbohren, sich von einem großen Rade schwingen lassen, mit Stacheln in den Füßen Reisen machen, Jahre lang sitzen und auf die Nasenspitze blicken u. s. w. sind die heiligen Mittel, welche ihnen die gewisse Seligkeit verschaffen. Die eigentlichen indischen Büßer heißen Tapasrinas. Die Einen derselben messen den Weg von Benares bis Jaggernat mit ihrem Körper, indem sie sich der Länge nach auf die Erde werfen, dann aufstehen und sich wieder niederwerfen; ein Anderer wälzt sich Tag für Tag um einen Felsen herum, der eine Meile im Umfange hat; ein Dritter läßt die Nägel durch die geballten Hände wachsen; wieder Einem fällt es ein, seine ganze Lebenszeit in einem eisernen Käfig zuzubringen, oder sich mit schweren Ketten behängen zu lassen u. s. w. Manche dieser Büßenden mögen wol nur religiöse Triebfedern leiten, viele von ihnen aber sammeln sich unter der Maske der Demuth und Heiligkeit Schätze. Aurengzeb berief einst viele Fakire von Dekan zu sich, weil er vermuthete, daß sie in den Falten und Nähten ihrer Lumpen viel Gold und Juwelen verborgen hätten; er bewirthete sie und gab Jedem ein anständiges Kleid; die äußerst bestürzten Fakire machten zwar tausend Einwendungen, Aurengzeb gab aber durchaus nicht nach, und die Heuchelei ward an den Tag gebracht.

So wie das religiöse Leben der Hindus dem Geiste der Europäer ferne liegt, so nicht minder ihre gesellschaftliche Sonderung in Klassen oder Kasten. Nach Menu schuf Brahma vier Arten von Menschen: die Brahminen aus seinem Haupte, die Menschheit zu leiten und zu belehren; die Chetriyas aus seinem Arme, dieselbe zu vertheidigen und zu schützen; die Veisiyas aus seinem Leibe, sie zu nähren und zu erhalten; und die Sudras aus seinen Füßen, den Uebrigen zu dienen und zu gehorchen. Der Brahmine ist das erste aller geschaffenen Wesen; die Welt und Alles, was in ihr ist, gehört ihm, durch ihn erst erfreuen sich andere Sterbliche ihres Lebens, denn seine Verwünschungen können Könige vernichten; daher soll auch ein Brahmine mit mehr Achtung als ein König behandelt werden. Sein Leben und sein Besitzthum sind durch die strengsten Gesetze in dieser Welt und durch die Drohungen der furchtbarsten Strafen in der jenseitigen geschützt. Seine Jugend muß in Entsagung und Kasteiung ausschließlich dem Studium der Vedas gewidmet sein; gehorsam und dienend dem Lehrer, soll er sich den Unterhalt von Thür zu Thür erbetteln. Im zweiten Lebensabschnitte finden wir ihn mit seiner Familie und seinen Kindern den gewöhnlichen Pflichten eines Brahminen obliegen: die Vedas lesen und lehren, opfern und beten, Almosen spenden und empfangen. Aber er darf keine Dienste annehmen, soll auf alle Lebensfreuden, auf Musik, Gesang, Tanz, Spiel u. a. m., verzichten, und weltliche Ehren und Genüsse meiden wie das Gift. Selbst sein äußeres Wesen und seine Kleidung sind streng vorgeschrieben: offen und bescheiden, rein und züchtig, leidenschaftslos, Haar und Bart verschnitten, sein Gewand weiß, sein Körper rein, soll er mit einem Stabe und den Vedas in den Händen und mit glänzend goldenen Ringen in den Ohren erscheinen. Hat er die Schriften gelesen, einen Sohn auferzogen und die heiligen Opfer erfüllt, so ist es ihm erlaubt, Alles seinem Sohne anzuvertrauen und in seinem Hause als Schiedsrichter zu leben. Sein dritter Lebensabschnitt ist der mühevollste. Bekleidet mit dem Fell einer schwarzen Antilope oder mit Blättern, mit herabhängendem Haare und langen Nägeln, soll er auf der bloßen Erde, in keiner Behausung, schlafen, ohne Feuer, nur von Wurzeln und Früchten leben, dabei aber streng allen religiösen Pflichten nachgehen. Endlich beschließt er sein Leben in Selbstbeschauung und in Betrachtungen über die Gottheit, und haucht seine Seele aus, wie der Vogel voll Lust den Zweig des Baumes verläßt. [152. 157.]

5. Der Ganges und die Ghats von Benares.

Das gesegnete Gangesgebiet ist wie kein anderes auf Erden von seinen eigenen Bewohnern gefeiert, und sein Typus hat ihre mythologischen Systeme, ihren religiösen Cultus, ihre Sitten und tägliche Lebensweise mitgestalten helfen. Der Mythos vom Ganges macht eine Episode des größten indischen Epos des Ramajan aus. Wie nach der Brahmanenlehre die Welt und die Götter aus dem Wasser hervortraten, so sind auch wieder alle Wasser des Ganges ihre Abkömmlinge geworden. Zur Mongolenzeit nannten die Brahmanen 27 heilige Ströme in Hindostan, an denen unzählige geweihete Orte lagen. Mehrere davon sind weibliche Gottheiten, die sich wieder in die Flüsse verwandelt haben. Zu ihnen zu pilgern, in ihnen zu baden, aus ihren Quellen zu trinken, sich rein von Sünden zu waschen, und ein Verdienst für den Zustand nach dem Tode zu erwerben, dies setzte seit frühester Zeit jährlich Hunderttausende von Pilgern in Bewegung, und bringt noch bis auf den heutigen Tag einen Verkehr unter die Völker der Gangesländer, welcher die Veranlassung zu der Richtung fast aller ihrer öffentlichen Angelegenheiten, Handelsverhältnisse, Haushaltungsgeschäfte und ihrer täglichen Gebräuche ist. Der Kranke sucht Genesung im Gangesbade, und der Gesunde sorgt dafür, daß womöglich seine Asche nach dem Tode in den Strom gestreut werde. Gangeswasser wird in allen indischen Gerichtshöfen benutzt, darauf den Eid zu schwören, wie bei den Muhammedanern auf den Koran. Der Segen, den der Strom in der That über seine Fluren verbreitet, der Reichthum seiner Gaben, der tägliche Genuß des trefflichen Gangeswassers, das heilsame Bad und die körperlichen Reinigungen, zu denen er auffordert, konnten den sanften Hindu, bei dem Mangel höherer Erkenntniß, zum Naturdienst gegen die im Strome verborgenen Kräfte hinleiten. Die philosophische Lehre der Brahmanen schmückte diesen zu einem inhaltreichen Systeme aus, und verband ihn mit ihren Offenbarungslehren.

Die Ufer des Gangesstromes, mehrere Hunderte von Meilen entlang, sind jeden Morgen und Abend bei Sonnenauf- und Untergang von vielen Tausenden von Menschen belebt, voll betender Brahmanen und voll waschenden, sich entsühnenden Volks von beiderlei Geschlecht. Zumal an allen Festtagen, z. B. des Vollmonds, in den Monaten Cortik und Maug, ziehen Ströme von Pilgern auch weiter südwärts zu den Badeorten.

Nicht blos der Strom, sondern auch sein Wasser hat bei dem Hindu eine heilbringende, entsühnende Kraft. Es ist wirklich sehr lieblich, süß, leicht und zum Genuß sehr gesund, soll sich auch wol ein ganzes Jahr gut erhalten, ohne zu verderben. Daß Kaiser Kanghi sich Gangeswasser auf Lastthieren bis nach Peking bringen ließ, ist bekannt; es ist aber auch in allen Tempeln und Pagoden, die fern vom Ganges liegen, das kostbarste Opfer, das gebracht werden kann. Demnach wird es in die äußerste Südspitze von Dekan auf Schultern getragen. In den Pagoden des Mahadeo auf der Insel Ramisseram, zwischen Coromandel und Ceylon, darf zum Tempeldienste nur Gangeswasser gebraucht werden. Daher sind Fakirs immer damit beschäftigt, Gangeswasser nach der Südspitze Ostindiens zu bringen.

Zu den berühmtesten Wallfahrts- und Badestätten des Ganges gehören Allahabad, Hurdwar, Benares.

Allahabad verdankt wahrscheinlich sein Dasein der Lage; viele Tausende von Pilgern stürzen sich hier jährlich in die Fluthen des Ganges und tragen mit seinem Wasser gefüllte Gefäße in ihre Heimat zurück; die Pilgerabgabe bringt dem Gouverneur der Stadt ein jährliches Einkommen von 50,000 Rupien! Der heilige Badeort Haraca-Paivi bei Hurdwar zieht alle 12 Jahre eine außerordentliche, und alljährlich zur heißen Jahreszeit jene große Pilgerfahrt aus allen Theilen von Hindostan und Dekan dahin, die dort von da, wo die Sonne in das Zeichen der Fische tritt, bis zu dem Eintritt in den Widder (den 10. April) verweilt. Damit vereinen sich, wie bei allen Pilgerfahrten (z. B. den Mekka-Karawanen) große Handelsgeschäfte; die Messe von Hurdwar ist eine der wichtigsten für Ober-

Indien, weil hier die Geschäfte zwischen dem Duab, Bahar, Lahore, Multan, Sind und den indischen Alpenländern betrieben werden. Es versammeln sich da, nach Berechnung der Zollabgaben, wenigstens an $2^1/_2$ Millionen Menschen, und für Käufer und Verkäufer ist Alles im Ueberfluß zu haben. Hierbei entstehen bei dem Fanatismus der Hindu leicht Parteikämpfe verschiedener Secten. Die Treppen und Stufen zu den Gangesbädern waren 1808 so belagert, daß öfter das untere Drittheil der Pilger von der obenher zudrängenden Volksmasse in den Strom zurückgeworfen wurde.

Benares ist als der uralte Sitz der Brahmanenschulen der heiligste Ort der Hindus. Diese Stadt und ihr Mahadeotempel, dessen Kuppel weithin durch den Dreizack, der sie ziert, erblickt wird, gehört zu den Wallfahrtsorten vom ersten Range, und ist für die Hindus, was Mekka für die Moslemin, der Ort, wo alle Sünden können vergeben werden.

Zu Benares fallen vornämlich jene großen Gebäude in's Auge mit ihren zahlreichen Etagen, Altanen, vorspringenden Erkerfenstern, großen Portalen und breiten steinernen Treppen, die weithin das Ufer des heiligen Flusses bedecken. Dies sind die Ghats, Badeplätze, mit Tempeln und Wohnungen für Priester wie reiche Hindus, zur Selbstbenutzung und zur Aufnahme der Pilger bestimmt, in Verbindung stehend. Dieser Theil der Stadt ist der von den Hindus vorzüglich geachtete und geehrte, und aus diesem Grunde hat ihn auch Aurengzeb, dieser Tempelstürmer und Mordbrenner des Islams, zum Monumente seiner Schande erwählt, indem er hier einen der geachtetsten Hindutempel niederreißen ließ, und eine Moschee auf dessen Grunde errichtete, welche die sie umgebenden Bauten der Hindus, durch ihre Lage auf einer Kuppe schon sehr begünstigt, weit überragt, die jedoch, wol gegen Aurengzeb's Absicht, Benares namentlich durch ihre hochemporragenden Minarete sehr verschönert und nicht wenig dazu beiträgt, die Ansicht der Stadt im Vergleiche mit anderen Städten Indiens zu einer der schönsten zu machen. Das Aeußere der Moschee mit ihren Minareten lehrt übrigens schon von Weitem, daß die Zeit ihres Erbauers längst vorüber, und daß sie in Schutt und Staub versunken sein wird, wenn Hindus noch Hunderte von Jahren nach wie vor die Stufen der heiligen Ghats füllen werden. Ein Weg mit vielen steinernen Treppenstufen, der von den Ghats in die innere Stadt führt, nahe an der Moschee vorüber, zieht unsere von dieser Seite auf Benares gerichteten Blicke nächst den Minareten und den Ghats besonders auf sich. Diese Treppe ist nie leer und vom frühen Morgen bis zum späten Abend sieht man auf derselben Auf- und Absteigende mit ihren metallenen Wassergefäßen, Blumen, Tüchern und anderen Dingen, welche die Hindus nöthig erachten, um ihren religiösen Ceremonien am Flusse nachzukommen.

Richten wir unsere Blicke mehr in den Vordergrund, so sehen wir die Stufen der Ghats mit Hindus aller Kasten, von allen Farben, aus den verschiedensten Theilen Indiens zahlreich besetzt, wobei allerdings in manchen Stunden des Tages der Zudrang größer ist, als in anderen. So füllt sich schon mit dem ersten Morgengrauen das Ufer mit den Frauen der heiligen Stadt. Später ändert sich die Scene und wird nun immer mannigfaltiger und belebter, jemehr der Tag vorrückt. An geeigneten Stellen der Ghats und der zu diesen hinabführenden Treppe sitzen Brahmanen, einen Vorrath von mancherlei Büchsen, Töpfchen, Farben, Kussagras, Sandelholzpulver, Sandelöl und was der Dinge mehr sind, die der Luxus ersonnen, neben sich ausgekramt. Mit ehrfurchtsvollem Gruße naht sich dieser oder jener Badende einem jener Brahmanen, legt einige Pais hin und empfängt die Farbe, die ihm nöthig dünkt, um sich das Zeichen seines Glaubens auf die Stirn zu malen. Hier ziert sich ein Anhänger des Vischnu nach dem Bade bald mit horizontalen, bald mit vertikalen Strichen, bald mit runden Punkten in gelber oder rother Farbe; dort bemalt sich ein Anhänger des Siva mit einem vertikalen Striche oder mit einem Dreizack in Roth oder Weiß. Andere bringen ihr Gebet und ihr Wasseropfer der Sonne dar, mit aufrecht zusammengelegten Händen sich hingewendet nach ihr, die Alles belebt; noch Andere schöpfen mit einem Yoni von Kupfer, Kussagras darin mit der Hand haltend, Wasser aus dem heiligen Flusse, unter Gebeten es in diesen zurückgießend.

Mit jeder Stunde nimmt das Gedränge auf der Treppe zu, wird die Menge der Badenden in und an dem Flusse bunter und bewegter. In diesem Chaos machen sich kleine und große Familien Fremder, die aus allen Theilen Indiens

hierher pilgern, besonders bemerkbar. Bewohner des Nordens von Indien, des Dekan, von Guzerat, der Malabar- und der Coromandelküste, Alles strömt hier zusammen, doch vorzugsweise sind jene Familien Radjputs Hindostans. Mit frommer Spannung in ihren Zügen nahen sie dem heiligen Flusse, dem oft durch lange Jahre ersehnten, nach manchem ermüdenden Tagemarsche endlich erreichten Ziele ihrer Pilgerfahrt.

Der Mann und Vater ist Führer seiner kleinen Schaar; innere Befriedigung malt sich in seinen Zügen, er hat die Ghats erreicht, die schwere Wanderung ist belohnt, er kann jetzt mit den Seinen hier im Ganges baden, von seiner Lieben Glück ist er jetzt hocherfreut überzeugt. Von innerer Regung tief ergriffen sieht man die Frau. Wie ist sie bewegt, das ganze Dasein liegt ihr in dem Augenblicke! Da sehen wir den Sohn, das Auge unverwandt dem Vater folgend, wie staunt er, und seine Sinne fassen kaum das, was er glaubt! Die Töchter, mit welchem kindlich frommen Blicke hängen sie an jedem Worte des Vaters, der ihnen jetzt erzählt, wie hier Krischna, da Rama, dort Latschmann gebadet!

Der Pilger, hat er gebadet und hat er die heiligen Tempel und Orte besucht, rüstet sich zur Heimkehr, und verfehlt nicht, etwas Wasser aus dem heiligen Flusse mitzunehmen, es sorgfältig verwahrend, um bei religiösen, feierlichen Gelegenheiten davon Gebrauch zu machen. [173. 194.]

---

6. Hochzeiten der Hindu's.

Bekanntlich sind bei den Hindus sechs Arten von Heirath als gesetzlich anerkannt, von denen nur vier den Brahmanen gestattet sind, aber bei allen ist es Gesetz, daß der Vater seine Tochter ohne irgend einen Anspruch weggeben soll. Zwei von diesen Heirathsformen sind der Soldatenkaste erlaubt, nämlich, wenn der Krieger sich einer Frau nach dem Siege bemächtigt und sie gegen ihren Willen ehelicht; und wenn ohne irgend eine Ceremonie ein gegenseitiges Hingeben übereinstimmend stattfindet. Dagegen sind Heirathen verboten, wo der Vater ein eheliches Geschenk empfängt; oder wenn die Frau durch Berauschung oder aus anderer Ursache, sich in einem solchen Zustande befindet, daß sie für unfähig angesehen werden muß, ihre Einwilligung zu der Verbindung geben zu können. Es gereicht zur Unehre, vom Schwiegersohne oder Schwager Mittel zum Lebensunterhalte anzunehmen. Die Männer können Frauen unter ihrer Kaste heirathen, jedoch sollen Frauen höherer Kaste sich nicht mit Männern einer niederen Kaste verbinden. Im Mahaparat ist die Frau die Ehre der Familie, der Lebensgeist des Mannes, seine Hälfte, seine beste Freundin in der Einsamkeit, die Mutter der Bedrückten. Nach den Gesetzen des Menu sollen die Weiber von ihren Vätern, Brüdern und Männern geschätzt und geehrt werden, damit diese selbst glücklich sind; denn die Götter freuen sich, wo man die Weiber ehrt. — Gewöhnlich werden die Mädchen mit dem achten, die Knaben mit dem zwölften Jahre verheirathet, wobei der Vater den Gatten seiner Kinder bestimmt; hat er diese Pflicht aber, drei Jahre nachdem das Mädchen mannbar ist; versäumt, so steht es dieser frei, selbst zu wählen. Bei den höheren Kasten findet die Hochzeit unter vielen Ceremonien statt, bei den niederen werden die Hände der Braut und des Bräutigams einfach durch einen Halm geheiligten Grases verbunden. Wenn die Tochter eines Soldaten einen Brahmanen heirathet, so hält sie einen Pfeil in ihrer Hand, die eines Veisga (Kaste der Kaufleute) eine Peitsche und die eines Sudra (Kaste der Gewerbtreibenden) den Zipfel eines Mantels. Sobald die Braut sieben Schritte dem Bräutigam entgegengegangen ist, und Beide einen besonders dazu bestimmten Text wiederholt haben, ist mit dem siebenten Schritte die Verbindung unauflösbar. Stirbt der junge Gatte, bevor er mit seiner Frau zusammen gelebt hat, so soll diese lebenslang Wittwe bleiben; wenigstens nehmen die Hindus höherer Kaste Anstand, eine Frau zu heirathen, welche schon als Kind dem Wittwenstande anheim fiel. So waren die Töchter zweier reicher Hindukaufleute in Calcutta in diese Lage gekommen und mir wurde versichert, daß die Väter ihren

Töchtern eine große Mitgift angesetzt hätten, um ihnen Männer zu verschaffen.

Mit großem Gepränge zieht der Bräutigam nach dem Hause seiner Braut, festlicher Empfang mit Musik und Tanz findet statt, mit Blumen und Lichtern sind die Räume geschmückt und eine Kuh wird scheinbar zum Opfer vorgeführt; aber der Bewerber bittet für ihr Leben, und auf sein Ansuchen erhält sie die Freiheit. Die Väter vornehmer Söhne pflegen die Bräute unbemittelter Eltern zu sich zu nehmen und unter ihrer Obhut erziehen zu lassen. Für die Bräute der Fürsten und ihre Eltern, welche von einem anderen Lande kommen, wird zu dem Empfang ein besonderes Gebäude errichtet. Sobald die Ceremonien und die Feste vorüber sind, kehrt der junge Gatte heim, oder der Vater nimmt die Angetraute wieder mit sich, welche, sobald sie mannbar geworden ist, von dem Gatten unter großer Feierlichkeit abgeholt wird. Bei den Aufzügen der Vornehmen gehen reichgeschmückte Elephanten voran, die Dienerschaft folgt festlich gekleidet, umgeben von Musikanten, Andere tragen Palmzweige, Blumen, bunte Papierlaternen u. dergl. m., und der Bräutigam schließt, begleitet von seinen Verwandten, auf einem Elephanten oder Pferde oder in einem Takt — i — rawan in reichen Kleidern den Zug. Schmuck aller Art, oft im Werthe von einigen Tausend Rupien, ist die erste und vorzüglichste Gabe, welche er der Geliebten überbringt; denn die Religion gebietet dem Hindu, seine Gattin beständig mit Schmuck und schönen Kleidern zu versehen, damit sie in ihrer Einsamkeit sich seiner Liebe erinnere und Unterhaltung finde. Da die Ehe unauflösbar sein soll, und es dem Manne auch nur unter gewissen Umständen gestattet ist, eine zweite Frau zu nehmen, so erscheint es um so bemerkenswerther, daß er sich von seiner Gattin gesetzlich trennen darf, wenn sie nach acht Jahren kinderlos bleibt, oder ihm nach elf Jahren keine weibliche Nachkommenschaft schenkt. Desgleichen ist die Frau verpflichtet, acht Jahre ihres Gatten zu harren, wenn er religiöser Zwecke halber sie verlassen hat, sechs Jahre, wenn Drang nach Weisheit oder Ruhm ihn in die Welt treibt, und drei, wenn Vergnügungen die Ursache seiner Abwesenheit sind. [157.]

7. Die Sattis.

Die Sattis, oder das Sichverbrennen der Frauen nach dem Tode ihrer Männer, ist ein uralter Gebrauch in Indien, obwol in Menu's Gesetz dessen nicht gedacht wird; aber Diodorus gibt uns eine Beschreibung davon, welche noch heute passen würde. Obgleich die Briten niemals den religiösen Gebräuchen der Indier hindernd entgegentreten, so gestatten sie doch weder die Sattis, noch das Rädern unter dem geheiligten Wagen von Jaggernat in den von ihnen beherrschten Ländern, und nach den mir gemachten Versicherungen unterrichteter Männer soll, insofern eine Controle möglich ist, in den letzten zehn Jahren in Bengalen und in der Präsidentschaft Bombay keine Satti mehr vorgekommen sein; denn südlich des Kishnaflusses findet diese grausame Sitte überhaupt nicht statt. Selbst die Angehörigen suchen das Verbrennen der Wittwen zu hintertreiben, und bei Familien hohen Ranges übernimmt der Landesfürst in Person die Tröstungen; während er bemüht ist, die Wittwe von ihrem Vorhaben abzubringen, wird der Leichnam schleunigst hinweggebracht und verbrannt. In Bengalen ist es Sitte, den todten und lebenden Körper zusammen mit Stricken an einen Pfahl zu binden, und Bambusrohr so hoch herum aufzuschichten, daß ein Entkommen unmöglich wird; die Wittwe wird mit Musik in feierlicher Prozession von den nächsten Verwandten ihres verstorbenen Gatten an einem Bande zum Scheiterhaufen geführt, und ist begleitet von ihren Frauen und Angehörigen, wobei ihre männlichen Nachkommen vorangehen. In Orissa ist der Scheiterhaufen in einer Grube, in die sich die Gattin wirft, sobald die Flammen hochauflodern; und im Dekan sitzt die Frau auf dem Scheiterhaufen, mit dem Kopf des Ehegatten auf ihrem Schooß, bis sie erstickt oder von dem herabfallenden schweren Holzdache, welches darüber angebracht ist, erdrückt wird. Wenn eine Frau beabsichtigt, sich mit ihrem Manne

zu verbrennen, so nimmt ihr Schmerz einen erhabenen Charakter an; sie vergießt keine Thränen, sie erhebt kein Wehklagen, sie legt ihren Schleier ab, und verbirgt sich nicht länger mehr vor dem Anblick der Männer. Der Gedanke, mit dem Geliebten in die seligen Gefilde des Jenseits vereint eingehen zu können, ja durch dies Sühnopfer ihm den Weg dahin erleichtert und vorbereitet zu haben, gibt ihr die unglaubliche Kraft, sich einem solchen Märtyrertode zu weihen. Man hat Frauen in den Flammen beten und die Hände ringen sehen; andere stürzten sich, vom Schmerz überwältigt, aus der Feuergluth, wurden aber von den Umstehenden zurückgetrieben. Ein Engländer, welcher Zeuge eines solchen Vorfalls war, nahm sich der Unglücklichen an und hinderte ihr Verbrennen; indeß, er war nicht wenig überrascht, anderen Tages von ihr mit den bittersten Vorwürfen überhäuft zu werden, daß er sie um ihre Seligkeit gebracht habe und sie nun verlassen und verachtet von der Welt umherirren müsse. [157.]

8. Indische Gaukler und Zauberer.

Wer hätte nicht von Indiens Taschenspielern, Gauklern, Schlangenbändigern gehört, einer Klasse von Leuten, die, wenn sie nicht einen wesentlichen Theil der Bevölkerung des Landes ausmachen, gleichwol allenthalben zu finden sind. Heute hier einheimisch, so lange der Ort sie nährt, und morgen anderswo, sind sie nicht nur ein treues Bild der Zigeuner, wie dieselben noch im vorigen Jahrhunderte in Europa geschildert werden, sondern diese selbst. In größeren Städten ist ihr Aufenthalt ein weniger schnell vorübergehender, wenigstens sind immer einzelne Familien von ihnen anwesend. Sie bilden hier eigene kleine Niederlassungen, d. h. sie schlagen ihr Lager immer außerhalb der Stadt auf, und wenig besuchte, verfallene Gebäude, sowie alte Ruinen scheinen für sie einen gewissen Reiz zu haben, da man öfter ihre Wohnungen in der Nähe derselben trifft. Oft begegnen wir am Wege wandernden Leuten dieser Klasse, und selten lassen diese die Gelegenheit vorübergehen, ohne von dem Sahabluk sich ein kleines Geschenk zu verdienen, indem sie sofort ohne weitere Vorbereitung, sich auf oder an den Weg placirend, ihre Künste zeigen. Jede Kleinigkeit wird von ihnen mit Dank angenommen, und zufrieden, freundlich Glück wünschend, sehen sie uns weiter ziehen.

Diese Zigeuner Indiens sind, wie ich sagte, durch das ganze Land zu finden, doch vorzugsweise in Oberindien zahlreich; ich will aber glauben, daß sie vielleicht in den Staaten, die unter der Regierung eingeborener Fürsten stehen, wie Qualior, Hydrabad, der Dekan überhaupt, sich noch zahlreicher finden mögen.*) Oft habe ich Gelegenheit gehabt, ihre Künste und Kunststücke zu sehen und fast ebenso oft ihre große Geschicklichkeit bewundert, denn wenn wir einen Taschenspieler in Europa mit allen getroffenen Vorkehrungen und unter berechneter Aufstellung der verschiedensten Dinge, um den Zuschauer zu täuschen und abzuziehen, wenn wir, sage ich, einem Kasten, mit soviel Sorgfalt gearbeitet, so überlegt aufgestellt, ein Paar Meerschweine entnehmen sehen, der anscheinend uns leer dünkte u. s. w., so sehen wir dagegen in Indien einen Mann vor uns, der, das Wenige, was die Scham gebietet, ungerechnet, so zu sagen kaum eine Bedeckung trägt und ohne jede Vorbereitung sofort sich hinstellt, vor uns sich verneigend um die Erlaubniß bittet, durch seine Vorstellungen zu unserer Unterhaltung beizutragen, der einen alten, zerbrochen aussehenden Korb, durch den man nach allen Seiten hindurch sehen kann, schwingt und aufschlägt, uns nach allen Richtungen denselben zu besehen erlaubt, auf dem Wege vor uns ihn umstürzt und im nächsten Augenblicke denselben emporhebend so und so viel Tauben daraus hervorzieht, ohne eines ihm beistehenden Helfershelfers sich bedienen zu können, und mit Noth oft, daß ihm die Tauben nicht davonfliegen, ehe er sie in einen Sack hineinsteckt. Unzählig möchte man die Künste und Variationen nennen, wodurch derartige Leute ihren Lebensunterhalt suchen, und namentlich ist auch das Gewerbe der Gaukler reichlich vertreten; wir sehen

*) Vornämlich sind die Gaukler von Madras berühmt.

Feuer, Schwerter, Dolche und was es noch Alles sein dürfte, anscheinend zu ihrer eigenen Vernichtung angewendet und sie gesund und wohl dabei entkommen. Es würde ermüdend sein, wollte ich alle die kleinen Dinge erzählend anführen, die der Schaulust in Indien in dieser Hinsicht geboten werden, indessen mag Ein derartiges Kunststückchen mit seinen Einzelheiten hier einen Platz finden.

Wol hatte ich oft von der Geschicklichkeit der Inder gehört und so manches Wunderbare darüber gelesen, namentlich hatte aber die jenen Künstlern zugeschriebene Kunst, Bäume und dergleichen in kürzester Zeit beliebig wachsen zu lassen, unter Angabe der Einzelnheiten, meine ganze Verwunderung erregt, und ich hatte deshalb, nachdem mir die Eingeborenen hier und da von den Künsten der ausgezeichnetsten unter diesen Leuten erzählten, meinem Hindu Munschi aufgegeben, wenn er einmal einen Ausgezeichneten seines Faches fände, der Bäume nach Belieben wachsen lassen könnte, mir denselben zuzuführen. Eines Nachmittags in Delhi kam mein Munschi von dem Bazar zurück, mir mittheilend, daß er einen solchen Künstler gefunden und denselben mitgebracht habe; falls ich dessen Kunst sehen wolle, so harre derselbe meiner Befehle. Ich ging darauf ein, und der Munschi ging, den Mann, der vor dem Hofthore meiner Wohnung geharrt, hereinrufend. Das Haus, in dem ich in Delhi wohnte, war groß und geräumig, namentlich trat man durch einige Glasthüren von dem Hofe zu ebener Erde in einem großen Saal ein, den ich ganz leer gelassen hatte; es war in dem ganzen Saale, der vollkommen hell war, kein die Blicke irgend beschränkender Gegenstand vorhanden. Hier sollte das Experiment vor sich gehen, ich war dem Munschi in diesen Saal nachgegangen, und sah ihn von da aus mit dem Inder über den Hof in den Saal kommen, welcher Letztere fast ohne Kleidung war, ein geringes Packet von der Größe eines Paars zusammengelegter Chatter in seinem ziemlich alt und abgenutzt aussehenden Chatter eingeschlagen, auf dem linken Arme trug, ein Packet, welches mir wenig mehr als die halbe Größe eines Hutes zu haben schien, in der Hand drei schwache Bambusstäbe von der Höhe des Mannes. Der Inder verneigte sich, sein Packet auf dem Arme, und bat, da ich nur die Bäume wachsen sehen wollte, ihm zu bestimmen, welchen Baum er wachsen lassen solle. Ich nannte einen Mangobaum, worauf der Inder bat, daß ihm erlaubt sein möchte, sein Chatter auszuspannen, damit er seine Arbeit vollbringen könne, und zwar war ihm ein Platz vorn im Licht auf der schmalen Seite des Saales in einiger Entfernung von der Wand angewiesen worden, als der Ort, wo der Baum stehen solle. Ein Stuhl war für mich kaum zehn Schritte von diesem Platze aufgestellt worden, auf dem ich sitzend den Inder und das um ihn Vorgehende genau im Auge hatte. Der Inder stellte die Bambusstäbe auf das harte, glatte Estrich des Fußbodens und schlug seinen Chatter, aus dem jenes Packet anscheinend zu bestehen schien, um die Stäbe, sich darunter setzend, unsern Blicken verborgen. Seine Arbeit begann; es währte nicht lange, das heißt kaum acht Minuten, als der Inder sich erhob und Chatter und Bambus wegnahm, vor uns stand ein junger Mangobaum, gut mannshoch, von einem Blätterreichthum und einer Frische der Blätter und aller seiner einzelnen Theile, daß ich nie mich erinnerte, einen schöner, kräftiger, frischer aussehenden Baum dieser Art gesehen zu haben. Der Baum stand anscheinend auf dem Fußboden des Saales, einiger Erdboden war aufgeschichtet, der die Wurzel bedeckte. Ich ging, um den Baum in der Nähe zu besehen und wiederhole, daß ich nicht ein einziges Blatt sah, was gedrückt und verwendet sich gezeigt. Den Baum angreifend, bewies derselbe sich ebenso frisch beim Gefühl, als nur immer ein solches Gewächs im Gewächshause sich zeigen dürfte. Nachdem ich und meine Leute, die das Experiment mit angesehen, einige Zeit den Baum bewundernd beschaut hatten, und ich dem Inder meine vollkommene Befriedigung mit seiner Geschicklichkeit und Kunst erklärt, bat derselbe, wenn ich keinen Werth auf den Baum lege, ihm zu erlauben, denselben wieder mitzunehmen. Dies konnte mir nur erwünscht sein, da ich dabei doch wenigstens die Ueberzeugung bestätigt finden mußte, daß er den Baum mitgebracht hatte, und die Geschicklichkeit, wie er denselben in ein so kleines Packet zusammengelegt und unbeschädigt aufstellen konnte, war offenbar ein Kunststück, wobei das Einpacken ebenso interessant war, als das Auspacken. Ich gestand somit sein Verlangen gern zu, nur hätte ich gewünscht, dies vor meinen Augen ausgeführt zu sehen, was der Inder jedoch bat, nicht zu verlangen, da er von diesen Dingen lebe, und somit

diesen Erwerb für sich gefährdet sehen müsse, wenn er diese Dinge vor unser Aller Augen vornähme. Diese Gründe waren allerdings genügend, und der Inder hing seinen Chatter wie vorher auf die Bambusstäbe um den Mangobaum, setzte sich wieder darunter und nach einer ähnlichen Zeit, als bei der Enthüllung des Baumes, stand er auf, im Aufstehen den Chatter zugleich um sein Packet schlagend; sodaß, indem das Packet wieder auf seinem Arme lag, wie zu der Zeit, wo er eingetreten, der Chatter von dem Bambus verschwunden war; dann die Bambusstäbe wieder zusammennehmend, verneigte er sich und folgte in der besten Hoffnung auf eine außergewöhnlich gute Einnahme, die ihm auch wurde, meinem Munschi, um sein Geschenk in Empfang zu nehmen; der Fußboden des Saales aber zeigte nur noch wenige schwache Erdspuren an dem Platze, wo der Baum gestanden hatte.

Ein anderes nicht minder erstaunliches Kunststück haben verschiedene Reisende geschildert. Ein Mann und eine Frau traten vor; er band der letztern Hände und Füße und schnürte sie obendrein in ein Netz von Stricken ein, so eng, daß nur eine außerordentliche Biegsamkeit der Glieder es möglich machte. Dieses menschliche Packet legte er nun auf die obere offene Seite eines Korbs, dessen Oeffnung so eng war, daß es unmöglich schien, einen Menschen hinein zu zwängen, geschweige denn, daß die geknebelte Frau allein es hätte ausführen sollen. Das Ganze wurde nun mit einem Tuch bedeckt, und nach einigen Ceremonien sah man das Tuch sich senken. Die Frau war im Korb, das Tuch wurde nun weggenommen; grobe Täuschung war unmöglich, da wir den Korb von allen Seiten übersehen konnten und die ganze Scene auf dem gepflasterten Hofe vor sich ging; ich selbst war als argwöhnischer Zuschauer kaum drei Schritte vom Korb entfernt. Nach einigen zwischen dem Mann und der Gefangenen gewechselten Worten sahen wir ihn einen Degen ergreifen und zu wiederholten Malen nach allen Seiten den Korb durchstoßen; Blut floß von der Klinge, während von innen schauerliches Stöhnen zu vernehmen war. Die Schnelligkeit der Stöße mit dem Degen und die Verschiedenheit der Richtungen, in denen sie geführt wurden, machten es unbegreiflich, daß das vermuthliche Opfer in seinem engen Behältniß, und obendrein gebunden, sich so rasch hätte wenden können, um ihnen zu entgehen. Trotz der Ueberzeugung, daß Alles Trug war, fühlten wir uns Alle erleichtert, als sich die Gauklerin unversehrt aus ihrem Korbe erhob und mit einem tiefen Salam um ihre wohlverdiente Belohnung anhielt.

Alle indischen Gaukler besitzen eine außerordentliche, schlangenartige Biegsamkeit ihres Körpers. Sie winden sich durch Leitersprossen auf und ab, springen über Elephanten und 5 Kameele weg, übertreffen alle Seiltänzer anderer Nationen, gehen auf schneidenden Schwertern, heben mit den Augenlidern Lasten, und die Weiber bleiben in diesen Tausendkünsten nicht hinter den Männern zurück; schon die Kinder üben sich im Verschlucken von Bambusstöckchen, um sich zu Schwerterverschluckern auszubilden. [199. 173. 63.]

---

9. Schilderung einer ostindischen Stadt.

Calcutta ist die politisch wichtigste, Benares die heiligste Stadt in Hindostan. Delhi in Mitte des Landes gewährt die beste Vorstellung des eigenthümlichen Lebens und Treibens einer ostindischen Stadt.

Gewöhnlich sind die Straßen in den Städten des Orients sehr schmal, und wenig mehr, als finstere Durchgänge. Der Chandy Choke in Delhi bildet eine bedeutende Ausnahme von der Regel, und ist vielleicht die breiteste Straße, die man in irgend einer Stadt des Orients findet. Die Häuser haben an der Vorderseite meistens Balcons, auf denen die Männer sitzen, in leichten Musselin gekleidet, und ihre Hookah's rauchen; zuweilen sieht man auch Frauen, die, aller Sitte trotzend, derselben Beschäftigung sich hingeben. Das Gewühl eines so volkreichen Platzes ist sehr bedeutend; denn jedes Haus scheint so stark besetzt zu sein wie ein Bienenkorb. Die Bevölkerung beträgt auf einer Fläche von sieben Meilen

im Umkreise an 300,000 Seelen. Die große Eigenthümlichkeit einer Stadt des Orients besteht darin, daß Alles öffentlich betrieben wird, im Gegensatz zu dem äußerst verhüllten häuslichen Leben. Die Menschen sprechen so laut, als sie nur können, und zuweilen, wenn sie über die unbedeutendsten Dinge reden, scheint es so, als ob sie sich auf die heftigste Weise zankten. Das Wiehern der Pferde, das Brüllen der Ochsen, das Knarren der Wagenräder und das Klirren der Hämmer der Zinngießer (denn alle Beschäftigungen werden hier auf einem kleinen offenen Raum vor jeder Bude betrieben) sind kaum auszuhalten. Die trompetenden Töne des Elephanten, nebst dem Stöhnen der Kameele, gelegentlich auch das Brüllen eines Leoparden (denn diese Thiere werden, mit einer Kappe versehen, durch die Straßen geführt, um für die Zwecke der Jagd verwendet zu werden); dann das beständige Trommeln der Tam-Tam's, die schrillende Pfeife und die knarrenden Töne der Violine, durch die noch schlimmeren Laute der Sänger begleitet — sind genug, um eine nur etwas nervenschwache Person in Verzweiflung zu bringen.

Unter den Eingebornen einer muhammedanischen Stadt scheint eine Vertraulichkeit im Benehmen zu herrschen, die Jeden sogleich sich heimisch fühlen läßt. Wenn ein Fremder in eine Stadt eintritt, und eine Gruppe findet, die sich irgend einer Belustigung hingibt, kann er sich sogleich anschließen, und das Spiel eben so eifrig mittreiben, als hätte er die Leute sein ganzes Leben hindurch gekannt; dann reicht er vielleicht seine Pfeife einem Umstehenden hin oder empfängt von diesem die seinige — ein sicheres Zeichen der Gastfreundschaft —, setzt sich nieder, und erzählt seine Geschichte eben so freimüthig, als hätte er einen Bruder getroffen. Die Häuser sind meistens unregelmäßig gebaut, und häufig sonderbar decorirt. Teppiche von verschiedenen Farben hängen vor den Thüren, vielfarbige Blenden schirmen die Fenster und der Gebrauch, Kleider, vorzüglich Schärpen von allen Farben, rothe, blaue, gelbe, grüne und weiße, auf den Dächern auszubreiten, um sie dort zu trocknen, läßt die Häuser eben so freundlich aussehen, als ein Schiff, das an einem Gallatage sich mit allen Wimpeln schmückt.

Durch die Stadt zu reiten erheischt große Vorsicht und einige Geschicklichkeit. Es ist nothwendig, den ganzen Weg über zu rufen, zu schieben und zu stoßen, um die Menge zu warnen, aus dem Wege zu gehen. Gelegentlich muß man sich bei einem Zuge beladener Kameele vorbeiquetschen oder Elephanten ausweichen, und wenn das Pferd, wie dies sehr häufig vorkommt, vor diesen Thieren scheut, erfordert es große Geschicklichkeit, nicht in die Kessel mit siedendem Wasser vor den Buden der Köche geworfen zu werden. Sehr oft ist die Furcht gegenseitig, und es läßt sich leicht denken, welche Verwirrung ein Elephant, der sich vor einem Pferde flüchten will, in den volkreichen Straßen anrichtet. Bei einem meiner Ritte durch die Stadt wurde ich fast durch einen Auflauf über den Haufen geworfen, der durch die Reise einer hochwichtigen Person durch die staubigen Straßen der Stadt veranlaßt wurde. Die müßige Veranlassung des ganzen Tumultes saß ruhig in einem schimmernden, gelben Palankin, der über und über mit vergoldeten Zierrathen in erhabener Arbeit bedeckt war.

Eine große Menge sonderbar gekleideter Wesen zog ihm voran, auf Pferden und Dromedaren sitzend und auf phantastische Weise gekleidet. Die Thiere waren mit scharlachenen, in Gold gestickten Decken belegt, die Zäume mit Schellen besetzt, und um den Nacken hingen Halsbänder von Gold und Silber, mit kleinen Perlen geschmückt. Die Kameele waren auf gleiche Weise mit Schellen behängt. Die Reiter trugen weite Kleider, Kaftans, die vom Nacken bis zur Fußsohle reichten, und nur auf der einen Seite von der Hüfte an abwärts offen waren, um dem Reiter das Sitzen auf dem Pferde möglich zu machen. Die Kleider wurden um die Taille mit einem Shawl von grüner oder weißer Farbe befestigt. Die Farben der Kleider waren gewöhnlich roth oder gelb. An ihrer Seite hing ein Säbel, und über die rechte Schulter trugen sie eine Luntenflinte. Ein Helm, bald von Stahl, bald von Zinn, und von einer Form, der einer kupfernen Schüssel nicht unähnlich, schloß dicht an den Kopf an; die untere Bekleidung machten ein Paar Courierstiefel, bis an's Knie reichend und dicht am Beine anliegend, worauf weiter oben ein Paar weite Pluderhosen folgten; ein paar rostige Sporen endlich vollendeten diese glänzende Equipirung. Auf sie folgte eine Masse von Dienern zu Fuß, einige nackt, andere nur mit entblößten Beinen, sonst bekleidet. Sie trugen Schwerter in den Händen, und riefen während ihres Durchganges durch die Stadt in



CUTAB-MINAR ZU DELHI.

häufigen Intervallen die Titel ihres Herrn mit lauter Stimme aus, dann kam der Marstall. Jedes Pferd hübsch aufgeputzt und von einem Reitknechte geführt, worauf die Elephanten mit ihren vergoldeten Haudah's und ihren Umbrellas, in Gold und Silber gestickt, folgten. Endlich erschien der Palanquin, der den Herrn dieser buntscheckigen Versammlung trug, und dann folgte wieder eine Wache, der ähnlich, welche dem Zuge voranging.

Von einiger Entfernung aus gesehen, erscheinen diese Prozessionen höchst großartig, vorzüglich die Elephanten mit ihrem Schmuck; kommt man jedoch mehr in ihre Nähe, so sieht man, daß Alles flitterhaft und geschmacklos ist.

Die Muhammedaner in der Umgegend von Delhi sind ein schöner Menschenschlag, haben in ihrem Aeußern aber etwas so Liederliches und sind in ihren Manieren so plump, daß sie auf den Fremden keinen angenehmen Eindruck machen. Der Contrast zwischen einem Muhammedanischen und einem Hindu-Orte, den man auf einer Reise häufig beobachten kann, ist höchst überraschend. Die milde Ruhe der Einen dem unverschämten Lärmen der Andern gegenüber, beweist, daß sie sich nie vereinigen können. Wenn dasselbe Dorf von Bekennern beider Religionen bewohnt wird, so nehmen sie immer entgegengesetzte Theile ein und man kann diesen Umstand sogleich daraus erkennen, daß sich an jedem Ende des Dorfes eine Quelle befindet, da die Hindus nicht um alle Schätze der Welt ihr Wasser mit den Muhammedanern aus denselben Brunnen schöpfen würden. Delhi ist immer reich an schimmernden Figuren und prunkenden Pferden. Eine große Menge von Kaufleuten wird durch das Gewimmel der Fremden hierher gezogen, und ihre Beharrlichkeit im Anpreisen ihrer Waaren läßt sich schwer besiegen. Sie fallen uns zu allen Zeiten an und im Verlaufe weniger Stunden können wir die Producte aller Welttheile durchmustern. Als ausgezeichnet gelten die Goldschmiede von Delhi, und die hiesigen Stickerarbeiten sind im ganzen Orient berühmt. Zwischen Cashmir und der Stadt findet ein beständiger Verkehr statt, und die einfachen Shawls jenes Landes werden oft hierher gebracht, um reich in Gold und Silber gestickt zu werden, worauf sie von den Eingebornen viel höher geschätzt werden. Europäischer Geschmack wird sie dadurch nicht für verbessert halten.

Kein Modegeck irgend eines Landes kann unterhaltender und eitler sein, als der Muhammedanische, und in Wahrheit liegt auch in ihrem Aeußern mehr, worauf sie stolz sein können, als wir in unsern dunkelfarbigen europäischen Kleidern besitzen. Dazu ist der Schmuck ihrer Pferde so prächtig und mannigfaltig, daß sich hier für ihren Geschmack ein weites Feld öffnet, wo er sich mit Glanz zeigen kann. Wenn ein junger Mann von Familie vollständig zu Pferde sitzt, zeigt er durch seine Mienen und sein Benehmen deutlich, daß er nach seiner Meinung Alles in Allem ist. Die Falten seines Turbans und der Schwung seines Schnurrbarts sind augenscheinlich das Resultat tiefer Studien. Sein Pferd ist mit kostbaren Decken behängt, und das Wenige, was es von seiner natürlichen Bekleidung sehen läßt, so glatt, wie nur möglich. Der Schweif ist lang und dicht, und die Mähne wird mit der sorgfältigsten Kunst geglättet, wobei silberne Knöpfe angewendet werden, um jedes Haar an seiner Stelle zu erhalten. Das Pferd wird abgerichtet zu springen und zu bäumen, und wird in diesen Vollkommenheiten beständig geübt, vorzüglich, wenn der Reiter mitten in einem dichten Haufen von Menschen ist, denn der große Zweck scheint hier, wie auch bei unseren minder glänzenden Stutzern, Aufmerksamkeit zu erregen und Aufsehen zu machen, eine Absicht, die der Reiter immer erreicht, da die Fußgänger vor ihm in allen Richtungen fliehen. [208.]

---

10. Cutab-Minar zu Delhi.

Zu den größten Merkwürdigkeiten Delhi's gehört die schon aus weiter Ferne sich kenntlich machende Cutab-Minar. Sie liegt fünfzehn Meilen von der Stadt, und ist die berühmte Säule, welche Kutbeddin Fibuk, der Stifter der Ghuriden und der Zertrümmerer des Brahmanenthrones in Delhi

(1193), als Triumphsäule des Muhammedanismus über das Brahmanenthum erbaute. Ich ritt begleitet von einem Kameelsurwar mit der ersten Morgenröthe dahin. Es war ein frischer, klarer Tag.

Gegen acht Uhr befand ich mich vor der stolz sich erhebenden Cutab-Minar. Sie ist aus schönem rothem und festem Sandstein erbaut, hat im Fundament 62′ Durchmesser und erreicht in drei Absätzen bis zur höchsten Spitze, 265′ (bis zur obersten Gallerie 242′ 6″). Diese Säule, die größte der Erde, sollte nach Kutbeddin's Absicht den Eingang zu einer von ihm zu erbauenden Moschee bezeichnen. Der untere Absatz, ungefähr 90′ hoch, wechselt mit eckigen und runden vertikalen Kanellirungen, um welche in erhabener arabischer Schrift, Sentenzen aus dem Koran angebracht sind; die beiden anderen Absätze, aus runden Kanellirungen bestehend, gehen, allmälig spitz zulaufend, hinauf bis zur höchsten Spitze. Diese endet in einem kleinen Dom, der von achtkantigen Säulen getragen wird. Ein Erdbeben hatte denselben 1803 herabgestürzt, er ist jedoch in seiner ursprünglichen Gestalt von den Engländern wieder hergestellt worden. Die Cutab steht inmitten uralter Bhuddisten- und Hindubauten und einiger muselmännischer Ruinen. An den kolossalen Thoren und Säulen, den kühnen Gewölben der ersteren erkennt man noch heute eine große Zeit, die in den erhabensten Bauwerken ihren Glauben und ihre Gebräuche verewigen wollte. Um die Gesimse ziehen sich in Sculpturen die Aufzüge ihrer Könige, ähnlich denen der heutigen Fürsten, die Pilaster zieren Elephantenköpfe, und der forschende Beobachter würde hier eine längst vergangene, uns so wenig bekannte Zeit in einzelnen geschichtlichen Momenten verfolgen können. Indeß dazu gehört ein langer Aufenthalt, der mir nicht vergönnt war, ich mußte mich mit dem flüchtigen Eindrucke begnügen. In einem der Höfe steht eine alte runde, mit Sanskrit und arabischen Inschriften verzierte, 30′ hohe eiserne Säule, in welche der Zerstörer Schah Nadir in seinem Zorn mit der Axt eine tiefe Beule schlug. Nachdem ich einige Stunden unter diesen merkwürdigen Ruinen umhergewandelt war, führte mich mein Führer die Cutab hinauf. Vermöge einer Wendeltreppe von 383 Stufen erreicht man die höchste Spitze, welche von einer eisernen Gallerie umgeben ist. Aber, wie soll ich den Anblick schildern, der sich hier meinen Augen darbot. Was mir bisher von Delhi und seiner Umgegend nur in einzelnen Bildern erschienen war, zeigt sich nun auf ein Mal in seinem ganzen Umfange. Da lagen die Ruinen von Palästen, Villen, Moscheen, Grabmälern, Carawansereien und Gärten früher Jahrhunderte, unter deren Trümmern sich noch heute hundert und sechszig Kuppeln und Thürme kenntlich machten! Delhi mit seinen blendend weißen Marmordomen und Minarets, und der dahinter in grünem Thale strömende Jamna begränzten das düstere Bild. Ich saß wol eine Stunde auf diesem Punkte, wo des Menschen Phantasie so reiche Nahrung findet, und wo Jahrtausende warnend und belehrend zu ihm reden. Der Führer, ein schöner Hindu, stand eben so nachdenkend und in sich versunken neben mir, und unterbrach endlich die feierliche Stille mit den Worten: „Sahi," hier ist Nichts von Bestand gewesen, viel Jammer und wenig Freude, die Lebenden haben nur daran gedacht, sich nach dem Tode schön zu betten, und die Nachkommen, das zu zerstören, was für die Ewigkeit bestimmt war. [157.]

---

11. Leben der Engländer in Ostindien.

Die Häuser der Handelsfürsten von Kalcutta und Madras bieten, wenn man sie zur Abendtafel beleuchtet sieht, einen außerordentlich großartigen und glanzvollen Anblick dar. Die Säle sind immer von der größten Ausdehnung. Man braucht Luft in diesem glühenden Klima, daher der hohe Plafond, alle Thüren offen, nur mit Gaze oder leichtem Bambus gewoben verhüllt, um das Eindringen der Fledermäuse zu verhindern, die mit Sonnenuntergang umherschwirren. Die Wände sind insgemein von weißem Stuck aus zerstoßenen Muschelschalen, und von wundervollem Reflex. In einer gewissen Entfernung von einander sind vielarmige Wandleuchter an

den Mauern befestigt, welche Glaslampen, gefüllt mit Kokosöl, tragen, und von wo aus das ganze Gemach mit Strömen von Licht übergossen wird. Die Fußböden sind bedeckt mit Matten von kalkuttischem Palmried, fein, glatt und schimmernd, so daß sie der Fuß eines Neulings zu betreten Bedenken trägt, die aber später durch ihre Frische äußerst angenehm erscheinen. Die wenigen Geräthschaften sind von der reichsten und ausgesuchtesten Eleganz; die Verschiedenheit und Menge der Diener, ihr würdiges und achtungsvolles Benehmen, geben diesem Leben einen so vornehmen Anstrich, daß man sich in der Residenz eines Fürsten zu befinden glaubt.

Treten wir in den Speisesaal: die Tafel biegt sich unter der Masse Fleischspeisen, während einige Fuß darüber eine ungeheure massive Windfuchtel wie ein Pendel schwingt; dies ist das „Punkah.“ Bis zur Ankunft der Gäste ist seine Bewegung fast unmerklich, aber von dem Augenblick an, wo man zu Tische sitzt, bringt ein Diener es in Schwung. Die so bewegte Luft umspielt eure Schläfe, kommt dem Schweiß zuvor oder tilgt ihn, wie er entstehen will. Es ist dies eine ungemeine Erleichterung nach der Anstrengung eines Marsches von einem Zimmer zum andern und einige Minuten außer seinem wohlthätigen Einfluß zugebracht, bringen dies am Besten zum Bewußtsein; auch findet man dieses beinahe unentbehrliche Meubel fast in allen Zimmern. Hinter jedem Sessel steht ein Diener, in einem Turban, mit Bart und dickem Schnurrbart, die Arme über der Brust gekreuzt. So wie ihr sitzt, öffnet er seine Arme, um euch näher an die Tafel zu rücken, um die Serviette zu entfalten und auf euren Knien auszubreiten; ein sehr nothwendiges Geschäft, wozu ihr kaum den Muth hättet.

Auf dem Tische brennen Kerzen in Glasglocken von der größten Schönheit. Diese Glocken sind umgebogen und an Leuchtern befestigt; der obere Theil ist durch einen durchbrochenen Deckel geschlossen, der die Flamme gegen den Wind des Punkah schützt. Neben jedem Gast ist eine Auswahl von Gläsern verschiedener Größe für die verschiedenen Sorten von Wein bestimmt. Jedes Glas ist mit einem kleinen chinesischen Hut von Silber bedeckt, eine nöthige Vorsicht gegen Mücken und andere Insekten, denn man kann oft sehen, wie sich eine Wolke von Heuschrecken und Ameisen auf die Tafel stürzt und Alles in einem Augenblick beschmutzt. Jeder ißt auf einem doppelten Teller, in dessen unterem Theil man heißes Wasser unterhält, da man wahrscheinlich nicht genug Appetit hat, um den Anblick einer kalt gewordenen Sauce zu ertragen; und endlich verläßt man die Tafel mit überladenem Magen, verführt von Gericht zu Gericht durch die Gewürze, womit Alles schmackhaft gemacht ist.

Wenn ihr kein Engländer seid, so wundert ihr euch über die ungeheure Menge von Bier und Wein, welche von diesen so blassen und zarten jungen Engländerinnen genossen wird. Ich konnte gar nicht von meinem Erstaunen zurückkommen, als ich meine liebenswürdige Nachbarin ganz ruhig über anderthalb Flaschen von sehr starkem Bier verfügen sah, während dieselbe außerdem mit Bordeaux abwechselte und zuletzt noch, zum Dessert, fünf oder sechs Gläser eines leichten, aber sehr geistigen Champagners zu sich nahm. Die einzige Folge davon schien, daß ihre Zunge ein wenig gelöst wurde und ihre Augen einiges Leben bekamen. Ich hoffte, in ihr eine Ausnahme zu finden; aber später hatte ich Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß sie die allgemeine Regel darstellte. So bekämpft die Mehrheit der englischen Damen die Müdigkeit des Körpers und des Geistes, welche das Klima mit sich bringt. Bald kommt die Zeit, wo eine solche Lebensweise ihre Gesundheit zerstört; sie muß sich dann von ihrem Mann trennen und mit ihren Kindern nach Europa zurückkehren. Aber die gefährliche Gewohnheit ist einmal da, die Seereise begünstigt sie noch mehr, sie wird herrschender mit dem Alter und nur zu oft sieht man Personen, die schön blühend und rein die mütterlichen Arme und das väterliche Dach verlassen haben, elendiglich durch Branntwein endigen.

Gegen Ende der Mahlzeit sieht man das Hukah ankommen, das sogleich durch seine Eleganz und durch das Gluglu, das die Luft beim Durchströmen des Wassers hervorbringt, die Aufmerksamkeit jedes Fremden auf sich zieht. Die Raucher haben einen Bedienten, Hukabader genannt, dessen einziges Geschäft es ist, dieses Gefäß immer im Stand zu halten und überall hinzutragen, wo der Herr speisen will. Es besteht aus einer ungeheueren Glocke von eingelegtem Metall, oder öfter von Krystall, halb angefüllt mit Wasser; an diese Glocke schließen sich ganz genau zwei Röhren an: die eine gerade, welche einen silbernen Behälter trägt, die andere biegsam, welche

sich bis zum Sitze des Rauchers längs einem sehr schmalen Teppich hinzieht, auf dessen abgerundetem Ende die Glocke ruht. Die biegsame Röhre ist eine lange Spirallinie von Eisendraht in Birkenrinde, welches Alles mit Seide oder einem anderen kostbaren Stoffe bedeckt ist; sie endigt in einen goldenen oder silbernen reich ziselirten Schnabel.

Vor dem Rauchen gießt man immer ein wenig Rosenwasser in die Röhre. Das Gedauk, eine Art trockenen Teiges, den man raucht, besteht aus Rosenblättern, Kandiszucker, Opium und getrockneten wilden Aepfeln: dazu kommt wenig oder gar kein Tabak. Dieses Gemenge würde allein nicht brennen: man macht deshalb mehrere Kügelchen von Kohlenstaub und Reismehl, die, einmal angezündet, selbst fortbrennen, und bedeckt damit die Oberfläche des Gedauk. Wenn das Chilum oder die Ladung des Hukah gut zubereitet ist, so verbreitet es einen aromatischen Duft, der in Europa, in unsern geschlossenen Gemächern, vielleicht zu stark wäre; aber in den ungeheuern indischen Salons, unter der Luftströmung des Punkah, werden die Sinne angenehm dadurch angeregt. [236.]

---

12. Die heisse Jahreszeit.

Die Sonne ist nicht mehr die wohlthuende Gottheit; Apollo der Vertilger herrscht jetzt. Suchen wir so schnell als möglich ein Unterkommen vor dem unversöhnlichen Himmel unter dem milden Schatten von Bolarum, unter seinen Bananen, Cypressen, und besonders am Fuß seiner anmuthigen Kassuarinas, deren vom Winde bewegte, leichte Blätter klagende Laute, lind wie das Murmeln der Meereswellen am seichten Strande, von sich geben. Aber das verzehrende Element wird uns bald auch in dieses Asyl nachfolgen. Es kommen nun drei Monate, wo das Leben eine Last ist, wo das Studiren kein Reiz ist, wo der Müssiggang keine Träume hat, wo die Unterhaltung eine Anstrengung und die Einsamkeit unerträglich ist. Man möchte sagen, die Welt brenne und glühe.

Man hat nur einen Instinkt, ein selbstsüchtiges Verlangen, sich und seine Person vor dem allgemeinen Brande der Natur zu retten. Es ist ein allgemeines: „Rette sich, wer kann;“ man liebt weder sein Buch mehr, noch seine Freunde, man würde vielleicht keinen Schritt aus dem Hause wagen, um sein eigenes Kind zu retten. Die Empfindung ist immer, als ob alles Blut sich in den Kopf drängen wollte; die vernünftigsten Leute lassen sich nur zum Vergnügen, nicht weil sie krank sind, Blutegel an den Kopf setzen; es ist ein Gelüste, dem sie nicht widerstehen können. Das Athemholen ist kurz und keuchend. Wenn man Morgens erwacht, fühlt man eine allgemeine Müdigkeit und Schlaffheit; die Glieder, namentlich die Lenden, erliegen beinahe unter dem Gewicht des Körpers. Vor Allem fühlt man das Bedürfniß, diesem Lichtmeere sich zu entziehen, das die Augen blendet und das Gehirn aufzehrt; von nun an ist man zu einer vollkommenen Dunkelheit verdammt; die Häuser der Europäer öffnen sich nur Nachts, sobald die Sonne erscheint, wird Alles festgeschlossen. Vor jedes Fenster, das gegen den Wind steht, vor jede Thüre, wo man einen Luftzug machen kann, spannt man eine Tattie, eine Art sehr grober, sehr offener Strohmatte, aus der Wurzel des Betyver bereitet, welche auf leichten Bambusrahmen gespannt ist, die ganz genau auf die Oeffnung passen. Auf allen Seiten stehen große irdene Gefäße, welche der Behihti oder Wasserträger unaufhörlich aus seinem am nächsten Brunnen gefüllten Schlauch vollgießt. Zwei bis drei Träger, nackt bis auf das Languti (Hüftentuch), schwarz und glänzend wie Schmelz, triefend von Schweiß und Wasser, begießen von Zeit zu Zeit die Tatties auswendig. Die durch jenes Gewebe in die Zimmer strömende Luft dünstet das von den Wurzeln träufende Wasser aus, kühlt sich dadurch bedeutend ab, und bringt mit der frischen Kühle den angenehmen Duft des Betyver in das Zimmer. Jeder läßt den ganzen Tag mit der so zugeführten frischen Luft über seinem Haupt einen Windzug durch das Punkah, die ungeheure, an der Zimmerdecke befestigte Windfuchtel, machen. Dieser Wind kommt dem Schweiß

zuvor oder nimmt ihn sogleich beim Entstehen; er mildert sich oft bis zu einem kaum fühlbaren Zephyr; wenn ihr mit Lesen oder Schreiben beschäftigt seid, setzt ihr vielleicht einige Zeit eure Arbeit fort, bis ihr erschöpft, die Stirn voll Schweiß, mit einem unangenehmen Gefühl von Schwäche euer Buch oder eure Feder weglegt: ihr seht euch um, der Punkah ist unbeweglich, der Diener hält noch die bewegende Schnur in der Hand (sie ist daran festgebunden), aber er liegt zusammengekauert am Boden und ist eingeschlafen, während euer Körper glüht. Ein kräftiger Ruf weckt ihn, er erhebt sich und zieht das Punkah mit aller Macht an . . . . . ihr fühlt euch erleichtert und erfrischt.

Es ist wie ein heftiger Anfall und darauffolgendes Wohlbefinden im Wechselfieber. Man schläft Nachts bei offenen Fenstern, beinahe nackt, über, nicht unter dem Decktuche; aber der gazene Schleier, der euer Bett gegen die Muskitos schützt, hemmt die Gewalt des Luftzuges, welches euer Zimmer durchweht.

Es gibt so ruhige Nächte, daß nicht ein Blatt des Jasmins, der sich um eure Fenster rankt, an seinem Stengel zittert, daß der Bettschleier in steifen, unbeweglichen Falten um euch fällt, wie wenn er eine gemeißelte Grabverzierung wäre; Nächte von solch ängstlicher Beklemmung des Athems, daß die Luft den Lungen auszugehen scheint. Um dann einige Augenblicke Ruhe zu genießen, muß der Punkah auch die Nacht über euren nackten Körper anfächeln; zu diesem Zweck geht die bewegende Schnur durch den Vorhang in ein benachbartes Zimmer, wo ein Diener wachen muß, damit sein Herr schlafen könne. Diese erstickende Ruhe ist der Gipfel und das Ende der heißen Zeit; sie ist gewöhnlich der Vorläufer des Regens. Ferner Donner läßt sich schon von Zeit zu Zeit hören, die Sonne geht in einem Saum von Wolken unter, und Blitze erleuchten jeden Abend den Horizont. Mit Ende Mai erscheinen die ersten Gewitter, kurz, aber von ungemeiner Heftigkeit. Der Regen fällt während einer halben Stunde in Strömen; von Tag zu Tag verlängert sich seine Dauer und gegen die Mitte Junius herrscht er ausschließlich; wenn es nicht regnet, so ist doch der Himmel mit einem dichten und drohenden Wolkenvorhang bedeckt.

Es regnet manchmal, besonders im Juli, dreißig und vierzig Stunden in Einem fort und zwar nicht in feinen, unzusammenhängenden Strichen, wie bei uns, sondern geradlinig, oft wie ein breiter Wasserfall, der mit Wuth auf die Erde niederfällt.

Die ärmlichen Lehmhütten der unglücklichen Eingeborenen erweichen unter dieser Wasserlawine; die Dächer stürzen ein und begraben die Bewohner, oder diese gehen, allen Unbilden der Witterung preisgegeben, elend zu Grunde. Dies ist die Zeit eines unsäglichen Elends, das nicht einmal die Reichen und die Eroberer verschont; die abscheulichsten Reptilien, in ihren Nestern überschwemmt, kommen auf die Oberfläche der Erde und suchen in den Wohnungen der Menschen Schutz und Obdach. Mannigfache Arten von Schlangen, Tausendfüßen, Skorpionen, kommen die Treppen herauf und dringen in alle Zimmer. Es ist unmöglich, Nachts ohne Licht einen Schritt in seinem Zimmer zu thun, ohne sich einem vielleicht tödtlichen Biß auszusetzen. Alles rührt man mit Mißtrauen an: in einem Stiefel oder im Aermel eines Kleides ist vielleicht der mörderische Stachel verborgen, der euch verwundet. Dies ist eine Zeit der Unruhe und unsaubern Berührungen; aber sie dauert zum Glück nicht lange; der Mousson neigt sich schon mit dem Monat August zu Ende, und erlischt in den ersten Tagen des Septembers. Die fünf folgenden Monate sind köstlich und machen alles Vergangene vergessen; schon die bloße Existenz ist ein Glück, so frisch ist die Luft und so schön die Natur. [236.]

---

13. Das Thal von Kaschmir.

Das Thal von Kaschmir hat an seiner Südseite sanft aufsteigende Anhöhen; der Abfall des Pir und Panjahl ist mit der üppigsten Vegetation bedeckt, das Auge steigt stufenweise empor über die herrlichen Formen und Farben der immer höher und höher sich erhebenden Berge, bis zu den tausend Schnee-

kuppen der höchsten Gebirgskette. Auf dieser Seite liegen zwischen den allmälig auslaufenden Hügelreihen größere und kleinere Thäler, in deren Mitte die reinsten Gebirgswasser fließen, welche höher aufwärts zahllose Wasserfälle bilden. Dies ist die romantische Seite Kaschmir's. Von den offenen, mit einer südlichen Vegetation bedeckten kleinen Ebenen gelangt der Wanderer bald an die Ufer eines Flüßchens, welches sich sanft durch den tiefen, fruchtbaren Boden schlängelt; je weiter er fortschreitet, je enger wird das Thal; je höher die Berge werden, je näher rücken sie zusammen; dann wird die Pflanzenwelt für den Europäer um so reizender, als sie mehr der Vegetation seines weit entfernten Vaterlandes verwandt ist. Apfel-, Pflaumen- und Aprikosen-Bäume, von Reben umschlungen, wachsen hier wild; Almen und Weiden verbergen die Ufer des Flusses, der sich durch das Rauschen über herabgerollte Steine kundgibt; Weißdorn und Pfaffenkäppchen umgeben weit ausgebreitete Ahorn- und Lindenbäume oder ungeheure wilde Kastanienstämme, in deren Schatten Lilien und Narzissen, Rittersporn und Eisenhütchen, türkischer Hollunder und Rosen blühen. Weiterhin gegen den Ursprung wird das Flüßchen zur schäumenden Katarakte, die über schwarze Felsen dahin stürzt. Da beginnt die Region des Nadelholzes, vom majestätischen Dendar, der Ceder des Himalaja, übergehend zu Tannen, Fichten und Föhren. Noch höher oben theilt sich das Flüßchen in mehrere Bäche, die durch enge Schluchten fließen und in beständigen Wasserfällen in weißen Schaum aufgelöst in Abgründe stürzen. Alpenpflanzen beginnen hier unter vom Schnee niedergedrückten Erlen und Birken, mehrere Gattungen-Rhododendron und Daphne, und nach diesen, auf einer bereits zwischen dem ewigen Schnee liegenden Ebene, erscheint eine fremde Pflanzenwelt, die sich nur wenig vom Boden erhebt. Auf der Höhe angelangt, wo man bald auf dem mit einer festen Kruste überzogenen Schneefelde fortwandert, bald auf unbedeckten Steinen emporklimmt, und dann vorsichtig mit dem Wanderstabe umhertastet, ob der lockere Schnee keinen Abgrund bedecke, kommt man auf eine der hohen Spitzen, von der sich eine unvergleichliche Aussicht eröffnet. Nach Süden schweift der Blick über den auf dieser Seite des Pir Panjahl's kahlen und Schauder erregenden Abgrund und dann über mehr als zwanzig Bergreihen und Thäler hinweg, nach der Ebene des Panjab's, die mit den glühenden Dünsten des indischen Bodens bedeckt ist. Zur Rechten und Linken sind Schneefelder und endlos hintereinander aufsteigende Schneeberge sichtbar; in diesen Richtungen, und wäre es dem Auge vergönnt, dreimal weiter zu sehen, würde es dennoch nichts als die starrende Region des ewigen Winters in wechselnder Form und dennoch in todter Einförmigkeit erspähen. Wie reizend ist der Kontrast in nördlicher Richtung nach dem Thale hin. An einem hellen Morgen folgt der Blick den ununterbrochen auslaufenden Bergen in die Tiefe des Thales, welches mit dem hellen Grün der Saaten bedeckt, mit Dörfern und Baumgruppen besäet ist, und von Alleen und Kanälen durchzogen wird; dort strömt die Jilum stolz dahin, deren Ufer mit Städten, Burgen und Palästen geschmückt sind. Jenseit des Thales steigt das Gebirge in kühnen Formen empor, die weiße Farbe des Schnees bringt dem Auge den höchsten Punkt näher, als jeden anderen Theil des Gebirges, die Schneeberge scheinen daher die Ebene wie eine Mauer zu umgeben. Ueber diesen erheben sich fast an beiden Enden des Thales der Diamal, und die weiße und schwarze Doppelpyramide des Mer und Ser, als seien sie das Denkmal der Schöpfung, als Gott Tag und Nacht trennte.

Auf diesen Höhen, die mehr als 15,000 Fuß über der Meeresfläche erhaben sind, ist jedoch nur der erste Augenblick reizend. Die Luft ist hier so verdünnt, daß nach einem kurzen Aufenthalte ein peinliches Kopfweh entsteht, das mit jedem Momente zunimmt, und selbst, nachdem man von der Höhe herabgestiegen ist, einen ganzen Tag fortwährt.

Nach dem Süden des Thales, von dem wir eben sprechen, muß der Zoolog und Botaniker seinen Weg nehmen, um neue Gegenstände zu entdecken, oder bekannte in nie gesehener Pracht zu finden. Hier sind die dichtesten Wälder mit offenen Ebenen untermischt und der Wanderer durch diesen Theil Kaschmir's findet weder einen durch die Axt gefällten Baum, noch die zahllosen Blumen durch den Fußtritt eines lebendigen Wesens niedergedrückt. Dort herrscht vollkommene Einsamkeit, die Schätze der Vegetation, die Schönheiten der Natur sind da verschwenderisch aufgehäuft, ohne daß ein menschliches Wesen sie genießt; geräuschlos fließt der Bach dahin, kein

Lüftchen rauscht durch die bewegungslosen Blätter der Bäume und die tiefe Stille wird nur durch die süßen Töne der blauen Amsel und des Bulbul (der Nachtigall Kaschmir's) unterbrochen. Diese nahen sich wie in den Tagen des Paradieses, furchtlos dem Menschen, und bilden auf seiner einsamen Wanderung seine treuen Begleiter.

Der tiefe, fruchtbare Boden in diesen Thälern ist unbebaut, die große Ebene in dem Hauptthale selbst ist seit langer Zeit zur Ernährung der Bevölkerung hinreichend.

Die Nordseite des Thales unter den Gebirgen Thibet's ist von der ebenen Süd-Seite höchst verschieden; die Berge steigen plötzlich zu einer bedeutenden Höhe empor, und bieten dem Geologen ein weites Feld dar. Nur wenige Bäume wachsen auf dieser Seite, und die Flüsse bilden in ihrem weiten steinigen Bette eine ununterbrochene Katarakte; die Ufer, ebenfalls mit Steingerölle bedeckt, sind vollkommen kahl, kaum ein Grashalm ist zu finden; Steine sind über Steine gehäuft, Felsen über Felsen gethürmt, fast ohne alle Vegetation. Das Ersteigen dieser Seite des Gebirges ist höchst beschwerlich; die Felsen bestehen nach kurzem Steigen aus ungeheuren Massen, die an mancher Stelle durch ihre schräge Richtung dem Fuße des Wanderers keinen sicheren Tritt gestatten. Von den höchsten Punkten kann man kaum irgend Etwas von dem Thale sehen, weil es unter den ersten senkrechten Gebirgsreihen versteckt liegt. Fast nach allen Seiten erblickt man nichts als endlose Schneeberge. Es ist dies eine der traurigsten Ansichten, die ich kenne: kein Baum, kein Vogel, kein lebendes Wesen ist zu sehen; in diesen Höhen herrscht eine Stille, die ich schauerlich nennen möchte, und der Name Raan, „die Wüste," welchen die Eingebornen dieser Berggegend beigelegt haben, ist höchst passend.

Auf den unter den höchsten Punkten liegenden Anhöhen, dicht unterhalb der Schneelinie, finden sich bis zu einer Höhe von fast 15,000 Fuß, Saxifraga und Juniperus, etwas tiefer kommen Birken, und dann Fichten und Föhren vor.

War das Thal Kaschmir ehemals ein abgeschlossener See, so kann nur durch ein gewaltiges Naturereigniß der Ausfluß geschehen sein; denn welche menschliche Kraft hätte die riesenhaften Felsen bei Baramutta sprengen können, die einige hundert Fuß hoch und viele Meilen lang sind. Und dies müßte geschehen sein, ohne eine Andeutung zurück zu lassen, auf welche Weise dies Werk vollbracht worden sei. Weder die Spur eines Meisels, noch die eingehauenen Plätze für Brechstangen oder Keile, welche auf alle Fälle nöthig gewesen wären, diese Felsen aus harten Steinen zu sprengen, sind zu finden. Daß die eigentliche Ebene Kaschmir's einst mit Wasser bedeckt war, ist nicht zu läugnen; ihre Ausdehnung, ihre wie mit der Wasserwage geebnete Fläche, der sandige Alluvial-Boden, aus dem sie besteht, und der in eine unergründete Tiefe reicht, sind deutliche Beweise dafür; allein um zur Erklärung der Aufgabe zu kommen, wie sich der See in eine Ebene verwandelte, bedarf es durchaus nicht der Hypothese eines künstlichen oder natürlichen Abzugskanales. Diese Ebene ist nicht durch die Erniederung des Wasserstandes vermittels Abzugskanäle entstanden, sondern durch die Erhöhung des Bodens, durch Anfüllung des Sees mit Erde, ein Proceß, der noch jetzt mit den Ueberresten des ehemaligen großen Sees vor sich geht. Nach heftigem Regen führen die Flüsse eine große Menge Sand und Erde von den Bergen mit sich, ihr Wasser klärt sich in dem See und erzeugt einen Niederschlag, der nach und nach höher wird, und zuletzt das Wasser verdrängt. Ein Beweis, daß diese Theorie der Entstehung der Ebene von Kaschmir die richtige sei, wird durch den Umstand bestätigt, daß sich die einzigen Ueberreste des ehemaligen großen Sees in der nordwestlichen Hälfte des Thales befinden. Da nämlich die meisten Flüsse von Süden und Süd-Osten kommen, so mußte dieser Theil zuerst mit jenem Niederschlage angefüllt werden, um so mehr, da diese von den letzten Abfällen des Pir Panjahl's durch fruchtbaren Boden fließen, der leicht weggeschwemmt wird; die Flüsse, die von Nord und Nord-Osten kommen, fallen über Felsen und führen daher nur wenig Erde mit sich.

14. Die Shawlfabrikation in Kaschmir.

Die Ziegenwolle, aus welcher die Kaschmirshawls erzeugt werden, wird in Kaschmir Paschmina genannt, und kommt von Ladhak, wohin sie von einer südöstlichen Richtung, wahrscheinlich von dem Hochlande zwischen Ladhak und Lassa gebracht wird. Ich habe im Himalaja eine Heerde der wirklichen Shawlziegen gesehen, die von der Richtung kamen, welche ich eben angegeben habe. Es sind kleine, unansehnliche Thiere, meistens von einem hellern oder dunklern Grund. Die Wolle wächst, wie bekannt, unter den Haaren auf dieselbe Weise wie der Flaum des Schwanes unter den Federn; die Wolle dient, wie dort der Flaum, dazu, das Thier vor der Kälte zu schützen.

Die Paschmina wird jährlich gegen Anfang des Frühjahres von den Thibetanern mit einem Kamme von den Ziegen gekämmt und in kleinen Abtheilungen nach Ladhak gebracht, wo sie für Kaschmir von den Leuten angekauft wird. Bei ihrer Ankunft, im rohen Zustande, sieht sie höchst unscheinbar aus; erst in Kaschmir wird sie mit Reiswasser oder besser mittelst Zubereitung von Reis, gebleicht und ihr dann die gewünschte Farbe gegeben. Die Zahl der Farben, welche die Kaschmirer ihr zu ertheilen verstehen, beläuft sich auf zwei und vierzig, und sie behaupten, daß sie dreißig verschiedene Stoffe aus Paschmina verfertigen.

Die Vorbereitung zur Arbeit ist eine langwierige. Alle Shawle werden in Kommission verfertigt. Sonst kam der Shawlhändler aus Indien oder Persien selbst nach Kaschmir, blieb da acht bis neun Monate, ja ein Jahr, bis er alle Shawle, die er wünschte, fertig sah, oder von den Shawlunterhändlern gekauft hatte, und dann zog er mit seiner Waare von dannen. Später waren es Eingeborne Kaschmir's, welche auf eigene Rechnung ganz Indien durchzogen. Diese sind nun entweder zu Grunde gegangen oder ausgewandert und das frühere System findet wieder statt. In Kaschmir angekommen, schließt der Kaufmann seinen Handel mit dem Ober-Shawlarbeiter, Dushawlawalla genannt, ab, welcher dem Kaufmanne die Zeichnungen, die Farben, manchmal ein kleines Stückchen Zeug als Muster vorlegt, und verspricht, um einen bestimmten Preis in so und so viel Monaten die Arbeiten zu liefern. Er erhält nun ein Drittel des Betrages als Vorschuß bezahlt und beginnt das Werk.

Shawle gehen immer paarweise, Tücher einzeln, die Zeichnung, nach welcher gearbeitet wird, ist mit allen Farben sehr künstlich ausgeführt, und nur Ein Mann ist immer der Verfertiger und Erfinder aller Muster, von dem jeder Dushawlawalla sie kauft.

Der Preis der Shawle ist sehr verschieden. Der höchste ist angeblich 3000 Rupien für das paar Shawle und 1000 für ein Tuch; nach unserm Gelde beläuft sich mithin der Preis eines Shawls an Ort und Stelle auf 887½ fl. C. M. und der eines Tuches auf 594 fl. 20 kr., wobei die Abgabe an den Sirdar in Kaschmir schon mit einbegriffen ist. Dieser Preis ist jedoch nur nominal, denn die Shawle, welche als 3000 Rupien-Shawle gelten, sind immer um Vieles wohlfeiler zu haben. Sobald der Preis der nach den gewählten Zeichnungen zu verfertigenden Shawle bestimmt ist, nimmt der Dushawlawalla, wofern nicht von seiner letzten Kommission her Arbeiter in seinem Dienste sind, die ganze Zahl oder so viel mehr Weber auf, als er bedarf. Jeder Dushawlawalla hat, nach der Zahl seiner Webestühle, einen oder mehrere Shawlmeister, deren Geschäft darin besteht, die Zeichnungen für die Arbeiter auf ein Papier in eine nur für sie verständliche Zeichensprache zu übersetzen. Jeder Shawlmeister hat dazu eigene Zeichen, deren Zahl 150 ist; sie bestimmen die Farbe des Einschlags und die Art, wie sie zu gebrauchen ist. Der ganze Shawl wird auf diese Weise niedergeschrieben und der Arbeiter folgt mechanisch dem Zeichen, ohne zu wissen, welche Zeichnung er verfertigt.

Für einfädige Zeuge wird der Zettel wie bei uns eingerichtet, und für die doppelfädigen wird der Faden doppelt gegeben. Für die gestreiften Zeuge natürlich in den Farben der Streifen. Für die einfädigen Zeuge haben die Arbeiter ein Paar Züge, für die zweifädigen zwei Paare. Nachdem

die Fäden durch diese Züge und den Kamm gezogen worden sind, werden sie an ein Stück Zeug an der vorderen Rolle befestigt, und die Arbeit beginnt. Jede Farbe des Einschlages ist auf eine von Pfaffenkäppchenholz verfertigte Nadel gewickelt, mit denen nach der Vorschrift jeder Stich gemacht wird. Kein Schiffchen wird für die Shawle mit Zeichnungen gebraucht. Nachdem ein Stich mit jeder Nadel gemacht worden, werden mit dem Kamme ein paar Schläge gegeben, und die Züge dann verändert, und so weiter. Der feinste Shawl mit doppelten Palmen und drei Bordüren wird in sieben verschiedenen Abtheilungen, die Eckstücke ungerechnet, gearbeitet, und in so vielen Stücken mehr, als verschiedene Bordüren sind; ehe der Shawl zusammengenäht wird, besteht er aus fünfzehn Stücken. Die beiden Enden mit den großen Palmen, die schwierigsten Theile, werden den besten Arbeitern übergeben, dann kommen die schmälern Palmen und die 9 Bordüren verfertigen die Ungeübtesten. Wenn man es eigens bestellt, so kann man Shawle angeblich aus Einem Stücke gearbeitet erhalten, allein ich sah keinen sehr geschmückten, bei dem dies der Fall gewesen wäre. Elf Webestühle (Tuckam) gehören zu einem Paar der besten Shawle; zwei Tuckam sind zu drei Arbeitern jeder für die großen Palmen; vier, zu zwei Arbeitern, für die schmalen Palmen; einer, zu zwei Arbeitern, für das einfarbige Mittelstück, und vier, zu zwei Webern, für die Bordüren bestimmt; die letztern sind meistens Knaben. Bei jedem Tuckam muß ein Arbeiter der Weberzeichen kundig sein, und da sich natürlich diese, um das Muster zu bilden, wiederholen, so arbeiten alle Weber auf einmal und der Zeichenkundige spricht laut aus, was er selbst thut. Vier und zwanzig Weber arbeiten sechs Monate, ja bis zu einem Jahre an ein paar Shawlen. An einem Tuche arbeiten sechszehn Männer die Hälfte der obigen Zeit.

Die Zahl der Shawl-Manufakturen in Kaschmir hat sich sehr vermindert, unter dem mongolischen Kaiser sollen 40,000 Tuckam (Webestühle) gewesen sein, wonach auf den Webestuhl einen Durchschnitt von drei Arbeitern angenommen, die Zahl der Weber sich auf 120,000 belaufen hat. Unter den Afghanen waren noch 23,000 Tuckam vorhanden. Nun sind sie bis auf 2000 zusammengeschmolzen. Alle zusammen mögen 3000 Shawle und Tücher jährlich liefern. Unter mancherlei Ursachen des Verfalls dieses Handels liegt wol die vorzüglichste in dem in Europa untergehenden Geschmacke an Kaschmir-Shawlen, ferner in dem verhältnißmäßig geringern Bedarf in den so sehr verarmten türkischen und persischen Reichen, und endlich in dem Umstande daß die Eingebornen Indiens beginnen, die e glischen Shawle jenen von Kaschmir vorzuziehen.

Die Ursache, weshalb die besten, schönsten Shawle nur in Kaschmir erzeugt werden können, ist bis jetzt ein noch unerforschtes Räthsel. Dieselben Menschen spinnen die gleiche Wolle, färben sie mit denselben Farben, weben dieselben Muster, und wenn ein in Nurpur oder Lodiana erzeugter Shawl neben einen in Kaschmir verfertigten gelegt wird, so scheint er grob und alt gegen diesen. Gewöhnlich wird, wie bei den Seidenzeugen Lyon's, das Wasser als Ursache dieser Vorzüglichkeit der wahren Kaschmir-Shawle angegeben, vielleicht tragen die Hitze und der Staub Indien's ebenfalls dazu bei, den Farben der außerhalb Kaschmir erzeugten Shawle ihre Frische zu nehmen.

Wenn die einzelnen Stücke des Shawls zusammengenäht sind, was eine höchst schwierige Arbeit ist, oder die Zeuge fertig sind, so werden sie gewaschen. Nach der Wäsche eines Shawles wird der Stempel aufgedrückt; das Tragen eines ungestempelten Shawles, alt oder neu, unterliegt einer schweren Geldbuße.

Fast alle Fabrikate Kaschmir's, mit Ausnahme der nach Thibet zu sendenden, und einiger der theuersten Shawle, die für Rußland bestimmt sind, gehen nach Hindostan, von wo sie weiter versendet werden. Ein schwerer, mit grellen Zierrathen überladener Shawl, heißt in Kaschmir ein Russischer (Urussa), die Bewohner selbst finden keinen Geschmack daran. Um diesen zu tragen, äußern sie spöttisch, bedürfen sie eines Kuli's (Taglöhner). Ein Shawl dieser Art schmiegt sich nicht an, und der kalte Wind dringt überall ein. Alle reichern Kaschmirer tragen, wenn es kalt ist, zwei einfarbige dünne Shawle übereinander, die in einer Länge fortlaufen, ohne auseinander geschnitten worden zu sein. Es ist sicher das zweckmäßigste Schutzmittel gegen die Kälte. [97.]

---

15. Die Bewohner des Sind.

Die Bewohner des Sind bestehen aus Muhammedanern und Hindus; unter den ersteren treten die Beludschen gleichsam als Kriegerkaste auf, die Jats sind die Landbauer, und unter den Einwohnern der Städte kann man annehmen, daß der fünfte Theil aus Hindus besteht; so gedrückt diese in religiöser und geselliger Beziehung auch sind, so ist doch hauptsächlich in ihren Händen der Handel und das Geld. Unter der Million Einwohner, welche hier leben sollen, dürfte der sechste Theil Hindus sein. Sie tragen den Bart und Turban der Muselmänner, haben deren Gewohnheiten und Sitten, das Unterwürfige und Geschmeidige der Juden unserer Länder, und sind so schön, aber noch schmutziger, als die Jats. Als Geldwechsler genießen sie ein solches Vertrauen, daß ihre Anweisungen durch ganz Indien für gültig angesehen werden. Sie und die Jats sind Diejenigen, auf deren Ergebenheit das britische Gouvernement rechnen kann. Die Jats, ein großer, kräftiger, schöner Menschenschlag, ursprünglich Hindus, sind die eigentlichen Ureinwohner des Landes; ihre Frauen zeichnen sich durch Schönheit und Keuschheit aus, was sich von denen der Hindus nicht sagen läßt. Als ackerbauende Klasse ist ihr Leben ein ganz friedliches, nächst der Bebauung des Bodens ist der Jat mit der Zucht seiner Büffel und Ziegenheerden, oder mit der der Kameele beschäftigt; ihm ist dies nützliche Thier, was dem Araber das Pferd. Mit der Schifffahrt und dem Fischfang sind die Miani vertraut; sie leben eben so viel in und auf dem Flusse und den Seen, als außerhalb, ja einige haben keine andere Wohnung als das Boot. Ihre Weiber, so kräftig und muskulös wie die Männer, theilen die schwere Arbeit der Gatten, und während der Mann am Netze strickt oder seine Pfeife raucht, das Kind in dem schwebendem Netzwerk unter dem Maste hängt, steuert die Frau mit dem gewaltigen Ruder das Boot.

Die Beludschen, die Freibeuter der Wüste, kamen von den Gebirgen und Steppen aus Nordwesten, und bilden kaum den zehnten Theil der Bevölkerung. Mehrere ihrer Gebräuche und Sitten gehören den mosaischen Gesetzen an, und ihre mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen, so wie ihre äußere Erscheinung, haben so viel Aehnliches mit denen der Juden, daß man sie für Nachkommen der verloren gegangenen Stämme angesehen hat. So ist beim Tode des Ehegatten der Bruder des Gestorbenen verpflichtet, die Witwe zu heirathen, und die Kinder sind die Erben des Verblichenen; auch kann sich ein Mann von seiner Frau nach den unter den Juden üblichen Verträgen scheiden. Sie betrachten sich als die Herren des Landes, und lieben nur den Kampf, den Raub und die Jagd. Wenige unter ihnen beschäftigen sich mit Ackerbau, aber Alle mit Pferde- und Kameelzucht. Die Unwissenheit und Wildheit, in der sie leben, macht es schwer, sie an Gehorsam zu gewöhnen; jeder Stamm gehorcht nur seinem Häuptlinge, ist aber Gefahr vorhanden, so eilen nach allen Richtungen Boten auf Kameelen oder zu Pferde, Alles, was Waffen tragen kann, unter die Fahnen zu rufen. Die Kameele sind von solcher Ausdauer und Schnelligkeit, daß, nach glaubwürdiger Mittheilung, ein Kameel des Myr Nassyr, als Lord Keane den Weg von Heiderabad nach Sakkar einrückte, einige fünfzig geographische Meilen in zwei Tagen zurücklegte. Sein Führer wußte es durch Reis, Ghy und berauschendes Getränk bei Kräften zu erhalten. Die Häuser der Beludschen sind so armselig, schmutzig und klein wie die der übrigen Bewohner, und nur die der Häuptlinge etwas geräumiger und mit Teppichen geschmückt. In ihnen sieht man die Frauen den häuslichen Sorgen obliegen, den Mann rauchen, schlafen, trinken oder mit den Kindern spielen. Die Beludschen sind von dunkelbrauner Gesichtsfarbe, schön und edel im Ausdruck, feurigen Auges, und wenn auch nicht von großer, so doch kräftiger Natur. Auf dem Kopfe tragen sie eine bunte, aus Baumwolle und Seide gewebte Kappe, mit Gold und Silber durchwirkt; über dem Oberkörper ein offenes Hemd und darüber eine gelb oder rothseidene Weste, weite Pantalons und spitz zulaufende Schuhe; bewaffnet sind sie mit einer langen Luntenflinte, Säbel, Bogen, Schild und

Köcher. Haar und Bart werden nicht geschoren; das Haupthaar fällt entweder in Locken über die Schultern, oder ist im Knoten auf dem Kopfe zusammengebunden. Der Bart wird als große Zierde sorgsam gepflegt. Alte und heilige Männer lieben es, ihn sich roth zu färben, und die Schiiten ziehen, gleich den Nachkommen des Propheten, die grüne Farbe allen andern vor. Ihre Frauen tragen bis zur Erde herabfallende Röcke, welche sich miederartig an den Oberkörper schließen und weite Pantalons; ein Tuch ist lose um den Kopf geschlagen, und das Haar fällt in Flechten herab. Sie wechseln selten ihre Kleidung und sind so schmutzig, daß man weder die Farbe ihrer Gewänder, noch die ihres Gesichts erkennen kann. [157.]

---

16. Die Santals, ihre Sitten und Gebräuche.

Unter den zahlreichen Völkerstämmen Ostindiens haben in jüngster Zeit vornämlich die Santals durch ihren Aufstand gegen die Engländer die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Die Santals, d. h. Niederländer, sind der erste eingeborne Völkerstamm, den man beim Eintritt in das Hügelland antrifft. Der Santal ist klein, gut gebaut und gewandt, ruhig harmlos und heitern Temperaments; er hat die dicken Lippen, hervorstehenden Backenknochen und breite Nase das Bhiel, Kole und anderer Hügel-Stämme des südlichen und mittleren Indiens; er ist ganz oder doch beinahe bartlos, außerdem ein intelligenter, gefälliger aber furchtsamer Mensch, gegen Menschen sehr feig, wilden Thieren gegenüber aber tapfer. Der Santal ist ein fleißiger Ackerbauer, und da er durch keinerlei Kastenwesen gefesselt ist, so genießt er sein Leben viel mehr als sein Nachbar, der von Priestern beherrschte und unter Kastendruck seufzende Hindu.

Der Santal ißt sein Büffelfleisch, seine Hammel, sein Federvieh, Schweine und Tauben, thut gern einen tüchtigen Zug eines geistigen Getränkes, das mit dem „Patschui" — Spiritus bereitet wird, und tanzt mit seinen Frauen und Kameraden, wenn er seine Freude und seinen Dank ausdrücken will. Wenn die nahrhafteren Lebensmittel, wie Fleisch und Federvieh, einmal selten sind, so nimmt er auch mit Schlangen, Ameisen, Fröschen und Feldratten vorlieb.

Auch die Kuh ißt der Santal und ebenso alle andern Thiere; ob sie geschlachtet oder gefallen, todtgeschossen oder von wilden Thieren zerrissen sind, ist ihm dabei einerlei.

Die Frauen sind dick und klein, und wenn sie auch nach europäischen Begriffen von Schönheit nicht gerade hübsch sind, so haben sie doch einen sehr gefälligen Ausdruck in ihren Zügen und nichts, was an die gemachte und affektirte Sittsamkeit der Hindus erinnerte.

Der Santal ist größer und stärker gebaut als der gewöhnliche Hügelbewohner, er ist in der Regel 5 Fuß 6 Zoll hoch.

Abgesehen von den großen Dörfern in dem Hauptthal, wo alles Land mehr cultivirt ist, sind die Dörfer der Santals in der Regel im dichten „Jungle"*) begraben, und es finden sich dann nur kleine Strecken urbar gemachten Landes, auf dem Reis, Mais, Senf und verschiedene Arten Hülsenfrüchte gebaut werden. Die Dörfer bestehen aus aufrechtstehenden Blockhäusern, die mit Strohdächern gedeckt und so gebaut sind, daß sie eine lange, Ein Haus tiefe Straße bilden. Fast an jedem Hause ist ein Schweine-Koben oder ein Taubenschlag, und Farren- oder Büffel-Schuppen sind im ganzen Dorfe zerstreut.

In jedem Dorfe ist ein kleines, von einem oder mehreren hölzernen Pfosten getragenes Strohdach; das Dach überdeckt eine kleine Erd-Platform, die sich einen Fuß über den Boden erhebt; dieser Ort heißt der Mangi, weil nämlich hier irgend ein ehemaliger Mangi, d. h. Dorf-Vorsteher, begraben ist, dessen Andenken man ehren wollte und der wegen seiner guten Amtsführung, seiner Fähigkeiten oder sonstiger guten Eigenschaften mit einmüthiger Zustimmung aller Dorfbewohner besonderer Verehrung würdig erklärt worden ist. Nach ihm wird der Ort dann genannt. Daselbst kommen die Aeltesten des Dorfs zusammen, be-

*) Jungle (spr. Dschangl) heißt eine weite mit Rohr, kleinen Bäumen 2c. bedeckte Fläche, die zwar feucht, doch kein Morast ist.

sprechen ihre Angelegenheiten, bedrohen die Unordentlichen, bestrafen die Schuldigen, sammeln den Zins ein und manchmal bringen sie auch dem verstorbenen Mangi Weih-Opfer in Korn dar, die sie unter dem Dach auf die Erde legen. Wenn die Dorfbewohner sich nicht da aufhalten, so sind gewöhnlich Tauben, Hunde oder Rindvieh an dem heiligen Orte zu treffen.

Die Arbeitskleidung der männlichen Santals besteht in einem bloßen Streifen Tuch, das nicht um den Körper herumgewunden wird, sondern an ein um die Lenden herumgehendes, härenes oder baumwollenes Band befestigt ist und von diesem aus zwischen den Beinen durchgeht, so daß es nur seine Blöße verbirgt. Die Frauen sind im Gegentheil gut gekleidet, sie tragen ein großes, herabhängendes Tuch, dessen eines Ende rund um die Taille geknüpft ist, während das andere über die linke Schulter geht, so daß die rechte sammt einem Theil der Brust und des Arms gänzlich frei bleibt und das Tuch vorn herunter hängt. Wenn sie die Mittel haben, so beladen die Frauen ihre Gliedmaßen mit Ringen, vorzüglich mit Zink-Ohrringen, einigen Fingerringen und manchmal einem großen eisernen Ring um das Handgelenk. Sowol Männer als Frauen binden ihr langes Haar oben auf dem Kopf in einem Knoten zusammen.

Der Cultus der Santals besteht in Gebeten, Opfern und religiösen Tänzen, bei welchen sich die Theilnehmer in der Regel alle in trunkenem Zustande befinden.

Das einzige Gebet, von dem ich unter diesem Volke gehört habe, besteht in einer Bitte um Schutz vor Hungersnoth und Krankheit, vor Viehseuchen, vor wilden Thieren und besonders vor dem Tiger. Auch ihre Kinder vergessen sie nicht, wenn sie zu dem unsichtbaren und mächtigen Geiste beten, von dem sie die Erfüllung ihrer Bitten hoffen. Sie flehen ihn an, ihre Kinder in allen Gefahren zu beschützen, und zählen unter diesen auf: Angriffe wilder Thiere, Schlangenbisse, Skorpionen-Stiche und alle möglichen sonstigen Zufälle.

Kinder sind der Stolz, Trost und Beistand des Santal, sie werden daher in seinem kurzen Gebete auch nicht vergessen. Die Santals haben in der Regel sehr starke Familien, jedes Paar vielleicht durchschnittlich acht Kinder. Die Söhne pflügen, hüten die Heerden, bringen die Ernte ein, bauen und repariren das Haus der Familie, machen die Karren und Pflüge, destilliren den Pachei-Spiritus aus dem Reis und besorgen alle außer dem Hause liegenden Arbeiten. Die Töchter dagegen hülsen den Mais und Reis aus, pressen das Oel aus dem Senfsamen, kochen für die Familie, besuchen die Märkte, wenn sie gerade in ihrer Nähe sind, und sehen nach dem Federvieh, den Schweinen, Ziegen und Tauben. Werden Eltern alt und schwach, so sind die Kinder ihre Stütze.

Fast alle Völker der Erde, wilde wie civilisirte, scheinen eine Art unmittelbares Gefühl zu besitzen, das ihnen sagt, daß Blut erforderlich ist, um Sünden zu sühnen. Eben dieses Gefühl treffen wir auch bei den Santals; freiwillig opfern sie, um den unsichern Geist zu versühnen, Büffel, Schweine, Ziegen und Federvieh, wobei sie die von den Andächtigen bereiteten Opfer mit dem Blute dieser Thiere besprengen.

Vor jedem Dorfe ist ein Ort zur Darbringung von Opfern reservirt. Diese Opfer werden zu allen Jahreszeiten und von Jedem, der eine Bitte an den unsichtbaren Geist zu stellen hat, dargebracht; der dazu auserwählte Ort ist gewöhnlich ein kleiner Streifen Sakua-Jungle, den man bei Ausrottung des Waldes aus der Umgebung des Dorfes verschont hat. In diesem einsamen Haine sind am Fuße der Bäume kleine, rothangestrichene Steine aufgestellt und gewöhnlich sind auch zwei aufrecht stehende Stäbe in die Erde gesteckt, die durch einen dritten, horizontal liegenden, verbunden sind. Unter oder in der Nähe dieser Gruppe von Stäben werden die Opferthiere mit einem Schwerte getödtet und das Blut auf die Opfergaben gesprengt, die von den Dorfbewohnern unter das Querholz auf die Erde gelegt worden sind. Die Opfergaben selbst bestehen in kleinen, kegelförmigen Schalen, die mit Reis oder Mais gefüllt sind, der mit Milch, zerlassener Butter, Spriten oder Wasser gemischt ist. Das Fleisch der Opferthiere wird von den Festgästen verzehrt, und es gibt regelmäßig eine mehr oder weniger ausschweifende Scene, die mit einem wilden und ganz unerhörten Tanze endigt. Ich habe einmal in den Hügeln einen Tanz mit angesehen, der im April um Mitternacht bei Fackelschein ausgeführt wurde und bei dem ungefähr 5000 Personen gegenwärtig waren. Diese Tänze kommen so gut bei Tage wie in der Nacht vor; bei dem eben er-

wähnten tanzten einmal gleichzeitig ungefähr 400 Frauen.

In einer offenen Ebene wird eine hohe Bühne errichtet; auf diese setzen sich ein paar Männer, die als Anordner oder Leiter der Ceremonie thätig zu sein scheinen; von der Bühne, die den Mittelpunkt des Tanzes bildet, laufen radienförmig zahlreiche Ketten von je 20—30 Frauen aus, die sich bei der Taille angefaßt halten. Ihre rechte Schulter, rechter Arm und ein Theil der Brust sind bloß, ihr Haar reich geschmückt mit Blumen oder Schleifen von rother Tussur-Seide. So tanzen sie zu der tollsten und wildesten Musik von mit Affenfell überzogenen Trommeln, Pfeifen und Flöten. Die Musikanten nehmen die unanständigsten und lächerlichsten Stellungen an, schreien dabei, machen Capriolen, kreischen dann wieder wie Tolle, und da sie einen Kopfschmuck von Pfauenfedern tragen und sehr betrunken sind, so entsteht natürlich eine höchst wunderliche Scene. Die Frauen singen beim Tanze und halten dabei sehr gut Takt, indem sie mit den Fersen auf den Boden schlagen. Die ganze Tanzgesellschaft braucht ungefähr eine Stunde, um die Bühne in der Mitte herumzukommen, denn die Bewegung nach vorn wird durch eine beständig rückschreitende bedeutend aufgehalten. Trupps frischer Frauen, um die ermüdeten abzulösen, sind immer bei der Hand.

Die Männer schwören bei dem Fell des Tigers, aber sie zum Schwur zu zwingen, gilt als unverzeihlich; denn der Santal hält die Wahrheit heilig und ist in dieser Beziehung ein glänzendes Muster für seine lügnerischen Nachbarn, die Bengalen.

Die Santals werden von Pergunniten und Mangis regiert, die sie aus ihrer Mitte selbst wählen. Der Pergunnite hat vielleicht zwölf Dörfer unter sich, aus denen er den Zins sammelt, den er dann dem Oberaufseher übermacht. Der Mangi hat nur sein eigenes Dorf unter sich und ist für alle Vergehen seiner Brüder verantwortlich. Da sie aber im Allgemeinen ein sehr ordentlicher Menschenschlag sind, so haben ihre Beamten wenig mehr zu thun, als ihre Würden zu tragen und ihren Zins einzusammeln. Der Santal geht nie in Dienst und thut keine Arbeit außer für sich und seine Familie. Wollte man den Versuch machen, ihn zu zwingen, so würde man bald sehen, daß er aus dem Lande flieht oder in den dichtesten Jungle eindringt, wo er dann, ungesucht und unbekannt, von Neuem anfangen würde, sich einen Streifen Land auszuroden und sein Blockhaus wieder aufzubauen.

Die Santals sind vortreffliche Schützen mit Bogen und Pfeil; sie schießen so sicher, daß nichts, was Leben hat, wenn es überhaupt Werth hat, in der Nähe ihrer Dörfer sich sehen lassen darf, ohne ihren Pfeilen zu erliegen. Ich habe Bären als leichte Beute ihrer gut gezielten Pfeile fallen sehen, Hasen, die eben im besten Laufen waren; auch Vögel im Fluge habe ich tödten sehen, aber mit stumpfen oder knotigen Pfeilen. Ihre Bogen sind entweder aus Dhamin-Holz oder Bambus, die Sehne ist gewöhnlich aus Bambus oder aus den Fasern der Bauhinea Scandens, die Pfeile werden aus einem leichten Rohr verfertigt, haben eiserne Spitzen mit Widerhaken und sind mit der braunen Feder aus dem Pfauenflügel besetzt. [161.]

17. Die Felsenbauten von Ellora.

Die wunderwürdigsten Werke der Indier sind ihre Felsenbauten. Die bekanntesten, aber keineswegs die großartigsten sind jene auf der Insel Elephante bei Bombay. Wir übergehen diese und viele andere, um sofort die Centralgruppe, die Wunder von Ellora, den Götterberg, das Steinpantheon der Inder zu beschreiben. Die Zeit und die Menschen haben zerstört, so Viel sie nur immer zerstören konnten; dennoch aber ist des Großartigen und Imposanten genug übrig geblieben, um den Beschauer mächtig zu ergreifen. „Ein felsiger Bergkranz von Granit, halbmondförmig eine ganze Stunde weit sich erstreckend, ist zu einer noch ungezählten Zahl von Grotten, Kapellen, Höfen u. s. w. in mehren Stockwerken über einander ausgearbeitet und mit Ornamenten und Sculpturen überdeckt.“ Dreizehn große Tempel und Tempelgruppen sind bis jetzt bekannt geworden, neben ihnen aber ziehen sich noch zahlreiche Gallerien, Treppenfluchten, Bassins und Felsbrücken hin.

Selbst die Natur fühlte sich zur Mitthätigkeit gezwungen und erhöhte die Romantik dieser Götterstätte. Ueber die Façade eines der Grottentempel stürzt ein mächtiger Wasserfall herab und verschließt so wie mit einem Krystallschleier das Innere. „Es kann diese Anlage nur das Werk eines ganzen Volkes von Steinhauern eine Reihe von Jahrhunderten hindurch gewesen sein, die Zeit aber und das Volk, den Namen des Erbauers oder der Beherrscher, selbst des Priestergeschlechtes, das hier so Mächtiges hervorrufen konnte, nennt keine Geschichte.“ Die Mythe läßt den Götterberg von einem dämonischen Baumeister Visma Karma in einer sechs Monate währenden Nacht aufführen, vom Hahnenrufe aber in seinem Werke überrascht werden, daher Vieles unvollendet blieb. Die symbolischen Darstellungen im Innern tragen nichts dazu bei, das Dunkel, welches über diese Riesenwerke herrscht, zu erhellen. Der reiche Himmel der Brahmanischen Religion ist hier fast vollständig vertreten, Brahma und Sivas in zahlreichen Bildern dargestellt, doch auch dem Buddha sind einzelne Tempel geweiht, ja im Tempel der zehn Arataren stehen sogar die Symbole Sivas, Vischnus und Buddhas friedlich nebeneinander.

Ein Tempel Indra's, jener des Visma Karma und dann das riesige Kailasa, der Seligen Sitz, werden gewöhnlich als die hervorragendsten Monumente angeführt. Jedes dieser Denkmäler umfaßt eigentlich eine größere Anlage, eine Grottenreihe.

Durch ein von Löwen bewachtes Felsenthor gelangt man über einen offenen Vorhof zu den Indragrotten. In der Mitte des Vorhofes erhebt sich eine aus dem Felsen gehauene Kapelle. Sie wird scheinbar von Säulen gestützt und von einem reich verzierten, hohen, pyramidenförmigen Aufsatze bekrönt. Rechts von ihr steht ein Felsenelephant, links eine freie Säule, und hinter dieser weiter zurück eine von 6 Pfeilern getragene Grotte nebst kleineren Höhlen. Durch eine Vorhalle gelangt man zum eigentlichen Heiligthume, über welchem, durch eine Treppe verbunden noch eine zweite, mit massiven Pfeilern und Sculpturen ausgeschmückte Grotte sich aufthürmt. Schmale Gänge verbinden diese Grotten mit benachbarten Tempelanlagen. Edler und kunstreicher erscheint der Tempel des Visma Karma. Eine breite Felsspalte führt in den regelmäßigen Vorhof, an dessen beiden Flügeln kleinere Grotten angebracht sind, dessen mittlere Fronte die überaus reich gezierte Façade des Tempels bildet. Der untere Theil der Façade ist eine sogenannte Veranda (freie Pfeilerhalle), nach den beiden Flügeln fortgesetzt, in der Mitte eine für das Musikchor bestimmte Gallerie tragend. Diese öffnet sich durch ein Portal nach dem inneren Tempel und bildet hier eine zweite mit dem Mittelraume des Tempels gleich breite, von zwei viereckigen Pfeilern gestützte Gallerie. Die Ausschmückung des Vorhofes und der äußeren Gallerie ist ein Meisterstück des Meißels, an Feinheit der Ausführung, an Reichthum der Gestalten kaum zu übertreffen. Sowol der Steinbalken oder Architrav, welcher unmittelbar auf den Pfeilern der Veranda aufliegt, wie die Brustwehr, der Mauergrund an der Gallerie und der hohe Fries über derselben sind mit Arabesken, Thierbildern und Menschengruppen bedeckt. Drei Pforten führen in das matt erhellte Innere. Ein Umgang von 30 achteckigen, auf zwei Drittheilen ihrer Höhe mit je zwei Bändern umgebenen Pfeilern gliedert den Tempel in drei Schiffe. Die Seitengänge sind niedrig, flach bedeckt und nur 7 Fuß 3 Zoll breit. Der Mittelraum hingegen, 35 Fuß hoch, trägt ein natürliches Tonnengewölbe, welches von Langlois in seiner Erscheinung der umgekehrten Schale eines Schiffes verglichen wird. Es gehen nämlich breite Steinbalken, genau dem Rundgewölbe folgend, von der Mitte der Decke aus und stoßen an den Fries, der sich über den Pfeilern längs dem Tempel hinzieht. In der Mitte der Decke aber werden sie von einem die Längenrichtung verfolgenden Steinbalken festgehalten, wodurch allerdings die Form eines Schiffgerippes wiederholt wird. Den Tempel schließt ein Halbkreis ab, vor welchem sich der Dagop, das Symbol des Buddhadienstes, erhebt.

Diese, wie alle anderen Tempelanlagen Elloras werden aber von dem Kailasa, diesem „verzauberten Steinbruche,“ an Seltsamkeit und Pracht noch weit übertroffen. Denken wir uns zuerst einen Felsenraum von nahe 400 Fuß Länge und 150 Fuß Breite künstlerisch bearbeitet und theilweise bis zu einer Tiefe von 100 Fuß ausgehöhlt, in der Art, daß in der Mitte der Fels, zu Tempeln behauen, stehen blieb, nach allen Seiten aber von einem ausgegrabenen Hofe umgeben wird. Die Felswände, welche diesen Hof bekränzen, enthalten selbst wieder Grotten und Hallen, öffnen sich gegen den Hof durch Pfeiler-

gänge, Kreuzgängen vergleichbar, und waren einst mit den Tempeln des Mittelraums durch freie Felsbrücken verbunden. Die mittlere Tempelanlage bildet eine zusammenhängende Felsmasse und wird in einen Vorbau, in die Kapelle des Nandi und den Haupttempel eingetheilt. Der Vorbau, mehrere Stockwerke hoch, zerfällt in mehre Gemächer, von welchen drei aufeinander folgende vermittelst einer Brücke mit der quadratischen Kapelle des Nandi in Verbindung stehen. Zu beiden Seiten der letzteren erheben sich im Tempelhofe selbst zwei Riesenelephanten und Obelisken. Eine Brücke, woran sich ein Porticus und eine Vorhalle (man kann zu dieser auch unmittelbar vom Hofe aus auf Treppen gelangen) schließen, führen zum Haupttempel. „Es ist der größte bekannte Monolithentempel; wenn man das Sanctuarium und die Hinterräume hinzurechnet, 103 Fuß lang, 56 Fuß breit, 17 Fuß hoch, worüber sich noch Dome und die höchste Pyramide des Tempeldaches 90 Fuß erheben. Er wird von 4 Pfeilerreihen je zu 4 Pfeilern, gestützt, seine Ecken werden von Elephantenkolossen getragen, ihm zur Seite stehen noch kleinere Steinpagoden und Kapellen." Alle Wände, die inneren und äußeren, sind von Ornamenten, Sculpturen und Reliefs wie übersäet, nirgends riesige Dimensionen, bedeutender Reichthum gespart, überall ein trunkener, phantastischer Sinn thätig, das Erhabene mit dem Grotesken, das Imponirende mit dem Widerlichen bunt gemischt.

Dies sind die berühmten Wunderwerke von Ellora, welche nach Ritter's Bemerkung den Beschauer mit der Ahnung des Kampfes noch wilder Naturgewalten wider die mächtig anstrebende Gewalt des Geistes erfüllen und den Eindruck zurücklassen, als ob Kunst und Natur, Menschen-, Thier-, Pflanzen- und Götterwelt noch in einem brütenden Chaos befangen wären. [210. 173.]

---

18. Die Perlenfischerei von Ceylon.

Die Perlenfischerei zu Condatchy und Arivo auf Ceylon gewährt eines der großartigsten Schauspiele des Orients. Sie findet alljährlich einmal, im Frühjahre, statt. Alsdann wird jene öde Küstengegend, die im übrigen Theile des Jahres wie ausgestorben erscheint, mit einer vorübergehenden Population von mehr als 100,000 Menschen erfüllt, und ein Zusammenfluß von Schiffen und Volk erzeugt, der das Ansehen der belebtesten Messe gewinnt, auf deren Ertrag wie auf eine Lotterie mit kleinen und großen Loosen, das Küstenvolk der weiten umliegenden Gestade hofft, und die Speculanten für das ganze Jahr ihre Rechnungen stellen. Jedermann läßt seiner Phantasie freien Spielraum, dort sein Glück irgend einer Art zu träumen, und dies zieht Volksmassen aus weiter Ferne zu diesem großartigen, jährlich sich wiederholenden Schauspiele hin.

Ist die Stunde der Ausfahrt von dem ungemein günstig gelegenen Condatchygestade erschienen, so wird vor Mitternacht, wenn der Landwind günstig ist, durch das Getöne der Hörner, der Tamtams und durch einen Kanonenschuß das Schiffervolk aus dem Schlafe geweckt. Das Getümmel des Durcheinanderlaufens, das Zusammenraffen der Bedürfnisse aller Art von wenigstens 6000 Menschen im Dunkel der Nacht ist gewaltig. Denn der Aberglaube verlangt vor dem Wagestück und dem Glücksfange eine Anzahl von Ceremonien, Waschungen, Beschwörungen aller Art, ehe man unter Segel geht. Nun segelt der große Pilot voran, die andern folgen nach; die Laterne einer im Meer stationirten Schaluppe ist ihr Wegweiser in der Nacht. In der Nähe der Austernbank werfen alle Boote die Anker aus, und erwarten die Morgendämmerung. Mit dem ersten Morgenstrahl setzen sie sich wieder in Bewegung, jedes Boot nimmt seine bestimmte Stelle auf der Bank um die Schaluppe ein, und läßt seine Anker sinken. Um ½ 7 Uhr oder 7 Uhr, wenn die Sonnenstrahlen etwas Wärme geben, fängt man mit dem Signal der Schaluppe das Tauchen an. Ist das Wetter günstig, so hört der Landwind mit dem Sonnenaufgang auf, um 9 und 10 Uhr ist die See ein ruhiger Spiegel. Mittags gibt ein Kanonenschuß das Signal zur Beendigung des Tauchens, ein angenehmer Seewind treibt nun die Flotte der gefüllten Boote zum Lande zurück.

— Das Tauchergeschäft selbst geht in folgender Art vor sich.

Zur Seite jedes Bootes wird ein Gerüste ausgelegt, von dem der Tauchapparat herabhängt, zumal die Taucherſteine, drei an der einen, zwei an der andern Seite. Sie sind von Zuckerhutgestalt, und wiegen nach der Schwere des Tauchers 15 bis 25 Pfund, große Taucher haben noch 4 bis 8 Pfund Uebergewicht im Gurt stecken, um so lange unten bleiben zu können, bis sie ihr Korbnetz gefüllt haben. Der Taucherstein hängt mit Oehsen oben an Doppelstricken, die an seiner Spitze eine Schleife bilden, in die der Taucher, wie in eine Art Steigbügel, seinen einen Fuß setzt, während er den andern in den Korb, der am Strick hängt, stellt und anklemmt, welchen er mit in die Tiefe nimmt. Dieser schwere Stein führt ihn mit Schnelligkeit hinab zur Tiefe, sobald er, die Nasenflügel mit der Hand zuhaltend, den Strick fahren läßt, der ihn nach oben über dem Wasser erhielt. Auf dem Meeresgrunde läßt er den Stein los, der sogleich zurückgezogen wird, er selbst aber wirft sich auf's Angesicht, hält sich am Boden fest, rafft schnell Alles auf und zusammen, womit er seinen Korb füllen kann. Er kriecht deshalb wol über einen Raum von 40 bis 60 Fuß hinweg während der Minute seines Untertauchens. So wie er an dem Seile seines nun vollen Flechtkorbes schüttelt, wird dieser schnell emporgezogen, und er selbst folgt ihm nach oben. Der Taucher schwimmt nun gegen das Boot hin, wo man schnell den Korb ausleert, der mit Austern, Corallen und vielen andern Seeproducten oft schwer gefüllt ist, während schon ein anderer Taucherkamerad mit demselben Taucherstein in die Tiefe gezogen ist. Wenn dieser heraufkommt, geht jener, der indeß schon zum Boote an seinen Posten zurückgeschwommen ist, von Neuem hinab. So wechselt das Tauchen 5 bis 6 Stunden lang ohne Unterlaß, bis zur Mittagsstunde, und jeder der 10 Taucher des Bootes kann so den Tag seine 1000 bis 4000 Austern heraufschaffen In einem Korbe können bei günstigem Fange bis 150 zugleich heraufkommen, aber freilich gibt ein magerer Boden wol auch nur einmal 5 Stück Austern oder kein Dutzend. Nur selten tauchen sie über eine Minute in's Wasser: die meisten kehren schon nach 53 bis 57 Secunden wieder zurück, im Nothfall halten sie es auch wol eine Minute 24 bis 27 Secunden, höchstens $1\frac{1}{2}$ Minute aus. Ein Ohrenklingen zwingt sie dann zur schnellsten Rückkehr. Wenn 300 Boote nahe beisammen sind, und in jeder Minute jedesmal an anderthalbtausend Taucher zugleich in die Tiefe fahren und wieder heraufgehen, so bringt dies ein ewiges Rauschen gleich einem Kataracte aus der Tiefe hervor. Auf das gegebene Signal, um 1 Uhr etwa, kehrt die ganze Flotte zum Lande zurück, und erreicht das Ufer bei Condatchy zwischen 4 Uhr und 5 Uhr.

Aber dieses ganze Geschäft würde nicht vor sich gehen, wenn nicht Hayfischzauberer den Hauptpiloten begleiteten, und zugleich am Ufer durch ihre Zauberformeln diese Seeungeheuer beschwören. Immer müssen zwei bei der Fischerei sein, die durch Gebete, Fasten und allerlei Hokuspokus vor der Gefahr sichern. Der eine begleitet im Schiffe des Hauptpiloten die Taucherflotte, der andere bleibt am Ufer und zieht sich während der Fahrt in die Einsamkeit seiner Zauberhütte zurück, wo er ein Metallgefäß voll Wasser vor sich hat, mit einem männlichen und weiblichen Fisch von Silber, die sich beißen sollen, wenn über den Bänken ein Unglück geschähe, mit denen er seinen Zauber treibt. Aber Niemand darf ihn natürlicher Weise dabei stören.

Die Rückkehr so vieler Fahrzeuge zum Gestade bei Aripo bietet für das Ende des Tages ein neues Schauspiel dar; die neugierige und gewinnsüchtige Menge strömt dann mit gewaltigem Tumulte zum Landungsplatze herbei. Jedes Boot hat seine Station am Ufer, die mit Pallisaden umgeben ist, wo die Taucher ihre Austernbeute ausladen. Jede zwei alternirenden Taucher bewahren ihren eigenen Haufen im Boote, und dieser wird auf dem Lande in 4 Haufen getheilt, wovon sie sogleich $^1/_4$ als ihr Eigenthum hinwegtragen. Dies würde sie reich machen, wenn nicht unzählige Sporteln davon abfielen; die Mundues, die sie heraufziehen, erhalten $^1/_6$ der Portion; der andere Bootsmann 20 Austern per Tag; der Junge 10, der Hayfischzauberer 10, jede der Pagoden zu Nagere und Namisseram 10. Den sehr geschmälerten Ueberrest trägt der Taucher sogleich auf den Bazar, wo Spekulanten aller Art ihm den Verkauf erleichtern; denn die Handelsleute, Juweliere, Ringfasser, Schmuckhändler, Glücksritter aller Art, selbst der ärmste Zuschauer des Festes legt auch ein kleines Kapitälchen bei dieser Lotterie ein, in der Hoffnung, daß ihm ein größeres Loos zu-

falle. Vor Sonnenuntergang zieht sich der Taucher mit dem baaren Gelde in seine Hütte zurück. Die ersten Austern gehen bei der heftigsten Begier, im Anfange der Fischerei zu den theuersten Preisen fort; späterhin, mit der nur zu oft getäuschten Erwartung des Volkes, sinken sie. Der Gewinn eines Tauchers pflegt nach einer glücklichen Fischersaison 40 bis 50 Pagoden, d. i. 16 bis 20 Pfund Sterling zu sein, die er seiner Familie heimbringt.

Man kann nach einem Ueberschlage die Summe der gewonnenen Austern von einer guten Saison jährlich ziemlich genau auf 2 Millionen rechnen, da sie alle gezählt werden. Nach dem Stande der Boote und der Geschicklichkeit seiner Taucher kann das eine bis 30,000 Stück an einem Tage an das Land bringen, während ein anderes kaum 300 herbeischafft. Die Besitzer kleiner Partien brechen sie sogleich auf, schneiden das Thier frisch aus der Schale und trocknen es in der Sonne, um die Perlen sogleich zu bekommen. Die großen Haufen läßt man wenigstens 10 Tage bis zur Fäulniß liegen, wo sie dann gewaschen, ausgeschlemmt, gesichtet, gereiniget werden in eigenen Booten oder gepflasterten Uferräumen, um sie vom Schmutz und Sande zu befreien. Aller Vorsicht ungeachtet geschehen bei diesem Geschäft unzählige Diebereien, und die Polizeiwächter mit den Bambusstöcken, die sogleich die Diebe abzuprügeln haben, werden beschuldigt, daß auch sie mit den klebrigen Enden dieser Zuchtruthen häufig die Perlen, die in dem Sande zerstreut werden, heimlich und künstlich aufzulesen verstehen. Das Bohren geschieht ebenfalls hier, wie schon zu Arrian's Zeit, auf sehr einfachen Maschinen mit sehr feiner, geschicklicher Hand, wie das Aufreihen in Schnüre, was man, um Gleichartigkeit und Gefälligkeit für den Anblick zu erreichen, keineswegs für ein leichtes Geschäft hält. So nun geht die kostbare Perle aus dem Grunde des Meeres, zwischen Hayfischen mit doppelter Lebensgefahr durch den Taucher emporgebracht, und aus salziger Fäulniß, Schlamm und Sand durch unzählige Hände des ärmsten Volkes herausgelesen und durchgesiebt, sortirt und in Schnüre gereiht, mit dem Handel aus Ceylon durch alle Welt und schmückt, wetteifernd mit Edelgesteinen, die Idole der Hindus, wie die Heiligen anderer Kirchen, glänzt in den Talaren der Großen, im Diadem der Herrscher und im Brust- und Halsgeschmeide der Schönen im Orient, bis zu den Schneefeldern Centralasiens hinauf. Der König der Perser wird bei seiner Thronbesteigung mit Perlen überschüttet, das größte Geschenk des Chinesischen Kaisers an den Dalailama von Tübet ist eine vollkommene Perle, und der Hindupilger, der als Bettelmönch ganz Asien bis Moskau und Kasan durchwandert, trägt in seinem geheimsten Beutel die Perle als Zehrpfenning bei sich.

Madras ist der Mittelpunkt des Perlenhandels im Orient, die dortigen reichen Perlenhändler kennen alle Märkte der Erde; dort haben gewöhnlich die Pächter der Perlenfischerei ihren Wohnsitz, die bei einer Saison leicht ihre 20,000 bis 30,000 Pagoden gewinnen. Mit dem Ende der zum Perlenfang bestimmten Zeit segeln die Flotten ab, und das Volksgetümmel verläuft sich schnell mit allen Gauklern und Gaunern, welche die Menge herbeizog; das Gestade von Condatchy, Aripo und Manaar wird wieder zur Einöde. [173.]

---

19. Ein Tornado im indischen Meere.

Der Hauptsitz der furchtbarsten Orkane auf Erden ist Westindien, dann die Gegend zwischen Madagascar und Neuholland und das chinesische Meer. Man erlebt in den gemäßigten Zonen wol auch Stürme, welche Häuser umstürzen und Eichen entwurzeln, aber von solchen Stürmen, wie sie unter den Tropen erscheinen, haben wir keinen Begriff. Nachstehende Schilderung wird durch viele ähnliche beglaubigt. — Die Sonne ging mit einem so glühenden Scheine unter, daß der Himmel den Anschein einer ungeheuren Schmiede-Esse gewann. Dieselbe Erscheinung wiederholte sich andern Morgens vor Tagwerden, verschwand nicht mit dem Aufgange der Sonne, sondern verblaßte nur um Etwas. Die Sonnenscheibe selbst sah trübe und roth aus, der

Barometer fiel rasch und anhaltend; die Luft war trocken, heiß wie in einer Schmelzhütte, das Meer wallte ohne Kräuseln in langen breiten Flächen auf und nieder.

Alles deutete auf einen Tornado, wie sie auf der Höhe von Mauritius oft vorkommen. Sie sind kurz von Dauer, aber — das tiefste Aufathmen, die krampfhafteste Zuckung der Natur, um das irgendwo verlorene Gleichgewicht des Luftmeeres wieder herzustellen. Alle Segel wurden auf das Sorgfältigste geborgen, die Masten mit Takelwerk und Raaen sahen riesigen Gerippen ähnlich. Kein von Menschenhand gewebtes Leinen vermöchte dem Stoße eines solchen Orkans zu widerstehen. Segeltuch, dessen Ketten und Einschlagfäden fast die Stärke eines Strohhalms erreichten, zerreißt unter seinem Hauche wie unnützer Lumpen. Und wenn es widerstände — ein Krach und ein Schlag, die Masten über Bord — und so weiter. Und er kam! Noch war Alles still, die Luft heiß zum Ersticken. Da begann das Meer anscheinend von selbst aufzuwirbeln, wie kochendes Wasser. Die plötzlich, man wußte nicht woher, mit schäumendem Gischt bedeckten Fluthen stiegen mit jähem Brausen in schneckenförmigen Windungen allüberall in die Höhe. Aus der Ferne zog es in raschester Eile heran, wie Wasser vom Himmel bis zur Erde. Luft und Meer hatte sich vereinigt zu Masse; mindestens war die Gränzlinie nicht mehr erkennbar, wo sich beide von einander schieden. Grau, schmutziges nächtiges Grau, von häßlich gelben Streifen widerlich durchlichtet, war die Farbe der Lüfte und Gewässer. Wie durch Zauberwort war das Schiff plötzlich in einen Nebel gehüllt, von solcher Dichtigkeit, daß man nicht vom Besaan bis zum großen Maste sehen konnte. Und doch war es erst 5 Uhr Nachmittags.

Da — ich kenne nicht das vereinte Gebrause von Tausend Millionen Hummeln, ich kenne nicht das vollendete Dröhnen einer in rastloser Thätigkeit begriffenen Batterie von Vierundzwanzigpfündern, allein ich möchte zweifeln, ob ein derartiges Getöse auch nur zu vergleichen wäre dem donnernden Krachen, dem rasenden Geheul, dem gespenstigen Pfeifen und Seufzen, dem gräßlichen erblaßten Zischen und Schwirren, womit der erste Windstoß auf uns hineinsetzte, zwischen Takelwerk und Spieren hindurchwirbelte, sich in die Höhlungen der Blöcke, die Oeffnungen der Verschanzung hineinzwängte.

Das Fahrzeug, bereits im eigentlichen Sinne des Wortes von den Wogen hin und wieder geschleudert wie ein Ball, neigte sich vor dem übermächtigen Drucke auf die Seite, richtete sich dann, als er wie abgeschnitten aufhörte, mit einem unwilligen Rucke still und stolz wieder auf. Von jetzt an Stoß auf Stoß, wahnsinniges Sausen der nachtschwarzen Lüfte, rasselnde Donnerschläge, deren Blitze die Finsterniß vergeblich, wie mit glühenden Schwertern, zu durchhauen versuchten; in ungeheuerlichem Rauschen ohne Ordnung sich überstürzende Gebirge der Fluthen; die Elemente tollten und unser Schiff tollte mit. Längst nicht mehr steuerbar, trieb es auf Gottes Gnade. Jetzt ragte der mächtige Bau auf eines Wellenberges gischtsprühendem Gipfel, jetzt glitt er gedankenschnell in feuchte Abgründe hinab; hierhin und dorthin, in allen möglichen Richtungen flog er, mit schmetterndem Klatschen, mit dumpfem Halle schlug die Woge an seine Wände, sprühete sie Schaumwolken über das Verdeck.

So spielen junge Katzen mit einer Kugel. Die ganze Besatzung war auf dem Deck; der Capitän hatte sich nebst dem Steuermann am Steuerrade festbinden lassen, um jede Möglichkeit zu benützen, welche irgend einen Einfluß auf die Wendungen des Schiffes ausüben ließ, welche ab und an gestattete, einem heranbrausenden Wasserberge auszuweichen. Sie sahen ernst und ruhig aus. Zwei Bildsäulen mit beweglichen Gliedern, unveränderlichen Zügen, von ihren Lippen quollen nur ihnen hörbare Worte, dann rasch und besonnen wirksame Spannung eiserner Muskelkraft. Die übrige Mannschaft war um den großen Mast gruppirt, in Stellungen, welche Schutz gewähren sollten vor dem Winde, der das Athmen in unerträglicher Weise hemmte, vor den über Deck schwemmenden salzigen Fluthen. Hände und Arme klammerten sich fest an Tauwerk und Bolzen. Keine Bewegung, kein Zucken der Augenlider, und wo auch eine Wange bleich sein mochte, die dunkle Haut, lange gebräunt von Sonne und Wind, ließ es nimmer erkennen. Die Sprache verrieth nur Unbehaglichkeit und Ungeduld, aber die gewohnten Flüche hatten die Männer vergessen.

So hielt es an und an, und wurde nicht minder. Fast vier Stunden lang brüllte das Meer sein dräuendes Lied im höchsten Ton, um ein

armes, schwankendes Fahrzeug zu fangen, zu verschlingen — da setzte ihm plötzlich, wie abgebrochen, der Athem aus, nur seiner Pulse Wallungen wollten sich nicht stillen. — Eine Zeit der Ruhe, dann begann es von Neuem, aber es war milde und sanft im Vergleich zu seinen bisherigen Krämpfen, nur ein Geheul des Schakals gegen das Wuthgebrüll der Löwen. [7.]

---

20. Charakteristik der Malayen.

Die Europäer kennen die Malayen erst seit der Periode ihres Verfalls. Die Bedrängung von Seite der Portugiesen und Holländer hat sie in einen Zustand der Nothwehr versetzt und das Piratenleben befördert.

Daher das Vorurtheil, den Charakter der Malayen nur nach den Anwohnern der See, und nach ihrem Piratenleben zu beurtheilen, was zwar während der Verfolgungsperiode unter Portugiesen- und Holländerherrschaft, wenn auch als eine sehr weitverbreitete, aber doch nur als eine aufgedrungene und blos zufällige Form des Malayenlebens angesehen werden muß. Bei den Ansprüchen der Portugiesen und Holländer auf Alleinherrschaft in allen Gewässern des Sundischen Archipelagus, blieb ihnen kein anderes Mittel einer unabhängigen Existenz; die grausamen Torturen und Strafen der Europäer für ihre Widerspenstigkeit brachten sie zur Verzweiflung und zur blutigen Rache; Unterwürfigkeit war ihnen keine Tugend, sondern ein Laster der Feigen, das Piratenwesen wurde Ehrensache. Ursprünglich sind aber die Malayen Binnenvölker, Ackerbauvölker, dann höher civilisirte Handelsvölker von Gestadeländern mit weiten Colonisationen, endlich im Zustande der Verfolgung Piraten, Oranglaut, Fischerstämme; auf der niedrigsten, rohesten Stufe Halbwilde.

In ihrem Zustande der Erniederung, bei aller Gesetzlosigkeit und selbst bei ihrem Seeräuberleben, zeigen sie große Eigenschaften, die unter andern Verhältnissen sehr merkwürdige Richtungen nehmen würden. Persönlicher Trieb nach Unabhängigkeit, großes Ehrgefühl, und Heftigkeit bei Beleidigungen; in ihren Handlungen Nachdenken und Ueberlegung: dies sind bei ihnen die Elemente für ihren Fortschritt, die Grundlage einer bessern, schon beginnenden socialen Ordnung der Dinge. Ihre Staatseinrichtungen sind auf das Feudalwesen gegründet, so auf der Malayen-Halbinsel, auf Sumatra, Borneo, und in den übrigen Gestadeländern. Daher die bis heute fortdauernde Anerkennung der Oberhoheit des Hauses der Menangkabaós. Hohe Verehrung gegen die Perser und die Familie des Prinzen, der seinen Stamm durch eine lange Reihe von Vorfahren herleitet. Der Adel besteht aus den Häuptlingen mit zahlreichem Gefolge von Hörigen, über deren Dienste sie gebieten. Ihre Civileinrichtungen, ihre inneren Polizeianstalten bestehen aus einem Gemisch eigner, alter Gebräuche und Muhammedanischer Sitten, bei denen aber das Einheimische vorherrscht, in den größeren Staaten in Statuten gesammelt, in den kleineren Herrschaften den Traditionen überlassen. Größter Respect gegen die Vorfahren und den Adel, größte Ergebenheit gegen ihre Häuptlinge und deren Parteien, unbedingte Verehrung gegen die Satzungen, Einrichtungen, Erfahrungen der Altvordern. Neues unternehmen sie nicht, ohne den Vortheil oder Nachtheil, der daraus hervorgehen wird, genau abzuwägen; dem einmal Begonnenen widmen sie sich ganz. In ihren Arbeiten sind sie besonnen, in der Anwendung verständig, dabei voll Thätigkeit und geistiger Anregung. In ihren Handelsunternehmungen sind sie ungemein speculativ, kühn, gewinnsüchtig, aber keineswegs karg oder geizig.

Ihren südlichen Nachbarn, den Javanern, die auf einer höhern Stufe der Cultur stehen, aber auch weit tiefer eingreifende Spuren fremden Cultureinflusses an sich tragen, sind die Malayen an Tapferkeit und kühnem Muthe weit überlegen. Von ihren nordöstlichern Nachbarn, den chinesisch gebildeten Völkern, mit mehr knechtischem Sinn und Selbstgenügsamkeit, unterscheidet sie völlig mehr Adel der Gesinnung und Liebe zur Freiheit, oder vielmehr Unabhängigkeit. Vor den benachbarten, westlichen Hindus haben sie den großen Vortheil voraus, nicht von jenen furchtbaren Vorurtheilen des Kastenwesens angesteckt zu sein, und von den beengenden Fesseln der Muhammedani-

schen Satzungen viel weniger als jene Vorderasiaten gehemmt zu werden. Das Bestreben des Malayen-Volkes nach Belehrung, versichert Stoffles, sei höchst merkwürdig und ihre Gelehrigkeit überraschend. Ihre wissenschaftlichen Collegien wurden ehedem von ihren eigenen Fürsten reichlich unterhalten, so in Java, Sumatra, Bantam und im Innern von Menangkabao, wohin früherhin eine Pilgerfahrt ging, die für nicht weniger verdienstlich galt als die nach Mecca, wo auch heute noch die Schriftgelehrten in dem größten Geruch der Gelehrsamkeit und Heiligkeit stehen und der Mangel der Schriftkenntniß selbst den Radjas Verderben bringt. Aber mit der Schwächung der Muhammedanischen Fürsten sind auch diese Anstalten, deren Mäcene sie waren, in Verfall gerathen oder verschwunden, und der Mangel des Unterrichts ist bei ihnen so lebhaft empfunden, daß schon manche der Häuptlinge ihre Söhne auf Britische Unterrichtsanstalten zu Studien nach Bengalen gesandt haben. Die gebildeteren Abtheilungen der Malayen haben überall die Muhammedanischen Lehren angenommen und diese setzen auch im Stillen ihre religiösen Eroberungen durch den ganzen Archipel ununterbrochen fort, nicht durch Gewalt, sondern durch Ueberredung und Eifer der Malayischen Missionäre, die den Titel der Scheiks führen, obwol sie meist nur von geringem Stande, nicht viel besser als freigelassene Sclaven, aber zu ihrem Geschäft sehr geschickt sind. Sehr leicht ist diese Bekehrung, aber freilich auch sehr unfruchtbar, denn bei völligem Verbleiben in Unwissenheit, wird für die Annahme der Beschneidung und einiger arabischen Worte schon das Paradies versprochen. Eben so empfänglich sind auch die obern Classen des Malayenvolks für Bequemlichkeit, europäischen Luxus, für allerlei Gebräuche, Höflichkeitsformen u. s. w.

Ueber den Handel mit den Malayen theilt ein Beobachter aus Erfahrung einige charakteristisch merkwürdige Züge und Regeln mit. Obwol der Malaye selbst nur wenig rühmliche Tugenden besitzt, sagt er, so hat er doch das Gute, sie bei Andern zu schätzen; dem Europäer, der sie einmal redlich behandelt hat, geben sie stets die Ehre des Vorrangs. Ihre Sprache ist in wenig Monaten erlernt; sie zu verstehen ist im Handel und Wandel mit ihnen nothwendig, da ihre Dolmetscher und Mäkler die größten Betrüger sind. Beim Handelsgeschäft mit ihnen, räth er, sei man ohne Leidenschaft; fordert man 600 Dollars, so bieten sie gewöhnlich 150, und bitten, sich nicht zu erzürnen. Geschieht dies doch, und fängt der Europäer an, das Preiswürdige seiner Waare zu beschwören, so wächst nur das Mißtrauen. Der abergläubische Malaye fürchtet, daß jeder Schwur ihm Schaden bringe; oft entstehen daraus böse Folgen und der Verkäufer wird nur desto mehr erbittert, verfolgt und auf alle Art geplagt, in der Hoffnung, er werde nun um so eher seine Waare zu dem niedrigsten Preise losschlagen, und dem Platze zu entgehen suchen. Aber nimmt der Verkäufer auch die geringsten Gebote leicht, und gesteht ihnen lächelnd das Recht zu, noch weniger, wenn es beliebt, bieten zu dürfen, so nimmt sie dies für den Mann ein, den sie als einen verständigen rühmen und die Geschäfte gehen besser von statten. Beim Einhandeln des Goldstaubes muß man dem Malayischen Mäkler stets auf die Finger sehen, und vorsichtig sein, um nicht betrogen zu werden, Scheidewasser, Probirstein und Magnet zur Prüfung stets bei sich tragen. Aber jedes Beutelchen eingehandelten Goldstaubes sende man sogleich auf das Schiff und trage nichts von Werth auf dem Leibe, denn 100 Dollars Werth verführen den Malayen leicht zur Mordthat, wenn er sie ungestraft begehen kann.

Die niedrigste Entwickelungsstufe dieses Volkes bilden die malayischen Piraten. Die sundische Inselgruppe auf der großen Seestraße, welche Vorder- und Hinter-Asien, Europäer und Chinesen mit einander verbindet und tausend Inseln, Klippen, Meeresstraßen, enge Meergassen, hunderte von Raubschlössern, Schlupfwinkeln und Asylen darbietet, ist von jeher das lockende und begünstigende Feld ihrer Thätigkeit, ihrer vielfachen Unternehmungen gewesen. Ein großer Theil der dortigen Malayischen Bewohner ist nur beschränkt auf die Gestade und auf die Mündungen der Flüsse; diese sind die Fischer und Schiffer, arm, roh, also raubsüchtig, treulos, durch Temperament leidenschaftlich, durch Institutionen und Herkommen blutdürstig.

Die Schiffe (Proas) dieser Piraten halten 6 bis 8 Tonnen Last, sind gegen 50 Fuß lang, haben 1 bis 2 Kanonen, meist mit 4 Drehbassen auf jeder Seite, und 20 bis 30 Mann Schiffsvolk zur Bedienung; die der Illanus sind weit größer, mit 4 bis 6 Kanonen, oft mit doppelten Verdecken und Bollwerken von Büffelhäuten überdeckt, mit

40 bis 80 Mann mit so viel Feuerwaffen als möglich, und sonst mit Speeren, Dolchen u. s. w. bewaffnet. Ihre Angriffe sind vorsichtig, schlau abgepaßt. Beute ist ihre Absicht, auf Ehre oder Ruhm gehen sie nicht aus. Schiffe, die in Gefahr kommen, scheitern oder bei Windstillen nicht von der Stelle kommen können, oder dergleichen, werden dann ihre Beute, frisch segelnde Schiffe werden selten angegriffen, und ein europäisches Schiff, das sich mit Energie vertheidigt, wird nur selten unterliegen. Sie greifen die feigsten Schiffer am liebsten an, und so geben ihnen die Javaneser-Schiffe und die Gestade Java's, aller Anstrengungen der Europäer, dieselben zu schützen, ungeachtet, doch die leichteste und reichlichste Beute, eben so aus gleichem Grunde die Schiffe der Chuliahs, d. i. der feigen Hindu von Coromandel. Die Chinesen dagegen, unerschrockene Vertheidiger ihres Schiffseigenthums, werden selten von ihnen attakirt, so wenig wie die Arabischen Schiffe und die der Bugisen.

Das Hauptmittel der Abschaffung dieses furchtbaren Gewerbes ist der allgemeine Fortschritt jener Völker in Agricultur, Industrie, Handel, Sicherstellung des staatsbürgerlichen Lebens, ein Fortschritt, der sich durch die Anlegung des Freihafens von Singapore schon ungemein bewährt hat. Dadurch haben die einheimischen civilisirten Staaten schon ein gleiches Interesse mit den Europäischen gewonnen, die Vernichtung der Piraten herbeizuführen. Ihr Gewerbe hat überall schon durch das Wachsthum der Europäeretablissements die größten Hemmungen erlitten. [173.]

21. Der König von Siam und sein Hof.

Der Ausspruch: l'état c'est moi, bewährt sich wol nirgends mehr, als in Siam, wo das ganze staatliche und bürgerliche Leben gleichsam in der Person des Königs aufgeht, eine Schilderung des Hoflebens mithin die wichtigsten Lebenserscheinungen in Siam charakterisiren wird.

Der Person des Königs, als unumschränkten Herrschers über Leben und Eigenthum der Unterthanen, wird eine fast göttliche Verehrung gezollt. Nicht allein, daß er selbst sich die pomphaftesten Titel, wie „Herr des Lebens, Beherrscher der Erde" beilegt, ist es sogar bei schwerer Ahndung verboten, den König bei seinem Namen zu nennen, so daß dieser meist erst nach dem Tode des Herrschers bekannt wird. Man umschreibt deshalb bei Erwähnung des Königs den Namen desselben durch Titulaturen, welche asiatischer Despotismus und Sklaverei erfunden haben. So z. B. führt der gegenwärtige Herrscher die Titel: „der Vollkommene, der Erhabene, die große Krone, Fuß Gottes, Abkömmling der Engel, Nachkomme alter Könige u. s. w." Demgemäß wirft sich auch der Siamese, sobald der Herrscher erscheint, mit dem Antlitz zur Erde gebeugt, ohne die Blicke zur geheiligten Person des Königs zu erheben, nieder, und diese abgöttische Verehrung ist sogar so weit ausgedehnt, daß die bei dem Palast des Königs Vorübergehenden unbedeckten Hauptes vorbei zu passiren gezwungen sind. Selbst die Staatsbeamten, denen der Gebrauch des einfachen Sonnenschirms als Zeichen ihrer Würde erlaubt ist, müssen denselben, sobald sie in die Nähe des Palastes kommen, zusammenfalten oder nach der entgegengesetzten Seite senken. Prügel oder Geldstrafe trifft die Uebertreter dieser Vorschrift, und die königlichen Bogenschützen, welche in zahlreichen Schaaren die Eingänge des Palastes besetzt halten, wissen geschickt mit Lehmkügelchen, die sie von ihrem Bogen schnellen, die Augen der gegen das Gesetz Frevelnden zu treffen. Auch die Schiffer müssen, sobald ihr Fahrzeug in die Nähe des Palastes kommt, ihr Haupt entblößen und niederknien. Die Krone ist erblich in der königlichen Familie, jedoch in der Art, daß der Herrscher den Thronfolger aus der Zahl der Prinzen bestimmt.

Die Krönungsceremonien sind imposant und mannigfaltig.

Der Krönungstag beginnt damit, daß der Chef der Sterndeuter die Namen des neuen Königs auf einem goldenen Blatte verzeichnet, welches parfümirt und aufgerollt in eine goldene Kapsel gethan wird, die wiederum in einem vergoldeten silbernen Behälter ihren Platz findet. Neun Mandarinen, deren jeder eine dreiarmige Wachs-

kerze in den Händen schwingt, halten darauf einen neunmaligen Umzug um diese Kapsel. Nach Beendigung dieser einleitenden Ceremonie betritt der König unter dem lärmenden Schall von Blasinstrumenten und Trommeln den Saal, vertheilt an 100 Talapöms (Priester) gelbe Gewänder und übergibt dem Vorsteher derselben eine brennende Kerze. Nachdem er hierauf sich vor dem Bilde der Siegesgöttin prosternirt hat, erhebt er sich und besteigt, bekleidet mit einem weißseidenen, goldgestickten Languti (ein um die Hüften und Schenkel geschlungener Shawl) einen Thron, wo zwei Prinzen ihn mit Weihwasser besprengen. Priester reichen ihm außerdem noch mit Weihwasser gefüllte Muscheln, um sich selbst daraus zu besprengen. Darauf wechselt der König abermals unter dem Schall einer lärmenden Musik sein Costüm, indem er sich mit einem gelbseidenen, golddurchwirkten Languti bekleidet und begibt sich in einen zweiten Saal, wo er mit dem Gesicht nach Osten gewandt einen achteckigen Thron besteigt, über welchem der siebenfache Sonnenschirm, Savetrarat genannt, ausgespannt ist. Einer der den Thron umgebenden Priester spricht darauf eine Weiheformel, gießt dem Herrscher Weihwasser in die Hand, wovon derselbe einige Tropfen trinkt, das Uebrige aber zur Waschung des Gesichts benutzt. Hierauf wendet sich der König gegen Süden, und wiederholt diese Ceremonie nach acht verschiedenen Punkten des Horizonts. Endlich besteigt der König, das Gesicht nach Norden gewandt, einen dritten vierseitigen Thron, auf welchem ein Thronsessel in Gestalt eines goldenen Löwen angebracht ist. Jetzt beginnt der eigentliche Act der Krönung. Ein bejahrter Priester intonirt eine eigenthümliche Melodie, nach deren Beendigung er sich vor dem Throne niederwirft und dem Herrscher das Reich darbietet. Pagen überreichen dann dem Könige die Insignien, den siebenfachen Sonnenschirm, jene obenerwähnte Kapsel mit dem Namen des Herrschers, die Krone, den mit Edelsteinen geschmückten Halsschmuck, den Herrscherstab, welchen der König auf das rechte Knie, und das Reichsschwert, das er auf das linke Knie legt. Nachdem dem Könige noch sieben verschiedene Waffen, bestehend in Wurfspieß, Lanze, Bogen, Degen, Dolch, Säbel, Stockdegen und Flinte übergeben sind, erhebt sich derselbe und verkündet laut, daß er von nun an allen Unterthanen seines Reichs den freien Gebrauch von Bäumen, Früchten, Wasser, Steinen und allen andern Naturerzeugnissen, so weit das Reich solche hervorbringt, gestatte. Nach noch etlichen Ceremonien begibt sich der König in einen Saal, worin die vornehmsten Talapoinen versammelt sind; dort ernennt er ihr Oberhaupt, vertheilt Almosen unter sie und entläßt die Versammlung mit seinem Segen. Zuletzt tritt der König in den Audienzsaal, wo er sich auf einen mit Edelsteinen gestickten Teppich unter dem fortwährenden Gebet der versammelten Priester niederläßt. Die ersten Würdenträger des Reichs nahen sich hierauf dem Könige, um demselben ihre Dienste anzubieten. Nach Beendigung dieser Ceremonie zieht sich Se. Majestät in die inneren Gemächer zurück, wo zwei Palastdamen ihm die Füße waschen, und die Prinzessinen ihm Geschenke überreichen, theils in goldenen und silbernen Zweigen und Blumen bestehend, theils in allerlei Toilettengegenständen für den Privatgebrauch des Herrschers. Darauf läßt sich der König in seinem Palankin, nach allen Seiten hin Geld auswerfend, nach dem Tempel des Buddha tragen, worin das Smaragdbild dieses Gottes sich befindet, um dort die vorgeschriebene Anbetung zu vollbringen. Hiermit endet das Krönungsfest. Einige Tage darauf hält der König seinen Umzug durch die Hauptstadt und zwar einmal durch die Straßen, das andere mal auf den Canälen, welche die Stadt in allen Richtungen durchschneiden. Beide Umzüge gewähren durch den dabei entwickelten Pomp ein eigenthümliches Bild. Die von dem Zuge berührten Straßen sind an beiden Seiten mit einer Anzahl reich verzierter Altäre, Blumenvasen und Weihrauchbecken, aus denen die feinsten Wohlgerüche emporsteigen, geschmückt. Den Zug eröffnen die königlichen Bogenschützen; ihnen folgt das Heer unter dem Befehl der Mandarinen, welche von Elephanten herab die verschiedenen Regimenter commandiren. Die Artillerie, nach europäischer Weise gekleidet und einexercirt, bildet die Arrièregarde. Darauf folgt das Musikcorps und unmittelbar hinter demselben der König, auf einem mit Gold und Edelsteinen geschmückten Throne getragen. Eine von Brillanten und Diamanten blitzende Krone schmückt sein Haupt, in seiner einen Hand ruht das Schwert, während er mit der andern mittelst eines Bechers aus einem mit kleiner Münze gefüllten goldenen Gefäß Geld unter die zu beiden Seiten der Straße auf den Boden hingestreckte Volksmenge wirft. Eigenthümlich ist

es, daß der König auch statt der Geldspenden mitunter Anweisungen auf den Werth eines Elephanten, Hauses, Gartens oder einer Barke auswirft, und der Glückliche, welcher eine solche Anweisung erhascht, kann sich von dem Schatzmeister sogleich den Werth des bezeichneten Gegenstandes auszahlen lassen. Den Schluß des Zuges bilden die Prinzen mit ihrer zahlreichen Dienerschaft. Einen nicht minder imposanten Anblick gewährt die Fest-Procession auf dem Flusse. In Begleitung einer Menschenmasse von mehr als 60,000, welche in zierlichen Ruderschiffen von 60 bis 100 Rudern vertheilt ist, hält der Herrscher seinen Umzug durch die Wasserstraßen der Hauptstadt. Die seltene Form dieser Fahrzeuge, die abenteuerlichen Thiergestalten, in welchen die Schiffsschnäbel endigen, die kostbare Ausschmückung der Barken und der Ruderer, der betäubende Schall der Blaseinstrumente und Trommeln und die unzählige Volksmenge, die theils in Booten, theils am Ufer im bunten Feststaate diesem seltenen Schauspiele beiwohnt, sind gewiß für den Fremden von nicht geringem Interesse.

Ueberhaupt zeigt sich der Regent selten öffentlich und wählt alsdann für seine Ausflüge meistentheils das Ruderschiff. Komisch ist es freilich, daß bei diesen Lustfahrten stets ein besonderer Rettungsapparat für den König, bestehend in einer Anzahl zusammengebundener hohler Cocusnüsse, bereit gehalten wird; denn da es verboten ist, die geheiligte Person Sr. Majestät zu berühren, so ist derselbe, will es einmal das Unglück, daß er bei seinen Vergnügungsfahrten einen unfreiwilligen Sturz in's Wasser macht, gezwungen, seine eigene Rettung mittelst des ihm zugeworfenen Rettungsapparates zu versuchen.

In seiner Lebensweise ist übrigens der König gezwungen, sich nach einem gewissen Hofceremonial zu richten, welches in einem Buche aufgezeichnet ist. Dort finden sich die bestimmten Vorschriften über die Zeit des Aufstehens, der Bäder, der Mahlzeiten, der Reisspenden an die Talapoins, über die Zahl der an die Mandarinen, Prinzen, die Königin und die Palast-Damen zu ertheilenden Audienzen, so wie über die Stunden, in welchen der Regent sich täglich dem Studium der Gesetze und Landesgeschichte zu widmen hat.

Zum unmittelbaren Schutz des Königs gehört eine Wache von mehreren tausend Soldaten, die unter dem Commando des Palast-Gouverneurs an den Thoren, in den Gärten und verschiedenen Gebäuden des Palast-Bezirks stationirt sind. Außer dieser Schloßwache existirt noch eine aus sechs Regimentern bestehende Leibgarde, welche die Befehle des Königs auszuführen hat und zugleich das Amt der executiven Polizei für die Hauptstadt und ihre Umgebung versieht. Die Paläste des Königs sind von einer, eine viertel Lieue langen Mauer eingeschlossen, und bieten den Anblick einer kleinen Stadt dar. Inmitten eines von vielen zierlichen Gebäuden umgebenen Hofes erhebt sich majestätisch ein stattlicher Bau mit lackirtem Dache, Mahaprasat genannt. In demselben wird nach dem Tode eines Königs der goldene Sarg mit dem königlichen Leichnam während eines Jahres ausgestellt, ehe derselbe dem Scheiterhaufen übergeben wird. Sodann aber ist dieser für die Empfangsfeierlichkeiten bei der Ankunft fremder Gesandten bestimmt. Eine Beschreibung dieses Audienzsaales, so wie einer solchen Empfangsfeierlichkeit theilt der apostolische Vikar Pallegoir bei der Darstellung der Feierlichkeit mit, welche bei der Ratificirung eines Handelsvertrages zwischen Sr. siamesischen Majestät und Nordamerika stattfand. Der Saal hat von jeder Seite drei, mit reicher Ornamentik und buddhistischen Gottheiten verzierte Eingänge. Im Hintergrunde steht auf einer etwa 6 Fuß hohen Estrade der von Gold und Edelsteinen funkelnde Thron, überschattet von dem siebenfachen Sonnenschirm. Zwölf andere ähnliche Sonnenschirme sind zu beiden Seiten des Throns im Halbkreise angebracht, und bilden eine Grenzscheide zwischen dem Könige und seinem Hofstaat. Auf dem Boden des Saales lagern gegen dreihundert Würdenträger des Reichs in prosternirter Stellung. Auch die amerikanische Gesandtschaft war bei dieser Audienz gezwungen, die etwas unbequeme Stellung der siamesischen Staatsbeamten nachzuahmen, da es für das königliche Auge beleidigend gewesen wäre, hätten die Fremden ihre mit Stiefeln bekleideten Füße dem Blicke des Königs preisgeben wollen. Der König selbst ruhte mit untergeschlagenen Beinen auf dem Throne und seine mit Diamanten besäte Kleidung strahlte in eigenthümlichem Glanze durch das Halbdunkel des Saales. Nachdem der übliche dreimalige Gruß der Versammelten, welcher in einem ziemlich unsanften Berühren des Fußbodens mit dem Kopfe besteht, dargebracht war, und der König mit dem Empfange durch dreimaliges kräftiges Ausspeien des

Betelkrautes, das er stets zu kauen pflegt, zu erkennen gegeben hatte, begann die Unterhaltung mit den Gesandten mit Hilfe von drei Dolmetschern. Der eine stand unmittelbar neben dem Throne, und wiederholte mit leiser Stimme die Worte Sr. Majestät an den zweiten Dolmetscher, der auf dem freien Raume zwischen dem Throne und der Gesandtschaft seinen Platz hatte. In noch leiserem Tone theilte dieser dem dritten Dolmetscher die königlichen Worte mit, welcher dieselben endlich dem Gesandten in's Ohr flüsterte. Die Antwort des Gesandten machte denselben Weg zum Throne zurück, und nach Verlauf von etwa drei Viertelstunden war die Audienz beendet. Auf ein gegebenes Zeichen wurde ein Vorhang quer durch den Saal gezogen, wodurch der König den Blicken der Versammlung entrückt wurde, die nach dreimaligem Abschiedsgruße den Saal verließ. — Neben dem ersten Könige existirt in Siam ein zweiter König, früher Vagnà genannt, entweder ein Bruder des ersten, oder aus der Zahl naher Verwandter zu dieser Würde erhoben. Sein Palast, ebenfalls in Bangkok gelegen, gleicht an Ausdehnung und Pracht dem des ersten Königs, und es wird ihm von den Siamesen, da er mit den Insignien der königlichen Würde bekleidet ist, dieselbe Verehrung gezollt, wie dem Könige selbst. In Kriegszeiten der Oberfeldherr der Truppen, ist er im Frieden bei allen Regierungsgeschäften der Beirath des ersten Königs. Selbst die strenge Etikette fällt zwischen beiden Königen weg, und nur durch Aufheben der beiden Hände bezeugt der Vagnà bei den Audienzen seine Ehrfurcht vor dem obersten Herrscher. Der Staatsschatz steht jederzeit dem Vagnà offen, nur muß derselbe, sobald er eine Summe aus demselben zu erheben wünscht, seine Forderung vom ersten Könige untersiegeln lassen, worauf der Schatzmeister die verlangten Gelder verabfolgt. In Würde nach dem Vagnà folgt der Vanglàng oder Vicekönig, jederzeit ein Prinz von königlichem Geblüt. Ihm gleich an Rang stehen drei andere Prinzen, hinter welchen eine zweite und dritte Rangstufe von je vier Prinzen folgt.

Die übrigen Staatsämter werden von den in fünf Klassen getheilten Mandarinen besetzt. Für dreiunddreißig der bedeutendsten sind die Mandarinen der ersten drei Klassen bestimmt.

Die ganze übrige Masse der Bevölkerung, welche, mit Ausnahme der nach Siam übersiedelten Chinesen, dem Könige dienstpflichtig ist, zerfällt in fünf Klassen. Die erste Klasse bilden die Soldaten. Siam besitzt gegenwärtig ein Heer von 10,000 Mann regulairer Infanterie und Artillerie, das von englischen Offizieren auf englische Art einexercirt ist. Ihre Bekleidung besteht in rothen, blauen oder grünen Tuchwesten und bis zu den Knien reichenden Beinkleidern, deren Farbe nach den verschiedenen Compagnien verschieden ist, und in einem Hut von Stroh oder Bambus. Ihre Bewaffnung ist durchaus mangelhaft und ungleichmäßig. Die zweite Klasse bilden die Handwerker, welche während dreier Monate im Jahre zu Frohndiensten bei Festungs-, Palast- und Pagodenbauten, sowie bei Kanal- und Wegebauten verpflichtet sind. Mit Geld können sie sich aber von dieser Verpflichtung befreien und dieses bildet eine nicht unbeträchtliche Einnahme für die gering besoldeten Beamten, unter deren Leitung jene Bauten gestellt sind. Zur dritten Klasse werden die Einwohner gerechnet, welche zwar frei von Frohndiensten, doch dem Staate einen jährlichen Tribut zu entrichten haben, den sie entweder baar oder in Naturalien bezahlen. Diejenigen Leute, welche zu Dienstleistungen der Prinzen und Mandarinen bestellt sind, bilden die vierte Klasse. Auch sie entrichten einen jährlichen, wenn auch unbedeutenden Tribut an den Schatz, im unvermögenden Falle aber bezahlen die Herren für sie diese Abgabe, wodurch sie alsdann in das Verhältniß von Sklaven zu ihren Gebietern treten. Die letzte Klasse, welche fast ein Dritttheil der Bevölkerung ausmacht, besteht aus Sklaven. Sie zerfallen wiederum in drei Klassen, in Kriegsgefangene, in Sklaven, die sich nicht loskaufen dürfen, und in gewöhnliche Sklaven, die sich die Freiheit erkaufen können. Die Kriegsgefangenen werden von dem Könige an die Mandarinen je nach ihrem Range vertheilt, jedoch steht es ihnen frei, ihren Dienst zu wechseln, sobald ihr erster Herr für sie ein Lösegeld bezahlt. Ein schlimmeres Loos haben die Sklaven der zweiten Klasse. Von ihren Eltern im zarten Alter verkauft, können sie sich, da eine Befreiung aus ihrem Joche ihnen gesetzlich abgeschnitten ist, nur durch die Flucht der Willkühr ihrer Herren entziehen. Die Klasse der gewöhnlichen Sklaven endlich besteht aus jenem ärmeren Theile der Bevölkerung, welche aus Armuth gezwungen ist, ihre Person zu verkaufen.

Nach 20jähriger Dienstzeit ist es diesen Sklaven gestattet, sich gegen Entrichtung der Kaufsumme loszukaufen. Uebrigens ist mit geringer Ausnahme das Loos dieser Sklaven weniger schlimm, als das der afrikanischen Sklaven, da die siamesische Gutmüthigkeit sich besonders in der humanen Behandlung ihrer Dienstleute zeigt. [121.]

---

22. Java als holländische Colonie.

Wenn man gemeinhin unter Indien das große britische Reich des Orients versteht, so spricht der Holländer wohlgefällig von seinem „Nederlandsch Indie“ und schon Angesichts des reichen, im höchsten Grade fruchtbar und einträglich gemachten Java ist er wenig geneigt, den Engländern den Vorrang zuzugestehen. Diese Insel ist denn auch wirklich eine prachtvolle Domäne, reich genug, um die Schuldenlast des Mutterlandes zu tragen und ihren Beisitzern einen Glanz zu verleihen, auf den sie seit ihrem Verschwinden aus der Reihe der großen und mächtigen Staaten sonst wenig Anspruch machen könnten. Eine Domäne von 9 Millionen Einwohnern, die alle dem holländischen Interesse dienstbar sind, mit Kaisern, Sultanen und Häuptlingen als Vasallen, verwaltet durch eine Schaar von Beamten, die mit fürstlichen Ehren umgeben sind, und beherrscht von einem Generalgouverneur, der nur seinem Herrn verantwortlich, mehr Macht und Einfluß besitzt als der Souverain, von dem er seinen Glanz borgt. Solche sind die allgemeinen Charakterzüge der Herrschaft über Java, aber gerade hierin, in der Dienstbarmachung einer solchen Menschenmasse für das holländische Geldinteresse, in der Uebermacht der Colonialbeamten, in der Behandlung einer ungeheuren Strecke des reichsten, glücklichsten Landes als Domäne, einer großen Nation als frohndienstpflichtiger liegen die schwarzen Schattenseiten der Verwaltung von Java, welche es bei aller seiner Schönheit und reichen Kultur zu einem peinlichen Aufenthalt für den machen, der ein lebhaftes Gefühl für Recht und Unrecht mit sich bringt. Eine unbeschränkte Despotie umfaßt Land und Leute, nicht eine patriarchalisch wohlwollende Despotie, sondern eine Despotie der Geldsucht. Es erscheint unglaublich, daß ein solches System sich über die Eingebornen der Insel wie über die europäischen Ansiedler mit gleicher Kälte und Härte erstrecke, müßte man nicht dem offenen Geständniß glauben, das selbst hohe Angestellte der Colonie Jedem, der es hören will, machen, wenn er in den Fall kommt, sich über die allgemeine Unzufriedenheit, über den vernachlässigten Zustand der Eingebornen, die gedrückte Lage der Pflanzer auszusprechen; es ist dieselbe naive Antwort, die Jeder, der Java bereist, oft genug gehört hat, um über ihre Aufrichtigkeit nicht im Zweifel zu sein: „Was wollen Sie? Java ist uns nichts als eine Domäne, die wir unterhalten, um die Kosten unsers Staatshaushaltes zu bestreiten. Mehr wollen wir nicht.“

Die Welt von Java läßt sich in drei Klassen theilen: die Eingebornen, das Beamtenheer und die europäischen Ansiedler, theils Kaufleute, theils Pflanzer. Der eingeborne Javane ist geduldig, arbeitsam, unterwürfig, anhänglich, seine Empfindlichkeit und Leidenschaft, wenn auch beim Ausbruch heftig, sind tief verborgen, die friedliche Beschäftigung des Ackerbaues hat die Energie des Volkes abgestumpft und zugleich die unumschränkte Herrschaft seiner Häuptlinge befestigt. Die Javanen haben eine ruhmvolle Geschichte, eine edle Literatur, ritterliche Neigungen und Anschauungen, die noch in den Vornehmen fortleben, aber die Masse des Volks ist eingeschläfert. Ein System völliger Leibeigenschaft gibt den Häuptlingen die unumschränkteste Gewalt über den gemeinen Mann, der ihnen mit wahrhaft sklavischer Unterwürfigkeit gehorcht; sie arbeiten, sie säen, sie ernten für ihn, und die Sucht dieser Häuptlinge, sich mit kostbaren Waffen und Diamanten zu schmücken, europäische Luxusartikel zu besitzen, und überhaupt jede Laune zu befriedigen, macht sie zu Viel bedürfenden und zu Viel verlangenden Herren. Mit derselben, nur durch den niederländischen Einfluß beengten Unumschränktheit herrschen die großen Häuptlinge, wie der Kaiser von Solo und der Sultan von Djocjocarta, über ihre Edlen. Die holländische Regierung umgibt diese

Schattenkaiser und Fürsten mit Ehrenrechten und Aufmerksamkeiten, die nichts bezwecken, als sie desto sicherer zu überwachen, und bedenkt die kleineren Häuptlinge mit Militairuniformen und dergleichen. Wirkliche Gewalt und Einfluß sind in den Händen der europäischen Beamten, welche in ihrem Distrikte, sei er nun groß oder klein, eine unbegrenzte, oft wenig beaufsichtigte, Macht üben.

Die Stellung des Generalgouverneurs ist eine der glänzendsten, die eine europäische Macht zu vergeben hat; seine Befugnisse sind die ausgedehntesten, seine Stellung an der Spitze der Civilverwaltung, der Armee und der Flotte, umgibt ihn mit einem Hofe von Untergebenen und Organen, die sich desto eifriger um seine Gunst bewerben, eine je mächtigere Stellung sie selbst nach unten einnehmen mögen. Aber leider liegt schon in der kurzen Periode von fünf Jahren, welche gewöhnlich die Amtszeit eines Generalgouverneurs ausmacht, ein Hemmniß für den besten Willen und die größte Tüchtigkeit.

Unter dem Generalgouverneur steht als berathende Behörde der „Rath von Indien," aus vier oder fünf Mitgliedern bestehend, deren Einfluß als größer betrachtet werden kann, als der des Chefs. Die eigentliche Verwaltung des Landes liegt in den Händen von ungefähr 20 „Residenten," deren je einer über eine Provinz gesetzt ist. Unter ihnen steht die ganze Administration der Plantagen, und namentlich die Regelung der Frohndienste, zu denen die Eingebornen verpflichtet sind. Denn die Regierung hat sich selbst zur Eigenthümerin alles Grundes und Bodens erklärt, bestimmt den Anbau des Landes, besitzt das Monopol des Produktenverkehrs und überläßt den Eingebornen nur die Bebauung gegen eine geringe Vergütung, so daß diese aus Grundbesitzern zu Frohnbauern geworden sind. *)

*) Das vollständige Gegentheil dieses Systems besteht in den englischen Colonien, wie denn auch die Engländer während ihrer Herrschaft auf Java (1811 — 16) soviel Land verkauften, als gewünscht wurde.

Der Javaner bebaut die Reisfelder der Regierung für $1/5$ oder $1/6$ des Ertrags. In den sogenannten Preanger Regentschaften sind die Eingebornen gezwungen, gegen eine bestimmte Vergütung Kaffee zu pflanzen und zu ernten, und der Controleur bestimmt jährlich die zu liefernde Menge; die den Zuckerpflanzungen zugegebenen Dessa's oder Dörfer bauen Zuckerrohr und stellen den Fabrikanten täglich eine bestimmte Anzahl Arbeiter; ein anderer Handel mit den Kräften und dem Schweiß des Volks besteht in den Coolie- (d. i. Lastträger) Transporten, welche durch Contrakt mit den Häuptlingen schwere Waarenlasten von einem Ende der Insel zum andern für $2^1/_2$ Deut (100 auf den Gulden) die englische Meile tragen müssen. Alle diese Zwangsleistungen beruhen auf Contrakten mit den Häuptlingen oder festgesetzten Bestimmungen, und die „Regenten" erhalten für die Ausführung derselben gewisse Procente. Es leuchtet ein, daß in diesem System das eine große Ziel: möglichst viel Geld aus den Kräften und dem Reichthum der Colonie zu ziehen, in aller Schärfe vorherrscht. Die Colonie Java liefert in der That nicht nur dem Staatsschatz reiche Summen, sondern sie bereichert Hunderte von Staatsangehörigen, die als Pflanzer und Kaufleute oder als Beamte ihr Glück in der Colonie suchen und finden. Die Frage liegt nahe, was thut Holland für so glänzende Vortheile zum Besten des Landes, und namentlich zum Besten der 9 Millionen Javanen, deren unfreiwilliger Arbeit man dieselben zum guten Theile verdankt? Und die Antwort ist — Nichts! Einzelne Wohlthätigkeitsanstalten ausgenommen, die in den größeren Städten und hauptsächlich zum Vortheil der Europäer und Farbigen bestehen, existirt in Java keine ärztliche Anstalt noch Krankenpflege für die Eingebornen, keine Schule, keine Missionsanstalt, geschweige denn umfassendere Institutionen, um das geistige und leibliche Wohl eines Volkes zu fördern, das solcher Sorgfalt wol würdig wäre.

23. Charakterschilderung der Javanen.

Was die geistigen Eigenthümlichkeiten dieses Volkes anbetrifft, so spricht sich dieselbe träge Ruhe aus, welche sich in ihrem körperlichen Leben kund gibt. Ihr Auffassungsvermögen ist nicht schlecht, aber langsam, ihr Urtheil nicht immer reiflich erwogen. aber richtig und gut. Geistige Anregung lieben sie nicht. Tiefer Beobachtungsgeist, welcher aus einer besondern Anlage zu den Wissenschaften entspringt, scheint ihnen gänzlich zu fehlen. Eine eigentliche Wissenschaft ist niemals unter den Javanen einheimisch gewesen, und keines ihrer Schriftwerke zeigt nur eine Ahnung von der Existenz einer solchen. Der üppige Reichthum des Bodens gibt ohne Mühe, was der Mensch zu seinem Unterhalte bedarf. Einfache, gesellige Verhältnisse nöthigen ihn nicht, seine geistigen Kräfte anzuspannen, um sich eine geistige Stellung zu erwerben, oder eine erworbene zu sichern. Ruhmsucht, Ehrgeiz und ähnliche Leidenschaften sind dem Javanen unbekannt. Keine künstliche Erziehung weckt den schlafenden Keim in seiner Seele, welche das heiße, abspannende Klima in eine träge Ruhe versenkt hat. Deshalb scheint es natürlich, daß die geistigen Thätigkeiten bei diesem Volke in einem tiefen Schlummer liegen, einem Saatkorn gleich, welchem der befeuchtende Regen fehlt. Findet man doch dieselbe Erscheinung bei den Europäern und ihren Kindern auf Java. Unter jenen hört man häufig die Klage, daß das Klima anhaltende geistige Arbeiten durchaus nicht zulasse. Häufig machte man die Bemerkung, daß sie in ihren Lebensäußerungen den Javanen sehr ähnlich geworden waren. Dieselbe Gleichgültigkeit, Ruhe, Interesselosigkeit und geistige Trägheit herrscht unter ihnen. Den Europäern, welche nur immer auf kurze Zeit hierher kommen, und sich während dieser ihre Europäische Regsamkeit erhalten, ist diese Eigenschaft ihrer Landsleute auf Java wohlbekannt und sie bezeichnen mit dem Ausdrucke „Ostindische Menschen" jene Gleichgültigen, die nur noch für ihre sinnlichen Genüsse und für die Mittel zu diesen Interesse haben. Bei meiner Zurückkunft von Java sprach ich mit einem holländischen Lehrer, welcher einer Privatlehranstalt vorstand. Sein Institut war lediglich für Kinder, welche auf Java von Europäischen Eltern geboren waren, bestimmt. Dieser versicherte mir, daß alle seine Zöglinge eine nur sehr schwer zu besiegende Abneigung gegen anstrengendere, geistige Beschäftigung zeigten. Während sie leicht und schnell Zeichnen, Musik und dergl. lernten, wurden sie nur durch anhaltende Mühe und stufenweise Gewöhnung dahin gebracht, sich mit ernsteren Studien zu befassen. Hieraus kann man den Schluß ziehen, daß schon das Klima die Anlage zu höheren geistigen Beschäftigungen lähmt, und daß der Grund hiervon wenigstens nicht ausschließlich in der Raçeeigenthümlichkeit der Javanen zu suchen ist. Eben so gut, wie eine sorgfältige Erziehung bei einem Europäischen Kinde jene Schwierigkeiten beseitigen kann, kann dieselbe auch bei den Javanen überwunden werden. Vielfache Beweise sprechen hiefür. Crawford erzählt, daß der Regent Adi Monggolo sich durch seine geistige Bildung sehr ausgezeichnet habe. Der Landessitte gemäß war seine Frau, die Tochter eines Fürsten, bei ihrer Verheirathung fast noch ein Kind gewesen. Durch anhaltende Mühe hatte er sie aber unterrichtet und sie zur gebildeten Genossin seines Lebens gemacht. Sie sowol, als ihre drei Töchter, besaßen eine gründliche Kenntniß der Arabischen und Javanischen Sprachen und Literatur. Doch allen Unterricht, welcher nur irgend auf Java zu erhalten war, suchte Adi Monggolo für seine Söhne zu benutzen. Später wurden diese unter Aufsicht des Lord Minto auf eine Englische Schule nach Kalkutta geschickt, wo sie sich durch ihre bedeutenden Fortschritte auszeichneten. Der Aelteste derselben, ein Jüngling von 16 Jahren, sprach und las das Englische sehr gut und seine Pronunciation war von der Art, daß er von einem gebildeten Engländer nicht unterschieden werden konnte. Daß dieses nicht eine nur mechanische Fertigkeit war, zeigte seine allgemeine sehr gute Bildung.

In jener Schwäche der höheren geistigen Kräfte scheint der Grund von der grenzenlosen Leichtgläubigkeit und Abergläubigkeit der Javanen

zu liegen. Träume, Vorzeichen, glückliche und unglückliche Tage, Astrologie, Zauberei, Beschwörungen, Amulete sind den Javanen Gegenstände des innigsten Glaubens und der größten Heiligkeit. Jeden Busch, jeden Berg, jeden Fels, selbst die Luft glauben sie von Geistern (Dhewo) bewohnt. Da die Menge derselben, welche ihre Heimat bot, ihnen nicht genügte, so haben sie die umgebende Natur noch mit den Geistern, an welche die Inder, Perser und Araber glauben, bevölkert. Die Dhewo's sind die guten Geister und ihnen wird vorzügliche Ehrfurcht erwiesen. Sie regeln das Wachsthum der Bäume, lassen die Früchte reifen und führen die Bergströme auf ihrer stürmischen Bahn, sie murmeln in den Bächen und die feierliche Stille der Wälder ist ihnen heilig. Vor Allem jedoch weilen die Dhewo's gern unter dem Warinzie-Baume (ficus Indica), welcher seine langen Zweige wieder in die Erde hinabsenkt, um ihnen einen Wohnplatz zu bieten. Neben den Diwas (Dhewo's) fürchten die Javanen die Djin's, mit welchem Namen sie die bösen Geister bezeichnen. Auch aus diesem Aberglauben erkennt man die kindliche Natur des Volkes, welches die Naturfrüchte personifizirt, um sich ihre Wirksamkeit zu erklären. Vielfach greift der Aberglauben der Javanen in das Leben ein. Diebe werfen z. B. oft ein wenig Erde, die einem frischgemachten Grabe entnommen wurde, in das Haus, welches sie bestehlen wollen, um hierdurch die Bewohner in einen tiefen Schlaf zu versetzen. Gelingt ihnen dies, oder können sie gar diese Erde unter das Bett des zu Beraubenden bringen, so unternehmen sie mit dem sichern Glauben an einen günstigen Ausgang den Raub. Richter finden oft bei eingefangenen Dieben Schachteln von Bambusholz mit Erde angefüllt. Der Delinquent bekennt gewöhnlich augenblicklich, aus welchem Grunde er sich damit versah.

Mehr als dies beweist folgende Verordnung, welche in dem alten Gesetzbuche von Java vorkommt und die noch jetzt auf Bali in Ausführung gebracht wird: „Wenn Jemand den Namen eines Andern auf eine Todtenbahre, auf ein Todtenkleid, oder ein Bild von Pappe oder von Papier schreibt und dies begräbt oder an einen Baumzweig aufhängt oder auf einen Platz legt, welcher durch Geister besucht wird, oder auf Kreuzwege legt, — dies Alles ist Zauberei. Wenn Jemand den Namen eines Andern auf einen Todtenkopf oder auf einen andern Knochen mit einem Gemische von Blut und Holzkohle schreibt und dies in Wasser vor die Thür eines Andern setzt — das ist Zauberei. Derjenige, welcher eine solche Schandthat begeht, soll durch die Obrigkeit getödtet werden. Wenn die That vollkommen bewiesen ist, muß die Todesstrafe auf seine Eltern, Kinder und Kindeskinder ausgedehnt werden. Lasse Niemand entkommen; dulde nicht, daß ein Angehöriger des Schuldigen auf der Erde bleibe. Lasse ihr Eigenthum von jeder Art verfallen erklärt werden. Wenn die Eltern oder Kinder des Zauberers in einer entfernten Gegend wohnen, so müssen sie aufgesucht und getödtet werden. Lasse ihr Eigenthum, wenn sie es vergraben hatten, aufsuchen und für verloren erklären."

Zur Zeit der Englischen Herrschaft auf Java wurde zufällig entdeckt, daß ein Büffelschädel auf eine sehr geheimnißvolle Weise fortwährend von dem einen Ende der Insel zu dem andern getragen wurde. Die Javanen glaubten nämlich, es sei ein entsetzlicher Fluch über denjenigen ausgesprochen, welcher den Schädel ruhig liegen ließ. Nachdem er viele hundert Meilen umhergetragen war, wurde er nach Samarang gebracht. Der Resident daselbst ließ ihn in's Meer werfen; ruhig sahen die Javanen zu und hielten nun den Fluch für gelöst. Es ist eine ganz allgemeine Sitte unter den Javanen, bei Mondfinsternissen durch Trommeln, Schreien, besonders aber durch Schlagen an den Trog, worin der Reis gestampft wird, ein entsetzliches Geräusch zu machen. Sie glauben dadurch den Drachen zu verscheuchen, welcher nach ihrer Meinung im Begriff ist, den Mond zu verschlingen. Meinem Javanischen Diener wollte ich seinen Kris (Dolch) abkaufen, weil der hölzerne Griff desselben sehr künstlich geschnörkelt und geschnitten war. Ich bot einen Preis dafür, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, sich eine eben so schöne Waffe wieder zu kaufen und dennoch mehre Gulden als Ueberschuß zu behalten. Wie lockend ihm auch das Geld schien, so war er doch nicht zu bewegen, sich von der Waffe zu trennen. Auf mein Befragen nach der Ursache, gab er mir zur Antwort: dieser Kris sei schon lange in seiner Familie, und wenn derselbe in eine fremde Hand käme, so würde diese den letzten Besitzer der Waffe ermorden. Eines Tages bemerkte ich, daß ein Javane Tigerkrallen, welche sich in einer kupfernen Fassung befanden, zum Verkaufe ausbot. Da

mir der Gebrauch derselben unbekannt war, so sagte mir der Verkäufer auf mein Befragen, daß Derjenige, welcher eine solche Kralle trüge, niemals von einem Tiger angefallen würde. Wie Raffles und Crawford erzählen, wurde im Jahre 1814 zufällig entdeckt, daß in einer abgelegenen volkreichen Gegend ein Weg bis zu der sehr hohen Spitze des Berges Sumbeng angelegt worden war. Untersuchungen wiesen nach, daß der Wahn, welcher die Javanen zu dieser Riesenarbeit veranlaßt habe, sich schnell über ganz Djokjokarta verbreitet hatte. Der Weg war 20 Fuß breit und an 60 Engl. Meilen lang und durchaus eben und gut gearbeitet. Da es ihnen Hauptsache bei der Anlage desselben war, daß er über keinen Fluß führte, so zog er sich in unzähligen Krümmungen den Berg hinauf. Die Bevölkerung ganzer Distrikte hatte daran gearbeitet und das Riesenwerk war von einer Bevölkerung, welche sonst Anstrengungen scheut, vollendet, ehe es zur Kenntniß des Europäischen Gouvernements kam. Es stellte sich heraus, daß ein leeres Gerücht die Arbeit veranlaßt hatte. Eine alte Frau gab vor, geträumt zu haben, daß sich ein göttliches Wesen auf die Bergspitze niederlassen würde. Fluch würde den treffen, welcher nicht eifrig mit an einem Wege arbeitete, auf dem das Wesen heruntersteigen könnte. In den Händen eines listigen Betrügers wird dieser Aberglaube oft zum Mittel der Empörung und des Aufruhrs, welcher, durch solche Ursachen einmal veranlaßt, nur schwer zu beseitigen ist. Häufig ist dies in Gegenden der Fall, welche durch ihre Herrscher tyrannisirt oder gewaltsam gedrückt werden. Der unbedeutendste Betrüger bringt alsdann leicht eine Bande Europäer zusammen, welche die allgemeine Ruhe stören. Der Name eines Abkömmlings eines Fürsten, eines Heiligen oder Propheten muß dem Betrüger den Vorwand leihen, unter welchem er die bestehende Ordnung umstürzen will. Die Geschichte Java's, selbst die der neuesten Zeit, ist reich an Empörungen, welche bald einen größern, bald einen geringern Anhang fanden und fast immer durch solche Betrüger veranlaßt waren. [204.]





III. China und Japan.

1. Charakterzüge der Chinesen.

I. Europäische Vorurtheile.

Man hat in Europa immer noch eine große Menge falscher Ansichten über China und die Chinesen. Man denkt sich ein Reich, das eine festverkittete Einheit bilde, das aller Orten eine gleichartige Bevölkerung habe; man meint, wer Einen Chinesen kenne, kenne sie alle, und wenn man eine Weile sich in einem beliebigen Seehafen aufgehalten habe, so dürfe man mit Zuversicht über Alles sprechen, was in dem weiten Reiche vorgehe. Aber die Dinge verhalten sich anders. Gewiß gibt es einen chinesischen Typus, der sich überall im Reiche wiederfindet. Dergleichen charakteristische Züge hat man in der Sprache, in der Physiognomie, in den Sitten und Vorstellungen, in der Tracht und manchen nationalen Vorurtheilen. Aber darin und daneben sind viele Abstufungen, Abweichungen und Unterschiede vorhanden. Schon wenn man aus einer Provinz in die andere kommt, bemerkt man leicht, daß Vieles sich geändert hat; die Sprache wird nach und nach anders und zuletzt unverständlich, und der Schnitt der Kleider wird so abweichend, daß man einen Peckinesen leicht von Cantonesen unterscheidet. Jede Provinz hat ihre eigenthümlichen Gebräuche, selbst in wichtigen Dingen, zum Beispiel in der Vertheilung der Abgaben, in der Beschaffenheit der Contracte, in der Bauart der Häuser. Auch sind besondere Privilegien und Gesetze vorhanden, welche die Regierung nicht antasten darf; es gibt fast überall ein Gewohnheitsrecht, und dieses durchlöchert die administrative Einheit.

Europäische Touristen, die sich einige Wochen in Macao oder den Factoreien bei Canton aufhielten, haben Manches zur Verbreitung falscher Ansichten über China beigetragen. So ist z. B. die Annahme, daß die Chinesen eingeengt seien durch unbarmherzige Gesetze, und daß eine tyrannische Gewalt sich ungestraft gegen sie Alles erlauben könne, ganz irrthümlich. Jene absolute Monarchie gestattet dem Volke Freiheiten, die vielen europäischen Völkern bis auf den heutigen Tag fehlen.

II. Freiheiten der Chinesen.

Der Chinese kann überall im Reiche ein Gewerbe, ein Handwerk, überhaupt eine Beschäftigung treiben, welche ihm gut dünkt; weder die Regierung noch irgend eine Behörde legt ihm dabei Hindernisse in den Weg, kümmert sich auch nicht darum. Die Ansichten mancher Europäer, daß in China Jeder dieselbe Beschäftigung haben müsse, welche sein Vater getrieben, oder daß die Behörde vorschreibe, welch einem Handwerke der Arbeiter sich zuwenden solle; oder endlich, daß Niemand ohne Erlaubniß der Mandarine seinen Wohnort verlassen und anderswohin übersiedeln dürfe; alle diese Ansichten sind falsch. Man braucht kein Patent, keine Concession, keinen Erlaubnißschein, keine Genehmigung von irgendwem, wenn man ein Handwerk ausüben, als Arzt praktisiren, als Schulmeister lehren, als Kaufmann handeln, als Bauer das Feld bestellen will. Man wechselt mit seinen Beschäftigungen nach Gutdünken und Belieben, ohne daß Jemand Notiz davon nähme. Dabei ist noch in anderer Beziehung der Chinese in unverkümmertem Genusse freier Beweglichkeit; er kann in sämmtlichen Provinzen reisen, wohin es ihm gefällt, sich niederlassen, wo und wie es ihm gefällt, ohne daß er mit einem Mandarin zu schaffen hätte. Man wird nicht von Gensdarmen und Polizeileuten ausgefragt; man bedarf keines Passes und keiner Reiselegitimation.

Es gibt ein Gesetz, demzufolge der Chinese gehalten ist, innerhalb des Reiches der Mitte zu bleiben; es verbietet ihm die Auswanderung, damit er nicht in fremden Ländern umherstreife, dort schlechte Lebensart lerne und die Früchte der guten Erziehung einbüße. Aber jenes Gesetz ist nur auf dem Papiere vorhanden, denn die Chinesen sind in großer Menge ausgewandert; wir finden sie nicht nur in den östlichen Colonien der Spanier, Holländer und Engländer, sondern auch schon in Californien und Westindien. Die freie Beweglichkeit würde der Chinese sich nimmermehr verkümmern lassen; er bedarf derselben bei dem regen Verkehre im Lande nothwendig, um existiren zu können.

Eben so nothwendig ist in dem Chinesen das Vereinigungsrecht. Dieses Recht besitzt er ohne jegliche Einschränkung. Nur die Geheimbünde, welche zu dem Zwecke gestiftet worden sind, die Mandschudynastie zu stürzen, sind verboten, und die Regierung läßt in dieser Beziehung scharf nachspüren; im Uebrigen sind alle Vereine vor Polizeiplackereien sicher. Die Chinesen haben eine ausgeprägte Naturanlage zur Bildung von Hui, das heißt Körperschaften, Vereine. Es gibt dergleichen für alle Stände, für jede Art von Industrie, für alle möglichen Unternehmungen und Geschäfte; sogar Bettler und Diebe bilden Vereine, Niemand bleibt vereinzelt. Es ist, als ob ein scharf ausgeprägter Instinct die Einzelnen zu einander triebe; sie legen ihre Kräfte zusammen und wirken gemeinschaftlich; dadurch gewinnen sie Geltung, welche sie sonst nicht haben würden. Es kommt auch vor, daß die Bürger Vereine bilden, welche keinen andern Zweck haben, als darauf zu halten, daß die Gesetze beobachtet werden; dergleichen geschieht, wo die Behörden sich zu schwach oder zu nachlässig zeigen. Man hat sehr oft Gelegenheit, die ersprießliche Wirksamkeit solcher Vereine in der Nähe zu betrachten.

III. Der Chinese als Handelsmann.

Der Chinese ist ein geborner Handelsmann. Er ist im höchsten Grade geldgierig und gewinnsüchtig, liebt die Spekulation und wuchert gern; sein ganzes Wesen ist pfiffig und verschlagen, er ist abgefeimt, versteht die Wechselfälle eines Handelsgeschäftes vortrefflich hin und her zu erwägen. Der echte Chinese sitzt mit Vergnügen vom Morgen bis zum Abend in seinem Laden, und harrt geduldig der Kunden; wenn seine Bude leer ist, rechnet er auf seinem Suanpan, und überschlägt, wie und wie viel Profit er machen könne. Und jeder Profit ist ihm recht, mag er auch noch so klein sein. Seine größte Freude besteht darin, wenn er am Abend, nachdem er seinen Laden sorgfältig verschlossen und verriegelt hat, zu Hause die Tageseinnahme berechnet und die gewonnenen Sapeken zählt. Er bringt den Handels- und Schachergeist mit auf die Welt, es ist sein Wesen, sein Naturtrieb. Der erste Gegenstand, welcher das Kind reizt, ist die Sapeke; sprechen lernen und zählen lernen sind beim Kinde gleichbedeutend. Sobald er den Pinsel halten kann, fängt er an, Zahlen zu

schreiben, und sobald er sprechen und laufen kann, treibt er auch Handel, kauft und verkauft. Wer in China einem Kinde den Auftrag gibt, Etwas einzukaufen, darf dabei ganz getrost sein, denn das Kind läßt sich nicht betrügen. Selbst die Spiele der kleinen Chinesen sind von diesem Handelsgeiste ganz durchdrungen; sie halten offene Buden oder ein Pfandhaus, und gewöhnen sich schon von Kindesbeinen die Handels- und Schacherausdrücke an; überhaupt sind sie in Allem, was sich auf den Handel bezieht, schon in früher Jugend so gewandt, daß ihnen auch wichtige Aufträge ertheilt werden.

Der Bewohner des himmlischen Reiches gilt in aller Welt für listig und abgefeimt; und man begreift, daß er es namentlich im Handelsverkehre ist. Es ließen sich ganze Bände über sinnreiche und kecke Schelmenstücke der Chinesen schreiben; sie kommen aber so häufig vor, daß man weiter keine Notiz davon nimmt; dergleichen Pfiffe und Kniffe gelten für Geschicklichkeit und gewandtes Verfahren; ein Kaufmann rühmt sich solcher Streiche, und erzählt sie ohne Anstand mit Wohlbehagen. Doch muß zu Ehren der Wahrheit bemerkt werden, daß dergleichen nur bei den kleineren Kaufleuten vorkommt, denn die Inhaber großer Handelshäuser verfahren unbedingt rechtlich, brechen ihr Wort nicht, und erfüllen genau alle Verpflichtungen, welche sie eingehen. Die Europäer, welche mit solchen Firmen in Verbindung stehen, rühmen die Zuverläßigkeit derselben in hohem Grade; leider kann man von den Europäern in China nicht Dasselbe sagen.

Eigenthümlich ist das Geld der Chinesen. Man hat nämlich keine andere legale Münze, als kleine runde Stücke aus einem Gemisch von Kupfer und Zinn; sie heißen Thie; von den Europäern werden sie Sapeken genannt. In der Mitte haben sie ein viereckiges Loch, damit man sie auf eine Schnur ziehen könne. Ein Strang von tausend Sapeken wird im Durchschnittscurse auf eine chinesische Silberunze gerechnet; Gold und Silber werden nicht zu Münze verprägt. Die Sapeke wird insgemein nur für den Kleinverkehr benutzt; bei größeren Käufen gibt man Gold oder Silber, die dann wie jede andere Waare gewogen werden; Brüche und Ueberschüsse gleicht man durch Sapeken aus, deswegen hat in den Städten jeder Chinese eine kleine Geldwaage in der Tasche. Im ganzen Reiche laufen Bankbillets um, zahlbar auf den Inhaber; sie werden von den großen Handelshäusern ausgestellt und in allen wichtigen Städten angenommen.

Die Sapeke ist für den Kleinverkehr von unberechenbarem Vortheile; sie macht es möglich, daß auch mit dem winzigsten Gegenstande Handel getrieben werden kann. Der Chinese kauft ein Schnittchen von einer Birne, einer Nuß, ein Dutzend gerösteter Bohnen, einen Becher Melonenkörner, eine Tasse Thee, oder er raucht einige Pfeifchen Tabak, je Alles für eine Sapeke. Wer nicht Geld genug hat, eine Orange zu bezahlen, kauft eine halbe. So sind in China eine Menge kleiner Industrien entstanden, von welchen Millionen Menschen leben. Mit zweihundert Sapeken Kapital macht der Chinese schon eine Handelsspekulation. Auch für die Almosenempfänger ist die Sapeke von hohem Werthe, denn wer einem Bettler eine Sapeke verweigert, muß selber schon sehr arm sein.

IV. Geselliges Leben und guter Ton.

Ueber die Ceremonien, welche bei Höflichkeitsbesuchen beobachtet werden müssen, hat Abel-Remusat ausführlich gehandelt. Wir wollen das Wesentlichste aus seiner Abhandlung mittheilen. „Man spricht“, so bemerkt dieser Gelehrte, „viel über die chinesische Höflichkeit, über die Förmlichkeiten, welche sie auferlegt, und die Formeln, die dabei gar nicht zu umgehen sind. Man sagte, und bis zu einem gewissen Punkte mit Recht, China habe eine besondere Sprache für die Ceremonien, und eine Unterhaltung zwischen zwei Leuten, die nicht gerade näher mit einander befreundet sind, sei weiter nichts als ein Dialog, der ein für allemal festgestellt sei, und bei welchem Jeder sein auswendig gelerntes Pensum hersage. Aber die Stylproben chinesischer Höflichkeitssprache, die man gewöhnlich zu lesen bekommt, sind ungenau oder werden falsch erläutert.

Wer die Chinesen in dieser Hinsicht nicht falsch beurtheilen will, muß die Ausdrücke, welcher sie sich bedienen, buchstäblich übersetzen. Es wird also zweckgemäß sein, daß wir eine genaue Verdolmetschung einer chinesischen Conversation geben.

In China läßt man sich zu Hause ganz so verleugnen wie in Europa, läßt sagen, man sei nicht daheim, und kümmert sich gar nicht darum, ob

das auch geglaubt wird. Man läßt nicht einmal sagen, man habe Abhaltung, sei unwohl, könne Niemand empfangen, sondern der Diener ist ein für allemal angewiesen, die Visitenkarten anzunehmen und nach der Wohnung zu fragen, damit sein Herr in den nächsten Tagen den Besuch erwidern kann. In einem chinesischen Roman sitzen drei Gelehrte beisammen, sind lustig, trinken warmen Wein und machen Verse. Da wird ein alter ränkelustiger Mandarin gemeldet, der im Verkehr unangenehm und langweilig ist. Du Dummkopf, so schilt der Hausherr seinen Diener, warum hast Du nicht gesagt, ich sei ausgegangen? — „Das habe ich gesagt, aber er sah die Palankine dieser beiden edelen Herren vor der Thür stehen, und daran erkannte er, daß Du zu Hause bist.“ Jetzt steht der Hausherr auf, nimmt seine Ceremonienmütze, eilte mit erzwungener Hast diesem ungelegenen Besuch entgegen, überhäuft ihn mit Höflichkeit, und die beiden anderen Gelehrten, die den Mandarin ebenso wenig leiden mögen, thun ein Gleiches. Kurz die Chinesen benahmen sich, wie man in Europa sich auch wol benimmt.

Wer einen Besuch abstatten will, sendet einige Stunden vorher durch seinen Diener ein Billet, theils um zu erfahren, ob man Jemand zu Hause antreffen würde, theils um ihn zu veranlassen, daß er nicht ausgehe, im Fall er nämlich geneigt ist, den Besuch anzunehmen. Darin liegt ein Beweis von Achtung für den, welchen man in seinem Hause aufsuchen will. Das Billet ist ein Bogen rothen Papiers, und je nach Rang und Würde, und nach dem Respect, welchen man bezeigen will, mehr oder weniger groß. In Gemäßheit dieser Rücksichten wird es so oder so viele Mal doppelt gefattelt, und man schreibt nur wenige Zeilen auf die zweite Seite, zum Beispiel: Dein Schüler oder Dein jüngerer Bruder, der So und So, ist gekommen, um sein Haupt vor Dir bis auf die Erde zu neigen, und Dir seine Achtung zu bezeigen. Diese Redensart wird in großen Schriftzügen hingemalt, wenn in die Höflichkeit etwas Großartiges gelegt werden soll; die Züge werden aber kleiner gemalt gegenüber solchen Leuten, welchen man wirklich Ergebenheit und Achtung erweisen will. Solch ein Billet wird dem Thürsteher überreicht. Nimmt der Herr den Besuch an, so entgegnet er buchstäblich: Es macht mir Vergnügen, ich bitte ihn zu kommen. — Ist er beschäftigt, oder hat er irgend einen Grund, den Besuch abzulehnen, dann entgegnet er: Ich bin ihm sehr verbunden; ich danke ihm für die Mühe, welche er sich geben wollte. Ist aber zufällig Der, welcher sich anmeldet, ein höher Gestellter, dann heißt es: Der gnädige Herr erweist mir eine Ehre, die zu hoffen ich nicht gewagt hatte. — In China werden dergleichen Besuche nicht abgelehnt.

Es kommt auch wol vor, daß man kein Billet erhalten hat, welches den Besuch ankündigt. Das kann aber nur bei niedrig Gestellten der Fall sein oder bei gemeinen Leuten, oder bei sehr dringenden Geschäften. In einem solchen Falle bittet man den Besuchenden, ein wenig zu verweilen; man läßt ihm zugleich sagen, womit man im Augenblick beschäftigt sei. Der Diener richtet zum Beispiel diesen Auftrag in folgender Weise aus: Mein Herr läßt Dich bitten, einen Augenblick Platz zu nehmen; er ist eben beim Kämmen und muß sich ankleiden.' — Wer aber zuvor ein Billet erhalten hat, muß einen gewählten Anzug tragen, und den Besuch an der Hausthür empfangen, sobald er aus dem Palankin steigt. Er redet ihn mit den Worten an: Ich bitte Dich einzutreten. Beide Flügeln der mittlern Thür werden weit geöffnet; denn es wäre unhöflich, den Besuchenden zu einer Seitenthür herein- oder hinauszulassen. Die Großen lassen sich in ihrem Palankin bis an die Treppe tragen, oder reiten auch wol bis dahin; dann treten sie in den Saal. Der Hausherr tritt erst auf die rechte Seite des Besuchenden; nach dem Empfange geht er zur linken und sagt: Ich bitte Dich vorauszugehen. Dann begleitet er ihn in der Weise, daß er ein wenig hinter ihm zurückbleibt.

Im Empfangsaale müssen die Sitze bereits in zwei geraden Reihen, einer vor dem andern, gestellt sein. Beim Eintreten macht man eine Reverenz, das heißt, man verbeugt sich an der Seite des Besuchenden, aber einen Schritt hinter ihm, so tief, daß die ineinandergelegten Hände den Boden berühren. In den Südprovinzen ist die Südseite die respektvollere, im Norden ist es umgekehrt; man gibt also, je nach der Provinz, dem Besucher die Ehrenseite. Durch eine sinnreiche Courtoisie kann man mit zwei Worten den Stand der Dinge ändern, und wenn man Jenen auf die Südseite gestellt hat, sagen: Pe-li, das ist hier die Ceremonie des Nordens; was so viel sagen

will als: ich hoffe, Du wirst mir die geringere Stellung anweisen, wenn ich mich nach Süden stelle. Aber der Hausherr gibt das nicht zu, sondern entgegnet Stan=li, das ist die Ceremonie des Südens, und Du befindest dich an der geeigneten Stelle.

Manchmal thut der Besuchende, als wolle er die niedrige Stelle einnehmen; dann spricht der Hausherr im Tone der Entschuldigung: Ich würde es nicht wagen .... Er stellt sich vor seinen Gast, sieht ihn an, dreht ihm nie den Rücken zu, und stellt sich wieder etwas zurück an die geeignete Stelle. Dann machen Beide zu gleicher Zeit die Reverenz. Wenn mehrere Personen gemeinschaftlich einen Besuch abstatten, oder wenn der Hausherr einen Verwandten hat, der bei ihm wohnt, dann werden die Verbeugungen so viel Mal wiederholt, als Personen zu begrüßen sind. Das nimmt dann einige Zeit in Anspruch, und man sagt dabei weiter nichts, als Pu kan, Pu kan: „ich würde es nicht wagen."

Eine besondere Höflichkeit besteht darin, daß man auf die Stühle kleine Teppiche legt, die besonders zu diesem Zwecke gewebt werden. Ehe man Platz nimmt, werden natürlich wieder Umstände gemacht. Man weigert sich, den ersten Sessel einzunehmen, während der Hausherr darauf dringt, daß man es thue. Er stellt sich, als wische er den Stuhl mit dem Rockzipfel ab, und der Besuchende muß dasselbe mit dem Sessel thun, welchen der Hausbesitzer einnehmen soll. Endlich nimmt man Platz, macht aber erst eine Verbeugung vor dem Stuhle, und hat nun bis dahin Alles erschöpft, was Höflichkeit und gute Erziehung vorschreiben. Nun bringen die Diener Thee; die Porzellantassen stehen auf einem gefirnißten Holzbrete. Bei reichen Leuten sieht man keine Theebüchse; die erforderliche Menge Thee liegt schon in der Tasse, und dann wird siedendes Wasser darauf gegossen. Das Getränk ist sehr duftig, wird aber nicht gezuckert. Der Hausherr tritt zu den angesehensten Gästen hinan, berührt das Holzbret und spricht: Tsing tscha, d. h. ich lade euch ein, Thee zu trinken. Dann tritt Jeder vor, um eine Tasse zu nehmen. Der Hausherr ergreift eine davon mit beiden Händen und reicht sie dem Angesehensten, an Rang am höchsten Stehenden dar. Dieser nimmt sie gleichfalls mit zwei Händen. Die Andern stellen sich, als wollten sie Alle nun gleichzeitig die Tassen ergreifen, und gleichzeitig trinken; sie fordern einander durch Zeichen auf, den Anfang zu machen. Haben Alle (oder wenn nur ein Besuchender gekommen ist, dieser Eine) ihre Tassen in beiden Händen, dann verneigen sie sich vom Stuhle, so tief, daß die Tasse den Boden berührt, man muß sich aber dabei wohl hüten, daß kein Tropfen verschüttet werde, denn das wäre eine arge Unhöflichkeit. Die Tassen werden nur zur Hälfte vollgegossen. Auf die anständigste Art servirt man den Thee so, daß man ein Stück Confect und einen kleinen Löffel beilegt. Die Gäste trinken langsam in mehreren Zügen, aber allemal gleichzeitig; auch stellen Alle in demselben Augenblicke die Tasse auf das Bret. Man darf nichts thun oder sagen, was den Regeln der Höflichkeit und der Wohlanständigkeit zuwiderlaufe, und darf keine Miene verziehen, wenn die Theetasse auch so heiß wäre, daß die Finger schmerzen. Bei heißem Wetter nimmt der Hausherr, sobald die Tassen auf dem Bret stehen, seinen Fächer mit beiden Händen, verneigt sich gegen die Anwesenden, und sagt: Tsingschen, d. h. ich lade euch ein, die Fächer hervorzulangen. Dann nimmt Jeder seinen Fächer; es wäre gegen allen Anstand, keinen Fächer bei sich zu haben, weil dann auch die Uebrigen, laut den Regeln des Anstandes, sich des ihrigen nicht bedienen dürften.

Die Unterhaltung beginnt stets mit durchaus gleichgültigen Dingen, und man macht wol zwei Stunden lang weiter nichts, als leere, vollkommen nichtssagende Redensarten. Erst ganz zuletzt wird mit ein paar Worten der Sache erwähnt, weshalb man eigentlich gekommen ist. Der Besuchende steht zuerst auf, und sagt: Ich habe Dich schon eine beträchtliche Zeit gelangweilt. Und das ist einmal ein wahres Wort aus chinesischem Munde. Bevor er den Saal verläßt, macht er eine Reverenz, gerade so wie beim Eintreten. Der Hausherr geleitet seinen Gast, hält sich etwas hinter ihm auf der linken Seite, und folgt ihm bis an den Palankin oder an das Pferd; der Gast bittet ihn aber, das doch ja zu unterlassen, und nicht bei einer Handlung (dem Auf= oder Einsteigen) zugegen zu sein, die nicht ganz respectvoll ist. Der Hausherr tritt dann einige Schritte zurück, und thut, als sehe er nichts. Will nun endlich der Gast fort, sitzt er auf dem Pferde oder im Palankin, dann sagt er: Tsing leag, d. h. lebe wohl, und dasselbe wird ihm auch erwidert. Nun ist die Ceremonie vorbei. Sie wird in allen

Fällen genau beobachtet, wenn Leute von ungefähr gleicher Stellung einander besuchen; ist das nicht der Fall, so finden Abänderungen statt, je nach Alter, Rang, Amt, persönlicher Bedeutung u. s. w. Man könnte darüber Bücher schreiben, und die Chinesen haben es daran auch nicht fehlen lassen. Uebrigens ist es in China viel leichter als anderwärts, höflich zu sein, weil die Vorschriften einmal unwandelbar feststehen, und Jedermann in einer gegebenen Lage genau weiß, was er zu thun hat.

V. Chinesische Gasthöfe.

An den gangbarsten Landstraßen im Norden China's findet man zahlreiche Gasthöfe, die man freilich nicht nach den ausgehängten Schildern beurtheilen muß. Die Aufschriften sind allemal pomphaft; sie versprechen dem einkehrenden Gaste Frieden, Eintracht, Uneigennützigkeit, Großmuth, kurz alle chinesischen Fundamentaltugenden und obendrein noch Fülle dessen, was man wünscht. Aber innerhalb der Schwelle glaubt man sich in einer Diebeshöhle zu befinden, in welcher man vor Hunger und Durst verschmachten könnte; die Reisenden wissen auch, was es mit der Aufschrift am Schilde: „Zum unerschöpflichen Ueberflusse" bedeuten will, und führen Lebensmittel bei sich. Man hat am Gürtel ein Säckchen mit Thee hängen, und wer sich nicht mit kleinen Reiskuchen begnügen mag, hat einen länglichen Kasten mit mehreren Abtheilungen, in welchen er kleingehacktes Fleisch, gesalzene Fische und Sauerkraut aufbewahrt. Die Chinesen nennen dergleichen Reisevorrath: Kan leang, das heißt Trockenes und Kaltes. In den größeren Städten trifft man sehr gute Gasthöfe, in welchen jeder Reisende sein eigenes Zimmer haben kann, und die auch ein Europäer nicht verschmähen würde. Man kann an der Wirthstafel oder nach der Karte speisen, gerade wie in Europa, und wird sehr aufmerksam und rasch bedient. Zuerst trinkt man Thee und nimmt nachher einige Leckereien. Inzwischen kann „der Mandarin vom Heerde" das Verlangte zubereiten und anrichten. Die Schüsseln werden mit Gepränge aufgetragen. Der Kellner stellt sie vor den Gast hin und ruft in singendem Tone den Namen des Gerichtes, so daß alle Anwesenden ihn hören. Der Oberkellner steht an der Thüre; er singt, wenn der Gast sich entfernen will, die Namen der verschiedenen Schüsseln, welche von demselben bestellt worden waren, laut ab, und ruft die Summe aus, welche bezahlt werden muß. Wer Wenig verzehrt hat, entfernt sich etwas demüthig, aber die Lords, welche Aufwand gemacht haben, gehen stolz und hochmüthig von dannen. Im Allgemeinen leben die Chinesen mäßig. In einigen Provinzen herrscht ein eigenthümlicher Gebrauch. Wer auf Reisen geht, trinkt Frühmorgens eine Schaale heißen Wassers mit Salz, das gilt für sehr gesund. Die Chinesen haben einen starken Magen. Sie ertragen Hunger und Durst mit großer Leichtigkeit, und überfüllen sich bei guter Gelegenheit mit Reis; das Eine verursacht ihnen so wenig Unbequemlichkeit wie das Andere. Ein chinesischer Magen ist ein Abgrund; er wird oft für volle vierundzwanzig Stunden auf einmal angefüllt.

VI. Chinesische Küche.

Wie man überhaupt in Europa viel Fabelhaftes über die Chinesen auftischt, so namentlich über die chinesischen Gastmähler. Man erzählt den Leuten, die Chinesen thäten Ricinusöl an ihre Gerichte; Haifischflossen wären ein Lieblingsessen, Kämme von Pfauenhähnen, Gänsefüße und dergleichen seien Leckerbissen. Obwol nun solche Nachrichten theils unwahr sind, theils auf ausnahmsweisen Vorkommnissen beruhen mögen, so bleibt es doch richtig, daß ein echt chinesisches Gastmahl einem Europäer ganz wunderlich und seltsam vorkommen muß. Dieser bildet sich ja ein, alle Welt müsse so essen und speisen wie er selbst. Es erscheint ihm nicht in der Ordnung, daß man mit dem Nachtisch anfängt und mit der Suppe aufhört, den Wein warm und aus kugelrunden Porzellanbechern trinkt, statt der Gabel sich zweier Stäbchen bedient, und das Fleisch in kleinen Stücken bereits zerschnitten vorgelegt bekommt. Statt der Servietten hat man viereckige Stückchen bunten Seidenpapiers, wovon ein ganzes Päckchen neben jedem Gast hingelegt wird; was davon gebraucht worden ist, nimmt der Diener sogleich fort. In den Pausen, welche zwischen dem Auftragen der verschiedenen Gänge stattfinden, steht man auf, raucht eine Pfeife oder zerstreut sich in anderer Weise.

Man deutet den Schluß des Mahles dadurch an, daß man die Speisestäbchen erst in gleicher Höhe mit der Stirn hält, und sie dann wagerecht auf die Theetasse legt. Dergleichen hat, wie bemerkt, für den Europäer etwas sehr Auffallendes. Dagegen ist aber auch das Erstaunen der Chinesen nicht gering, wenn sie sehen, wie Europäer zu speisen pflegen. Sie fragen, wie es nur möglich sei, daß wir die Getränke kalt zu uns nehmen; wie wir wol zu dem höchst sonderbaren und ausschweifenden Gedanken gekommen seien, unsere Nahrung vermittelst eines Dreizacks n den Mund zu bringen, obendrein auf die Gefahr hin, uns die Lippen zu beschädigen oder gar die Augen auszustechen. Auch finden sie es außer der Ordnung, daß wir Nüsse und Mandeln mit der Schale auf den Tisch bringen, und den Dienern die Arbeit ersparen, die Obstfrüchte zu schälen und das Fleisch zu zerlegen. Die Chinesen sind wirklich keineswegs heikel in Bezug auf das, was sie genießen; sie essen z. B. ungemein gern gebratene Seidenwürmer mit Froschcompot; aber es ist ihnen unbegreiflich, wie unsere Feinschmecker angegangenen Fasan oder madigen Käse hinunterbringen können.

VII. Chinesische Baukunst.

Man trifft in den großen Städten China's eine Menge solcher Gebäude, die zu vielerlei ganz verschiedenen Dingen und Zwecken benutzt werden, und es wäre schwierig zu sagen, was für eine Bauart sie haben; sie ist eben chinesisch. Denkmäler, Tempel, Häuser und Städte tragen im himmlischen Reiche ein eigenthümliches Gepräge, das sich mit dem Charakter keiner andern Architektur vergleichen läßt; aber diesen, wenn wir so sagen dürfen, chinesischen Styl, muß man im Lande selbst gesehen haben, wenn man sich eine richtige Vorstellung davon machen will. Die Städte sind beinahe durchgängig nach einem und demselben Plane gebaut, viereckig und mit hohen Mauern umgeben; in gewissen Zwischenräumen erheben sich Thürme; viele sind mit trockenen oder nassen Gräben umzogen. In manchen Büchern wird gesagt, die Straßen seien breit und schnurgerade; die Wahrheit ist, daß sie, namentlich in den südlichen Provinzen, eng und krumm sind. Allerdings gibt es einige Ausnahmen, sie kommen aber selten vor. Die Häuser sowol in den Städten wie auf dem Lande sind niedrig und bestehen nur aus Einem Erdgeschoß. Die erstern sind aus Backsteinen aufgeführt, oder auch aus Holz, das bemalt und lakirt wird, und mit grauen Dachziegeln gedeckt; die Häuser der Landbewohner führt man aus gestampfter Erde oder Holz auf und deckt sie mit Stroh oder Rohr. Alle Bauwerke im Norden stehen hinter jenen im Süden zurück. Die Häuser der Reichen haben gewöhnlich mehrere Höfe und zwar nicht neben- sondern hintereinander; im letzten Hofraume befinden sich die Frauenwohnungen und die Gärten. Der Chinese liebt die Lage nach Süden. Die eine Seite des Zimmers wird ganz von Fenstern eingenommen, die sehr mannigfache Muster darbieten; sie bestehen aus Marienglas (Magnesia-Glimmerscheiben), durchsichtigen Muscheln und weißem oder gefärbtem Papiere. Der Rand der Dächer ist nach Innen aufwärts gebogen und bildet Rinnen; die Ecken laufen bogenförmig aus und stellen geflügelte Drachen oder Fabelthiere dar. An den Pfeilern, auf welchen die Buden und Waarengewölbe ruhen, hängen Tafeln mit allerlei Inschriften. Das Ganze ist sehr bunt und macht aus der Ferne gesehen einen recht angenehmen Eindruck.

Fast bei allen Städten ersten, zweiten und dritten Ranges steht von allen anderen Gebäuden entfernt ein mehr oder weniger hoher Thurm, gleichsam eine riesige Warte. Indische Ueberlieferungen erzählen, man habe Buddha's Leiche verbrannt, und die Gebeine in acht Theile gesondert. Diese wurden in ebenso viele Urnen verschlossen und in Thürmen mit acht Geschossen beigesetzt. Daher, heißt es nun, rühren die Thürme, welche man in China und überhaupt in allen buddhistischen Ländern so häufig findet. Doch sind Zahl der Stockwerke und Gestalt nicht bei allen gleich, denn es gibt runde und viereckige, sechs- und achteckige Thürme, einige sind aus Mauersteinen, andere aus Holz, aus Ziegelsteinen, oder wie jener zu Nanking aus Fayence; man hat ihn den Porzellanthurm genannt, weil er mit Verzierungen aus Porzellan bekleidet ist. Gegenwärtig sind die meisten derartigen Monumente im Verfalle; aber in alten Dichtungen kommen Stellen vor, welche beweisen, wie viel Gewicht die Kaiser der Vorzeit auf solche Thürme legten. So heißt es zum Beispiel: „Wenn ich meine Blicke zu dem



DER PORZELLANTHURM IN NANKING.

steinernen Thurm erhebe, muß ich sein Dach in den Wolken suchen. Der Schmelz seiner Bekleidung wetteifert mit jenem von Gold und Purpur, er wirft wie ein Regenbogen die Strahlen der Sonne, welche auf jedes Stockwerk fallen, bis in die Stadt zurück."

Ein Dichter spricht von einem fünfhundert Fuß hohen Thurme und bemerkt: „Ich fürchte Engbrüstigkeit und Beklemmung, und habe nicht gewagt, bis oben hinauf zu steigen; von dort erscheinen die Menschen unten nur so groß wie Ameisen. So viele Treppen zu ersteigen, ist Sache junger Königinnen, welche die Kraft haben, auf ihren Fingern oder auf ihrem Kopfe die Einnahme mehrerer Provinzen tragen zu können." Den chinesischen Büchern zufolge gebe es Thürme aus weißem Marmor, aus vergoldeten Ziegelsteinen und sogar einige, die wenigstens theilweise aus Kupfer bestehen. Die Anzahl der Geschosse steige, heißt es, von drei, sieben und neun manchmal bis auf dreizehn. Das Aeußere bei den einzelnen Thürmen ist so mannigfaltig und verschiedenartig wie die innere Ausschmückung; manche hatten in den unteren Stockwerken Gallerien und Söller, und liefen mit jedem Geschosse nach oben hin verjüngt zu; einige erhoben sich aus dem Wasser auf Felsenmassen, auf welche man Bäume und Blumen gepflanzt hatte, und wo Cascaden spielten. In die Felsen waren Stufen gehauen, welche am Abhang entlang unter dem Gesteine hinwegführten, welches Gewölbe und überhängende Grotten bildete. Oben auf der Fläche lag dann ein reizender Garten und inmitten desselben erhob sich der Thurm. Man sieht noch jetzt prächtige Trümmer derartiger Bauwerke.

Man kann nicht von chinesischer Baukunst reden, ohne wenigstens mit einigen Worten der großen Mauer zu gedenken. Sie soll durch den ersten allgemeinen Regenten des Reiches, 200 Jahre vor unserer Zeitrechnung, also vor mehr als 2000 Jahren erbaut worden sein. Sie begrenzt den ganzen Norden von China, längs der Grenzen der drei Provinzen und erstreckt sich vom Meerbusen von Pe-tsche-li, drei und einen halben Grad südlich von Peking, fünfzehn Grad westlich von dieser Hauptstadt. Die Kaiser der Dynastie der Mings bauten hierzu noch eine innere Mauer, westlich von Peking in deren Nähe, welche einen Theil der Provinz bis zum äußersten östlichen Ende der großen Mauer einschließt. Auf mehreren Karten findet man noch eine Fortsetzung dieser Mauer irrthümlich eingezeichnet, indem man eine ungeheuer lange Barrière von hölzernen Pfeilern als dazu gehörig betrachtete.

Die der Gesandtschaft des Lord Macartney attachirten Personen waren so glücklich, daß sie, um die Tartarei zu besuchen, einen der vollständigsten Theile der Mauer passiren konnten, wodurch der Kapitän Parish Gelegenheit hatte, die Bauart derselben in ihren einzelnen Theilen zu untersuchen. Beim ersten Anblick aus der Ferne, sagt er, gleicht sie einer hervorragenden Ader Quarz, welche auf Gneiß- oder Granitbergen fortläuft, aber die Fortsetzung dieser Linie bis auf den Gipfel der Berge zog unsere Aufmerksamkeit an. Wir unterschieden bald die Gestalt einer Mauer, welche mit Schießscharten versehen war, sich sowol bis auf die höchsten Höhen erhob, als bis zu den tiefsten Thälern hinabstieg, über großen Bogen die Flüsse durchschnitt und an solchen Punkten sogar doppelt war, wo ein Uebergang möglich gewesen wäre; außerdem waren in gewissen Entfernungen von einander, d. h. ungefähr alle 200 Schritt, sehr feste Thürme oder Bastionen mit der Mauer verbunden.

Einer der höchsten Berge, über den diese Mauer fortlief, hatte eine Höhe von ungefähr 5,000 Fuß über der Meeresfläche.

Der innere Körper der Mauer besteht aus einem Walle von Erde, welcher von beiden Seiten durch Mauerwerk unterstützt wird, und eine Decke von viereckigen Mauersteinen hat. Die ganze Höhe, wenn man eine Brustwehr von fünf Fuß mitrechnet, ist zwanzig Fuß auf einer Grundmauer von Feldsteinen, welche zwei Fuß und darüber, jenachdem das Niveau des Bodens es erforderte, hervorspringt. Die Dicke der Mauer ist an ihrer Basis 25 und an der Platform 15 Fuß. Die Thürme sind an ihrer Basis 40 Fuß und an ihrem Scheitel 30 Fuß im Gevierte dick, wobei sie eine Höhe von ungefähr 37 Fuß haben; jedoch sind auch einige vorhanden, die 48 Fuß Höhe messen und dabei in zwei Etagen abgetheilt sind. Die Ziegelsteine sind, wie gewöhnlich in China, von einer bläulichen Farbe und haben bei einer Breite von 7½ Zoll und einer Dicke von 4 Zoll ungefähr 15 Zoll Länge, welche die ganze, halbe und viertel Länge des chinesischen Fußmaßes ausmacht. Die blaue Farbe der Ziegelsteine ließ die Vermuthung zu, daß sie eingebrannt sei, aber man

entdeckte einige alte Oefen in der Nähe der Mauer, und nach der Zeit im Jahre 1816 machte der Dr. Abel die Erfahrung, daß der Thonstein der Chinesen zwar erst roth sei, aber blau werde, wenn er gebrannt wird. Die geringe Stärke der Brustwehr auf der Mauer, welche nur ein und einen halben Fuß dick ist, bestätigt die Meinung, daß sie nicht dazu angelegt sein kann, um gegen Kanonen Widerstand zu leisten; und überdies behaupten die Chinesen auch nicht, daß die Erfindung ihrer Feuerwaffen schon so alt sei.

VIII. Schwimmende Inseln.

Sie sind ein eben so wunderbares wie sinnreiches Erzeugniß der chinesischen Betriebsamkeit, desgleichen schwerlich ein anderes Volk in ähnlicher Weise besitzt. Sie bestehen aus schwimmenden Flößen, die zumeist aus Bambus zusammengesetzt sind, dessen Holz dem Wasser lange Zeit Widerstand leistet. Auf diese Flöße hat man eine dicke Lage fruchtbarer Dammerde gebracht. Auf solch einer Insel wohnen einige Ackerbaufamilien in zierlichen Häusern, mitten in Gärten und wohlbestellten Feldern; sie scheinen sich in gedeihlichem Wohlstande zu befinden und treiben den Fischfang als einträgliches Nebengewerbe. Tauben und Sperlinge haben sich in Menge auf diesen Inseln angesiedelt. Mitten im See trafen wir eine solche, die wie ein Schiff fortbewegt wurde; sie kam freilich nur langsam von der Stelle, obwol sie vor dem Winde schwamm und die Bewohner nicht nur ruderten, sondern auch viele Segel beigesetzt hatten. Eins derselben war auf dem Hause angebracht, andere bemerkten wir an verschiedenen Punkten. Die Chinesen sind bald da bald dort mit diesen Inseln, gerade so wie der Mongole sein Zelt heute an dem einen Orte aufschlägt und morgen an einem andern. Schwimmende Inseln findet man auf allen großen Seen China's. Sie überraschen ungemein, wenn man sie zum ersten Male sieht, und man bewundert die sinnreiche Arbeit dieses Volkes, das in Allem, was es thut, uns Erstaunen abnöthigt. Man fragt sich aber bald: wozu und weshalb diese künstlichen Felder? man denkt daran, wie viel Fleiß und Arbeit es gekostet haben muß, bis arme Leute sich auf dem Wasser einen Acker und ein Haus schufen, das sie auf dem festen Lande nicht finden konnten. Dann steigen in uns trübe Gedanken auf. Was wird die Zukunft dieser ungeheuren Menschenmenge sein, die fast zu groß ist, als daß China sie noch fassen kann, und die sich auf das Wasser flüchten müssen, um ihr Leben zu fristen?

IX. Die chinesischen Frauen.

Die stärkste Schattenseite im Leben der Chinesen ist die beklagenswerthe Lage des weiblichen Geschlechts. Die Lazaristen-Missionäre Huc und Chabet, welche sich viele Jahre in China aufhielten, zogen meist durch eine Stadt, in welcher sie mitten auf der Straße Frauen erblickten, welche niederknieten und das Zeichen des Kreuzes machten. Es waren Christinnen aus Leangschan, welche bei dieser Gelegenheit ihr „Herz nicht kleiner machen" wollten; vielmehr schüttelten sie einmal die schwere Sclaverei, welche das chinesische Vorurtheil ihnen auferlegt. Das chinesische Gefolge der Missionäre war über eine solche Keckheit sehr erstaunt, doch vernahmen sie keine ungebührliche Bemerkung. Ein Trabant äußerte: Daß Männer Christen sind, ist schon lange bekannt, ich wußte aber nicht, daß auch Weiber sich zur Religion des Himmelsherrn bekennen. Die Missionäre knüpfen an diesen Vorfall folgende Schilderung der Lage der Chinesinnen.

Das Benehmen der Christinnen von Leangschan war uns in hohem Grade auffallend. Daß Frauen aus Neugier auf die Straße kommen, um zwei fremde Männer, über die man ihnen seltsame und außerordentliche Dinge erzählt hat, anzugaffen, daß sie ein Kreuz schlagen, knien und um den Segen bitten, das wird in Europa nicht gerade auffallend erscheinen. (?) Aber in China ist das Alles geradezu wunderbar und ungeheuerlich, es verstößt gegen Brauch und Herkommen, gegen allgemein angenommene Ideen und Grundsätze. Das Vorurtheil wurzelt nämlich in der kläglichen Unterdrückung und Sclaverei, welche auf den Chinesinnen lastet. In der That ist ihre Lage ungemein beklagenswerth. Ein weibliches Wesen in China hat von der Wiege bis zum

Grabe unendlich viel zu leiden, zu entbehren, und ist wirklich ein elendes Geschöpf. Schon in der Thatsache, daß ein Mädchen geboren wird, liegt für die Familie ein gewisser Schimpf, es ist ein Zeichen der Ungnade des Himmels. Erstickt man das Mädchen nicht gleich nach der Geburt (davon wird späterhin die Rede sein), dann behandelt man es doch wenigstens als eine verächtliche Creatur, die kaum zum Menschengeschlecht gehört. Und diese Vorstellung ist so allgemein, daß die Schriftstellerin Pan hui pan in ihrem berühmten Werke es sich recht eigentlich zur Aufgabe gemacht zu haben scheint, ihr eigenes Geschlecht zu erniedrigen, denn sie kommt immer darauf zurück, daß die Weiber eine tiefe Stufe in der Schöpfung einnehmen: „Ein Sohn schläft gleich nach seiner Geburt auf einem Bette, wird in Röcke gekleidet und spielt mit Perlen; Jeder hört auf das Schreien des Prinzen. Wird aber ein Mädchen geboren, so muß es auf der Erde schlafen, und wird nur mit einem Tuche bedeckt; es spielt mit einem Stein, ist unfähig zum Guten oder Bösen, muß darauf denken, Wein und Speisen zu bereiten, und darf seinen Aeltern keinen Verdruß machen." — In alten Zeiten ließ man ein neugebornes Kind auf der Erde liegen, in einem Haufen Lumpen, und die Familie äußerte gar kein Zeichen von Theilnahme bei einem so unbedeutenden Ereigniß. Später vollzog man einige nichtssagende Ceremonien, während es nach der Geburt eines Knaben hoch herging. Die eben erwähnte Schriftstellerin erwähnt dieses alten Brauches, den sie für sehr angemessen und verständig erklärt, weil dadurch schon von Anfang an das Weib auf seine untergeordnete Stellung vorbereitet wurde.

Die Knechtschaft, Dienstbarkeit und niedrige Stellung der Frauen im öffentlichen Leben wie im Hause ist dreifach besiegelt durch die öffentliche Meinung, durch die Gesetzgebung und durch die Sitten; sie ist gewissermaßen ein Eckstein der chinesischen Gesellschaft geworden. Das Mädchen lebt von der Außenwelt gleichsam abgeschlossen, sieht sich fast allein auf häusliche Arbeiten angewiesen, wird von Jedermann, namentlich aber von den Brüdern, wie eine Magd behandelt, welche die schwierigsten und niedrigsten Dienste leisten muß. Solch ein Mädchen erhält keinen andern Unterricht als im Nähen, denn es geht in keine Schule, und steht einsam, bis es verheirathet werden soll. Dann erst bekümmert man sich etwas mehr um dasselbe, es gilt aber für ein so nichtiges Ding, daß man es gar nicht fragt, ob es heirathen will; man nennt ihm höchstens den Namen des Mannes, und auch das gilt im Grunde für lächerlich und überflüßig. Das Mädchen ist eben eine Handelwaare, die an den Meistbietenden losgeschlagen wird; es hat gar kein Recht, nur die geringste Bemerkung über die Qualität des Käufers zu machen. Am Hochzeitstage wird dann allerdings die Braut stattlich herausgeputzt mit schillernder Seide, funkelndem Golde und Stickereien; man schmückt ihr das rabenschwarze Haar mit Blumen und Steinen, holt sie mit festlichem Pomp ab, und Spielleute umgeben den Palankin, in welchem sie wie eine Königin thront. Aber nun beginnt für sie nicht etwa eine glücklichere Zeit, sie ist nur ein geschmücktes Opfer. Das Aelternhaus, in welchem sie eine niedrige Stellung eingenommen, verläßt sie zwar, doch ist nun das schwache, unerfahrene Wesen unter Unbekannte gerathen, muß auch ferner entbehren, wird auch in Zukunft verachtet und ist ihrem Käufer völlig preisgegeben. Auch in der neuen Familie muß sie ohne Widerrede gehorchen, sie darf, wie ein chinesischer Schriftsteller sich ausdrückt, im Hause nichts weiter sein, als ein Schatten, als einfach ein Widerhall. Sie darf nicht einmal mit ihrem Manne und ebenso wenig mit ihren Söhnen am Tische essen, muß sie stehend und schweigsam bedienen, ihnen die Gläser vollschenken und die Pfeife anzünden. Wenn die Andern gesättigt sind, dann darf sie essen, aber allein und abseits, und nicht einmal, was ihre Söhne übrig ließen, sondern nur wenig und schlechte Nahrung.

Das Alles widerstreitet scheinbar dem berühmten Grundsatze der kindlichen Pietät; man muß sich aber erinnern, daß in China das Weib für Nichts gerechnet wird. Das Gesetz nimmt gar keine Notiz von ihm, außer wo es sich darum handelt, dasselbe zu bedrücken. Der Mann, oder genauer ausgedrückt, der Herr und Gebieter darf seine Frau schlagen, er darf sie Hungers sterben lassen, wieder verkaufen und — miethen. Die in China erlaubte Vielweiberei trägt außerdem bei, die klägliche Lage der Frau noch zu verschlimmern. Ist sie nicht mehr jung, oder unfruchtbar, oder hat sie noch keinen Knaben geboren, so nimmt der Mann eine zweite Frau. Im Hauswesen herrscht dann Zwietracht, Eifersucht, und es kommt auch wol zu Schlägereien. Es kann

unter solchen Umständen nicht auffallend sein, daß sehr viele Frauen Selbstmord begehen. Darüber ist denn allerdings der Mann sehr betrübt, weil dieser Verlust ihn zu Geldausgaben nöthigt. Er muß sich nämlich eine neue Frau kaufen.

Uebrigens bessert es sich mit der Lage der Weiber in China, aber nur allmälig. Es versteht sich von selbst, daß in den christlichen Familien die neugeborenen Mädchen nicht erstickt oder so schlecht behandelt werden. Denn die Religion sagt: Hier ist ein Kind, das nach Gottes Bild geschaffen und gleich dem Manne unsterblich ist. Das Christenmädchen darf nicht verlassen und ohne Unterricht bleiben; es muß seine Gebete und die christlichen Glaubenslehren lernen, und schon allein damit haben die christlichen Chinesen ein alteingewurzeltes Vorurtheil abgestreift. Man wird auch Schulen gründen, wo die Mädchen lesen und schreiben lernen, wo sie Gespielinnen finden. Zwar hat auch die Christin immer noch keine freie Wahl in Bezug auf einen Gemahl, aber sie kann doch schon ihre Meinung äußern, und wir selbst haben mehrmals erlebt, daß Mädchen eine von dem Vater beschlossene Verbindung rückgängig machten. Dergleichen wäre bei den Heiden nicht möglich. Die Christinnen haben in und außer dem Hause eine viel größere Freiheit. Sie kommen an Sonn- und Festtagen in die Kapellen, und wohnen gemeinschaftlich dem Gottesdienste bei. Auch besuchen sie einander, leben überhaupt weniger eingezwängt als die Heidinnen. Unser Begleiter verwunderte sich gar sehr über die Dreistigkeit der Christenfrauen von Leangschan; seine Aeußerungen darüber sind bezeichnend. „Ich habe vernommen, daß die Frauen, welche wir beim Auszug in die Stadt sahen, Christinnen waren; sind das nicht etwa hohle Worte“? — „„Nein das ist die volle Wahrheit, sie sind Christinnen.““ — Die Arme fielen dem guten Manne am Leibe hinunter, er war höchlich erstaunt. — „Das begreife ich nicht,“ fuhr er fort, „ihr habt mir oft gesagt, man sei Christ wegen seines Seelenheiles, nicht wahr?“ — „„Allerdings.““ — „Nun, weshalb werden denn die Weiber Christinnen?“ — „„Nun, um ihre Seele zu retten, gerade wie die Männer auch.““ — Da trat der Chinese einen Schritt zurück, kreuzte die Arme über der Brust und rief: „Aber sie haben ja keine Seele. Wie könnt ihr nun Christinnen aus ihnen machen?“ — Wir gaben uns alle Mühe, ihm gesundere Begriffe beizubringen, wissen aber nicht, in wie weit uns das gelungen ist. Schon der bloße Gedanke, daß auch das Weib eine Seele haben könne, brachte ihn zum Lachen. Am Ende sagte er: „Ich will mich doch an das erinnern, was ihr mir sagt, und zu Hause meiner Frau sagen, sie habe eine Seele. Sie wird darüber nicht wenig erstaunt sein.“

Die chinesischen Christinnen wissen sehr wohl, wie Viel sie einer Religion verdanken, welche sie einer drückenden Dienstbarkeit überhebt; sie sind auch dafür dankbar und sehr eifrig; sie erscheinen regelmäßig zum Gebet, trotzen dem Vorurtheil und sind mildthätig auch gegen Heiden, pflegen Kranke, und nehmen Kinder zu sich, welche von ihren Müttern ausgesetzt wurden. Bei Verfolgungen treten sie vor den Mandarinen als muthige Bekennerinnen der Lehre auf.

X. Sittenverfall und Armuth.

Arme Leute hat es zu allen Zeiten gegeben und es wird deren stets geben, aber schwerlich hat jemals in irgend einem andern Lande ein solches Elend geherrscht, wie im himmlischen Reiche. Es vergeht kein Jahr, wo nicht auf dem einen oder andern Punkte eine erschreckliche Menge von Menschen vor Hunger und vor Kälte umkommt. Sobald in Folge von Ueberschwemmung, Dürre oder sonst durch ein Misgeschick die Ernte in einer einzigen Provinz schlecht ausfällt, sind gleich zwei Drittel der Bewohner einer Hungersnoth preisgegeben. Dann streifen große Banden, förmliche Bettlerheere, Männer, Weiber und Kinder im Lande umher, und fordern in Stadt und Dorf Lebensmittel. Manche sinken vor Erschöpfung nieder und sterben im freien Felde, wo ihre Leichname liegen bleiben. Man geht gleichgültig daran vorüber, und achtet kaum darauf, denn man ist dergleichen gräßliche Scenen schon gewöhnt.

Abgesehen von der Sorglosigkeit der Regierung und der ungeheuern Volksmenge, finden wir die Hauptursachen der Bettlerarmuth in der Sucht zu Glücksspielen, in dem Hange zum Trinken und in geschlechtlichen Ausschweifungen. Wir wissen sehr wohl, daß diese Laster nicht auf China beschränkt sind, sondern überall und zu allen Zei-

ten leibliches und sittliches Elend im Gefolge gehabt haben. Aber die Chinesen sind ihnen stärker ergeben, als vielleicht jemals ein anderes Volk.

Wo drei so arge Laster in einem zahlreichen Volke weit und tief um sich gegriffen haben, kann die Bettelarmuth nicht auffallen. Eine ungeheure Menschenmenge sieht sich der äußersten Dürftigkeit preisgegeben, lebt in grenzenlosem Elende, und es erklärt sich leicht, daß sie allemal bei jeder irgend günstigen Gelegenheit stiehlt und plündert. Dieser Pauperismus trägt auch die Hauptschuld an dem häufig vorkommenden Kindermord.

Dagegen ist der gewöhnliche Kindermord leider sehr im Schwange, weit mehr als in irgend einem andern Lande. Es ereignet sich unzählige Male, daß die Kleinen erstickt oder ertränkt werden. Auch davon ist der Pauperismus die Hauptursache. Unsere Erkundigungen und Nachforschungen in den verschiedenen Provinzen haben herausgestellt, daß man die neugebornen Kinder tödtet, wenn sie den Aeltern Unbequemlichkeiten verursachen. Die Geburt eines Knaben gilt für ein Familienglück, aber jene eines Mädchens wird namentlich bei armen Leuten für ein wahres Misgeschick angesehen. Ein Knabe kann arbeiten, sobald er heranwächst, und kann seinen Aeltern behülflich sein, die ohnehin im Alter auf seine Unterstützung rechnen. Man entledigt sich der Mädchen, weil sie für eine Quelle der Armuth und Dürftigkeit gelten.

Uebrigens gilt der Kindermord auch in China für ein Verbrechen, und die Behörden haben zu allen Zeiten ihre warnende Stimme gegen solchen Misbrauch der väterlichen Gewalt erhoben*).

*) Man hat die Häufigkeit des Kindermordes in Abrede stellen wollen, „weil ja ein Gesetz dagegen bestehe.“ Es bestehen aber noch andere Gesetze in China — auf dem Papier, wie das oben Erwähnte betreffs der Auswanderung.

XI. Opiumhandel und Opiumrausch.

Es ist bekannt, daß der größere Theil des Opiums*), welches an die chinesische Küste gebracht wird, in Englands ostindischen Besitzungen erzeugt und bereitet wird. Die englischen und amerikanischen Kaufleute, welche diesen Handel im Großen betreiben, haben gute Segler, auf denen sie dieses Produkt von Indien nach China bringen und halten außerdem in vielen Buchten und Häfen an der chinesischen Küste noch sogenannte Empfangsschiffe. Diese werden regelmäßig von den Schnellseglern versorgt, welche ihre Ladungen von Indien nach Honkong bringen. Die chinesischen Schmuggler kommen aus den nahen Buchten und Städten, in kleinen Booten, gut bemannt und bewaffnet, um ihr Eigenthum zu schützen, welches in der Regel von großem Werthe ist. An allen Stationen der Küste, wo kein anderer Handel getrieben wird, wird das Opium mit Silber bezahlt, namentlich mit südamerikanischen Dollars, an andern Orten finden es die fremden Kaufleute oft vortheilhafter, das Opium gegen Seide und Thee, die Haupt-Ausfuhrartikel des Landes, auszutauschen.

Die Beschreibungen, welche man in England häufig sowol vom Opiumschmuggel als vom Opiumrausch gemacht hat, sind übertrieben. Der Opiumhandel, obgleich Contrebande, ist dem, was man gewöhnlich Schmuggel nennt, so wenig ähnlich, daß man nur in der Ferne durch diesen Namen irregeführt werden kann. Es mag wahr sein, daß die Einführung und der Gebrauch des Opiums von der chinesischen Regierung verboten sind, aber dieses Verbot ist nichts, als ein leerer Schall, der in der That nichts bedeutet. Sämmtliche Mandarinen, oder wenigstens der größere Theil derselben, genießen Opium, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Seine himmlische Majestät selbst zur Zahl derer gehört, die diesem Genusse fröhnen. Die Wahrheit ist, daß die chinesische Regierung selbst, was man auch immer sagen mag, keineswegs der Einführung des Opium ernstlich in den Weg treten will. Es ist jedoch nothwendig, von Zeit zu Zeit ein strenges Edikt dagegen zu erlassen, welches aber eben nur in der Staatszeitung von Peking auf dem Papiere steht und von den getreuen Unterthanen Seiner Majestät nicht im Geringsten beachtet wird.

Während meines Aufenthaltes in China kamen

*) Zur Ergänzung dieser Schilderung des englischen (!) Reisenden Fortune bemerken wir: Das Opium ist erst seit Ende des 18. Jahrhunderts durch zwei Beamte der ostindischen Compagnie, Watson und Wheeler, den Chinesen zugeführt worden. Ihnen verdankt China diese neue Post, wofür es jährlich circa 75 Millionen Gulden an englische Kaufleute entrichtet. Nur schlechte Sophisterei kann diesen Handel rechtfertigen.

mehrere Fälle vor, welche zeigten, wie wenig kräftige Maßregeln die Regierung dem Opiumhandel entgegensetzt. Einigemal wurde ein seiner Tapferkeit wegen berühmter Admiral mit einer Anzahl Kriegs-Junken nach einer oder der andern Station geschickt, wo Opiumschiffe ankerten, um diese zu zwingen, die chinesische Küste zu verlassen. Es wurden Trommeln geschlagen, Kanonen abgefeuert, jedoch in rücksichtsvoller Entfernung, und die Junken kamen an, mit allem Pomp und aller Pracht, welche die Chinesen so geschickt zu entfalten wissen und die einen Haupttheil ihrer kriegerischen Operationen bilden. Inzwischen sah man die kleinen Opiumschiffe ruhig vor Anker liegen, die alle diese drohenden Demonstrationen gar nicht zu beachten schienen. Jetzt wurde vom Admiral eine Botschaft geschickt, mit dem Befehl, man solle augenblicklich die Anker lichten und in die See gehen und nicht wagen, sich jemals wieder in den Seiner himmlischen Majestät unterworfenen Meeren blicken zu lassen, oder die Schiffe würden vollständig vernichtet werden.

Solche Drohungen mögen vielleicht früher einiges Gewicht gehabt haben, jetzt aber haben sie keines; und die einzige Antwort, welche die Abgesandten zurückbringen, ist: die fremden Schiffe seien gut bewaffnet und hätten keine Lust, ihren Ankerplatz zu verlassen. Dies ist hinlänglich genug, den Muth des Admirals abzukühlen, der jetzt in einer schlimmen Verlegenheit ist. Die „Barbaren" anzugreifen wagt er nicht, und gelingt es ihm nicht, dieselben fortzubringen, so steht sein Ruf auf dem Spiele, wenn die Sache an höherer Stelle bekannt wird. Er ändert daher seinen Ton und ersucht die Capitäne, als um eine große Gefälligkeit, den Ankerplatz aufzugeben und sich nur für einen oder zwei Tage zu entfernen, worauf sie unbehindert wieder an ihren Platz zurückkehren könnten. Darauf gehen die Capitaine der Opiumschiffe ein, und am nächsten Morgen lichten sie die Anker und segeln davon. Die Chinesen, welche einstweilen auf Wache stehen, machen einen gewaltigen Lärm mit ihren Gongs, feuern Kanonen ab und folgen den Opiumschiffen ein gutes Stück in die See hinein. Jetzt sendet der Admiral einen Bericht an seine Regierung, daß er den „Barbaren" eine große Schlacht geliefert und sie weit von den Küsten weggetrieben habe; setzt vielleicht auch noch dazu, er habe eines ihrer Schiffe in Stücke zerschossen, die übrigen in's Meer versenkt. Inzwischen, ehe noch der Bericht den halben Weg nach Peking zurückgelegt hat, nehmen die Opiumschiffe ruhig wieder ihren alten Ankerplatz ein und die Dinge gehen ihren gewöhnlichen Weg.

Was die Art und Weise des Opiumrauchens betrifft, so legt der Raucher seinen Kopf auf ein Kissen, neben ihm steht eine Lampe; er bringt dann mit einer Art Nadel ein kleines Stückchen Opium dem Lichte nahe, welches er, sobald es angebrannt ist, auf die kleine Oeffnung des Pfeifenkopfes legt. So lange er den Dampf einzieht, wird das Licht an den Pfeifenkopf gehalten und der Rauch auf dieselbe Weise in die Lunge gezogen, wie die Indier und Chinesen den Tabak rauchen. Aus einer Pfeife kann man nicht mehr als einen oder zwei Züge thun, und deshalb müssen die, welche an den Gebrauch des Opiums gewöhnt sind, die Dosis öfters erneuern.

Niemand, der die Sitten der Chinesen einigermaßen beobachtet hat, wird läugnen, daß der Gebrauch des Opium, namentlich wenn es im Uebermaß genossen wird, einen höchst verderblichen Einfluß sowol auf die körperliche Gesundheit, als auch auf die Sittlichkeit derer ausübt, welche sich diesem Genusse ergeben. Lord Jocelyn gibt in seinem „Feldzuge in China" folgende Schilderungen von den Wirkungen des Opiumrauchens, die er bei den Chinesen in Singapore beobachtet hatte. „Wenn es im Uebermaß genossen wird, so bekommt das Gesicht schon nach wenigen Tagen ein blasses und zerstörtes Ansehen, und nach einigen Monaten, oft schon nach einigen Wochen, wird diese fürchterliche Schwelgerei einen kräftigen und gesunden Mann so verändern, daß nicht Viel mehr als ein blödsinniges Skelett übrig bleibt. Die Qual, welche diejenigen erdulden müssen, die nach langer Gewohnheit dieses Reizmittels beraubt werden, kann keine Sprache schildern, und nur, wenn sie bis zu einem gewissen Grade unter dem Einflusse desselben stehen, beleben sich ihre Geisteskräfte wieder ein Wenig. In den ihrem Verderben geweihten Häusern sieht man diese ihres Verstandes beraubten Menschen bis neun Uhr Abends in allen Stadien ihres Wahnsinns; einige suchen in halber Zerstreuung den dringenden Appetit zu stillen, welchen sie den Tag über zu unterdrücken gezwungen waren, Andere lachen und schreien wild, sobald sie die erste Pfeife geraucht haben, während ringsum auf den Kissen andere mit blödsinnigem Lächeln kraftlos hingestreckt liegen,

die zu sehr unter dem Einfluß des genossenen Giftes stehen, um sich vergangener Ereignisse zu erinnern und sehnlichst den Tod wünschen. Die letzte Scene in diesem Trauerspiele ist in der Regel ein Zimmer im hintern Theil des Hauses, eine Art Todtenkammer, wo diejenigen ausgestreckt liegen, die in den Grad der Wonne versetzt sind, nach dem der Opiumraucher in seinem Wahnsinn einzig strebt, — ein Bild des langen Schlafes, dem er blindlings entgegeneilt.'' Es versteht sich von selbst, daß diese Schilderung nur von dem übermäßigen Opiumgenusse gilt. Unzählige Chinesen bedienen sich dieses Reizmittels etwa in dem Maße oder mit dem Erfolge wie bei uns Leute, die, ohne Säufer zu sein, mitunter einen Schluck Branntwein nehmen. [99. 41. 57.]

---

2. Der chinesische Thee.

Die Theepflanze ist ein Strauch, der, wenn man ihn sich selbst überläßt, eine Höhe von 20 Fuß erreicht. Gleich von der Wurzel an theilt er sich in viele Aeste und Zweige und ist immerwährend von oben bis unten mit Blättern bedeckt, die nur in der Jugend etwas weichhaarig sind. Später erscheinen sie lederartig, länglich-lanzetförmig oder mehr keilförmig, schön grün und ganz glatt. Die Blüten, welche auf kurzen Stielen zu 2 — 3 in den Blattwinkeln stehen, erscheinen im Herbste, sind weiß und sechsblätterig, gleichen in Form und Größe denen unserer wilden Rosen, riechen aber wenig und haben im Inneren über 200 Staubfäden, mit großen, gelben Staubbeuteln, so daß sie ein wahrer Schmuck des Gewächses sind. Die Frucht ist eine birnförmige, lederartige Kapsel mit nußartigem Samen in einer holzigen Schale.

Als Vaterland des Theestrauches wird China angesehen; anderen Angaben zufolge soll er eigentlich aus der Halbinsel Korea stammen, von wo er im Jahre 816 n. Chr. nach Japan und 827 nach China gebracht wurde. Man findet den Theestrauch dort bis zum 40. Grade n. Br., sowie auch in den südlicheren, gebirgigen Theilen von 500 bis zu 800 Fuß Höhe, vorzüglich auf den Bergen an der Grenze des birmanischen Reiches. In dem Staate Assam wächst der Theestrauch in großer Menge wild, in einer Höhe von 6 — 8000 Fuß, doch sind die Bewohner dort zu träge, um ihn zu cultiviren.

In China hat sich der Theestrauch ungemein ausgebreitet. An manchen Orten bildet er fast ohne Pflege Hecken und Zäune zwischen den Feldern und an den Wegen; an anderen Orten sind aber auch ausgedehnte Strecken zu bloßen Theeplantagen benützt, so daß gegenwärtig in China ein Flächenraum von 1,372,450 Quadratmeilen zur Kultur dieser Pflanze in Anspruch genommen wird. Von Korea aus ist der Theestrauch nach Japan gekommen und dort wächst er an solchen Orten, wo es friert und schneit, so daß man ihn wol auch nach Europa verpflanzen könnte. In Cochinchina und Tonkin baut man eine große Menge gewöhnlichen Thee's, aber nicht mit der Sorgfalt, wie im eigentlichen China; ebenso hat man in Bengalen, in dem birmanischen Reiche, an der Ostgrenze von Tibet und in Assam Versuche angestellt, die nicht ohne Erfolg sein werden. Auch auf Java und Ceylon werden jährlich schon mehrere tausend Kisten gezogen. Die Anpflanzungen außerhalb Asiens dagegen, am Cap, auf St. Helena und bei Rio de Janeiro, sind bis jetzt von geringer Bedeutung.

Die ältesten Nachrichten über den Gebrauch des Thee's gehen bis in das dritte Jahrhundert zurück, und einer alten chinesischen Schrift zufolge hat ein Minister der öffentlichen Bauten, Namens Wangmang, die Theepflanze um die Mitte des 4. Jahrhunderts gebraucht. Im Jahre 600 wurde sie einem chinesischen Kaiser, der an heftigen Kopfschmerzen litt, von einem Priester empfohlen, und der günstige Erfolg war die Veranlassung, daß sich die Theepflanze sehr schnell verbreitete. Die älteste Schrift, in welcher ein Europäer über den Thee berichtet, ist die 1589 in Leyden erschienene Historia indica von Giovanni Pietro Maffei († 1609); und 1610 sollen holländische Kaufleute den ersten Thee nach Europa gebracht haben. Im Jahre 1638 erhielt der Czar Michael Feodorowitsch Romanow den Thee als Geschenk durch Gesandte von Moskau. Aber erst seit 200 Jahren ist der Thee in England ein beliebtes Ge-

tränk geworden, so daß der Verkauf desselben schon im Jahre 1660 durch eine Parlamentsakte mit einer Steuer belegt wurde. Seitdem hat er sich durch Europa mehr und mehr verbreitet, so daß bald nicht nur, wie schon jetzt für China, sondern auch für andere tropische Länder die Theekultur eine Quelle des Wohlstandes zu werden verspricht. Linné war der Erste, welcher diese Pflanze in Europa einführte.

Das Anpflanzen des Theestrauches geschieht durch Aussaat des Samens. Man steckt in eine Grube am Rande der Felder etwa 6 — 12 Kapseln, von denen gewöhnlich nur das fünfte Korn keimt, und düngt die Staude sorgfältig. Gleich im ersten Jahre bricht man die mittleren Triebe ab, damit der Strauch nicht zu schnell in die Höhe schießt, sondern sich mehr verästelt und eine größere Menge von Blättern bringt, deren Lese dann im 4. oder 5. Jahre beginnt. Eigentliche Plantagen legt man nur in hügelreichen Gegenden an, wo dann die Sträucher über 3 Fuß weit auseinanderstehen und nur $2^1/_2$ bis 3 Fuß hoch sind. Nur einzelne Stämme ragen gewöhnlich bis zu 5 Fuß Höhe über die anderen hinaus. Im siebenten Jahre ist der Strauch mannshoch; dann wird er nahe am Boden abgeschnitten und treibt nun von Neuem. Zweimal im Jahre wird eine Theelese gehalten, im Frühjahre und im Herbste; doch ist die Zeit derselben in den verschiedenen Gegenden des chinesischen Reiches nicht überall dieselbe. Die erste Ernte gibt den besten Thee, und die Hauptlesen sind schon im Mai und Juni beendet, so daß im September und Oktober Ladungen frischen Thee's nach Canton kommen. Das Abpflücken der Blätter geschieht mit den Händen, wozu die Eigenthümer Taglöhner miethen. Ein ungeübter Arbeiter sammelt den Tag über kaum $1^1/_2$ Pfund, wer aber von Jugend an darauf geübt ist, kann wol 9 — 10 Pfund pflücken.

Zur Versendung können nur die Blätter junger Sträucher vom 3. bis 8. Jahr gebraucht werden. Wenn die Blätter frisch gepflückt sind, so merkt man nichts von dem angenehmen Geruch und dem Wohlgeschmack, den sie später zeigen. Diese Eigenschaften sind erst eine Folge der Zubereitung, wie bei dem Kaffee, dessen Samen gleichfalls vor dem Brennen geruch- und geschmacklos ist. Uebrigens sucht man den Wohlgeruch des Thee's auch zu erhöhen, indem man Theile anderer Pflanzen mit ihm in Berührung bringt, wie die Blüten der Theerose (Rosa-indica adoratissima), in China die Blätter der Camellia sassanqua, wie auch die Blüten von Jasmin und dem Oelbaume (Olea fragrans). Die Zubereitung der frischgepflückten Theeblätter geschieht auf zweifache Weise, auf trockenem und auf nassem Wege. Bei der ersten Art röstet man die Blätter auf großen eisernen, stark erhitzten Platten oder in eisernen Pfannen, die schräg eingemauert sind. Durch gelinde Wärme, bei der sie fortdauernd umgerührt werden, bringt man sie zuerst zum Welken; dann wird die Hitze gesteigert, wodurch sie zusammentrocknen. Die so erhitzten Blätter schüttet man nun auf trockene Matten, reibt sie mit der flachen Hand und bringt sie nach dem Erkalten abermals in die Pfannen. Hat man dies 4 — 6mal wiederholt, dann sind sie vollständig getrocknet, wobei sie aber über die Hälfte ihres Gewichtes verloren haben, so daß durchschnittlich 3 Pfund frische Theeblätter 1 Pfund getrockneten Thee geben, der dann eine dunkelgrüne, bräunliche Farbe annimmt. Dies ist die Zubereitung des grünen Thee's. — Die Bereitung des schwarzen Thee's geschieht auf nassem Wege. Man legt die Blätter auf große Siebe, welche über kochendes Wasser gestellt werden, dessen Dämpfe sie durchziehen, oder man taucht sie eine halbe Minute lang in kochendes Wasser ein. Hierauf werden sie auf einem heißen Eisenbleche etwas abgetrocknet und dann während des allmäligen Trockenwerdens mit den Händen auf mannigfache Weise gerollt, wodurch die verschiedenen Theesorten ihre Form erhalten.

Wenn es nun auch ziemlich ausgemacht ist, daß alle unsere Theesorten von einer und derselben Art abstammen, so steht doch so Viel fest, daß man in einigen Gegenden China's vorzugsweise grünen, in anderen dagegen schwarzen Thee baut, und daß die Art der Zubereitung und besonders des Rollens der Blätter in den einzelnen Gegenden sehr verschieden ist. Eine ganz ähnliche Erscheinung ist es bei uns mit dem Weinbau, wo auch in den einzelnen Gegenden diese oder jene Sorte mit besonderer Vorliebe gezogen wird. So beruht denn die Güte des Thee's weit weniger auf der Abart des Strauches, von dem die Blätter genommen werden, als vielmehr darauf, wie jung dieselben sind und wie sie zubereitet werden. An manchen Orten in China ist man sorgfältig darauf bedacht, daß man die am Morgen gesammelten Blätter nicht mit denen mischt, die des Abends

gesammelt werden. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn so viele Sorten unterschieden werden. Einem chinesischen Manuscripte zufolge werden mit Bestimmtheit dort 36, nach anderen sogar 57 Sorten unterschieden, die indeß nicht alle in den europäischen Handel kommen.

Von der Bereitung des Theeaufgusses hängt die Güte desselben fast ebenso ab, als von den Blättern selbst. Die in Deutschland allgemein gebräuchliche Zubereitungsart, nach der man die Theeblätter mit kochendem Wasser übergießt und ziehen läßt, ist weit weniger zu empfehlen als die russische. In Rußland nämlich übergießt man die Theeblätter mit etwas kaltem Wasser, läßt dies einige Minuten darauf stehen und nachdem man es abgegossen, gießt man schnell die nöthige Menge heißen Wassers darüber. Soll die Bereitung schneller vor sich gehen, so kann man statt des kalten auch ein wenig heißen Wassers nehmen, das aber schon nach einer Stunde abgegossen werden muß.

Der Verbrauch des Thee's zum Getränke ist jetzt in China so allgemein, daß er bei gleichbleibender Bevölkerung wol schwerlich noch zunehmen kann. Schätzt man die Einwohnerzahl auf 200 Millionen Menschen, so würde, wenn man auf den Kopf jährlich nur $1^1/_2$ Pfund rechnet, der Verbrauch im Jahre sich auf mehr als $2^1/_2$ Millionen Centner belaufen; außerdem werden noch in den übrigen Theilen des östlichen Asiens, in Japan, Cochinchina u. s. w., über 1 Million Ctr. konsumirt, und jährlich über 400,000 Ctr. in Europa eingeführt, wovon Großbritannien allein 28 Millionen Pfund und Rußland über 25 Millionen Pfund verbraucht. Welche ungeheuere Menge von Händen demnach in China mit der Theekultur beschäftigt sein müssen, läßt sich leicht ermessen.

Wie bei anderen Pflanzen, so hat man auch für den Thee mancherlei Surrogate vorgeschlagen, wie frische Blätter von Pomeranzenbäumen, die jungen Blätter der Waldbeere, die der blauen Brombeere, besonders auch die vom Bergehrenpreis, und die Blüten des Himmelsschlüßelchens; indessen sind sie alle dem chinesischen Thee wenig ähnlich. Auch die Blätter des Hagedorns, welche man in neuerer Zeit in England künstlich zubereitet und zu diesem Zwecke anwendet, möchten den Thee schwerlich ersetzen.

Bei einem so gesuchten Artikel, wie der Thee, ist es nicht zu verwundern, daß Verfälschungen häufig vorkommen. Schon in China selbst soll es vorkommen, daß man die Blätter des bereits abgenutzten Thee's wieder trocknet und untermischt; selbst in England sollen jährlich um 5 Millionen Pfund Schleben und Eichenblätter unter den Thee gemischt werden. Daß guter, nicht zu starker Thee das Nervensystem angenehm erregt und zur Stärkung und Belebung der Kräfte sehr dienlich ist, ist bekannt; übermäßig aber und zu stark zubereitet genossen, führt er manche Nachtheile mit sich; er wirkt dann narkotisch und läßt später große Abspannung zurück.

Ferner verdient noch erwähnt zu werden, daß man in China auch ganze Aeste abnimmt und sie mit den Blättern trocknet. Durch eine schleimige Substanz werden diese oft unsauberen Massen verbunden, zu Broden gepreßt und gebacken. Die Nomaden in der Gobi, die sich dieses sogenannten Ziegelthee's bedienen, brechen dann einzelne Stücke ab, stoßen sie zu Pulver und kochen dasselbe mit Wasser oder Milch unter Zusatz von Mehl und Fett. Den chinesischen Soldaten wird dieser Ziegelthee an den nordischen Grenzen des Reichs oft statt des Soldes verabreicht und was sie nicht selbst verbrauchen, wird von ihnen wieder verhandelt. [260.]

---

3. Das chinesische Porzellan.

Das Porzellan, das gegenwärtig in allen Ländern Europas, die Türkei ausgenommen, gefertigt wird, war hier bis zum Jahre 1704, wo der Alchymist Johann Friedrich Böttcher dasselbe in Dresden aufs Neue erfand, ein Gegenstand der größten Bewunderung, dem man in den Kunstkabinetten der Fürsten und Vornehmen eine ehrenvolle Stelle anwies und das man dem profanen Gebrauche entzog. In China wird dasselbe seit uralter Zeit gefertigt, wie die in den altägyptischen Gräbern

gefundenen Riechfläschchen und die Nachrichten der chinesischen Schriftsteller sattsam beweisen.

Die frühesten Nachrichten über das chinesische Porzellan verdankt man dem Marco Polo, der im 13. Jahrhundert China bereisete. „Sie sammeln, sagt er, eine gewisse Erdart, und thürmen große Hügel davon auf, welche sie 30 bis 40 Jahre dem Wind, dem Regen und Sonnenschein aussetzen. In diesem Zeitraume versteinert sich die Erde, aus der sie dann Gefäße machen, mit Farben anstreichen und im Ofen backen. Und so sammeln die Eltern Erde für ihre Kinder und Kindeskinder. In der Stadt Tingui wird großer Handel mit diesen Porzellan-Näpfen und Schalen getrieben, und man kann für einen venetianischen Grosso acht Näpfchen haben."

Das chinesische Porzellan ist nicht allein das älteste in der Welt, sondern unstreitig, was die Masse betrifft, auch wol das beste. Es ist je nach den Fabriken und dem Zeitalter seiner Verfertigung, und dem Zweck, wofür dasselbe bestimmt ist, sehr verschieden. Die großen, 4 Fuß hohen, für die Gärten bestimmten Blumengefäße sind aus einer sehr festen, im Bruche weißen, oft $^{2}/_{3}$ Zoll dicken Masse gefertigt, ebenso die Kübel für Orangenbäume und die Gefäße für die Goldfische. Dagegen hat man aber auch kleine Tassen und Schalen, welche die Dicke des feinen Briefpapiers nicht überschreiten, fast nur aus Glasur zu bestehen scheinen und ganz durchscheinend sind.

Die Glasur der Chinesen ist nur an den feinsten Porzellanen vollkommen farblos, so daß die Weiße der Masse ungetrübt durchscheint. Die meisten größeren Gefäße haben eine Glasur, die in's Gelbliche, Bläuliche oder Grünliche scheint. Diese Glasur liegt oft speckig und dick auf, ist aber sehr fest und unterscheidet sich wesentlich von der milchweißen Masse des Inneren.

Die meisten Porzellangefäße sind entweder blau oder bunt bemalt; minder häufig sind sie mit einer andern Farbe überzogen. Diese Farben sind citrongelb, erbsfarben, rothbraun, krebsroth, kobaltblau, violett, schwarz, meergrün, grasgrün und aschgrau. Die schwarze Glasur ist vortrefflich, spiegelblank und durch Goldarabesken gehoben. Viele der einfarbig glasirten, namentlich der schwarzen und braunen Gefäße hat man nachmals in der Weise unserer Glaskelche geschliffen, so daß die weiße Grundfarbe der Masse zu Tage tritt, was einen ganz eigenthümlichen Effekt macht.

Eine ganz besondere Porzellanart ist das sogenannte geborstene Porzellan. Die Gefäße dieser Art zeigen eine glatte aschfarbne oder grünliche Oberfläche, unter welcher sich enger oder weitläufiger in jeder Richtung dunklere Striche zeigen, die an gebrochenen Stellen sich als Risse in der Masse darstellen, welche durch Glasur ansgefüllt sind. Man hat diese Sprünge wahrscheinlich dadurch hervorgebracht, daß man das Gefäß nach einer bedeutenden Erhitzung plötzlich kältete und schreckte. Die Ränder und Henkel sind oft mit großer Kühnheit ausgeführt, und zeigen, daß die Arbeiter eine große Sicherheit erlangt haben. Die eckigen Gefäße, worunter vierseitige Flaschen und Kästen von ziemlicher Größe, dann die gereiften und spiralförmig gewundenen Gefäße sind in Formen gepreßt, sodann aber ziselirt. Eben so sind die Figuren, Götterbilder und Thiere gearbeitet. Die kleinsten Porzellangefäße sind Fläschchen etwas über Zollhöhe, die größten Fischkessel und Strauchkübel von 24—36 Zoll Durchmesser und Vasen von 4 Fuß Höhe. Alle größeren Sachen sind aus mehrern, einzeln gedrehten Stücken zusammengesetzt, vor dem Brande und der Glasur gekittet, so daß man nur an sehr wenigen eine Spur der Fugen bemerken kann. Um die Verbindung sicherer zu bewerkstelligen, hat man die Fuge gezahnt, so daß ein Ausweichen nicht stattfinden kann.

Sehr künstlich sind die Gefäße, Tassen, Schalen und kleinen Blumenvasen, welche auswendig mit einem Netzwerk von Porzellan überzogen sind, das am Fuß und am Rande des Gefäßes angeschmolzen ist. An einigen Schalen sind nur die Ränder in dieser Art behandelt, an anderen Medaillons in durchbrochener Arbeit aufgelegt.

Auf die Malerei verwenden die Chinesen wenig Sorgfalt. Die weißen blaubemalten Vasen haben die Farben stets unter der Glasur.

Die Oberfläche dieser Gefäße ist daher spiegelglatt. Nicht so ist es bei den in mehrern Farben ausgeführten Vasenbildern. Hier hat sich der Maler zuvörderst mit schwarzer, rother oder brauner Farbe einen Umriß gezeichnet. In diesem Umriß sind dann die Farben eine neben der andern und ohne Uebergänge aufgesetzt und angeschmolzen. Alle bunten Farben der Chinesen stehen fühlbar mosaikartig über die Glasur empor; dies ist bei

gröberm wie bei feinerm Porzellan der Fall, und eben daran kann man die echten chinesischen Vasen und die nachgemachten erkennen.

Die Gegenstände der Malerei sind Blumen, Blätter, Früchte, aus denen oftmals die köstlichsten Ornamente gebildet sind, Insekten, Fische, Vögel, Säugethiere, in Zweigen wie in Landschaften, vornehmlich aber Scenen aus dem häuslichen und öffentlichen Leben des chinesischen Volkes, weshalb denn diese Vasenbilder eine der reinsten Quellen zur Erkenntniß dieses merkwürdigen Reiches ausmachen. Wir sehen die Damen und Herren in traulichen Zwiegesprächen bei Thee und Karten, in den Salons und Gärten, zu Wasser, zu Lande, wir sehen die Spiele der Kinder, die Opfer der Eltern, wir sehen Jagdscenen, Hochzeiten, Soldaten bei ihren Uebungen, die Gerichtshöfe, die Schauspiele, die Tänzerinnen. Eine sehr beliebte Vasenverzierung ist die Darstellung der Geschenke, die man sich bei Geburtstagen und Standeserhöhungen zu machen pflegt. Da erblickt man denn Vasen mit Pfauenfedern und Korallen, Kerzen und Blumen aufgeschmückt, auf zierlichen rothen Ständern; Bücher, Waffen, den Papagei auf seinem Gestelle, Armbänder und dergl. mehr. Bemerkenswerth ist es, daß bei ganzen Sätzen gleichmäßiger Teller oder Flaschen man niemals die Anwendung von Schablonen bemerkt. Alles, und wenn fünfzig Stück dasselbe Muster tragen, Alles ist aus freier Hand mit großer Sicherheit und Leichtigkeit hingezeichnet. Oft scheint es bei den Pflanzenornamenten, daß der Maler den ersten besten Blumenstrauß oder Pflanzenbüschel sich zum Modell herbeigeholt habe; ein paar Halme Equisetum, ein Büschel Schilfpflanzen oder Bambus genügen ihm in ihrer Einfachheit, um ein allerliebstes Ornament zu konstruiren.

Die Formen der chinesischen Vasen zeichnen sich durch eine edle Einfachheit und Natürlichkeit aus. Die Teller und flachen Schalen von 3—26 Zoll Durchmesser, oft mit sehr breitem Rande, bei den großen Schalen von glockenstarkem Ton, sind durchgehends exact und trefflich gearbeitet und sehr dauerhaft, da sich die Wand vom Boden nach dem Rande allgemach verjüngt. Die eigentlichen Schalen bestehen meist aus Halbkugeln, theils ohne, theils mit einem mehr oder minder horizontalen Rande. Die Theekannen sind meist kugelförmig, oft gedrückt, oft aber auch viereckige Kästen mit hochgeschwungenem Bügel und gewundener Schnauze. Die Flaschen sind den Kürbissen nachgebildet, mit kugelförmigen, oft dreifach übereinander stehendem Bauche und mehr oder weniger langem Halse, von $1/2$ — 4 Fuß Höhe. Die chinesischen, flaschenförmigen Blumenvasen steigen leicht und schlank wie Naturgebilde empor. Die eigentlichen Vasen oder Urnen sind meist Eiformen, mit plattem Boden und weitoffenem Halse. Besonders schön sind die Blumenbecher, die nach unten und oben sich erweitern und in der Mitte einen Bund haben, der oft vier- und mehrseitig gebildet und geflacht ist. Die Verhältnisse der Höhe zu dem Durchmesser der Gefäße sind meist sehr glücklich getroffen. Henkel an großen Vasen kommen fast gar nicht vor, wol aber Deckel, welche den chinesischen Hüten gleichen und Kegel bilden, die von mannigfachen Linien durchbrochen werden. [108.]

---

4. Religion, Tempel und Bonzen in China.

Wie es theokratische Staaten gegeben hat, in denen die religiöse Vorschrift der Staatsordnung als Grund diente, (wie noch heute für die Muhammedaner der Koran zugleich das oberste Gesetzbuch ist), so ist in dem rein büreaukratischen China auch die Religion reine Staatseinrichtung, und man könnte dem herrschenden System des Confucius, da es keine Offenbarung als die in der Natur und dem Menschengeist kennt, selbst den Namen einer Religion abstreiten. Die Idee eines höchsten Wesens ist demselben nicht fremd, aber eben so wie dem „Himmel," erweisen sie der Erde und den Gestirnen, dem Wasser und allen großen Naturkräften, nicht minder den mythischen Heldenkönigen und verklärten hervorragenden Menschen, selbst den eigenen Ahnen, Anbetung und Opfer. Die Tiefe der Sittensprüche des Confucius und seiner Schüler ist bekannt, aber man braucht fürwahr

nicht nach China zu gehen, um zu lernen, wie wenig bloße Moralsysteme dem armen Sterblichen Halt und Trost im Leben bieten. So ist denn auch der Glaube des Chinesen kalt und todt, und nur im gemeinen Mann schafft sich das innerste Bedürfniß eine Befriedigung im förmlichen Götzendienst, zu dem die große Zahl geheiligter Personen reichlichen Anlaß gibt. Sehr ausgebreitet ist neben der Staatsreligion der Buddhismus, mehr unter dem niedern Volk; im Buddha oder Fo findet der Glaube an eine Menschwerdung der Gottheit dunkeln Widerhall, während zugleich ein Wust von abgeschmackten Legenden, auch der Glaube an die Seelenwanderung, hinzutritt; diese Religion, welche mit Ausnahme des brahminischen Indiens, aus dem sie hervorgegangen, aber als ketzerisch vertrieben ist, fast das ganze mittlere und südliche Asien beherrscht, ist in China tief gesunken und in den Händen eines armseligen, trägen und unwissenden Priesterstandes (Bonzen) aufbewahrt, während der Kultus der Staatsreligion mit der ganzen Regierungsordnung Eins ist, und alle religiöse Handlungen eben so pünktlich beobachtet werden, als nur irgend ein politischer Akt, so begeben sich z. B. Alle, die in Amt und Würden stehen, zu bestimmten Zeiten in die verschiedenen Tempel, und besondere Priester gibt es nicht, sondern der allgewaltige Mandarin ist auch Priester.

Man weiß, daß der Buddhismus in China sehr verträglich gegen die Satzungen und Heiligthümer der Andern ist, und der Kultus der zwei Religionen mag bei dem ungebildeten Haufen je nach Ort und Umständen sehr ineinanderlaufen. Im gewöhnlichen Leben kümmern sich die Chinesen nicht viel um das Heilige, doch werden von jeder Mahlzeit einige Reiskörner und der unerläßliche Thee zum Opfer hingesetzt. Desto eifriger sind sie, ihre Götter um Glück und irdische Güter anzugehen, und Geld ist die große Gabe, um die sie flehen. Wenn ein großes Geschäft im Gang ist, sind sie sehr eifrig im Aschin — Aschin Jos, da aber diese Anbetung, welche in oftmaligem Niederwerfen, wobei der Kopf auf die Erde geschlagen werden muß, besteht, sehr unbequem ist, so miethet man wol einen armen Menschen, der für Geld die Anbetung übernimmt; außerdem zünden sie Papierschnitzel, wohlriechende Stengel von Sandelholzspänen und Tausende von kleinen Schwärmern an. Einmal fand ich eine Straße durch ein krachendes Feuerwerk förmlich gesperrt, da der Besitzer eines neu eröffneten Ladens die Gunst der Götter mit diesem Opfer zu beschwören hoffte.

Oefters veranstalten ganze Stadttheile, Straßen oder Körperschaften, auch Private, denen eine Sache gerade am Herzen liegt, Prozessionen; alle Schiffe tschintschinen beim Neumond das Wasser mit Gongs und Feuerwerk, desgleichen bei der Abfahrt, wie denn der Seemann am Meisten die Abhängigkeit von höheren Mächten fühlt. Eine große religiös-politische Prozession findet zur Frühlingsfeier statt, später werden die bösen Drachen aus dem Flusse vertrieben, wobei sie in seltsam geformten und schmalen Booten unter dem Schall ihrer lärmenden und mißtönenden Instrumente und unter großem Jubel daher fahren; auch der Verehrung der Verstorbenen ist durch Sitte und Gesetz eine besondere Zeit angewiesen, wobei man buddhistische Priester zu den Opfern zieht, während doch die Festlichkeit selbst völlig im Sinne der herrschenden Grundsätze erfolgt, was abermals auf die Vermischung der Kulten im alltäglichen Leben hindeutet. So sieht man auch an den Thüren der Läden, die im Innern einen unzweifelhaft der Staatsreligion angehörigen Götzen haben, buddhistische Bettelmönche ihre Gabe empfangen, eine Verpflichtung, der sich der orthodoxe Chinese bei der allgemeinen Verachtung gegen diese Mönche gewiß entziehen würde, wenn der Buddhismus ihm so ganz fremd wäre. Neben diesen sieht man auch andere Bettler von Profession in Menge, namentlich solche, die durch greuliche Leibesschäden auf Mitleid Anspruch machen. Während aber der Mönch ein völlig kahles Haupt hat, läßt der gewöhnliche Bettler sein ganzes Haar stehen, und es hebt Europäer in den Augen der Chinesen wenig, daß sie den Haarwuchs ihrer Bettelleute haben; wer es irgend erschwingen kann, kultivirt seinen Zopf und läßt sich rasiren. Diese Bettler besitzen ein sehr wirksames Mittel, menschliche Herzen zu rühren; sie gehen fast alle mit irgend einem musikalischen oder unmusikalischen Instrument einher, sei es Becken, Gong, oder nur einfach eine Combination von zwei Bambusstäben. Mit diesen Ohrenmartern setzen sie sich getrost vor eine Hausthür, mit dem festen Entschluß, sich nicht wegschelten zu lassen, und nur dem besseren Klang des Geldes zu weichen.

Die Prozessionen, welche man sehr häufig zu sehen bekommt, reizen anfangs die Neugier sehr, und ich war überglücklich, gleich am ersten Tage einen recht ansehnlichen Aufzug zu Ehren irgend eines Wassergottes zu sehen: viele hundert Menschen zogen paarweise durch die engen Straßen, in vielen Abtheilungen, deren jede immer eine Hauptperson hatte, ein Frauenzimmer zu Pferde oder einen Knaben als Mandarin gekleidet, einen Götzen mit seiner ganzen Familie, Tragen mit Spanferkeln und andern Eßwaaren für den Götzen; alle Figuren in den reichsten seidenen Anzügen, dazwischen ein Trupp Kinder in schönen Kleidern, auf Flöten blasend, ganz athemlos. Dazu ein betäubender Lärm von Gongs, Becken und Trommeln, die ohne alle Abwechslung so rasch als möglich geschlagen wurden; namentlich hämmerten sie auf kleinen grell tönenden Becken so laut und arg, daß es kaum auszuhalten war; dazwischen die Tausende von Schwärmern und der Jubel der Menge, wenn ein solcher dem Zuschauer in's Gesicht sprang. Auch hier fehlten die Polizeidiener und Henker nicht, durch geflochtene Drahthüte und rothe Kokarden daran kenntlich; sie erhielten die Ordnung, indem sie auf diejenigen einhieben, die sich in den Zug drängen wollten. Ein andermal gab es eine Prozession bei Nacht, welche sich durch die Laternen, wegen deren die Chinesen mit Recht so berühmt sind, auszeichnete. An langen Stangen werden Fische, Krebse, Vögel, Ungeheuer, riesenhafte Insekten getragen, Alles transparent und oft beweglich, wozu sie ein durch die warme Luft in Umlauf gesetztes Flugrad benutzen, mit dem das Uebrige durch Drähte geschickt verbunden ist. Den Beschluß machte ein großer Drache auf dem Rücken von etwa zwanzig Kindern, und durchaus erleuchtet; Kopf und Schweif bewegten sich in krausen Windungen und das Ganze machte einen sehr hübschen Effekt; zu Allem natürlich die sinnverwirrende Musik. Das große Laternenfest, welches später im Jahr fällt, zeichnet sich neben allgemeiner Illumination besonders durch jene künstlichen Figuren aus.

Eine Beschreibung der **Tempel** der Chinesen läßt sich um so leichter geben, als einer dem andern beinahe ganz gleich ist. Diese Tempel umfassen gewöhnlich mehrere Säle und innere Höfe; sie sind aus Backsteinen gebaut, mit farbigen, oft gefirnißten Ziegeln gedeckt, und unterscheiden sich von andern Häusern durch ihre größere Höhe und den keckern Schwung ihrer Dächer. Die Bauart ist fast überall dieselbe und der Unterschied ist nur im Luxus der Verzierungen. Um einen Begriff von diesen Tempeln zu geben, wollen wir eine nähere Beschreibung dessen von Honan mittheilen, des schönsten und großartigsten religiösen Gebäudes in Canton. Die Bauten, die dazu gehören, sind zahlreich und nehmen mit den anstoßenden Gärten eine Oberfläche von sechs oder acht englischen Acres ein. Das Ganze ist von einer hohen Mauer umgeben. Man setzt vor den Factoreien bei Canton über den Fluß, und befindet sich beim Aussteigen vor dem äußern Thor. Eine Allee führt zu einem zweiten Thor, über welchem der Name des Tempels in großen Charakteren verzeichnet steht. Nahe am Thore befinden sich zwei kolossale Statuen, die Bilder vergötterter Krieger, die einen rechts, die andern links als Wächter des innern Thors.

Hinter diesem Thore gelangt man abermals in einen andern Hof, welcher der Palast der vier großen Könige des Himmels ist, die durch die Bilder alter Helden dargestellt werden. Weiterhin kommt man zum Hauptbau an die drei prächtigen Statuen der drei Buddhas, des gewesenen, gegenwärtigen und zukünftigen. Der Saal, in welchem sie aufgestellt sind, hat etwa 100 Fuß im Gevierte, und ist mit Privataltären und Statuen jeder Art angefüllt. In den nahen Sälen finden sich andere Statuen aus vergoldetem Holz, darunter ist die der Göttin des Mitleids die bemerkenswertheste; mitten unter den mißgestaltesten Geschöpfungen trifft man zuweilen Muster von Zierlichkeit und Geschmack. Hier stehen um die Mauer gereiht Gottheiten von allen Arten, freundliche, gnädige, aber auch schreckliche und ungeheuerliche Bilder; schön und häßlich, Gott und Teufel. Der chinesische Teufel ist gleichfalls mit Hörnern ausgerüstet, hat ein schwarzes Gesicht und ist scheußlich anzusehen. Was ist nun die Geschichte dieser Menge von Göttern? an welche mythologische Ideen erinnern diese verschiedenen Embleme? Welche Rolle spielen sie im chinesischen Olymp? Das können wir nicht sagen, wir sehen blos, daß alle menschlichen Leidenschaften, gute und schlechte, hier ihre Vergötterungen haben.

Vor dem Hauptaltar, wo die drei Buddhas thronen, sind die Zierrathen des Cultus gereiht. Die großen, mit Blumen oder Früchten angefüllten Gefäße, die Weihrauchpfannen, die gewöhnlich

mit alten Inschriften bedeckten Glocken, der Gong, dessen ernster, lauter Klang sich in den Ton der Glocke mischt, um die Stunde des Gebets oder der Ceremonien anzukündigen, die Bambusrose, welche die kleinen Holzstäbe enthält, mit denen man das Loos befragte, die heiligen Bücher, deren Sinn zu fassen Niemand vergönnt ist, nicht einmal dem Bonzen, der regelmäßig die Gebete daraus liest u. s. w. Auf beiden Seiten des Altars sieht man Inschriften in vergoldeten Charakteren, und von der Decke hängen ungeheure runde Laternen herab, die gleichfalls mit Inschriften zu Ehren der Götter, die den Tempel bewohnen, überladen sind.

Tritt man aus den ausschließlich dem Cultus gewidmeten Sälen heraus, so gelangt man zu den engen Zellen der Bonzen, elenden, nackten, verfallenen Löchern, in denen eine auf dem Boden ausgebreitete Matte das ganze Ameublement bildet. Auf einer andern Seite ist eine Druckerei, wo man auf weißem, rothem oder gelbem Papier die an die Gläubigen verkauften Gebete druckt; ferner findet sich ein Zimmer zur Aufnahme von Besuchen, ein gemeinsamer Speisesaal, die Küche u. s. w., Alles in einem Zustand, der das größte Elend zeigt. In einem Hinterhofe gibt es zwar ungeheure, unter dem Gewicht ihres Fettes erliegende Schweine, aber sie sind geheiligt, man hat sie Buddha geopfert, und die Bonzen sind noch überdies gehalten, sie zu ernähren.

Hinter dem Tempel dehnt sich ein weiter Garten aus, an dessen Ende ein Grabdenkmal ist, wo die Asche der Priester jährlich einmal im Jahre niedergelegt wird; ein Ofen, um die Körper zu verbrennen, und eine kleine Zelle, um die Urne mit der Asche für den Augenblick aufzunehmen, bis zur Aufbewahrung in dem großen Grabdenkmal. Auch gibt es Gräber hier für Privatpersonen, welche zahlen, um an heiligen Orten begraben zu werden. Im Tempel von Honan dienen etwa 170 Bonzen.

Die Beschreibung dieses Gebäudes paßt so ziemlich auf alle andern, die man bis jetzt in China gesehen hat. Einige sind besser unterhalten und ihre Zierrathen reicher und geschmackvoller; Ningpo z. B. besitzt eine Pagode von Singapor, welche ganz aus Materialien gebaut wurde, die man aus China dahin führte, sie ist ein Muster von Luxus und Reinlichkeit. Allenthalben sind es aber dieselben Symbole, dieselben Götter und derselbe Teufel, und wenn man Einen chinesischen Tempel gesehen hat, so kennt man Tausende. Was man allenthalben bemerkt, ist der Zustand von Verfall, in den die meisten versunken sind. China hat ohne Zweifel seine Zeit religiösen Eifers und frommer Spenden gehabt, wo man Tempel erbaute und sie reich dotirte. Jetzt baut man keine mehr und läßt die vorhandenen verfallen. Von Zeit zu Zeit nehmen die Bonzen ihre Zuflucht zum Edelmuth der Gläubigen, aber meist erfolglos. Das Almosen, welches sie erhalten, wäre zu ihrem Lebensunterhalte nicht ausreichend, sie müssen sich daher noch andere Erwerbsquellen zu verschaffen suchen. Die meisten von ihnen halten Schule, wer aber nicht gelehrt genug ist, muß in den Dörfern Reis betteln. Die Einkünfte der Pagoden sind bei Weitem nicht mehr so beträchtlich, als in früheren Zeiten, und die Bonzen führen ein so armseliges Leben, daß ihre Zahl immer mehr abnimmt. Es läßt sich auch nicht gut absehen, weshalb Leute, die keinen religiösen Glauben haben, sich zu einem so kläglichen Dasein verstehen sollten. Diese Priester einer erloschenen Religion und eines verlassenen Cultus müssen sich daher auf eine eigenthümliche Weise recrutiren. Ein Bonze nämlich, welcher einer Pagode angehört, kauft um einige Sapeken von einem armen Manne ein Kind, scheert ihm das Haar ab, und macht den Knaben zu seinem Schüler und Diener. Das Kind gewöhnt sich allmälig an die Lebensweise seines Gebieters, wird endlich dessen Erbe und Nachfolger, und sucht dann gleichfalls sich einen Schüler zu verschaffen. So pflanzt sich die Klasse der Bonzen fort, die zu Zeiten großen Einfluß geübt, jetzt aber alles und jedes Ansehen verloren hat. Das Volk macht sich lustig über sie, von den Komödianten werden sie auf die Bühne gebracht, und man stellt sie in den infamsten Rollen dar. Sie müssen wirklich sehr tief gesunken sein, weil die Rebellen sich beim Volke dadurch beliebt zu machen glaubten, daß sie unterwegs alle Bonzen todtschlugen.

Es liegt nach dem Bisherigen wol die Frage sehr nahe, welche Aussichten die Verbreitung des Christenthums im chinesischen Reiche habe. Obgleich nun die katholischen Missionen in jüngster Zeit bedeutend vermehrt worden sind, auch in ihren Umgebungen zahlreiche Belehrungen vor sich gehen, so darf man sich doch keine allzugroße Hoffnungen auf größere Erfolge machen. Ver-

nehmen wir darüber das competente Urtheil des französischen Missionärs Huc, dem kein Neuerer an Kenntniß des chinesischen Wesens gleichkommt. Unter den Hindernissen, welche der Verbreitung des Christenthums in China im Wege stehen, nennt er als das Haupthinderniß die äußerste Gleichgültigkeit der Chinesen gegen religiöse Dinge. Wer nicht selber in China mit Chinesen gelebt und verkehrt hat, kann sich von diesem völligen, radikalen Indifferentismus gar keine Vorstellung machen. Der Chinese ist so völlig mit irdischen Angelegenheiten beschäftigt, er geht so durchaus im Sinnlichen auf, daß sein ganzes Leben und Weben materialistisch bleibt. Sein einziges Dichten und Trachten zweckt auf Erwerb und Gewinn ab; er will Profit machen, großen oder kleinen, jagt nach Reichthum und Sinnenfreude. Was sich auf die Seele, auf Gott, auf Unsterblichkeit bezieht, rührt ihn gar nicht, er glaubt nicht daran, mag sich nicht einmal darum bekümmern. Liest er etwa ein moralisches oder religiöses Buch, so thut er es nur zur Erholung, zum Zeitvertreib, um sich zu zerstreuen; auf keinen Fall nimmt er eine solche Beschäftigung ernster als das Rauchen einer Pfeife Tabak oder das Trinken einer Tasse Thee. Er hört recht gern zu, wenn man ihm die Grundlehren des Christenthums auseinander setzt, mit ihm von Erlösung und zukünftigem Leben spricht; denn das reizt seine Neugier und unterhält ihn. Er gesteht Alles zu, billigt Alles, was man ihm sagt, und macht gar keine Einwendungen. Das ist ja, sagt er, Alles schön, wahr, prächtig, er wirft sich wol selbst zum Prediger auf, und redet zum Entzücken schön gegen seine Götzenbilder zu Gunsten des Christenthums. Er bedauert, wie verblendet doch die Menschen seien, welche Werth legen auf die vergänglichen Güter dieser irdischen Welt; er gibt uns wol auch eine erhabene religiöse Declamation zum Besten, und doch ist er trotz Alledem auch nicht um einen Schritt vorwärts gekommen. Man muß aber nicht glauben, daß es ihm an Aufrichtigkeit fehle, wenigstens ist das, was er vorbringt, nicht gegen seine Ueberzeugung, er redet mitunter ganz gern über Religion, aber er thut es, wie er auch gern über andere Dinge spricht, die ihn nicht weiter angehen. Der Chinese ist so durch und durch indifferent, so ohne alle religiöse Faser, daß es ihm vollkommen gleichgültig bleibt, ob eine Lehre wahr oder falsch, gut oder schlecht ist. Eine Religion ist ihm wie eine Mode, die man mitmacht, wenn sie Einem bequem ist. [7. 63. 99.]

---

5. Steppen und Nomaden der Mongolei.

Die Mongolei hat einen durchaus eigenthümlichen Charakter. Sie besitzt weder Städte noch auch nur Häuser, weder Ackerbau noch Wälder. So weit das Auge reicht, gewahrt man nur Wiesensteppen, zuweilen durch Seen und Flüsse unterbrochen, oder gewaltige Berge ragen empor; meist aber sieht man unendliche Ebenen. In diesen grünen Einöden, wo der Horizont so weit entfernt liegt, glaubt man sich auf den Ocean versetzt. Der Anblick dieser mongolischen Wiesenfluren erregt in der menschlichen Seele weder Traurigkeit noch Freude, wol aber ein aus beiden gemischtes Gefühl, eine melancholisch religiöse Stimmung, die nach und nach eine höhere Gemüthsstimmung zur Folge hat, ohne doch vom Irdischen ganz abzulenken.

Zuweilen gelangt man in Landstriche, wo die Ebene mannigfaltiger und belebter erscheint, als gewöhnlich der Fall ist; namentlich dann, wenn Wasser und Weide der besten Art viele Menschen herbeigezogen haben. Dann erheben sich überall Zelte von verschiedener Größe; sie sehen aus wie Luftballons, die eben vom Gase aufgeschwellt sind und in die Höhe steigen wollen. Die Kinder haben Tragkörbe auf dem Rücken und sammeln Argols ein, welche sie dann am Zelt in einen Haufen legen. Die Frauen fangen Kälber ein oder kochen Thee in freier Luft, oder bereiten die Milchspeisen; die Männer tummeln feurige Rosse umher und treiben die Heerden von einem Weideplatze zum andern. Aber dieses belebte Bild verwandelt sich oft in allerkürzester Zeit, und wo eben noch das lauteste Treiben herrschte, wird

plötzlich Alles leer und öde; denn Zelte, Menschen und Heerden sind auf einmal verschwunden. Man sieht in der Einöde nur noch Aschenhaufen, schwarze Stätten, auf welchen ein Heerd stand, dann und wann Knochen, um welche die Raubvögel streiten; das ist Alles, woraus man abnehmen kann, daß am Abend vorher der wandernde Mongole dort sein Zelt aufgeschlagen hatte. Und warum sind sie so plötzlich fortgezogen? Die Heerden hatten Gras und Kräuter abgeweidet, der Führer hat dann das Zeichen zum Aufbruch gegeben, die Hirten haben die Zelte abgebrochen und zusammengelegt, und dann an einer andern Stelle, gleichviel wo, Futter für das Vieh gesucht.

Charakteristische Züge des Mongolen sind folgende: Plattes Gesicht, vorstehende Backenknochen, kurzes, zurücktretendes Kinn, eine nach hinten zurücktretende Stirn, kleine, schräg geschlitzte, gelbliche Augen, schwarzes, straffes Haar, dünner, spärlicher Bart, dunkelbräunliche, außerordentlich grobe Haut. Sein Wuchs ist von mittler Größe; er trägt hohe Lederstiefeln, einen weiten Schafpelz, und sieht daher kleiner aus, als er wirklich ist. Sein Gang ist langsam und schwerfällig, seine Sprache hart, scharf und überhäuft mit abscheulichen Aspirationen. Seine äußere Erscheinung ist also höchst unvortheilhaft; aber im Gegensatz zu ihr hat der Mongole einen milden, sehr gutmüthigen Charakter; äußerste Fröhlichkeit wechselt bei ihm mit tiefem Trübsinn. Im gewöhnlichen Verkehr hat er etwas Schüchternes, aber er ist heftig, stürmisch und muthig, sobald Fanatismus oder Rachsucht ihn in Wallung bringen. Er ist unbefangen und leichtgläubig, wie ein Kind, und liebt deshalb auch leidenschaftlich Erzählungen, Sagen und Mährchen. Die Einkehr eines reisenden Lama in sein Zelt ist stets willkommen.

Der Mongole wird geschildert als arbeitsscheu, er liebe ein müssiges Leben, raube und plündere gern, sei grausam und widernatürlichen Lastern ergeben. Das wären seine Fehler. Die alten Schriftsteller haben gewiß nicht übertrieben, als sie die Greuel und Verwüstungen darstellten, welche der Mongolensturm in seinem Gefolge hatte. Wir aber glauben, daß die Mongolen heute nicht mehr sind, was sie damals waren. Ueberall, wo wir mit ihnen in Berührung kamen, fanden wir sie großmüthig, offen und gastfrei; gleich Kindern suchten sie sich geringfügige Sachen, welche ihre Neugier erregten, anzueignen, aber auf Raub und Plünderung sind wir bei ihnen niemals gestoßen. Arbeitsscheu sind sie freilich auch heute noch, und ihre Sitten keineswegs streng, doch spielt dabei ein Sichgehenlassen eine weit größere Rolle, als eigentliche Liederlichkeit. In dieser Beziehung stehen sie hoch über den Chinesen. Von Gewerbfleiß ist keine Rede. Doch weben sie Filzdecken und gerben Leder; die Frauen nähen und stricken. Dagegen ist der Mongole ein vollendeter Hirt; Gesicht, Gehör und Geruch sind bei ihm außerordentlich scharf entwickelt.

Wer sich bei den Mongolen einführen will, trete ganz einfach und freimüthig auf, denn von vielen lästigen Umständlichkeiten und Höflichkeitsformeln der Chinesen ist auch nicht eine Spur vorhanden. Man geht in's Zelt und wünscht allen Anwesenden Glück und Frieden, indem man die Worte „Amor“ oder „Mendu“ spricht. Darauf setzt man sich zur Rechten des Familienvaters, der allemal seinen Platz der Thür gerade gegenüber hat. Sogleich nimmt Jeder aus dem Gürtel seine kleine Schnupftabaksdose, die herumgereicht wird; dabei wechselt man einige höfliche Worte. Man fragt zum Beispiel, ob die Weide gut sei, die Heerden sich wohlbefinden, die Mutterpferde gut fohlen, ob Friede ringsum sei und dergleichen mehr, Alles in ernster, würdiger Weise. Dann naht sich die Frau und reicht dem Fremden schweigend die Hand. Darauf zieht man aus der Busentasche das Holznäpfchen hervor, das der Mongole stets bei sich führt, und reicht es der Frau. Sie bringt es sehr bald mit Thee und Milch gefüllt wieder. In wohlhabenden Familien stellt man den Gästen auch ein Stückchen hin mit Butter, Hafermehl, gerösteter Hirse und Käseschnitten, jedes in einem besondern lakirten Kästchen. Davon wählt man nach Belieben und wirft es in den Thee. Wer aber außerdem seinen Gästen eine noch größere Güte thun will, stellt auf den Heerd in heiße Asche ein mit mongolischem Wein gefülltes Fläschchen aus gebranntem Thon. Dieser „Wein“ besteht aus Molken, denen man eine weinige Gährung gibt, worauf man sie, allerdings sehr mangelhaft, destillirt. Man muß wahrhaftig Mongole sein, um einem solchen Getränk Geschmack abzugewinnen; es schmeckt fade und hat einen abscheulichen Geruch.

Das Zelt des Mongolen hat vom Boden bis etwa zu halber Mannshöhe eine Walzengestalt. Auf diesem acht bis zehn Fuß im Durchmesser haltenden Cylinder erhebt sich ein abgestumpfter Kegel. Das Gezimmer für dieses Zelt besteht im untern Theil aus einem Gitter von übereinander gekreuzten Stangen, die sich wie ein Netz verengern und erweitern lassen. Von dem kegelförmigen Umkreise laufen Stangen in die Höhe, die oben etwa so zusammen stoßen, wie das Fischbein am Gestell eines Regenschirms. Dieses Gerüst wird mit grober Leinwand, und zwar je nach Umständen mit einer Lage oder mit mehreren überspannt. Die Thür ist eng und niedrig, hat aber doch zwei Flügel; ein hölzerner ziemlich hoher Querbalken bildet die Schwelle; wer in's Zelt hineintritt, muß zu gleicher Zeit den Fuß hoch heben und sich mit dem Kopfe bücken. Oben im Kegel ist gleichfalls eine Oeffnung angebracht, durch welche der Rauch abzieht; man kann sie vermittelst eines Stückes Filz nach Belieben schließen, denn es ist ein Seil angebracht, dessen Zugende an der Thür befestigt wird.

Das Innere des Zeltes zerfällt in zwei Abtheilungen. Die Seite links vom Eingange ist den Männern vorbehalten und dorthin müssen sich auch die Fremden begeben, ein Mann, welcher auf die rechte Seite träte, würde eine große Ungeschicklichkeit begehen. Denn diese rechte Seite gehört den Frauen und dort liegt und steht auch alles Zeltgeräth, zum Beispiel ein großes Gefäß von gebranntem Thon, in welchem Wasser aufbewahrt wird, ausgehöhlte Holzstämme von verschiedener Größe und Dicke, die als Eimer benutzt werden; man bewahrt in ihnen Milch auf und was aus derselben zubereitet wird. Mitten im Zelte steht ein großer Dreifuß, und auf demselben ein großer eiserner Kessel, den man fortnehmen kann; er hat die Gestalt einer Glocke. Hinter dem Heerde und gegenüber der Thür findet man eine Art Kanapee; es ist das seltsamste Geräth, das uns im Lande der Mongolen vorkam. An beiden Enden desselben sind Lehnen, mit vergoldetem, gut ausgemeißeltem Kupfer verziert. Ein derartiges kleines Bett findet man in jedem Zelte; es scheint ein unumgänglich nothwendiges Möbel zu sein.

Neben dem Kanapee, nach der Abtheilung für die Männer hin, steht insgemein ein kleiner Schrank von viereckiger Gestalt. In demselben werden die vielen Siebensachen aufbewahrt, mit welchen dieses einfache, kindliche Volk sich herauszuputzen pflegt. Er dient zugleich als Altar für ein kleines Idol, das den Buddha darstellt. Der Gott ist aus Holz oder vergoldetem Kupfer gebildet, gewöhnlich in sitzender Figur, mit übereinander geschlagenen Beinen, und bis an den Hals mit einer gelbseidenen Schärpe umwickelt. Neun kupferne Gefäße, von der Größe und Gestalt unserer kleinen Liqueurgläser, sind ebenmäßig der Reihe nach vor dem Buddha aufgestellt; in diesen kleinen Kelchen opfern die Mongolen täglich ihrem Gott Milch, Wasser, Butter und Mehl. Den Schmuck dieser kleinen Pagode vollenden einige, gleichfalls mit gelber Seide umwickelte, thibetanische Bücher. Diese Gebetbücher darf nur ein Mann mit geschorenem Haupte, der im ehelosen Stande lebt, berühren; ein „schwarzer Mann“, der sie mit unreinen weltlichen Händen aufschlagen wollte, beginge gewissermaßen eine Tempelschändung. An den verschiedenen Pfählen und Stangen sind Bockshörner angebracht, und damit ist die Möblirung eines Mongolenzeltes vollendet. An diesen Hörnern hängt man Rind- und Schöpsenfleisch auf, Blasen, mit Butter gefüllt, Pfeil, Bogen und Luntengewehre; denn fast jede mongolische Familie besitzt eine Feuerwaffe.

Die Gerüche, welche man in einem Mongolenzelt einathmet, sind abscheulich, und für Jeden, der noch nicht daran gewöhnt ist, fast unerträglich. Die scharfe Ausdünstung rührt daher, daß die Kleider und alle Gegenstände, deren sich die Mongolen bedienen, mit Fett und Butter überzogen und davon gleichsam durchdrungen sind. Wegen ihrer Unsauberkeit heißen diese Leute bei den Chinesen Stinktataren, Tsao-Ta-Dze, und alle Welt weiß, daß doch auch die Chinesen mit der Sauberkeit es nicht genau nehmen.

Das Hauswesen und die Sorge für die Familie gehören bei den Mongolen zu den Obliegenheiten der Frau. Sie melkt die Kühe und besorgt das Milchwesen, holt Wasser, das oft nur weit ab vom Zelte zu finden ist, sammelt Argols, trocknet sie und stapelt sie haufenweis beim Zelt auf; ferner verfertigt sie Kleider, gerbt Felle, kämmt und spinnt Wolle, kurz auf ihr lastet Alles; und nur die Kinder helfen ihr, so lange sie nämlich klein sind. Der Mann dagegen hat nur wenige Beschäftigungen; er treibt die Heerden auf gute Weideplätze, was für Leute, die von früher Ju-

gend an zu Pferde sitzen, mehr ein Vergnügen als eine Arbeit ist. Er unterzieht sich gar keiner Anstrengung, außer wenn er entlaufenen Thieren nachsetzt. Dann sprengt er fort, fliegt mehr als er reitet, ist bald auf Bergesgipfeln, bald in Schluchten, und gibt sich nicht eher zufrieden, als bis er seinen Zweck erreicht hat. Der Mongole reitet manchmal auf die Jagd, aber er thut es niemals zum Vergnügen; mit Rehen, Hirschen und Fasanen macht er seinen Königen ein Geschenk. Füchse schießt er niemals, denn er will den Balg nicht verderben, der sehr geschätzt wird. Er lacht über die Chinesen, die dem Meister Reinecke Fallen stellen, in die er bei Nacht geht. Mir sagte ein sehr berühmter Jäger: Wir halten uns bei solcher List nicht auf, sondern geben dem Fuchs gerade auf den Leib. Wenn er sich blicken läßt, springen wir zu Pferde, überholen ihn, und er wird allemal unser.

Abgesehen vom Reiten verbringen die Mongolen ihre Tage mit Müssiggang, liegen im Zelt umher, schlafen, trinken Thee mit Milch und rauchen Tabak. Und doch dämmert und bummelt der Mongole auch umher trotz einem Pariser, er thut es aber auf seine eigene Weise, und bedarf dabei weder des Spazierstockes noch des Lorgnons. Sobald es ihm einfällt, zu erfahren, was in der Welt um ihn her vorgeht, nimmt er seine Peitsche vom Bocksborn über der Zeltthür, besteigt ein Pferd, sprengt in die Steppe hinaus, gleichviel nach welcher Richtung, reitet dem Ersten, Besten, dessen er ansichtig wird, entgegen, spricht in den Zelten vor und beabsichtigt nichts weiter, als sich ein Weilchen zu unterhalten. [98.]

---

6. Die Lamaklöster von Kumbum.

Die Zahl der Lamas oder Priester in Thibet ist groß. Ihre Beschäftigung ist Betrachtung, Gebet und Wissenschaft. Sie enthalten sich der Ehe; von dem Lama gilt der Grundsatz: Er hat keine Familie und kein Vaterland. Gewöhnlich leben sie in größeren Gesellschaften, oft sogar von 2, 3 bis 5000 zusammen. Sie siedeln sich auf dem Gipfel eines Hügels oder am Abhange eines Berges, meistens in einer von der Natur begünstigten Gegend, an. In der Regel bewohnt jeder Lama dort sein eigenes kleines Haus, das äußerlich einen schneeweißen Anwurf von Kalk hat, von Bäumen und einem Gärtchen umgeben und im Innern äußerst reinlich gehalten ist. Man zählt in Tibet über 3000 solcher größerer oder kleinerer Gesellschaften. Viel seltener sind die Lamaklöster, in denen ein gemeinschaftliches Leben in Art einer Genossenschaft geführt wird. Jedem Vereine steht ein Großlama vor. Eine dritte Art von Lamas führt ein völlig von allem Verkehre mit Menschen abgeschiedenes Leben. Es sind meistens die, welche zu einem höheren Grad von Beschauung und Versenkung in die Gottheit gelangt sind. Solche ziehen sich meistens in Felsenspalten und unzugängliche Klüfte zurück, wo ihnen je am dritten, sechsten und siebenten Tag ihre Nahrung hinabgelassen wird. Der Unterricht, welcher in den Klöstern ertheilt wird, umfaßt vier Klassen oder Grade. Im ersten Grade werden die Gebete erklärt und eingeübt; im zweiten Grade beschäftigt man sich mit der Arznei und den Naturwissenschaften; im dritten mit den eigentlichen Geheimnissen der Religion; im vierten endlich mit den mannigfachen gottesdienstlichen Gebräuchen.

Der großartigste Verein von Lamas oder vielmehr von Lamaklöstern besteht zu Kumbum. Die ganze Stadt ist ein einziges Kloster, zugleich Hauptsitz buddhistischer Wissenschaft, und die durch ganz Mittelasien weitberühmte heilige „Stadt der Geister.“ Die französischen Missionäre Huc und Gabet nahmen auf ihrer großen Reise durch Tibet zu Kumbum einen längeren Aufenthalt, welchem wir nachstehende interessante Schilderung verdanken.

Es war Abends gegen 9 Uhr, als wir uns den ersten Gebäuden der weitberühmten Klosterstadt Kumbum näherten. Ueberall war es still, und um die Ruhe nicht zu stören, ließen die Lamas unsere Karren anhalten und füllten die am Halse der Pferde hangenden Glöckchen mit Stroh. Langsam und schweigend zogen wir durch die ruhigen öden Gassen dieser großen Klosterstadt. Der Mond war bereits untergegangen, aber der

Himmel so klar und der Glanz der Gestirne so hell, daß wir recht gut die zahllosen Häuschen der Lamas zu erkennen vermochten, die am Abhange des Gebirges liegen; über ihnen erhoben sich die buddhistischen Tempel mit ihren wundersamen aber großartigen Formen wie Riesenphantome empor. Allüberall herrschte eine majestätische Ruhe, die eine feierliche Stimmung hervorbrachte; nur in Zwischenräumen hörten wir Hundegebell oder den Ton einer Seemuschel, welche die Stunden der Nacht anzeigte. Endlich gelangten wir an das kleine Haus, in welchem wir durch die Güte eines befreundeten Lama Herberge fanden. Er überließ uns für diese Nacht seine Zelle und fand für sich Unterkommen in der Nachbarschaft. Vier Lamas, welche auf dem Wege zu uns getroffen waren, gingen erst fort, nachdem sie uns Thee, Butter, Schöpsenfleisch und Brot von vortrefflichem Geschmack vorgesetzt hatten. Wir waren sehr ermüdet, aber von ganzem Herzen zufrieden. Doch wollte sich kein Schlaf auf uns herabsenken. Alles kam uns so seltsam vor. Da waren wir im Lande Amdo, das in Europa völlig unbekannt ist, in der großen weitberühmten Klosterstadt Kumbum, in einer Lamazelle.

Die Klosterstadt Kumbum zählt etwa viertausend Lamas. Ihre Lage gewährt einen entzückenden Anblick. Man denke sich ein breites, tiefes Bergthal, mit hohen, von Krähen und Elstern belebten Bäumen. Zu beiden Seiten am Berge hinauf stehen wie im Amphitheater die weißen Häuser der Lamas, große und kleine, aber alle von einer Mauer umschlossen und mit einem Belvedere versehen. Aus der Masse sauberer Häuser steigen die Tempel heraus mit ihren vergoldeten Dächern. Die Häuser der Vorsteher erkennt man daran, daß von kleinen, sechseckigen Thürmen Wimpel herabflattern. Ueberall trifft das Auge auf geistliche Sprüche in rothen oder schwarzen thibetanischen Schriftzügen; dergleichen sieht man über jeder Thür, auf Wänden, Steinen, Leinwandflicken, und auch Zeugstreifen, die wie Flaggen an einer Stange hangen, welche auf dem Dache steht. Unzählig ist die Menge der zuckerhutförmigen Nischen, in welchen Weihrauch, wohlriechendes Holz und Cypressennadeln verbrannt werden. Das Alles gewährt einen eigenthümlichen Anblick, und in den Straßen wandelt, man möchte sagen, ein ganzes Volk von Lamas umher. Jeder trägt einen rothen Rock und eine gelbe Mütze, geht ernst und würdig einher, spricht wenig und dann immer leise; Schweigen ist nicht anbefohlen. Eigentlich belebt sind die Gassen übrigens nur, wenn die Gebet- und Schulstunden anfangen oder aufhören. Sonst bleiben die Lamas meist in den Zellen. Kumbum ist, wie schon bemerkt, eine hochberühmte Klosterstadt, wohin aus allen Theilen der Mongolei und Thibets fromme Wallfahrer pilgern; täglich kommen dergleichen Andächtige; zur Zeit der großen Kirchenfeste, deren jährlich vier gefeiert werden, ist der Zudrang gewaltig, besonders aber, wenn das Blumenfest abgehalten wird.

Dieses Blumenfest wird gerade in Kumbum mit größerm Pomp als anderwärts begangen. Man sprach schon lange vorher von nichts als dem Feste, und diesmal sollten die Blumen ganz besonders schön sein; ein „Rath der schönen Künste" hatte sie genau geprüft und für ausgezeichnet erklärt. Es verhält sich damit in folgender Weise. Die „Blumen" bestehen in geistlichen und weltlichen Darstellungen, bei welchen viele asiatische Völker in ihrer Eigenthümlichkeit und Tracht zur Anschauung kommen. Personen, Physiognomien, Kleider, Landschaften, Zierrathen, das Alles wird vermittelst Figuren aus frischer Butter dargestellt. Die Vorbereitungen zum Feste nehmen wol drei Monate in Anspruch. Zwanzig Lamas, die sich durch Kunstfertigkeit einen Namen erworben haben, arbeiten tagtäglich in Butter und haben bei dieser eigenthümlichen Art von Bildnerei nicht wenig auszustehen, denn die Arbeit fällt in die Wintermonate. Zuerst durchkneten sie die Butter im Wasser, um sie recht fest und steif zu bekommen; dann beginnt die eigentliche Arbeit unter Anleitung eines Künstlers, welcher die Skizzen und Pläne zu den Gruppen und Figuren entworfen hat. Er leitet das Ganze, und übergibt dasselbe rechtzeitig einer andern Gruppe von Künstlern, welche die Farben auf die Figuren zu malen haben. Am Abend vor dem Feste wollte der Andrang von Fremden gar kein Ende nehmen. Kumbum war nicht mehr die schweigsame, ernste Klosterstadt, sondern ein weltlicher, unruhig bewegter Ort. Hier schrieen Kameele, dort grunzten Yaks, auf den Bergen standen Zelte, weil nicht alle Pilger in den Häusern Unterkommen fanden. Am vierzehnten des Monats machten unzählige Menschen die Pilgerwanderung um das Kloster, und es gewährte einen

peinlichen Anblick, zu sehen, wie ganze Menschenmassen sich bei jedem Schritte niederwarfen und leise Gebete murmelten.

Auch am fünfzehnten dauerten die Wallfahrten um das Kloster fort; doch war die Aufmerksamkeit schon mehr dem Feste zugewendet. Des Abends machten wir einen Gang durch die Stadt. Die Blumen waren in freier Luft vor den verschiedenen Tempeln aufgestellt und strahlten in wunderbarem Lichtglanze, der eben auch von Butter herrührte. Große kelchartige Gefäße aus Butter und aus Messing standen auf Gerüsten und dienten als Lampen, deren Docht in Butter steckte. Alles war im höchsten Grade geschmackvoll angeordnet. Wir waren voll Erstaunen, als wir die Blumen sahen. Wir hätten es kaum für möglich gehalten, daß es in diesen Wüsteneien unter halbwilden Völkern so ausgezeichnete Künstler geben könnte. Was wir seither in den Klöstern an Malern und Bildnern gefunden hatten, war keineswegs ausgezeichnet; jetzt sahen wir wunderbar schöne Sculpturen aus Butter! Diese „Blumen" waren von halberhabener Arbeit und von kolossaler Größe. Sie stellten Begebenheiten aus der Geschichte des Buddhismus dar: Die Gesichter hatten einen Ausdruck von Wahrheit, der gar nicht getreuer gedacht werden kann. Die Figuren waren voller Leben, die Stellungen natürlich, die Trachten anmuthig und ohne allen Zwang; man konnte auf den ersten Blick erkennen, welche Zeuge und Stoffe der Maler hatte darstellen wollen, namentlich erregte die Nachbildung des Pelzwerkes unsere Bewunderung. Schaffelle, Tigerhäute, Fuchs- und Wolfspelze, kurz Alles war so vortrefflich gemacht, daß man Lust bekam, mit der Hand darnach zu greifen, und sich zu überzeugen, ob man wirklich nur auf Butter gemalte Sachen vor sich habe. Buddha war auf allen diesen Basreliefs sogleich heraus zu erkennen. Sein edles, majestätisches Gesicht trug den Typus der kaukasischen Menschenraçe und das entspricht auch den Ueberlieferungen; ihnen zufolge kam Buddha vom westlichem Himmel her, hatte ein weißes Gesicht mit röthlichem Anfluge, weit gespaltenen Augen, großer Nase, und langes, weiches, herabwallendes Haar. Alle übrigen Personen hatten die mongolischen Gesichtszüge in ihren verschiedenen Abstufungen: mongolisch, thibetanisch, chinesisch; auch einige Hindu- und Negerköpfe bemerkten wir; sie waren eben so genau und getreu als alle übrigen, und erregten ganz besonders die Aufmerksamkeit der Beschauer. Die Verzierungen, welche diesen großen Basreliefs gleichsam als Rahmen dienten, bildeten vierfüßige Thiere, Vögel und Blumen nach, Alles von Butter und in Färbung ausgezeichnet fein und prächtig. Auf den Wegen, die von einem Tempel zum andern führen, standen in einiger Entfernung von einander kleinere Basreliefs; sie stellten Schlachten, Jagden und Begebenheiten aus dem Nomadenleben dar; auch Ansichten von den berühmtesten Klöstern der Mongolei und Thibets. Vor dem Haupttempel endlich erhob sich ein Theater, auf welchem Personen und Decorationen, kurz alle möglichen Dinge von Butter waren. Diese Theaterfiguren waren etwa einen Fuß hoch und stellten eine Lamaversammlung dar, welche auf das Chor zum Gebete geht. Erst war die Bühne leer; dann vernahm man den bekannten Ton der Seemuscheln und sogleich kamen aus den beiden Seitenthüren zwei Reihen Lamas; ihnen folgten die Oberen in festlichem Gewande. Alle blieben ein Weilchen auf der Bühne, gingen hinter die Bühnenwände zurück und damit war die Vorstellung beendigt. Sie fand bei den asiatischen Zuschauern ungetheilten Beifall. Wir aber gingen weiter, und betrachteten eben einige Gruppen von Teufeln, als Trompetenschall und Töne der Seemuschel in unser Ohr drangen. Es war das Signal, welches verkündete, daß der Großlama sein Heiligthum verließ, um sich die Blumen anzusehen. Er kam an uns vorüber. Eine Anzahl von Lamas, die Trabantendienst verrichten, gingen vor ihm her und trieben, mit langen schwarzen Peitschen die Volksmenge auf die Seite, um Platz zu machen. Dieser lebende Buddha mochte etwa vierzig Jahre alt sein, war von mittlerm Wuchse, hatte ein plattes, ordinaires Gesicht und sehr dunkle Hautfarbe.

Die Zuschauer betrachteten den Buddha aus Butter mehr als den lebenden Buddha, und jener war ohne Zweifel weit hübscher; nur die Mongolen bewiesen ihm dadurch Ehrfurcht, daß sie die Hände falteten und den Kopf neigten; denn zur Erde konnten sie sich in einem solchen Menschengewühl nicht werfen. Nachdem der Heilige wieder in sein Allerheiligstes zurückgegangen war, überließ sich Alles unbändiger Lustigkeit. Die Leute sangen, sprangen, tanzten, drängten durcheinander, stießen und schoben sich, und heulten, daß es weit in die Steppe hinaus geschallt haben

muß; es war, als wären plötzlich diese Menschen alle toll geworden. Um die Gerüste und Buttergemälde vor jeder Beeinträchtigung sicher zu stellen, hielten die Lamas brennende Fackeln, denen Keiner nahe kommen durfte. Uns war das Treiben zu wild, und wir wandten uns spät am Abend zur Heimkehr.

Am andern Tage war von dem großen Feste keine Spur mehr vorhanden; die Basreliefs hatte man zerschlagen und in die Thalschlucht geworfen. Diese ungeheure Masse Butter war nun Leckerspeise für die Raben; die kunstreichen Arbeiten hatten zur Schaustellung für nur einen einzigen Abend gedient. Alljährlich werden neue Gegenstände angefertigt. Mit den Blumen verschwanden auch die Pilger; sie zogen schweigsam nach ihren Steppen hin.

Zum Schlusse dieser Schilderung wollen wir eine kurze Beschreibung des gewöhnlichen buddhistischen Gottesdienstes geben. Vor dem größten Idol des Tempels, in gleicher Linie mit dem Altar, auf welchem dasselbe sich erhebt, befindet sich ein vergoldeter Sitz, auf welchem der lebendige Fo, der Oberlama des Klosters, Platz nimmt. Der Tempel ist an allen Wänden mit langen Tischen eingefaßt, die sich nur wenig über den Boden erheben; sie bilden gleichsam Divans zur Rechten und zur Linken des Sitzes, welchen der Oberlama inne hat; sie reichen durch den ganzen Raum, sind mit Teppichen belegt und zwischen jeder Reihe wird ein freier Gang gelassen.

Die Stunde zum Gebet ist da. Ein Lama, der heute die Obliegenheit hat, alle Insassen des Klosters zur Versammlung zu berufen, tritt vor die große Eingangsthür und bläst mit aller Kraft seiner Lungen auf einer Meermuschel nach allen vier Himmelsgegenden. Der gewaltige, volle Ton dieses Instruments macht sich wol eine Stunde weit vernehmlich und verkündet den Lama's, daß die Zeit zum gemeinschaftlichen Gebete da sei. Dann nimmt Jeder Mantel und Hut und findet sich im großen innern Hofraum ein. Sobald der Ton der Meermuschel zum dritten Male ertönt, öffnet man die große Thür und der lebendige Fo tritt in den Tempel ein. Er nimmt Platz auf dem Altar, alle Lama's entkleiden sich draußen ihrer rothen Stiefel, und treten baarfuß unter tiefem Schweigen ein. Jeder fällt dreimal vor dem lebendigen Fo nieder und nimmt dann den Platz ein, welcher ihm je nach seiner Würde in der hierarchischen Abstufung gebührt. Alle sitzen mit gekreuzten Beinen und so, daß alle Reihen einander das Gesicht zukehren. Nun gibt der Ceremonienmeister ein Zeichen mit einem Glöckchen. Darauf spricht Jeder ein Gebet leise vor sich hin, legt das Gebetbuch auf die Knie, und schlägt das für jenen Tag bezeichnete Stück auf. Dann folgt eine Pause, während welcher die tiefste Stille herrscht. Wenn dann die Glocke abermals ein Zeichen gibt, wird von zwei Chören ein feierlich ernster Gesang erhoben. Die thibetanischen Gebete sind in Verse abgetheilt, und haben viel rhythmischen Takt; deshalb ist auch so viel wohlklingende Harmonie in ihnen. Bei gewissen im Buche angemerkten Stellen stimmt die das Orchester bildende Abtheilung der Lama's eine Instrumentalmusik an, die gegen den volltönigen feierlichen Gesang einen schneidenden Gegensatz bildet. Sie besteht nämlich aus einem wirren und betäubenden Durcheinander von Glocken, Zymbeln, Tamburins, Seemuscheln, Trompeten und Pfeifen; jeder Musiker spielt auf seinem Instrumente mit einer Art Wuth, und scheint alle anderen übertäuben zu wollen. [98.]

---

7. Der Tale Lama und die Buddhareligion.

Lhassa in Tibet ist der Sitz des Tale Lama. Die Stadt ist eben nicht groß; sie hat etwa zwei Wegstunden im Umfang und keine Ringmauer. Außerhalb der Vorstädte liegen viele Gärten mit prächtigen Bäumen, so daß die Stadt von grünem Gebüsch umgeben ist. Die Hauptstraßen sind gerade, breit und ziemlich reinlich, aber die Vorstädte über alle Beschreibung schmutzig. Die Häuser hat man aus Bruchsteinen, Backsteinen, oder auch wol aus Erde aufgeführt, alle sind geweißt. In einer Vorstadt liegt ein Viertel, in welchem alle Häuser aus Ochsen- und Schöpfenhörnern gebaut

sind, wunderliche, aber sehr dauerhafte Gebäude, die recht angenehm in's Auge fallen. Die Ochsenhörner sind glatt und weißlich, die Hammelhörner schwarz und rauh. Mit diesem seltsamen Baumaterial bildet man an den Wänden eine unendliche Menge verschiedener Figuren. Die Lücken zwischen den Hörnern sind mit Mörtel ausgefüllt; diese Häuser werden nicht geweißt, und behalten so ihr phantastisches Aussehen.

Der Palast des Tale Lama verdient seinen über alle Welt verbreiteten Ruhm. Unweit vom nördlichen Theile der Stadt, höchstens eine Viertelstunde von derselben entfernt, erhebt sich ein kegelförmiger Felshügel mitten in dem weiten Thale, wie eine Insel aus einem See. Er führt den Namen Buddha-La, das heißt Buddha-Berg, Gottes-Berg. Auf diesem gewaltigen, von der Natur gebauten Sockel haben die Verehrer des Tale Lama einen prachtvollen Palast errichtet; in demselben residirt die Fleisch gewordene, lebendige Gottheit. Das Gebäude besteht aus einer Vereinigung mehrerer Tempel, von verschiedener Größe und Schönheit; jener in der Mitte hat vier Geschosse und ragt über alle anderen empor. Seine Kuppel und die Säulen des Peristyls sind vergoldet. Hier thront der Tale Lama; von diesem hohen Heiligthum übersieht er weit und breit die Gegend, und blickt an hohen Festtagen auf die unzähligen Schaaren der Andächtigen, welche aus der Ebene heranziehen, und am Fuße des heiligen Berges sich zur Erde werfen. Die übrigen Paläste, welche um den großen Tempel gruppirt liegen, werden von einer Menge Lama's bewohnt: es ist ihr Amt, den lebendigen Buddha zu bedienen und seiner stets gewärtig zu sein. Von Lha-Ssa bis Buddha-La führen zwei herrliche Baumgänge. In ihnen sieht man täglich viel fremde Pilger ihren buddhistischen Rosenkranz beten, und Lama's vom Hofe in prächtiger Tracht auf reichangeschirrten Pferden reiten. Es herrscht um den Buddha-La immer eine große Lebhaftigkeit; aber Jedermann beobachtet Ernst und Schweigsamkeit; es scheint, als ob Alle mit religiösen Gedanken beschäftiget seien.

Die Buddhareligion stammt bekanntlich aus Indien, von wo sie sich über Mittel- und Ostasien verbreitete; sie zählt heutzutage wol an 300 Millionen Bekenner. Ihre Grundlehre lautet: Buddha (Gott) ist das nothwendige, unabhängige Wesen, der Anfang und das Ende aller Dinge. Erde, Gestirne, Menschen, alles Vorhandene ist eine theilweise und zeitweilige Offenbarung Buddha's. Dieser hat Alles geschaffen; Alles kommt von ihm, wie das Licht von der Sonne kommt. Alle von Buddha ausströmenden Wesen haben einen Anfang gehabt und werden auch ein Ende haben, und mit derselben Nothwendigkeit, mit welcher sie vom Urwesen ausströmen, werden sie auch in dasselbe zurückfließen. Buddha ist ewig, seine Offenbarungen sind ewig, sie sind stets gewesen und werden immer sein, obwol sie, einzeln genommen, alle einen Anfang und ein Ende nehmen müssen. Außerdem nehmen aber die Buddhisten noch eine unbegrenzte Anzahl von Fleischwerdungen, Incarnationen der Gottheit an, ohne sich aber viel darum zu kümmern, ob dieselben mit dem vorher Gesagten sich vereinigen lassen oder nicht. Sie sagen, Buddha nehme einen Menschenleib an und wohne unter den Menschen, um ihnen zur Erlangung der Vervollkommnung behilflich zu sein, und ihnen die Vereinigung mit der Urseele zu erleichtern. Diese lebenden Buddhas bilden die Klasse der Schaberons. Die berühmtesten lebenden Buddhas sind in Lha-Ssa, in Dschaschi Lumbo, in Groß-Kuren, in Peking u. s. w. Einer derselben, am Fuße des Himalaja wohnhaft, hat die Aufgabe, Tag und Nacht zu beten, damit unaufhörlich auf dem Himalaja Schnee falle. Denn nach thibetanischen Ueberlieferungen wohnt jenseit des Gebirges ein wild grausames Volk, das nur zuwartet, bis der Schnee weg ist, um über Tibet herzufallen, die Bewohner zu tödten und das Land in Besitz zu nehmen.

Alle Schaberons ohne Ausnahme sind lebende Buddhas; aber sie bilden doch eine Hierarchie mit Abstufungen; am Höchsten steht der Tale Lama, dessen Suprematie alle anderen anerkennen, oder doch anerkennen sollten. Als die Missionäre Huc und Gabet sich in Lha-Ssa befanden, war der Tale Lama ein Knabe von neun Jahren; und seit sechs Jahren residirte er bereits im Palaste auf Buddha-La. Er gehörte einer armen unbekannten Familie an. Wenn der Tale Lama seine irdische Hülle abgelegt hat, schreitet man in folgender Weise zur Wahl seines Nachfolgers. In allen Klöstern wird gebetet und gefastet, und namentlich zeigen die Bewohner von Lha-Ssa, die bei der ganzen Angelegenheit am Meisten betheiligt sind, Eifer und Andacht; sie wallfahrten um den

Buddha=La und um die „Stadt der Geister;" Alles betet; es wird doppelt und dreifach so viel Räucherwerk als zu anderen Zeiten verbrannt. Wer den Tale Lama in seiner Familie zu besitzen glaubt, gibt den Behörden davon Kunde, damit sie prüfen können, ob das Kind die Eigenschaft eines Schaberon besitze. Drei als solche anerkannte Knaben werden nach Lha=Ssa gebracht, wo die Hutuktu ein Wahlcollegium bilden. Sie bleiben in einem Tempel auf dem Buddha=La eingeschlossen, und zwar sechs Tage lang und fasten und beten. Am siebenten Tage wird eine goldene Urne aufgestellt; in derselben liegen drei goldene Plättchen, jedes mit einem Namen bezeichnet. Die Urne wird umgeschüttelt, der Aelteste oder Vorsteher der Hutuktu zieht eins von den drei Plättchen heraus, und der Knabe, dessen Name gezogen worden ist, wird ohne Weiteres und auf der Stelle zum Tale Lama ausgerufen. Dann führt man ihn im großen Gepränge in den Straßen der „Geisterstadt" das heißt Lha=Ssa's umher; das Volk wirft sich vor ihm nieder und er nimmt Besitz von seinem Heiligthum. Die beiden anderen Wickelkinder, welche um die Würde eines Tale Lama concurrirten, werden ihren Familien zurückgegeben und erhalten jedes fünfhundert Unzen Silber von der Regierung.

Die Tibetaner und Mongolen verehren den Tale Lama wie eine Gottheit; er übt auf das Volk einen wahrhaft erstaunlichen Einfluß. Man ist aber viel zu weit gegangen, wenn man behauptet hat, daß seine Excremente mit Andacht gesammelt, und Amulette daraus bereitet würden, welche der Fromme in einem Säckchen um den Hals hänge. Eben so unwahr ist die Angabe, der Tale Lama habe um Kopf und Hals Schlangen, um auf die Gläubigen einen desto gewaltigern Eindruck zu machen. „Wir haben," sagen die oben erwähnten Missionäre, „über Alles das in Lha=Ssa vielerlei Nachfrage gehalten, die Leute haben uns aber in's Gesicht gelacht. Ueberhaupt ist die in Europa vielverbreitete Vorstellung von gänzlicher Verkommenheit und Entartung der Buddhareligion in Tibet übertrieben. Vielmehr bietet der Buddhacult sehr viele willkommene Anknüpfungspunkte für die Bekehrung zum Christenthum.*) Auch fanden die Lazaristenmissionäre Huc und Gabet bei den Lamas in Tibet und der Mongolei so viele edle Züge und so große Empfänglichkeit für die Wahrheit, daß man hoffen darf, die Vorsehung habe hier ein fruchtbares Feld vorbereitet, auf dem einst das Christenthum herrlich erblühen werde. Als im Jahre 1848 die genannten Missionäre auf ihrer äußerst mühevollen Reise von Nord=China nach Lha=Ssa, nach Kumbum, der berühmten Lamastadt in der Mongolei, kamen, beschlossen sie, dort die Gastfreiheit in Anspruch zu nehmen, theils um von ihren mühsamen Reisen auszuruhen, theils um die Sprache und die Gewohnheiten von Tibet kennen zu lernen. Sie fanden nicht allein die freundlichste Aufnahme mit ihren Dienern und Reisethieren, sondern einer der Lamas trat ihnen sofort seine eigene Wohnung ab, und war nur mit Mühe davon zurückzuhalten, während der ganzen Zeit ihres Aufenthaltes daselbst sie wie ein Knecht zu bedienen. In dem Kloster, das von mehreren Tausend Lamas bewohnt wird, fanden sie Reinlichkeit, Anstand und Höflichkeit gepaart mit einer strengen Zucht. Mit der größten Bereitwilligkeit unterrichtete man die Fremdlinge in der tibetanischen Sprache, und unterhielt sich mit ihnen über die Geheimnisse des christlichen Glaubens. Hier verfaßten die Missionäre den ersten tibetanischen Katechismus; eine Druckerei befand sich im Kloster. Tieferes Verständniß der eigentlichen Geheimnisse ihrer Religion fanden die Missionäre selbst bei den Lamas nur selten. Ueberall herrschte Ungewißheit; die Lamas verwiesen die Fragenden auf den Großlama, die Bewohner des einen Klosters wollten wissen, daß dieses oder jenes entfernte Kloster der Sitz der tiefsten Weisheit und der beschaulichen Frömmigkeit sei. Vorwiegend war bei ihnen, wie überhaupt beim ganzen tibetanischen Volke, ein tiefes, sich selber nicht klares religiöses Gefühl, gepaart mit einer milden, humanen Denkungsart und einem starken Zuge von Schwermuth. Das berühmte Gebet: „Om, Mani, Padme, Jlum," zu teutsch: „Oh! das Kleinod in der (Lotusblume), ach ja!" wird unaufhörlich von den

*) Die wirklich auffallenden Aehnlichkeiten vieler buddhistischen Einrichtungen und Gebräuche mit katholischen erklären die Missionäre aus einer durch die Tradition der Lamas selbst angedeuteten Berührung des Buddhaism mit dem Abendlande. Die dadurch entstandene Aehnlichkeit ist, wie Fr. v. Schlegel bemerkt, natürlich keine wahre, „sondern sie ist wie jene fratzenhafte Aehnlichkeit des Affen mit dem Menschen, welche auch schon Manche in der Naturgeschichte des Letzteren sehr in die Irre geleitet hat."

Lamas und dem Volke gebetet. Man bedient sich dazu einer Schnur mit 120 Kügelchen nach Art der Rosenkränze, die Jedermann beständig bei sich trägt. Man nennt diese Gebetsschnur Tschu-Kor. Selbst beim Spaziergange und unter den Geschäften des Marktes wird dieser geheimnißvolle Spruch gebetet. Man findet die obigen Worte als Inschrift vor jedem Hause; sie stehen eingeschnitten in der Rinde der Bäume, eingegraben in den Felsen der Wüste. Schnüre mit unzähligen Papierstreifen, auf deren jedem die Worte „Om, Mani, Padme, Jlum" geschrieben stehen, sind über Flüsse, und selbst über engere Thäler gespannt. Ja es gibt eine eigene Klasse von Lamas, deren Geschäft darin besteht, mit Hammer und Meißel ihr Leben lang das Land zu durchziehen und überall die geheimnißvollen Worte einzugraben. Den Sinn des Gebetes verstehen die Meisten nicht. Einer der angesehensten Männer von Tibet, zur Zeit Regent des Landes, ein Mann ausgezeichnet sowol durch sein ernstes Nachdenken als durch humane Gesinnung, gab über dasselbe folgenden Aufschluß: „Die lebenden Wesen, die in tibetanischer Sprache Semschan heißen, sind in sechs Klassen eingetheilt, die höheren Geister, die niederen Geister, die Menschen, die vierfüßigen Thiere, die Vögel und Alles, was kriecht. Diese sechs Klassen sind durch die sechs Silben des Spruches „Om, Mani, Padme, Jlum," angedeutet. Die lebenden Wesen treten durch die immerwährende Verwandlung, jenachdem sie gut oder schlecht gelebt haben, aus einer Klasse in die andere, bis sie endlich die höchste Stufe der Vollkommenheit erreicht haben. Dann verschwinden sie, und werden aufgelöst in der großen Wesenheit des Buddha, d. h. in der ewigen und allgemeinen Seele, aus welcher alle Seelen hervorgehen, und in welcher auch wieder alle, nachdem sie die sechs Klassen durchwandert, sich vereinigen. Jede Klasse hat ihre eigenen Mittel, durch welche die ihr angehörenden Seelen sich heiligen, um sich durch größere Vollkommenheit zu einer höheren Klasse zu erschwingen, und endlich ganz in die Gottheit zurückzukehren. Die Menschen, die oft mit Andacht den Spruch „Om, Mani, Padme, Jlum" hersagen, entgehen dadurch der Gefahr, in eine der sechs Klassen der dadurch bezeichneten Wesen bei ihrem Tode zurückkehren zu müssen, und können sich unmittelbar zur Gottheit aufschwingen. [98.]

---

8. Die Neujahrsfeier der Tibetaner.

Das neue Jahr ist für die Tibetaner eine Zeit der Feste und Belustigungen. Die letzten Tage des zwölften Monats werden zu den Vorbereitungen verwendet: man versieht sich mit Thee, Butter, Tsamba*), Wein, Gerste und einigen Ochsen- oder Hammelsvierteln. Man reinigt die Wohnungen, und namentlich die Hausaltäre sind Gegenstand einer besondern Sorgfalt: man bemalt die alten Bilder neu, macht Pyramiden, Blumen und andere Zierrathen aus frischer Butter, um damit die kleinen Heiligthümer zu zieren, wo die Familienbuddhas ihren Sitz haben. Die erste Luck-so oder Festordnung beginnt um Mitternacht; Alles ist wach und erwartet mit Ungeduld die mystische und feierliche Stunde, welche das alte Jahr schließen und das neue eröffnen soll. Wir schliefen fest, als wir durch das in allen Theilen der Stadt ausbrechende Freudengeschrei aufgeweckt wurden, bald ließen sich die Glocken, die Cymbeln, die Seemuscheln, die Tambourine und alle die Instrumente der tibetanischen Musik hören, die einen schauderhaften Lärm machten. Wir wollten anfangs aufstehen, um den Spektakel mit anzusehen, aber die Kälte war so schneidend, daß wir nach reiflicher Ueberlegung lieber unter unsern Wolldecken liegen zu bleiben beschlossen. Das half aber nichts; wiederholte Schläge an unsere Thüre verkündeten, daß wir unsern Plan aufgeben müßten. Nach einigem Zögern verließen wir endlich unser warmes Lager, legten unsere Kleider an, öffneten die Thüre, und einige Tibetaner unserer Bekanntschaft traten herein, um uns mit der gewöhnlichen Bewillkommnungsspeise zu regaliren. Jeder trug einen kleinen irdenen Topf in den Hän-

*) Geröstete Gerste.

den, worin Kugeln aus Honig und Weizenmehl in siedendem Wasser schwammen. Einer der Besuchenden bot uns eine lange silberne, in einen Haken auslaufende Nadel, und lud uns ein, in seinem Gefäße zu fischen. Wir sträubten uns anfangs unter dem Vorwand, daß wir bei Nacht keine Nahrung zu uns nähmen, aber man wurde so dringend, daß wir uns endlich der Luck-so fügen mußten. Jeder von uns stach eine Kugel an, die wir zerbißen, um den Geschmack zu untersuchen; wir sahen uns an und schnitten Gesichter, aber aus Höflichkeit mußten wir sie hinunter schlingen. Wäre es nur damit zu Ende gewesen! aber die Luck-so war unerbittlich, die zahlreichen Freunde, die wir zu Lhassa hatten, folgten sich ohne Unterlaß, und wir mußten tibetanische Honigkugeln speisen bis zum hellen Tage.

Die zweite Luk-so besteht gleichfalls in Visiten, aber mit einem neuen Ceremoniell. Gleich mit Anbruch des Tages durchlaufen die Tibetaner die Straßen der Stadt, einen Topf mit Thee, der mit Butter angemacht ist, in der einen, und in der andern Hand eine große vergoldete und gefirnißte Platte, worauf Tsambamehl in Pyramidenform mit drei Gerstenähren darüber aufgeschichtet ist. An einem solchen Tage darf man keinen Besuch machen, ohne Tsamba und gebutterten Thee mit sich zu führen. Sobald man in das Haus derjenigen, denen man ein gutes Neujahr wünschen will, eingetreten ist, wirft man sich vor Allem dreimal vor dem feierlich geschmückten und beleuchteten Hausaltar nieder, verbrennt dann einige Blätter vom Cedernbaume oder andern aromatischen Bäumen in einer großen kupfernen Pfanne, bietet den Anwesenden einen Schöpflöffel voll Thee und reicht zugleich die Platte hin, von der jeder eine Prise Tsamba nimmt. Die Bewohner des Hauses erzeigen den Besuchern dieselbe Höflichkeit.

Indeß fehlen auch lärmende Belustigungen, Gesänge und Tänze nicht. Gruppen von Kindern mit zahlreichen Schellen an ihrer grünen Kleidung durchlaufen die Straßen und gehen von Haus zu Haus, um Lieder zu singen, denen es nicht an Annehmlichkeit fehlt. Der gewöhnlich sanfte melancholische Gesang ist von raschen, feurigen Refrains unterbrochen. Während der Vers gesungen wird, bezeichnen diese kleinen Sänger fortwährend den Takt damit, daß sie ihrem Körper eine langsame, den Schwingungen eines Pendels ähnliche Bewegung geben, wenn aber der Refrain kommt, stampfen sie den Takt kraftvoll mit den Füßen. Der Lärm der Glöckchen und der eisenbeschlagenen Schuhe gibt eine Art roher Begleitung, die, besonders aus einiger Ferne vernommen, nicht ohne Anmuth ist. Diesen jungen Dilettanten gibt man nach Beendigung ihres Concerts in Nußöl geschmorte Kuchen, und einige kleine Kugeln von Butter.

Auf den Hauptplätzen und vor den öffentlichen Gebäuden trifft man vom Morgen bis zum Abend Schaaren von Schauspielern und Gauklern, welche das Volk durch ihre Darstellungen unterhalten. Die Tibetaner haben nicht, wie die Chinesen, eine Repertoire von Theaterstücken, ihre Schauspieler sind alle miteinander und fortdauernd auf der Scene, bald singend und tanzend, bald mit Darstellungen beschäftigt, die Kraft und Gewandtheit erfordern. Das Ballet ist diejenige Darstellung, in der sie sich am Meisten auszuzeichnen scheinen; sie walzen, springen und pirouettiren mit einer wahrhaft staunenswerthen Behendigkeit. Ihr Costüm besteht aus einer Faltenmütze mit langen Fasanenfedern, einer schwarzen Maske mit einem unmäßig langen weißen Bart, weiten weißen Beinkleidern und einem grünen Rock, der bis auf die Knie herabfällt, und um die Hüfte mit einem gelben Gürtel geschlossen ist. An diesem Rocke hängen in gewisser Entfernung von einander lange Schnüre mit großen Flocken weißer Wolle am Ende. Wenn der Schauspieler sich im Takte neigt, begleiten diese Troddeln alle Bewegungen seines Körpers, und wenn er sich dreht, richten sie sich horizontal aufwärts, bilden ein Rad um ihn, und scheinen gewissermaßen die Schnelligkeit seiner Bewegungen zu beschleunigen.

Außerdem sieht man zu Lhassa auch eine Art gymnastischer Uebung, die man den Geistertanz nennt. Ein langer Strick, der aus fest zusammengeflochtenen Lederriemen besteht, wird auf dem Gipfel des Buddha-la befestigt und reicht herab bis zum Fuße des Berges. Die „tanzenden Geister" gehen und kommen auf diesem Seil mit einer Gewandtheit, die sich nur vielleicht mit der der Affen oder Katzen vergleichen läßt. Manchmal, wenn sie am Gipfel angekommen sind, strecken sie die Arme aus, wie wenn sie sich zum Schwimmen in's Wasser werfen wollten, und lassen sich pfeilgeschwind an dem Seile herabgleiten. Die Ein-

wohner der Provinz Sfang gelten für die gewandtesten in dieser Uebung.

Das Seltsamste, was ich zu Lhassa während der Neujahrsfeste gesehen, ist das sogenannte Lhassa-Moru, d. h. der Gesammteinbruch unzähliger Schaaren von Lamas in die Stadt und ihre Umgebungen. Das Lhassa-Moru beginnt am dritten Tage des ersten Monats. Alle buddhistischen Klöster der Provinz Wi öffnen ihren zahlreichen Bewohnern die Thore, und man sieht auf allen nach Lhassa führenden Straßen große Schaaren von Lamas zu Fuß, zu Pferde, zu Esel und auf brummenden Stieren mit ihren Gebetbüchern und Küchengeräthschaften tumultuarisch heranziehen. Die Stadt ist bald auf allen Punkten mit diesen Schaaren von Lamas angefüllt. Die, welche in Privathäusern und in öffentlichen Gebäuden kein Unterkommen finden, bilden Lager auf Plätzen und Straßen, oder schlagen ihre kleinen Reisezelte auf dem Felde auf. Das Lhassa-Moru dauert sechs volle Tage; während dieser Zeit sind die Tribunale geschlossen, der gewöhnliche Lauf der Gerechtigkeit aufgehoben. Die Minister und die öffentlichen Beamten verlieren gleichsam ihre Gewalt und die ganze Macht der Regierung ist gleichsam dieser furchtbaren Armee von buddhistischen Mönchen überlassen. In der Stadt herrscht eine unaussprechliche Unordnung und Verwirrung, die Lamas durchlaufen in regellosen Schaaren die Straßen, stoßen abscheuliches Geschrei aus, singen Gebete, stoßen und zanken sich, und liefern sich manchmal mit Faustschlägen blutige Gefechte. Obwol sie aber im Allgemeinen während dieser Feste wenig Zurückhaltung und Bescheidenheit zeigen, so darf man darum doch nicht glauben, daß sie nach Lhassa gehen, um sich profanen, mit ihrem religiösen Stande wenig verträglichen Belustigungen zu überlassen, im Gegentheil ist Frömmigkeit der Hauptbeweggrund ihrer Reise. Ihr Zweck ist, den Segen des Tale-Lama anzuflehen, und eine Pilgerfahrt zu dem berühmten Buddhistenkloster Moru, das im Innern der Stadt liegt, zu machen. Daher kommt auch der Name Lhassa-Moru, den man diesen sechs Festtagen gegeben hat. Das Morukloster zeichnet sich durch die Pracht und den Reichthum aus, der in seinen Tempeln zur Schau gestellt ist. Die Ordnung und Reinlichkeit, die hier herrschen, machen es gleichsam zum Muster der andern Klöster in der Provinz. Westlich vom Haupttempel ist ein ungeheurer, von einem Säulengang umgebener Garten. Hier befinden sich die typographischen Anstalten. Zahlreiche Arbeiter, die sämmtlich der Lamaserie angehören, sind täglich beschäftigt, Platten zu graviren und buddhistische Bücher zu drucken, was nach dem chinesischen Verfahren geschieht. Die Lamas, welche jährlich zu dem Fest des Lhassa-Moru kommen, benützen die Gelegenheit, ihre Bücherankäufe zu machen. [7.]

---

9. Bildungszustände in Japan.

Die Japaner, Koraner und Chinesen sind die einzigen aufgeklärten Völker Ostasiens. Hinsichts der intellektuellen Fähigkeiten stehen die Japaner mit ihren westlichen Nachbarn, den Chinesen, nicht allein auf gleicher Stufe, sondern scheinen sie zu übertreffen. In mancher Beziehung können sie mit den gebildetsten europäischen Nationen wetteifern. Zwar herrscht auch in Japan das Absperrungssystem, und noch strenger wie in China; nichtsdestoweniger ist man keineswegs unempfänglich für europäische Bildung und Gelehrsamkeit, wodurch die Japaner sich zu ihrem Vortheile vor den hochmüthigen Chinesen unterscheiden, die ihre Anschauungsweise für die allervollkommenste halten. Nicht wie diese, die Alles, was von rothhaarigen Barbaren ausgeht, mit Verachtung betrachten und unbekümmert bei Seite legen, sind die Japaner lernbegierig und voll Eifer, sich nach Anleitung der Europäer in den Wissenschaften zu vervollkommnen.

Wie weit die allgemeine Bildung im japanischen Reiche vorgeschritten ist, geht schon daraus hervor, daß es in Japan kaum einen Menschen gibt, der nicht lesen und schreiben könnte und nicht mit den Gesetzen seines Vaterlandes vertraut wäre. Das Studium der Sprache macht auch,

wie in China, die Grundlage der Elementar= sowol, als der gelehrten Bildung aus. Mit besonderer Vorliebe wird von den Japanern auch die Geschichte und die geographische Kenntniß ihres Reichs betrieben, worin sie es zu einer so großen Vollkommenheit gebracht haben, daß die Karten, welche von ihnen, nach allen Regeln der Wissenschaft und Kunst, von ihrem Lande aufgenommen und publicirt worden sind, den europäischen Arbeiten ähnlicher Art nur wenig nachstehen.

Der Japaner ist mit einer regen Phantasie begabt. Er versteht sich vortrefflich auf die schwere Kunst der Menschenkenntniß, aber er ist auch ein großer Meister in der Kunst, das Gemüth zu bewegen. Die öffentlichen Redner wissen ihre Zuhörer so zu rühren, daß es nichts Seltenes ist, eine zahlreiche Versammlung bitterlich weinen zu sehen. Außer der Beredtsamkeit zeichnen sich die Japaner auch in der Poesie aus, und zwar ganz besonders in der dramatischen Dichtkunst. Ihre Schauspiele, oder vielmehr Opern, denn es wird Alles unter Begleitung eines gewaltig lärmenden Orchesters in Recitativen vorgetragen, sind, wie die unsrigen, in Aufzüge und Auftritte abgetheilt, auch mit einem Vorspiel versehen, welches einen Entwurf des ganzen Stückes gibt, gleichwol aber den Ausgang desselben unberührt läßt, um die Zuschauer in der Spannung zu halten. Die Scenerie der Bühne ist schön und nach der Beschaffenheit des Schauspiels eingerichtet. Ein jedes Stück hat Zwischenspiele, die aus Tänzen oder einer Posse bestehen. Das Trauerspiel sowol als das Lustspiel hat immer einen moralischen Zweck im Auge. Der Stil der Tragödie ist ernst, nachdrücklich, der Stoff gewöhnlich eine erhabene That aus der Götter= oder Heldengeschichte. Die darstellenden Personen sind junge Männer und junge Mädchen. Das Schauspiel ist ein Lieblings=Vergnügen der Japaner; jeder Ort und in großen Städten jedes Viertel hat sein stehendes Theater, das auf Gemeindekosten unterhalten wird, und Künstler und Zuschauer ziehen unter großem Pomp, mit disharmonischer Instrumental=Musik und von Tänzern, die ihre Künste auf dem Wege zeigen, begleitet, zu den Vorstellungen, die etwa eine Stunde zu dauern pflegen, worauf die Prozession in derselben Ordnung, wie sie nach dem Theater zog, ihren Rückweg nimmt.

In der Malerei befolgt der Japaner weder die Gesetze der Perspektive, noch kennt er Licht und Schatten, auch beschränkt er sich, mit gänzlichem Ausschluß menschlicher Figuren, nur auf Abbildungen von Thieren, Blumen, Früchten und anderen Natur= sowol als Kunst=Gegenständen; nichtsdestoweniger hat die japanische Malerei, die nur auf Papier und auf Porzellan ausgeübt wird, etwas Eigenthümliches und ihre Bilder werden von den Japanern, die sich oft ganze Gallerien davon anlegen, so hochgeschätzt, daß manches Stück mit drei= bis viertausend Thalern bezahlt wird.

Die japanischen Gelehrten sind fleißige Schriftsteller und es gibt eine große Menge öffentlicher und Privat=Bibliotheken. Alle darin befindlichen Werke betreffen die vaterländische Gesetzgebung und Geschichte, die Moral, die Theologie und Medizin. Nimmt man die Glaubenslehren aus, die den Priesterstand fortwährend beschäftigen, so scheinen die Japaner eben keine tiefen Denker zu sein und nur wenig Philosophie zu treiben, die sich bei ihnen auf die Dogmen des chinesischen Weltweisen Kon=fu=ze stützt. Weder in der Metaphysik noch in der Mathematik, ja nicht einmal in der Natur= und Himmelskunde haben es die Japaner durch eigenes Nachdenken weit gebracht; aber es wohnt ihnen, wie bereits erwähnt, das Verlangen bei, sich in diesen Wissenschaften nach Anleitung europäischer Schriften zu vervollkommnen.

Der öffentliche Unterricht beruhet in Japan auf der Priesterschaft. Sie allein hat die Erziehung der Jugend zu besorgen, die bis zum vierzehnten Jahre ihrer Leitung anvertraut bleibt. Die Zahl der öffentlichen Schulen ist minder groß, als die Zahl der in jeder Schule befindlichen Schüler. Drei bis viertausend Zöglinge in Einer Anstalt ist nichts Ungewöhnliches. In den meisten größeren Städten gibt es höhere Lehranstalten.

Sobald die jungen Leute in's älterliche Haus zurückkommen, werden sie zu den Uebungen, die ihrem Alter angemessen sind, angehalten. Man macht sie vor allen Dingen wehrhaft, und es gibt die dabei stattfindende Ceremonie, welche ein wirklicher Festtag ist, genugsam zu erkennen, daß das Soldatenwesen, weniger der Krieg (denn Japan lebt in seiner Abgeschlossenheit im tief=

sten Frieden) die herrschende Neigung dieses Volkes sei. Der Japaner bringt es im Waffenhandwerk sehr bald zur Vollkommenheit, er ist in der That ein geborner Soldat, dem nichts Anderes am Herzen liegt, als seine Waffe, die er selbst im Schlaf nicht von sich legt, denn dann ruht sie unter seinem Kopfkissen. Beim geringsten Anlaß greift der Japaner nach seinem Säbel, ungeachtet der strengsten Verbote, auf deren Befolgung jedoch von einer umsichtigen Polizei eben so strenge gehalten wird. Das Schießgewehr haben die Japaner erst durch die Europäer kennen gelernt und den Gebrauch desselben sehr schnell begriffen.

Die Reichs-Annalen werden am Hofe des Daïri von Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses in zwei Exemplaren geschrieben, die man im Reichsarchive aufbewahrt. Erst nach Ablauf einer gewissen Zeit macht man sie durch den Druck bekannt.

Die mechanischen Künste haben die Japaner von den Chinesen erlernt, ihre Lehrmeister aber in vielen Zweigen des Gewerb- und Kunstfleißes weit übertroffen. Obwol sie sehr Wenig erfunden haben, sind sie doch im Stande, Alles nachzuahmen und ihren Arbeiten die größte Vollkommenheit zu geben. Sie sind Meister im Kupferstich, im Vergolden und der Gravierkunst. Ihr Papier übertrifft das chinesische, und ebenso haben die Chinesen die schönen und feinen Zeuge, welche aus den Manufakturen Japans hervorgehen, vergeblich nachzuahmen gesucht. Das japanische Porzellan ist unerreicht und seiner Vortrefflichkeit wegen in der ganzen Welt berühmt. Der japanische Firniß übertrifft alle anderen, und nirgends wird so saubere Lackarbeit gemacht. Vortrefflich sind ihre Stahl-, überhaupt ihre Metallarbeiten, und die Klingen, die sie verfertigen, stehen mit ihrer unvergleichlichen Härte den Damascenern und Chorasanern nicht im Mindesten nach. Die Baumwollen- und Seiden-Manufaktur und die Verfertigung von Glaswaaren haben bei den Japanern einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht. Man findet überdem große Brennereien, Brauereien, Töpfereien, Gerbereien, Tabaksfabriken, Eisen- und Kupferhütten, und Hämmer-, Gold- und Silberhütten, überhaupt ist kein technisches Gewerbe ohne Repräsentation. Ausgezeichnet sind die Stroharbeiten (Hüte und Matten) der Japaner, ihre Uhrenfabrikation, ihr Schiffbau, und ihre Kanonengießereien.

Die meisten japanischen Städte, deren Zahl auf 13,000 angegeben wird, sind gut gebaut und stark bevölkert. Ueberhaupt ist Japan äußerst volkreich, und noch dichter bewohnt, als China. Erwägt man die große Menge der Städte und die an eine Million steigende Zahl der Flecken und Dörfer, das unaufhörliche Gewühl auf den Landstraßen, die vom Volke wimmeln, wie die Straßen von Paris und London, so läßt sich wol annehmen, daß auf jeder der 7,400 deutschen Geviertmeilen, welche das japanische Inselreich enthält, 10,000 Menschen wohnen, was eine Volksmenge von 74 Millionen gibt.*) In den Städten laufen die Straßen fast durchgängig schnurgerade und durchschneiden sich unter rechten Winkeln. Keine Stadt hat aber mehr als zwei Thore. Ummauert wie in China sind in der Regel die Städte nicht, ein Zaun oder ein Graben ist Alles, was zu ihrer Befestigung dient. Jede Stadt hat einen mit Gittern eingefaßten Platz, auf dem die kaiserlichen Verordnungen und Befehle, oder die allerhöchste Willensmeinung, wie die Japaner sagen, durch öffentlichen Anschlag bekannt gemacht werden. Die japanische Baupolizei schreibt vor, daß kein Bürgerhaus höher als dreißig Fuß sein dürfe, und selbst die kaiserlichen Paläste haben nur Ein Stockwerk. Die Erbeben, welche Japans Boden so oft erschüttern, sind die Veranlassung zu dieser Polizeiordnung. Alle Häuser sind von Holz, eben so zierlich als bequem eingerichtet. Indessen hat jedes Haus auch einen gemauerten Raum, in welchem jede Familie ihre werthvollsten Sachen aufbewahrt, um sie vor Feuersgefahr zu schützen. Bei vornehmen Leuten findet man das Haus in zwei Abtheilungen getheilt, von denen die eine zum Aufenthalt der weiblichen Familienglieder, die andern für die Männer zum Geschäftsbetrieb und zur Conversation bestimmt ist. Auf die Dekoration und den Schmuck der Zimmer durch Tapeten, die zuweilen mit silbernen und goldenen Blumen und Gemälden geziert sind, durch schöne Möbel, Stickereien,

*) Dieser ziemlich grundlosen Annahme steht die gewöhnliche Angabe von circa 30 Millionen entgegen.

Teppiche, allerhand Hausrath von Porzellan, Schnitzwerk u. dergl. m. halten die Japaner große Stücke. Die Heizung erfolgt, wie in China, unter dem Fußboden. Doch der schönste Schmuck eines großen Hauses ist der Garten und was dazu gehört; alle Reisenden sind einstimmig der Meinung, daß man die Pracht und schöne Einrichtung der japanischen Gärten nicht genug bewundern könne. [12.]





IV. Nordasien.

1. Leben und Sitten der Kamtschadalen.

Die Kamtschadalen nennen sich selbst Kroschscha, d. i. Menschen, oder auch Itelmen, d. h. Landeseinwohner. Sie gehören zu der kleinen mongolischen Raçe, sind röthlichgelb, haben schwarze Haare, wenig Bart, ein breites flaches Gesicht und eingedrückte Nase. Ihre Gesichtszüge sind unregelmäßig, die Augen liegen tief im Kopfe, die Beine sind dünn und tragen einen hangenden Bauch; die hervorstehenden Backenknochen verrathen das mongolische Geschlecht, groß ist der Mund und dick sind die Lippen, und breitschultrig ist der Kamtschadale, besonders derjenige, welcher an der Küste des Meeres von den Seeungeheuern lebt, die dasselbe hervorbringt. Denn sie nähren sich vom gedörrten Fleisch und Speck des Wallfisches, der Seehunde, der Seevögel und anderer Seethiere, aber auch von Wurzeln, Fischen, Beeren, woraus allerlei Gerichte bereitet werden, unter denen Selaga, ein Gemisch von Wurzeln, Beeren, Fischrogen, Wallfisch- und Seehundsspeck nebst gebackenem Fisch, das vornehmste und ein Lieblingsgericht ist. Wasser ist das allgemeine Getränk, wozu der Branntwein kommt, den sie von den Russen kennen gelernt haben und geliefert erhalten.

Bevor dieses Volk von den Kosaken durch Flintenstöße und Knutenhiebe seiner ursprünglichen Lebensweise entrissen wurde, kleidete es sich auf seltsame Weise in Fuchsfelle, Seehundshäute und Vogelfedern, die grob zusammengenäht waren. Jetzt kleiden sich die Kamtschadalen fast nach russischer Weise. Sie wohnen im Winter in unterirdischen Jurten, und im Sommer in erhöhten, über der Erde errichteten Hütten oder Balaganen, deren mehrere zusammengenommen einen, von den Russen Ostrog genannten Wohnplatz bilden. Diese Wohnplätze sind gewöhnlich an den Ufern der Flüsse, die das Gebiet der Einwohner ausmachen. Die Kamtschadalen sagen, ihr Vater oder Gott, was Ein Begriff ist, lebte zwei Jahre an den Ufern eines jeden Flusses und bevölkerte sie mit seinen Kindern, denen er die Gegenden umher, die Ufer und Wasser der Flüsse, an welchen sie geboren waren, zum Erbtheil gab. Sie entfernten sich auch bei ihren Wanderungen wenig von diesem alten und nicht zu veräußernden

Gebiete. Die nahe am Meere gelegenen Kamtschadalen aber bauen ihre Hütten an dessen Küsten oder in den nicht weit davon entfernten Gehölzen und streifen auf der Jagd und dem Seehundsfang zuweilen fünfzig Meilen von ihren Wohnungen umher.

Die Geräthschaften der Kamtschadalen bestehen in Schalen, Trögen, Körben, Kähnen und Schlitten. Auf die von Hunden gezogenen Schlitten setzen sich nur die Weiber; die Männer gehen immer nebenher, im Winter bei gefrornem Schnee auf Schlittschuhen, die aus zwei sehr dünnen Brettern bestehen, welche in der Mitte durch zwei Querhölzer von einander abgesondert sind, und wovon das vorderste ein wenig gekrümmt ist. Die Waffen der Kamtschadalen sind der Bogen, die Lanze, eine vierspitzige Pike (Ukarel) und ein Waffenrock von Matten oder Seehundsfell.

Die Kamtschadalen sind durch den Verkehr mit den Russen, statt besser, schlechter geworden; je mehr sie mit den Kosaken Umgang haben, je mehr sie um die Ostroge derselben wohnen, und je größere Freunde sie von den russischen Sitten geworden, desto größer ist ihre Verstellungskunst, das Laster der Lüge, der Heimtücke, des Betrugs; je entfernter, desto mehr natürliche Ehrlichkeit und Tugend trifft man unter ihnen an. Dem Gemüthe nach ist diese Nation eben so biegsam zum Guten, als zum Bösen; aber in der unglückseligen Voraussetzung, es sei Alles gut, was ein Kosak thut, ahmen die Kamtschadalen Alles nach, was von ihren Lehrmeistern ausgeht, die nach Stellers Bemerkung an Bosheit, unglaublicher Arglist, Betrug, Verstellung und Grausamkeit so weit von anderen sibirischen Einwohnern und gebornen Russen entfernt sind, als die Schlangen von den Tauben. Bei diesen Kosaken auf Kamtschadka und den daselbst hausenden Russen aus Jakuzk war es so weit gekommen, daß derjenige für den ruhmwürdigsten galt, der am listigsten betrogen hatte; und es gehörte keinesweges zu den Seltenheiten, wenn ein Sohn sich rühmte, den Vater, und die Tochter, daß sie ihre eigene Mutter hinterlistig verrathen hatte; und so tief war die Sittlichkeit bei diesen Menschen gesunken, daß sich öfters die Eltern über diese geübte List ihrer Kinder freuten. Dieser Einfluß der Kosaken auf die Kamtschadalen ist ganz besonders für den Verkehr der beiden Geschlechter von den schändlichsten Folgen gewesen.

Alle nordischen Völker haben viel Aehnlichkeit mit einander, die jagenden und fischenden Völker aber noch mehr. Was man in Sitten und Gewohnheiten bei den Kamtschadalen sieht, findet sich bei den Eskimos von Grönland wieder. Im Frühling und Sommer lebt der Kamtschadale der Fischerei; im Herbst der Jagd auf Wassergeflügel, oder er richtet Hunde ab und beschäftigt sich mit der Anfertigung von Hausgeräth u. dergl.; im Winter geht er hauptsächlich auf die Jagd der Pelzthiere. In derselben Jahreszeit beschäftigen sich die Weiber mit Spinnen von Nesseln; im Frühling suchen sie Kräuter, Wurzeln, Zwiebeln; im Sommer das Kraut, woraus sie Teppiche und Mäntel wirken, oder folgen den Männern auf den Fischfang; im Herbst sieht man sie Nesseln schneiden und brechen. Die Männer bauen die Jurten und Balaganen, machen die Hausgeräthe und Waffen und bereiten das Essen. Den Weibern dagegen liegt das Schneiderhandwerk ob, die Gerberei und Färberei des Leders, worin sie große Geschicklichkeit besitzen.

Der Kamtschadale kennt das sanfte Band der Freundschaft und übt die Gastfreiheit in hohem Grade durch Bewirthung. Er berauscht sich vermittelst eines ausgegohrenen Getränks, in das ein Pilz gelegt wird, und das Denjenigen, der davon genossen, in einen Zustand des Wahnsinns zu versetzen vermag. Die Weiber trinken davon niemals. Ihre Lustbarkeiten bestehen in Tanz und Gesang, wobei das Geschrei der Thiere und seine Nachahmung — die Melodie abgibt!

Bevor das Christenthum, wenigstens dem Namen nach, zu ihnen gelangte, hatten die Kamtschadalen weder einen richtigen Begriff vom Wesen der Gottheit noch das Wort Christi in ihrer Sprache. Als Steller sie fragte, ob sie beim Anschauen des Himmels, der Sonne, des Mondes und der Sterne niemals daran gedacht hätten, daß es ein höchstes Wesen gäbe, welches Alles Das erschaffen, antworteten sie ihm ausdrücklich: So Etwas wäre ihnen nie in den Sinn gekommen, und sie empfänden für dieses höchste Wesen (Kutcha) weder Liebe noch Furcht, und hätten solche auch niemals empfunden! Nach ihren Begriffen ist Gott weder die Ursache des Glücks noch des Unglücks, sondern Alles hangt

vom Menschen ab. Die Welt ist ewig und die Seelen sind unsterblich; sie werden wieder mit dem Körper vereinigt werden und stets allen Beschwerden dieses Lebens unterworfen sein, außer dem Hunger. Alle Geschöpfe ohne Ausnahme werden nach dem Tode wieder auferstehen und unter der Erde leben. Diejenigen, welche in dieser Welt arm gewesen sind, werden in jener reich sein, und diejenigen, welche hier reich sind, werden dort arm werden. Jenseits ist keine Strafe für die Fehler des Menschen, denn Derjenige, der Böses thut, empfängt die Züchtigung dafür schon im diesseitigen Leben. Kutcha hat in den Augen der Kamtschadalen viele Thorheiten begangen, die ihm nur Flüche zuziehen statt Lobsprüche und Gebete. Wozu dienen, sprechen sie, so viele Berge, Abgründe, Klippen, Sandbänke, reißende Ströme oder Flüsse, so viel Regen und Ungewitter? Die Kamtschadalen haben ihm wegen so schlechter Dienste nur Schimpfworte zu sagen! Zu ihren Opfern nehmen sie, wie alle nordasiatische Völker, das Schlechteste; so vom Fisch die Kiefern, Floßfedern und die Schwänze, während sie das, was sie essen können, für sich behalten.

Eine einzige Ceremonie aber schließt allen Aberglauben der Kamtschadalen in sich, das ist das Fest der Reinigung von Fehlern, welches im November, wenn die Sommer- und Herbstarbeiten beendigt sind, gefeiert wird und in einer Art Beichte besteht, die ein Greis, eine Art Hohepriester, empfängt, und wobei ein Verbrennungs-Prozeß die Hauptrolle spielt, auch die allertollsten Streiche, unter Grimassen, Verzückungen und Gesichtsverzerrungen getrieben werden. [12.]

2. Ein Aufenthalt in Ostsibirien.

Die Kolyma entspringt unter dem 61. Breitengrade und fließt in nord-nordöstlicher Richtung 1500 Werst an einem Gebirge hin, dessen jähe Felsen das rechte Flußufer bilden.

Im Norden das Eismeer, im Osten eine unabsehbare nackte Haide, Tundra, ist das Land der ganzen Gewalt der rauhen Winde bloßgestellt und bei Nis'hne-Kolymsk friert der Strom schon in den ersten Tagen des September zu, bei seiner Mündung oft selbst um den 20. August. Obwol während 52 Tagen (vom 15. Mai bis 6. Juli) die Sonne nicht untergeht, so scheinen doch ihre matten schrägen Strahlen alle Wärmekraft verloren zu haben. Es gibt in Wahrheit nur zwei Jahreszeiten: Winter und Sommer, und der letztere ist nur ein Kampf zwischen Entstehen und Vernichten. Ende Mai zeigt sich einiges kümmerliches Grün und im Juni entfalten sich sogar einige Blumen und Blüten. Im Juli, der heiter und mild zu sein pflegt, stellen sich ungeheure Züge von Mücken ein, gegen welche Menschen und Thiere nur in dem dicken, bittern Rauche der Dymokury (große Haufen von Blättern, Moos und feuchtem Holz) einigen Schutz finden. Und doch leisten in dem weisen Haushalte der Natur selbst diese Plagegeister dem Menschen einen wesentlichen Dienst. Vor ihnen nämlich flüchten sich die Rennthiere in Zügen von vielen Hunderten aus den Wäldern nach dem Meere und werden, namentlich, wenn sie über die Flüsse und Landseen setzen, in großer Anzahl erlegt. Der Winter dauert volle neun Monate und steigt im Januar bis zu einer Kälte von 43 Grad. Dann wird das Athmen schwer, das Rennthier steht unbeweglich, wie leblos in dem tiefsten Dickicht der Wälder und selbst der Schnee dampft! Mit dem 22. November tritt eine 38tägige Nacht ein, nach der erst am 28. Dezember eine blasse Morgenröthe erscheint, die selbst um Mittag die Sterne noch nicht zu verdunkeln vermag. In dieser Jahreszeit deckt fast beständig ein dichter Nebel die weiten Schneegefilde. Eine merkwürdige Naturerscheinung, namentlich in den Thälern des Aniuji ist: „der warme Wind,“ der, von Ost-Süd-Ost wehend, in raschem Wechsel eine Kälte von 35 Grad in $1\frac{1}{2}$ Grad Wärme verwandelt.

In diesem Klima und diesem Boden kann natürlich nur eine dürftige Pflanzenwelt kümmerlich ihr Leben fristen. Verkrüppelte Lerchenbäumchen

und Weidengesträuch, Riedgras, Thymian, Wermuth, selbst die wilde Rose und Vergißmeinnicht, ferner Johannis-, Rausch-, Preisel- und Moltebeeren, sowie die duftreiche Mamura kommen noch, namentlich am rechten Ufer der Kolyma, vor, werden aber näher dem Meere immer seltener oder hören ganz auf. Keineswegs arm dagegen sind diese Wildnisse an vierfüßigen Thieren und Geflügel. Von den ersteren erwähne ich das Rennthier und Elennthier, den schwarzen Bären, den Wolf, Fuchs, Zobel und andere Pelzthiere, von den letzteren ungeheure Züge von Schwänen, Gänsen und Enten, ferner Adler, Eulen und Möven, weiße Schneehühner, Schnepfen und Krähen, ja um die Frühlingszeit hört man zuweilen den fröhlichen Finkenschlag und im Herbste das Zwitschern der kleinen Meise.

Aus welchem Lande die Vorfahren der jetzt hier lebenden Völkerschaften eingewandert sind, und was sie bewog oder vielmehr nöthigte, ihre wahrscheinlich freundlicheren Wohnsitze mit diesen unwirthbaren Einöden zu vertauschen, meldet uns kein Denkmal und hat keine Ueberlieferung aufbewahrt. Nur eine dunkle Sage geht unter dem Volke: „Es seien ehemals an den Ufern der Kolyma mehr Feuerstätten der Omoki gewesen, als Sterne am klaren Himmel.“ Dieser Volksstamm ist gänzlich verschwunden und ein anderen, der Tschuktschen, ist theils weiter nördlich gezogen, theils bildet er, mit späteren Einwanderern vermischt, die jetzige geringe Bevölkerung. Dieselbe beläuft sich in dem ganzen Kolymskischen Bezirke auf dritthalbtausend Menschen männlichen Geschlechtes, wovon die Mehrzahl Jakuten, und Jukagiren und andere Völkerstämme. Sie zahlen als Abgabe an die Regierung 803 Füchse, 28 Zobel und an Geld 10,847 Rubel. Die hier befindlichen Russen sind meist Abkömmlinge von Verbannten, und obwol sie sich zum Theil mit den Eingeborenen vermischt und Viel von ihnen angenommen haben, so sind sie doch an dem höheren und kräftigeren Wuchse, der weißeren Hautfarbe und meist auch dem helleren Haare kenntlich. Auch die russischen Frauen und Mädchen sind von einer angenehmeren und regelmäßigeren Gesichtsbildung und besitzen viel Gemüthlichkeit und einen häuslichen Sinn, sowie eine gewisse Empfänglichkeit für die feineren Regungen des Gefühls. Sie lieben sehr den Gesang und pflegen Stegreif-Lieder vorzutragen. Mit Gesang, Tanz und Spiel verkürzen sie in traulichen Kreisen die lange Winternacht, während die Eingeborenen den Frohsinn und Lebensgenuß gar nicht kennen. In ihren Wohnungen unterscheiden sich beide wenig von einander. Die Hütten sind gewöhnlich 12 bis 18 Fuß in's Gevierte und 9 Fuß hoch, die Wände aus Treibholz, das die Frühlingsüberschwemmungen vom Meere die Flüsse hinaufführen, aufgezimmert, mit Moos und Lehm verwahrt und außen mit einem hohen Erdwall beschüttet. Auch das flache Dach ist mit Erde bedeckt. Zwei, einen Quadratschuh große Fensterchen, an denen im Sommer eine Fischblase, im Winter eine sechs Zoll dicke Eisplatte die Stelle des Glases vertritt, lassen nur einen Schimmer des Tageslichtes in das Innere fallen. In einer Ecke desselben befindet sich der Tschuwal mit einer Oeffnung darüber als Rauchfang, um die Wände laufen breite, mit Rennthierfellen bedeckte Bänke und eine oder zwei niedrige Abtheilungen sondern die Schlafstätten von einander ab. An die Hütte schließen sich ein Vorhaus, eine Vorrathskammer, ein Hundestall und Gerüste zum Trocknen der Fische an. Reinlichkeit ist hier gar nicht und Wäsche nur bei dem Reichen zu finden. Die Hauptbestandtheile der Bekleidung bilden ein Hemd aus weichem Rennthierfelle mit einem schmalen Besatz von Biber- oder Flußotterfell, Beinkleider von demselben Stoffe, und ein mit einer Kapuze versehenes Oberkleid von dickem Rennthierleder ohne Haar, dazu auf Reisen ein zweites, dem ganz gleiches, jedoch von doppeltem Fellwerk, die Kuchlanka, an deren Aermel große Fausthandschuhe genäht sind. Zu Hause tragen sie eine Art Schuhe aus braunem Juchten mit Schäften von rauhem Rennthierfelle, die mit Zierrathen besetzt und durch zwei, das Bein kreuzweis umwickelnde Riemen an die Beinkleider befestigt sind. Auf Reisen bedienen sie sich einer wärmeren Fußbekleidung und einer großen, in- und auswendig rauhen Pelzmütze, so wie verschiedener Gesichtsbedeckungen, unter denen das mit allerlei farbiger und goldener Stickerei verzierte Stirnband mehr zum Schmuck als zum Schutz bestimmt ist. An dem Gürtel hängt ein großes Messer, die kleine Gansa oder Tabakspfeife und ein Tabaksbeutel. Die Hauskleidung der Weiber unterscheidet sich von der der Männer fast in Nichts als in der größern Leichtigkeit der Felle und einem um den Hals liegenden Kragen von feinem Rauchwerk.

Als Galla-Anzug tragen sie jedoch auch baumwollene oder seidene Kleider, je großblumiger und buntscheckiger, desto schöner.

Um die Mitte Mai verlassen fast sämmtliche Bewohner Nish'ne-Kolymsk und suchen sich längs des Stromes zu ihrer Hauptbeschäftigung, dem Fischfang, günstige Stellen auf, an denen sie ihre Balagans oder leichten Sommerhütten aufschlagen. Im Frühling, wo die Wintervorräthe meist aufgezehrt sind, die Fische sich vor der Kälte in die Tiefen der Flüsse und Seen zurückgezogen haben und die ausgehungerten Hunde zur Jagd untauglich sind, pflegt sich der Hunger in seiner furchtbarsten Gestalt einzustellen. Blaß und kraftlos, gleich Gespenstern, kommen schaarenweise die Tungusen und Jukagiren zu den russischen Niederlassungen, deren Bewohner selbst zuletzt sich von den Ueberresten der für die Hunde bestimmten Vorräthe zu nähren genöthigt sind, und stürzen gierig über jeden Abfall von geschlachteten oder gefallenen Rennthieren, über Knochen, Felle oder Riemen her. Doch wenn die Noth am höchsten, ist die Hülfe am nächsten. Plötzlich zeigen sich als Frühlingsboten große Schwärme von Zugvögeln, und Alt und Jung eilt mit Flinten und Bogen, sie zu erlegen, herbei. Noch aber ist die Nahrung kärglich und die Natur scheint wie ein erfahrener Arzt die Ausgehungerten erst allmälig wieder an Speise gewöhnen zu wollen. Im Juni endlich gehen die Flüsse auf, aber — ein neues Ungemach — die ungeheueren Eismassen stemmen sich an manchen Stellen und verursachen dadurch große Ueberschwemmungen, die plötzlich die Gegend in weite Seen verwandeln, aus denen nur die Dächer der Häuser, wie Inselchen, hervorragen. Die Fische ziehen im Frühling stromabwärts, und sobald die Gewässer fallen, beginnt die Hauptfischerei. Ein Theil der Beute wird geräuchert, das Meiste aber im Schnee für den Winter aufbewahrt. Andere Vorräthe liefert das Fleisch der Rennthiere, die man während ihres Sommerzuges an dem Aniuji oder an den Seen der Tundra aufsucht, durch die Hunde in's Wasser treibt und darin die schwimmenden Thiere mit einer Art Speer erlegt. Am Aniuji kann ein geschickter Jäger in guten Jahren wol 100 Thiere erlegen, in der Tundra nur 5 bis 20, doch bleiben sie daselbst nie aus und sind besser genährt. Während dessen feiern auch die Frauen nicht und sammeln allerlei Beeren ein, die jedoch nicht jedes Jahr gerathen. Es ist das für sie eine Art Fest, wie anderwärts die Weinlese, und sie belustigen sich dabei mit Gesängen, Tänzen und Spielen. Im September beginnt der Fang der Häringe, die in günstigen Jahren in so ungeheueren Zügen stromaufwärts gehen, daß deren oft mit einem einzigen Zuge 3000 und mehr gefangen werden. Sie allein schützen häufig, wenn die übrige Fischerei nicht ergiebig war, die Bewohner vor Hungersnoth, und allein die 100 Familien in der Umgegend von Nish'ne Kolymsk bedürfen deren zu ihrem Unterhalt nicht weniger als drei Millionen.

Unter allen im hohen Norden einheimischen Thieren ist der Hund eins der unentbehrlichsten und hat für die ansässigen Bewohner dieser Gegenden dieselbe Bedeutung, wie für die nomadisirenden das Rennthier. Er hat hier viel Aehnliches mit dem Wolfe, eine lange, spitzauslaufende Schnauze, spitzige, aufrechtstehende Ohren und einen langen, buschigen Schwanz. Sein Haar ist glatt oder auch kraus und von Farbe schwarz, weißlich, rothbraun oder gefleckt. Sein Bellen kommt dem Wolfsgeheul nahe. Ein guter Schlitten darf nicht unter 2 Fuß 8 Zoll hoch und 3 Fuß 2 Zoll lang sein. Im Sommer graben sie sich Gruben in die Erde, oder legen sich in's Wasser, um sich der Mücken zu erwehren, im Winter scharren sie sich tiefe Löcher in den Schnee. Ganz besondere Sorgfalt wird auf die Abrichtung der Leithunde verwendet. Gewöhnlich stürzt das ganze, gewöhnlich aus 12 Hunden bestehende Gespann, seinem angeborenen Triebe folgend, wenn es ein Wild wittert, demselben unaufhaltsam nach. Ein guter Leithund aber sucht mit bewunderungswürdiger Klugheit und List die anderen Hunde von der Verfolgung der Wildspur abzubringen. Er ist auch häufig auf Reisen über die weite Tundra in dunkeln Nächten, und dichtem Schneegestöber der Retter seines Herrn. Wenn das Thier nur einmal mit ihm die Gegend betreten und mit ihm in der schützenden Powarnä übernachtet hat, so bringt es ihn sicher zu der Stelle, wo die Hütte tief unter dem Schnee vergraben liegt und zeigt durch sein freundliches Wedeln an, daß er hier nur nachzugraben brauche, um das gesuchte Nachtlager zu finden. Im Sommer ziehen sie die Boote stromaufwärts. Wenn das eine Ufer Hindernisse darbietet, schwimmen sie neben dem Boote, die Zugleine nach sich schleppend,

nach dem andern Ufer und stellen sich dort wieder in gewohnter Ordnung auf, um auf einen zweiten Ruf das Fahrzeug weiter zu ziehen.

Begleiten wir nun auch diese Polarmenschen nach Ablauf des Sommers wieder in ihre düstere Winterwohnung zurück. Nachdem sie dieselbe wieder ausgebessert und sorgfältig verwahrt haben, versammelt die lange Winternacht die Glieder der Famlie um den wärmenden Heerd bei dem Scheine von einer oder mehreren Thranlampen. Ein schwacher Schimmer fällt durch die dicken Eisscheiben der Fenster in die Nacht und über den niedrigen Schornsteinen erheben sich hohe Säulen röthlichen Rauches mit majestätischen Funkengarben. Um die Wohnungen lagern auf oder unter dem Schnee die Hunde, die drei bis viermal des Tages die tiefe Stille durch ein furchtbares Geheul unterbrechen, das weithin über die öde Fläche erschallt. Die männlichen Hausgenossen sind mit der Verfertigung von Netzen aus Roßhaaren oder von Jagdwaffen beschäftigt, während die Weiber die Thierfelle zubereiten und daraus Kleidungsstücke verfertigen, indem sie sich der Rennthiersehnen als Zwirn bedienen, oder sie bereiten die spärliche Mahlzeit, die vorzugsweise aus abgekochten, oder in Thran gebratenen Fischen und Rennthierfleische, als leckerer Zugabe auch wol aus etwas Fischkuchen besteht. Kommt ein reisender Gast, so wird er mit dem Besten, was man hat, bewirthet. Da werden auf dem mit einem alten, mehrfach zusammengelegten Fischnetz statt des Tischtuches bedeckten Tische die mancherlei Leckerbissen aufgetragen. Salz wird nur den Fremden vorgesetzt, da die Eingeborenen es nie bei der Zubereitung ihrer Speisen brauchen, ja sogar eine Abneigung dagegen zu haben scheinen. Auch bereiten die Reichern aus dem sehr theueren Roggenmehl ein warmes Getränk, indem man es röstet, mit Butter oder Fischthran anrichtet und mit kochendem Wasser verdünnt.

Ein regeres Leben zeigt sich zur Weihnachtszeit, am Osterfeste und besonders in der Maslinitza, die in ganz Rußland durch Lustbarkeiten aller Art gefeiert werden. An den Hauptfeiertagen ziehen die Einwohner von Nish'ne-Kolymsk auf's Beste herausgeputzt auf den heisern Ton der Glocke zur Kirche und später besucht der Priester mit dem Kreuze jede Hütte und ertheilt unter Besprengung mit Weihwasser den Segen. Nachmittags versammeln sich die Nachbarn zuweilen zu Abendkränzchen, bei denen man sich mit Gesprächen und Spielen, mit Gesang und Tanz unterhält. Eine Hauptrolle dabei spielt immer der Thee, der in fast unglaublicher Menge und zwar natürlich ohne Milch und fast ohne Zucker getrunken wird. Daneben wird auch Branntwein, oft im Uebermaße, genossen. Alle diese Genüsse sind aber sehr kostspielig, denn ein Pfund des geringsten Thee's kostet wenigstens 9 Rubel, ein Pfund Zucker 4½ Rubel, ein Maß Fruchtbranntwein 13½ Rubel. So zieht sich einförmig und freudenleer, wie die Steppen, die sie bewohnen, das Leben dieser Menschen hin, die zu ihrem Glücke kaum eine Ahnung anderer Lebensgenüsse haben, und die, wenn sie nur das Nothdürftigste zu ihrem Unterhalt besitzen, sich ganz zufrieden, ja im gewissen Sinne glücklich fühlen. [250.]

---

3. Der Markt zu Ostrownoje und die Tschuktschen.

Von Nish'ne-Kolymsk 250 Werst entfernt liegt der Flecken Ostrownoje, Marktplatz des Tauschhandels in Nordsibirien. Außer der sogenannten Festung, welche in nichts Anderem besteht, als in einigen Hütten, die als Kasernen dienen und von einem morschen hölzernen Zaune umschlossen sind, gehören zu diesem Flecken eine kleine, baufällige Kapelle und etwa 20 bis 30 regellos zerstreute Hütten. Diese sind zur Zeit des Marktes alle vollgepfropft mit Marktgästen, von denen die noch größere Hälfte im Freien lagern muß. Ueberall zeigt sich Leben und Thätigkeit. Abends verschwinden die schmutzigen, Schneehaufen ähnelnden Hütten, und man sieht nur noch den matten Lichtschimmer, der durch die Eisscheiben der Fenster bricht, die Feuer der unter freiem Himmel lagernden Gäste und den rothen, mit großen Funken gemischten Rauch, welcher aus

den Zelten der Tschuktschen an dem gestirnten Himmelsgewölbe aufsteigt, das gewöhnlich in dem Glanze eines strahlenden Nordlichts leuchtet. Die Tschuktschen, das Handelsvolk Ostsibiriens, sind es, welche hierher zum Tauschhandel mit den Russen ziehen. Sie kommen von der äußersten Ost-Spitze Asiens, dem Tschukotskoy-Noß, mit Weibern, Kindern, Hausrath, Waffen und Wohnungen auf Rennthierschlitten, wie eine kleine Völkerwanderung hierher gezogen. Zu diesem Zuge brauchen sie auf vielen Umwegen fünf bis sechs Monate, so daß sie fast immer auf der Reise sind. Eine solche Karawane ist gewöhnlich bis 300 Köpfe stark. In der Tschaunbucht vertauschen sie gewöhnlich bei den dort lebenden Tschuktschen ihre ermatteten Rennthiere mit frischen und holen auf der Rückreise dort die ihrigen wieder ab. In dem Handel zwischen den Bewohnern der Nordwestküste von Amerika und den Russen sind sie eigentlich nur die Fuhrleute. Auf ledernen Böten über die Behringsstraße setzend, tauschen sie von den Ersteren Wallroßzähne und Pelzwerk gegen Tabak, Eisengeräthe, Glasperlen u. dergl. ein, die sie für jene Waaren von den Russen erhalten. In diesem Handelsverkehr gewinnen sie nicht weniger als 300 Procent, indem sie die Felle, die sie für ein halbes Pud Blättertabak einkaufen, für zwei Pud desselben Tabaks wieder verkaufen. Den russischen Kaufleuten ist es verboten, Branntwein an die Tschuktschen zu verkaufen. Doch führen sie heimlich einigen Vorrath für diese leidenschaftlichen Liebhaber des „wildmachenden Wassers", wie diese ihn nennen, mit sich und verkaufen ihn zu unsinnig hohen Preisen. Außerdem besuchen den Markt auch zahlreiche Eingeborne wol 1000 und mehr Werst im Umkreise, Jukahiren, Tungusen, Tschuwanzen, und Koräken, die vorzugsweise Pelzwerk gegen Schlittensohlen eintauschen.

Nachdem als Maßstab für den diesjährigen Handel festgesetzt worden war, daß zwei Pud tscherkessischen Tabaks 16 Fuchs- und 20 Marderbälge gelten sollten, wurde nach einer feierlichen Messe in der Kapelle am 11. Februar der Markt eröffnet. Das Zeichen hierzu gab das Aufziehen einer Flagge über dem Thürmchen des Ostrogs. Sogleich setzten sich die Tschuktschen, vollständig mit Spießen, Bogen und Pfeilern bewaffnet, in einem ziemlich wohlgeordneten feierlichen Zuge in Bewegung und stellten sich mit ihren Schlitten in einem Halbkreise um die Festung auf. Ihnen gegenüber nahmen die russischen und andern Marktgäste ihre Plätze; Alle erwarteten mit Ungeduld die Glocke, welche die Erlaubniß zum Beginn des Tauschhandels gibt. Kaum ertönt diese, so scheint es, als hätte ein elektrischer Schlag die ganze Russenseite getroffen; Alt und Jung, Männer und Weiber, Alles stürzt im tollsten, buntesten Gewimmel über die Tschuktschen-Reihen her. Die Lebendigsten und Eifrigsten waren die Russen, mit der einen Hand einen schweren Tabaksack schleppend, in der andern ein paar Kessel, am Gurt und über den Schultern Beile, Messer, Tabakspfeifen, Glasperlen u. dergl. hängend, rennen diese wandernden Waarenlager von einem Schlitten zum andern und preisen in einem Kauderwelsch von russischen, tschuktschischen und jakutischen Wörtern lautschreiend ihre Waaren an. Der Lärm, das Drängen und Stoßen ist über alle Beschreibung. Mancher wird in dem tiefen Schnee niedergeworfen; fünfzig, hundert Nebenbuhler rennen über ihn weg; er verliert Mütze und Handschuhe, vielleicht auch ein paar Zähne — das schadet aber weiter nichts. Er rafft sich wieder auf, rennt, trotz der 30 Grad Kälte, mit bloßem Kopfe und Händen weiter, um durch verdoppelte Thätigkeit das Versäumte einzuholen. Einen höchst auffallenden Gegensatz zu dieser ungeheueren Geschäftigkeit der Russen bildet der Ernst und die unerschütterliche Ruhe der Tschuktschen, die, unbeweglich bei ihren Schlitten stehend, höchstens mit einsylbigen Worten auf die unversiechbare Beredtsamkeit ihrer Gegner antworten und, wenn sie handelseinig sind, kaltblütig ihre Waare mit der ihnen dafür dargebotenen vertauschen. Merkwürdig ist es dabei, wie sie, ohne die Waage zu kennen, die Säcke auf ihren Händen wägen, und ziemlich genau zu bestimmen wissen, ob sie das angegebene Gewicht haben. Dieses Treiben dauert selten länger als drei Tage; dann sind die Waaren ausgetauscht und Alle kehren wieder heim. Nach einem tüchtigen Schneegestöber bleibt höchstens noch der Flaggenstock als Wahrzeichen der blühenden Handelsstadt sichtbar.

Die Tschuktschen sind noch sehr wenig gekannt. Unter allen Völkerschaften Nordasiens haben sie ihre Nationalität am Reinsten erhalten. Friedliebend nur im Gefühle ihrer Schwäche nomadisiren sie in den eisigen Einöden und Felsenklüften ihres durch die Eroberer Sibiriens sehr

beschränkten Vaterlandes. Zur Befriedigung aller ihrer Lebensbedürfnisse, der Wohnung, Kleidung und Nahrung, dient ihnen das Rennthier, und alle Entbehrungen ertragen sie mit Gleichmuth im stolzern Gefühle ihrer unbeschränkten Freiheit. Lange Zeit verging, ehe sie sich von den friedlichen Gesinnungen der Russen überzeugten und mit ihnen in Handelsverkehr traten. Erst hierdurch sind sie mit dem Gebrauch des Tabaks und Eisens vertraut geworden und haben sich ihre Sitten gemildert. Die Mehrzahl unter ihnen hat sich taufen lassen, sie sind aber nichts mehr als getaufte Heiden, da sie gar keinen Begriff von den Lehren und dem Geiste des Christenthums haben und zunächst nur das Versprechen eines Geschenkes sie zur Taufe bewegt. Eine solche hatte während Wrangels Anwesenheit mit einem jungen Tschuktschen statt, dem dafür einige Pfunde Tabak zugesichert waren. Der Neubekehrte stand ruhig und ziemlich anständig vor der zahlreichen Versammlung in der Kapelle und ließ den Priester und die Taufzeugen gewähren. Als er aber in den als Taufbecken dienenden, großen hölzernen Bottich steigen sollte, um nach dem Brauche der russischen Kirche dreimal unterzutauchen, wollte er gar nicht mehr daran, schüttelte sehr ernsthaft mit dem Kopfe und brachte eine Menge Gegengründe vor, von denen Niemand Etwas verstand. Nach langem Zureden des Dolmetschers, wobei wahrscheinlich der Tabak wieder eine Hauptrolle spielte, entschloß er sich doch endlich dazu und sprang herzhaft in das kalte Wasser, aber auch gleich wieder heraus und rief, am ganzen Leibe vor Kälte zitternd: „Den Tabak her, meinen Tabak!" Nichts vermochte ihn, zur Beendigung der Taufhandlung noch ein Mal in den Kübel zu treten; zähneklappernd rannte er umher und schrie beständig: „es ist schon genug, ich will Nichts mehr, gebt mir nun meinen Tabak!" Endlich ließ er die ganze Versammlung in Stich und rannte, um sich wieder zu erwärmen, nach seinem Zelte. Dergleichen Auftritte fallen hier nicht selten vor und lassen nicht nur das Werthlose, sondern auch das Unwürdige der russischen Tschuktschen-Bekehrungen ermessen, denen gar kein bekehrender Unterricht vorausgeht, da die Priester der Sprache dieses Volkes unkundig sind. Die Getauften unter ihnen haben bis jetzt von der christlichen Religion Nichts angenommen, als einige äußere Gebräuche, sofern sie ihnen nicht unbequem waren. Dagegen aber ist unter ihnen z. B. die Vielweiberei noch allgemein. Auch haben sie noch die unmenschliche heidnische Sitte beibehalten, gebrechliche Kinder und ihre Alten, welche die Beschwerden des Nomadenlebens nicht mehr ertragen können, umzubringen.

Eine sehr wichtige Rolle spielen unter ihnen, trotz der christlichen Taufe, die Schamanen. Jeder Stamm und jede Karawane hat deren einen oder mehrere bei sich, deren Entscheidung in allen wichtigen Angelegenheiten von der größten Geltung ist. Dieselben pflegen gewöhnlich als grobe, gemeine Betrüger dargestellt zu werden und ihre Verzuckungen als ein schnöden Gewinnes halber angestelltes Gaukelspiel. Das gilt allerdings von den unter dem Namen Schamanen im Lande herumziehenden Gauklern, nicht aber von den wahren Schamanen, welche bei ihren Verzückungen, die wahrhaft dämonischer Natur sind, wol schwerlich die Absicht zu täuschen haben. So oft ich einen Schamanen, bemerkt v. Wrangel, in dem Zustande der Verzückung sah, ließ er immer einen lange dauernden, düstern Eindruck in mir zurück. Der wilde Blick, die blutrünstigen Augen, die heisere Stimme, die sich aus der krampfhaft zusammengepreßten Brust gewaltsam einen Weg zu bahnen schien, die unnatürliche, krampfhafte Verzerrung des Gesichtes und des ganzen Körpers, das emporgesträubte Haar, ja selbst der hohle Ton der Zaubertrommel — alles Das hat etwas Grauenhaftes und Geheimnißvolles. [250.]

---

4. Tungusen und Jukagiren.

Unter allen Nomadenstämmen in Ostsibirien sind die Tungusen die rohesten und sorglosesten. Ursprünglich von den Mandschu abstammend, haben sie alle Aehnlichkeit mit dem heutigen

Mandschu verloren. Mit Ausnahme derjenigen, die in der Umgegend von Nertschinsk wohnen, halten sie weder Pferde noch Rindvieh, noch Hunde. Sie leben ausschließlich vom Fange der Pelzthiere, und in dem langen, taglosen Winter sind sie in großem Elend und müssen bei ihrem russischen Nachbarn betteln. Ihre Hütten oder „Jurten" gleichen ziemlich den Wohnungen der Kirgisen. Das Gerippe der Hütte besteht aus einigen, in den Boden oder Schnee gesteckten Stangen, die einwärts gegen einander kegelförmig gebogen und oben befestigt sind. Das Gerüste wird mit zugerichteten und zusammengenähten Rennthierhäuten bedeckt und die Jurte ist fertig. Es wird an irgend einer Stelle eine kleine Lücke offen gelassen, um die Rennthierhaut aufheben zu können, und diese dient als Thüre. Ein großes Feuer wird in der Mitte angezündet und der Rauch findet überall seinen Ausgang. Ihre Kochgeschirre hangen an Stöcken über dem Feuer und werden im Winter mit Schnee gefüllt. Rennthierhäute und Bärenfelle dienen zu Lagerstätten und zur Bekleidung. Sie machen daraus gewöhnlich eine Art Sack, der bis auf den halben Leib reicht und in welchen sie kriechen, ehe sie sich schlafen legen. Alle Dinge dieser Art, so lange sie nicht im wirklichen Gebrauche sind, werden in den Schnee vergraben, um das Haar zu erhalten, das sonst bei dem Mangel an gehöriger Gerbung bald ausfallen würde. Die Jurten der wohlhabenden Tungusen, wie der Aeltesten, haben statt der gewöhnlichen Stangen ein Gitterwerk und eine Thüre, die gehörig verschlossen und geöffnet werden kann, und die innere Seite ist mit Leder bekleidet. Viele haben Koffer und Hausgeräthe und etwas Silberwerk, aber der Unbequemlichkeit des Rauches läßt sich nicht abhelfen; auf der einen Seite ein glühendes Feuer, kalte Luft auf der anderen. Sie haben eine Anzahl zahmer Rennthiere, die ihnen im Winter Nahrung geben, aber die Armen tödten diese Thiere nur bei dringender Noth.

Selten lagern sie sich an einem Orte länger als Einen Tag, blos aus Liebe zur Ortsveränderung. Sie denken in keiner Weise an den folgenden Tag. Sind ihre Vorräthe verzehrt, so geht der Mann auf die Jagd, deutet mit dem Finger nach der Richtung, die er nehmen will, und gibt seinem Weibe durch ein anderes stummes Zeichen an, wo sie ihn finden soll. Sobald er sich entfernt hat, bricht sie die Jurte ab, ladet die gesammte Habe auf Rennthiere und begibt sich an den Ort, den ihr Mann angedeutet hat und den sie nie verfehlt. Das Zelt wird dann aufgeschlagen, und Alles für die Rückkehr des Mannes bereit gehalten. Ist er glücklich gewesen, so bringt er ein Stück Fleisch zum Abendessen mit und gibt seiner Frau durch Zeichen an, wo er den Ueberrest niedergelegt hat, den sie am anderen Tage holen muß. So lange die Vorräthe aushalten, thut er Nichts als rauchen, essen und schlafen. Sollte er keine Jagdbeute gemacht haben, so kommt er heim, ohne ein Wort zu sagen, setzt sich an's Feuer, zündet seine Pfeife an, zieht seinen Gürtel fest und legt sich schlafen. Seine Frau und seine Kinder machen es ebenso. Durch das Einschnüren des Magens mit dem Gürtel glaubt man das Gefühl des Hungers zu unterdrücken. Der Tunguse gibt das erste Thier, das er erlegt, wie werthvoll es auch sei, dem Ersten Besten, der ihm begegnet, weil er seinen glücklichen Erfolg auf der Jagd dem Glücke dieser Person zuschreibt.

Die J u k a g i r e n, die Russen zu Nachbarn haben, besuchen diese in den zwei finstern Monaten der Polarnacht, um Beistand von ihnen zu erhalten oder womöglich ihre Häute für Tabak auszutauschen. Sie rauchen den starken Tabak aus der Ukraine, den sie mit Sägespänen vermischen, um länger auszukommen. Der Rauch wird nie aus dem Munde geblasen, sondern verschluckt und bringt einige der köstlichsten Wirkungen hervor, deren der Opiumesser genießt. Alle Familienglieder, Männer, Weiber und Kinder rauchen von früher Jugend an, und ihre erste und einzige Sorge ist, sich den nöthigen Vorrath von Tabak zu verschaffen, und was ihnen dann übrig bleibt, wird zu Branntwein verwendet. Sie trinken jedoch nicht für sich allein, sondern theilen ihren Nektar mit Jedermann, selbst mit dem Kinde auf dem Arme der Mutter. Beide Stämme sind ungemein ehrlich, schlicht und gutmüthig, wenn sie aber ein Unrecht erlitten zu haben glauben, so sind die Folgen oft verderblich für die Kosaken und die Kommissäre des Bezirks. Die Jukagiren am Ufer des Anui stehen in freundschaftlichem Verkehr mit den Russen in Nish'ne-Kolymsk. Wenn sie ihren Vorrath von Rennthierfleisch eingelegt haben, erhalten sie von

den Russen einen Besuch, der eine Woche und länger dauert, und während dieser Zeit werden die Gäste und ihre Hunde reichlich genährt. Beim Abschiede bittet der Russe seinen Wirth um Lebensmittel für die Reise. Die Antwort ist: „Versorge dich." Der russische Gastfreund läßt sich durch falsche Bescheidenheit nicht davon abhalten, sondern füllt den Schlitten, daß die Hunde ihn kaum ziehen können. Der Jukagire besucht dann die Stadt und wird von seinem ehemaligen Gaste am ersten Tage freigebig bewirthet, nachher aber muß er bezahlen, was er und seine Hunde verzehren. Hedenström fragte Einen von ihnen, warum er nicht die Russen auf gleiche Weise behandle, wenn sie ihm einen Besuch machten. Nach kurzem Nachdenken antwortete der Mann: „Wer hat sich zu schämen?" [38.]

5. Der Baikalsee.

Der Baikal ist in vieler Hinsicht einer der merkwürdigsten Seen in der Welt. Im Verhältniß zu seiner Länge sehr schmal, wechselt er in seiner Breite von dreißig bis zu hundert Wersten, während seine Länge sechshundert Werste beträgt. Fast ganz von hohen und abhängigen Felsen umschlossen, scheint er offenbar durch eine plötzliche Erschütterung der Natur entstanden zu sein, die durch dieselben einen Weg gebrochen hat. Die Wassermasse, die ihm jährlich von den vielen Flüssen, die sich in ihn ergießen, und von den Gebirgwässern zugeführt wird, die unmittelbar von den Felsen herabstürzen, welche bis dicht an den Rand des Wassers treten, soll zehnmal größer sein als jene, welche die Angara, der einzige Ausfluß, davonführt, und dennoch findet in dem See keine bedeutende Anschwellung statt. Die Eingebornen nennen ihn den heiligen See, und tausend abergläubige Meinungen, die sich daran knüpfen, machen ihn in ihren Augen zu einem Gegenstand der Ehrfurcht — nicht zu sagen der Furcht, denn die Schifffahrt auf ihm ist äußerst gefährlich und mühsam, und sie glauben, er würde zürnen und sie Schiffbruch leiden lassen, wenn er nicht seinen gehörigen Namen erhielte. Er ist mehr, als andere Seen, plötzlichen Windstößen ausgesetzt, die, mit großem Ungestüm hervorbrechend, ein Boot, das volle Segel hat, augenblicklich umwerfen, und da die Kauffahrer für Kiachta und Nertschinsk flachbodige, kiellose Fahrzeuge sind und nur ein einziges großes Segel am Hintertheil führen, so ist die Gefahr für sie sehr bedeutend und wird bei dem Preise der Waaren mit in Anschlag gebracht. Die Fahrt geht äußerst langsam, weil man nur mit vollkommen günstigem Winde segeln kann und diesen oft lange Zeit abwarten muß. Nicht selten werden auch die Gallioten der Admiralität umgeworfen, und man weiß, daß sie zuweilen siebenzehn Tage zur Ueberfahrt gebraucht haben.

Die unendliche Tiefe des See's ist nie von Seeoffizieren regelrecht ergründet worden. Eine russische Zeitschrift enthält die Angabe, daß sie an zwei Punkten einer Entfernung von hundert und zweiunddreißig Wersten, einen Unterschied von vierhundert fünfzig bis zu fünfhundert Klaftern mache; aber es möchte dies wol kaum seine Richtigkeit haben, da es sehr schwierig ist, eine solche Tiefe auszumessen. Man sagt, der Gouverneur von Irkutsk hätte es vor vielen Jahren mit einer Schnur von tausend Fäden Länge versucht, ohne Grund zu finden; aber wahrscheinlich sank das Blei nicht. Bei der Mündung der Angara, wo die Galliote der Admiralität vor Anker liegt, warf im Jahre 1832 Herr von Hedenström das Blei aus. Auf der einen Seite des Fahrzeuges war das Wasser vollkommen klar und man sah den Anker in einer Tiefe von fünfzehn Faden, auf der anderen war es dunkelfarbig und dick und zweiundsiebenzig Faden tief. Er hat sonach wegen Mangels an Ankergrund und wegen der Steilheit der Felsen nur wenige Punkte, wo ein Fahrzeug anlegen kann.

Die Gefahr, welcher die Schifffahrt auf dem Baikal durch die häufigen Windstöße und die schwierige Auffindung eines Ankergrundes ausgesetzt ist, wird noch bedeutend durch den Umstand erhöht, daß unter der Oberfläche des Wassers

beständig eine vulkanische Thätigkeit obzuwalten scheint. Die Wellen sind äußerst unregelmäßig und erreichen zuweilen eine außerordentliche Höhe; doch bemerkt man, daß dies nicht der Fall ist, wenn ein starker Wind weht, von welchem sich natürlicher Weise eine solche Wirkung erwarten ließe. Ein andermal steigen bei völliger Ruhe des See's an einzelnen Stellen plötzlich wüthende berghohe Wogen empor, während in geringer Entfernung rings um diese Brandung das Wasser vollkommen ruhig ist. Diese Erscheinungen, die offenbar mit allen gewöhnlichen Ursachen in keiner Verbindung stehen, können nur einer verborgenen Macht zugeschrieben werden, die unter dem Wasser wirkt, und dürften möglicher Weise durch einen plötzlichen Luftstoß entstehen, den die Auflösung gasartiger Stoffe in dem unterirdischen Laboratorium hervorbringt. Die Gestalt der Berge, welche den See umgeben, beweist deutlich genug, daß der Behälter dieser ungeheueren Wassermasse durch ein Erdbeben oder eine vulkanische Wirkung entstanden ist. Die Felsen scheinen am Rande des jetzigen See's so senkrecht abgeschnitten zu sein, wie es allein eine so heftige und plötzliche Ursache bewirken konnte. Spuren erloschener Vulkane und viele heiße Quellen in seiner Nähe, so wie Massen sehr alter Lava, die man gefunden hat, heben jeden Zweifel über die Beschaffenheit des Untergrundes. Vielleicht sind Tausende von Jahren seit diesen mächtigen Umwälzungen verstrichen, die wahrscheinlich in geringerem Grade noch immer fortwirken; aber die großartigen Fichtenwälder geben Zeugniß, daß hier seit vielen Jahrhunderten ein kräftiges Wachsthum herrscht. Leichte Erdstöße verspürt man jedes Jahr in der Nähe.

Das Bett des See's muß von ungewöhnlicher Beschaffenheit sein, um die Wassermassen aufzunehmen und einzusaugen, die jährlich ihm zufließen, aber nie eine bemerkbare Veränderung in seiner Höhe hervorbringen. Er tritt nie über seine Ufer und statt daß er im Frühling, wenn der Schnee schmilzt, seine bedeutendste Höhe erreichen sollte, so geschieht es im Herbst, wo eine Veränderung von sieben bis zu vierzehn Zoll eintritt, aber nicht darüber. Es schweben selbst im Sommer beständig Nebel über dem See, was ihn allezeit kalt macht, und ohne Zweifel wird eine gewisse Masse von Wasser durch Verdunstung abgeführt; aber diese ist im Vergleich mit anderen ähnlichen Gewässern nicht hinreichend, um die so regelmäßig erhaltene Höhe zu erklären. [38.]

---

6. Festlichkeiten der Jakuten.

Sobald die Kräfte der im langen Winter abgemagerten Pferde im Verhältniß, wie das Gras üppiger wird, zunehmen, fängt der Jakute die Füllen ein, damit sie nicht zuviel saugen und der Kumys wird gesammelt. Diesen so wie Milch und sauren Schmand zu genießen, geht einer zum andern zu Gaste; die bejahrten Alten sitzen mit untergeschlagenen Beinen, oder liegen auf einen Arm gestützt, auf der Seite draußen vor ihren Häusern im blumenreichen Grase, wechseln mit einander anständige Reden. Hierauf gesellen sie sich zu den Spielen der Knaben und erheben schallendes Gelächter darüber, daß die Kraft ihrer weißen Köpfe und ihrer morschen Knochen nicht mehr ausreicht; dann treten sie unter die Mädchen, verwirren sie, unterbrechen ihre Spiele und Tänze und erregen von Neuem Lachen und Lärm.

Sobald das Gras recht üppig geworden ist und man angefangen hat, die Stuten neunmal des Tages zu melken, sammelt der reiche Jakute etwa zehn Tage hindurch Kumys. Dann macht er etwa zwei oder drei Tage vorher bekannt, wann er das Sommerfest zu veranstalten gedenkt; unterdessen läßt er die Umgebungen seines Hauses reinigen und schmückt das Innere desselben und die Pfosten, an welche die Pferde gebunden werden, mit jungen Birken. Sobald sich an dem bestimmten Tage die Leute von nah und fern mit ihren Familien in Feiertagskleidern versammelt haben, spricht ein dazu erwählter Festredner, der einen mit Kumys gefüllten Becher von mittlerer

Größe hält, und sich vor dem Feuer im Hause auf ein Knie niederläßt, den Segen über die höchste Gottheit, den Allenker und Allerhalter, der allen Wesen Glück und Heil verleiht; er spricht den Segen über den Erschaffer des nutzenbringenden Viehes, weil die Geschöpfe durch seine Geschenke athmen und leben; über den Herrn der ganzen Erde, der Vieh und Milch mehrt, indem er Gras und Bäume wachsen läßt; über den Hausherrn, auf daß sein Reichthum sich nicht vermindere, sondern von Jahr zu Jahr zunehme und das Volk sättige. So oft er diesen oder einen andern Segen gesprochen hat, gießt er ein wenig Kumys in's Feuer.

Hierauf wendet er sich rückwärts nach Westen und spricht den Wunsch aus, daß der böse Geist nichts Böses im Schilde führe und bewirke, daß das Vieh sich verläuft oder verloren geht. Sobald die Ceremonie zu Ende ist, läßt der Hausherr alle seine Gäste auf einer Wiese im Kreise Platz nehmen, die Weiber getrennt. Dazu bestimmte Leute gießen Kumys in Becher von verschiedener Größe und reichen diese den Ehrengästen. Jeder, der getrunken hat, übergibt den Becher dem neben ihm Sitzenden. Auf diese Weise bringen zwei bis dreihundert Menschen allen in 6 bis 7 großen Ledergefäßen angesammelten Kumys in Verlauf von 2 bis 3 Stunden zu Ende.

Kaum ist man mit dem Kumystrinken fertig, so läßt man dreizehn- bis vierzehnjährige Knaben Renner ohne Sattel besteigen und schickt sie in eine Entfernung von einem halben oder einem ganzen Kös im Schritte ab. An einer bezeichneten Stelle wenden die Knaben die Pferde, treiben sie zu raschem Laufe an, und kommen so auf die versammelte Menge zu. Kaum hat das Volk die Rufe der Knaben vernommen, so richten sich Aller Augen auf die um die Wette laufenden Pferde. Unmöglich ist es, die Freude desjenigen zu beschreiben, der das schnellste Pferd besitzt, eben so das Lob und die Verwunderung der Menge bei dieser Gelegenheit. Auch Kampfübungen finden statt. Die Art und Weise des Kampfes, bei welchem die Kämpfer nur ein paar kurze Beinkleider anbehalten, unterscheidet sich in nichts vom Kampfe zweier russischer Hähne. Fällt bei diesem Kampfe, bei diesem Messen der Kräfte, einer der Kämpfenden, indem er ausgleitet, oder irgendwo hängen bleibt, auf alle Viere, oder nur so, daß er mit einem Finger die Erde berührt, so wird er für überwunden und gestürzt angesehen. Zwei seiner Verwandten kommen mit seinem Pelze gelaufen, werfen ihm denselben über, und führen ihn in die Mitte ihrer Versammlung ab. Den Grund seines Falles schreiben sie auf lange Zeit einem Versehen oder einer Schwäche der Gelenke in Folge einer vorhergegangenen Krankheit zu. Die außerordentlichen Freudenbezeugungen und Lobeserhebungen der Verwandten und Nächsten des als Sieger hervorgegangenen Kämpfers sind dagegen ohne Ende. Sobald keine Kämpfer mehr vorhanden sind, entkleidet man sich von Neuem und läuft um die Wette, hierauf legt man alle drei bis vier Schritte ein Zeichen hin und springt auf Einem Fuße. Andere Spiele als diese gibt es nicht.

Der Tanz der Frauen bleibt sich von Jahrhundert zu Jahrhundert gleich. — Sind auch hundert Frauen versammelt — zu ihnen gesellen sich wenige Männer — so stellen sie sich alle in einen Kreis, drehen sich Arm in Arm langsam in die Runde, und singen dabei mehrere Stunden nach einander: ägäibinä, agholor. Das auf einer offenen grünen Wiese versammelte Volk, seine Festkleider, seine freudigen Gesichter, und freudigen Bewegungen bieten einen hübschen und eigenthümlichen Anblick. Anders sind ihre Hochzeiten. Jakuten, die dorthin zu Gaste gegangen sind, bereuen meistentheils ihren Gang, wenn sie auch noch so große Freunde der Schauspiele und Versammlungen sind. Die jakutische Hochzeit findet immer im Winter statt, zur Zeit, wo das Fleischgeschenk nicht verdirbt. Der Jakute, der seine Hochzeit gefeiert hat, führt seine Frau mit seinen Verwandten selbst heim; an diesem Tage versammelt sich in seinem Hause alles Volk aus seiner Gemeinde. Jetzt muß man sich den Grad der Enge und Hitze vorstellen, welche die hunderte, in der nicht großen Jurte zusammengekommenen Leute hervorbringen. Das über Alles theure, unvergleichliche Glas Branntwein erreicht nicht den Mann seiner Bestimmung, wenn er sich nur etwas weit weggesetzt hat: es wird unterwegs ausgetrunken. Ein Stück Fleisch, das dem Johann in der Ecke zugeworfen wird, gelangt zum heißhungrigen Wilhelm, oder ein anderer fängt es unterweges auf und nimmt es für sich. Vor dem

Qualm im Innern des Hauses und vor dem Redeschwalle der Leute kann Niemand sehen oder hören; alle baden sich in ihrem Schweiße, werden gedrückt und gestoßen, daß sie aufschwellen; mit Einem Worte: der Jakute, der zu Gaste, zum Essen und Schmausen gekommen ist, findet mit genauer Noth seine Mütze und seine Handschuhe und kehrt hungrig, zerdrückt und naß in sein Haus zurück. [52.]



Afrika.



I. Die Nilländer.

1. Natur und Cultur in Afrika.

Man braucht nur einen Blick auf die Karte von Afrika zu werfen, um zu begreifen, weshalb ein so großer Theil dieses Festlandes von jeher in Barbarei versunken ist. Strabo hat zuerst hervorgehoben, daß ein Land um so gesittungsfähiger sei, je mehr Küstenentwicklung dasselbe besitzt; er erläuterte diese Behauptung durch Hinblicke auf Europa und namentlich auf Griechenland. Man könnte in unsern Tagen Vergleiche anstellen zwischen England und dem europäischen Festlande, zwischen dem Westen und dem Osten unseres Erdtheils, zwischen den drei Halbinseln, welche ins mittelländische Meer hinausragen und der gegenüberliegenden Küste Afrika's. Was Strabo sagt, ist richtig; die Entwickelung der Küsten trägt wesentlich zur Entwickelung der Civilisation bei; aber sie ist doch nur ein Moment, das in zweiter Reihe von Gewicht ist; dafür gibt z. B. die Barbarei des heutigen Griechenlands ein Zeugniß. Weit wichtiger ist noch für den geistigen und materiellen Fortschritt eines Volkes die Leichtigkeit des Verkehrs mit der übrigen Welt, und die Vervielfältigung seiner Verbindungsmittel. Je mehr ein Volk sich von allen anderen Nationen abschließt, um so einseitiger, respective um so barbarischer wird es sein. Denn im gegenseitigen Verkehr werden neben den Waaren auch Ideen ausgetauscht, und oft hält der geistige Fortschritt gleiche Linie mit der materiellen Entwickelung. Die mannigfaltige Berührung schleift die rauhen Seiten und scharfen Ecken ab, örtliche Vorurtheile gerathen in Vergessenheit, selbst der Wilde spürt den Einfluß des höher gebildeten Menschen.

Je volkreicher eine Nation, um so mehr kann sie im Nothfalle der Berührung mit der Außenwelt entbehren; und so schließt z. B. ein Land wie China, das dreihundert Millionen Einwohner zählt, den Fortschritt nicht aus. Ein Volk kann von anderen durch mannigfache natürliche Hindernisse getrennt sein, zum Beispiel durch das Meer, vorausgesetzt, daß jenes Volk sich auf das Seewesen nicht versteht, und es gibt deren viele; ferner durch die Wüste, durch Hochgebirge, Seen und sehr breite Ströme. Oder es ist von anderen Nationen getrennt durch Hindernisse, die

es sich selbst geschaffen hat, indem es zum Beispiel Fremde ausschließt, oder seinen eigenen Angehörigen verbietet, außer Landes zu gehen, oder indem es sich seinen Nachbarn gegenüber in ununterbrochenem Kriegszustande befindet, oder endlich, indem es von religiösem Fanatismus besessen ist, der in jedem Ausländer einen Gottlosen oder Verbrecher erblickt. Krieg und Eroberung können allerdings die Civilisation befördern, aber nur ausnahmsweise, besonders dann, wenn das erobernde Volk in der Ausbildung höher steht, als das bezwungene.

Was insbesondere Afrika anbelangt, so finden wir, daß die Küsten dieses Erdtheils auf weiten Strecken fast gerade Linien bilden und überall gar nicht oder nur sehr wenig eingeschnitten sind. Ein Vergleich mit Europa zeigt auf den ersten Blick, wie groß in dieser Hinsicht die Verschiedenheit zwischen beiden Festländern ist. Eine gegliederte Küste hat insgemein auch gute Häfen in ihrem Gefolge, dagegen finden wir an ungegliederten Gestaden dergleichen nur ausnahmsweise; meist sind nur gefährliche Rheden und Ankerplätze vorhanden, welche der Schifffahrt um so ungünstiger sind, je mehr solche Küsten den Winden offen liegen. Das Letztere gilt insbesonders von der afrikanischen Küste am mittelländischen Meere. Marokko hat keine guten Häfen, Algerien ebensowenig, die Rhede von Tunis ist im Winter unsicher, den Golf der Syrte meiden die Seefahrer, Tripoli und Benghazi haben keinen Hafen und die Schiffe vor diesen Plätzen schweben in steter Gefahr. Die Bay von Bomba hat guten Ankergrund, aber es fehlt der Küste an Trinkwasser. Der Hafen von Alexandria ist keineswegs vorzüglich und die Einfahrt nicht leicht. Endlich bietet die afrikanische Küste am Rothen Meere keine guten Häfen, ist von Korallenriffen eingefaßt und ungesund. Die Westküste von Tandschehr (Tanger) bis zum Senegal ist geradezu ohne Häfen und bei Nordwest- und Westwinden sehr gefährlich. Ich rede hier nur von Afrika im Norden des Erdgleichers; in den übrigen Theilen ist das Verhältniß nicht eben viel günstiger.

Der Afrikaner war demnach von der Natur nicht zum Seefahrer bestimmt und ist auch nie ein solcher geworden. In Karthago und Algerien waren es Fremde, welche afrikanische Flotten von Belang in See schickten; diese maritimen Bestrebungen waren mehr künstlich als afrikanisch natürlich. Der Afrikaner suchte keine fernabliegenden Küsten auf, und fremde Schiffe kamen gleichfalls nur selten an seine Gestade, mieden vielmehr sorgfältig dieses Land. Deshalb war der Verkehr zwischen Europa und Afrika Jahrtausende hindurch von geringem Belang. Aber wenn er auch weit schwungreicher gewesen wäre, so hätte er doch nur die Anwohner des Gestades näher berühren können, sie allein wären mit den Ausländern in Wechselverbindung geblieben. Schon in Europa, England ausgenommen, weiß man im Binnenlande Wenig von der See; in Afrika ist die Bevölkerung der Küstenlande vom Innern durch eine dreihundert Stunden lange Wüste getrennt. Der Sudan und der Riff, durch den Wüstengürtel von einander getrieben, stehen nur durch Karavanen in spärlichem Verkehr; und diese Karavanen müssen den Unbilden eines extremen Klimas, dem Wassermangel und den Räubernomaden Trotz bieten. Es gibt aber außer der mangelhaften Küstenentwickelung noch ein anderes wesentliches physisches Hinderniß jeder Culturbestrebung in Afrika, nämlich der allgemeine Wassermangel. Denn nur da, wo Wasser ist, sagt einer der ausgezeichnetsten wissenschaftlichen Reisenden neuester Zeit, Rußegger, ist in heißen Klimaten, also auch in Afrika, Leben; wo es fehlt, ist Alles Tod und Einöde.

In keinem Erdtheile hat aber überhaupt seit seiner ursprünglichen Bildung die Beschaffenheit der Oberfläche so wenig Veränderungen durch vulkanische Kräfte erlitten, in keinem wurden durch umwälzende Ereignisse so wenig Kanäle für aufsteigendes Wasser eröffnet, in keinem wirkte die mineralische Natur der Felsgesteine fortdauernd so nachtheilig auf die Feuchtigkeit der Oberfläche und der Atmosphäre ein, wie gerade hier. Bei Weitem der größte Theil des Binnenlandes besteht aus Ebenen, durch horizontale Bänke eines rothen, einförmigen Sandsteins gebildet, dessen Porosität dem Regenwasser noch vor seiner Verdunstung so leicht in die Tiefe zu sinken verstattet, daß es völlig der Atmosphäre verloren geht und hiernach denn auch die von den Eingebornen nach ihren Wahrnehmungen behauptete fortwährende Zunahme der Trockenheit sehr erklärlich wird, während umgekehrt sich Wassersammlungen in der Tiefe bilden, die nothwendig allmälig sogar an Ausdehnung zunehmen. Auf diese Weise ergibt sich auch die Möglichkeit, daß

in den weiten, jeder Gebirgserhebung fernen Ebenen am größten Strom Südafrika's, dem Garip, es in fünf, sechs, selbst neun Jahren nicht regnet, daß noch tiefer südlich, im Caplande, an der Basis einer 3000 Fuß senkrecht ansteigenden Felswand, in der großen, die Karoo genannten Hochebene, der ansehnliche Ort Beaufort, ebenfalls drei Jahre lang in neuerer Zeit keinen Tropfen Regen hatte, und daß selbst größere Flüsse, die noch zu Menschengedenken tief genug waren, dem Flußpferde Schutz und Aufenthalt zu gewähren, nunmehr völlig ohne Wasser sind, endlich daß in den meisten Theilen Südafrika's nicht Sonnenschein und heiterer Himmel die Bewohner, wie in Europa, sondern umgekehrt Wolken und Regen erfreuen. So weit geht die Trockenheit, Unveränderlichkeit und ewige Bläue der Atmosphäre des Continents, daß schon in Kairo ein wichtiges Element in einer europäischen Unterhaltung, die Conversation über das Wetter, nothwendig wegfällt. Unter solchen Umständen war stets nicht allein das Auftreten größerer Wasseransammlungen, sondern selbst kleiner perennirender Quellen ein wichtiger Gegenstand des Interesses für die Bevölkerung großer Theile des Continents, und so erklärt es sich, warum in der unter dem Namen der Sahara bekannten unermeßlichen Felsebene der Besitz selbst der einfachsten Quelle Gegenstand blutiger Kämpfe zwischen den Stämmen war, wobei gewöhnlich das Recht des Stärkeren entscheidet, indem rund um jede einzelne Quelle, inmitten der grauenvollsten Einöde, worin der Wanderer Tagereisen weit bei schärfster Aufmerksamkeit keinen frischen Halm findet, sich sofort eine grasreiche, durch Bäume geschmückte Oase bildet, die dem Reisenden aus dem glühenden Sande zu einem kleinen Paradiese wird, und im Caplande sofort zur Firirung einer Colonistenwohnung, in der Sahara aber zur Entstehung einer Handelsstation Gelegenheit gibt.

Die hier entwickelten Naturverhältnisse sind unstreitig die Haupthemmnisse der Cultur in Afrika. Das erste derselben, die Küstengestaltung des Continents, läßt sich nun einmal nicht beseitigen; hinsichtlich des zweiten, des allgemeinen Wassermangels, hat die Natur selbst einige Mittel der Abhülfe geboten. Es ist nämlich alle Hoffnung vorhanden, den Mangel von Quellen und Wassersammlungen auf der Oberfläche der Erde durch Brunnen und Springquellen auf künstlichem Wege einigermaßen ersetzen zu können. Schon das Alterthum kannte die ausgedehnten, von den Arabern Bahar el tâht (das unterirdische Meer) genannten Wasserbecken unter der Erde und benutzte sie in ausgedehntem Maße. Die Besitznahme Algeriens hat hierüber neue Aufschlüsse verschafft und den Reichthum aller nordafrikanischen Oasen an natürlichen und künstlichen Quellen herausgestellt. Darauf hin hat die französische Regierung einen umfassenden Plan zur Cultur ihrer Besitzungen in Nordafrika mittelst Quellen-Bohrung auszuführen begonnen. Auch in Südafrika hat die Ueberzeugung Platz gegriffen, daß einzig durch künstliche Bewässerung der Uebergang vom Hirtenleben zum Ackerbau herbeigeführt werden könne. Die zu diesem Behufe getroffenen Maßregeln erfreuen sich sehr guter Erfolge, so daß in dieser Hinsicht nicht geringe Hoffnung für den Fortschritt der Cultur Afrika's vorhanden ist. Leider stehen aber neben den physischen Hindernissen dieser Cultur noch geistige und moralische, die zwar auch anderwärts, doch kaum in gleichem Grade, gegeben sind. Sie können hier nur angedeutet werden. Vor Allem gehört dahin die Thatsache, daß bei manchen Volksstämmen, namentlich bei den Kaffern, eine vollkommene Gottlosigkeit im eigentlichen Wortsinne in ihren Begriffen besteht, daß die Missionäre erst ein Wort für die Gottheit bilden und eine Vorstellung von einem höheren Wesen erwecken, ja daß sie sogar den völligen Mangel an Aberglauben beklagen mußten, an den sie ihre Lehre hätten anknüpfen können. Solche Stämme haben keinen Kultus, keinen Priester, nicht einmal Zauberer und nur der Regenmacher, gewöhnlich der eifrigste Gegner der Missionäre, wird als nützliche Person geachtet, ohne Bedenken aber gesteinigt, wenn seine ihm theuer zu bezahlenden Prophezeihungen nicht eintreffen. Das größte Hinderniß jedoch aller geordneten Civilisation, worüber schon die älteren katholischen Missionäre klagten, ist die durch ganz Afrika verbreitete Vielweiberei, wie die Sitte, die Frauen zu kaufen. Beide verleiten die heirathslustige Jugend zu Räubereien, weil der Gegenstand der Neigung von den Eltern gleich einer Waare (der gewöhnliche Preis eines heirathslustigen Mädchens im Binnenlande ist zehn Kühe) gekauft werden muß, woraus dann Unsicherheit des Eigenthums, Kriege, Unordnungen und Verheerungen entstehen. Selbst

die wiederholten Kämpfe der Engländer mit den Kaffern entsprangen aus den Raubzügen heirathslustiger Jünglinge, die sich innerhalb der Grenzen der Capcolonie durch Raub die Mittel suchten, ihre Frauen zu kaufen, wozu noch in neuester Zeit der Wunsch nach dem Besitze von Frauen europäischer Abkunft tritt, die natürlich nicht auf diesem Wege zu erhalten sind. Namentlich der blutige Krieg mit den Kaffern im Jahre 1836 soll wegen der fruchtlosen Bewerbung eines Kaffernhäuptlings um die Tochter eines Europäers entstanden sein. Dennoch gelang es den Missionären Nord- und Südafrika's, die Eingeborenen in allen ihren Niederlassungen und namentlich in den bei Sierra Leone und am Cap Palmas aus befreiten Negersclaven gebildeten Colonien an die Monogamie zu gewöhnen, wie denn überhaupt die von England und Nordamerika an der Westküste Afrika's gegründeten Colonien im besten Gedeihen sind und durch ihr Aufblühen darthun, wie bildungsfähig der Neger ist, den man vor sechszig Jahren noch als ein dem Thiere völlig nahestehendes Wesen erachtete. Die Westküste Afrika's hat in neuester Zeit eines der überraschendsten Schauspiele in Bezug auf die Bildungsfähigkeit der Negerraçen dargeboten. Wo noch vor dreißig Jahren, wie zwischen der Mündung des Gambia und Cap Palmas, fünf Breitegrade entlang, eine blutdürstige, dem Fetischdienst ergebene, durch die beständige Sorge für die Sicherheit ihrer Person und ihres Eigenthums mißtrauische, endlich durch den dreihundertjährigen Sclavenhandel und leider auch durch den Umgang mit den Europäern demoralisirte, verwilderte und verarmte Bevölkerung hauste, erscheint jetzt zunächst der Küste und dann bis 40 und 50 deutsche Meilen in das Innere, eine Reihe blühender und volkreicher Dörfer, theilweise sogar mit zweistöckigen Häusern von europäischer Einrichtung, Schulen und Kirchen, die meisten von Negergeistlichen versehen, ja selbst die Kenntniß der englischen Sprache ist so verbreitet, daß sie unter den Erwachsenen zur gewöhnlichen Umgangssprache geworden ist. Alles dies ein Werk ehemaliger Negersclaven ohne andere Hülfe von Weißen, als einiger Geistlichen und Aerzte, da es Weißen selbst gesetzlich verboten ist, in diesen von England und Nordamerika aus eingeleiteten Negercolonien zu wohnen. Wurden aber selbst durch die beschränkten Mittel von Privatpersonen oder Privatvereinen so glänzende Erfolge für die Civilisation des Continents in neuerer Zeit errungen, so läßt sich wol Bedeutendes von der Zukunft erwarten, wenn mächtige Regierungen mit ihren reichen Mitteln, wie die französische in Algerien, die englische in Natal und am Cap der guten Hoffnung, die Einheimischen in Tunesien, Aegypten und in Zanzibar solchen Beispielen folgen. [73. 44.]

---

2. Der Nil.

Unter den 40 Riesenströmen unsers Erdballs nimmt der Nilstrom eine der ersten Stellen ein. Nicht nur unter den Stromsystemen Afrika's ist das seinige der Bedeutung nach das erste; seiner Ausdehnung nach gleicht es der fast doppelten Länge der europäischen Donau, der vierfachen des Rheinstromes, und ist eben so weit aufwärts schiffbar, wie der größte Strom der Erde, der Amazonenstrom Amerika's. Aus dem äthiopischen Hochlande und von den Mondgebirgen in der Aequatorialzone treten seine reichen Quellen in mächtigen Doppelarmen hervor; sie werden bis zu ihrem Verein im obern Laufe durch zahllose Gebirgszuflüsse reichlich genährt, durch jährlich wiederkehrende tropische Regenzeiten zu unglaublicher Fülle von Wassermeeren gesteigert. So kann der nun vereinsamte Strom im mittlern und untern Laufe, wo ihm kein Fluß, kein Bach, keine Quelle mehr zuläuft, aber unzählige Befruchtungskanäle von ihm ablaufen, dennoch die ganze Breite der nördlich vorgelagerten Wüsten und Thalspalten durchbrechen, und das Meer noch erreichen. Der Weg, den er so durch die äthiopischen Gefilde, durch die Wüsten von Sennaar, Nubien und Aegypten zurücklegt, über 500 geographische Meilen, gleicht der ganzen Breite Europa's, vom Nordcap am Eismeer bis zur Südspitze des Peloponnes.

Aber nicht nur dem Raume, auch der Zeit nach wandern wir in seinem Thalgebiete aufwärts in die weitesten, dunkelsten Fernen der Vergangenheit, wie an keinem der andern Stromufer, hin, — weit über die Zeiten der Ptolemäer und die der Pharaonen und Sesostriden zurück.

Kein Strom der Welt steht in einem so innigen und einflußreichen Verhältniß zu seinem Stromgebiet, als der Nil zu Aegypten. Der Nil ist gleichbedeutend mit Aegypten; er hat es geschaffen, die Wüste nach dem Westen zurückgedrängt, dem Anbaue, der Ansiedlung, Raum gegeben. Ohne den Nilfluß gäbe es gar kein Aegypten, wie ein abyssinischer Kaiser im 13. Jahrhunderte gar wohl begriff, als er den Versuch machte, dem oberen Laufe des Nil eine andere Richtung zu geben; ohne den Nilfluß verschwände eine Kulturstätte von der Erde und hätte die Weltgeschichte eine ganz andere Wendung genommen. Der Nil ist die Grundlage für das materielle Leben, der Ausgangspunkt des geistigen, er ernährt das Volk, er weckt seinen Verstand und entwickelt seine Phantasie.

Den Charakter eines Kulturträgers verleihen dem Nil die periodischen Ueberschwemmungen. Um die Mitte des Junius herum feierten und feiern noch heutzutage die Aegypter die Nacht des wunderbaren Tropfens, jene Nacht, in welcher nach alter Sage der Tropfen vom Himmel fällt und die Fluten des Niles anschwellen macht, daß sie die Ufer durchbrechen und das ganze Thal segensreich bedecken. Denn nicht Regengüsse, andauerndes Sturmwetter bewirken die Ueberschwemmung; Oberägypten kennt keine Regen, immer und immer strahlt der Himmel in unveränderlichem blauen Glanze herab, wolkenlos bei Tage, wolkenlos bei Nacht, wo die Sterne so kräftig funkeln, als ob sie frei im reinen Aether schwebten und nicht, wie es uns erscheint, am Firmamente festgeleimt wären; die Ueberschwemmungen, durch bis jetzt noch unergründete Ereignisse in Aethiopien veranlaßt, gehen vor sich, ohne daß sich die übrige Natur änderte. Von der Nacht des wunderbaren Tropfens angefangen, steigt der Nil; im Augustmonate übertritt er seine Ufer; es werden die Dämme durchbrochen, sein Wasser nach allen Richtungen hin künstlich geleitet. Nachdem er noch bis in den September hinein gestiegen, zieht er sich allmälig wieder zurück und nimmt gegen Ende Oktober sein altes Bett ein. Das Süßwassermeer mit kleinen hervorragenden Inseln, welches die Ueberschwemmung gebildet, verwandelt sich in ein „Blumengefilde", dieses wieder nach vollzogener Ernte, wenn sich die Wirkungen monatelanger Trockenheit fühlbar machen, in ein ungeheures „Staubfeld," worauf mit dem Steigen des Niles der regelmäßige Kreislauf von Neuem beginnt. Der Schlamm, welchen der Nil zurückläßt, schenkt dem Lande seine große Fruchtbarkeit. „Wenn der Fluß," sagt Herodot, „die Fluren getränkt, besäet ein Jeder seinen Acker, treibt die Heerden darauf, daß sie den Samen festtreten und erwartet sodann ruhig die Ernte." So verleiht erst der Nil dem Lande seine Kulturfähigkeit, und ist der natürliche Gegenstand und Richtpunkt aller Wünsche, Hoffnungen und geistigen Thätigkeit der Anwohner.

Noch eine andere Eigenschaft zeichnet den Nil aus, die süße Beschaffenheit seines Wassers. Wie das Gangeswasser wird es versendet und gleich einer Kostbarkeit aufbewahrt. „Ihr habt Nilwasser und verlangt noch Wein", rief der römische Kaiser Niger den murrenden Soldaten zu, und wenn Muhammed, erzählen die Türken, vom Nilwasser gekostet hätte, er würde von Gott verlangt haben, die Unsterblichkeit hier auf Erden am Nile zu genießen. Der Nil läßt die Liebe erwachen und ist selbst das Symbol der Schönheit, der Anmuth. Er gilt noch heutzutage den Arabern heilig, wie er den alten Aegyptern göttlich dünkte, und der auf ihn geleistete Schwur wird für den höchsten, den bindendsten gehalten. [174. 210.]

Ritter Springer.

---

3. Leben in Kairo.

Kairo, die beschirmte, ist die Hauptstadt aller arabischen Länder, die vornehmste arabische Stadt unserer Zeit. Sie gibt den Ton an, so weit arabische Sitte und Sprache herrscht, und in ihr sehen wir, was die Kalifenperiode Großes erzeugte, und was jetzt noch das arabische Wesen Höheres in sich trägt. Gelbgrau, gleich dem Grunde, der sie trägt, erhebt sich die Saracenenstadt, wie keine andere auf den kühnen Ausläufern des Mokkattamgebirges. Ihr gegenüber thronen auf den starren Felsenhügeln der libyschen Wüste die königlichen Pyramiden der Pharaonen, die ewigen Wachehalter des zauberischen Nilthales. Kairo ist die Pforte von Oberägypten. Zwischen Gebirg und Strom, zwischen Wüste und Wüste gebaut, ist sie würdig, die Nachfolgerin von Theben und Memphis, den ältesten und größten Königsstädten der Welt, zu sein. Ganz eine Geburt des Mittelalters, wo sie die edelsten Künste nährte, finden wir in ihr eine neue Welt. Allein diese neue Welt erhält ihr Leben von den selbstsüchtigen Bestrebungen eines eitlen Emporkömmlings, und das Gebäude seiner Macht dürfte kaum so lange dauern, als die festen maurischen Burgen, welche noch jetzt Kunde geben, wessen Geistes ihre Erbauer müssen gewesen sein.

Wer sich nur einmal in seinem Leben in London durch den Strand oder Cheapside gewunden hat, kann sich einen Begriff von dem Gedränge in den Straßen Kairo's machen. Nur sind diese sehr schmal, und der Lärm durch die unglaubliche Lebhaftigkeit der arabischen Bevölkerung mit keiner andern Stadt der Welt zu vergleichen. Ich brachte in der ersten Zeit stets Kopfschmerzen von den Straßen nach Hause. Es ist, wie wenn Alles im Zustand von Aufruhr und Kampf sich befände. Kameelzüge mit schweren Lasten; flüchtige Reiter auf arabischen Pferden; Packträger ohne Barmherzigkeit; Heerden von Büffeln und Ochsen; ägyptische Phantasien mit den monotonen Pauken und gellenden Pfeifen; Tausende dieser leise tretenden Esel, die Einem auf den Fersen sind, ehe man sie auf den ungepflasterten Straßen hört — Alles das kreuzt sich im unentwirrbaren Knäuel und unter Ohren zerreißendem Geschrei und Gesang durch die schmalen Gassen, und es wäre noth, Augen hinten wie vorn zu haben, um nicht ewig umgerannt und gestoßen zu werden. Es ist noch nicht lange, daß es in Kairo für einen Schimpf galt, in den Straßen zu gehen. Dafür halte ich es nun zwar nicht; aber doch fand ich mich immer besser auf einem guten Pferde, wo man gibt, was man sonst empfangen muß.

So wechseln die Bilder in dieser originellen Stadt. Das unwissende, Kindern gleiche Volk vergnügt sich an den albernsten Vorstellungen, und jeden Augenblick stößt man auf Springer, Seiltänzer und Ringkämpfer, die eine erstaunliche Körperkraft entwickeln. Die rohen Späße und schlechten Witze der Possenreisser bringen Alle zu heftigem Lachen. Derwische, die durch mysteriöse Künste Schlangen aus den Häusern locken; Magier, die den Dieb mittelst des berühmten Zauberspiegels entdecken; die sinnreichsten Taschenspieler, von deren Geschwindigkeit man sich bei uns keinen Begriff machen kann; das Geschrei der Kameeltreiber, die den Fußgängern zurufen; das Gebrüll und die Beschwörungen der Gaukler, die malerisch gekleideten und ernst einherschreitenden hohen Beduinengestalten; die glänzenden rothen Uniformen der durch die Straßen sprengenden ägyptischen Offiziere; die Unzahl von abyssinischen, äthiopischen Sklaven; das Geheul der Klageweiber, welche die Todten zu Grabe führen, indem sie sich die Haare ausreißen und die Brüste zerschlagen; das traurig tönende Rufen der Muezzins von 400 Minarets; der nie endende Tumult der Fantasias in 1100 Kaffeebuden; nackte Menschen und Kinder; halbverhungerte, herrenlose Hunde in großen Banden umherschweifend und Alles angreifend; all dieser heillose Spektakel windet sich den ganzen Tag durch die Straßen, die oft so schmal sind, daß man beide Häuserreihen mit ausgespreizten Händen erreichen kann. Wenn es unendlich mühsam ist, sich durch diesen Menschenknäuel durchzuarbeiten, so ist es gewiß ebenso wunderbar, daß nicht mehr,

ja daß nicht unausgesetzt große Unglücksfälle aus dieser Verwirrung entstehen.

Grau in Grau getaucht, erheben sich die Saracenenschlösser des alten Kairo längs den Höhen des Gebirges, welche das Castell krönt. Feindlich ist Alles unter sich abgeschlossen und wie die Florentiner ihre Paläste verschanzten, im nächsten Nachbar den Feind erspähend, so ist die Kalifenstadt in hundert Festungen gespalten durch mächtige Thore und dicke Mauern verwahrt, und nur durch enge Gänge unter sich verbunden, die sich gleich Tranchéen und Laufgräben durch sie fortwinden. Alle diese Burgen sind nach jeder Richtung sorgfältig geschützt, feste Quadermauern, eisenbeschlagene Thore, große Vorhöfe mußten einen Ueberfall beinahe unmöglich machen und noch jetzt möchte es leicht sein, einen gewagten Handstreich davon abzuhalten. Eine Stadt ohne Fenster ist gewiß eine eigenthümliche Erscheinung. Die Oeffnungen nach der Straße, welche sie vertreten, sind mit festem, dichten Holzgitterwerk verschlossen, dicht genug, um jeden Gegenstand hinter ihnen unsichtbar zu machen, und nicht geschlossen genug, um dem Auge des Spähers den Blick auf die Straße zu wehren. Kleinere Häuser sind ganz ohne Fenster und Gitterwerk, und alle empfangen das Licht von dem oben offenen Hofraum, in dessen Innerem sich das ganze Leben der Wohnung bewegt. Dahin aber zu dringen, dieses Leben der jetzigen Levante in den düstern maurischen Säulenhallen zu betrachten, blieb mir lange ein unerfüllter Wunsch. Wie viele Tage wanderte ich an diesen sprachlosen Wänden herum, vom Gewühl der Straßen getrieben; wie manche Nacht besah ich mit Erstaunen dieselben unheimlichen Gebäude, aus denen kein Ton der Freude ertönte, die kein Lichtstrahl erleuchtete, diese todte ausgestorbene Stadt mit ihren dunkeln hohen Häusern, die gleich Statuen ohne Augen mich anstarrten, die nämliche Stadt, die des Tages so laut, so schrecklich laut sich vernehmen ließ! Wo sind sie hingeschwunden die Hunderttausende, die sich hier gedrängt und getreten, bis sie zur Ruhe kamen, die Ruhe des Grabes; denn kein Ton ist mehr übergeblieben, keiner als das seltsame Knarren der Thorangeln an den Stadtquartieren, wenn ja ein Kühner es wagt, die schauerlichen Straßen zu durchwandeln und Einlaß fordert von dem schlaftrunkenen Portier seines Stadttheiles. [78.]

---

4. Die Pilgerkaravanen und das Fest der Duse.

Die Macht des Islam scheint dem oberflächlichen Beobachter gebrochen, und der Reisende, der ungestört und fast überall mit Gleichgültigkeit, wenn nicht mit Achtung, empfangen, die Straßen von Kairo durchwandert, möchte fürwahr glauben, daß das alte Feuer jenes verderblichen Zerstörungsfanatismus erloschen sei. Dennoch entgeht es dem, der länger in Kairo verweilt, nicht, daß auch hier der Funke unter der Asche noch glimmt, der wieder aufflammen könnte. Ein Zeugniß davon bietet die Heimkehr der Pilgerkaravanen. In der ganzen Stadt war banges Erwarten; denn man wußte ja nicht, ob der Bruder, der Vater, der Verwandte, der Freund, welcher jetzt, seiner größten Religionspflicht zu genügen*), die weite Reise unternommen hatte, die Gefahren der Wüste werde überstanden haben, oder ob die Hand des harten Schicksals ihn getroffen, und er mit dem Leichengewande der Wüste bedeckt sei. Türkisch gekleidet, ritt ich mit meinem Diener dem Zuge entgegen. Bald gewahrten wir die Pilgerkaravane. Voraus ritten die wilden Arnauten auf abgemagerten aber edlen Pferden, ihr Haupt mit einem rothen und gelben Tuche umhüllt, aus dem die Augen herausfunkelten. Der Eine hatte den langen Wüstenspeer, ein Anderer war mit der leichten kleinen Büchse bewaffnet, ein Dritter mit Pistolen und Säbel. Dicht vor Kairo machten sie Halt, und der lange unabsehbare Zug von Kameelen lagerte allmälig in dem abgegränzten Lager. Die todte dunkle Abendstille der Wüste wurde belebt; Hun-

*) Der Islam legt 5 Hauptpflichten auf: 1) Bekenntniß des Glaubens an Gott und an Muhammed, seinen Propheten. 2) Gebet und dazu gehörige Reinigung. 3) Almosen und Religionssteuer. 4) Fasten. 5) Wallfahrt nach Mecca.

derte von Männern schlugen die Zelte auf, in denen die frommen Frauen sich aufhielten. Lange Reihen von Kameelen wurden an ein an der Erde lang gezogenes Seil mit ihren Halftern festgebunden. Die unregelmäßige Arnauten-Reiterei ließ sich außerhalb des Lagers nieder; in ihrer Mitte war der Kasten, in dem der Teppich vom Grabe des Propheten aufbewahrt wird. Die Pferde waren, wie die Kameele, mit ihren Halftern in langen Reihen an einem Seile befestigt. Ein unbestimmt geschäftiges Gewirr und verworrenes Geschrei erfüllte die bisher leb- und lautlose Wüste.

Alsbald brannten die Wüstenfeuer, um die sich die ehrwürdigen Pilger niederhockten. Ihr dunkelgebranntes Antlitz, der staubige lange Bart, die funkelnden Augen spiegelten sich malerisch im aufflackernden Feuer wieder. Ihren Tschibuk ruhig rauchend, erzählten sie sich von der nun überstandenen langen Wüstenreise. Mit herzlicher Freude und wahrem Stolz wurden sie von ihren Freunden begrüßt. Doch nun nahte das Abendgebet; Alles wurde jetzt still, und nach der Waschung beteten sie, das Gesicht nach Mecca gewandt. Die Derwische und Frommen stimmten dann den Dsikr, die Erwähnung des Gottesnamens, an, bald rechts, bald links sich beugend, erfüllten sie die stille Wüstenöde mit ihrem unmenschlichen Gebrüll: Allah, Allah, das uns noch weithin erscholl, als wir unsern Rückweg nach Kairo antraten. Vielfach mußte ich nach der malerischen Scene, welche der Mond mit seinem bleichen Schimmer überwebte, hinschauen. Die wilde Gestaltung des Lebens, wie sie diese Religion hier geschaffen, umgeben von den Schrecken der schlummernden Oede, schwebten noch lange unserm Geiste vor. Denn in der Wüste hatte sich das Leben so gebildet, und nun nach langem Weilen in der bebauten Welt, trat es uns wieder in der Wüste entgegen.

Am folgenden Tage hielten die Pilger ihren Einzug in die Stadt; eine lange Reihe von Pilgern auf ihren Reitthieren durchzog die schmale Straße. Von der langen Reise waren die Kameele abgemagert und wund gerieben. Ihre Reiter waren zum großen Theil nur in Lumpen gehüllt und mit Schweiß und Staub bedeckt; doch ihr Auge flammte in fanatischem Feuer. Sie hatten nun die schwerste Pflicht des Islams durch lange Reise und unsägliche Mühsal erfüllt. Auch viele fromme Frauen kehrten heim in ihrem Haudasch, d. h. je zwei in zwei Körben, die auf beiden Seiten des Kameels hingen und mit einer leinenen Decke überspannt waren, um die Reisenden vor der Sonne zu schützen. Bisweilen sah man auch eine dichtverschlossene und mit bunten Farben verzierte Sänfte von zwei Kameelen getragen, wie sich deren vornehme Frauen bedienen. Manche leere Reitthiere zeigten dann wieder, daß ihre Reiter den Beschwerden der frommen Pflicht erlegen waren. Mit ungemeinem Jauchzen wurden die frommen Pilger vom Volke begrüßt.

Den Tag darauf wurde das Machmil eingeholt. Voraus zog eine Abtheilung der Arnauten, der wilden unregelmäßigen Reiter, auf ihren durch die Wüste abgemagerten und schlecht gehaltenen Rossen; diesen folgte ein mit Federbüscheln und anderen flitternden Verzierungen geschmücktes Kameel. Schuf el maukib! rief die erfreute Menge, „sieh das Kameel"! Auf seinem Rücken trug es eine hohe, in eine Spitze auslaufende Lade, deren vier Ecken nebst Spitze mit silbernen Knäufen verziert waren. An der Spitze hingen zwei Korane, der eine in einer Rolle, der andere als Buch in silbernen Kapseln. Eine prächtige Brokat-Decke, die mit goldenen Sternen und Halbmonden verziert und mit Sprüchen versehen ist, umhüllt die Lade. Hinter dem Machmil folgt, zu Kameel, ein fast ganz nackter Scheich, den Oberkörper schlangenförmig hin und her bewegend. Weder der Sonne brennende Hitze, noch der heiße Wind, noch der beschwerliche Ritt hindert ihn, jährlich nach der heiligen Stadt zu wallfahrten, und schon viele Jahre unterzieht er sich der gefahrvollen langen Reise.

Nur die frommsten Muslim führen jetzt die beschwerliche Reise nach Mecca aus. Viele, selbst manche Scheich, sind so vernünftig, unter dem Vorwand, daß sie zu arm seien, zu Hause zu bleiben. Reiche machen es sich bequemer, sie fahren mit einem Postwagen nach Suez, legen das ungenähte Pilgerhemd dort an und fahren mit des Pascha Dampfschiff nach Dschidda, dem Hafen von Mecca. Mancher der alten Orthodoxen grollt über die Einführung moderner profaner Industrie in die alten ehrwürdigen Sitten und wirft ihnen die Bequemlichkeit ihrer Pilgerfahrten vor; doch sie erwidern mit Recht, daß in dem Koran nichts über die Mühseligkeiten der



DIE PYRAMIDEN VON GIZEH.

Reise siehe. Arme, welche die Ausrüstung zur Reise nicht recht bestreiten können, begeben oft im Glaubenseifer nicht wohl versehen die Pilgerfahrt. Viele Gerippe der Verschmachteten bezeichnen daher den öden Pfad. Andere gehen durch das südlichere Egypten, und fahren dann auf erbärmlichen, vielfach überladenen Fahrzeugen über das so tückische rothe Meer. Der Vorherbestimmung trauend, wendet man wenig Vorsicht an, und auch hier finden Viele in den Wogen ihr Grab.

Zehn Tage nach der Rückkehr der Pilgerkaravane bietet sich dem Auge des Fremden in Kairo eine der scheußlichsten Erscheinungen des wilden Aberglaubens dar. Es ist dies das Fest der Duse. Der Scheich der Derwische reitet dann zu Pferde über seine thörichten Anhänger, die sich vor ihm auf die Erde werfen. Der Ursprung dieser Sitte soll gewesen sein, daß einst ein Herrscher seine Rechtgläubigkeit dadurch dem zweifelnden Volke bewiesen habe, daß er mit seinem gewandten Pferde über Flaschen geritten sei, ohne sie zu zerbrechen. Menschen sind etwas solider zum Beweise des Wunders, und so spielt man schon lange Jahre dieses scheußliche Schauspiel. Damit Gott die Derwische vor dem Huf des Pferdes bewahre, beten sie zehn Tage öffentlich vor dem Volke. Der breite Platz ist mit großen Zelten bespannt und mit düster brennenden Lampen erleuchtet. Zwei Reihen stehen sich in diesen Zelten gegenüber; indem sie, festzusammenhaltend, den Körper rechts oder links beugen, heulen sie mit aller Gewalt: „Allah," meistens so, daß die eine Reihe sich links, die andere indessen sich rechts beugt. Sie setzen diese Andacht lange fort. Der Schweiß rinnt ihnen von der Stirn und der Schaum steht ihnen vor dem Munde. Sie sind bald durch die einförmige Bewegung ihrer nur halb bewußt; der aufgeregte Körper versetzt ihren Geist in eine eigene Stimmung, in der sie sich begeistert wähnen. Man könnte über die Scene lachen, wenn sie nicht zu ernst daran mahnte, wie weit Aberglaube führen kann. Oft findet man auch Schaaren von Menschen um zwei oder drei versammelt, welche abwechselnd die Ueberlieferungen vom Propheten erzählen.

Endlich kommt der Tag des Wunders; die Derwische ziehen vor dem reitenden Scheich, nach ihren verschiedenen Orden mit ihren Fahnen voraus, immerfort Allah! Allah! rufend; dann warfen sie sich dicht neben einander nieder, und das Pferd mit dem Scheich schreitet über sie hinweg. Da sie fest neben einander liegen, bilden sie gleichsam eine Brücke, so daß die Last nicht einer allein trägt. Dann aber geht das kluge Pferd in raschem Schritt über sie hinweg, und tritt meist so auf die äußerste runde Seite des Körpers, daß der Fuß abglitscht und sich zum Theil noch mit auf die Erde stützt. Die Derwische beweisen ihre Frömmigkeit vor dem Volke dadurch, daß das Pferd sie nicht verletzt. Wird aber doch Einer oder der Andere durch den Huf beschädigt, trifft ihn noch Schmach dazu; denn das Wunder bleibt dasselbe, der arme Teufel hat nur nicht genug gebetet.

Doch wie gräßlich uns auch der Aberglaube hier entgegentritt, so ist dennoch, wenn man das ganze Leben dieser Völker betrachtet, kaum zu zweifeln, daß die lebendige Kraft des Islam gebrochen sei. Die Religion hat durch die Lehre der absoluten Vorherbestimmung die Kraft des Geistes und des Gemüthes erschlafft. Die Bildung des Islam ist geschwunden und die Länder des Ostens, die Wiege der alten Bildung, müssen von Westen her wieder civilisirt werden. Gewiß aber nicht mit der feinen übertünchten Salonbildung, nicht mit der Weisheit der Weisen, sondern der Weisheit, die den Kindern Gottes offenbar ist. Europa ist bestimmt, Civilisation und Bildung durch die Welt zu verbreiten, möge es dazu die rechten Wege wählen. [45.]

---

5. Die Pyramiden.

Ueber dem Mokadam-Gebirge flammte die Morgenröthe. Nach kurzer Zeit erblich sie vor der aufgehenden Sonne, deren erste Strahlen rosenfarbenen Duft über die gewaltigen Steinmassen hauchten. Ihre Wärme that uns wohl nach der Kühle der Nacht. Eine Gesellschaft von Arabern war

angelangt, um uns beim Besteigen der Pyramiden behülflich zu sein; ihr Scheich wählte für Jeden von uns zwei rüstige Männer zur Begleitung und übergab uns den ungeduldig Harrenden, mit denen wir unseren Weg antraten.

Zuerst erklimmten wir einen steilen und ziemlich hohen, aus Mauerschutt bestehenden Berg, welcher bei jedem Schritte nachgab und uns manchen Schweißtropfen kostete. Nun erst standen wir an der jetzigen Basis der Pyramiden und nun erst, nachdem wir an der einen Ecke der Cheopspyramide hinaufgeschaut hatten, waren wir im Stande, das unbegreiflich Großartige und Kolossale des Weltwunders zu würdigen.

Man kann mit Sicherheit annehmen, daß die Pyramide des Cheops jetzt über fünfzig Fuß tief im Sande steht und dennoch beträgt ihre Höhe nach den Messungen französischer Ingenieurs noch vierhundert und sechszig pariser Fuß. Jede ihrer Seiten ist siebenhundert und zwanzig pariser Fuß lang. Eine einfache Berechnung ergibt, daß die Pyramide des Cheops einen Flächeninhalt von fünfmalhundertachtzehntausend und vierhundert Quadratfuß bedeckt und, wenn man den Bau als reine Pyramide annimmt, ohne die kleinen Kammern und unbedeutenden Gänge in ihrem Innern mit in Rechnung zu bringen, einen Kubikinhalt von mehr als neunzig Millionen pariser Kubikfuß besitzt.*) Man muß vor dem Riesengeiste des Volkes, welches solche Monumente setzen konnte, staunen; wenn man aber bedenkt, daß alle die mächtigen zum Bau verwendeten Steinblöcke auf schiefen Ebenen, deren Erbauung die Ausführung des mühsamen Werkes noch bedeutend erschwerte, in die Höhe gebracht wurden, muß man zugeben, daß unsere kühnsten Bauten, trotz der dabei angewendeten Dampfkraft und Mechanik, gegen diese Gigantenbaue fast verschwinden.

Die vier Ecken der Pyramiden sind genau nach den vier Weltgegenden gerichtet. Wir wählten die nördliche Seite zum Hinaufsteigen. Unsere Begleiter sprangen die im Anfange gegen fünf Fuß hohen Staffeln oder Mauerschichten — von denen bis zur Spitze zweihundert und zwei gezählt werden — hinan und zogen uns an den Armen nach. Schon nach fünf Minuten langem Steigen mußten wir ruhen; wir hatten kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt. Nach anderen fünf Minuten standen wir auf dem Gipfel der Cheops, einem Raume von vierhundert Quadratfuß. Er ist ziemlich eben; nur in der Mitte überragen einige mit Namen bedeckte Steinblöcke die anderen; sie mögen dem Zerstörer der Spitze wol zu groß oder zu fest in das Gemäuer eingefügt gewesen sein.

Ermüdet von dem beschwerlichen Steigen ruhen wir aus; dann lassen wir unsere Blicke auf der vor und unter uns ausgebreiteten Landschaft umherschweifen. Sie haften zuerst auf der oben überschwemmten Fläche, aus deren Wasserspiegel die Dörfer der Fellahs mit ihren Palmenhainen wie blühende Inseln hervorsehen; dann folgen sie dem silberglänzenden Lande, welches sich durch grüne Gefilde dahinzieht, dem heiligen Nilstrom mit seinen Dörfern und den drei Schwesterstädten Bulak, Djeseh und Alt-Kairo; rechts weilen sie an den in weiter Ferne unabsehbaren Palmenwaldes wie Felseneilande überragenden Pyramiden von Sakarah; links zeigt sich ihnen das freundliche Schubra mit seinen grünenden, lebensfrischen Gärten und weißgetünchten Landhäusern, in der Mitte des ganzen Bildes aber fesselt sie die ganze Stadt der Chalifen, das siegesstolze Kairo. Gelehnt an den Djebel el Mokhadam, umgeben von Wüste, Gärten, Feldern, Palmenhainen, Dörfchen und der stillen Stadt der Todten; unter dem Schutze der über ihr wie ein Herrscher thronenden Citadelle liegt sie vor uns; ihre Minaret's glühen im Golde der Morgensonne, ein leichter Duft hüllt sie in seinen zarten Schleier. Nach allen Seiten und Himmelsgegenden breitet sich ihr Häusermeer, phantastisch gestaltete, reich verzierte Kuppeln tauchen von ihm aus auf. Ganz dicht zu unseren Füßen endlich sehen wir unser kleines Lager, in dem sich mehrere uns nur ameisengroß erscheinende Menschen umhertreiben. Das ist die Vorderseite unserer Aussicht; sie sticht grell gegen die Rückseite ab. Von den dicht neben uns stehenden Pyramiden des Cephren und Mykorinus, der im Sande lagernden Sphinx und den vom Sande überdeckten Mumiengräbern sich abwendend irrt das Auge, wohin es sich auch wenden mag, in der Wüste umher, es sieht Nichts, als Wellenhügel gelben Sandes oder graue Steinmassen. Hier beginnt das Gebiet der „Furchtbaren, Zauberhaften, Un-

*) Auf ihrer Grundfläche hätten sechs der größten Kirchen Europa's Platz. Sie nimmt einen Raum von mehr als 21 preußischen Morgen ein.

ausfüllbaren", arabisch Sahara genannt, wenn sie auch hier nach unserer Geographen-Meinung diesen Namen noch nicht führen darf.

Kein Gegensatz kann ergreifender sein, als der, welchen von der großen Pyramide herab die lybische Wüste mit ihren unabsehbaren Sandhügeln zur grünen Nilniederung bildet.

Großartig ist das von der Pyramide herabgesehene Panorama, großartiger noch der Gedanke, auf dem höchsten Gebäude der Welt zu stehen. Kleine Krüge mit Trinkwasser auf der flachen Hand tragend, waren mit uns noch mehrere Araber und Araberinnen hinaufgestiegen, um uns oben gegen ein kleines Entgelt den kühlen Labetrunk anzubieten. Die bekannte Gewandtheit der graziösen Araberinnen überraschte uns weniger, als die Leichtigkeit und Sicherheit, mit welcher die Fellahs von einer Staffel zur andern sprangen, um uns ihre Fertigkeit im Klettern zu zeigen. Einer von ihnen machte sich erbötig, innerhalb zehn Minuten vom Gipfel der Cheops auf den der Cephron zu gelangen und führte dieses staunenswerthe Manöver gegen einen Backschisch (Trinkgeld) von zwei Piastern wirklich aus.

Wir wählten dann zu unserem Rückwege dieselbe Seite, auf welcher wir heraufgestiegen waren. Das Hinabsteigen ist weit gefährlicher und beschwerlicher, als das Heraufklettern; der Neigungswinkel der Seiten ist noch immer steil genug, einen Sturz lebensgefährlich zu machen. Mit Hülfe unserer Araber kamen wir glücklich herab, wandten uns, da wir auch das Innere besuchen wollten, sogleich nach dem gegen vierzig Fuß über der Sandebene sich befindlichen Eingange, waren aber von unserem mühsamen Steigen so ermüdet, daß wir, bevor wir uns anschickten, in's Innere hineinzukriechen, erst längere Zeit ausruhen mußten.

Der Eingang der großen Pyramide wurde trotz aller gemachten Nachforschungen erst entdeckt, nachdem eine große Kalksteinplatte, welche bisher die Granitblöcke des in das Innere führenden Ganges verdeckt hatte, herabfiel. Man räumte dann eine wol zehn Fuß starke Mauer ab und gelangte zu dem engen und schmalen unter einem Winkel von 25 Graden ungefähr hundert und zwanzig Fuß abwärts in's Innere führenden Gange. Seine Wände bestehen aus polirtem Granit; im Fußboden hat man, um das Gehen zu erleichtern, Löcher eingehauen. Am äußersten Eingange sieht man eine Gedenktafel an die Forschungen der preußischen Expedition in Hieroglyphenschrift.

Mit angezündeten Lichtern traten wir unseren Weg in's Innere der Pyramide an. Der scharfe, widerliche Geruch, welchen die Excremente der im Inneren aller egyptischen Monumente zahlreich hausenden Fledermäuse zurücklassen, machte das Eindringen höchst abschreckend. Je weiter wir in's Innere vordrangen, um so beschwerlicher wurde die Wanderung. Gänzlicher Mangel an Luftzug, die beständig hier herrschende mittlere Jahrestemperatur Egyptens, immerher Staub beengten uns die Brust und dennoch konnten wir uns in dem niedrigen, engen und glatten Gange nur gebückt und mit größter Vorsicht weiter bewegen. So kamen wir an das Ende des einfallenden Ganges, gelangten in einen wagerecht hinlaufenden, kletterten über einige Steinblöcke hinauf und betraten einen stark ansteigenden, immer höher werdenden dritten Gang, welcher uns endlich in die „Kammer des Königs" führte.

Sie ist zweiunddreißig Fuß lang, sechszehn Fuß breit, achtzehn Fuß hoch, mit mächtigen Steinblöcken wagerecht überdeckt und enthält einen sieben Fuß langen und drei Fuß breiten, wie die Wände der Kammer aus polirtem Granit bestehenden Sarkophag, welcher beim Daraufschlagen einen hellen, im Inneren der Kammer dröhnend widerhallenden Glockenton gibt.

Die „Kammer der Königin" liegt tiefer, ist aber der des Königs ganz ähnlich. Außer diesen beiden Räumen hat man bis jetzt noch einen dritten, zu dem man auf leitersprossenartigen, in die Steine eingepflöckten Hölzern gelangen kann und einen (bis auf zweihundert Fuß Tiefe untersuchten) brunnenähnlichen Stollen aufgefunden. Der Staub und die drückende Hitze peinigten uns zu sehr, als daß wir beide letztgenannte zu besuchen Lust gehabt hätten.

Die beiden anderen Pyramiden halten mit der des Cheops keinen Vergleich aus; sie sind nicht mit derselben Genauigkeit gebaut, als letztere. Man sieht an der Pyramide des Cephron noch Ueberreste der kostbaren, aus Sienyt, Granit und Porphyr bestandenen Bekleitung. Einige glauben, daß sie die am Prächtigsten ausgestattete Py-

ramide gewesen sei. Ihre Höhe beträgt nahe an vierhundert Fuß; die Pyramide des Mykerinus ist noch niedriger.

Geöffnete Gräber, Mauerreste, vollendete und unvollendete Bildsäulen, versteinte Mörtelhaufen und andere Fragmente aus früheren Zeiten liegen in namhafter Anzahl um die Pyramiden herum. An der südöstlichen Seite der Cheops ruht die gewaltige Sphinx. Die kolossale Figur verschwindet fast neben ihren riesigen Nachbarn; der Sand der Wüste droht sie vollends zu verschütten; von dem kleinen Tempel, den man zwischen ihren Vorderfüßen entdeckt hatte, sieht man keine Spur mehr. An dem Gesicht bemerkt man jetzt die von alten Geschichtschreibern oft gerühmte Schönheit nicht mehr. Es zeigt die Physiognomie eines Nubiers, ist aber barbarisch verstümmelt worden.

Das Material zum Bau der Pyramiden rührt zum Theil, insbesondere zum Ausbau des Innern, von dem sich hier vorfindenden Nummulitenkalkstein, zum Theil aber aus dem auf dem rechten Nilufer liegenden arabischen Gebirge her und schon Herodot erzählt, daß der König Cheops Befehl ertheilt habe, die nöthigen Bausteine in dem arabischen Gebirge zu brechen, und auf Flößen über den Nil zu schaffen. Außerdem hätte er aber auch noch einen bewunderungswürdigen Damm aus geglätteten Steinen erbauen lassen, welcher allein 10 Jahre in Anspruch genommen. Herodot setzt hinzu, daß die Aufrichtung der einen Pyramide selbst 20 Jahre, die ganze auf den Bau der zwei Pyramiden zusammen verwendete Zeit 106 Jahre betragen habe und daß zur Erbauung der großen Pyramide jährlich 400,000 Arbeiter nöthig gewesen wären. (Nach Plinius hat die Erbauung der drei Pyramiden zusammen 78 Jahre und 4 Monate Zeit gekostet.) An derselben soll auch mit egyptischen Schriftzügen aufgezeichnet gewesen sein, wie viel zu Rettigen, Zwiebeln und Knoblauch für die Arbeiter verbraucht wurde. [20. 254.]

---

6. Haushalt eines Fellah.

Die egyptischen Bauern (Fellahs), ungefähr 2,600,000 an der Zahl, sind wohlbekannt durch ihre Armuth und ihr Elend. Diese herrschen vom Urahn her und werden auch die fernsten Nachkommen wieder erben. Der Fellah hat wenig Bedürfnisse, aber er hat noch weit weniger Mittel. Er könnte selbst das einfachste Bedürfniß nicht befriedigen, wenn es ihm jemals in den Sinn kommen sollte, ein Bedürfniß zu haben. Die ewige Bettelei um „Backschiesch" die häufig genug in Unverschämtheit ausartet, hat leider ihren tiefliegenden Grund in der grenzenlosen Armuth des Volkes.

Die Wohnung eines Fellah ist schnell beschrieben. Aus Nilschlamm werden vier Wände mit einer niedrigen Oeffnung, der Thüre, zusammengeklebt, darüber einige Stangen gelegt, auf diese Matten gebreitet und dann wird das Ganze mit Durrahstroh bedeckt. Das Haus ist fertig. Es war die Arbeit der Nachbarn und Freunde des Besitzers, die sie mit ihm in wenig Tagen vollendeten. Er speiste und tränkte sie während der Zeit zur Belohnung für ihre Hülfe. Nebenan errichtete er später wol auch noch drei Mauern mit einem Dache, den Stall für sein Vieh. Wenn er das Ganze mit einer Art umzäunender Mauer umgab, dann gehörte seine Wohnung schon zu den besseren. Oft ist sie nur eine jedem Sturm und Regen preisgegebene Strohhütte. Das Innere einer Fellahhütte gleicht dem Aeußeren. Der Fußboden ist die festgestampfte Erde, darauf liegen einige Strohmatten; es sind die Lagerstätten. In einem Winkel steht ein Thonkrug zur Aufbewahrung des Wassers, in dem anderen vielleicht eine kleine Kiste aus Brettern oder aus aneinander gefügten Palmblattstielen zur Beherbergung der wenigen Kleider. Außen vor der Hütte sieht man auch einen kleinen Backofen und einige Steine in der Asche liegen. Dort wird gebacken und gekocht. Holz hat der Fellah nicht, er muß sich anders helfen. Sein Weib und seine Kinder sammeln eifrig den Dünger der Rinder, Pferde, Esel und Kameele, mischen ihn mit geschnittenem Stroh und Wasser zu einem Brei an und bilden hieraus dünne Kuchen, welche

an der Sonne getrocknet werden. Oft wird damit auch das ganze Haus tapeziert. Das ist das Brennmaterial des Fellah. Er ist genöthigt, die Salmiakdämpfe des brennenden Mistes beständig einzuathmen, er kocht damit seine wenigen Speisen, er bäckt sein Brod damit. In seiner Hütte liegt er dicht gedrängt mit seiner Familie und selbst der Schlafende muß noch während der Nacht die dem Organismus wahrhaft giftigen Ausdünstungen der Erde und der dicht neben ihm schlafenden Menschen einsaugen. Ist es dann ein Wunder, wenn die Pest einen so zu ihrem Empfange vollkommen vorbereiteten Körper in wenig Stunden bewältigt?

Und wie elend, wie dürftig ist seine Nahrung! Nur an hohen Festtagen kann man ein Gericht Fleisch in seiner Hütte sehen. Seine gewöhnlichste Speise sind die sogenannten Buffbohnen in Wasser gekocht, mit ein Wenig Oel und Salz gewürzt. Hierzu ißt er sein Durrahbrod. Sein Mittagsessen besteht manchmal auch aus Linsen, dem gewöhnlichen Essen der Schiffsleute, stets ohne alle Würze, Salz etwa ausgenommen. Zur Zeit der Dattelreife lebt er fast nur von Datteln; wenn er Mais ansäete, ißt er die in der Asche gebratenen Kolben desselben. Die einzige Erholungsstunde, welche sich der schwer geplagte Mann zuweilen erlauben darf, ist ein Gang in das ärmliche Kaffeehaus des Dorfes, wo er für fünf Para zwei Tassen eines reichlich mit gebrannten Bohnen versetzten Kaffee's trinkt. Glücklicher Weise empfindet er seine beispiellose Armuth nicht so, als sie jeder Andere empfinden würde; er hat nie bessere Zeiten kennen gelernt, wird aber auch wol nie bessere sehen.

Das Brod des Fellah wird von den Weibern tagtäglich frisch gebacken. Es besteht in dünnen Kuchen aus Durrah- oder Maismehl, welches ebenfalls erst von der Frau in einer erbärmlichen Handmühle gemahlen wurde. Die Brodkuchen werden bei der herrschenden Dürre schon nach ein oder zwei Tagen steinhart, dann ißt man sie im Wasser aufgeweicht.

Den Waizen, die Gerste und den Erlös aus seinem Viehstande braucht der Fellah mehr als nöthig, um die ihm von der Regierung aufgelegten Steuern völlig zu decken. Früher durfte er ein Dritttheil des Ernteertrags für sich verwenden, jetzt hat er kaum ein Fünftheil des Ganzen zu seiner Verfügung. Die Regierung geht bei Eintreibung ihrer Steuern unerbittlich zu Werke. Das Dorf haftet für den einzelnen Bauer, der Kreis für das einzelne Dorf, die Provinz für den einzelnen Bezirk. Der Fellah darf nicht daran denken, sich auszubilden, er hat viel zu viel für die Regierung zu arbeiten, und es nimmt Einen wirklich Wunder, wenn man in ein egyptisches Dorf kommt und dort um ein von Durrahstroh unterhaltenes Feuer zwanzig bis dreißig Knaben am späten Abende sitzen sieht, welche ein alter Fakhïe um Gotteslohn im Lesen und in der Religion unterrichtet. Der Fellah wächst auf wie das Vieh, nimmt sich mit seinem sechszehnten Jahre ein Weib, arbeitet und stirbt. Im Elende und im Schmutze geboren, lebt und stirbt er im Elende und Schmutze dahin. Er hat Nichts, was er sein nennen könnte, er besitzt als Pächter des von ihm bewirthschafteten Landes Nichts, worauf die Regierung nicht eine Steuer gelegt hätte. Er verkauft eine Kuh, die Regierung beansprucht die Haut davon; er pflanzt einen Palmenbaum, die Regierung verlangt drei Silbergroschen unsers Geldes davon; er haut ihn um, die Steuer bleibt dieselbe. [20.]

---

7. Das Klima von Nubien.

Nubien, obgleich nicht ganz der heißen Zone angehörend, ist doch eins der heißesten Länder der Erde, und namentlich übertrifft nach neueren Untersuchungen ein großer Theil des trockenen, wüsten Mittel-Nubiens alle andern Gebiete der Erde in der Höhe der Temperatur. Das innere nördliche und mittlere Nubien fällt deshalb schon in die Isotherme von 27 — 28° C., in Berber und zu Schendy steht das Thermometer im Sommer sogar Monate lang auf 45 — 48°, und steigt zuweilen auf 60°, wobei der Sand so heiß wird, daß man Speisen darin in irdenen Töpfen kochen kann. Gleiches

gilt vom südlicheren, innerhalb des Gebietes der tropischen Regen liegenden Nubien, dessen Jahrestemperatur kaum von der des Sudans übertroffen werden dürfte, da im Beginn der Regenzeit der monatliche Temperaturdurchschnitt bis 37°, 5 und höher steigt. Daß eine solche Hitze höchst extreme Einwirkungen auf den Boden hervorbringt, je nachdem derselbe zur Entwickelung der Vegetation die nöthige Bewässerung erhält oder nicht, liegt in der Natur der Sache, und wir sehen deshalb von der Nordgrenze bis zur Grenzlinie der tropischen Regen sofort neben dem Nil die pflanzenloseste und glühendste Sandwüste und häufig nur unmittelbar an den Ufern des Stromes cultivirbares Land auftreten, umgekehrt aber im Gebiet der tropischen Regen eine staunenswerthe Vegetationsfülle, die sich entfernter von den Strömen in den Savannen durch den üppigsten Graswuchs und zunächst den Strömen durch die undurchdringlichsten Urwälder mit den kolossalsten Bäumen kundgibt, welche durch uralte Schlingpflanzen von solcher Entwickelung, daß sie selbst Stämme von bis 1 Fuß Durchmesser bilden, umwunden sind. Ungeachtet aber der am Tage im ganzen Binnenland Nubiens herrschenden außerordentlich hohen Temperatur sind doch die Nächte in Folge der bedeutenden Wärmestrahlung auf den großen Ebenen der Wüste meist auffallend kühl, was selbst im Gebiete der tropischen Regen zu Sennaar periodisch der Fall ist, wo in Folge der beständigen Nordwinde von Januar bis März die Nächte bei bedecktem Himmel empfindlich kalt werden. Anderseits bleibt zuweilen in Khartûm bei Windstille die Temperatur in der Nacht so hoch, daß das Thermometer um Mitternacht noch auf 30—32° steht. In Bezug auf den Feuchtigkeitsgehalt der Atmosphäre und die Höhe der Temperatur zeigen sich große Differenzen. Während im Küstenland Thau und periodischer Regen nicht selten sind, fällt im nördlichen Binnenlande, gleichwie in Oberegypten, oft mehrere Jahre lang kein Tropfen Regen. Ganz verschieden davon sind wieder die atmosphärischen Verhältnisse des tropischen Gebiets an der Küste von 20—21°, im Innern von 17—18° N. Breite. Hier gibt es zwei scharf geschiedene Wetterepochen, eine 5 — 6 Monate dauernde, trockene, regenlose, bei vorherrschendem Nordwinde, worin selbst Thau selten fällt, und eine zweite feuchte im übrigen Theile des Jahres, wo dann eine fortdauernde Reihe der intensivsten Gewitter mit den höchsten Graden der Elektricität und den heftigsten Regenfällen bei beständigem Südwind eintritt. Stimmen auch beide Epochen in der Zeit mit unserem Sommer und Winter im Allgemeinen überein, so beginnen sie doch nicht überall gleichzeitig, da die Regenzeit langsam nach Norden vorrückt. Je näher man endlich dem gebirgigen Theile des Landes am Blauen und Weißen Nil rückt, desto stärker werden auch die Regen und die sie begleitenden Gewitter, die Nächte sind dann kalt, selbst in Sennaar, wogegen die trockenen Monate April und Mai zugleich die heißesten und dann die grasreichen Ebenen völlig verödet sind. Mit den atmosphärischen stehen Nubiens gesundheitliche Verhältnisse in engster Verbindung. So erfreut sich die Bevölkerung der Wüsten und wilden Felsthäler, wie der unmittelbaren Umgebung des Stroms in Unter-Nubien, wo derselbe nicht viel über seine Ufer treten kann, eines sehr gesunden Klimas, so daß sie ein hohes Alter erreicht und nur zuweilen in Folge nächtlicher Erkältungen an Fiebern und Ruhr leidet. Nie hat man hier, mit Ausnahme einer Stelle des Nilthals, die Pest, und selbst Augenkrankheiten nur sehr selten beobachtet. Im Gebiet der tropischen Regen sind dagegen Wechsel- und gallichte, ansteckend werdende Fieber ungemein häufig und höchst gefährlich. Am furchtbarsten aber werden diese Krankheiten da, wo die jährlichen Ueberschwemmungen der größeren Flüsse, wie des Nils in Dangola, ausgedehnte Landstrecken bedecken und demnach Schlammmassen auf den Feldern zurücklassen, oder wo dauernde Regen den Boden befeuchten, und auch Regen und Ueberschwemmungen gemeinschaftlich auf die Atmosphäre einwirken. Letzteres ist zu Sennaar und Khartûm, im stärksten Grade aber vielleicht in der Landschaft Taka, die zu den ungesundesten Nubiens gerechnet und selbst von den Bewohnern gefürchtet wird, der Fall, in dem hier in den weiten Ebenen große stehende Wassermassen am Schlusse der Regenzeit zurückbleiben, faulige Miasmen entstehen und die sogenannten Sennaarfieber von Ende Septembers bis Januar den Tod oft in wenigen Stunden herbeiführen und häufig so fürchterliche Verheerungen anrichten, daß in Sennaar die Anwohner des blauen Nils sich dann gewöhnlich weit von demselben mit ihren von den Krankheiten ebenfalls leicht ergriffenen Heer-

den entfernen, die Bevölkerung Takas aber in die höher gelegenen Distrikte zieht. Nächst den Fiebern sind Ruhr und ruhrartige Dysenterien zu Khartûm und Sennâar sehr gewöhnlich und verderblich. [74.]

8. Die Krokodil- und Nilpferdjäger in Dongola.

Eine eigenthümliche Kaste in der Provinz Dongola bilden die Fischer und Hippopotamusjäger; man nennt sie in der berberischen Sprache Hauauit; sie verfertigen sich aus einem ausgehöhlten Baumstamme einen etwa 10 Fuß langen Kahn, der zwei, höchstens drei Menschen tragen kann. Diese Hauauit machen auch auf die Krokodile Jagd; die günstigste Jahreszeit hierzu ist der Winter, wo das Thier gewöhnlich auf sandigen Strecken in der Sonne schläft, oder der Frühling nach der Begattungszeit, wenn das Weibchen regelmäßig die Sandinseln bewacht, wo es seine Eier eingescharrt hat. Der Hauauit merkt sich den Ort auf der Südseite desselben, das heißt unter dem Winde gräbt er sich ein Loch in den Sand mit einem Erdaufwurf nach der Seite, wo man das Krokodil erwartet; der Jäger verbirgt sich dort; bleibt er unbemerkt, so kommt das Krokodil an seinen gewöhnlichen Lagerplatz, wo es bald bei der Wärme der Sonnenstrahlen einschläft. Nun wirft der Jäger mit kraftvollem Arme das Thier mit einer Harpune an; das Eisen muß, um den Zweck zu erreichen, wenigstens vier Zoll tief eindringen, damit der Widerhaken gehörig fassen kann. Das angeworfene Krokodil eilt in das Wasser, und der Jäger nach seinem Kahn, mit welchem ihm ein Gehülfe zueilt. Ein an der Harpune durch ein langes Seil befestigtes Holz schwimmt auf dem Wasser und zeigt den Weg, welchen das Krokodil geht. Man faßt den Strick, und zieht das Thier an die Wasserfläche, wo es bald ein zweiter Wurfspieß verwundet. Die Geschicklichkeit bei dieser Jagd besteht darin, der Lanze die gehörige Kraft zu geben, um die harte Panzerhaut zu durchbohren. Das verwundete Krokodil bleibt nicht müssig; es gibt derbe Schläge mit seinem Schwanz, und sucht den Strick der Harpune zu zerbeißen. Um Letzterem vorzubeugen, besteht dieser Strick aus etwa 30 neben einander liegenden einzelnen Strickchen, die alle zwei Schuh lang zusammengebunden sind; die dünnen Stricke fügen sich im Rachen des Thieres in die Lücken der Zähne. Sehr oft reißen die Harpunen beim Ausziehen aus der Fleischmasse, und das Krokodil entweicht. Hätte ich es nicht mit eigenen Augen gesehen, so würde es mir unglaublich vorkommen, daß zwei Menschen ein vierzehn Fuß langes Krokodil aus dem Wasser schleifen, ihm dann zuerst die Schnauze zubinden, dann die Füße über dem Rücken zusammenknebeln, endlich mit einem scharfen Eisen in den Nacken des Thieres stoßen, und es durch die Theilung des Nervenstranges der Wirbelsäule tödten.

Die zur Krokodiljagd übliche Eisenharpune ist spannelang, nach der Spitze zu ist sie scalpellenförmig, am Ende und an der einen Seite zugeschärft; ein starker Widerhaken ist gleich hinter der Schneide, und am andern Ende ist ein Vorsprung zur Befestigung des Seils. Dieses Eisen steckt man an eine acht Fuß lange hölzerne Wurflanze. Das Fleisch und Fett der Krokodile wird von den Berbern gegessen und gilt selbst für einen Leckerbissen; beides hat immer einen moschusartigen Geruch. So oft ich dieses Fleisch kostete, habe ich es immer von mir brechen müssen, vermuthlich wegen dieses ungewöhnlichen Geruchs. Die vier Moschusdrüsen des Krokodils sind mit ein Hauptgewinn bei dieser Jagd. Zwei öffnen sich am Unterkiefer zu Seiten des Zungenbeins, und zwei an der Mündung der Kloake. Die Berber unter sich bezahlen für diese vier Drüsen oft zwei Speciesthaler, und bedienen sich derselben zur wohlriechenden Einreibung für das Haupthaar. Die Harpune, womit die Hauauit die Nilpferde anwerfen, sind etwas von denen der Krokodiljagd verschieden; das Eisen endet in einer ovalen Fläche, wie bei einem Radirmesser; die äußern Dreiviertel des ovalen Randes zugeschärft. Am obern Vorsprung der Harpune ist ein starker, langer Strick befestiget, und an dessen anderem

Ende ein dicker Kloß von leichtem Holze, um das bei Nacht angeworfene Thier bei Tag leichter wieder aufzufinden.

Die Hippopotamus-Jäger werfen ihr Wild bei Tag und bei Nacht an; der ersteren Zeit geben sie immer den Vorzug, weil sie besser den wüthenden Anfällen des gereizten Feindes entgehen können. Einen Theil des Strickes, nebst dem Holzschaft der Harpune, nimmt der Jäger in die rechte Hand, in der linken trägt er das übrige Seil und den Holzkloß; so nähert er sich behutsam seinem Wilde, wenn es bei Tag auf einer kleinen Insel schläft, oder er lauert des Nachts an der Uferstelle, wo er hofft, daß das Thier herauskommen dürfte, um in den Saatfeldern zu weiden. Ist er bis auf die gewünschte Entfernung genahet (etwa 7 Schritt), so wirft er kraftvoll die Lanze auf seinen Feind, deren Harpune, wenn geschickt geschleudert, bis hinter den Widerhaken durch die dicke Haut in die Fleischmasse eindringen muß. Das verwundete Thier flüchtet sich gewöhnlich nach dem Wasser und verbirgt sich in den Fluten; die Holzlanze fällt ab, aber der an's Harpuneisen gebundene Kloß schwimmt und bezeichnet die Richtung, in welcher der Hippopotamus geht. Große Gefahr beim Anwerfen des Thieres ist dann, wenn der Jäger von demselben bemerkt wird, ehe der Wurf geschehen ist; zuweilen dringt dann die Bestie mit Wuth auf ihren Gegner los und zermalmt ihn mit Einem Male in dem weit offenen Rachen, ein Vorfall, der während unseres Aufenthalts bei Schendi statt hatte. Oft reizen ganz harmlose Gegenstände den Zorn des Thieres; so zerknirschte ein Hippopotamus mehrere Stück Rindvieh, die bei einem Wasserrad angebunden waren. Sobald das Thier glücklich angeworfen ist, eilen die Jäger in ihre kleinen Kähne, und nähern sich behutsam dem schwimmenden Holzkloß, an welchen sie ein starkes, langes Seil befestigen; mit dessen anderem Ende fahren sie nach der herbeieilenden großen Barke, auf welcher sich ihre Gehülfen befinden. Jetzt zieht man mit dem Strick das Thier an; der durch den Widerhaken verursachte Schmerz reizt seine Wuth, und kaum hat es die Barke erblickt, so dringt es auf sie los, faßt das Fahrzeug mit den Zähnen, und zuweilen gelingt es ihm, solches zu zertrümmern oder umzuschlagen. Die Jäger bleiben unterdessen nicht müssig; vier bis sechs andere Harpunen werfen sie ihm ein, und mit aller Kraft nöthigen sie durch die Seile derselben das Thier, sich dicht an die Barke anzulehnen, um so einen Theil seiner Stärke zu lähmen. Mit einem scharfen langen Eisen sucht man dann das Ligamentum jugi zu spalten, oder den Schädel einzustoßen, und so tödten die Eingeborenen das Thier. Da die Fleischmasse eines ausgewachsenen Hippopotamus zu groß ist, um ohne eine nambafte Anzahl Menschen aus dem Wasser geschafft zu werden, so zerhacken sie gewöhnlich das getödtete Thier im Wasser und ziehen die einzelnen Stücke auf das Land. Man tödtet gewöhnlich in der ganzen Provinz Dongola nur 1 bis 2 Hippopotami jährlich (in den Jahren 1821 bis 1823 einschließlich wurden deren 9 Stück erlegt, wovon 4 durch unsere Hände). Das Fleisch des jungen Thieres ist sehr schmackhaft; ausgewachsene Individuen pflegen sehr fett zu sein, und ihre Fleischmasse schätzt man gleich 4 bis 5 Stück Ochsen. Die Haut wird einzig und allein zu vortrefflichen Peitschen (Kurbatsch) verarbeitet; eine Haut gibt von 350 bis 500 solcher Peitschen; die Zähne werden nicht benutzt.

Einer der von uns erlegten Hippopotami, ein ganz altes Männchen, schien seine größte Körperdimension erreicht zu haben. Er maß von der Schnauze bis an das Schwanzende $13^1/_2$ französische Fuß, und seine Eckzähne von der Wurzel bis zur Spitze längs der äußern Krümmung maßen 26 französische Zoll. Um es zu erlegen, kämpften wir mit ihm eine Stunde lang, und zwar des Nachts; Wenig fehlte, daß die Bestie unsere große Barke und mit ihr vielleicht uns Alle vernichtet hätte. Als das angeworfene Thier die Jäger in dem kleinen Kahn erblickte, welche den langen Strick an den Holzkloß der Harpune anbinden sollten, schleuderte es sich mit einem Satz auf dieselben, riß den Kahn mit sich unter das Wasser und zerschmetterte ihn; die beiden Jäger entkamen mit Noth dieser großen Gefahr. Von den 25 Flintenkugeln, in einer Entfernung von etwa 5 Fuß auf den Kopf des Unthiers geschossen, hatte nur eine die Haut und den Knochen bei der Nase durchbohrt; bei jeglichem Schnauben spritzte nun das Thier reichliche Blutströme auf die Barke; alle andern Kugeln waren in der Dicke der Haut stecken geblieben. Wir bedienten uns endlich eines Standrohrs, dessen Gebrauch in so kleiner Entfernung wir überflüssig glaubten; aber nur nachdem fünf Kugeln, in einer Entfernung von wenigen

Fuß gefeuert, die schrecklichste Verwüstung in dem Kopf und Körper des Thieres angerichtet hatten, gab der Koloß seinen Geist auf.

Die Dunkelheit der Nacht vermehrte das Schauerliche des Zweikampfes; dieser riesenmäßige Hippopotamus schleifte nach Belieben unsere große Barke in jeder Richtung des Stroms, und in einem sehr glücklichen Augenblick für uns unterlag das Thier, indem es eben das Fahrzeug in ein Labyrinth von Klippen geschleift hatte, die um so gefährlicher werden konnten, da wegen der großen Verwirrung, worin die ganze Schiffsgesellschaft war, Niemand solche bemerkte. — Hippopotami, von der Größe des in Rede stehenden, können von den Landeseingeborenen wegen Mangel eines Standrohrs nicht erlegt werden. Diese Thiere sind hinsichtlich ihrer Gefräßigkeit eine wahre Landplage; die Bewohner haben keine Mittel, sie immer von ihren Pflanzungen abzuhalten; Alles, was sie thun, ist, in der Nacht mit einer Trommel zu lärmen und stellenweise Feuer zu unterhalten. An einigen Orten sind die Hippopotami so kühn, daß sie nur dann ihren Weideplatz räumen, wenn eine große Anzahl von Menschen mit Stöcken schreiend auf sie zukommt. [181.]

9. Sklavenjagd im nordöstlichen Afrika.

Der Kampf der Völkerschaften des Sudan mit der türkisch-egyptischen Regierung ist beendet, mit den Sklaven währt er noch heute fort, mit ihnen wird er noch so lange dauern, als der freigeborne Mensch sein heiligstes Gut zu vertheidigen im Stande ist.

Das unglückliche Loos, als verkäufliche Waare betrachtet zu werden, trifft die Völkerstämme Abyssiniens und die verschiedenen Negerstämme aus den südlichen Ländern des weißen und blauen Flusses. Der Krieg mit ihnen heißt Rhassua oder Rasswe. Die Sklavenjagd ist jetzt nicht mehr so einträglich, wie sie es war, ehe der Neger seinen grimmigsten Feind als sterbliches Wesen kennen lernte; jetzt fallen oft mehr Soldaten, als Feinde gefangen werden. Nachfolgende Schilderung ist auf die glaubwürdigsten Berichte gegründet.

Die Rhassua ist versammelt: Geschütze und Waffen sind im besten Stande, Bespannungs- und Lastthiere vollzählig, die Soldaten selbst frohen Muths. Kameele tragen das Gepäck der Krieger und kleine Kisten mit Munition; die Soldaten ziehen leicht dahin. Man erreicht die Grenze des den Türken unterjochten Landes und betritt das Gebiet der freien Schwarzen, die noch von keiner Art entweihten Urwälder. Die Kolonnen theilen sich und machen sich mühsam durch das Gehänge der Schlingpflanzen, durch das Dickicht der niederen Mimosen Bahn. Dichter und dichter werden die Urwälder. Kein Feind zeigt sich, die Dörfer sind leer; man begnügt sich, sie anzuzünden. Das Heer zieht weiter in den Wald hinein; die Beschwerden mehren sich. Ungewohnt des ihm fremden Klimas stürzt das Kameel, sei es in Folge der Stiche von tausend kleinen Fliegen, sei es in Folge der ihm nicht zusagenden Kräuter; südlich des dreizehnten Grades gedeiht es nicht mehr. Man vertheilt seine Last unter die Soldaten. Langsamer bewegen sich ihre Reihen. Tagelang schon marschiren sie, noch immer haben sie keinen Feind erblickt. Aber dunkle Gestalten sind ihrem Zuge gefolgt. Von Baum zu Baum schleichend, sich hinter jedem Stamm verbergend, beobachten schwarze Männer jede ihrer Bewegungen, zählen oder schätzen ihre Streitkräfte und benachrichtigen ihre Stammgenossen von dem Resultate ihrer Erfahrungen. Endlich werden sie von jenen entdeckt, doch einzelne Schüsse genügen, die Neger zu vertreiben.

Unbekannt mit dem Urwalde schleppt sich die Reihe der durch Beschwerden aller Art schon geschwächten Krieger durch das Urdickicht des Waldes. Bereits sind die Geschütze nothgedrungen zurückgelassen worden. Müde und matt erreichen die Krieger einen freien zum Lager passenden Platz. Nach kurzer Ruhe beginnt ein reges Leben. Die Aexte fällen die Mimose, deren stachelige Aeste, zur undurchdringlichen Serieba vereinigt, das Lager schützen; ein kleiner Raum beherbergt die zu-

sammengedrängten Bataillone. Dunkel senkt sich die Nacht auf den Wald hernieder. Geprüfte egyptische Soldaten halten, paarweise vereint, die Wache. In der Ferne hört man das grunzende Gebrüll des Panthers, der milchweiße Uhu ruft seinen Namen, sein „Buhm" klingt schauerlich im Walde wieder; fast verhallend tönt das melodische, glockenreine Gezirp gewisser Grillenarten zum Lager herüber, in einem entfernten Sumpfe quaken die Frösche; tiefer im Walde heult die Hyäne. Dichte Schwärme der Musquitos summen, Hunderte von Fledermäusen umschwirren die Häupter der auf ihre Gewehre gelehnten Wachen.

Der ermüdete Soldat kann sich trotz des gegenseitigen, immer erneuten, ermunternden Zurufs der übrigen Wachen des Schlafes kaum erwehren, er schlummert nicht, aber sein Auge ist trübe vor Müdigkeit. Er sieht nicht jene sich in der Schwärze der Nacht leise, wie schleichende Katzen heranahenden, dem Auge kaum wahrnehmbaren schwarzen Männer, und doch kriechen sie schon dicht vor ihm auf dem Bauche, unhörbar, an den Wall heran. Endlich bemerkt er sie. „Gott ist der größte!" „Hilf uns, o Herr! — die Neger!" Weiter sagt er Nichts: eine Lanze hat ihm die Brust durchbohrt. Vor der Serieba erheben sich Tausende schwarzer Männer, ein heulender, langgedehnter Schlachtruf erschallt, das Grunzen des Panthers, das Geheul der Hyäne, der Todesruf des Uhu's erklingen aus dem Munde der Neger, mit dem Schlachtgebrüll durchzischt die kräftig geschleuderte, tödtende Lanze die Luft. Wo sie auch hinfällt im Lager, sie fällt in die dichtesten Rotten der bedrängten Soldaten; das Blitzen einzelner Gewehre zeigt diesen, daß sich unter den Angreifern auch der Feuerwaffen kundige Männer befinden. Jetzt entladen Hunderte von Soldaten ihre Feuerwaffen, eine oder zwei leichte Kanonen donnern gegen den Feind — die Kugeln schaden wenig oder nicht. Längst schon sind die Angreifer wieder geborgen. Dicke Bäume, Erdwände, Erhöhungen des Bodens und die Nacht schützen sie. Die Kugeln der Soldaten pfeifen durch die Aeste der Mimosen, ohne mehr zu nützen, als den Feind von einem neuen Angriffe abzuschrecken.

Der heranbrechende Morgen endet den Kampf. Sein Licht beleuchtet das kleine Schlachtfeld. Viele der Soldaten haben keine Bewegung gemacht; der Tod hat sie im Schlafe ereilt. Mit den Lanzen sind sie fest an die Erde geheftet, die Stiele derselben starren in die Luft hinaus. Andere sind unter den fürchterlichsten Krämpfen verschieden: ein vergifteter Pfeil hat sie getroffen; Andere liegen im Todeskampfe. Von den Schwarzen sieht man auf der Wahlstatt keinen Todten; die Lebenden nahmen die Leichname ihrer Brüder mit sich hinweg, um sie nach ihrer Weise zu beerdigen oder den Wellen des geheiligten Stromes zu übergeben. Unter solchen Umständen thut der Führer der Rhassua wohl daran, den Rückzug anzutreten. Seine Negersoldaten werden durch Mißgeschick im Kriege leicht zu Empörungen geneigt und gehen, obgleich man die Vorsicht gebrauchte, sie nur gegen Feinde zu führen, mit denen sie auf Tod und Leben zu kämpfen von Kindheit an gewöhnt sind, gern zu ihren Stammesverwandten über, diesen im Anfange willkommen, später vielleicht eine unnütze, von Neuem gehaßte Last. Dem des Landes ungewohnten Arnauten droht aber neben dem furchtbaren Feinde noch ein anderer: das Klima.

Mit dem Sinken der Sonne verdunkeln unzählbare Schwärme blutsaugender Musquitos die Luft und stören die Ruhe des ohnehin genugsam entkräfteten Fremdlings. Milliarden dieser Quälgeister der Nacht peinigen den Besucher des weißen und oberen blauen Flusses oder des Urwaldes. Sie sind in den sumpfigen Niederungen des Bahr el abiad so gefürchtet, daß die Kihk und Nuëhr in der Asche schlafen, um vor ihnen geschützt zu sein; sie bohren ihren langen feinen Rüssel durch das dichteste Gewebe bis in die Haut ihres Opfers, färben ihren durchsichtigen Körper hochroth mit dem Blute desselben und verursachen durch ihren Stich schmerzhafte, unausstehlich juckende Beulen.

Den Tag über in steter Bewegung und Aufregung, die Nacht hindurch der nöthigen Ruhe entbehrend, jeder Erquickung nothgedrungen entsagend, ist der weiße Mann nicht fähig, dem in dem höllischen Lande sich seiner unfehlbar bemächtigenden Fieber zu widerstehen. Das Wasser, welches er genießen muß, ist aus den Sümpfen des Waldes oder aus dem langsam dahin schleichenden Flusse geschöpft; sein Brod ist die unverdauliche Kisra, nur selten erhält er Fleisch, denn die Neger haben ihre Heerden geborgen. Die giftigen Miasmen der Sümpfe, die Ausdünstungen

der Wälder werden ihm gleich gefährlich. Das verderbliche Fieber ergreift ihn. Der Sonne Central-Afrika's preisgegeben, liegt er krank auf bloßer Erde. Glühende Strahlen sendet das leuchtende Gestirn des Tages herab, der Kranke friert wie bei eisiger Kälte; seine Zähne schlagen klappernd zusammen, die Glieder zittern vor grimmigem Frost. Und nun kommt die Hitze des Fiebers über den Obdachlosen. Dieselbe Sonne, die ihn nicht zu erwärmen vermochte, wird ihm zur unerträglichen Qual. Bald endet Bewußtlosigkeit und Delirium sein Leiden.

In den übrigen Soldaten erwacht der Muth der Verzweiflung. Sie verlangen stürmisch, gegen den Feind geführt zu werden.

Mit Bajonett und Yatagan in der Faust stürmt man den Berg hinan, den Dörfern der Schwarzen entgegen. Hinter jedem Baumstamme lehnt ein kampfgerüsteter Mann; der sichere Pfeil entgleitet geräuschlos seinen Händen. Hier nützen die Feuerwaffen wenig oder nichts. Der Krieger kämpft Mann gegen Mann mit dem Feinde. Oft werden die Gewehre der schwarzen Soldaten, welche ihre Furcht vor dem Pulver nicht überwinden konnten und mit abgewandtem Gesichte feuern, plan- und zwecklos gebraucht; weder Taktik noch Kanonen helfen im Urwalde; der nach den Regeln europäischer Kriegskunst eingeschulte Soldat unterliegt im Einzelkampfe dem kühnen Schwarzen.

Wohl diesem, wenn er den Feind zwingt, sich zurückzuziehen, aber wehe ihm, wenn ihm dies nicht gelingt! Dann wird das Dorf der Neger umzingelt und genommen. Tigern gleich stürzen sich die Soldaten auf ihre Beute. Greise, Kranke und zu Sklaven unbrauchbare Feinde werden von den jetzt keine Menschlichkeit mehr kennenden Soldaten ohne Weiteres niedergestochen, die Frauen geschändet. Den wüthenden Grimm der Männer hat man zu bändigen gewußt. Man hat sie längst entwaffnet und in die Scheba*) gesteckt. Sie versuchen, sich darin zu erwürgen; man wehrt es ihnen, vor ihren Augen schlachtet man Weib und Kind, Vater und Mutter; selbst die unschuldigen Hausthiere werden erbarmungslos niedergestochen. Zur Ehre der Weißen sei es gesagt, daß bei solchen Gelegenheiten die Negersoldaten im Vergleich mit ihnen ächte Teufel sind, Teufel, welche mit wahrer Virtuosität schauderhafte Martern für die Besiegten aussinnen und an ihnen ausüben. Nun werden die Gefangenen gemustert und alle Unbrauchbaren niedergemacht. Nachdem der Sieger auch so viel Vieh als er finden konnte, zusammengetrieben hat, tritt er den Rückzug an. Von Soldaten eingeschlossen, bewegt sich der Zug der Gefangenen, mehr gestoßen und gepeinigt, als eine Heerde Vieh. Niemand kümmert sich um das brennende Dorf. Ob dort ein Schwerverwundeter erst in den Flammen seinen Tod findet, ob dort ein gemartertes Weib mit den Zähnen in die Erde beißt, um ihre Schmerzen zu betäuben, ob sie, unfähig zum Gehen, die vernichtende Feuersbrunst näher und näher kommen sieht, und sich der Todeskampf einstellt; ob inmitten einer vom Feuer ergriffenen Hütte ein verlassenes Kind um Hülfe schreit — den Sieger kümmert das wenig. So geht es mit noch mehreren Dörfern, bis man Sklaven genug hat oder dem Klima und dem die Soldaten umschleichenden Feinde nicht mehr widerstehen kann. Sengend und brennend, mordend und plündernd ziehen sich die Soldaten zurück.

Der Zug geht langsam. Die schmerzgepeinigten Männer, welche noch Wunden vom Schlachtfelde her tragen, deren Hälse die Scheba wund reibt, die armen, halb verdurstenden und verhungernden Weiber, die schwachen Kinder sind nicht im Stande, schnell zu gehen.

Ich habe einen solchen Transport Neger in Charthum ankommen sehen. Der Anblick war schauderhaft. Keine Feder kann ihn beschreiben, keine Worte drücken ihn aus. Mir hat er wochenlang wie ein Bild des Schreckens vor der Seele gestanden.

Es war am zwölften Januar 1848. Vor dem Regierungsgebäude in Charthum saßen über sechszig Männer und Weiber im Kreise auf der Erde. Alle Männer waren gefesselt, die Weiber frei. Kinder krochen auf allen Vieren zwischen ihnen umher. Die Unglücklichen lagen ohne den geringsten Schutz in der glühenden Sonne, mit stieren, todten und den noch unendlich traurigen Blicken auf der Erde, ohne zu klagen, ohne zu wimmern. Eiter und Blut floß aus den Wunden der Männer, kein Wundarzt bekümmerte sich um sie. Sie hatten nichts, als heiße Erde, um das herabträufelnde Blut zu stillen; ihre Nahrung be-

*) Scheba, eine Holzgabel, in welche der Hals des Gefangenen gezwängt wird. Vorn ist die Gabel durch ein aufgenageltes Querholz verschlossen.

stand aus rohen Durrahkörnern, demselben Futter, das die Kameele fressen. Unwillkürlich suchte sich der Blick des Beschauers aus dem Entsetzlichen das Entsetzlichste heraus. Dort jene Mutter mit ihrem Säuglinge war es, jene kranke Mutter mit jenem verschmachtenden Säuglinge! Mit Thränen in den Augen sah sie das Kind auf allen Vieren zu sich herangekrochen kommen. Das Kind verlangte die Mutterbrust. Aber diese labte nicht mehr. Die Haut lag bei Beiden in großen Falten auf dem Knochengerippe. Ich sah im Geiste den Todesengel über Beiden schweben, und habe gebetet, ihn recht bald zu senden.

Ein Egypter, der Tschausch oder Unteroffizier der die Wache haltenden Soldaten, trat zu uns. „Siehst du, Herr, Allah war unserm Zuge günstig, wir waren glücklich. Fünf Dörfer haben wir erobert, mehr als fünfhundert Heiden getödtet. O ihr Hunde! auf, ihr Nichtswürdigen, singet, tanzet! Wartet, ich will euch aufhelfen!" Der Unmensch nahm in die eine Hand eine Peitsche, in die andere ein Musikinstrument, schwang Beides und befahl durch einen Dolmetscher den Negern, zu tanzen und zu singen.

Das ist die Sklavenjagd, welche die Regierung öffentlich betreibt. Es ist kein Wunder, daß sie auch Privatleute ausüben. Zwischen Abeid und dem weißen Flusse wohnen die Kababiesch, ein räuberischer Nomadenstamm, dem Namen nach von den Türken unterjocht. Zwanzig bis dreißig dieser Nomaden besteigen ihre schnellfüßigen, ausdauernden Pferde und jagen dem Gebirge zu. Ehe die muthigen Gebirgsbewohner es ahnen, ist ein Dorf überfallen, zehn bis zwölf Kinder werden geraubt. Bevor noch der Neger zu den Waffen greifen konnte, ist die Räuberhorde wieder verschwunden. Sklavenhändler erscheinen nun im Lager der Nomaden, kaufen die Kinder und bringen sie weiter. [20.]

---

10. Am Königshofe von Schoa.

Das heutige Abyssinien zerfällt in mehrere Staaten, von denen Tigre, Gondar und Schoa die bedeutendsten sind. Die Wichtigkeit dieser Länder für den Handel nach Innerafrika bewog die Engländer in neuerer Zeit, sich hier Verbindungen zu verschaffen, namentlich den Franzosen entgegenzuwirken, welche bereits in Tigre, Schoa und in anderen Staaten großen Einfluß hatten. So wurde denn im Jahre 1840 eine zahlreiche Gesandtschaft unter Major Harris nach Schoa abgeordnet. Harris' Reisebericht gewährt interessante Ansichten von Land und Volk dieser Gegenden. Einen Glanzpunkt bildet das Erscheinen der Gesandtschaft bei Hofe. Hören wir den Reisenden selbst erzählen.

Es war ein heiterer Mittag, als die Reisegesellschaft, strahlend von Hutfedernschmuck und Goldstickerei, ihre schön aufgeputzten Rosse bestieg und, geleitet von den Statthaltern, dem Oberbefehlshaber der Leibwache, und einer zahlreichen und lärmenden Ehrengeleitsmannschaft, in Galla-Uniform nach dem Palaste des Königs aufbrach. Als bei der Ankunft unten an der Schloßhöhe der Donner des schweren englischen Geschützes losschmetterte, und der Thalgrund, sich schnell mit einer weißen Rauchwolke füllend, den Feiergruß widerhallte, da stieg ein allgemeines Rufen „Malisia Denglis, melkom! melkom!" (Wundervolle Engländer, wohlgethan! wohlgethan!) in die Lüfte.

Gelärm, Stoßen, Gewühl durcheinander, die in Abyssinien als sehr ehrenvoll für den Gast gelten, hatten ihren Gipfel erreicht, als man an der äußern Pforte anlangte, woselbst die Förmlichkeit der Einholung der königlichen Durchzugserlaubniß beobachtet werden mußte, bevor der Eintritt von den Staatsthürhütern zugestanden werden durfte. Endlich kam eine Botschaft mit dem Ausdruck des allergrößten Erstaunens und Vergnügens Sr. Majestät über die Schnelligkeit, mit der das Geschütz bedient wurde, und höchst dero Wunsches die Gesandschaft sofort zu sehen; als man aber weiter gehen wollte, ward auf's Neue Widerspruch eingelegt, und es bedurfte wieder einer Botschaft und wieder eines Befehls, ehe man Zulaß vor's königliche Angesicht erhielt.

Der letzte Donner der Feuerschlünde verrollte in ununterbrochenem Widerhall die Gebirgskette entlang, als die britische Gesandtschaft endlich über die hohe Schwelle des Empfangssaales schritt. In Kreisgestalt und ohne den üblichen abyssinischen Pfeiler in der Mitte, glitzerten die dicken hohen Lehmwände des Gemaches verschwenderisch von Silberzierſachen, wappenbemalten Schilden, Luntenflinten und Doppelbüchsen. Persische Teppiche und Bodentücher von allen Farben und Mustern bedeckten den Estrich, und Haufen von Alaka, Statthaltern, Anführern und obern Hofbeamten, alle im Feiertagsstaate, standen in ehrfurchtsvoller Stellung, bis zum Gürtel entblößt, umher. Zwei weite Alkoven traten rechts und links zurück; in dem einen loderte lustig Holzfeuer, das von faulen Katzen umlagert war, in dem andern aber auf einer geblümten Atlaßottomane, umgeben von verwelkten Verschnittenen und jugendlichen Ehrenpagen und gelehnt auf bunte Sammetkissen, ruhete, halb sitzend, halb liegend, in äthiopischer Staatspracht Seine allerchristlichste Majestät Sahella Selassi. Der Staatsthürhüter, als Ceremonienmeister, stand mit einem Stabe von grünen Binsen da, um das genaue Abstandsmaß der Annäherung an die königliche Person zu wahren, und bedeutete durch Zeichen den britischen Gästen, als diese in den Saal traten und ihre Verbeugungen nach dem Thron hin machten, sich auf die schon zuvor hergeschickten Stühle zu setzen; dies geschehen, erging der Befehl, daß Alle sich bedecken möchten.

Nachdem alle jene vielerlei Begrüßungen und Erkundigungen, welche eine zu hoch geschraubte Höflichkeit hier unerläßlich erheischt, gehörig abgethan waren, wurden die Schreiben, mit deren Ueberbringung die Gesandtschaft beauftragt worden war, eingeschlagen in geblümtes Nesseltuch und reichen goldenen Kinkhab, in einem zierlichst mit Elfenbein ausgelegten Sandelholzkästchen überreicht, der Inhalt nun gelesen und erklärt, und alsdann die kostbaren Geschenke der britischen Regierung nacheinander hereingebracht, um vor den erglänzenden Augen des Hofes ausgebreitet zu werden. Der reiche, prachtvoll gewirkte wollene Fußteppich, der den Saalboden vollkommen bedeckte, sammt Kaschmirshawls und Delhier-Schärpen von den schimmerndsten Farben zogen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und einige der erlesensten Stücke wurden von Zeit zu Zeit von den obersten Verschnittenen in den Alkoven behändigt. Mit der Einbringung jeder neuen Merkwürdigkeit gab sich die Verwunderung des Monarchen immer unverstellter kund. Schallende Lustigkeit erregten die zauberkünstlichen Umdrehungen einer Gruppe chinesischer Tanzfiguren; als aber die europäische Schutzwache in voller Uniform, der Feldwaibel an der Spitze, in die Mitte der Halle marschirte, Front vor dem Throne machte, und die Exercitien unter Edelsteinen, die von den Fußdecken aufglitzerten, bunten Shawls und Silbertüchern, mit denen der Estrich besäet war, bei dem Zusammenschlagen reich verzierter Standuhren und dem erklingenden „God save the Queen“ der Spieldosen ausführte — da schien der König ganz entzückt und erklärte, er habe keine Worte, seine Dankbarkeit auszudrücken. Ein Lächeln ums andere und immer heller erleuchtete die Züge des Herrschers, als dreihundert Stück Musketen mit aufgesteckten Bajonetten vor dem Throne aufgebeugt wurden; ein lautes Gesumme vermischten Staunens und Beifalls, das die Musik halb übertäubte, erhob sich aus dem Schwarm der Höflinge, und bis zum Ueberströmen füllte sich jetzt das Maß der herzinnigen Lust des kriegerischen Monarchen; „Gott wird Euch vergelten,“ rief er, „denn ich kann's nicht!“

Keine Grenzen kannte aber das Erstaunen und die Bewunderung, als die Menge an den Berghalden hin sich verbreitete, um die Schießübungen mit anzusehen, welche als die Fortsetzung der Uebergabe dieser fürstlichen Geschenke dienen sollten. Ein Leintuch wurde an der jenseitigen Wand der Schlucht festgemacht; wiederum erscholl das Thal vom ungewohnten Donner des schweren Geschützes, und als das weiße Laken unter einem reißendschnellen Abfeuern von Kugeln, Kartätschen und Traubenschüssen, unter dem Zerbröckeln des Felsgesteins und dem Nachgepolter der fallenden Steine, in Fetzen vor dem Winde verflog, wurden die zuvor so verachteten Wischerstöcke dem Herrscher wie dem gaffenden Bauern ein Gegenstand des Lobgespräches. Lauthin über die donnernden Widerhalle, die von Berge zu Berge schmetterten, stieg ein lang anhaltender Jubelruf in die Lüfte; und weithin die gezackte Alpenkette entlang ward die Ankunft fremdländischer Gäste und die königliche Erwerbung von mächtigen Kriegswerkzeugen durch sie verkündet!

Des folgenden Tages nach dieser so erfreulichen Vorstellung, in aller Frühe, kam schon des

Königs Lieblingspage in seines Gebieters Auftrag, sich zu erkundigen, wie des Königs Gäste die Nacht zugebracht und ob alle gut geschlafen hätten? Die Hofsitte erheischte, daß eine bejahende Anwort gegeben wurde; wenn aber eine Schätzung nach dem durchnäßten und elenden Aussehen des Zeltes geschah, so muß der in's Schloß erstattete Bericht eben nicht günstig ausgefallen sein. Inzwischen genoß die Gesandtschaft ein anderes Schauspiel, das in hohem Grade charakteristisch für die Culturstufe jenes Volkes ist.

Sechshundert Bauern, welche zwangsweise für den Dienst des Staates aufgeboten worden waren, hatten, nachdem sie des Königs Packstücke getragen, die Nacht ohne Nahrung und Obdach auf der nackten, regengetränkten Erde gelagert und lagen, wie Erschlagene auf der Wahlstatt, über dem Rasengrund hin zerstreut. Als der Morgen tagte, stieg ihr lautes Rufen „Abiet! Abiet!" (Herr! Herr!) aus allen Ecken und Enden des Thales zum Königsschlosse auf! allein sie erhoben ihre Trauerstimmen umsonst, und da wiederholte Bitten um Entlassung unbeachtet hingingen, so wurde eine zur Beschwichtigung des nagenden Hungers hinreichende Anzahl Ochsen mit großer Schwierigkeit von der Gesandtschaft zusammengekauft, den armen Leuten zum Schlachten übergeben, und von ihnen auch auf dem Fleck geschlachtet und roh verzehrt!

Die Zweifelsüchtigen in Europa, die immer noch nicht Bruce's Erzählung von einem abyssinischen Zech- und Schmausgelage Glauben schenken wollen, hätten an dem Schauspiel, das hier auf der königlichen Wiese sich darbot, sattsam sich erbauen können. Ganze Haufen umschwärmten jedes dem Messer verfallene Opfer, stürzten mit Ungestüm und einem gleichzeitigen gellenden Geschrei darauf los und packten Hörner, Beine und Schwanz. Ein heftiger Widerkampf, um loszukommen, folgte dem Anfall. Jeder kräftige Satz schleuderte einen Theil der Angreifer ab und rings hinaus zur Erde, allein die Stärkeren und Kraftgliedrigeren ließen nicht los und, entschlossen mit dem Fange sich balgend, wurden sie endlich Meister. Mit einem lauten Verzweiflungsgestöhne ward der strampelnde und ausschlagende Stier zu Boden geworfen. Zwanzig krumme Messer blitzten zugleich aus der Scheide — ein dicker dunkelrother Blutschwall verkündete das Todeswerk, und die hungrigen Schlächter blieben auf dem zuckenden Rumpfe sitzen, bis der letzte sprudelnde Strahl aus der weit getrennten und klaffenden Gurgel ausquoll. Von dem Augenblick an schritt das Werk der Zerstörung reißend schnell voran. Die Haut wurde an fünfzig Stellen geöffnet und eine Schnitte warmen Fleisches und zuckender Muskeln um die andere aus dem Knochenwerk herausgeschlitzt und gehöhlt — in Siegeslust davongetragen. Gruppen schmausender Wilden waren jetzt aller Orten auf dem nassen Grase gelagert zu sehen, wie sie gierig das rohe Mahl zerkauten und hinabschlangen, wobei es keinem auf ganze Pfunde ankam; auch Eingeweide und Gedärme mußten daran. In einer Viertelstunde blieb von einem todten Ochsen nichts übrig als Klauen und Hörner, und die um die große Schlachtschranne mit den Hunden sich versammelnden Geier der Lüfte fanden, in ihrer Hoffnung getäuscht, Wenig fürwahr zur Befriedigung ihrer Freßgier. — Die Audienz der Gesandtschaft hatte zu Machel-Wans, nicht in der Hauptstadt Ankobar selbst, stattgefunden. Diese ist jedoch nicht weit entfernt und wurde natürlich von den Reisenden besucht. Interessant ist die Schilderung ihres Anblicks.

Sogleich wie man aus dem Hochwalde heraustrat, bot die Hauptstadt Schoa's, weithin über einen begrünten Berg gebreitet — einen höchst sonderbaren wo nicht großartigen Anblick. Gruppen strohgedeckter Häuser von allen Größen und Gestalten, Scheunen und Heuschobern ähnlich, mit kleinen grünen Zäunen und Steckenhagen, steigen übereinander in sehr unregelmäßigen Reihen auf und passen sich all den Unebenheiten der schroffen Oberfläche an; einige sind hoch an dem jähen Rande einer Klippe hingeklebt, und andere so tief in den Schooß einer tiefen Spalte gebettet, daß kaum der rothe irdene Kaminkopf des Spitzdaches vorschaut. Miteinander durch enge Gäßchen und Heckesteigen verbunden, bedecken diese kunstlosen Wohnungen, der Aufenthalt von 12,000 bis 15,000 Einwohnern, die ganze Berghalde bis zum äußersten Gipfel hinauf — einem hohen spitzthurmartigen Kegel. Darauf steht das Schloß des Negus, ein gar unscheinbares Gebäude mit starrenden Giebeln und zahlreichen Reihen Lehmkaminen, gut befestigt durch schneckenförmige Linien von hölzernem Pfahlwerk, die von der Grundfläche bis zum Gipfel sich erstrecken und mit Staketen durchzogen sind, zwischen denen die Wohnungen der Hofhaltungs-Sklaven sammt Brauereien, Küchen, Kellern, Vorrathshäusern,

Lagergewölben und Fruchtspeichern zerstreut liegen. Die von der Hand des Anbaues oder der Baukunst nicht berührten Theile sind von Sträuchern und Buschwerk und großen Nesselbeeten lustig überwuchert. Mächtige herabgestürzte Felsstücke besäen die untern Thäler, und andere, in scharfem Winkel die überhängenden jähen Abfälle bedräuende, Massen scheinen jeden Augenblick auf die Häuserklumpen unten niederrollen zu wollen; aus der Ferne aber blickte aus dem dunkeln Laubwerk des eibenartigen Wachholderbaums hervor das erzene Kreuz der Kirche zu „Unserer lieben Frau" und schlug die Seite ganz eigener Empfindungen in der Brust der Beschauer an, umgeben wie sie waren von wilden Dingen und einer noch wilderen Geleitsschaar, über deren wallenden Locken blutige Sinnbilder flatterten, die eher Alles als ein Eingelebtsein in die milden Lehren des Christusglaubens athmeten. *) [83.]

*) Bekanntlich sind die Abyssinier Christen, doch besteht ihr Christenthum leider nur noch in einigen traurigen Resten unverstandener Ceremonien, ohne alles christliche Leben, so daß selbst die allerchristlichste Majestät von Schoa einen Harem unterhält.

11. Die Amhara's, ein halbgesittetes Volk.

Schlechter als Naturzustand ist Halbgesittung, davon gibt ein deutliches Beispiel das Volk der Amhara's, im Königreiche Schoa. Das Christenthum, vormals blühend in Habesch, ist bis auf eine traurige Karikatur davon untergegangen, die allem Gedeihen christlicher Missionen weit hinderlicher ist, als schlimmstes Heidenthum. Nichts gewährt einen so widerlichen Anblick, als diese Mischung von Christenthum und Barbarei im Charakter und Leben der Amhara's.

Die Amhara's sind kaukasischer Abstammung; ihre Hautfarbe aber geht durch jede Schattirung vom Olivenbraun bis zum Schwarz des Negers. Die Männer sind schlank, kräftig und wohlgestaltet, und die Weiber, obwol in gutem Ebenmaße gebaut, kaum minder männlich; sie sind manchmal schön, in der Regel aber das Gegentheil, und dazu ihre Versuche, das ihnen von der Natur verliehene breite leere Gesicht abschreckend häßlich zu machen, in der That sinnreich. Alle Wilden schätzen gewiße Verunstaltungen für Vollkommenheit und bestreben sich, durch Vermehrung der Wildheit ihres Anblicks die Schönheit ihrer Personen zu erhöhen. Die Amharaerin reißt sich denn die Augenbrauen aus und malt sich dafür eine tiefe, schmale, geschweifte Linie mit einer starken, dauerhaften blauen Farbe hin, wodurch sie sich ein stieres, narrenhaftes Aussehen gibt, was bei einer vornehmen Dame noch durch das Betünchen der Backen bis zu den Augen mit einer Schminke von rothem Oker und Fett erhöht wird. Wenn nicht abgeschoren und mit einer schmalen, schmierigen Binde von Lumpen umwickelt, ist der Kopf mit vielen winzigen Reihen künstlicher Locken geziert, die von einem Mittelpunkt auseinander gehen und mit alter Butter beschmiert werden, bis ein solcher Haarbausch ganz das Ansehen eines Bienenkorbs bekommt. Die weibliche Tracht besteht aus einem weiten Sackhemde mit sackartigen Aermeln, das um die Mitte des Leibes ein schmaler Gürtel zusammen hält, und oben darüber ein langes Lailach, das über den Kopf geworfen wird und bis auf die Fersen niederfällt, sehr grob und stark ist und gut an die sechs Maß Gerste halten kann.

Vom König bis zum Bauer besteht die Tracht der Männer aus einem weiten, losen Stück groben Baumwollenzeugs, das die ganze Person in gefälligen Falten umhüllt, den Träger aber zu rascher Bewegung und Körperanstrengung beinahe unfähig macht. Eine baumwollene, viele Ellen lange Leibbinde wird um die Hüften gewickelt und die Beine, aber nur bis zum Knie, bedeckt ein Paar weiter loser Hosen, Senaphil genannt.

Säbel, Speer und Schild sind die volksüblichen Waffen; erstere trägt jeder männliche Landesangehörige, welchen Standes oder Berufes er sei. Kaum zwei Fuß lang und stark halbmondförmig gebogen, gleicht er eher einer Sichel als einem Kriegswerkzeug; er dient ebenmäßig beim Schmause und im Kampfe.

Schuhe und Sandalen trägt Niemand. Der

Landesherrscher und der wandernde Bettler sind gleich barfüßig und barhäuptig, denn mit Ausnahme der Priester und Mönche trägt auch Niemand eine Kopfbedeckung. Dagegen stecken sich zwei Drittel der Nation einen hölzernen Speiler mit einer Feder oder einen wilden Spargelschoß zu stolzer Schau in's Hauptthaar, und jeder irgend bedeutende und angesehene Mann trägt sich mit einer Last unendlich vieler, einen Panzerhandschuh bildender Kupferringe um den Arm oder mit wuchtigen Armspangen oder mit einer Masse Silbers.

Während der Trauerzeit, welche ein Jahr dauert, müssen schwarze oder gelbe Gewänder oder der gewöhnliche Anzug, dieser aber in Koth getaucht, als Trauerkleidung getragen werden; und beim Ableben eines Verwandten oder Freundes zerkratzen sich beide Geschlechter die Wangen, indem sie ein kreisrundes Stück Haut, so groß etwa, wie ein englisches Halbschillingsstück, unter der rechten und linken Schläfe abreißen, wozu man denn den Nagel am kleinen Finger wie eine Adlersklaue wachsen läßt. — So wenig erbaulich diese Physiognomik der Amhara's klingt, so übereinstimmend damit ist dasjenige, was von ihrem Familienleben berichtet wird. In Schoa wird ein Mädchen nach dem Werth ihres Vermögens in Anschlag gebracht, und die Erbin eines Hauses, eines Feldes und einer Bettstelle darf darauf rechnen, ehe noch viele Lenze über ihr Haupt hingeblühet haben, einen Mann ihrem Inventarium einzuverleiben. Die Heirath wird in der Regel dadurch geschlossen, daß beide Theile vor Zeugen „beim Leben des Königs" erklären, wie sie glücklich zusammenzuleben beabsichtigen, und was Jedes mitbringt, wird gezeigt und gehörig abgeschätzt. Ein Maulthier oder ein Esel, ein Speciesthaler, ein Schild und ein Bündel Speere auf der einen Seite werden gegen des Fräuleins Kapital an Waizen, Baumwollentuch und Hausgeräth angemerkt; und ist der Handel geschlossen, so wird die fahrende Habe auf so lange gemeinsam, bis etwa irgend ein häusliches Zerwürfniß damit ausgeht, daß Jedes sein Eigenthum an sich nimmt und abzieht, um ein neues Ehegespons zu suchen, aufbewahrt.

Mitunter jedoch wird die Ehe durch die Kirche auf eine dem Ritual gesitteter Länder ähnliche Weise feierlich geschlossen, indem die Brautleute schwören, einander für's Leben, in Armuth oder Reichthum, in Krankheit oder Gesundheit zu nehmen, und nachher die Ceremonie durch gemeinschaftlichen Genuß des heiligen Abendmahls und durch einen Eid bei des Königs Leben bekräftigen. Allein dieses feste Binden ist nicht nach dem Geschmack der Schoaer und kommt sehr selten vor. Lieblingssklavinnen und Kebsweiber werden in gleicher Achtung gehalten, wie rechte Ehefrauen. Kein Unterschied wird zwischen ehelichen und unehelichen Kindern gemacht, und je nach seinen Mitteln folgt jeder Unterthan dem vom Landesherrscher gegebenen Beispiel, der als Bestandtheil seiner Hofhaltung neben seiner rechtmäßigen Gemahlin nicht weniger als fünfhundert Kebsfrauen hat.

Der König residirt auf jedem seiner vielen Schlösser nur ein paar Wochen, und so oft er nach einem andern sich begibt, begleiten ihn alle seine vornehmsten Beamten, Höflinge und Diener.

Die Entsittlichung des Volks zeigt sich besonders in der knechtischen Form der Ehrerbietung, welche durch Niederwerfen auf die entwürdigendeste Weise, durch Neigung des Angesichts in den tiefsten Staub, durch Wegschiebung des Gewandes, um den Körper zu entblößen und, beim Eintritt in's Haus, durch das Küssen des nächsten leblosen Gegenstands bezeugt wird. Jeder Unterthan, vom geringsten bis zum vornehmsten, wirft sich, wenn ihm vor dem allgebietenden Herrn zu erscheinen verstattet wird, platt vor dem Throne nieder und drückt dreimal die Stirn an den Boden. Alle stehen mit bis zum Gürtel entblößtem Leibe vor der Majestät, wie gleicherweise Diener vor dem Herrn. Gegen Seinesgleichen aber verschiebt man nur auf eine Weile den Zipfel des Gewands. Was einem Diener übergeben wird, muß dieser mit beiden Händen in kriechender Haltung entgegennehmen; und wird ein Geschenk gereicht, so wird allemal der nächste Gegenstand, in der Regel die Thürschwelle, geküßt. [83.]

12. Die Gallahorden.

Die Geschichte dieser afrikanischen Tataren ist in das tiefste Dunkel gehüllt. In ihrer eigenen Sprache bedeutet Galla so viel wie „Eingewanderte“ ingressi. Gewisser als ihr Ursprung ist ihre Entartung von ihren Vorfahren. Unter einem Haupt vereinigt überzogen sie mit Sturmeswuth die schönsten Landschaften Aethiopiens und wären sie geeinigt geblieben, so hätten sie wol die Eroberung des größeren Theils der afrikanischen Landveste vollbracht. Allein in ihrer gemeinen Sache wider die Christen nachlassend, begannen die Stämme bald untereinander um den Besitz des neuerworbenen Gebiets zu streiten. Innere Fehden und Zerwürfnisse lähmten ihre Riesenmacht, und die Schwäche und Auflösung, die jetzt die Mehrzahl der Clane bezeichnet, ist dem Umstande beizumessen, daß sie nicht einen König leitend und zusammenhaltend über sich haben.

Auf seinen heimathlichen Weidefluren schweifend, wo seine Sitten unverfälscht von der Halbgesittung Abyssiniens geblieben sind, ist der reitgewandte Galla ein Gegenstand, würdig des Pinsels eines Karl Vernet oder Pinelli. Hochgewachsen und starkgliederig, ist seine männliche Gestalt in eine Toga gehüllt, wie sie die Söhne der alten Roma anmuthig kleidete, und seine wilden, feurigen Züge blicken noch grimmiger aus der dicken, buschigen Haarfülle, die entweder in großen Abtheilungen geordnet ist, oder in langen Rabenflechten über den Nacken wallt. Fett und Schmutz jedoch sind seine Lust, und er schimmert unter einem reichlichen Auftrag der vielgeliebten Butter, mit welcher er sich nicht sparsam besalbt, wenn er zur Verübung der niederträchtigsten und unmenschlichsten Thaten schreitet. Ausgerüstet mit Speer, Schwert und Schild, und dem rohen Sattel, wie einem Stück ihm gleichsam angewachsen, fegt der Heide furchtlos über die weiten Grasauen, die er dem Christen mit Gewalt abnahm, und tummelt sich in ewigem Waffenhader mit allen seinen Nachbarn.

Im Besitz des schönsten Schlags Pferde in Aethiopien und reich an Groß- wie Kleinviehheerden, die über gränzenlose, von Klee- und Butterblumen lachende Matten schweifen, widmet dieses Hirtenvolk seine Zeit ebenmäßig landbaulichen Beschäftigungen und wird hierin trefflich von einem herrlichen Himmel und einem üppigen, wohlbewässerten Boden unterstützt. Während die Frauen die Schafe und Ochsen auf dem Felde hüten und den arbeitsfleißigen Bienenkorb besorgen, pflügen, säen und ernten die Männer und bieten in dieser Hinsicht einen auffallenden Gegensatz zu ihren faulen Tieflandsnachbarn, den Adaiel, mit denen sie freilich in barbarischer Grausamkeit, Treulosigkeit und wilden Gelüsten wetteifern. Reich begrünte Thäler, der Ruhm der Berge und der Stolz der Eigner, durch deren Fleiß und Müh' sie mit den üppigsten Fruchtfeldern bekleidet wurden, blühen und reifen alljährlich zur Erntepracht, um nur zu oft von der verwüstenden Hand des plötzlich losbrechenden Kriegs heimgesucht zu werden.

Die Frauen der Galla sind nicht minder vorzügliche Reiterinnen wie ihre kriegerischen Männer, deren Rosse zu warten und zum Fehde- und Raubzug zu satteln ihr Geschäft ist. Ausgezeichnet ob ihrer Schönheit unter den dunkelfarbigen Töchtern Afrika's, sind ihre Gestalten leicht bekleidet mit einem Lederröckchen, das mit einem Besatz von weißen Kauriemuscheln gestickt und um die Mitte des Leibes mit einem Gürtel farbiger Glasperlen umspannt ist. Ein wallender baumwollener Ueberwurf vollendet den Putz der Vermöglichen; Alle aber widmen gleicheifrig ihre Zeit dem Flechten einer unendlichen Menge ganz kleiner Zöpfchen, die, wie bei den alten Egyptiern, über die Schultern fallen. Leider wird der Zauber, den die ihnen von der Natur verliehenen Reize ausüben würden, beim Näherkommen durch den abschreckenden Duft von Fett und Butter, womit ihre Gewänder und Personen beschmiert sind, unausbleiblich zerstört.

Die kegelförmigen Strohdachhütten der Galla sind in ländlichen Gruppen zusammengestellt und durchgehends mit einer Steinmauer als Vorsicht wider einen Ueberfall umgeben. Oft liegen die Dörfchen im Schattenversteck kleiner dunkelgrauer

Haine hochragender cedernartiger Wachholderbäume, von denen ganze Wälder die tiefe zerrissene Schlucht mit düsterm Schmuck zieren, und durch jedes felsige Rinnsal stürzt die schäumende Cascade nieder, um durch den üppigen, von würzhaften Kräutern duftenden Weidegrund sich zu schlängeln. Bienen bilden einen Theil des Reichthums jeder Familie und bedecken die beblümten, von einem italienischen Himmel gepflegten Matten.

Zur Ausübung seiner gottesdienstlichen Gebräuche muß der Gallaheide schlechterdings einen Baum haben, da er seine Andachten und Opfer unabweichlich unter dem Schatten seiner Aeste verrichtet. Bei der Beerdigung eines Priesters wird ein Maulbeerfeigenbaum oder ein Kaffeebaum auf das Grab gepflanzt und immerdar heilig gehalten, während an den Ufern des Hawasch der ehrwürdige Woda Nubi steht, zu dem die Horden von weit und breit herströmen, um Gelübde und Sühnopfer darzubringen und ihre Kriegsthaten zu erzählen. Nur Stöcken und Steinen Anbetung zollend und das Knie einzig vor Götzen und Schlangen beugend, verschwenden sie hier Gelübde-Weihgaben von Butter und Honig, um die Gunst der Gottheit sich zu sichern; hängen an den weitgebreiteten Zweigen die von ihren Feinden genommenen empörenden Siegeszeichen auf; und unter Beschwörungen an Sar, den Fürsten der Dämonen, binden sie sich die Eingeweide des geschlachteten Opferthiers, das günstige Anzeichen geliefert hat, um den Nacken.

Zweimal des Jahrs, einmal zwischen Junius und Julius, und das anderemal Anfang Septembers, werden den Gottheiten Ogli und Ateti große Opferungen gemacht. Nachdem eine Anzahl Ziegen geschlachtet worden ist, schreitet der Luba oder Priester, der einen langen Haarbüschel oben auf dem Wirbel trägt, mit einer Schelle in der Hand und einem kupfernen Reif um die Stirne, zur Weissagung aus dem Fett, Netz und den Eingeweiden, ob die Krieger in der Schlacht sieghaft sein werden oder nicht. Ist der Punkt entschieden, so thut sich die versammelte Menge unter höllischem Geheul und Gekreisch fort und fort im Uebermaß mit Rohfleischessen, Biertrinken und Tabakrauchen bis Mitternacht gütlich, wobei sie Wak, das höchste Wesen, anruft, er möge viele Kinder, langes Leben und reichliche Ernten gewähren und ihre Lanzen stärker sein lassen denn die ihrer Feinde; und wenn sie Ateti, der Göttin der Fruchtbarkeit opfern, rufen sie zu wiederholtenmalen aus: „Frau, wir übergeben uns dir, bleibe du immer bei uns.“

Der Kalitscha ist der Galla Zauberer, Beschwörer und Arzt. Die faulenden Eingeweide einer Ziege um den Nacken gehängt und bewehrt mit einer Schelle und kupfernen Geißel, hat man nur selten ein Beispiel, daß ihm die Austreibung des Teufels mißlungen wäre. Eine Schlange wird geneigt gemacht, und der Leidende mit Butter eingerieben, mit mächtig wirkenden Kräutern beräuchert und mit rasendem Geheul beschworen, wobei ein paar Hiebe mit der Geißel applicirt werden, bis die Kur vollendet ist.

Unter den Galla-Zauberern und Wahrsagern aber sind die den Dalatscha-Berg gegen die Quellen des Hawasch zu bewohnenden Wato die am meisten und weitesten berühmten. Heide wie Christ hüten sich, ihren Stamm zu belästigen, aus der gleichen abergläubischen Angst vor ihrem Fluche und noch mehr aus einem Verlangen, ihren Segen zu erhalten, während der, welcher den Schutz eines Wato empfängt, mit vollster Sicherheit jeden Theil des von den Galla bewohnten Landes durchreisen mag. Nur von der Jagd, vor Allem des Flußpferdes und hauptsächlich von dem (von keinem Heiden sonst berührten) Fleische dieses Thiers lebend, wandern sie von See zu See, von Fluß zu Fluß. Gefürchtet und geachtet und sich allein als den ächten Urstamm ansehend, halten sie alle andern Stämme wegen ihrer Vermischung mit Muhammedanern und Christen für unrein, gehen keine Wechselheirathen mit ihnen ein und bleiben bis auf den heutigen Tag eine abgesonderte und deutlich unterschiedene Völkerschaft. [83.]

13. Ein tropisches Gewitter.

Man kann im Sudan hauptsächlich zwei Jahreszeiten unterscheiden, die Zeit der Dürre und die Regenzeit, oder Sommer und Winter. Zwischen beiden gibt es keine Uebergänge: die eine folgt plötzlich auf die andere. Beide stehen sich feindlich gegenüber: was die eine hervorruft, sucht die andere zu vernichten.

Wenn in den Monaten März und April die Sonne ihre Gluthstrahlen senkrecht auf den Sudan herabsendet und beinahe ihre größte Höhe erreicht hat, treten die Südwinde, welche bis dahin noch durch die von Norden her zuströmenden Passatwinde zurückgehalten wurden, häufiger und stärker auf. Sie vermehren die Hitze und nehmen nach den Beobachtungen Russegger's einen elektrischen Charakter an, beengen die Brust des Menschen und ängstigen die Thiere. Es sind dieselben Winde, welche in den Wüsten als Samum den Sand emporwirbeln, die Wasserschläuche der ziehenden Karavane trocknen und die an Durstesqualen verendeten Menschen damit begraben, in Egypten als Chasin, d. h. der Wind, welcher innerhalb fünfzig Tagen weht, die Bäume entblättern, als Sirocco den Schiffern des Mittelmeeres, als Föhn den Bewohnern der Alpen gefährlich werden und als Thauwinde Deutschlands Fluren durchsausen. Sie sind überall mehr oder weniger gefürchtet, am heftigsten und furchtbarsten in den Tropen. Es scheint, als wollten sie dort die ganze Natur vernichten. Sie trocknen und zerstäuben die Blätter der noch grünenden Bäume, zerspalten und zerklüften die durstende Erde und beunruhigen die lebenden Wesen. Aber gerade diese Südwinde sind die Boten des Lebens, denn sie bringen die Regengüsse aus dem Süden herbei. Zwar kann sich, so lange sie wüthen, kein Gewitter zusammenziehen, keine Wolke entladen, aber diese ermatten allmälig. Und nun kämpft das lebenbringende Element des Wassers mit dem ertödtenden gluthhauchenden Winde. Je schwächer die Südwinde werden, um so dunkler und dichter werden die Wolken. In den Monaten Mai und Juli ändern sich die Luftströmungen. Die konstanten Südwinde wechseln mit Stürmen aus Südost, Ost, Südwest und West. Die ersteren sind in Chartum die, welche Gewitter herführen; sie sind die Träger und Herolde des Regens.

Ein Gewitter in den Tropen ist eine so imposante Naturerscheinung, so grauenhaft furchtbar und so unendlich erhaben, daß keine Feder Worte finden kann, es würdig zu schildern.

Gewitterschwanger droht der Himmel, ein Orkan mit Regengüssen ist im Anzuge. Wir betrachten das sich entfaltende Schauspiel von einem erhöhten Standpunkte aus, wozu uns die Terrasse unseres Lehmhauses am Geeignetsten scheint. Noch rührt sich kein Lüftchen, noch hört man kein Flüstern der Blätter, noch ist Alles todt. Todt wird es aber auch in den Straßen der Stadt, todt in dem Walde und in den Baumhecken der Gärten. Die Verkaufshallen in den Bazaren, die öffentlichen Amtssäle und Schreibstuben der Regierung werden geschlossen, Jedermann zieht sich in seine Behausung zurück; die sonst so lauten, streitsüchtigen Hunde schleichen mit eingezogenem Schwanze einem stillen Plätzchen zu; der Gesang, jede Stimme der Vögel ist längst verstummt, sie selbst haben sich im dichtesten Laubwerk geborgen. Diese Ruhe ist unheimlich, wahrhaft grausenerregend; sie ist die Stille vor dem Ausbruche einer allgemeinen Empörung der Natur.

In der Ferne ballt sich eine dunkle, flammende Wolke zusammen. Sie erscheint wie die Feuerwolke über einer brennenden Stadt oder einem meilenweit in Flammen stehenden Walde. Je dunkler diese Wolke wird, um so dunkler wird der Himmel. Sie wächst immer mehr an Ausdehnung und ihre Farbe an Intensität. Jetzt hört man von ferne ein pfeifendes und sausendes Geräusch; — bei uns ist noch Alles tonlos. Nur die Hitze und der Luftdruck mehren sich; das Thermometer steigt um mehrere Grade, das Barometer fällt auf „Sturm“ herab. Die Schwüle wird unerträglich und beengend; der muthigste Mann fühlt sein Herz stärker schlagen, unwillkürlich muß er dem allgemeinen Zustande der Natur folgen. Unser Horizont wird immer kleiner. Die dunkle, undurch-

sichtige Wolke hüllt nach und nach alles Sichtbare in ihren düsteren Schleier. Plötzlich bewegen sich die Zweige der nächsten Bäume mit Heftigkeit, der Wind hat sie erreicht. Zuerst sind es mehrere einzelne Stöße, dann nimmt er eine sich immer steigernde Heftigkeit an. In wenig Minuten erwächst er zum Sturme, der Sturm zum Orkan. Dieser wüthet mit einer beispiellosen Gewalt. Sein Toben ist so groß, daß man das ausgesprochene Wort nicht hört. Jeder Laut wird von einem nicht zu beschreibenden Getöse, Geprassel, Pfeifen und Sausen, Heulen und Rauschen übertönt, verschlungen. Die vor Kurzem noch ruhig stehenden Bäume beugen sich wie schlanke Gerten, ihre Kronen werden hin- und hergeschleudert, und des größten Theiles der ihnen noch gebliebenen Blätter beraubt, die Stämme ächzen, krachen und brechen. Selbst die Grundvesten der Erde möchte der Orkan erschüttern: er wühlt in den Ritzen und Spalten der Erdoberfläche, nimmt den Staub und Sand daraus, führt ihn mit sich fort und schleudert ihn mit Gewalt durch die Thür- und Fensteröffnungen in das Innere der Wohnungen hinein; er belegt damit alle Gegenstände liniendick und wirft ihn mit solcher Macht an feststehende Sachen an, daß er bröckelnd zurückprallt. Aber auch in unserer Behausung wird es unheimlich. Es wird so finster, daß wir Laternen anzünden müssen; der über und um uns dahin sausende Staub verdunkelt jede Aussicht.

Da auf einmal übertäuben prasselnde Donnerschläge das Tosen der Windsbraut. Noch kann man keine Blitze sehen, die Staubwolken sind zu dicht, aber immer lauter und vernehmlicher dröhnt des Donners Rollen durch das allgemeine Tonchaos hindurch. Jetzt rauscht es sonderbar dazwischen; es ist wie Hagelschlag und doch sind es nur einzelne Regentropfen, die aber bald zu Güssen anwachsen. Mit Musik der Hölle nähert er sich dem Ende, der Orkan ermattet, der Sturm schweigt endlich. Nun werden wir aber auch des fahlen Lichtes der Blitze gewahr; einer folgt auf den andern, ohne Pausen; ihr Licht ist so grell, daß man die schmerzenden Augen schließen muß. Der Donner rollt in unübertrefflicher Stärke, ohne Aufhören, der Regen stürzt in wolkenbruchartigen Strömen herunter. Er hat allen Staub mit sich niedergeschlagen und bildet auf den Dächern der Lehmhäuser Teiche, deren Wasser in dichten Strahlen auf die Straßen herabfällt. In kurzer Zeit gleichen diese Flüssen, die Hauptstraßen Strömen, die öffentlichen Plätze Seen; es bilden sich Lachen von drei bis acht Fuß Wassertiefe.

So dauert das Unwetter zwei oder höchstens drei Stunden. Der dunkle Himmel entsendet einen seiner flammenden Feuerstrahlen nach dem andern, der Donner rollt ohne Unterbrechung, aus dem Regen scheint ein Wolkenbruch geworden zu sein. Doch der Wind erhebt sich nach kurzer Ruhe wieder und führt die Regenwolken rasch von dannen; schon leuchten die Blitze in weiter Ferne, der Donner wird schwächer, der Regen hört auf. Noch immer ist die Sonne unter dichtem Gewölk verborgen, aber ehe sie für heute scheidet, sendet sie noch einen Strahlenblick zu uns herauf und beleuchtet rosig die neubelebte Natur.

Jetzt tritt wohlthätige Ruhe nach dem Sturme ein. Die Blätter der immer grünen Bäume, auf denen sich wochen- und monatelang der Staub gelagert hatte, prangen jetzt im schönsten Dunkelgrün; die Pflanzen, welche ermattet ihre Zweige, Blätter und Blüthenkronen hängen ließen, scheinen neugeboren. Wir vermögen es nicht, nach den uns bekannten Naturerscheinungen der gemäßigten Zone auf die allgemeine Erschöpfung alles Lebenden in Central-Afrika zur Zeit der Dürre zu schließen, sind aber auch nicht im Stande, uns die Lebensfreudigkeit und Lebensthätigkeit der Pflanzen und Thiere zu versinnlichen, wie sie sich nach einem Gewitter in den Tropen kundgibt. Ein einziger Regen ist hinreichend, die früher braune Erde mit einem grünen Teppich zu überkleiden; nach wenig Tagen sproßt das junge Gras überall lustig empor. Lange schon standen die Bäume knospend, der Regen zersprengt die Hüllen, frisch und kräftig entfalten sich die Blätter und werfen ihr grünes Gewand um die von nun an in ihrem Frühlingsschmucke prangenden Kronen der Bäume. Man muß den Urwald in seiner Herrlichkeit gesehen haben, um den Frühling der Tropen würdigen zu können. Wie balsamisch durchweht der von den blühenden Mimosen jetzt so freigebig gespendete Blüthenduft durch die kühlende, Geist und Körper, Herz und Sinne erfreuende, erhebende und belebende Tropennacht! Sogleich nach dem ersten Regen hört man die Concerte kleiner Frösche, deren laute und tiefe Baßstimmen auf einen vierfach größeren Körper schließen lassen, als die Thierchen wirklich besitzen. Sie sind wenig Stun-

den nach dem ersten Regen erschienen, man weiß nicht, woher; sie bewohnen die Lachen zu Hunderten; ihre Stimmen durchhallen weithin die Nacht und Niemand sah oder hörte sie vorher. Auf den sandigen Wegen sammeln sich farbenprächtige Sandkäfer (Cicindelen) zu Tausenden, die Wipfel der Palmen und Mimosen sind von Millionen Insekten umschwirrt und langgeschwänzte Ziegenmelker eilen allnächtlich zu ihrem Fange herbei. In jedem Garten bauen fröhliche Vögel ihre Nester, die goldnen und smaragdnen Honigsauger kommen aus den Wäldern bis dicht unter die Fenster an die Blüthen der Cactusfeigen, um von deren Nektar zu naschen. Es ist eine Zeit des Genusses für den Naturforscher, aber wegen der nun auftretenden Krankheiten eine Zeit der Gefahr für die gebrechliche Hülle des Menschen.

Gewöhnlich regnet es in drei bis fünf Tagen einmal. Die seit Monaten durstige Erde saugt begierig den Himmelssegen ein, das sich auf der Oberfläche sammelnde Wasser verschwindet schnell. Schon nach kurzer Zeit wirbelt der Wind neue Staubmassen auf und erst ein zweiter Regen muß diese wieder niederschlagen. Die Wärme wird überaus lästig, der Mensch ist Tag und Nacht in dem aus allen Poren der Haut hervorrieselnden Schweiß gebadet; aber dennoch ist es nicht die positive Hitze, sondern mehr eine kaum zu ertragende Schwüle, welche ermattend auf Körper und Geist einwirkt. [209.]



II. Nordafrika.

1. Bilder aus der Wüste.*)

I. Die Natur der Wüste.

Die Wüste ist wegen der vom Winde häufig aufgejagten Sandwolken unsicherer als das Meer; ihren Bewegungen kann man ebensowenig entfliehen, als denen der Erdbeben; es bleibt keine Rettung übrig. Vom Verschwinden der Quellen, was für den Reisenden so furchtbar wird, sind die Schriften der Araber voll; Leo hat die Erzählung von sonst übrigens unbekannten Monumenten der verdursteten Karavanen aufbewahrt. Jackson bestätigt dies durch die furchtbare Thatsache, die sich während seines Aufenthaltes an der Grenze der Wüste, im Jahre 1805, zutrug. Auf dem Wege von Tafilelt nach Tombuktu nämlich kam auf ähnliche Art eine ganze Karavane von 2000 Menschen und 1800 Kameelen um, weil eine der Oasen, die sonst eine Station der Karavanen war, kein Wasser mehr hatte.

Aber auch Entbehrungen außerordentlicher Art erwarten hier den Reisenden. Die dorrende Kraft des Windes macht die gefüllten und besten Wasserschläuche schwinden, trocknet sie fast ganz aus. Dann preiset der Reiche sich noch glücklich, für 10 bis 500 Dollars einen Trunk Wassers zu erkaufen. Auch die Kameele sterben nicht selten auf den weiten Zügen vor Durst und Ermatiung. Ihre und anderer Lastthiere an den Karavanenstraßen häufig umher zerstreuten Knochen und bleichen Gerippe zeigten in den hülflosesten Einöden einem Leo, Poncet, Bruce, Hornemann, Park, Lyon und andern, im Norden, Osten und Süden des Sandoceans das Verzweiflungsvolle der Lage, in welche sie sich begeben hatten.

Selbst die Vögel, welche sich nur bis auf bestimmte Fernen von bewohnten Plätzen in der Wüste sehen lassen, und darum dem Muhammedaner wie Boten des Propheten erscheinen, ihnen Muth in der Trübsal einzusprechen, selbst diese werden von den Sandstürmen in diese Einöden

*) Vergl.: „Der Araber und sein Kameel."

verschlagen und ihre todten Körper über den Boden verstreut. Aus der Wüste bleiben da, wo Wasserstellen sind, die Elephanten und Eber, und selbst auch — wo diese fehlen — an ihrem Rande, die reißenden Bestien, Löwen und Panther, zurück. Nur die schnellfüßigsten aller wandernden Thiere, die dem Blitze gleich erscheinen und verschwinden, Strauße und Antilopen, leben innerhalb der Wüste, und ihnen allein begegnet da in der Todtenstille das Sausen des Windes und der Karavanenzug, denn selbst die Vegetation bleibt fast ganz zurück.

Nur einzelne Gewächse sind dazu von der Natur organisirt, den Gluthwinden zu widerstehen, die sonst Alles versengen, und den Menschen, ja den Mauren selbst wie seinen Gefährten, das Kameel, in Todesangst zu Boden strecken. Einige Distelarten, in deren Blattwinkeln sich die wenige Feuchtigkeit sammeln kann, die Mannastaude Algul, eine Art duftender Thymian, das She der Araber auf losem, und der bestäubte Thalstrauch auf festem, nackten Boden, das sind die am Meisten verbreiteten Gewächse und das einzige knappe Futter der Kameele und Esel, das sie oft monatelang erhalten muß. In einzelnen Gegenden wachsen, wo auch kein Wasser ist, niedrige Krüppelgesträuche, welche den Karavanen zu Wegmarken dienen; aber ihre saftlosen Blätter erfrischen die schmachtende Zunge nicht. Hie und da stehen an geschützteren Stellen dornige Mimosen oder Akacien, die Gummi liefern. Sonst erblickt man überall nur Sand und Himmel, und die Vegetationsstellen erscheinen dem Araber darin nur als Inseln, die er zumal dann Gezicra oder Jazr zu nennen pflegt, wenn Dattelhaine sie verherrlichen.

Müßte nicht auch hier im Allgemeinen Vegetation den Boden bedecken können, wie fast überall sonst auf der Erde, wenn er nicht selbst von Jahr zu Jahr, ja von Tag zu Tag, seine Stelle verrückte? So wird aber jede leichte Besamung selbst mit fortgeführt, und wo niedriges Gesträuch sich angesiedelt hat, da häuft sich in der Wüste nur desto leichter ein Sandberg an; und wo auch in einem Theil des Jahres durch besondere Begünstigung Vegetation haftete, da muß sie zur Zeit der Aequinoctialstürme mit in den allgemeinen Wanderzug treten.

Nur der Mensch hat sich demnach mit der Wüste befreundet, und sie trennt die Länder von Nordafrika und der Mitte des Sudans weniger, als jene wirklich durch das Mittelländische Meer von Europa gesondert geblieben sind. Selbst mit dem losen Sande hat er sich befreundet; denn sowie ein kühler Wind weht, legt sich der Fezzaner sogleich in den von der Sonne immer erhitzteren Sand, und weiß sich an ihm zu wärmen; läßt er sich in ein Gespräch mit dem neben ihm Stehenden ein, so ebnet er erst die Sandfläche vor sich, um darin seine Meinungen bei jedem Ausspruch, bei jeder Sentenz, durch Zeichnung und Figuren zu unterstützen. Wird ein Handel geschlossen, so werden sogleich die Rechnungen darüber im Sande geführt. Ja selbst der fanatische Maure und die vielen Fakirn und Mullahs unter ihnen haben sich dazu bequemen müssen, dem trocknen Sande dieselbe heilige Kraft, die das Wasser im Islam hat, einzuräumen, und ihn zu ihren religiösen Absolutionen zu gebrauchen. Das Thier aber, dessen Fußballen, dessen Magen und dessen Gebiß dem Saharaboden so ganz entsprechen, dies hat er dem Stande der Natur völlig zu entreißen und sein ganzes Geschlecht zu seinem Sklaven zu machen gesucht.

Auf ihm, dem Schiffe der Wüste, durchzieht er den Sandocean, und seine Hauptaufgabe besteht in der Kenntniß der Jahreszeit, der Hafenplätze, und in der Kunst, nach diesen zu steuern.

II. Der heiße Wind.

Ein schrecklicher Tag! Ein Kibli in all seiner Stärke; der Wind weht gerade von Süden, er ist vollkommen trocken, unähnlich dem Sirocco, der zu Malta weht, denn der Sirocco ist feucht, höchst entnervend und südöstlich in seiner Richtung; wahrscheinlich jedoch ist es derselbe Wind, der beim Hinwehen über das Meer Feuchtigkeit an sich zieht und eine südöstliche Richtung nimmt. Nie war ich so erstaunt, als über den Anblick der Neger an diesem Tage. Man hatte mir gesagt: wenn ein Kibli eintritt, könnten die Sklaven nicht vorwärtskommen. Ich konnte kaum glauben, daß ein heißer Wind für diese Kinder der Sonne so verderblich sein würde; sie stellten sich hinter die Kameele, krochen unter deren Bäuche, sie hielten, sich ablösend, die Mäntel empor, wodurch

sich fünf oder sechs zugleich schützten, sie hüllten ihre Gesichter und Körper in ihre zerrissenen Kleider, sie erfanden alle Arten von Auskunftsmitteln, um sich einen Augenblick gegen den Wüstensamum zu schützen. Ich konnte nicht umhin, zu bemerken, wie überlegen der Weiße dem Schwarzen an physischer Kraft ist. Unsere Araber und Mauren blieben stehen, wandten sich mit dem Gesicht gegen den glühend heißen Wind, und ertrugen die Last und Hitze des Tages tausendmal besser als die Neger. Ich hätte nimmer geglaubt, daß der Neger, in dessen sumpfigen Ebenen die Hitze ewig in voller Kraft herrscht, und der somit von Natur den Frost scheut, durch einen heißen Wind leiden könnte.

Wir tranken Alle an diesem Tag reichlich zehnmal mehr als sonst, aber jetzt war es auch nöthig, die Sklaven rasch und mit Gewalt vorwärts zu treiben, denn die Kameele trugen nicht hinreichend Wasser, daß es mehrere Tage in dieser Weise hätte ausreichen können. Ein Sklavenhändler zeigte, wie ausgezeichnet gut er zu seinem Geschäft qualificirt sei. Er trieb seine Sklaven wüthend vorwärts, und peitschte eine unglückliche Negerin unbarmherzig, daß ich glaubte, sie würde todt liegen bleiben. Der Elende ward auch an der Verübung des Verbrechens nur durch das gewaltsame Einschreiten eines andern Sklavenhändlers gehindert, der sieben Sklaven mit sich führte, und, wie ich gestehen muß, trotz seines abscheulichen Gewerbes ein menschlicher Mann war; ich habe ihn niemals seine Sklaven schlagen sehen, was Viel sagen will. Das Benehmen dieses menschlichen Mauren bewies, daß es gar nicht durchaus nöthig ist, beim Zug durch die Wüste die Sklaven zu peitschen. Die Tuariks von Ahir wissen dies, und legen nie die Hand an ihre armen Gefangenen. Endlich hatten wir diesen Tag schrecklicher Hitze und schrecklichen Durstes hinter uns, denn endlich nimmt Alles, auch das Aergste, ein Ende. Nie wird aus meinem Gedächtniß die Bitte eines armen Negermädchens verschwinden, die, als der Samum in seiner größten Stärke war, mit blutig unterlaufenen Augen und unter strömenden Thränen zu mir gelaufen kam und ausrief: „O, kaufe mich, Jakub, kaufe mich! ich bin sehr hübsch, ich will dein gutes Weib sein. O, ich sterbe, kaufe mich, Jakub! kaufe mich, der Wind bringt mich um!"

III. Reise durch die Wüste.

Längs des Weges, den wir verfolgten, lagen Kameelgerippe in Menge, hie und da ein Menschenschädel, zerstreute Knochen und ganze Menschengerippe, die Reste von Unglücklichen, die dem Wassermangel und noch häufiger der tödtlichen Ermattung erlagen. Besonders häufig sind solche Unglücksfälle bei Karavanen, die im Sommer oder Spätfrühjahre durch die Wüste ziehen, zur Zeit, wenn im höheren Süden die tropischen Regen herrschen. Die Hitze des Tages ist dann, wie in den südlichen Tropenländern, zum Verschmachten und die Hitze der Nacht erstickend, sodaß der ermattete Körper zu keiner Zeit eine Erholung findet. Ueberfällt nun in solchen Momenten den erschöpften Wanderer ein heißer Wind, ein Samum oder, noch schlimmer, ein Ghamsin, und muß er, der sich ohnehin kaum mehr fortschleppen kann, noch gegen den glühenden Sand, gegen eine durch Staub verfinsterte Atmosphäre, gegen den Andrang eines brennend heißen Sturmes ankämpfen, der seine Kehle trocknet, ihm Schwindel verursacht, und hat er Nichts, um in einem solchen furchtbaren Momente sich zu stärken, so sinkt er um, und ein Schlagfluß endet sein Leben oder er stirbt vor Mattigkeit, ohne daß sich Jemand seiner liebend annimmt; denn Jeder hat mit sich selbst zu thun, und freundliche Theilnahme in solcher Noth muß man überhaupt bei den Karavanen in der Wüste nicht suchen. Besonders häufig unterliegen die armen Sklaven diesen Leiden; gezwungen, zu Fuße im glühenden Sande den Kameelen zu folgen, geprügelt, schlecht genährt und nur sparsam mit schlechtem salzigen Wasser erquickt, unterliegen sie der Barbarei und dem klimatischen Einflusse. Kalt zieht die Karavane vorüber, die Seufzer des Sterbenden dringen in kein Herz, — es ist ja nur ein Sklave! — Gräßlich, aber wahr!

Wir hatten eines Tages einen Anblick, den ich nimmermehr vergesse: dicht am Wege lag das Gerippe eines Kameeles und nahe dabei das eines Menschen; zwischen beiden ein zerrissener, verwit-

terter Wasserschlauch. Vielleicht hatte der Unglückliche noch den letzten Tropfen herauszupressen versucht, um seinen brennenden Durst zu stillen, bevor Ohnmacht seine Augen umhüllte und er neben dem Kameele niedersank. — Unter gewissen Bedingungen, z. B. bei herrschenden heißen und sehr trockenen Winden, verfault in der Wüste keine Leiche. Der Körper trocknet aus und wird zur natürlichen Mumie, indem eine dicke, lederartige Haut die Knochen bedeckt. Häufig werden aber die wilden Thiere durch die Leichen herbeigezogen, und sie sind es, welche die Knochen weit umher über den Sand der Wüste ausstreuen. Besonders findet dieses in der Nähe der Brunnen und an Stellen statt, wo das Regenwasser sich in Felsenspalten längere Zeit hindurch hält; denn alle reißenden Vierfüßler saufen Viel und lieben die Nähe des Wassers; woher ich auch glaube, daß sich im Innern großer und wasserarmer Wüsten, und weit entfernt von Wasserplätzen, außer Raubvögeln und Schlangen, Eidechsen u. dergl. m. keine wilden, wenigstens keine reißenden Thiere befinden.

So grell die Farben waren, mit denen die südliche Phantasie unserer arabischen Reisegefährten, welche die Wüste schon zu wiederholten Malen durchkreuzt hatten, ihre Erzählungen ausschmückten, so blieben doch die Schilderungen der Schrecknisse der Wüste, wie sie dieselben darstellten, weit hinter denen zurück, welche man von Europäern hie und da hört und liest. Daß die Wüste ihre zahlreichen Opfer fordert und erhält, das bestätigen allerdings die zahllosen Menschen- und Thiergerippe, die längs des Karavanenweges liegen; daß aber die Schilderungen mancher älteren Reisenden von der furchtbaren Wirkung der Chamsine und Samume, von der Verschüttung ganzer Karavanen durch Sandwolken 2c. höchst übertrieben sind und solche Fälle wol öfter mögen erzählt worden sein, als sie sich wirklich ereigneten, das ist eben so gewiß. Unter diese Erzählungen gehört auch die bekannte vom Aufschneiden der Kameele in höchster Wassernoth, um sich mit dem in den Mägen sich befindenden Wasser zu laben. Alle Araber und Nubier, die ich darum fragte, und die stets zu höchst übertriebenen Darstellungen aufgelegt sind, versicherten, daß sie davon nur als von außerordentlichen Fällen reden gehört, dieselben aber nie selbst erlebt haben. Auch bemerkten sie sehr richtig, daß das in den Mägen der Kameele sich findende Wasser eine so abscheulich stinkende und mit halb verdautem Futter gemengte Jauche bilde, daß es selbst bei dem brennendsten Durste kaum möglich wäre, sie zu trinken, da sich die Natur dagegen sträuben würde. Jene Erzählungen scheinen offenbar zu jenen Sagen von Gemsenjägern zu gehören, welche sich die Fersen aufschneiden, um durch das Kleben des Blutes festern Stand auf den steilen Felsenplatten der Hochgebirge fassen zu können.

Auf der weiten Sandebene, welche wir betraten, und die außer einigen kleinen und ganz isolirten Bergen dem Auge keinen Ruhepunkt darbietet, sahen wir von 10 Uhr Morgens bis 4 Uhr Abends eine herrliche Fata Morgana. Wir sahen um uns her auf dem wasserlosen Sande Wasser in Menge und in den verschiedensten Formen; da waren Flüsse, Teiche, Seen und unabsehbares hohes Meer, dessen Wellen vom Winde bewegt wurden. Die Berge, welche in der Wüste zerstreut liegen, erschienen uns als Inseln, und in dem Wasserspiegel, der uns umgab, erblickten wir ihre Bilder in verkehrter Lage. Ferne einzelnstehende Felsen erschienen uns, mit Hülfe einiger Einbildungskraft, als Schiffe mit vollen Segeln, die sich vergebens bemüheten, vom Flecke zu kommen. Unter besonders günstigen Umständen wurde diese Luftspiegelung oft so stark, daß wir uns dem vermeintlichen Wasser bis auf weniger als hundert Schritte nähern konnten: da zerfloß das Bild plötzlich wie durch einen Zauberschlag, und Nichts lag vor uns, als der gelbe, heiße Sand der Wüste. Welche Höllenqual muß eine solche Täuschung dem armen Wanderer verursachen, der im Todeskampfe der Ermattung nach einem Tropfen Wasser lechzt! Es ist „das Wasser des Satans," das Bacher el Affrid des Arabers. Besonders schön zeigte sich diese Luftspiegelung um die Mittagszeit. Wir waren ungefähr eine Stunde hinter der Karavane zurückgeblieben und eben im Begriff, ihr nachzueilen; langsam zog sie vor uns her, alle Kameele in eine Fronte gereiht, wie es die Nubier gern thun, wenn es das Terrain erlaubt. Da sahen wir plötzlich Menschen und Thiere mehrere Klafter hoch in der Luft oder vielmehr auf einem Wasserspiegel gehen. Je näher wir kamen, desto tiefer sank die Erscheinung: der Höhenunterschied zwischen uns und der Karavane wurde geringer, der Sehwinkel größer, und als wir ganz

nahe kamen, gingen die Kameele wie andere Kameele auf der Erde, und ihre Führer schlenderten singend nebenher.

Eines Tages sollten wir die Schrecknisse und Strapazen der Wüste noch näher kennen lernen, als es bisher der Fall war. Die Hitze hatte in den letzten Tagen bedeutend zugenommen, und um Mittag stand heute das Thermometer auf 30° Réaum. im freien Schatten. Der Wind ging heiß, als käme er aus einem Ofen, und dabei war das Sonnenlicht, welches der gelbe Sand der Wüste reflectirte, so grell, daß es uns vor den Augen flimmerte. Schon am Morgen fielen uns fünf Kameele um, von denen zwei augenblicklich starben. Unsere Leute ermatteten, und wir konnten sie nur mit Mühe so zusammenhalten, daß uns keiner derselben zurückblieb. Hitze und Anstrengung verursachten uns einen brennenden Durst, und mit Begierde würden wir in Einem fort getrunken haben; aber das Wasser in unsern Schläuchen war zum Entsetzen ekelhaft geworden; ohnehin trübe, salzig und warm, hatte es in den Schläuchen, den ganzen Tag der Sonne ausgesetzt, einen fauligen Geschmack angenommen, der uns nach jedem Schlucke eine solche Neigung zum Brechen verursachte, daß wir nur schnell jederzeit einen Schluck Rum mußten folgen lassen, der uns aber andrerseits wieder zu stark erhitzte. Alle litten durch den Genuß dieses Wassers, das durch Mischung mit Wein, Essig, Rum u. dergl. noch untrinkbarer wurde, an Kolikschmerzen. Nur eine starke Punschessenz, von der wir einige Fläschchen besaßen, milderte in Etwas den üblen Geschmack.

Noch waren wir vom Nile an 13 bis 14 Karavanenstunden entfernt, und es war voraus zu sehen, daß noch ein Marsch in der Hitze des Tages uns nicht nur einen bedeutenden Verlust an Kameelen zuziehen würde, sondern wol auch traurige Folgen haben könnte. Nach Berathung mit unsern Führern ließ ich daher mit Ausnahme einer kleinen Quantität zu unserm dringendsten Bedarf, den ganzen Wasservorrath unter unsere Nubier vertheilen, die mit Jubel darüber herfielen und mit Begierde die abscheuliche Jauche tranken. Dann trennte ich die Karavane, hieß die Lastthiere mit dem ganzen Trosse und in Begleitung einiger Führer die ganze Nacht durch bis Abu Hammed ziehen, daselbst das beste Kameel mit frischem Wasser des Nils beladen und schnell mit selbem in die Wüste zurück uns entgegen kommen. Wir Uebrige ritten noch langsam bis Mitternacht vorwärts und streckten uns dann erschöpft auf den Sand hin. — Die Nacht war kühl; der Untergang der Sonnenscheibe am Horizonte, von dem Momente der Berührung des untersten Randes bis zum Verschwinden des obersten, dauerte volle sieben Minuten. Die Kühle der Nacht ließ uns zwar schlafen, wir wurden aber von fürchterlichen Träumen geplagt; wir standen an den krystallenen Quellen unserer heimatlichen Alpenthäler, tranken den Göttertrank, tranken in Einem fort, der Durst aber blieb brennend wie zuvor, und wenn wir erwachten, lag die Hand auf dem Sand der Wüste. Wir wollten zu unserer Jauche die Zuflucht nehmen; es war nicht möglich, die Natur sträubte sich und wir bekamen Neigung zum Erbrechen, wenn wir den Schlauch nur ansahen. Es war eine wahre Höllennacht!

Am 21. Februar saßen wir mit Sonnenaufgang wieder auf, tranken mit Schaudern unsern Mokka, der mit dem stinkenden Wasser gekocht war und wie eine garstige Arznei schmeckte, erquickten uns mit etwas hartem Biskuit, das Jeder auf dem Sattelknopfe seines Hegins zerschlug und ritten vorwärts. Wir zogen sechs Stunden in S.-O., die Hitze war dieselbe, wie gestern, doch war sie uns weit empfindlicher. Wir fanden auf dem Weg drei unserer Kameele der vorangegangenen Karavane, die in der Nacht gefallen waren. Der Durst quälte uns auf eine furchtbare Weise; einige meiner Gefährten wurden sehr unwohl, auch mich befiel Uebelkeit. Da entdeckte, als die Noth auf's Höchste gestiegen war, der Schech Hussein am fernen Horizonte der Sandebene einen schwarzen Punkt, und bald erkannte das scharfe Auge des Nubiers denselben für ein beladenes Kameel! Das war ein Jubel! Lust zum Leben und frischer Lebensmuth waren auf einmal in unsre Herzen wieder zurückgekehrt; wir fühlten uns stark, und was unsre Hegins sich nur strecken konnten, ritten wir dem Kameele entgegen. Hussein hatte recht gesehen, es war einer unsrer Leute, der uns eine ganze Kameelladung frisches Nilwasser brachte. Wir sprangen von unsern Thieren, öffneten die Schläuche und tranken zum Zerplatzen, ohne zu bedenken, daß uns das schaden könnte. Wenn es aber auch das Leben gekostet hätte, glaube ich, würde man uns

nicht haben zurückhalten können. Es war eine Götterwonne! War auch das Nilwasser trübe und lau, gegen unsre Schlauchjauche war es ein Nektar, und nie in meinem Leben hat mir ein Trunk besser geschmeckt.

IV. Oase und Wüste.

Wunderbar ist die Pracht und Frische der Oase, gehoben durch den Gegensatz der Wüste. Unter und zwischen Dattelpalmen, die etwa sechs Schritt breit von einander stehen, wachsen Aprikosenbäume, Pfirsiche, Granatbäume mit ihren schönrothen Blüthen, Orangen mit ihren goldenen Früchten, Henneh mit rothen Kügelchen, und selbst der Apfelbaum. Von einer Dattelpalme zur andern schlingen sich Rebengewinde; alle anbaufähigen Stellen tragen Getreide, namentlich Mais und Gerste, auch Klee und Tabak. Das Ganze bildet prächtige Gärten, die bei den Arabern Beda heißen. Die Dörfer liegen am Rande der Oase auf unfruchtbarem Boden, damit ja kein der Bewässerung fähiger, also fruchtbarer Fleck unbenutzt bleibe. Es gibt keine Gegend auf Erden, die eine reinere Atmosphäre hätte, als die Wüste Centralafrika's; sie ist beinahe ohne alle Dünste, die Sonne gießt über die Bodenfläche einen blendenden Glanz aus, und Alles, worauf dieses Licht fällt, spiegelt in wunderbarer Helle; was im Schatten bleibt, hebt sich scharf ab und bildet auf der Oberfläche der Wüste ebenso viele dunkele Gegenstände. Aber diese Härte im Gegensatz zwischen Licht und Schatten nimmt der Landschaft im Ganzen alle Anmuth und Harmonie; sie hat vielmehr etwas befremdend Großartiges, sie ist hart und wild; sie bildet einen völligen Contrast zu einer niederländischen Landschaft. In der Tageszeit, wo das Licht am stärksten wirkt, ließe sich diese bizarre Natur mit ihrem Spiegelglanze durch den Pinsel gar nicht wiedergeben; nur bei Sonnenaufgang oder am Abend, wenn das Gestirn des Tages hinabgesunken ist, möchten die Hauptzüge, welche die Wüste darbietet, sich annähernd zeichnen oder malen lassen. Aber auch Morgens und Abends thut diese Landschaft europäischen Augen gewissermaßen weh, und wer in Afrika gewesen ist, wird geneigt sein, malerische Darstellungen derselben für unwahrscheinlich oder übertrieben zu halten. Aber der Anblick der Wüste, der unermeßliche Horizont, die Einförmigkeit und das tiefe Schweigen, welches auf dem Ganzen ruht, machen einen gewaltigen Eindruck auf Jeden, der sich zum ersten Male in eine solche Welt versetzt sieht. Das Meer und das Eis in den Polargegenden machen eine ähnliche Wirkung; man fühlt sich einsam und schwach in einer so großartigen und doch so einfachen und einförmigen Natur; es lagert sich tiefer Ernst über unsern Geist; unsere Gedanken fassen sich zusammen und gewinnen an Tiefe. Bei religiösen Menschen wird das Gefühl noch inniger, die Einbildungskraft dichterischer Naturen gewinnt höheren Flug. Und dabei wird inmitten dieser Wüste der Stolz des Menschen wach, denn er fühlt sich hier als den Herrn der Schöpfung, er bekämpft die Wüste und wappnet sich gegen tausend Gefahren; er fühlt in der Einsamkeit sich gehoben.

Der 17. Breitegrad bildet die äußerste Grenze der Sommerregen und die natürliche Grenze der Wüste und des Sudan; zwischen dieser Linie und der Grenze der Sommerregen erblickt das Auge nur ungeheure Sandebenen, Dünen, welche fortwährend vom Winde gepeitscht werden, ausgedehnte Hochflächen mit nackt liegendem Gestein, und besäet mit dunklem Getrümmer. Der Pflanzenwuchs mangelt dieser öden Region; er hat sich in die Tiefthäler an den Nil, oder in die quellenreichen Oasen geflüchtet. [173. 260. 183. 44.]

---

2. Das Land der Dattelpalme (Belad el Dscherid).

Die afrikanische Wüste ist in ihrer ganzen Ausdehnung dem Anbau der Dattelpalme günstig; denn die äußersten Grenzen dieses unschätzbaren Baumes liegen in der nördlichen Halbkugel und im Binnenlande zwischen dem 12. und 37. Grade der Breite. Am Meeresstrande überschreitet er sie oftmals, namentlich nach Süden hin, und manchmal tritt er in der unmittelbaren Nähe des Aequators auf. In der Wüste findet man ihn überall; Früchte bringt er jedoch nur, wenn er bewässert wird. Man kann, sobald man ihn an dürren Stellen wachsen sieht, allemal den Schluß ziehen, daß dort einst ein Wasserplatz gewesen. Dieser Palme sagen gewisse Breiten und Bodenverhältnisse ganz besonders zu, und so erklärt es sich, daß die Oasen dem 33. Breitengrade entlang eine lange Kette bilden, welche man als Belad el Dscherid, die Region der Dattelpalmen, das Dattelland, bezeichnet. Sie erstreckt sich von den Gestaden des atlantischen Oceans über Tafilelt, Wargla, Tuggurt, Nefta, Tripoli, die Oasen Surah und Audschelah bis an den Nil, und hat nach Süden hin einige Verzweigungen. Dahin gehören das Land der Tuariks, Ghadames, Ghat, Fezzan, die Oasen Kardscheh und Dakhileh; sie durchzieht ferner, den Nil entlang, die gesammte Region, in welcher überhaupt Datteln wachsen.

Man zieht die Dattelpalme aus Setzreisern, die einen Baum von derselben Art geben, welcher der Schößling angehörte; mit den aus dem Samenkern gezogenen, die ohnehin nur sehr langsam wachsen, ist das nicht allemal der Fall. Der junge Baum gibt, wenn er weiblich ist, nach vier oder fünf Jahren die ersten Früchte; man hindert aber die rasche Entwickelung, um ihn nicht anzustrengen; auch sind dann die Früchte noch nicht gut, und der Kern entwickelt sich nicht gehörig. Die Dattelpalme kann zweihundert bis zweihundertfünfzig Jahre erreichen, doch sieht man nur selten Bäume, die über 80 Jahre alt sind. Wenn sie absterben wollen oder sollen, zapft man ihnen im Frühjahr, unterhalb der Blätter am Stamme, an drei Stellen den Saft ab, und fängt diesen in Gefäßen auf, die an jedem Morgen ausgeleert werden. Diese drei Gefäße enthalten etwa fünfzehn Maaß (Litres), und das Abzapfen kann zwei bis drei Monate fortgesetzt werden. Man nennt diese Flüssigkeit im Dattellande Lagmi; sie hat in Farbe und Geschmack Aehnlichkeit mit der Kokusmilch und dem Palmwein, welchen man aus der Elais guineensis gewinnt. Von diesem Lagmi wird in den Oasen eine große Menge verbraucht; an jedem Morgen rufen Kinder, welche ihn feil bieten: „Lagmi! mlihah ia Lagmi!" Nach etwa vierundzwanzig Stunden geht derselbe in Gährung über. Die Juden bereiten aus der Lagmi einen sehr mittelmäßigen Branntwein.

Im April stehen alle Dattelbäume in Blüthe; schon im März sammelt man die Blüthe der männlichen Dattelpalme (Dokar), theilt jeden Blüthenbüschel in eine Menge kleiner Trauben oder Kätzchen und hängt diese an die weiblichen Blüthen.

Die Dattelernte findet, je nachdem die Arten sind, im Oktober oder November statt. Man wirft die Frucht vom Baume herab auf Matten; die frische Dattel (Tamr) ist die beste; die trockene (Bela) wird insgemein ausgekernt und läßt sich leicht aufbewahren, nachdem man sie einige Zeit der Sonne ausgesetzt hat. Sie schwitzt dann einen Theil ihres reichlichen Zuckergehaltes aus, den die Dscheridier sammeln, es ist der sogenannte Dattelhonig. Die getrockneten Früchte werden in mannigfacher Weise benutzt, namentlich zu allerlei Teig und Gebäck; mit Mehl gemischt und durchgeknetet, geben sie ein gesundes Brot, das sehr nahrhaft ist und einen angenehmen Geschmack hat. Man kann auch Branntwein aus der Dattel bereiten; er wird in Egypten und Nubien viel getrunken; namentlich ist er bei den Kopten beliebt, und soll als Ersatz für den weit besseren Traubenbranntwein von Chios dienen.

Die Dattelpalme überschreitet im Allgemeinen den dreiunddreißigsten Breitegrad nicht; indessen findet man sie an einzelnen Stellen in Spanien an den Küsten des mittelländischen Meeres, und im portugiesischen Königreich Algarve, wo einst die Araber Datteln gepflanzt haben. Auch Si-



PLACE ROYALE IN ALGIER.

cilien, Syrien und Anatolien haben Dattelbäume; es ist aber schwer, mit Genauigkeit zu bestimmen, bis zu welcher Breite die Früchte ordentlich reif werden; die örtliche Lage ist dabei von entscheidender Bedeutung. Nach Süden hin bildet im Binnenlande der 12. Breitengrad die Grenze der Dattelpalme. Dort bringt der Baum jährlich zwei Ernten; die eine nach Ablauf der trockenen Jahreszeit, im Mai, gibt Früchte, die wenig Fleisch, aber sehr viel Zucker haben; die andere im August, nach der Regenzeit; dann sind die Früchte sehr umfangreich, aber nicht sehr zuckerhaltig, und zu feucht, als daß man sie lange aufbewahren könnte. Die Bewohner des Belad el Dscherid pflücken gleich nach der Ernte die Blätter ab und lassen nur eine kleine Krone stehen, die dann allmälig wächst und die künftige Ernte beschattet.

Die Dattel ist für die Oasenbewohner ein unschätzbares Nahrungsmittel; sie ist auch ein wichtiger Gegenstand des Austausches mit dem Rif, und insbesondere mit den Arabern, welche eine große Menge dieser Frucht verspeisen. Während meiner Reisen im Belad el Dscherid erhielt ich an jedem Morgen vom Vorsteher des Dorfes eine prächtige Datteltraube auf einer großen hölzernen Schüssel; ringsum lagen etwa ein Dutzend in kleine Kuchen geformter Butterstückchen. Es gibt einen wahren Leckerbissen, wenn man den Kern aus dem Dattelfleische herausnimmt und statt desselben eine Mandel oder ein Stück Butter hineinlegt. Mit Eiern zubereitet, liefert die Frucht den arabischen Tafeln einige ganz vortreffliche Schüsseln. Zur Zeit der Ernte kann Jedermann in den Dattelgärten so viel Früchte essen, als ihm beliebt, nur darf er nichts mit fortnehmen. Aus den Fasern, welche den jungen Fruchtbüschel umgeben, bereitet man Seile, die freilich rauh und keineswegs dauerhaft sind, aber doch nutzbare Verwendung finden; der Baum selbst gibt ein ganz erträgliches Bauholz; man stützt damit die Terrassen und benutzt es auch zum Decken der Häuser. Als Brennholz ist es vortrefflich, da es langsam brennt und eine große Hitze gibt. Auch die Dattelkerne feuern gut, sind aber nur schwer in Brand zu bringen.

Nach alle dem Gesagten begreift man, warum die Araber einen so großen Werth auf diesen Baum legen. Es gilt für ein Verbrechen, ihn vor der Zeit umzuhauen, und der Islam ist mit dieser Idee völlig einverstanden. Als der Khalif Abu Bekkr seine Feldherren zur Eroberung von Irak aussendete, schärfte er ihnen ausdrücklich ein, die Fruchtbäume unangetastet zu lassen. Schon Moses (B. V. 20, 19) hatte den Israeliten dieselbe Weisung gegeben. Aber die muselmännischen Krieger haben ein solches Verbot oftmals mißachtet. So vernichtete Abd el Kader in wenigen Tagen die Existenzmittel der Bewohner von Ain Madhi in Algerien, welche ihre Thore ihm nicht öffneten. Der Bewohner der Oase ist von seinen Dattelbäumen abhängig; einem Feinde, der ihn nicht besiegen konnte, muß er sich unterwerfen, sobald dieser Miene macht, seine Palmen niederzuhauen. Sein Land wird auf lange Jahre unbewohnbar, sobald ihm die Hauptfrucht genommen wird. [44.]

---

3. Algier.

Die Stadt Algier liegt in amphitheatralischer Stellung an dem Abhang eines Hügels von 372 Fuß Höhe. Ihre Häuser sind sämmtlich weiß angestrichen, statt der Dächer bilden Terrassen die Häusergipfel, äußere Fenster sieht man nur an den neu aufgeführten oder französisch umgemodelten Häusern. Die ganze Stadt hat etwas Geisterhaftes, aber trotz ihrer pittoresken Lage, ihrer originellen Bauart und der grünen Landschaft, die sie umgibt, überrascht sie nur und gefällt nicht. Fast alle älteren und neueren Reisenden haben den Anblick Algiers in der Dämmerung ganz richtig mit einem Steinkalkbruch, einem Kreidefelsen oder einem Gletscher verglichen. In der That, bei dem einförmigen Weiß, der fast gleichen Größe, den blanken Terrassen und der Lage auf einem steilen Abhang verschwindet Alles unter einander ohne deutliche Unterscheidung. Mit Ausnahme der Kasbah auf dem Gipfel des Hügels ragt kaum ein Gebäude über das andere her-

vor. Die prachtvolle Landschaft im Osten und Westen, die Citadellen, das Kaiserfort, die wunderherrlichen maurischen Gärten mit ihren Granat- und Orangebaumgruppen, einzelne gekrümmte Dattelpalmen und Cactusbäume, endlich die kleinen Marabuttempel und Marmorgräber mildern den ersten unangenehmen Eindruck sehr.

Die Stadt Algier zerfällt in zwei große Quartiere. Der untere Stadttheil beginnt am Hafen und endigt bei dem ehemaligen Deypalast, der fast im Centrum der Stadt liegt. Hier wohnen größtentheils Europäer in hübschen neugebauten Häusern.

Der obere Stadttheil ist über alle Vorstellung finster, winklig und unregelmäßig. Die engen Gassen gehen so steil aufwärts, daß man bei jedem Besuche dort vortreffliche Uebung im Bergsteigen hat. Für alte Personen aber ist die Anstrengung zu schwer. Bei Regenwetter ist man nicht im Stande, die Kasbahstraße, welche dieses obere Stadtquartier durchschneidet, ohne häufiges Glitschen oder auch Fallen herabzusteigen. Ein Besuch in jener hohen Region, wo fast nur Eingeborne wohnen, gehört dann zu den außerordentlichen Strapazen. Mit der Enge der Straßen, die selten über vier Fuß Breite haben, söhnt man sich, sobald man mit Algiers Klima Bekanntschaft gemacht, vollkommen aus. Im Sommer, wo die Strahlen so glühend von dem Gestein prallen, und im Winter, wo dichte Regenfluthen das Pflaster waschen, geht man immer kühl und trocken vor Sonne und Nässe, durch die oben vorspringenden Häuser geschützt, durch die Stadt; bei allen Häusern ist der obere Stock von außen breiter, als der untere. Dies verursacht nun jene beständige Dunkelheit, schützt aber gegen die genannten beiden Uebel.

Ohne hier eine weitere, wenig interessante Beschreibung Algiers zu geben, wollen wir die Leser nur noch in eine Muselmännische Schule führen. Es gibt deren sehr viele in Algier. Man lehrt den Knaben den Koran lesen, schreiben und ein Wenig rechnen; hierauf beschränkt sich die ganze muselmännische Erziehung in Algier. Die meisten Schulen stehen im obern Stadttheil, in der Kasbahstraße; es sind sehr kleine Lokale, die während der Dauer des Unterrichtes offen stehen, so daß man von der Straße aus Alles sieht und hört, was im Innern vorgeht. Der Boden ist mit Palmdecken überlegt, auf denen die Zöglinge barfuß, einen Halbkreis bildend, mit gekreuzten Beinen sitzen. Der Schullehrer steht in der Mitte mit dem Stock in der Hand. Die Zöglinge schreiben mit Federn aus Rohr geschnitzt auf hölzernen Tafeln von der Linken zur Rechten die Stellen des Korans, welche der Lehrer ihnen vorsagt. Einer rutscht nach dem andern auf den Knieen zum Lehrer und zeigt ihm das Geschriebene; dann lesen es alle zusammen. Es geht ziemlich lärmend in diesen Schulen zu, aber der Lehrer verliert nicht einen Augenblick seine Geduld und ruhige Haltung und schlägt nur sehr selten mit dem Stock. Im Ganzen zeigen die Schüler sehr viel Aufmerksamkeit und Eifer, ihr eigenes Lärmen bei dem Hersagen oder Singen der auswendig gelernten Stellen stört sie keinen Augenblick und durch die Vorgänge auf den Straßen oder das Verweilen eines Zuhörers lassen sie sich eben so wenig irre machen. Zwischen Lehrer und Schüler herrscht ein freundliches Verhältniß und wechselseitiges Vertrauen. Nur äußerst selten zeigt der Lehrer Strenge und dann ist der Zögling gewöhnlich sehr empfindlich, so daß der Lehrer ihn wieder durch gute Worte besänftigen muß. Selten sind in einer Schule mehr als zwölf Zöglinge. Die Schulmeister werden sehr schlecht bezahlt. Der gewöhnliche Preis für jeden Schüler ist 40 Kreuzer per Monat. Gewöhnlich verlassen die jungen Mauren die Schule im vierzehnten Jahre. Das freundliche Verhältniß zwischen dem Lehrer und dem ehemaligen Zögling dauert aber bis in die späteste Zeit fort und selten darf bei des großgewordenen Schülers Hochzeitfeier der alte Präceptor fehlen. [230.]

4. Die Kabylen.

Die Franzosen verwechseln die Kabylen sehr häufig mit den Arabern, von denen sie doch durch Sprache, Abkunft, Gestalt und zum Theil auch durch Charakter und Sitten geschieden sind. Nur die gemeinsame Religion, die Freiheitsliebe und der Haß gegen Fremde bilden ein Band zwischen beiden Völkern, welches im Kriege gegen die Franzosen sich oft genug als stark und furchtbar bewährt hat. Das große Volk der Kabylen oder Berber, welches das ganze Litoralgebirge der Berberei von Marokko bis Tripolis bewohnt, in den inneren Gegenden aber viel seltener vorkommt, führt, so wie die Idiome seiner Sprache, verschiedene Namen. Die meisten Geschichtsforscher und Geographen halten sie für die Abkömmlinge der alten Numidier, andere, die wol von einigen blonden Stämmen im Innern gehört haben, für die Nachkommen der Vandalen. Viel wahrscheinlicher aber ist, daß die heutigen Kabylen aus einem Gemische der verschiedenen Völker entsprungen sind, welche nacheinander in Nordafrika sich niedergelassen hatten, erst die Herrscher spielten, dann, von neuen kriegerischen Eindringlingen besiegt, in den Bergen „das Haus der Freiheit, das ihnen Gott gegründet" fanden, es ist das Blut der Numidier, Vandalen, Punier, welches, im Atlas ein Asyl gegen Unterdrückung suchend, ein neues Volk gebar. In der Regentschaft Algier sind sie gewöhnlich kleiner Statur und stehen den kräftig schönen Gestalten der Beduinen in jeder Hinsicht nach; in Marokko soll es dagegen hochgewachsene, muskulöse Stämme geben. Zwischen Budschia und Bona sind die Kabylen schwarzhaarig, von schmutzgelber Gesichtsfarbe; auf dem Berg Auras aber wohnen ganz hellblonde Stämme mit roth und weißem Teint, so daß Bruce, welcher im vorigen Jahrhundert die Kette des Auras bereiste, über ihren Anblick ganz betroffen war, und Landsleute aus Altengland in fremder, schmutziger Tracht zu sehen wähnte.

Die Kabylenstämme sind in Grarubas oder Distrikte, letzte in Daschkhras oder Dörfer getheilt. Selten bestehen diese Daschkhras aus mehr als dreißig Gurbis (Strohhütten,) deren jede eine Familie bewohnt. Einige Stämme haben auch größere Dörfer mit Häusern von Stein, ja manche sogar Städte. Die Stämme stehen unter der Herrschaft von Kaids, die aber über ihre unbändigen Untergebenen im Grunde nur eine geringe Macht üben. Die Justizpflege wird von den Thalebs (Gelehrten) verwaltet. Die größte Verehrung aber genießen auch bei den Kabylen die Marabuts. Dieser Orden von Heiligen ist offenbar durch die Annahme des Islam bei den Kabylen eingeführt worden, denn die Benennung ist bei beiden Völkern die gleiche. Es läßt sich von den berberischen Marabuts dasselbe, wie von den arabischen sagen, nur sind sie noch fanatischer, noch unduldsamer gegen Andersgläubige, und ihr Einfluß auf die Kabylen ist noch mächtiger. Bei dem Angriffe der Flissa gegen Belida sah man einen uralten Marabut mit eisgrauem Bart, der so schwächlich war, daß zwei Kabylen ihn auf beiden Seiten stützen mußten, vor der Fronte der Kämpfer auf einem Esel sitzend. Er predigte im furchtbarsten Musketenfeuer unter wilden Gestikulationen zu den Kriegern und entfernte sich erst, nachdem eine französische Kartätsche seinem Esel den Kopf weggerissen hatte. Die Marabuts der Kabylen lernen außer ihrer Volkssprache auch die arabische, da sie ihren muhammedanischen Landsleuten den Koran erklären müssen. Die Kabylen sind Ackerbauer, haben feste Wohnplätze, leben sehr frugal und besitzen lange nicht den Heerdenreichthum der Araber. Sie sind dagegen etwas industriöser als letztere, in manchen Handwerken wohl erfahren, verstehen Waffen zu schmieden, Schießpulver zu bereiten, falsche Münzen zu prägen, Häuser von Stein zu bauen — Künste, welche den Beduinen fremd sind. Ihre Kleidung ist immer schmutzig, zerlumpt, über alle Vorstellung armselig. In ihren Zügen entdeckt man keine Spur von dem edlen Schnitt, der den Gesichtern der Mauren und Beduinen eigen. Wildheit, Haß, Mordlust blitzt aus ihren Augen von großer Beweglichkeit. Ihre Sprache ist noch lärmender, als die arabische, und sie zeigen dabei Zähne, so weiß, wie die des Schakals. Da die Kabylen ein sehr

armes Volk sind, indem auch unter ihnen, wie unter allen Muhammedanern, das Vergraben des Geldes Sitte ist, wodurch viele Söhne um das väterliche Vermögen kommen, so ist ein großer Theil der jungen Kabylen genöthigt, in den Städten einige Jahre als Tagelöhner zu arbeiten, bis sie etwa hundert Budschus verdient haben, womit sie ein Weib nehmen und ein Gewehr kaufen können. In Algier und in dessen Umgebung sind immer gegen viertausend solcher Kabylen als Tagelöhner beschäftigt. Sie schlafen dort unter freiem Himmel, leben von Wasser und ungesäuertem Brode und sparen und kargen, bis sie ungefähr die erwähnte Summe beisammen haben, worauf sie in ihre Berge zurückkehren, um dort frei und unabhängig zu leben. Sie sind sehr genügsam. Ihr Haikh, den sie, oft aus hundert morschen Lumpen zusammengeflickt, von ihrem Großvater geerbt haben, reicht für ihr ganzes Leben hin. Ein Weib, eine Hütte, eine Flinte, ein Yatagan, einige Ziegen, ein Maulthier und ein Hund, mehr bedarf der Kabyle nicht, um in seiner Art glücklich zu leben. Er bringt seine Tage in einförmiger Weise zu. Mit dem Morgenanbruch betet er, arbeitet dann einige Stunden auf seinem Acker, unterhält sich mit seinem Weib, das eben so schmutzig und wild ist wie er, streckt sich dann träge in den Sonnenschein und schaut — vielleicht gedankenleer, denn der Kabyle hat nicht die Poesie der Araber — auf das Meer und die Ebene unter ihm herab; oft spielt er auch auf einer hölzernen Pfeife eintönige, langweilige Melodien. In dieses monotone Leben bringt nur der Krieg häufige, aber wenig beneidenswerthe Episoden. Die Kabylen führen nicht nur Krieg gegen die „Rummis" (Franzosen), sondern auch fast beständigen Krieg unter sich, Stamm gegen Stamm, Dorf gegen Dorf, Hütte gegen Hütte. Kein Volk der Welt lebt in größerer Freiheit, keines auch in wilderer Anarchie, als diese Atlasbewohner.

Der Krieg, den die Franzosen seit 1830 mit kurzer Unterbrechung gegen die Eingeborenen führten, brachte sie viel seltener mit den Kabylen, als mit den Arabern in Berührung. Der Grund ist ganz einfach. Die Araber sind fast alle beritten, und können gegen die schwerfälligen Colonnen der Franzosen, die verhältnißmäßig nur sehr wenig Cavallerie haben, ohne große Gefahr manoeuvriren, da ihnen der Rückzug immer frei bleibt, und die französischen Reiter sie selten oder nie einholen. Die Kabylen aber streiten fast alle zu Fuß; sie besitzen nur sehr wenige Pferde, die ihnen auf ihren Bergen ohnehin nicht von großem Nutzen sind. Ein anderer Grund des kampflustigeren Sinnes der Araber ist ihre unstätere Lebensart. Da ihre Wohnungen, die Zelte und ihre Habe, die Heerden, leicht beweglich sind, so scheuen sie den Krieg wenig, da sie fast allenthalben Weiden und Wasser finden. Die Kabylen aber haben Hütten und Häuschen, die der Feind zerstören kann, und ihre Habe besteht in der Ernte von ihren Feldern, die nicht so leicht transportabel ist. Sie haben demnach den Krieg mehr zu fürchten und sind bei ihrer ruhigern Beschäftigung weniger geneigt, ihn aufzusuchen, als die Araber bei ihrem Vagabundengeiste. Naht man sich dagegen ihren Wohnsitzen, so schlagen sie sich um so tapferer. So oft die französischen Truppen mit den Kabylen zu thun hatten, war der Kampf länger und blutiger, der Sieg bestrittener. Dieses Volk liebt seine Heimath sehr, und duldet selbst seine Glaubensbrüder arabischen oder maurischen Blutes nicht in allzunaher Nachbarschaft. Gastfreundschaft ist den Kabylen fremd, Mißtrauen ein hervorstechender Zug ihres Charakters; die unabhängigen Stämme bewachten ihre Freiheit immer sehr eifersüchtig und selbst zu den Zeiten der Deyherrschaft empfingen sie die Türken oder Araber — wer immer ihren Wohnsitzen zu nahe kam — mit Flintenschüssen. Bei diesen kriegerischen Unternehmungen sind die Kabylen fast immer von ihren Weibern begleitet, welche weit mehr Freiheit genießen und mehr Macht auf ihre Männer üben, als die Araberinnen. Jene wilden Weiber lagern sich in geringer Entfernung von dem Kampfplatz und gleich den Weibern der alten Teutonen ermuntern sie die Streiter durch Geberden und Geschrei, preisen die Starken und die Tapfern und schmähen die Fliehenden. [230.]

5. Razzias der Araber.

Razzia, Jagd und Krieg sind die drei großen Acte der Nomaden und auch des militärischen Lebens in Afrika. Das häufigste und fast tägliche Ereigniß dieses Lebens ist die Razzia. Der Ruhm ist allerdings eine schöne Sache, und das Herz ist dafür in der Sahara, wie sonst allenthalben, empfänglich; hier aber setzt man den Ruhm darein, dem Feinde möglichst viel Böses zu thun, seine Hülfsquellen zu vernichten und die eigenen zu vermehren. Der Ruhm besteht hier nicht in Dunst, sondern in Beute. Die Begierde nach Rache ist gleichfalls Beweggrund, gibt es aber eine nützlichere Rache, als einen Feind zu plündern, und sich auf seine Kosten zu bereichern? Das dreifache Bedürfniß der Rache, des Ruhmes und der Beute kann zu seiner Befriedigung kein zweckmäßigeres Mittel finden als die Razzia, Ueberfall des vom Feinde besetzten Ortes, Raub alles dessen, was ihm theuer ist, Familie und Habe, durch Gewalt oder List. Die Araber unterscheiden drei Arten von Razzia. Zuerst die Tehha, welche bei Tagesanbruch geschieht. Bei einer Tehha hat man minder die Plünderung im Auge, als den Mord, man bereichert sich nicht, man rächt sich. Die zweite Art ist die Chrotefa, die bei hellem Tage gegen 3 Uhr Nachmittags ausgeführt wird, und deren Hauptzweck die Plünderung ist. Die dritte endlich ist die Terbif: nur eine geschickte Benützung der Nacht zum Raube.

Von allen Formen der Razzia ist die Tehha die feierlichste und am meisten dramatische. Wenn eine Tehha im Plan ist, gibt der Scheich Befehl, die Pferde zu beschlagen, die Lebensmittel in Bereitschaft zu setzen, und Gerste für fünf bis sechs Tage in Vorrath zu halten. Diese Vorräthe werden in Quersäcke gelegt. Ehe man sich in Marsch setzt, schickt man zwei oder vier Reiter als Spione aus, um die Lagerung des Stammes, den man angreifen will, zu untersuchen. Dazu wählt man gut berittene, kluge, vorsichtige Leute, die das Land kennen. Sie marschiren mit Vorsicht und machen einen großen Umweg, damit sie im Fall einer Ueberraschung von einer Seite herkommen, von wo die Leute, die man bekämpfen will, gewöhnlich nur Freunde zu sehen bekommen. An ihrem Bestimmungsort angelangt, verstecken sie sich, einer steigt ab, und schleicht sich bis in die Mitte des Duars, ohne Verdacht zu erregen. Haben sie hinreichend Nachrichten eingezogen über die Kräfte und die Stellung des Feindes, so kehren sie zurück zu ihrem Gum, der sie an einem voraus bestimmten Orte erwartet, und wie die Spione, eine Richtung eingeschlagen hat, welche denen, die man überfallen will, keine Furcht einflößen kann. Alle nöthigen Nachrichten sind eingezogen, und man ist dem anzugreifenden Stamm ganz nahe gekommen; jetzt gilt es, mit Tagesanbruch über ihn herzufallen. Vor dem Beginn des Ueberfalls halten die Anführer von ihrer Seite eine lebhafte Anrede: „Habt Acht! Keiner darf Frauen berühren, Pferde nehmen, in die Zelte treten, absteigen, um Beute zu machen, ehe er viele Menschen getödtet hat! Erinnert Euch, daß wir es mit „Sündenkindern" zu thun haben, die sich kräftig vertheidigen werden. Mordet! mordet! wenn Ihr zugleich Rache und Beute wollt; denn ich wiederhole es — sie werden nicht wohlfeilen Kaufs weichen." Dann theilt sich der Gum in drei bis vier Abtheilungen, um von mehreren Seiten zugleich Schrecken in dem angegriffenen Stamme zu erregen. Sowie man auf Schußweite nahe gekommen ist, beginnt das Feuer, vorher aber läßt sich auch nicht ein Schrei hören.

Diese Razzias werden meistens zu abscheulichen Metzeleien; die unvermuthet überfallenen Männer werden fast alle ermordet; die Frauen werden blos ihrer Kleider beraubt; wenn die Zeit es erlaubt, werden die Zelte abgebrochen und mitgenommen, Neger, Pferde und Heerden fortgeführt, Weiber und Kinder zurückgelassen, denn in der Wüste befaßt man sich nicht mit Gefangenen. Auf dem Rückzug stellt man die Heerden unter die Obhut einiger Reiter, und bildet einen starken Rückhalt, um auf alle mögliche Fälle gefaßt zu sein. Nach der Rückkehr in den Duar theilen die Sieger die Heerden und alle sonstige Beute unter sich; auch geben sie dem Scheikh

30 bis 40 Schafe, drei oder vier Kameelstuten, je nach den Umständen, und belohnen auch die Spione noch besonders.

Ehe ein solches Unternehmen gewagt wird, stellt sich der Stamm unter den Schutz eines besondern Marabut, an den er sich in schwierigen Fällen wendet. Für den Saharier ist die Plünderung des Feindes ein Ereigniß, das zwar sehr häufig vorkommt, aber doch immer mit einer gewissen Feierlichkeit behandelt wird. Der Erfolg einer Razzia gibt zu großen Belustigungen Anlaß: in jedem Zelte wird ein Wadaa (Fest) zu Ehren des Marabuts angestellt, und man ladet dazu die Armen, die Tolbas (Gesetzkundigen), die Wittwen, die Schmiede und die freien Neger ein. Die Tehha wird gewöhnlich mit 500 bis 600 Reitern vorgenommen, zu denen oft Fußgänger kommen, die auf Kameelen fortgeschafft werden. [170.]

---

6. Arabische Marabuts.

Neben den weltlichen Stammeshäuptern der Araber (Scheikh's und Kaids, erstere Häuptlinge einzelner Dörfer, letztere ganzer Stämme) üben die Marabuts den größten Einfluß.

Die Marabuts versehen zwar auch den Priesterdienst, aber es ist nicht das bloße Priesteramt, das sie zu Marabuts macht; die Ehrfurcht, die man ihnen zollt, hängt hauptsächlich von ihrem frommen Wandel, ihrer Enthaltsamkeit, Wohlthätigkeit, endlich auch sehr von ihrem Talent und von ihren Kenntnissen ab. Zum Berufe eines Marabuts gehört vor Allem, daß er schreiben, den Koran lesen und auslegen kann, daß er ein zurückgezogenes Leben führt, sinnlichen Genüssen möglichst entsagt (die Marabuts rauchen nie), und durch Unterdrückung der Leidenschaften, durch Führung eines frömmeren Wandels den übrigen Arabern ein schönes Beispiel gibt. Unterläßt er eine dieser Pflichten, so ist es, obwol ihm der in seiner Familie erbliche Titel bleibt, doch um seinen Einfluß geschehen. Die bedeutenderen Marabuts haben Seminare oder Ghetna's, wo sie junge Leute unterrichten. Sie versammeln dort auch häufig eine große Menge Andächtiger zu Predigt und Gebet, und ihre Einsiedeleien sind für alle Unglücklichen ein Asyl, welches selbst die brutale Tyrannei der türkischen Beys nur sehr selten und nie ohne Gefahr für sie zu verletzen wagte. Das Leben und Wirken der Marabuts ist für sie selbst eben so schön und lohnend, — sie haben die einmüthige und innige Verehrung ihres ganzen Stammes oder Volks für sich — als für die Menge voll Segen und wohlthätiger Folgen. Wie viel Blut wird gespart, wie viele Verbrechen werden gehindert, wie viele Feinde versöhnt durch das Dazwischentreten des Marabuts! Bei einem so reizbaren, so rachsüchtigen, so anarchischen Volke, wo die Verführung eines Weibes, der Diebstahl eines Pferdes, oder selbst eine weit unbedeutendere Beleidigung oft ganze Stämme in wilde Fehde verwickelt, und die fürchterliche Aufregung der Parteien nur in Blutströmen sich kühlen zu können scheint, ist die Rolle eines Friedensstifters eine gar edle und preiswürdige; er tritt mit eigener Lebensgefährdung zwischen kämpfende Gegner, welche die Leidenschaft taub gegen vernünftiges Wort, fühllos gegen die Bande des Bluts macht, die nicht auf die Stimme des Bruders hören, und denen allein die Erscheinung des heiligen Marabut zu imponiren, sie zu milderem Sinn zu bringen vermag. Der Einfluß der Marabuts verhindert zwar nicht den häufigen Ausbruch der Fehden, aber ihr zeitiges Einschreiten läßt es sehr selten zu starkem Blutvergießen kommen.

Doch nicht allein in so ernsten und gefährlichen Momenten ist der Marabut Vermittler und Versöhner, sein heilsamer Einfluß dringt in alle Verhältnisse; er schlichtet auch die Händel der Einzelnen, mildert den Haß, gibt Rath den Geistesschwachen, Trost den Unglücklichen; sein Wort bleibt selten ganz ohne Wirkung, und wo seine Stimme mißachtet wird, bringt dies in der Regel wenig Segen. Ich habe viele französische Militairs gekannt, die in die Hände der Araber gefallen waren, und die Leidensgeschichte ihrer Gefangenschaft mir erzählten, sie wurden gräulich mißhandelt, die Männer schlugen sie, die Weiber

schmähten sie und spieen sie an; die Kinder bewarfen sie unter Verwünschungen mit Koth und Steinen; sie wären in wenigen Tagen den Qualen erlegen ohne die Dazwischenkunft der Marabuts. An diesen frommen Männern fanden sie die einzigen Beschützer; es waren auch die Einzigen, deren Schutz ihnen etwas nützen konnte, denn ein Aufwallen von Erbarmen und Großmuth bei einem gemeinen Araber würde der taube, fanatische Grimm der großen Mehrzahl seiner Landsleute überschrieen haben. Der Marabut ist zwar immer geneigt, den „heiligen Kampf" gegen die Christen zu predigen, und in flammenden Worten sein Volk aufzureizen, das Blut der Ungläubigen zu verspritzen, aber vor dem entwaffneten, gefangenen, gebeugten Christen erlischt sein Haß. Auch wenn die französischen Gefangenen sich weigerten, die muhammedanische Religion anzunehmen, schützten sie die Marabuts noch gegen Mißhandlungen.

Wenn übrigens auch der Einfluß der Marabuts auf die häuslichen Angelegenheiten ihrer Landsleute ein durchaus günstiger und heilsamer ist, so darf man sich doch auch die Kehrseite ihres Charakters nicht verbergen. Da ihre Macht durchaus auf den religiösen Sinn der Araber sich gründet, da mit dem Erschlaffen des festen und feurigen Glaubens der Araber es bald um ihr jetzt bestrittenes Ansehen und ihren schrankenlosen Einfluß im Lande geschehen wäre, so sind sie durch ihr eigenes Interesse betheiligt, ihr Volk von jeder Art Aufklärung, von jeder Reform, ganz besonders aber von jedem nähern und vertrauteren Umgange mit den Christen fern zu halten, dem Wohnen der Araber unter Europäern, ihrer etwaigen Verschmelzung aus allen Kräften entgegen zu wirken, und zu verhüten, daß der Fanatismus durch langen Frieden und freundlichen Verkehr mit den Europäern je völlig einschlummere. Es ist nicht zu läugnen, daß ohne die fanatischen Stimmen der Marabuts viel Unglück, viel Blutvergießen erspart worden wäre. Ueberall, wo die Franzosen auf bedeutenden, compacten und dauernden Widerstand stießen, war gewiß einer jener Priester an der Spitze der Feinde.

Auch sind nicht alle Individuen, welche sich den Titel Mrabat (Marabut) beilegen, der That nach Heilige. Es gibt unter diesen Marabuts wirklich verrückte Menschen. Heuchler, die beim öffentlichen Gebete die frömmsten Gesichter schneiden, und im Staub sich krümmen, während sie heimlich der Wollust und Habgierde fröhnen; es gibt auch nicht wenige Charlatane unter ihnen, die den großen Haufen mit allerlei Gauklerkünsten täuschen, sich besessen stellen, eine erkünstelte Sprache führen, und nach Macht und Reichthümern lüstern, lieber durch Trug als durch ascetisches Leben und Beispiele der Tugend auf die Menge Einfluß zu gewinnen suchen. Ich sah auch mehr als einen wirklichen Tollhäusler unter diesen sogenannten Heiligen, manche wüste Gestalt, mit Schmutz und Ungeziefer bedeckt, irren, stechenden Blicks, welcher nur eine gewisse mitleidige Ehrfurcht von den Arabern gezollt wurde. [230.]

---

7. Hammam-Meskhutin — „die verfluchten Quellen."

Der Weg nach Hammam-Meskhutin ist zu Pferde mühsam und schwierig. Bald geht es über steile Abgründe, wo das Steingerölle hinter dem Reiter her donnerte, bald durch überragende Bäume und so dichte Gesträuche, daß man bei jedem Schritt fürchten muß, an den Aesten angespießt zu bleiben. Die „verfluchten Quellen" befinden sich in einem kleinen Bergthal voll schöner Pflanzen und Gebüsche. Das kochende Rauschen des großen Quellsturzes und die schwarzen aufwirbelnden Dampfwolken sind schon aus ziemlicher Ferne bemerkbar, aber ehe man des schönsten Anblickes von Hammam-Meskhutin genießt, verweilt der verwunderte Blick auf den seltsamen pyramidenförmigen Felsenkegeln, die wie eine Masse isolirter arabischer Zelte aus dem flachen Boden sich erheben. Die Farbe dieser Steinkegel ist wie ihre Größe verschieden, von dem dunkelsten Aschgrau bis fast zur Hellweiße des Schnee's. Die kleinsten sind zwei bis drei Fuß hoch, die beträchtlichsten erreichen eine Höhe von fast zwanzig Fuß. Der Anblick der bizarren Felsenfiguren, neben welchen

allenthalben rauchende Dampfsäulen aus der Erde steigen, ist so gespenstig, das Phänomen scheint so übernatürlich, daß man in der ersten Ueberraschung sich beinahe versucht fühlt, der arabischen Sage über die Entstehung des Ortes Glauben beizumessen. Ein alter arabischer Scheikh Ali-Ben-Saadi erzählte uns diese Sage ungefähr mit folgenden Worten: „Es lebte in dieser Gegend einst ein reicher und mächtiger Araber, welcher, für seine Schwester in strafbarer Leidenschaft entbrannt, kein anderes Mittel fand, dieselbe zu befriedigen, als eine gesetzliche Heirath einzugehen. Die Religion aber und die Landessitten widersetzten sich dieser blutschänderischen Verbindung, und Kadis und Priester versagten lange ihre Einwilligung zu einem Acte, welchen Allah in der andern Welt mit so furchtbarer Strenge straft. Aber bestochen von dem Gelde des reichen Mannes und eingeschüchtert von seinen Drohungen, ließen Kadi und Priester sich doch endlich überreden, den Heirathscontract zu schließen und in das Haus der neuen Eheleute sich zu begeben, um theil an Fest und Schmaus zu nehmen. Die Volksmenge wollte ebenso den Freuden der Hochzeit beiwohnen, und eilte herzu mit Trommeln und Pfeifen. In ungeheuren Kesseln kochte der Kuskusu, welcher ausgetheilt werden sollte an die Eingeladenen sowol, als an die Vorübergehenden, die das Geräusch der Musik und der Geruch der Schüsseln herbeilockte; reizende Tänzerinnen entzückten bei Trommel- und Cymbelklang die Augen der Gäste; eingewiegt in trunkene Lust und Fröhlichkeit war die ganze Gesellschaft, als Allah endlich, im gerechten Zorn über das gottlose Gelage, seinen Fluch schleuderte auf Eheleute, Kadi, Marabut und Volk. Die hauptsächlichsten Personen des Festes, sowie die Musiker und Tänzerinnen, wurden in Steine verwandelt. Es sind dieses die Figuren, welche in Kegelform das ebene Terrain von Hammam-Meskhutin bedecken. Der größte Kegel soll der Marabut sein, welcher das Paar einsegnete. Die Volksmenge floh entsetzt das verfluchte Haus, aber Gottes Zorn erreichte sie auf dem Wege. Sie wurden gleichfalls in Stein verzaubert und bilden den mit spitzigen Zacken bedeckten Felsen, der das Bett des Uad-el-Meskhutin überragt. Die kochenden Kessel, welche das gottlose Gastmahl bereiten sollten, wurden verdammt, ewig zu kochen und zu sieden. Man hört unter dem Boden das heiß zischende Wasser, das sie enthalten. Aus diesen Kesseln, erzählte der arabische Scheikh, steigt der Dampf, den ihr heute seht. Dieser, wie der Schwefelgeruch verkünden dem Wanderer von Weitem schon, daß hier ein verfluchter Ort sei, und daß der Zorn Gottes alle diejenigen treffe, die von den Quellen trinken. Daher der Name Hammam-el-Meskhutin, „die verfluchten Quellen."

Unter einem romantischen Volke, welches Wunder und Mährchen liebt, ist diese Sage über die Entstehung eines außerordentlichen Naturphänomens durchaus nicht auffallend. Die Araber können oder wollen nimmermehr, wie wir, solche für sie räthselhafte Erscheinungen auf natürlichem Wege erklären. Jene Pyramidenkegel befinden sich sämmtlich auf einem ebenen Terrain. Das Wasser, welches dort kochend heiß an den verschiedensten Punkten aus der Oeffnung der Erde sprudelt und über das Thal hinfließt, enthält als Hauptsubstanz eine bedeutende Masse kohlensauren Kalk, welcher sich auf der Erde absetzt, in dem Maße, als das Wasser verdampft. Auf diese Art bildet sich, dicht um das Mundloch der Quelle, die erste weißröthliche Kalkschicht. Auf diese thürmet dann der Quellsprudel mit der Länge der Zeit immer neue Schichten, indem er zugleich mit seinem herabträufelnden Wasser den Durchmesser der untersten Schichten vergrößert. So erhebt sich nach und nach der Pyramidenkegel, bis der Sprudel auf der äußersten Spitze durch seine eigene verhärtete Substanz verstopft wird. Ist dann mit der Vollendung der Kegelbildung der aus den Eingeweiden der Erde kommende Quellsprudel nicht versiegt, so wird er gezwungen, sich eine andere Oeffnung zu suchen, da, wo das Erdreich seinem Ausflusse am wenigsten Widerstand leistet. Der Commandant Levaillant, der die Quellen häufig ganz allein besuchte, bemerkte eines Tages einen Quellensprudel, der soeben seinen Ausfluß erzwang an einer Stelle, wo früher keine Oeffnung gewesen. Das Wasser dieses neuen Sprudels hatte in dem Augenblick seiner Entstehung 80° Réaumur. An allen übrigen Punkten zeigen die Quellen selten viel über 70°; die geringste Wärme ist 71° Réaumur. Gewiß gehören daher diese Thermalbäder des Atlas zu den heißesten Quellen der Erdkugel. Man gewahrt auf einem ziemlichen Umfange zu Hammam-Meskhutin neue Felsen in Bildung. Diejenigen, welche bei den Mundlöchern der Quellen zunächst sich befinden, sind

schneeweiß, noch ziemlich weich und rein aus kohlensaurem Kalk gebildet. Etwas weiter entfernt sieht man Kegel, deren Bildung erst kürzlich vollendet ist. Ihre Farbe ist weißröthlich und der leichte Dampf, der bei einigen noch von der Spitze emporsteigt, beweist, daß der Kanal der Quelle sich erst kürzlich verschlossen hat, und der Sprudel nun um einen neuen Ausweg kämpft. Endlich gibt es in großer Zahl schon längst gebildete Felsen, deren Quelle völlig versiegt und deren graue Substanz fast so hart wie Granit ist.

Nachdem wir das Thal mit seinen seltsamen Felsenpyramiden, seinen Ruinen und rauchenden Schlünden eine Zeitlang angestaunt hatten, begaben wir uns zu der imposantesten Stelle, die an malerischer Schönheit Alles, was ich in Tyrol und der Schweiz gesehen, bei Weitem hinter sich läßt. Es was der große dampfende Wassersturz, der östlich von den Pyramiden, sehr nahe bei Ruinen römischer Bäder liegt und dessen Donnermusik wir schon längst aus einer ziemlichen Entfernung gehört hatten. Ich kann den großen Kalkfelsen Hammam-Meskhutin, der, vom Absatze des Wassers gebildet, mit jedem Tage an Höhe und Umfang zunimmt, mit nichts Bezeichnenderem vergleichen, als mit einem unserer Alpengletscher, welche, von ewigem Schnee starrend, ihre weißen Riesenwände, ihre Eiszacken und überschneiten Spitzen in allen Formen nach den Wolken erheben. Der Kalkgletscher von Hammam-Meskhutin hat völlig die Farbe des frischen Schnee's, nur hier und da zeigt derselbe einen gelbröthlichen Schwefelansatz. Die aus dem Quellabsatz sich bildenden Figuren sind noch viel bizarrer, als die Eisformen der Alpengletscher. Man wähnt, da Pflanzen, Muscheln, Seesterne u. s. w. aus dem Felsen wachsen zu sehen. Mit jedem Tage verwandeln sich diese Figuren wieder durch den frischen Kalkzusatz und gestalten sich zu neuen wunderlichen Gebilden. Ueber diesen Kalkfelsen und seine versteinerten Thiere und Pflanzengruppen stürzt der siedende Wasserfall der großen Quelle zischend, dampfend, donnernd in den Abgrund. Von jedem Felsenzacken prallt der heiße Wasserstrahl zurück, peitscht mit seinem Sprudel dann wieder den tiefern Abhang und fällt so, schwarze Rauchwolken ausspeiend, von Stufe zu Stufe, bis er sich unter dem Felsen mit den übrigen Sprudeln vereinigt, und den heißen Bach Uad-el-Meskhutin bildet, der in einem gut gezeichneten Bette den Lauf nach Süden nimmt.

Hammam-Meskhutin ist gewöhnlich ganz verlassen; es existiren keine Duars in der Nähe, der Araber meidet so viel als möglich den verfluchten Ort, und das Geräusch der Gewässer verscheucht von dort die wilden Thiere. [230.]

---

8. Löwenjagd in Nordafrika.

In der algerischen Sahara ist die Jagd die einzige Beschäftigung der Stammhäupter und Reichen. Wenn die nasse Jahreszeit eintritt, ziehen die dortigen Bewohner nach den, durch den Regen gebildeten kleinen Seen umher; und sobald ihnen an dem einen Ort das Wild ausgeht, ziehen sie nach einem andern. Man erzählt einen Fall, an dem man erkennen kann, zu welchen Extremen die Leidenschaft der Jagd die Araber der afrikanischen Wüste treibt. Ein Häuptling hatte nach einer Gazelle geschossen und sie verfehlt. In der ersten Zornaufwallung schwur er, nicht eher einen Bissen zu genießen, als bis er die Leber dieses Thieres gegessen habe. Noch zweimal kam ihm die Gazelle zum Schuß und wiederum fehlte er beide Male. Nichtsdestoweniger ließ er den übrigen Theil des Tages nicht von ihrer Verfolgung ab. Es kam die Nacht heran und es schwanden ihm die Kräfte; aber seinem Eide getreu, nahm er keine Nahrung zu sich. Seine Leute setzten nun statt seiner die Jagd auf das Thier fort und hielten damit drei Tage an. Endlich war die Gazelle erlegt und ihre Leber ward dem sterbenden Araber gebracht, der ein Stück davon zu den Lippen führte und dann den letzten Seufzer ausstieß.

Eine Jagd, die in der That würdig ist, den menschlichen Scharfsinn anzustacheln, und krie-

gerische Gemüther zu entflammen, ist unstreitig die Löwenjagd, deren Kühnheit um so mehr Anspruch auf Bewunderung hat, da der afrikanische Löwe, über den unzählige Sagen im Umlaufe sind, und dem fast überall ein unbesiegbarer Schrecken unter Menschen und Thieren vorhergeht, allerdings ein furchtbares Thier ist. Mit einem, allen Völkern, die mit mächtigen Naturerscheinungen in Berührung kommen, eigenthümlichen Beobachtungsgeiste haben die Araber an dem Löwen Manches entdeckt oder zu entdecken geglaubt, was freilich zum Theil sehr seltsam klingt, aber immerhin mitgetheilt zu werden verdient.

Bei Tage greift der Löwe den Menschen selten an; und selbst wenn zufällig ein Wanderer an ihm vorbeikommt, so wendet er gewöhnlich den Kopf weg und stellt sich, als sehe er ihn nicht. Nur wenn Jemand, der sich vielleicht in ein Gebüsch retten zu können glaubt, so unvorsichtig ist, plötzlich Ra sona (da ist er!) zu rufen, so stürzt der in seiner Ruhe gestörte Löwe auf ihn los. Bei einbrechender Nacht ändert sich aber die Gemüthsart des Löwen völlig, und es ist dann gefährlich, sich in Gegenden zu begeben, wo er zu hausen pflegt. Er stürzt dann entweder unversehens aus einem Hinterhalte hervor, oder man trifft ihn auf den durch Gehölze führenden Fußpfaden lauernd quer über den Weg liegend. Wenn nun — so erzählen die Araber — der einsame Wanderer unerschrocken und besonnen ist, so geht er, seinen Säbel oder sein Gewehr schwingend, geradenwegs auf den Löwen zu. Er darf jedoch von seiner Waffe durchaus keinen Gebrauch machen, sondern muß sich auf den lauten Ruf beschränken: „O, über dich Dieb, Wegversperrer und Sohn derjenigen, die nie Nein gesagt hat! Glaubst du mich zu erschrecken, dann weißt du wol nicht, daß ich der und der und der Sohn von dem und dem bin? Steh auf und laß mich meinen Weg fortsetzen!" Der Löwe wartet, bis der Mann ihm nahe kommt, steht dann auf und legt sich etwa tausend Schritte weiter nieder. In dieser Weise geht es unter immerwährenden furchtbaren Angstproben fort, und der Reisende muß sie standhaft aushalten. So oft der Löwe den Fußpfad verlassen hat, verschwindet er auf einen Augenblick, kommt dann wieder zum Vorschein und jede seiner Bewegungen ist von einem entsetzlichen Brüllen begleitet. Mit seinem Schweife schlägt er rechts und links zahllose Zweige herunter, brüllt, murrt, grollt und nimmt überhaupt allerhand drohende Stellungen an, mit dem Gegenstande seiner unausgesetzten Aufmerksamkeit, wie die Katze mit der gefangenen Maus, spielend, und ihn dadurch immerwährend zwischen Furcht und Hoffnung schwebend erhaltend. Wenn dann der Wanderer seinen Muth nicht sinken läßt, sondern standhaft bleibt, so verläßt ihn der Löwe endlich und wendet sich anderwärts hin. Wenn aber der Löwe merkt, daß er es mit einem Menschen zu thun hat, auf dessen Antlitz sich der Schrecken malt, dessen Stimme zittert und der keine Drohung laut werden zu lassen wagt, so verdoppelt er, um ihn noch mehr zu erschrecken, die eben beschriebenen Manoeuvre, nähert sich seinem Schlachtopfer, drängt es aus dem Fußpfade, den er jeden Augenblick versperrt und treibt sein Spiel mit ihm so lange, bis es kaum seiner Sinne mehr mächtig ist, worauf er es zerreißt und verschlingt. Dies Alles wird von den Arabern einhellig bestätigt, und es liegt auch eben nichts Unglaubliches darin. Wenigstens ist es Thatsache, daß der Mensch durch Entschlossenheit selbst den wildesten Thieren zu imponiren vermag.

Nach Aussage der Araber fürchten die Räuber von Gewerbe, welche Nachts bis an die Zähne bewaffnet umhergehen, den Löwen nicht im Mindesten, sondern wenn sie mit ihm zusammentreffen, rufen sie ihm zu: „Mit mir darfst du dich nicht befassen. Ich bin ein Räuber wie du, geh deines Weges, oder laß uns, wenn du willst, zusammen rauben." Bisweilen soll der Löwe wirklich den Räubern folgen und einen Streich gegen das Dorf, auf welches sie ihr Augenmerk gerichtet haben, auszuführen versuchen. Auch wird behauptet, daß das gute Einvernehmen zwischen den Löwen und den Räubern sich oft auf eine sehr augenscheinliche Weise kundgebe. Man will gesehen haben, wie Räuber bei ihrer Mahlzeit Löwen wie Haushunde behandelt und ihnen Knochen und andere Abfälle von ihrem Mahl auf eine gewisse Entfernung hin zugeworfen haben. Auch sollen arabische Frauen ihre Unerschrockenheit mit Erfolg gegen den Löwen angewendet, ihn in dem Augenblick, wo er ihnen ein Schaf aus der Heerde fortgeholt, verfolgt und ihn gezwungen haben, seine Beute wieder fahren zu lassen, indem sie ihm unter dem Rufe: „Du Dieb, du Sohn eines Diebes!" Stockschläge gegeben; worauf er sich

schleunigst entfernt habe. Er that dies, sagen die Araber, aus Scham; eine Bemerkung, welche beweist, daß die Stämme der Wüste den Löwen als ein ganz besonderes Thier, als ein Mittelding zwischen Mensch und Thier betrachten, welches kraft seiner außerordentlichen Stärke ihnen als mit einer Art Verstand begabt erscheint. Daß der Löwe ein Schaf leichter als irgend eine andere Beute wieder fahren läßt, erklären sie auf eine Weise, welche diese Ansicht unterstützt. Sie sagen, wenn der Löwe auf eines der größeren Thiere Jagd zu machen beabsichtige, so spreche er bei sich: so Gott will, werde ich ohne Hinderniß das Pferd rauben; oder: so Gott will, werde ich die Kuh rauben und mit Leichtigkeit forttragen. Aber bei dem Schafe, welches er zu tief unter sich halte, unterlasse er aus Uebermuth den Zusatz: so Gott will; und dafür strafe ihn Gott.

Die Löwenjagd ist verschiedenartig. Wenn ein Löwe das Lager eines Stammes beunruhigt, so gibt sich dies durch mannigfache Zeichen kund. Anfangs durch ein Brüllen, von dem die Erde zu erzittern scheint, dann durch Verluste, welche die Viehheerden erleiden, oder andere ähnliche Vorfälle, die sich immerwährend erneuern. Dann fehlt ein Füllen, dann eine Kuh, oder es verschwindet auch wol ein Mensch. Nun herrscht Schrecken in allen Zelten; die Frauen zittern für ihre Kinder und für ihre Habe, und überall werden Klagen laut. Alsbald beschließen die Jäger den Tod des lästigen und gefährlichen Eindringlings. Auf den Märkten wird bekannt gemacht, daß an dem und dem Tage und zu der und der Stunde Reiter und Fußgänger, überhaupt alle Männer, die zur Jagd tauglich sind, sich an einem bestimmten Ort bewaffnet einzufinden haben. Zuvor wird das Dickicht, wo sich der Löwe des Tages aufzuhalten pflegt, ausgekundschaftet, und Alle setzen sich dann in Bewegung, die Jäger zu Fuß voran. Sobald sie sich dem Dickicht, wo der Löwe vermuthet wird, bis auf fünfzig Schritte genähert haben, machen sie Halt, sammeln sich und stellen sich in drei Colonnen hintereinander auf. Die zweite hält sich bereit, um, im Falle Hülfe Noth thut, in die Zwischenräume der ersten einzutreten; und die dicht zusammengedrängte, festgeschlossene und aus trefflichen Schützen bestehende dritte Colonne bildet eine zuverlässige Reserve. Hierauf beginnt ein seltsames Schauspiel. Die erste Colonne fängt an, den Löwen zu necken und selbst einige Kugeln in seinen Schlupfwinkel hineinzusenden, um ihn herauszutreiben. Laut wird ihm zugerufen: „Da steckt er also, der sich für so kühn und verwegen hält! Er mag sich vor dem Menschen nicht zeigen; darum ist er es auch wol nicht; nein, der Löwe ist es nicht, sondern ein feiger Räuber; Gott verdamme ihn!" Der Löwe, der sich bei dieser höhnenden Herausforderung bisweilen blicken läßt, blickt ruhig nach allen Seiten hin, gähnt, streckt sich und scheint gleichgültig gegen Alles, was um ihn her vorgeht. Mittlerweile wird er von einzelnen Kugeln getroffen und nun kommt er voll Kühnheit und Muth und mit majestätischem Anstande aus dem Gebüsche, worin er sich bisher versteckt hielt, hervor. Schweigend blickt man auf ihn hin, der Löwe brüllt, rollt die flammenden Augen, tritt einige Schritte zurück, legt sich nieder, steht wieder auf, und durch die Wucht seines Körpers und das Peitschen mit seinem Schweife krachen und fallen rechts und links von ihm die Baumzweige wie dürre Rohrstäbe. Die erste Colonne gibt nun Feuer auf ihn, er stürzt auf sie los, fällt aber dann gewöhnlich, von den Schüssen der schnell heranrückenden zweiten Colonne getroffen. Uebrigens ist dieser Moment immer kritisch, denn der Löwe gibt den Kampf nicht eher auf, als bis ihm eine Kugel in's Herz oder in's Gehirn gedrungen ist. Es ist nicht selten, daß er noch mit zehn oder zwölf Kugeln im Leibe fortkämpft und von den Fußgängern mehrere schwer verwundet oder tödtet, bevor er hinstürzt.

Die berittenen Jäger sind unthätig bei dem Kampfe, so lange ihr Feind den hügeligen oder unebenen Boden nicht verläßt; aber wenn es, was bisweilen der Fall ist, den Fußgängern gelingt, den Löwen auf eine Hochfläche oder in eine Ebene zu treiben, so kommt an sie die Reihe und es beginnt dann eine neue Kampfweise, die gleichfalls interessant und eigenthümlich ist. Jeder Reiter, je nach seiner Behendigkeit und Kühnheit, setzt sein Pferd in Galopp, schießt auf kurze Distanz nach dem Löwen, wie nach der Scheibe, schwenkt dann rasch um und ladet in weiterer Entfernung sein Gewehr wieder, um den Angriff zu erneuern. Der Löwe, von allen Seiten angegriffen, und jeden Augenblick verwundet, macht überall Front, springt vorwärts, flieht, kehrt wieder und unterliegt erst nach einem hart-

näckigen Kampfe, der aber immer mit seiner eigenen Niederlage endigt; denn gegen arabische Reiter und Pferde wird ihm der Sieg unmöglich. Er kann nur drei fürchterliche Sätze machen; seinen übrigen Bewegungen geht alle Schnellkraft ab, und ein gewöhnliches Pferd entrinnt ihm dann ohne Mühe. Man muß einen solchen Kampf mit angesehen haben, um sich einen gehörigen Begriff davon zu machen. Jeder Reiter stößt seine Verwünschung aus, die Rufe durchkreuzen sich, die Burnus flattern hoch empor, die Gewehre knallen, Alles drängt sich blitzschnell vor und zurück; der Löwe brüllt, die Kugeln pfeifen; kurz es ist ein Lärm zum Betäuben. Unglücksfälle sind übrigens dabei selten; denn das Einzige, was die Reiter zu befürchten haben, ist ein Sturz vom Pferde, der sie in den Bereich der Tatzen des Löwen bringen könnte, oder eine unvorsichtig abgefeuerte Kugel von Freundeshand.

Die an Abenteuern und romantischen Zügen reichste Löwenjagd ist die so eben beschriebene. Aber man jagt den Löwen auch noch auf andere Weise, und das Verfahren dabei ist dann oft leichter und sicherer. So haben die Araber z. B. die Beobachtung gemacht, daß wenn der Löwe aus ihren Heerden Vieh geraubt und gefressen hat, er am folgenden Tage in seinem Schlupfwinkel still liegt und sich kaum zu regen vermag. Wenn nun an einem von ihm beunruhigten Ort das gewöhnliche Brüllen Abends unterbleibt, so schließt man daraus, daß der Löwe sich wieder in einem solchen unbehülflichen Zustande befinde; und ein herzhafter und entschlossener Mann verfolgt dann seine Spur bis zum Dickicht, wo der Löwe gelagert ist, zielt auf ihn und jagt ihm eine Kugel mitten durch die Stirn, wodurch er augenblicklich getödtet wird.

Einige Araber jagen den Löwen auf eine in der That sehr heroische und chevalereske Weise. Muhammed ben Esnussi, ein durchaus glaubwürdiger Mann, verfuhr hierbei folgendermaßen: „Ich bestieg ein gutes Pferd," erzählt Muhammed selbst, durch den Mund Abd-el-Kaders, „und ritt in einer mondhellen Nacht nach dem Walde. Ich war damals ein tüchtiger Schütze, und meine Kugel verfehlte nie ihr Ziel. Mehrmals rief ich mit lauter Stimme: Ataiah! Der Löwe kam hervor, lenkte seine Schritte nach der Richtung, woher der Ruf gekommen war, und ich schoß augenblicklich nach ihm. Oft enthielt ein und dasselbe Dickicht mehrere Löwen, die zu gleicher Zeit sich blicken ließen. Wenn eine dieser Bestien sich mir von hinten nahete, so drehte ich mich im Sattel und schoß über das Kreuz des Pferdes weg, und aus Besorgniß, gefehlt zu haben, sprengte ich im Galopp davon. Wurde ich von vorn angegriffen, so lenkte ich mein Pferd und beobachtete das nämliche Verfahren wie in jenem Fall."

Mit noch größeren Gefahren als die eigentliche Löwenjagd ist das Einfangen der jungen Löwen verknüpft; und dennoch gibt es Leute, die dieses Wagestück unternehmen. Täglich gegen drei oder vier Uhr Nachmittags verlassen der Löwe und die Löwin ihr Lager und streifen in der Ferne umher, ohne Zweifel, um sich gewissermaßen die Gelegenheit zum Beutemachen abzusehen. Man pflegt sie dann wol auf einer Anhöhe zu gewahren, wo sie ihr Augenmerk auf die Lager der Beduinen, den daraus aufsteigenden Rauch und die Vieh-Lagerstätten zu richten scheinen. Sie entfernen sich dann wieder, nachdem sie ein mehrmaliges furchtbares Gebrüll ausgestoßen, was für die Bewohner der Umgegend eben von keiner erfreulichen Vorbedeutung ist. Diese Zeit der Abwesenheit ist es, welche jene Leute benutzen, um sich geschickt nach dem Lager zu schleichen und die Jungen zu rauben, die sie aber wohlweislich sofort knebeln, da ihr Heulen und Schreien augenblicklich die Alten herbeiziehen würde, wo dann die Löwenfänger unausbleiblich verloren wären. Ist aber der Streich geglückt, so muß man in der ganzen Gegend mehr als je auf der Hut sein. Denn Löwen, denen ihre Jungen geraubt worden, sind doppelt furchtbar; mehr als acht Tage hinter einander rennen sie wild und grimmig umher; ihr Brüllen ist dann wahrhaft schauerlich, und in dieser Zeit muß man sich ernstlich hüten, ihnen, wie die Araber sich ausdrücken, Auge gegen Auge in den Weg zu kommen. [225.]

9. Die Insel Teneriffa.

Auf einer kleinen Ebene gelegen, von Gärten umringt und beherrscht von einem Hügel, welcher mit einem Wald von Lorbeeren, Myrthen und Meerkirschenbäumen bekränzt ist, hat Laguna, die Hauptstadt von Teneriffa, wirklich eine der lachendsten Lagen. Man würde sich irren, wenn man nach der Erzählung einiger Reisender glaubte, sie liege an dem Ufer eines See's. Die Regenwasser bilden von Zeit zu Zeit einen ausgedehnten Sumpf; und der Geologe, der überall mehr den vergangenen als den gegenwärtigen Zustand der Natur erblickt, kann keinen Zweifel hegen, daß nicht jene Ebene ein großes ausgetrocknetes Bassin sei. Die Stadt ist von einer großen Anzahl Windmühlen umgeben, welche den Anbau des Getreides in diesen höheren Gegenden verkündigen. Eine Menge Kapellen, welche die Spanier Ermitas nennen, umkränzen die Stadt Laguna. Beschattet von immer grünen Bäumen und auf kleinen Erhöhungen erbaut, verstärken die Kapellen hier wie überall die pittoreske Wirkung der Landschaft. Das Innere der Stadt entspricht nicht ihrem Aeußern. Die Häuser sind von einer festen, aber sehr alten Bauart, und die Straßen erscheinen verödet. Ein Botaniker darf sich über das Alter der Gebäude nicht beklagen. Die Dächer und die Mauern sind mit Sempervivum Canariense und mit jener schönen Trichomanes bedeckt, von welcher alle Reisende gesprochen haben; häufige Nebel ernähren diese Pflanze.

Teneriffa, gleichsam am Eingang der Tropen gelegen, nimmt, obgleich nur um einige Schiffs-Tagreisen von Spanien entfernt, an den Schönheiten theil, welche die Natur in den Aequinoctial-Ländern verschwendet hat. Die Vegetation entwickelt hier schon einige ihrer schönsten und imposantesten Formen, jene der Bananen und Palmen. Der für die Schönheiten der Natur empfängliche Mensch findet auf dieser herrlichen Insel noch mächtigere Hülfsmittel als das Klima. Kein Aufenthalt scheint mir geeigneter, die Schwermuth zu verscheuchen, und einem schmerzhaft ergriffenen Gemüth seinen Frieden wieder zu geben, als der von Teneriffa. Diese Vortheile sind nicht blos die Wirkung der schönen Lage und der Reinheit der Luft; man verdankt sie noch besonders der Abwesenheit der Sclaverei, deren Anblick in beiden Indien und überall so empörend ist, wo die europäischen Colonisten das hingebracht haben, was sie ihre Aufklärung und ihre Industrie nennen.

Die Nachbarschaft des Meeres macht Laguna im Winter gemäßigter, als es nach seiner Erhöhung über die Oberfläche des Oceans sein sollte. Ich war fast erstaunt, zu hören, daß mitten in dieser Stadt in einem Garten Brodfruchtbäume und Zimmtbäume gepflanzt würden. Der Anbau des Kaffeebaums gelang nicht auf gleiche Art. Es ist wahrscheinlich, daß einige lokale Umstände, vielleicht die Beschaffenheit des Bodens und der Winde, welche während des Blühens wehen, die Ursache dieser Erscheinung sind.

Um von der Stadt Laguna an die westliche Küste von Teneriffa zu gelangen, durchwandert man zuerst eine bergige, mit einem schwarzen und thonigen Erdreich bedeckte Gegend, worin man hie und da kleine Krystalle von Augit antrifft. Das Wasser löst diese Krystalle wahrscheinlich von dem benachbarten Felsen los, wie zu Frascati bei Rom.

Wenn man in das Thal von Tacoronte hinabsteigt, kommt man in jenes herrliche Land, von welchem die Reisenden aller Nationen mit so vielem Enthusiasmus gesprochen haben. Ich habe unter der heißen Zone Gegenden gefunden, wo die Natur noch majestätischer und reicher in der Entwickelung organischer Formen ist; aber nachdem ich die Ufer des Orinoco, die Cordilleren von Peru und die schönen Thäler von Mexico durchwandert habe, bekenne ich, nirgends ein mannigfaltigeres, anziehenderes und durch Vertheilung der Massen von Grün und Felsen harmonischeres Gemälde gesehen zu haben.

Die Küste der See ist mit Dattel- und Cocusbäumen geschmückt. Höher aber contrastiren Gruppen von Musa mit Drachenbäumen, deren Stamm man mit Recht dem Körper einer Schlange verglichen hat. Die Abhänge sind mit Reben bepflanzt, welche ihre Ranken an hohen Geländen

ausbreiten. Orangenbäume, mit Blumen beladen, Myrthen und Cypressen umgeben die Kapellen, welche die Frömmigkeit auf einzeln stehenden Hügeln errichtet hat. Ueberall sind die Grundstücke durch Hecken von Agava und Cactus von einander geschieden. Eine unzählige Menge von kryptogamischen Pflanzen, besonders von Farrenkräutern, bedecken die durch kleine Quellen eines klaren Wassers befeuchteten Mauern. Im Winter, während der Vulkan mit Schnee und Eis bedeckt ist, genießt man in dieser Gegend eines beständigen Frühlings. Im Sommer verbreiten die Seewinde am Abend eine sanfte Kühlung. Die Bevölkerung dieser Küste ist sehr bedeutend, und scheint es noch mehr zu sein, weil die Häuser und Gärten von einander entfernt sind, wodurch die Schönheit der Gegend noch vermehrt wird.

Von Tegueste und Tacoronte bis in das Dorf San Juan de la Rambla, durch seinen vortrefflichen Malvasier berühmt, ist die Küste wie ein Garten bebaut. Ich würde sie mit den Gegenden von Capua oder von Valencia vergleichen, wenn der westliche Theil von Teneriffa nicht wegen der Nähe des Pics, der bei jedem Schritt neue Gesichtspunkte darbietet, unendlich schöner wäre.

Der Anblick dieses Berges interessirt nicht blos durch seine interessante Masse; er beschäftigt die Seele lebhaft, indem er sie an die geheimnißvolle Quelle des vulkanischen Feuers zurückführt. Seit Tausenden von Jahren wurde keine Flamme, keine Erhellung auf dem Gipfel des Pics wahrgenommen, und doch beweisen ungeheure Seiten-Ausbrüche, wovon der letzte im Jahr 1798 stattfand, die Thätigkeit des Feuers, welches noch fern ist, zu erlöschen. Es liegt überdies etwas Niederschlagendes in dem Anblick eines Kraters, der in der Mitte eines fruchtbaren und wohlbebauten Landes liegt. Die Geschichte der Erde lehrt uns, daß die Vulkane zerstören, was sie in dem langen Zeitraum von Jahrhunderten hervorgebracht haben. Inseln, welche das unter dem Meer thätige Feuer über die Fluthen emporhob, schmücken sich nach und nach mit einem üppigen und lachenden Grün; aber oft werden diese neuen Länder durch die Gewalt der nämlichen Kräfte zerstört, welche den Grund des Oceans emporgehoben haben. Vielleicht waren manche der kleinen Inseln, die gegenwärtig nichts als einen Haufen von Schlacken und vulkanischer Asche darbieten, ehemals eben so fruchtbar, wie die Abhänge von Tacoronte. Glücklich das Land, wo der Mensch dem Boden nicht mißtrauen darf, den er bewohnt! —

Die Reise auf die Spitze des Vulkans von Teneriffa ist nicht nur wegen der großen Anzahl von Erscheinungen interessant, welche sich unseren wissenschaftlichen Forschungen darbieten; sie ist es noch mehr durch die malerischen Schönheiten, die sich denen darbieten, welche die Majestät der Natur lebhaft empfinden. Es ist ein schwieriges Bestreben, diese Empfindungen zu malen; sie wirken um so stärker auf uns, als sie etwas Unbestimmtes haben, welches durch die Unermeßlichkeit des Raums, wie durch die Größe, Neuheit und Mannigfaltigkeit der Gegenstände, in deren Mitte wir uns versetzt finden, hervorgebracht wird. Wenn ein Reisender die höchsten Gipfel unsers Erdballs, die Katarakten großer Ströme, die gewundenen Thäler der Anden beschreiben soll, so läuft er Gefahr, seine Leser durch den einförmigen Ausdruck seiner Bewunderung zu ermüden. Es scheint mir angemessener, den besondern Charakter anzugeben, der die Zonen unterscheidet. Man unterrichtet um so mehr über die Physiognomie einer Landschaft, je mehr man sich bemüht, die individuellen Züge zu zeichnen, sie untereinander zu vergleichen, und durch diese Art von Analyse die Quellen der Genüsse zu entdecken, welche uns das große Gemälde der Natur darbietet.

Die Erfahrung hat die Reisenden belehrt, daß die Spitzen sehr hoher Berge selten eine so schöne Aussicht, so mannigfaltige malerische Wirkungen darbieten, als die Bergspitzen, deren Höhe die des Vesuvs, des Rigi und des Puy-de Dôme nicht übersteigt. Kolossale Berge, wie der Chimborazo, der Antisana, oder der Monte-Rosa haben eine so bedeutende Masse, daß die Ebenen, welche mit einer reichen Vegetation bedeckt sind, nur in einer großen Entfernung gesehen werden, und daß ein bläulicher Duft gleichförmig über die Landschaft verbreitet ist. Der Pic von Teneriffa vereinigt durch seine schlanke Gestalt und durch seine Lage die Vortheile, welche weniger hohe Bergspitzen haben, mit denen, welche aus einer sehr großen Höhe entspringen. Nicht nur entdeckt man an seinem Gipfel einen ungeheueren Horizont von Meer, der sich über die höchsten Berge der benachbarten Inseln erhebt, sondern man sieht auch die

Wälder von Teneriffa und den bewohnten Theil der Küsten in derjenigen Nähe, welche geeignet ist, die schönsten Contraste von Form und von Farbe hervorzubringen. Man könnte sagen, der Vulkan erdrücke mit seiner Masse die kleine Insel, welche ihm zur Grundlage dient; er schwingt sich auf dem Schooß der Gewässer zu einer Höhe, die dreimal größer ist, als die, in welcher im Sommer die Wolken schweben. Wenn sein Krater, welcher seit Jahrhunderten halb erloschen ist, Feuerbüschel ausströmte, wie der von Stromboli auf den äolischen Inseln, so würde der Pic von Teneriffa, einem Leuchtthurm ähnlich, dem Schiffahrer in einem Umfang von mehr als 260 Meilen zur Richtung dienen.

Als wir auf dem äußeren Rand des Kraters saßen, richteten wir unsern Blick nach Nordwest, wo die Küsten mit Dörfern und Weilern geziert sind. Zu unsern Füßen gaben Haufen von Dünsten, die beständig von den Winden getrieben wurden, das mannigfaltigste Schauspiel. Eine gleichförmige Schichte von Wolken, die uns von den niedern Gegenden der Insel trennte, war an mehreren Stellen durch kleine Luftströme durchbrochen worden, welche die von der Sonne erhitzte Erde uns zuschickte. Der Hafen von Orotava, die darin vor Anker liegenden Schiffe, die Gärten und Weinberge, mit denen die Stadt umringt ist, wurden durch eine Oeffnung sichtbar, welche mit jedem Augenblick größer zu werden schien. Von der Höhe dieser einsamen Gegend berührten unsere Blicke eine bewohnte Welt: wir genossen den auffallenden Contrast, den die entblößten Seiten des Pics, seine steilen, mit Schlacken bedeckten Abhänge, seine aller Vegetation beraubten Gegenden machen; wir sahen die Pflanzen nach Zonen geordnet, je nachdem die Wärme der Atmosphäre mit der Höhe der Lage abnimmt. Unter dem Piton fangen Lichenen an, die verschlackten und auf der Oberfläche glänzenden Laven zu bedecken; eine Veilchenart (viola miranthifolia) erhebt sich auf dem Abhang des Vulkans bis auf 1740 Toisen Höhe; sie steigt nicht nur höher als die andern krautartigen Pflanzen, sondern auch als die Gräser, welche auf den Alpen und auf dem Rücken der Cordilleren unmittelbar die kryptogamischen Pflanzen berühren. Büschel von Retama mit Blumen beladen, zieren die kleinen Thäler, welche die Bergströme gegraben haben, wenn sie in ihrem Abfluß gehemmt und die Wirkungen der Seiten-Ausbrüche verschlossen sind; unter der Retama kommt die Region der Farrenkräuter, begrenzt durch die der baumartigen Haiden; Wälder von Lorbeeren, von Rhamnus und von Erdbeerbäumen trennen die Haiden von den mit Reben und Fruchtbäumen bepflanzten Abhängen. Ein reicher Teppich von Grün erstreckt sich von der Ebene der Pfriemen und von der Zone der Alpenpflanzen bis zu den Gruppen von Datteln und Musa, deren Fuß der Ocean zu bespülen scheint.

Die scheinbare Nähe, in welcher man von dem Gipfel des Pic die Dörfer, die Weinberge und die Gärten der Küste sieht, wird durch die außerordentliche Durchsichtigkeit der Atmosphäre vermehrt. Trotz der großen Entfernung unterschieden wir nicht nur die Häuser, das Segelwerk der Schiffe und die Stämme der Bäume, wir sahen auch in sehr lebhaften Farben die reiche Vegetation der Ebenen prangen. Diese Erscheinungen sind nicht blos die Folge der Höhe der Gegend; sie beweisen besondere Modifikationen der Luft in den warmen Klimaten. In allen Zonen erscheint ein Gegenstand, welcher sich an der Oberfläche des Meeres befindet, und sein Licht in horizontaler Richtung ausstrahlt, weniger hell, als wenn man ihn von der Spitze eines Berges sieht, wo die Dünste durch Luftschichten von abnehmender Dichtigkeit ankommen. Eben so auffallende Unterschiede werden durch den Einfluß der Klimate hervorgebracht; die Oberfläche eines See's oder eines breiten Flusses glänzt weniger, wenn man sie bei gleicher Entfernung von dem Gipfel der hohen Schweizer-Alpen, als wenn man sie von dem hohen Gipfel der Cordilleren von Peru oder von Mexiko sieht. Je reiner und heiterer die Luft ist, desto vollkommener ist die Auflösung der Dünste und desto weniger wird das Licht bei seinem Durchgange geschwächt. Wenn man von der Seite der Südsee auf der Gebirgs-Platte von Quito oder von Antisana ankommt, so ist man die ersten Tage über die Nähe betreten, in welcher man auf sieben und acht Meilen entfernte Gegenstände zu sehen glaubt. Der Pic von Teyde hat nicht den Vortheil, unter den Tropen gelegen zu sein, aber die Trockenheit der Luftsäulen, welche sich beständig über die benachbarten Ebenen Afrika's erheben, und welche die Ostwinde mit Geschwindigkeit herbeiführen, gibt der Atmosphäre der canarischen Inseln eine Durchsichtigkeit, die nicht nur die Luft von Neapel und Sicilien,

sondern vielleicht selbst die Reinheit des Himmels von Quito und Peru übertrifft. Diese Durchsichtigkeit kann als eine der Hauptursachen der Schönheit des Landes unter der heißen Zone betrachtet werden; sie hebt den Glanz der Farben der Pflanzen, und trägt zu der magischen Wirkung ihrer Harmonie und Contraste bei. Wenn eine große Masse von Licht, welche um die Gegenstände schwebt, während einem Theil des Tages die äußern Sinne ermüdet, so wird der Bewohner mittäglicher Klimate durch moralische Genüsse entschädigt. Eine helle Klarheit in den Begriffen, eine innere Heiterkeit entspricht der Durchsichtigkeit der umgebenden Luft. Man empfindet diese Eindrücke, ohne daß es nöthig ist, die Grenzen Europa's zu verlassen; ich berufe mich auf die Reisenden, welche die durch die Wunder der Einbildungskraft und Künste berühmten Länder, die glücklichen Klimate von Griechenland und Italien, besucht haben.

Bei unserer Rückkehr von der Wanderung auf die Höhen des Vulkans begegneten wir in der Nähe der Stadt Orotava großen Zügen von Canarienvögeln. Sie waren ziemlich gleichförmig grün; einige hatten auf dem Rücken eine gelbliche Färbung; ihr Gesang war der nämliche, wie jener der zahmen Canarienvögel; man beobachtet indessen, daß diejenigen, welche auf der Insel Gran-Canaria und auf der kleinen Insel Monte-Clara gefangen wurden, die stärkste und zugleich am meisten harmonische Stimme haben.

Beim Eintritt der Nacht bot uns der Abhang des Vulkans auf einmal einen außerordentlichen Anblick dar. Die Hirten, einem Gebrauch getreu, den ohne Zweifel die Spanier eingeführt hatten, ungeachtet er sich von dem höchsten Alterthum herschreibt, hatten die Feuer des heiligen Johannisfestes angezündet. Diese zerstreuten Massen von Licht, diese Säulen von Rauch, durch die Wirbelwinde gejagt, contrastirten mit dem düstern Grün der Wälder, welche die Seiten des Pics bedecken. Freudengeschrei ließ sich von ferne hören, und schien allein das Stillschweigen der Natur an diesen einsamen Orten zu unterbrechen. [100.]



III. Mittel- und Südafrika.

1. Die Erforschung Centralafrika's.

Die Lösung eines der größten Probleme der Erdkunde, die Erforschung des räthselhaften Innern von Afrika scheint, wenn nicht Alles trügt, unserer Zeit vorbehalten zu sein. Insbesondere dringen in der neuesten Zeit von allen Richtungen kühne deutsche Reisende in diese bisherige terra incognita ein, um das Centralland Afrika's zu enthüllen und das undurchdringliche Dunkel der Aequatorialgegenden zu lüften. Mungo Park und der deutsche Hornemann waren die ersten kühnen Eindringlinge, die Entdecker des Nigerstromes und der Handes-Oase Fezzan. Hornemann aus Hildesheim zog 1798 von Unter-Egypten nach Fezzan, brach 1809 von Murzuk nach Sudan auf, und wurde ein Opfer seiner Wißbegierde. Er soll den Niger erreicht und 1805 getödtet worden sein. Der schottische Arzt Mungo Park segelte, kaum 24 Jahre alt, nach dem Gambia, erlernte dort in 5 Monaten die Mondingosprache, besuchte alsdann das Königreich Bambarra und erreichte den Fluß Dscholiba, den er für den Niger hielt. Timbuktu zu erreichen, ward er durch Nachforschungen boshafter Mauren verhindert. Er trat daher seine Rückreise an und traf 1797 wieder in London ein. Auf einer zweiten Reise 1806 kam Mungo Park weit über Timbuktu hinaus, wurde aber von Eingebornen angefallen und ermordet. Dagegen wurde das Unternehmen dreier Engländer, Oudney, Clapperton und Denham, die 1822 von Murzuk gerade südwärts zogen, mit großem Erfolg gekrönt; nicht daß sie Timbuktu gefunden und weitern Lauf des Dscholiba erkundigt hätten, — was sie entdeckten, war fast noch wichtiger. Die eigentliche Mitte Nordafrika's ward von ihnen eröffnet, der See Tsad, die fruchtbaren Länder west- und südwärts, nämlich das Reich Bornu; ferner das gebirgige Land Mandara bis zum 9. Grad der Breite; ferner westlich von Bornu das Reich der Fellatah's oder Haussa mit den Hauptstädten Katagun, Kano und Sackatu; letztere 110 Meilen westlich vom See Tsad und Residenz eines edeln wißbegierigen Sultans bei dem die Reisenden — leider war Oudney unterwegs gestorben — die erwünschteste Aufnahme fanden. Das Alles, eine bisher unbekannte Welt von

Negerstaaten, hatte man kennen gelernt und zugleich gefunden, daß der Dscholiba nicht weiter nach Osten strömen könne, sondern seinen Lauf südwärts nehmen müsse. Zu Ende 1824 verließen Clapperton und Denham das ihnen werth gewordene Sackatu und machten sich auf den schwierigen Heimweg, wo es ihnen wie auf der ganzen Reise nicht an Ungemach und Gefahren fehlte; ihren Reisebericht aber durchweht das erheiternde Gefühl, ihren Zweck glücklich erreicht zu haben und werthvoll Neues verkünden zu können. Man muß sie im Geist 68 Tage lang, auf dem Wüstenwege von Murzuk gegen Süden, begleitet haben, um ihr Entzücken beim Anblick der Mimosenbüsche des grünen Sudans, der glockenförmigen Negerhäuser aus Durrahstroh, der heerdenweise streifenden Antilopen, der Menge von Turteltauben und Perlhühner und der unbegrenzten Wasserfläche des Tsadsee's, mit ihnen zu theilen. Weit herrlichere Gegenden, die sie im Verlauf ihrer Reise sahen, vermochten jenes Entzücken nicht zu erneuern. — Unmittelbar an diese Unternehmung schlossen sich zwei neue, welche die Erforschung des ferneren Laufs des Dscholiba zum Zweck hatten. Die Unternehmer waren Laing und Clapperton. Dieser, der auf der vorigen Reise verhindert gewesen, von Sackuta weiter westlich vorzudringen, beschloß diesmal, aus dem Guineagolf auf weit kürzerem Wege den Dscholiba, der ja nach Süden fließen mußte, aufzusuchen. Zugleich schlug der schon durch Forschungen in Senegambien geprüfte junge Major Laing von Tripoli über Gadames und Agably den graden Weg nach Timbuktu ein. Im Juli 1825 reiste er ab, den 18. August 1826 kam er glücklich an, schrieb auch den 21. September mit einer abgehenden Karavane an seine Freunde, fand aber bald darauf, als er gezwungen war, seine Entdeckungsreise abzubrechen und den Rückmarsch nach Marokko anzutreten, seinen Tod unter den Mörderhänden fanatischer Muselmänner; vergeblich hatten sie ihn aufgefordert, den Koran zu bekennen, er zog den Tod vor.

Unterdeß hatte auch der unermüdliche Clapperton seine Forschungen fortgesetzt, aber gleichfalls mit dem Leben bezahlt. Von Badagry war er in's Land Jarriba gekommen, dann an den Strom Quorra, der kein anderer als der Joliba (Dscholiba) sein konnte, und zuletzt nach Sackatu, wo hn sein Gönner, der Sultan Bello, wohlwollend empfing. Sein Ziel sollte Bornu sein, allein der Tod übereilte ihn den 13. April 1827. Auf seine Gesundheit trotzend, hatte er auf bloßer Erde übernachtet, was in dem dortigen Klima, wo kühle, ja kalte Nächte auf glühende Tage folgen, höchst gefährlich ist. Die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reise sollten indeß nicht verloren sein. Sein treuer, sehr anstelliger Diener Richard Lander, ein gelernter Buchdrucker, kam nach manchen Abenteuern und neuen Entdeckungen mit den Papieren seines Herrn glücklich zurück, und wurde alsbald in England unterstützt, um eine neue Reise und zwar zur weiteren Erkundigung des Quorralaufs zu unternehmen. Im Januar 1830 fuhren die Brüder Richard und John Lander von London ab und nahmen ihren Weg, wie Clapperton, von Badagry zum Quorra und zwar nach der Stadt Katunga, von wo sie bis Bussa gelangten und über Mungo Park's Tod genaue Nachricht erhielten. Am Quorra weiter aufwärts zu ziehen, war zu bedenklich. Ihn abwärts zu fahren ward ihnen gleichfalls als gefährlich, nicht des Stroms, sondern der feindseligen Anwohner wegen, abgerathen. Sie entschlossen sich aber dennoch dazu, fuhren den mächtigen, oft von Felsen eingezwängten Strom hinab, lernten die Stadt Funda kennen, und kamen nach vielen Hindernissen, beraubt, sogar gefangen und wieder befreit, endlich über Benin nach der Küste und nach der Insel Fernando Po. Zu wichtig für die Handelswelt war das Resultat dieser Reise, weshalb 1833 zu näherer Erforschung des Delta's und seines Hauptarmes zwei Dampfschiffe gesandt wurden, die ein großes Stück Weg hinauf und selbst einen Nebenstrom, den Tschadda, befuhren und die Gewißheit mitbrachten, daß der Nun östlich des Caps Formosa der Hauptarm des Quorra und daß die Beschiffung leicht, aber auch das Klima in dem feucht heißen Niederlande des Stromes für Europäer mörderisch sei; Richard Lander, der die Expedition mitgemacht, ward selbst ein Opfer, er starb auf Fernando Po. — Eine zweite Expedition, die vier Jahre später in 3 Dampfern abfuhr, hatte keinen größern Erfolg; die Mannschaft erlitt so großen Verlust, daß die Engländer, sonst nicht gewohnt, sich durch Hindernisse abschrecken zu lassen, einstweilen die Beschiffung des Niger aufgaben und sich wieder darauf beschränkten, zu neuen Landreisen zu ermuntern. Diese wurden denn auch in neuester

Zeit, namentlich durch deutsche Forscher, unternommen. Die englische Regierung sendete im Jahre 1849 einen politischen Agenten, James Richardson, nach dem Innern von Afrika ab, um feste Handelsverträge mit den Hauptreichen des Sudan abzuschließen. Zwei Deutsche, Heinrich Barth und Adolf Overweg, wurden gewonnen, sich dieser Expedition zum Zwecke wissenschaftlicher Forschungen anzuschließen. Allein schon am 4. März 1851 starb, fern der heimathlichen Erde, James Richardson und am 27. September 1852 in Kuka Overweg. Nun stand Dr. Barth allein, aber ungebrochen an Muth und Körperkraft. Die anfangs verfolgte Idee, vom Tsadsee nach dem Nil zu gehen oder einen südöstlichen Weg gegen das indische Meer aufzusuchen, um vielleicht an der Küste von Zangibar oder Mozambique wieder aufzutauchen, wurde aufgegeben. Dr. Barth, nachdem er den Sudan in verschiedenen Richtungen durchstreift, auch die Hauptstadt von Baghirmi, südöstlich vom Tsadsee, besucht, reiste vom Tsadsee gegen Süden, setzte den 18. Junius 1851 über den Fluß Benue etwa unter 14° L. v. Gr. und kam bald darauf nach Yola, der Hauptstadt des Königreichs Adamava, von welchem Orte der Benue neun Tagereisen in südlicher Richtung entspringen soll. Derselbe ermittelte mit ziemlicher Gewißheit den Fluß Benue als den Oberlauf des Tschadda, welcher letztere sich bekanntlich mit dem Niger vereinigt und mit ihm in die Bai von Benue fällt. Diese geographische Entdeckung ist sehr wichtig, weil sich die Nichteristenz einer von Osten nach Westen streichenden Kette ergeben und die Verbindung mit dem inneren Lande durch den Niger und Tschadda sich so höchst wahrscheinlich herausgestellt hat, daß in England die Tschadda-Expedition ausgerüstet wird; nachdem die alte Niger-Expedition unter M. Gregor Laird schon den Tschadda bis 8° östlich L. v. Gr. ostwärts hinaufgefahren ist. Ende November 1852 reiste Dr. Barth von Kuka am Tsadsee nach Timbuktu, wo er am 7. September 1853 seinen Einzug hielt. Von hier begab er sich nach längerem Aufenthalte, reich mit Schätzen der Wissenschaft beladen, nach Europa zurück, wo er am 8. September 1855 glücklich (zu Marseille) anlangte. Er ist nunmehr damit beschäftigt, sein großes Werk über Centralafrika der Oeffentlichkeit zu übergeben, während ein jüngerer deutscher Forscher, Vogel aus Leipzig, noch in Afrika weilt und die Erforschungen jener Gegenden fortsetzt.*) Während in solcher Weise das innerste Afrika vorzüglich durch Deutsche erforscht wird, waren und sind es auch Deutsche, durch welche die geheimnißvollen Quellenländer des Nils aufgeschlossen werden. Die Namen Burkhardt, Rüppel, Hemprich, Ehrenberg, Russegger, Lepsius, Isenberg, Krapf, Brehm u. A. sind wohlbekannt. Auch die Reisen von Dr. Knoblecher, Heuglin und Dr. Reiz müssen hier erwähnt werden. Der päpstliche Generalvikar Dr. Knoblecher fuhr im Jahre 1850 den Bahr el Adiad bis 2° 9′ n. Br. hinauf und Dr. Reiz, zuletzt österreichischer Consul in Chartum, ist leider als ein Opfer seiner Wißbegierde gestorben. [254. 187. 161. 257.]

*) Dr. Barth ist durch seine Reise in Afrika für diesen Welttheil das geworden, was A. v. Humboldt für Amerika. Niemand war auch befähigter zu einer solchen Unternehmung. Geboren zu Hamburg am 18. April 1821, gründlich gebildet daselbst und später zu Berlin, hatte er schon während seiner Studien eine wissenschaftliche Reise nach Italien unternommen, darauf seine Studien eifriger fortgesetzt und im Jahre 1845 seine zweite Wanderung durch die Küstenländer Nordafrika's angetreten. Leider verlor er bei einem Ueberfalle von Räubern seine ganze Habe, namentlich seine Tagebücher und Skizzen, so daß er jene Wanderungen aus dem Gedächtnisse beschreiben mußte. Barth hatte die Kosten dieser Reisen, an 14,000 Thalern, aus eigenen Mitteln getragen. Reich an Erfahrungen, ausgerüstet mit Geschichts- und Sprachkenntnissen, nahm er an der Expedition Richardsons theil. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß diese Expedition namentlich auch durch Mittel der Berliner Gesellschaft für Erdkunde gefördert worden, während die Unterstützung von Seite der englischen Regierung keineswegs glänzend war.

2. Der Sclavenhandel in Afrika.

Für den Sclavenhandel war das Nigerland zu jeder Zeit der große Stapelplatz, von wo aus die Waare nach allen Weltgegenden hin versandt wurde und fortwährend versandt wird, zum großen Nachtheil aller Verhältnisse, indem der Sclavenhandel nicht allein durch den Verlust an Menschen direct schadet, sondern vorzüglich zur Demoralisation, Unsicherheit der geselligen Zustände, zu ewigen Kriegen und selbst zur Verödung ganzer Landstriche geführt hat, Uebelstände, denen schwerlich, trotz aller Versuche europäischerseits, diesen Handel durch Verhinderung der Sclavenausfuhr zu unterdrücken, je ein Ende gemacht werden dürfte, da das Verhältniß der Sclaverei so sehr in alle Begriffe der Bevölkerung gedrungen ist und sich so mit deren Zuständen verknüpft hat, daß auch ohne die Ausfuhr von Sclaven zur See das Sclavenwesen und der Sclavenfang im Innern stets verbleiben wird. In vielen Theilen des Innern ist die Zahl der Sclaven die der Freien bedeutend überwiegend, wie z. B. in Haússa zu Kano, wo sogar 30 Sclaven auf einen freien Mann kommen. Die unzähligen Thatsachen über den Stand dieses Handels und die Behandlung der Sclaven auf den Sclavenschiffen zeigen, daß trotz aller Maßregeln, besonders Seiten Englands, sich die Sclavenausfuhr im Ganzen nicht vermindert hat, vielmehr, daß sie seit dem Jahre 1815 riesenmäßig gewachsen ist, und daß das Loos der Eingeschifften während der Seefahrt sich so verschlimmert hat, daß in der neuesten Zeit gewöhnlich nur ein Drittel derselben seinen Bestimmungsort in Amerika erreicht. Hat auch durch die preiswürdige Thätigkeit der britischen Marine der Sclavenhandel an manchen Küsten des Continents fast gänzlich aufgehört, so ist er dagegen an anderen gestiegen. Die Schwierigkeit der Bewachung der Küsten, besonders da, wo zahllose Einschnitte des Küstenrandes und das Klima Hindernisse in den Weg setzen, ist in Verbindung mit der Ausdehnung der zu bewachenden Küsten so groß, daß in neuerer Zeit einer der menschenfreundlichsten britischen Staatsminister, Lord John Russel, im Parlament zu dem Ausspruche gezwungen wurde: Die ganze britische Marine würde nicht genügen, die beabsichtigten Parlamentsmaßregeln vollständig durchzuführen und dem Sclavenexport ein Ende zu machen. Seit den in Europa dagegen ergriffenen Maßregeln haben nur Briten, Franzosen, Dänen und Schweden sich von diesem Handel zurückgezogen; wogegen Spanier und Portugiesen ihn ungeachtet aller von ihren Staatsregierungen abgeschlossenen Verträge um so lebendiger fortwährend betreiben und leider selbst die freien Nordamerikaner sich nicht scheuen, Schiffe, Mannschaften und Capitalien trotz aller entgegenstehenden Gesetze ihres Landes zu diesem Handel bereitwillig herzugeben, indem die Amerikanische Regierung fremden Kreuzern nicht das Recht zugesteht, Schiffe aus den Ver. Staaten zu untersuchen und sie selbst keine Beobachtungsschiffe aufstellt, so daß die amerikanischen Schiffe ohne Gefahr den Sclavenhandel betreiben. Die staunenswerthe Entwickelung der Agricultur in Cuba und Puertorico, wo schon um das Jahr 1840 alljährig 100,000 Sclaven eingehandelt wurden, die immer wachsende in Brasilien, der ansehnliche Vortheil, den die Gouverneure der beiden Inseln (der von Cuba jedes Jahr 50—60000 Pfund Sterling), und die portugiesischen Statthalter Angola's und Mozambique's von dem Sclavenhandel ziehen, nicht minder der große Gewinn, den die Einfuhr von Sclaven nach Amerika fortwährend abwirft, erklärt genügend, daß der Sclavenhandel auf der Westseite des Continents neuerlichst fortwährend im Wachsen begriffen war, und daß alle Maßregeln dagegen ihren Zweck nur sehr unvollkommen erreichten, ja daß noch in den letzten Jahren große Landstriche, wie Theile von Dahome und Yarriba in Guinea, entvölkert wurden, um dem gesteigerten Bedürfniß an Sclaven zu genügen, endlich, daß selbst die in der Absicht, dem Sclavenhandel Grenzen zu setzen und der einheimischen Bevölkerung andere Erwerbszweige zu eröffnen, gegründeten Colonien freier Neger, namentlich Liberia und Sierra Leona, dem Vorwurfe nicht entgangen sind, daß ihre Bewohner mehr oder weniger Antheil an dem Sclavenhandel

nehmen. Cuba's und Puertorico's steigende Bedeutung führte erst in neuerer Zeit auch den Antheil der Spanier am westafrikanischen Sclavenhandel herbei, nachdem früher die spanische Flagge auf keinem Schiffe an diesen Küsten gesehen worden war. — Maßregeln gegen den Sclavenhandel in Europa waren schon im vorigen Jahrhundert ergriffen worden. Entscheidend war jedoch erst der Parlamentsbeschluß vom 1. August 1834, wodurch die Sclaverei am 1. Januar 1840 in allen britischen Besitzungen aufhörte, 800,000 Sclaven ihre völlige Freiheit erhielten und deren bisherigen Eigenthümern eine Entschädigung von 20,000,000 Pfd. Sterl. zuerkannt wurde. In den französischen außereuropäischen Besitzungen wurden die Sclaven erst in Folge der Revolution 1848 für frei erklärt. Im Nord-Osten Afrika's ist indessen ein neuer Schauplatz des Sclavenhandels entstanden, indem seit Besitznahme Kordofans durch die Aegypter die Sclavenjagden auf die heidnischen Nubastämme im Süden eine der reichsten Revenüen des Pascha von Aegypten bilden. Auch aus Abessinien dauert er ungehindert fort. So bedeutend war überhaupt die Sclavenausfuhr in neuerer Zeit auf der Westseite des Continents, daß, während vor dem Jahre 1789 durchschnittlich nur 74,000 Sclaven jährlich nach dem Auslande gebracht wurden (die Ausfuhr im Norden und Osten war damals ziemlich gering), sich jetzt die Zahl auf 200,000 Köpfe schätzen läßt, wozu etwa 50,000 treten, welche durch die muhammedanischen Händler im Osten auf den auswärtigen Markt kommen. Da die Sclaven wie Güter von Waaren verladen werden, und auf den spanischen und portugiesischen Schiffen öfters 4 auf ein Ton kommen, während, nach älteren, spanischen, portugiesischen und brasilianischen Reglements nur 5 Köpfe auf 3 Ton eingeschifft werden sollen, so ist der Verlust der Händler durch die Sterblichkeit bei der Ueberfahrt, wo die Sclaven ungemein schlecht genährt werden, der frischen Luft entbehren, und fast nie die Hülfe eines Arztes haben, natürlich sehr groß. Schon im Jahre 1822 rechnete man nach Angaben des Herzogs von Broglie in der französischen Pairskammer, daß im Allgemeinen nur $^1/_3$, ja zuweilen nur $^1/_4$ der eingefangenen Sclaven seinen Bestimmungsort in Amerika erreicht; 10 % gehen allein auf der Ueberfahrt verloren, auf 40 % läßt sich meist der Verlust bei der Ergreifung der Sclaven rechnen, endlich auf weitere 9 % während der Acclimatisirungsepoche in Amerika, so daß von je 1000 Negern von dem Augenblick der Ergreifung an innerhalb Jahresfrist gewöhnlich nur 400 am Leben sind. Dies Verhältniß hat sich selbst in neuester Zeit nicht gebessert. Dennoch ist der Gewinn bei dem Handel ungeheuer, da ein und dasselbe Schiff die Hin- und Rückreise zwischen Amerika und der Westküste des Continents in einem Sommer bis 5 Mal machen kann, und es erachtet der Händler bei der außerordentlichen Differenz der Sclavenpreise in beiden Continenten sein Geschäft immer noch für ein gutes, wenn auch nur jedes dritte Schiff in Amerika anlangt. An der Beninküste war der durchschnittliche Preis eines guten Sclaven um das Jahr 1840 nur $2^1/_2$ bis 4 Pfd. Sterling; der Verkaufspreis bei der Landung in Amerika aber 50 Pfund. In neuerer Zeit ist der Preis der Sclaven in Amerika noch bedeutend gestiegen; im Jahre 1846 allein um 15 — 20 %, da auch die Zuckerpreise und der Werth des Grundeigenthums in Cuba um eben so viel in die Höhe gingen.

Rechnet man auch nur 200,000 Sclaven, welche immer noch jedes Jahr aus dem Continent und besonders aus dessen Innern exportirt werden, so erfordert diese Summe als etwa $^3/_{10}$ des ganzen, zu ihrer Beschaffung nöthigen Menschencapitals, einen jährlichen Verlust des Continents von nicht weniger als 700,000 Individuen meist des rüstigsten Alters. [74.]

---

3. Leben und Sitten der Neger Westafrika's (insbesonders Ashante und Dahome).

Es hat Leute gegeben, welche beweisen wollten, daß die Neger blos civilisirte Affen seien; aber schon der bloße Anblick eines Negers muß uns eines Besseren belehren. Sie sind gewöhnlich von mittlerer Statur und wohlgebaut; die Muskeln und Sehnen stark, treten jedoch nicht auffallend hervor, so daß sie ein kräftiges, blühendes mit einem angenehmen Aeußeren vereinigen. Auch die anderen unschönen Merkmale, welche man den Negern einiger Stämme allgemein beigelegt hat, nämlich die aufgeworfenen Lippen und die platte Nase, sind bei ihnen nicht so ausgebildet, daß sie einen unangenehmen Eindruck hervorrufen könnten, im Gegentheil, man fühlt sich durch die blitzenden, scharfen Augen, die wohlgeordneten, reinen und weißen Zähne, die starken Brauen und die kleinen Ohren versucht, ihr ovales Gesicht hübsch zu finden. Ihre Gliedmaßen sind sehr ausgebildet, die Schultern breit und stark; die Arme lang mit großen Händen, deren lange Finger durch schöne, lange, etwas gebogene Nägel geschmückt sind; ebenso lang und stark sind die Beine und Füße, so daß man schon aus der ganzen äußeren Erscheinung auf ihre ziemlich bedeutende Kraft schließen kann. Bei der Geburt ist die Farbe der Negerkinder fast nicht von der Europäischer Kinder zu unterscheiden, aber sie dunkelt bald, besonders auch durch die barbarische Sitte, die Kinder mit Palmöl einzureiben und sie dann den Strahlen der Sonne auf Steinen auszusetzen, wodurch natürlich bald eine dunklere Farbe erzielt wird. Um das dreißigste Jahr hat die Dunkelheit den höchsten Grad erreicht, im höheren Alter schwindet sie allmälig wieder, und bei Negern von 70 — 80 Jahren ist die Haut blaß, gelblich, welk und schlaff geworden. Noch muß dabei bemerkt werden, daß weder die innere Seite der Hand, noch die Fußsohle sich analog mit dem übrigen Körper färben, sie bleiben vielmehr immer weißlich. Die **Kleidung** der Neger, sowol der Männer als auch der Frauen, ist höchst einfach; sie besteht nur aus einigen Ellen Zeug, welches sie um den Leib binden; bei den Frauen ist es lang und hängt bis auf die Zehen herab, während es bei den Männern gewöhnlich nur bis zu den Knieen reicht; ein zweites Stück, welches aber nur die Frauen tragen, wird um die Brust gelegt, — und ihr ganzer Anzug ist fertig; denn eine Kopfbedeckung fehlt ihnen eigentlich ganz; nur aus Nachahmungssucht und Eitelkeit suchen sie sich Europäische Hüte zu verschaffen oder flechten sich in deren Ermangelung solche von Palmen-, Schilf- oder Ananasblättern.

Diese Tracht ist bei Armen und Reichen ganz gleich, nur der Stoff, aus welchem sie verfertigt wird, wechselt. Das gewöhnliche Zeug ist ein buntes, dünnes Stück Baumwolle, welches durch sich wiederholende Streifen in einzelne, etwa eine Elle große Theile abgetheilt wird. Diese einzelnen Theile heißen Rumahls und werden in diesem Lande, wo der Handel sich noch kaum über den Tauschhandel erhoben hat, oft als Geld benutzt, indem 15 solcher Rumahls einen Dollar gelten. Die Reichen dagegen tragen Sammet und Seide. Noch eine Eigenthümlichkeit ist hier zu erwähnen, nämlich die Sucht, sich Europäische Kleidung zu verschaffen; denn die Neger halten bei Weitem strenger, als wir, an dem alten Sprichwort: „Kleider machen Leute," — fest, und so avancirt ein Neger, wenn er Europäische Kleidung trägt, sogleich zum Europäer, mag er übrigens so schwarz wie Kohle sein. Aber auch hier gibt es noch Rangverschiedenheiten: ein Neger, welcher ein einziges Europäisches Kleidungsstück z. B. eine Weste und eine Mütze trägt, passirt schon für einen Mulatten; um aber ein vollständiger Weißer zu sein, muß der Anzug vollständig Europäisch und die Kopfbedeckung ein Hut sein. So einfach also, wie oben erwähnt, die Kleidung selbst ist, so wenig dieselbe Gelegenheit gibt, den Hang zum Luxus und zur Eitelkeit zu befriedigen, um so verschiedenartiger, reicher, verschwenderischer und dem Stolze den freiesten Spielraum gewährend ist der Schmuck, besonders der, welchen die

Frauen tragen. Hals, Arme und Beine sind im eigentlichsten Sinne des Wortes mit Ketten und Schnüren bedeckt, welche vom Einfachsten und Wohlfeilsten bis zum Kostbarsten und Künstlichsten wechseln. Die Aermeren tragen Schnüre von Glasperlen, Bänder und Fäden, an denen irgend ein Amulet oder ein Fetisch, was oft blos durch ein Paar Baumblätter dargestellt wird, angebunden ist. Mit Federn, Muscheln und tausend anderen Dingen, die sonst irgend für schön oder schmückend gehalten werden, behängen sie sich zum Ueberflusse, und Ringe werden angebracht, so viel sie nur immer auftreiben können. Bei den Reicheren vertreten kostbare Perlenschnüre, Gold- und Silberketten den Schmuck der Arme. Ich habe Frauen gesehen, die über 1000 Dollars Werth an sich trugen. Die Menge des Schmuckes macht ihnen oft das Gehen schwer, aber welchen Unannehmlichkeiten unterzieht sich die Eitelkeit nicht. Besonders auffallend ist dies bei den Frauen von Old-Calabar, wo dieselben um die Füße fingerdicke, spiralförmig gewundene, messingene Ringe tragen, welche vom Fußgelenk bis an das Knie reichen; beide Ringe zusammen wiegen oft über 20 Pfund und sind natürlich den Frauen oft sehr lästig, so daß ich zu der Vermuthung kam, diese Sitte sei entstanden, um den Negerinnen das Ausgehen zu erschweren.

Die Wohnungen der Neger sind schnell erbaut; denn sie sind außerordentlich einfach. Da sich die Neger sehr gern und viel baden, auch das heiße Klima das Wasser zu dem unentbehrlichsten Bedürfnisse macht, so sind die Ortschaften meist in der Nähe einer Quelle oder eines Flusses angelegt; sie bestehen aus einem Haufen unregelmäßiger Lehmhütten. Will ein Neger ein Haus bauen, so kauft er einige Töpfe Palmenwein und mehrere Flaschen Rum; dann ladet er seine Freunde ein, ihm zu helfen, wozu sie sogleich bereit sind. Sie machen sich sogleich an die Arbeit; Einige graben Lehm, lockern ihn, Andere räumen den Bauplatz auf und ebenen ihn. Ist das geschehen, so wird ein Regen erwartet; darauf beginnt der Bau. Der Lehm wird geknetet, der Boden erhöht, wie eine Tenne glatt gestampft und die Mauern errichtet. Haben diese die Höhe von 2 — 3 Fuß erreicht, so läßt man sie zum Trocknen stehen, wartet auf einen zweiten Regen, baut weiter und fährt auf diese Weise fort, bis die Mauer ihre gewünschte Höhe erreicht hat. Alsbald begibt man sich in den Wald und sucht dort junge, schlanke Bäume zum Dache. Diese werden mit binsenartigem Grase oder mit Palmenblättern bedeckt, und das Haus ist fertig. Um Regelmäßigkeit der Straßen bekümmern sie sich gar nicht, sondern bauen, wo es ihnen eben einfällt, wodurch die Straßen oft so krumm und winkelig werden, daß ein wahres Labyrinth entsteht. Schatten gebende Bäume findet man sehr wenig, so daß man bei Sonnenschein keinen Schutz vor den versengenden Strahlen findet, während man bei Regen kaum durch den Schmutz hindurch dringen kann. Eine rühmliche Ausnahme hiervon machen die Neger, welche tiefer im Innern wohnen. Da ist man bei Anlegung der Häuser auf das Freilassen schöner Straßen bedacht, und wenn auch noch sehr einfach und roh, so sind die Häuser doch schon bequemer und sorgfältiger construirt. Das ganze Dorf versammelt sich da zum Bauen und es wird das Haus in vier Abtheilungen errichtet, welche um einen viereckigen Hof gebaut sind. Rechts wohnt der Mann, links die Frauen, hinten die Sclaven, vorn ist das Vorrathshaus. Die vier offenen Ecken sind umzäunt, dienen bei Tage zu Waschkammern, des Nachts aber zur Einpferchung des Viehes. Sobald das erste Loch, um den Pfosten aufzunehmen, gegraben ist, gießt der Besitzer etwas Palmenwein oder Rum hinein und ruft den Fetisch an, daß ihn derselbe lange möge in diesem Hause leben lassen, daß er Krankheit, Unglück, reißende Thiere und Sclavenhändler abhalten möge, daß er ihm viele Weiber, gesunde Kinder, und viele Sclaven geben, daß er es ihm nie an Geld, Kauri's (kleine Muscheln, welche als Geld gebraucht werden), und schönen Kleidern fehlen lassen möge, daß er ihn oft in Frieden mit seinen Freunden sitzen, Tabak rauchen, und Palmenwein trinken lasse, und daß er jedem bösen Geiste und jedem Zauberer verwehren möge, über die Schwelle zu schreiten. Nach dieser Anrufung beginnt der Bau so eifrig, daß sein Ende bald erfolgt; dann werden einige Gewehre abgeschossen, um den bösen Geist, der sich doch vielleicht unbemerkt hineingeschlichen, zu verjagen, und dann überläßt sich Alles den ausgelassensten Vergnügungen, der Palmenwein fließt, und bis tief in die Nacht wird gelärmt, getanzt, gejubelt.

Einfacher noch, als das Haus, ist das Hausgeräth der Neger, ein Bett, aus Binsen und Blättern geflochten, ein Holzklotz zum Kopfkissen,

einige Töpfe und Schaalen, ein Gewehr und ein langes Messer nebst einigen großen und kleinen Kalabassen (Kürbisschaalen), von denen die größeren zum Aufbewahren der Kleider, des Schrotes, Bleies, Pulvers u. s. w., die kleineren als Flaschen benutzt werden, das ist ungefähr Alles, was man in einer Negerwohnung zu finden pflegt. Bei Reicheren findet man allerdings manche Europäische Luxusartikel, oder doch eine Nachahmung davon, wie ja die Neger überhaupt gern Alles nachahmen. Noch sind einige niedrige Stühle in der Hütte, auf denen die Neger ihre Pfeife rauchen, oder, wenn sie sich wie gewöhnlich mit Nichtsthun beschäftigen, ausruhen, denn beim Essen brauchen sie dieselben nicht, weil sie keinen Tisch haben: sie hocken rings um die Schüssel und bedienen sich der ihnen von der Natur verliehenen Messer, Gabeln und Löffel. Keiner dieser Stühle darf übrigens in Dahome über sechs Zoll hoch sein; denn höhere gestattet der König nur als Ehrenzeichen. Sie vertreten da die Stelle unserer Europäischen Orden, und die Höhe des Stuhles richtet sich nach der Größe der Ehre, welche der König erzeigen will.

So einfach und spärlich ist der Hausrath der Neger; doch reicht er vollständig aus, denn ihrer Speisen sind nur wenige und sie sind größtentheils vegetabilisch. Fleischspeisen genießen sie nur selten und Fische übertrieben mäßig; ein einziger Häring ist genug für ein Dutzend Neger. Bananen, Yams, Mais, Maniokwurzeln machen die Hauptbestandtheile ihrer Speisen aus. Diese haben meist die Form eines Puddings oder eines Breies, über welchen man die Brühe eines halben, wohl an der Sonne getrockneten, dann in Wasser, Palmöl und sehr vielem Cayennepfeffer gekochten Härings gießt. Ehe es zum Mahle geht, pflegt man sich zu waschen, und es dürfen an demselben nur die Männer theilnehmen; die Frauen und Kinder müssen nach dessen Beendigung mit dem vorlieb nehmen, was übrig geblieben ist. Ueberhaupt leben die Frauen in durchaus untergeordnetem Verhältnisse; sie werden wie eine Waare erhandelt und dann wie ein Eigenthum betrachtet.

Vielweiberei ist allgemein; jeder Mann darf so viele Frauen nehmen, als er bezahlen kann. Es ist gar nicht selten, daß ein ganz alter Neger, wenn einem seiner Freunde eine Tochter geboren wird, dieselbe gleich nach der Geburt zu seiner Frau kauft: er bezahlt dann dem Vater die Hälfte des üblichen Kaufsgeldes, und das heranwachsende Mädchen trägt sich wie eine Verheirathete, nur zum Unterschied ein gelbes Tuch um die Taille. — Obgleich, wie gesagt, jedem Neger es frei steht, sich so viele Frauen zu kaufen, als es seine Kasse erlaubt, so beträgt doch ihre Anzahl selten über 20. Nur die Könige machen hiervon eine Ausnahme, indem diese gewöhnlich eine enorme Anzahl von Frauen besitzen. So darf der König von Ashante 3333 Frauen heirathen, und er hat das Recht, sich diese aus den Mädchen und Wittwen seines ganzen Landes zu wählen. Zu diesem Zwecke werden alljährlich alle erwachsenen Mädchen zur Hauptstadt geführt und dort dem Könige vorgestellt. Ist die Zahl voll, so muß er, ehe er wieder neue wählt, erst einige entlassen. Noch unbeschränkter ist in dieser Beziehung das Recht des Königs von Dahome. Er betrachtet sich als Beherrscher der ganzen weiblichen Bevölkerung seines Reiches. Deshalb wählt er sich so Viele, als es ihm irgend beliebt, und wer irgend eine Frau haben will, muß sich bittweise an ihn wenden, ihm vorher aber sein ganzes Hab und Gut zur unbedingten Disposition stellen. Nachdem das geschehen, wirft er sich zu des Königs Füßen; will ihm dieser wohl, so speiet er ihn an, und je reichlicher dieses geschieht, desto größer ist das Wohlwollen. Nach dieser Ceremonie gibt ihm der König das erste, beste Mädchen, oder läßt auch sein Gesuch ganz unberücksichtigt, oder, wenn der Bittsteller ein Nichtgünstling ist, trifft er eine Wahl, die den Beschenkten nicht eben glücklich machen kann. So sind Fälle dagewesen, wo der König einem Heirathslustigen seine eigene Mutter oder gar Großmutter zur Frau gab. Einen Theil seiner eigenen Frauen hat der König uniformirt und bewaffnet; diese bilden eine 2000 Mann starke Leibwache.

Den Frauen liegt nun die ganze Arbeit des Hauswesens ob; sie müssen die Plantagen bebauen, Palmöl bereiten und verkaufen, Matten flechten, die Stube malen (was besonders die Frauen in Old-Calabar meisterhaft verstehen, die mit der bloßen Hand unsere Tapeten täuschend nachahmen), mit Einem Worte, alle schwere und niedere Arbeit für ihre Männer verrichten, die fast ganz arbeitslos sind, am liebsten unter den Schattenbäumen sitzen, rauchen, Palmenwein trinken und sich unterhalten. Am Tage der Niederkunft kommen

die Freunde und Verwandte, um Glück zu wünschen, und acht Tage darauf wiederholen sie ihren Besuch, um dem Kinde seinen Namen zu geben. Natürlich vergessen sie beide Male nicht, einige Flaschen Rum oder Palmwein zu sich zu nehmen. Die Feierlichkeit bei der Ertheilung des Namens ist höchst einfach. Die Angekommenen setzen sich im Kreise um den Vater; dieser erhebt sich und hält eine Rede, in welcher er besonders die Thaten aller seiner Vorfahren rühmt, und zuletzt auch die seinigen nicht vergißt. Hierauf nimmt er den Mund voll Rum, spritzt Etwas auf das Kind, ein Wenig auf den Boden über den Fetisch, verschluckt den Rest und ruft dann die Namen des Kindes mit lauter Stimme aus. Der erste Name ist gemeiniglich der des Wochentages, an welchem das Kind das Licht der Welt erblickt hat. Der zweite oder der eigentliche Name wird von irgend einem Verwandten oder sonst irgend Jemand, dem die Neger Achtung zollen, oder den sie haben mit Bewunderung nennen hören, entlehnt. Der dritte und letzte Name ist endlich der des Fetisches, welcher der Mutter vor der Geburt so großmüthig und uneigennützig seinen Schutz angedeihen ließ. Von nun an bekümmert man sich wenig um die **Kinder**; sie wachsen ohne Erziehung, ohne Unterricht auf und man begreift kaum, wie sie trotz dieser müssigen Jugend dennoch so scharfsinnig und klug werden können, wie die meisten alten Neger sind. Im 10. bis 12. Jahre werden die Kinder durch den Fetischpriester eingeweihet. Es versammeln sich dann alle Einweihenden unter dem Fetischbaum des Orts, der Priester kommt und bringt dem Fetisch ein weißes Huhn zum Opfer, indem er ihm den Kopf abschneidet und das Blut auf die Erde träufeln läßt. Dann vertheilt er die Federn unter die im Kreise stehenden Kinder und läßt ein Feuer anmachen, um das Huhn für den Fetisch zu kochen. Sobald dies geschehen, erhält der Fetisch ein Wenig davon, das Uebrige läßt der Fetischpriester nach seinem Hause bringen. Nun wird unter Lärmen und Singen zum Badeplatz gezogen, wo der Priester die Kinder alle wäscht und dann weiß anstreicht. Hierauf wird die Feier durch Singen und Lärmen beschlossen. Die weiße Farbe ist überhaupt das Zeichen der Freude, und die Neger pflegen ihren Geburtstag dadurch zu feiern, daß sie sich weiß anstreichen. Nachdem die Kinder geweiht sind, bekommen sie ihr erstes Kleid, (vorher waren sie ganz unbekleidet) und müssen Vater und Mutter an die Hand geben. Besonders werden die Mädchen sehr häuslich erzogen, zur Thätigkeit, Ordnung und Reinlichkeit angehalten. Der Knabe begleitet den Vater; treibt derselbe irgend ein Geschäft z. B. Fischfang, so erlernt es der Sohn ebenfalls. Da aber die Neger den größten Theil ihrer Zeit mit Nichtsthun hinbringen, so begreift man, daß auch diese Lehre sehr unerheblich ist. Der Knabe wohnt nun auch den **Palavers** (berathenden Versammlungen) bei, und lernt dadurch die Gesetze, die eben nur von Mund zu Mund fortgepflanzt werden können. Man muß staunen, wenn man einer solchen Versammlung beiwohnt, über die Klarheit und Kraft, welche die Redner entwickeln, über das Feuer und die Beredsamkeit, wodurch sie die Hörer zu überzeugen suchen. Alle diejenigen, welche den Negern geistige Anlagen absprechen wollen, mögen doch einmal den Palavers beiwohnen, mögen die scharfsinnigen Urtheilssprüche prüfen, und sie werden eines Anderen belehrt werden.

So also wachsen die meisten Neger auf. Ein Theil aber wird bei seiner Geburt entweder dem Fetisch oder dem Könige geweiht. Diese sind unverletzlich und aller Arbeit enthoben; sie dürfen thun, was sie wollen, dürfen nehmen, was ihnen gefällt, Niemand darf ihnen bei Todesstrafe Etwas verweigern. Aber von den dem Fetisch Geweiheten werden jährlich Einige geopfert, und die dem Könige Untergebenen müssen denselben bei seinem Tode begleiten. An anderen Orten weihen sie sich auch freiwillig, wie z. B. im Bonney junge Mädchen, die dadurch auch Macht über alles Eigenthum ihrer Landsleute erhalten. Aber jährlich wird ein Mädchen auf einen Sessel gebunden, in Sammet und Seide gekleidet und in die Flußmündung geworfen, wo sie von Alligatoren und Haifischen sogleich verschlungen wird. Dadurch meint man den Flußgott zu versöhnen, so daß er viele Schiffe zu ihnen kommen und ihren Handel blühen lasse.

Auf diese Weise machen sie ihr ganzes Leben von der Einwirkung böser Geister und übernatürlicher Mächte abhängig. Recht lebhaft tritt dies hervor, wenn ein Neger krank wird. Seine Anverwandten begeben sich zum **Fetischpriester**. Nach dargebrachtem Rum und Kauris (denn ohne dies ist der heilige Mann ganz unzugänglich) befragt derselbe seinen Fetisch, wer den Kranken bezaubert habe, denn Krankheit denken sie sich nur

durch Zauber entstanden. Der Fetischpriester macht nun aus Lehm ein Bild des ihm vom Fetisch genannten Zauberers und trägt dasselbe in den Wald. Ist aber der Zauber so hartnäckig, daß er noch nicht weichen will, so muß die Rumspende und die Entzauberung wiederholt, der Kranke auch wol durch vom Fetisch angegebene, vom Priester bereitete Arzneien bearbeitet werden. Diese Experimente werden so lange wiederholt, bis der Kranke entweder gesund wird, oder, natürlich blos in Folge des zu starken Zaubers, stirbt. Dann erheben die Weiber ein fürchterliches Geheul, und die Todes-Ceremonien beginnen, welche allerdings je nach dem Range des Verstorbenen sehr verschieden sind. Seine Verwandten legen Trauer an und müssen bis zu seinem Begräbniß fasten. Hat aber der Todte Schulden, so wird er weder begraben, noch betrauert; sonst versammeln sich 2 — 3 Tage nach dem Tode alle Betheiligten zum **Begräbniß**.

Die Leiche wird in einen ausgehöhlten Baumstamm gelegt, mit einem weißen Tuche überdeckt und unter Lärmen und Singen durch's ganze Dorf und wieder zurück bis zu ihrer Wohnung getragen und in ihrem Zimmer begraben. Oft trägt es sich zu, daß die Träger, wenn sie an einem unbeliebten Hause vorbeigehen oder einer mißliebigen Person begegnen, plötzlich unter dem Vorgeben stehen bleiben, daß sich der Todte sträube, weiter zu gehen. Der Fetischpriester befragt den Todten nach der Ursache seines Sträubens und erhält zur Antwort, daß er in diesem Hause oder in der begegnenden Person denjenigen erkenne, welcher ihn todt gezaubert habe. Derselbe wird sogleich festgenommen, um nach vollendetem Begräbniß seine Unschuld zu beweisen. Dies geschieht dadurch, daß er eine ziemliche Quantität Wasser, in welchem man die Rinde eines gewissen Baumes hat auslauchen lassen, trinkt. Man glaubt, daß, da dieser Baum Fetisch, auf diese Weise der Fetisch in den Beschuldigten hineinkomme und in ihm seine Schuld oder Unschuld erkennen könne. Erbricht sich der Angeklagte, so hat ihn der Fetisch ohne Schuld gefunden und kommt wieder heraus, bleibt aber das Erbrechen aus, so hat der Fetisch die Schuld erkannt und verläßt den Verbrecher nicht eher, als bis er seine Strafe erhalten hat. Diese besteht, wenn sich der vermeinte Mörder nicht durch eine bedeutende Summe loskaufen kann, im Tode.

Je nach dem Range und Vermögen endet die Leichenceremonie bald oder erst Tage, ja Wochen nach dem Begräbniß mit Lärmen, Toben, Schießen, Tanzen, Musiciren; ja, Vornehmeren werden Sclaven und Frauen zur Begleitung mitgegeben, d. h. auf ihrem Grabe geopfert. Denn bei Lebzeiten erkennt man den Rang und den Reichthum eines Negers hauptsächlich aus der Anzahl der ihn begleitenden Sclaven. Einige gehen mit lärmenden Instrumenten voraus, einer trägt den Stuhl oder die Pfeife, einer hält einen Regenschirm, wenn es auch nur noch das Gestell ist, über das Haupt des Dahinschreitenden. Der größte Theil folgt müssig und zwecklos, nur um dem Gefolge einen imposanten Anblick zu geben. Da sie sich nun die andere Welt ganz analog der jetzigen vorstellen, so senden sie deshalb eine hinlängliche Anzahl nach, damit der Verstorbene dort mit einem anständigen Gefolge erscheinen könne. Am schrecklichsten ist das **Opfer**, wenn der König oder ein naher Verwandter von ihm stirbt; dann wollen die Menschenopfer gar kein Ende nehmen, denn außer den ihm gesetzlich mitzugebenden werden alle unter seiner Regierung, ja zuweilen bei seinen Lebzeiten stattgefundenen Ceremonien wiederholt. Oft wird die Feier lange fortgesetzt. Als z. B. der König Ossai Quamina starb, wurden die Begräbnißfeierlichkeiten jede Woche am Todestage und zwar 8 Monate hindurch aufgeführt; bei jeder Feier wurden 200 Menschen geopfert, und gegen 25 Fässer Pulver verschossen. Als während des letzten englischen Aschantekrieges der Bruder des Königs starb, wurden nicht weniger als 2000 an seinem Grabe geopfert und ein solches Blutbad muß jedes Mal den Tod eines Reichen oder Vornehmen begleiten.

Vor nicht gar langer Zeit starb die Königin Mutter von Aschante. Sogleich wurden mehrere junge Mädchen getödtet, damit sie nicht so lange ohne Bedienung wäre, bis die übrigen Opfer nachfolgten. Noch an demselben Tage mußten 400 ihr Leben lassen, und 6 Wochen hindurch fielen jeden Morgen und jeden Abend zwei Unglückliche als fromme Opfer. Stirbt der König selbst, so trägt das Land mit Recht den Namen „Blutfeld"; denn der Boden wird reichlich mit vergossenem Menschenblute getränkt. Außer den offiziell dargebrachten Sclavenopfern fallen noch hundert andere unter den Streichen der schwärmerischen Verwandten. Diese stürmen im Lande umher und tödten im frommen

Eifer Jeden, den sie auffinden, so daß Niemand das Haus zu verlassen wagt, ja, es kommt vor, daß sie sich gegenseitig tödten, wenn sie sonst Niemanden finden, an welchem sie ihre heilige Wuth kühlen können; man möchte glauben, daß sie endlich das Morden satt bekommen müßten, aber man täuscht sich: die Zahl der Bedienung muß fort und fort erhalten werden, und da in der andern Welt Einige in Ungnade fallen könnten, so werden fort und fort jeden Morgen zwei Opfer geschlachtet, welche die etwa verringerte Zahl wieder ergänzen müssen. Außerdem kommt es oft vor, daß der König seinen Vorfahren irgend eine Botschaft zu senden hat, sogleich werden nach der Wichtigkeit des Auftrages ein oder mehrere Boten bestimmt, ihnen die Nachricht mitgetheilt und dann der Hals abgeschnitten. Ja, in Cumassi ist ein Ort, der nicht von Menschenblut trocken werden darf.

Doch genug von diesem Gräuel! Das Herz blutet, wenn man die bodenlose Tiefe eines Aberglaubens bedenkt, der jährlich Tausende zum Opfer fordert, und der den Bemühungen der Verkünder des Evangeliums hartnäckig widersteht. Gehen wir zurück auf den Grund, so wird derselbe allerdings in den verworrenen religiösen Begriffen der Neger zu suchen sein; aber die Grausamkeit, mit welcher sie ihnen fröhnen, diese Gleichgültigkeit gegen Menschenleben, der Despotismus, den die Könige oder Heerführer ausüben können, — das Alles hat wieder seinen Ursprung im Sclavenhandel. Denn dieser empörende Handel hat die unglaubliche Zerrüttung aller socialen und familiären Verhältnisse herbeigeführt.

Der ewige Krieg, den die einzelnen Stämme unter einander, um Sclaven zu erhalten, führen, hat jene Subordination erzeugt, die, im Frieden ausgeübt, in Despotismus und Tyrannei ausartet. Dieser Krieg läßt sie sich an Blutvergießen, an Mord- und Todtschlag, an Gräuel- und Schauerscenen so gewöhnen, daß sie empfindungslos jene empörenden Opfer verrichten. Man hat dem Neger das Bedürfniß zu vielen Europäischen Waaren eingeimpft, namentlich kann er die Feuergewehre, den Rum und die Putzwaaren nicht entbehren. Diese kann er sich nicht anders, als durch Sclaven verschaffen; er ist also gegen seinen eigenen Willen zu dieser gräßlichen Menschenräuberei gezwungen; kann er nun nicht durch Gewalt oder List Feinde erwerben, so verkauft er die Seinen, — und auf diese Weise wird alles Familienleben vernichtet. Durch die beständigen Kriege werden so viele Männer aufgerieben, daß ihre Anzahl in keinem Verhältniß zu der der Frauen steht. Was Wunder also, daß die Vielweiberei bei ihnen herrschend ist, ja daß sie, um nur die Bevölkerung nicht aussterben zu lassen, fast nothwendig geworden. So lange aber diese Sitten nicht verdrängt werden können, werden die Bemühungen der Missionäre niemals den gewünschten Erfolg erreichen. Wie eine Mauer gegen Christenthum und Aufklärung steht der Sclavenhandel da; so lange die Mauer nicht zertrümmert ist, darf man nicht hoffen, daß bedeutende Resultate im Interesse der Humanität erreicht werden. [80.]

---

4. Benguela.

Benguela heißt die Hauptstadt des den Portugiesen gehörigen gleichnamigen Küstenlandes von Niederguinea. Ihre Straßen sind breit, regelmäßig und gerade, zeigen jedoch fast mehr Ruinen, als bewohnte Häuser. Vor einiger Zeit nämlich hatte ein wilder Stamm (wahrscheinlich die Schaggas) einen Ueberfall gemacht, Alles zerstört, geraubt und gemordet, und darauf mit vieler Beute sich zurückgezogen. Man findet zum Theil recht niedliche Häuschen, zwar nur von Lehm und Palmzweigen erbaut, aber doch mehr oder minder in Europäischer Form; nur an den Enden der Stadt sind viele eigentliche Negerhütten, die, aus Palmblättern oder Binsen gemacht, meist die Form eines spitzzulaufenden Bienenkorbes haben. Neben den Wohnungen der Europäer sind immer zwei bis drei Höfe, von einer ungefähr 10 Fuß hohen Mauer umzogen, worin die Handelssclaven aufbewahrt werden. Einzelne Straßen werden sogar rechts und links nur durch solche Mauern gebildet,

indem die Wohnhäuser dann der andern Straße zugekehrt sind. Diese Wege haben natürlich ein äußerst tristes Ansehen, während namentlich die, welche ausschließlich von Negern bewohnt werden, theils durch ihr geselliges Leben auf der Gasse, theils durch die mannigfachen Waaren, welche sie zum Verkauf ausbieten, interessant und sehr unterhaltend werden. Mitten in der Stadt sind zwei große regelmäßige Plätze, rund herum aber nur von den Hofmauern und wenigen von Europäern bewohnten Häusern begrenzt, wodurch sie leer und todt erscheinen; nur einzelne Koppeln von 5 — 6 aneinander gekketteten Sclaven, welche dem Gouvernement zugehörten, standen hie und da, mit der Hacke, die Wucherpflanzen vertilgend, während ein Soldat, nur mit einem Säbel bewaffnet, die Arbeitenden bewachte.

Die schwarze Einwohnerschaft der Stadt macht keinen behaglichen Eindruck; ihre Körperform und Gesichtsbildung ist zwar nicht häßlich, oft sogar schön, aber die abenteuerliche Haarfrisur, das wunderliche Bemalen des Gesichtes mit rother und weißer Erde, das Tätowiren des ganzen Körpers, die eigenthümlichen anderweitigen Verzierungen durch Pelze, Vogelfedern, Thiergebisse, Glasperlen u. s. w. gibt ihnen zu oft ein abscheuliches Ansehen; kommen nun noch einzelne Handelskaravanen aus fernen Gegenden hinzu, die durch Waffen, Trachten und Physiognomien sich auszeichnen, so hat des Fremden Auge ein höchst interessantes Schauspiel. Ueberall sieht man auf der Straße Gesellschaften in ausgelassener Heiterkeit nach einer schlechten Musik die obscönsten Tänze tanzen, dazu hört man sie in ihrer stets melancholischen Weise Lieder singen, die oft stundenlang dauern, und doch nichts weiter sagen, als z. B. Benguela ist eine schöne Stadt und hat schöne Frauen.

Die bisher fast brennende Hitze hatte gegen Abend eine behagliche Temperatur angenommen, welche Zeit denn auch von den dort wohnenden Europäern ausschließlich zum Spazierengehen und Reiten benutzt wird; Letzteres jedoch wenig, weil nur drei Einwohner im Besitze von Pferden sind, welche behaupten, daß diese aus Brasilien ihnen zugeführten nützlichen Thiere das Klima nie länger als ein, höchstens zwei Jahre ertrügen. Mit einbrechender Dunkelheit eilt Jeder besorgt nach Hause, selbst der Neger verläßt die Straße, oder liegt bei hochbrennendem Feuer vor den Thüren, oder geht mit brennender Fackel in der Hand, um sich gegen die Gefahr der wilden Thiere zu schützen. Die Stille der Nacht wird hin und wieder unterbrochen durch das Geschrei eines Raubthieres, meistens der Hyäne, deren Anwesenheit in der Stadt man sogleich an dem Heulen und ängstlichen Verkriechen der Hunde erkennt. Während den neuangekommenen Europäer die Nähe solcher Bestien mit Angst und Schrecken erfüllt, macht sie auf den daran Gewöhnten durchaus gar keinen Eindruck, wenn gleich die Fälle nicht selten vorkommen, daß Menschen die Beute eines Raubthieres werden; so war z. B. acht Tage vor unserer Ankunft eine Sclavin hart an der Stadt, am hellen Tage, von einem Löwen gefressen worden.

Das Schauerliche der Nacht läßt bald der angenehme Morgen vergessen; in dem heitersten Grün prangt die ganze Natur und die behagliche Kühle ladet ein zu ihrem Genuß. Von 5½ bis 8 Uhr, wo die Sonne nach und nach die nebelartig über den Erdboden ausgebreitete Dunstschicht durchbricht, ist für den Europäer die angenehmste Zeit des Tages; der Kaufmann besorgt dann seine Geschäfte, der Neger seinen Mais und Tapiok, wenn er, was freilich selten ist, sich solchen baut, oder er fährt auf den Fischfang. Bald aber verändert sich wieder das ganze Bild, die Sonne beginnt ihre senkrechten Strahlen herabzuschicken und der Europäer, wie die Pest die Sonne fürchtend, zieht sich in sein Haus für den ganzen Tag zurück, der freie Neger läßt sich vor seiner Hütte nieder, raucht Tabak und sonnt sich, man hört ihn jetzt weder singen noch tanzen, die Menge der Vögel verschwindet, der kleine Papagei, der Afrikanische Kolibri, suchen das dickste Laub, die Sänger der Luft verstummen, die eben noch so kräftig dastehenden Pflanzen senken matt ihre Blätter, kurz es entsteht eine unheimliche Todtenstille, die, verbunden mit der drückenden Hitze, unangenehmer als die Nacht ist; bei'm Blick in's Freie ist die Luft in flimmernder Bewegung, das Auge erträgt ungern den Schein des Lichtes und dennoch ist die Sonne niemals frei, ihre Umrisse immer von Nebel verdeckt, das Thermometer steigt dann im Schatten gewöhnlich auf 27 bis 28° R., bisweilen gar auf 31 bis 32°. In dieser Zeit ruht Alles, man kann dann ohne große Gefahr die einsamsten Gegenden besuchen, weil selten ein wildes Thier seinen Schlupfwinkel verläßt; nur dem unglücklichen Sclaven gönnt die



DIE KAPSTADT.

Grausamkeit des Europäers auch um diese Zeit keine Ruhe. Man hört durch die Stille des Mittags das Kettengeklirre der vorüberziehenden, die entweder Wasser holen aus dem etwa 2 Legoas entlegenen Fluß Katumbella, oder Waaren an's Meeresufer tragen, zu 8, 10 bis 15 an eine Kette geschmiedet. Diese Unglücklichen bieten dann, oft noch den Schmuck und die stolze Haarfrisur aus ihrer glücklichern Zeit beibehaltend, das Bild des allergrößten Elends. Die Meisten sind noch nicht gewöhnt an ihre jetzige Lage, weil des Besitzers Habsucht sie baldmöglichst nach dem Einkauf abzusetzen sucht, und deutlicher zeigt sich der Jammer in ihrem Gesicht. Andere, schon länger in der Sclaverei, scheinen resignirt, der ganze Körperzustand aber zeugt davon, wie kläglich man sie behandelt, und abgemagert, halb verhungert, tragen sie oft noch die Spuren der Grausamkeit ihres Besitzers auf dem nackten Rücken. Geht man nun vollends in die eigentlichen Sclavenhöfe, so stellt sich das Bild noch viel schrecklicher dar. Diese Höfe sind ungefähr 60 Fuß lang und breit, und enthalten oft 150 bis 200 Neger, die der Sonne, dem Regen und Thau gleich sehr ausgesetzt sind, unter ihnen gewöhnlich einige Schweine oder Ziegen, für deren besseres Gedeihen aber natürlich kleine Schutzdächer aufgerichtet sind. Mit unmenschlicher Gleichgültigkeit wird man von dem Portugiesischen Kaufmann in diese seine Speicher geführt und beim Anblick dieses herzzerreißenden Elendes kennt sein Herz nur die Freude an dem Besitz, wie der Reiche seine Schätze mit Wohlbehagen überschaut.

Die Stadt Benguela hat nach der Meinung des Gouverneurs gegen 3000 Einwohner*), wovon ein Drittheil aus Weißen und Mulatten besteht; von den Ersteren waren nach seiner Aussage nicht mehr als 300 vorhanden, deren Anzahl aber jährlich bedeutend variirt, indem zu Zeiten der Tod unter ihnen so arg wüthet, daß z. B. von den weißen Soldaten zwei Dritttheile in der sogenannten Carneivade, der Zeit des großen Regens, ein Opfer des Klima's werden. Das Militär besteht aus einem Bataillon Linientruppen und einer Kompagnie Artillerie, jedoch sollen beide Theile niemals vollzählig sein, und man scheint fast jenen feindlichen Ueberfall der rohen Horten aus dem Innern vergessen zu haben; sogar hatte man ein gegen die Landseite schützendes Fort, welches damals vollständig ruinirt wurde, noch nicht wieder aufzubauen begonnen. Nicht sowol wegen der etwaigen neuen Ueberfälle wilder Negerstämme, sondern sogar auch wegen der großen Elephantenschaaren, die, wenn im Innern Dürre herrscht, zuweilen in unzähligen Massen die Ebene von Benguela überziehen und den Hütten gefährlich werden, wären einige Forts nach der Landseite sehr wünschenswerth. Schon öfter hat sich der Fall zugetragen, daß die Artillerie gegen diese mächtigen Eindringler beordert ward. Glücklicherweise sind um die Stadt keine Plantagen, mit Ausnahme einer einzigen Baumwollenpflanzung, da alle derartigen Anlagen bei solchen Gelegenheiten gänzlich zerstört werden würden. [221.]

*) Nach Andern 5000 Einwohner.

5. Das Vorgebirge der guten Hoffnung.

Das Vorgebirge der guten Hoffnung bildet eine Halbinsel von geringem Umfange, die größtentheils von einem isolirten, fast nach allen Seiten steil abfallenden Gebirge bedeckt ist und sich mit dem Festlande durch einen niedrigen und sandigen Isthmus verbindet. — Ihren höchsten Gipfel stellt der allbekannte Tafelberg dar. Weithin im Meere sichtbar, ist er seit Jahrhunderten den Seeleuten das sehnlich erwartete und mit Freude begrüßte Zeichen des schützenden Hafens. Von der Seite her erscheint er fast in Würfelgestalt, als eine einzige ungeheure Felsenmasse und würdig, die Grenze eines großen und wunderbaren Welttheils zu bezeichnen. Nur in der Nähe erkennt man erst die enge und steile Schlucht, die zu seinem abgeplatteten Gipfel den einzigen Zugang bildet und selbst dem geübteren Bergsteiger besondere Schwierigkeiten entgegensetzt. Dennoch

verweilt nicht leicht während der besseren Jahreszeit ein Reisender in der Capstadt, ohne den Gipfel zu erklimmen. Manche haben sogar ihr Leben an die unnütze Aufgabe gesetzt, hinaufzureiten, und in der Lösung derselben eine kindische Auszeichnung gesucht. Seit van Reenen, ein Colonist aus einer der ältesten holländischen Familien, im Jahre 1800 das Wagstück ausführte, wurde zwar die Möglichkeit nicht länger bezweifelt, allein die Gefahr schreckte von der Nachfolge ab. Große Steine versperren bald den engen Pfad und zwingen das Pferd zu einem Sprunge, bald drängen sie es an den Rand des Abgrundes, wo der lose Schutt zu weichen droht, und andere Male ist die Steilheit so groß, daß Roß und Reiter bei geringster Unvorsichtigkeit sich überschlagen mögen. Wer auf minder gefahrvolle, aber darum nicht mühelose Art zu Fuße den Berg ersteigt, darf auf reichen Lohn hoffen. Eine unendliche Aussicht eröffnet sich auf dem platten Gipfel, der nach den Barometer-Messungen von Fallows an seinem höchsten Ostpunkte 3603 englische Fuß über das Meer erhaben ist. Zu den Füßen des Beschauers liegt das regelmäßige Amphitheater der die Tafelbai umgebenden Anhöhen, die freundlich weißen Häuser der Capstadt, mit dichten Baumgruppen vermengt, die geankerte Flotte und das kaum erkennbare Getümmel des belebten Hafens, von dem jedoch kein Ton bis in die stillen Regionen des hohen Standpunktes dringt; darüber hinaus breitet das unendliche Meer in ernster Majestät sich aus, von keiner entlegenen Insel unterbrochen, ein glatter Spiegel, da seine nie schwindende Bewegung und die entfernteren Schiffe in dieser Höhe dem unbewaffneten Auge nicht sichtbar sind. Auf der entgegengesetzten, dem Festlande zugekehrten Seite, steigen im Nordosten die Gebirgsketten empor, die das Innere und seine sandigen, oft unbewohnbaren Wüsten von den fruchtbaren Gegenden zwischen den niederen Hügelreihen und an der Küste trennen. Ihre Gipfel sind durch die winterlichen Regengüsse in vielfache Zacken gerissen, und ihre Seiten starren in der ganzen trostlosen Dürre, die in allen warmen und trockenen Klimaten die Formationen des Sandsteins bezeichnet. Weiter nach Südosten treten bewaldete Berge hervor und an ihrem Fuße die zweite große Bai des Vorgebirges, Simonsbai, wohin aus Furcht vor den Stürmen der Tafelbai, der Kriegshafen und die Arsenale — wie man sagt, sehr unpassend — verlegt worden sind. Constantia's Nähe deuten sichtbar werdende Stücke von Weingärten an, und endlich beschließt das Panorama die nach Süden abfallende und dort als eigentliches Cap der guten Hoffnung in das Meer hinaustretende Bergkette, auf deren höchster Spitze der Beschauer selbst steht. Die einsame Ebene des Tafelberges und die unzugänglichen Schluchten seiner Seiten sind die Wohnorte zahlreicher Geier und Raubvögel, einer in Südafrika überhaupt vorwiegenden Gruppe, weil Säugethiere, ihre gewöhnliche Nahrung, dort in vielen Arten vorhanden sind. Um die honigreichen Blüthen der Proteen, von welchen eine Art den Landleuten des Innern sogar zur Bereitung eines Syrups dient, flattern zahlreiche kleine Vögel. Man hat bemerkt, daß Afrika sich keiner Art von Kolibri, die man die Edelsteine der Vögelwelt genannt hat, rühmen könne; aber diesen Mangel ersetzt vollkommen die Menge der bunten Honigsauger, die von Blume zu Blume schwirren. Zu ihnen gesellen sich die kleinen goldgrünen Kukuke und andere zwerghafte, wenn auch minder glanzvolle, doch ebenso schöne Vögel.

Für Zoologen und Botaniker ist die Ersteigung des Tafelberges ungemein lohnend. Besonders erwartet eine reiche Ernte die Letzteren, indem die bedeutende Höhe des Gipfels die Ansiedlung mancher Pflanzen gestattet, die nirgends weiter vorkommen. Die Geologen haben die Gebirge der capischen Halbinsel mit um so größerem Interesse in das Auge gefaßt, je mehr manche der dort beobachteten Lagerungen der Gebirgsarten eigenthümlich und den anderwärts bewährten Theorien widersprechend erschienen. Durch einen Schiefer, der zwischen gemeinem Thonschiefer und Gneis in der Mitte steht, hat irgend eine gewaltige Revolution Streifen und Gänge von dichten Granitmassen hindurchgetrieben und eine, sonst wol nirgends in gleicher Größe vorkommende Vermengung erzeugt zwischen Aelterem und Neuem. Weißer Sandstein bildet die Decke des großen Würfels. Nicht minder ist der Tafelberg durch ein physikalisches Phänomen berühmt, welches schon die Aufmerksamkeit der ältesten Seereisenden auf sich zog und unter dem Namen des Tafeltuches bekannt ist.

Gewöhnlich ragt nämlich der platte Gipfel unverhüllt in die reine, blaue Atmosphäre, aber wenn ein Südostwind weht, erzeugt sich auf ihm

eine Wolke von großer Dichtigkeit und eigenthümlicher Schönheit. Gewaltige Massen von schneeweißen Dünsten bilden sich innerhalb weniger Minuten aus; sie drängen und treiben sich, scheinen immerdar von Neuem in der Richtung des Windes herbeizurollen, allein zur großen Verwunderung des Beschauers streifen sie nicht über den entgegengesetzten Rand der hohen Ebene hinaus, um ihren Weg in dem freien Raum als Wolken fortzusetzen. Wie ein seine Ufer durchbrechender See stürzt die kochende Schicht des Gewölkes über die Ränder des Abgrundes in Streifen hinab, die der Unerfahrene leicht für Wasserströme nehmen könnte. Sie verschwinden jedoch, ehe sie die halbe Höhe des Berges erreicht haben, um andern schnell folgenden Platz zu machen. Man verstand ehedem den Grund dieser schönen Erscheinung nicht hinlänglich, die jedoch dem Tafelberge nicht ausschließlich eigen ist, sondern in der neuesten Zeit auch auf der Insel Juan Fernandez beobachtet wurde. Die Erklärung des englischen Physikers Arnott ist die einfachste. Der Luftstrom von Südosten ist über einen ungeheuern Ocean gestrichen und ist daher mit so viel in Dunst aufgelöstem Wasser beladen, als er bei seiner Temperatur irgend enthalten kann. Bei der Ankunft an den schroffen Wänden des Tafelberges ist dieser Strom emporzusteigen genöthigt und gelangt demnach in eine Region, wo Verminderung des Luftdrucks stattfindet. Gradweis sich ausdehnend kommt er endlich auf dem Gipfel des Berges an, wo er den höchsten Grad von Ausdehnung erleidet, eine sehr niedrige Temperatur annimmt, und folglich ein bläschenförmiger Niederschlag der Feuchtigkeit erfolgen muß. Der letztere veranlaßt die wechselnde und ungemein rasche Bildung von Wolken, die, sobald sie über den Rand des Tafelberges hinübergleiten, zu sinken beginnen und schnell in eine Region gerathen, wo sie einem stärkern Druck und höherer Temperatur begegnen und so verdichtet und erwärmt werden, daß sich ihr Wasser wieder auflöst und verschwindet.

Der höchst eigenthümliche Stempel der südafrikanischen Vegetation ist auch an den Pflanzen in der nächsten Umgebung der Stadt nicht zu verkennen. Sie sind geeignet, selbst dem Nichtbotaniker aufzufallen, und ihr Abweichen von den anderwärts gewöhnlichen Formen hat es vielleicht veranlaßt, daß man sie in Menge nach Europa verpflanzt hat, so daß einige sogar als gewöhnliche Topfgewächse die Hüttenfenster der abgelegensten deutschen Dörfer zieren. In den ersten Monaten nach dem Aufhören der winterlichen Regen überziehen sich alle Felsen des Vorgebirges mit Gewächsen, die theils aus tiefverborgenen Zwiebeln schnell emporwachsen und die glanzvollsten lilienartigen Blüthen entwickeln, theils, während der trockenen Zeit entblättert und vergelbt, nicht bemerkt wurden und nun erst entstanden scheinen. Eine reiche Auswahl von Haiden gefällt sich ausschließlich auf dem sandigen und felsigen Boden; die in europäischen Gärten unendlich ausgearteten Pelargonien und die ungemein zierlichen Oxaliden machen kaum höhere Ansprüche. — Die Protee mit Silberblättern wächst nur zwischen der Kapstadt und dem Tafelberge, soll sogar, wie Manche glauben, nur ein akklimatisirter, einst zufällig verwilderter Fremdling sein. Wie sehr aber auch diese Vegetation den im Frühling landenden Europäer überraschen mag, so genügt der durch sie der Landschaft mitgetheilte Charakter doch Wenigen bei längerem Aufenthalte. Der Boden Südafrika's entbehrt den frisch grünen Rasen und die blumigen Wiesen der nordischen Welt. Die meisten Pflanzen sind strauchartig; sie stehen häufiger in Gruppen als vertheilt und mit andern vermischt, und so ergibt sich bei allem Reichthum an Arten doch immer eine gewisse Einförmigkeit. Zwischen den schönblühenden Büschen und den vereinzelten, mit Gräsern bewachsenen Orten blickt der weiße Sand oder der nackte Fels hervor. In der trockenen Zeit ist Alles verdorrt und bestaubt, und kein Platz ladet den ermüdeten Wanderer zum Niedersitzen ein. Aber der Boden ist überall fruchtbar, wo irgend vegetabilische Erde in dünnen Schichten sich gebildet hat und Wasser zu finden ist. Die Gärten der Kapstadt, wo Kunst die Natur unterstützt, enthalten die reichste Auswahl von Bäumen fremder Himmelsstriche, und ihre Schönheit und Frische beweist, daß wenigstens nicht das Klima allein die Nacktheit vieler Orte der Umgegend bedingt. [162.]

6. Colonistenleben im Kaplande.

Einsam in patriarchalischer Einfalt leben die meisten Colonisten des Kaplandes (Booren) auf ihren „Plätzen,“ und da sie nur selten, ja fast niemals zur Kapstadt kommen, so haben sie von der großen Welt sehr mangelhafte Begriffe. Die große Entfernung Einiger von der Kirche macht, daß sie bisweilen kaum ein- oder zweimal im Jahre die Kirche besuchen; Andere, die noch entfernter wohnen, kommen nicht eher zur Kirche, als bei Heirath oder Kindtaufe, und die letztere wird bisweilen Jahre lang aufgeschoben, so daß man sich nicht wundern darf, eine Gesellschaft großer Buben und Mädchen zur Kirche ziehen zu sehen, um das so lange verschobene Sacrament der Taufe endlich zu empfangen. Auf ihren einsamen Landgütern sehen sie, außer ihren nächsten Nachbarn, die auch oft mehrere Stunden weit entfernt wohnen, nur den Fleischerknecht, der ihr Vieh aufkauft, den Smaus, der ihnen Kattun für indischen Muslin verschachert, den Geistlichen, der von Zeit zu Zeit seine mühsame Runde macht, damit seine Schafe nicht wieder ins Heidenthum zurückfallen möchten, und höchst selten einen Reisenden. Daraus entsteht eine große Unwissenheit, die man gern übersieht und eine so lästige Neugierde, daß der Reisende nur durch eine umständliche Biographie seiner selbst oder, was denselben Effect macht, durch eine Masse Lügen seine Beherbergung bei ihnen sichert.

Früher war die Gastfreundschaft dieser Leute sprichwörtlich geworden; der Reisende erhielt alle Bedürfnisse unentgeltlich und versorgte dafür seine Wirthe mit den Neuigkeiten der Woche; jetzt ist diese oft gerühmte Gastfreundschaft fast ganz verschwunden oder doch wenigstens sehr zweideutig geworden; denn wenn der Boor zwar auch jetzt noch keine Zahlung für Verpflegung des Menschen verlangt, fordert er doch einen solch enormen Preis für Pferdefutter, daß er mehr als entschädigt wird für seine karge Liberalität.

Ein schläfrigeres Wesen, als das des Schafzüchters und Viehboors, ist wol schwerlich zu finden. Kaum aus dem Bette, steckt der Boor die Pfeife in den Mund und verschluckt ein Zoopie, nimmt den linken Fuß in die rechte Hand und raucht ein Dutzend Pfeifen Kapschen Kanasters. Schlendernd geht er dann nach dem Viehkraale, während er von Zeit zu Zeit ein gewaltiges Halloh nach Piet, Jan u. s. w., den Hirten, erschallen läßt, die, regis ad exemplar, in den Hütten bei einem Häuflein Kohlen kauern und rauchen, bis der Baas (Herr) lebendig wird. Dann wird das Vieh gezählt und zur Weide getrieben, und Alles wird wieder still auf dem Gute. Pflüg- und Erntezeit beschäftigt ihn nur ausnahmsweise auf eine kurze Zeit, und wenn diese geschäftige Zeit vorbei ist, weiß er nicht, womit er den Tag todtschlagen soll. Der Boor liest nicht; er hat nur drei Bücher: die Bibel, das Gesangbuch und den Kalender. Ist er mit diesen fertig, so nimmt er den linken Fuß wieder in die rechte Hand und raucht zwölf andere Pfeifen; dann ißt er, dann schläft er, dann raucht er wieder, dann spuckt er; dann wetzt er sein Taschenmesser an der Schuhsohle und schneidet kleine Riemchen oder Stückchen Holz, eine Beschäftigung, womit er sich stundenlang amüsiren kann. In seiner Isolirung aus Nothwendigkeit schweigsam, speichert er seine Beredtsamkeit auf bis zum nächsten Besuche eines Ohms oder Neefs und glänzt dann in der Erzählung so entsetzlich umständlicher Geschichten, daß der geduldigste Philosoph aus der Haut fahren würde. Wehe dem unglücklichen, ermüdeten Reisenden, dessen böser Stern ihn Abends in das Haus eines Booren führt, dem es seit einiger Zeit an Gelegenheit gebrach, sich seiner aufgestapelten Beredtsamkeit zu entledigen: einen kurzen Kampf besteht er zwischen der Höflichkeit, dem Wirth ein aufmerksames Ohr zu leihen und zwischen der Allgewalt des Schlafes; aber Ermüdung, gepaart mit dem Effecte der Erzählung, wird unwiderstehlich. Endlich entsteht eine Bewegung und der arme Gast hofft seine Erlösung durch das Abendessen. Doch nein, es ist ein schwarzes Weib mit einem Fasse Wasser und einem Tuche. Alle waschen nun Gesicht, Hände und Füße in demselben Wasser und trocknen sich an demselben Tuch, dessen gewöhnlich blaue Farbe viel zu seiner rein-

lichen Erscheinung beiträgt. In einem heißen, trockenen, staubigen Lande, wie das Kapland, ist, zumal nach einer Reise, eine Waschung durchaus nöthig; aber der Fremdling legt sich lieber zur Ruhe in einer windigen, halboffenen Kammer, in steifen feuchten Kleidern, als von dem Waschapparat Gebrauch zu machen, wie er am Kap geboten wird. Darauf bleibt die ganze Gesellschaft, Jung und Alt, mit bis zu den Knien nackten Beinen, noch eine Stunde sitzen im trägen Geschwätze. Endlich kommt das Abendessen, gewöhnlich fettes Fleisch, nicht immer Brod. Jeder bedient sich seines Taschenmessers, wetzt es an der Schuhsohle und schneidet darauf los und ißt, nach Viehboormanier, das Fett als Fleisch und das Fleisch als Brod. Gabel und Löffel werden auf den Tisch gelegt, aber nicht für jede Person. Das Mahl beschließt ein Zoopie, gewiß eine weise Zugabe, um die Verdauung einer solchen fetten Ladung möglich zu machen. Eine der ekelhaftesten Gewohnheiten der Colonisten ist das immerwährende Rülpsen; sowol der Viehboor in groben Lederhosen und rohen Sandalen, als der elegante Overman auf seiner prächtigen Meierei im Oberlande — Alles rülpst; und wie der junge Germane zum Beweise seiner Männlichkeit eine Pfeife raucht, führt der junge „Afrikaner" den Beweis der seinigen auf die angegebene Weise. Die Männer nennen es „Winde of de Maag", die Frauen de apwerkens; und obgleich diese Umstände unter die Krankheiten gehören, sind sie im vorliegenden Falle nur die hörbaren Aeußerungen eines stillen Würdegefühles, denn je wichtiger die Person, desto mehr rülpst sie. Sie führen gern ein Gespräch über diese „Qualen" und betrachten es als einen Beweis höflicher Aufmerksamkeit, darüber condolirt zu werden.

Der Boor conservirt sich bei solch gemächlicher Lebensweise wunderbar, erreicht ein hohes Alter trotz Gicht und Blasenstein, und beschließt endlich mit einem Schlagflusse.

Die Lebensweise des schönen Geschlechtes gleicht der der Männer: zwölf Stunden im Bette liegend, elf auf dem Stuhle sitzend, wo sie mit Theetrinken, Theeschenken, Schnupfen und Lederhosen-Nähen die Zeit verbringen, sind sie nur die übrige Stunde einigermaaßen in Bewegung. Obgleich in der Jugend hübsche Gestalten, werden sie durch solche große Unthätigkeit mit der Zeit jene enormen Fettklumpen, wodurch die holländischen Frauen von jeher weltbekannt sind, und gewöhnlich endet eine unästhetische Wassersucht ihr ruhiges Leben.

Es gibt jedoch unter den Booren auch Ausnahmen, die wahre Wunder von mannigfaltiger Thätigkeit sind; denn da zur gehörigen Ausbildung eines Boors erforderlich ist, daß er sich im Nothfalle selbst hilft, so schneidert er, macht seine Schuhe, sein Riemenzeug; ist Zimmermann, Maurer, Thierarzt, Schmied, Müller u. s. w. und besitzt in seiner Werkstätte alle Geräthschaften, die für solche Zwecke nöthig sein möchten. In der That ist solche allseitige Geschäftigkeit der wirkliche Stein der Weisen, mit dessen Hülfe man in der Colonie schnell vorwärts kommen kann, und es gibt daher nur Wenige, die ihre Thätigkeit ausschließlich auf ihren Beruf beschränken, und nicht zugleich auf ein Nebengeschäftchen bedacht wären. — Eine üble Gewohnheit, die jedoch einigermaßen durch die Nothwendigkeit gerechtfertigt wird, ist das Ausschmieren der Zimmer mit Kuhmist. Der Preis des Holzes im Innern ist so hoch und die Zufuhr so spärlich, daß man fast nirgends ein gedieltes Haus findet. Die Fluren bestehen daher aus geschlagenem Thone, wie in unsern Scheuern. Da aber der Thon nicht fett ist und sehr bald zu Staube wird, überschmiert man die Flur gewöhnlich zweimal wöchentlich mit dünnem Kuhmiste, ein durchaus nicht so ekelhaftes Mittel, wenn die Weide grün ist und die Tage heiß sind. Immer hat es jedoch die üble Folge, daß eine Unzahl außerordentlich kleiner Flöhe in das Haus kommt. Andere haben die Gewohnheit, den Mist mit Blut zu mengen, was auch in der That eine bei Weitem härtere Flur macht; allein der Gestank dieser Mixtur, selbst wenn gehörig getrocknet, ist fast unausstehlich. [24.]

7. Die farbige Bevölkerung des Kaplandes.

Die Bevölkerung des Kaplandes und der benachbarten Landstriche erscheint als eine sehr gemischte und mannigfaltige. Außer den Holländern und Engländern finden sich Farbige aller Raçen vor. Wir lassen eine kurze Charakteristik der bekanntesten Stämme folgen. Ursprüngliche Besitzer des Kaplandes waren die Hottentoten. Sie sind jetzt auf eine sehr geringe Zahl geschmolzen, und haben im Kafferkriege, in welchem sie mit den Kaffern Gemeinschaft machten, eine weitere Reduction von einigen Tausenden erlitten. Der jährliche Census hat stets eine geringere Zahl ergeben, so daß man vielleicht nach hundert Jahren nicht Einen der Ur-Bewohner des Kaplandes mehr auffinden wird.

Die Hottentoten sind meistens sehr schwächlich und nur ausnahmsweise 5 Fuß hoch. Ihr Kopfhaar ist so spärlich und so kurz gekräuselt, daß die glatte Kopfschwarte mit kleinen Warzen oder Pfefferkörnern dünn übersäet erscheint. Die Colonisten, welche eine besondere Force in Spottnamen haben, nennen die Hottentoten daher Peperhoeppe (Pfefferköpfe).

Die Gesichtsbildung der Hottentoten ist überaus häßlich: man denke sich einen abgeplatteten Schädel, warzenähnliches Haarkräusel, keine Nase, nur ein paar senkrecht geschlitzte große Nasenlöcher; zwei enorm aufgeworfene Lippen, die wenigstens ein Drittheil des ganzen Gesichts ausmachen. Die originale Reinheit des Hottentot-Gesichtes kommt jedoch nicht mehr häufig vor, da die meisten Hottentoten entweder einen Vater oder eine Mutter aus anderer Raçe haben.

Um sie für so viel Häßlichkeit einigermaßen zu entschädigen, hat die Natur ihnen die allerniedlichsten, kleinsten Hände und Füße gegeben, welche die elegante Welt sich wünschen könnte. Schuhe und Handschuhe für europäische Kinder von 9 Jahren tragen erwachsene Hottentoten mit größter Bequemlichkeit.

Zu Domestiken sind sie nicht geeignet, denn ihre Ausdünstung riecht so entsetzlich, daß, wenn ein Hottentot im Zimmer gewesen, es einiger Stunden bedarf, ehe der Geruch sich wieder verliert. So widrig und ekelhaft ist dieser Geruch, daß ein hungriger Europäer seine Speise unangetastet lassen würde, bediente ein Hottentot die Tafel. Die Nasen der Colonisten scheinen dafür nicht länger empfänglich zu sein und Missionäre speisen und trinken Thee mit Hottentoten an derselben Tafel. Weder der Boor noch der Farmer setzt sich, wie der deutsche Bauer es gewohnt ist, mit seinen schwarzen Dienern an eine gemeinschaftliche Tafel; noch weit weniger thun es Andere, die in der socialen Scala höher stehen; aber der Missionär unterläßt nie, die Hottentoten zu seinen Tischgenossen zu machen. Der Boor nimmt lieber andere Farbige in Dienst, denn der Hottentot ist so träg, daß er ohne Aufsicht gar nicht arbeitet, und unter Aufsicht nur dann einen Theil seiner Arbeit verrichtet, wenn er rechts und links geklopft wird. Er ist außerdem unzuverlässig und diebisch und kann für veruntreutes Gut oder Verlust durch Nachlässigkeit nicht verantwortlich gemacht werden, denn außer dürftiger Kleidung, einer Schaffelldecke, einer Fiedel und einem Knüttel besitzt er Nichts: Tacha (wilder Hanf), Tabak und Branntwein zehren allen Lohn auf. Die meisten Hottentoten leben in den Missionsanstalten und scheinen sich daselbst am wohlsten zu befinden. Gottesdienst irgend einer Art hatten sie nicht, ehe sie die Beobachtung christlicher Gebräuche annahmen. Ein Insect, ähnlich einer großen Heuschrecke, genießt eine besondere Verehrung und ist auch unter dem Namen Hottentotsgott bekannt.

Th. Pringle sagt, daß Utika (der Schöne) der Hottentotname für Gott sei, allein es ist uns nicht bekannt, daß dieses Wort in der Hottentotensprache existire. Der wirkliche Hottentotengott ist der Branntwein. Für einen Schnaps ist der Hottentot zu jeder Zeit dienstbar; für eine Flasche Fusel reitet er die ganze Nacht Courier, verkauft sein Weib und begeht einen Mord.

Die Hottentoten sind überaus träge. Eine bessere Darstellung des dolce far niente kann man nirgends sehen als in ihren Bontocken (Binsenhütten). Sich selbst überlassen kriechen nackte Kinder umher, je nach zufälliger Nahrung mit Bäuchen

dreimal größer als das ganze Kind, oder nach langer Enthaltsamkeit zusammengeschrumpft, wie faltenreiche Säcke; unter ihnen kauert ein Weib, dessen alleinige Aufgabe es scheint, Tacha (wilden Hanf) aus einem hohlen Knochen zu rauchen; daneben ein Hottentot auf dem Rücken liegend, der auf einer Calabaß-Viol (die Hälfte eines hohlen Kürbiß mit zwei Saiten bespannt) stundenlang ein paar monotone Töne fiedelt. Nichtsdestoweniger ist anzuerkennen, daß die meisten Wilden dieser Gegenden musikalisches Talent besitzen. Wir haben zuweilen mit Wohlgefallen der besseren Musik jenes einfachen Instrumentes, der Calabaßviol, gelauscht. Kann der Wilde gar eine Geige erlangen, wird er in kurzer Zeit eine Art Virtuos. Wir erinnern uns noch mehrerer Hottentoten, welche ein Musikstück, nur einmal gehört, mit wunderbarer Präcision sogleich wiederholten. Unter den westlichen Stämmen sind die Männer die Musiker, unter den östlichen die Frauen; das gewöhnliche Instrument der Letzteren ist die Zither.

Jenseit der westlichen Grenze der Kap-Colonie bis zum Wendekreise des Krebses, bewohnen die Namaquas jene Oeden, die sich in großen, unfruchtbaren Sandebenen längs der Küste und nordöstlich nach dem Innern ausbreiten. Die Unfruchtbarkeit zwingt sie, ihre Wohnstätten oft zu verändern und mit ihren kleinen Rindern, dürftige Weide suchend, umherzuziehen. Die Namaquas haben die kleinsten Rinder von der Welt. Ackerbau treiben sie nicht und Industrie aller Art ist ihnen fremd. Sie treiben daher auch keinen Handel, es sei denn, daß sie zuweilen Felle wilder Thiere, Stücke Rhinoceroshaut und Straußfedern verkaufen, oder gegen einige, ihnen nothwendige Artikel, wie Messer, Beile, zu vertauschen suchen. Die Namaquas bedienen sich zur Jagd und zum Krieg des Bogens und Pfeiles, und auch des Kerie, den sie mit einer solchen Präcision und so eigenthümlich wirbelnd zu schleudern verstehen, daß sie aus einem Fluge Namaquas-Rebhühner (sehr kleine, wohlschmeckende Rebhühner, welche in sehr großer Zahl dort angetroffen werden), oft ein Dutzend zu Boden bringen. Allein sobald sie im Besitze einiger Mittel sind, handeln sie meist gegen einige Rinder oder Straußfedern ein Gewehr und Pulver und Blei ein. Nichts schätzt der Namaqua so hoch, als diese drei Dinge, denn da er von dem zahlreichen Wilde seinen hauptsächlichsten Unterhalt beziehen muß und seine einfachen Jagdgeräthschaften sehr unzuverlässig sind, bringt er außerordentliche Opfer, um sich in Besitz eines guten Gewehres zu setzen. Leider erlangt er meist nur eine jener Flinten, die England in großen Massen importirt, nicht zum Gebrauch, sondern, wie des Juden Rasirmesser, nur zum Verkauf, wofür er nichtsdestoweniger einen fabelhaften Preis bezahlt.

Die Namaquas sind eine durchaus verschiedene Raçe von den Nachbarstämmen: sie sind von größerer Statur als die Bosjemans und Hottentoten; dünn, schmächtig, mager; Kopf und die Brust scheint sich mehr in die Breite als Länge auszudehnen, was, wo diese Eigenthümlichkeit scharf ausgeprägt, einem verschrobenen Gesichte in einem schlechten Spiegel ähnlich ist; auf der glatten Kopfschwarte stehen die warzenähnlichen Haarkräusel noch vereinzelter; die Augenlider sind nach Chinesenart geschlitzt; die Backenknochen außerordentlich hervorstehend. Ihre vorzüglichste Kleidung besteht in weichen, rohen Fellen. Sie sind friedlich und nur dann mit ihren Nachbarstämmen gen Osten, den Bosjemans, in Streit, wenn diese zu viel Wohlgefallen an den Namaquarindern finden.

Die Wenigen dieser Namaquas, welche in die Colonie kommen, um Dienste zu nehmen, findet man gewöhnlich als Hirten bei den Booren, da dieser Dienst ihren Gewohnheiten am Meisten zusagt. Die Namaquas besitzen außer einigen Rindern fast gar Nichts. Der Eine oder andere hat ein altes Gerippe von Wagen; auf diesem bringen sie zuweilen Artikel nach der Colonie, für welche sie zu Hause keinen Markt haben würden. Mit einem solchen Wagen, rüttelnd und krachend, als ob er jeden Augenblick auseinander fallen könnte, dessen Speichen mit Riemen für bessere Haltbarkeit durchflochten sind, bespannt mit sechs oder acht elenden kleinen Namaquarindern, legen sie dennoch ungeheuere Strecken durch jene Wüsten tiefen Sandes zurück. Natürlich geht es nach Schneckenart; nur drei bis vier Stunden des Tages ist der Wagen in langsamer Bewegung. Oft ist dieser Wagen ziemlich schwer mit allerlei Artikeln beladen, mit Fellen des Gnu, des Rhinoceros, Springbockmatten, großen Stücken Pfeifenstein, Straußfedern, Hörnern u. s. w. und obenauf über ein Dutzend Menschen, denn die Namaquas reisen gern in Gesellschaft.

Die Fracht vertauschen sie meistens für „einen Apfel und ein Ei", wie die Holländer sagen, d. h. für Bagatellen, z. B. für etwas schlechten Farina, den sie besonders lieben; etwas Pulver und Blei, und die zwei Gegenstände ihres sehnsüchtigsten Verlangens — Tabak, und, zur Schande der Weißen sei es beigefügt — Branntwein, denn dieser ist immer das Erste, womit der Weiße den Wilden bekannt macht. Darauf schicken sie sich zur Rückreise an. Den ersten Tag sind sie gewöhnlich alle betrunken; den zweiten sammeln sie das Zugvieh, das unterdessen weggelaufen war, und den dritten Tag beginnt endlich die langsame Schneckenfahrt wieder heimwärts. Gewöhnlich bringen sie von einer langen mühevollen Reise außer Pulver und Blei kaum mehr zurück als den lahmen Wagen und die magern Rinder; alles Eß- und Trinkbare geht auf der Reise auf. Stete Ortsveränderung ist diesen Nomadennaturen eine liebe, unentbehrliche Gewohnheit, und eine solche Reise das größte Vergnügen, welches sie kennen.

Irgend eine Religion besitzen die Namaquas nicht; auch keine Art von Regierung. Nur einzelne Stämme leben unter Häuptlingen.

Es gibt zwei Missionsstationen im Namaqualand. Die eine an der Grenze der Colonie, die andere am Gariep. Beide haben nur eine geringe Zahl Namaquas, da der unfruchtbare Charakter des Landes das Zusammenwohnen Vieler nicht erlaubt.

So wüst indessen das Namaqualand ist, fehlen doch nicht höchst interessante Partien. Der Küste entlang begegnet man zuerst der breiten Mündung des majestätischen Gariep, auch Oranienfluß genannt, des größten Stromes Südafrika's. Er wäre eine ziemliche Strecke schiffbar, wenn seine Mündung nicht durch eine breite Bank aus Schlamm geschlossen würde, welchen die Sturzbäche fast des ganzen südlichen Continentes auf diesem Einen Wege dem Meere zurollen. Dieser prächtige Strom rinnt, wie alle Flüsse der Colonie, leider in seinem ganzen Laufe in einem tiefen Flußbette, und kann daher nicht, wie der Nil, sein befruchtendes Wasser auf die umliegenden dürren Oeden ergießen. Aus diesem Grunde beleben seine Gewässer nur die Ufer. Aber diese, und die Inseln, welche der Fluß häufig bildet, sind mit all der Pracht geschmückt, welche die Tropen nur aufweisen können. Nahe dem 28. Breitengrade und 21. Längengrade sind reißende Strömungen und viele Wasserfälle, die an wilder Schönheit ihres Gleichen nicht haben. Die tobenden Gewässer vereinigen sich endlich und der Strom stürzt in seiner ganzen Breite donnernd in einen tiefen, düstern Abgrund von ungefähr 400 Fuß. Unten zieht sich ein dichter Wald hoher Bäume quer über den Strom, durch deren dichtes Laub man nichts mehr von dem unteren Gewässer erblickt, so daß es scheint, als ob die Erde hier auf einmal den gewaltigen Strom verschlungen habe. Weiter abwärts zeigt sich der Strom wieder und tos't mit betäubendem Geräusch über lose Felsentrümmer, die seine ungestüme Fluth aus dem Abgrund emporgeschleudert und hier angehäuft hat.

Einsam und traurig ist zwar das Land, doch herrscht reges Leben an den Ufern des Gariep. In den tiefen, stillen Lagunen, welche der geschwollene Strom seitwärts wühlt, und die er gefüllt verläßt, wenn er in sein Bett zurücksinkt, wo an üppigen Weiden zierliche, von Gräsern geflochtene Vogelnester hängen, bunte colibriähnliche Vögel sich auf den leichten Federbüschen der Schilfe wiegen, taucht von Zeit zu Zeit ein träger Hippopotamus auf und streckt mit behaglichem Grunzen seine Schnauze über den Grasrand empor. Plötzlich kracht das trockene Schilf und eine düstere Masse braust hindurch und dreht sich schnaubend nach allen Seiten; ein Rhinoceros, das aus der dürren Ebene gekommen, um hier seinen Durst zu löschen, und an den grünen, saftigen Zweigen sich zu sättigen. Dort steigt eine Heerde Affen herab; die Jungen reiten auf dem Rücken der Alten, und mit stoßweisem Gebrüll, das aus einem gewaltigen Sprachrohr hervorzugehen scheint, rufen sie einander. Auch sie, gesättigt von Scorpionen und Spinnen, die sie unter losen Steinen aufgejagt, und von kleinen Zwiebelgewächsen, die sie aus dem Sande gescharrt, kommen zum Wasser. Durch Binsen und Schilf schleichen Rehe und prüfen mit großen fragenden Augen das Terrain; der braune runde Duikerbock, der langgehärmte Gemsbock, der ungestaltete Kudu und viele Andere mehr. Früher gras'te auch der stattliche Elephant an den grünen, mit blauen Lilien geschmückten Ufern, hat er sich jedoch längst in das Innere zurückgezogen. Hier ertönt des Nachts das seltsame Gewimmer der gefleckten Hyäne, die faulenden animalischen Stoffen, welche das Wasser angespült, nachzuspüren pflegt. Hier liegt am frühen

Morgen der Löwe und Leopard in dem dicken Gewirre gigantischer Binsen und Schilfe auf der Lauer nach Rehen und Springböcken, welche früh nach dem Strome kommen, um zu trinken. Zur selben Zeit findet sich auch der wilde Büffel ein, jedoch die gefährlichen Gäste witternd, stampft er wüthend den Boden, neigt das mächtige Gehörn wie zum Angriff, besinnt sich aber eines Besseren und fliegt pfeilschnell herum, peitscht seine Flanken mit der langen weißen Quaste seines Schwanzes und verschwindet in einer Staubwolke der Ebene. Hier und da steckt eine schöngefleckte Zibethkatze den Kopf aus dem Gebüsche und schaut klug umher; dann folgt vorsichtig und zögernd ein feines, schwarzsammtnes Füßchen; aber sie erspäht etwas Bedenkliches, ihre Augen leuchten und mit einem verdrießlichen Geknurre verschwindet sie wieder. Nicht minder lebendig ist es im Strome selbst. Hier und da taucht ein Biber auf und zimmert unter den Hölzern; dort schiebt sich schwerfällig und träge eine große Schildkröte einher; tief flattern wilde Enten und furchen die spiegelnde Fläche; Schnepfen schießen in jähem Fluge von einem Rohrgebüsch zum andern und das flinke Volk der Becassinen scherzt im Schilfe und taucht in die klare Fluth. Auf seichten Stellen stolzirt der langbeinige, purpurne Flamingo zur Seite des schimmernden Ahinga; am Rande der Lagunen steht einbeinig in philosophirender Ruhe der graue Kranich und schaut unbeweglich in die stille Fluth. Von den Gebüschen, umsäumt mit zahllosen weißen Glocken der Calla aethiopica, ertönt der schrille Ton des Perlhuhns, der laute Ruf der Rebhühner und der Fasane.

Aber während reges Leben und üppige Vegetation die Ufer dieses Stromes zu den interessantesten Stellen machen, die man auf der Erde finden kann, ist die umliegende Gegend eine traurige, dürre Oede, durch welche der Strom sich wie ein isolirtes grünes Band hindurchzieht. Anstatt grüner Ebenen und lachender Wiesen breiten sich gelbliche, röthliche, graue, purpurne Sandflächen in unabsehbare Ferne, durchschnitten von verwittertem, grauweißem Gestein, als ob durch Feuer verkalkt, und darüber ruht eine stille todte Luft und ein bronzener Himmel.

Der nächste Grenzstamm gen Osten ist das B u s ch m a n n v o l k. Der Name verleitet den Europäer immer zu der Annahme, daß diese Wilden meistens in Gebüschen wohnten. Das Bosjemanland enthält jedoch nur wenig Büsche hoch genug, um Schatten gegen die Gluth der Sonne zu gewähren, und dicht genug, um gegen den kalten Nachtwind zu schützen. An solchen kleinen Büschen schlägt zwar der Bosjeman sein Lager auf, denn Alles, woran er seinen Rücken lehnen kann, es sei Busch, Stein oder Ameisenhaufen, genügt ihm für zeitweise Wohnung. Gewöhnlich aber zieht er es vor, seinen Aufenthalt in einer Felsenspalte, an einer Bergwand, in dem Loche eines Stachelschweines oder Ameisenlöwens, oder in einem ausgehöhlten Ameisenhaufen zu nehmen. Die nahe der Grenze wohnenden Bosjemanen sind wenigstens so weit civilisirt, daß sie einen Wigwam bauen, der freilich nur aus 3 — 4 Stöcken von ungefähr 4 Fuß Höhe besteht, deren obere Enden aneinander gebogen und auf der Windseite mit einigen losen Büschen oder mit einem alten Felle durchflochten sind. Dies ist die einfache Architektur des Bosjeman-Palastes. Die nachbarlichen Buschmänner besitzen zuweilen einige Ziegen und treten wol auch auf kurze Zeit in des Booren Dienst. Man nennt sie daher zahme Bosjemanen.

In seiner äußeren Erscheinung hat der Bosjeman nichts gemein mit den anderen Stämmen Südafrika's, als die Farbe, welche meistens tief schwarz ist, aber unter einer feinen Staubkruste immer leicht aschgrau erscheint, denn Reinlichkeit bleibt dem Buschmann von seinem Eintritt in die Welt bis zu seinem Tode fremd. Auch hat er kurzes, krauses Wollhaar, aber jeder einzelne Kräusel verlängert sich in zolllange Löckchen von der Dicke eines Rabenfederkieles, die wie gleich lange Franzen über Stirn und Schläfe herabhängen. Diese Löckchen pflegt er mit großer Sorgfalt, wol die einzige Sorge, welche er, mit Ausnahme der Federn im Haar und dem Knochen in der Nase und dem Ohre, auf seine bezaubernde Erscheinung verwendet, und salbt sie mit Fett, wodurch ihre Elasticität und Geschmeidigkeit so erhöht wird, daß sie wie eine Reihe lebendiger Würmer aussehen.

Das Charakteristische im Buschmanngesichte, wie überhaupt in den Gesichtern der Wilden, liegt im Auge; denn selbst wenn der Buschmann schweigt und seine Gefühle zu verbergen strebt, wenn absolute Ruhe auf seinen Zügen liegt, spricht doch sein Auge alle Veränderungen der Gefühle aus.

Der Buschmann ist 3 — 4 Fuß hoch, durchaus wohlgebildet und von ziemlich regelmäßiger, zuweilen tadelloser Gesichtsbildung. Auch er genießt den Vorzug einer wunderschönen, niedlichen Hand und eines ebenso schönen Fußes. Die Ohrlappen durchbohrt er und trägt in ihnen Ringe, Federn, Stückchen Holz, Knochen u. s. w. Auch die Nasenscheidewand durchlöchert er oft und steckt ähnliche Dinge in diese Oeffnung.

Der Buschmann geht gewöhnlich ganz nackt; über die Schultern hängt er ein Fell, oft so klein, daß man dessen Nutzen nicht begreifen kann; wahrscheinlich nur zur Zierde, wie die spanischen Mäntel des Mittelalters; um die Hüften bindet er einen Riemen, von welchem vorn, oft auch hinten, ein Bündel dünn geschnittener Riemchen von ein bis anderthalb Fuß Länge herunterhängen. Der wirklich wilde Buschmann ist jedoch gleichgültig für diese zarte Rücksicht. Einen andern und breiten Riemen windet er mehrere Male um den Kopf. Um den Hals trägt er gern einige Schalen winziger Landschildkröten, welche er für Talismane gegen wilde Thiere hält.

Hottentoten und Namaquas sind gewöhnlich milder Disposition; der Bosjeman hingegen hat alle Eigenthümlichkeiten eines wilden, reißenden Thieres, über welches er geistig auch nicht viel erhaben ist. Seine Waffen sind Bogen und Pfeil, und ein kurzer Stock mit dickem Knopf von zähem, harten Holze, Kirie, den er mit außerordentlicher Geschicklichkeit zu schleudern versteht und womit er Hasen, Rehe, Vögel u. dergl. zu Boden bringt. Eine gefährliche Waffe ist sein Pfeil. Er besteht nur aus einem dünnen Schilfrohr, woran ein spitzer Knochen oder ein roh gearbeitetes Stück Eisen mit Widerhaken befestigt ist; aber da diese Spitze in ein tödtliches Gift getaucht ist, folgt selbst auf eine leichte Verwundung der Tod. Zur Vergiftung der Pfeilspitzen gebraucht der Buschmann den Saft der Euphorbie und eines Zwiebelgewächses (Buphone toxicaria); animalische Gifte setzt er zusammen aus dem Gifte der Schlangen, der Scorpione und Spinnen. Mit diesen schwachen Pfeilen vermag er aus kurzer Entfernung einen Ochsen durch und durch zu schießen. Dieselben vergifteten Pfeile werden zur Jagd benutzt. Der Pfeil ohne Gift würde ein größeres Thier in großer Entfernung zu wenig verwunden, um es zu erlegen; allein die kleinste Wunde durch einen vergifteten Pfeil ist dazu hinreichend; betäubt stürzt das verwundete Thier; der Bosjeman folgt auf der Fährte, schneidet die nächsten Fleischpartien der Wunde aus und frißt den Rest, unbekümmert, ob es vom Gifte schon durchdrungen sei oder nicht. Er legt nie einen Vorrath bei, ausgenommen er habe das Glück gehabt, einen Trupp Schafe oder Rinder zu stehlen, die er sogleich alle schlachtet, weil er sich nicht die Mühe nehmen würde, sie zu hüten, trocknet das Fleisch und füllt damit allerlei Schlupfwinkel an. In unruhigen Zeiten an der Grenze haben die Buschmänner oft, wenn sie an der Möglichkeit zweifelten, eine gestohlene Heerde Schafe oder Rinder vor den Verfolgern zu retten, allen — oft 4 bis 600 Schafen und 60 bis 80 Rindern, sogleich die Kehlen oder Achillessehnen durchschnitten und dann die Flucht ergriffen. Die Booren konnten eine solche Masse todtes oder verstümmeltes Vieh nicht wegführen und die Beute blieb sonach in den Händen der Räuber, welche sie sodann den Geiern streitig machten und in ihren Kraals-Höhlen und andern Schlupfwinkeln verbargen. Natürlich blieb solches Fleisch nicht immer gut, allein der Bosjeman ist nicht viel leckerer als die Hyäne. Aehnliche Vorkehrung macht er mit Heuschrecken, die er röstet, und in großen Quantitäten wegsteckt.

Als das zahlreichste und mächtigste Volk Südafrika's hat man unstreitig die Kaffern anzusehen.

Die Kaffern sind, ungleich den oben genannten Völkern, in geistiger und körperlicher Hinsicht ungemein bevorzugt. Sie sind mit hoher Intelligenz begabt und gleichen in vieler Hinsicht den nordamerikanischen Wilden. Sie sind weise im Rathe und tapfer in der Schlacht; scharfsinnig, schlau, edelmüthig, erkenntlich für die kleinste Wohlthat und Patrioten im reinsten Sinne des Wortes. Die Kaffern, Männer sowol als Frauen, sind gewöhnlich 6 Fuß hoch und darüber; kleine oder verkrüppelte Personen scheinen unter ihnen nicht vorzukommen.

Religiöse Gebräuche haben sie nicht; aber Beschneidung findet statt. Sie tättowiren nicht, aber beschmieren in der Kriegszeit ihre Gesichter mit weißen und rothen Streifen und reiben den ganzen Körper mit einem fetten, rothen Thon.

Trotz ihrer Begabung sind die Kaffern immer noch dieselben, die sie von jeher gewesen. Nichts haben sie an Civilisation angenommen als das Gewehr an der Stelle des Assagai (Wurfspieß).

Ein Kaffern-Häuptling war in England gebildet worden und hatte dort eine geraume Zeit ganz nach europäischer Weise gelebt, allein sogleich nach seiner Rückkehr warf er alles Europäische von sich und mit dem Carroß (Pelzmantel von Leoparden-fellen), nahm er wieder die wilde Majestät eines Häuptlings an.

Das englische Gouvernement hatte die Gewohnheit, den Häuptlingen alljährlich Geschenke zu schicken, welche der Gouverneur an die versammelten Häupter mit besonderer Feierlichkeit auszutheilen pflegte. Meistens waren es Kleidungsstücke und bunte Flitter, wie ausgeschossene Theatergarderobe. Die Kaffern nahmen sie gleichgültig, trugen sie aber nie. Schöne seidene Damenkleider mit kostbaren Blonden besetzt, kamen für die Frauen der Häuptlinge an; die fast nackten Kaffernweiber warfen die Kleider lachend und spottend einander zu, trugen sie aber nicht. Eines Tages speisten bei einem politischen Agenten, deren mehrere in Caffraria residiren, und deren alleinige Aufgabe es ist, verdächtige Bewegungen unter den Kaffern herauszuriechen, zwei Kaffern-Häuptlinge, die eingeladen waren, einige kürzlich angekommene Geschenke in Empfang zu nehmen. Es waren schöne herkulische Gestalten, und, obgleich nackt, nur mit Mocassins und dem Carroß bekleidet, vergaß man ihre wilde Erscheinung über ihrem wirklich eleganten Betragen bei Tafel. Vollkommen vertraut mit allen Mysterien der Gourmandie, aßen sie nach europäischer Weise, tranken aber keinen Wein. Beide sprachen geläufig Englisch. Nach aufgehobener Tafel wurden zwei Fräcke mit golddgestickten Krägen und Aufschlägen auf den Tisch gelegt, die ihnen zugedachten Geschenke; einen verächtlichen Blick auf den Flitter werfend, richteten Beide ihre hohe Gestalt zu voller Höhe und mit vornehmer Grandezza, den Carroß über die Schulter werfend, verbeugten sie sich anerkennend vor dem Agenten. Die Fräcke vergaßen jedoch Beide mitzunehmen.

Es ist zu bedauern, daß das schöne Land der Kaffern nicht ein Schauplatz regerer Industrie ist, zu deren mannigfaltigen Zweigen es ihnen sicher nicht an Fähigkeit gebricht, wie man einigen Artikeln nach, die sie anfertigen, zu urtheilen berechtigt ist. Sie verstehen recht wohl in Metall zu arbeiten, beschränken aber ihre Geschicklichkeit auf das Anfertigen von Assagai-Spitzen und von Ringen, die sie, vorzüglich die Frauen, um Arme und Beine zu tragen lieben. Eiserne Geräthe, wie Hacken, Spaten und Beile, welche Einzelne besitzen, sind nicht durch Kaffern gefertigt, sondern eingeführt. — Von der gigantischen Binse, die in Afrika zur Höhe von 10 — 15 Fuß wächst, fertigen sie große, starke Matten, mit denen sie ihre Hütten auslegen, und auf diese Weise ihren Wohnungen ein außerordentlich reinliches Aussehen geben. Wenn der Kaffer auf der Reise ist, führt er ein Paar solcher Matten immer mit sich, auf einen Tragochsen geladen; die eine breitet er auf den Grund, um darauf reinlich zu sitzen, die andere spannt er gegen die Windseite. — Zur Bereitung warmer Speise, welche gewöhnlich in Mais oder Kafferkorn und Milch besteht, gebrauchen sie thönerne Töpfe, die sie aus rother Erde fertigen und brennen. Diese irdenen Gefäße sind nicht glacirt und daher porös und wenig haltbar. Der zierlichste Artikel, welchen sie mit besonderer Sorgfalt fertigen, ist der Schnupftabakslöffel, gewöhnlich von Elfenbein, dessen Griff einer Gabel ähnlich, so daß der Löffel bequem in dem Kopfhaar festgesteckt werden kann.

Das hauptsächlichste Geschäft der Frauen ist das Bestellen der Gärten, wo Mais, Kafferkorn, sehr viel Tabak, Kürbisse und Wassermelonen gezogen werden. Die Männer besorgen das Zuchtvieh, jagen oder liegen auf der Bärenhaut und vertreiben sich die Zeit mit Politik oder Rauchen. Dies letztere Vergnügen wird oft auf folgende Weise ausgeführt: Männer liegen in einem dichten Kreis auf den Knien oder auf dem Bauche, um ein mit Wasser gefülltes Loch, an dessen Rande eine kleine Höhle mit Tabak gefüllt ist; in diese Höhle stoßen sie durch das Wasser lange durchbrochene Schilfe, und saugen nun aus Leibeskräften gewaltige, und man muß bekennen, angenehme kühle Rauchwolken, während das Wasser wie ein siedender Kessel sprudelt von dem Qualm, der aus den Schilfen entschlüpft.

Die Vertheilung der Arbeit zwischen Männern und Frauen ist wunderlich genug; offenbar hat das männliche Geschlecht einen Theil Arbeit, der den Frauen angehört, und umgekehrt. So beschäftigen sich die Männer mit Anfertigung von allerlei Zierrathen, wie z. B. Körbchen und Teller aus gespaltenen Stachelschweinstacheln, äußerst zierliche Artikel, durch die schwarzen und weißen Flecken der Stacheln geschmackvoll gemustert. Kaum sollte man vermuthen, daß dieselbe Hand

den Assagai aus dem zähen Holze des Assagai-Baumes fertige. Das Bestellen der Felder und das Erbauen des Wigwams wäre doch wol füglicher eine Sache der Männer: allein alle wirkliche Arbeit ist den Frauen aufgebürdet.

Der Wigwam ist ein kleines dünnes Haus in der Form eines Bienenkorbes, sorgfältig mit Lehm überschmiert. Zum Schutz gegen wilde Thiere ist der Eingang nur so weit und hoch, daß ein Mensch auf Händen und Füßen hineinkriechen kann. Innen und außen wird die Hütte dann noch mit Kuhmist überschmiert, wodurch der Lehm eine gewisse Härte und Glätte erlangt. Der Wigwam hat keinen Rauchfang, da das Kochgeschäft immer in einiger Entfernung von der Hütte abgethan wird. Diese Wigwams sind meistens in einem Kreise gebaut und heißen Kraal — Dorf. — Kraal hat jedoch in colonialer Sprache verschiedene Bedeutung: man nannte Kraal eine oder mehrere Familien Wilde, die irgendwo aufliegen; ferner eine Hürde, mit Steinen oder Dornbüschen umgeben, und endlich ein Dorf der Wilden. Gewöhnlich steht der Kraal auf einer Anhöhe, deren Grund ausgehöhlt ist und als Speicher für die Gartenproducte und als Pulverkammer gebraucht wird. Solche Vorrathskeller werden mit einer dicken Schicht Lehm sorgfältig geschlossen, weil in diesem innern Raume das Zuchtvieh des Nachts steht.

Der Reichthum des Kaffers besteht in Rindern, das Medium alles Handels. Der reichste Kaffer hat kein Abzeichen vor dem ärmsten in Lebensweise, Wohnung ꝛc. Alle Kaffern sind sich gleich; der Reichste hat nur mehr Rinder. Der Kaffer bezahlt eine Zahl Rinder für seine Braut; bezahlt seine Schuld mit Rindern; bezahlt eine Geldstrafe in Rindern; beginnt Krieg, um Rinder wegzutreiben, und erkauft den Frieden gegen eine Heerde Rinder. Daher treibt der Kaffer in Kriegszeit nur Heerden hinweg; alles Andere zerstört er entweder, oder läßt es, da es in seinen Augen nutzlos und verächtlich, unangetastet.

Die ganze Nation ist in eine Menge Stämme getheilt, die unter Lehnsherren, kleinen Häuptlingen stehen, welche wieder größere, jedoch politisch von einander unabhängige Oberhäupter anerkennen.

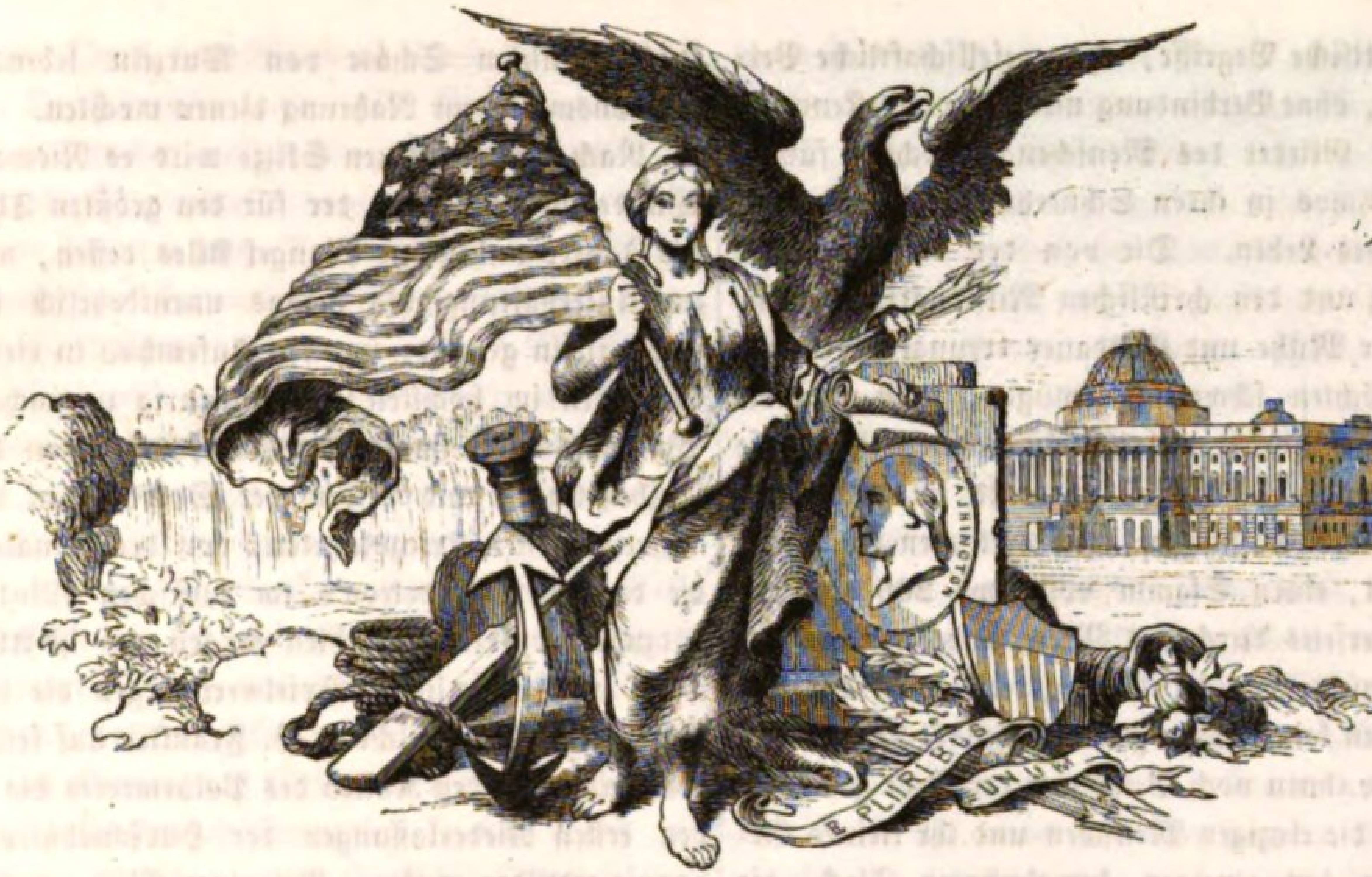
Polygamie ist unter den Kaffern erlaubt, doch da eine Frau nur für einen hohen Preis an Rindern zu erlangen ist, haben nur die Reichen und Häuptlinge einen Harem.

Politisch sind, wie gesagt, die einzelnen Stämme von einander unabhängig, sie machen aber stets gemeinschaftliche Sache, wenn es gilt gegen die Colonie zu kämpfen, aus deren östlichem Theile sie 1812 durch die Engländer vertrieben wurden.

[122.]



Amerika.



I. Nordamerika.

(Sammt Westindien und Central-Amerika.)

1. Die Nordpolargegenden.

Die Nordpolargegenden sind in neuester Zeit vornämlich durch die wiederholten kühnen Expeditionen zur Auffindung einer Nordwest-Durchfahrt bekannter geworden. Die beiden Roß, Parry, und vor Allen der verunglückte Franklin haben zwar ihren Zweck, während des Sommers eisfreie Passage zu finden, nicht erreicht, aber dafür Ansichten einer bis dahin wenig gekannten Region unseres Planeten eröffnet, welche auch für die Wissenschaft von Bedeutung sind. Wir lernen aus ihren Berichten die Natur jener Gegenden kennen, und erstaunen zu gleicher Zeit über die Kraft, Energie und Zähigkeit des Menschengeistes, der im Kampfe mit einer solchen Natur nicht ermüdet.

Die ganze Region nördlich von der fast immer in der Nähe des 70. Breitengrades verlaufenden Küste von Amerika ist ein wildes Chaos von felsigen Inseln und engen, verworrenen Wasserstraßen. Nur gegen Nordwesten zu dehnt sich das Land in größeren Massen aus und das schon im Jahre 983 entdeckte Grönland ist eigentlich ein arctischer Continent, fast von der Größe Australiens.

Was jemals Menschen bewogen haben kann, sich in diese, selbst im Sommer im Eise funkelnden, im Winter mit vieljähriger Nacht bedeckten Gegenden zu verlieren, vermag uns weder Sage noch Geschichte anzudeuten. Die eiserne Nothwendigkeit, welche das ganze Thun des Menschen in Anspruch nimmt, um nur das dürftige Leben zu erhalten, erlaubt dem Geiste nicht, diejenige Spannkraft zu gewinnen, die auf die Festhaltung anderer Gedanken als der Befriedigung der sinnlichen Bedürfnisse gewendet werden müßte. In diesen Gegenden hat die Menschheit keine Geschichte, keine Tradition. Gleichwol sind die südlichen und westlichen Theile spärlich bevölkert mit nomadisirenden Familien eines traurig entarteten Menschenstammes. Ohne Religion, wenn man nicht einige höchst unbestimmte Andeutungen der Zauberei bei wenigen Geschlechtern so nennen will,

ohne sittliche Begriffe, ohne gesellschaftliche Verfassung, ohne Verbindung und fast ohne Kenntniß anderer Glieder des Menschengeschlechts, führen die Eskimos in ihren Schneehütten ein dumpfes, thierisches Leben. Die von der dänischen Regierung und den christlichen Missionarien bei unsäglicher Mühe und Ausdauer errungenen Resultate möchten schwerlich genügen, auch nur die Bildungsfähigkeit dieser verkümmerten Geschöpfe darzuthun. John Roß entdeckte im nördlichen Winkel der Baffinsbai, die arctischen Hochlande genannt, einen Stamm von etwa 200 Köpfen, die, einerseits durch das Meer, andererseits durch eine unübersteigliche Gebirgskette abgeschlossen, bis dahin keine Ahnung davon gehabt hatten, daß es außer ihnen noch Bewohner der Erde gebe, die sich für die einzigen Menschen und ihr kleines Gebiet für den einzigen bewohnbaren Fleck, die ganze übrige Erde für einen starrenden Eisklumpen hielten.

Schon lange, ehe man die nördlichen Küsten von Amerika erreicht, hört jeder Baumwuchs auf; einige dürftige Alpenpflanzen und eigenthümliche, durch säuerlich scharfe Säfte ausgezeichnete heilsame Kräuter bilden während der wenigen Sommerwochen eine kümmerliche Vegetation auf den etwas geschützter liegenden Niederungen, gewöhnlich verschwindend, kleine Oasen in der ununterbrochenen öden Fläche von Fels und Eis. Um diese spärliche Nahrung abzuweiden, zieht der nordamerikanische Hirsch und der zottige Moschusochse im Juli in jene Gegenden und kehrt im September auf dem wieder geschlossenen Eise nach dem festen nahrunggewährenden Lande zurück. Ihnen folgen beutegierig der Wolf und der Bär. Der neun Monate schlafende Polarhase verlockt im Sommer wol den weißen Fuchs in diese Regionen. Sturmvögel und Möven beleben, wenigstens in den südlicheren Theilen, für wenige Wochen den Strand, und der Seehund weiß sich in der oft 10 Fuß dicken Eisdecke einzelne Löcher offen zu halten, um zum Athemholen in die Luft zu kommen, wo ihn dann der Speer des tagelang geduldig harrenden Eskimo empfängt, der in dem Speck sein einziges Brennmaterial, in dem Fleische Nahrung für seine Schlittenhunde, und in den Knochen den Stoff zur Anfertigung seiner Geräthe findet. Das einzige lebende Wesen, welches während ganzer Monate dem Capitain Parry auf der Melvillesinsel Gesellschaft leistete, war eine Schneeeule, der die kleinen unterm Schnee von Wurzeln lebenden Hudsonsmäuse zur Nahrung dienen mochten.

Nach der gegebenen Skizze wird es Niemand Wunder nehmen, daß der für den größten Theil des Jahres unheilbare Mangel Alles dessen, was zur Unterhaltung des Lebens unentbehrlich ist, schon allein genügt, um den Aufenthalt in diesen Gegenden im höchsten Grade traurig zu machen. Was uns auch immer die Schriftsteller von den Entbehrungen und Leiden der Soldaten in den anstrengendsten Kriegsfahrten, von den Qualen, die das Heer Napoleon's im russischen Winterfeldzuge erduldete, erzählen mögen, es ist Alles Tand und behagliches Spielwerk gegen die unsäglichen Leiden, welche z. B. Franklin auf seiner Rückreise von den Küsten des Polarmeeres bis zu den ersten Niederlassungen der Hudsonsbaicompagnie erdulden mußte. Bei einer Kälte, welche zwischen 30° und 40° wechselte, bei der aufreibendsten Thätigkeit, um über Klippen, durch Schnee und Eis sich den Weg zu bahnen, hatten sie nicht tage-, sondern monatelang keine Nahrung bis auf die sogenannte Tripe de roche, dürftige Flechten, welche sie nach Wegräumung des viele Fuß tiefen Schnee's von den Felsen abkratzten, und etwas Leder von alten Schuhen. Meistentheils mußten sie diese widerliche Nahrung roh genießen, denn oft vergingen Wochen, in denen sie aus Mangel an Brennmaterial kein Feuer anzünden konnten, um die fürchterliche Kälte zu mäßigen, in denen sie ihre Nächte, in eine Pferdedecke gewickelt, hinter dem unbedeutenden Schutze einer kleinen Schneewand zubrachten. Die Erreichung eines alten Lagers gewährte ihnen für einige Tage in den unter dem Schnee hervorgesuchten halbfaulen Fellen früher verzehrten Wildes eine köstliche Nahrung. Gegen das Ende der Reise sammelten sie von einigen Rennthierskeletten die sitzengebliebenen Fleisch- und Sehnenfasern und hielten sich durch diesen Vorrath für völlig gerettet, weil sie berechnen konnten, daß sie von den übrigen vierzehn Tagen doch nur sechs zu hungern hätten. Von allen in jenen Gegenden ausgesendeten Expeditionen, die stets mit englischer Liberalität ausgerüstet wurden, hat aber auch Keiner solches Elend zu erdulden gehabt, wie Franklin, Back, Dr. Richardson und ihre Gefährten.

Man kann sich kaum eine Vorstellung davon machen, daß in jenen Gegenden, wo man beständig vom Schnee und Eis umgeben ist, die

größte Qual dem Wanderer durch Sonnenschein und Durst bereitet wird. Die Blendung von der ununterbrochen weißen Fläche, welche schnell gefährliche Augenentzündungen hervorruft, die kochende Hitze der von allen Seiten wie von Brennspiegeln zurückgeworfenen Sonnenstrahlen, zwangen die Reisenden jedesmal, zu ihren Excursionen die Nachtzeit und den niedrigsten Stand der Sonne zu wählen. Der Schnee, welcher bei uns von der Temperatur des Gefrierpunktes eine angenehme Kühlung hervorzurufen geeignet ist, hat dort nie eine höhere Temperatur als 14 ° Kälte und sinkt oft bis auf 38°. Das in den Mund nehmen desselben, weit entfernt, eine Erquickung zu sein, steigert vielmehr durch seine Einwirkung auf die Nerven das Gefühl des Durstes bis zur unerträglichsten Höllenqual, so daß selbst die stumpfen Eskimos, wenn ihnen die Mittel fehlen, den Schnee aufzuthauen, lieber viele Tage lang den Durst ertragen, statt im Schnee oder Eis eine Linderung zu suchen. Ja um das Maß des Unerträglichen in jenem kurzen, traurigen Sommer voll zu machen, ist die Luft daselbst noch mit Moskitos erfüllt, gegen welche nach dem Urtheile derer, die aus Erfahrung sprechen konnten, die kleinen geflügelten Teufel der brasilianischen Urwälder wahre Engel sind.

Wenn man am warmen Kamin von der purpurrothen Winternacht der Polargegenden, dem wunderbaren Funkeln der Sterne, den prachtvollen Strahlgarben des Nordlichts liest, wenn man erzählen hört, wie drei- und vierfache Sonnen, durch farbige Bogen verbunden, am Himmel leuchten und ihre vergoldenden Strahlen auf die azurblau- und silberschillernden Eisberge herabsenden, oder den rothen Karmin des Schnee's noch feuriger färben, so wagt vielleicht die Phantasie, von diesem Glanze entzückt, uns den Wunsch einzugeben: „das möchtest du auch sehen und genießen;“ aber diese einzelnen Glanzpunkte an dem abgestorbenen Ende unserer Erde verschwinden gegen die tiefen Schatten. Wer von fröhlicher Schlittenfahrt heimkehrt zur behaglichen Wohnung, wer für ein Stündchen des Genusses in leichter körperlicher Anstrengung auf Schlittschuhen über die spiegelnde Fläche dahingleitet, mag vielleicht fragen: „Eis und Schnee, was ist's denn weiter? Ein funkelnder Contrast zum Frühlingsgrün, eine nervenstärkende Frische gegen die drückende Juliussonne!“ Aber er hat keinen Begriff von der furchtbaren Bedeutung, welche die Worte „Schnee und Eis“ in jenen Gegenden annehmen. Berg und Ebene, Land und Wasser zeigen Jahr aus Jahr ein ununterbrochen das gestalt- und farbenlose Weiß. Der Eisgehalt der Atmosphäre mit seiner starken Lichtbrechung verwischt vollends die Zeichnung, welche Form von Form abgrenzt, und dankbar erkennt es der Wanderer als eine Erquickung für die ermüdeten Augen, wenn einmal ein durch die Sonne aufgethauter Sumpf, ein vom Sturm entblößter Fels mit schwarzer Farbe aus dem öden, weißen Nichts hervorblickt.

Die Eismassen, welche jene Meere bedecken, haben einen doppelten Ursprung. Nur wenige glückliche Tage gibt es, wo nicht wenigstens zur Mitternachtsstunde das von der Sonne geschmolzene Wasser sich wieder mit einer dünnen Eisrinde bedeckt, und daher bietet in dem größten Theil des Jahres selbst der Salzgehalt des Meerwassers keinen Schutz gegen das Erstarren desselben. Eine Decke von 40—50 Fuß Dicke lagert sich auf dem flüssigen Element. Von Frühlingsstürmen und Fluthen zerbrochen, auf seiner Oberfläche um wenige Fuß verzehrt, schiebt es sich in den sechswöchentlichen Sommern in größeren oder kleineren Stücken, oft in quadratmeilen-großen Feldern, hin und her, um gleich darauf wieder an der Decke zu wachsen und, durch 8 Fuß starkes neuentstandenes Eis aneinandergekittet, für volle zehn Monate lang eine unbewegliche Ebene zu bilden. Dies ist die eine Form des Eises, die für den Schiffer in den engeren Straßen zwischen dem polaren Inselgewirre wenigstens den Vortheil hat, welchen unsere Mägde in ihren Butten und Eimern durch auf das Wasser geworfene Brettchen oder Stroh erreichen. Diese schwimmenden Massen verhindern die Bewegung auf der Oberfläche des Wassers, und mit Ausnahme der weitausgedehnten Baffinsbai, zeigen jene nordischen Gewässer auch beim stärksten Sturm kaum eine geringe Wellenbewegung.

Die Grenze des gletschererzeugenden ewigen Schnee's rückt vom Aequator nach den Polen immer tiefer an den Bergen herab und hat schon früher als in jenen Gegenden den Meeresspiegel erreicht. Wer bei einem erquickenden Sommerausflug auf dem Wege von Realp nach der Grimsel die Ufer des todten See's streift, wandelt hier auf festem sandähnlichen Schnee, welcher, das Ufer des See's bildend, noch tief unter dessen

Spiegel hinabläuft. Aehnliche Erscheinungen in größerem Maßstabe zeigt die Polarregion. Von den Bergen herab, durch die kahlen Felsenschluchten steigen hier die Gletscher bis tief in das Meer hinein. Das in einer Eisspalte frierend sich ausdehnende Wasser löst den Zusammenhang tiefer Massen, und ein Sturm, eine Fluthwelle führt den Fuß dieser Gletscher hinaus in's offene Meer, wo sie den Schiffer als schwimmende Inseln der furchtbarsten Art bedrohen. Wegen ihrer Schwere nur etwa mit dem siebenten Theile hervorragend, stellen sie sich gleichwol häufig als 200 — 300 Fuß hohe Berge dar. Unter dem Wasser scharf vorspringende Eiszungen zerschneiden nicht selten den Boden des unvorsichtig nahenden Schiffes. Das wärmere Grundwasser höherer Breiten nagt an dem untergetauchten Theile, der Schwerpunkt ändert sich, der ganze Koloß stürzt um und zerschmettert das unglückliche Schiff, welches zufällig unter ihm durchfuhr. Vom Winde getrieben, jagen diese Massen mit rasender Schnelle über die tobende Meeresfläche, und der schwergebaute Wallfischfahrer, den sein Geschick zwischen zwei zusammenstoßende Massen der Art führt, wird im Augenblick im eigentlichsten Sinne des Wortes zersplittert und das Holz oft durch die furchtbare Reibung in Flammen gesetzt. Zwischen diesen gewaltigen, jeder menschlichen Kraft hohnsprechenden Massen hindurch soll sich der Schiffer seine Bahn brechen. Brechen? Nein! kümmerlich suchen und erbetteln. In dem kaum sechswöchentlichen Zeitraum der möglichen Schifffahrt schiebt nur ein Sturm die schwimmenden Felder so zusammen, daß schmale, jede Stunde wechselnde Kanäle zwischen ihnen sich öffnen. Der Schiffer dringt ein; ein paar tausend Schritt ist er vorgerückt; da schließen sich die Massen wieder! in furchtbarem Drucke erkracht das Schiff, wird vielleicht 10 Fuß aus dem Wasser gehoben oder auf die Seite geworfen, und liegt so wochenlang gefesselt, bis ein neuer günstiger Sturm eine neue Bahn für den Fortschritt einer Meile geöffnet. Glücklich ist noch der Schiffer, der eine vielleicht höchst gefährliche offene Rhede erreicht, und dem die Natur in wenigen Minuten durch strandende Eismassen einen sicheren Hafendamm baut, gegen den selbst die riesenhaften Werke von Plymouth und Cherbourg klein erscheinen.

Das Furchtbarste aber sind die kleineren Eismassen in der Bewegung des Sturms. Vergebens würde man versuchen, sich eine Vorstellung von dem zu machen, was der Schiffer hier im Bewußtsein seiner gänzlichen Hülflosigkeit fühlen muß. Man denke daran, daß das Eis Stein ist, ein schwimmender Felsen, nicht weniger fest, als die Klippe von Granit. Stelle sich vor, wer es vermag, daß diese Felsen von Krystall im rasenden Sturm durch eine enge, klippenbegrenzte Straße gejagt werden, daß sie wie Berge in Bewegung mit dem Krachen des Donners zusammentreffen, aneinander zersplittern, sich überstürzen, das Meer hoch in schäumende Wellen aufwühlend, während die flacheren Eisfelder, vom Wind und Strom gegen diese Massen oder gegen das Ufer getrieben, sich 40 Fuß hoch emporbäumen, sich überschlagen und so das betäubende Geräusch und den schäumenden Gischt dieses eisigen Höllenschlundes wo möglich noch steigern. In diesem Toben der überlegenen Kräfte, bei diesem jeden Augenblick in neuer Gestalt drohenden Verderben ist der Seemann zur peinlichsten Unthätigkeit verdammt. Kein Kampf um sein Leben ist ihm vergönnt, ihm bleibt Nichts, als die folternde Aufmerksamkeit, mit welcher er dieses wahnsinnige Spiel dämonischer Mächte fixiren muß, um den vielleicht einzigen günstigen Moment zur Rettung nicht zu übersehen.

Als wäre es mit all' diesem noch nicht genug, um die menschliche Ausdauer auf die härtesten Proben zu setzen, müssen den Schiffer in diesen Gegenden auch noch seine gewohnten Führer verlassen. Die einzige Zeit der Schifffahrt ist der auf den klaren Winter folgende sechswöchentliche Sommer, der zum größten Theil mit finstern Wolken, Sonne, Mond und Sterne, die freundlich führenden Himmelslichter, und mit dicken Nebeln, die auch nur wenige hundert Schritt entfernten Landmarken verdeckt. Der der Richtung nicht mehr sichere Schiffer eilt zum alten treuen Gefährten, zum Compaß. Umsonst! Die träge Nadel zeigt unverändert nach der Spitze des Schiffes. In der Nähe des magnetischen Pols hat der Magnet seine Richtungskraft verloren, und der Eisenbeschlag des Kiels zieht ihn stärker an als sein eigener Pol.

Außer den Bereicherungen unserer geographischen Kenntnisse haben die Nordpolerpeditionen vorzüglich dazu beigetragen, unser Wissen über den Erdmagnetismus zu erweitern. Wenn die Chinesen in ihrer Alles umkehrenden Sonderbarkeit

auch den Magnet als einen Zeiger des Südpols betrachten, so würde doch ein Streit mit ihnen nur der bekannte Streit der Nachtwächter sein, ob es richtiger sei, „der Glock“ oder „das Glock“ zu sagen. Die Magnetnadel zeigt weder nach dem Nord=, noch nach dem Südpol. Nur ein paar Linien auf der Erde gibt es, wo sie, für ihr eigentliches Wesen aber rein zufällig, diese Richtung hat. Ueberall sonst weicht die Nadel, je nach dem Ort, bald mehr, bald weniger, bald westlich, bald östlich, von der nördlichen Richtung ab. Es bedarf keines Nachweises, wie wichtig es für den Seemann ist, die eigentliche Richtung der Nadel an jedem Orte zu kennen, um darnach zu steuern, und das hat dem Studium des Erdmagnetismus eine so große praktische Bedeutung gegeben. Die verschiedenen Beobachtungen, besonders die von Parry auf seiner Reise nach der Melvillesinsel, wobei sich die Nadel geradezu umkehrte und mit dem Nordpol nach Südwest, Süd und Südost wies, zeigten, daß der anziehende Punkt, welcher die Richtung des Magnetes bestimmt, in bedeutender Entfernung vom Erdpol liegen müsse. Dem jüngeren Roß glückte es, diesen Punkt am 1. Juni 1831 zu erreichen.

Vielleicht wird Mancher unangenehm enttäuscht, wenn er erfährt, daß dieser so bedeutungsvolle Punkt, der eins der wichtigsten Geheimnisse im Leben unserer Erde bedeckt, auch durch gar Nichts, nicht einmal durch einen irgend hervorragenden Berg sich auszeichnet. Ein weites, ödes Sandufer breitet sich nach allen Seiten in prosaischer Gemeinheit aus und erhebt sich, einige hundert Schritte vom Meere, zu niedrigen kahlen Dünen. Diese Enttäuschung mag sich dann vielleicht in der unwilligen Frage Luft machen: Ei, woher wußte denn Herr Roß, daß er diesen Pol wirklich erreicht hatte? Die Frage verdient allerdings eine Antwort; denn die Richtung der Magnetnadel konnte den Pol nicht anzeigen, da dieselbe schon in meilenweiter Entfernung von ihm so träge ist, daß sie in jeder Stellung stehen bleibt, welche man ihr zu geben für gut findet.

Diese auffallende Unthätigkeit der Nadel in der Nähe des Pols und die Möglichkeit, diesen Pol mit Sicherheit zu bestimmen, beruhen aber auf einer und derselben Eigenthümlichkeit. Die gewöhnliche Magnetnadel ist so construirt, daß sie kaum anders als in horizontaler Richtung sich bewegen kann, und, dadurch verführt, hat man lange geglaubt, daß sie nach dem Nordpol oder doch nur horizontal vom Erdpol abweichend, nach der Himmelsgegend des magnetischen Pols hinweise. Construirt man aber einen Magnet so, daß er einem äußerst leicht beweglichen Wagebalken gleicht, so zeigt die Beobachtung, daß dieser Magnet nur auf einer einzigen Linie auf der Erde, die etwas vom Aequator abweicht, genau wagerecht steht, daß dagegen nach Süden von dieser Linie der Südpol, nach Norden der Nordpol sich der Erde zuneigt, und daß diese Neigung immer stärker wird, je mehr man sich dem magnetischen Pol nähert. Eigentlich ist daher die Richtung der Magnetnadel überhaupt keine nach einer bestimmten Himmelsgegend zeigende, sondern sie weist auf einen Punkt unter der Oberfläche der Erde, in welchem sich die magnetischen Kräfte concentriren. In der Nähe dieses Punktes kann also von einer Richtung nach bestimmten Himmelsgegenden durchaus nicht mehr die Rede sein; die nur horizontal schwingende oder Declinationsnadel wird also unthätig; dagegen wird die nach Art eines Wagebalkens aufgehängte, die Inclinationsnadel, immer mehr sich neigen, je näher man dem Punkte kommt, und endlich, wenn man diesen Punkt erreicht hat, senkrecht in's Innere der Erde hineinweisen; und das ist das Mittel, wodurch Roß den magnetischen Pol bestimmte.

Aus dem Mitgetheilten erhellt, daß nur an Geist und Körper kräftige Männer, nur entschlossene Charaktere, den Aufgaben einer Nordpolexpedition gewachsen sind, und daß hier nicht der Erfolg als Maßstab des Verdienstes und der Achtung gelten kann, wie denn John Roß, der durch seine Ausdauer, Festigkeit und Kenntnisse die höchste Bewunderung verdient, fast in allen seinen Unternehmungen verhältnißmäßig unglücklich gewesen. Manche seiner Behauptungen erwiesen sich bei späteren Expeditionen als Täuschungen oder Irrthümer.*) [190. 237.]

*) Die so lange gesuchte Nordwest-Passage wurde endlich von M'Clure 1850 entdeckt, doch ist diese Passage von keiner großen Bedeutung für Schifffahrt und Handelsinteressen. Sie besteht in dem Canal, welcher zwischen Barings-Insel und Prinz-Alberts-Land (vormals zusammen Banksland) hindurchgeht. (S. Gumprecht's Zeitschrift, I. 321.)

2. Das Volk der Eskimos.

Die Einwohner des Eskimolandes nennen sich selbst „Innuit,“ was in ihrer Sprache „Mann“ bedeuten will. Die Bezeichnung Eskimos soll aus einer Verderbung von „Eshkimai,“ d. h. Roh=Fisch=Esser, entstanden sein, ein Spottname, welchen ihnen ihre nächsten Nachbarn beilegten. Sie sind eine der am Weitesten zerstreuten Völkerschaften, denn sie beherrschen 140 Längengrade oder eine Ausdehnung von 3500 Meilen. Allein dieser ungeheuere Flächenraum ist sehr dünn bevölkert. Die natürliche Beschaffenheit der Gegend und des Klima's scheinen sich einer raschen Zunahme der Einwohnerschaft oder einer dichteren Ansammlung von Gemeinden zu widersetzen, eine ungefähre Schätzung der Küste von West=Eskimoland — das Innere ist uns unbekannt — ergibt nicht mehr als drei Seelen auf zwei Quadratmeilen.

Beide Geschlechter sind wohl gebaut, rüstig, stark von Muskeln und rührig. Die Hände und Füße sind klein und schön geformt. Ihre Größe ist verschieden: in den südlichen Gegenden sind manche Personen sechs Fuß hoch; in den nördlichen findet eine merkliche Abnahme statt, jedoch keineswegs in dem Grade, wie man zu schildern pflegt.

Ihr Antlitz ist flach, die Wangenknochen springen vor, die Augen sind klein, tiefliegend und gleich den Augenbrauen schwarz. Die Nasen sind breit, die Ohren lang und gewöhnlich durch Anhängung schwerer Zierrathen noch mehr verlängert; der Mund ist wohl geformt, die Lippen sind dünn, und bei den Männern durch dicke Pflöcke oder runde, elfenbeinerne Lippenstöcke verzerrt.

Während des Winters sind die Eskimos häufig durch die übermäßige Kälte genöthigt, dieselben abzulegen. Hiernach ließe sich annehmen, daß der Gebrauch nicht in der kalten Zone entstanden, sondern eingeführt und beibehalten sei. Wir wissen, daß die Azteken vom Norden kamen, und vermögen ihre Spur mit ziemlicher Gewißheit bis zu dem Breitengrade der Straße Juan de Fuca nachzuweisen; wir dürften daher wol fragen können, ob nicht die Eskimos aus derselben Gegend gekommen seien oder wenigstens jenen Gebrauch angenommen haben, als sie in milderen Gegenden lebten? In Meriko wurden die Lippenstöcke nur von den Kriegern getragen; bei den Eskimos bedient sich jeder Mann ohne Unterschied derselben, allein in der Gesellschaft jener bildeten die Krieger eine besondere Klasse, bei diesen übte ein Jeder den Waffendienst. Ihr wirklicher Name „Innuit“ (Mann) zeigt die hohe Achtung, die sie vor sich selbst haben. Ebenso ist der Umstand beachtenswerth, daß die Lippenstöcke nur im westlichen Eskimolande getragen werden. Das Haar ist schwarz, straff und grob; die Männer scheeren es auf der Scheitelhöhe ab wie Kapuziner, und lassen nur ein etwa zwei Zoll breites Band um den Kopf herum stehen, welches nach dem Nacken zu an Länge zunimmt.

Der Besitz eines Bartes ist äußerst selten, wogegen ein leichter Schnurrbart öfter vorkommt.

Die Tracht der Eskimos eignet sich vortrefflich für die Gegend; schwerlich macht man sich einen Begriff von der großen Annehmlichkeit, welche dieselbe im polarischen Winter gewährt. Die Kleider bestehen in einem doppelten Anzuge von gleicher Form und Größe, der ganze Unterschied zwischen dem oberen und unteren besteht darin, daß letzterer das Pelzwerk dem Körper zukehrt, während es bei dem oberen die Außenseite einnimmt. Die Stiefel, Hosen und Oberkleider sind aus Rennthierfell gemacht; die Unterkleider aus Rennthierfell oder dem Balge eines pelztragenden Thieres. Die Männer tragen einen Ueberwurf, der etwas über die Knie nieder reicht und von einem Gürtel fest um den Leib gehalten wird, woran hinten der Schweif irgend eines Thieres sitzt. Eine geschmackvoll mit Wolffell verzierte Kapuze ist an dem Oberkleide befestigt und macht jede andere Kopfbedeckung überflüssig. Die Hosen reichen etwas unter die Knie, und fassen unter die Stiefeln, welche mit denselben durch eine Schnur zusammengehalten werden. In den Schuh der Stiefel wird Stroh gelegt, das häufig erneuert wird, und sehr warm halten soll. Di. Handschuhe sind in der Regel aus dem Felle des Rennthierkalbes ge=

macht; da sie indeß nicht genug gegen die Kälte schützen, so werden große, dicke Fausthandschuhe darübergezogen. Während des Sommers dient bei der Jagd auf Wallfische und Seehunde ein Ueberzug von Wallfischdarm und Stiefeln von Seehunds- oder Wallroßfell als wasserdichte Bekleidung. Der Walguti, ein Beutel zur Aufbewahrung von Pfeifen, Tabak, Stein und Stahl, oder in Ermangelung der letzteren Gegenstände, zweier Holzstäbe zur Anmachung von Feuer, wird an dem Gürtel befestigt, und ergänzt den Anzug. Die Kleidung der Frauen ist nur wenig verschieden.

Die Waffen der Eingeborenen eignen sich mehr für die Jagd als für den Krieg. Ihre Speere sind aus Treibholz, namentlich aus Tannenholz verfertigt und mit knöcherner Spitze versehen, welche die Zähne der Wallrosse liefern. Ihre Lanzen, Wurfspieße und Pfeile bestehen aus demselben Material, und sind mit Spitzen von Flintensteinen, Knochen, Schiefer oder Elfenbein versehen. Ihr Bogen, wo möglich aus Buchenholz gemacht, wird sehr sinnreich mit Strängen aus sauber bereiteten Rennthiersehnen gespannt; die feinen Sehnen werden gedreht, und gleich den Haaren eines Geigenbogens nebeneinander gelegt. Die alten Elfenbeinmesser und Beile aus Flintenstein sind durch gewöhnliche europäische Schneidemesser und Aexte verdrängt, welche die Russen in's Land gebracht haben.

Thierische Nahrung ist in Fülle vorhanden und bildet den hauptsächlichsten Lebensunterhalt. Sie besteht vorzugsweise aus Wild, Seehunds-, Wallfisch- und Wallroßfett. Das Fett wird nie gekocht, sondern als ein Leckerbissen betrachtet und den Kindern als solcher gereicht. Das Wallroßfett schmeckt nicht übel; ich habe manches gekostet, das große Aehnlichkeit mit Käse hatte. Man scheint sehr gleichgültig darüber zu sein, ob die Speise roh oder gekocht, frisch oder alt ist. Das Wildfleisch ist immer, wenn es gekocht wird, von reichlicher Thransauce begleitet. Der Thran wird zuweilen mit Beeren gesättigt und bildet dann ein Gericht, welches auf dem Küchenzettel der Eingeborenen obenan steht. Fisch wird roh gegessen und bildet gewöhnlich den Unterhalt auf Reisen. Man bewahrt ihn auf, indem man ihn in der Sonne trocknet oder unmittelbar nach dem Fange in das gefrorne Erdreich gräbt.

Das Getränk ist Wasser; bei recht kaltem Wetter aber wird Thran getrunken, der nach der Versicherung der Eingeborenen dem Körper eine höhere Wärme verleiht. Berauschende Getränke sind glücklicher Weise diesen nördlichen Völkern unbekannt, nur am Norton-Sunde scheint der beständige Verkehr mit russischen Kaufleuten eine Vorliebe dafür erweckt zu haben.

Die Schlitten der Eskimos sind aus Holz und unterscheiden sich von denen aller anderen Völker. Sie messen 12 Fuß in der Länge, 2 Fuß 6 Zoll in der Höhe, 2 Fuß in der Breite und sind am Vordertheile leicht nach aufwärts gekrümmt. Die Schleifen derselben sind schmal und mit den Kinnladen des Wallfisches beschlagen, die mit hölzernen Pflöcken befestigt werden. Der Kasten des Schlittens gleicht einem Gitterwerk ohne Lehnen und befindet sich einen Fuß hoch über dem Schnee. Stränge von Rennthiersehnen, Wallroßhäute und Wallfischknochen sichern ihn auf allen Seiten, so daß er ein Gewicht von 500 bis 700 Pfund zu tragen vermag.

Die Wohnungen oder Yourts gleichen denen der östlichen Eskimos nicht; sie sind nie aus Schnee errichtet, sondern mit größerer Festigkeit aus Treibholz hergestellt. Sie stecken mehr als zur Hälfte unter der Erde und liegen in der Regel auf niedrigen, wo möglich sandigen Stellen. Eine Grube von etwa 20 Fuß in's Quadrat und 8 Fuß Tiefe wird an den Seiten mit Stämmen dünner Bäume ausgefüllt und jeder Zwischenraum mit Moos ausgestopft. Die reicheren Leute schlagen diese Abtheilung mit Brettern aus, welche zuvor mit der Art anschließend gemacht wurden. Die Dächer bilden über der Mitte eine große, viereckige Oeffnung, durch dieselbe fällt das Licht und entweicht der Rauch. Sonst ist das ganze Dach mit Rasen bedeckt. Der Eingang ist unter der Erde und bildet einen Gang von 30 bis 40 Fuß Länge, welcher mit dem Boden der Wohnung in gleicher Höhe liegt und eine östliche Richtung vom Hause einnimmt. An jedem Ende ist ein kleiner Raum, wovon der eine mittelst eines Loches zur Wohnung und der andere in's Freie leitet. Der letztere dient zum Abschütteln des Schnee's von der Kleidung, bevor man in die warme Hütte tritt. Beide Oeffnungen sind sorgfältig mit Rennthierhäuten verschlossen, um der Kälte den Zugang zu wehren. Die Seitenwände der Wohnungen sind bis auf die Eingangsseite zu Schlaf-

stätten bestimmt. Die Bettstellen sind einfache Bretter, welche sich auf Unterlagen von Baumstämmen 18 Zoll hoch über die Erde erheben. In einzelnen Hütten sind Weidenzweige darauf gestreut, über die zur Nachtzeit die Häute gebreitet werden. Etliche Steine bilden die Feuerstätte, sie wird gleich dem übrigen Mittelraume mit losen Brettern belegt, welche entfernt werden, wenn ein Feuer angezündet werden soll. Die viereckige Oeffnung ist mit einem Stück Wallfischblase bedeckt, welche Licht durchläßt, und stark genug ist, um heftigem Schneefall zu widerstehen. In jeder Ecke befindet sich ein ausgehöhlter Stein, der Oel enthält; ein kleines Moos bildet den Docht. Dies ist die Lampe, über welcher eine Art Netzwerk zum Trocknen feuchter oder nasser Kleider angebracht ist. Das Feuer in der Mitte wird nie der Wärme wegen angezündet, da die Lampen dafür ausreichen, größere Hitze würde ein Thauen des Daches veranlassen und folglich die ganze Wohnung mit Feuchtigkeit anfüllen.

Das Innere mancher Hütten wird nett und sauber gehalten; man wird von der darin herrschenden Behaglichkeit überrascht. Die Lampen verbreiten Licht und Wärme, und wenn der Reisende seine nassen Kleider abgelegt hat und im Schutze vor dem draußen stürmenden Schneewetter sich behaglich auf dem weichen Felle niederstreckt, so verschwindet schnell das mitleidige Bedauern, welches er mit der Lage der armen Eskimos empfand, und er überzeugt sich, daß im Verhältniß zu der niedrigen Civilisation ihre Lebensweise keineswegs so jämmerlich ist, wie man wol annimmt. Die Aufnahme geschieht immer in folgender Weise: Zuerst wird dem Ankömmlinge vorgesetzt, was die Speisekammer vermag; dann folgt ein Tanz, welcher von Gesängen begleitet wird, und bei dem sich Alle beeifern, das Wohlgefallen des Fremden zu erregen. Nach dieser Vorstellung überreicht ihm Jeder ein kleines Geschenk: obwol man einer Gegengabe gewiß ist, so wäre es doch ungerecht, die unverkennbare Gastfreundlichkeit und das Bestreben, zu erfreuen, in Abrede zu stellen.

Selten findet man ein Dorf ohne ein eigenes Tanzhaus. Dieser Bau wird durch vereinte Kraft der ganzen Gemeinde errichtet und in derselben Weise wie die Wohnungen ausgeführt, jedoch größer und so, daß der Fußboden drei Fuß über der Erde liegt, damit ihn weniger Feuchtigkeit treffe. Die Wände sind mit Tambourins und zuweilen auch mit hölzernen Masken geziert; ringsum brennen Lampen, zu deren Fettbedarf alle Bewohner beisteuern.

Wenn die Sommerwärme den Schnee schmelzt, so bedeckt sich der Fußboden der Winterhütten einige Zoll hoch mit Wasser, und zwingt zur Zuflucht in die Zelte. Die Zelte werden aus ungegerbten Rennthierfellen gemacht; sie haben eine Kegelform und sind ohne Oeffnung an der Spitze, da niemals Feuer darin angezündet wird. Ihre Errichtung erfordert wenige Minuten und eben so schnell geht der Abbruch. Ein kleines, sorgfältig unterhaltenes Feuer am Eingange bewahrt vor den Moskitos.

Die Regierung — wenn das lose Band, das einen Eskimostamm zusammenhält, diesen Namen verdient — ist eine Vermischung monarchischer und republikanischer Formen, Sklaverei selbst in ihrer mildesten Gestalt ist gänzlich unbekannt; Jedermann steht auf gleicher Stufe mit allen übrigen Bewohnern der Gegend. Nur ein erbliches Oberhaupt wird von Allen anerkannt, dessen Befugnisse jedoch sehr beschränkt sind. Es wird ihm kein Tribut von seinen Untergebenen gezollt, noch steht ihm ein Recht zu, über die Arbeit oder das Eigenthum derselben zu verfügen. Der Abschluß von Verträgen und die Ertheilung der Erlaubniß, auf dem Gebiete des Stammes zu jagen, scheint die gesammte Ausdehnung seiner Macht zu sein.

Die Entfernungen, in welche die Eskimos zum Austausch ihrer Felle reisen, sind erstaunlich. Manche Eingeborene der Hotham-Bucht waren auf Kap Bisburne sehr gut bekannt, und sogar bis nahe an die Barrowspitze gekommen. Die weiten Schnee-Ebenen scheinen ihr Element zu sein. Begleitet von ihren Schlitten, gehen sie bis 25 engl. Meilen den Tag; wenn die Nacht anbricht, breiten sie ihre Rennthierfelle aus und schlafen trotz des unbarmherzigsten Wetters so sanft wie in ihren Hütten.

Jagen und Fischen bilden fast die einzige Beschäftigung der Männer. Bei der Beschränktheit ihrer Werkzeuge wird ein großer Scharfsinn dazu erfordert.

Im Sommer befinden sich die Eskimos in einem Ekel erregenden Zustande des Schmutzes; im Winter scheinen sie völlig das Gegentheil, obgleich ihr Abscheu vor dem Waschen auf die Spitze

getrieben ist. Bei Gelegenheit waschen sie den Körper wol einmal mit einer gewissen thierischen Flüssigkeit, allein auch dies geschieht selten genug.

Ihr Benehmen beim Essen zeigt die einfachste Natürlichkeit. Eine hölzerne Schüssel mit Fleischstücken und ein anderes Gefäß mit Thran wird in den Mittelraum gestellt, wo sie sich kauernd niedersetzen. Ein Jeder wählt das Stück, welches ihm am Meisten zusagt. Wenn er es zu groß findet, um auf einmal in den Mund zu gehen, so zerlegt er es in folgender Art: Ein Ende des Fleischstückes wird mit den Zähnen erfaßt, das andere mit der linken Hand, während die rechte die Trennung vornimmt, so daß das Messer in gefährlicher Nähe der Nase vorbeispaziert. Zuweilen wird das Mahl mit einem Gericht Beeren, die mit Seehundsthran getränkt sind, beschlossen. Hierauf wird geraucht und das Frühstück, Mittagsmahl oder Abendbrot, wie man es nennen will, ist zu Ende. Die große Verschiedenheit unserer Nahrung und die Art, die Speisen zum Munde zu führen, verursachte anfänglich große Verwunderung, doch machte sie einen so günstigen Eindruck, daß sich die Leute bei verschiedenen Gelegenheiten zur Befolgung unserer Sitte bestimmen ließen. Löffel und Gabeln stiegen im Ansehen und bald war es nicht mehr nöthig, daß wir uns bei unseren Ausflügen in die Umgegend von Kotzebue-Sund selbst damit versahen. Die Frauen essen für sich allein; es ist ihnen nicht gestattet, mit den Männern zusammen zu essen, was an die Herrschaft desselben Gebrauchs in Ekuador erinnert.

Ihre Gesänge bewegen sich gleich denen aller Ureinwohner Amerika's in dumpfen Weisen und sind ohne Rhythmus. Durch die Weisen erhalten sie einen schwermüthigen Ausdruck, und der Mangel an Rhythmus macht es schwer, sie im Gedächtnisse zu behalten. Die Wirkung derselben auf das Ohr des Europäers ist unbefriedigend und ihr Ende erscheint wie abgebrochen und unnatürlich.

Die bei den Eskimos gängigen Lieder scheinen die Anzahl von vieren nicht zu überschreiten; sie werden nur zur Begleitung der Tänze angewendet. Musik scheint überhaupt von geringer Wirkung auf sie zu sein, wenigstens machten unsere Geigen und Flöten keinen Eindruck. Die Harmonika erregte ihre Neugierde, weniger durch die Töne selbst, als durch die Art, wie sie hervorgebracht wurden. Die Frauen beschwichtigen ihre Kinder nicht durch Ammenlieder, sondern schieben ihnen ein Stück Talg in den Mund, was dieselbe beruhigende Wirkung zu haben scheint.

Ihr Tanz ist von der rohesten Art und besteht einzig in heftigen Bewegungen der Arme und Beine. Gewöhnlich wird er von einem Manne ausgeführt, doch können sich mehrere Personen zu gemeinschaftlichem Tanze verbinden. Der Tänzer ändert vor dem Beginne in der Regel die Kleidung. Er zieht einen weißen Rock und Handschuhe an und legt eine Binde um den Kopf, in welcher mitten auf der Stirn ein Vogelschnabel oder eine Thierschnauze, und über jedem Ohr eine Feder angebracht ist. Er beginnt mit heftigem Aufstampfen des rechten Fußes, streckt die Arme mit ungestümen Bewegungen aus, wirft einen schrecklichen Blick auf den Kreis der Zuschauer und schüttelt das Haupt. Dann bedient er sich des linkes Fußes, und fängt nach einer Verbeugung wieder mit dem rechten an. Die Anstrengung ist zu heftig, um lange ertragen zu werden, deshalb lösen sich die Tänzer öfters ab. Zuweilen nehmen mehrere Männer am Tanze theil, und hin und wieder werden auch die Frauen zugezogen. Diese beschränken sich darauf, den Körper zu bewegen und mit den Armen zu wehen, ohne die Stellung zu verändern, oder die Füße zu regen. Die Männer stoßen bisweilen ein Jauchzen aus, die Frauen äußern nie einen Ton.

An Stärke der Nachahmung kommen die Eskimos beinahe den Chinesen gleich. Wenn sie irgend einen Gegenstand, dessen Anwendung ihnen vortheilhaft schien, bei uns sahen, so bemühten sie sich unablässig, denselben nachzuahmen, und gewöhnlich gelang es ihnen dem Anscheine nach. Messer, Gabeln, Löffel wurden nachgeahmt und sogar einmal der Versuch mit einer Geige gemacht, die freilich nicht einen einzigen wohlklingenden Ton hervorbrachte.

Der Charakter der Eskimos ist eine Mischung von guten und schlechten Eigenschaften. Gastfreundlichkeit wird nie von ihnen verläugnet. Bei ihren Mahlzeiten behauptet der Fremde einen Vorzug und das Beste, was das Haus besitzt, wird ihm vorgesetzt. Unter sich beobachten sie die strengste Ehrlichkeit; gegen uns wurde es nicht so streng genommen; verschiedene Gegenstände kamen

uns weg, da diese jedoch für sie von unschätzbarem Werthe waren, so verdient dies eine mildere Beurtheilung.

Ihre Neigung für Kinder ist groß; allein die Behandlung richtet sich nach dem Geschlechte. Ein Knabe wird gehätschelt, während ein Mädchen im frühesten Alter zur Sklavin wird. Mütter wie Väter haben in dieser Hinsicht gleiche Ansicht und zeigen Beide Bedauern bei der Geburt eines Kindes vom weiblichen Geschlechte. Kindesmord, ein bei den Wilden so häufiges Verbrechen, scheint hier jedoch nicht vorzukommen, allenthalben wurde es mit Zeichen der Entrüstung in Abrede gestellt. Vertauschung von Kindern findet nie statt.

Die Frauen werden, wenn auch nicht ebenbürtig, doch mit größerer Rücksicht behandelt, als es bei ungesitteten Völkern der Fall zu sein pflegt.

Hohes Alter erfährt keine Verehrung, sondern ist im Gegentheil der Verspottung, ja der Mißhandlung ausgesetzt. Die bejahrten Leute haben jedoch nie Mangel an Nahrung zu erdulden, noch werden sie auf öder Steppe einem langsamen Tode ausgesetzt, wie dies von den Eskimos der Ostseite Amerika's berichtet wird.

Die Todten werden nicht in die Erde gescharrt; die Leichname sammt den Kleidern, Schmucksachen, Waffen und sonstigen Geräthen des Verstorbenen werden in eine Wallroßhaut gehüllt und auf eine etwa 3 Fuß über dem Boden gemachte Erhöhung gesetzt. Auf eine Himmelsrichtung wird dabei keine Rücksicht genommen. Man bedeckt sie mit Brettern, und diese werden wieder von Baumstämmen beschützt, welche kegelförmig in die Erde getrieben werden und stark genug sind, um wilde Thiere zurückzuweisen.

Die Eskimos der Gegend, welche hier in Rede steht, scheinen mit Ausnahme einer geringen Zahl am Norton-Sunde, die zur griechischen Kirche bekehrt ist, Nichts von Religion zu wissen. Ihre Vorstellungen von der Zukunft sind höchst unbestimmt. Sie glauben, daß nach dem Tode ein gewisser Grad von innerem Bewußtsein fortbesteht. Die Krähe wird für den Urheber der Welt gehalten und man hegt eine hohe Meinung von ihrer Klugheit; aber von Verehrung ist darum keineswegs die Rede. Sie ward uns allenthalben als Ziel für unsere Kugeln angewiesen, wahrscheinlich in dem Glauben, daß wir sie nicht zu tödten vermöchten. In wie weit dieser Glaube erschüttert wurde, wenn der Vogel gleich anderen niederfiel, vermag ich nicht zu sagen. [202.]

---

3. Bedeutung des Wallfischfanges.

Die Familie der Cetaceen hat zwei Geschlechter aufzuweisen, von denen wenigstens das eine schon seit dem zwölften Jahrhundert ein Gegenstand der emsigsten Nachstellungen ist, es ist Balaena (das andere Physeter).

Die Gattung, auf welche der Wallfischfang vorzüglich gerichtet wird, ist B. mysticetus, der gemeine oder grönländische Wallfisch, das größte von allen bekannten Thieren. In den frühesten Zeiten der Schifffahrten der Holländer nach dem Eismeere zur Aufsuchung einer nordöstlichen Durchfahrt nach Indien, wodurch die eigentliche Heimath dieser Thiere entdeckt wurde, soll man Individuen gefangen haben, die 120, 160, ja 200 Fuß Länge, und 3000 Centner Gewicht hatten. Heutzutage trifft man Riesen von so ungeheurer Größe nicht mehr, die größten, welche man jetzt fängt, sind 60 Fuß lang und 1000 Centner schwer; allein auch diese Größe ist noch immer ansehnlich genug, um den Wallfisch zum Riesen der animalischen Schöpfung zu machen. Man verfolgt ihn bekanntlich der Barten wegen, die das Fischbein liefern, und des Thrans halber, von dem ein mittelmäßig großes Individuum 100 Tonnen gibt, während es an Fischbein etwa $^1/_2$ Tonne enthält.

Als Spitzbergen im Jahre 1596 entdeckt war, wurde das angränzende Eismeer der Schauplatz einer außerordentlichen Verfolgung des Wallfisches. Holländer, Hamburger, Franzosen und Dänen nahmen den thätigsten Antheil an derselben, und jenes nordische Land wurde in gewisse Bezirke eingetheilt, von denen Einer jeder der genannten Nationen zugetheilt wurde, um an den

Küsten desselben das einträgliche Gewerbe zu betreiben. Aber die Holländer gewannen durch größere Betriebsamkeit bald das Uebergewicht, ihr Wallfischfang nahm so zu, daß sie an dem nördlichen Gestade von Spitzbergen ein ansehnliches Dorf anlegen mußten, zu dem die Häuser in Holland gezimmert worden waren, um mit aller Bequemlichkeit hier in der eigenen Heimath des Thieres den Speck sieden zu können. Der Ort erhielt den Namen Smeerenberg; er war der große Sammelplatz der holländischen Fischerei, deren Flotten Proviantschiffe im Gefolge hatten, welche die eisige Kolonie mit Allem versorgten, was zum Lebensunterhalt der kühnen Seeleute erforderlich war, ja es gab hier reichlich assortirte Kaufläden, treffliche Wirthshäuser u. s. w., so daß man in einem Abstande von 11° vom Pol der Erde viele der Annehmlichkeiten und Genüsse sich verschaffen konnte, welche das üppige Leben der damaligen Welthandelsstadt Amsterdam nur immer erheischte. Es wird besonders angeführt, daß Matrosen und Arbeiter jeden Morgen zum Frühstück mit demjenigen versorgt wurden, was ein Holländer als einen sehr großen, aber nothwendigen Luxusartikel ansieht, — mit heißen Waffeln! Man rechnet, daß zur Zeit der größten Blüthe des holländischen Wallfischfangs, etwa gegen das Jahr 1680, an 260 Schiffe und 14,000 Seeleute damit beschäftigt waren. Die Quantität Thrans, welche auf Spitzbergen zubereitet wurde, war so groß, daß sie von den Wallfischfängern selbst nicht fortgeschafft werden konnte, und besondere Schiffe mit Ballast abgefertigt werden mußten, um den Ertrag des Fangs nach Europa zu holen. Diese Zeiten sind längst entschwunden. Holland's Betrieb dieses Gewerbes ist auf Null reduzirt, und die Anstrengungen, welche man in neuerer Zeit gemacht hat, um den Wallfischfang wieder in Gang zu bringen, sind ohne Erfolg geblieben.

Jetzt und schon seit längerer Zeit ist er in den Händen der Engländer, Amerikaner und Franzosen. Der Schauplatz ihrer Thätigkeit ist aber nicht mehr derselbe als damals. Der Wallfischfang hat das Grönländische Meer fast ganz verlassen und ist weiter nach Westen gezogen, seitdem durch die Entdeckungen der Roß und Parry neue Wohnsitze der Thiere aufgefunden worden sind. Diese sind in der Davis-Straße und der Hudsons-Bai, wo jetzt der Wallfischfang unter viel größeren Gefahren betrieben wird, als ehemals zwischen Grönland und Spitzbergen zu bestehen waren. Doch läßt es sich wol erwarten, daß der Wallfisch durch die ewige Jagd des Menschen im Grönländischen Meere vermindert und daraus vertrieben, auch die Hudsons-Bai mit der Zeit meiden und sich in noch entferntere und eisigere Schlupfwinkel zurückziehen werde, wohin ihm zu folgen sehr schwer, wenn nicht unmöglich wird. Denn während die Engländer von den 286 Schiffen, welche sie in den vier Jahren 1814 — 1817 nach dem Grönländischen Meere auf den Wallfischfang abfertigten, nur 8 im Eise einbüßten, gingen in der Davis-Straße von 62 Schiffen im Jahre 1819 nicht weniger als 10, und von 97 Schiffen, die im Jahre 1830 eben dahin abgingen, sogar 19 verloren, d. i. der fünfte Theil; 24 kamen unverrichteter Sache wieder, keines hatte auch nur ein einziges Thier gefangen, und von den übrigen hatte keines eine volle und nur 1 oder 2 eine halbe Ladung. Es wurden nur 161 Wallfische gefangen, die einen Ertrag von 2199 Tonnen Thran und 119 Tonnen Fischbein lieferten.

England hat in dem 20jährigen Zeitraum von 1815 — 34 jährlich im Durchschnitt 146 Schiffe von 37,012 Tonnengehalt auf den nordischen Wallfischfang ausgeschickt; davon sind jährlich 5 Schiffe untergegangen, und der mittlere Ertrag ist gewesen: 1024 Stück Wallfische; 11,313 Tonnen Thran und 591¾ Tonnen Fischbein. Zu Gelde gemacht, die Tonne Thran à 140 Thaler und die Tonne Fischbein à 875 Thaler veranschlagt, stellt sich der Werth des Thrans auf 1,583,820 Thaler, der des Fischbeins auf 517,780 Thaler, der gesammte Geldertrag des nordischen Wallfischfangs mithin auf 2,101,600 Thaler. [11.]

4. Handelsverkehr im Hudsons-Bai-Gebiete.

Zur Betreibung des Pelzhandels in den von Hudson (1610) und seinen Nachfolgern entdeckten Ländern der Nordküste Amerika's wurde im Jahre 1670 in England durch Subscription einer Summe von 10,500 Pfund Sterling von Seiten des Prinzen Ruprecht und einer Zahl von Edelleuten eine Gesellschaft gestiftet, welche von Carl II. einen Freibrief erhielt, in dem ihr der ausschließliche Verkehr in allen Ländern um die Hudsons-Bai und die selbständige Verwaltung dieser Länder garantirt wurde. Diese Gesellschaft besteht nach mannigfachen Schicksalen bis auf den heutigen Tag, und erhielt zuletzt im Jahre 1838 von der Königin Victoria die Bestätigung ihrer Privilegien auf 21 Jahre. Sie ist gegenwärtig von allen mit großen Privilegien und Rechten begabten Britischen Handelscompagnien des 17. und 18. Jahrhunderts die einzige, welcher neben ihrem Handelsprivilegium auch noch die Regierungsrechte in ihrem Handelsgebiet verblieben sind.

Das Gebiet der Hudsons-Bai-Compagnie enthält einen Flächeninhalt von 120 bis 130,000 Quadrat-Meilen; doch wird ein bedeutender Theil dieser Oberfläche durch Binnenseen eingenommen, welche namentlich den mittlern Theil desselben, den zwischen der Hudsons-Bai und den Rocky-Mountains, in außerordentlicher Zahl bedecken. Allein gerade die merkwürdige Reihe von Flüssen und Seen, welche sich von der südlichen Grenze bis zum Arktischen Meere fortziehen, ist für die Oberflächenbeschaffenheit dieses Landes charakteristisch und für die Verkehrsverhältnisse in demselben von der größten Wichtigkeit, denn der eigenthümlichen Anordnung und Verzweigung der großen Binnengewässer ist es zu verdanken, daß eine Wildniß von beinahe der Ausdehnung des continentalen Theiles von Europa, die zum großen Theil noch von rohen und kriegerischen Ureinwohnern bewohnt und durch die Ungunst ihrer klimatischen Verhältnisse sehr verschlossen ist, seiner ganzen Ausdehnung nach durch Anlage von Handelsposten, die alle untereinander in geregeltem Verkehr stehen, in den Bereich der europäischen Cultur hat gezogen werden können. Die Hauptverkehrswege in diesem Lande bezeichnen zugleich die Vertheilung der Gewässer in demselben. Den besten Aufschluß über die Natur dieser Wasserstraßen gewährt eine kurze Schilderung der Fahrzeuge und der Art des Reisens in diesen Ländern. Die Engländer haben Beides von den Franzosen angenommen, welche schon früh von Canada aus tief in das gegenwärtige Territorium der Hudsons-Bai-Compagnie eingedrungen waren und in demselben einen geregelten Verkehr mit den Indianern organisirt (durch die sogenannten Coureurs des bais), zum Theil sogar sich unter ihnen niedergelassen und mit ihnen vermischt hatten. Daher kommt es, daß noch heutzutage in dem großen Territorium der Briten, wie in den noch nicht cultivirten angrenzenden Gebieten der Vereinigten Staaten, die französische Nomenclatur die fast allein herrschende geblieben und auch der größte Theil der im Solde der Hudsons-Bai-Compagnie stehenden Leute, Engagés genannt, französisch sprechende Canadier oder Mestizen, (Bais brulés genannt, wegen ihrer dunkleren Farbe) Abkömmlinge von französischen Canadiern und Indianern sind. Viele Gebirge, Flüsse, Seen, viele der wichtigsten Jagdthiere, Fische und Pflanzen der britischen Territorien haben noch jetzt französische Namen, viele der Indianerstämme und ihrer Häuptlinge werden auch von den Briten nur mit den Namen bezeichnet, die sie von den Franzosen erhielten, die Boote der Compagnie heißen Canots, die größeren Boote Maître canots, die Steuerleute Pilotes, ihre Bemannungen Vayageurs und die ganze technische Sprache derselben, man kann sagen, die Verkehrssprache im ganzen Territorium ist die französische. Die Fahrzeuge, deren man sich bedient, sind folgendermaßen gebaut. Die Außenseite besteht aus der dicken und zähen Rinde der Birke, die einzelnen Stücke sind zusammengenäht mit der zu dünnen Fäden gespaltenen Wurzel der Fichte (der épinette der Voyageurs) und die Nähte mit dem Harze derselben überzogen, um sie dicht und glatt zu machen. Der Bord ist von Fichten- oder Cederholz, etwa drei Zoll breit, und an seiner unteren Seite sind die Rippen eingefügt,

die von dünnen, zu einem Halbkreis gebogenen Stücken Tannenholz gemacht sind. Zwischen den Rippen und der Rinde ist eine Bekleidung von Latten, welche außer daß sie die zarte Bedeckung vor Beschädigung von Innen schützt, dazu dient, dem Fahrzeug Festigkeit zu geben. Diese Canots sind gewöhnlich 35 Fuß lang und in der Mitte 5 Fuß breit, von wo sie sich nach beiden Enden, an welchen sie ungefähr einen Fuß höher sind, verschmälern. Beladen mit einem Gewichte von 30 bis 40 Centnern außer dem der Besatzung, gehen diese Fahrzeuge kaum anderthalb Fuß tief, und ihr eigenes Gewicht beträgt zwischen 300 und 400 Pfund. Im ruhigen Wasser werden diese Boote, welche sehr elastisch sind, und deshalb nur durch scharf einschneidende Steine, nicht aber durch Stöße gegen runde Felsen, beschädigt werden können, gerudert, und zwar mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit und Ausdauer. Staunen erregend ist die Kraft und die Ausdauer der Voyageurs, mit denen sie bei den ungeheuern Schwierigkeiten der Schifffahrt auf den Binnengewässern dieser Länder mit diesen Booten durchschnittlich Tagereisen von 50 bis 60 englischen Meilen machen. Denn über niedrige Stellen werden sie durch die bis an's Knie im Wasser watenden Leute gezogen oder vielmehr geschleift, in Stromschnellen muß das Schlepptau über Felsen und Baumstümpfe, durch Morast und Dickicht gezogen werden; nur wo der Boden völlig impraktikabel ist, werden Knüppel, zuweilen auch die Gebüsche vom Ufer unterlegt. Endlich, wo die Schifffahrt ganz unmöglich wird und Ladung und Fahrzeuge über **Portagen** (Trageplätze) geschafft werden müssen, muß, wo der Weg ganz schlecht, dieser zwei bis dreimal gemacht werden; indem die Fahrzeuge allein bei dem ersten Gange die Kraft von mehr als der Hälfte der Bemannung in Anspruch nehmen. Von der Ladung hat jeder Mann wenigstens ein Gewicht von 180 Pfund zu tragen, welches in kreuzweis über den Vorderkopf gelegten Lederschlingen geschieht, so daß er seine Hände frei hat, sich den Weg durch die Zweige der stehenden Bäume und über die liegenden Stämme und Aeste zu bahnen. Gewöhnlich wird um 1 Uhr Morgens mit dem Rufe des Führers lève lève lève aufgebrochen; im Laufe des Tages wird meist nur zweimal, zum Frühstück und Mittagsessen, gelandet, so daß im Durchschnitt der Tag in 18 Stunden Arbeit und 6 Stunden Ruhe eingetheilt ist, und diese fast unglaubliche Anstrengung ertragen die Voyageurs ohne Murren und meist mit solcher Lustigkeit, wie wenig andere Menschen einen einzigen Morgen lang würden aushalten können. Den vorzüglichsten Proviant der Voyageurs bildet der sogenannte **Pemmican**, getrocknetes und gestoßenes Fleisch des Buffalo, mit geschmalzenem Buffalofett vermischt.

Es erhellt aus dieser Schilderung bereits zur Genüge, mit welchen Schwierigkeiten die im Dienste der Compagnie stehenden Voyageurs und Unterbeamten zu ringen haben. Ein solches Leben ist voll Strapazen und Gefahren; dennoch verlassen sehr selten Europäer, welche in den Dienst der Compagnie getreten, das Land wieder. Gewöhnlich bleiben sie bis zum höhern Alter im activen Dienste, und ziehen sich dann unter Begünstigung der Colonie nach einer ihrer Ackerbauercolonien am Red-River oder Columbia zurück.

Der Handel der Compagnie mit den Indianern ist ein reiner Tauschhandel, bei dem jedoch die einzelnen Artikel in so fern einen festen Preis haben, daß ein genauer Tarif dafür besteht, in dem ein Biberfell gewissermaßen als Einheit des Münzfußes gilt und die festgesetzten Verhältnißwerthe auch nach großen Veränderungen in den allgemeinen Handelsconjuncturen nicht leicht geändert werden, weil jede Veränderung des Tarifs auf die Indianer immer einen sehr üblen Eindruck macht. Die Indianer sind bei der Compagnie immer im Vorschuß, indem sie ihre Hauptbedürfnisse an Kleidung und Schießbedarf im Herbste auf Credit erhalten, um dieselben durch den Ertrag ihrer Winterjagd abzubezahlen. Im Allgemeinen sind die Indianer sehr gewissenhaft in der Abtragung ihrer Schulden, doch hat die Compagnie auch oft Verluste durch dies System, welches aber eine unvermeidliche Folge der dem indianischen Charakter eigenthümlichen Unbedachtsamkeit ist und dessen Veränderung nicht möglich scheint, ohne die Indianer großen Leiden, ja in vielen Fällen sogar dem Hungertode auszusetzen. Es ist wiederholt der Versuch damit gemacht, daß man ihre Schulden gestrichen und ihnen den Ertrag ihrer Winterjagd bezahlt hat, aber jedesmal haben sie beim Eintritt des Winters auf's Neue ausgerüstet werden müssen, wenn man sie nicht ohne die Mittel, sich vor der Härte des Klima's zu schützen, oder sich während des Winters ihren

Lebensunterhalt zu schaffen, lassen wollte. Bei einigen Völkerschaften wird auch die Aufhebung des Creditsystems durch eine Sitte unmöglich gemacht, welche die Weißen bis jetzt vergeblich auszurotten sich bemüht haben. Sie vernichten nämlich beim Tode eines Verwandten alle ihre Habe, Flinten, Kleidungsstücke, Kessel, selbst ihre Zelte, weshalb sie, wenn diese Ausbrüche des Schmerzes vorüber sind, zum nächsten Posten der Compagnie ihre Zuflucht nehmen müssen, um mit dem Nothwendigsten wieder ausgerüstet zu werden, wodurch sie dann auf's Neue in Schulden kommen. Die Schulden der Verstorbenen sind aber jedenfalls für die Compagnie verloren.

Die auf den einzelnen Posten eingesammelten Felle, welche meist während des Winters von den Beamten der Compagnie von den oft weit zerstreut lebenden Indianern abgeholt werden müssen, werden nach den einzelnen Depots gebracht und von diesen größtentheils alljährlich zweimal, im Herbste und im Frühling, in großen Convois von Canots nach den Hauptdepots, deren es eins für jedes der vier Departements gibt, gebracht, von denen aus dann wiederum die Depots im Innern mit den zum Tauschhandel bestimmten Waaren und den sonstigen Bedürfnissen für die Posten versorgt werden. In diesem Verkehr herrscht die größte Regelmäßigkeit, und um jede Stockung zu verhindern, hat die Compagnie in ihren Hauptemporien immer alle europäischen Waaren und Bedürfnisse für ihre Territorien auf ein Jahr im Voraus vollständig vorräthig.

Alle von der Compagnie eingetauschten Artikel werden nach London gebracht und dort im Hudsons-Bai-House in öffentlicher Auction zum Verkauf gebracht. Der wichtigste Artikel des Pelzhandels, die Biberfelle, hat in neuerer Zeit seit der Einführung der Seidenhüte außerordentlich an Ertrag verloren. Der Reingewinn der Compagnie aus ihrem gesammten Pelzhandel beträgt gegenwärtig zwischen 2 — 300,000 Thalern, wobei aber noch in Anschlag zu bringen ist, daß durch diesen Handel eine große Zahl britischer Unterthanen beschäftigt wird und London für den so wichtigen Pelzhandel der erste Markt der Welt geworden ist. [235.]

---

5. Die Indianer in Canada und der Union.

Wann und auf welche Weise die heutigen Indianer in das Land gekommen sind, bleibt im Dunkel. Ihre Ueberlieferungen sind reich und mannigfach, aber bei Nationen ohne eigentliche Geschichte, in deren Sagen überdies offenbar fremdartige Bestandtheile eingemischt wurden, und denen die Schreibekunst mangelt, fehlt es für die sichtende Kritik an festen Anhaltpunkten. Sicher ist nur, daß dem Geschlechte, welches vor dreihundert Jahren jenen Boden bewohnte, andere Völker von einer höheren Cultur vorausgingen, die im Westen der Alleghanigebirge bis über den Mississippi hinaus wohnten. Aber von ihnen sind keine andern Spuren übrig geblieben als Erdhügel, Festungswerke, Begräbnißplätze, mit welchen insbesondere das mittlere Mississippi-Gebiet gleichsam übersäet erscheint. Jenem räthselhaften und unbekannten Urvolke folgten andere Menschen, welche über diese alten Denkmäler sich keine Rechenschaft zu geben wissen. Die „rothen Leute," die „Indianer," mit denen die Franzosen und Engländer, Holländer und Schweden in Berührung kamen, waren lediglich Jäger; sie schweiften mit Pfeil und Bogen bewaffnet über weite Strecken Landes; ihre Hauptbeschäftigung neben der Jagd war lediglich der Krieg. Sie hatten keine Schreibkunst, kaum rohe Bilderzeichen; ihre Zeitrechnung war mangelhaft, die Künste und Fertigkeiten, welche ein ansäßiges Leben in seinem Gefolge hat, gingen ihnen ab, und über ihre Herkunft mangelte ihnen jede nähere und sichere Kunde. Der große Geist, sagten sie, habe ihre Vorfahren aus dem Boden entstehen lassen; nur wenige Stämme hatten eine dunkle Sage von einem Ursprunge in einem fernen, jenseit des Meeres gelegenen Lande, und es ist noch nicht ausgemacht, ob gerade diese Tradition unverfälscht ist.

Der heutige Indianer ist in seiner Weise ein durch und durch religiöser Mensch. Die Religion

beherrscht und bestimmt sein ganzes Leben, sie ist der Urquell seiner Ansichten und Handlungen, sie bildet die Hauptgrundlagen seines Charakters. Seine Religion erscheint aber als ein eigenthümliches und ganz wunderbares Gemisch von Glaubensmeinungen, Lehren und Gebräuchen, welche von Vater und Mutter auf die Kinder vererben, und sorgfältig eingeprägt werden. Der Indianer thut Nichts, ohne sich seiner Abhängigkeit von einer höheren Macht bewußt zu sein; er beginnt Krieg, schließt Frieden und geht auf die Jagd unter gottesdienstlichen Feierlichkeiten, welche auch seinen Belustigungen und Spielen eine eigenthümliche Färbung geben.

Der Indianer denkt sich das höchste Wesen nur in Verbindung mit Zeit und Raum; er hat keine rechte Vorstellung von einem unendlichen und ewigen Wesen.

In dem Schießgewehr, das Feuer gibt, steckt ein Geist; im Räderwerk der Uhr, im Compaß, in einem Insekte ist ein Geist. Jede verborgene Thätigkeit, jeder geheimnißvolle Einfluß wird personificirt. Ein Gott wohnt in der Sonne, im Monde, im ganzen Himmelsgezelt; aber auch der Lufthimmel ist von Geistern belebt, und die Gottheit in eine unendliche Menge von Fragmenten zerstückelt. Der Indianer verehrt, was sein Erstaunen und seine Bewunderung erregt; nie aber seines Gleichen, sondern nur, was außer ihm ist. Deshalb kennt er keine zu Göttern erhobenen Priester, und hat überhaupt keinen Heroencultus. Im Vogel, im Fisch, im Bären und Büffel verehrt er Geister, aber nicht im Menschen; nur das, was er nicht näher kennt und nicht ergründen kann, was ihm geheimnißvoll erscheint, hat Anspruch auf seine Verehrung. Die unabhängigen Geister sind theils böse, theils wohlwollend, und üben auf den Menschen großen Einfluß; man muß sie gewinnen, versöhnen oder vertreiben. Der höchste Geist ist der Gebieter und Herr des Lebens; über die Eigenschaften, welche ihm ursprünglich beigelegt wurden, und sein eigentliches Wesen sind die Ansichten verschieden. Man hat zu häufig christliche Begriffe mit indianischen Vorstellungen vermischt, und den „großen Geist“ auch wol als „Schöpfer Himmels und der Erden“ dargestellt. Bei den Irokesen war er Kriegsgott. Das viel gebrauchte Wort Manito bedeutet ganz einfach einen Geist, ohne Nebenbedeutung des „gut“ oder „böse“; dem Indianer ist überhaupt das, was er nicht begreifen oder ergründen kann: Manito. Dieses Unbekannte sucht er sich geneigt zu machen, es mit sich zu versöhnen, und für seine Interessen zu gewinnen. Deshalb betet er und bringt Opfer dar. Er sieht die Einwirkung des Manito, wenn die Jagd gute Ausbeute, das Welschkorn oder der Sumpfreis reichlichen Ertrag gibt. Unglücksfälle sind gleichfalls Wirkungen der Geister, und deshalb betete ein Indianer, dem ein Kind gestorben war: „O Manito, du zürnest mir; wende deinen Zorn von mir ab, und verschone meine übrigen Kinder!“ Er bringt Opfer an Seen und Stromschnellen, auf den Wegen, die er beschreitet, wenn er auf die Jagd oder in den Krieg zieht, um den Genius einer Oertlichkeit sich gewogen zu machen. Er wirft Tabak ins Feuer, denn der Tabak ist eine geheiligte Pflanze; an diesem haben die Götter Wohlgefallen. Im Sturm auf dem See streuet der Schiffer ihn in die Luft und ins Wasser, wenn er um ruhiges Wetter betet, Tabak opfert er auch, wenn er der Gefahr entgangen ist. Am Eingang zum Obern See erhebt sich ein hoher Felsen, welcher einige Aehnlichkeit mit der Gestalt eines Menschen hat; die Odschibwäs nennen ihn „Herrn des Lebens.“ Auf ihren Zügen halten sie an diesem Orte still, und werfen als Opfer Tabak und andere Gegenstände ins Wasser. Dies thun sie, um dem Felsen, als dem Stellvertreter des höchsten Wesens, für das genossene Gute zu danken, und deshalb opfern sie ihm willig ihren Schmuck und ihre größten Kostbarkeiten. Man bringt auch dem Geiste der Sonne Brandopfer dar, indem man den Rauch des Tabaks emporsteigen läßt. Aber der böse Geist des Krieges wird nur durch Handlungen der Grausamkeit gesühnt. Die Irokesen opferten einst ein algonkinisches Weib zu Ehren Areskui's, und riefen dabei: „Areskui, für dich verbrennen wir dieses Opfer; ergötze dich am Fleische desselben und verleihe uns fernere Siege.“ Und darauf verzehrten sie das Menschenfleisch; denn so wollte es der religiöse Brauch. Aber ihre Kinder oder ihre Stammesgenossen opferten die Indianer niemals.

Einen eigentlichen Priesterstand, eine besondere Klasse, welcher die Besorgung und Verwaltung der religiösen Feierlichkeiten oblag, haben die nordamerikanischen Indianer nicht, und man kann allerdings sagen, daß Jeder sein eigener Priester war; im Wigwam verrichtete der Fa-

milienvater, bei öffentlichen Feierlichkeiten ein Häuptling oder ein bejahrter Mann das Opfer, nur bei den südlichen Stämmen, welche eine Art von Sonnencultus hatten, scheint Etwas dem Priesteramt Aehnliches, wiewol in schwachen Umrissen, vorhanden gewesen zu sein. Der Indianer weiß, daß der Mensch bis auf einen gewissen Punkt fähig ist, die Kräfte der Natur zu bewältigen und zu beherrschen. Alle Stämme haben darum ihre Zauberer (Jongleurs, Jugglers) oder Medicin-Männer. Wer für seine Wunderthaten Glauben fand, konnte und kann noch heute als Zauberer auftreten, aber sein Treiben hat mit den gottesdienstlichen Gebräuchen und Opfern des Volkes oder Stammes nichts zu schaffen. Jeder zaubert auf eigene Hand. Der Zauberer ist auch Wahrsager und Prophet; er befragt seine guten Geister und sie verkünden ihm, was in weiter Ferne vorgeht, oder was in Zukunft sich ereignen wird; sie offenbaren ihm die körperlichen Leiden Anderer und die Heilmittel, vermittelst deren die Krankheit gehoben werden mag. Sie vertreiben die Dürre und locken Regen herab, geben den Blitzen eine beliebige Richtung, beschwören Wild in die Schußweite und Fische ins Netz, lenken durch Zaubergesänge der Weiber Herzen, offenbaren Geheimnisse und treiben böse Geister von dannen.

Der Indianer glaubt an eine Unsterblichkeit und an ein zukünftiges Leben. Aber er hat eine ganz eigenthümliche Vorstellung von der menschlichen Seele. Er nimmt an, sie sei schon vorhanden gewesen, ehe er selber Mensch wurde. Der Ausdruck: „Heraufkommen," ist ihm gleichbedeutend mit: Geboren werden.

Die vom Körper geschiedene Seele bewahrt dieselben Neigungen und Eigenschaften wie im irdischen Leben, deshalb legt man in oder auf ein Grab, was dem Verstorbenen lieb gewesen. Seine Tabakspfeife, seine Streitart, sein Manito, sein Köcher und sein Bogen gewinnen dieselbe Eigenschaft, welche die Seele selbst besitzt; sie folgen derselben ins Land der Geister. Bei den Festlichkeiten zu Ehren des Abgeschiedenen muß etwas Mais ins Feuer geworfen werden; er dient der Seele während des Wanderns zur Nahrung. Die Leichen, welche man auf hohe Gerüste legt, sind in ein aus Rinde bereitetes Leichentuch und in Pelzkleider gehüllt. Die Mutter wickelt ihr verstorbenes Kind in Rinde und Biberfelle, und legt ihm eine Wiege, eine Klapper, Glasperlen und Spielsachen neben das Grab, das sich meist an einem vielbetretenen Pfade befindet, damit die Seele des Kindes von irgend einem Vorübergehenden aufgenommen werde.

Die Vorstellung vom Paradiese ist der Lage, den Neigungen, den Bedürfnissen, Wünschen und Gedanken der einzelnen Völkerstämme entsprechend, aber allemal von durchaus sinnlicher Beschaffenheit. Der Gute wird für seine guten Thaten belohnt, der Schlechte wird von den Freuden des Paradieses ausgeschlossen. An eine Auferstehung glaubten die Indianer nicht; auch scheint in den Ansichten einer Wiedervergeltung europäische Zuthat enthalten zu sein. Die Heimath der Seligen liegt nach Südwesten hin, und Manchem verleihet es der große Geist, den Pfad zum Paradiese schon bei Lebzeiten zu wandeln. Zu dem fernen Lande führt der Geisterpfad (die Milchstraße). Ehe aber die Seelen der Abgeschiedenen zu den glückseligen Inseln gelangen, auf welchen die Dörfer der Gestorbenen liegen, müssen sie sich großer Mühsal unterziehen; sie haben in steinernen Nachen über breite und reißende Ströme zu setzen, grundlose Schluchten auf dem schlüpfrigen Rücken einer ungeheuern Schlange zu überschreiten, und auf einem wankenden Baumstamme über einen andern tiefen und breiten Fluß zu gehen, — ein um so gefährlicheres Wagniß, da jene schmale Brücke unaufhörlich schwankt. Wer in den Abgrund stürzt, wird flugs in einen Fisch oder eine Schildkröte verwandelt. Und wer hinüber gelangt, ist deshalb noch nicht aller Gefahren überhoben. Denn am Ufer bellende Hunde von riesenhafter Gestalt dringen gegen den Ankömmling ein, der vielleicht in den Hütten seiner Verwandten kalt und gleichgültig empfangen wird. Doch pflegen sie meist sich um ihn zu drängen, und wie die Schatten in der Odyssee, nach Neuigkeiten aus der Erdenwelt zu fragen. Die Dörfer der Seligen sind so groß und ausgedehnt, wie man sie auf Erden niemals findet, und die Bewohner tanzen den sogenannten Medicintanz, jagen, fischen und rauchen in ungestörtem Glück. Die aber das Leben gewaltsam verloren haben, müssen auf dem Kopfe tanzen, auch heißt es, sie hätten mit den Uebrigen keine Gemeinschaft; doch scheinen diese Angaben ungenau.

Der nordamerikanische Indianer fügt sich nur mit äußerster Mühe dem Joche europäischer Gesittung. Es fehlt ihm, wir möchten sagen, an

jeder Formel für ein civilisirtes Leben, er hat, so lange er im Walde und auf der Prairie lebt, keine Neigung und beinahe keine Begabung für ein solches. Doch sind einzelne Stämme zu einem seßhaften Leben gebracht worden, und haben den Ackerbau in Dörfern mit der Büffeljagd auf der Prairie oder dem Herumstreifen im Walde vertauscht. Sie sind in der Schärfe der Sinne dem Weißen überlegen, stehen ihm aber an Ausdauer nach, und unterliegen allemal, wo die moralische Spannkraft den Ausschlag gibt. Es fehlt ihnen nicht an Nachahmungstrieb und Geschick, aber sie scheinen arm an Erfindung und begreifen nur schwer die Gründe und Ursachen, welche den Arbeitstrieb des weißen Mannes rege halten.

Das häusliche Leben ist selbst bei diesen Jägervölkern nicht so farblos und einförmig wie man glauben sollte. Freilich befanden sich die Stämme im milden Süden, welche zum Theil ausgedehnten Ackerbau trieben, wie die Krihks, Tschirokis und Tschaktas in Georgien, Tennessee und Alabama in einer weit glücklichern Lage als die weiter nördlich wohnenden Irokesen und Algonkiner, oder die Dakotastämme auf den Prairien. Doch haben sie, von dem abgesehen, was die Oertlichkeit bedingt, in Sitten und Bräuchen ungemein viel Uebereinstimmendes. Sie Alle waren mehr oder weniger Jäger und trieben einigen Ackerbau; sie kannten keine Viehzucht, führten meist ein umherschweifendes Leben, und liebten Kampf und Krieg; sie hatten Bogen, Pfeile und Speere, übereinstimmende Glaubensmeinungen und Bräuche, und bedienten sich kupferner und steinerner Werkzeuge. Alle bauten Tabak, den sie ihren Göttern oder Geistern opferten; bei ihren Ceremonien schlugen sie die Klapper und eine Art Tamburin; sie hatten Wampum und Bilderzeichen, glaubten an Verwandlung, Seelenwanderung und doppelte Beschaffenheit der Seelen. Im Wesentlichen sind sie heute noch dieselben; nur wo sie sich den Einwirkungen der europäischen Gesittung und des Christenthums nicht entziehen können, hat ihr Wesen einige Modificationen erlitten. Nur schwer lassen sie die Meinung fahren, daß die Erde eine viereckige Fläche und der atmosphärische Himmel eine Halbkugel aus irgend einem festen Stoffe sei, durch welchen die Sterne scheinen und um den sich Sonne und Mond drehen. Der große Geist aber gilt ihnen Allen für allmächtig und allgegenwärtig.

Die Frauen haben bei den südlichen wie bei den nördlichen Indianern im Allgemeinen dieselbe Stellung. Der Mann heirathet aus Neigung oder aus Eigennutz, ganz wie in der civilisirten Gesellschaft. Besondere Heirathsfeierlichkeiten finden nicht statt, nur weist man dem Bräutigam ein Abbinos an, d. h. einen fest bestimmten Platz in der Hütte, wodurch er als Mitglied der Familie anerkannt wird. Denn wer ein Recht hat, bei der Braut zu sitzen, ist eben dadurch ihr Mann. Vielweiberei ist erlaubt.

Im Wigwam gebietet die Frau, sie weist jedem Familienmitgliede einen Platz zum Sitzen und Schlafen an, welcher ohne ihre ausdrückliche Einwilligung nicht gewechselt werden darf. Dadurch wird Ordnung in einem Gebäude von so beschränktem Raum erhalten; der Mann hat über die innere Einrichtung der Hütte keine Stimme und maßt sich auch niemals eine solche an; ihm gehören dagegen der Wald oder die Prairie. Er kann sich von seinem Weibe scheiden, wenn es ihm beliebt; doch wird das Band der Ehe nur selten getrennt.

Das Wigwam aller Stämme im Norden des 42° N. bildet eine Art von Halbkugel und gleicht gewissermaßen einem umgestülpten Vogelneste. Den Boden bedeckt die Hausfrau gern mit Matten, welche sie aus Binsen und Hanf bereitet; den letzteren erhält sie von den weißen Handelsleuten, und sie versteht es, ihn schön zu färben und zu weben. Die Frau eines Landmannes hat weit mehr Arbeiten und Obliegenheiten als die Indianerin, welche weder Kühe melkt noch Butter zubereitet, oder spinnt, liest und ihre Kinder eigentlich erzieht. Ihr Hauswesen ist leicht besorgt, sie säet etwas Welschkorn aus, und bereitet ganz nach ihrer Bequemlichkeit Häute zu, während der Mann oft lange Zeit entfernt ist. Dann sucht sie Vorräthe trockenen Holzes zusammen, und sorgt dafür, daß Alles im Wigwam in bester Ordnung sei. Das Holzschleppen ist keineswegs mühsam, weil meist nur kleine Stäbe und Reisig gesammelt werden. Die Arbeiten auf dem Felde sind kaum der Rede werth, denn selten wird mehr als etwa ein halber Morgen mit Mais bepflanzt.

Unter den Genossen eines und desselben Stammes herrscht insgemein das beste Einvernehmen; Zank und Streit sind selten; man behandelt einander freundlich und die Gastfreundschaft ist unbegränzt.

Ein Jäger, der gute Beute heimbringt, ladet allemal seine Freunde zum Schmause; sie kommen zur bestimmten Zeit und bringen Schüsseln und Löffel mit. Ohne Tanz und Gesang ist kein Schmaus, keine religiöse Feierlichkeit. Der Indianer tanzt, wenn er seine Freude über Glück auf der Jagd oder Sieg im Kampfe ausdrücken will. Der Tanz ist mit seinem ganzen Leben und Treiben auf's Innigste verflochten, ohne ihn sind nur Klagegesänge um die Todten, Kinder- und Liebeslieder. Am beliebtesten sind der Medicin-anz und der Kriegstanz. Von dem ersteren ist im Sommer 1849 E. S. Seymour unter den Winnebagos Zeuge gewesen, und beschreibt uns denselben. Antheil dürfen nur die nehmen, welche in die Medicin-Gesellschaft, eine Art von Geheimbund, eingeweiht sind. Auf dem Lager-Platz standen viele geräumige Hütten. Das große Zelt, in welchem der Tanz stattfinden sollte, war etwa 100 Fuß lang und 20 Fuß breit. Es bildete oben eine Wölbung und war mit grober Leinwand überspannt. Auf beiden Seiten befand sich eine besondere Abtheilung für die Zuschauer. Im inneren Raume sah ich mehr als hundert Indianer, Männer und Weiber, welche unter vielen Förmlichkeiten und Ceremonien einem jungen Burschen und dessen Schwester die Weihe gaben, während ihr Vater dem Medicinmanne, der Hauptperson des Festes, Geschenke im Werthe von mehreren hundert Thalern überreichte. Fünf Spielleute hatten ihre Instrumente zur Hand; der eine schlug mit einem Stabe auf ein über ein Faß gespanntes Fell, und die übrigen schüttelten hohle, mit Muscheln angefüllte Kürbisse. Diese Musik, in Verbindung mit dem Hem, Hum! womit die Männer sie begleiteten, und die dazwischen tönende schrille Stimme einer alten Frau, thaten meinen Ohren weh. Das Gesicht Aller war in widerwärtiger Weise bemalt, und Jeder hatte sein Antlitz nach Belieben anders gefärbt als die Uebrigen. Ein Auge war grün, ein anderes gelb angepinselt, die eine Wange roth, die andere blau gefärbt, der obere Theil des Gesichtes schwarz, der untere gelb. Als der Tanz begann, setzten sich die Spielleute, und die Darsteller bildeten einen Halbkreis. Man kann ihre Bewegungen nicht eigentlich als Tanz in unserm Sinne bezeichnen, es war mehr ein Auf- und Niederhüpfen, bei welchem man die Füße dicht aneinander, die Hände bewegungslos am Körper hielt, und die Augen auf den Boden heftete. Manche junge Leute hoben kaum die Füße empor. Mir fiel besonders ein schönes, lebhaftes und reich gekleidetes Mädchen auf. Sie war vom Kopf bis zu Fuß mit Wampumsträngen behängt, trug breite silberne Armringe, Ohrgehänge und noch andern Schmuck; über die Schultern wallte ein kostbarer Shawl und sowol an ihren hirschledernen Beinkleidern wie am Medicinbeutel hingen viele kleine Schellen. Sie hüpfte so gewandt wie ein Eichhörnchen und war bemüht, mit ihrem Schmuck so viel Musik als möglich zu machen. Die Einzuweihenden standen inzwischen regungslos da und verzogen keine Miene. Nachdem der Tanz eine kleine Weile gedauert hatte, setzten sich Alle auf den Boden nieder; zwei bejahrte Männer ergriffen nacheinander das Wort und sprachen jeder wol eine Viertelstunde lang. Dann folgte das „Nehmen der Medicin.“ Jeder, der aus dem Zuge trat, nachdem er mit den Uebrigen ringsherum im Zelte gleichsam marschirt war, erhielt eine Medicin. Der, welcher sie ihm gab, nahm, wenn er noch etwa einen Schritt entfernt war, den Medicinbeutel an seinen Mund, blies hinein, lief in kurzem Schritte rasch vorwärts, stieß einen zitternden Schrei aus, und hielt ihn dem Andern vor den Mund. Die wirksame Kraft der Medicin zeigte sich so rasch, daß der „Patient“ sogleich mit dem Gesichte zur Erde fiel, gleichsam als wäre er von einem elektrischen Schlage getroffen worden. Nachdem er einige Augenblicke unbeweglich liegen geblieben war, sprang er auf, und schloß sich dem Zuge wieder an. Mehrere Indianer fielen dicht neben mir zu Boden; ihre Glieder zitterten, ich sah, wie die Muskeln ihrer entblößten Beine zuckten. Alle nacheinander versuchten die Kraft der Medicin. Hochbejahrte Männer nahmen gleichfalls am Feste theil und schienen sich noch lebhafter an demselben zu betheiligen als selbst die jüngeren Leute. Außer diesem ist der Kriegstanz bei den Indianern beliebt. Vor und während eines Kriegszuges beobachtet der Indianer überhaupt eine große Menge von Förmlichkeiten. Er setzt auf dem Hinwege seinen Mund nur an die eine Seite seines Bechers, auf der Heimkehr aber an die andere. Der Anführer sendet junge Krieger voraus, die einen Fleck Landes von Gras und Gestrüpp reinigen. Auf diesem vollzieht man den Zauber, durch welchen die Stellung des Feindes ausgemittelt

wird. Man sticht zu diesem Behuf den Rasen ab, durchwühlt die Erde und bezeichnet den Platz mit kleinen Zweigen. Der Häuptling setzt sich an das Ende, welches dem Lande des Feindes gegenüber liegt, singt und betet, legt an den Rand zwei kleine runde Steine, fleht den großen Geist an, damit er ihm den rechten Pfad zeige, und ruft dann die bedeutendsten Krieger zu sich, mit den Worten: „Kommt und raucht!" Inzwischen sind die Steine herabgefallen und von der Beschaffenheit des Eindrucks, den sie in der weichen Erde zurückgelassen haben, hängt es ab, welche Richtung man einschlägt. Auf dieser geweiheten Stätte werden allnächtlich Opfer an einem Pfahle aufgehängt, und mit denselben auch Andenken von verstorbenen Freunden. Diese letzteren müssen auf das Schlachtfeld geworfen, und wo möglich in den zerrissenen Eingeweiden der im Kampfe erschlagenen Feinde verborgen werden.

Die einzelnen Völker der algonkinischen Familien haben so wenig als jene der Dakotas und Muskoghen das Bewußtsein nationaler und sprachverwandter Gemeinsamkeit. Viele von ihnen kennen nicht einmal die innere Verwandtschaft, in welcher sie zu Völkern derselben Sprachfamilie stehen. Bei allen aber steht fest, daß der Häuptling nur so viel gilt als er persönlich werth ist, und in so weit er sich geltend zu machen versteht. Sein Ansehen hat, je nachdem die öffentliche Meinung gestimmt ist, weitere oder engere Grenzen. Bei den Odschibwäs führt der Kitschi-Okima oder Oberhäuptling den Vorsitz, und leitet die Verhandlungen; die Unterhäuptlinge, Okimas, nehmen der Reihe und dem Alter nach das Wort. Jeder Mann, gleichviel, ob er Häuptling ist oder nicht, hat das Recht, zur Versammlung zu reden. Jedes Dorf ist unabhängig. Der Indianer liebt Versammlungen, hält gern öffentlich Reden und hört dergleichen eben so gern an. Es kommt niemals vor, daß ein Redner unterbrochen oder die Ordnung gestört würde; jede leidenschaftliche Aufwallung wird zurückgedrängt. Jeder Stamm hat Männer, welche sich auf die Erklärung der einzelnen Stränge des Wampum*) verstehen, und aus denselben die einzelnen Punkte der mit anderen Völkern geschlossenen Verträge erläutern, also die öffentlichen Urkunden lesen. Gleichermaßen hat jede Gemeinde eine festliche Friedenspfeife, Kalumet, welche der Häuptling mit Adlerfedern schmückt, wenn sie in der Volksversammlung feierlich eingeweiht wird. Ein Sendbote kann unangefochten in Feindesland sich begeben, wenn er die Friedenspfeife trägt; er ist eine unantastbare Person und zugleich, wie der Ausleger des Wampum, auch ein guter Redner. Im gemeinen Leben drückt der Indianer sich nicht eben gewählt aus, er vermeidet jedes überflüssige Pathos. Aber bei öffentlichen Vorträgen wählt er den Ausdruck auf das Sorgfältigste, er rundet den Satzbau mit großer Genauigkeit ab, legt auf Tonfall, Gestikulation und Geberdenspiel das größte Gewicht, und weiß seine Gedanken gleichsam schul- und kunstgerechter Weise zu ordnen. Deshalb machen seine Reden jedesmal auf den Europäer Eindruck, wenn schon derselbe die Sprache nicht versteht.

Durch ununterbrochene Berührung mit den europäischen Ansiedlern haben die Indianer, so unbeugsam sie auch sind, und wie fest sie auch an ihren alten Ansichten und Bräuchen hangen, doch Viel von ihrer früheren Eigenthümlichkeit verloren. Mit Ausnahme der Prairie- und Gebirgsstämme im fernen Westen, die noch völlig nach der Väter Weise leben, befinden sie sich in einem Zustande des Uebergangs. Von dem Alten haben sie sich noch nicht völlig abgelöst, und das fremde Neue ist, als ihrem innersten Wesen widerstrebend, noch nicht in ihr Fleisch und Blut übergegangen. Die Indianer im Gebiete der Vereinigten Staaten befinden sich somit immer noch theils im Zustande der Barbarei, theils in jenem einer ganz eigenthümlichen Halbgesittung.

Ueberhaupt ist das Schicksal der Indianer ein ungewisses, und ihre Zukunft unsicher, auch im Westlande, auch wenn sie sich der europäischen Gesittung völlig zuwenden, die doch innerlich ihrem ganzen Wesen widerstreitet. Die Stämme, welche sich der amerikanischen Union unterwarfen, sind vor einer Ausrottung durch Waffengewalt gesichert; ob sie aber einer langsamen Einwirkung der ihnen aufgedrungenen Civilisation in so weit gewachsen sind, daß sie dieselbe verdauen und mit sich amalgamiren, muß die Zeit lehren. Die Völker im hohen Norden sterben sicherlich ab, darüber kann kein Zweifel sein;

*) Wampum: eine Knotenschnur als Erinnerungszeichen, bei den Indianern in Nord- und Südamerika gebräuchlich. Man zog Glas- oder Muschelperlen an Schnüre, die sodann bei manchen Stämmen sogar das Ansehen öffentlicher Urkunden genossen.

auch die Prairiestämme haben keine Zukunft, und heute um so weniger, da sie mit den Vereinigten Staaten einen Vernichtungskrieg begonnen haben, dessen Ausgang mit Sicherheit vorauszusehen ist. Sie werden den Waffen der Weißen erliegen, und Blattern und Branntwein thun das Uebrige. Während jene Indianervölker, welche zu einem seßhaften Leben sich bequemen, an Seelenzahl wachsen, räumt der Tod unter den fernen Prairiestämmen in einer grauenhaften Weise auf. Die Blattern und andere Seuchen raffen Tausende hinweg. „Im Jahre 1837 kam dieser Würgengel über die unglücklichen Söhne der Wildniß wie noch nie zuvor; er verwandelte die weiten Jagdgründe wie die stillen Ansiedelungen jener Stämme in unabsehbare, öde Leichenäcker. Binnen wenigen Monaten starben 30,000 Menschen. Die Krieger, einst so muthig, sind nun ein Raub gieriger Wölfe auf der Prairie und die wenigen Ueberlebenden unterwerfen ihr Loos in dumpfer Verzweiflung der Barmherzigkeit der Weißen. Die Todesfackel, welche der Rothhaut zum Grabe leuchtet, ist zum Glückstein geworden für den vorwärts dringenden Ansiedler und den Handelsmann des weißen Stammes. Die einst so mächtigen Mandanen starben bis auf etwa dreihundert Köpfe dahin; von den Gros-Ventres, Rikkaris mehr als die Hälfte; auch die Assiniboins und Schwarzfüße wurden entsetzlich heimgesucht; bei dem letzgenannten Volke starben binnen wenigen Wochen mehr als tausend Zelte aus." Damals erlagen 60,000 Indianer der rasch dahin raffenden Seuche. Nicht geringere, wenn auch langsamere Verwüstungen richtete das Feuerwasser an, dem gerade die nördlichen Indianer und die Stämme der Prairien in unmäßigster Weise fröhnen. Das alte Indianerthum schwindet dahin und hat keine Zukunft mehr. Das Feuer, um welches einst die Stämme sich sammelten, wenn sie Berathung hielten, ist erloschen, das Wild verschwunden oder selten geworden; über die Jagdgründe geht der Pflug, in den Wäldern erklingt der Schall der Axt, und auf den sonst einsamen Strömen peitscht das dampfgetriebene Schaufelrad die Wellen. [3.]

---

6. Die Stadt Montreal in Canada.

Montreal ist jedenfalls nordwärts des Breitengrades von Newjork und Boston die größte und schwungvollste Stadt in ganz Nordamerika. Sie ist in der neueren Zeit in Entwickelung von Handel, Reichthum und Bevölkerung allen anderen Städten Canada's vorangeschritten, und hat sich so ziemlich zum Hauptstapelplatz und Mittelpunkt der Lebensbewegung am Lorenzo erhoben. Sie ist mit 80,000 Einwohnern schon jetzt eine Großstadt, und wird es bald in noch höherem Maße werden. In der That sind auch die Vortheile der geographischen Lage Montreals der Art, daß sie wol nothwendig eine solche Stadt hier erzeugen mußten.

Es ist selten, daß die Seeschifffahrt auf einem Strome erst da endigt, wo er schon Katarakte und Felsenriffe hat; doch tritt dieser Fall bei Montreal ein; Seeschiffe von ziemlich bedeutendem Kaliber konnten ohne Weiteres bis zur Stadt hinaufsegeln, wechselten aber hier mit dem indianischen Barkencanoe ab, das allein im Stande war, die oberen Flußschwierigkeiten zu überwinden, so lange noch keine Kanäle zu ihrer Umgehung gebaut waren. Auch Wallfische und andere Seethiere kommen zuweilen sogar bis Montreal herauf, und man kann es daher, obwol 400 Meilen tief landeinwärts und in der Nähe von Katarakten gelegen, noch als einen Seeplatz betrachten.

Den Verkehrsweg längs der Katarakte und den St. Lorenzo hinauf hat man in neuerer Zeit durch Kanäle, Felsensprengen und Eisenbahnen außerordentlich verbessert, und die zahlreichen Länder und Häfen des Innern, die Städte und Staaten an den canadischen großen Seen sind daher in innige Verbindung mit Montreal gesetzt und können nun leichter als sonst mit diesem Anfange der Seeschifffahrt verkehren.

Wie es in der Beschaffenheit der großen Lebensader des St. Lorenzo selbst lag, ein Städte-

wachsthum auf diesem Erdflecke zu befördern, so zielten auch noch von außen und von den Seiten her verschiedene Umstände auf diesen Punkt hin, indem sie in ihm eine Kreuzung der Verkehrswege und also einen Verkehrsknoten veranlaßten. Zuerst ward dies im Nordwesten der große Nebenfluß des St. Lorenzo, der Ottawa, der in der Nähe der Insel Montreal, sie rings umfließend, seine Gewässer in den St. Lorenzo ausgießt. Dieser Strom war von Anfang an eine Hauptverkehrs-Straße. Er durchfließt ein waldreiches und zum Theil fruchtbares Land. Schon jetzt bringt er fortwährend große Holzstöße nach Montreal herab und versorgt sich von da mit Kulturwaaren. Die Wälder lichten sich mehr und mehr längs seines Ufers, der Bodenanbau vermehrt sich, schon nicht mehr ganz kleine Städte wachsen schnell an seinen Geländen empor. Dampfschiffe und Eisenbahnen bringen schon über hundert Meilen längs des Stromes hinauf.

Hat sich einmal, durch günstige Naturverhältnisse gefördert, das Leben an einem Punkte so mächtig gehoben, wie es bei Montreal der Fall ist, so brechen sich dann die an Ort und Stelle geschaffenen Kräfte und Kapitalien selbst weitere Bahnen und Richtungen, die anfänglich nicht so genau und direkt auf das Wachsthum der Position hinwirken konnten. Einen solchen Fall hat man hier z. B. in der neuerdings auf dem kürzesten Wege zum atlantischen Ocean durchgebrochenen Eisenbahnlinie von Montreal am Lorenzo nach der amerikanischen Stadt Portland am Meere, die für die Zukunft von größter Bedeutung werden wird.

Durch alle diese Handelswege, welche theils die Natur für Montreal ausgebildet, theils die Kunst geschaffen hat, ist in dieser vor einem halben Jahrhundert noch so bedeutungslosen Stadt ein Leben und eine Thätigkeit hervorgerufen, die den Reisenden in Verwunderung setzt. Auf Schritt und Tritt begegnet man einem entweder eben vollendeten oder einem soeben begonnenen Gebäude oder Etablissement, nicht nur in den Straßen der Stadt selbst, sondern auch weit und breit in der ganzen Umgegend, und fast glaubt man, nicht sowol in einer 200 Jahre alten Stadt, als vielmehr auf einem ganz frischen Städtebauplatze angekommen zu sein. Das colossale Montreal der Zukunft ist auch wirklich eben in der Periode seiner Kindheit begriffen, und das alte kleinere Montreal der Gegenwart und Vergangenheit arbeitet überall an einer Erweiterung seiner Räume und Lokalitäten, um die im Marsch begriffene Zukunft darin würdig empfangen zu können. Alles Neue wird gleich nach einem Plane und Zuschnitt begonnen, der die jetzigen Bedürfnisse weit zu überschreiten und für jene Zukunft berechnet zu sein scheint, und alles Alte scheint man nach demselben Plane vergrößern und dehnen zu wollen; so z. B. die alte lange, aber französische Hauptstraße der Stadt, la Rue Notre Dame. Alle neu aufgeführten Gebäude in ihr müssen einige Klafter weit zurückgelegt werden, damit allmälig ein würdiger Broadway wie in Newyork entstehe. Im Parallelismus und in Concurrenz mit dieser alten und einstweilen noch engen Hauptstraße bildet sich schon eine andere Hauptstraße aus, die gleich von vornherein in den großartigsten Proportionen angelegt wird, wie sie einer Lorenzo-Capitale ziemen. Es ist die breite, mit vielen schönen Gebäuden gezierte St. James Street, der einstweilen nur noch die gehörige Länge fehlt, die aber bald wie ein Tannenbaum sich strecken wird. Die öffentlichen Gebäude, die sich schon jetzt längs dieser Straße erheben, die Banken, die Post u. s. w. suchen in Bezug auf Geschmack und Solidität der Bauart ihres Gleichen. Wo man noch vor 30 Jahren in Sümpfen und Gebüschen Schnepfen und Rebhühner schoß, ist jetzt der befestigte Boden überall mit Kirchen der verschiedensten Confessionen und mit sehr comfortablen Wohnhäusern bedeckt. Selbst die alten französischen Katholiken, die sich sonst in kleinen dunkeln Gotteshäusern behalfen, die aber mit ihren jetzigen Herren, den Britten, und auf den Flügeln des Unternehmungsgeistes derselben höherer Bedeutung und größerer Wohlhabenheit zugeführt worden, haben sich in neuerer Zeit eine neue und stattliche Kathedrale errichtet, die nicht weniger als 10,000 Menschen faßt. Ueberhaupt ist unter diesen alten canadischen Franzosen ein neues Leben eingedrungen, und wenigstens eine große Partei unter ihnen hat sich frank und frei den Engländern angeschlossen, indem sie innig und herzlich an allen ihren Spekulationen und industriellen Unternehmungen theilnimmt, neben ihnen in den zahlreichen Associationen und Comité's für solche Zwecke ihren Sitz nimmt, eifrig zu den Produktenausstellungen u. s. w. beiträgt. Die mächtigen, aus Quadern gebauten Quais und Mauern, mit denen man das ganze Flußufer

der Stadt befestigt hat, sind ein nützliches Prachtwerk, nach welchem selbst London bisher noch vergebens verlangt hat. Die Schiffe, die Wagen, die Waaren und Menschen bewegten und quälten sich dort bis zu den neuesten Zeiten herab in einem nie weichenden Moraste und Sumpfe; seit dem Anfange der vierziger Jahre ankert und rollt nun Alles leicht und sicher in seinem eigenen Elemente. Es circuliren jetzt beständig zwei bis drei Millionen Pfund Sterling für neue Improvements in den Händen von Arbeitern, Architekten, Maschinisten, Straßenbaumeistern und Speculanten, die bald hier, bald dort etwas Schönes oder Nützliches aus dem Boden springen lassen. Nach der Art von London und Newyork und überhaupt nach anglosächsischer Gewohnheit, haben sich auch hier in Montreal Arbeit und Genuß gesondert. Es ist in der Nähe des Flusses ein eigenes Geschäftsquartier entstanden, und vor die Stadt, in die Vorstädte, sind die hübschen halbländlichen Wohnsitze der Kaufleute hinaus verlegt. Das Geschäftsquartier enthält nichts als Packhäuser und Comptoire, und in der neuesten Zeit auch einen Anflug großer Manufakturen und Fabriken. [119.]

7. Wasserfall des Niagara.

Der erste Eindruck war erhaben. Beim blassen Scheine des Morgens und durch den Nebel hindurch gesehen, schien der Strom wie aus den Wolken zu fallen. Es war kein Schauspiel, es war eine Vision, „eine Wassersäule aus der Sündfluth," wie Chateaubriand sagte. Nach diesem ersten verworrenen Eindrucke suchte ich mich auf der Schaubühne, die vor mir lag, zu orientiren. Ich unterschied die beiden Fälle, den einen zu unterst der hufeisenförmigen Terrasse, der seinen Wasserteppich von Smaragd und Schnee in einem weiten Becher ausgießt; den andern weniger breiten, der zu beiden Seiten eines sein Wasser in zwei Ströme theilenden Felsens sich herabstürzt. Beide verlieren sich mit ununterbrochenem Getöse in den Schlund, aus dem ein die Tiefe verhüllendes Gewölk aufsteigt, gleich dem weißen Dampfe, der sich über einem Riesenkessel bildet. Ein doppelter Regenbogen erscheint wie eine phantastische Brücke von zwei Stockwerken, die über den schäumenden und tosenden Abgrund geschlagen sei. Dieses Getöse, das lauteste, das ein menschliches Ohr vernehmen kann, ist dem Rollen mehrerer Gewitter vergleichbar. Die Indianer haben Recht gehabt, diesen Ort in der Sprache der Chippeways O—ni—aw—ga—rah, d. h. Donner der Gewässer, zu nennen.

Gleichzeitig ist aber doch auch in diesen fallenden Massen etwas so Einfaches und Gleichmäßiges, daß die Seele dadurch erhoben und beruhigt wird. Tief unten — chaotische Verwirrung, hoch oben — Bewegung voll Regelmäßigkeit.

Stellt man dann eine Wanderung um die Insel (die sogenannte Irisinsel) an, welche die Gewässer des Niagara scheidet, so ist das Getöse hinter uns bald nichts weiter als ein dumpfes Brausen. Man wandelt unter schönen Bäumen hin am Saume eines reißenden Wassers, welches mit sanftem Geräusch an dem Rasen hinstreift; man kommt zurück, man verweilt bei dieser oder jener Ansicht; man schreitet über eine breterne, über einen kleinen Arm des Stroms gelegte Brücke, der einem zwischen Blumen dahinrinnenden Bache ähnelt, aber denjenigen, welcher den Fuß hineinsetzte, unwiderstehlich in den Abgrund fortreißen würde. Ein nicht allzulange erst geschehener Vorfall bezeugt dies. Ein junger Mann macht scherzend Miene, seine Braut in den kleinen Arm des Flusses zu werfen. Sie entschlüpft ihm und fällt in die Strömung; er stürzt ihr nach; Beide waren kaum zwei Schritte vom Ufer, das Wasser reichte ihnen nicht bis zum Gürtel; aber die Strömung ist reißend und der glatte Fels bietet den Füßen keinen Halt. Nachdem sie einige Augenblicke gerungen hatten, verschwanden sie zusammen in dem Abgrunde.

Ich habe verschiedene Cascaden mit dem Niagara vergleichen hören, das heißt aber einen See mit dem Ocean vergleichen. Ich habe viele Cascaden in der Schweiz, in Schottland und Nor-



DER NIAGARAFALL.

wegen gesehen, alle zusammen werden ihr Grab im Niagara finden; es sind Pygmäen neben einem Titanen. In meinen Augen sind die zwei größten Dinge dieser Erde, unter den von Menschenhänden errichteten Denkmälern Thebens Ruinen, unter den Werken der Natur die Fälle des Niagara. Man muß bedenken, daß die großen unter sich verbundenen Seen Erie, Michigan, St.-Clair, Huron und Ontario die gewaltigste Masse süßen Wassers auf der Erde bilden, und daß alle Flüsse, welche diesen Seen ihre Nahrung zuführen, keinen andern Ausweg haben, als den Niagarafall.

Der Katarakt ist kaum höher als 150 Fuß; aber die Dicke des Wasserteppichs beträgt inmitten der Terrasse reichlich 20 Fuß. Man nimmt an, daß innerhalb 24 Stunden ungefähr fünf Milliarden Tonnen Wassers ablaufen, was beinahe 69,000 Tonnen in der Secunde macht. Man hat die Wassermacht der Fälle berechnet und 4,533,304 Pferdekraft gefunden, neunmal so viel, sagt man, als die Treibkraft, über welche Großbritannien zu verfügen hat und mehr als nöthig wäre, um alle Maschinen auf dem Erdboden in Bewegung zu setzen. [1.]

---

8. Physiognomie Nordamerikanischer Landschaft.

Werfen wir einen Blick auf die nordamerikanische Landschaft, so muß im Allgemeinen bemerkt werden, daß Europa den Sinnen weit mannigfaltigere Scenen und weit erhabenere und mächtigere Bilder darbietet, als sich innerhalb der Grenzen Nordamerika's finden, wofern man die Felsengebirge und die Bergketten in Neu-Mexiko ausschließt. Die Gebirgslandschaften der Vereinigten Staaten können jenen trotzig wilden Charakter und jene gigantischen Gestaltungen nicht haben, welche der Granitformation angehören. Dafür rühmt sich der Amerikaner mit Recht seiner vielen schönen Gewässer, die, wie am Hudson und Ohio, mit ihren zahlreichen Eilanden und köstlichen Waldufern einen seltenen Reiz gewähren. Europa trägt ferner in weit höherem Grade den Charakter des Fertigen und Abgeschliffenen, als selbst die bewohntesten Staaten im Osten der Union. Zwar entstehen hier durch die Fülle kleiner Wäldchen einzelne sehr anmuthige Partien, ja manche Strecken zeigen, vorzüglich im Osten, selbst etwas Parkartiges, während der Westen in der Regel noch zu viel Wald besitzt und mit seinen unaufhörlichen Wurmfencen und Maispflanzungen, geringelten und halbverbrannten Bäumen, eher alles Andere, als schöne Aussichten darbietet, — aber dennoch verbindet sich mit jenem Eindrucke des Unfertigen, nach anderer Seite hin, das Gefühl eines Mangels. Fast an jeder, selbst der kleinsten europäischen Stadt, hat sich im Laufe der Zeit ein besonderer Charakter gebildet, der sie als Individuum vor uns treten läßt; hingegen sehen fast alle Ortschaften, namentlich alle geringeren zwischen Hudson und Mississippi, wie aus Einer Form genommen aus. Wie man in einem Bienenstock oder Ameisenhaufen alle geschaut hat, so ungefähr in einer dieser Gruppen weißer Häuschen mit grünen Sommerläden alle übrigen. Selbst die Kirchen, deren es viele gibt, sind meist von unten bis zur äußersten Thurmspitze von demselben Material und Anstrich und mit den grünen Jalousien versehen. Auf neuen Ansiedlungen herrscht das **Blockhaus** vor, ein kleines stallähnliches Gebäude von geschrotenen Balken, das für den Anfang dem Pflanzer zum schützenden Obdach dient, um mit der Zeit einer besseren Wohnung und Wirthschaftsgebäuden zu weichen. In größeren Städten treten an die Stelle der Frame- oder Holzhäuser immer mehr Backsteinhäuser, die dem Auge fast durchgängig das rohe Baumaterial mit dem weißen Kalk dazwischen ganz unbedeckt zeigen. In England ist es fast ebenso, aber hier hat der stete Steinkohlenrauch und Nebel einen schwarzen Ueberzug darüber gebreitet, während in Amerika, hauptsächlich wegen der viel reineren Luft, die Steine ihre rothe Farbe weit heller erhalten, somit auch sauberer und freundlicher sich darstellen. — Die Landleute wohnen hier gewöhnlich nicht in Dörfern, sondern jeder Landmann lebt auf seinem Grund und Boden, der entweder mit einer niedrigen Mauer von aufeinander liegenden Steinen oder statt leben-

diger Hecken, mit einem Holzzaune, Fence, von verschiedener Structur umschlossen ist. So erscheint das ganze Land, so weit das Auge reicht, Ebene, Hügel, Berg und Wald, von jenen losen Mauern oder Zickzack-Fencen kreuzweise durchschnitten. Und in einer dieser Abtheilungen steht das Wohnhaus des Farmers. Der erste Anblick einer solchen Landschaft hat etwas Malerisches, Mannigfaltiges und Belebtes, aber die stete Wiederkehr oder vielmehr die ununterbrochene Fortsetzung desselben wirkt durch die Einförmigkeit ungemein ermüdend. In Deutschland sieht man dort ein Dorf in der Ferne, da eins in der Nähe, zuweilen gar keins — eins liegt auf flachem Felde, eins auf der Höhe oder dem Abhange, eins im Thale, eins am Walde, eins am Rande der Wiese, eins im Busch; hier dagegen nirgends ein Dorf, sondern zerstreute Wohnungen überall, und eine so ziemlich wie die andere. In Deutschland hat man weit ausgedehnte Felder, anderswo eben solche Wälder oder Gebüsche und die Dörfer sind mit Gärten oder Bäumen umgeben; hier ist Feld, Wald, Wiese zerstückelt durch einander gemengt, nirgends ein großes Ganzes bildend. In Deutschland sind Felder, Wiesen, Waldungen, ist die ganze Landschaft dem Auge und Fuß offen; hier ist Alles abgeschlossen und unzugänglich. In Deutschland gehört die Landschaft gewissermaßen Allen; wo gerade keine Saat auf dem Felde oder kein Gras auf der Wiese steht, da kann auch Jedermann gehen, der Wald steht ihm offen, als wäre er sein Eigenthum und der Berg winkt ihm von der Höhe, wenn er die Gegend übersehen will. Hier fällt überall das Hemmniß, die Schranke, das Verbot in die Augen, und der einzelne Mensch erscheint der weiten Natur gegenüber viel ärmer als drüben; nur der „unfruchtbare Weg" ist ihm ohne Erlaubniß zugänglich, und wenn einst ganz Nord-Amerika von Mauern und Fencen kreuzweise durchschnitten, wird sich der Wanderer nur noch auf unfruchtbaren Felsenbergen und Sandschellen ergehen können. Die Kunst hat in Amerika lange nicht dasselbe gethan, wie in Europa, um der Natur zur Erzeugung abwechselnder und reizender Landschaftsbilder zu Hülfe zu kommen. Aber man würde auch hier nicht leicht passende Rahmen für monumentale Zierden finden, wie z. B. am Bosporus oder Golf von Neapel. Wollten die reichen Amerikaner ebenso eifrig byzantinische Kuppeln und schlanke Thürme bauen, wie sie durch Aufstellen korinthischer Säulen und Anhäufung gothischen Schnörkelwerks an ihren Kirchen und öffentlichen Gebäuden die griechische und germanische Architektur nachzuäffen versuchten, so würden sie doch kein „goldenes Horn" und keine sieben Hügel finden, um ein Constantinopel zu gruppiren. — Die Niagarafälle und die andern Wasserstürze Nord-Amerika's sind nur im engsten Rahmen herrliche Bilder. Die Natur hat das Land mit breiten und tiefen Strömen für die Schifffahrt, mit fettester Alluvial-Erde für Mais und Weizen, für Baumwolle und Zuckerrohr und mit Ebenen, die sich für Schienenwege vortrefflich eignen, aber mit keinem Vesuv, mit keinem Olymp bedacht. Bei diesem Mangel natürlicher Anregung ist es kein Wunder, daß die Anglo-Amerikaner in Masse weder Verständniß noch Gefühl für schöne Landschaftsscenen gewinnen. Ein anderer Unterschied der Scenerie tritt in den katholischen Länderstrichen Amerika's im Vergleich mit denen Europa's heraus. Hier gruppirt sich die Stadt mit ihren grauen Außenlinien und mitunter mittelalterlichen Mauern fast ohne Ausnahme um das hohe Dach und den weithinschauenden Thurm der Kirche. In Amerika ist es anders. Ein halb Dutzend übelgeformte und doch dünkelvoll sich vordrängende Thürmlein und Kuppeln gucken, mit schreienden Farben übertüncht, über den Ort; während das Hauptgebäude augenscheinlich die Schenke ist. Dadurch fühlt sich der Freund des Pittoresken unangenehm berührt, oft sogar zurückgestoßen.

Wie übrigens in den Schöpfungen der Menschenhand, so glaubt das Auge des Laien hier auch in den ursprünglichen Formationen der Natur eine gewisse Frische, Jugendlichkeit zu entdecken, was vielleicht daraus sich erklären läßt, daß der Mangel des Anbaues der Natur selbst bis jetzt noch eine primitivere Gestalt gelassen hat. So Viel ist aber gewiß, man weiß von keinen Bergzipfeln diesseit des Mississippi, die das zur Nacktheit abgespülte, schroffe und zerfressene Aussehen hätten, wie es so vielen in Europa eigenthümlich ist, und fast überall in Amerika, wo das Auge auf Höhenzügen ruht, begegnet es gerundeten Umrissen, die, wofern sie überhaupt bestimmte Tinten zeigen, in frisches Grün gekleidet sind. Die Ufer des Hudson z. B. verrathen an ihren Hügeln und Windungen, Bergen und Buchten nirgends die Einwirkungen der Zeit so deutlich,

als das Thal des Rheins oder irgend welches deutschen Flusses. Zwar sieht man nirgends so großartige Naturgemälde wie von den Gipfeln der Alpen, Pyrenäen oder des Caucasus, obwol die Riesen der westlichen Gebirgszüge in den Californischen Seealpen 14 — 16,000 Fuß aufsteigen, dennoch entdeckt der aufmerksame Reisende in den Alleghanies manche schöne Panoramas, liebliche Thäler und Waldschluchten, und namentlich sind dieselben reicher an landschaftlichen Effektbildern als die meisten unserer deutschen Mittelgebirge. An zackigen Linien kommen ihre Kämme den Alpen nicht gleich, doch haben sie viele Gipfel, die sich ziemlich bedeutend über den Gebirgsgrat erheben. An Anmuth der Umrisse stehen sie manchen Partieen im Taunus oder Siebengebirge nach, dagegen sind die großen, klaren und tiefen, in allen Farben widerspiegelnden Flüsse, welche die Thäler und Schluchten derselben durchziehen, von den schönsten Laub- und Tannenwaldungen bekränzt, und nächst ihren Contouren verleiht eben dieses grüne Pflanzenkleid den Alleghanies einen Schmuck, welcher sie vor allen Mittelgebirgen Europa's auszeichnet, und besonders im Herbste, wo orangengelbe Platanen, Silberpappeln mit weißglänzenden Blättern, dazwischen dunkelrothe Sumachsträuche, goldene Ulmen und weißglänzende Birken und im Hintergrunde Fichten, Tannen und Cedern mit ihrem hundertjährigen, unverändert grünen Teint, auf verhältnißmäßig geringem Raume in einander spielend, einen herrlichen Anblick gewähren.

Je weiter man nach dem Westen der Vereinigten Staaten vorrückt, desto flacher und einförmiger wird das Land, und am Mississippi und dessen Nebenflüssen gelten schon die geradlinigen Kalkfelsen, die vom Strom durchbrochen oder vom Regenwasser ausgenagt sind, und die mit Dammerde und Wald bedeckten, selten über 300 Fuß hohen Bluffs für reizend. Aber das angeschwemmte, überaus fruchtbare Bottomland und die Prairien werden schon in Illinois, Missouri, Wisconsin immer mehr vorherrschend. Ueber 300 Meilen westlich von der Mündung des Missouri, den Lauf dieses Stromes entlang bis zum Fort Leavenworth (94° w. L.), gehen heute die äußersten Vorposten der Ansiedler. Von dort an wird das Naturgemälde immer monotoner bis zum Fuß der Felsengebirge und stellt sich in Form ungeheurer Ebenen dar, die bald flach wie ruhiges Meer erscheinen, bald in sanften, langgestreckten Wellenlinien sich heben und senken. Sie gehen weit über die nördlichste Schwenkung des Missouri am Fort Union nach Norden hinauf und dehnen sich von dort südlich in ununterbrochenem Raume bis zu den Ebenen von Texas und Neu-Mexiko aus. Im Norden Prairien, im Süden Savannen, in Neu-Mexiko Llanos genannt, meist baumlos oder mit kleinen Waldoasen am Rande von Flußrinnen, besetzt, bald kräuterreich und wenigstens zur Hälfte anbaufähig, bald kahl und öde, bilden sie, wenigstens in manchen Regionen, nichts als einen unermeßlichen Ocean von Gräsern, Blumen und Bauminseln. Aber wie gesagt, trägt nicht überall das Prairieland diesen Charakter. Auf manchen Steppen hindert die Dürre jeden Anbau und jede regelmäßige Viehzucht. Beides ist auf den Hochprairien nur strichweise, hart an den Strömen, möglich, wo Mezquito- und Buffalogras wächst. Indessen die meisten Flüsse haben, wie die Prairiejäger sich ausdrücken, einen nackten Lauf. Wo das Gras herrscht, wächst kein Holz; sobald jedoch der Graswuchs irgendwo zerstört wird, erscheint Waldung und gedeiht gut. Sobald das Gras gegen ein Stück Waldholz andrängt, weicht letzteres zurück; es dauert jedoch mehrere Jahre, ehe ein Baum vernichtet wird; der erste Prairiebrand tödtet die Rinde; jeder nächstfolgende geht tiefer, bis der Stamm so sehr geschwächt ist, daß ihn der Sturm zu Boden wirft, wo er nun abstirbt oder vom nächsten Brand völlig zerstört wird. Außerdem tragen auch die Büffelheerden zu jenem Mangel bei, indem sie auf ihren Weideplätzen, was sie nicht abfressen, mit ihren Klauen zerstampfen, so daß der Boden lange Zeit wie geschoren erscheint. Bleibt ein District wenige Jahre vom Feuer verschont, so platzt die Schote der ruhenden Waldbäume, womit die Prairien dicht besäet sind, auf; zuerst bedeckt sich die Oberfläche mit Gesträuch, welches aus Sumach, Hasel, wilden Kirschen und Eichen besteht, und auch andere Bäume wachsen nach. Mit dem allmäligen Vorschreiten der Cultur dürfte dies um so eher geschehen. Am Südufer des Arkansas, das durch eine Kette von Sandhügeln gegen die Prairiebrände geschützt wird, ist der Baummangel nicht so auffallend, als auf der nördlichen Seite. Am obern Arkansas sucht das Auge vergeblich nach Bäumen, es gewahrt nur Buffalo-Gras und niedrigen

Cactus in größter Mannigfaltigkeit. Auf der Straße von der Grenze Missouri's nach Santa-Fé ist das Land eine rollende Prairie, dann flacht diese sich nach Westen mit dem Erscheinen des Cactus und anderer Stachelpflanzen zu einer dürren, unfruchtbaren Ebene ab. Der Westen des Staates Missouri, und das Land am untern Kansas hat fruchtbare Hochprairien, ergiebige Bottoms, treffliches Wasser und gesundes Klima. Ein großer Theil desselben liegt innerhalb des Indianer-Gebiets. Auch die Prairien im Süden des Red-River werden als gesund, fruchtbar und zum Theil gut bewaldet geschildert. Eine eigenthümliche Erscheinung bilden die sogenannten Croß-Timbers, die sich von dem obern Laufe des Brazos in Texas durch die Quellgegend des Trinidad über den Red-River und von da an in nordwestlicher Richtung bis zum Red-Fork des Arkansas erstrecken. Ein rauhes, durchbrochenes Hügelland, von 5 — 30 Meilen Breite, scheiden sie vollkommen die inneren Prairien von der großen Ebene und bestehen aus verschiedenen Arten Unterholz, besonders Pfosteichen, Ulmen, Wallnüssen und einer Art Zwergeiche. Der größte Theil dieses Gehölzes wird durch die Prairiebrände an größerem Wachsthum gehindert, treibt aber alljährlich neue Schößlinge und wird dadurch immer dichter, wozu noch wilde Reben und sonstige Schlingpflanzen beitragen. Diese ganze Region ist gut bewässert und hat manche fruchtbare Strecken. Die nördlichen Prairien sind von vielen Flüssen durchschnitten, die sich in ihrem langen Laufe träge durch die Ebenen winden, zur Zeit der Wasseranschwellung das Land weit und breit überschwemmen und befruchtenden Schlamm ablagern. Deswegen zeigt sich dort nicht selten ein üppiger Pflanzenwuchs, allein der bei Weitem größte Theil ist dennoch dürr und sandig, wenn auch vielfach mit dichtem Gras bedeckt und zahlreichen Büffelheerden, Hirschen und Rehen zu Weidegründen dienend. Nach Süden breiten sich diese Wiesenflächen immer weiter bis zum Fuß der Felsengebirge auf eine Strecke von fast 300 Stunden aus, und die hin und wieder auf den Flächen sich erhebenden Hügelketten, die bewaldeten Stromufer und klaren Seen geben einzelnen Theilen des Prairielandes einen malerischen Anblick. Aber in der mittleren Region mangelt es völlig an Holz; die Jäger müssen auf ihren Wanderungen Brennmaterial mitnehmen oder sich mit dem Dünger des Büffels behelfen. Aus dem Bisherigen ergibt sich, daß hier von einer großen Fülle der Erzeugnisse des Pflanzenreichs nicht die Rede sein kann; nordwärts gibt es allerdings eine Menge wilder Beeren, aber der Hochprairie fehlen Früchte, auf ihr wuchern der Cactus, der Wermuth und wilde Salbei, der bei Mannshöhe einen armsdicken Stamm hat. Am Nordarme des Canadian und am Cimaron wachsen viele Arten wohlschmeckender Pflaumen und Beeren und in den Sumpfniederungen verschiedene Arten von Zwiebeln, deren eine mit dem Knoblauch Aehnlichkeit hat. Den schönsten Schmuck der Prairie bilden die Blumen, die in unendlicher Menge und Mannigfaltigkeit, vom Frühling bis zum Herbst, einander ablösen. Aber diese Blumenregion reicht nur etwa 100 Stunden weit nach Westen und fehlt der Hochprairie; zur besonderen Empfehlung gereicht ihr hingegen das äußerst gesunde Klima. Die Luft ist zwar scharf, aber durchaus rein, und wirkt so wohlthätig auf den Menschen, daß auch der schwächlichste daselbst zu Kräften gelangt. Der Körper wird gleichsam neu, sagen die Reisenden, und einer derselben schreibt: „Beinahe sechs Monate haben wir in der Prairie zugebracht, unter täglichen Strapazen gegen 2000 Meilen zurückgelegt, in jedem Winter auf bloßer Erde geschlafen und fast nur von Fleisch gelebt. Dennoch strotzen wir Alle von Gesundheit.“ [22.]

9. Farmerleben.

Der romantische Begriff vom Farmerleben im Hinterwalde, der in der Meinung Vieler sich eingeschlichen hat, beruht zum Theil auf Vorstellungen, welche alles Grundes entbehren. Gefahren, Mühen, Entbehrungen sind stets die Begleiter der Männer, die den Wald lichten und den Boden

urbar machen. Hunderte von Romanen wurden über diese Pioniere, wie man sie zu nennen pflegt, geschrieben; aber wer nach jenen Dichtungen seine Vorstellungen modelte, der möge auch auf die Stimmen derer hören, die ihr Leben in den Wäldern und Blockhütten zugebracht haben.

Man glaubt in Europa so ziemlich allgemein, daß der Hinterwäldler im Osten schon ganz verschwunden und nur noch im fernen Westen anzutreffen sei; dem ist nicht so. Noch weit und breit, besonders in Pennsylvanien, Virginien und Maryland, sind ungelichtete Waldungen zu finden und darin die angebauten Länderstrecken und Farmhäuser ziemlich vereinzelt. Der Ansiedler hat hier allerdings nicht mehr mit dem Indianer zu kämpfen, aber die Mißverhältnisse und Mühen, welche die Natur darbietet, bleiben, wenn auch nicht im ganzen Umfange, die alten; besonders auf den hohen ausgedehnten Alleghany-Gebirgen trifft man Wälder ebenso wild und unwirthbar als irgendwo im Westen.

Wälder, deren Ausdehnung nicht zu ermessen ist, Gegenden, die höchstens der Jäger durchstreift, ziehen sich in ungeheuerer Aneinanderkettung dahin. Und wie oft findet sich in ihnen herrlicher und wirklich fruchtbarer Boden mit hinreichenden Wasserkräften und Nutzhölzern, allein Farmen und Blockhütten trifft man selten; der Hirsch, der Fuchs, die wilde Katze, zuweilen auch der Bär, bilden oft die einzigen lebenden Wesen der Umgebung. Das nette, weiß und grau gestreifte Eichhörnchen entzieht sich scheu den menschlichen Blicken und der Fasan flieht lärmend von seinem Lieblingsplatze in der Nähe kleiner Bäche. Die Vögel singen nicht, ihr eintöniges Gezwitscher langweilt und höchstens im Hochsommer verirrt sich der prachtvoll gefiederte Kolibri in die niedern Thäler, um die Sträuche der Michigan-Rose schwirrend. Sommer und Winter hört man den grauen und weißen Specht am Stamme eines ungeheuern Hamlocks klopfen, und man muß erstaunen, mit welcher Zerstörungsfertigkeit dieses kleine Thier ausgestattet ist, denn es schält förmlich die Bäume von der Spitze bis zur Wurzel.

Mitten in diese Wälder tritt also der Ankömmling, und fast bei jedem Schritt, den er weiter thun will, muß er sich erst mit seiner Art Raum hauen. Dazu kommt noch, daß der in jenen Gegenden heftige Sturm oft die größten Bäume entwurzelt und kreuz und quer in die Waldungen wirft, wo sie dann im Verlauf der Zeit faulen.

Man kann sich denken, mit welchen Mühen und Ausgaben schon die erste Ansiedlung in diesen Wäldern verknüpft ist, freilich bedarf der Hinterwäldler in den ersten Tagen nur Wenig. Eine gute Büchse, der Brodsack, eine Kanne Whisky und die unentbehrliche Art sind seine ersten Bedürfnisse. Hat er sich einen Ort auserkoren, an welchem er seine Heimat zu finden hofft, so fällt sein Beil rüstig die Bäume; in einer oder mehreren Wochen, je nachdem er mit der Arbeit umzugehen weiß oder der Wald dicht ist, hat er einen Acker vom Holze frei gemacht, dann haut er die brauchbaren Stämme etwas zurecht und schreibt einen sogenannten „Fröhlich“ aus.

Dieser „Fröhlich“ oder frolock, wie ihn die englisch Redenden nennen, bildet ein ganz eigenthümliches Fest. Indeß kann davon nur dann die Rede sein, wenn Ansiedler in einer Nachbarschaft von wenigen Meilen wohnen, entfernter Wohnende werden nur sehr selten erscheinen. Die Kunde, daß der neue Ankömmling ein Haus erbauen wolle, macht die Runde und am festgesetzten Tage erscheinen in aller Frühe mit wohlgeschärften Beilen versehen die rauhen Männer, auch vielleicht ein paar Ochsen werden mitgebracht, um das Herbeischaffen des Holzes zu erleichtern. Diese Leute arbeiten nun wie die Feinde, wie es im Sprüchworte heißt, und der Tag ist noch nicht zu Ende, so steht das ganze Haus, eine Blockhütte, von ungefähr 20 bis 30 Fuß Länge und Breite, unter Dach und Fach. Dem Eigenthümer bleibt dann noch die Arbeit: die Thüren und Fenster einzusetzen (die Oeffnungen für diese werden nämlich in das vollständig aufgerichtete Haus vermittelst kleiner Handsägen eingeschnitten), das Bewerfen mit Lehm und die Deckung mit Schindeln. Die Gäste werden von dem neuen Ansiedler mit Kartoffeln, Speck und Whisky bewirthet; Gesänge, welche ein musikalisches Ohr zum Entsetzen bringen könnten, mischen sich in die Artschläge und am Abende ziehen Alle, ohne den geringsten Dank zu verlangen, wieder hinweg. Nun ist wieder Alles still umher. Acht Tage später ist ein Acker Land eingefenzt, das Kamin raucht und die ersten Hausthiere, Hund und Schweine, beleben die kleine Ansiedelung.

So arbeitet sich der rastlose Ansiedler mit dem

Beil durch die Wildniß, seine Schläge, das Krachen niedergehauener Bäume, tönen laut und weit im Walde, er lebt so lange allein und hülfelos, bis er sich ein Weib nimmt; bald tummeln sich Kinder im Walde, deren Bestimmung ebenfalls wieder das Waldleben ist.

Die Geldgier hat sich auch schon bei diesen Menschen eingenistet, indeß gibt es kaum Schurken oder Diebe unter ihnen; man mag ruhig die Thüre der Wohnung offen lassen, es wird Alles unberührt bleiben.

Manches ist anziehend in diesem Waldleben, man hüte sich aber, alle diese Dinge von der poetischen Seite aufzufassen. Von Bildung wollen diese Leute nichts wissen und die alten im Busche aufgewachsenen Farmer scheuen und fliehen die Civilisation. Sie lieben ihre Wälder, ihr karges Leben, ihre Blockhütten, ihre Jagd, und wenn ihnen die Ansiedelungen zu dicht werden, verkaufen sie ihre Wohnung und Aecker um Spottpreise und ziehen weiter in den Busch, von Neuem die Mühen des Urbarmachens übernehmend. Oft übernimmt der 21jährige Bursche, der sich eben verheirathet hat, die angebaute Farm, und die alten Eltern ziehen fort in den tieferen Wald.

So wird der Mensch daran gewöhnt, ohne Geselligkeit, ohne Umgang mit anderen zu leben; eine zahlreiche Familie ersetzt ihm diesen Genuß, seine Arbeit vertreibt ihm die Zeit und die Gewohnheit läßt ihn nicht den Mangel an Bequemlichkeiten fühlen, er ist halb wild von Jugend auf, die Wörter Kunst und Wissenschaft sind ihm fremd, Erziehung ist bei ihm ein ganz anderer Begriff als in Europa. Seine Unterhaltung beschränkt sich auf seine Arbeiten. Man wird dem Ansiedler eine unverständliche Erscheinung sein, wenn man in seine Hütten tritt, und sich benimmt, wie man es in seiner Heimat gewohnt war.

Ebenso ist das Familienleben ein ganz anderes als bei den deutschen Bauern. Diese sind durch das Leben in Dörfern immer auf ihre Nachbarn angewiesen, sie kommen auf die Märkte in den Städten, während jene nur den Verkehr mit einzelnen Vorüberziehenden unterhalten. Kommt der Fremde in eine von ihren Blockhausstuben, die sich fast alle gleichen, wie ein Ei dem andern, so sieht er ein großes Kamin mit fürchterlichem Feuer darin, um das sich der Familienkreis sammelt; die Kinder, halb angekleidet, starren dem Fremden stundenlang in's Gesicht. Die Alten sind ungemein spärlich mit Worten, gewöhnlich raucht die Frau aus ihrer irdenen Pfeife einen miserablen Tabak, während der Mann und die erwachsenen Burschen denselben kauen. Zur Essenszeit bietet man dem Fremden einen Platz an dem Tische, man macht keine Umstände mit ihm, er ißt, was da ist. Er hat die gefüllten Schüsseln vor sich, man sagt ihm „help yourself" und er ist dann während dem ganzen Mahl vor jedem Nöthigen sicher. Der Hausrath besteht aus sehr rohen Möbeln, bei denen aber, wie in den amerikanischen Städten, nie der Schaukelstuhl fehlen wird, und wäre er auch nur auf die roheste Weise gemacht.

Die Erziehung der Kinder im Hause unter den Augen der Eltern ist fast gleich Null, sie lernen essen, sprechen, beten, stricken und auf größern Rädern Wolle spinnen. Mit der letzteren Beschäftigung verdienen die Mädchen bald Geld, wenn sie in der Nähe eines kleinen Ortes wohnen, man zahlt ihnen für einen Strang dieser Wolle, die ziemlich grob ist, 5 Cents und geübte Spinnerinnen können oft 6 bis 8 Stränge den Tag über spinnen, was immer einen Verdienst von etwa 2 Dollars per Woche ausmacht. Für die geistige Ausbildung sind kleine A.B.C.-Bücher, die sehr praktisch verfaßt sind, im Gebrauche; eine alte Bibel dient zu Leseübungen. Sehr früh kommen die Kinder zur Schule, d. h. aber nur 3 — 4 Monate im Jahre.

Eines von jenen oben beschriebenen Blockhäusern, gemeinschaftlich von der Nachbarschaft erbaut, auf einem auch wieder gemeinschaftlich von ihnen vom Holze freigemachten Platze, dient zur Schule. Sie ist in der Mitte der verschiedenen Ansiedlungen, indessen doch noch meilenweit von manchen Farmen entfernt. Man mache sich aber keine großen Begriffe von einem solchen Schulhause; ein alter Ofen, einige alte zerschnitzte Bänke und eine Tafel machen die Einrichtung aus. Ausnahmsweise wird es von einigen Fenstern mehr, als es bei den übrigen Blockhütten der Fall ist, erleuchtet, im Uebrigen aber unterscheidet es sich weder durch sein Aeußeres noch durch die innere Bekleidung von den übrigen Farmhäusern. Es ist fast immer an einem der bessern Wege gelegen, wodurch den Kindern das Hin- und Hergehen erleichtert wird. Die größeren Knaben, die mit der Art umzugehen wissen,

machen in den Freistunden das Holz für den Winter, so liegen denn manchmal Stöße Holz aufgeschichtet, auf welche mancher deutsche Bauer mit neidischen Blicken schauen würde.

In dieser Schule versammelt sich nun bei herannahendem Winter die hoffnungsvolle Jugend, Knaben und Mädchen bunt durcheinander.

Die Lehrgegenstände sind Rechnen, Lesen, Schreiben, Absingen geistlicher Lieder, die Geographie beschränkt sich im Allgemeinen auf die der Vereinigten Staaten, aber auch die Entdeckungen des Christoph Columbus bilden einen Hauptpunkt; im Besonderen ist der betreffende Staat und noch specieller das County, in dem die Schule steht, der Hauptgegenstand. In der Geschichte kennen sie eben nichts als ihre Revolution und immer die Revolution. Die Helden und Führer erscheinen als Halbgötter, jedes Gefecht als eine Weltschlacht.

Die Lage der Lehrer ist bei diesen Verhältnissen nicht beneidenswerth, sie sind abhängig von ihren Kostgebern, und müssen lehren, was diese wollen. Was diese Leute nicht verstehen oder fassen können, schelten sie Unsinn. Der Lehrer ist ein Staar. Wehe dem, der ihnen mit Neuerungen kommen will; sie lieben ihre alten Gewohnheiten und bleiben ihnen treu.

Der Gehalt dieser Lehrer beläuft sich auf ungefähr **10** bis **15** Dollars per Monat während der Unterrichtszeit. Im Sommer bauen sie selbst ihre Felder und sind Farmer.

Um auch von den Freuden des Farmerlebens einen Begriff zu geben, wollen wir ein „Festschießen im Store" beschreiben. „Die Stores" sind Krämerbuden, die oft ganz einsam mitten im Walde, in der Nähe von Ansiedlungen errichtet sind. Alles von der Stecknadel bis zum größten Kochofen, Garn, Tabak, Hosen, Schuhe, Hüte, Blechgeschirre, irdene Pfeifen, Geigen, Pulver u. s. w. ist dort zu haben. Nebenbei bieten sie auch die einzige Gelegenheit, durch die man ankommende Briefe erhalten oder abzusendende befördern kann.

Kommen wir auf das Fest zurück; es war ein sogenanntes Preisschießen, an dem sich die ringsumwohnenden Farmer betheiligten. Man wußte recht wohl, daß der „Storekeeper" (der Ladenbesitzer) an diesem Tage nur ein gutes Geschäft machen wollte. Die Preise bestanden aus baumwollenen Tüchern, Rauch- und Kautabak u. dergl.

Schon am Abende vor dem anberaumten Tage hatten sich zahlreiche Gäste aus der Nachbarschaft eingefunden, irische und amerikanische Ansiedler mischten sich mit den Deutschen. Der Storekeeper hatte sich für diese Tage wohl versehen mit Cider und Whisky. Die Irländer und Amerikaner hielten sich mehr an das gebrannte Getränk, während die Deutschen dem kühlenden gesünderen Cider (Apfelwein) den Vorzug gaben. Die mächtigen Fässer wurden umlagert und es war schwer zu unterscheiden, welches von den beiden Getränken am meisten consumirt ward; auch die beliebten „Pies" (eine Art schlechter Obstkuchen) fehlten nicht.

Wie oben gesagt, fanden sich die Gäste schon am Abende ein und nachdem die Begrüßungsformeln gewechselt waren, wurden die „drinks" (das Zutrinken), die in Amerika unvermeidlich sind, vorgenommen. Pfeifen, Ziehharmonikas, Gewehrschüsse waren obligate Begleitungen der nächtlichen Scene, und erst dann, als das Genossene die Gemüther und Sinne abgestumpft und umnebelt hatte, dachte man an Ruhe. Der „Store" mußte eine nicht unbedeutende Menge Gäste aufnehmen, wobei allerdings der Boden und die umherstehenden Kisten willkommene Lagerstätten abgaben. Man denke sich einen so engen Raum, vollgepfropft mit Waaren, Victualien und Getränken, dessen Luft zum Ueberfluß noch durch einen beißenden Ofenrauch verdorben wurde, als Lagerstätte, von einem Dutzend Menschen, kreuz und quer durcheinander liegend und beinahe alle im Zustande der Bewußtlosigkeit. Des andern Tages in der Frühe erhoben sich Alle nach verschlafenem Rausche zur Abhaltung des Schießens, das eben weiter nichts Erhebliches bot. Nachdem viele Schüsse gefallen und die Gewinnste vertheilt waren, überließ man sich abermals den schon geschilderten Freuden des vorigen Tages, als deren rechte Würze abstoßende und ekelerregende Rohheit bemerklich war. **[219.]**

10. Die Stadt New-York.

New-York, die Metropole von Nordamerika, nächst London der größte Handelsplatz der Erde, mit 600,000 Bewohnern, liegt auf der Südspitze der 14 — 15 Meilen langen, an 2 Meilen breiten, auf beiden Seiten vom Hudson eingeschlossenen Insel Manhattan, eine Seestadt und doch durch eine Gruppe vorliegender Inseln vor dem stürmischen Ocean gesichert. Die Stadt selbst muß schon nach dem oberflächlichen Anblick in eine Alt- und Neustadt zerlegt werden. Jene besteht zum größern Theile aus verhältnißmäßig schmalen, regellos nach verschiedenen Richtungen laufenden, häufig unebenen Straßen, diese hingegen erscheint allenthalben und bis hinauf in ihre fernsten Ausläufer nach Cirkel und Richtmaß angelegt und nimmt sich so in ihrer Gesammtheit fast wie ein Täfelwerk aus. Geradlinige Straßen, 8 — 10 Wagengeleise breit, schießen strahlenförmig von Süden nach Norden und werden von etwas schmäleren, aber eben so geraden in gleichen Zwischenräumen winkelrecht durchkreuzt. Letztere sind durch Zahlen bestimmt und dermalen bis zur 35 mit Häusern besetzt, während der Stadtplan ihrer 156 aufweist. In der Altstadt concentrirt sich das Geschäftsleben mit betäubender Regsamkeit, in der Neustadt lassen sich nur auf einzelnen Gassen etliche Firmen und Läden, und im nordwestlichen Theil, wo die Vornehmen sich angesiedelt haben, nur Wohnhäuser bemerken.

In den besser gebauten Theilen, d. h. im Broadway und seinen Nebenstraßen hat New-York bei allen seinen Mängeln eine großstädtische Physiognomie und dennoch ist der Eindruck, den es zurückläßt, ziemlich flach. Es wäre verkehrt, die majestätischen Bauwerke und Monumente unserer alten Städte hier zu suchen, aber es scheint der Geist zu fehlen, der jene in's Dasein gerufen, denn die Bauart springt von den schmucklosen Formen des nackten Bedürfnisses gleich zu einem kleinlichen und geschmacklosen Luxus über, welcher nicht einmal das Verständniß der Formen hat, die er nachahmen will. Die meisten in dichter Reihe stehenden Häuser sind auf schmalen Baustellen erbaut, mit der schmalen Seite nach der Straße gekehrt, und haben fast ohne Ausnahme drei Fenster Front. Unten ist an der einen Seite die Hausthüre, an der andern sind die zwei Fenster. Das gilt von den Wohnungen der Reichen, wie der Aermeren. Der Unterschied liegt blos darin, ob das Haus mehr oder weniger Stockwerke, größere oder geringere Verhältnisse in Breite, Tiefe und Höhe, und ob es Kellerwohnungen hat oder nicht. Zwei und drei Stockwerke sind das Gewöhnliche; erst die neueren Häuser für die wohlhabenderen Klassen werden höher, einzelne wol zu 7 — 8 Stockwerken gebaut. In allen bedeutenderen Häusern ist der Kellerraum zu Küche und Wohngemächern, daneben zu Gelaß für Keller u. dergl. eingerichtet. Diese Erdgeschosse haben gewöhnlich einen besonderen Eingang von der Straße. Es ist dann ein Stück vor dem Hause, so tief dieses Erdgeschoß geht, ausgegraben und ausgemauert und durch quer liegende, eiserne Gitterstäbe gegen den darüber hinführenden Fußweg abgeschlossen. Die Glasfenster bestehen aus zwei Theilen, einer obern und einer untern Hälfte. Die obere steht nach außen etwas über die untere vor, und beide lassen sich nun, die obere nach unten, die untere nach oben, beide auch zugleich in entgegengesetzter Richtung schieben, und werden durch Gewichte, welche im Innern der Fensterpfosten laufen, in beliebiger Höhe gehalten. Außen sind gewöhnlich grüne Jalousien angebracht. Während die schmucklosen Backsteinhäuser die Mehrzahl bilden, steigt gegenwärtig die Anzahl der Luxushäuser, deren Façaden mit gehauenem Stein bekleidet und mit Verzierungen überladen sind.

Imposante öffentliche Gebäude besitzt New-York mehrere, geschmackvolle nur wenige, von originellen nur ein einziges, das in egyptischem Styl errichtete Justizgebäude oder Gefängniß.

Kirchen zählt zwar New-York 250, hat es aber noch zu keinem Gotteshaus gebracht, welches viel über 1000 Personen faßte. Die Ursache dieser auffallenden Erscheinung erklärt sich theils aus der unendlichen Zerfahrenheit der Secten, theils aus der Speculation, welche hier der Er-

richtung der meisten Kirchen und Kapellen zu Grunde liegt und durch Vermiethung von Betstühlen Geld machen will. So baut man für die Haute volée marmorne, für die niedere Klasse ziegelsteinerne Tempel, fordert für einen Platz in den ersten 50, in den letzteren 5 Dollars, und macht in beiden Fällen ein nettes Geschäft. Unter den Hôtels der Stadt war bisher am großartigsten das Astorhaus am Park, ganz von Granit aufgeführt, dieses ist jedoch in neuester Zeit durch das Metropolitan-Hôtel, zwischen dem Nord- und Südpol weit das größte Gasthaus, überflügelt worden. Es hat eine Fronte von 520 Fuß, ist 6 Stockwerke hoch, nimmt über die Hälfte eines ganzen Square's ein und faßt gegen 700 Gäste.

Der Grund und Boden, den es bedeckt, ist auf 300,000 Dollars geschätzt, und Bau und Einrichtung kosten die gleiche Summe. Einen Begriff von der verschwenderischen Pracht, womit es ausgestattet ist, gibt der Umstand, daß man 20,000 Dollars auf den Marmor zu den Kaminsimsen, Thüreinfassungen, Fenstergewänden, doppelt so Viel auf Teppiche, Vorhänge und Wäsche, und 50,000 auf Möbel verwendete. Wie in allen amerikanischen Hôtels haben auch hier die Damen besondere Speise- und Empfangszimmer mit brillanter Ausstattung. Die Lesezimmer und Conversations-Säle und Wohnzimmer der männlichen Gäste sind nicht minder elegant. Der große Speisesaal übertrifft Alles, was die Stadt auf dem Gebiet der Zimmerdecoration Reiches und Geschmackvolles aufweist. Jedes Fremdenapartement der ersten zwei Etagen besitzt ein eigenes Badezimmer. Die Bedienung besteht in 150 Kellnern unter mehreren Chefs und in der Küche arbeiten 13 französische Köche unter einem Obergaumenkünstler. Mit allem erdenklichen Comfort versehen, gleicht das Metropolitan-Hôtel mit seinem bis in die geringste Kleinigkeit eingreifenden Mechanismus einem ungeheuren Uhrwerke. Im Souterrain ist ein riesenhafter Kessel in den Boden eingemauert, unter dem Tag und Nacht Feuer brennt, um das Wasser im Sieden zu erhalten, von welchem der das Ganze heizende Dampf erzeugt wird. Dieser treibt aber zugleich Maschinen, welche das Gepäck der Reisenden und die Kohlen in die Höhe winden, die Bratspieße drehen, die Speisen nach und aus der Küche holen, das Wasch- und Badewasser in die verschiedenen Etagen schaffen und die Wäschrollen bewegen. Nicht weniger sinnreich sind die Erfindungen, welche die Zubereitung der Speisen und das Vorschneiden derselben erleichtern.

Machen wir noch einen kurzen Gang über Broadway, den Paradeplatz für Alles, was es innerhalb der Marken New-Yorks Staunenswerthes, Schönes, Wunderliches und Thörichtes gibt, die Schaubühne für jede wirkliche oder eingebildete Größe, die sich in Amerika geltend machen will. Wir haben uns zuerst die unzähligen Schiffe besehen, unter welchen an der Weststraße besonders eines uns auffällt, abgetakelt, mit chokoladenfarbigem Anstrich, mit einer Treppe vom Ufer ab versehen. Es ist ein Betschiff, hören wir, wo Sonntags Gottesdienst für Seeleute gehalten, wo Ehepaare vereinigt und Taufen vollzogen werden, und biegen jetzt von der Southstreet in die breite Wallstreet ein, die in gerader Linie nach Broadway hinaufläuft. Alle Comptoire sind in Thätigkeit, alle Magazine offen, hier ungeheure Anker und entsprechende Ankerketten, dort Taue und Segelwerk; hier Baumwollenballen, dort Fischtonnen, hier Mehl-, dort Oelfässer. Weiterhin rechts und links nichts als Banken, Assecuranz-Anstalten, Wechselcomptoirs, Mäkler- und Advokaten-Bureaus, dort die Börse schräg gegenüber, rechts das Zollhaus. Mit lüsternen Blicken weilt der Einwanderer, über das Trottoir schreitend, das oft nur aus starken eisernen Querstäben besteht, zwischen denen das Licht in die Souterrains, zugleich Geschäftslokale der großen Gebäude fällt, bei den dicken Banknoten-Packeten, noch mehr aber bei den Haufen Gold- und Silbermünzen aller Länder und Säcken mit californischem Goldstaub, die an den Fenstern zur Schau gestellt sind, und Mancher seufzt: „ach Gott, wie wäre mir damit geholfen!" und schreitet langsam weiter, bis er am Rande von Broadway der Trinity-Church gegenüber steht, auf deren beiden Seiten hinter Eisengittern und Gebüsch ein Friedhof mit einzelnen Monumenten sich sehen läßt. Prächtig mag man hin und wieder den Broadway in architektonischer Beziehung nennen, obwol er seiner Krümmungen wegen nirgends ganz zu überschauen ist, aber schön ist er trotz der Mannigfaltigkeit gewiß nicht, wenn hier ein breitschultriges, chocoladenfarbig angestrichenes Haus mit gothischen Fenstern von einem schwindsüchtig schmalen im neuesten Pariserstyl errichteten Gebäude von weißem Marmor

begrenzt ist, dieses wieder eines von nackten Ziegeln zum Nachbar hat und seinerseits an eine Wechselbank oder Kirche in Form eines dorischen Tempels sich anlehnt. Bereits fluthet vom Bowling-Green herauf ein bunter Menschenstrom auf dem Trottoir, eine unabsehbare Reihe von Karren und Karrossen auf dem Fahrweg in der Mitte an uns vorbei. Menschenbeladene, mit Blumen, Arabesken und selbst mit Portraits geschmückte Omnibusse klingeln in endlosem Zuge auf und ab; zweirädrige Karren drängen sich aus den einmündenden Gassen in den Hauptfluß des Güterverkehrs. Hüten wir uns wohl, nachdem wir einmal die westliche Seite der Straße gewonnen haben, in dem Getümmel, das uns allenthalben umströmt, auf die östliche zu gerathen. Nur das Trottoir der Westseite ist fashionable; die andere, zum Unterschiede von jener, der Dollarsseite, auch das Shilling-pavement genannt, zeugt von unverzeihlichem Mangel an Lebensart!

Eine besondere Eigenthümlichkeit von New-York sind die großen Speisehäuser im Geschäftsviertel, deren es allein in den der Börse zunächst befindlichen Gassen nicht weniger als hundert vom ersten Kaliber geben mag. Ueber einer in der Tiefe siedenden, backenden, schmorenden und bratenden Riesenküche, in einem fabelhaften Lärm von klirrenden Messern und Gabeln und gurgelndem Englisch, in einer bis zum Siedpunkt gesteigerten Hitze läßt der reguläre Geschäftsmann, daheim so ekel und wählerisch, die ihm hier gereichten Speisen elendester Qualität mit der Schnelligkeit einer galvanischen Batterie verschwinden, und ist er hiemit den Verpflichtungen gegen seinen Magen recht geworden, so mag dieser sorgen, wie er mit dem Verdauen zurecht kommt. Diese Speisehäuser, zum Theil sehr billig, wo vielleicht täglich nicht weniger als 40,000 Personen vom Handelsstande ihren Hunger stillen, gehören mit zu den Bedingungen jener unaufhörlichen Strömung commerzieller Thätigkeit, wodurch sich die Hudsonstadt vor vielen anderen Handelsplätzen auszeichnet. Uebrigens hat New-York auch zahlreiche sehr theure und vornehme Restaurants, an deren Spitze unerreicht in jeder Beziehung, sei es in der Ausstattung und Bedienung, sei es in der Güte und trefflichen Behandlung der Gerichte, Delmonico mit seinen glänzenden Salons auf dem untern Broadway dasteht. Ebenfalls zu den Speisehäusern gehören die Eiscrèmehallen, welche, einen zauberischen Anblick gewährend, bei Tag der Sammelplatz der vornehmen Damenwelt, an heißen Sommerabenden gedrängt voll von elegant gekleideten Männern und Frauen sind, und die auf gleicher Höhe mit ihnen stehenden, ebendaselbst befindlichen Austernkeller ersten Rangs, die rücksichtlich der Pracht an die Mährchen von Tausend und Einer Nacht erinnern.

Noch haben wir einer Straße zu gedenken, welche für die meisten Einwanderer eine Welt im Kleinen oder wenigstens ganz New-York ausmacht, wir meinen die Greenwich-Street. Diese zieht sich von der Nordseite der Batterie, nordwestlich in unendlicher Länge bis zu den Avenues hinaus und enthält außer den zahllosen Gewerken, Läden für alle mögliche Bedürfnisse des menschlichen Lebens, in ihrer untern, d. h. südlichen Hälfte alle die Wirthshäuser und Büreaus, auf welche die Emigranten fast ausschließlich angewiesen sind. Manche der Herbergen, wofür die Inhaber je nach Aussehen, Lage und Räumlichkeit 6 — 12 Dollars jährliche Rente zahlen, sind besonders zunächst der Batterie schmucke und gefällige Gebäude; die aber, in welchen die Irländer einkehren, sind die ekelhaftesten Spelunken. Die deutschen Wirthshäuser führen alle möglichen Namen; natürlich durften in den Jahren 1849 und 50 Hecker und Blum, Hambacher-Schloß- und Hof und dergl. nicht fehlen, jetzt setzen die Inhaber mehr ihre eigenen Namen auf das Schild; zu verwundern ist es aber noch immer, daß in der republikanischen Stadt und unter den Deutschen, die doch noch weit republikanischer sind, als die guten Bürger der City selbst, fast kein europäischer, ja fast kein deutscher Fürstenhof ist, der nicht dort in irgend einer, wenn auch noch so obscuren Kneipe, sich repräsentirt findet. Nun übersteigen zwar die Preise, die man hier von den Einwanderern fordert, den geringen Werth dessen, was ihnen gereicht wird, nicht sonderlich, aber man plündert den Leuten die Tasche auf andere Art, z. B. mit falschen Eisenbahnbillets und dergl. aus und gibt sie unbarmherzig dem Verderben preis. Ueber 20,000 Einwanderer mögen durchschnittlich Monat für Monat allein im Hafen von New-York eintreffen.*)

*) In neuester Zeit hat sich die Einwanderung sehr gemindert.

eine ungeheure Masse Menschen, die einen fast ebenso ungeheuren Zuwachs an Macht für die Vereinigten Staaten repräsentiren. Dennoch kümmerte man sich um dieselben von Seiten der New-Yorker bisher weniger, als um irgend eine andere Quelle der Größe und des Wachsthums der Union. Es ist wahr, man hat in den letzten Jahren verschiedene recht wohlgemeinte Gesetze erlassen, um dem Unfuge zu steuern; allein es wurde damit nur die Form, unter welcher man die Leute täuscht, verändert, in der Sache selbst aber nur sehr wenig gebessert; ja $^3/_4$ des „foreign pauperism," worüber die Journale Amerika's die Entrüsteten spielen, sind die direkte Folge der Nachlässigkeit, mit welcher man zusieht, wie jene Raubvögel längs des Strandes die Einwandernden als gute Beute behandeln. [22. 234.]

11. Charakteristik der Yankees.

Von einer Gleichartigkeit des Volkscharakters kann keine Rede sein in einem Lande, welches binnen einem Jahrzehnt nahe an 3 Millionen Einwanderer aus allen Ländern Europa's aufgenommen hat.

Den specifisch amerikanischen Sauerteig, welcher das Volk der gesammten Union durchdringt, bilden die Bewohner der nordöstlichen Staaten, die Nachkommen der „Pilgerväter." Es gibt auf Erden unter den civilisirten Völkern zuverlässig keinen eigenthümlicheren Menschenschlag, als den sogenannten Yankee, den ächten Neu-Engländer. Er ist fürsorglich, haushälterisch, auf Geld und Gut erpicht; aber seine pfiffige Verschlagenheit, sein betriebsames Wesen, seine erfinderische Anlage und Sparsamkeit sind um so bemerkenswerther, da alle diese Eigenschaften nicht als Kinder der Noth und des äußern Dranges erscheinen. Denn eigentliche Armuth ist in den nordöstlichen Staaten gar nicht vorhanden, und Arbeit wird immer in Hülle und Fülle angeboten. Der Yankee, welches auch seine Berufart sein möge, „streckt sich nach der Decke;" er geht nicht leicht über seine Mittel hinaus. In dieser Hinsicht gleicht er dem sparsamen Schweizer, ist aber bei Weitem nicht so knickerig, als dieser oft zu sein pflegt. Bei jedem Geschäfte, groß oder klein, sucht er seinen Profit zu steigern. Zwar seine amerikanischen Landsleute sagen ihm nach, daß er es dabei nicht immer genau mit der Redlichkeit meine, und daß man sich bei ihm vorsehen müsse, um nicht für ächte Schinken oder Muskatnüsse täuschend ähnlich nachgemachte Waare aus Wallnußholz zu erhalten. Doch das sind Auswüchse, wie sie überall vorkommen. Richtig bleibt, daß alle Klassen unter den Yankees durch und durch als prosaische Nützlichkeitsmenschen, als durchaus nüchterne Utilitarier erscheinen, welche manchmal einen kleinlichen Anstrich und eine beschränkte Auffassung zeigen, daneben aber einen hartnäckigen Sinn bethätigen, der oft zum Guten ausschlägt, weil er fast immer auf nützliche Dinge, namentlich auf Arbeit gerichtet ist. Bedächtiges und bemessenes Wesen wird an einem Manne hochgeschätzt; Jeder kleidet sich anständig, sucht sich sein Haus bequem einzurichten und seine Kinder gut zu erziehen. Gewiß sorgt der Yankee dafür, daß sie Etwas lernen, das Yankeeland liefert auch die betriebsamsten Schulmeister für alle andern Staaten.

Das Yankeeland ist nicht blos an Arbeitsamkeit einem Bienenkorbe vergleichbar, auch seine Bewohner gleichen darin den Bienen, daß in jedem Frühjahr Tausende von ihnen in die Ferne schweifen. Dem Neu-Engländer wohnt, mehr noch als anderen Amerikanern, ein Wandertrieb inne, der nicht eher Befriedigung fand, als bis er die Gestade des großen Weltmeers im Westen erreichte. Er hat seine Heimat lieb, aber er hängt nicht an ihr, sondern sucht sich eine neue Heimstätte, gleichviel wo, wenn er dadurch seine Lage verbessern zu können glaubt. Er schweift umher wie ein Zigeuner. Nachdem er den Indianer verdrängt, wird er selber eine Art Nomade. Er schlägt aber auch in jedem Boden Wurzeln, er breitet sich aus wie Gurkengras, und es kommt ihm nicht viel darauf an, in zehn Jahren zehn Mal den Ort zu wechseln. Denn deutsche Hei-

matsliebe wohnt nicht in ihm; er ist mehr Beduine. Aber diese Wanderlust übt auf Nord-Amerika im Großen und Ganzen einen segensreichen Einfluß. Der Yankee verpflanzt seine Ordnungsliebe, seine Betriebsamkeit und sein ruhiges Wesen in alle Gegenden; er gibt den gebildeten Einwanderern aus England und Irland ein gutes Beispiel, übt durch seine geistige Ueberlegenheit großes Gewicht auf sie aus, und trägt sicherlich nicht wenig dazu bei, daß namentlich die Irländer der zweiten Generation, wenn auch nicht in den großen Küstenstädten, doch im Binnenlande, aus rohen und trägen Menschen fleißige und ordnungsliebende Leute werden.

In den mittleren Staaten tritt der Yankeecharakter nicht mehr in seiner Reinheit hervor, da die Bevölkerung schon gemischter wird. In New-York ist noch holländisches Wesen nicht ganz verschwunden; in den westlichen Theilen dieses Staates und in Pennsylvanien besteht ein großer Theil der Volksmenge aus Deutschen. Diese haben das Land blühend machen helfen und gelten mit Recht für ausgezeichnete Ackerbauer. In diesen mittleren Staaten wie im Westen, wohin alljährlich mächtige Einwandererwellen einströmen, ist noch Alles in frischem Flusse, und es wird noch lange Zeit vergehen, bevor in diesen neuen Gegenden ein fester Typus sich ausprägt. Vorzugsweise nach dem Westlande ist die deutsche Einwanderung gerichtet. So lange der bei Weitem größte Theil unserer Landsleute, welcher in die neue Welt zog, aus Leuten der wenig gebildeten Klassen bestand, konnten die Deutschen in Amerika sich mit den ohnehin zahlreicheren Anglo-Amerikanern nicht messen, obwol sie hinter diesen an Redlichkeit, Fleiß und Ausdauer nicht im Mindesten zurückstanden. Seit aber besonders nach dem Jahre 1830 und abermals in der jüngsten Zeit, viele tausend Familien aus den höher gebildeten Schichten der Gesellschaft, aus ähnlichen Beweggründen wie einst die englischen Puritaner, Katholiken und Quäker, freiwillig oder gezwungen nach den Vereinigten Staaten hinüberziehen, und deutsche Cultur und Wissenschaft dort so zahlreiche und tüchtige Vertreter gewinnt, steht kaum noch zu fürchten, daß das deutsche Wesen, die Eigenthümlichkeit der gebildetsten Nation Europa's, auf der andern Seite des Oceans ferner geknickt oder verkümmert werden könne.

Der Charakter des Südländers ist von jenem des Yankee in vielen Beziehungen wesentlich verschieden. Gleich in Maryland und Virginien zeigt sich ein anderer Typus, und die Einwirkung der Sklaverei tritt scharf hervor. Der Südländer ist mehr Normanne und Cavalier, der Yankee mehr Angelsachse und Puritaner. Jener ist weniger arbeitsam, und seine geistigen Bestrebungen sind nicht lediglich auf das unmittelbar Nützliche gerichtet. Er ist in hohem Grade gastfrei, tapfer, oft edelmüthig und im besten Sinne des Wortes ritterlich; aber er hat zu rasches Blut, ist viel zu empfindlich, heftig und zu Gewaltthätigkeit geneigt. Die Gesellschaft im Süden ist franker und angenehmer als vielfach im Norden, doch versteht es sich von selbst, daß auch in diesem letzteren die eigentlich gute Gesellschaft eine Ausnahme macht.

So verschieden nun nach dem Gesagten der Charakter des Yankee in den verschiedenen Staatengruppen des Ostens und Westens, des Nordens und Südens erscheint, so mannigfaltig lauten auch die Urtheile vieler Reisender in dieser Hinsicht. Jeder derselben bringt natürlich auch einen anderen Standpunkt der Beurtheilung mit.

Worin jedoch die Eindrücke aller europäischer Einwanderer merkwürdig zusammenstimmen, das ist die Ueberraschung über die gesehenen Culturfortschritte Nordamerika's, deren Größe — ohne Phrase — an das Mährchenhafte streift, über den kühnen Unternehmungsgeist, die feurige und glückliche Thatkraft des Amerikaners in allen Dingen, die auf praktische Einrichtungen Bezug haben. Alles, was wir darüber Rühmendes gelesen und gehört, erschien uns weit hinter der Wirklichkeit. Schon die unermeßliche Bewegung im Hafen von New-York hat auf dem europäischen Festlande nicht ihres Gleichen. Neben ihm möchte der Hafen von Marseille oder Havre, selbst der von Hamburg, dem Besucher still und kleinlich erscheinen. Ja nach dem Geständnisse der Kenner bildet selbst London, „wo fünf Welten ihre Schätze tauschen," dem Auge kaum ein so großartig bewegtes Gemälde, weil man dort weder den kühnen Bau der amerikanischen Ferryboote, noch die kolossalen, zwei bis drei Stockwerk hohen Flußdampfer schauen kann. Es ist überdies eine Thatsache, daß Bevölkerung, Verkehr und Reichthum in New-York verhältnißmäßig mächtiger fortschreiten als in London.

Die Yankeeköpfe haben den eigenthümlichen Zug, daß sie, wenn auch weniger erfinderisch als

ihr Vetter John Bull, sich dessen Erfindungen gleichwol rasch anzueignen, sie noch praktischer auszubeuten und selbst wesentlich zu verbessern wissen. Weder Kosten noch Risiko schrecken sie. Es zeigt sich dies nicht nur bei der Schifffahrt, sondern auch in manchen anderen Zweigen des Maschinenwesens, wo sie Vollkommeneres leisten, als die Engländer. Unser Freund und Reisegefährte, der sich darauf versteht, hatte in London die Dampfpresse bewundert, welche die Auflage des Riesenblattes „Times“ in die Welt fördert. Als er aber in New-York die Presse manoeuvriren sah, welche von dem noch riesigeren Blatt, dem „Sun,“ 15000 Exemplare in einer Stunde fast ohne alle menschliche Hülfe druckt, indem die Maschine nicht nur die einzelnen Bogen nimmt, sondern, nachdem solche zweimal über den Letternsatz gelaufen, sie auch wohlgeordnet aufeinander schichtet, da ging seine Bewunderung in Staunen über. In ähnlichem Falle befand sich einer unserer Bekannten in Wisconsin, welcher die englische Landwirthschaft für das Vollkommenste hielt, aber große Augen machte, als er in der westlichen Prairie den leichten amerikanischen Stahlpflug im Galopp seine Furchen ziehen und die Anwendung der verbesserten Mäh- und Dreschmaschine sah.

Je weiter der europäische Ankömmling nach dem Westen vorrückt, desto mehr nimmt gewöhnlich seine Ueberraschung zu. Erst dort, wo er sich Alles noch so wild und unwirthbar gedacht, lernt er die Kühnheit des Yankee-Geistes würdigen, dort, wo es galt, scheinbar unüberwindliche Naturhemmnisse zu besiegen. Schon auf dem Hudson, der hinsichtlich seiner Uferscenerie schon oft mit dem Rhein verglichen worden, findet ein patriotischer Rheinländer Gelegenheit zu demüthigenden Betrachtungen. Wol gibt es hier keine so alterthümliche Stadt wie das „hohe, heilige Cöln,“ keine wetterbraunen gothischen Dome, auch keine Ruinen, keine Reben, keinen Johannisberger. Aber der Verkehr auf dem Wasser, Schifffahrt, Handel und Leben treten in einer imposanteren Gestalt auf als am Rhein. Mächtige Schiffe blähen ihre Segel, drei Stockwerk hohe Steamers, an Größe und Kühnheit des Baues, wie an Eleganz und Pracht der inneren Ausstattung mit einander wetteifernd, Schleppschiffe, Propellers, Dampffahrzeuge aller Sorten und Größen brausen unabsehbar auf und nieder, Emigranten und Waaren, Reisende und Spaziergänger befördernd. Der Yankee ist ein mobiler, wanderlustiger Gesell, der nicht gern an der Scholle klebt, sondern sich überall hinbewegt, wo business und money zu machen.

Das Staunen über den materiellen Fortschritt der amerikanischen Cultur wächst bei dem europäischen Ankömmling noch bedeutend, wenn er den Eriesee erreicht hat, das dortige Leben und Treiben beobachtet, die Städte und Bauten an seinen Ufern, die Mühlen und Fabriken, deren Räder der wilde Niagara treibt, die kühne Hängebrücke über dem tiefen, senkrechten Felsbett dieses mächtigen Stromes erblickt und dann in dem Prachtsaal eines Dreideckers, wie der May-Flower, über den See gleitet, in Detroit mittelst der Eisenbahn durch Michigan rutscht und, am großen Michigansee, in einen anderen dampfbeflügelten Palast aufgenommen, mit brausendem Räderschwung rasch wie der Sturmwind nach dem fernen Westen spedirt wird, wo er dasselbe wiederfindet, was ihn schon im Osten überrascht: große, volkreiche, blühende Städte voll lebendigen Verkehrs, auf ausgefüllten Sümpfen stehend, wo die Jäger noch vor wenigen Jahrzehnten wilde Enten und froschschmausende Reiher geschossen, Riesenbauten für commercielle und industrielle Zwecke, schmucke Farmerhäuser, elegante Gasthöfe u. s. w.

Am oberen Mississippi ist zwar in jenen Gegenden noch vollkommene Wildniß, wo die alljährlichen großen Stromüberschwemmungen die festen Ansiedelungen beinahe unmöglich machen. Doch haben auch hier so manche kühne Yankees und selbst einige kühngewordene deutsche Settler es gewagt, den Wald zu fällen, Mais zu säen und Blockhütten zu bauen auf die Gefahr hin, jedes Frühjahr einmal vom tückischen Strom mit Haus und Habe fortgeschwemmt zu werden. Nahe bei 900 Dampfer befahren gegenwärtig den Mississippi mit seinen Nebenflüssen, sogar oberhalb der St. Anthony-Fälle sind neuerdings einige Steamers auf den Fluß placirt, und in gewissen Monaten hat man Gelegenheit, fast den ganzen Missouri aufwärts bis nahe dem Fuß der Rocky-Mountains zu befahren.

Es sind sonderbare Käuze, diese Yankees mit ihrer sächsisch-gälischen Blutmischung! Wir begreifen vollkommen, daß ehrliche und enthusiastische Deutsche von Gemüth, Phantasie und Wissenschaft sie als Individuen unerträglich finden. Wie sie dasitzen in ihren Stores und Ge-

schäftsstuben, in den Salons der Steamers und der Gasthäuser, ernst und wortkarg, mit frostigen Mienen, Tabak kauend und die langen Beine möglichst hoch aufwärts streckend — trockene, nüchterne, unausstehliche Gesellschafter — nichts als Businessgedanken und Dollartrachten in den Köpfen, keinen Sinn für das Schöne, keine Freude an dem Edelsten, was des gebildeten Europäers Gemüth bewegen und begeistern kann! An den Wissenschaften kann sich der Amerikaner noch allenfalls betheiligen, besonders an solchen Zweigen, die in das praktische Leben einschlagen. Aber für Poesie, schöne Künste und selbst für den reinen Naturgenuß fehlen ihm Sinn und Liebe. Ausnahmen von dieser Regel sind selten. Bei einer Beethoven'schen Symphonie, vom deutschen Musikverein in Milwaukee herrlich vorgetragen, sahen wir ein ganzes amerikanisches Auditorium gähnen. Die lustigsten Beobachtungen aber machten wir am Niagarafalle, wohin täglich Hunderte von Yankeetouristen dampfen. Der großartigsten Naturscene, welche die Welt kennt, kehren sie gewöhnlich nach ein paar Minuten kühlen Beschauens gleichgültig den Rücken, zufrieden, sagen zu können, daß sie auch am Niagara gewesen. [3. 234.]

12. Humbug und Mockauction.

Unter der höchsten wie niedrigsten Gesellschaft Nordamerika's ist der Humbug zu Hause. Das ist gewissermaßen ein Baum, der die ganze Union überschattet und mit seinen Zweigen selbst durch die Ritzen der Blockhütten im Hinterwalde dringt. Die Journale, die Gassen, die Märkte sind voll von seinen Früchten. Und doch, was ist Humbug? Die deutsche Sprache hat kein Wort, den Begriff desselben zu bestimmen oder nur halb zu erschöpfen. Am nächsten kommt demselben das Wort der Charlatanerie. Diese ist aber in Amerika zu solcher Höhe und Vielseitigkeit gestiegen, daß der Ausdruck der alten Welt nicht mehr ausreicht. Auch Täuschungen, die wir schlechtweg Betrug nennen würden, bezeichnet man oft mit dem Wort Humbug, indem man zur Bequemlichkeit diesem Ausdruck die weiteste Ausdehnung gibt. Es ist daher schwer, die einzelnen Arten des Humbugs zu bezeichnen. Die am häufigsten vorkommen, mögen etwa folgende sein: ellenlange, in bombastischen Hyperbeln anpreisende Anzeigen von Waaren, Medicamenten und Wundertinkturen, Curiositäten und Leistungen; dreiste Behauptung eines geheimnißvollen und wunderbaren Ursprungs; dichterische Eingänge einer Ankündigung, welche mit Alexander dem Großen, Julius Cäsar, oder Plato und Aristoteles anfangen und auf die Hausnummer eines Schneiders oder Schuhmachers hinauslaufen; die Behauptung, daß irgend Etwas, von diesem oder jenem europäischen Fürsten bestellt, gebraucht und anerkannt worden; Anknüpfung an Zeitereignisse oder große Unglücksfälle, an welchen letzteren in Amerika niemals Mangel ist; Vorgeben einer unmöglichen oder schwer glaublichen Erfindung; Benennung einer ganz gewöhnlichen oder sehr mittelmäßigen Sache oder Leistung mit einem neuen oder pomphaften Namen; erdichtete Anerkennungsschreiben, z. B. von orientalischen Fürsten; pomphaftes Vorgeben wissenschaftlicher oder künstlerischer Zwecke, um die Taschen des Publikums zu leeren; Erdichtung gewinnreicher Unternehmungen zu irgend einer Prellerei; Schaustellung von fabelhaften, betrüglich fabricirten Curiositäten oder irgend welchen die leichtgläubige Menge anziehenden Dingen, Bestien und wilden oder sonderbaren Menschen; Umherfahren mit einem ungeheuren Wagen, der von zwölf mit Federbüschen gezierten Pferden gezogen wird, irgend eine auffallende Schaustellung oder Anzeige in riesenhaften Buchstaben enthält und eine betäubende Musik von sich ausgehen läßt; ganz einfach vorgegebene Prophezeiungen über den Untergang der Welt; das Vorgeben, eine längst verstorbene Person zu sein, oder gar die Leute lebendig in den Himmel zu führen, der frechste Betrug, die dreisteste Lüge, die mit der Geschicklichkeit eines Taschenspielers hier der Aristokratie, dort dem Pöbel angepaßt werden. Dies ungefähr sind die gebräuchlichsten Arten des Humbugs. Der vollendetste Repräsentant des Humbugs oder viel-

mehr der personificirte Humbug selbst ist der auch diesseit des Oceans bekannte **Barnum**, der in New-York auf dem Broadway seinen Thron aufgeschlagen hat. Die Wände seines Palastes sind mit den wilden Bestien aller Zonen bemalt, seine Fenster und Dächer zeigen die Fahnen, Flaggen und Wappen aller Völker der civilisirten und uncivilisirten Welt und sein Altan ist Tag und Nacht von einer Musikbande besetzt, von der man aber wegen des Lärms auf der Straße fast keinen Ton hören kann. Bei Nacht brennt an der Broadway und Park beherrschenden Ecke sogar eine künstliche Sonne und zeigt dem unten stets gaffenden und harrenden Volke die Mammuthsinschrift: „Barnums Museum." Der Mann begann damit, daß er einem überschuldeten Ochsentreiber etliche Löffel abkaufte und darauf in riesengroßen Anschlagzetteln verkündigte, daß in dem Dorfe Hoboken, New-York gegenüber, an den und den Tagen „20 echte Büffel, so eben erst in den Prairien des Westens gefangen, von wilden Indianern (einem Dutzend Neu-Yorker Bummlern) auf vaterländischen wilden Pferden gejagt werden, frei, gratis, für nichts als die Ueberfahrtsgebühr" (die Barnum blos auf den doppelten Preis erhöht hatte). Diesem Schauspiel folgte bald darauf ein wunderschönes Exemplar eines Meerweibchens von der Neufoundlands-Küste, Washingtons Amme, eine alte runzelige Schwarze, die demnach ein Alter von mindestens 140 Jahren erreicht haben mußte, darauf ein Negerknabe von ganz heller Gesichtsfarbe, der sich selbst weiß gewaschen hatte, und so fort bis zum Engagement der Jenny Lind und des Zwerges Tom Thumb hat Barnum eine lange Reihe von Jahren den Beweis geliefert, daß er dem Yankee seine liebsten und tiefsten Geheimnisse abzulauschen, in seinem Tempel das Humbug zu „transscendalisiren" und sich zugleich zum Millionär emporzuschrauben vermochte, und wer weiß, ob er nicht vermittelst seines unerschöpflichen Genies sich eines Tages zur Stelle eines Gouverneurs in Connecticut, das den großen Mann hervorbrachte, oder noch einem höheren Posten in dieser Musterrepublik hinaufschwindelt.*)

In Frankreich konnte ein Vidocq Geschäfte mit seinen Memoiren machen, aber nachdem aus dem Spitzbuben ein Spitzbubenfänger geworden, nützte er wenigstens mit seinem Buche durch Aufdeckung des Diebs- und Banditenlebens. In Amerika kann nun Barnum mit Memoiren nicht blos ein besseres Geschäft machen, als irgend ein Buchhändler mit den Classikern alter und neuer Zeit, sondern er kann auch, aus einem Praktikus im Humbug zum Professor dieser Kunst geworden, unter dem Applaus der Nation, den Betrug zur öffentlichen Moral erheben.

Zu den Anfangs auffallendsten Erscheinungen gehört, daß der Humbug selten sein Ziel verfehlt, obgleich alle Welt dessen ausgedehnte Anwendung kennt. Diejenigen, welche selbst den unverschämtesten Humbug treiben, lassen sich gewöhnlich wieder vom Humbug Anderer verleiten, denn der Amerikaner ist trotz des Scharfsinns, mit dem er seinen geschäftlichen Vortheil erkennt und auf dem kürzesten Weg verfolgt, doch gewöhnlich zu einseitig, um dem täglichen Wirbel des Humbug auszuweichen. Hiezu gehört schon eine allgemeinere Bildung und eine tiefere Kenntniß von dem Werth der Menschen und Dinge, während im amerikanischen Nationalcharakter die Züge der Leichtgläubigkeit, Eitelkeit und Prahlerei auffallend stark hervortreten. Zu allen jenen Erscheinungen gibt es etwas Analoges in den großen Städten Europa's, nur tritt man hier nicht so dreist auf, nicht so allgemein und so anerkannt. In Amerika wird oft Humbug von Leuten getrieben, die sonst als höchst anständige Geschäftsmänner gelten; er bringt nicht so leicht Unehre, als in der alten Welt; ja Manche glauben, Humbug gehöre zum Geschäft, und unzählige Mal hört man in Amerika: „Es ist Alles Humbug!"

Eine Ausgeburt desselben und zwar schlimmster Art ist namentlich auch die sogenannte **Mock-Auction**, die in den großen Städten so oft wiederkehrende öffentliche Versteigerung von Uhren, Ketten, Gold- und Silberwaaren und anderen Kostbarkeiten, eine Prellanstalt, worin man nach einem wohldurchdachten und gegen den Arm des Gesetzes hieb-, stich- und schußfesten Systeme, Brustnadeln von Krystall in Neusilber gefaßt für elende 10 Dollar und galvanisirte tombackene Uhren ungefähr für dreimal so Viel, also ebenfalls für ein wahres Lumpengeld losschlägt. Nothwendige Requisiten eines solchen Instituts sind: ein Parterrezimmer auf einer lebhaften Straße, eine echte und ein Kasten voll falscher goldener Uhren, einige wirkliche und ein ganzes Lager scheinbarer Pretiosen, ein Ladentisch, ein Zähl-

*) Diese Annahme ist nicht in Erfüllung gegangen. Barnum ist seitdem vollständig zurückgekommen und verarmt.

breit und ein Hammer. An Personen werden erfordert: ein Auctionator mit glatter Zunge und taubstummem Gewissen, ein Schreiber, der sich auf ein wohlaffectionirtes Achselzucken eingeübt hat und zur Noth einen Meineid schwören kann, und 2 — 3 Gehilfen, die Gimpel in's Netz zu treiben — um nach gewonnenem Spiel die Beute zu theilen. Man kann sich wundern, daß diese Zutreiber und Helfershelfer, die verächtlicher als Straßenräuber, und diese Trugauctionen, die gefährlicher als Diebeshöhlen sind, nicht vom Gesetz verfolgt werden. Doch wozu würde es führen, wenn aller Lug und Trug auf einmal entlarvt würde? Von dem großen Importeur, der die Weine färbt und den Thee, zur Hälfte in den umliegenden Wäldern gewachsen, verkauft, bis zu dem kleinen Victualienhändler, der seinen irischen Landsleuten vergifteten Schnaps abzapft, opfern alle auf demselben Altar des schnödesten Mammons, und die Mock-Auction ist nur der Gipfel des bösen Princips, eines allgemeinen, nicht blos im Handel herrschenden betrügerischen Schwindels. [22. 219.]

13. Rowdies und Loafers.

Kein Land der Welt weist so mächtige und organisirte Banden auf, deren Hauptquartier die Straße und deren Hauptgeschäft Unruhstiften ist, als die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die beiden Hauptklassen derselben sind die Rowdies und Loafers. Sie unterscheiden sich von ähnlichem Volke in anderen Ländern dadurch, daß sie nicht lumpig, sondern wenigstens halbwegs anständig gekleidet gehen, daß Gebildetere aus den ersten Kreisen der Gesellschaft ganz mit ihnen verwachsen sind, daß sie in den öffentlichen Angelegenheiten einen wohlorganisirten Einfluß üben, auf den Straßen entschieden die Herrschaft haben und ungescheut und meist auch ungestraft die wildesten Streiche und Verbrechen begehen. Die elterliche Zucht im Hause ist bei den Nordamerikanern fast Null zu nennen, der Drang und die Leichtigkeit, sich öffentlich hervorzuthun, führt frühzeitig auf die Straßen, die lockere Staatsverfassung und die schwache Polizei lassen dann die Massen wohlgekleideten Gesindels Raum gewinnen. Nicht blos Aermere, welche die tägliche regelmäßige Arbeit scheuen, sondern auch Söhne aus alten und begüterten Familien gerathen in seine Reihen. Der junge Amerikaner hat nämlich, da seine Studienzeit bald abgethan ist, noch ein paar Jahre frei, ehe er Frau und Geschäft bekommt: diese Zwischenzeit wendet er häufig zu nichts Anderem an, als daß er umherstreift, sich in jederlei öffentlichen Angelegenheiten, in den Versammlungen, Gerichtshöfen, Wirthshäusern zu schaffen macht, und mit dabei ist, wo es Etwas auf der Straße zu thun gibt.

So sammeln sich denn in den verschiedenen Stadtbezirken die Bekannten dieser Art Tags über in den Schenkzimmern auf den Kegelbahnen, in den Austerkellern und Spielhöllen und Abends an den Straßenecken. Ein Hauptquartier bilden auch die Spritzenhäuser. Um bei den täglich ausbrechenden Feuersbrünsten gleich bei der Hand zu sein, haben sich ständige Feuercompagnien, meist aus Freiwilligen, gebildet, von denen eine Anzahl immer im Spritzenhause Wache hält. Sobald das Feuerzeichen tönt, lassen sie ihre Glocken schallen, dann eilen die andern herbei, und rasselnd, läutend, brüllend stürzen sie über die Straßen zum Feuerplatze; namentlich bei Nacht sieht ein solches Rennen und Läuten mit Fackeln und Laternen aus, als käme eine Schaar aus der Hölle. Solche Sammelplätze widerhallen nun von rohen Witzen und Gelächter, und dabei werden die Streiche ausgeheckt; so wie ein Plan gefällt, stürzt auch gleich die ganze Bande fort, ihn auszuführen. Bald ist es ein öffentlicher Aufzug mit Bannern und Schießen, um irgend einen Mann oder ein Tagesereigniß zu feiern, bald gilt es, eine Versammlung zu sprengen, einem mißliebigen Wirthe das Haus zu stürmen, einer andern Feuercompagnie ein offenes Gefecht zu liefern, bald über Deutsche, welche sich etwa zu einem Feste im Freien vereinigt haben, herzufallen. Sie legen auch wol ein tüchtiges Feuer an,

jedoch blos um Spaß oder Arbeit zu haben. Besonders gern suchen sie deutsche Schenkwirthe heim und diese sind in manchen Stadttheilen schon gewohnt, wenn ein solcher Bursche in den Laden tritt, mit dem geforderten Glas Brandy auch die geladenen Pistolen von der Wand zu nehmen. Das Unabhängigkeitsfest und der Neujahrstag sind die Zeiten, wo sich dies Volk in seiner ganzen Verwegenheit brüstet. Dann verfällt es in wahre Tobsucht, aber nicht ein Zehntel seiner Frevelthaten wird im Gefängnisse gebüßt. Es gibt eine Menge grundschändlicher Menschen darunter, aber bei Weitem die meisten freveln nur aus Lust am Lärmen und Raufen, aus Prahlsucht und Uebermuth. Es ist das wilde Aufschäumen der Jugend in einem jungen, reichen Lande, dem sich unqezügelte Leidenschaft und Verbrechen zugesellen. Viele Rowdies und Loafers benehmen sich sehr häufig als die gutherzigsten Leute, manche ihrer Streiche zeugen von Lust und Laune und es fehlen bei ihnen nicht Züge von Edelmuth, Brüderlichkeit und Aufopferung für einander in Gefahr, und wenn ihr Stolz aufgeregt ist, opfern sie sich auch zum gemeinen Besten. Ist einer verhaftet oder verurtheilt, so stellen die andern die Bürgschafts- oder Strafsummen. Daß sie tapfer wären, kann man gerade nicht sagen; wo sie nicht die Uebermacht haben, reißen sie aus. Wenn aber ihr Land von einem äußeren Feinde angegriffen würde, würde sich gleich ein guter Theil von ihnen in eifrige Matrosen und Soldaten verwandeln.

Die ärgsten dieser Burschen, die Rowdies, bilden unter den übrigen besonders kleine Kameradschaften, welche Frevel jeder Art treiben, nicht etwa mit Witz und Schlauheit, sondern roh und gewaltthätig. Erpressung, blutige Raufereien, Raub und Einbruch, Nothzucht, Mord sind Dinge, welche bei ihnen gar nicht ungewöhnlich sind. Auch auf den großen Dampfschiffen, vorzüglich im Westen, haben sie ihr Wesen, da spielen die Neger und Farbigen mit ihnen wol unter Einer Decke. Tags über spielen, trinken und fluchen sie im Schenkzimmer, leeren heimlich die Koffer der Reisenden oder schaffen sie auch ganz bei Seite. Ohne Messer und Pistolen mit drehenden Läufen gehen sie nicht aus, im Westen und Süden führen sie auch das Bowiemesser. Der dänische und schwedische Bursche braucht mit Vorliebe einen guten Eichenstock, der deutsche Student den blanken Schläger, der Engländer die Faust, der Franzose den feinen Stoßdegen, der Italiener den tückischen Dolch, bei den amerikanischen Burschen hat das breite Messer Zuneigung gefunden. In den Städten treiben sich die Rowdies hauptsächlich vom Dunkelwerden bis zur Mitternacht umher; nicht immer aus Raubsucht, auch blos aus Muthwillen schlagen sie ruhige Leute nieder, die ihnen begegnen. „Boy" (Junge, Bursche) ist das Lieblingswort, mit dem sie sich anreden; „schort Boys" (scharfe Burschen) sind die jüngeren, welche noch gewisse Manieren haben und mehr aus Liebhaberei, aus Raublust die Sache mitmachen; „Fighters" (Raufer) heißen diejenigen, deren Handwerk darin besteht, Händel zu suchen, Geld zu erpressen, von den deutschen Wirthen Getränke sich gewaltthätiger Weise zu nehmen; „Killers" (Todtschläger) sind die rohen und starken Menschen, welche recht eigentlich auf blutige Händel ausgehen und den Gewinn, den ihnen Spiel und Schurkerei nicht eingebracht haben, durch Raub und Mord suchen. Die Rowdies scheinen bald in der einen, bald in der andern Stadt auffälliger und zahlreicher, und sind dann auf einmal bis auf die kleine ständige Schaar wieder verschwunden, sie machen große Reisen und kennen die Namhafteren der Brüderschaft und die Oertlichkeit in allen größeren Städten.

Das ganze übrige Straßengesindel bezeichnet man mit dem Namen Loafers. Dies sind die Umhertreiber, welche sich irgendwie Geld und Vergnügen zu machen suchen. Wo es Etwas zu sehen, zu sprechen, zu lärmen gibt, da sind sie die Ersten dabei, und ihre größte Freude ist ein Massenaufzug mit viel Lärm und Spektakel. Die ruhigsten sind die „Loungers" (Müssiggänger), vermögende Leute, welche kein Geschäft haben und sich die Zeit vertreiben wollen. Weil ihnen für geistige Beschäftigung Geschmack und Kenntnisse fehlen, so bleibt ihnen nichts übrig, als an den Orten, wo Leute sich versammeln, Zerstreuung zu suchen. Schärfer in ihrem Wesen, jedoch noch vornehm, sind die „Blacklegs" (Schwarzbeinige), so genannt, weil sie schwarze Beinkleider tragen; sie sind eine rohe Karrikatur des europäischen Dandy, Lion oder Flaneur, und die Hauptleute in den Spielhöllen und andern schlechten Häusern, machen des Nachts auch wol einige Rowdystreiche. Was in den großen Städten manchmal eine kleine Schaar junger Kaufleute

und Advokaten an einem einzigen Abend für wilde Stücke ausführt, davor würde man in Europa erschrecken; sie rennen aus einem Schenkhause in's andere, trinken überall und machen Unfug, so arg und derb es nur angeht. Ihre einzige Sorge ist, der Polizei nicht in die Hände zu fallen, weil ihre Namen dann in die öffentlichen Blätter kämen; ihnen ist die Polizei gefährlich, nicht aber den ständigen Rowdies. Die untere Klasse der Loafers, welche eigentlich so genannt werden, ist außerordentlich zahlreich, sie sind unsere Bummler, Eckensteher, Stromer, aber sie unterscheiden sich von ihren europäischen Brüdern dadurch, daß sie rastlos beschäftigt sind, wenn auch nur immer mit Nichtigkeiten. Sie tragen lieber alte Filzhüte als Kappen, und sind im Aeußern keineswegs sauber; der Rowdy liebt die Wachstuchkappe, kleidet sich jedoch nicht schlecht; merkwürdig aber bei Beiden ist, daß sie gern die Hosen unten umkrempen. Zu den Loafers der niedrigsten Sorte gehören auch die „Runners" (Ausläufer), welche durch List oder Gewalt die Einwanderer gleich von den Schiffen in die Wirthshäuser und zu den Agenturen für die Reisebeförderung ziehen, wo sie auf das Schamloseste betrogen werden.

Es fragt nun ein Europäer: aber gibt es denn keine Hülfe gegen solche Banden? Kann man nicht wenigstens den Rowdies das Handwerk legen? Nein, ohne stehende Heere ist das niemals vollständig möglich, und eher erträgt der Amerikaner, daß des Abends seine Straßen unsicher sind, als daß er die Kosten und die Gefahr übernähme, welche mit stehenden Heeren verbunden sind.

Auch zu einer schärferen und zahlreicheren Polizei will der Amerikaner sich nicht verstehen, er haßt nichts mehr als ein immer sichtbares Eingreifen der Polizei und meint: der Rowdies könne sich jeder Mann erwehren oder ihnen wenigstens aus dem Wege gehen.

Eine Hauptsache ist aber, daß die politischen Parteien, wie sie jetzt einmal bestehen, ihre hartnäckigen Wahlkämpfe ohne die Rowdies und Loafers gar nicht führen könnten; diese sind die Leute, welche die Politik der Parteihäupter dem Volke mundgerecht machen, die Stimmberechtigten zusammenwerben und herbeiholen, die Gegenpartei zurückschrecken, Wahlkasten zertrümmern, kurz hin und wieder das Volk terrorisiren. Es ist nicht so selten, daß Rowdies für ihre Hülfe bei den Wahlen mit großen und kleinen Aemtern belohnt werden, gerade in der niedern Polizei finden sie ihre Stellen und sind dann geneigt, ihren alten Kameraden durch die Finger zu sehen. Treibt aber das Straßenvolk seine Rohheiten zu arg, so heißt es bei den Amerikanern regelmäßig, es häufe sich an aus den hungrigen und ungebildeten Schwärmen der Einwanderer. Das ist aber so unwahr, daß man die Rowdies nur einmal recht anzusehen oder ihnen zuzuhören braucht, um zu wissen, daß sie echte eingeborene Landessöhne sind. Unter den Loafers sammeln sich Eingewanderte schon eher, namentlich Irländer. Das Rowdy- und Loaferwesen ist aber im Ganzen recht eigentlich aus den amerikanischen Zuständen hervorgegangen. [135.]

---

14. Amerikanische Gefängnisse.

Der christlich humane Sinn des Amerikaners äußert sich nirgends würdiger und deutlicher, als in der wohlwollenden Art und Weise, mit welcher er für seinen kranken, hülflosen und gefallenen Nächsten sorgt.

Die amerikanischen Spitäler, Armenasyle und Gefängnisse sind wahre Musteranstalten in Bau und Leitung, und die praktische Einrichtung der beiden letzteren trägt gewiß wesentlich zur sittlichen Erhebung ihrer Bewohner bei.

Die Fürsorge für alle physisch und moralisch Presthaften ist so ausreichend, daß man zu einem Straßenalmosen, womit in Deutschland alljährlich so große Summen verausgabt werden, hier selten Anlaß findet.

Dem Kranken, dem Erwerbslosen, wie dem Arbeitsunfähigen öffnen sich leicht und freundlich die Pforten des Armen-Asyls; er hat nicht nöthig, seine bleiche Noth in einer menschendurchwogten Straße öffentlich zur Schau zu tragen oder mit

seinen dürren Händen menschliches Mitleid anzuflehen. Wen immer das traurige Schicksal trifft, aus irgend einer Veranlassung sein tägliches Brod nicht mehr verdienen zu können, der wandert in New-York getrost nach dem Armenhause von Blackwell's Island, wo eine einfache Erklärung seiner Arbeitsunfähigkeit genügt, ihm Aufnahme zu verschaffen. Ja die Leichtigkeit des Eintritts und die Humanität der Behandlung veranlaßt sogar viele irländische Einwanderer, die mit Frau und Kindern oft in der größten Dürftigkeit in New-York anlangen, ihre Familie auf die „Insel der Wohlthätigkeit" zu bringen, bis sie sich mit ihrer Hände Arbeit so Viel erworben haben, um selbst wieder für dieselben sorgen zu können.

Der schmale Landstreifen, auf welchem, abgeschieden von dem Getriebe einer geschäftigen und behaglichen Gesellschaft, das Unglück und die Noth besseren Tagen entgegensieht, und das Laster und Verbrechen seine Sühne findet, ist eine 2 Meilen lange und 1/8 Meile breite Insel des East-River, 2 Meilen von New-York entfernt, wie geschaffen zur Buße, Reue und Besserung. Hier befindet sich auch ein berühmtes, nach dem Auburn'schen System erbautes Gefangenhaus, wonach die Sträflinge während des Tages in großen Hallen unter Beobachtung des völligsten Stillschweigens gemeinsam arbeiten und nur des Nachts in einzelne Zellen abgesperrt werden. Dasselbe enthält in zwei getrennten Flügeln 500 Zellen für männliche und 240 Zellen für weibliche Züchtlinge.

Die Gefangenen theilen sich in Verurtheilte wegen Polizeivergehen, welche blaue Kleidung, und in Criminalisten, die ein weiß und blau gestreiftes Sträflingsgewand tragen.

Da es in einem Lande, wo die Arbeit ehrenvoll ist, dem Volksgefühl widerstrebt, Verbrechen mit dem ehrlichen Erwerb concurriren zu lassen, so beschränkt sich die industrielle Beschäftigung der Gefangenen auf Erzeugnisse ihres eigenen Berufs und Verbrauchs. Die Arbeitssäle sind geräumig und wohl gelüftet, und in der heißen Jahreszeit sind über den verschiedenen Oeffnungen auf dem Dache Segel in der Absicht ausgespannt, den Sauerstoff hinein und die Kohlensäure hinauszuleiten. Die Kost besteht aus Kaffee und Brod des Morgens; aus Suppe, Fleisch und Gemüse um 12 Uhr Mittags und aus gekochtem Mais um 6 Uhr Abends.

Die männlichen Gefangenen sind von den weiblichen völlig abgesondert, und nehmen auch ihre Mahlzeiten in einem besonderen Locale. In enggeschlossener Reihe, Einer dicht hinter dem Anderen, marschiren sie, wenn die Speiseglocke ertönt, aus den Arbeitsräumen nach der Speisehalle und nehmen auf langen Holzbänken Platz, wo bereits ein Jeder in Blechgefäßen Mahlzeit und Trinkwasser vor sich aufgetischt findet. Nach einem kurzen Gebete wird das Mahl eingenommen, was ungefähr 20 Minuten dauert und sodann begibt sich die ganze schweigsame Versammlung in demselben unheimlichen Tact-Schritt wieder zurück zu ihrer Arbeit. Am Tage, wo wir die Anstalt besuchten, bestand die Mittagskost aus Erbsensuppe, Salzfleisch, Kartoffeln, und einem großen Stück vortrefflichen weißen Brodes. Die Bereitung sämmtlicher Mahlzeiten geschieht in einer Dampfküche und nimmt nicht mehr als 2 bis 3 Stunden in Anspruch.

Ketten- und Prügelstrafe sind völlig aus der Anstalt verbannt; hingegen werden vorkommende Vergehungen durch Fasten, Einsperrung in finsterer Zelle und kalte Tropfdouche bestraft.

Der Gottesdienst an Sonntagen wird abwechselnd nach katholischem und protestantischem Ritus abgehalten.

Neben dem System des Stillschweigens hat sich in Nordamerika das pennsylvanische System der Einsamkeit mittelst Einzelhaft in Zellen, ausgebildet. Nach diesem Grundsatze ist das große weltberühmte „Staatsgefangenhaus" (State penitentiary) zu Philadelphia eingerichtet.

Diese großartige Anstalt ist zwar ringsum durch hohe fensterlose Mauern und viele eiserne Zuthaten vor Ausbruch und Ueberfall wohl geschützt, aber dennoch muß es beim Eintritte auffallen, an der schwerfälligen, nur allmälig sich öffnenden Eisenpforte blos einem einzigen Wächter zu begegnen, und selbst dieser unter Belästigung eines Stelzfußes nur langsam daherhinkend. Das sämmtliche Dienstpersonal besteht nur aus 22 Aufsehern und Wächtern, welche über 500 Gefängnißzellen und deren unglückliche Bewohner Wache und Ordnung halten.

Bei unserem Besuche (1852) befanden sich 284 männliche und 18 weibliche Züchtlinge in einer Durchschnittstrafzeit von 5 Jahren im Gefängniß. Unter diesen 302 Gesammtgefangenen waren 34 deutsche und 32 irländische Einwanderer. Jeder

Sträfling, der nach Richterspruch die Schwelle überschreitet, erhält eine mit der Zahl der im Laufe eines Jahres eingetretenen Züchtlinge correspondirende Nummer und wird sofort von zwei Wärtern mit verhülltem Gesichte nach dem Badezimmer geführt, wo demselben nach genommenem Reinigungsbade Gefängnißkleider angelegt werden. Hierauf tritt er in die einsame Zelle, um sie (mit Ausnahme des zeitweiligen Badebesuches) erst am Ende seiner Strafdauer wieder zu verlassen.

Die peinliche Abgeschiedenheit dieser Haft wird gemildert durch Beschäftigung und die abwechselnden Besuche der Aufseher, des Arztes, des Geistlichen, des Directors und menschenfreundlicher Bewohner Philadelphia's.

Die meisten Gefangenen haben anstoßend an ihre Zellen einen schmalen Streif Garten, den sie bebauen und der ihnen einigermaßen den Genuß der Bewegung in der frischen Luft gestattet. An Sonntagen, wo die Arbeit gänzlich ruht und der Sträfling, an's Eisengitter der Zellenthür sich klammernd, dem Wort Gottes lauscht, das ein protestantischer Prediger im Mittelpunkte des Gebäudes verkündet, werden den Sträflingen aus der Gefängnißbibliothek Bücher verabfolgt; auch dürfen sie schreiben und mit ihren Verwandten correspondiren. In den Abendstunden der Woche ist ihnen Musik und Gesang gestattet, und mancher Sträfling soll schon in seiner unheimlichen Zelle auf einer Geige gar elegische Töne hervorgebracht haben. — Die Strafen bestehen in Nahrungsentziehung, Absperrung in völlig finsterem Raum und kaltem Sturzbad; doch findet sich nur selten eine Ursache ihrer Anwendung.

Wahnsinnsanfälle sind ein weit selteneres Ereigniß, als es die Gegner des Systems in die Welt schreien; sie betragen jährlich ungefähr zwei Procent und kommen mehr unter Gebildeten als Unwissenden, häufiger während der ersten Zeit der Haft als gegen das Ende derselben vor.

Was unseren eigenen Eindruck betrifft, so hat der mehrmalige Besuch dieser Strafanstalt nur noch kräftiger in uns die Ueberzeugung gereift, daß eine gründliche dauernde Besserung von Verbrechern ausschließlich nur durch das pennsylvanische System, nämlich durch die Einzelhaft der Gefangenen bewirkt werden könne. Der Umgang mit seines Gleichen, sei es nun ohne alle Restriction, oder mit der Auburn'schen Beschränkung, wird auf den Sträfling immer eine schädliche und oft sogar eine peinliche Wirkung haben. Wir wollen dabei nicht leugnen, daß die Einzelhaft Schauer hat, die in der Verbrecherbrust oft Wunden zurücklassen, welche über die Absicht des Strafausmaßes hinausreichen, aber diese können durch Arbeit, durch zeitweiligen Wechsel der Zellen (je nach ihrer Lage, Ventilation u. s. w.) und hauptsächlich durch häufigeren Besuch von Angestellten und Aufsehern, von Aerzten, Geistlichen und philanthropischen Bürgern wesentlich gemildert werden.*) [234.]

*) Beide Systeme, das Auburn'sche des Schweigens, wie das pennsylvanische der Einzelhaft werden in ihren Wirkungen überschätzt, da die gründlich dauernde Besserung der Verbrecher weder vom Schweigen, noch von der Einzelhaft, sondern von wahrer innerer Bekehrung zu Gott ausgeht. Und in diesem Sinne wird man dem Systeme der Einsamkeit allerdings den Vorzug geben.

15. Eine Sclaven-Auction.

In Poplar-Plains wohnten wir einem unerwarteten Schauspiele bei. Schon an den Bäumen am Wege dahin hatten wir die schriftliche Anzeige gelesen, daß Dienstag den 9. December beim Pferdeverleiher Mac Intire eine Auction von Negern stattfinden sollte.

Wir trafen eine sehr gemischte Versammlung vor der Thür des betreffenden Gasthauses, Hüte von allen Formen und Schattirungen, Gesichter darunter, die alle möglichen Charaktere repräsentirten. Die meisten Anwesenden schienen gewöhnliche Farmer zu sein, doch fanden sich auch einige Physiognomien von Sclavenhändlern darunter. Man besprach sich in Gruppen, und würzte die lebhafte Rede mit Flüchen und Schwüren, die beim gemeinen Amerikaner so reichlich zu hören

sind, als ob sie ihm die Stelle von großen Anfangsbuchstaben und Interpunktionszeichen zu vertreten schienen. Man spaßte und lachte, rauchte und kaute. Man spuckte kunstvoll in die Weite und schnäuzte sich mit lobenswerther Sparsamkeit in die Finger, um dann mit dem Taschentuche nachzuhelfen. Das loszuschlagende Schwarzfleisch wartete indeß in einem Winkel hinter der Thür auf Kisten hockend geduldig des Auctionators, der sein Schicksal bestimmen sollte. Es waren, um geschäftlich zu reden, fünf oder eigentlich sechs Stück: eine alte Mulattin mit zitternden Händen und fast zahnlos, zwei junge Neger von kräftigem Baue und beinahe ebenholzschwarz, endlich ein Mann von etwa dreißig Jahren und eine Frau mit einem Säuglinge. Die Alte und die beiden Knaben schienen sich ihren Mienen und Geberden zufolge eben keine Gedanken über ihre Zukunft zu machen. Die Erstere war in den Baumwollplantagen des Südens, vor denen sich die schwarzen Kentukies mit gutem Grunde wie vor der Hölle fürchten, nicht zu brauchen, hatte also Hoffnung, hier zu bleiben, wo man seine Neger menschlich, wenn auch nicht als Menschen behandelte. Die beiden Bursche aber kannten entweder die schreckliche Bedeutung der Redensart „down river" verkauft zu werden, noch nicht, oder sie ergaben sich stumpfsinnig in's Unvermeidliche. Anders war es mit den beiden übrigen Erwachsenen, wie es schien, ein Ehepaar, denen der verhängnißvolle Hammer des Versteigerers die Scheidestunde auf Nimmerwiedersehen schlagen konnte. Sie saßen nebeneinander und hielten sich umfaßt, als wollten sie sich dem Geschicke zum Trotze auf keine Weise trennen, und das arme Weib, welches schwarz, aber noch jung und lieblich war und von Gatte und Kind gerissen zu werden fürchten mußte, vergoß eine Fluth von Thränen. Ein dicker Kerl in einem lichtblauen Flauß, dessen rothes gedunsenes Gesicht wie eine Runkelrübe aus einem Zaune weiß und gelbgestreifter Vatermörder schaute, drängte sich zwischen uns durch, um die ausgestellte Waare zu mustern. Er machte sich zuerst an die Knaben. Sie mußten aufstehen, ihre Arme zeigen, sich wie Gäule den Mund aufsperren lassen, sich bücken, in die Höhe springen und ein Stück laufen. Der Mann, die Frau und das Kind wurden einer ähnlichen Untersuchung unterworfen.

„Ach, daß uns Jemand zusammenkaufte!" hörte ich die Frau schluchzen. — Der Mann schüttelte trüben Blickes den Kopf. — Sie zupfte uns am Rocke und warf ihre großen dunkeln Augen so verzweiflungsvoll, so flehentlich, so unbeschreiblich schmerzensreich bald auf uns, daß ihr Anblick mich noch heute verfolgt.

„Na freilich, die Junge da will ich," schnarrte die Stimme des Runkelrübengesichtes hinter mir, — „prima Waare — schmucke Dirne!"

„Aber sie wird einen höllischen Spektakel machen, wenn's an's Abschiednehmen von ihrem Kerle geht — und dann das Kind?" — „Freilich wird sie das. Machen's Alle so. Aber das legt sich mit der Zeit. Meine Niggers haben's gut bei mir. Ich ziehe sie mit Sanftmuth, und außerdem, was das Kleine betrifft, so krieg' ich's um eine Kleinigkeit dazu. — Will's schon wieder los werden," setzte er, sich besinnend hinzu, und spritzte eine Salve Tabaksaft in die Weite.

Ich hatte schon zu Viel gesehen und gehört, um der eigentlichen Auction beiwohnen zu können, die jetzt beginnen sollte. Auch mein Freund hatte sich stärkere Nerven zugetraut, und wir gestanden uns gegenseitig, daß uns die Luft des Barrooms, in den wir traten, um den Ausgang des ekelhaften Handels in der Entfernung abzuwarten, trotz ihres Whiskygeruches, im Vergleiche mit der angstschwülen Atmosphäre des Auctionslocales wie Himmelsäther schmeckte. Eine peinliche Viertelstunde verfloß, während welcher wir deutlich das plärrende Wiederholen der gethanen Gebote von Seiten des Auctionators und noch deutlicher den Hammer fallen hörten, welcher die Todesstunde des Glückes von zwei menschlichen Wesen schlug. Endlich, nach langer Pause, folgte der letzte Schlag; und bald darauf kam Mr. Runkelrübe, der blaue Flauß mit den beiden jungen Negern herein, um ihnen Fußeisen anzulegen und, wie er verdrießlich knurrte, sich mit einem guten Schlucke über den Aerger zu trösten, daß die Frau ihm weggefischt worden war. [28.]

16. Die Sclavenfrage.

Mitten unter den glänzenden Aussichten, welche sich den Vereinigten Staaten, namentlich des Westens, darbieten, zeigt sich ein für jetzt zwar noch fernes Ungewitter, welches aber doch früher oder später einmal sich entladen muß — es ist die Neger-Sclaverei. Ist auch die Berechnung eines Statistikers, wonach die Sclavenbevölkerung der Union um das Jahr 1910 mehr als 30 Millionen betragen würde, wol etwas zu hoch, so bleibt der Zustand der Dinge immer bedenklich genug. In Nord- und Süd-Carolina, in Alabama und Louisiana vermehrt sich die Sclaven-Bevölkerung rascher, als die freie; in Süd-Carolina am Mississippi wohnen schon jetzt mehr Sclaven als Freie, und Alabama, Florida und Louisiana gehen diesem Zustande entgegen. Süd-Carolina, welches von allen Staaten relativ die meisten Sclaven hat, besaß 1850 unter 663,507 Einwohnern 385,009 Sclaven.

Auf die Staaten, welche ganz oder größtentheils dem Mississippi-Thale angehören, kommen von den 3,198,324 Sclaven der Union 1,133,765. Der Werth der Sclaven-Bevölkerung der Union läßt sich auf 900 bis 960 Millionen Dollars, in den Mississippi-Staaten auf 318 bis 340 Millionen Dollars schätzen. Dieser Werth würde durch die Aufhebung der Sclaverei zerstört, und sollte dieselbe auf gesetzlichem Wege und unter Entschädigung der Sclaven-Besitzer geschehen, so würde dies freilich eine große, jedoch für die meisten Staaten nicht unerschwingliche Last sein. Indessen gibt es eine noch weit schwierigere Frage, als die Entschädigungsfrage, die nämlich, was aus den mehr als Millionen Sclaven werden sollte, wenn sie ohne Weiteres emancipirt würden. Es kommt hierbei zweierlei in Betracht. Erstlich können die Sclaven, wenn sie jetzt freigelassen würden, sich im Ganzen genommen, nur durch die roheste Arbeit ernähren, da sie systematisch von aller Bildung fern gehalten worden sind. Zweitens schließt aber auch die Sclaverei, d. h. die Zwangsarbeit der Sclaven, eine Art von Mangel der Arbeit zu Gunsten der Sclaven in sich, denn ihnen ist die Arbeit gesichert, und freie Arbeiter sind in den ältesten Sclavenstaaten von der Mitbewerbung in den jetzigen Hauptzweigen der Sclavenarbeit ausgeschlossen. Es besteht freilich nirgends ein Gesetz, daß nur Sclaven gewisse rohe Arbeit verrichten dürfen, aber die Sitte verbietet es, daß ein Weißer bloße Handarbeit, besonders auf den Plantagen und Farmen, thue. Diese Sitte ist in den nördlichen Staaten Maryland, Virginia, westlich der Alleghanies, in Tennessee, Kentucky und Missouri jetzt schon sehr gemildert; es concurrirt dort die freie Arbeit mit der Sclaven-Arbeit, und es ist deshalb in diesen Staaten die Aufhebung der Sclaverei auch weniger großen Schwierigkeiten unterworfen. Aber in Nord- und Süd-Carolina, in Georgien, Alabama und Louisiana ist es dem freien Handarbeiter jetzt fast unmöglich, zu existiren, denn er macht sich verächtlich; die rohe, schwere Arbeit ist dem Sclaven vorbehalten. Emancipirte man nun die Sclaven plötzlich, so würde diese Sitte aufgehoben und eine Concurrenz der Arbeit der Weißen mit derjenigen der Neger eröffnet werden, welche die Letzten nicht aushalten könnten. Unter solchen Umständen würden aus den Unwissenden und natürlich trägen Negern in den Staaten, in welchen sie in bedeutender Minderzahl sind, Proletarier, Bettler und Diebe werden; in den Staaten dagegen, in welchen sie die Mehrzahl bilden, oder doch ungefähr das Gleichgewicht haben, würden sie über die Weißen herfallen, durch Mord, Raub und Brandstiftung ihr Uebergewicht zu erkennen geben, und jede geordnete Staats-Einrichtung vernichten. Um solche Gräuel zu verhüten, ist es aber nicht der sichere Weg, Alles beim Alten zu lassen, die Sclaven nicht zu emancipiren, sie nicht zu bilden und ihnen jeden freien Verkehr mit den Weißen und untereinander zu wehren; im Gegentheil führt dieser Weg sicher zum größten Unheil, wenn auch die Krisis sich noch eine Zeitlang durch Gewaltmaßregeln und Wachsamkeit fern halten läßt. Man nennt mit Recht die Sclaverei die Achilles-Ferse der Union. Auswärtige Mächte können dieselbe im Kriege zu ihrer schärfsten Angriffswaffe machen, und sowie die Flamme des

Parteikampfes heftiger auflodert, wird die Frage über die Fortdauer der Sclaverei jedesmal benutzt werden, einerseits die Existenz der Union, andererseits die Fortdauer der Sclavenstaaten zu bedrohen. Die bisherigen Compromisse schieben die Erledigung der Frage nur hinaus, ohne sie beseitigen zu können. Es muß von allen Verständigen und Wohlgesinnten anerkannt werden, daß es kein anderes Mittel gibt, das Uebel zu hemmen, als eine in der Zeit etwas hinausgerückte, vielleicht allmälige Emancipation der von einem gewissen Zeitpunkte an Geborenen. Die Republik Liberia in Afrika gibt den Beweis, daß die freigelassenen Neger sehr wohl fähig sind, ein geordnetes Staatswesen nicht blos zu ertragen, sondern selbst in Ausführung zu bringen, und daß sie sich in einem solchen Zustande durch freie Arbeit so gut ernähren, wie andere Völker. Die Vertheidiger und Beschöniger der Sclaverei haben durch diesen gelungenen Versuch einige ihrer vielgebrauchten abgeschmackten Argumente verloren. [158.]

17. Die Mormonen.

Der Mormonismus entstand in Amerika, wo zahllose Secten nebeneinander leben, und jeder Sectenstifter voller Freiheit genießt; aber er hat sich bereits nach Europa verbreitet und ist im Wachsthum begriffen. Im Jahre 1831 zählte die Secte fünf Gläubige; 1853 zählte sie 300,000. Seit Muhammed war kein so abenteuerliches, sonderbares, ja widersinniges Religionssystem hervorgetreten.

Stifter der neuen Religion ist Joseph Smith (geb. 23. December 1805), dem Handelsstande angehörig, ohne alle höhere Bildung. Er lebte in einem kleinen Dorfe der Vereinigten Staaten und ward durch Wesleyanische Predigten in seiner Phantasie aufgeregt. Er hörte die verschiedensten Lehrsätze vortragen und fand in seinem Geist keine innere Harmonie. Er kam dahin, alle bestehenden Culte für gleich falsch zu halten, und beschloß, einen neuen zu gründen. Nach seiner Versicherung soll schon im Jahre 1820 eine wunderbare Stimme ihn gelehrt haben, daß von den bestehenden Religionen keine die wahre sei, und die wahre Lehre, die Vollendung des Evangeliums, später, und zwar ihm selber, werde geoffenbart werden. Diese Verheißung ward, nach dem Zeugnisse des Propheten — drei Jahre später erfüllt. Am 21. September 1823 erschien ihm ein Engel, um ihm die Vergebung seiner Sünden und die Erfüllung der von Gott den Juden gemachten Verheißungen anzukündigen; die Zeit, in der das Evangelium in seiner Fülle allen Nationen solle gepredigt werden, um die Welt auf das tausendjährige Weltalter vorzubereiten. Er, Joseph Smith, sollte nach der Aussage des Engels das von Gott dazu auserwählte Werkzeug sein. Es ward ihm auch geoffenbart, daß die Indianer Amerika's die Nachkommen eines Restes der zerstreuten Stämme Israels seien und ihnen vor 1400 Jahren die Annalen ihres Stammes zur Strafe ihrer Sünden entzogen worden, daß aber diese Annalen noch sich vorfänden, und zwar auf Erz- oder Goldtafeln geschrieben und vergraben an einem Hügel bei dem kleinen Dorfe Manchester im Gebiete von New-York. Sogleich suchte er am 22. September die kostbaren Tafeln auszugraben und fand sie wirklich. Der Engel des Herrn erleuchtete ihn; er ward erfüllt vom heiligen Geiste und schaute die Herrlichkeit Gottes. Der Engel sagte ihm, auf den gefundenen Tafeln, die er jedoch einstweilen mit sich nahm, stehe die Vollendung des Evangeliums aufgezeichnet.

Während der vier folgenden Jahre empfing Smith fortwährend Besuche und Belehrungen von dem Engel. Endlich am 22. September 1827 gab ihm dieser die Tafeln zurück, deren Inhalt das heilige Buch der Mormonen ward. Unterstützt durch die Gnade Gottes und durch die Hülfe eines bei dem Buche befindlichen Instruments, bestehend aus zwei transparenten Steinen, die man sich auf das Herz legen sollte, begann nun Smith die Uebersetzung des geheimnißvollen prophetisch-historischen Buches, die er drei Individuen dictirte, welche, sowie auch acht andere Zeugen, die Tafeln wirklich gesehen haben wollen. Das Buch ent-

hält die Geschichte Amerika's seit der ersten Niederlassung einer vom Thurm Babel's weggezogenen Colonie bis zum Beginne der christlichen Aera. Christus soll nach seiner Auferstehung in Amerika erschienen sein und dort seine Kirche gegründet haben; aber sein Volk ward seiner Sünden wegen vernichtet, und der letzte der amerikanischen Propheten erhielt den Befehl, die Geschichte des gestraften Volkes aufzuzeichnen und in die Erde zu vergraben, und erst in den „jüngsten Tagen" sollte sie wieder zum Vorschein kommen. Das Buch rühmt aber auch von sich selbst, daß es eine neue Offenbarung enthalte, die Gott durch einen Engel dem Joseph Smith gemacht habe, und fordert für sich alle Rechte eines inspirirten Buches gleich der Bibel, ja seine Religion soll die ausschließlich wahre sein, alle anderen falsch.

Natürlich ward das Buch Mormon nie aus einem Hügel ausgegraben, nie von einem Engel dem Smith mitgetheilt, nie in Gold oder Kupfertafeln eingegraben. Es verhält sich damit also: Ein protestantischer Geistlicher, Salomon Spaulding, dem sein Amt Muße genug zu solchen Arbeiten vergönnte, schrieb einen historischen Roman über die Ureinwohner des amerikanischen Continents oder Abenteuer der zerstreuten Stämme Israel's in Amerika. Das Buch war bereits unter der Presse, als den Verfasser der Tod ereilte. Das Manuscript blieb eine Zeitlang in den Händen eines gewissen Paterson, Herausgebers eines Journals in Pittsburg, in dessen Diensten Sidney Rigdon stand, Mitschuldiger und Werkzeug des J. Smith. Durch Jenen ließ nun Smith das Manuscript heimlich copiren, und das Original verschwand zuletzt. Die Aussagen der Wittwe Spaulding's erhärten das Plagiat Smith's, durch das aus einem Roman eine zweite Bibel werden sollte. Die angebliche Uebersetzung war nichts Anderes, als der Roman von Spaulding, den Smith umarbeitete und nach seinen und seines Freundes Cowdery prophetischen Ideen ausschmückte. In den amerikanischen Zeitungen und in besonderen gedruckten Anzeigen ward der Fund einer goldenen Bibel mit reformirten ägyptischen Charakteren und die darauf beruhende neue Offenbarung als die Vollendung der mosaischen und der christlichen mit allem Pomp ausposaunt.

Die ersten Anhänger fand der Visionär im Kreise seiner Familie, an seinen Brüdern und an seinem Vater. Aber auch bei Anderen gewann er allmälig großen Einfluß. Der Pächter Martin Harris gab ihm gleich anfangs 50 Dollars, um seine „goldene Bibel" drucken zu lassen. Smith und Cowdery, die Leiter des Ganzen, wurden am 15. Mai 1829 von einem Himmelsboten getauft und zu Priestern nach der Ordnung Aaron's durch Handauflegung geweiht. Um sie sammelten sich nach und nach Gläubige. Die erste Kirche der „Heiligen der jüngsten Tage" bestand zu Manchester nahe am See Ontario; von hier wurden schon Apostel ausgesendet. Als sie zahlreicher und bereits verfolgt wurden, zogen sie sich nach Kirtland im Ohiogebiet zurück; eine Vision hatte dem Propheten diese Gegend gezeigt. Bald dachten sie daran, in dem weniger bewohnten Westen sich neue Wohnsitze zu gründen. Joseph Smith sandte gleich Josua Kundschafter nach dem Comitat Jackson im Missouristaate, die viel Günstiges berichteten; dann ging er selbst dahin. Die Milde des Klima's und die Sicherheit der Gegend bewogen ihn, hier sein Neu-Jerusalem zu gründen (1833). Eine neue Offenbarung berief nun dorthin die Brüder. Aber an den Ufern des Missouri hatten sie neue Kämpfe; ihre Nachbarn warfen ihnen Plündereien und Räubereien vor; sie mußten weichen. Endlich zogen sie, bereits 15,000 zählend, nach Illinois, wo sie Schutz fanden. Der Staat Missouri soll die Auslieferung Smith's als eines Verräthers, Räubers und Mordbrenners verlangt haben; aber Illinois lieferte ihn nicht aus, sondern es gab ihm sogar 1840 Privilegien für sein Gebiet, wie für einen unabhängigen Staat. Die Mormonen zeigten sich hier als ein arbeitsames, industriöses Volk, gewannen mit Geld viele Arbeiter und unterstützten sich wechselseitig, besonders die Armen.

Hier im Staate Illinois gründeten sie die Stadt Nauvoo am Mississippi, in sehr schöner Lage. In anderthalb Jahren bauten sie 2000 Häuser nebst Schulen und öffentlichen Gebäuden. Das glückliche Oberhaupt dieser „heiligen Stadt der Auserwählten" war Joseph Smith, zugleich geistlicher und weltlicher Regent, wie Muhammed Prophet, Priester, General, Präsident und Maire in Einer Person, sein Wille war Gesetz. Er gab dem neuen Staat Gesetze und organisirte eine Miliz, die „Legion von Nauvoo." Nicht ganz dritthalb Jahre nach ihrem Abzuge von Missouri legten die Mormonen am 6. April 1841 in Folge

einer neuen göttlichen Offenbarung den Grundstein zum Tempel von Nauvoo. Derselbe ward großartig und sehr hoch gebaut, hatte 120 Fuß Länge, 80 Fuß Breite und bildete ein schönes Rechteck mit 8 Fenstern auf jeder Seite und drei großen Thüren an der Front, Alles mit den schönsten Ornamenten geziert, so daß die Mormonen ihn das achte Wunder der Welt nannten. Durch die in England verbreiteten Mormonentractate wurden neue Colonien herangezogen; die Stadt vergrößerte und verschönerte sich immer mehr und mehr. Sie war symmetrisch gebaut, mit vielen Manufacturen und Fabriken und gigantischen Häusern versehen, wie sie kaum je ein Volk in so kurzer Zeit hergestellt. Sie schien ein Eldorado irdischen Glückes. Smith war mehr als religiöser Schwärmer, er war auch politischer Abenteurer. Ihm genügte es nicht, eine neue Secte zu stiften, einen Roman dem Evangelium an die Seite zu stellen; er wollte gleich Muhammed auch Beherrscher eines großen Landes sein. Er strebte nach dem Präsidentenstuhl der Vereinigten Staaten, publicirte zu diesem Behufe eine Adresse an das amerikanische Volk und setzte sich in Rapport mit Clay und Calhoun, zwei gefürchteten Mitbewerbern, freilich erfolglos.

Indessen dauerte das Glück des neuen Califen nicht lange. Wie Helena den Untergang Troja's, so verursachte die Lehre von den geistlichen Bräuten (Frauen) die Vertreibung der Mormonen von Illinois und die Ermordung von Joseph und Hiram Smith. Die Mormonen hatten die Druckerei eines ihnen feindlichen Blattes gewaltsam zerstört. Das Volk der ganzen Nachbarschaft schrie laut um Rache und wollte Blut sehen. Nach einigen Nachrichten übergaben sich Joseph Smith und sein Bruder Hiram freiwillig der Justiz, um so vor der Rache ihrer Feinde geschützt zu sein, nach Anderen wurden sie von Gouverneur Thomas Ford verhaftet. Aber die wüthenden Volksmassen stürmten in die Gefängnisse und ermordeten den Propheten nebst seinem Bruder (27. Juni 1844). Wol zu frühe für ihn ward ihm statt der königlichen Ehre der Ruhm des „Märtyrers" zu Theil, seine Anhänger aber fanden Trost in seinem Ende, das dem Tode Jesu gleichen sollte.

Nach dem Tode des Propheten zeigten sich unter den Sectenhäuptern ähnliche Zwistigkeiten, wie einst unter den Generalen Alexander's des Großen und unter den Verwandten Muhammed's. In Folge dieser inneren Zerwürfnisse entstanden neue Etablissements. Samuel, Smith, Brigham, Young und Sidney Rigdon hatten die meisten Ansprüche auf das Nachfolgeramt. Letzterer aber war mißliebig, weil seine „Offenbarungen" denen des Joseph Smith entgegen waren und die von ihm begünstigte Praxis der geistlichen Frauen der Partei in jenem Augenblicke gefährlich ward. Daher excommunicirte ihn der Rath der zwölf Apostel, „weil er vor dem Herrn gelogen, und die Vernichtung der Heiligen projectirt habe," und übergab ihn dem Satan, „bis er seine Missethaten ernstlich bereue." Brigham Young ward gewählt; auch Samuel Smith soll großen Anhang gehabt haben.

Die Mormonen bauten indessen ihren Tempel aus, der ihnen mehr als 2 Millionen Francs gekostet haben soll. Aber die Kämpfe dauerten fort. Die Secte gab unverholen zu erkennen, es müsse der Tag kommen, wo bis zum atlantischen Meere keine andere Religion herrsche, als die ihre. Das beunruhigte und reizte ihre Nachbarn; es kam zu offenen blutigen Kämpfen, und zuletzt wurden die Mormonen von der jetzt ihnen ungünstigen Regierung aus Illinois vertrieben. Im September 1846 wurden sie nach dreitägiger Belagerung aus Nauvoo verjagt und das herrliche Neu-Sion sammt seinem kostbaren Tempel gänzlich zerstört. Die Verfolgung brach ihren Muth nicht und vermehrte nur die Zahl ihrer Proselyten. Die Mormonen sahen das Bedürfniß einer weiteren Emigration. Auf der Castorinsel im Michigan-See that James Strang als „König der ganzen Erde" sich hervor. Er soll bei feierlichen Gelegenheiten mit Krone und Scepter erschienen sein, dann aber auch wieder Vieh und alles bewegliche Gut geplündert haben. Die Insel ward ein Asyl für Verbrecher; Falschmünzerei, Menschendiebstahl, besonders Jungfrauenraub ward ihren Bewohnern vorgeworfen, endlich machte die Regierung von Michigan ihrer Herrschaft auf der Insel ein Ende und stellte sie vor Gericht. Ein anderer Theil der Mormonen ging nach Californien. Die Meisten aber zogen 1847 — 48 nach der Wüste Utah am Westende Amerika's, nachdem Anstrengungen ihre Reihen bedeutend gelichtet. An den Ufern des Lac Salé gründeten sie eine bedeutende Colonie, anfangs wollten sie nur dort überwintern und dann nach San Franzisco ziehen; aber das Land bot ihnen so viele Vor-

theile, daß sie zu bleiben beschlossen. Man fand Aehnlichkeit zwischen dem salzigen See und dem todten Meer und erbaute die Stadt Deséret, die bald 20,000 Einwohner zählte und stark befestigt ward.

Die Mormonen wollten in die amerikanische Union mit den Rechten eines eigenen Staates aufgenommen sein; gelang ihnen Das nicht, so setzten sie doch Vieles durch, was den Weg dazu bahnt. Der Gouverneur mit Executivgewalt ward vom Präsidenten der Vereinigten Staaten ernannt; die legislative Gewalt wurde zwei Assembléen übertragen. Das Gesetz vom 9. September 1850 hat das Territorium von Utah feierlich anerkannt, und der Congreß bewilligte Geldsummen für ein Haus der gesetzgebenden Versammlung und für eine öffentliche Bibliothek in Deséret. Repräsentantenkammer von 26 Mitgliedern. Die richterliche Gewalt übt ein oberster Gerichtshof; unter ihm stehen drei Bezirksgerichte, unter diesen die Friedensrichter.

Die Secte macht von hier aus in allen Ländern Propaganda, ihre zwölf Apostel sind ausgesendet, und die Hauptgemeinde richtet bereits allgemeine Sendschreiben an die auf der ganzen Erde zerstreuten „Heiligen." Sie haben Missionen in Chili und auf den Sandwichinseln; John Taylor war in Italien und Frankreich thätig, Lorenz Snow in Italien, besonders in Sardinien und in der Schweiz, Ernst Snow in Deutschland und den skandinavischen Reichen, Franklin Richards, der zu Liverpool residirt, in England. Viel Energie, aber kein gründliches Wissen zeichnet diese Missionäre aus; die Socialisten, denen sie sich annähern, sind ihre besten Proselyten. Unter steten Kämpfen und bei wechselndem Glücke steigt ihre Anzahl immer höher.

Die Mormonen halten strenge an einer göttlichen Offenbarung fest. Den Namen „Heilige der letzten Tage" gründen sie auf jene Bibeltexte, wo von den dies novissimi die Rede ist. Wie die Bibel, so ist auch das Buch Mormon nach ihnen inspirirt.

Das Buch der Mormonen verhält sich nach ihrer Lehre zum Neuen Testament, wie dieses zum alten; es ist die Ergänzung der Bibel, beide gehören zusammen. Sie sind aber überzeugt, daß ein todtes Buch sich nicht selbst erklären kann; sie suchen also einen lebendigen Ausleger, und diesen finden sie in der beständigen Vereinigung mit Gott durch Inspirationen, Offenbarungen, Visionen und Wunder. Seit 400 Jahren, sagen sie, lebte die von den Aposteln gegründete Kirche in einem Traumleben fort; alle bestehenden Kirchen sind von der Wahrheit abgefallen und haben das Evangelium verfälscht; die Protestanten namentlich haben keine gesetzliche Autorität mehr. Orson Pratt geht ihnen scharf zu Leibe. Woher, fragt er, habt ihr Anglikaner und sonstigen Protestanten euere Autorität? Sie sagen: Von Wicleff, Luther, Cranmer, Calvin u. s. w., von den Reformatoren. Aber woher haben sie die Reformatoren? Sie sagen: Von der alten Kirche, von den Römisch-Katholischen. Aber die Römisch-Katholischen haben ja jene excommunicirt und ausgestoßen, und sie nicht im Mindesten anerkannt. Und hatten die Katholiken vor euch diese Autorität, so mußte ihre Kirche die wahre sein. Warum habt ihr euch denn getrennt? Und warum hat Gott nach euerer Lehre kein autorisirtes Priesterthum mehr in der Kirche? u. s. f. Die Wunder- und Prophetengabe kann in der Welt nicht aufgehört haben. Darum haben auch Joseph Smith und andere Mormonen große Wunder gewirkt und Teufel ausgetrieben; da das Weltende nahe ist, so hat Gott in den Heiligen der letzten Tage, die bei den Propheten und in der Apokalypse vorherverkündigt sind, seine Gnaden erneuert und seine Offenbarung vollendet; jetzt ist das Leben in die todte Kirche zurückgekehrt.

Die Doctrinen der Mormonen werden in verschiedenen Schriften, religiösen Poesien und Zeitschriften fortgepflanzt; eines der Journale theilt folgendes Glaubens-Bekenntniß mit:

„Wir glauben an Gott, den ewigen Vater, und an Jesus Christus seinen Sohn, und an den heiligen Geist. Wir glauben, daß der Mensch wegen seiner eigenen Sünden gestraft wird, keineswegs aber wegen des Ungehorsams in Adam. Wir glauben, daß kraft des Versöhnungsopfers Christi alle Menschen selig werden können durch ihre Unterwerfung unter die Gesetze des Evangeliums; daß diese Gebote sich beziehen auf den Glauben an unsern Herrn Jesus Christus, auf die Reue über unsere Sünden, auf die Taufe durch Untertauchung zur Nachlassung der Sünden, auf die Handauflegung behufs der Mittheilung der Gaben des heiligen Geistes, auf die Feier des Abendmahls des Herrn. Wir glauben, daß man, um das Evangelium zu predigen und die Sacra-

mente zu verwalten, speciell von Gott berufen und mittelst der Handauflegung von Jenen geweiht werden muß, die dazu die Mission erhalten haben. Wir glauben an die Organisation, welche die Urkirche besaß, und wir haben demnach die Apostel, Propheten, Hirten, Lehrer, Evangelisten (und Diaconen). Wir glauben an die Gaben und Vollmachten des ewigen Evangeliums, an die Gaben nämlich des Glaubens, der Unterscheidung der Geister, der Prophezie, der Offenbarungen, der Visionen, Heiligung und Sprachen, der Charitas und der brüderlichen Liebe. Wir glauben an das Wort Gottes, wie wir es finden in der Bibel, im Buche Mormon und in anderen guten Büchern. Wir glauben fest Alles, was uns Gott geoffenbaret hat, jetzt offenbart und noch offenbaren wird, besonders in Beziehung auf das Reich Gottes und die zweite Ankunft des Messias. Wir glauben an die Wiederherstellung Israels und seiner zwölf Stämme; und glauben, daß auf dem westlichen Continent Sion wiederhergestellt und Christus auf Erden tausend Jahre regieren wird, daß die Erde erneuert und vom Glanze des Paradieses widerstrahlend werden soll. Wir glauben, daß nach Ablauf der 1000 Jahre die Leiber auferstehen, zuerst die der in Christo Gestorbenen, dann die der übrigen Todten. Wir reclamiren das Recht, in aller Sicherheit und Ruhe unseren allmächtigen Gott anzubeten gemäß dem Wunsche und Verlangen unseres Gewissens, und wir räumen jedem Menschen dasselbe Recht freier Gottesverehrung ein. Wir glauben, daß man den Königen, Königinnen, Präsidenten und sonstigen Obrigkeiten Unterwerfung schuldig ist in Dem, was den Gehorsam gegen die Gesetze und die zu deren Vollzug schuldige Mitwirkung betrifft. Wir glauben, daß es unsere Pflicht ist, rechtschaffen, wahrhaftig, keusch, mäßig, wohlwollend, wohlthätig, tugendhaft, aufrichtig gegen Jedermann zu sein. Wir werden Alles, was tugendhaft, liebenswürdig und lobenswerth ist, aufsuchen, indem wir beständig unseren Blick auf den uns verheißenen Lohn hinwenden."

Das angeführte Symbolum enthält indessen noch keineswegs alle Dogmen der Mormonen, abgesehen davon, daß neue Offenbarungen täglich neue Glaubenswahrheiten an das Tageslicht bringen können. So halten sie Gott für ein aus Theilen zusammengesetztes, mit Sinnen begabtes, den Leidenschaften unterworfenes, körperliches Wesen, eine Lehre, die Orson Pratt mit dem größten Eifer vertheidigt. Auch scheinen sie die Ewigkeit der Materie anzunehmen, was mit jener Lehre eng zusammenhängt. Sie erkennen ein doppeltes Priesterthum an: eines nach der Ordnung des Aaron und eines nach der Ordnung des Melchisedech, und haben eine Hierarchie von Propheten, 12 Aposteln, zahlreichen Bischöfen, Großpriestern, Doctoren, Aeltesten und Diakonen. Sie haben verschiedene Taufen: Sündertaufen, Krankentaufen, Todtentaufen; einige Taufen finden im Flusse statt, andere im Baptisterium. Am merkwürdigsten ist die Todtentaufe, die stellvertretende Taufe für Verstorbene, die dadurch von der Verdammniß losgekauft werden sollen. Sie stützen dieselbe auf 1. Cor. 15, 29; die Priester oder Aeltesten nehmen sie vor, um dadurch die Seelen der Abgeschiedenen unmittelbar aus der Hölle in den Himmel zu versetzen. Beim Gottesdienst erscheinen die Mormonen bewaffnet. Das anziehendste Dogma der Secte, besonders für Proletarier, ist aber dieses, daß die ganze Erde und alle ihre Güter eigentlich nur den „Heiligen der letzten Tage" angehören, die darum auch mit Christus im tausendjährigen Reich Alles im Ueberfluß genießen sollen. [249.]

---

18. Gottesdienst der Shaker.

Die Secte der Shaker in den Vereinigten Staaten wurde um das Jahr 1776 gestiftet von einer Frauensperson, die 1774 aus England kam und sich in Water-Vliet, 8 Meilen oberhalb Albany, niederließ. Hier gründete sie eine kleine „Familie," wie sie jede ihrer Ansiedelungen nennen, die sich jedoch bald vermehrte und die Mutterfamilie ziemlich vieler und zahlreicher Familien geworden ist. In der ersten Zeit nannten sich die Mitglieder dieser neuen Secte „Gläubige," jetzt führen sie

den Namen Shaker, Zitterer, theils wegen des Zitterns bei ihren gottesdienstlichen Tänzen, theils wegen einer Stelle der heiligen Schrift, die sich auf die Ausbreitung ihrer Lehre beziehen soll. Von der Abkunft, dem Leben und dem Sterben dieser merkwürdigen Frauensperson ist nur das bekannt, was sich in der übertriebenen Geschichte, die von ihren Anhängern aufbewahrt wird, vorfindet. Ihr Name war Anna Lee. Die Welt sagt, sie sei eine Frau von guter Erziehung und starkem Geiste, aber von zweideutigem Charakter gewesen, die Shaker behaupten, daß Christus in ihr seine zweite Erscheinung gemacht und daß sie die wahre Kirche auf Erden, welche das tausendjährige Reich herbeiführen wird, gestiftet habe. Sie nennen sie das auserwählte Weib, oder auf vertrauliche, kindliche Weise Mutter Anna, auch schlechtweg Mutter, und glauben steif und fest, daß sie dasselbe Weib sei, von welchem in der Offenbarung St. Johannis Cap. 12 die Rede ist. Sie hat, da Christus in ihr erschienen, natürlich auch Wunder verrichten können, die rücksichtlich der Größe und Macht den Wundern unseres Heilandes nicht nachgestanden haben sollen. Von ihr erhalten sie auch von Zeit zu Zeit Verhaltungsregeln, besonders die Anordnung und die kleinlichen Veränderungen ihres Benehmens und Gottesdienstes betreffend. Früher erhielten sie diese durch ihre Aeltesten, in letzterer Zeit durch die am weitesten fortgeschrittenen Mitglieder, die in einer Art Verzückung die Mutter besuchen, von der sie den wahren Gläubigen auf Erden als Boten Nachrichten bringen, gewöhnlich recht kindische und lächerliche, z. B. „die Mutter sendet ihre Liebe so;" indem der Entzückte mit der Hand sanft auf die Brust schlägt, was sogleich von allen Anwesenden nachgesprochen und nachgemacht wird; „Mutter sagt, kleine Kinder, seid gläubig"; „Mutter sagt, wenn diese Zuschauer sich nicht anständiger betragen, so werden sie dieses Haus als todte Körper verlassen"; „Mutter sagt, wir müssen sagen, wir sind ungezogene Kinder, nicht ihre kleinen Kinder"; „Mutter sagt, knie auf dem rechten Knie, und wenn du zu einer Thüre hineingehst oder die Treppe hinaufsteigst, setze den rechten Fuß vor," und so hundert andere lächerliche Botschaften. Die Vorsteher der Secte haben daher ein Buch verfaßt, das eine Art Anhang zu der Bibel ist und die Lehren der Kirche, die Wunder der Mutter Anna und die Kirchen-Regeln enthält. Es führt den Titel: „die zweite Erscheinung Christi."

Die Vorsteher der Shaker sind die ärgsten Geistestyrannen, die es nur geben kann. Ich will einige der werthvollsten Schriften oder Befehle, welche von ihnen erlassen worden sind und von den Gläubigen pünktlich befolgt werden müssen, zum Besten geben.

Es ist gegen die Vorschrift oder Ordnung, die Vorschriften aufzuschreiben.

Es ist gegen die Vorschrift, einen Handel zu untersuchen, welchen die Vorsteher abgeschlossen haben oder treiben.

Die Vorsteher der Familie sind die Grenzen der Vorschriften.

Es ist gegen die Vorschrift, das weiter zu sagen, was die Aeltesten (Vorsteher) gesprochen haben.

Es ist gegen die Vorschrift, Briefe zu schreiben oder zu empfangen, ohne sie den Vorstehern zur Durchsicht vorzulegen.

Es ist gegen die Vorschrift, ohne Bewilligung der Vorsteher irgend ein Buch zu lesen.

Es ist gegen die Ordnung, zur Kirche zu gehen mit Sünden, die noch nicht gebeichtet sind.

Es ist gegen die Vorschrift, irgend Jemandem, der nicht zur Familie gehört, die Hand zu geben, wenn sie nicht zuerst angeboten wird.

Es ist gegen die Vorschrift, sich nach der Abendversammlung außer dem Hause sehen zu lassen.

Es ist gegen die Vorschrift, ohne Erlaubniß der Vorsteher Zeitungen zu halten.

Es ist gegen die Ordnung, mit Hunden und Katzen zu tändeln.

Es ist gegen die Ordnung, einbällige Schuhe zu tragen, oder die Hinterklappen niederzuschlagen.

Es ist gegen die Ordnung, mit dem linken Knie zuerst niederzuknien, und den linken Stiefel oder Schuh zuerst anzuziehen u. s. w.

Interessanter als diese Vorschriften ist ein Gottesdienst der Shaker. Wir hatten die Gelegenheit, einem solchen beizuwohnen und geben hier eine getreue Schilderung desselben.

Wir gingen frühzeitig in das höchst simple Versammlungshaus, um Plätze zu bekommen, denn die Zahl der Fremden wurde immer größer,

und warteten fast eine halbe Stunde mit großer Spannung der Dinge, die da kommen würden. Die Stunde, welche die Gläubigen zusammenruft, schlug, und alsobald traten sie auch ein. Die männlichen Glieder theils in Hemdärmeln, theils in Röcken, die sie jedoch auszogen und an den in die Wand geschlagenen hölzernen Pflöcken aufhingen, an denen auch die sauberen niedrigen Strohhüte aufgehängt wurden, alle in leinenen Sommerbeinkleidern und langen grauen Westen, an Schnitt den alten deutschen Schößenwesten ähnlich, mit schwarzen Perlmutterknöpfen besetzt, die Haare bis zum Hinterkopf glatt geschoren, die hinteren Haare lang herunterhängend tragend; sie setzten sich abgesondert von den weiblichen Gliedern. Die Kleider dieser waren nicht wie bei den Ekonomiten oder Rappisten von einerlei Farbe, hatten aber durch die Bank eng anschließende Aermel. Ebenso waren auch die Mützen von weißem, schlichtem Zeuge, einer Art Mull oder Bockshire mit glattumgelegten, eng anliegenden Spitzen von Einer Façon. Jede trug über dem linken Vorderarme ein weißes, zierlich zusammengelegtes Schnupftuch.

Nachdem nun Alle auf den schmalen hölzernen Bänken Platz genommen hatten, trat ein Vorsteher in Hemdärmeln auf und hielt, nicht an die Brüder und Schwestern, sondern an die neugierigen Gäste mit vielen sonderbaren Gestus eine feurige Rede. Sie handelte von der unendlichen Liebe Gottes und dem Gehorsam der Christen gegen Gott und war, bis sie diesen Gehorsam im Sinne der Sekte zu erklären anfing, ausgezeichnet. Hier übersprang der Redner mit einem tüchtigen Satze die Barrière. Nur sie, die Gläubigen und Auserwählten, sprach er, übten den wahren Gehorsam, denn sie kreuzigten ihr Fleisch sammt den Lüsten und Begierden; sie hätten nicht nur aller Lust und Freude der Welt Valet gesagt, sondern auch, um das Gebot: Kreuziget euer Fleisch u. s. w. ganz zu erfüllen, den Ehestand aufgehoben. Die Kinder dieser Welt, zu denen wir natürlich auch gehörten, lachten und spotteten über sie, das wüßten sie recht gut, aber sie kümmerten sich nicht darum, denn die Lust der Welt verginge, und sie fühlten, daß sie den einzig rechten Weg eingeschlagen hätten, um hier zufrieden und glücklich, und dort, wo Mutter Anna wohne und sie erwarte, ewig glückselig zu werden. Der Redner wendete sich hier an die Brüder und Schwestern und fragte: „Fühlt ihr euch jetzt nicht unendlich glücklicher, als vorher, als ihr noch der Welt und nicht der auserwählten Schaar angehörtet?“ und Einige antworteten: „Ja wohl, wir fühlen uns weit glücklicher; wir danken Gott, daß er uns die Augen geöffnet hat, und bitten, daß er auch den Andern die Augen öffnen möge.“ Hierauf erfolgte von Seiten des Redners die dringende Aufforderung an die anwesenden Kinder der Welt, den Willen Gottes, welcher Entsagung der Weltfreuden und Weltlust und die Kreuzigung und Tödtung der Fleischeslust verlange, zu thun; „denn,“ so schloß die Rede, „die Lust der Welt vergeht, wer aber den Willen Gottes thut, bleibet in Ewigkeit.“

Nun wurden die Bänke zusammengerückt und aufeinandergesetzt, um für den eigentlichen Gottesdienst, den Tanz, welchen sie mit dem Tanze Davids vor der Bundeslade, der Gott wohlgefiel, rechtfertigen, Platz zu gewinnen. Die ältesten Mitglieder, unter ihnen die Vorsteher, stellten sich mit dem Rücken an die Wand, die anderen in Reihen ihnen gegenüber. Jene fingen nun an, einen unmelodischen, monotonen Gesang anzustimmen, mit den Händen eine Art Tact zu schlagen und den ihnen Gegenüberstehenden, wie in einem Cotillon, entgegenzutanzen. Diese setzten sich auch in eine tanzende Bewegung, ebenfalls singend und die Hände zusammenschlagend. So wie sie zusammentrafen, tanzten sie rückwärts und drehten sich dann so geschickt und behende herum, wie es kaum ein Tanzmeister besser zu machen im Stande ist. Denselben Tanz führte auch das weibliche Personal auf dieselbe Weise aus. Der Tanz dauerte etwa eine gute Viertelstunde; sie machten sich gegenseitige Verbeugungen und Begrüßungen. Der Gottesdienst war zu Ende, und so still und schweigend die Gläubigen angekommen waren, so still und schweigend entfernten sie sich nach ihren abgesonderten Wohnungen. [29.]

---

19. Ein Methodisten-Camp-Meeting.

Gestern Abend um 9 Uhr kam ich nach einer zweistündigen Fahrt von Cincinnati aus mit einigen Gefährten auf dem Gebiete an, das sich die Methodisten zu ihrem Feldlager gewählt hatten. Es war eine schöne Waldpartie in einer romantisch gelegenen Thalvertiefung, aus welcher uns bei unserem Annähern schon aus der Ferne das sonderbarste Tosen entgegenbrauste. Es schallte bald wie das Geschrei bei einer weit um sich greifenden Feuersbrunst in einer volkreichen Stadt, bald wie das zügellose Jauchzen bei einem alten heidnischen Trinkgelage, bald wie der Schlachtgesang der alten Britten bei ihren Kriegen mit den Römern, bald wie das Jammergetön einer unzähligen Menschenmasse, die eben sieht, daß der Erdboden unter ihren Füßen einsinken will. Wir überstiegen den Riegelzaun, welcher die für den Gottesdienst bestimmte Waldfläche einschloß, und stießen alsbald auf geräumige weiße Zelte, einige blos zum Wohnen, andere blos zum Beten und viele für Beides eingerichtet. Wir gingen dann an Haufen glühender Feuerbrände vorbei, bei denen vor einer Weile das Abendessen bereitet worden, stolperten über frisch gefällte Bäume, und gelangten endlich zu dem Hauptpunkte des Lagers.

Einstöckige, für ihre zeitweilige (8 — 10tägige) Bestimmung zu hohe hölzerne Häuser faßten da in schöner Regelmäßigkeit einen viereckigen Flächenraum ein, der an Größe dem Markt-Ringe manches deutschen Städtchens nicht viel nachstand. Auf diesem Raume waren sehr viele Sitzbänke aufgeschlagen, und auf einer Seite war eine erhöhte rauhe Bretter-Bude für die Prediger errichtet. An dieser wie an den Bäumen, die man mit malerischer Auswahl stehen gelassen, waren Lampenlichter reichlich angebracht. Rings um diesen weiten freien Betplatz und innerhalb des Häuser-Vierecks formirte sich ein breiter Wandel-Gang, wozu die ehrwürdigen Waldriesen mit ihrem zauberisch erhellten Eichen- oder Weißbuchen-Laube die prächtigste natürliche Allee bildeten. Die 50 bis 60 Fuß hohen Bäume aus grauer Urzeit, die mit ihren mächtigen Wipfeln wie Weltpfeiler das tiefblaue Gewölbe über sich zu stützen scheinen, die magische Beleuchtung der Laternen von unten, das reine Silberlicht des Mondes von oben, das in diesem Erdtheile so stark hervortretende Funkeln eines klaren Himmels, die zierlichen Häuser und hohen Zelte mit den feinen weißen Linnenfenstern und Linnen-Thüren und dem geschmackvoll geordneten Inneren (was die Amerikaner so gut verstehen), eine angenehme kühle Abendluft, die nach einer sengendheißen Tages-Hitze desto wohlthuender kommt, die Anwesenheit so vieler schönen Anglo-Amerikanerinnen, brachten eine feenartige Erscheinung in dem entlegenen Gehölze hervor. Aber wie schön auch die Waldgegend gewählt, wie echt theatralisch im großartigsten Sinne die Schaubühne auch zusammengestellt war, da die gigantische Natur der westlichen Halbkugel selbst die Scenerien liefern mußte, um so abscheulicher und widerlich abstechender war das religiöse Spectakel-Stück, das die Methodisten-Secte unter dem Namen „Revivals“ — „Seelen-Erweckungen“ — hier aufführte.

Bevor wir noch zu dem Hauptplatze gekommen waren, leiteten wir hastig unsere Schritte einer Bretterhütte zu, die durch das peinlichste Zetergeschrei unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte.

Welch ein herzbrechender Anblick! Eine Dame war eben in dem Zustande, der nach dem Methodisten-Glauben dem sogenannten „Gnaden-Durchbruche“ vorangeht, d. h. wo sich der Geist Gottes selbst körperlich fühlbar zu erkennen geben soll. Man denke sich ein Frauenzimmer im höchsten Grade der Verrücktheit, die freiwillig im religiösen Irrwahn erzeugt ward; wie es stöhnet und ächzet, und seufzet und schreit, in Winseln und Jammergeheul ausbricht, mit den Händen und Füßen und dem Kopfe um sich umherschlägt; wie die Umstehenden zu gleicher Zeit schreien und singen und beten, dann auf die Knie sich werfen auf einem Flächenraume, wo für dieselbe Personen-Zahl kaum Platz zum Stehen gewesen, und dann im eigentlichen Sinne wie Kraut und Rüben untereinanderfallen, wie Einige wieder

aufspringen und ohrenzerreißend plärren, andere „Trost in's Ohr der Begnadigten“ flüstern, und wieder Alle auf einmal: ,,Glory, — Amen, — Amen, — Glory, Glory“ ohne Unterlaß aus den Hälsen hinausgurgeln, und wie diese Raserei im höchsten Grade am längsten dauert; — ich konnte es nicht mehr dabei aushalten, mußte weiter, und glaubte, das Schlimmste überstanden zu haben. Ich kam auf den früher beschriebenen Hauptplatz. Eine große Menge andächtiger Methodisten-„Brüder“ und „Schwestern“ hatte sich da versammelt; mehrere Prediger standen auf den Bänken und trugen in marktschreierischem Tone ihre geistlichen Ermahnungen und Zusprüche vor, dann wurde wieder gesungen und geschrieen und „der Herr“ um Bekehrung beschworen. Zu den, bereits auf dem „Angst-Sitze“ oder der Armen-Sünder-Bank Knienden und mit gesenkten Häuptern zur Reue sich Anschickenden, gesellten sich noch Andere hinzu und dasselbe Manoeuvre, welches ich gerade in der Bretterhütte gesehen, wurde neuerdings wiederholt. Einige sprangen in die Höhe, und wurden dabei von ihren zwei nächsten Nachbarn auf beiden Seiten unterstützt, um die Luftsprünge noch höher zu treiben, was diesem Acte das Ansehen einer in Gang gesetzten Stampf-Mühle verschaffte. Den Damen, welche allenfalls nicht schon früher ihre Köpfe entblößt hatten, wurden ihre Hüte abgebunden, wenn sie von religiöser Begeisterung ergriffen wurden, bei deren Ausbruch sie wüthenden Bacchantinnen grausenhaft ähnelten, und die zarten, vor Kurzem liebreizenden Gesichtszüge auf schreckhafte Weise verzerrten. Während der ruhigern Pausen dieser Begnadigten wisperte ihnen ein „Bruder“-Prediger oder ein einfacher Bruder oder eine Schwester „Tröstungen“ in's Ohr, oder nahm heimliche Beicht-Lispelungen auf. Neben solchen Individuen aus dem „schwächeren“ Geschlecht stellten auch Männer mit fettem John Bull-Fleische oder kräftigem Bruder Jonathan-Knochenbaue, blühende Jünglinge und alte zu Kindern gewordene Greise mit Gestöhn und Geächze, Ringen und Klatschen mit den Händen dieselbe Tollhäuslerei offen zur Schau. Auch sie glotzten die Bretterwand vor oder neben ihnen, oder den ,,offenen“ Himmel über ihnen bewegungslos — wie im Starrkrampfe an, beteten still oder laut, langsam und dann stärker und schneller, und gebärdeten sich wie Verzweifelnde. Sie schlugen mit geballter Faust auf die vor ihnen stehende Bank, verschoben die Gesichtsmuskeln, verdrehten beinahe alle Leibesglieder, und brüllten wie Rasende um „den süßen Jesus.“ Oefters schwätzten sie solch verworrenes Zeug, daß sie und ihre gläubigen Gefährten meinten, sie müßten erst mit dem Teufel kämpfen, ehe der Geist Gottes käme. Sie stürzten wie Fallsüchtige zur Erde, stießen, schlugen, strampelten mit allen Vieren, und lagen dann wie umgehauene Baumklötze mitten unter Männern, Weibern und Jungfrauen in Ohnmacht!

Dann erhuben die Anderen ein widriges, frohlockendes Gekreisch, patschten in die Hände, sangen: ,,Glory — Alleluja, — Alleluja!“ und waren vor Narrheit ganz außer sich. — Wieder andere Besessene predigten dazwischen hinein, winselten um Hülfe und Rettung für ihre Seelen, und spieen mit Schriftterten um sich herum, als wenn das Wort Gottes aus dem Höllenpfuhle heraufgeholt worden wäre.

Wenn sich nun dieselben Gräuel-Scenen, vielleicht in noch schrecklicherer Färbung, meinen betroffenen Augen darboten, wohin immer ich sie auf dieser ,,camp“ wenden mochte: so mußte ich dem Unbekannten Recht geben, der zufällig neben mir stand, und zu seinem Begleiter in einer Sprache, von der er glaubte, daß ich sie nicht verstehe, sagte: „Nein, auch die wildesten Thiere würden sich schämen, so Etwas auszuüben“.

Der Ton seiner Stimme drückte dieselben Gefühle bezüglich der vor und neben uns stattgefundenen Ueberreizungen aus, die ich selbst in meinem Busen niederzudämpfen suchte. Innigstes Bedauern mit dem sonst gewaltigen Menschen-Verstande, der sich so weit verirren kann, daß er, während er auf der einen Seite den Teufel leugnet, auf der anderen Seite sein Dasein in Worten und Werken kundgibt. Denn wenn der Satan sein böses Spiel irgendwo auf Erden treibt, so ist's vorzüglich auf diesen Methodisten-Feld-Lagern. ,,Thou hast the devil!“ (Du hast den Teufel!) sagte in meiner Gegenwart „ein Bruder“ zu einer rasenden, d. h. nach ihrer Art „religiös fühlenden Schwester,“ umringt von Vielen ihres Glaubens in einer Bretterbude mit offenen Thüren und Fenstern, bei denen mehrere Gläubige und Nichtgläubige dem Hergange verwundert zuhörten, — „Du hast den Teufel, Schwester,“ sagte er, weil sie den Herrn, ,,the Lord“, um sein „Kommen“ nicht ,,by Jesus“ (durch Jesus), sondern

„by George" mit ergreifender Stimme seufzend bestürmte, und auf der Stelle todt zu bleiben verlangte. („By George" ist in der englischen Sprache mehr ein sündhafter Fluch und eine gemeine Betheuerung.)

Kein Sturm auf dem Meere hat mich so ergriffen, als der religiöse Wahnsinn dieser Sectirer, nachdem sie ihre Geistes- und Körperkräfte zu wilden Wogen der Verrücktheit aufgepeitscht, und zu einem tobenden See voll Menschen-Raserei zusammengeschwellt hatten. Hätte das, was auf den camp-meetings geschieht, nicht so viele hundert und hundert unbetheiligte Zuschauer, die für das Gesehene und Gehörte auch in der reichsten Sprache keine passenden Ausdrücke finden können, man würde, und wollte Gott, man könnte es, das Ganze auf die Aussage blos Einiger für ein Gedicht aus Milton's „Verlorenem Paradiese" halten. Ich selbst gestehe es, daß ich eher alle Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen für möglich gehalten hätte, ehe ich den Teufels-Spuk eines camp-meeting geglaubt, bevor ich mich von dessen Thatbestand selbst überzeugte. [209.]

---

20. Predigt bei den schwarzen Methodisten.

Als wir vor der Kirchenthüre anlangten, war Alles still, und da sich auch an den Fenstern kein Licht erblicken ließ, meinten wir, schon irre gegangen zu sein, als drinnen ein Lied begonnen wurde. Die Richtung des Schalls wies in das Erdgeschoß, und da wir in diesem Augenblicke am wenigsten störten, traten wir in die schmale Vorhalle. Ein schwarzer Thürhüter öffnete uns eine zweite Pforte und entgegen quoll uns, gemischt mit vornehmen Moschusdüften, jenes eigenthümliche, wenig erfreuliche Parfüm, mit welchem Mutter Natur die Haut der äthiopischen Raçe gesegnet hat. Der Raum war ein niedriger, ziemlich langer, weißgetünchter Saal, dessen Kirchenstühle durch drei Gänge der Länge nach in vier Abtheilungen geschieden waren. Am Ende des mit Teppichen belegten Mittelganges erhob sich auf einem Tritte eine Art Katheder, wie sie in den meisten amerikanischen Kirchen statt der Kanzel gebräuchlich sind, hinter dem drei Schwarze Platz genommen hatten. Wir waren die einzigen Weißen in der Versammlung, welche etwa zweihundert Personen stark sein mochte. Links befanden sich die Weiber, rechts, wo man uns niederzusitzen einlud, standen, lehnten, knieten und saßen die Männer, braune oder schwarze Physiognomien in hohen, blendend weißen Halskrägen.

Rauschend schallte das Lied mit seinem Refrain, der besser zu einem Auszuge in die Schlacht, als zu einem Gesange gepaßt hätte, welcher eine Wanderung nach Zion's Friedensstadt schilderte.

Endlich verhallte der Hymnus, und der mittelste der drei Prediger auf dem Katheder erhob sich, um der Gemeinde einen Sermon vorzutragen. Es war ein breitschulteriger Krauskopf, der sich den Wollenschmuck des Hauptes in seraphischem Geschmacke von der Mitte nach beiden Seiten gescheitelt hatte, und in seinem lichtblauen Flausrocke und seinem weißen Halstuche eine ziemlich komische Erscheinung gab. Seine Rede, zu der er den Zaun der Zähne so weit öffnete, als ob Alles, was ihm auf dem Herzen lag, auf einmal heraus sollte, und während welcher er sich Thränen der Rührung oder blos den Schweiß Adams vom Gesicht wischte, machte sicher einen tiefen Eindruck, wo nicht auf die Herzen, so doch auf die Gehörnerven der andächtigen Menge vor ihm. Aber wie unbegreiflich wirksam verrenkte er auch die langen Arme! Wie entsetzlich rollte er die Augen! Wie überzeugungsgewaltig hämmerten seine Fäuste das Punktum zu jedem wichtigen Satze auf das Pult! Anfänglich vermochte ich dem Ergusse seiner salbungsvollen Inbrunst nur einzelne, besonders betonte Pointen abzugewinnen; denn abgesehen von dem Gekreisch und Gestöhn, welches solchen Ausrufen des Redners von Seiten der Gemeinde wie Stichworten folgte und ganze Sätze der Predigt verschlang, und nicht zu gedenken des verzweifelten Englisch, das der heilige Mann sprach, hatte sein Eifer sich auch

schon nach einigen Sätzen beinahe heiser gedonnert. Indessen allmälig gewöhnte sich das Ohr an die Weise des Predigers, und zu rechter Zeit, sonst wäre ich um den besten Theil des im Folgenden gezeichneten Auftrittes gekommen.

Der Redner erzählte, von einer gottesfürchtigen Brüllstimme auf der Rechten und einigen frommen Wimmerstimmen auf der Linken gelegentlich unterbrochen, einen Traum, den er vergangene Nacht gehabt haben wollte, und den ich versuchen werde, in seiner drastischen Sprache aus dem Gedächtnisse wiederzugeben.

Prediger: „Und der Engel, der mich geweckt hatte, führte mich an der Hand einen weiten, weiten Weg. Es war wie eine Wildniß mit großen, dürren Bäumen, Eichen, Wallnuß, Hickory, Honigakazien, Pappeln, Sycamoren und Allerhand. Und als wir eine lange, lange Strecke gegangen waren, kamen wir an einen Platz, der wie ein weiter Morast aussah, und in dessen Kothe eine Legion häßlicher schwarzer Dinger umherkrabbelten und hüpften, die mir wie Ochsenfrösche vorkamen. Sie krochen eines über das andere, und jedesmal, wenn eines die Oberfläche erreicht hatte, glitschte es mit erbärmlichem Geschrei wieder in den Schlamm zurück. O meine Brüder, was war's für ein garstiger, gräulicher, abscheulicher Sumpf! Welcher schreckliche Gestank stieg daraus empor!

(Hier hält der Redner das Schnupftuch vor die Nase, vielleicht vor der lebhaften Erinnerung an den üblen Geruch.)

Wie dumpfig war die Nacht, die darüber gebreitet war! Welche Wüste und Oede war ringsumher! O meine Brüder, und nun urtheilt, was ich empfand, als ich von dem heiligen Engel belehrt wurde, daß diese Frösche elende, reuelose, vom Kreuze des Lammes abgewendete, unbußfertig gestorbene Sünder seien!

Brüllstimme (mit aller Kraft ihrer Lungen): „Oh! Uff! Eio!"

Prediger: „Ja, meine Brüder, ich war ganz Grausen und Schauder. Es war die Hölle, der Pfuhl der Verdammten, in die ich schaute, und ich gedachte des Verses, in welchem es heißt:

O da wird Trauern, Trauern, Trauern,
Ja Trauern sein vor Christi Richterstuhl.

Da plötzlich war's, als ginge ein Vorhang am Himmel auf, hart über dem Moraste. Eine schöne goldene Wolke schwebte über dem höllischen Qualm; mir war zu Muthe, als ob alle Segnungen und Lieblichkeiten der Welt drin wären. O meine Brüder, und auf der Wolke saß, angethan mit einem Gewande von fleckenlosem Weiß und umstrahlt von der Herrlichkeit des Vaters, unser Erlöser!"

(Wimmerstimmen wiehern vor Verzückung.)

Prediger: „Holla, wie wurde es da im Moraste lebendig! Ueberall streckten die Dinger ihre Köpfe aus dem Tümpel. Wo man nur hinschaute, arbeitete sich eines aus dem Schlamm und Filze heraus. O meine Brüder, jetzt konnte man erst recht sehen, wie scheußlich sie gebildet waren, und mit welchen Beulen, Brandmalen und Striemen die ewige Strafe sie bedeckt hatte! O meine lieben, lieben Brüder, nehmt euch ein Beispiel, fürchtet Gott und haltet seine Gebote; denn es war ein fürchterlicher Anblick! Und siehe, da geschah es, daß einer von der Schaar den Kopf emporrichtete und mit einer Menschenstimme fragte: „O gnadenvollster Heiland, wie lange noch sollen wir hier heulen und mit den Zähnen klappern?"

(Große Pause. Der Redner wischt sich Stirn und Wangen. Die Versammlung ist mäuschenstill. Die Brüllstimme, die nicht weit von meinem Standorte, das Kinn auf die gefalteten Hände gelegt, kniet, scheint den Athem anzuhalten.)

Prediger (im tiefsten Basse): „In al-le E-wig-keit! scholl es vom Throne des Erlösers hernieder — mit grausigem Kreischen plumpten die Verdammten in ihren Pfuhl zurück, und von droben" — — —

Mehr war nicht zu verstehen; denn die Scene hatte sich plötzlich geändert. In der That ein gräßlicher Traum! Aber das Jammern der armen unseligen Sünderfrösche kann nicht entsetzlicher geklungen haben, als das Wehegeschrei, welches die ganze Gemeinde nach diesem Schlusse ausstieß. Pump! Puff! Pauz! fielen die Weiber von den Bänken. Mit Uff und Eio wandten sich die Männer, als ob das Gewissen ihnen Bauchgrimmen verursache.

An allen Ecken gellten und johlten, meckerten und grunzten, winselten und quiekten zerknirschte Seelen. Dumpf donnerte die Brüllstimme Gott um Erbarmen an. Am Boden zuckten und wälzten sich die Wimmerstimmen, dann und wann ein halbersticktes Krächzen um Gnade ausstoßend.

Einige thaten Luftsprünge, als ob eine Kugel sie getroffen, und stürzten dann heulend auf die Knie. Andere, weniger gelenkig, machten ihren Empfindungen durch Scharren und Trampeln Luft. Wenige nur waren so verständig, den in Ohnmacht gefallenen Weibern zu Hülfe zu kommen, worunter eine kolossale, unmäßig korpulente Mulattin in einem prächtigen Atlaskleide, die mit einem Gepolter, wie der Thurm von Siloam, quer über den Mittelgang und mir gerade vor die Füße fiel, des Beistandes besonders bedürftig war.

Und immer toller geberdete sich die Inbrunst. Alle denkbaren Thierstimmen vom Löwen bis zur Ratte wurden laut. Grimassen, wie sie Höllenbreughel nicht widerlicher erfinden könnte, begegneten dem staunenden Blicke. Mit Einem Worte, es war eine Scene, bei der Einem zu Muthe wurde, wie — verzeih mir's der Himmel — unter betrunkenen Waldteufeln.

Fast Alles, was sich noch auf den Beinen halten konnte, hatte sich inzwischen nach der Fußbank hingeschleppt, die sich vor dem Katheder befand, und während die Prediger die dort sich krümmenden und zappelnden Frommen mit ihrem Zuspruche trösteten, stimmten die Uebrigen, sofern sie sich allmälig erholt, ein Lied an, welches nach einer gar heitern Weise ging, aber bald in ein solches Jauchzen und Johlen ausartete und mit einem so ausgelassenen Takttrampeln und Hüpfen begleitet wurde, daß ich es für's Beste hielt, das Feld schleunigst zu räumen. [28.]

21. Ansicht der katholischen Kirche.

Die römisch-katholische Kirche, deren Schwerpunkt im Westen liegt, wo ihre Priester eine große Thätigkeit entfalten, zählt theils vermöge des Urstamms katholischer Colonisten in Maryland, Florida und Louisiana, theils in Folge der neueren Einwanderungen aus Irland und Deutschland viele Anhänger, so daß sie bereits den Argwohn der protestantischen Religionsparteien zu erregen angefangen hat. Denn schon die katholische Hierarchie hält man von manchen Seiten für nicht verträglich mit dem amerikanischen Republikanismus, indem sie unter einem ausländischen Oberhaupt stehe und von diesem abhänge. Ja, es sind während der letzten zehn Jahre in manchen Gegenden ärgerliche Reibungen zwischen den Katholiken und den Andersgläubigen vorgefallen, und der Pöbel hat mehr als eine katholische Kirche verbrannt. Namentlich die 1853 entstandene, weit verzweigte Verbindung mit Know-Nothings*) will grundsätzlich mit den Anhängern der katholischen Kirche so wenig als möglich verkehren. Dieselbe zählte zu Anfang des Jahres 1851 6 Erzbischöfe, 26 Bischöfe und 1271 Priester und wirkte in 34 Diöcesen und 1245 Kirchen und Kapellen. Außerdem gab es 2 apostolische Vikariate und 35 Mönchs-, sowie 65 Nonnenklöster. Ein Hauptaugenmerk richtet die katholische Kirche auf den höheren Mädchenunterricht, und es gibt bereits 70 solcher Female Academies.

Wer die nordamerikanische Gesellschaft einigermaßen kennt, mag der katholischen Kirche hier eine große Zukunft prophezeien. Denn sie tritt in gebieterischem Glanze, in herrlicher Gestalt und Geschlossenheit dem Amerikaner gegenüber. In den wohleingerichteten Klöstern und Schulanstalten wird feinere Bildung gewährt, prachtvolle Kathedralen steigen auf, die Messe wird von einer feierlichen Musik begleitet, der Bischof predigt vor dem Altar zur Gemeinde gewendet mit Stab und Mitra, die Gnadenmittel der Kirche verheißend und spendend: das kann seines Eindrucks nicht verfehlen. Daneben schaffen die Katholiken, wohin sie kommen, sehr viel in Erziehungshäusern, Hospitälern, barmherzigen Schwesterhäusern, Waisen-, Blinden-, Irren-, Taubstummen- und Armen-Anstalten, und was sie darin thun, ist tüchtig, reichlich und einsichtsvoll, und manche ihrer Priester auf den an den äußersten Grenzen der Civilisation befindlichen Missionen haben den Muth und die Aufopferung von Märtyrern be-

*) Nichtswisser, d. h. nicht Ignoranten, sondern „Solche, die von der katholischen Kirche nichts wissen wollen."

währt. Dies gefällt dem Amerikaner nun ganz besonders.

Wenn die katholische Kirche früher in den Vereinigten Staaten ungeheure Verluste erlitten, so läßt sich dies aus dem politischen Druck, den die Katholiken hier unter englischer Herrschaft erfuhren, der Verfolgung von Seite intoleranter Protestanten, dem Bekehrungseifer der verschiedenen Religionssekten, der äußersten Armuth der Eingewanderten, ihrer Zerstreuung in verschiedene Staaten und besonders der unzureichenden Zahl, wie auch mangelhaften Charaktereigenschaften der von Europa herübergekommenen Priester — leicht erklären.

Die Mehrzahl der Ansiedler in den Neu-England-Staaten bestand bekanntlich aus jenen Puritanern, die durch den Druck und die Beschränkungen, welche die Episkopalkirche und die Regierung in England gegen sie ausgeübt, zur Auswanderung gezwungen worden. Gegen den Katholicismus theilten sie mit den Episkopalen gemeinsamen Haß und von den gleichen Gesinnungen waren auch die Holländer beseelt, welche damals Neu-Amsterdam, das jetzige New-York, und einen Theil von New-Jersey in Besitz hatten. In Virginien, welches zu jener Zeit beide Carolinas in sich faßte, wohnten englische Ansiedler von der Episkopalkirche. Die erste katholische Gemeinde wurde durch Lord Baltimore gegründet, welchen die religiösen Verfolgungen aus seinem Vaterlande trieben. Er siedelte sich mit seinen Glaubensgenossen in Maryland an und durfte dort ungehindert seinen Cultus üben. Die Tolerirung dieser kleinen katholischen Gemeinde war das erste Beispiel von religiöser Freiheit, welches die Annalen Amerika's aufzeichnen. Als in Folge der Kämpfe zwischen den Episkopalen und Dissenters in Neu-England und Virginien Flüchtlinge dieser Sekten nach dem katholischen Maryland kamen, fanden sie freundliche Aufnahme. Kurze Zeit nachher gründete Penn seine Quäker-Colonie in Amerika. Diese Sekte war tolerant und gab kein Gesetz zur Vertreibung Andersgläubiger. Durch die englische Revolution von 1641 gelangten die Dissenters in England zur Gewalt. Die Verfolgung der Katholiken erstreckte sich nun auch auf die Colonien, und ihnen unterlag die Colonie in Maryland. Gerade in dieser Provinz, wo zuerst die religiöse Freiheit in Ausübung gekommen, gingen die härtesten Maßregeln gegen die Katholiken durch. Auf die Einführung der sogenannten „Irish-Servants“ wurde dieselbe Taxe gelegt, wie auf die eines Negersclaven. Die meisten dieser Irländer verließen den Glauben ihrer Väter. In Pennsylvanien wurden die Katholiken zwar geduldet, aber als die in Pennsylvanien wohnenden Katholiken wenige Jahre vor dem Beginn des Unabhängigkeits-Krieges um die Erlaubniß nachsuchten, eine katholische Kapelle in einem kleinen entlegenen Winkel der Stadt bauen zu dürfen, wurde es ihnen zwar nicht verboten, aber die städtischen Behörden legten dem Bau so viele Schwierigkeiten in den Weg, daß es lange dauerte, bis er zur Ausführung kam. Zu den vielen lächerlichen, böswilligen Beschränkungen, welchen sie unter englischer Herrschaft ausgesetzt waren, gehörte auch die gesetzliche Bestimmung, daß der Katholik nicht nur keinen eigenen Grund und Boden, sondern nicht einmal ein Pferd besitzen durfte, dessen Werth den Betrag von fünf Pfund Sterling überstieg. Gegen Bezahlung dieser Summe war jeder Protestant berechtigt, dem ersten besten katholischen Reiter, dem er begegnete, das Pferd wegzunehmen. Um den Abfall vom Katholicismus zu befördern, war auch ein Gesetz sanctionirt worden, daß der Sohn eines Katholiken, der zum Protestantismus übertreten würde, der Eigenthümer des ganzen Familien-Vermögens mit Ausschluß der übrigen, katholisch gebliebenen Geschwister werden sollte. Wenn er unmündig war, wurden ihm protestantische Vormünder beigegeben, die sein Vermögen für ihn verwalteten, bis er 21 Jahre alt geworden.

Was der Ausbreitung der katholischen Kirche in den ersten Jahrzehnten nach der Unabhängigkeit am Meisten im Wege stand, war die Armuth ihrer Bekenner im Vergleich mit den protestantischen Gemeinden. Erst allmälig wurden durch Sammlungen und Spenden die Gelder für Schulen und Kirchen zusammengebracht. Der erste Bischofssitz erstand 1790 in Baltimore. Hier gewann die katholische Kirche den leitenden Centralpunkt, konnte aber doch die zahlreichen Abfälle während der nächsten Jahrzehnte nicht hindern. Die Zerstreuung der Irländer, ihre Abhängigkeit von protestantischen Herren und der Bekehrungseifer der Methodisten trat dem Katholicismus noch lange feindlich entgegen und verlor erst in der neuesten Zeit von seiner verderblichen Kraft.

Im Jahre 1808 errichtete der römische Stuhl neue Bischofssitze in New-York, Philadelphia und Bardstown in Kentucky. Ein Jahr später wurde Baltimore zum Erzbisthum und Metropolitansitze erhoben. Jenen folgten bald neue Bisthümer bei wachsendem Zudrang der irischen und deutschen Katholiken.

Alle protestantischen Sekten, vielleicht mit Ausnahme der Methodisten, klagen gegenwärtig über zunehmende Abfälle. Die katholische Kirche hat einen Ueberfluß von feingebildeten, weltklugen wie glaubenseifrigen Geistlichen, von Lehrern und Lehrerinnen, mit denen es die protestantischen Berufsgenossen nicht aufnehmen können. Die Geistlichen sind meist Jesuiten, und sehr viele in Rom gebildet; diese entwickeln eine stille, aber gewandte und unermüdliche Thätigkeit. Da stehen nun die Prediger der alten englischen Sekten, wissen sich vor Aerger und Bangigkeit nicht zu fassen, gerathen am Ende in Zorn und schimpfen gegen die katholische Kirche; aber solche Angriffswaffen können dieser nicht schaden, nur nützen. Ihre Priesterschaft ist vortrefflich geordnet, und die Heerde der Gläubigen folgt ihrem Worte. Die katholischen Bischöfe sind schon jetzt diejenigen, welche in den Vereinigten Staaten am meisten politische Macht haben, und wenn sie dieselbe benützen wollten, wäre es ihnen ein Leichtes, nicht blos auf die Wahl des Gouverneurs, sondern selbst des Präsidenten sehr wesentlichen Einfluß zu üben. [234. 22.]

---

22. Cincinnati.

Wir landeten vor Cincinnati. Vergebens sah ich mich um nach „der Königin des Westens;" was vor mir lag, war nicht einmal prächtig, die Werfte berghoch, oben der gewöhnliche Wall von Geschäfts- und Trinkhäusern und fensterlückigen Baracken, und dahinter das bekannte Häuserschachbrett. Die Straßen der Stadt sind aber recht freundlich, weil Baumgrün sie belebt und fast überall am lichten Ende Fluß oder Hügel erscheint; von Palästen jedoch ist wenig zu sehen. Nicht einmal freie Plätze oder Parks sind vorhanden, bei der Anlage der Stadt dachte man nicht daran, und auch jetzt fühlt man höchstens das Bedürfniß, auf den Landhäusern während des Sommers die Natur zu kosten. Die Amerikaner haben überhaupt merkwürdig wenig Natursinn. So unfähig die meisten sind, Schönheitsfülle und Ideengehalt einer Beethoven'schen Symphonie von einem lustigen Walzer zu unterscheiden, so selten trifft man einen darunter, der das gewaltige und geheimnißvolle Leben der Natur und ihre leisen Glockentöne in sich vernehmen könnte. Niemals traf ich daher auf den herrlichen Höhen am Ohio einen echten Amerikaner, der an dem prachtvollen Landschaftsbilde zu seinen Füßen die Augen geweidet hätte. Cincinnati ist von einem weiten Ringe sonniger Waldhügel umzogen, in deren reizenden Vertiefungen die Blicke sich verfangen. Der hellspiegelnde Ohio durchzieht die Rundfläche, an einem Ufer breitet sich Cincinnati aus, gegenüber kommt aus einem weit entlegenen Thale der Licking herbei, an dessen Mündung sich zwei Städte, auf der einen Seite Covington, auf der andern New-Port, gebettet haben. Von den Hügeln herab erscheint die Rundfläche tief in das Land eingeschnitten, nach noch einem Menschenalter wird sie wol eine halbe Million Menschen beherbergen. Einen ansehnlichen Theil dieses jetzt so unschätzbaren Bodens tauschte der alte Longworth, ein noch lebender Bürger von Cincinnati, einst für zwei kupferne Branntweinblasen ein.

Den Ohio auf und ab glänzen die weißen Landhäuser zwischen dem Ufergebüsch, auf der Kentuckyseite winken die dunkeln Waldungen, auf der Ohioseite die zahllosen Weinfelder. Die Rebenpflanzungen vermehren sich so rasch, daß die Weingärtner mehr Geld ziehen aus dem Verkauf der jungen Schößlinge, als aus Wein und Trauben. Die Mäßigkeitsgesellschaften gehen freilich in ihrem fanatischen Eifer so weit, daß sie den Anbau des verführerischen Weines ganz verhindern wollen; aber zum Glück ist von unsern deutschen Landsleuten schon auf so vielen Hügeln und Aeckern

die edle Rebe eingebürgert, daß sie nicht mehr auszurotten ist.

Die ganze Ohioseite ist bis tief in's Land hinein bereits sorgfältig angebaut, und wohin man blickt, stehen zwischen Waldgrün zierliche Farmen. Vom Urwald sind indessen nur noch Bruchstücke da, und auch diese können sich an Anmuth mit unsern Wäldern nicht messen, es fehlen die blumigen Matten, die plätschernden Wasser und die lauschigen Plätzchen. Andern Charakter hat dagegen jenseit des Flusses die Kentuckyseite. Dort ist man gleich tief in den „finstern und blutigen Waldgründen", wo einst so blutig mit den Indianern gefochten wurde. Noch jetzt hat das Land von Kentucky ein dunkles Ansehen, noch jetzt bewahren seine Bewohner, obgleich auch sie schon vom Yankeethume durchsäuert sind, einen guten Rest der alten Herzenswärme und Ritterlichkeit, aber auch der wilden und rohen Sinnesart. Man opfert bei ihnen zwar nicht mehr im Indianerkriege Blut und Leben mit heißem Ungestüm für Freunde und Genossen, man nimmt auch nicht mehr Unterricht in der feinen Kunst, dem Gegner im Faustkampf ein Auge auszudrehen; aber auch jetzt noch fällt auf das beleidigende Wort sogleich der rächende Schlag, auch jetzt noch ist Geradheit und natürlicher Rechtssinn dort vorzugsweise zu Hause. Gleich bei der ersten Begegnung merkt man dem Kentuckier ein anderes warmherzigeres Leben an, als dem dürren Yankee und dem sinnlich trägen Creolen.

Kentuckier und Pennsylvanier-Deutsche, Yankees und Neudeutsche haben Cincinnati gegründet, eine reiche, lebensvolle Stadt; der Gegensatz des amerikanischen Ostens und Westens verbindet sich in ihr mit europäischen Zuflüssen zu einem neuamerikanischen Wesen. Auch Engländer scheinen mit Vorliebe Cincinnati für ihre Niederlassung zu wählen. Die Yankees, welche aus den Neuenglandstaaten abstammen, geben in Geschäft, Kirche und Politik vorzugsweise den Ton an, ihre strenge und rastlose Thätigkeit beherrscht und treibt zugleich die Uebrigen.

Die Deutschen mögen in und um Cincinnati jetzt beinahe die Hälfte der Bevölkerung bilden, sie rücken jährlich mehr in die vornehmeren Stadttheile und größeren Geschäfte ein, die Masse wohnt jenseit des Kanals, der die Stadt durchschneidet. Das ganze Ansehen Cincinnati's und das Leben und Treiben darin ist und bleibt aber vorzugsweise englisch-amerikanisch. Es geht den Deutschen hier wie überall im Auslande, als Einzelne achtet man sie nicht selten sehr hoch, das Volk nur gering. Ich kam einmal übel an bei einer Amerikanerin, als ich meinte, ich hätte sie im deutschen Stadttheile gesehen. „Nein, Herr", sagte sie mit scharfer Betonung, „ich gehe niemals jenseit des Kanals." Der Abstich des deutschen ärmlichern Stadttheils gegen den englischen macht sich besonders Sonntags bemerklich, dann ist hier Alles still, dort strömen die Leute zu den Bier- und Kaffeehäusern, mit denen die Anhöhen rings besetzt sind. Das ist nun der alten Amerikaner endloser Aerger, ein „Sabbathschänder" ist für sie ein halbes Satanskind; wenn sie es könnten, würden sie dem Niagara und der Meerfluth verbieten, am Sonntag zu rauschen, damit ringsumher nur die stumme, feierliche Ruhe sei, in welcher ganz ungestört die Geschäftspläncheu für die nächste Woche gedeihen. Es kam wol vor, daß uns, wenn wir in mehreren Wagen Sonntags Ausflüge machten, die Buben Steine nachwarfen. Der Amerikaner denkt vom Deutschen nur gar zu gern: er hat nichts und er glaubt nichts. Unter einander aber sind unsere Landsleute, besonders in Cincinnati, in heftige Parteiung zerfallen, kirchlich und politisch, sie marschiren und kämpfen fortwährend gegen einander in geschlossenen Gliedern.

Cincinnati ist jetzt noch wie fast alle amerikanischen Städte nichts als Handels- und Fabrikort; Beides wird die Stadt immer bleiben, denn der Ohio kann ihr nie genommen werden, und die Lande an seinen beiden Ufern sind reichlich besiedelt und bringen Lasten von Roherzeugnissen hervor. Ein Gang am Vormittag über den Marktplatz zeigt eine außerordentliche Fülle und Mannigfaltigkeit der Bodenerzeugnisse. Zu Weihnachten will jede angesehene Fleischerbude auch ihren Bären aushängen haben. Das bunte Gewühl auf solchem Markte, die Auszierung der Buden, der helle Lichtglanz dazwischen, erinnern lebhaft an Italien. Schon des Abends vorher reihen sich die kleinen Farmerwagen an den beiden Langseiten des Platzes. Morgens früh kaufen die Amerikaner englischer Abkunft ein, da sieht man wenig Damenhüte, aber Richter, Prediger und Aerzte mit ihren Marktkörben. Gegen neun Uhr kommen die deutschen Frauen, diese wollen die Einkäufe für die Küche doch lieber selbst besorgen,

als sich von ihren Männern ranzige Butter und abgängige Eier in's Haus bringen zu lassen.

New-York, San Franzisco, Cincinnati, St. Louis sind ohne Zweifel die vier Städte in der Union, welche die nächste größte Zukunft vor sich haben. Cincinnati aber scheint mir danach angethan, nicht blos ein großer Mittelpunkt des Handels, sondern auch ein Sitz der geistigen Interessen des Westens zu werden. Die Stadt hat eine für Amerika ziemlich gesunde Luft. Ihre Umgebung ist lieblich und unter ihren Bewohnern herrscht mehr als anderswo Neigung, sich geistig zu beschäftigen. Bis jetzt ist freilich noch wenig Wissenschaft da, ich glaube, wenn man die große Menge der gebildeten Deutschen abrechnet, gibt es in der ganzen Stadt nicht drei Amerikaner, welche ohne Hülfe ein lateinisches oder griechisches Buch lesen. Aber es besteht darin ein großer Unterschied von europäischer Bildung, daß in Amerika an jenem geistigen Gute alle Volksklassen, keine ausgenommen, gleichmäßig theilnehmen, und daß jede Idee auch sofort auf den Probirstein des Praktischen kommt. Das ganze Volk denkt und sinnt Tag und Nacht auf Maschinen und neue Gewerbe, und nirgends in der Welt unterhält man sich so viel von Riesendampfern, von Städten, in welchen jedes Haus durch unterirdische Heizröhren eine beständige und wohlfeile Wärme empfangen soll, von Tunnels unter dem Meere hin, Luftschiffen und allen Erd- und Himmelsgeistern. Es ist nichts so Verwegenes, nichts so Tolles unter der Sonne dagewesen, was in Amerika nicht wieder gedacht würde und nicht seinen Markt fände. [135.]

---

23. Cincinnati's Saufleischfabriken.

Ich schaue ihre Herrlichkeit und — rieche sie, puh! Die vergangene Woche mit ihrer Kälte schloß die Porkhäuser auf, ließ Legionen borstiger Opferthiere durch die Straßen nach Merkurs Altären wimmeln, schichtete Tausende auf Tausende von Pöckelfässern in die Speicher, schwängerte die Atmosphäre, durchräucherte alle Gemächer mit unendlichem, unüberwindlichem, unentfliehbarem Fettdampfe. Schinken, Schweinsrippen und Specköl heißt fortan die Parole, auf die alle Kräfte sich concentriren, ist fürderhin das Streben, worin alle Gedanken, wird von nun an drei Monate lang der Gegenstand sein, um den neunundneunzig von hundert Gesprächen, Zeitungspressen und Karrenrädern sich drehen.

Der Mangel an Absatzquellen für ihren Mais zwang die Ansiedler des Westens, ihn zu Branntwein zu destilliren, der sich leichter transportiren läßt, und ihn Schweinen zu füttern, die ihren Schmeer selbst zu Markte tragen. Die 18 Millionen Bushel, welche in dem Hungerjahre 1847 nach Europa verschifft wurden, machten kaum mehr als drei Procent der Ernte von 1846 aus. Aber für gewöhnlich wird sogar nur etwa der hundertste Theil des Ertrags ausgeführt und ungefähr der zehnte im Hause verbraucht. Da nun die Whiskeyfabrikanten für den von ihnen verwendeten Mais nicht den Preis zahlen können, den das in Schweine vermästete Getreide bringt, so hat die Zucht dieser Thiere hier eine außerordentliche Ausdehnung gewonnen. Die Vereinigten Staaten haben nach der Zählung vom Jahre 1850 circa 45 Millionen Schweine d. h. ziemlich so viel als ganz Europa. Davon rechnet man fünf Achtel auf das Mississippithal, wo alljährlich allein 1,700,000 zur Verpackung kommen. Von der letzten Zahl aber werden zwischen 27 und 28 Procent in Cincinnati geschlachtet und verschickt — eine ungeheure Menge, besonders wenn man sich erinnert, daß dieses Geschäft sich auf nur etwa drei Monate beschränkt.

Die Schweine laufen das Jahr über wild im Walde umher, bis sie Ende September in die Maisfelder gelassen werden, um Fett anzusetzen. Es gibt Farmer, die jährlich über tausend Stück für den Verkauf mästen. Wer weniger als hundert Stück besitzt, überläßt sie, wenn die Pork-Season beginnt, an Händler, die sie auf geeignetem Platze einpferchen, bis sie eine Heerde zusammen haben, die das Hinabtreiben nach Cincinnati oder andern Märkten am Flusse verlohnt. Hier werden sie in Umzäunungen hart neben den

Schlachthäusern gebracht, wo sie so dicht als möglich an einander gedrängt stehen. In dieser Stellung werden sie getödtet, indem der Schlächter über ihre Rücken schreitet und einem von den Thieren nach dem andern mit einem zweispitzigen Hammer den Kopf einschlägt. Sobald dies geschehen, schleppt man sie mit Haken in den sogenannten sticking-room, wo man ihnen die Kehlen durchschneidet, und das Blut in große Bütten ablaufen läßt, aus denen es in die Fabriken von Preußisch-Blau verkauft wird. Neben den sticking-rooms befinden sich mit Dampf geheizte Bottiche zum Abbrühen. Aus diesen wird das Schwein durch Maschinerie auf eine lange Bank geworfen, wo es von so vielen Personen, als daran kommen können, ohne sich gegenseitig hinderlich zu sein, abgeputzt und der Borsten entledigt wird. Hierauf sperrt man ihm die Hinterfüße mit einem gekrümmten Stocke auseinander und hängt es an den Deckbalken auf, wo ein Arbeiter es ausweidet — eine Operation, die wie andere hier vollzogene so flink besorgt wird, daß in der Minute durchschnittlich drei Thiere zur Versendung fertig werden.

Cincinnati hat zehn dieser Schlachthäuser. Sie befinden sich in der äußersten Vorstadt im Nordwesten und sind gewöhnlich von Holz errichtete Schuppen, 120 bis 150 Fuß lang und zwischen 50 und 60 Fuß breit. Die Seitenwände bestehen aus beweglichem Fachwerke, welches, wofern die Kälte nicht zu streng ist, zurückgeschoben wird, um der freien Luft Zutritt zu gewähren. Die größten von diesen Etablissements beschäftigen zuweilen über 100 Personen, und die Löhne, welche diesen gezahlt werden, betragen zwischen 40 und 60 Dollars monatlich. Von den Schlachthäusern werden die Schweine auf mächtigen Rüstwagen, die 60 bis 100 Stück auf einmal laden, nach den Pork-Factories zur Verpackung geschafft. Hier werden die geschlachteten Thiere in haushohen Haufen über einander geschichtet, um zunächst gewogen, dann mit einem schwertartigen Instrumente zerhauen und darauf in Salz gelegt zu werden. Dies geschieht mit einer unglaublichen Geschwindigkeit, so daß die heute noch grunzenden Schweine morgen schon wohlgepöckelt und verpackt von den Draymen, deren Karren zu Hunderten auf den Hauptstraßen auf- und abrollen, nach den Dampfbooten hinabgeführt werden. Eine Vorstellung von der Größe der geschlachteten Thiere ist aus der Statistik von 1850 zu entnehmen, welche 7 Stück von durchschnittlich 720 Pfund, 5 von 640, 22 von 410 und 102 von 380 Pfund aufwies. Einen Anhalt endlich für die Beurtheilung dieses Geschäftszweiges im Allgemeinen gibt die Berechnung, daß die Porkhäuser Cincinnati's während der Monate November 1847 bis März 1848 nicht weniger als fünfmalhunderttausend Schweine verpackten und 180,000 Tonnen Pöckelfleisch, 25,000,000 Pfund Schinken und 16,500,000 Pfund Speck versendeten, ungerechnet die geringeren Thiere und die Abfälle an Füßen, Köpfen, Eingeweiden, die in andern Fabriken zu Schmalz abgedämpft wurden, oder in die dreißig Lard-Oil-Factories gingen, von denen im verflossenen Jahre eine einzige anderthalb Millionen Pfund Specköl und Stearin erzeugte. Man rechnet, daß diese Etablissements zusammen an zehntausend Menschen, worunter allein 1500 Böttcher sind, Beschäftigung verschaffen, und der Werth der von ihnen producirten Waare belief sich im Jahre 1848 auf die enorme Summe von acht Millionen Dollars.

Das größte Porkhaus im Mississippithale und sonder Zweifel in ganz Amerika ist das von Milward und Oldershaw. Es befindet sich in Covington hart am Flusse und bedeckt eine Fläche von zwei Acres.

Ein anderes Geschäft dieser Art, die Firma Davis und Comp., verschickt im Jahre durchschnittlich 16,000 von der erstgenannten und 600 von der letzteren Viehgattung. Die Fabrik von Schooley und Hug endlich liefert alljährlich zwischen 70,000 — 100,000 in den Handel. [28.]

24. Der Mississippi.

Ungemein überraschend ist die Plötzlichkeit des Uebergangs aus den sanften Fluthen des Ohio in die trübe, mit ingrimmiger Hast dahinschießende Strömung des Mississippi. Nicht, daß die Formation der Ufer eine auffallende Verschiedenheit zeigte, und ebensowenig ist der Hauptstrom bedeutend breiter, als sein mächtiger Nebenfluß. Wohl aber ist der Charakter des ersteren ein vollkommen anderer. Es ist nicht mehr das milde, friedliche Dahingleiten eines bernsteinhellen Wassers, in dem sich anmuthige Hügelketten und schön gerundete Inseln spiegeln, sondern es ist das wüste Thalabwärts-Wüthen eines finstern, stolzen Wüstendämons zwischen Sandbänken, die er in seiner Zerstörungslust heute zur Rechten aufwälzt und morgen auf die Linke treibt, zwischen wild, erissenen Eilanden, an denen er einen Wust entwurzelter Stämme aufgeschichtet hat, zwischen schroff eingesunkenen Uferstrecken, tollen Wirbeln, gefahrvollen Untiefen, emporstarrenden zackigen Baumstümpfen, ausgewaschenen, zerwühlten Felstrümmern und verschlämmten Wäldern, denen der Spätherbst während unserer Fahrt ein rothbraunes, nur zuweilen mit dem düstern Grün von Cedern verbrämtes Trauergewand angezogen hatte. Erinnert man sich hierzu, daß die Menschenwohnungen hier bis in die Nähe von St. Louis um Vieles seltener und bei Weitem armseliger sind, als am Ohio, so wird das Bild, welches das Gedächtniß vom „Vater der Gewässer" bewahrt, zwar immer ein erhabenes bleiben, aber durchaus nicht zu den freundlichen zu zählen sein. Kurz, es liegt im Anschau'n des Mississippi, sobald der Verstand nicht hinzutritt und den Blick auf die glorreiche Zukunft des Stromes und seines Riesenthales hinlenkt, weit eher etwas Niederdrückendes, als etwas Begeisterndes, und die Stimmung, die dadurch erweckt wird, mag sich mit der vergleichen lassen, welche eine Betrachtung der Völkerwanderung von den Bergen der Hunnenheimath bis zu den catalaunischen Gefilden hervorruft.

Niemand von Denen, welche auf diesem gewaltigsten der Urströme Nordamerika's zum ersten Male fahren, empfängt eine klare und entsprechende Vorstellung von seiner Großartigkeit und der Wasserfülle, welche er dem Meere zuwälzt. Zwischen Cairo und St. Louis ist er lediglich, wo eine Insel sich entgegenstemmt, breiter, oft aber, wo Bluffs ihn einengen, schmaler als eine englische Meile. Bedenkt man jedoch, daß er von den Fällen von St. Antony an bis nach New-Orleans Flüsse auf Flüsse mit Mündungen so weit, als er selbst, verschlingt, ohne daß er sein Bett irgend erweiterte — sieht man auf der Karte, daß er den mächtigen Missouri, den breiten Ohio, den Arkansas und Red-River, allesammt größer als der Rhein, in sich aufnimmt, so beginnt man das Maaß seiner Tiefe zu ahnen, und vor der Masse des flüssigen Elements zu staunen, welche, in sein Bett gezwängt, dem Ziele der Ströme zufluthet. Und wie er selbst, so gewaltig wird dereinst auch die Entwickelung seiner Uferstaaten sein. Wenn wir von den Myriaden Menschen lesen, die im Alterthume die Gestade des Nils bewohnten, und die weiten Flächen zur Rechten und Linken des Mississippi damit vergleichen, so erblicken wir eine Welt vor uns, vor welcher selbst dem Nüchternen die Gedanken verschwimmen. [28.]

25. Die Squatters.

Diese kühnen Pioniere des Westens sind gewöhnlich die Vorläufer der weißen Bevölkerung und haben als solche das Recht, vor der öffentlichen Versteigerung der Staatsländereien sich einen Landstrich auszusuchen und sich darauf niederzulassen. Doch müssen sie der Behörde, gewöhnlich dem Recorder, von dieser Besitzergreifung Anzeige machen, der dann ihre Namen mit genauer Angabe der Lage der Besitzung in das Recorderbuch einträgt. Der Squatter erhält hiermit das Claimright, d. h. das Recht, bei den Verkaufsterminen mit dem Congreßpreis von 1¼ Dollar per Acker das erste und niedrigste Gebot zu stellen, wofür er dann, wenn nicht ein höheres Gebot erfolgt, das Land als sein Eigenthum erhält. Diese Squatters haben bei ihren Streifereien die beste Gelegenheit, die günstigst gelegenen und fruchtbarsten Grundstücke kennen zu lernen, und suchen sich daher nicht die schlechtesten Plätze zu ihren Niederlassungen aus. Sie leben alle in einem etwas verwilderten Zustande und sind mehr umherstreifende Jäger und Nomaden als ruhige Ackerbauer.

Die Wanderlust, die Jagd und das freie, unabhängige Leben lassen sie gern ihre Wohnplätze verändern und immer wieder neue Jagdgründe und menschenleere Länderflächen aufsuchen. Sie bilden die eigentliche Vorhut der Weißen und den Nachtrab der Indianer, deren Fußstapfen sie Schritt vor Schritt folgen.

Es ist ihnen wohlbekannt, daß sie das Claimrecht gesetzlich nur auf den Ländereien, welche wirklich den Indianern abgekauft und vermessen worden sind, ausüben können. Allein sie trotzen öfters dem Gesetz und eignen sich auf diese Art Rechte an, die ihnen nicht zustehen. Dagegen läßt sich auch nicht Viel thun, denn es besteht unter den Squatters, wenigstens zu diesem Zwecke, eine Art Zusammenhang; dann aber sind die Flächen groß, der richterliche Arm ist weit entfernt, die Bevölkerung schwach, und — die gefürchtete Riffle entsandte fast noch keine Kugel, die ihr Ziel verfehlt hätte. Sie haben unter sich festgesetzt, daß bei Auctionen der Staatsländereien keiner den andern überbieten darf; oft senden sie auch einen aus ihrer Mitte, meist an die Magistratsperson selbst, mit dem Auftrag ab, auf alle von ihnen vermittelst des Claimrechts eingenommene Ländereien zu bieten. Andere, nicht zu ihrer Verbindung gehörige Ansiedler wagen es nicht, mit ihnen in Concurrenz zu treten, und so wird es dem Squatter leicht, stets sein einmal in Besitz genommenes Land zu dem Congreßpreise zu erstehen und es später wieder an die Einwanderer mit Nutzen und Vortheil zu verkaufen. Dann wirft er wieder die Büchse über die Schulter, wandert weiter nach dem Westen und nimmt neues Land nach dem Claimrecht in Besitz. Diese Ausübung des Claimrechts ist neben der Jagd das Hauptgeschäft des Squatters, und er befindet sich wohl dabei, da er, ohne ein anderes Anlage-Capital als seine Riffle nöthig zu haben, mit demselben geldbringende Speculationen macht. Meistens verkaufen die Squatters den durch jenes Recht erworbenen Besitz noch vor den Auctionen an Einwanderer oder Spekulanten. Ein solcher Kauf muß aber dann mit Vorsicht und nur so, daß die Einzeichnung in das Recorderbuch wirklich erfolgt, abgeschlossen werden.

Diese Squatters erleichtern die Ansiedelungen im Westen Nordamerika's außerordentlich. Der neue Einwanderer findet meistentheils die ersten schwachen Spuren der Cultur und somit schon weit weniger Schwierigkeiten und Hindernisse bei der Urbarmachung des Bodens und bei Begründung seiner Wirthschaft vor.

Wir haben uns öfters mit diesen „amerikanischen Tartaren,“ wie sie Cooper bezeichnet, unterhalten und trotz ihrer Rohheit und Wildheit doch eine gewisse Gutherzigkeit bei ihnen vorherrschend gefunden. Ich fragte einen dieser gegen jegliches Wetter abgehärteten Gesellen, ob er sich nicht nach dem mehr civilisirten Osten des Landes und in seine früheren Verhältnisse zurücksehne, worauf er antwortete: „so lange ich frische Luft, reines Wasser und fet-

ten Braten habe, werde ich immer weiter nach Westen statt nach Osten ziehen." — Ein anderer gab auf die Frage der Beschaffenheit des Landes die passende Antwort: „Wir haben Berge, Thäler, Flüsse, Seen und Jagd vollauf und lassen uns da nieder, wo es uns gefällt." [252.]

26. Die Büffeljagd in der Prairie.

Furchtbar ist das Aussehen des nordamerikanischen Büffels. Seine Hörner sind kurz und schwarz und fast verborgen unter dem zottigen, langen und wolligen Haare, das den Vorderkopf bedeckt. Dieses, wie auch der ziegenartige Bart und der häßliche Höcker, machen den Hauptunterschied zwischen ihnen und dem zahmen Rindvieh. Zwischen den männlichen und weiblichen Thieren findet man eine noch größere Ungleichheit der Gestalt als unter dem zahmen Rindvieh. Eine Büffelkuh ist ungefähr so schwer wie ein gewöhnlicher Ochse, während ein großer, fetter Stier doppelt so Viel wiegt. Die Büffel leben sehr gern heerdenweise. In einigen Jahreszeiten aber halten sich die Kühe gern zusammen; zu anderen Zeiten sind sie meist in der Mitte der Heerde, während die Stiere in beträchtlicher Entfernung umher sich zerstreuen, offenbar in der Absicht, die Kühe und die Kälber zu hüten. An den Grenzen der Büffelweide begegnet man zuweilen kleinen Schaaren von Stieren, eine oder zwei Tagereisen weit, als ob sie der Hauptheerde zu Vorposten dienten.

Das Fleisch des Büffels ist so fein, daß alte Jäger nicht eingestehen, daß irgend Etwas darüber gehe. Der Umstand aber, daß in den Prairien die Eßlust sehr geschärft wird und daß man gewöhnlich von gesalzenem Fleische gelebt hat, ehe man Büffelfleisch erhält, mag dazu beitragen, daß man es so schmackhaft findet.

Der Büffel liefert den Prairie-Indianern fast ausschließlich ihre Nahrung, wie auch die Bedeckung ihrer Hütten und meist ihre ganze Bekleidung, nicht weniger ihr Bettzeug, Stricke, Beutel für ihre Speisen, Sehnen für ihre Bögen, Zwirn für ihre Schuhe und ihre Beinbekleidung. Auch den zahlreichen Reisenden und den Jägern, welche die Weideplätze durchstreifen, geben die Büffel Nahrung. Würden sie aber blos zur Nahrung erlegt, so würde ihre natürliche Zunahme vielleicht den Verlust ersetzen; die beständigen und muthwilligen Metzeleien aber, welche die Reisenden und Jäger unter ihnen anrichten, und die noch größeren Verheerungen, die von den Indianern gemacht werden, nicht blos des Fleisches wegen, sondern oft nur, um die Häute und die Zungen zu erhalten, die sie an die Kaufleute leicht absetzen — alle diese Umstände vermindern schnell ihre Anzahl und müssen endlich ihre gänzliche Vertilgung herbeiführen (?). Man glaubt, daß jährlich aus den Prairien und dem angrenzenden Weidegebiete gegen hunderttausend Büffelkittel ausgeführt werden, und die Anzahl der muthwillig oder nur der Nahrung wegen getödteten Thiere ist ohne Zweifel noch größer, da die Häute kaum ein halbes Jahr lang zur Kleidung tauglich sind. Die große Ausdehnung der Prairien, auf welchen die Büffel jetzt weiden, ist kein Grund gegen die Wahrscheinlichkeit ihrer gänzlichen Vertilgung, wenn man bedenkt, daß sie, wie die ältesten Ansiedler sich erinnern, fast eben so zahlreich östlich vom Mississippi gefunden wurden, als heutigen Tages in den westlichen Prairien, und wir wissen aus der Geschichte, daß sie einst bis an die Küste des atlantischen Meeres streiften. Noch immer aber ist die Zahl der Büffel in den Prairien unermeßlich; da sie jedoch gern in großen Haufen von Ort zu Ort wandern, so geschieht es zuweilen, daß man mehrere Tage lang reisen kann, ohne einem einzigen zu begegnen, an anderen Stellen sieht man aber oft auf einen Blick viele Tausende.

Die Indianer und die Mexicaner jagen den Büffel meist mit Bogen und Pfeil. Zu diesem Zwecke richten sie ihre schnellsten Pferde dazu ab, den Büffel dicht zu verfolgen, und wenn sie nahe genug sind, durchbohren sie ihn, fast nie fehlend, mit ihren Pfeilen, gewöhnlich hinter den kurzen Rippen, die vorn vorstehen, worauf der Büffel

schnell entkräftet niederstürzt. Wenn ein Pfeil nicht gut gerichtet gewesen ist, oder nicht tief genug eindringt, und noch ein Pfeil abgeschossen werden muß, reitet der Jäger zuweilen nach und zieht ihn heraus, während das Thier noch läuft. Ein rüstiger Indianer schießt nicht selten seine Pfeile mit solcher Kraft ab, daß ich einen Pfeil, dreißig Zoll lang, ganz in den Leib eines Büffels dringen sah.

Die Gewandtheit, welche diese wilden Jäger in der Erlegung der Büffel erlangen, ist wahrhaft erstaunlich. Als einst in den Prairien ein Haufe Witchita=Indianer neben uns gelagert war, ließ sich eine Büffelheerde in der Nähe sehen, und ich bat einen Häuptling, mein Pferd zu nehmen und einen Büffel zu schießen, den ich mit ihm theilen wollte. Der Vorschlag gefiel ihm; er nahm seine Pfeile, stieg auf mein Pferd, das nicht schnell und sehr mager war, und, den Büffeln nachjagend, hatte er in einigen Minuten schon zwei niedergeschossen, und zwei entkamen so schwer verwundet, daß er sie mit geringer Anstrengung auch hätte erlegen können.

Der erfahrene Jäger wählt sich den besten Büffel als sein Opfer, und nachdem er ihm eine tödtliche Wunde versetzt hat, sucht er einen anderen aus und so weiter, bis die Ebene zuweilen im eigentlichen Sinne mit todten Thieren bedeckt ist. Indianer sowol wie Mexicaner jagen aber oft mit einer langen Lanze, womit sie, wenn das Pferd gut abgerichtet ist, die Büffel leichter tödten, als mit Bogen und Pfeil. Ein geübter Lanzner dringt auf einen Haufen ein, und, seitwärts reitend, durchbohrt er einen Büffel nach dem anderen, bis mehrere niedergestreckt sind. Haben sie weder Bogen noch Lanze, so jagen sie mit der Flinte, aber selten so glücklich als mit jenen Waffen. Die Amerikaner jagen den Büffeln lieber mit der Reiter=Pistole nach, aber der Indianer tödtet doppelt so viele mit seinem Pfeile oder seiner Lanze. Zuweilen wird der Büffel auf dieser Jagd gefährlich, denn wenn seine Wunden ihn wüthend machen, springt er oft verzweifelt auf seine Verfolger los, und wenn das Pferd nicht gut abgerichtet ist, werden ihm die Eingeweide herausgerissen, während der Reiter dem Büffel preisgegeben ist. Ist aber das Pferd gewandt, so wird es dem Büffel, wie ein geschickter Fechter, ausweichen.

Einige nördliche Indianer, besonders die Assiniboins, fangen, wie man sagt, die Büffel auf eine eigenthümliche Weise. Es wird an einem passenden Platze eine starke Verpfählung gemacht, und nachdem ihre Aerzte geheimnißvolle Gebräuche verrichtet haben, gehen sie an's Werk. Die Büffel werden nach der Hürde getrieben, während ein Indianer, in eine wollige Haut gekleidet, in einiger Entfernung voran läuft. Sehen ihn die Thiere, so halten sie ihn für einen Büffel und folgen ihm in die Hürde. Sind sie einmal in der Einfriedigung eingefangen, so erlegen die Indianer sie mit ihren Pfeilen, weil sie angeblich glauben, daß es den großen Geist beleidigen und künftige Jagden unglücklich machen würde, wenn sie das gefangene Wild mit Feuergewehren erlegten.

Die Hinterwäldler ziehen allen anderen Jagden die Schleichjagd vor, indem sie zu Fuße den Thieren nachschleichen. Man kann sich dem Büffel weit leichter nähern als dem Rothwild. Sieht der Jäger eine Heerde gelagert oder ruhig weiden, so kriecht er ohne Schwierigkeit hinter einer Erhöhung, einem Strauche oder dickem Grase ihr entgegen, vorausgesetzt, daß er den Wind von ihr hat, wie die Jäger sagen, d. h. wenn der Wind von den Büffeln herweht. Im umgekehrten Falle aber wird er es unmöglich finden, sich ihnen zu nähern, wie sicher er sich auch vor ihren Blicken verborgen haben mag. Ihr Geruch ist so fein, daß sie sich mehr darauf zu verlassen scheinen als auf ihr Gesicht, denn wenn Büffel aus irgend einer Gegend aufgeschreckt werden, so richten sie ihren Lauf gegen den Wind, um unterwegs die Witterung von dem Feinde zu haben.

Die Büffel haben ein ungemein zähes Leben. Ist einer auch tödtlich verwundet, so scheint er oft nicht verletzt zu sein und gar nicht fliehen zu wollen, sondern krümmt seinen Schwanz und trabt weiter, als ob er nichts fühle oder fürchte. Läßt man ihn aber ungestört, so schwankt er und fällt in einigen Augenblicken todt nieder.

Nur ein verwundeter Büffel wagt einen Angriff; selbst die zahlreichsten Heerden, auch im wildesten Laufe, lassen sich durch einen einzigen Menschen leicht ablenken, der ihnen gerade in den Weg kommt, wiewol einige Reisende das Gegentheil behauptet haben. Ihre Annäherung ist jedoch etwas furchtbar; ihr donnernder Trab über die trockene Ebene, ihre löwenartigen Stirnen und herabhängenden Bärte, ihr offener Rachen

und die heraushängende Zunge, ihr Schnauben bei jedem Satze, den Tönen eines Dampfwagens gleich, können anfänglich Furcht einjagen.

Die amerikanischen Jäger sowol wie die Indianer legen den Büffel, um ihn auszuschlachten, gewöhnlich auf den Bauch und fangen mit dem Rücken an. Haben sie die Höckerrippen, die Schwanzstücke und einige andere erlesene Bissen sich zugeeignet, so lassen sie den Ueberrest gewöhnlich für die Wölfe liegen. Die Haut wird hauptsächlich zu Büffelkitteln gebraucht, aber die Indianer benutzen sie dazu nur im Herbst und Winter und dann auch selten anders als von Kühen und Stieren, da das Haar zu jener Zeit lang und wollig ist. [67.]

---

27. Eine Prairie in Brand.

Wir bemerkten von einer Anhöhe aus etwas Dunkles gerade vor uns in der Ferne, waren aber in dem Augenblick nicht vermögend, zu entscheiden, ob es Rauch, oder eine niedrig schwarze Wolke sei; als wir aber näher kamen, wurden unsere Zweifel bald gelöst. Es war Rauch, welcher aufstieg von einer brennenden Prairie gerade in unsrer Bahn, während die Flammen bei günstigem Winde eilig uns entgegen kamen. Ich ließ sofort die Prairie unter dem Winde an mehreren Stellen anzünden, die Leit-Stute greifen, welche nebst den losen Thieren Spuren von Furcht verrieth, weshalb ich besorgt war, daß sie die Flucht nehmen würden. Mittlerweile kam der Brand hart auf uns heran, brausend und knatternd, nach Norden und Süden sich ausdehnend, 3 (englische) Meilen weit, und bot ein großartiges aber fürchterliches Schauspiel dar. Was wir zunächst zu thun hatten, war, die Wagen in einen von unserem eigenen Feuer gelichteten Raum zu bringen, und die Pferde recht fest an die Räder zu binden. Der Rauch kam, vor den Flammen hergetrieben, in dicken, heißen Wirbeln, als wir die Stricke befestigten; die Thiere schnaubten und zitterten vor Angst, und einige derselben bäumten sich im Schrecken, rissen die Seile ab, woran sie gebunden waren, und flogen wild davon, bis sie von den Flammen hinter ihnen ereilt wurden und nun rasend zurückstürzten, zwischen jene hinein, die geblieben. Die Hitze ward jetzt äußerst unbequem, denn unsere Gränze war nicht mehr als 15 Yards von dem Rande des unverbrannten Grases windwärts entlegen, und wir konnten die Wagen nicht zurücklassen, ohne die Thiere loszumachen. Als das verschlingende Element lichter herankam, flogen brennende Wische in der Luft, welche unsere Wagendeckel und die Pulverfässer gefährdeten, die Hitze aber ward so stark, daß wir gezwungen wurden, dieselben ihrem Schicksal zu überlassen und uns auf den Boden platt niederzuwerfen. Der Rauch klärte sich nun mit einer dunklen Flamme, bei völlig sengender Temperatur, die ein schweres Athmen verursachte, wodurch ein Herr von zarter Lunge Convulsionen bekam. Doch diese entsetzlichen Augenblicke gingen bald vorüber, noch einige Secunden, und das letzte Grasblättchen war verzehrt, und das Ungeheuer, welches uns in seinen Flammenschlund hineinzulocken drohte, schwand hin mit dem Winde und ließ um uns her eine kahle und geschwärzte Ebene zurück. Ich hatte oft gelesen von Prairien in Brand, und ward so mit der geeigneten Verfahrungsart bei einem solchen Vorfall bekannt, aber die naturgetreue Feder Washington Irvings oder das sprechende Portrait Coopers sind matt und schwach, verglichen mit der furchtbaren Wirklichkeit. [104.]

28. Schilderung der Goldstadt San Franzisco.

Man muß bei dem Versuch einer Beurtheilung Californiens, so wie es jetzt ist, sich in eine ganz eigenthümliche Stimmung versetzen, jeden andern Maßstab bei Seite legen, mit dem man Länder und Völker zu messen gewohnt ist, allen Forderungen an Ordnung entsagen, sich von allen Eindrücken hergebrachter Sinnesweise und Mäßigkeit in jeder Hinsicht frei machen. Man wandelt hier unter lauter Täuschungen und gebrechlichen Schöpfungen des Augenblicks. Die Schönheit und Pracht, welche dem Beschauer entgegen zu strahlen scheint, enthält nichts als Leerheit und Elend; das Gediegene, oder vielmehr das, was sich als solches darstellt, zerfällt bei der geringsten Prüfung in Nichts. San Franzisco ist ein großer „humbug," eine Ironie über die Größe, ein Hohngelächter über das Glück. Das Herz thut Einem weh, so viel Elend zu sehen. Und bei Alledem kann wahrscheinlich kein anderer Ort der Erde so viel abwechselnde Gegenstände für das Nachdenken darbieten, keiner so die Neugierde anstacheln, keiner so bethören und Den behaglich einschläfern, der einem Schattenbild von Genüssen nachjagt.

Hier liegt eine Stadt mit 70 — 80,000 Einwohnern, eine Stadt, strahlend in des Goldes und Reichthumes Pracht, in seinem Zauberschloß fabelhafte Schätze verschlossen haltend, und Alles darbietend, was menschlicher Kunstfleiß und Erfindungsgeist als das Raffinirteste und Kostbarste hervorzubringen vermocht hat. Hier liegt sie groß und weit ausgedehnt und ladet hierher einen Volksstrom in mächtigen Wogen von Europa, Asien und Australien, und hier werden alle Erzeugnisse der Welt in einen Umlauf gesetzt, dessen schwindelnde Schnelligkeit nur von dem übertroffen wird, mit welchem neue Antriebe zur Production und zum Erwerbe von hier wieder ausgehen. Und diese Stadt, diese Reichthümer, diese Pracht, diese Volksbewegung, dieser wunderbare Verkehr ist eine Schöpfung von sechs Jahren! Sie ist vor unseren Augen emporgewachsen und hat sich mit jedem Pendelschlag mehr entwickelt! Hier stand noch vor drei Jahren eine Reihe von Zelten, das Feuer fuhr über die neugebauten Wohnungen und Asche deckte die noch nicht jährigen Baustätten der Stadt; aber gleich dem Phönix hat sie sich erhoben und in gewaltigem Flügelschlage zu Macht und Größe ausgebreitet.

San Franzisco breitet sich amphitheatralisch innerhalb zwei mit hohem Buschwerk bewachsenen Höhen, welche in den Hafen als Erdzungen hinausschießen, auf einem sandigen, abschüssigen Erdstreifen aus, welcher weiterhin sich wiederum in ansehnliche Flugsandfelder erweitert. Zwischen diesen dehnt sich die Stadt beinahe in einem Viereck die ziemlich nackten Höhen, auf welchen der oberste Theil liegt, hinauf, während der andere auf Pfählen oder Schiffswracken in der See, die noch in alle leeren Räume zwischen die niedrigsten Straßen hineinspült, selbst erbaut ist. Dieser ganze niedrige Theil der Stadt ruht blos auf Schutt, den man in größter Eile zwischen die Pfähle niedergestürzt, und auf welchen man häufig ansehnliche Steingebäude aufgerichtet hat, die deshalb auch nicht selten unausfüllbare Risse haben, oder gar einstürzen. Hier sind keine Straßen, sondern blos Brücken, welche sich in dem verfallensten Zustande befinden, voll von Löchern und Lücken, ebenso gefährlich für Menschen und Thiere, wie häßlich anzusehen. Vier oder fünf von diesen Brücken laufen sehr weit in den Hafen hinaus. Um diese liegt die aus mehreren tausend Schiffen und aus einer Menge Dampffahrzeugen bestehende Handelsflotte, welche in allen möglichen Formen von dem stattlichen Klippenschiff bis zur kleinen Schaluppe, bald scharf gebaut und schnellsegelnd, bald plump und schwerfällig, bald neu angestrichen und aufgeputzt, bald deutliche Spuren der Wuth des Meeres und der Stürme tragend, sich hier von allen Weltmeeren sammelt und ihre vielfarbigen Flaggen ausbreitet. Man findet ziemlich häufig zwischen den Häusern auf diesen Brückenstraßen hier und da ein altes, mit Tauen befestigtes Schiffswrack, das jetzt, müde von Jahren und Beschwerden, als „store-ship" (Vorrathsschiff), und Magazin für Waaren aller Art dient. Ein großer Theil dieser

Schiffe wird zur Aufbewahrung von allerlei Geräthschaften der angekommenen Fremden benützt, welche während ihrer Wanderungen sich nicht mit allen mitgebrachten Sachen belästigen können, sondern gegen eine hohe Abgabe sie hier niederlegen, um sie gegen Feuer gesichert zu wissen, das hier sehr gewöhnlich ist. Wenn diese Sachen späterhin nicht zurückgefordert werden — oft weil der unbekannte Besitzer oben in den Bergwerken gestorben ist —, so verkauft man sie in öffentlichen Versteigerungen, ohne Besichtigung des Inhalts zum Vortheil der Aufbewahrer, der oft sehr bedeutend ist. Die eigentlichen Straßen, welche durch die Stadt gehen, sind sehr geräumig und durchschneiden einander in rechten Winkeln; sie sind entweder größtentheils mit Brettern quer belegt, wie Brücken, oder auch sandig, wie Landstraßen, aber nie mit Steinen gepflastert. Die Häuser dieser Straßen zeigen die größte und sonderbarste Mannigfaltigkeit, die man sich denken kann. Bald ist es eine kleine Bretterhütte auf Rollen oder Walzen, roth oder weiß angestrichen, bald sind es geräumige hölzerne Wohnungen von einem oder zwei Stockwerken, bald wieder elegante Steingebäude aus rothen Marmorsteinen; bald erhebt sich dort ein großes Haus von Eisen, wie ein gigantischer Bienenkorb. Aber alle diese Gebäude von Holz, Stein, Segeltuch oder Eisen, welche in unordentlicher Mischung durcheinander stehen, stimmen in Einem Punkt überein, sie sind sämmtlich Läden oder Vorrathshäuser.

Wandert man durch eine dieser Straßen, besonders eine der Hauptstraßen, so hat man einen Anblick vor sich, welcher vermuthlich nirgends, nicht einmal in den nordamerikanischen Städten, wo sonst das Schilder- und Feilbietungswesen herrschend ist, sich in gleichem Grade finden möchte. Ueberall, auf den Häuserwänden, Schornsteinen, Vordergiebeln, Grundmauern, mit Einem Wort, überall, wo es möglich gewesen ist, sie anzubringen, sieht man colossale Schilder hervorragen, wie große Coulissen, mit gigantischen Buchstaben oder bizarren Malereien, mit Flaggen, Wimpeln, Pfeilern, Obelisken, Pfannen, Hämmern, Aexten oder anderen Werkzeugen, alle von ungeheurer Größe, darüber die Inschriften, welche die Nahrungszweige und Namen der Inhaber in allen europäischen Sprachen angeben. Man scheint gleichsam in einem ungeheuren Walde zu wandern, wo die Schilder sich wie drohende Aeste hervorstrecken, und wo man unwillkürlich den Kopf niederbeugt, beinahe kriechend oder so gut man kann, lavirend durch alle diese gefährlichen Auswüchse. Und welche Waaren innerhalb! Hier blitzen Juwelen in ihren kostbaren Einfassungen, dort ruht das Gold in den ausgezeichnetsten und kostbarsten Arbeiten, oft in gediegenen Klumpen. Und gleichwol wird der Reichthum und der Glanz in diesen Läden von den aufgestapelten Goldhaufen überstrahlt, welche aus den Geschäftslokalen der Banquiers hervorleuchten.

Hier duften die herrlichsten Wohlgerüche, dort blinken Metallwaaren, auf's Feinste gearbeitet und auf's Beste geglättet, in erstaunlichen Massen, von aller möglichen Art. Hier liegen ausgebreitet maaßlose Vorräthe der elegantesten Kleider von allen Façons und Moden, von der Wäsche bis zum Ueberrock, von den Pantoffeln bis zum Hut. In einem Lande, wo Wäsche so theuer ist und wo man ganze Schiffsladungen mit schmutziger Leinwand nach China oder den Sandwichsinseln schickt, um sie rein zurückzuerhalten, lohnt es sich nicht, etwas Altes zu flicken; reißt ein Schuh, zeigt sich ein Loch in einem Rocke oder Hemd, so wird das Kleidungsstück ohne Bedenken weggeworfen, man richtet seine Schritte nach einem Kleiderladen und geht daraus verwandelt und verschönt hervor, ohne mehr ausgegeben zu haben, als was man sonst gethan haben würde, um das Zerrissene herzustellen, das Schmutzige zu reinigen. Auf einer anderen Stelle sind die Straßen von einem übermäßigen Vorrath theils von Eßwaaren, theils von Früchten, Eisenarbeiten, chinesischen Waaren aller Art, oder europäischen Gegenständen in allen Formen fast verrammelt. Speisewirthschaften und Erfrischungsörter senden ihre den Gaumen reizenden Düfte auf jedem Schritt aus, und beinahe an jeder Straßenecke sind die Außenwände der Häuser in Gestelle verwandelt, beladen mit leckeren Gerichten aller Art, lockenden Trinkgeschirren, dampfenden Thee- und Kaffeekannen, wo man stehenden Fußes, unter einem ausgespannten Zelt, des Magens Ansprüche oder die Begierden der Augen befriedigt. Man hört das Klappen der Billardbälle, das Rollen der Kegelkugeln, und von allen Seiten tönt der Ruf: „this way, Gentlemen!" abwechselnd mit der heiseren Stimme der Versteigerer, welche von allen Orten Waaren an die Höchstbietenden verkaufen. Rechnet

man hierzu die Spielhäuser, welche in unheimlicher Menge auf allen Straßen blühen, aus denen unter Klängen der Musik eines wohlbesetzten Orchesters das Klappern der Würfel oder das Klingen der Gold- und Silbermünzen mit der Einladung der Spielwirthe: make your game, gentlemen! gehört wird und mit welchen sich der Spielenden Gelächter oder wilder Ausruf, die Bewegung und das Gedränge überall, die Lichtmassen, das Geräusch und der Lärm mischen, so hat man eine Vorstellung von dem gährenden Chaos, dem Narrenwerk, dem unruhigen Speculationsgeist der nimmer ruhenden Gewinnsucht, welche uns in tausend Gestalten auf jeden Schritt begegnet, aus jedem Geschäft angrinst, aus jedem Zuruf hervorschallt. Es ist ein Gewühl von Fahrenden, Reitenden, Springenden und Gehenden, von Kleidertrachten und Physiognomien, welche man kaum irgendwo sonst finden wird.

In London und Paris hat doch im Ganzen Alles mehr ein Gepräge von Gleichheit, einen gewissen, sich überall aussprechenden, nationalen Zug angenommen. Aber hier sind Leute von allen Zungen und von Völkerschaften aller Art. Hier zeigt sich der Chinese in seiner weiten Kleidertracht mit seinem Hut, der einem Sonnenschirme gleicht, mit seinem Haarzopf und seinen dicksohligen Schuhen; „der Löwe“ aus Europa in seinem modernen Putz mit stutzerischem Gang und spöttischer Miene; der Goldwäscher vom Oberlande, ziemlich einem Straßenräuber gleichend, mit fliegendem Haar, langem Bart, großen Stiefeln und zerrissenen Kleidern; der feingebürstete und glattpolirte Krämer, gewöhnlich ein Deutscher, mit einschmeichelndem Wesen; endlich der Matrose, der ruhig seinen Tabak kaut, mit dem Hut in dem Nacken und das Halstuch nachlässig auf der Brust geknüpft, das Gesicht flammend von eben zu sich genommenen Stärkungsmitteln. Mit Einem Wort: dieses Gemälde von San Franzisco ist die erstaunlichste Mosaik; und ohne diesen Wirrwarr, diese Unordnung gesehen, und diesen Lärm vernommen zu haben, kann man kaum durch irgend eine Beschreibung einen vollständigen Begriff davon erhalten.

Dieser außerordentlichen Mischung zufolge hat die Stadt keinen eigentlichen Charakter, und kann daher kein dauerndes Interesse erwecken. Sie ist weder europäisch, noch etwas Anderes, sie trägt das Gepräge, Alles nachgeäfft zu haben, sie erinnert an Alles.

Von öffentlichen Gebäuden hat San Franzisco keine große Anzahl. Der Kirchen sind weder viele, noch ausgezeichnete; kein Thurm zeigt gen Himmel in einer Stadt, die voll ist von Allem, was irdisch ist. In alten Schiffswracken im Hafen sind mehrere Häuser eingerichtet, und die Gottesfurcht scheint hier nicht sehr in Aufnahme zu sein.

Der Rechtszustand in St. Franzisco hat dieselbe Natur der Zufälligkeit wie alles Andere. Noch vor wenigen Jahren hatte die Stadt keine geordnete Polizei. Da jedoch Mord und Raub zur Tagesordnung gehörten, vereinten sich wohlgesinnte Bürger zu einem sogenannten Sicherheitsausschusse; Diebe wurden ergriffen, Mörder eingezogen, und mancher Schurke, den des Gesetzes ohnmächtige Hand nicht fassen konnte, ohne weitere Umstände am nächsten Laternenpfahl aufgehängt. Das Lynchgesetz ward mit seiner schnellen, unerbittlichen Strenge angenommen, und ihm hat man es zu danken, daß die Sicherheit jetzt musterhaft ist. Man kann — ich versuchte es selbst — seine Sachen legen, wohin man will, auf Straßen, Brücken, Dampfboote oder an öffentliche Orte, und gewiß sein, sie unberührt auf ihrem Platze wiederzufinden. [2.]

---

29. Die Hausthiere in Neu-Mexico.

Nichts ist mir in Neu-Mexico mehr aufgefallen, als die geringe Sorgfalt, die man hier auf die Veredlung der Hausthiere verwendet. Während andere Nationen wahrhaft wahnsinnig geworden sind in ihren Versuchen, die Racen ihrer Pferde zu verbessern, überlassen die Neu-Mexicaner — mit Recht berühmt wegen ihrer Reitkunst, und dem Reiten so leidenschaftlich ergeben, daß man

sie ein Centaurenvolk genannt hat -- die Zucht ihrer Pferde ausschließlich dem Zufall, indem sie ihre schönsten und besten Rosse zu Sattelpferden wählen.

Die Race ihrer Pferde ist dieselbe, die wild in den Prairien umherläuft und unter dem Namen **Mustang** bekannt ist. Obgleich in der Regel sehr klein, sind sie doch flüchtig, lebendig und voll Feuer, und würden sie nicht gewöhnlich durch das Zähmen verderbt, so möchten sie ohne Zweifel eben so ausdauernd und langlebig sein, wie irgend eine andere Race.

Die geringe Aufmerksamkeit, die man in Neu-Mexico der Pferdezucht widmet, mag vielleicht dem Umstande zuzuschreiben sein, daß das Volk, durch die steten Beraubungen seitens der feindlichen Indianer in seinem Lieblingsgeschäft entmuthigt, bis jetzt seine ganze Sorgfalt auf die Zucht der **Maulthiere** gerichtet hat. Dieses Thier ist in der That für den Mexicaner, was das Kameel für den Araber — unschätzbar für die Fortschaffung von Lasten durch sandige Wüsten und über Gebirgspfade, wo keine anderen Transportmittel sich anwenden lassen. Die Maulthiere wandern viele hundert Meilen mit einer Bürde, die häufig drei- bis vierhundert Pfund wiegt.

Der „Aparejo" oder Packsattel, wenn man es so nennen kann, ist ein großes ledernes, mit Heu gepolstertes Kissen, das den Rücken des Thieres bedeckt und auf beiden Seiten bis zur Hälfte herabreicht. Dieses Polster schnürt man mit einem Gurt von Seegras so fest, daß der Leib des armen Thieres bis zur Hälfte seines natürlichen Umfanges zusammengepreßt wird.

Die Maulthiertreiber behaupten, daß ein fest zusammengeschnürtes Thier besser laufe oder wenigstens Lasten mit größerer Leichtigkeit trage.

Es ist wirklich merkwürdig, mit welcher Gewandtheit und Geschicklichkeit die „Arrieros" oder Maulthiertreiber ihre Waarenballen den Thieren aufzupacken verstehen. Ein halbes Dutzend genügt für vierzig bis fünfzig Maulthiere. Die Wohlfeilheit dieser Fortschaffung hat ihren Grund in dem geringen Lohne, den man den Arrieros bezahlt, und in den unbedeutenden Ausgaben, welche die Nahrung für sie sowol als für die Thiere erheischt.

Eine solche Maulthiercaravane wird in sehr systematischer Weise geführt, indem jeder „Arriero" seinen ihm zugewiesenen Wirkungskreis hat. Auch fehlt es nicht an Ordnungsmaßregeln und technischen Ausdrücken, die, wenn auch nicht so zahlreich, doch eben so unverständlich für den Uneingeweihten sind wie die Ausdrücke der Seeleute. Einer der Arrieros hat während der Nacht die Aufsicht über die Maulthiere, die man alle, ohne sie anzupflöcken, frei läßt, während die „Mulera" oder Glockenstute ihre Zerstreuung verhindert. Was die Bienenkönigin einem Bienenkorbe ist, das ist die „Mulera" für einen Maulthierzug. Von welchem Naturell ein Maulthier auch sein mag, es wird sich selten von ihr wegtreiben lassen, und wenn sie zufällig ihren Gefährten entzogen wird, so verfallen alle sogleich in tiefe Niedergeschlagenheit und laufen und wiehern nach allen Richtungen, als wenn sie rettungslos verloren wären.

Die Maulthiertreiber reiten in der Regel sehr schnelle und gut abgerichtete Pferde, und zeigen in der Führung der Thiere oft so überraschende Kunststücke, daß sie einem Kunstreitercircus Ehre machen würden; so heben sie einen Dollar vom Boden auf, während das Pferd in vollem Laufe ist. Aber ihre größte Geschicklichkeit und Gewandtheit besteht in der Handhabung des „Lazo", eines Fangseiles, das gewöhnlich aus Pferdehaaren oder fest zusammengedrehtem Seegras gefertigt und an dem einen Ende mit einer Schlinge versehen ist. Ihr Ziel ist stets sicherer, wenn das Thier, das gefangen werden soll, sich in vollem Laufe befindet, denn es hat dann keine Zeit, der Schlinge auszuweichen. Sobald diese geworfen ist, schlingt der „Lazador" das Ende seines Lazo um den hohen Sattelkopf und durch eine schnelle Wendung wird das wilde Pferd zum Stehen gebracht. Ist der Gegenstand der Verfolgung eine Kuh oder ein Ochse, so wird der Lazo gewöhnlich um die Hörner, statt um den Hals geworfen. Zwei „Vacqueros," die beide ihre Schlingen an den Hörnern haben, bändigen auf diese Weise den wüthendsten Ochsen, vorausgesetzt, daß sie gutabgerichtete Pferde reiten. Während das erbitterte Thier sich auf den einen seiner Feinde zu stürzen sucht, wendet der andere sein Pferd und zieht an seinem Stricke, wodurch es jederzeit wieder in die Mitte zwischen die beiden Reiter gebracht und auf diese Weise lange hin- und hergezogen wird, bis es erschöpft ist und jeden weiteren Widerstand aufgibt. Der Gebrauch des Lazo beschränkt sich nicht allein auf die Arrieros und Vacqueros, obgleich

diese gewöhnlich die meiste Geschicklichkeit in dieser Kunst sich aneignen; er geht durch alle Stände, und kein Mann würde seine Erziehung für vollendet halten, wenn er jene volksthümliche Fertigkeit nicht erlangt hätte. Sie erlernen sie in der That von Kindheit auf, denn sie bildet eine der hauptsächlichsten ländlichen Vergnügungen der Kinder, die man täglich mit ihren „Lazitos" sieht, wie sie ihre Kunst an Hunden und Hühnern üben.

Die Gesetze und Gebräuche des Landes in Bezug auf das Eigenthumsrecht der Thiere sind für den unerfahrenen fremden Reisenden höchst beschwerlich. Gleichviel, wie viele Eigenthümer ein Pferd oder Maulthier schon gehabt habe, jeder brennt ihm ein mächtiges hieroglyphisches Zeichen auf, das man „Fierro" nennt, und beim Wiederverkauf sein „Venta" oder Verkaufszeichen, bis endlich diese Schrammen so zahlreich werden, daß Leute, die in dieser Art von Heraldik nicht bewandert sind, unmöglich entscheiden können, ob ein Thier ursprünglich verkauft ist oder nicht; doch jedes Fierro ohne ein entsprechendes Venta unterwirft das Thier dem Anspruch des Einbrenners. An Fremden werden hierdurch die meisten Betrügereien verübt, und wenn eine Gesellschaft „Estrangeros" in eine südliche Stadt kommt, sieht sie sich augenblicklich von einem Haufen Müßiggänger umgeben, die sorgfältig jedes Pferd und jedes Maulthier untersuchen; und entdecken sie zufällig ein Brandzeichen ohne ein Venta, so beeilen sie sich, ein Brenneisen von ähnlicher Form aufzutreiben, das sie hinlänglich berechtigt, das Thier ohne Umstände zu beanspruchen und wegzunehmen; denn bei jedem rechtlichen Verfahren verlangt man von dem Beanspruchser keinen anderen Beweis seines Rechts, als sein Fierro oder Brenneisen, das die Sache zu seinen Gunsten entscheidet, sobald es in der Form dem Zeichen des Thieres ähnelt.

So allgemein nützlich aber auch das Maulthier ist, so steht ihm doch ein anderes sanftes und anspruchsloses Mitglied der Thierfamilie, der geduldige Esel, oder, wie die Eingeborenen ihn nennen, „El Burro" verdienstvoll zur Seite. Dieses gelehrige Geschöpf kann man hier im eigentlichen Sinne des Armen Freund nennen, da es auf unendlich verschiedene Weise benutzt wird und immer den schwersten Lasten unterwürfig ist. Es trägt nicht nur die Körnerfrucht, das Brennmaterial, Wasser und Gepäck seines Gebieters, sondern auch seine Frau und seine Kinder. Oft wird die ganze Familie auf einem kleinen Esel fortgeschafft. Das vornehmste Reitthier des Landmannes ist der Burro, bei welchem selten Sattel, Zaum oder Halfter gebraucht wird. Der Reiter setzt sich quer auf, und leitet das gelehrige Thier mit einem Knüttel in der Hand.

Eine ganz besondere Sorgfalt hat man in Neu-Mexico auf die Schafzucht verwendet. Als das Land auf dem Höhepunkte seines Wohlstandes war, sah man am Ufer jedes Stromes Ranchos, wie in der Nachbarschaft jedes Berges, wo Wasser zu finden war. Selbst auf den dürren und öden Ebenen und viele Meilen von einem Bache oder Weiher entfernt, wurden ungeheuere Heerden geweidet und nur alle zwei oder drei Tage zur Tränke getrieben. Bei diesen Gelegenheiten pflegen die Schäfer ihre Esel mit „Guages" zu beladen, die Wasser enthalten und kehren dann mit ihren Heerden zu den Weiden zurück. Der „Guage" ist eine Art von Kürbis, von welcher es einige schöne Abarten mit zwei Knollen gibt, die an dem zwischen beiden befindlichen Halse mittelst einer Leine getragen werden. Diese wandernden Heerden übernachten überall, wo der Abend sie findet, ohne Hürde oder Einfriedigung. Vor Anbruch der Nacht macht sich der Oberhirt auf den Weg, um einen tauglichen Ort für sein Nachtlager zu suchen, und zündet auf der passendsten Stelle ein Feuer an, um welches die Schafe sich gewöhnlich freiwillig versammeln. Es versteht sich, daß die Heerde während der Nacht von wachsamen Hunden gegen die umherschleichenden Wölfe und andere Raubthiere geschützt wird. Dieser wohlabgerichtete einheimische Schäferhund ist in der That ein Wunderthier. Zwei oder drei von ihnen folgen einer Schafheerde mehrere Meilen weit wie die sorgsamsten Schäfer, und treiben sie bei Anbruch der Nacht zusammen, ohne anders, als von ihrem Instinct geleitet zu werden. In früheren Zeiten gab es ansehnliche Eigenthümer, deren Ranchos über die halbe Provinz sich ausbreiteten und zuweilen 300,000 — 500,000 Schafe zählten. Man kann die Schafe das Haupterzeugniß von Neu-Mexico nennen und sie sind der vornehmste Gegenstand der Ausfuhr. Vor ungefähr zwanzig Jahren wurden jährlich 200,000 Schafe auf die südlichen Märkte gebracht und in den günstigsten Zeiten wol mehr als noch einmal

so viel. Neu-Mexico könnte bei seinem vortrefflichen Weideland und seinem Klima ohne Zweifel die schönste Wolle in der Welt erzeugen. Die Eingeborenen aber haben bei der ihnen eigenen Langsamkeit im Fortschreiten ihre ursprüngliche Zucht beibehalten, die kläglich entartet ist. In frühern Zeiten wurden die Heerden nur der Gesundheit der Thiere wegen geschoren, ohne daß man die Wolle aufbewahrte, da man für den häuslichen Bedarf nur eine geringe Menge davon brauchte.

Die „kleineren Weidethiere," wie man Schafe und Ziegen überhaupt nennt, haben in neuerer Zeit an Zahl sehr abgenommen, da sie durch die häufigen Einfälle der Indianer gelitten haben, die von Zeit zu Zeit, wenn Hunger oder Laune sie treibt, die Ranchos überfallen, die Schäfer ermorden und die Schafe zu Tausenden hinwegtreiben. Die Schafe in Neu-Mexico sind außerordentlich klein, haben sehr grobe Wolle und sind kaum anders als zu Schlachtvieh tauglich, aber in dieser Hinsicht mit Recht berühmt. Ihr Fleisch hat einen besonders angenehmen Geschmack und wird von den Feinschmeckern höher als das beste Wildpret geschätzt, was wahrscheinlich zum Theil dem vortrefflichen Grase zuzuschreiben ist, wovon die Thiere sich nähren. Das Fleisch der Schafe ist für die Neu-Mexicaner, was das Schweinefleisch für die Bewohner der westlichen amerikanischen Staaten ist, während man in Nord-Mexico selten Schweinefleisch findet. [67.]

---

30. Charakter der Stadt Mexico.

Mexico, im Jahre 1524 durch Cortez auf derselben Stelle gegründet, auf der einst die glänzende Hauptstadt der Herrscher von Anahuác inmitten des See's von Tezcúco sich erhob, bildet ein fast genaues Quadrat von 10,500 spanischen Fußen Seitenlänge, und ist so orientirt, daß die einander beinahe überall in rechten Winkeln durchschneidenden Straßen fast genau von Süd nach Nord, von Ost nach West gerichtet sind. Nur in den Vorstädten trifft man hie und da anderslaufende, nirgends aber eigentliche krumme Straßen an. Beinahe alle Straßen der eigentlichen Stadt sind sehr breit, größtentheils wol breiter, als die Hauptstraßen der größten Städte Europa's. Dabei sind sie schnurgerade, und bei einer Länge von 6,000 bis 9,000 Fuß so vollkommen eben, daß sie das Auge mit einem einzigen Blicke überfliegt, auf den Gebirgen ausruhend, welche das Thal von Mexico rings umgeben, und in der dünnen und klaren Atmosphäre so nahe erscheinen, als erhöben sie sich unmittelbar am Ende der Straßen. Zu den bedeutendsten unter diesen gehört die Calle de los Platéros, wo fast lauter Juweliere und Goldschmiede wohnen, deren Läden ungeheure Reichthümer dem Schau- und Kauflustigen darbieten. Kaum dürfte es irgend eine andere Stadt auf dem Erdboden geben, welche hinsichtlich der Ebene des Bodens, der Regelmäßigkeit und Breite der Straßen und der Großartigkeit der öffentlichen Plätze den Vergleich mit Mexico aushielte. Das Straßenpflaster aber ist eher schlecht als gut. Die bedeckten Canäle sind mit dichten Steinplatten nicht gar dicht zugelegt. Bei starkem Regenwetter vermögen sie die vom Himmel herabströmende Wassermasse nicht zu fassen, und die Straßen werden überschwemmt, während bei trockenem und warmem Wetter der in den Canälen angehäufte Schlamm übelriechende Dünste aushaucht, die von den fast jeden Nachmittag eintretenden Winden selten ganz vertrieben werden. Schmutziger noch sind die Straßen, in welchen statt der bedeckten Canäle offene Rinnen die Mitte des Fahrweges durchziehen.

Fast alle Reisende haben behauptet, daß die Privathäuser der eigentlichen Stadt in einem guten Styl erbaut seien. Zwar sind die Fronten keinesweges mit Zierrathen überladen, aber die wenigen vorhandenen sind geschmacklos erfunden und noch geschmackloser angebracht. Die meisten sind mit grellen Farben, roth, blau, gelb, grün, orange u. s. w. angestrichen, einige auch mosaikartig mit verglaseten Fliesen belegt. Häufig sieht man auch Heiligenbilder in Nischen und Schreinen an den Fronten der Häuser angebracht.



MEXIKO.

Vor manchen derselben brennen beständig Lampen oder Wachskerzen. Das milde Klima erhält die Farben an den Wänden der Häuser lange in ihrer ursprünglichen Frische. Im Erdgeschosse gibt es selten Fenster nach der Straße hinaus. In ihm befinden sich gewöhnlich Buden, Kaufläden und Comptoirs oder Handwerker-Werkstätten, deren beständig offen stehende Thüren ihnen Licht zuführen.

Schmutziger noch als die eigentliche Stadt, selbst elend, sind die Vorstädte oder sogenannten Barrios. Der Reisende, welcher zum ersten Male nach Mexico kommt, kann, da er sie zuerst betritt, kaum glauben, daß er sich wirklich in der berühmten, reichen Hauptstadt Neuspaniens, dieses vermeintlichen Dorado, befinde. Die Straßen sind eng, häufig ohne Pflaster, voll Kothes und Unrathes. Die Häuser sind klein, niedrig, aus ungebrannten, großen Lehmsteinen erbaut, und häufig ohne Berappung. Uebelriechende Dünste dringen aus den offenen Thüren und Fensteröffnungen hervor, die Luft verpestend, in welcher die zerlumpten, wild aussehenden Bewohner athmen.

Ich erstieg einen der Thürme der Cathedrale, von denen herab man eines ausgedehnten Ueberblicks über die Stadt genießt. Unmittelbar zu meinen Füßen lag der große Hauptplatz (Plaza mayor) auf dem eine Menge Menschen gleich Ameisen durcheinander gingen, liefen, ritten und fuhren. Lange, volkreiche Straßen dehnen nach allen Richtungen sich aus. Rasch überfliegt das Auge die terrassenförmig, bald niedriger, bald höher sich erhebenden platten Dächer der Häuser, die nicht entstellt sind durch unförmige Schornsteine, deren Qualm die Atmosphäre verfinstert. Hell und glänzend lagen sie da im glühenden Sonnenscheine des Südens und wenn ja hie und da ein einzelnes Rauchwölkchen rasch aufwirbelte, so hatte es doch keinen Einfluß auf die tiefe, klare Bläue des Himmels über ihm, in dessen unendlichen Weiten es bald verschwand. Hie und da erblickt man ein Dach besetzt mit Blumenvasen und Kübeln voll blühender Sträucher, unter denen nach altspanischer Sitte am Abende der Klang der Guitarre ertönt. Kuppeln und Thürme in großer Anzahl erheben sich allenthalben, weit hinausragend über die platten Dächer. Ueber die Stadt hinaus erblickt man die großen Ebenen des Thales von Tenochtitlan, mit den von der Stadt weit sich hinziehenden Alleen und Landstraßen, mit seinen spiegelglatten, in der Sonne blitzenden Seen, von Deichen durchschnitten; mit seinen freundlichen Dörfern, Meiereien und Landhäusern, und mit seinen isolirten, kegelförmigen Hügeln, umgürtet von düsteren, wolkenumlagerten Gebirgen. Kein Panorama irgend einer anderen Stadt, am wenigsten einer europäischen, dürfte dem von Mexico an erhabener, majestätischer Schönheit gleichkommen. Der Feder wie dem Pinsel wird die Darstellung desselben ewig unerreichbar bleiben.

Unter den öffentlichen Plätzen Mexico's ist der, dessen eine Seite die Cathedrale einnimmt, und welcher Plaza mayor genannt wird, der größte. Er ist vielleicht größer als irgend ein ähnlicher in einer anderen Stadt der Welt, von Nord nach Süd **1153** Fuß lang, und von Ost nach West **768** Fuß breit.

Ein reges Leben und Treiben bewegt sich vom frühen Morgen bis in die späte Nacht unter den Arkaden und Säulengängen, welche die West- und Südseite dieses Platzes umgeben und sich noch weit in die nächsten Straßen hinabziehen. Kaufläden, Speise-, Wein- und Kaffee-Häuser befinden sich unter diesen Hallen. Kleine Krämer in Galanterie-Waaren, Büchern, Wachsfiguren, Spielsachen, Obst und hundert anderen Gegenständen haben unter ihnen ihre Stände, und Verkäufer von Zeitungen und Flugschriften drängen sich schreiend durch die hier beständig auf- und abwogende Menge. Dem Fremden muß man mit Goldsmith zurufen „mind your pockets." Denn Beutelschneider und Taschendiebe haben hier ebenfalls ihr Standquartier. Geputzte Herren aller Stände drängen und stoßen einander, oder sitzen, Erfrischungen nehmend, in den glänzenden, lockenden, stets offenen Sälen der Restaurationen und Kaffeehäuser. In zerrissene Mäntel und Decken gewickelt lehnt das Volk der Leperos und Bettler an den Pfeilern, die Vorübergehenden anbettelnd oder bestehlend. Das Ganze stellt eine Scene voll Leben dar, wie ich sie sonst nirgends so eigenthümlich wieder gesehen. [150.]

31. Geselliges Leben in Mexico.

Nichts kann wol natürlicher sein, als daß im geselligen Leben der Mexicaner immer noch spanische Elemente vorwalten. Alle mexicanische Geselligkeit stammt ja aus dem ehemaligen Mutterlande ab, und die Zustände derselben sind drei Jahrhunderte hindurch ein reines Ebenbild der spanischen geblieben. Wenn nun auch die gänzliche politische Umgestaltung Mexico's manche Aenderung im geselligen Leben seiner Bewohner zur nothwendigen Folge haben mußte, wenn auch durch die herzuströmenden Einwanderer aus allen Nationen Europa's fremde, nichtspanische Sitte und Art in Mexico bekannt geworden ist, und auf die bisherigen geselligen Zustände dieses Landes einigen Einfluß gehabt hat, so können doch die eingetretenen Aenderungen bis jetzt immer nur noch sehr gering sein.

Einen Hauptcharakterzug empfängt die mexicanische Geselligkeit durch die leidenschaftliche Neigung aller Volksklassen zu Hazardspielen und Wetten jeder Art. Diese Neigung läßt bei allen Zusammenkünften sofort eine Spielbank eröffnet werden, begünstigt die Hahnenkämpfe und erleichterte den Engländern die Einführung der Wettrennen. Das beliebteste Hazardspiel ist der Monte, eine Art Faro, nur summarischer und rascher entschieden, und minder vortheilhaft für die Bank gestellt, als irgend ein anderes. Es wird in jeder größeren oder kleineren Männergesellschaft gespielt, und selbst die Damen nehmen daran theil. Bei keinem Spiele geht es vielleicht anständiger und strengrechtlicher zu, als bei diesem, obgleich häufig ungeheure Summen darin gewagt und umgesetzt werden, und selbst bei Privatzusammenkünften Monteverluste von 500 bis 1000 Pesos nicht eben zu den größten Seltenheiten gehören. Die Mexicaner sind die ruhigsten Spieler von der Welt, gewinnen und verlieren mit der größten Kaltblütigkeit, und ertragen, wenn sie Alles verloren, Mangel und Armuth mit seltener Geduld.

Nächst dem Spiel sind Musik, Gesang und Tanz Hauptbelebungsmittel mexicanischer geselliger Unterhaltung. Fast Jedermann ist bis zu einem gewissen Grade musikalisch, aber über ein Wenig Guitarrengeklimper geht es bei den Meisten nicht hinaus.

Die gewöhnlichsten mexicanischen Abendzirkel sind die sogenannten Tertullas, hier eben so echt national, wie in Spanien, und von beiden Geschlechtern besucht. Es gibt regelmäßige an bestimmten, zum Empfange von Bekannten und Fremden festgesetzten Wochentagen — es gibt auch außerordentliche, zu welchen jedesmal besonders eingeladen wird. Sie beginnen zwischen 6 und 7 Uhr, und endigen zwischen 9 und 10. Man geht jedoch nach Gefallen ab und zu. Die Damen sitzen in langer, gedrängter Reihe auf den an den Wänden gereiheten Stühlen, rauchen ihren Segarrito und sind oft sehr gesprächig unter sich, aber der Unterhaltung mit den Männern nicht sehr zugänglich. Die Männer gehen rauchend und plaudernd umher, oder opfern in einem Nebenzimmer dem Pluto am Montetische. Eine Guitarre ist stets vorhanden und nicht leicht dürfte es an Jemandem fehlen, der sie zu spielen versteht. Zum Klange derselben werden einige Nationallieder gesungen oder auch einige Garáves und Bolerós getanzt. Erfrischungen werden, außer Wasser, einigen kleinen Gläsern Liqueur, Xeres oder Vinotinto und, wenn's hoch kommt, ein Wenig Eis nebst feinem Backwerk, nicht geboten. Der Mexicaner bedarf überhaupt des Essens und Trinkens als eines Hülfs- oder Anregungsmittels zur Unterhaltung nicht. Die Beleuchtung, bestehend aus wenigen in silbernen Leuchtern vor die Heiligenbilder auf die Ecktische gestellten, oder auch auf Wandleuchter gesteckten Talgkerzen, ist sehr mäßig, das Ganze wenig kostspielig.

Politische Unterhaltung ist in allen Gesellschaften vorwaltend, und selbst die Damen nehmen den lebhaftesten und eifrigsten Antheil daran. Natürlich ist sie bei den häufigen, republikanischen Meinungsspaltungen fast nie ganz ohne Stacheln; doch erlebt man nur höchst selten unangenehme und störende Ausbrüche der Parteileidenschaft.

Einen angenehmen Zweig mexicanischer Privatgeselligkeit bilden die sogenannten Dias de campo,

in Gesellschaften unternommene Landpartien, bei welchen es so ziemlich in europäischer Weise zugeht. Damen wie Herren machen diese Ausflüge stets zu Pferde, was nicht wenig beiträgt, den Reiz derselben zu erhöhen.

Unter den öffentlichen Belustigungen der Mexicaner behaupten öffentliche Spaziergänge, Fahrten und Ritte, Stiergefechte und Hahnenkämpfe den ersten Rang. Es sind dies wahre Volkslustbarkeiten, an welchen alle Bewohnerklassen mit gleichem Eifer und gleicher Pünktlichkeit theil nehmen. Jede Stadt, jeder größere Marktflecken hat seine Alameda, seinen Paseó, seine Portáles, oder andere Spazierungsplätze, welche zu bestimmten Jahres- und Tageszeiten zu besuchen durch Herkommen und Gebrauch fast zu einer Art von geselligem Gesetz geworden ist. Vorzugsweise sind die Sonntage und gewisse Festtage dazu bestimmt, aber auch an gewöhnlichen Wochentagen ist es gebräuchlich, die öffentlichen Promenaden zu den herkömmlichen Stunden zu besuchen, und gegen 5 Uhr Nachmittags, bald nach der Siesta, pflegt sich Jedermann dahin zu begeben. In der Hauptstadt an Festtagen sieht man diese Spazierversammlungen sich am glänzendsten gestalten. Nur Plebs wandert daselbst zu Fuß. Die Frauen und Jungfrauen der höheren und mittleren Stände erscheinen ausschließlich zu Wagen, in eigener oder gemietheter Equipage, die Männer zu Pferde, größtentheils in reichem und glänzendem Reitercostüme. Man sieht oft 2 — 300 Wagen und 6 — 800 Reiter beisammen. Die einheimischen Kutschen gleichen ganz jenen ungeheuern, schwerfälligen, aber glänzend lackirten und vergoldeten Staatscarossen, deren man sich Anfangs des vorigen Jahrhunderts in Europa bediente. Sie sind mit zwei Maulthieren bespannt, deren alterthümliches Geschirr oft reich und schwer mit Silber oder plattirtem Messing beschlagen ist. Die Schweife der Maulthiere stecken in seltsam aussehenden, ledernen, ebenfalls stark mit silbernen oder messingenen Buckeln verzierten Beuteln. Die Maulthiere selbst sind oft von ausgezeichneter Größe und Schönheit, die Reitpferde von der edelsten einheimischen Zucht. Dann und wann sieht man auch modische europäische, mit Pferden bespannte Wagen. Die Equipagen ziehen langsam in zwei einander begegnenden Zügen auf und ab, als wären sie an ein Seil ohne Ende gereiht. Die offenen Kutschenfenster lassen die elegant geschmückten Damen schauen, welche weder den Fächer noch den Segarrito vergessen haben. Nach mehrmaligem Auf- und Abfahren lassen sämmtliche Damen ihre Equipagen halten und plaudern mit ihren, sich zu Pferde am Schlage schaarenden, auch wol absteigenden und auf den Kutschentritt sich stellenden männlichen Bekannten. Sobald nun gegen 6 Uhr der erste Schlag der zum Abendgebet rufenden Glocke ertönt, tritt tiefe, andächtige Stille ein; die Männer ziehen die Hüte ab und die ganze Versammlung verharrt einige Minuten in leisem Gebet, bis das feierliche Anschlagen der Betglocke in helles Läuten übergeht. Dann begibt sich Alles nach Hause. Im Ganzen herrscht große Gravität bei diesen Spazierversammlungen, deren Hauptzweck wol der ist, zu sehen und gesehen zu werden. Natürlich sind sie in kleineren Orten, wo auch die feine Welt häufig zu Fuß wandert, weit weniger glänzend, als in Mexico und anderen großen Städten. — In den späteren Abendstunden wird häufig unter den Säulengängen und Arcaden — Portáles — spaziert, von welchen die großen, öffentlichen Plätze der Städte umgeben zu sein pflegen. Hier herrscht dann gewöhnlich ein echt republikanisches Gedränge von Leuten aus allerlei Volk in buntester Mischung Einen eigenthümlichen Anblick gewähren dabei die angezündeten Kienfeuer zahlreicher kleiner, auf den Plätzen aufgestellter Garküchen, neben welchen an reinlich gedeckten Tischchen die Gäste das Bereitete lustig unter freiem Himmel verzehren. Natürlich gehören diese Gäste sämmtlich den unteren und ärmlichen Volksklassen an.

Stiergefechte sind immer noch zu den Lieblingsbelustigungen der Mexicaner zu rechnen, wenn auch der Geschmack daran bei den Gebildeteren bedeutend abgenommen hat. Die dazu dienenden Amphitheater — Plazas de toros — haben ganz die Einrichtung der spanischen, so wie auch der Hergang bei dem blutigen Schauspiele selbst in Mexico und Spanien fast ganz derselbe ist.

Mehr noch als die Stiergefechte sind die Hahnenkämpfe ein wesentlicher Theil der Volksbelustigung, ein echtes in Mexico weiter noch als in England verbreitetes Nationalvergnügen. Aller Orten, selbst in Indierdörfern, findet man eine „plaza de gallos," ein Amphitheater für Hahnenkämpfe, und häufig sieht man Leute der geringeren Volksklassen auch außerhalb dieser Theater, auf öffentlichen Plätzen, improvisirte Kämpfe

zwischen dazu herbeigebrachten Hähnen veranstalten. Auf die Erziehung der Kampfhähne wird große Sorgfalt verwandt, und es gibt fast in jedem Dorfe Leute, welche daraus ein eigenes Gewerbe machen.

Die Hähne sind gewöhnlich groß, stark und hochbeinig. Beim Kampfe werden sie mit kleinen, sehr scharfen, etwas gebogenen Klingen bewaffnet, die man fest an den Stumpf des abgeschnittenen Sporns bindet. Man trägt sie auf dem Arme herbei, reizt sie zur Wuth auf, und läßt sie gegen einander los. Der einzelne Kampf ist immer sehr schnell entschieden, weshalb denn auch keinerlei Schaulust dabei stattfindet. Durch die Wetten allein wird die leidenschaftliche Theilnahme erzeugt, welche sich bei dem zahlreichen, aus allen Ständen und Geschlechtern gemischten Zuschauerpublikum bemerklich macht. Diese Wetten steigen oft auf 100 Pesos und darüber. Die Wettenmäkler sind häufig zerlumpte Kerle aus der untersten Volksklasse. Sie nehmen den Betrag der Wetten in Empfang, legen ihn auf einen dazu vorhandenen Tisch und stellen ihn nach entschiedenem Kampfe dem Gewinner gegen eine kleine Abgabe zu, wobei sie mit erstaunlicher Raschheit, Sicherheit und der gewissenhaftesten Ehrlichkeit zu Werke gehen.

Die öffentlichen Belustigungen der Kinder sind fast immer der treueste Spiegel des Thuns und Treibens der Erwachsenen, und sollten daher in einer Schilderung des Volkslebens eines Landes nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden. In Mexico steht unter den Knabenbelustigungen das Soldatenspiel obenan, oft mit argem Getöse von Hörnern und Trommeln. Diesem zunächst steht Processionsspiel mit kleinen Kreuzen und Fahnen, wobei die priesterlichen Gebärden und Gesänge mit naivem Ernste nachgeahmt werden. Eben so häufig ist das Al-toro-Spiel, bei welchem entweder ein Hund oder ein Ziegenbock, oft auch ein vermummter Knabe die Rolle des Stiers übernehmen muß. Es wird ein Kreis geschlossen, und das Thier nach Torreadoren-Art möglichst gereizt und gemartert. Einige Schwärmer oder Sprühteufel, den Thieren angehef.et, machen den Jubel vollkommen. Der Bisse und Stöße der gereizten Thiere dürfen die kleinen Torreadores nicht achten, wenn sie nicht von ihren Cameraden und dem Publikum verspottet werden wollen, welches sich zuschauend und aufmunternd um die Kinder bei allen ihren Spielen zu versammeln pflegt. Steigende Papierdrachen sind ebenfalls eine sehr allgemeine Kinderlust, an der mitunter selbst Erwachsene theil nehmen. Häufig hat der Drache eine leierartig mit Saiten bezogene Oeffnung in der Mitte, und tönt dann beim Aufsteigen fast wie eine Äolsharfe. An dunkeln Abenden läßt man oft leuchtende Drachen steigen, mit einer größeren Papierlaterne am Kopfe und vielen kleineren am Schwanze. Sie gleichen, wenn hoch steigend, zuweilen wunderbaren Schwanzsternen. In der Hauptstadt und anderen großen Städten findet dann und wann eine Art öffentlichen Kinderfestes, namentlich für kleine Töchter wohlhabender Eltern statt. Man nennt es Jamáica. Unter den Säulenhallen irgend eines großen Hauses sind eine Menge kleiner Buden errichtet, und mit allerlei kleinen Verkaufsgegenständen, Zuckerwerk, Früchten, Bändern, künstlichen Blumen u. s. w. versehen. In den Buden sitzen in großer Zahl kleine Mädchen von 4 bis 12 Jahren, damenhaft geputzt und familienweise, Schwestern und Verwandte zusammen geordnet. Mamas, Tanten und ältere Schwestern sind dabei zugegen, und Knaben und männliche Bekannte spielen die Rollen der Käufer. Die kleinen Händlerinnen gebärden sich wunderhübsch in ihrer kindlichen Berufswichtigkeit und ihrem naiv-altklugen Geplauder, und es ist eine Freude, alle die Redensarten und schnippischen Antworten zu hören, welche der endlichen Auslieferung eines erhandelten Artikelchens vorangehen. [150.]

32. Volk und Revolution in Centralamerika.

Nichts kann einem Reisenden, der einige Zeit in Centralamerika verweilt, auffälliger sein, als das ruhige, feste Benehmen der großen Masse des Volkes gegenüber den häufigen, von den abscheu-

lichsten Mordthaten begleiteten Empörungen und Revolutionen.

Die besseren und zufriedeneren Classen des Volkes bestehen größtentheils aus Spaniern oder aus Leuten spanischen Ursprungs mit einer Beimischung von indianischem und selbst afrikanischem Blute. Einige, aber nicht viele, rühmen sich einer rein europäischen Abstammung, während dagegen die höheren Classen in den Städten oder den benachbarten „Haziendas“ meist aus Leuten bestehen, die wir „Farbige“ nennen würden. Die unteren Schichten des Volkes sind aus allen Schattirungen von Farben zusammengesetzt; doch ist das Gemisch von europäischem und indianischem Blute, welches größtentheils vorherrscht, dem Gemische indianischer und afrikanischer Abstammung weit vorzuziehen.

In den Städten ist sehr wenig reines indianisches Blut zu finden, obgleich es viele Dörfer gibt, die sich dessen rühmen können. Im Allgemeinen zeigt sich selbst im Innern eine leichte Mischung der Racen, doch sieht man gewöhnlich die dunkle rothe Haut und das lange schwarze, straffe Haar, sobald man die Städte verläßt.

Viele der höheren Classen besitzen allerdings große Rinderheerden, aber sie sind trotzdem sehr arm, da sie nur wenige von diesen Thieren und diese wenigen meist nur durch Tauschhandel absetzen können. Ein guter Ochse hat nur einen Werth von vier bis sechs Dollars und selbst um diesen Preis zu erlangen, müssen die Thiere häufig einige hundert Meilen weit nach dem Markte getrieben werden. Viele dieser zu Markte getriebenen Thiere gehen auf dem beschwerlichen Wege zu Grunde, und die Kosten für die Hirten und Pferde, welche die Heerde begleiten, so wie die Unsicherheit des Verkaufs, machen diese Speculation zu einer sehr zweifelhaften.

Die Einwohner der Städte sind gewöhnlich nicht nur sehr arm an Geld, sondern auch oft genug kaum im Stande, sich die gewöhnlichsten Lebensbequemlichkeiten zu verschaffen. Dagegen haben sie meist Ueberfluß an einfachen und größtentheils sehr groben Lebensmitteln; sie sind wie fast alle Spanier gut gesittet, und wünschen nichts so sehr als Ruhe und Frieden — und ein Fremder kann sich nicht erklären, wie die vielen, für das Land so nachtheiligen Revolutionen zu Stande kommen, wenn er sieht, daß diese Leute von jeder Agitation sich fern halten.

Jede Revolution, die in all den Republiken von Chile bis nach Mexico hervorgebracht wird, ist immer nur das Werk einer so kleinen Partei der Bevölkerung, daß ein Fremder kaum begreifen kann, warum die große Mehrheit sich nicht erhebt und es entschieden ausspricht: „Wir wollen in Ruhe leben; wir wollen keine Revolutionen und keine Mordthaten; wir wünschen nicht, daß unsere Straßen mit Blut überschwemmt werden; wir sind nicht geneigt, uns Geld, Rinder und persönliche Dienste abpressen zu lassen — wir sind die große Mehrheit und haben keine Lust, uns von einer kleinen, aus liederlichem Gesindel bestehenden Minderheit plündern zu lassen.“ Dies könnten sie mit Recht sagen, aber sie sagen es nicht und handeln auch nicht. Die Folge davon ist, daß sie von der kleinen Minderheit räuberischer Bösewichter auf die schamloseste Weise geplündert, beraubt und gemordet werden, aber sie verdienen es fast nicht besser, denn wenn der Neunte oder der Neunundneunzigste dagegen auftreten wollte, so würden sich nur wenige finden, einen solchen Widerstand mit den Waffen zu unterstützen.

Die Bewohner der Wälder sind andere Leute — meist rechtschaffen und friedfertig, aber kühn und abgehärtet, scheinen sie sich weder um Revolutionen zu kümmern, noch von ihnen berührt zu werden. Sie führen — „fern von Städten“ — zwar ein ziemlich unsicheres Leben, können aber, wenn sie sich nur kurze Zeit im Jahre gehörig regen, für sich und ihre Familien leicht den nöthigen Unterhalt gewinnen. Ein Acker Waldland, gelichtet, ausgebrannt und eingehegt, gibt eine sichere und hinreichende Maisernte, und wenn einige Ansiedler zur Arbeit des Lichtens und Einhegens, die möglichst schnell geschehen muß, sich vereinigen, so wird diese um so besser und schneller ausgeführt und der Ertrag dann getheilt. Dieses Feld kann drei Jahre lang benutzt werden, worauf man auf gleiche Weise die Lichtung eines anderen Stückes vornimmt. Jeder „Rambo“ hat sein Geflügel und häufig auch wilde Truthühner. Der Ansiedler ist, nachdem er seinen Samen ausgestreut hat, vollkommen Herr seiner Zeit. Er besitzt meist einige Kühe, die ihn mit Milch und einem etwas groben Käse versehen; er fischt im Flusse, erlegt dann und wann ein Stück Rothwild, fängt ein Kaninchen, bringt zuweilen ein wildes Schwein heim und ist stets dem Leguan und seinen Eiern auf der Spur. Meist ist er auch

im Besitz eines kleinen Pferdes oder Maulthieres, das er für die Reise zureitet, die er jährlich zweimal nach einer großen Stadt unternimmt, wo er sein Thier verkauft. Außerdem sammelt er das Wachs der wilden Bienen, während er den Honig in seinem Hause braucht, und wenn endlich der Tag kommt, wo er sich nach der Stadt begibt, zieht er mit seinem Füllen und seinem Wachs von dannen, um Beides zu verkaufen, letzteres zu Kerzen für die heilige Jungfrau, und kehrt dann mit einem Stück Zitz für seine Frau und seine Töchter und einem Stück starker Leinwand zu seinem Sonntagshemde und seinen Sonntagshosen nach seinem Ramho zurück — physisch und moralisch eben so hoch über dem Städter stehend, wie ein englischer Wildhüter über so manchem schmutzigen Fabrikarbeiter von Manchester. [30.]

33. Der Vulcan von Jorullo.

Die Entstehung des Vulcans von Jorullo ist unstreitig eins der merkwürdigsten vulcanisch-geogenetischen Phänomene der letzten Jahrhunderte. Obgleich es nur sechs Tagereisen von der Stadt Mexico sich begab, gelangte dasselbe doch erst durch Herrn von Humboldt näher zur öffentlichen Kenntniß.

Der Hauptvulcan von Jorullo erhebt sich in einem beinahe eine Legua weiten Thale, fast genau südöstlich von der Meierei Playa de Jorullo. Gegen Süden ist das Thal von einer aus Ost in West streichenden Bergkette begränzt, bestehend aus tafelförmig abgesonderten Basalten, stellenweise von mächtigen Lagen vulcanischer Asche bedeckt, was andeutet, daß schon in dunkler Vorzeit unterirdisches Feuer gewüthet haben muß. Gegen Norden erhebt sich eine hohe Bergkette, in welcher sich mehrere abgestumpft-kegelförmige Berggipfel auszeichnen. Im Osten schließen die gleichzeitig mit dem Hauptvulcan entstandenen Feuerberge das Thal im rechten Winkel, und verbinden seine beiderseitigen Gehänge. Etwa 2½ Leguas nordwestlich vom Vulcan schiebt die nördliche Bergkette eine Spitze so weit vor, daß man sich beim ersten Anblicke in einem völlig geschlossenen Kessel zu befinden glaubt. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts durchströmten zwei kleine Bäche, der Cuitimba und der San Pedro, das Thal aus Ost in West. Künstlich bewässerte Zuckerrohr- und Indigofelder, zur Hacienda (Landgut) San Pedro de Jorullo, einer der größten und reichsten des Landes, gehörig, breiteten sich an den Ufern dieser Bäche aus. Am 29. Junius 1759 wurden die Bewohner dieses Landguts und der Umgegend zuerst durch heftige, von lautem unterirdischem Tosen begleitete Erdstöße erschreckt, welche von da an 60 oder 65 Tage hindurch sich wiederholten. Auch in dem Bergwerksorte Yuguaran erregten die Erdstöße den größten Schrecken. Im Anfange des Monats September schien die Ruhe wieder hergestellt, und erhielt sich, bis in der Nacht vom 28. auf den 29. Morgens gegen 3 Uhr das fürchterliche unterirdische Krachen auf's Neue, und heftiger als je, gehört ward. Jetzt flüchteten die entsetzten Bewohner der Gegend auf die Höhen von Aguasarco, und waren hier Augenzeugen des fürchterlichen Naturereignisses, welches ihre blühenden Felder, ihre friedlichen Wohnungen völlig zu Grunde richtete. Flammen stiegen auf einer Fläche von mehr als einer halben Quadratlegua Ausdehnung allenthalben empor, glühende Felsenstücke wurden zu ungeheurer Höhe aufgeschleudert, und durch eine dicke Aschenwolke, vom vulcanischen Feuer schauerlich erleuchtet, glaubte man die erweichte Erdrinde wie ein bewegtes Meer anschwellen und wogen zu sehen. Ein Landstrich von fast zwei Quadratleguas erhob sich in Form einer Blase an den Rändern um 30 bis 35, in der Mitte fast regelmäßig anschwellend, um 525 Fuß über die ursprüngliche Höhe des Bodens der Playas de Jorullo. Jetzt stürzten sich die Flüsse Cuitimba und San Pedro in flammende Schlünde hinab, und die Zersetzung ihres Wassers vermehrte die Flammen so, daß sie in der Stadt Patzcuaro gesehen wurden, 19 Leguas in gerader Linie gegen Norden, und 4,600 Fuß höher als die Playas de Jorullo auf einer ausgedehnten Gebirgsfläche gelegen. Im Dorfe Gua-

cana, 5 Leguas west-nord-westlich vom Schauplatze des Ausbruches, fiel noch am 19. October eine solche Menge Asche, daß sie alle Felder bedeckte, alle Feldfrüchte zerstörte, die Bäume umwarf und Häuser und Kirche unter ihrer Last zusammenzufallen drohten. Undurchdringliches Dunkel herrschte, nur durch das Aufblitzen vulcanischen Feuers und stiebende Funken zeitweise erhellt. Der beim Jorullo entspringende Bach Guacana, sonst ziemlich seicht, schwoll so an, daß er nicht mehr zu durchwaten war, und das Dorf zu überschwemmen drohte. Er begann täglich gegen acht Uhr Abends zu schwellen, stieg fortwährend an bis gegen 10 Uhr des folgenden Morgens und nahm dann wieder ab. Sein Wasser war schmutzig, stinkend, den davon trinkenden Thieren tödtlich. Am 29. September zählte man 47 rasch auf einander folgende Erdstöße, von solcher Heftigkeit, daß es schien, als flöße irgend ein ungeheurer reißender Strom unter der erschütterten Erde. Bis in die Mitte des Octobers dauerten die Stöße fort, obschon schwächer und in immer längeren Intervallen. Sie wurden selbst noch im Dorfe San Pedro de Churumuco am Ufer des Zacatulaflusses, 18 Leguas südlich vom Jorullo, deutlich gefühlt. Die Asche bedeckte damals selbst die Dächer der Häuser zu Queretaro, mehr als 50 Leguas in gerader Linie vom Schauplatz des Ausbruches entfernt. Im Osten des gehobenen Landstriches sprangen sechs große Hügel zu Höhen von 1,300 bis 1,600 Fuß über dem alten Niveau der Ebene auf. Der höchste davon ist der eigentliche sogenannte große Vulcan von Jorullo. Um diese größeren Feuerberge her erhoben sich Tausende von kleinen Kegeln, 6 bis 9 Fuß hoch, jeder ein Vulcan, Flammen und Schwefeldampf ausstoßend. Die Indier, erschreckt von dem furchtbaren Donnern des neuen Vulcans, verließen anfangs alle Dörfer im Umkreise von 7 bis 8 Leguas von den Ebenen von Jorullo. In wenigen Monaten gewöhnten sie sich zwar daran, und kehrten zu ihren verlassenen Häusern zurück, aber die Ebenen von Jorullo selbst blieben sogar auf bedeutende Entfernungen von dem in die Höhe getriebenen Landstriche, dem man den Namen Malpais gegeben, während mehrerer Jahre nach der Eruption völlig unbewohnbar, wegen der daselbst herrschenden großen Hitze. Die heftigen Ausbrüche des großen Mittelvulcans währten bis in den Monat Februar 1760. Dann wurden sie nach und nach seltener, hörten endlich ganz auf und der Malpais kühlte sich ab.

Die Herren von Humboldt und Bonpland besuchten den Jorullo am 19. September 1803, also 44 Jahre nach seiner Entstehung. Schon damals schien das unterirdische Feuer nicht mehr sehr thätig, und der Malpais und seine vulcanischen Hügel begannen, sich mit Vegetation zu bedecken. Dennoch fanden die Reisenden die Luft so erhitzt, daß das Thermometer hoch über dem Boden und im Schatten auf 43° stieg. Auf dem Grunde des Kraters zeigte dasselbe 47, ja 58 und 60°, und in den Schlünden, aus welchen Schwefeldämpfe aufstiegen, erhob es sich zu 85°. Das Ueberschreiten dieser Sprünge und die Anhäufungen von Schlacken, welche bedeutende Höhlungen bedeckten, machten das Hinabsteigen in den Krater ziemlich gefährlich. Die Hitze der kleinen, den Malpais in allen Richtungen bedeckenden, vulcanischen Hügel, von den Eingebornen Öfchen — hornitos — genannt, hatte bedeutend abgenommen, doch sah man das Thermometer noch auf 95 Centigrade steigen, wenn man es in die Sprünge tauchte, aus welchen wässerige Dünste aufstiegen. In mehreren dieser Kegel hörte man ein Geräusch wie von kochendem Wasser. Kothige Auswürfe, besonders Lagen von Thon, welche Kugeln von zersetztem Basalt in concentrischen Schalen umschlossen, schienen den Reisenden zu beweisen, daß unterirdische Wasser eine bedeutende Rolle bei dem Ausbruche des Jorullo gespielt haben müssen.

Die ganze Umgegend des Vulcans von Jorullo zeigt, selbst weit gegen Norden hinauf, Spuren von der Thätigkeit unterirdischen Feuers. Wir haben schon erwähnt, daß die Bergkette, welche das Thal von Jorullo im Süden begränzt, aus Basalten bestehe, an manchen Stellen von mächtigen Lagen vulcanischer Asche bedeckt. In der Ebene zwischen den Hügeln von Aguasarco und einigen Dörfern erheben sich Basaltkegel mitten in einer Gegend, in welcher der Grünsteinporphyr vorherrscht. Ihre Gipfel sind mit immergrünen Eichen gekrönt, untermengt mit kleinen Fächerpalmen. Vom See von Cuisco, welcher mit salzsaurer Soda geschwängert ist und welcher Schwefelwasserstoffgas aushaucht, bis zur Stadt Morelia (Valladolid), auf einer Fläche von 43 Quadratleguas, gibt es eine große Menge heißer Quellen. Die meisten enthalten nur Salzsäure, ohne eine

Spur von Schwefelerden oder metallischen Salzen, einige aber riechen und schmecken auch stark nach Schwefel. In einigen steht das Wasser ruhig, bei einer Temperatur von 110 bis 120° Fahr., in andrn siedet es mit großem Geräusch, und in noch anderen bemerkt man ein regelmäßig abwechselndes Steigen und Fallen. Im Jahre 1819 soll in der Ebene von Istlan durch ein Erdbeben ein weiter Riß entstanden sein, aus welchem verschiedene heiße Quellen hervorkamen. Laven und zusammengesickerte vulcanische Asche bedecken den Boden um die Stadt Morelia und benachbarte Dörfer. Die Ufer des See's von Patzcuaro und die Inseln in demselben bestehen aus schwarzen und grauen Laven. Aehnliche Bildungen finden sich an vielen andern Punkten dieser Gegenden.

Auf den Umstand, daß die meisten und größten Vulcane Mexico's in der Parallele zwischen dem 18. und 19.° nördlicher Br. sich erheben, und daß auch der Vulcan von Jorullo in derselben Parallele dem Schooße der Erde entstiegen ist, gründete Herr von Humboldt die Vermuthung, daß in der genannten Parallele, in großer Tiefe im Innern der Erde, eine von Ost nach West, auf eine Länge von 126 Leguas fortstreichende Höhlung sich finde, über welcher, die äußere Kruste der Porphyrfelsen durchbrechend, das vulcanische Feuer sich zu verschiedenen Zeiten Luft gemacht habe. [150.]

---

34. Eine westindische Kaffee- und Zuckerplantage.

Die Pflanzung Angerona, eine der schönsten der Insel Cuba, enthält an 1900 Morgen Landes, davon 800 Morgen Kaffeefeld, mit wol 200,000 Bäumen, 250 Morgen Zuckerfeld, welche erst in letzteren Jahren aus Kaffeefeld in solches umgewandelt waren; es sollte sich diese Umwandlung auch auf weitere 400 Morgen erstrecken, da die immer mehr sinkenden Kaffeepreise dringend dazu aufforderten; der Ertrag war jährlich 2—3000 Centner Kaffee und 2000—2500 Centner Zucker. Dazu kommen noch 350 Morgen Weide- und Wiesenland, 150 Morgen Wald und an 150 Morgen für Gebäude und nächste Umgebung derselben. Das Ganze ist einem Parke vergleichbar, prächtige Palmenalleen durchziehen es und begrenzen die einzelnen Kulturabtheilungen; hier zunächst kommen die Palmen aber wegen des prosaischen Zweckes in Betracht, den die beerenartigen Früchte, besonders der Königspalme, als Schweinemast haben.

Der Kaffeebaum wird in Reihen zu 6 Fuß von einander gepflanzt, und durch jährliches Beschneiden in der Höhe von 5 Fuß und im Umfang von 3 Fuß Durchmesser erhalten; er wird mit drei Jahren tragbar, und dauert bei guter Pflege und auf einem nicht zu sehr geschwächten Boden bis zu 30 Jahren, das Erdreich wird deshalb häufig von Unkraut gesäubert, und nur Mais und Bananen dazwischen geduldet; der eigentliche Kaffeeboden ist ein röthlicher, diesem Theil Cuba's eigenthümlicher, Kalkboden. Nachdem in den ersten Frühlingstagen die weißen Blüthen hervorgetreten und im Laufe des Sommers die hellrothen der Corneliuskirsche ähnlichen Beeren gereift sind, wird vom September bis Januar, hauptsächlich aber im November und December, die Ernte gehalten, indem während dieser Zeit die ganze Pflanzung wol achtmal durchgepflückt wird. Die Beeren werden nun auf großen Tennen unter freiem Himmel einen Monat lang getrocknet, dann in einer Stoße oder von einem schweren hölzernen Rade gequetscht, und die so abgehülsten Bohnen in einer Fegemühle vollends von der Schale gereinigt. Dann werden sie von Negerinnen an langen Tischen Bohne für Bohne sortirt, eine langwierige Arbeit, und endlich zum Verkauf centnerweise in Säcke von Aloebast geschüttet, was nicht zu lange verschoben werden darf, damit die Bohnen nicht die Farbe verlieren. Die erste und zweite Sorte sind wenig verschieden, die dritte aber enthält den Ausschuß, verkrüppelte und mißfarbige Bohnen. Früher stand der Preis des Centners auf 12 Dollars und mehr, jetzt kaum 6—7, und die schlechte Sorte nur 4—5 Dollars; man schiebt diesen ungeheuren, den ganzen Wohlstand der Colonie erschütternden Ab-

fall besonders dem Emporblühen der brasilianischen Kaffeepflanzungen zu. Wer kann, verwandelt deshalb seine Kaffeefelder in Zuckerpflanzungen. Das Zuckerrohr gedeiht auf jedem Boden, und bedarf der Nässe durchaus nicht; man steckt wurzellose Stecklinge in die Erde, welche schon im nächsten Jahre geschnitten werden können; dann läßt man den Nachwuchs wieder aufschießen, und es dauert diese ergiebige Gewinnung bis zu zwanzig Jahren auf gutem Boden. Die einzige Arbeit ist das Jäten, drei bis viermal im Jahre, und das Schneiden vom December bis Mai, während letzterer Zeit ist die Zuckerpresse Tag und Nacht im Gang, um die Rohre zu verarbeiten, die jedoch vier bis fünf Tage im Nothfall liegen dürfen, ehe der Saft verdirbt. Die Presse, aus drei vertikal stehenden Walzen bestehend, wird durch acht Ochsen getrieben, die alle vier Stunden wechseln, um erst am nächsten Tage wieder zu arbeiten. Andere benutzen Wasserkraft oder Dampfmaschinen, und dann liegen die Walzen, was wol zweckmäßiger ist, horizontal. Bei dem Reichthum an Viehweide sind indeß die Ochsenmühlen in vieler Hinsicht vorzuziehen, und unser Pflanzer pflegte scherzhaft zu Gunsten der seinigen anzuführen, daß man die abgenutzten Ochsen noch mästen könne, eine alte Dampfmaschine aber nicht. Die Rohre werden von den Negern zwischen die Walzen gesteckt, eine Manipulation, die manchem Unvorsichtigen ein Glied gekostet hat; die saftlosen Stengel werden zum Viehfutter und zum Brennen benutzt, während der Zuckersaft, noch roh und schmutzig, nach dem Siedehause abfließt. Hier geht er nun in Zeit von fünf Stunden bis zur völligen Reinigung durch vier Kessel, dabei wird er fortwährend abgeschäumt, welches Geschäft jahrelange Uebung erfordern soll; durch eine so einfache als sinnreiche Vorrichtung fließt aller Abschaum in einen fünften Kessel, von dem aus er dann zu dem übrigen Syrup geschüttet wird. Der gereinigte Zuckersaft aber wird in thönerne Formen von der Gestalt der Zuckerhüte gefüllt, wo er sich verdichtet; ist dies geschehen, so wird die obere Fläche mit feuchtem Lehm bedeckt, und die nach unten gerichtete Spitze des Huts geöffnet, so daß die Feuchtigkeit durchsickert und die letzten unreinen Stoffe mitnimmt. Der Syrup fließt nun durch Rinnen von Palmrinde in ein großes Gefäß, ein wahres Meer von Süßigkeit, und wird etwa alle halbe Jahre an die Branntweinbrennereien verkauft. In den Vereinigten Staaten dient diese süße, und wie man sagt, gar nicht üble Speise zur Kost der Sklaven und Gefangenen. Die Zuckerhüte werden aus der Form herausgeschlagen, der Lehm abgelöst, die bessere obere Hälfte von der unteren, gelben, noch syruphaltigen getrennt, und an der Sonne getrocknet, worauf der Zucker in Kisten geschlagen und versendet wird. Jener weiße Zucker ist so rein, daß er ohne Weiteres zum Koch- und Tischgebrauch tauglich ist. Die Zuckerpreise betragen zwischen $1/2$ und $2 1/2$ Dollar für 25 Pfund nach der Qualität, aber auch nach dem Marktbedürfniß; der Preis wechselt fast täglich.

Man ersieht aus Obigem, daß die landwirthschaftlichen Arbeiten beim Kaffee bedeutend, beim Zucker höchst gering sind, daß aber andrerseits der geerntete Kaffee fast gar keine Umstände erfordert, während es beim Zucker umgekehrt ist. Darum nennt der Spanier die Kaffeepflanzung schlechtweg Cafetal, die Zuckerpflanzung Ingenio, und es erfordert die Umwandlung der Kaffeeplantagen zum Zuckerbau Capital und Unternehmungsgeist, was Manchem abgeht und seinen Ruin herbeiführt. [63.]

35. Die Tabaksproduction der Havanna.

Der eigentliche Tabaksdistrikt in der Nähe von Havanna, die Vuelta de abayo, hält 20 Stunden im Quadrat, und ist durch kleine Küstenflüsse sehr wasserreich; ursprünglich wurden nur die Niederungen an diesen mit Tabak bebaut, seitdem der Bedarf aber gestiegen, auch die anliegenden Strecken. Die Pflanzungen, welche im Ganzen 60 bis 70,000 Menschen beschäftigen, pflegen selten mehr als 100 Morgen zu halten, und die Besitzer sind mehrentheils kleine Landwirthe, die

sämmtlich ihre festen Kunden in Havanna haben, so daß es für den einzelnen, sich neu etablirenden Fabrikanten schwer oder unmöglich ist, sich echten Tabak zu verschaffen.

Die ganze Production beträgt jährlich 400,000 Ballen, in einem Werthe von 7—800 Millionen Dollars, wovon jedoch die größere Hälfte in der Colonie bleibt, da man auf den Kopf täglich 5 Cigarren rechnet. Die ganze Ausfuhr beträgt 100,000 Ballen und 200 Millionen Cigarren. Diese Angaben sind bewährten Quellen entnommen, aber doch wieder unsicher durch die oft unwahren Angaben der Pflanzer und durch den Schmuggel; auf dem Ballen oder dem Tausend Cigarren liegt ein kleiner Ausfuhrzoll von 5 Realen, $^5/_8$ Dollar, aber auch eingeschmuggelt wurde schon damals viel Tabak, namentlich aus Kentucky. Das möchte einen leidenschaftlichen Raucher nachdenklich machen, da er die traurige Gewißheit erlangen muß, daß es nur wenig echten Tabak, und sehr viel unechten in der Welt gibt, und daß er selbst in Havanna mit Kentuky-Tabak abgespeist werden kann. Bei der reißenden Zunahme des Cigarrenrauchens wird dieses Uebel sich steigern, zumal man selbst an Ort und Stelle einen großen Unterschied zwischen den Erzeugnissen der verschiedenen Fabrikanten macht, und einzelne Firmen von altem Ruf, wie Cabañas y Carbajal, die erste von allen, gar nichts feil halten, so daß man nur durch besondere Freundschaft geschätzten Tabak von ihnen um theures Geld erlangen kann.

Die Blätter des Tabaks werden, wenn sie reif sind, abgeschnitten und getrocknet, sodann vor dem Verpacken mit einer Lauge von alten Blättern angespritzt; diese Behandlung ist ein Geheimniß, die besagte Lauge soll jedoch keine fremden Bestandtheile enthalten. Nun werden die Blätter in die Fabrik geliefert und sortirt, die größten und schönsten geben die Deckblätter zu den Regalias, und solche recht vollkommene Blätter fühlen sich so weich und nachgiebig wie Leder an; es werden die Rippen entfernt, und wol sechs Deckblätter daraus genommen; die schlechtesten Blätter dienen nun zur Füllung. — Ich habe eine solche Fabrik gesehen, die wol hundert Menschen beschäftigte, weiße und schwarze Arbeiter durcheinander; das Wickeln von 1000 Stück wird mit 3—4 Dollars bezahlt, und Mancher liefert mehr als das den Tag, von den Regalias freilich kaum 500. Das Mährchen, daß die Neger die Cigarren auf dem nackten Schenkel rollen, ist glücklicherweise nicht begründet, vielmehr geschieht dies auf saubern Mahagonibretchen; dagegen befeuchtet der Arbeiter, ehe er die Spitze dreht, die Fingerspitzen mit Speichel.*) Die Kleisterkleberei unserer deutschen Fabrikanten weiß der dortige Arbeiter ganz zu vermeiden, sowie auch die echte Havanna-Cigarre sich durch feste Wickelung stets sehr vortheilhaft unterscheidet.

In Havanna raucht Alt und Jung, Mann und Weib, wiewol das Rauchen unter den vornehmen Damen, in Gesellschaft wenigstens, etwas aus der Mode gekommen ist; besucht man aber eine Dame, so ist das Erste, daß sie einen Negerjungen mit Cigarren für den Gast und einer silbernen Kohlpfanne, die auf den Tisch gestellt wird, herbeiruft. Viele Herren aber vertrauen ein so kostbares Gut den naschhaften Negern nicht an, sondern führen den Schlüssel zum Cigarrenkästchen stets bei sich, an einer Schnur um den Hals hängend. Es gibt Raucher, die 30—40 Cigarren täglich consumiren.

Sowie Feuer und Wasser in der ganzen Welt als erste Lebensbedürfnisse jedem Mitmenschen freigebig geboten werden, so ist in Havanna besonders die Verpflichtung, dem Ersten Besten Feuer zu geben, heiliges Gesetz, und wer die Ansprache: „Su candela" (Ihr Feuer) überhörend oder gar ablehnend beantworten wollte, würde sich Insulten aussetzen, als ein ganz barbarischer Mensch. Vielmehr sucht der Spanier mit einer gewissen Coquetterie der Höflichkeit Etwas darin, auch dem zerlumptesten Menschen, der ihn auf der Straße anhält, vorausgesetzt daß er ein Weißer ist, die Cigarre willig zu überlassen. (Eine Artigkeit, die indessen auch im Mutterlande Spanien heimisch ist.) [63.]

*) „Dieses, sowie die Beobachtung, daß die Chinesen den Thee mit bloßen Füßen stampen, sind zwei meiner entsetzlichsten Reiseerfahrungen", bemerkt Gr. v. Görtz.

36. Der Golfstrom und die oceanischen Strömungen.

Wenn die Seefahrer den großen oder atlantischen Ocean von Ost nach West hin in der heißen Zone durchschiffen, so finden sie mittelst astronomischer Beobachtungen, daß sie einen größeren Weg zurücklegen, als derjenige ist, den sie unter dem alleinigen Einflusse des Windes zurücklegen konnten. Sie bemerken bald, daß die Ursache davon ein Strom ist, welcher mitten im Ocean in der Richtung von Ost nach West hin sich bewegt.

Durch die in den Tropen fast senkrecht auffallende Sonne wird das Meerwasser zwischen den Wendekreisen und am meisten in der Nähe des Aequators bedeutend erwärmt; es nimmt einen größeren Raum ein, und würde nun nach den Polen hin abfließen, wenn ihm nicht die sogenannten Passatwinde eine Geschwindigkeit in der Richtung von Ost nach West mittheilten, indem diese Winde innerhalb der Wendekreise in der nämlichen Richtung wehen.

Im atlantischen Ocean werden die Wasser nach Brasilien hingedrängt, ein Theil von ihnen tritt in das caraibische Meer und dann in den Golf von Mexico ein, verfolgt die Küste dieses Meerbusens und windet sich wie ein Strom durch den Kanal von Bahama um die Südspitze von Florida herum. Dieser Strom setzt sich nun weiter an der Ostküste von Nordamerika in einer Breite von 5 bis 6 Meilen fort. Ungefähr im 36. Grade nördlicher Breite verläßt er die Küste von Amerika und wendet sich in einigem Abstande von Neufoundland nordöstlich; hier läßt seine Geschwindigkeit bedeutend nach, gleichzeitig breitet er sich, wie ein Fluß an seiner Mündung, aus. Indessen ist bei Neufoundland seine Temperatur immer noch höher, als diejenige des ihn umgebenden Meeres. Schon Franz Drake fand eine Differenz von ungefähr 7 Graden. Aus dem warmen Wasser dieses Stromes steigen Dünste auf; sobald diese nun über das kältere Meerwasser durch den Wind geführt werden, verdichten sie sich zu Nebeln, daher kommt es denn, daß die Bank von Neufoundland das ganze Jahr über in einen dichten Nebel eingehüllt ist.

Die eben erwähnte Strömung führt den Namen **Golfstrom**; sie nimmt diese Benennung im Golf von Mexico an. Die mittlere Geschwindigkeit der Strömung beträgt in der Nähe des Aequators eine halbe Meile in der Stunde; dabei besitzt das Wasser an dieser Stelle eine Temperatur von 28 Centesimalgraden. Vor dem Eintritt in das caraibische Meer nimmt die Geschwindigkeit des Golfstromes und zugleich seine Temperatur zu; erstere beträgt nun fast eine Meile in der Stunde; letztere steigt bis auf 29 Grad. Im mexicanischen Meerbusen hat die Geschwindigkeit schon abgenommen, während die Temperatur immer noch und zwar bis auf 32 Grad steigt. An der Halbinsel Florida beträgt die Geschwindigkeit noch dreiviertel Meilen in einer Stunde. An der Stelle, wo der Golfstrom die Küste von Nordamerika verläßt, besitzt er eine Wärme von 24 bis 25 Graden. Seine Breite beträgt an der Bank von Neufoundland an 80 Seemeilen.

Von hier aus geht nun der Strom einestheils nach den Azoren, anderntheils nach Europa, Island und Spitzbergen hinüber, und bespült insbesondere die Küsten von Irland und Norwegen. Dorthin bringt er die Erzeugnisse der heißen Zone, nämlich Früchte und Baumstämme, die durch die in das Gebiet des Golfstromes mündenden Flüsse aus dem Lande fortgeführt werden. So werden Pflanzen aus den Aequinoctialgegenden des neuen Continents nach dem alten Continente übergesiedelt. Das Wrack eines englischen Schiffes, welches in der Nähe von Jamaika verbrannte, wurde auf den Küsten von Schottland gefunden. — In den Jahren 1682 und 1684 trieben Kähne mit Eskimo's, die von Stürmen verschlagen worden waren, an die orkadischen Inseln an. Island erhält durch den Golfstrom eine große Menge von Treibholz. Den Schiffen dient dieser Strom zur Beschleunigung ihrer Reise. Wenn sie von Europa aus nach Amerika fahren, so suchen sie in das Gebiet dieses Stromes zu gelangen, indem sie erst südlich steuern und sich dann wieder von dem Golfstrom nordwärts weiter treiben lassen. Auch die höhere Temperatur des

Golfstromes gibt ein Mittel ab zur Bestimmung der Lage, in welcher ein Schiff sich befindet.

Es wurde vorhin angeführt, daß der Golfstrom aus der großen Aequatorialströmung seinen Ursprung nimmt. Diese theilt sich an der Küste von Brasilien in zwei Arme; den nördlich gehenden haben wir so eben betrachtet, es bleibt uns nun noch übrig, vom andern Arm zu reden. Dieser nimmt, indem er die Küsten von Brasilien begleitet, eine fast südliche, an der Mündung des Rio de la Plata dagegen eine südöstliche Richtung an.

Durch die beiden Strömungen, welche ursprünglich vom Aequator ausgehen, wird aber begreiflicher Weise die Wassermenge zwischen den Wendekreisen vermindert; es findet ja beständig ein Abfluß nach Norden und Süden hin statt. In Folge dieses Umstandes tritt eine Störung des Gleichgewichts ein, das nach den Gesetzen der Schwere wieder hergestellt werden muß.

Der Wiederersatz des abfließenden Wassers wird zuerst durch untermeerische Ströme, welche von den Polen nach dem Aequator hinziehen, bewirkt.

Aber auch an der Oberfläche des Meeres sind Strömungen wahrzunehmen, welche kaltes Wasser aus den Polargegenden nach niederen Breiten führen.

Ein solcher Strom ist derjenige, der unter dem Namen **Labradorstrom** bekannt ist. Er nimmt seinen Ursprung bei Spitzbergen, geht sodann zwischen Island und Grönland hindurch, wo ihm ein anderer Strom entgegenkommt, der aus der Hudsonsbai und der Baffinsbai nach Süden vorrückt. Diese beiden Ströme kalten Wassers vereinigen sich nun, und keilen sich nun in ihrer Fortsetzung zwischen dem Golfstrom und dem nordamerikanischen Continente ein. Der kalte Polarstrom läßt sich bis in die Breite von 36° noch bemerken. Er führt große Massen von Eis mit sich und vermindert dadurch die Temperatur an der Ostküste von Nordamerika in auffallendem Maaße. Auch von Süden her kommt ein Strom kalten Wassers, um die Leere am Aequator auszufüllen. Dieser Strom windet sich um das Cap herum, vereinigt sich mit Strömungen, die in der Richtung des Südpols ihren Ursprung haben, und begegnet dem warmen brasilianischen Strom in der Gegend, wo der Rio de la Plata in das Meer ausmündet.

Der warme Aequatorialstrom, aus welchem der Golfstrom, sowie der brasilianische Strom ihren Ursprung nehmen, beginnt schon in der Nähe der africanischen Küste; hier wird also zuerst die Wasserleere sich einstellen. Aber auch an dieser Stelle finden wir einen Zufluß von kälterem Wasser und zwar wieder von zwei Seiten her. Ein nördlicher Strom erzeugt sich im offenen atlantischen Ocean, passirt die canarischen Inseln und ergießt sich an der Küste von Guinea in den Aequatorialstrom; er führt deshalb auch die Benennung **Guineastrom**.

Der andere kalte Strom kommt vom Cap der guten Hoffnung. Eigentlich rührt diese Strömung aus dem indischen Meere her, sie wird durch den Passatwind nach der afrikanischen Küste hingetrieben und geht zwischen Madagaskar und dem Festlande hindurch. Der Guineastrom steht mit dem Golfstrom in sofern in Verbindung, als die an die Küsten Europa's anschlagenden Wasser desselben wieder südlich getrieben werden, wodurch sie in den Guineastrom hineingerathen. Es ist schon hieraus ersichtlich, daß der Golfstrom keine so ganz niedrige Temperatur besitzen kann, ja oftmals ist seine Wärme noch höher, als die des eigentlichen Aequatorialstromes.

Aber nicht blos im atlantischen, auch im großen Ocean findet eine Aequatorialströmung statt. Auch sie hat die Richtung von Ost nach West, und dringt bis nach Neuholland, ja vielleicht bis nach Afrika und nördlich nach der Küste von China vor.

Die Wasserleere, welche im großen Ocean durch diese Strömung hervorgerufen wird, ersetzen wieder zwei Kaltwasserströme, von denen der eine aus Süden, der andere aus Norden nach dem Aequator sich begeben.

Die südliche Strömung ist unter dem Namen **Perustrom** bekannt. Er beginnt schon im südlichen Eismeer; am Cap Horn spaltet er sich in zwei Arme; den einen haben wir schon kennen gelernt, es ist derjenige, der sich der brasilianischen Strömung entgegenstellt. Der andere Arm wendet sich bei Chiloe gegen die Westküste von Südamerika, fließt an der Küste von Chili und Peru lange Zeit hin, nimmt dann nach dem Aequator zu eine westliche Richtung an, und ergießt sich hierauf in den Aequatorialstrom, indem er sich mit den Wassern desselben vermischt. Dieser Strom ist, wie der Labradorstrom, durch die

niedrige Temperatur seines Wassers ausgezeichnet; Orte in der Nähe dieses Stromes haben unter 12 Grad südlicher Breite nur 20°, während an der Ostküste von Südamerika unter gleicher Breite die mittlere Wärme 30° ist. Der Unterschied in der Temperatur des Stromes und des außerhalb desselben befindlichen Wassers beträgt im November 13°. Dies ist gewiß sehr bedeutend. Natürlich nimmt aber die Wärme des Perustromes um so mehr zu, je weiter derselbe nach dem Aequator vordringt.

Der nördliche kalte Strom ist der californische, auch der mexicanische genannt. Er läuft an den Küsten derjenigen Länder her, von denen er den Namen führt. Wenn auch der californische Strom keinen so bedeutenden Umfang besitzt wie der Perustrom, so ist er nichtsdestoweniger für das Klima der Westküste Nordamerika's von der größten Bedeutung, wie wir alsbald sehen werden.

Die so eben betrachteten sind die hauptsächlichsten Strömungen im Weltmeere. Außer diesen gibt es Strömungen von untergeordneter Bedeutung; eine solche ist z. B. diejenige, die vom atlantischen Ocean nach dem mittelländischen Meere hin stattfindet. Die Wasser des Oceans treten durch die Straße von Gibraltar in das mittelländische Meer ein; sie verfolgen auf der einen Seite die Küste von Afrika und dringen bis in den Golf von Venedig; der Strom hat daselbst die Breite von einer Meile; seine Geschwindigkeit ist indessen, verglichen mit derjenigen des Golfstromes, gering, sie beträgt nur eine Meile in vier- und zwanzig Stunden. Von hier aus läuft der Strom fortwährend an den Küsten Europa's fort; er kommt bis in den Busen von Genua und noch weiter.

Aber nicht allein aus dem atlantischen Ocean tritt das Meerwasser in das mittelländische Meer ein, auch aus dem schwarzen Meere findet eine Strömung von Norden nach Süden statt, längs der Nordwestküste hin.

Fragen wir nach der Ursache dieser beiden Strömungen, so ergibt sich diese durch folgende Betrachtung. Das mittelländische Meer nimmt verhältnißmäßig wenige und auch nur unbedeutende Flüsse auf, dagegen ist die Verdunstung an seiner Oberfläche, hervorgerufen durch die aus Amerika kommenden heißen Winde, überaus stark, wie auch sein hoher Salzgehalt beweist. Durch die Verdunstung wird aber der Spiegel des Mittelmeeres unter denjenigen des atlantischen Oceans und des schwarzen Meeres fortwährend erniedrigt. Nach den Gesetzen des Gleichgewichts, die in der Natur im Großen wie im Kleinen gelten, muß deshalb das Wasser aus dem atlantischen Ocean und dem schwarzen Meere nach dem Mittelmeere hinströmen. Der Ocean hat begreiflicherweise keinen Wassermangel, allein auch von dem schwarzen Meere kann man dies nicht sagen; dieses nimmt ja bekanntlich die großen Ströme Donau, Dniester, Dnieper und Don in sich auf, deren Wasser es, zufolge seines geringen Umfangs, kaum fassen kann. Man braucht nur einen Fluß zur Zeit seines höchsten Wasserstandes mit einiger Aufmerksamkeit zu betrachten, um sich einen Begriff von den zufälligen Strömungen machen zu können, die im Ocean und seinen Buchten stattfinden. Besonders solche Flüsse, deren Bett durch Inseln oder Felsen gespalten ist, sind zu dieser Betrachtung sehr geeignet.

Wenn der Wind die Oberfläche des Wassers in Bewegung setzt, so sieht man Strömungen in entgegengesetzter Richtung entstehen, welche kommen und verschwinden. Die Anschwellungen und Senkungen des Wassers, welche hier und da sich zeigen, vereinigen sich an manchen Stellen; sie drängen das Wasser nach gewissen Stellen hin; es entsteht eine wirbelnde Bewegung.

Wenn man die angegebenen Verhältnisse, unter welchen locale Meeresströmungen von untergeordneter Bedeutung sowie Wirbel entstehen können, in das Auge faßt, so findet man es begreiflich, daß die Archipele im Südosten von Asien mit ihren vielen Meerengen, Buchten und Canälen der Schauplatz großartiger Bewegungen des Meerwassers sein müssen. Wir wollen hier nicht allzuviel in das Detail eingehen, und nur an einige solche Wirbel erinnern, die schon von Alters her bekannt sind, nämlich die Scylla und Charybdis und den Mahlstrom.

Der letztere ist ein Strudel in den Canälen zwischen den Inseln Loffoden an der norwegischen Küste. Man erzählte sich früher, er zöge schwimmende Körper aus großer Entfernung mit Gewalt zu sich heran, selbst Schiffe könnten ihm nicht widerstehen; nach einigen Stunden erschienen sie, zerschmettert an dem im Grunde des Mahlstroms befindlichen Felsen, wieder auf der Oberfläche des Wassers. Daher soll denn auch der Name Mahlstrom — von zermahlen, zermalmen — her-

rühren. Seit aber die Schiffahrt mehr vervollkommnet worden ist, hat das Wunder sehr an seinem früheren Glanze verloren. Man weiß jetzt, daß die Strudel des Mahlstroms mit der allgemeinen Meeresfluth zusammenhängen; sie erscheinen nämlich von sechs zu sechs Stunden und treten am stärksten zur Zeit der Fluth, am schwächsten zur Zeit der Ebbe auf. Die Tiefe des Meeres ist am Mahlstrom gering; sie beträgt nicht mehr als etwa 100 Fuß. Der Wirbel selbst hat nur ungefähr 12 Fuß Tiefe. Er ist ebenso ungefährlich wie die Scylla und Charybdis. Richter sah mehrmals norwegische Küstenfahrer mitten durch den Strudel hindurchsegeln. Aber auch der Mahlstrom soll von einem fürchterlichen Geräusche begleitet sein, und dieses mag dann auch häufig die Furcht vor ihm hervorgerufen haben. [87.]





II. Südamerika.

1. Die Höhle von Guacharo.

In einem Lande, wo man das Wunderbare liebt, ist eine Felshöhle, aus der ein Fluß entspringt und die von tausend Nachtvögeln bewohnt wird, deren Fett zur Zubereitung der Speisen dient, ein unerschöpflicher Gegenstand für Unterhaltung und Gespräche; und da, wo keine gesellschaftlichen Verhältnisse sind und wo eine traurige Einförmigkeit des Lebens nur sehr einfache und die Neugier wenig beschäftigende Gegenstände darbietet, da erhält sich allenthalben ein lebhaftes Interesse an Naturerscheinungen. Ein solches Interesse hat für den Reisenden in Venezuela die Höhle von Guacharo im Gebiete des Thales von Caripe, in der Nähe der Stadt Cumana.

Die Höhle, welche die Eingeborenen eine Fettmine nennen, befindet sich nicht im Thale von Caripe selbst, sondern in der Entfernung dreier kleiner Meilen west-süd-westlich. Sie öffnet sich in ein Seitenthal, welches nach der Sierra del Guacharo ausläuft. Ein schmaler Fußpfad führt anfangs anderthalb Stunden in südlicher Richtung, durch eine liebliche, mit schönem Rasen bekleidete Ebene, jenseits derselben lenkt man westlich ein, längs eines Baches, welcher aus der Oeffnung der Höhle hervorkommt. Während drei Viertelstunden des Emporsteigens ungefähr folgt man, bald im untiefen Wasser, bald zwischen dem Waldstrome und einer Felswand, einem sehr schlüpferigen und kothigen Pfade. Das Einsinken des Erdreiches, die vereinzelten Baumstämme, über welche die Maulthiere wegzuschreiten Mühe haben, die Rankenpflanzen, von denen der Boden überdeckt ist, machen diesen Theil des Weges sehr ermüdend.

Wo man sich am Fuße des hohen Guacharo-Berges, nur noch 400 Schritte von der Höhle entfernt befindet, erblickt man jedoch ihre Oeffnung noch nicht. Der Waldstrom fließt in einer vom Gewässer ausgehöhlten Schlucht, und der Pfad führt unter einem Felsgesimse hin, dessen vorstehender Theil die Aussicht in die Höhe raubt. Wie der Bach, so schlängelt sich auch der Fußsteig, und bei der letzten Krümmung steht man plötzlich vor dem sehr geräumigen Eingange der Grotte.

Dieser Anblick hat etwas Erhabenes, selbst für den, welcher an die malerischen Bilder der Hoch-

alpen gewöhnt ist. Die Höhle von Guacharo öffnet sich im senkrechten Durchschnitte eines Felsens. Der Eingang steht südwärts; ihr Gewölbe ist 80 Fuß breit und 72 Fuß hoch. Der Fels, der über der Grotte steht, ist mit Bäumen von gigantischem Wuchse besetzt. Der Mamei und der Genipayer, mit breiten, glänzenden Blättern, strecken ihre Aeste senkrecht zum Himmel, während die des Coubaril und der Erythrina sich ausbreiten und eine dichte Laubdecke bilden. Pothosgewächse mit saftigem Stengel, Oxalisarten und Orchideen von seltsamer Bildung wachsen aus den dürresten Felsenritzen hervor, während Rankengewächse, vom Winde gewiegt, vor dem Eingange der Höhle sich in Festons schlingen.

Es verhält sich mit den Grotteneingängen wie mit der Ansicht der Wasserfälle; die mehr oder minder ausgezeichnete Umgebung ertheilt den vorzüglichen Reiz, welcher, so zu sagen, den Charakter der Landschaft bestimmt. Welch ein Contrast findet sich zwischen der Höhle von Guacharo und den nordischen, von Eichen und finsteren Lärchenbäumen beschatteten Höhlen!

Der üppige Pflanzenwuchs verschönert jedoch nicht nur die äußere Wölbung, er ist auch noch im Vordertheile der Grotte sichtbar. Das Pflanzenwachsthum dehnt sich in die Höhle aus, wie in jene tiefen Schluchten der Andes, die nur einem halben Tageslichte zugänglich sind, und hört im Inneren der Grotte eher nicht, als in der Entfernung von 30 bis 40 Fuß vom Eingange, auf. Erst 430 Fuß vom Eingange entfernt ist es nöthig, Fackeln anzuzünden. Das Tageslicht dringt so weit vor, weil die Grotte einen einzigen Canal bildet, der sich in unveränderter Richtung von Südost nach Nordwest ausdehnt. Hier, wo das Licht zu erlöschen anfängt, hört man noch entfernt das widrige Geschrei der Nachtvögel, von denen die Eingebornen glauben, sie werden ausschließlich in diesen unterirdischen Wohnungen angetroffen.

Der Guacharo hat die Größe unserer Hühner, den Rachen der Nachtschwalbe, den Wuchs der Geier, deren krummer Schnabel von steifen Seidenpinseln umgeben ist. Sein Gefieder ist von dunkler, blaugrauer Farbe, mit kleinen, schwarzen Streifen und Punkten vermengt. Große weiße, herzförmige, schwarzgeränderte Flecken kommen am Kopfe, auf den Flügeln und am Schwanze vor. Die Augen des Vogels können das Tageslicht nicht vertragen; sie sind blau und kleiner, als die der Nachtschwalbe. Die Weite der ausgebreiteten Flügel, welche aus 17 bis 18 Ruderfedern bestehen, beträgt $4\frac{1}{2}$ Fuß. Der Guacharo verläßt seine Höhle bei Anbruch der Nacht, vorzüglich zur Zeit des Mondscheines. Er ist fast der Einzige bis dahin bekannt gewordene Nachtvogel, der sich von Körnern nährt; die Bildung seiner Füße thut sattsam dar, daß er nicht, gleich unseren Eulen, Jäger ist. Er nährt sich mit sehr harten Kernfrüchten, gleich dem Nußheher und dem Nachtraben, welch' letzterer gleichfalls in Felsspalten nistet. Die Indianer versichern, der Guacharo verzehre keine Käfer, mit denen sich hingegen die Nachtschwalbe nährt. Man darf nur die Schnäbel des Guacharo und der Nachtschwalbe miteinander vergleichen, um sich zu überzeugen, daß ihre Lebensart allerdings sehr verschieden sein muß.

Es hält schwer, sich eine richtige Vorstellung von dem furchtbaren Lärm zu machen, welchen viele Tausende dieser Vögel in dem finsteren Theile der Höhle verursachen. Er läßt sich nur mit dem Gelärme unserer Krähen vergleichen, die in den nordischen Tannenwäldern in Gesellschaft leben und ihre Nester auf Bäume bauen, deren Gipfel sich einander berühren. Die scharfe und durchdringende Stimme der Guacharos wird in den Wölbungen der Felsenhöhle zurückgeworfen und das Echo widerhallt im Grunde der Grotte. Um den Reisenden die Nester dieser Vögel zu zeigen, binden die Indianer Fackeln an das Ende einer langen Stange. Die Nester selbst befinden sich oben in trichterförmigen Löchern, welche in Menge an der Decke der Grotte wahrnehmbar sind. Das Geräusch wird stärker, sowie man tiefer hineinkommt und die Vögel vor dem Lichte scheu werden, welches die Fackeln verbreiten. Wird es etliche Minuten stille, dann lassen sich die entfernten Klagetöne der in den Seitengängen der Grotte nistenden Vögel hören. Es ist, als ob ihre Schwärme sich einander wechselnd antworten.

Die Indianer begeben sich jährlich einmal um das St. Johannesfest mit Stangen bewaffnet in die Grotte, um den größten Theil der Nester zu zerstören. Es werden alsdann viele Tausend Vögel getödtet, und die Alten, gleichsam um ihre Brut zu beschützen, schweben unter fürchterlichem Geschrei über den Häuptern der Indianer. Die

Jungen, welche zu Boden fallen, werden sogleich ausgeweidet. Ihr Bauchfell ist reich mit Fett beladen, und eine Schichte von Fett vom Unterleibe nach hinten bildet eine Art Knäuel zwischen den Schenkeln des Vogels. Dieser Ueberfluß von Fett bei pflanzenfressenden Thieren, die im Finsteren leben und sich nur wenig Bewegung machen, erinnert an die längst gemachte Beobachtung über die Mästung von Gänsen und Ochsen. Man weiß, wie sehr dieses Geschäft durch Finsterniß und Ruhe befördert wird. Die europäischen Nachtvögel sind mager, weil, statt sich mit Früchten zu nähren, wie der Guacharo, sie vom spärlichen Ertrage ihrer Jagd leben. In der Jahreszeit, welche vom Volke in Caripe die Einsammlung des Oeles (la cosecha de la manteca) genannt wird, bauen sich die Indianer aus Palmenblättern Hütten, theils nahe beim Eingange, theils im Vordertheile der Höhle. Hier wird bei einem mit Buschwerk unterhaltenen Feuer das Fett der jungen, eben erst getödteten Vögel geschmelzt und in thönernen Gefäßen gesammelt. Es ist dasselbe unter dem Namen der Butter oder des Oeles vom Guacharo bekannt, halbflüssig, durchsichtig und geruchlos. Seine Reinheit ist so groß, daß es über ein Jahr aufbewahrt wird, ohne ranzig zu werden. Im Kloster von Caripe wird in der Küche kein anderes Oel gebraucht, als das der Grotte, und nie wird an den Speisen ein daher rührender widriger Geschmack oder Geruch wahrgenommen.

Die Menge des eingesammelten Oeles steht in keinem Verhältnisse zu der Metzelei, welche die Indianer jährlich in der Grotte anrichten. Es scheint, daß nicht über 150 bis 160 Flaschen (zu 60 Kubikzoll) vollkommen reines Oeles eingesammelt werden; der minder durchsichtige Ueberrest wird in großen irdenen Gefäßen aufbewahrt. Der Gebrauch des Guacharo-Oeles in Caripe ist sehr alt, und die Missionäre haben nur seine Bereitungsart regelmäßiger geordnet. Die Glieder einer indianischen Familie, welche Marocaymas heißt, behaupten, als Abkömmlinge der ersten Colonisten des Thales rechtmäßige Eigenthümer der Grotte zu sein, indem sie das Monopol des Fettes ansprechen.

Das Geschlecht der Guacharos wäre längst vertilgt, wenn seine Erhaltung nicht durch verschiedene Umstände begünstigt würde. Abergläubische Begriffe halten die Eingebornen vom tieferen Eindringen in die Grotte gewöhnlich ab. Es scheint auch, daß benachbarte Höhlen, welche ihrer Enge wegen den Menschen unzugänglich sind, durch Vögel der männlichen Art bewohnt werden. Vielleicht wird die große Höhle durch Colonien aus den kleineren Grotten unterhalten und bevölkert. Man hat junge Guacharos nach dem Hafen von Cumana versandt, wo sie einige Tage am Leben blieben, ohne irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen, indem die Körner, die man ihnen vorlegte, ihnen nicht behagten. Bei Oeffnung des Kropfes und des Magens der jungen Vögel in der Grotte finden die Landeseingebornen mancherlei harte und trockene Kernfrüchte, die unter der seltsamen Benennung der Guacharo-Körner (semilla del Guacharo) ein berühmtes Mittel gegen das Wechselfieber liefern. Die alten Vögel tragen ihren Jungen diese Körner zu, die man sorgfältig sammelt, um sie den Kranken in den übrigen tiefgelegenen fieberhaften Orten zukommen zu lassen.

Um in das Innere der Höhle zu gelangen, folgt man den Ufern des kleinen Flusses, welcher in ihr entspringt; seine Breite beträgt 28 bis 30 Fuß. Man wandert dem Ufer entlang, so weit die aus kalkigten Incrustirungen gebildeten Hügel es gestatten; öfters, wenn der Waldstrom zwischen hohen Stalaktiten-Massen sich durchschlingt, muß man in sein Bett hinabsteigen, das nicht mehr als 2 Fuß Tiefe hat. Am Ufer dieses unterirdischen Flusses findet man eine große Menge von Palmbaumholz. Es sind Ueberbleibsel der Stämme, welche die Indianer erklettern, um die an der Decke des Gewölbes der Grotte hängenden Vogelnester zu erreichen. Die von den Ueberresten alter Blattstiele gebildeten Ringe versehen gleichsam die Stufen einer senkrecht stehenden Leiter.

Die Grotte behält in der genau gemessenen Entfernung von 1458 Fuß vom Eingange noch ihre ursprüngliche Richtung, die nämliche Weite und die gleiche Höhe von 60 bis 70 Fuß. Es kommt auf beiden Continenten nicht leicht eine Berghöhle von so einförmiger und regelmäßiger Bildung vor. Man hat Mühe, die Indianer zu vermögen, über den Vordertheil der Grotte, welchen sie alljährlich zur Einsammlung des Fettes besuchen, tiefer einzugehen, und es bedarf eines besonderen Gewichtes und des Ansehens der Missionäre, um sie zu der Stelle zu bringen, wo der

Boden plötzlich unter einem Winkel von 60° in die Höhe steigt, und wo der Waldstrom einen kleinen unterirdischen Wasserfall bildet. Die Eingebornen verbinden mystische Vorstellungen mit dem von Nachtvögeln bewohnten Raume. Sie glauben, die Geister ihrer Vorfahren halten sich im Hintertheile der Grotte auf. Der Mensch, sagen sie, soll eine heilige Scheu vor Orten tragen, welche weder die Sonne, noch der Mond bescheint. Zu den Guacharos gehen, bedeutet, zu seinen Vätern gehen oder sterben. Auch nehmen die Zauberer und die Giftmischer ihre nächtlichen Gauklerkünste am Eingange der Grotte vor, um den Häuptling der bösen Geister, Ivorokiamo, zu beschwören.

An der Stelle, wo der Fluß den unterirdischen Wasserfall bildet, stellt sich die, der Grottenöffnung gegenüberliegende, reich bewachsene Landschaft auf eine sehr malerische Weise dar. Man erblickt sie am Ausgange eines geradlinigen, 240 Toisen langen Canales. Die vom Gewölbe herabhängenden und in der Luft schwebenden, Säulen gleichenden Stalaktiten stellen sich auf der grünen Fläche wundersam dar. Die Oeffnung der Grotte erscheint um die Mitte des Tages sehr verengt, und man sieht sie in jener hellen Beleuchtung, welche das gleichzeitige Zurückwerfen des Lichtes vom Himmel, von Pflanzen und Felsen hervorbringt. Die ferne Tageshelle steht in gewaltigem Abstiche mit der in diesen unterirdischen Räumen herrschenden Finsterniß. Sobald man den kleinen Hügel, von welchem der unterirdische Bach herabfließt, bestiegen hat, so verengert sich die Grotte auf 40 Fuß Höhe und verlängert sich nordostwärts.

In diesem Theile der Höhle setzt das Wasser des Flusses eine schwärzliche Erde ab, welche derjenigen gleicht, die man in der Grotte von Muggendorf Opfererde der Grotte des hohlen Berges nennt. Man kann schwer unterscheiden, ob diese feine und lockere Erdart durch Spalten, die mit der Oberfläche des Bodens zusammenhängen, herabfällt, oder ob sie von dem in die Höhle dringenden Regenwasser angeschwemmt wird. Es ist eine Mischung von Kiesel-, Thon- und Damm-Erde. Wandert man durch den dichten Koth weiter, so kommt man an eine Stelle, wo man mit Erstaunen die Fortschritte des unterirdischen Pflanzenwachsthums wahrnehmen kann. Die Früchte, welche die Vögel zur Speisung ihrer Jungen in die Grotte tragen, keimen überall, wo sie sich in dem die kalkigen Incrustirungen deckenden Erdreich befestigen können. Dünn aufgeschossene, mit einigen Blätterspuren versehene Stämmchen erreichen eine Höhe von 2 Fuß, aber es ist unmöglich, die durch den Mangel des Lichtes in Form, Farbe und Gestalt völlig veränderten Pflanzenarten zu unterscheiden. Zu weiterem Vordringen in der Grotte kann man die Indianer durch nichts bewegen; denn sowie die Wölbung des unterirdischen Raumes niedriger wird, so nimmt auch das Geschrei der Vögel einen durchdringenderen Ton an. Folgt man von da rückwärts dem Laufe des Bergwassers nach der Oeffnung der Grotte zu, so sieht man, ehe noch das Auge vom Tageslichte geblendet werden kann, außer der Grotte das zwischen Laubwerk durchschimmernde Wasser. Es gleicht einem fern aufgestellten Gemälde, dem die Oeffnung der Grotte zum Rahmen dient. Am Ausgange angelangt, genießt man am Ufer des Flusses gerne der Ruhe nach dem ermüdenden Gange, und man ist froh, des widrig kreischenden Geschreies der Vögel entledigt zu sein und einen Ort verlassen zu haben, dessen Dunkelheit den Reiz der Stille und Ruhe keineswegs gewährt. [100.]

---

2. Das Erdbeben von Caracas.

Die ganze Nordküste von Süd-Amerika ist häufigen Erdbeben ausgesetzt, und schon manchmal haben die zahlreichen Vulkane, welche sich auf den Westindischen Inseln befinden, ihren verderblichen Einfluß bis nach der Küste des festen Landes ausgedehnt.

Die Stadt Caracas, nur einige Meilen von der Küste des Antillen-Meeres gelegen, hatte schon

in früheren Jahren heftige Erderschütterungen erlitten; doch lebten ihre Bewohner in Sicherheit dahin; aber im Dezember 1811 sollten sie aus dieser Sorglosigkeit durch einen Erdstoß von beträchtlicher Heftigkeit aufgeschreckt werden. Drei volle Monate gingen hin, ohne daß hier eine neue Erschütterung erfolgt wäre. — Aber am 26. März, am grünen Donnerstage des Jahres 1812, sollte die Stadt den Untergang der Sonne nicht mehr sehen. Das Volk, welches am Morgen noch zu den Gotteshäusern geeilt war, ahnte nicht das schreckliche und nahe Ende, als um 4 Uhr Nachmittags plötzlich die Glocken ertönten. Es war Gottes, nicht der Menschen Hand, die sie zum Grabgeläute der Stadt ertönen ließ. Eine 10 bis 12 Sekunden lange Erschütterung schreckte das Volk auf. Bald glaubte man, die Gefahr sei vorüber, als sich plötzlich ein unterirdischer Donner, stärker und anhaltender, als das Rollen der Gewitter in dieser Jahreszeit, hören ließ. Die Erde schien zu kochen und flüssig zu werden. Stöße erfolgten auf Stöße in sich durchkreuzenden Richtungen, von Norden nach Süden, von Osten nach Westen, von unten nach oben.

Diesen gleichzeitigen, sich durchkreuzenden Bewegungen konnte Nichts widerstehen. In einer Viertel-Minute war Caracas ein Schutthaufen, der 9 bis 10,000 seiner Bewohner begraben hatte. Zwei Kirchen, die mehr als 150 Fuß Höhe hatten, und deren Schiff durch 12 bis 15 Fuß dicke Pfeiler getragen wurde, lagen in einen Trümmerhaufen verwandelt, und von den Pfeilern und Säulen war kein Stück mehr kenntlich. Das Hinströmen der Menge zur Kirche war so groß gewesen, daß 4 bis 5000 Personen unter ihrem eingestürzten Gewölbe begraben lagen. Eine Kaserne war beinahe vom Erdboden verschwunden; es stand ein Regiment Linientruppen unter den Waffen, das sich zur Prozession begeben wollte; nur Einzelne retteten sich, die Andern wurden unter den Trümmern begraben, worein sich das Gebäude plötzlich verwandelt hatte. Neun Zehntheile der Stadt wurden plötzlich zerstört, und die Häuser, welche nicht einstürzten, waren so zerrissen, daß sie nicht mehr bewohnt werden konnten. Furchtbar war das Loos Derer, die so plötzlich und unvermuthet vom Tode überfallen wurden; noch furchtbarer aber war das der Menge von Unglücklichen, die verwundet, an ihren Gliedern zerschmettert, die Ihrigen überleben mußten, und dann aus Mangel an Pflege und Nahrung dennoch umkamen

Eine finstere, dicke Staubwolke, die sich anfangs über die Stadt erhoben, und die Luft gleich einem dicken Nebel erfüllt und verdunkelt hatte, schlug sich gegen Abend zur Erde nieder; die Luft wurde rein, die Erde ruhig und die Nacht still und schön. Der fast volle Mond beleuchtete die Schreckensscene, die mit Trümmern und Leichen bedeckte Erde, und den namenlosen Jammer der Unglücklichen. Mütter trugen die Leichen ihrer Kinder im Arme, in der Hoffnung, sie wieder in's Leben zu bringen; jammernde Familien durchwühlten die Schutthaufen, die am Morgen noch eine reich blühende, belebte Stadt waren, um einen Bruder, einen Freund zu suchen, dessen Schicksal unbekannt war. Die unter dem Schutte begrabenen Verwundeten riefen die Vorübergehenden laut flehend um Hülfe an; über 2000 wurden hervorgezogen.

Nie hat wol das Mitleid sich rührender, erfinderischer gezeigt, als in den Anstrengungen, diesen Unglücklichen, deren Seufzer man hörte, Hülfe zu verschaffen. Man mußte sie mit den Händen herausgraben, denn es mangelte an allen Werkzeugen zur Hinwegräumung des Schuttes. Betten, Leinwand zum Verbande der Wunden, Arzneien, Nahrungsmittel, alle Gegenstände der ersten Bedürfnisse waren verschüttet, das Wasser im Innern der Stadt war sogar selten geworden, da die Erdstöße theils die Brunnenleitungen zerschlagen, theils die Quellen verstopft hatten. Es war unmöglich, so viele tausend Todte zu begraben; deshalb wurde verordnet, für die Verbrennung zu sorgen. Mitten im Schutte der Häuser wurden Scheiterhaufen für die Unglücklichen errichtet, und dieses Geschäft dauerte mehrere Tage.

Unter diesem allgemeinen Jammer vollzog das Volk die religiösen Gebräuche, mit welchen man am ersten den Zorn des Himmels zu besänftigen hoffte. Einige stellten feierliche Prozessionen an, bei welchen sie Leichengesänge ertönen ließen; Andere, von Geistesverwirrung befallen, beichteten laut auf der Straße. Rückerstattungen wurden von Leuten verheißen, die man keines Diebstahls schuldig wußte; Familien, die lange in Feindschaft mit einander gelebt, versöhnten sich in dem Gefühle gemeinsamen Unglücks. — Ach! so ist das Gemüth des schwachen Menschen beschaffen!

Jahre lang wandeln wir unter den Freuden des Lebens umher und empfangen tausend Wohlthaten aus der Hand des Vaters im Himmel: sie rühren unser Herz nicht und führen uns weder zur Gottesfurcht, noch zur Besserung. Nur die Schrecken der Natur und des Unglücks können uns erschüttern. [100.]

3. Die erdfressenden Otomaken.

Die Mission von Uruana hat eine sehr malerische Lage, indem sie sich an einen Granitberg anlehnt. Aus dem Walde und über den höchsten Berggipfeln stehen die Granitsäulen wie Pfeiler empor. Nirgends hat der Orinoco ein majestätischeres Ansehen; seine Breite beträgt hier 15,000 Fuß, und da er seine Richtung im geraden Laufe nach Osten nimmt, so sieht er aus, wie ein von Giganten erbauter Kanal. Die Mission von Uruana wird von Otomaken bewohnt, welche zu den rohesten Eingeborenen gehören und sich dadurch auszeichnen, daß sie Erde essen. Sie verschlucken nämlich davon mehrere Monate lang im Jahr zur Stillung ihres Hungers täglich ansehnliche Portionen. Es sind häßliche Menschen, aber von festem Körperbau, wild, rachsüchtig und leidenschaftliche Liebhaber gegohrener Getränke, dabei Allesfresser. Man sagt, daß es nichts Ekelhaftes gebe, was ein Otomake nicht esse. So lange der Orinoco niedrig steht, nähren sie sich von Fischen und Schildkröten. Sie wissen die Fische in dem Augenblick, wo sie sich an der Oberfläche des Wassers blicken lassen, sehr geschickt mit Pfeilen zu durchbohren. Der Fischfang hört aber auf zur Zeit der großen Wasser, wo Alles weit und breit überschwemmt ist. Dann machen die Otomaken sich über ihre Erdklöße her. Wir fanden in ihren Hütten drei bis vier Fuß hohe Pyramiden solcher aufgeschichteter Klöße, jeder Kloß ungefähr von der Größe einer Kegelkugel. Es ist ein sorgfältig ausgewählter, sehr feiner, schmieriger Thon von graugelber Farbe, der, etwas am Feuer geröstet, ein röthliches Ansehen gewinnt. Die Masse wird weder mit Schildkrötenöl noch mit Krokodilenfett vermischt, wie man sonst wol behauptet hat, sondern blos mit Wasser angefeuchtet. In der Regel verspeist ein Otomake täglich 3 bis 5 Viertelpfund solcher Erde, so lange der Fischfang schlecht geht, und genießt daneben selten eine Eidechse oder eine Farrenkrautwurzel. Auch den übrigen Speisen wird immer etwas Thonerde beigemischt. Der Genuß derselben ist auch der Gesundheit der Otomaken keineswegs nachtheilig; sie bekommen davon keinen aufgetriebenen harten Bauch, sind dabei im Gegentheil kräftig. — Die Neigung, fetten Thon zu essen, trifft man ziemlich allgemein in der heißen Zone an. Am Magdalenenstrom sahen wir Weiber mit Töpferarbeit beschäftigt, die beständig große Stücke Thon verschluckten. Die Neger an den afrikanischen Küsten von Guinea speisen eine gelbe Erde, Caouac genannt. Auf Java verkauft man kleine viereckige, geröstete Thon-Brötchen meist an die Weiber, die dadurch mager bleiben wollen; denn Magerkeit gilt dort für Schönheit. Die Bewohner von Neu-Caledonien in Oceanien genießen den Topfstein, die Bewohner von Popayan und anderen Bergländern Peru's genießen Kalk mit den Blättern der Kau-Lenne (Eythroxylum), die man dort, wie die Indier den Betel, zur Erquickung und Stärkung den ganzen Tag über im Munde führt. Selbst in Deutschland pflegen die Arbeiter in den Sandsteingruben des Kiffhäuser sich einen feinen Thon, den sie Steinbutter nennen, auf's Brot zu streichen. Auch die Thiere verstehen die Kunst, durch erdige Stoffe den Hunger zu unterdrücken. Wölfe, Rennthiere und Rehe sollen Speckſteine verschlucken; auch erzählt man, daß die Krokodile auf Jamaika beim Austrocknen der Gewässer kleine Steine und harte Holzstücke zu sich nehmen.

Die Verwaltung der Mission Uruana hat ihre Schwierigkeiten wegen des unruhigen, leidenschaftlichen Charakters der Otomaken. Sie haben mehrere Mittel, um sich zu berauschen, als: gegohrene Getränke aus Maniok und Mais, Palmenwein und ein eigenes Pulver, das halben Wahnsinn erzeugt. Letzteres wird aus den Samenhülsen

einer Akazienart, der Acacia Niopo, bereitet, die man zerhackt und gähren läßt. Die daraus entstandene schwarze Masse knetet man zu einem Teig, den man, mit Maniokmehl und Muschelkalk vermischt, über dem Feuer röstet. Will man von diesem Kuchen genießen, so zerreibt man ihn zu Pulver, streut dies auf einen Teller und zieht es durch einen hohlen, sieben Zoll langen und oben mit zwei Löchern versehenen Vogelknochen in die Nase ein. Es erregt meistens entsetzliches Niesen, raubt für einige Stunden den Verstand und macht im Gefechte wüthend. Im Zustande der Berauschung bringen sich die Otomaken aber auch ohne Waffen um's Leben, indem sie den Nagel ihres Daumens durch Curare vergiften und sich damit verwunden. [100.]

---

4. Die Steppen von Südamerika.

Am Fuße des hohen Granitrückens, welcher im Jugendalter unseres Planeten, bei Bildung des antillischen Meerbusens, dem Einbruche der Wasser getrotzt hat, beginnt eine weite, unabsehbare Ebene. Wenn man die Bergthäler von Caracas und den inselreichen See Tacarigua, in welchem die nahen Pisangstämme sich spiegeln; wenn man die Fluren, welche mit dem zarten und lichten Grün des tahitischen Zuckerschilfes prangen, oder den ernsten Schatten der Cacao-Gebüsche zurückläßt; so ruht der Blick im Süden auf Steppen, die, scheinbar ansteigend, in schwindender Ferne den Horizont begrenzen. — Aus der üppigen Fülle des organischen Lebens tritt der Wanderer betroffen an den öden Rand einer baumlosen, pflanzenarmen Wüste. Kein Hügel, keine Klippe erhebt sich inselförmig in dem unermeßlichen Raume. Nur hier und dort liegen gebrochene Flötzschichten, von 200 Quadratmeilen Oberfläche, bemerkbar höher als die angrenzenden Theile. „Bänke" nennen die Eingebornen diese Erscheinung, gleichsam ahnungsvoll durch die Sprache den alten Zustand der Dinge bezeichnend, da jene Erhöhungen Untiefen, die Steppen selbst aber der Boden eines großen Mittelmeeres waren. Noch gegenwärtig ruft oft nächtliche Täuschung diese Bilder der Vorzeit zurück. Wenn im raschen Aufsteigen und Niedersinken die leitenden Gestirne den Saum der Ebene erleuchten; oder wenn sie zitternd ihr Bild verdoppeln in der unteren Schicht der wogenden Dünste, glaubt man den küstenlosen Ocean vor sich zu sehen. Wie dieser erfüllt die Steppe das Gemüth mit dem Gefühle der Unendlichkeit, und durch dieses Gefühl, wie den sinnlichen Eindrücken des Raumes sich entwindend, mit geistigen Anregungen höherer Ordnung. Aber freundlich zugleich ist der Anblick des klaren Meeresspiegels, in welchem die leichtbewegliche, sanft aufschäumende Welle sich kräuselt; todt und starr liegt die Steppe hingestreckt, wie die nackte Felsrinde eines verödeten Planeten.

Das Interesse aber, welches ein Gemälde der Ebenen Südamerika's dem Beobachter und Beschauer gewähren kann, ist ein reines Naturinteresse. Keine Oase erinnert hier an frühe Bewohner, kein behauener Stein, kein verwilderter Fruchtbaum an den Fleiß untergegangener Geschlechter. Wie den Schicksalen der Menschheit fremd, allein an die Gegenwart fesselnd, liegt dieser Erdwinkel da, ein wilder Schauplatz des Thier- und Pflanzenlebens.

Von der Küstenkette von Caracas erstreckt sich die Steppe bis zu den Wäldern der Guyana, von den Schneebergen von Merida bis zu dem großen Delta, welches der Orinoco an seiner Mündung bildet. Südwestlich zieht sie sich gleich einem Meeresarme jenseit der Ufer des Meta und des Vichada bis zu den unbesuchten Quellen des Guaviare und bis zu dem einfachen Gebirgsstocke hin, welchen spanische Kriegsvölker, im Spiel ihrer regsamen Phantasie, den Paramo de la suma Paz, gleichsam den schönen Sitz des ewigen Friedens nannten. — Diese Steppe nimmt einen Raum von 16,000 Quadratmeilen ein. Aus geographischer Unkunde hat man sie oft in gleicher Breite als ununterbrochen bis an die magelhaenische Meerenge fortlaufend geschildert, nicht eingedenk der waldigen Ebene des Amazonenflusses, welche gegen Norden und Süden von Grassteppen des Apure und La-Plata-Stromes begrenzt wird. Die

Andeskette von Cochabamba und die brasilianische Berggruppe senden zwischen der Provinz Chiquitos und der Landenge von Villabella einzelne Bergjoche sich entgegen. Eine schmale Ebene vereinigt die Hyläa des Amazonenflusses mit den Pampas von Buenos Ayres. Letztere übertreffen die Llanos von Venezuela dreimal an Flächeninhalt. Ja ihre Ausdehnung ist so wundervoll groß, daß sie auf der nördlichen Seite durch Palmengebüsche begrenzt und auf der südlichen fast mit ewigem Eise bedeckt sind. Der casuarähnliche Tuyu (Struthio Rhea) ist diesen Pampas eigenthümlich; wie die Colonien verwilderter Hunde, welche gesellig in unterirdischen Höhlen wohnen, aber oft blutgierig den Menschen anfallen, für dessen Vertheidigung ihre Stamm-Eltern kämpften.

Gleich dem größten Theile der Sahara liegen die Llanos, oder die nördlichste Ebene von Südamerika, in dem heißen Erdgürtel. Dennoch erscheinen sie in jeder Hälfte des Jahres unter einer verschiedenen Gestalt; bald verödet wie das libysche Sandmeer, bald als eine Grasflur, wie so viele Steppen von Mittelasien.

Ist auch die südamerikanische Steppe mit einer dünnen Rinde fruchtbarer Erde bedeckt, wird sie auch periodisch durch Regengüsse getränkt und dann mit üppig aufschießendem Grase geschmückt, so hat sie doch die angrenzenden Völkerstämme nicht reizen können, die schönen Bergthäler von Caracas, das Meeresufer und die Flußwelt des Orinoco zu verlassen, um sich in diese baum- und quellenleeren Einöde zu verlieren. Daher ward die Steppe bei der Ankunft europäischer und afrikanischer Ansiedler fast menschenleer gefunden.

Allerdings sind die Llanos zur Viehzucht geeignet; aber die Pflege milchgebender Thiere war den ursprünglichen Bewohnern des neuen Continents fast unbekannt. Kaum wußte einer der amerikanischen Völkerstämme die Vortheile zu benutzen, welche die Natur auch in dieser Hinsicht ihm dargeboten hatte. Die amerikanische Menschenrace (eine und dieselbe vom 65° nördlicher bis 55° südlicher Breite, die Eskimos etwa abgerechnet) ging vom Jagdleben nicht durch die Stufe des Hirtenlebens zum Ackerbau über.

Blieb demnach das Hirtenleben, diese wohlthätige Mittelstufe, welche nomadische Jägerhorden an den grasreichen Boden fesselt und gleichsam zum Ackerbau vorbereitet, den Urvölkern Amerika's unbekannt, so liegt in dieser Unbekanntschaft selbst der Grund von der Menschenleere der südamerikanischen Steppen. — Um so freier haben sich in ihr die Naturkräfte in mannigfaltigen Thiergestalten entwickelt: frei, und nur durch sich selbst beschränkt, wie das Pflanzenleben in den Wäldern am Orinoco, wo der Hymenäe und dem riesenstämmigen Lorbeer nie die verheerende Hand des Menschen, sondern nur der üppige Andrang schlingender Gewächse droht. Agutis, kleine buntgefleckte Hirsche, gepanzerte Armadille, welche rattenartig den Hasen in seiner unterirdischen Höhle erschrecken; Heerden von trägen Chiguiren, schön gestreifte Viverren, welche die Luft verpesten; der große ungemähnte Löwe, buntgefleckte Jaguars (meist Tiger genannt), die den jungen selbsterlegten Stier auf einen Hügel zu schleppen vermögen. — Diese und viele andere Thiergestalten durchirren die baumlose Ebene.

Fast nur ihnen bewohnbar, hätte sie keine der nomadischen Völkerhorden, die ohnedies (nach asiatisch-indischer Art) die vegetabilische Nahrung vorziehen, fesseln können, stände nicht hie und da die Fächerpalme, Mauritia, zerstreut umher. Weit berühmt sind die Vorzüge dieses wohlthätigen Lebensbaumes; er allein ernährt am Ausflusse des Orinoco, nördlich von der Sierra de Imotaca, die unbezwungene Nation der Guaraunen. Als sie zahlreicher und zusammengedrängt waren, erhoben sie nicht blos ihre Hütten auf abgehauenen Palmenpfosten, die ein horizontales Tafelwerk als Fußboden trugen; sie spannten auch (so geht die Sage) Hängematten, aus den Blattstielen der Mauritia gewebt, künstlich von Stamm zu Stamm, um in der Regenzeit, wenn das Delta überschwemmt ist, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben. Diese schwebenden Hütten wurden theilweise mit Betten bedeckt. Auf der feuchten Unterlage schürten die Weiber zu häuslichen Bedürfnissen Feuer an. Wer bei Nacht auf dem Flusse vorüberfuhr, sah die Flammen reihenweise auflodern, hoch in der Luft, von dem Boden getrennt.

Aber nicht blos sichere Wohnung, auch mannigfaltige Speise gewährt die Mauritia. Ehe auf der männlichen Palme die zarte Blüthenscheide ausbricht, enthält das Mark des Stammes ein sagoartiges Mehl, welches in dünnen, brodähnlichen Scheiben gedörrt wird. Der gegohrene Saft des Baumes ist der süße, berauschende

Palmwein der Guaraunen. Die engschuppigen Früchte, welche röthlichen Tannenzapfen gleichen, geben, wie Pisang und fast alle Früchte der Tropenwelt, eine verschiedenartige Nahrung, je nachdem man sie nach völliger Entwickelung ihres Zuckerstoffes, oder früher, im mehlreichen Zustande genießt. So finden wir auf der untersten Stufe menschlicher Geistesbildung die Existenz eines ganzen Völkerstammes an fast einen einzigen Baum gefesselt.

Seit der Entdeckung des neuen Continents sind die Ebenen (Llanos) dem Menschen bewohnbar geworden. Um den Verkehr zwischen der Küste und der Guyana (dem Orinoco-Lande) zu erleichtern, sind hie und da Städte an den Steppenflüssen erbaut. Ueberall hat Viehzucht in dem unermeßlichen Raume begonnen. Tagreisen von einander entfernt liegen einzelne mit Rindsfellen gedeckte, aus Schilf und Riemen geflochtene Hütten. Zahllose Schaaren verwilderter Stiere, Pferde, Maulesel (man schätzte sie zur friedlichen Zeit meiner Reise noch auf anderthalb Millionen) schwärmen in der Steppe umher.

Die ungeheuere Vermehrung dieser Thiere der alten Welt ist um so bewundrungswürdiger, je mannigfaltiger die Gefahren sind, mit denen sie in diesen Erdstrichen zu kämpfen haben.

Wenn unter dem senkrechten Strahl der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Berühren ihn dann entgegengesetzte Luftströme, deren Streit sich in kreisender Bewegung ausgleicht, so gewährt die Ebene einen seltsamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, die mit ihren Spitzen an der Erde hingleiten, steigt der Sand dampfartig durch die luftdünne, electrisch geladene Mitte des Wirbels empor, gleich den rauschenden Wasserhosen, die der erfahrene Schiffer fürchtet. Ein trübes, fast strohfarbiges Halblicht wirft die nun scheinbar niedrige Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe, wie das Gemüth des Wanderers. Die heiße, staubige Erde, welche im nebelartig verschleierten Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Ostwind neue Glut herbei, wenn er über den lang erhitzten Boden hinweht.

Auch verschwinden allmälig die Lachen, welche die gelbgebleichte Fächerpalme vor der Verdunstung schützte. Wie im eisigen Norden die Thiere durch die Kälte erstarren, so schlummert hier unbeweglich das Krokodill und die Boaschlange tief vergraben in trockenem Letten. Ueberall verkündigt Dürre den Tod, und doch überall verfolgt den Dürstenden, im Spiele des gebogenen Lichtstrahls, das Trugbild des wellenschlagenden Wasserspiegels. In finstere Staubwolken gehüllt, von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen Pferde und Rinder umher, diese dumpf aufbrüllend, jene mit langgestrecktem Halse gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstromes die Nähe einer nicht ganz verdunsteten Lache zu errathen.

Bedächtiger und verschlagener sucht das Maulthier auf andere Weise seinen Durst zu lindern; eine kugelförmige und dabei vielrippige Pflanze, der Melonen-Cactus, verschließt unter seiner stachlichen Hülle ein wasserreiches Mark; mit dem Vorderfuße schlägt das Maulthier die Stacheln seitwärts, und wagt es dann erst die Lippen behutsam zu nähern und den kühlen Distelsaft zu saufen. Aber das Schöpfen aus dieser lebendigen vegetabilischen Quelle ist nicht immer gefahrlos; oft sieht man Thiere, welche von Cactusstacheln am Hufe gelähmt sind.

Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der hier immer gleich langen Nacht, so können Rinder und Pferde selbst dann sich nicht der Ruhe erfreuen. Ungeheure Fledermäuse saugen ihnen während des Schlafes vampyrartig das Blut aus oder hängen sich an dem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in welche Mosquitos, Hippobosceen und eine Schaar anderer stechender Insekten sich ansiedeln. So führen die Thiere ein schmerzvolles Leben, wenn vor der Gluth der Sonne das Wasser auf dem Erdboden verschwindet.

Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Scene auf der Steppe; das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter; kaum erkennt man bei Nacht den schwarzen Raum im Sternbild des südlichen Kreuzes. Der sanfte, phosphorartige Schimmer der Magellanischen Wolken verlischt. Selbst die scheitelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, minder planetarischem Lichte.

Wie ein entlegenes Gebirge erscheint einzelnes Gewölk im Süden, senkrecht aufsteigend am Ho-

rizonte. Nebelartig breiten allmälig die vermehrten Dünste sich über den Zenith aus. Den belebenden Regen verkündigt der ferne Donner.

Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die duftende Steppe mit Kyllingien, mit vielrispigem Paspalum und mannigfaltigen Gräsern. Vom Lichte gereizt, entfalten krautartige Mimosen ihre gesenkt schlummernden Blätter und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgesang der Vögel und die sich öffnenden Blüthen der Wasserpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun in frohem Genusse des Lebens. Das hoch aufschießende Gras birgt den schön gefleckten Jaguar. Im sicheren Versteck auflauernd und die Weite des Sprungs vorsichtig messend, erhascht er die vorüberziehenden Thiere, katzenartig, wie der asiatische Tiger.

Bisweilen sieht man (so erzählen die Eingebornen) an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben. Mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruche kleiner Schlammvulkane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geschleudert. Wer des Anblicks kundig ist, flieht die Erscheinung; denn eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Krokodill steigen aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß aus dem Scheintode erweckt.

Schwellen nun allmälig die Flüsse, welche die Ebene südlich begrenzen: der Arauca, der Apure und der Payara; so zwingt die Natur dieselben Thiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren, staubigen Boden vor Durst verschmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Theil der Steppe erscheint nun wie ein unermeßliches Binnenwasser. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche inselförmig über den Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Thiere stundenlang umher und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrispe, die sich über das braungefärbte, gährende Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken; viele werden von den Krokodillen erhascht, mit dem zackigen Schwanze zerschmettert, und verschlungen. Nicht selten bemerkt man Pferde und Rinder, welche, dem Rachen dieser blutgierigen, riesenhaften Eidechsen entschlüpft, die Spur des spitzigen Zahnes am Schenkel tragen.

Ein solcher Anblick erinnert unwillkürlich den ernsten Beobachter an die Biegsamkeit, mit welcher die Alles aneignende Natur gewisse Thiere und Pflanzen begabt hat. Wie die mehlreichen Früchte der Ceres, so sind Stier und Roß dem Menschen über den ganzen Erdkreis gefolgt: vom Ganges bis an den Plata-Strom, von der afrikanischen Meeresküste bis zur Gebirgsebene des Antisana, welche höher als der Kegelberg von Teneriffa liegt. Hier schützt die nordische Birke, dort die Dattelpalme den ermüdeten Stier vor dem Strahl der Mittagssonne. Dieselbe Thiergattung, welche im östlichen Europa mit Bären und Wölfen kämpft, wird unter einem anderen Himmelsstriche von den Angriffen der Tiger und der Krokodille bedroht!

Aber nicht die Krokodille und der Jaguar allein stellen den südamerikanischen Pferden nach, auch unter den Fischen haben sie einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwasser von Bera und Rastro sind mit zahllosen electrischen Aalen gefüllt, deren schleimiger, gelbgefleckter Körper aus jedem Theile die erschütternde Kraft nach Willkür aussendet. Diese Gymnoten haben 5 bis 6 Fuß Länge. Sie sind mächtig genug, die größten Thiere zu tödten, wenn sie ihre nervenreichen Organe auf einmal in günstiger Richtung entladen. Die Steppenstraße von Uritucu mußte einst verändert werden, weil sich die Gymnoten in solcher Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Fuhrt ertranken. Auch fliehen alle anderen Fische die Nähe dieser furchtbaren Aale. Selbst den Angelnden am hohen Ufer schrecken sie, wenn die feuchte Schnur ihm die Erschütterung aus der Ferne zuleitet. — So bricht hier electrisches Feuer aus dem Schooße der Gewässer aus.

Ein malerisches Schauspiel gewährt der Fang der Gymnoten. Man jagt Maulthiere und Pferde in einen Sumpf, welchen die Indianer eng umzingeln, bis der ungewohnte Lärmen die muthigen Fische zum Angriff reizt. Schlangenartig sieht man sie auf dem Wasser schwimmen und sich, verschlagen, unter den Bauch der Pferde drängen. Von diesen erliegen viele der Stärke unsichtbarer Schläge; mit gesträubter Mähne, schnaubend, wilde Angst im funkelnden Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter. Aber die Indianer, mit langen Bambusstäben bewaffnet, treiben sie in die Mitte der Lache zurück.

Allmälig läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerstreuen sich die ermüdeten Fische. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um zu sammeln, was sie an galvanischer Kraft verschwendet haben. Schwächer und schwächer erschüttern nun allmälig ihre Schläge. Vom Geräusch der stampfenden Pferde erschreckt, nahen sie sich furchtsam dem Ufer, wo sie durch Harpunen verwundet und mit dürrem, nicht leitenden Holze auf die Steppe gezogen werden. [100.]

---

5. Das Hochland von Bogota und der Wasserfall des Tequendama.

Eines der herrlichsten Hochländer der Erde eröffnet sich Demjenigen, der die östliche von den beiden Andesketten verfolgt, die Gegend von Santa Fé de Bogota.

Die Llanura de Bogota ist nach Humboldt's Angabe 8130 Fuß über der Meeresfläche erhaben, ganz ebensohlig (daher die Urbewohner eine Mythe von einem hier ausgebreiteten See, dessen Boden die 15 bis 18 Quadratmeilen große Fläche ist, erzählen) und bietet mehrere höchst merkwürdige Erscheinungen dar, weshalb nicht unterlassen werden darf, das Nöthige darüber nach des großen Naturforschers Mittheilungen hier wiederzugeben.

Aus dem mit der herrlichsten Tropenvegetation geschmückten Thale des großen Magdalenenstromes gelangt man, den zahllosen Krokodillen und, was mehr noch erfreut, dem dichten Schwarm der Moskito's entkommen, in zwei Tagen aus der Tierra caliente in die Tierra fria (brennendes und kühles Land) der Hochebene von Bogota. Man verläßt ein Klima von 27° 7′ mittlerer Temperatur und steigt in eine Zone von 14° 5′. Der Weg war bis zum Jahre 1816 fast ein bloßer Wasserriß, eine Kluft, in welcher bisweilen nicht zwei Maulthiere einander ausweichen konnten, und doch führte derselbe nach der Hauptstadt des Landes, deren Bevölkerung 28 bis 30,000 Einwohner zählt.

Bogota, die Stadt, von Alleen riesenmäßiger Daturen umgeben, liegt dicht an einer fast senkrecht abstürzenden Felswand, an welcher in 2000 Fuß Höhe vogelnestartig zwei Capellen liegen, von denen man eine herrliche Aussicht auf die ganze Gebirgsebene und auf die Schneeberge der gegenüberliegenden mittleren Andeskette genießt. Im Südwesten sieht man fast ununterbrochen eine Dampfsäule aufsteigen, sie bezeichnet den Punkt, wo der ungeheure Wasserfall des Tequendama liegt. Der Charakter der ganzen Landschaft ist großartig, aber melancholisch und öde.

Ohne alle Veränderung der Windrichtung, vielleicht durch senkrechte Luftströmungen, vielleicht auch durch electrische Spannungsverhältnisse bedingt, folgen auf die große Heiterkeit und Klarheit der Luft oft plötzliche Nebel, und man ist binnen einer Stunde mitunter mehrmals in diese Nebel gehüllt.

Bis zu der Höhe der beiden Capellen über Bogota steigt die Fieberrinde nicht auf, dagegen sind die Felsen, auf welchen diese von den Einwohnern sehr häufig besuchten, fast in der Höhe des Aetnaschlundes gelegenen Kirchlein stehen, von zahlreichen myrthen-, tannen- oder cypressenähnlichen Pflanzen mit kleinen, schmalen Blättern und mit wunderbar schönen Passionsblumen geschmückt und einige Alpenpflanzen steigen bis zu ihnen hernieder.

Der himmlische Felsen, auf welchem die Capellen liegen, ist von oben bis unten durch eine gewaltige Kluft getrennt, aus welcher ein Flüßchen, San Francisco, herabstürzt, durch die Stadt eilt und mit zwei andern Bächen sich dem in der Mitte der Ebene fließenden und sie der Länge nach theilenden Rio de Funzha oder de Bogota vereinigt. Der alle Gewässer dieser bergumkränzten Ebene aufnehmende Strom geht nun durch eine enge Oeffnung in der Bergmasse abwärts und bildet in derselben den berühmten und prächtigen Wasserfall von Tequendama, worauf er durch die Kluft,

welche sich allmälig zu einem Thal erweitert, dem Magdalenenstrom zueilt.

Der in diesem Spalt sich bildende prächtige Wasserfall dankt seinen imposanten Anblick dem Verhältniß der Höhe zu der Wassermasse, welche in zwei Absätzen herabstürzt. Der Rio de Funzha, nachdem er sich in einem mit schönen Wasserpflanzen bedeckten Morast ausgebreitet, zieht sich wieder bei Cunoas zu einem engern Bette zusammen. Humboldt fand ihn dort 130 F. breit und die Wassermasse im Salto selbst schien bei großer Dürre einen Durchschnitt von 700 bis 780 Quadratfuß (d. h. wenn man sich dieselbe 130 Fuß breit denkt, eine Dicke von 6 Fuß) zu haben.

Die große Felswand, welche dem Salto gegenüber steht und die durch ihre weiße Farbe und die Regelmäßigkeit der Flötzlagen an den Jurakalkstein erinnert, das wechselnde Spiel des regenbogenartig gebrochenen Lichts in der Dunstwolke, welche stets über dem Cataracte schwebt, die perlenartige Zertheilung der herabstürzenden Wassermasse, das Zurückbleiben ihrer cometenartigen Schweife, das donnernde, in den Bergen widerhallende Getöse, das Dunkel der tiefen Felskluft, der Contrast zwischen der oberen nördlichen Eichenvegetation und den Tropenformen am Fuße des Salto: Alles das gibt dieser nicht zu beschreibenden Scene einen individuellen, großartigen Charakter.

Nur bei sehr hohem Stande stürzen die Wasser auf einmal senkrecht und von der Felswand abgebogen in den Abgrund; wenn dagegen der Fluß seichter ist, so ist das Schauspiel großartiger und erfreulicher. Die Felswand nämlich hat zwei Vorsprünge, den einen etwa in 30, den anderen in 186 Fuß Tiefe. Diese verursachen einen wahren cascadenartigen Fall, wobei sich unten Alles in ein Schaum- und Dampfmeer auflöst.

Die Höhe dieses prachtvollsten von allen Wasserfällen genau zu bestimmen ist sehr schwierig. Die Zeit, welche ein Stein braucht, um den Weg durch die Schlucht im freien Falle zu durchlaufen, würde eine gute Methode geben, wenn man einen solchen nicht mit einem gewissen Schwunge werfen müßte, damit er die Mitte der Schlucht erreicht, dies macht das Experiment doch unsicher; trigonometrisch die Felsenhöhle zu umfassen geht nicht, weil die Schlucht zu stark gewunden und gekrümmt ist, um eine hinlängliche Entfernung zum Abstecken einer Basis zu gestatten. Humboldt maß die Höhe durch das Barometer, indem er einen drei Stunden langen mühevollen Weg von Cunoas nach dem Thal von Povasa zurücklegte, und dann, da der Fluß trotz seines starken Wasserverlustes noch sehr reißend war, sein Barometer erst in einer großen Entfernung von dem Fuße des Falles aufstellte, wodurch, wie er selbst angibt, das Resultat seiner Messung zu einer bloßen Schätzung wird. Nach seiner Berechnung hat der Tequendamafall eine senkrechte Höhe von 532 Fuß. Zwanzig Jahre später wurde durch den Begleiter Boussignault's, Herrn Roulin, die barometrische Messung wiederholt; er näherte sich dem Fuße des Falles bis auf 120 Fuß und zwar so, daß er mit demselben in gleicher Ebene zu stehen glaubte. Nach ihm hat der Wasserfall die ungeheure Höhe von 870 Fuß; allein wenn dieses auch sehr übertrieben ist und wenn er auch nur 450 Fuß beträgt, wie Baron Groß und Obrist Joaquin Acosta durch ein Senkblei ermittelten, welches von oben durch ein achtzehn Fuß horizontal über die Schlucht hinaushängendes Holzgerüst bis auf die Bodenfläche des Abgrundes hinabgelassen wurde, so ist dieses schon etwas ganz Enormes und findet sich, so weit die Erde bekannt ist, nicht wieder, wiewol die Möglichkeit selbst in Amerika nicht, viel weniger aber in Asien geleugnet werden kann. Aus dieser Höhe in Sprüngen herabstürzend, sieht er, nach Humboldt's malerischer Schilderung, von unten gesehen aus wie ein breiter, prächtiger Silberteppich, der vom Himmel auf die Erde niederwallt. [255. 100.]

6. Das Plateau von Quito.

Das Klima von Quito ist ausnehmend angenehm, und fast unveränderlich; das Abzeichen des Winters ist der eintretende Regen, so wie dessen Abwesenheit den Sommer charakterisirt. Während der Monate December, Januar, Februar, März, regnet es in der Regel jeden Nachmittag, gewöhnlich von halb ein Uhr bis fünf. Ein regnigter oder auch nur wolkichter Morgen ist in Quito etwas Seltenes, und selbst während der Regenzeit sind die Morgen und Abende dort höchst anmuthig. Die Temperatur ist so mild, daß die Vegetation niemals aufhört; daher wird diese Stadt auch die immergrüne (sempre verde) Quito genannt; auch führt sie den Beinamen des ewigen Frühlings.

Von der Terrasse des Gouvernementspalastes hat man eine der schönsten Aussichten der Welt. Man erblickt hier elf mit ewigem Schnee bedeckte Berge, deren Basis dem Anschein nach auf den die Stadt umgebenden, grünenden Hügeln ruht, während ihre Häupter hoch in das blaue Himmelsgewölbe hineinragen, und die Wolken entweder in der Mitte ihrer Höhe sich lagern, oder an ihren Füßen zu kriechen scheinen. Die höchsten unter diesen sind der Cayambe, Ureu, Imbaburu, Ilinisa, Antisana, Chimboraso und der prachtvoll schöne Cotopari, von seinem Vulcane gekrönt, der fast beständig Rauch oder Feuer auswirft, welches man zwar nicht am Tage, sehr gut aber des Morgens und Abends sehen kann.

Von diesen Bergen, welche die höchsten in der neuen Welt sind, und bis zur Entdeckung des Himalajahgebirges für die höchsten auf unserm Globus gehalten wurden, ist der berühmteste und merkwürdigste der Chimboraso, der „Riese der Andes." Man sieht sein weißes Haupt schon bei der Mündung des Guayaquil-Flusses, in einer Entfernung von 180 englischen Meilen, und von hier aus ist sein Anblick allerdings imposanter, als von den Ebenen an seinem Fuß aus. Er gleicht von dieser Stelle aus einem ungeheuern halbdurchsichtigen Dome, der von dem tiefen Azur des Himmels begränzt wird.

Der Chimboraso ist ein abgestumpfter Kegel mit einem sphärischen Gipfel. Von dem Fuße seines Schnee's an sind seine Seiten mit einer calcinirten Masse, welche weißem Sande gleicht, bedeckt; und wenn gleich man keine Ueberlieferung von dem vulkanischen Zustande dieses Berges hat, so scheint doch das Hervorkommen einiger Ströme heißen Wassers auf seiner Nordseite es außer Zweifel zu setzen, daß er vulcanischer Natur sei.

Von Quito aus gesehen, ist der Cotopari der schönste Berg in der ganze Reihe; er hat die Gestalt eines abgestumpften Kegels und einen flachen Gipfel, ist 18,890 Fuß über der Meeresfläche erhaben, und der auf seinem Gipfel befindliche Krater ist, wie schon bemerkt worden, in beständiger Thätigkeit; des Morgens und Abends sieht er manchmal wie ein colossaler Leuchtthurm aus, und seine Flamme erhebt sich auf die Weise, daß ihr Licht von dem Eise, das ihn bedeckt, zurückgespiegelt wird.

Eine wiewol schwache Vorstellung von diesem majestätischen Vulcan würde man sich allenfalls machen können, wenn man sich den Vesuv auf den Gipfel des Montblanc, des höchsten Bergs der Alpen, gestellt denkt.

Der Cotopari ist der furchtbarste Vulcan in der Provinz Quito und von seinen Verheerungen können die Einwohner nicht ohne Entsetzen reden. Im Jahre 1738 stieg die Flamme aus seinem Krater noch 3000 F. über seinen Gipfel in die Höhe; im Jahre 1743 wurde sein Getöse in dem 200 Wegstunden entfernten Hurda vernommen, und in Guayaquil in einer Entfernung von 52 Wegstunden für lauten Donner gehalten.

Vor dem Ausbruche im Jahre 1743 ward ein unterirdisches Getöse gehört, welches 5 oder 6 Tage hindurch immer mehr und mehr anwuchs, worauf dann eine Eruption auf dem Gipfel statt hatte, und noch drei andere Oeffnungen in der Mitte des Bergs zum Vorscheine kamen. Der ganze Berg war mit Schnee bis zu dem Augenblick des Ausbruchs bedeckt, wo dann die ganze gefrorene Masse entweder durch die Ströme glühender Lava, oder die in die Luft geschleuder-

ten Haufen derselben und durch die Flamme des ausgeworfenen Feuerstoffs geschmolzen ward. Dieser geschmolzene Schnee überschwemmte die zwischen Cotopaxi und Tacunga gelegene Gegend 5 Wegstunden weit, und brachte Untergang über Häuser, Menschen und Vieh. Das Bette des Flusses Tacunga war nicht groß genug, um die in ihn einströmende Menge von Gegenständen zu fassen, und ein Theil der Stadt Tacunga so wie der umliegenden Gegend wurde zerstört. Diese grauenvolle Scene der Verwüstung dauerte drei Tage hindurch, und die Gegend am Fuße des Berges, die sich auf jeder Seite drei Wegstunden weit erstreckte, ward mit ausgeglühten Kohlen und Schlacken bedeckt. Während dieser Schreckenszeit für die Bewohner von Quito, Tacunga, Ambato, Riobamba und der umliegenden Dörfer, schien das Getöse des Vulcans noch immer zu wachsen; aber am fünften Tage war Alles wieder ruhig, das Feuer und der Rauch verschwand, und die bestürzten Einwohner hofften, daß nun aller Brennstoff in dem Cotopaxi aufgezehrt sei, sie selbst daher fürder sicher vor der Wuth dieses verderblichen Feindes bleiben würden.

Im Monat Mai 1774 suchten sich die Flammen durch die Seiten des Bergs einen Ausgang und fuhren bis zum November fort zu brennen, worauf ein dem vorjährigen ähnlicher Ausbruch statthatte, und die Bewohner der umliegenden Gegend in den größten Schrecken versetzte. Diesmal wurden ungeheure Quantitäten von Asche ausgeworfen, welche, mit Schlamm und Wasser vermischt, den Lauf des Maranon über 100 Wegstunden trübten, sodaß die Missionäre der Jesuiten, die nicht allein die Farbe des Wassers verändert, sondern auch auf demselben Leichname von Menschen und Thieren, Stücke von Geräthschaften und Trümmern von Häusern fortgeführt sahen, und das laute Getöse des Vulcans hörten, eigens Boten nach Quito sandten, um sich nach dem Schicksale ihrer Landsleute zu erkundigen, indem sie glaubten, daß noch ein weit schrecklicheres Loos sie betroffen habe, als wirklich der Fall war.

Im Januar 1803 geschah wiederum ein Ausbruch, nachdem Flammen, Rauch und Dämpfe seit 20 Jahren nicht aufgehört hatten, sichtbar zu sein. In einer einzigen Nacht wurde die Thätigkeit des unterirdischen Feuers so mächtig, um die Oberfläche des Berges zu einem solchen Grade zu erhitzen, daß die ganze ungeheure Masse von Eis und Schnee, mit der er bis zu einer unermeßbaren Tiefe bedeckt war, schmolz, und zwar bis zu einer Höhe von nicht weniger denn 4,300 Fuß über der beständigen Schneegränze. Bei Sonnenaufgang am folgenden Morgen war der ganze Kegel völlig von seiner gewöhnlichen Bedeckung entblößt, und sah ganz dunkelbraun aus. Doch war diesmal der gestiftete Schaden nicht so beträchtlich, wie bei den früheren Ausbrüchen, und betraf blos einzelne Häuser und Stücke Vieh, die durch das plötzliche Anschwellen der Gewässer fortgerissen wurden. Auch v. Humboldt berichtet, daß er das furchtbare Tosen des Vulcans gleich wiederholten Abfeuerungen einer Batterie in Guayaquil, welches 52 Wegstunden in grader Linie von dem Krater entfernt ist, gehört habe; man vernahm dasselbe sogar auf dem stillen Ocean in Südwesten der Insel Puma.

Der Carquairaso ist ebenfalls ein Vulcan; er liegt in der Provinz Riobamba und sein Gipfel ist 14,700 Fuß über der Meeresfläche erhaben. Im Jahre 1698 warf er solche ungeheure Masse von Wasser, Steinen und Schlamm aus, daß die Ernten in den benachbarten Gegenden zerstört und viele Menschen ihres Lebens beraubt wurden. Dieses traurige Ereigniß wurde noch dazu von einem der furchtbarsten Erdbeben begleitet, welche nur jemals in diesem Theile von Südamerika vorgekommen sind.

Westlich von Quito liegt der Pichincha, an dessen östlichem Fuße oder vielmehr Gürtel die Stadt selbst erbaut ist. Dieser Berg hat eine Höhe von 15,940 Fuß über der See, und ist ebenfalls ein Vulcan. Seine heftigsten Ausbrüche fanden in den Jahren 1535, 1575, 1660 und 1690 statt; bei dem letztgenannten regnete es in Quito 12 Tage hintereinander beständig eine feine Asche, von der die Luft verfinstert, und die Straßen über zwei Fuß hoch bedeckt wurden. Der Krater dieses Vulcans liegt auf seiner Westseite, so daß Quito nur von der vom Wind über seinen Gipfel weggeführten Asche zu leiden hatte, seine eigentlichen Verheerungen sich aber auf die Provinz Esmeraldas beschränkten.

Viele von den Quebradas, Bergschluchten und Thälern in dieser Provinz haben eine sehr warme Atmosphäre, die in einigen so heiß und ungesund sind, daß sie ganz unbewohnbar sind. Andere Thäler in höher liegenden Gegenden sind

ausnehmend gesund, ungewöhnlich fruchtbar, und im höchsten Grade reizend als Wohnorte. Eines derselben, Pomasqui genannt, liegt etwa fünf Wegstunden von Quito; hier kommt das Zuckerrohr schon in drei Jahren zur Reife und viele tropische Obstarten erreichen hier ihre größte Vollkommenheit. Der Werth dieser üppigen Vegetation wird noch durch die Nachbarschaft anderer Gegenden erhöht, in welcher sich die gesammte Mannigfaltigkeit aller Klimas der Welt vereint findet; im Verlauf von drei Stunden kann hier eine Person die schneidende Kälte der Polargegenden, die drückende Hitze des Aequators, sammt allen dazwischen liegenden Graden der Temperatur empfinden. Ein Bauer kann des Morgens einen Berg ersteigen, und mit Eis so früh wieder zurückkehren, daß er noch vor Sonnenuntergang die köstliche Chirimoya, die Banane u. s. w. in die Gegend bringen kann, wo Aepfel, Birnen und Pflaumen wachsen und reifen. Hier kann der Botaniker mit Einem Blicke die ganze vegetabilische Schöpfung umfassen, und auf der Excursion eines einzigen Tages von der Region der Palmen an bis zu der, wo alle Vegetation aufhört, ihre Erzeugnisse kennen lernen.

Diese Thäler sind größtentheils bebaut, und segnen den Landwirth mit einer ununterbrochenen Folge von Ernten, indem das Klima dort beständig mild ist, und die Pflanzen nichts von den plötzlichen Veränderungen der Temperatur zu leiden haben, die ihnen in andern Gegenden so verderblich sind. Die Fruchtbarkeit einiger dieser Thäler übersteigt in der That allen Glauben, und wird nur durch die Beständigkeit und außerordentliche Milde des Klima's für denjenigen, der sie nicht aus eigener Erfahrung kennt, einigermaßen wahrscheinlich. Ein Europäer geräth in Erstaunen, wenn er bei seiner ersten Ankunft hier den Pflug und die Sense, den Säemann und den Drescher in derselben Zeit in Thätigkeit, hier eine Blume vor Alter welken, dort ihre Schwester ihre Blütenpracht eben erst in der Sonne entfalten, auf dem einen Baume die reifen Früchte ihn zum Genuß einladen, den andern aber in seiner Blüthe prangen sieht. In der That kann kaum etwas Schöneres sein, als wenn man von einer Anhöhe herab alle die mannigfaltigen Abstufungen der Vegetation in ihrem bunten Farbenspiel hier auf einem kleinen Raum beisammen erblickt. [215.]

7. Südamerikanische Völkerschau in Lima.

Lima ist die größte und interessanteste der von Spaniern an der Westküste Südamerika's gegründeten Städte. Was aber hier interessirt, das ist nicht, wie in einer europäischen Stadt, die in Stein und Holz verkörperte Vorzeit und Geschichte, sondern vornehmlich der Mensch und das Menschenleben in aller Mannigfaltigkeit der Abstufungen von Civilisation und Barbarei.

Lima ist ein Museum der Raçen und Mischungen, einzig in seiner Art. Von der blendend weißen Creolin, Tochter europäischer Aeltern, bis zum ebenholzschwarzen Congoneger sind alle Nuancen in regelmäßigen Farbenabstufungen, oder durch den rostbraunen Indianer modificirt, im beschränkten Raume bei einander. Bei den extremen Formen tritt auch der Charakter mit jener Schärfe hervor, die es möglich macht, ein treues Bild von jeder derselben zu entwerfen. Anders verhält es sich bei den Mischlingen; eine genaue Charakteristik von ihnen zu geben, ist fast unmöglich, denn sie sind auch geistig echte Mischlinge. Als Grundsatz kann für sie gelten, daß sie die Laster und Fehler ihrer Eltern, nicht ihre Tugenden in sich vereinigen. Sie stehen als Menschen weit hinter den reinen Raçen zurück und sind auch im Staate die schlechtesten Bürger.

Die weißen Creolen, mit sehr wenigen Ausnahmen Abkömmlinge von Spaniern, machen etwas weniger als den dritten Theil der Bevölkerung aus. Sie sind schlank, ziemlich groß, mit scharfen Gesichtszügen, einer blaßweißen Hautfarbe und dunkelschwarzem Haare. Die Männer sind schwächlich, sehen abgelebt aus und ihre nicht unedle Physiognomie wird meistens durch Züge leidenschaftlicher Sinnlichkeit entstellt. Wie in ihrer Körperbildung, so stehen sie auch in geistiger

Beziehung weit hinter den Spaniern zurück. Sie sind weichlich, scheuen alle Strapazen und glauben nach einem Ritte von 10 Stunden eine Heldenthat begangen zu haben, die werth wäre, in den Archiven der Stadt aufbewahrt zu werden. Wenn sie nicht fortwährend Chocolate, Backwerk, eingemachte Früchte und süße Breie (Masamora) haben, fühlen sie sich ganz unglücklich. Auch die geistigen Anstrengungen scheuen sie sehr. Sie sind geschworne Feinde vom Arbeiten, und wenn sie gezwungen sind, zu ihrem Lebensunterhalte irgend eine Beschäftigung zu wählen, so richten sie am liebsten eine Krämerbude ein, die ihnen nicht viel Mühe macht und Zeit genug gibt, mit ihren Nachbarn zu plaudern und in Ruhe ihre Cigarros zu rauchen. Die Reicheren geben sich ganz dem Nichtsthun hin, spazieren in den Straßen, besuchen ihre Bekannten, stellen sich in irgend einen Kaufladen oder an eine Straßenecke und unterhalten sich dort halbe Tage lang. Sind sie Besitzer von Plantagen, so reiten sie zuweilen hinaus und lassen sich vom Majordomo Bericht erstatten; die Nachmittage bringen sie meist im Coliseo de Gallos, in Kaffeehäusern oder beim Spiele zu. Die Creolen sind eben so leidenschaftliche Spieler, wie die Spanier. Spielscenen, wie sie Havanna und Merico aufweisen, wiederholen sich in Lima fast täglich.

Das Spiel ist der Ruin der meisten Familien und großentheils Ursache der unzähligen unglücklichen Ehen in Lima.

Die Bildung des Creolen ist mangelhaft; es fehlt ihm zwar nicht an trefflichen Talenten, eine sehr unvollkommene Erziehung entwickelt sie jedoch nicht gehörig und die angeborne Trägheit verhindert die Ergänzung des Vernachlässigten durch Selbststudium. Er erhebt sich selten über die Sphäre des alltäglichen Lebens und ignorirt fast Alles, was außer dem engen Kreise der Stadtmauern oder höchstens seines Landes vorgeht. Ich habe oft über die arge Unwissenheit gestaunt, die sogenannte gebildete Peruaner über die Lage, die Größe, die physische Beschaffenheit und die Produkte ihres eigenen Vaterlandes an den Tag legten. Sollte man glauben, daß ein peruanischer Kriegsminister weder die Einwohnerzahl noch den Flächeninhalt von Peru angeben konnte und mit der größten Hartnäckigkeit behauptete, Portugal bilde die östliche Gränze von Peru und man könne zu Lande dorthin reisen?

In Gesellschaften, auch in Gegenwart von Damen, beträgt sich der weiße Limeno sehr frei; er raucht Cigarren, behält den Hut auf dem Kopfe und führt mit der größten Gleichgültigkeit Gespräche, die in Europa aus jedem anständigen Cirkel verbannt sind. Bei Tische setzt er alle Rücksichten, außer die gegen seinen Magen, bei Seite; kommt er mit Messer und Gabel nicht schnell genug zum Ziele, so nimmt er die Finger zu Hülfe, fährt mit den Händen in die Schüssel, dreht die Brocken so lange herum, bis er einen findet, den er entweder selbst verschlingt oder seinem Gaste mit einer höflichen Verbeugung überreicht.

Während der ganzen Mahlzeit wird von allen Seiten ununterbrochen gespuckt und gerülpst, daß der Fremde nur mit Ekel am Tische sitzt. Nach dem Essen spült sich Jeder den Mund mit Wasser und speit es dann in langem Strahle auf den Boden. Bei den Creolen ist das häufige Spucken eine der lästigsten Gewohnheiten.

Ueber diese Fehler dürfen wir aber die guten Seiten des Creolen nicht vergessen. Er ist ein Feind von geistigen Getränken; genießt er Weine, so sind es meistens süße, die er in kleiner Quantität zu sich nimmt. Ein betrunkener weißer Limeno ist eine der größten Seltenheiten; anders verhält es sich im Innern des Landes, wo sich gerade die Weißen durch Unmäßigkeit im Trinken auszeichnen.

Er ist in seinem Betragen frei und offen, aber charakterlos; vom ersten Eindrucke läßt er sich leicht hinreißen, ohne die Folgen seiner Neigungen oder Handlungen zu überlegen. Absichtlich thut er seinen Nächsten selten wehe, aus Unvorsichtigkeit sehr oft. Er ist gastfrei und zutraulich gegen Fremde und wohlthätig gegen die Armen.

Weit über den Männern, sowol körperlich als geistig, stehen die Frauen von Lima. Die Natur hat sie reichlich mit trefflichen Eigenschaften ausgestattet. Sie sind durchschnittlich schlanken und hohen Wuchses und zeichnen sich dabei dennoch durch einen eben so kleinen als wohlgebildeten Fuß aus. Ihr Gesicht, dessen Weiße der Hauch der Tropen alle blühende Frische nimmt, wird dafür durch das große, dunkle, glühende Auge belebt und durch die wenn auch nicht kleine, doch edel geformte Nase und den feinen Mund mit seinen kleinen, blendend weißen und schön gereihten Zähnen geziert. Nehmen wir die langen schwarzen

Haare dazu, die in zwei oder vier Flechten über den Nacken fallen, und die graciöse Haltung, so müssen wir gestehen, die Limena ist eine stolze und edle Erscheinung, die dabei doch den gefälligen Reiz der weiblichen Liebenswürdigkeit in vollem Maße hat.

Verfolgen wir die Limena (immer vorzüglich mit Rücksicht auf die weiße Creolin) in ihrem häuslichen Leben, so finden wir in ihr zwar eine besorgte Mutter, aber keine tüchtige Hausfrau. Fast jeder Dame steht eine, mehr als nöthige, Anzahl von Dienern, meistens Sclaven, zu Gebote. Köchin, Kindermagd, Stubenmädchen, Näherinnen, ein paar Bediente, einige kleine Neger oder Indianer, deren Hauptbeschäftigung es ist, hinter der Gebieterin, wenn sie zur Messe geht, einen Teppich zu tragen, gehören zu einer ordentlichen Haushaltung. Jeder dieser Diener thut, wie ihm beliebt, und die Frau vom Hause bekümmert sich wenig um den Schlendrian, der bei mangelnder Aufsicht nothwendig einreißt. Sie steht spät auf, schmückt sich das Haar mit Jasmin und Orangenblüthen und erwartet das Frühstück; nach diesem empfängt oder macht sie Besuche; schaukelt sich während der Mittagsstunden in der Hängematte oder streckt sich auf das Sopha und raucht eine Cigarre und fährt nach Tisch wieder in Visiten; am Abend ist sie entweder im Theater, auf der Plaza oder auf der Brücke. Wenige Frauen beschäftigen sich mit Handarbeiten, in denen sie oft eine sehr große Fertigkeit besitzen, besonders im Sticken und feinen Nähen. In Gesellschaften arbeiten sie niemals. Glückliche Stadt, in der man den Strickstrumpf in gesellschaftlichen Kreisen nicht kennt! — Die Damen lieben die Musik leidenschaftlich, die meisten spielen entweder Clavier oder Guitarre und singen dazu, aber aus Mangel an guten Lehrern gewöhnlich nur sehr mittelmäßig. Das Tabakrauchen ist ziemlich allgemein unter den Frauen, doch thun sie es nur in ihren Gemächern; die jüngern selten, die ältern desto häufiger.

Die Gourmanderie ist eine der übeln Eigenschaften der Bewohnerinnen Lima's. Neben ihren gewöhnlichen Mahlzeiten naschen sie fortwährend Eßwaaren, die von Negern auf den Straßen feilgeboten werden.

Die Limenas besitzen außerordentlich viele natürliche Anlagen, die leider selten gehörig cultivirt werden. Sie haben einen durchdringenden, scharfen Verstand, ein klares Urtheil und sehr richtige Ansichten über die verschiedensten Lebensverhältnisse. Wie die Frauen von Sevilla, sind sie durch ihre schnellen, schlagenden Antworten bekannt und es ist gewiß, daß in einem Wortstreite eine Limena nie den Kürzern zieht. Sie haben eine seltene Charakterfestigkeit und einen dem weiblichen Geschlechte im Allgemeinen nicht eigenen Muth und sind dadurch weit über die feigen, charakterlosen Männer erhaben. Bei den verschiedenen politischen Unruhen haben die Frauen eine eben so große, oft noch eine bedeutendere Rolle als die Männer gespielt.

Die **Indianer** in Lima machen nur einen kleinen Bruchtheil der Bevölkerung aus (5000 auf 54,000). (S. die besondere Schilderung ders.)

Die **Neger** bilden in Lima den fünften Theil der Bevölkerung; ihre Zahl beläuft sich auf etwas mehr als 10,000, worunter 4800 Sclaven sind. Obgleich ein Paragraph der Unabhängigkeitscharte erklärt, „daß Niemand in Peru als Sclave geboren werde," so hat doch der Nationalcongreß zu verschiedenen malen für gut gefunden, diesen Grundsatz abzuändern.

Die Behandlung der Sclaven in Lima ist, besonders von Seite der Creolen, außerordentlich milde und im Durchschnitte gerade wie die der Dienstboten in Europa.

Die Specialgesetze, welche die Sclaven schützen, sind hier so vortheilhaft, wie wol in keinem andern Sclavenstaate. Es ist ein eigener Richter bestimmt, vor den die Sclaven ihre Klagen bringen können und der sie vor ungerechten Mißhandlungen schützt.

Nachdem wir nun die Hauptraçen betrachtet haben, wenden wir uns zum bunten Heere der **Mischlinge**, die in Lima einen so beträchtlichen Theil der Bevölkerung ausmachen.*)

Das beste Criterion zur Varietäten-Bestimmung ist das Haar der Frauen, welches viel we-

*) Hinsichtlich der Namen gilt die Regel: Kinder erhalten dieselben Mischungsnamen, sei nun Vater oder Mutter von verschiedener Farbe, so daß Kinder des Negers mit der Weißen ebensogut **Mulaten** heißen, als Kinder des Weißen mit der Negerin. Kinder von Weißen und Indianern sind **Mestizen**; Kinder von Negern und Indianern **Zambos**. Hiezu kommt eine Menge von Namen für die Abkömmlinge von Mischlingen. — **Creole** heißt der Eingeborne von rein europäischem Blute im Gegensatz zum Eingewanderten.

niger trügt als die Gesichtsfarbe, die zuweilen in grellem Widerspruch mit der Abstammung steht. Es gibt Mulatinnen, die einen fast blendend weißen Teint haben und an Regelmäßigkeit der Gesichtszüge den schönsten Europäerinnen an die Seite gestellt werden können, die aber an ihrem kaum fingerlangen Wollhaare den untrüglichen Stammbaum mit sich herumtragen.

Die weißen Creolinnen in Lima besitzen einen eigenthümlichen Scharfblick, jeden Mischling auf den ersten Anblick zu erkennen, und unterlassen es nicht, ihre Entdeckung sogleich dem weniger Geübten mit einem gewissen Triumphe mitzutheilen, denn sie haben die leicht zu entschuldigende Schwäche, auf ihre reine Abkunft von Europäern stolz zu sein. Trotz der republikanischen Verfassung herrscht doch in Peru ein außerordentlich starker Kastengeist, der sich bei jeder Gelegenheit kundgibt, besonders bei Streitigkeiten, bei denen immer der Hellere dem Dunkleren seine Abstammung vorwirft. Der Weiße wird von allen Varietäten am meisten beneidet und keine sucht ihm den Rang streitig zu machen. Der Indianer sieht mit Abscheu auf den Neger, dieser mit Verachtung auf den Indio.

Der schon oben ausgesprochene Satz, daß die Mischlinge nur die Fehler, nicht aber die Tugenden ihrer Eltern in sich vereinigen, ist nicht unbedingt hinzustellen. Eine ehrenvolle Ausnahme davon machen die Mestizen. Sie haben viele gute Eigenschaften, sowol von den Weißen als auch von den Indianern. Sie sind sanft, mitleidig, leicht erregbar, gute Freunde in der Noth, wenn es auf augenblickliche Hülfe ankommt, aber dabei wankelmüthig und nicht tapfer. Sie schließen sich mit großer Vorliebe an die Weißen an, wollen aber nicht Viel von den Indianern wissen und behandeln sie meistens mit Verachtung. Ihre Zahl in Lima ist weniger bedeutend als im Innern des Landes, wo ganze Dörfer nur aus Mestizen bestehen. Dort nennen sie sich die „Weißen" und stellen sich schroff den Indianern gegenüber. Man kann ihnen kein angenehmeres Compliment sagen, als wenn man sie fragt, ob sie nicht Spanier seien, was sie in der Regel bejahen, wenn gleich der Indianer-Typus in allen ihren Zügen unverkennbar ausgeprägt ist. Die Farbe der Mestizen ist hellbraun, zuweilen etwas in's Schwärzliche übergehend. Die Haare sind schlicht, lang und sehr stark. Häufig sieht man bei Mestizinnen zwei armesdicke Haarflechten, die ihnen bis zu den Knien hinunterreichen. Die Männer haben einen sehr spärlichen Bart, aber markirte Gesichtszüge und einen starken Körperbau. Sie beschäftigen sich in Lima meistens mit Handwerken und Handel. Die meisten Hausirer sind Mestizen.

Sehr verschieden von ihnen sind die Mulaten, die zwar etwas schwächlich gebaut sind, aber in geistiger Beziehung weit über alle Mischlinge, Neger und Indianer erhaben sind. Sie besitzen nicht nur ein sehr großes Geschick für mechanische Arbeiten, besonders für Handwerke, sondern auch eine außerordentliche Auffassungsgabe und ein merkwürdiges Nachahmungstalent, das unter günstigen Verhältnissen auf das Glänzendste entwickelt werden könnte. Sie sind für jeden Eindruck äußerst empfänglich und alle ihre Gefühle steigern sich sogleich zu Leidenschaften. Immer nach Sinnengenuß jagend, kennen sie, unbesorgt für die Zukunft, nur den flüchtigen Augenblick der Gegenwart. Es gibt eine gewisse Classe von Mulaten, die in psychologischer Beziehung höchst merkwürdig sind. Man bezeichnet sie mit dem Spottnamen „Palanganas". Sie sind mit einem außerordentlichen Gedächtnisse ausgerüstet, so daß sie nach Jahren Reden und Predigten, die sie nur einmal gehört haben, wörtlich wiederholen können.

Wenn zwei Palanganas sich treffen, so sind sie unerschöpflich in der Wiederholung lateinischer Formeln, Zeitungsartikel, Fragmenten aus Predigten u. s. w. und gestikuliren sich dabei fast zu Tode. Folgendes ist eine sehr charakteristische Anekdote: In der Kirche von San Augusto stellte sich ein Palangana dem predigenden Mönche gegenüber und gab durch die lebhaftesten Geberden sein Mißfallen zu verstehen, so daß der Priester ausrief: „Dieser Mulate stört mich, bringt ihn hinweg!" „Oho," erwiderte dieser sogleich, „dies ist das einzige Neue, denn diese Predigt hat schon vor zwei Jahren Fray Manuel in San Francisco gehalten!"

Viele Mulaten studiren jetzt Theologie, da durch die Unabhängigkeit auch das „Gesetz der Indien", demzufolge sich kein Mischling dem geistlichen Stande als Priester widmen durfte, entkräftet wurde. Der Medicin haben sie sich mit Eifer ergeben.

Die miserabelste Classe aller Mischlinge bilden die Zambos. Alle Laster erreichen bei ihnen

den höchsten Grad ihrer Entwickelung und ich glaube, unter Tausenden ist kaum einer, der ein nützliches Glied der Gesellschaft oder des Staates wäre. Mit der größten Kaltblütigkeit begehen sie die gräßlichsten Verbrechen; mit stumpfer Ruhe ertragen sie die härtesten Strafen und setzen sich mit einer viehischen Gleichgültigkeit auf die Bank, um todtgeschossen zu werden. — Vierfünftel der Verbrecher, die die Stadtgefängnisse von Lima füllen, sind Zambos. Sie kennen keine Gesetze, als die, welche ihnen ihre thierische Natur vorschreibt und kommen deshalb fortwährend mit der bürgerlichen Ordnung in Collision. Sie stehen noch viel tiefer als die Neger, zumal ihnen die guten Eigenschaften, welche jene besitzen, durchaus abgehen. Ihr Körperbau ist athletisch; ihre Gesichtsfarbe schwarz, in's Olivenbraune übergehend. Die Nase ist viel weniger platt gedrückt als bei den Negern, aber die Lippen ebenso aufgeworfen. Die Augen sind klein und durchdringend; das Haar nur wenig länger als bei den Negern, aber in größeren Locken gekräuselt. Die Männer haben einen sehr spärlichen Bart.

Der übrige Theil der Bevölkerung Lima's besteht aus Europäern, oder Mischlingen jener zahlreichen Zwischenstufen von minder charakteristischem Gepräge. [224.]

---

8. Die peruanischen Indianer.

Um sich einen richtigen Begriff vom peruanischen Indianer zu machen, muß man ihn da aufsuchen und beobachten, wo er selten mit den Mestizen oder Weißen in Berührung kommt und daher, wenig befreundet mit der europäischen Civilisation, die alten Sitten und Gebräuche so weit beibehalten hat, als es eine gänzliche religiöse und eine zweimalige politische Umwälzung des Landes erlaubt haben; also nicht in den Städten oder in den Bergwerken, sondern in den Dörfern der entlegenen Hochebenen und in den abgeschlossenen Gebirgsthälern, wohin sich nur der Fuß des Fremdlings verirrt. Dort lebt der Kern des Volkes und zeigt seinen Nationalcharakter unverfälscht und fühlt sich noch in seiner ganzen Kraft, während der Indianer, der mit dem Mestizen und Creolen in häufiger Verbindung steht, gedrückt, unglücklich und verworfen ist.

Der Charakter der peruanischen Indianer ist ungemein düster; wenn wir aus den lebhaften Schilderungen der ältesten Schriftsteller über Peru schließen wollen, war er es früher nicht, aber die seit 300 Jahren erduldeten Unterdrückungen haben ihm diesen Stempel aufgedrückt. Ueberall tritt er überraschend hervor, in den Gesängen, in der Musik, in den Kleidungen und in der ganzen häuslichen Einrichtung. Die Lieblingsinstrumente der Indianer sind die Pututa und die Taina. Die erstere ist eine große Tritonsmuschel, mit der sie bei den Trauertänzen eine schauerliche Musik aufführen; in frühern Zeiten war sie bei der Todtenfeier der Könige gebräuchlich, jetzt wird sie fast ausschließlich an den Erinnerungstagen für die untergegangene Incaherrschaft geblasen. Die Taina scheint neuern Ursprungs zu sein; sie ist eine Art höchst einfacher Clarinette aus einem weiten Schilfrohr. Ihr Ton ist ergreifend düster, keinem der bekannten Instrumente vergleichbar und fast von wunderbarer Wirkung. Wenn eine Horde der rohesten Indianer in tumultuarischem Gelage zankt und lärmt, oder im heftigsten Streite begriffen ist, und es ertönen plötzlich die ernsten Klänge der Taina, so tritt wie durch einen Zauberschlag Ruhe ein, der bald eine Todtenstille folgt; die vor wenigen Augenblicken noch tobende Schaar ist stumm und lauscht mit Andacht der magischen Melodie des einfachen Rohres. Oft füllt eine Thräne das Auge des gefühllosen Indianers, das vielleicht nie als nach dem übermäßigen Genusse von geistigen Getränken befeuchtet war und nur das laute Schluchzen der Weiber stört die fast überirdische Musik; die schwermüthigen Laute der Taina rufen eine namenlose, unbestimmte Sehnsucht hervor und lassen Tage lang eine unheimliche Leere zurück, aber immer horcht man mit neuem Verlangen diesen zauberhaften Tönen.

Die Farben der Kleider sind alle dunkel, be=

sonders tiefblau; dies ist auch meistens die Farbe der Trauer; wenn die Indianer eine Leiche zu Grabe begleiten, sind sie immer in dunkelblaue Ponchos gehüllt.

Das häusliche Leben der Indianer ist außerordentlich freudenlos; ungesellig und finster leben die Gatten, scheu nähern sich ihnen die Kinder, und es vergehen Tage, ohne daß ein freundliches Wort zwischen ihnen gewechselt wird. Wenn nicht Beschäftigungen den Indianer in's freie Feld rufen, so sitzt er im stummen Hinbrüten in seiner Hütte, kaut Coca und pflegt einer lautlosen Ruhe. Mittheilender als gegen sein Weib ist er gegen seine Freunde, mit denen er oft halbe Nächte durch geheime Unterredungen pflegt; aber es kann ihm nicht der Vorwurf gemacht werden, daß er seine Frau unmenschlich behandle oder blos als seine Sclavin betrachte, wie dies bei so vielen wilden Völkern der Fall ist.

Wie die peruanischen Indianer, außer der durch Gewalt aufgedrungenen Regierung, noch eigene nur von ihnen anerkannte Behörden nach dem Muster der Incadynastie haben, so hängen sie auch, neben der christlichen Religion, mit hartnäckiger Beharrlichkeit an religiösen Ceremonien, die sich vom Bilderdienste ihrer Vorfahren durch Jahrhunderte fortgeerbt haben. Ihre Religion ist daher ein sonderbares Gemisch von christlichen Grundsätzen und heidnischen Formen.

Selbst den umsichtigsten und aufgeklärtesten Religionslehrern ist es bis dahin noch nicht gelungen, jene von diesen zu trennen, da der tief eingewurzelte Hang zum Alten und das unüberwindliche Mißtrauen sich ihnen immer feindlich entgegenstellen.

Der bei den Indianern in hohem Grade vorherrschende Aberglaube hindert außerordentlich eine reinere Gestaltung der Religion und ist auch nicht leicht auszurotten, da er seinen Grund meistens im früheren Cultus hat und sich später auf eigenthümliche Weise mit dem katholischen Ritus vermischte. Ich führe hier einige Beispiele an. Sobald ein Sterbender den letzten Athemzug ausgehaucht hat, so füllen ihm die Hinterlassenen den Mund mit Coca, zünden ein Wachslicht neben ihm an, räumen Hausgeräthe und Kleider zusammen und waschen es im nächsten Flusse, ziehen dann dem Todten eine eingesegnete Mönchskutte an und hängen ihm ein Säckchen mit Coca, Mais, Gerste, Quinua u. s. f. um, damit er im neuen Leben Samen für seine Felder habe; am Abend streuen sie Asche auf den Boden des Zimmers und verschließen sorgfältig die Thüre, am Morgen gehen sie mit Tagesanbruch hinein und untersuchen die Asche mit ängstlicher Genauigkeit nach Fußstapfen. Die aufgeregte Einbildungskraft zeigt ihnen auch jedesmal solche, bald von Vögeln, Hunden, Katzen, bald von Ochsen oder Llamas u. s. f. Je nach der Art der Fußstapfen ist das Loos des Verstorbenen, die schlimmsten sind die von Hühnern, denn sie zeigen an, daß der Todte unbarmherzig verdammt ist; die der Llamas sind die besten, da ihm dann nach kurzem Verweilen im Fegefeuer das Paradies zu theil wird. Das Leichenbegängniß ist nach christlicher Art, da es von einem Priester begleitet wird; so wie sich dieser entfernt hat, werden dem Todten, der ohne Sarg begraben wird, noch Lebensmittel auf den Weg gegeben. Oft habe ich gesehen, wie einer der nächsten Anverwandten in das Grab stieg und dem Leichnam mit den Füßen das Gesicht zerknetete; welche Bedeutung dieses empörende Verfahren habe, ist mir nie klar geworden. Am Tage „Aller Seelen" wird in jedem Hause, in dem im Laufe des Jahres ein Familienmitglied starb, ein Tisch mit Branntwein, Tabak, Coca und den Lieblingsgerichten des Verstorbenen aufgerüstet, und das Zimmer den Tag über verschlossen; die Hinterbliebenen haben die feste Ueberzeugung, der Geist des Verstorbenen komme an diesem Tage zurück, um sich an den Naschereien zu erlaben; von den unberührten Gerichten kostet Niemand, sie werden gewöhnlich auf dem Grabe des Verstorbenen eingescharrt. Die Wittwe trägt in der Regel 12 Monate Trauer um ihren Mann. In einigen Provinzen kleidet sie sich am Jahrestage in bräutliche Gewande und zieht darüber ihre Kleider an. Alle ihre Verwandten besuchen sie in ihrer Wohnung, wo sie, von einer melancholischen Musik begleitet, Trauertänze aufführt; je näher die Stunde rückt, in der vor einem Jahre ihr Mann starb, desto düsterer und ernster werden Tanz und Musik, sowie sie aber vorüber ist, nähert sich ihr eine Freundin und nimmt ihr die schwarze Mantilla ab, auf dieses Zeichen eilen auch andere herbei, enthüllen sie tanzend nach und nach aller Trauerkleider, während einige ihr die Haare mit Blumen schmücken, bis die Wittwe im Brautkleide dasteht, dann fällt die Musik mit lustiger

Melodie ein, die ganze Versammlung nimmt am Tanze theil, zieht auf die Straße und setzt die Nacht durch das Vergnügen fort, das mit einem wüsten Trinkgelage endet.

Es ist auffallend, daß die Indianer sogar muthwillig und auf Unkosten ihrer gesunden Glieder, ja ihres Lebens dem Aberglauben fröhnen. Von einem der auffallendsten Beispiele war ich in Acobamba Zeuge. Am Tage des heiligen Antonio versammelten sich die Dorfbewohner auf der Plaza, alle Männer mit starken Knüppeln bewaffnet, die zu diesem Zwecke einige Tage vorher aus der Montana gebracht wurden; sie theilten sich in zwei ziemlich gleich starke Parthien und fingen auf ein bestimmtes Signal an, sich mit der größten Erbitterung zu bekämpfen. Sobald einer mit zerschlagenem Kopfe niederfiel, stürzten die Weiber auf ihn los, sammelten das herausströmende Blut, schabten es mit Messern ab und bewahrten es sorgfältig auf. Nach fast zweistündigem Gefechte, als mehrere Todte und viele Verwundete auf der Erde umherlagen, wurde das Friedenszeichen gegeben und alle Golos vereinigten sich nun, unter Saufen und Tanzen den Tag zu feiern. Der Zweck dieses barbarischen Gemetzels war einzig: Menschenblut zu erhalten, um es auf die Aecker zu vergraben und dadurch eine sichere Ernte zu erzielen.

Die Indianer, von denen wir bisher gesprochen haben, bekennen sich alle zum Christenthume und werden als Indios cristianos strenge von den wilden Indianern, Indios bravos, unterschieden, welche ausschließlich die östlichsten Montanas von Peru nach der Grenze von Brasilien zu bewohnen. Sie gehören unzähligen Stämmen an, von denen jeder seine eigenen Gebräuche, Religion und die meisten auch ihre eigene Sprache haben. Nur wenige sind genauer bekannt, da seit der Zerstörung der Missionen jede Communikation mit ihnen abgebrochen ist. In Mittelperu sind die Stämme der wilden Indianer am meisten gegen die christlichen vorgeschoben. Die Iscuchanos treiben zeitenweise Tauschhandel mit den Bewohnern von Huanta, dann treten aber wieder lange Epochen der Feindseligkeiten ein, wobei die Iscuchanos, obgleich von ziemlich gutmüthigem Charakter, die Huanchanos vielfältig beleidigen; sie treiben ihnen das Vieh von der Weide, stehlen ihnen die Feldfrüchte und suchen die ganze Gegend in Alarm zu versetzen. Als vor einigen Jahren die Bewohner von Huanta zur feierlichen Prozession am Frohnleichnamstage versammelt waren, kam eine Schaar Iscuchanos mit wilden Stieren, die sie, heftig gereizt, auf die versammelte Gemeinde los stürzen ließen; unter dem Hohngelächter der Wilden zerstob die Prozession, viele der Huantanos wurden schwer verletzt oder getödtet.

Längs des Pachitea lebt der wilde Stamm der Casibos, der furchtbarste Feind aller umliegenden Nationen, mit denen er in stetem Kriege ist, und die zu zerstören er keine Mittel scheut. Allen Nachrichten zufolge, die wir darüber von Missionären haben, sind sie wie die Antes und Chanchos noch Menschenfresser, und machen ihre kriegerischen Expeditionen, um Gefangene zum Essen zu erobern. Wenn nach der Regenzeit die Sinuenches, Amahuacas oder Consbos in die westlichen Wälder auf die Jagd ziehen, so fallen sie gewöhnlich in die Hände der Casibos, die mit der täuschendsten Aehnlichkeit die Stimmen der Waldthiere nachahmen, so den Jägern der benachbarten Stämme hinterlistig Fallen legen und sie dann im Triumphe als Schlachtopfer nach Hause führen; werden sie selbst besiegt und müssen sie den andern Nationen als Sclaven dienen, so bleiben sie doch wegen ihrer Falschheit und ihres Blutdurstes höchst gefährliche Feinde und der Herr ist nie sicher, gelegentlich von seinem Diener aufgefressen zu werden. In der Mission von Sarayacu hatte der Padre Plaza einen jungen Casibo von 10 Jahren, den er mit seiner gewohnten Freundlichkeit behandelte; eines Tages aber verfolgte dieser, seiner thierischen Natur folgend, einen kleinen Knaben, um ihn zu tödten, und da ihm Plaza Vorwürfe machte, entschuldigte er sich: er habe Hunger und wolle deshalb den Jungen auffressen. Bei den Casibos ist noch die fürchterliche Gewohnheit, daß sie Männer des eigenen Stammes todtschlagen und verzehren; die nächsten Verwandten werden zum Mahle eingeladen und ihnen die wohlschmeckendsten Theile, als: Ohren, Nase, Hände und Füße vorgesetzt.

Im Norden genannter Mission leben die Sensis, mit den Casibos sowol an Zahl als kriegerischem Muthe wetteifernd, nicht aber an Grausamkeit. Sie bilden den schönsten Menschenschlag des untern Ucayali. Bei ihnen herrscht eine fürchterliche Strafe für den Ehebruch; der beleidigte Mann führt nämlich seine Frau in den Wald und bindet sie an

einen von heftig beißenden Ameisen bedeckten Baum, schlägt sie blutig, schüttelt die Insekten auf die Unglückliche hinunter und läßt sie einen Tag und eine Nacht der furchtbaren Qual ausgesetzt, die aber gewöhnlich vor Ablauf dieses Termins durch den Tod geendet wird. Es wäre zu weitläufig, noch andere von den vielen, namentlich die ausgedehnten Wälder zwischen Sarayacu und dem Marannon bewohnenden Stämmen aufzuzählen.

Die Lebensweise aller dieser Indianer ist so ziemlich die nämliche. Krieg und Jagd im Sommer und Verfertigung von Waffen im Winter sind die Beschäftigungen der Männer; die Weiber pflegen der Männer, bebauen das Feld, trocknen Vorräthe, fischen, indem sie narkotische Pflanzen (Barbasco) zerstampfen und in den Fluß werfen, wodurch die Fische betäubt auf die Oberfläche kommen und leicht ergriffen werden, fangen Schildkröten, weben und kochen. Die Kleidungen sind sehr einfach; bei vielen Stämmen sind sie gar nicht gebräuchlich und statt ihrer wird der Körper ganz oder theilweise bemalt; bei andern tragen die Männer ein Hemd ohne Aermel, die Weiber einen Rock, der ihnen vom Gürtel bis zu den Knien reicht. Die Stoffe sind von Baumwolle, die von nicht kultivirten Bäumen (Bombas) gewonnen wird, sie sind in der Regel weiß oder blau oder roth gefärbt. Die Gewohnheit, die Ohren, die Nase und die Unterlippe zu durchbohren und darin Zierrathen zu tragen, ist bei mehreren Stämmen sehr gebräuchlich.

Pfeil und Bogen sind die Hauptwaffen der Indianer auf der Jagd; im Kriege bedienen sie sich außerdem noch der Keulen und einer Art hölzerner Schwerter.

Bei vielen Indianern ist das Blasrohr (die Pocuna), eine sehr gewöhnliche Jagdwaffe. Es ist aus einem langen Rohr oder aus jungen, ausgehöhlten Palmen angefertigt und mißt 8 bis 10 und noch mehr Fuß, an einem Ende sind ein paar Zähne vom Javali angebracht, auf die das Rohr beim Zielen gestützt wird. Die Pfeile sind nur $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll lang und von der Dicke eines starken Cactusstachels und am hintern Ende mit feinem Baste umwunden. Fast alle diese kleinen Pfeile sind vergiftet, da sonst die Wunde zu unbedeutend würde, selbst um einen kleinen Vogel zu tödten. Das Pfeilgift ist beinahe bei jeder Nation verschieden und wird in der Regel unter geheimnißvollen Ceremonien gebraut; weshalb auch die Art der Zubereitung und die Ingredienzien, die dazu genommen werden, dem Europäer nur theilweise bekannt sind.

Die Wirkung des Pfeilgiftes ist sehr heftig und schnell. Menschen und größere Säugethiere sterben in höchstens vier bis fünf Minuten. Das Blasrohr treibt diese furchtbaren Pfeile mit ziemlicher Sicherheit in eine Entfernung von 32 bis 36 Schritten; beim Schießen in dieser Distanz ist eine allgemeine Regel, daß der Jäger um so viel unter das Thier zielet, als der Abstand vom Munde zum Auge beträgt, weil er sonst zu hoch schießen würde. Die Luft muß stark, kurz und gleichmäßig ausgestoßen werden, um den Pfeil in gerader Linie zu tragen; seine Spitze ist gewöhnlich eingeschnitten, damit sie in der Wunde leicht abbreche.

Das Jagen mit dem Blasrohre muß lange geübt werden, um nur einigermaßen Fertigkeit darin zu erlangen, und es erfordert eine große Vorsicht, um sich nicht mit den kleinen, scharfen Pfeilen zu verwunden. Es ist mir ein Beispiel von einem Indianer bekannt, dem ein solches Pfeilchen unbemerkt aus dem Köcher fiel, er trat darauf, es drang ihm in die Fußsohle, und nach wenigen Minuten war er eine Leiche.

Die Indianer aller dieser Stämme leben nur selten in Dörfern, meistens in vereinzelten Waldhütten; zuweilen bauen sie sich familienweise ihre Wohnungen und bilden so einen Weiler. So wie er sich aber vergrößert, so zieht ein Theil der Bewohner tiefer in den Wald. Die Hütten sind viereckig oder länglich rund oder ganz rund, ihre Wände bestehen aus starken Baumstämmen, die durch Schlingpflanzen miteinander verbunden sind; das Dach aus Palmblättern ruht auf einem Rohrgerippe; der Eingang wird auf der dem herrschenden Winde entgegengesetzten Seite offen gelassen und nur selten durch eine Thüre geschützt.

Eine Regierungsform ist bei vielen Indios bravos von Peru gänzlich unbekannt. Sprache, Sitten und Waffen vereinigen eine Anzahl Indianer zu einem Stamme, aber keine Bande der Unterthänigkeit oder des Gehorsams gegen eine freiwillig erwählte oder selbst aufgedrungene Obermacht.

Die Heirathen werden bei den meisten Stämmen gesellschaftlich gefeiert, nur bei denen nicht, wo die Vielweiberei eingeführt ist; die Formeln,

die dabei beobachtet werden, sind je nach den Nationen verschieden, bei einigen geschieht es unter sehr schmerzhaften Ceremonien für die Braut, bei andern mit langen Hunger- und Marterkuren für den Bräutigam. In der Regel wählt sich der Indianer selbst sein Weib aus, bei mehreren Stämmen werden jedoch die Jungfrauen als Preis ausgesetzt und die jungen Männer müssen untereinander auf Leben und Tod für sie kämpfen.

Die Todten werden in den Hütten begraben und die Angehörigen, nachdem sie ihren Schmerz durch Zerreißen der Kleider und ein dreimaliges Wehegeheul bezeugt haben, verlassen die Stätte und bauen sich in einer entfernten Gegend eine neue Wohnung; sie zerschlagen alles Hausgeräthe des Verstorbenen, beerdigen aber mit ihm seine Waffen und Ackergeräthe, in der Ueberzeugung, er werde sie an seinem künftigen Wohnorte wieder gebrauchen. Ein eigenthümlicher Gebrauch bei mehreren Stämmen ist der, daß der älteste Sohn seinem gestorbenen Vater ein Stück von der Ferse schneidet und als Heiligthum immer um seinen Hals trägt. Einige Nationen haben nicht Einmal die den meisten wilden Völkern eigene Ehrfurcht vor den Todten, sondern werfen sie unbeerdigt zum Fraß der Raubthiere in den Wald!

Es ist uns nur Wenig bekannt über die Religion der peruanischen Indios bravos; alle, ohne Ausnahme, glauben an die Existenz höherer Wesen, als sie sind und unterscheiden sie in gute und feindselige; beiden zollen sie Verehrung, den erstern aus Freude, den letztern aus Furcht. Der Glaube an einen Gott ist ihnen fremd. Aber alle stimmen in dem Glauben an das Fortleben des Geistes nach dem Tode überein. Sie sehen den Körper des Gestorbenen regungslos daliegen und zuletzt in Moder zerfallen; haben also den klaren Beweis, daß die irdische Hülle nicht mehr als Wohnsitz der Seele dienen kann; da sie sich aber nichts Geistiges als solches denken können, so schaffen sie ihren Todten für das neue Leben neue Körper. Bald glauben sie, daß sie schöne, vollkommene Menschen werden. Bald aber hüllen sie dieselben in Thiergestalten ein; jeder wird dann, je nach seinem Charakter während des Lebens, ein seinem Naturell entsprechendes Thier. Die einzelnen Stämme unterscheiden sich im Glauben an die Art der Metamorphose sehr. Diejenigen, welche die Verstorbenen wieder als Menschen fortleben lassen, beerdigen sie mit Jagd- und Ackergeräthen; wo sie aber diese gebrauchen werden, ist ihnen unklar, und sie beantworten die Frage darauf in sehr verworrenen Ausdrücken: es sei ein schöner Ort, weit von ihren gewöhnlichen Wohnplätzen, aber er scheint nach ihren Begriffen doch auf Erden zu sein. Jene Stämme, welche an eine Thiermetamorphose glauben, haben die Ueberzeugung, daß die Todten in ihrer neuen Form die heimatlichen Wälder bewohnen und manche Unbill rächen werden, die sie während des Lebens empfangen haben. [224.]

---

9. Die Sierra von Peru und die Serranos.

Das peruanische Hochland wird von zahlreichen engeren oder weiteren Thälern durchschnitten, die mehrere tausend Fuß tiefer als die Hochebenen liegen und dadurch einen eigenthümlichen, von jenen ganz verschiedenen Charakter haben. Diese Thäler werden die Sierra genannt. Zwar bezeichnet der Limano mit diesem Ausdrucke das ganze innere Peru bis zu den Urwäldern, und jeder Peruaner, der nicht Küsten- oder Waldbewohner ist, ist für ihn ein Serrano, aber im strengsten Sinne des Wortes bilden nur die tieferen Gebirgsthäler, zwischen der Cordillera und den Anden, die Sierra.

Der europäische Reisende, der nach einem sehnlich gewünschten Aufenthalte an der heißen Küste von Peru all das Angenehme und Unfreundliche geschmeckt hat, was ihm ein ewig gleichmäßiger, tropischer Himmel in einer übervollen Vegetation oder in ausgedörrten, schauerlich öden Sandwüsten darbietet, oder der, nach einem längeren Verweilen in der Cordillera oder in der Puna, wo er unter der scheitelrechten Mit-

tagssonne vor Frost fast erstarrte und sich überall von einer fremdartigen Natur umgeben sah, endlich nach den Thälern der Sierra hinuntersteigt, empfindet eine unbeschreibliche Freude, hier ein Klima und eine Pflanzenwelt zu finden, die ihm recht lebhaft das Bild der fernen Heimat vorführen. In einer Höhe über dem Meere gelegen, in der durch die reine Atmosphäre der entnervende Einfluß der glühenden Tropensonne gebrochen ist, aber doch nicht so hoch, daß die spärliche Luft dem Leben feindlich entgegentritt und durch zahlreiche Bergketten gegen die kalten Winde der Schneegebirge geschützt, vereinigt die Sierra alle jene Vortheile, mit denen ein milder Himmel die ganze Natur begabt. Die wilden und unfruchtbaren Umgebungen, die erst nach manchen unfreundlichen und mühevollen Tagen durchritten werden, dienen nur dazu, den angenehmen Eindruck dieser Thäler in glänzenderem Lichte hervorzuheben und leicht erklärlich findet man es, daß ein älterer Reisender zu der, wenn auch zu günstigen Aeußerung verleitet wurde: „In diesem glücklichen Lande malt die Natur in ihrer Fülle, oder besser zu sagen, in ihrer Ueppigkeit, das Bild des irdischen Paradieses."

Hier sind nur zwei Jahreszeiten. Im October beginnt der Winter oder die Regenzeit, aber nicht so anhaltend und lästig, wie in den tieferen Wäldern. Selten dauern die Regen mehr als zwei bis drei Tage hintereinander, häufiger sind aber Gewitter, ohne jedoch mit solcher Regelmäßigkeit sich täglich zu wiederholen, wie in der Puna; sie sind nie von Schnee, aber häufig von Hagel begleitet. Das Thermometer fällt nicht unter + 4° R. und hält sich während des Tages im Durchschnitte auf + 11° R. Im April tritt der Sommer ein und mit ihm eine fast ununterbrochene Reihe heiterer und warmer Tage. Die Nächte sind viel kälter als im Winter, denn das Thermometer sinkt unter den Gefrierpunkt, und es treten heftige, oft sehr verderbliche Fröste ein. Die Mittagsstunden sind drückend heiß, die mittlere Tageswärme aber doch nur 13,9° R. Während dieser Jahreszeit bedeckt sich oft der Horizont mit schwerem, schwarzem Gewölke, das sich nur selten über die Thäler entladet, aber drohend an dem Gebirge hängen bleibt. Die Eingebornen nennen es deshalb Misti manchari, „die Furcht der Mestizen," weil die Küstenbewohner beim Heraufziehen dieser Wolken heftige Gewitter befürchten.

Dieses regelmäßige und gemäßigte Klima begünstigt die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens, dem der Fleiß der Einwohner einen reichen Ertrag abgewinnt. Die den heißen Tropen eigenthümlichen Culturpflanzen gedeihen zwar nicht, und ehe die europäischen Einwanderungen nach Peru statthatten, wurden hier nur Mais, Quinoa und einige Knollengewächse gepflanzt; seit der Eroberung sind aber die europäischen Cerealien, viele Obstarten und der Luzernklee dort eingeführt und kommen in dem ihnen sehr angemessenen Klima vortrefflich fort. Am meisten vermißt der Europäer hier die Wälder. Mit einem gewissen Unbehagen erblickt er auf den Gebirgsabhängen, die er in seinem Vaterlande von dichten Forsten bedeckt zu sehen gewohnt ist, ungeheuere Cactusarten und wuchernde Agaven. Nur eine Weide, die eine Höhe von 20 bis 25 Fuß erreicht, vereinigt sich längs der Flüsse zu kleinen Gruppen, und hin und wieder bilden niedrige Quinoabäume ein unbedeutendes Gebüsch.

Diese von der Natur so begünstigten Gegenden hat schon von frühester Zeit der Peruaner als Wohnort vorgezogen; es hat sich daher auch die Einwohnerzahl in der nach ihrem Flächeninhalte nicht sehr großen Sierra mehr angehäuft, als in irgend einem anderen Theile des Landes. Zahlreiche Städte, Dörfer und Weiler schmücken diese Thäler und würden noch mehr an Bedeutung gewinnen, wenn sie eine leichtere gegenseitige Verbindung unterhalten könnten. Aber um jedes Thal thürmen sich Gebirge auf, über die sich sehr mühevolle, gefährliche und lange Wege ziehen. Bald führen sie beschwerlich an schroffen Bergrücken hinauf, um sich an der entgegengesetzten Seite mit steilem Abfall in die Tiefe zu senken, bald winden sie sich durch enge Schluchten, die durch zerstreute Feldtrümmer fast ungangbar sind, oder leiten über die kahlen, öden Hochebenen. Von diesen Wegen sagte ein deutscher Reisender, der im vorigen Jahrhundert Peru besuchte, in seiner einfachen Erzählung: „Selbst der leichtsinnige Freigeist, der die Vorsehung läugnet, muß hier zu seiner Beschämung mit Schaudern bekennen, daß das allliebende Wesen die verwegenen Schritte des Sterblichen augenscheinlich jenes väterlichen Schutzes würdige, ohne welchen Menschen und Vieh zu Grunde gehen müßten." Nicht weniger schwierig und weit ist die Verbindung mit der Hauptstadt, weshalb auch nur

die wenigsten Erzeugnisse dorthin gebracht werden könnten.

Die Bewohner der Sierra (Serranos im Allgemeinen) sind ihrer größten Zahl nach Indianer, besonders in den kleineren Dörfern. In den Städten und größten Dörfern herrschen die Mestizen vor; Weiße sind im Ganzen genommen wenige. Viele geben sich zwar als solche aus, wenn man aber ihren Stammbaum verfolgt, so findet man in der Regel schon in der zweiten Generation indisches Blut. Mancher reiche Serrano, der in jedem seiner Gesichtszüge den Stempel seiner indianischen Abkunft trägt, nennt sich gegen den Fremden einen Altspanier. Ueberhaupt betrachten sich die Mestizen hier noch viel mehr, als an der Küste, den Weißen ganz gleich und sehen mit Verachtung auf den Indianer, aus dessen Stamme sie doch entsprossen sind, während sie sich gegen den Weißen zudringlich und kriechend zeigen.

Nach der Abstammung kann man mit ziemlicher Gewißheit auf die Beschäftigung der Bewohner schließen. Der Europäer oder weiße Creole in der Sierra ist in der Regel Kaufmann; der reichste Mestize ein fauler Güterbesitzer, der arme ein Taugenichts; der Indianer Ackerbauer oder Tagelöhner.

Die Altspanier, die noch im Gebirge sind, waren meistens Soldaten im spanischen Heere, die sich nach dem Befreiungskriege häuslich niederließen und einen Kaufladen einrichteten, da sie nichts zu arbeiten verstanden. Mancher ist durch reiche Heirath in Besitz von Haciendas gekommen und spielt nun bei der größten Unwissenheit, aber einem unbegränzten Stolze und ekelhaften Dünkel, auf eine lächerliche Weise den feingebildeten Mann. Die europäischen Handelsartikel werden meistens von Creolen verkauft, die jährlich zwei- bis dreimal nach Lima reisen, um dort ihre Ankäufe zu besorgen. Gedruckte und weiße Baumwollstoffe, Wollenzeuge, Quincailleriewaaren, Leder, Seife, Wachs und Indigo sind die Hauptgegenstände dieses Handels. Besonders wird von letzterem in der Sierra eine außerordentlich große Menge verkauft, da die Indianer fast alle ihre Kleider blau färben; auch von Wachs wird ein sehr bedeutendes Quantum verbraucht, denn bei den fast täglich sich wiederholenden, größeren religiösen Feierlichkeiten müssen die Kirchen immer auf's Beste erleuchtet sein.

Die Eingebornen bringen nur wenige Artikel zum Verkaufe, besonders wollene Ponchos und Decken, ungesponnene gefärbte Wolle, hölzerne Steigbügel, Sattelzeug und Hufeisen. Diese letzteren Gegenstände werden besonders von den Arrieros der Küste angekauft. Es klingt sonderbar, wenn man sagt, daß die Hufeisen im Vorrathe eingehandelt werden, da in Europa die Eisen nach dem Hufe geschmiedet werden; aber in Peru wird der Huf nach dem Eisen zugeschnitten. Für Branntwein von Yka wird beinahe mehr Geld umgesetzt, als für alle übrigen Handelsartikel zusammen genommen. Die Menge dieses Getränkes, das jährlich nach der Sierra eingeführt wird, grenzt an das Unglaubliche. Wenn man die langen Züge mit den vollen Schläuchen bepackter Maulthiere ankommen sieht, so möchte man glauben, daß für Jahre Vorrath zusammengeführt werde. Sowie man aber an Sonn- und Festtagen die Indianer mit ihren Krügen und Flaschen nach allen Buden strömen sieht, so bemerkt man mit Bedauern, daß hier in einem Tage mehr Branntwein ausgeschenkt wird, als in viel größeren Städten in Europa in einem Jahre.

In mehreren Gegenden, z. B. in der Provinz Jauja, sind Hühnereier die Scheidemünze, indem man 48 bis 50 Stück auf einen Thaler rechnet. Auf dem Marktplatze und in den Buden kaufen die Indianer für diese zerbrechliche Münze die meisten ihrer Bedürfnisse ein; da sieht man einen für ein paar Eier Branntwein, einen anderen Indigo, einen dritten Cigarren kaufen. Diese Eier werden von den Besitzern der Kaufläden in Kistchen verpackt nach Lima gesandt. Von Jauja allein gehen jährlich mehrere tausend Ladungen davon nach der Hauptstadt.

Die reicheren Mestizen sind meistens Besitzer von Landgütern (chacras), deren Ertrag in Getreide, Gemüsen und Klee besteht und in den größeren Städten verkauft oder nach den Bergwerken der Puna ausgeführt wird. Da der Gewinn der Chacras in der Regel zum anständigen Lebensunterhalte vollkommen ausreicht, so denken diese Mestizen an keine andere Beschäftigung, als an ihre Vergnügen, und bringen ihr Leben in einer fast unbegreiflichen Trägheit zu. Den größten Theil des Tages stehen sie, nach echt spanischer Art, gruppenweise in ihre Mantel gehüllt, an den Straßenecken und, wenn es das Wetter nicht erlaubt, in den Kaufläden und unterhalten sich

über nichtssagende Neuigkeiten oder sie versammeln sich zum Würfelspiele oder zu den Hahnenkämpfen. Diese letzteren werden zwar weniger strenge, als in Lima abgehalten, aber nicht weniger leidenschaftlich. Immer werden sehr bedeutende Wetten eingegangen, die schon manchen reichen Mann vollkommen ruinirt haben. Ein so recht eingefleischter Liebhaber der Hahnenkämpfe, wie man ihn in der Sierra häufig findet, hat für gar nichts Anderes mehr Sinn. Sein Denken, seine Gespräche, seine Handlungen drehen sich um die Hähne, und seine größte Wonne ist es, sich in seinem Hofe tagelang mit ihnen zu unterhalten, sie zu liebkosen, zu füttern, zu reizen oder zu probieren. In jeder Stadt bilden sich zwei Parteien, die ihre Hähne gegen einander kämpfen lassen und sehr häufig mit der Zeit einen politischen Charakter annehmen. Den Hähnen werden immer scharfe Messer angebunden. Das Kämpfen mit den natürlichen Waffen (Schnabel und Sporn), wie es in vielen Gegenden von England gebräuchlich ist, ist hier nicht eingeführt. Die Thiere werden in der Regel verdeckt in den Cirkus gebracht und erst, nachdem die Wetten abgeschlossen sind, den Betheiligten gezeigt. Rücktritt von der Wette ist nicht gestattet, doch können noch neue eingegangen werden. Die meisten Kämpfe sind nur zwischen je zwei Hähnen, zuweilen werden auch Gefechte veranstaltet, da dann bei jeder Partie vier bis sechs Thiere kämpfen. Um zu vermeiden, daß die zusammengehörenden Hähne sich bekriegen, hält man die für diese Art Peleas bestimmten schon von Jugend auf im nämlichen Stalle bei einander; sonst wird jeder Kampfhahn streng abgesondert gehalten.

Der Ackerbau wird ausschließlich von Indianern betrieben, die entweder ihre eigenen Felder haben, oder für kargen Lohn die der Mestizen bearbeiten. Im September werden die Aecker gepflügt und zur Aussaat vorbereitet. Im October wird gesäet und im April oder Mai geerntet. Die Saat ist also während der nassen Jahreszeit auf dem Felde. Im Februar treten zuweilen heftige Nachtfröste ein, die dem Getreide sehr schaden und zu Mißernten und Hungersnoth Veranlassung geben. Es werden daher während dieser Zeit, in kalten, hellen Nächten, die Befürchtungen erwecken, Prozessionen durch alle Dörfer und Städte veranstaltet, um die Gnade des Himmels zu erflehen. Oft ertönen plötzlich um Mitternacht die Glocken; an alle Häuser wird angepocht, und die Bewohner eilen zur Kirche, um sich zu solchen feierlichen Umzügen zu versammeln. Büßende, in Säcke gehüllt, durchziehen die Gassen und geißeln sich unter lauten Gebeten und Gelübden. Stundenlang dauert der Tumult auf der Straße und erst wenn der Morgen graut, ziehen sich die Bewohner mit Furcht und Hoffnung in ihre Wohnungen zurück. Solche nächtliche unerwartete Prozessionen haben etwas ungemein Schauerliches, wozu besonders die Indianerkinder beitragen, die, vielleicht ohne zu wissen, was denn eigentlich der Zweck der Handlung sei, laut heulend auf der Straße umherlaufen, sich auf die Erde werfen und wie Verzweifelnde geberden. Wenn der Tag des jüngsten Gerichtes anbrechen würde, so könnte die Aufregung kaum größer sein, als bei der Furcht vor diesen Nachtfrösten. Freilich ist das Loos der Indianer bei einer Mißernte höchst traurig, denn trotz ihrer Genügsamkeit finden sie nicht einmal die elendeste Nahrung, um ihren Hunger zu stillen. Ich habe im Jahre 1840 gesehen, wie die hungrigen Indianerkinder auf den Feldern das Gras abweideten, fast wie das Vieh.

Von den Getreidearten wird der Mais am häufigsten gebaut; er ist von vortrefflicher Qualität, kleiner, als an der Küste, aber viel schmackhafter. Waizen, der zwar gut gedeiht, wird nur hinreichend für den Bedarf des Gebirges gepflanzt.

Die Zeit der Aussaat und der Ernte wird von den Indianern immer mit tumultuarischen Vergnügungen gefeiert, eine Gewohnheit, die noch von der Regierung der Incas herrührt, als diese beiden Epochen die Hauptabschnitte der jährlichen Zeitrechnung waren. Sogar der oft sehr geringe Ertrag vermag das Vergnügen nicht zu stören. Unter dem Klange von Trommeln, Geigen und Flöten wird das Getreide geschnitten, ungeheure Gefäße von Chiche stehen zur freien Disposition der Arbeiter, die fortwährend betrunken sind und doch mit den schwersten Lasten von Garben noch Tänze aufführen; die Mahlzeit wird in mächtigen Kesseln auf dem Felde bereitet und muß reichlich und schmackhaft sein. Zum Essen setzen sich alle in eine lange Reihe auf die Erde, je einer zwischen die ausgespreizten Beine seines Hintermannes, was eine possirliche Scene bildet, da nur noch die Wenigsten nüchtern genug sind, sich aufrecht zu

halten und bald auf die Seiten, bald nach hinten oder vorn umfallen, und ihre Kürbisteller ausschütten, wenn nicht ihre weniger betrunkenen Weiber herbeieilen und ihnen helfen. Der Weizen und die Gerste werden gleich auf den Aeckern in Haufen aufgeschichtet und durch die Pferde, die im Kreise darauf herumgejagt werden, entfernt. So wie das geschehen ist, erscheinen die Abgeordneten der Regierung und des Pfarrers, um den Zehnten abzufordern.

Die Indianer in größeren Dörfern und Städten beschäftigen sich oft mit Handwerken und erreichen darin einen hohen Grad von Vollkommenheit, da es ihnen weder an Talent, noch an mechanischer Fertigkeit fehlt. Als Goldschmiede besonders sind sie sehr geschickt und verfertigen die geschmackvollsten und zierlichsten Arbeiten, wie man sie in den Hauptstädten von Europa nicht besser findet. Die Gefäße und Figuren von Silberdraht, die in Ayacucho verfertigt werden, haben von jeher in Spanien eine große Berühmtheit gehabt. In Jauja waren von den Indianern sehr schöne Arbeiten von Eisen gemacht, die in ganz Peru geschätzt und gesucht sind; ebenso werden dort Lederarbeiten, wie Sattelzeug, Zäume u. s. w., viel eleganter und wenigstens dreimal wohlfeiler, als in Lima verfertigt. In Cuzco und den umliegenden Provinzen beschäftigen sich viele Indianer mit Oelmalerei, in der sie freilich keine Meisterwerke liefern; wenn man aber in den Kirchen an den Altarblättern ihre Leistungen betrachtet und bedenkt, daß diese Künstler ohne die mindeste Anleitung oder Vorbildung und überdies mit sehr rohen Materialien malten, so muß man ihnen großes Talent zugestehen, das unter gehöriger Leitung sich weit über die Mittelmäßigkeit erheben würde. In Jarma und seinen Umgebungen weben die Indianer Stoffe von vorzüglicher Feinheit. Es gibt Ponchos von Vicunawolle oder Zwirn, die mit 100 bis 120 Thalern bezahlt werden und die feinsten europäischen Gewebe übertreffen; es scheint unbegreiflich, wenn man die rohe Vorrichtung kennt, deren sich die Eingebornen zum Weben bedienen. In irgend einem Winkel seiner Hütte spannt der Indianer die Fäden an eine Leiste in der Mauer, vereinigt alle in einer anderen Leiste, die er sich um den Leib bindet, setzt sich auf die Erde und schiebt ein glattes Hölzchen, das die Stelle des Schiffes vertritt, mit dem Faden von der einen zur anderen Seite. Auf diese Weise, nur mit geringer Abänderung in der Anordnung der Fäden, wirkt er verschiedene Farben, Figuren und Inschriften in die Stoffe und arbeitet dabei mit einer Schnelligkeit, die der auf ordentlichen Webestühlen beinahe gleichkommt. Die werthvollsten Gewebe, die sie verfertigen, sind die aus der feinen Wolle von Vicunas, Alpacos und Viscachas; doch machen sie auch viele, sehr geschätzte, aus Baumwolle oder Seide. [224.]

---

10. Vergleich der Anden und der europäischen Alpen.

Der Charakter der Anden ist in hohem Grade von dem verschieden, den wol Jeder nach kurzem Besuche als den bezeichnenden der Alpen der Schweiz und Tyrols erkennt. Selbst ohne Eingehen in naturgeschichtliche Einzelheiten, durch welche die Klarheiten der allgemeineren Züge leiden würden, ist es vielleicht nicht unmöglich, kurz die Verschiedenheiten zu schildern. Grausenhafte Einöde, völlige Nacktheit der unermeßlichen Felswände, ein riesiger Maaßstab, der nirgends zu verkennen ist, spärliche Vegetation der schluchtähnlichen Thäler, fortdauernde Zerstörung und Herabrollen der in endloser Gleichförmigkeit und Kahlheit sich ausdehnenden Bergwände und eine furchteinflößende Wildniß, welche nirgends durch freundlichere Scenen unterbrochen wird; das sind die ersten und auffallenden Züge in dem ungewöhnlichen Bilde. In den Umrissen der Alpen herrscht eine außerordentliche Mannigfaltigkeit: ein Pic erhebt sich da über den anderen, und neben dem abgerundeten Dom tritt die Form der spitzen Pyramide und grotesk zerrissener Joche auf. Nicht so in den Anden, die in der Ferne und in der Nähe stets als eine ungetheilte Wand erscheinen, über die nur in seltenern Fällen einzelne Spitzen hervorragen. Ihre einzelnen

Gruppen liegen als unermeßliche, aber gleichförmige Massen da, an denen sich ein sonderbarer Ausdruck der Starrheit und der Trägheit bemerklich macht. Aber gerade der Umstand, daß die Natur es zu verachten schien, hier durch Contraste den Ausdruck des Großartigen hervorzubringen oder zu erhöhen, veranlaßt es, daß die Anden einem Jeden weit mehr imponiren als die Alpen; allein er bringt es auch hervor, daß nur selten für späte Folgezeit der Phantasie ein getreues Bild der Scenen bleibt. In den Alpen Europa's strecken breite, grünende Thäler sich hin zwischen den Hochgebirgen, auf denen eine heitere Vegetation sich bis an die unmittelbare Grenze des ewigen Schnee's fortsetzt. Laubholz in vereinzelten Gruppen wechselt mit den ausgedehnteren Forsten von Tannen und Fichten; Gletscher glänzen blau von den höchsten Zacken der Gebirgskämme, und in den ausgedehnten Thälern liegen nicht selten ruhige See'n mit fruchtbaren Ufern. Von allem diesen zeigen die Anden dem Beschauer nichts. Braune, graue und gelbliche Mittellinien sind über das Gebirge überall verbreitet, wo nicht der ewige Schnee weite, horizontal scheinende Ebenen bildet oder die größere Entfernung ihren mildernden, bläulichen Dunst verbreitet. Grell leuchtet hier und da der hochrothe Porphyr von den halbzerstörten Jochen, und die engen, dunkeln Schluchten, die sich selten weit genug ausdehnen, um dem Landmanne nützlich werden zu können, sind hoch mit seinen Trümmern überschüttet, und bieten nur verkümmerte Sträucher oder vereinzelte Pflanzen, die auf solchem Boden sich nie zu einer saftigen Trift vereinigen können. Von Alledem, wodurch der Mensch das Ansehen einer Landschaft verändert und verschönert, seinen heimischen Dörfern und geschäftigen Städten, seinen Kunststraßen und wohlangebauten Feldern, enthalten die einsamen Anden keine Spur. Der Ruf der Sennhirten begrüßt nicht den Wanderer, wenn er am frühen Morgen die steilen Bergseiten erklimmt, und des Abends tönt nicht aus dem Thale dem Heimkehrenden das friedliche Geläut einer Vesperglocke entgegen. [162.]

11. Die tropische Natur am Marannon.

Nach der Vereinigung mit dem Ucayale erlangt der Strom ein wahrhaft majestätisches Ansehen, und wenn auch die Gleichförmigkeit der Landschaft in Entfernung mehrerer hundert Meilen zuletzt das Auge ermüdet, so nimmt das geistige Interesse zu, je mehr man in der vergrößerten Menge der physischen Erscheinungen den Maaßstab des Ungeheuern als den einzig befolgten erkennt. Ein breiter Strom, der bald, in zahlreiche Arme gespalten, zwischen sandigen, aber dennoch hochbewaldeten Inseln dahinfließt, oder in ein seegleiches Becken ungetrennt sich ausdehnt, ein dunkelgrüner Waldrand, der auf so ebenem Boden und von tausend Schlingpflanzen übersponnen in der Entfernung fast einer künstlich gezogenen aber riesengroßen Hecke gleicht, sind die einzigen Bestandtheile dieser landschaftlichen Ansichten. Wahr ist es, daß nirgend eine gewerbfleißige Stadt an den Ufern sich erhebt, denn nur nach einer oder zwei Tagereisen erreicht man ein ärmliches Dorf, dessen Rohrhütten, von halbverwilderten Menschen bewohnt, schon in kurzer Entfernung nicht mehr unterscheidbar sind; — allein über das Ganze spannt sich ein wolkenloser Himmel, und die Strahlen der tropischen Sonne fallen auf eine Natur von so unendlichem Reichthum, die Kraft des Lebens spricht sich allenthalben mit solcher Stärke aus, daß der Reisende, weit entfernt, die Langeweile einer Seefahrt zu empfinden, mit zunehmendem Antheil den Weg fortsetzt und jeden Morgen mit neuer Freude die in heiliger Stille ruhende Wildniß begrüßt. Kühl ist dann die Luft, und das Blätterdach des schwimmenden Hauses träuft von dem Thaue der nächtlichen Fahrt, als sei so eben ein heftiger Platzregen gefallen; höchst selten ist irgend ein Luftzug um jene Zeit bemerkbar; denn die Regelmäßigkeit der östlichen Winde ist in den höhern Regionen des Stroms bei Weitem nicht so groß wie in den Provinzen, die seiner Mündung näher liegen. Spiegelglatt ziehen die Fluthen dahin, und ihre Schnelligkeit ist oft nur aus dem be-

schleunigten Laufe des Fahrzeugs oder dem dumpfen Rauschen abzunehmen, welches sie bei ihrer Ankunft an einem der großen natürlichen Verhaue auf halb versunkenen oder überschwemmten Inseln hervorbringen. Der Aufgang der Sonne ruft zwar in tropischen Gegenden eine sehr große Anzahl von Thieren in das Leben; allein die allgemeine Thätigkeit derselben wird nur erst längere Zeit nach dem Erscheinen des wohlthätigen Gestirns bemerklich; denn meist sind die Bewohner der Wälder so frostig, daß sie, statt in Zügen aus ihren Lagern aufzubrechen, oder auch vereinzelt zum Suchen ihrer Nahrung auszugehen, sich vorher den Strahlen längere Zeit aussetzen, um, von der zunehmenden Wärme durchdrungen und aufgeregt, mit verdoppelter Kraft ihre Geschäfte zu beginnen. Große Familien von Affen nehmen die höchsten Gipfel ein, wo eben so wenig der Pfeil des Indianers als das Blei des Europäers sie leicht erreichen kann. Besonders sitzen die Brüllaffen in behaglichen Stellungen der Morgensonne zugewendet, die sie in Tönen begrüßen, die wol zu den rauhesten des vielstimmigen Orchesters der Urwälder angehören, allein dem freudigerregten Beobachter dieser erhebenden Naturscenen in solchen Augenblicken wie die Opfer des Dankes erscheinen, die ein jedes der lebenden Geschöpfe dem Geiste des Weltalls im Maße der ihm verliehenen Kräfte darbringt. Die meisten fliehen in jener Stunde die niedrigsten Schichten der Waldung; denn die eigenthümliche Ausbreitung sehr vieler tropischer Bäume in breite, platte Kronen bringt eben so viele Schirme hervor, die den wassererfüllten Boden so dicht beschatten, daß stets auf ihm eine nur des Mittags angenehme Kühle herrscht. Darum steigen selbst die Vögel, die sonst auf der Erde in niedrigen Büschen oder auf den Sandinseln ihre Nahrung finden, des Morgens bis in die luftigsten Kronen. Auch die Geschöpfe der geringeren Ordnungen theilen diese Sehnsucht nach der Sonnenwärme, die Fische schwimmen entweder so sorglos und ruhig an der Oberfläche, daß der wachsame Indianer sie leicht und schnell mit Wurfspieß oder Pfeil erlegt, oder sie fliegen schaarenweise hervor, während die plumpen Sprünge der großen Delphine hier in weiter Entfernung vom Ocean an die Scenen der gegenseitigen Verfolgung oder des fröhlichen Lebens erinnern, die in den milden Breiten dem unerfahreneren Seereisenden vieles Vergnügen gewähren und zu jeder Zeit eine angenehme Unterbrechung der Einförmigkeit abgeben. Noch liegen niedrige und dünne Nebelstreifen, nicht den unfreundlich-düstern Decken des Nordens, aus denen sich Unwetter entwickeln, sondern eher dem durchsichtigen Schleier vergleichbar, der ein kostbares Gemälde überzieht, über der Landschaft; sie weichen, in den Luftstrom zerschmelzend, der die Richtung der Gewässer befolgt und leise in den späteren Morgenstunden an der Oberfläche des Flusses weht, wenn nicht ein kräftiger Wind der höheren Regionen an seine Stelle tritt. Wärmer wird der Strahl der jungen Sonne, und daß auch die Pflanzenwelt von einem höheren Leben ergriffen sei, verkündet der balsamische Duft unzähliger harziger Baumstämme und Blüthen, der weiterhin unter dem Einflusse der Mittagshitze verschwindet. Nun erst entwickeln die zahlreichen Bewohner dieser Wildniß ihre volle Thätigkeit, denn sie sind die unverdrängten Besitzer des weiten Reichs, in welchem der Mensch sich noch keine bleibende Stätte begründet hat. Zahllose Entenschaaren treiben auf den flachen Wellen, so unvertraut mit der Verfolgung des Jägers, daß dieser zwischen ihnen hinrudert, ohne Schrecken oder Flucht zu veranlassen, und Wolken von schwarzköpfigen Möven sind wie an den Küsten des Meeres mit dem Fischfange beschäftigt. Auch größere Thiere werden sichtbar; am Ufer erscheinen die Rehe, und die Bewegung der Aeste verräth das Wandern einer Heerde von Affen, bald von den größeren Arten, denen nur die Onze furchtbar ist, bald von den kleinen Sagoin, die, von gefräßigen Raubvögeln umschwärmt und in beständiger Furcht erhalten, nur durch außerordentliche Schnelligkeit sich retten. Von jener Zeit an herrscht auf diesem Naturtheater das geschäftigste Leben, begleitet von den vielerlei Tönen, wie sie bald Freude, bald Furcht oder Gewohnheit den zahlreichen Theilnehmern des großen Drama's entlockt; nur der Indianer vermag einzelne Stimmen aus diesem vielzähligen Chor herauszufinden, in welchen höchst selten ein durch Menschen hervorgebrachter Laut sich einmischt. Es mögen Tage vergehen, ehe der rauhe, aber sehr weit vernehmbare Ton der hölzernen Trompete die Nähe einer andern Gesellschaft von Reisenden verkündet, und eben so wie auf dem Meere der Ungeübte lange Zeit am Horizonte nach dem von einem alten Seemanne vorher erkannten Fahrzeuge umherspähet, eben so entgeht ihm auf diesem Flusse gar leicht der Kahn,

der, mit braunen Indianern gefüllt, von den tief herabhängenden Aesten beschattet, langsam gegen die ruhigere Strömung am Ufer aufwärts geht. Auf dem Lande selbst mengt noch mancher Ton sich ein, den die Beschäftigungen der Thiere hervorbringen; die unübersehlichen Flüge grüner Papageien aller Arten bis zu dem zutraulichen Lorito, der, nicht größer als ein Sperling und durch goldgelbe Stirne ausgezeichnet, jung eingefangen, der freundlichste Gesellschafter der Menschen ist, haben sich auf fruchttragenden Waldbäumen niedergelassen, und das Herabfallen der Kapseln und Beeren bringt auf den harten Blättern der Helikonien des Ufers das Geräusch eines Schloßenwetters hervor. An dem weißen Stamme einer Tririmapalme wird ein glänzender Schweif von himmelblauen Federn sichtbar; er verräth den gelben Ara, der dort beschäftigt ist, das Innere eines Spechtloches mit seinem starken Schnabel zum Neste zu erweitern, aus dem jedoch der ellenlange unbequeme Schmuck auch beim Brüten hervorhängt. Die Spechte selbst erfüllen den Wald mit ihren Tönen beim Pochen; denn nur eine einzige, die strohgelbe Art, zieht es vor, die Termitenbaue ohne Mühe und Lärm zu zerbrechen, und erhält auf diese Weise einen heftigen Geruch, der selbst der ausgestopften Haut noch nach Jahren bleibt. Bisweilen erklingt aus der Tiefe der Wälder von Orten, wo zahlreiche Palmen ein sumpfigeres Land vermuthen lassen, Geräusch, dem eiligen Herannahen einer galoppirenden Truppe vergleichbar. Die großen Heerden wilder Pekaris bringen es hervor, indem sie den Boden gemeinsam zerstampfen, vielleicht um die Insekten und Würmer aufzuschrecken, ehe sie das schwarze Erdreich mit dem Rüssel aufwühlen. Doch erfordert es Vorsicht, sie zu beschleichen. Inzwischen nahet der Mittag. Die Sonne wirkt dann selbst für tropische Wesen zu heftig, und wie Alles dem Schatten zueilt, und viele Geschöpfe, besonders die Vögel, in Schlaf verfallen, tritt neue allgemeine Ruhe ein. Keine Wolke zieht unter dem Himmelsgewölbe hin; die lorbeerartigen Blätter der Baumkronen glitzern unter dem senkrechten Strahle; aber heiliges Dunkel schwebt näher am Boden, wo dann höchstens ein Schmetterling oder ein Kolibri umhergaukelt. War der Horizont des Stromes nach unten, da, wo er geradlinig und insellos dahin strömt, schon des Morgens nicht immer deutlich, so verschwindet er ganz um diese Zeit. Die Strahlen der Sonne brechen sich dann auf besondere Weise, daß bisweilen die Luftspiegelung der Seeküsten eintritt, und die langen Reihen von Palmen verkehrt erscheinen. Andere mal gewahrt man nur eine und die andere Baumkrone, in den Dunst der Entfernung gehüllt und von dem Spiegel des mächtigen Stromes durch eine zitternde Schicht der stark erhitzten Luft geschieden. Fische und Wasservögel sind verschwunden, nur an den Mündungen der Nebenflüsse, da, wo große Schlammbänke sich angesetzt haben, liegen schaarenweise die greulichen Krokodille ausgestreckt, um sich zu sonnen. Wenn die Sonne dem Untergange sich nahet, entwickelt sich dieselbe Scene wie am frühen Morgen; denn zum zweiten Mal eilen die vielen Bewohner der Wildniß zu der Tafel, die eine gütige Hand in Einem fort für sie besetzt hält. Bisweilen aber wird der Frieden furchtbar unterbrochen, wenn mit unbeschreiblicher Schnelligkeit ein Ungewitter sich gebildet hat. Das Geheul der Myceten und der Nachtaffen, der schrille Ton der Möven und die allgemeine Angst der Thiere verkünden die Schrecken, noch ehe sie nahen. Geisterhaft rauschen die Baumwipfel, während noch kein Luftzug sich rührt, und wie eine warnende Stimme geht den schwarz herbeiziehenden Massen ein dumpfes Sausen in den höchsten Regionen voraus. Der alte Forst kracht bald darauf unter dem orkanartigen Sturme, nachtgleiche Dunkelheit tritt ein und während Blitz und Donner unter undurchsichtiger Ergießung sich ohne Pause folgen, empören sich die Gewässer des Stromes wie ein Meer zu gefahrdrohender Höhe. Indessen wenn die Natur hier je zu zürnen scheint, so ist es nur für kurze Zeit. Die Wolken brechen und einer bessern Heimat gleich, zu der die Seele, vom Irdischen entbunden, auf freier Schwinge sich dereinst erheben wird, strahlt mild und hoffnungsreich der Abendhimmel, bis die Nacht freundlich über Strom und Wald herabsinkt.

Mit der Schnelligkeit des Marannon schwamm das Floß den größten Theil des Tages fort, wol auch des Nachts, wenn keine besonderen Gefahren zu drohen schienen. Nur um dem allgemeinen Wunsche eines völlig sorgenfreien Schlummers zu entsprechen, wurde bisweilen gelandet, wenn gerade ein weit ausgedehntes Sandufer sich zeigte. Vorsichtig befestigten wir das Fahrzeug und errichteten in der Mitte der Wildniß das fröhliche Lager. Gewöhnlich wählt man zu diesem Inseln,

da die größere Entfernung vom Urwald Sicherheit vor den Raubthieren verspricht, die oft überschwemmten pflanzenlosen Uferstrecken reinlich und luftig sind und einen weiten Umblick erlauben. Der Indianer braucht das Brennholz nicht aus weiter Entfernung herbeizuschaffen; denn stets setzen sich auf der obersten Landspitze riesengroße Baumstämme fest, die mit den Fluthen herabkamen, vielleicht, sechs Monate später von Neuem emporgehoben, die Reise wiederum antreten, und, obgleich am Fuß der Anden erwachsen, bestimmt sein können, durch Meeresströmungen ergriffen, in den traurigsten Regionen, am Nordpol, dem Eingebornen eine Segnung, zu landen. Gern zündet der Indianer aus Muthwillen das gesammte Bollwerk an, und es begibt sich wol, daß wenn die Glut in unerwarteter Richtung fortschreitet, die ganze Gesellschaft auf das Eiligste zum Fahrzeug entfliehen muß und ihr Glück zu preisen hat, wenn sie ohne Verlust weiterhin ein anderes Lager erreicht, während die Gluthsäule noch lange über den Urwald emporlodert. Fallen solche wilde Scherze auch selten vor, so zündet doch der Eingeborene am Wasserrande ein Feuer an, sicher, in wenigen Augenblicken eine Menge großer Fische herbeizulocken und mit der Wurfstange zu erlegen. Andere gehen aus, um die Schildkröten zu belauern, die allnächtlich an das Ufer kommen, um ihre Eier zu vergraben; die Onze treibt dieselbe Jagd, und deshalb entfernt sich nie ein Indianer allein und ohne Waffen von dem Wachtfeuer. Fast jedes Landen auf solchen Inseln trägt Vorrath zur Weiterreise ein; denn die gefangenen Amphibien werden auf dem Floße angebunden, wo sie im Genuß des Schattens und Wassers geraume Zeit fortleben. Kaum ist das am Orte selbst mit geringer Mühe erlangte Abendessen verzehrt, so plätschern auch schon die Indianer nach unveränderlicher Gewohnheit im Wasser, und wenn noch ein Baumstamm zum Wachtfeuer hineingewälzt ist, strecken sich alle in einer Reihe unter den schwarzgefärbten Toldos aus, die auf dem weißen Sande wie eben so viele Särge erscheinen. Der ruhige Athemzug deutet an, daß die Begleiter in den schweren Schlaf gefallen sind, der ihrer Race eigenthümlich ist, aber den leichter erregten Europäer unter Umgebungen solcher Größe und Herrlichkeit fliehet. In diesen liegt ein unbeschreibliches Etwas, das zum Nachsinnen auffordert. Leise brechen sich die Wellen am Sandufer, und kein Laut stört die Feier der Nacht. In der todtengleichen Stille vernimmt man das Rascheln des Insekts am Boden und das Hervorspringen einzelner Fische in der Mitte des Stromes. Auch am Himmel herrscht dieselbe Ruhe, denn keine vorübergleitende Wolke verdeckt die ewigen Bahnen der still herabglänzenden Sterne. Auf einmal rauschen die Gewässer in der Ferne, als ob sich Welle über Welle dahin wälzte, und wie der wunderbare Ton in größerer Nähe sich zu entwickeln scheint, gewahrt man in der That eine ungewöhnliche Bewegung in der Mitte der mondERleuchteten Wasserfläche. Bald darauf nimmt diese wiederum ab, bis weiter hinab das Rauschen völlig verklingt. Scheu flüstern die erwachenden Indianer; denn sie halten für die Hervorbringerin dieser unheimlichen Erscheinung eine riesige Amphibie, die zwar noch Niemand sah, deren Existenz aber jeder Forscher, der die Natur in solchen Ländern kennt, für möglich halten wird. Um Mitternacht wird in dem Walde die Ruhe zum ersten Mal unterbrochen, denn verschiedene Thierstimmen werden laut. Sie verkünden die Stunde, wie die Indianer sagen, und lassen von da an sich in ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen hören. Der Ruf wird immer häufiger, je näher der Morgen rückt, allein er weicht kurz vor Aufgang der Sonne wieder der allgemeinen Stille, mit welcher die Nacht begann. Bisweilen ergreift irgend eine unbekannte Ursache die Thierwelt in solchem Maße, daß ein tausendstimmiges Geschrei entsteht, welches zwar periodenweise abnimmt, allein nie ganz der gewöhnlichen Ruhe weicht, ehe nicht die Sonne ihre furchtverscheuchenden Strahlen über die Wälder ergießt. Nicht überall ist jedoch das Nachtlager in der Wildniß so sicher und unbeschwerlich; denn manche der Inseln sind oft mit Stechmücken erfüllt, daß sich ihnen Niemand gern nähert, und andere Male bringt das Knurren der nahe umherstreifenden Onzen, oder das Sichtbarwerden herbeikriechender Krokodile, die keineswegs das Feuer fürchten, die ganze Gesellschaft in Unruhe. Nur auf der Mitte des königlichen Stromes genießt man volle Sicherheit; denn sehr selten kreuzt ihn ein Krokodil, und die Insekten werden von ihren gebrechlichen Schwingen nicht so weit vom Ufer fortgetragen. Das Fahrzeug gleitet auf den Wellen langsam fort, während nach und nach die ganze Mannschaft, den Wächter ausgeschlossen, in Schlaf versinkt, obgleich Gefahren drohen, die nur dem Amazonen-

strome eigen sind. An jenen Verhauen von Stämmen, die sich auf den Landspitzen festsetzen, bricht sich das Wasser mit großer Gewalt, und Stromschnellen umgeben die Stellen, wo ganze Uferstrecken mit donnergleichem Rollen in die Tiefe hinabsinken, eine Erscheinung, welche man im Laufe eines Tages mehrmals beobachtet. Verloren ist der Kahn, der zwischen die schwankenden Stämme geräth, die, halb versunken, allein am Boden wohl befestigt, und ihre Aeste in den Wirbeln kreisförmig herumbewegend, ihn entweder umstürzen oder zertrümmern. Zweimal gerieth vom Strome des Marannon, dem unser Rudern nicht widerstand, ergriffen, das Floß in solche Palisadas, allein es entkam glücklich der Gefahr. Bewies sich zwar die Festigkeit des Baues, so blieb doch viele Furcht vor solchen Abenteuern während der nächtlichen Fahrten auf einem unbekannten Strome und in der Mitte einer Wildniß zurück, wo der Schiffbrüchige mit großer Mühe nur das nächste Indianerdorf erreicht haben würde, ohne Waffen sogar vielleicht in den ersten Stunden den wilden Thieren zur Beute werden mußte. [162.]

12. Brasilianischer Urwald.

Die Urwälder, welche als Zeugen der schöpferischen Kraft des neuen Continentes in ursprünglicher Wildheit und noch unentweiht durch menschliche Einwirkung dastehen, nennt man in Brasilien jungfräuliche Wälder. In ihnen weht den Wanderer europäische Kühle an, und zugleich tritt ihm das Bild der üppigsten Fülle entgegen; eine ewig junge Vegetation treibt die Bäume zu majestätischer Größe empor und noch nicht zufrieden mit diesen riesenhaften uralten Denkmälern ruft die Natur auf jedem Stamme eine neue Schöpfung von vielen grünenden und blühenden Parasiten hervor. Statt jener einförmigen Armuth an Arten in europäischen, besonders in nördlichen Wäldern, entfaltet sich hier eine unübersehbare Mannigfaltigkeit der Bildungen in Stämmen, Blättern und Blüthen. Fast ein jeder dieser Fürsten des Waldes, welche hier neben einander stehen, unterscheidet sich in dem Gesammtausdrucke von seinem Nachbarn.

Wenn wir es versuchen, ein Gemälde von dem Innern einer tropischen Urwaldung zu entwerfen, dürfen wir nicht vergessen, auf das Verhältniß aufmerksam zu machen, welches rücksichtlich des Selbsterhaltungstriebes zwischen den einzelnen Individuen stattfindet. Bei einer so großen Fülle von Leben und einem so kräftigen Ringen nach Entwickelung vermag selbst ein Boden, so fruchtbar und üppig, wie der hiesige, nicht die nöthige Nahrung in gehörigem Maaße zu reichen, daher stehen jene riesenartigen Gewächse in einem beständigen Kampfe der Selbsterhaltung unter einander, und verdämmen sich mehr noch als die Bäume unserer Waldungen. Selbst die schon hoch erwachsenen und einer großen Masse von Nahrungsstoffen bedürftigen Stämme empfinden den Einfluß ihrer noch mächtigeren Nachbarn, bleiben bei Entziehung der Nahrung plötzlich im Wachsthum zurück und fallen so in kurzer Zeit den allgemeinen Naturkräften anheim, die sie einer schnellen Auflösung entgegenführen. Man sieht so die edelsten Bäume nach wenigen Monaten eines tropischen Leidens von Ameisen und anderen Insekten zernagt, vom Grund bis an die Spitze von Fäulniß ergriffen, bis sie plötzlich zum Schrecken der einsamen Bewohner des Waldes unter krachendem Geräusch zusammenstürzen. Im Allgemeinen machen die Landbauer die Bemerkung, daß Stämme, welche einzeln zwischen mehreren einer anderen Art stehen, leichter von letzteren unterdrückt werden. Eine regelmäßige Forstkultur, an die freilich bis jetzt in diesen wenig bevölkerten Wäldern noch nicht gedacht worden ist, wird daher hier künftig nicht sowol das Wachsthum der Stämme gedrängter Nachbarschaft befördern, sondern vielmehr dafür Sorge tragen müssen, daß die Pflanzen in der zweckmäßigen Entfernung von einander aufwachsen.

Es wäre zu weitläufig, hier das Pflanzenwachsthum des Urwalds näher zu charakterisiren. Leichter läßt sich das eigenthümliche Thierleben desselben veranschaulichen. Der Naturforscher,



URWALD IN BRASILIEN.

zum ersten Male hierher versetzt, weiß nicht, ob er mehr die Formen, Farben oder Stimmen der Natur bewundern soll. Den Mittag ausgenommen, wo alle lebende Geschöpfe der heißen Zone Schatten und Ruhe suchen und wo daher eine majestätische Stille über die im Sonnenlichte glänzende Tropennatur verbreitet ist, ruft jede Stunde des Tages eine andere Welt von Geschöpfen hervor. Den Morgen verkünden das Gebrüll der Heulaffen, die hohen und tiefen Töne der Laubfrösche und Kröten, das monotone Schmettern und Schwirren der Cicaden und Heuschrecken. Hat die aufsteigende Sonne den ihr vorangehenden Nebel verdrängt, so freuen sich alle Geschöpfe des neuen Tages. Die Wespen verlassen ihre schuhlangen, von den Zweigen herabhängenden Nester; die Ameisen kommen aus ihren künstlich von Lehm aufgethürmten Wohnungen, womit sie die Bäume überziehen, hervor und beginnen die Reise auf den selbst gebahnten Straßen, ebenso die das Erdreich hoch und weit umher aufwühlenden Termiten. Die buntfarbigsten, an Glanz mit den Farben des Regenbogens wetteifernden Schmetterlinge, besonders zahlreiche Hesperiden, eilen von Blume zu Blume, oder suchen ihre Nahrung auf den Straßen, oder in einzelne Haufen zusammengestellt, auf besonnten Sandufern der kühlen Bäche, der blauspiegelnde Menelaus, Nestor, Adonis, Laertes, die bläulich weiße Idea und der große, mit Augen bemalte Eurilochus schwingen sich, Vögeln ähnlich, durch die feuchten Thäler, zwischen grünen Gebüschen hin. Die mit den Flügeln schnarrende Feronia fliegt eilig von Baum zu Baum, während die Eule, der größte der Nachtschmetterlinge, mit ausgebreiteten Flügeln unverrückt am Stamm festsitzend, den Abend erwartet. Myriaden der glänzendsten Käfer durchschwirren die Luft und blinken gleich Edelsteinen aus dem frischen Grün der Blätter oder duftenden Blumen hervor. Indessen schleichen Eidechsen von auffallender Form, Größe und Farbenpracht, düster gefärbte, giftige oder unschädliche Schlangen, welche an Glanz den Schmelz der Blumen übertreffen, aus dem Laube, den Höhlen der Bäume und des Bodens hervor und sonnen sich, an den Bäumen sich hinaufwindend und auf Insekten oder Vögel lauernd. Von nun an ist Alles voll thätigen Lebens. Eichhörnchen, Heerden von geselligen Affen ziehen neugierig aus dem Innern der Wälder nach den Anpflanzungen und schwingen sich pfeifend und schnalzend von Baum zu Baum. Die hühnerartigen Jacus, Haccos und die Tauben verlassen die Zweige und irren auf dem feuchten Waldboden umher. Andere Vögel von den sonderbarsten Gestalten und dem glänzendsten Gefieder flattern einzeln oder gesellig durch die duftenden Gebüsche. Die grün, blau oder roth gefärbten Papageien erfüllen, auf den Gipfeln der Bäume versammelt oder gegen die Pflanzungen und Inseln hinfliegend, die Luft mit ihrem krächzenden Geschwätz. Der Tucan klappert mit seinem großen hohlen Schnabel auf den äußersten Zweigen, und ruft in lauten Tönen wehklagend nach Regen. Die geschäftigen Pirolen schlüpfen aus ihren lang herabhängenden beutelförmigen Nestern hervor, um die vollen Orangenbäume zu besuchen und ihre ausgestellten Wachen verkünden mit lautem, zänkischem Geschrei die Annäherung des Menschen. Die einsam auf Insekten lauernden Fliegenschnapper schwingen sich von Bäumen und Stauden und erhaschen raschen Fluges den dahin wogenden Menelaus oder die vorübersummenden glänzenden Fliegen. Im Gesträuche verborgen thut indessen die verliebte Drossel die Freude ihres Lebens in schönen Melodien kund; die geschwätzigen Pipren belustigen sich, aus dichtem Gebüsche bald hier, bald dort in vollen Nachtigalltönen lockend, den Jäger irre zu führen. Und der Specht läßt, indem er die Rinde der Stämme aufpickt, sein weitschallendes Klopfen ertönen. Lauter als alle diese wunderbaren Stimmen erschallen von der Spitze der höchsten Bäume die metallischen Töne der Uraponga, welche, den Klängen der Hammerschläge auf dem Amboße ähnlich, nach der Wendung des Sängers bald näher, bald ferner, den Wanderer in Erstaunen setzen. Während so jedes lebende Wesen in Bewegung und Tönen die Schönheit des Tages feiert, umschwirren die zarten Colibris, an Pracht und Glanz mit Diamanten, Smaragden und Saphiren wetteifernd, die prunkvollsten Blumen. Mit dem Untergang der Sonne kehren die meisten Thiere zur Ruhe; nur das schlanke Reh, das scheue Pecari, die furchtsame Agouti und der rüßelige Tapir weiden noch umher; die Nasen- und Beutelthiere, die hinterlistigen Katzenarten schleichen, nach Raub spähend, durch die Dunkelheit des Waldes, bis endlich die brüllenden Heulaffen, das gleichsam um Hülfe rufende Faulthier, die trommelnden Frösche und die schnarren-

den Cicaden mit ihrem traurigen Liede den Tag beschließen, der Ruf des Macun, der Capueira, des Ziegenmelkers und die Baßtöne des Ochsenfrosches den Eintritt der Nacht verkünden. Myriaden leuchtender Käfer beginnen nun gleich Irrlichtern umherzuschwärmen und gespensterartig flattern die blutsaugenden Fledermäuse durch das tiefe Dunkel der Tropennacht. [138.]

13. Gewitter im Urwald.

Eines Abends schlugen wir unser Nachtquartier in einem offnen Rancho auf. Dies ist ein offnes Gebäude, mit Ziegeln oder Schilf gedeckt, zum Unterkommen für die Reisenden. Zwar stieß daran auch eine Venda, allein sie war von Allem entblößt, was uns irgend hätte erquicken können. Nur ein Neger wohnte hier, der schlechterdings nichts mittheilen konnte. Zum Glück kam später auch ein Hühnerverkäufer mit Geflügel an, der ebenfalls hier Nachtquartier zu machen genöthigt war. Wir kauften ihm mehrere Hühner zu unserm Abendessen und zum Frühstück ab, und somit waren wir für diesmal geborgen. Mais für die Thiere mußte seitwärts ½ Stunde im Walde von einer Besitzung geholt werden.

Die Gegend hier mitten im Walde hat schlechterdings nichts Einladendes. Ein wüster Waldstrom rauschte im tiefen Grunde, während bärtige Affen bei anbrechender Nacht in weiter Ferne heulten. Im Rancho herrschte indeß die geschäftigste Thätigkeit. In langen Bambus-Trögen wurde den Hühnern in ihren Käfigen das Fressen gereicht. Die Neger schleppten Holz herbei, die Kochtöpfe sprudelten am Feuer, und indem der Geruch derselben uns den willkommenen Genuß vorspiegelte, kamen auch die Thiere herbei, gleiche Labung erheischend und sich darauf freuend. Man beschlug in der Eile noch, wo es fehlte, und kurirte die durch den Druck der Sättel entstandenen Wunden. In dieser regsamen Thätigkeit blieb die Gesellschaft, bis endlich die Thiere auf die Weide getrieben und die Abendmahlzeit genossen war. Eine Wachskerze leuchtete uns noch zu irgend einer Schlaf herbeiführenden Lektüre, der denn auch sich wie ein lieber Gast nicht lange bitten ließ. Zwar leuchteten Blitze schon lange aus der Ferne durch das Dunkel der Bäume und ein fernes Rollen des Donners verkündete die Ankunft eines Gewitters; aber der Schlaf war mächtiger als alle Drohungen des Himmels. Wir genossen wol eine Stunde lang der Ruhe, als das Unwetter mit aller Macht einbrach und uns weckte. Ein Orkan, der mit furchtbarer Gewalt die Urbäume schüttelte und bis zu den Wurzeln bewegte, raste voran und riß in wirbelnden Bewegungen meine Bettdecke fort, indeß er zugleich die Ziegel des Daches neben unserem Lager niederwarf. Zusammengekauert unter Ochsenhäuten saßen die Neger am erlöschenden Feuer und kreuzten sich bei jedem Blitze. Auch wir rückten der stehenden Wand der Venda näher, Schutz gegen die herabfallenden Ziegel und den in Strömen niederstürzenden, vom Winde auf uns getriebenen Regen zu suchen. Selbst unsere Maulthiere und Pferde, geschreckt vom wilden Getöse und dem Niederstürzen der Bäume, flohen aus dem Walde unter das unsichere Dach.

Es ist schwer, sich eine deutliche Vorstellung von dem schauerlich Großen eines nächtlichen, von Sturm begleiteten Gewitters in einem Urwalde Brasiliens zu machen, und Schauder erregend, ihm ohne Obdach ausgesetzt zu sein. Ein Sturm zur See, wenn Segel reißen und Masten brechen, ist wol wegen des schwankenden Elements gefahrvoller, doch grausender das Gewitter im Urwald. Bei jenem sind die Momente die schrecklichsten, wo der Schiffer die dem Sturm sich entgegenstemmenden Gegenstände, Maste und Segel, noch nicht eingezogen und verkleinert und der einwirkenden Gewalt angepaßt hat. Ist dieses Geschäft aber vorüber und glücklich überstanden, so kann man sich auf offener See und in wasserdichtem Fahrzeuge sorglos schaukeln lassen. Das Heulen des Windes in den Tauen, das Rasseln und Knarren der Masten und Segelstangen, das Dehnen, Renken, Winden und Knistern des Schiffsbauches, die an- und überschlagenden Wellen hört man nach einigen Stunden ohne Angst; der Eindruck wird schwächer und schwächer und selbst der Donner verliert von

seiner Furchtbarkeit; er rollt schnell vorüber und man liegt ruhig in der Kajüte. Nicht so ein Sturm und Gewitter, wie ich sie in den brasilischen Wäldern oft erlebte. Immer waren sie mir furchtbar und selbst den Thieren war es unheimlich zu Muthe, denn auch die kleinsten wurden unruhig, besonders die Frösche. Das Toben des Windes in den Riesenbäumen Brasiliens, das Getöse und Gekrache der umstürzenden Bäume, nahe und fern das Abfallen dürrer Aeste, der Strom sich ergießenden Regens, das Geheul wilder Thiere, besonders der Affen, die vielleicht durch einen niederstürzenden Baum aus ihrer Schlafstätte geschleudert, vielleicht auch beschädigt wurden, das unaufhörliche Krachen und Rollen des Donners, mit seinen unendlichen Echo's, das wunderliche Licht, welches die hellsten Blitze im Dunkel des schwarzen Waldes verbreiteten, dabei die beständige Gefahr, von dürren Aesten oder niederstürzenden Bäumen erschlagen zu werden, alles dieses versetzte mich stets in den unbehaglichsten Zustand.

Zur Ergänzung dieser Schilderung folge ein ähnliches Abenteuer auf einer Reise von Villa Rica nach Rio Janeiro. In einem tiefen, an und für sich schon Grausen erregenden Thale, zwischen hohen felsigen Bergen eingeschlossen, fließt der Rio das Pedras, sehr unbedeutend, aber mächtig durch starke Regengüsse. Der Tag war so heiß gewesen, die Thiere waren so ermüdet, die reinen mit Gras bewachsenen Ufer und der grüne Abhang des untern Theils des Berges, beschattet von majestätischen, hohen, dickbelaubten, wilden Feigen-Bäumen, so einladend, daß wir uns entschlossen, auf diesem Platze unser Nachtlager aufzuschlagen. Hoch oben am Berge war die Wohnung eines Pflanzers. Es war noch früh am Tage, und wir hatten Zeit, unsere häuslichen Einrichtungen zu treffen. Der Boden war allenthalben rein, das Gras kurz, so daß von Schlangen nichts zu fürchten war. Doch hausten hier Millionen kleiner Holzböcke, die uns nicht wenig zu schaffen machten. Wir mußten uns entkleiden und mit dem Safte von wildem Tabak einreiben, um davon befreit zu werden. Vertrauend auf den schönen Abend, der uns eine herrliche Nacht verkündete, gaben wir uns keine Mühe, uns gegen Regen zu sichern. Einige lagerten sich hier, die Andern dort. Ich wählte meinen Platz unter einem großen, etwas erhaben stehenden Feigenbaum, breitete eine Ochsenhaut auf die Erde und ließ mein Bett darauf legen. Hochflammende Feuer verbreiteten einen wunderlichen Schein über die schlafenden Gruppen, das aufgethürmte Gepäck und das an den Bäumen herumhängende Sattelzeug. Lange dauerte es, ehe ich einschlafen konnte. Kein Lüftchen rührte sich, und nur das Rauschen des in der Ferne sich durch Felsen zwängenden Flusses unterbrach die Stille der Nacht. Die ganze Natur schien zu schlafen, die Feuer verglimmten in sich. Im Begriffe, mich ebenfalls dem Schlafe zu überlassen, spürte ich eine Bewegung auf meiner Bettdecke. Mein erster Gedanke war: eine Schlange — und, indem ich mich aufrichten wollte, fühlte ich etwas Eiskaltes an meinen Füßen. Mit einem Satze war ich in die Höhe und ergriff einen Feuerbrand, die Ursache meines Schreckens zu untersuchen. Da fand ich eine dicke Kröte, die zu mir gekrochen war. Ich schleuderte den unwillkommenen Gast weg, bemerkte aber in demselben Augenblicke, da das Feuer heller aufloderte, daß eine große Menge dieser Thiere sich eingefunden und um mein Lager und das Feuer in den wunderlichsten Gruppirungen, Stellungen und Bewegungen herumhüpften. Froh, nur Kröten und keine Schlangen zu sehen, legte ich mich wieder nieder und entschlief. Kaum mochte es Mitternacht sein, als ferner Donner und helle Blitze uns weckten; schnell rückte das Gewitter näher heran, und die schleunigsten Maßregeln mußten getroffen werden, uns gegen den Regen zu schützen. Die Feuer wurden vergrößert, das Gepäcke und unser Lager mit Ochsenhäuten zugedeckt. Bald wütheten Sturm, Regen, Blitz und Donner; Jeder kroch unter seine Ochsenhülle und zog sich zusammen, da wo die Hülle nicht zureichte. Die dick belaubten Bäume schützten anfänglich; später aber entledigten sie sich des Wassers in verdoppelten Güssen. Die Feuer verlöschten vom unaufhörlichen Regen; die nahen Waldströme ertönten mit brüllendem Geräusche. Rabenschwarze Nacht umgab uns. Die Einen, in Betrachtung dieser unangenehmen Lage verloren, die Andern, besonders die Neger, sich vor Gottes Zorn fürchtend, verhielten sich ganz ruhig, keiner sprach ein Wort, bis endlich ein tosendes, krachendes Geräusch uns mit einem Schrei des Entsetzens aufriß. Tausend Vermuthungen, Angst, Zweifel, Furcht und Entsetzen wechselten mit Einem Male ab. Waren wir hier sicher, oder der Gefahr ausgesetzt, war der Tod uns nahe, oder welch furchtbares Naturereigniß hatte sich zugetragen? Dies Alles verbarg uns

die dunkle Nacht, und wir ergaben uns mit klopfendem Herzen der Vorsehung. In diesem qualvollen Zustande der Furcht und des Schreckens, die Neger immer Misericordia meo deos ächzend, verblieben wir bis zum Anbruch des Tages, wo die Sonne mit ihrem tröstenden Lichte einen nahe bei uns eingestürzten Berg beleuchtete, der uns freilich auch wol hätte überschütten können. Froh, solchem Unglück entgangen zu sein, machten wir ungesäumt uns auf den Weg, und ließen die durchnäßten Kleider von der Sonne trocknen.

[53.]

14. Brasilianische Indianer.

Alle Provinzen dieses ungeheuren Landes sind mehr oder weniger von wilden Völkerstämmen bewohnt. Der größte Theil derselben steht noch auf der untersten Stufe der Cultur, wenige haben einen geringen Grad von Civilisation angenommen. Bei der außerordentlich großen Zahl dieser Nationen müssen wir uns darauf beschränken, einige der bedeutendsten von ihnen genauer zu schildern, und es genügt dieses um so mehr, als oftmals eine ganze Reihe solcher wilder Stämme im Wesentlichen wenig unterschieden sind. So ist es namentlich mit den Stämmen im südlichen Brasilien der Fall, als deren bedeutendste Coroados und Purs gelten können. Die Indianer dieser Stämme sind einander in Körperbau und Gesichtsbildung auffallend ähnlich, und mehr von einem allgemeinen Racenzug beherrscht, als dieses bei anderen Raçen (besonders am Amazonenstrom) der Fall ist. Die Indianer sind von kleiner oder mittlerer Statur, die Männer vier bis fünf, die Weiber im Allgemeinen etwas über vier Fuß hoch; alle von stämmigem, breitem und gedrungenem Körperbau. Nur selten bemerkt man unter ihnen Einige von höherem, schlankerem Wuchs. Die Hautfarbe ist ein mehr oder weniger tiefes Kupferbraun, nach dem Alter, der Beschäftigung und dem Gesundheitszustande etwas verschieden. Neugeborne Kinder sind gelblich-weiß, wie Mulatten, Kranke erhalten eine bräunlich-gelbe Farbe; äußerst selten trifft man unter ihnen Kakerlacken oder Dunkelgefleckte. Im Ganzen sind sie um so dunkler gefärbt, je kräftiger und thätiger sie sind. Erröthen kann der Indianer eigentlich nicht, und jenes menschliche: „Erubescit, salva res est,“ findet keine Anwendung bei dieser rohen Menschenrace. Nur nach langem Umgange mit den Weißen und nach erhaltener Bildung bemerkten wir bei den Indianern Farbenwechsel als Ausdruck der Gemüthsbewegungen. Uebrigens ist ihre Haut sehr fein, weich, glänzend. Die langen, harten, straffen, glänzend schwarzen Haare hängen dicht und unordentlich vom Haupte herab.

Im Allgemeinen ist der Körperbau des Indianers stämmig, breit und kurz, während der des Negers lang und schlank ist; er nähert sich somit mehr dem der übrigen Racen, besonders den Chinesen und Kalmücken, wenn gleich diese von hellerem Teint sind, und gebildetere Züge haben. Mißgebildete und Verkrüppelte haben auch wir unter den Indianern nicht getroffen, weshalb Einige glauben, daß sie solche gleich bei der Geburt umbringen.

Das Temperament des Indianers ist beinahe noch unentwickelt und spricht sich als Pflegma aus. Alle Seelenkräfte, ja selbst die höhere Sinnlichkeit, scheinen sich wie in einem Zustande der Erstarrung zu befinden. Vergangenheit und Zukunft unterscheiden sie beinahe nicht, daher sorgen sie nie für den kommenden Tag. Fremd der Gefälligkeit, Dankbarkeit, Freundschaft, Demuth, dem Ehrgeize und überhaupt allen zarten und edlen Regungen, welche die menschliche Gesellschaft zieren, theilnahmlos, verschlossen, versunken in Gleichgültigkeit gegen Alles, gebraucht der Indianer nichts, als seine von Natur aus scharfen Sinne, seine Schlauheit und sein zuverlässiges Gedächtniß, und zwar nur da, wo es Krieg oder Jagd, seine Hauptbeschäftigung, angeht. Kalt und träge, selbst in den Familienverhältnissen, folgt er mehr dem thierischen Instinkte, als einer zärtlichen Neigung, und seine Liebe gegen die Frau äußert sich nur in der grausamen Eifersucht, welche, nebst der Rachsucht, die einzige Leidenschaft

ist, wodurch seine verkümmerte Seele aus ihrer dumpfen Gleichgültigkeit gerissen werden kann.

Gefühllos für die Reize des Gaumens, besonders zur Fleischnahrung geneigt, ist der Indianer im Allgemeinen mäßig, und folgt ohne bestimmte Zeitordnung nur dem Bedürfnisse, ja hungert oft seiner Bequemlichkeit zu Gefallen; leidenschaftlich dagegen ist er dem Trunke seiner Vinhassa, oder, wenn er dessen theilhaftig wird, des Branntweins, ergeben. Still folgsam im Dienste des Weißen, hartnäckig ausdauernd in der angewiesenen Arbeit, durch keine Behandlung zum Zorne, wohl aber zu langwieriger Rachsucht reizbar, ist er, wie die Colonisten zu sagen pflegen, nur geboren, um befehligt zu werden. Weder diebisch noch betrügerisch, und zu Nichts Verlangen tragend, was nicht zu den Bedürfnissen des Magens gehört, hält er sich stets einzeln und von der Familie abgesondert. In der Krankheit von den Colonisten auch noch so sorgfältig verpflegt, oder überhaupt mit Wohlthaten begünstigt, fühlt er während der Genesung nur um so lebhafter seinen nomadischen Instinkt, und flieht, aller Dankbarkeit beinahe unfähig, selbst ohne nähere Veranlassung in seine finstern Wälder zurück. Nichts weniger als gesprächig, schläft er auch während eines Theils des Tages, spielt außer der Jagdzeit mit seinen Hausthieren, oder stiert gedankenlos vor sich hin, zuweilen wie im Traume von gespensterhaften Phantasien geschreckt. Fest gewurzelt in der Gegenwart, erhebt er fast nie sein Auge zu dem Sternenhimmel. Jedoch beherrscht ihn eine große, ehrfurchtsvolle Scheu vor einzelnen Gestirnen, wie vor Allem, was einen geistigen Zusammenhang der Dinge offenbart. Es ist aber nicht die Sonne, welche seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich zieht, sondern der Mond, von dem er insbesondere, wie seine Zeitrechnung, auch Gutes und Schlimmes abzuleiten pflegt. Da alles Gute an ihm vorübergeht, und nur das Widerwärtige Eindruck auf ihn macht, so erkennt er keine Ursache des Guten, oder keinen Gott, sondern nur ein böses Prinzip, welches bald als Eidechse, als Mann mit Hirschfüßen, als Krokodil, Onze, begegnet, bald sich in einen Sumpf u. s. w. verwandelt, ihn irre führt, neckt, in Schaden und Gefahr bringt, oder gar tödtet.

Den nächsten Verkehr mit den Dämonen schreiben sie ihrem Pajé zu, der viele wirksame Kräuter kennt, zugleich ihr Arzt und Priester zu sein scheint, und sich durch allerlei zauberhafte Gaukeleien bei ihnen in Ansehen zu erhalten weiß. In ungewöhnlichen Fällen wird er um Rath gefragt, den er nach gepflogener Rücksprache mit dem Dämon, wozu er finstere, stürmische Nächte auswählt, ertheilt. Gewisse Thiere, wie eine Art Ziegenmelker und einige Geierarten, sind dem Pajé Boten von Verstorbenen, und deshalb von Allen hoch verehrt. Auch trägt der Indianer Gehänge von Eckzähnen der Onzen, Affen, von gewissen Wurzeln, Früchten, Muscheln und Steinen um den Hals, indem er glaubt, daß er sich hierdurch gegen den Anfall wilder Thiere und gegen Krankheiten schützen könne. Der Pajé gibt allerlei Arzneimittel, die oft unter Zauberformeln bereitet werden, übt durch Anrauchen eine Art von Exorcismus aus und erhält die Gespensterfurcht der Indianer durch abergläubische Gebräuche und Erzählungen; oft aber werden Unglücksfälle, Krankheit und Tod der Nachbarn seinen Hexereien zugeschrieben, und er bezahlt dann sein Amt mit dem Leben. Uebrigens hat der Pajé ebensowenig Einfluß auf den Willen der Menge, als irgend ein Anderer, denn sie sind sich alle gleich, und leben außer allem gesellschaftlichen Verbande weder in republikanischer noch in patriarchalischer Verfassung. Selbst das Familienverhältniß ist unter ihnen sehr lose; nur selten nimmt sich der Aelteste seiner Abkömmlinge an, und schlichtet ihre Streitigkeiten und Raufereien. Der Einfluß der Portugiesen hat unter ihnen die Klügsten hervorgehoben, welche sich geschmeichelt fühlen, Capitão genannt zu werden, und eine gewisse Suprematie über die Anderen ausüben. Wenn sie Krieg führen, ist der beste Jäger, welcher am meisten Feinde oder Onzen u. s. w. erlegt hat, und am meisten Schlauheit besitzt, ihr Anführer.

Die Indianer leben in einer regellosen Mono- oder Polygamie. Jeder nimmt so viele Weiber, als er Lust hat, ernähren kann und will und schickt sie wieder weg, sobald es ihnen beliebt, welche sich dann wieder einen neuen Mann suchen. Doch ist es häufig, daß der Mann nur eine Frau nach der andern hat. Ihre Ehen werden ohne alle Feierlichkeiten geschlossen; die einzige Ceremonie ist die Ueberreichung von Wildpret, oder Früchten, welche der Bewerber den Eltern seiner Braut bringt, wodurch er sich stillschweigend anheischig macht, die Frau durch Jagd zu ernähren. Während der Mann sich blos mit

Jagd, Krieg und der Bereitung seiner Waffen beschäftigt, liegt den Weibern alle Sorge für das Hauswesen ob. Die Weiber sind im Allgemeinen die Sclavinnen des Mannes, und müssen sich bei dem nomadischen Umherziehen mit allem Nöthigen wie Lastthiere bepacken, ja selbst das von den Männern erlegte Wild aus dem Walde abholen. Die Heirath bildet keine besondere Epoche in ihrem Leben. Nur die Geburt und der Tod geben Veranlassung zu eigenen Ceremonien. Ihre Feste werden ohne Rücksicht in jeder Jahreszeit gehalten, die Veranlassung dazu wird besonders von dem Reifen der Früchte genommen. Gar häufig verlassen daher mehrere Familien ihre bisherigen Wohnungen und lassen sich da nieder, wo neue Früchte reifen, oder wo es bessere Jagd gibt. Nach einem glücklichen Feldzuge werden die Siege in lärmenden Tänzen und Gesängen gefeiert, und die Coroados pflegen dabei die erbeuteten Gliedmaßen ihrer Feinde, der Puris, mit Pfeilen zu durchbohren und bei der Vinhassa herumgehen zu lassen, und daran zu saugen.

Stirbt ein Indianer, so wird er in der Hütte begraben, welche hierauf, wenn es ein Erwachsener war, verlassen und mit einer neuen vertauscht wird. Der Leichnam wird in einer hockenden Stellung entweder in einen großen Topf von Thon gesteckt, oder in Bast oder altes Baumwollenzeug gewickelt, unmittelbar in die Erde gegraben, die sodann unter jämmerlichem Geheule mit den Füßen stark eingestampft wird. Auf das Grab legen sie eine Zeitlang die Waffen der Verstorbenen, auch Speisen, Wildpret und pflegen die Todtenklage täglich zweimal zu wiederholen, wobei sie sich die Haare kurz abschneiden oder sehr lang wachsen lassen, die Weiber sich auch am Kopf ganz schwarz färben sollen. Noch lange nach dem Hinscheiden feiern sie das Gedächtniß der Todten, wenn sie zufällig an die Stelle kommen, wo diese begraben liegen, durch Klagegeheul. Die Seele des Abgeschiedenen ist nun nach ihrer Ansicht in einem angenehmen Walde voll von Sapucajabäumen und Wildpret, wo es ihr in Gesellschaft aller Verstorbenen sehr wohl geht. Welche Vorstellung die Indianer von der Natur der Seele haben, ist nur nach langem Umgange mit ihnen und durch Eingehen in ihre Denkweise zu erforschen möglich; so Viel schien uns aber gewiß, daß sie an eine Fortdauer derselben nach dem Tode glauben. So verlassen sie aus einer gespensterartigen Furcht die Hütten, worin sie ihre Verwandten begraben haben, geben dem Leichnam Victualien gleichsam als eine Wegzehrung mit, und scheuen sich, den letzten Ruheort der Todten zu stören, aus Furcht, daß diese ihnen sonst erscheinen und sie quälen möchten. Auch die allgemeine und in allen Sprachen der Indianer durch eine bestimmte Bezeichnung beurkundete Annahme eines bösen Princips kann als Beweis angesehen werden, daß sie, wenn auch noch so unklar, das Geistige von dem Körperlichen in der Natur unterscheiden.

Wir besuchten die Aldeas (Hütten) der Coroados zu allen Stunden und erhielten so einen lebendigen Eindruck von dem ganzen Tageslaufe dieser Naturmenschen. Sobald das Sonnenlicht die Hütte des Indianers erhellt, erwacht er, steht sogleich auf und tritt unter die Thür, wo er gewöhnlich einige Zeit mit Ausrenken und Reiben der Glieder hinbringt, bis er sich endlich in den Wald begibt, um ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen. Dann geht er zur Hütte zurück, wo er die noch fortglimmenden Kohlen des gestrigen Feuers hervorsucht, oder es mittelst zweier trockener Holzstäbe, deren einen er quirlend auf dem andern bis zur Entzündung reibt, und durch Vorhalten dürren Grases oder Strohes von Neuem anmacht. Der gesammte männliche Theil der Bewohner nimmt hierauf theil an dem Geschäfte. Die Einen schleppen Holz aus dem Walde herbei, die Anderen schüren das Feuer zwischen einigen großen Steinen an, und sämmtliche hocken sich dann rings um dasselbe nieder. Ohne einander anzusehen oder mit einander zu sprechen, bleiben sie oft mehrere Stunden in dieser Stellung, nur beschäftigt, das Feuer zu unterhalten, oder zum Frühstücke Bananen, Maiskolben u. s. w. in der Asche zu rösten. Ein heimischer Affe oder irgend ein anderes ihrer zahlreichen Hausthiere, womit sie spielen, dient ihnen dabei zur Belustigung. Der Weiber erstes Geschäft, nachdem sie die Hängematte verlassen, besteht darin, daß sie sich und ihre Kinder bemalen und darauf geht eine Jede an die bestimmte häusliche Arbeit, an das Abziehen der Fäden von Palmblättern, das Stricken der Netze, die Verfertigung irdener Geschirre, das Reiben der Mandiocca und das Stoßen der Maiskörner, woraus sie mittelst saurer Gährung ein kühlendes Getränk zu bereiten wissen. Andere gehen in ihre kleinen Pflanzungen, um Mais, Mandiocca,

Bohnen zu holen, oder in den Wald, um wilde Früchte und Wurzeln zu suchen. Haben die Männer ihr sehr frugales Frühstück eingenommen, so richten sie ihre Bögen, Pfeile, Schlingen und Lanzen u. s. w. zu. Erst wenn die Sonne hoch steht und die Hitze sehr zugenommen hat, liebt der Indianer, sich im Bache zu baden, und geht dann gewöhnlich zwischen neun und zehn Uhr auf die Jagd, meistens von der Frau begleitet. Er verfolgt hiebei die schmalen, kaum bemerkbaren Fußsteige, oder geht quer durch die Waldung. Ist das Ziel seiner Reise entlegen, so bricht er, um den Rückweg leichter zu finden, Zweige von den Gesträuchen ab, die er hangen läßt oder in den Weg streut. Der Mann trägt in der Hand seine Waffen, und, wenn er es eingehandelt hat, ein kurzes Messer mittelst einer Schnur am Halse; die Frau folgt leer, oder mit einem aus Schnüren geflochtenen Beutel, der einige Lebensmittel enthält.

Mit vorwärts geneigtem Leibe gehen sie kurzen Schritts, immer sich schmiegend und niedertauchend, durch das Dickicht, und spähen mit Ohr und Auge aufmerksam nach allen Seiten. Bei dem geringsten Geräusche halten sie still, oder verkriechen sich. Wird ein Wildpret erblickt, so schleicht der Indianer äußerst vorsichtig mit gespanntem Bogen näher, und schießt endlich den Pfeil ab, ohne zu fehlen. Die Frau sucht gewöhnlich die Beute und den Pfeil in dem Gebüsche auf.

Die Bereitung des Mittagsmahles ist, wie die Unterhaltung des Feuers, den Männern überlassen. Schweine werden gesengt, andere haarige Thiere mit Haut und Haaren angespießt und an's Feuer gebracht, Vögel oberflächlich gerupft, dann ausgeweidet. Der Körper wird ganz oder theilweise, an Stöcke gespießt, am Feuer gebraten, oder in den Topf mit Wasser gesteckt. Will der Indianer einen Theil des Fleisches aufbewahren, so wird dieses im Muquem, d. h. auf ein hölzernes Flechtwerk über das Feuer gelegt, und durch Hitze und Rauch so lange gedörrt, bis es so dürr wie Holz ist. Als besonderen Leckerbissen braten sie auch die Gedärme, nachdem sie solche über runde Stöcke gezogen haben. Salz wird bei dieser einfachen Kochkunst nicht angewendet. Der Indianer liebt gebratenes Fleisch, besonders wenn es noch blutig ist, mehr als gesottenes. Der Tapir, die Affen, Schweine, Armadille, u. s. w. sind seine Lieblingsspeisen; er ißt aber auch das Coati, Reh, die Vögel, Schildkröten und Fische sehr gerne, und nimmt im Nothfalle mit Schlangen, Kröten, und großen gebratenen Insectenlarven fürlieb. Das Mittagsmahl wird gewöhnlich nach der Jagd gegen vier Uhr genossen. Die Bewohner der Hütte, oder auch jeder Nachbar und Stammverwandte, welcher eben gegenwärtig ist, nimmt Antheil an dem Mahle; ein Jeder reißt sich dabei ohne Rangordnung ein Stück von dem Braten, und hockt sich damit, entfernt vom Feuer, abgesondert von den Uebrigen, in einen Winkel der Hütte, oder unter einen Baum. Vor Allem theilen sie ihren Hühnern und Hunden mit, welche sie von den Colonisten sich angeeignet haben, und sehr schätzen, und dann beginnen sie das Fleisch nach den Längenfasern abzuzupfen, um es zu essen. Die Frau bringt zu diesem Mahle in die Nähe des Feuers die Cuja mit Mandioccamehl, wovon sich ein Jeder eine Handvoll nimmt, um das Mehl mit derselben Geschicklichkeit, wie die Colonisten, behaglich sich in den Mund zu werfen. Ist das Mahl vollendet, so holt ein Glied der Familie aus dem benachbarten Bache eine Cuja Wassers, woraus dann Jeder beliebig trinkt. Gleich nach dem Essen liebt der Indianer, in der Hängematte zu schaukeln, oder darin zu schlafen. Außer dem Mittagsmahle hält er keine Mahlzeit, wol aber ißt er inzwischen Früchte des Waldes, Bananen, Wassermelonen u. s. w., die er in der Nähe der Aldea baut, aber oft auch aus den benachbarten Anpflanzungen der Colonisten entwendet. Ist ein Trinkfest veranstaltet, so beginnt vor Sonnenuntergang das Trinken der Vinhassa, und dauert unter tumultuarischem Tanz und Gesang bis gegen Tagesanbruch, worauf sie halb berauscht den Morgen bis zehn Uhr in dem Netze zubringen. Derjenige, welcher am meisten Mais gebaut und vorräthig hat, ist der Wirth für die Bewohner der benachbarten Aldeas, und während jedes Gelages wird Ort und Tag zu dem nächsten verabredet.

So gehen den Indianern unter Jagd, Krieg, wilden Festen und mechanischen, häuslichen Beschäftigungen, in einer rohen, gefühllosen Lebensweise, Monate und Jahre hin, ohne daß er sich eines höheren Berufes der Menschheit bewußt wird. Wenn er auch allmälig anfängt, mit den Herren des Landes einigermaßen in Verkehr zu treten, so sind ihm doch gesellschaftliche Tu-

genden unbekannt. In der Nähe der Colonisten verläßt er sich mehr auf ihren, als auf seinen eigenen Fleiß, und raubt, wenn ihn Mangel drückt, in deren Pflanzungen und Viehstand. Das Christenthum zu verbreiten, sind zwar der Geistliche und überhaupt die Portugiesen sehr bemüht; allein selbst die gebildeteren Coroados und Coropos haben bis jetzt keine Ahnung von dem Wesen der christlichen Religion, und nehmen höchstens an den äußeren Gebräuchen und auch hierin nicht ausdauernden Antheil. Es ist zwar nichts Seltenes, daß diese Naturmenschen sich zur Trauung in der Kirche einfinden, oder ihre Kinder zur Taufe bringen; jedoch reizt sie hiezu nur die Ceremonie, welche sie staunend angaffen, ohne dabei irgend eine Gemüthsbewegung oder Nachdenken zu verrathen. [138.]

15. Geselliges Leben in Minas.

Es gibt in Minas Geraes drei Klassen freier Leute: Weiße, Mulaten und Neger. Diese drei Gruppen sind zwar nach dem Gesetz gleichberechtigt, aber Umstände und Gewohnheit haben ein gewisses ungeschriebenes Gesetz gemacht, das eine strengere Beachtung erfährt, als das geschriebene, über dessen Satzungen die Brasilianer durch allerhand Mittel und Wege sich im Ganzen gut hinwegzusetzen wissen. Man sieht auf die öffentliche Rechtspflege überall mit mißtrauischen Augen und weiß, daß Geld und Familienverhältnisse die Hebel sind, welche die Entscheidungen fällen. Dieser Mangel darf weniger dem besoldeten Beamtenstande, als den unbesoldeten Geschworenen zur Last gelegt werden. Die vieljährige Gewohnheit, ungerechte Entscheidungen zu fällen, ist bei denselben so eingerissen, daß Niemand mehr das eigentliche Recht, sondern nur die gerade vorliegenden Verhältnisse berücksichtigt und nach ihnen die Entscheidung fällt. Daher bekommt der Reichere dem Aermeren gegenüber stets Recht, und ebenso der Weiße gegen den Farbigen; wenn Weiße mit Weißen streiten, so hat der Vornehmere, der länger am Orte Ansässige, der Eingeborne über den Fremden den Vortheil, und ebenso ist es, wenn der Prozeß zwischen Farbigen besteht. Niemand scheut sich, das zu leugnen; Keiner weiß ein Mittel, diesem allgemeinen Unwesen zu steuern. Der Rechtliche, welcher es wagen wollte, anders als die verdorbene Majorität zu stimmen, würde wie die Eule unter den Krähen leben und bald den allgemeinen Nachstellungen erliegen. Im Allgemeinen zieht unter diesen Umständen die Regierung in Rechtshändeln mit Einzelnen stets den Kürzeren. Man scheut sich nicht, öffentliche Diebe, notorische Mörder, anerkannte Betrüger bei juristischen Verhandlungen frei zu sprechen, wenn der Staatsanwalt sie in Anklagestand versetzt hatte, und thut das ganz gewiß, wenn der Angeklagte ein reicher Mann oder Mitglied einer guten Familie ist. Wer nicht verurtheilt worden ist, gilt für völlig unbescholten, er mag so viel Betrügereien verübt haben, wie er will; und Jeder wird freigesprochen, der für die Freisprechung bezahlt. Minder Bemittelte geben den Geschworenen 10 Mille Reis à Person vor dem Spruch und sind dadurch vor der Verurtheilung gesichert; reichere Leute zahlen mehr und können um so bestimmter auf ihre Freisprechung rechnen. Kein Wunder, daß bei solcher Sachlage sich Jeder selbst zu helfen sucht, so gut er kann, und der Arme oder der Schwarze lieber zum wirklichen Verbrecher wird, als daß er sich unschuldig durch ein ungerechtes Gericht dazu stempeln läßt. Darum ist die Zahl der eigenmächtigen Gewaltthaten sehr groß, immer aber sind bestimmte Veranlassungen zu denselben vorhanden. Von Raub und Mord, aus Uebermuth oder Bedürfniß vollführt, hört man nichts; Jedermann kann unbesorgt in ganz Brasilien reisen, Niemand wird ihm Etwas zu Leide thun oder nach dem Leben trachten, so lange er selbst Keinen beleidigt hat.

Auffallender als in den Rechtsverhältnissen tritt der Farbenunterschied der Gesellschaft in Ständen und Beschäftigungen hervor. Man darf es stets als eine Ausnahme betrachten, wenn man irgendwo größeren Grundbesitz in den Händen von Farbigen trifft; bei Weitem die meisten Land-

eigner oder Minenbesitzer sind Weiße. Nicht leicht heirathet ein Weißer eine Farbige, sondern nur eine Weiße; ein Jeder sucht seine Stammreinheit in der Familie zu bewahren, und wirkliche Verwandtschaft mit Farbigen zu vermeiden. Daher bleiben die liegenden Gründe, welche zuerst immer von Weißen in Besitz genommen und urbar gemacht worden sind, vorzugsweise in deren Händen; nur hie und da schwingt sich ein Mulate oder ein Neger zum Herrn einer Fazende oder einer Mine empor. Uebrigens liegt große Schuld in der Nachlässigkeit und Genußsucht der farbigen Race; hat wirklich ein Mulate sich großen Reichthum erworben, so kann man fast mit Sicherheit darauf rechnen, daß seine Söhne oder Schwiegersöhne ihn wieder vergeuden werden. Dann fällt er viel häufiger Weißen, als Farbigen in die Arme, weil erstere im Ganzen die Wohlhabenderen sind und auf mehr erblichen Besitz ausgehen, als letztere.

Anders ist es schon in den Dörfern; da allerdings gibt es wol ebensoviele Farbige als weiße Grundbesitzer; aber der Besitz eines Häuschens in einem Dorfe mit einem Garten ist ein sehr geringes Eigenthum, das mit unbedeutenden Mitteln erworben werden kann. Auch in den Dörfern bilden die Weißen überall, wo sie mit Farbigen zusammenwohnen, die bessere, wohlhabendere und vornehmere Gesellschaft. So findet man namentlich in den Staatsbeamten, den Geistlichen, den größeren Kaufleuten stets Weiße; erst die untern Kneipwirthschaften pflegen farbigen Leuten zu gehören. Je weiter indessen nach Innen, um so vorwiegender werden in den Dörfern die Farbigen und da kann es vorkommen, daß der Subdelegato, der Juiz da Paz, der Posthalter, der Schulmeister oder selbst der Pfarrer ein Farbiger ist. Gewöhnlich wird nur der Handwerkerstand von freien Farbigen dargestellt, Mulaten wie Negern, und namentlich pflegen Tischler, Zimmerleute, Schneider, Sattler aus Mulaten, Maurer, Schmiede, Klempner, Schuhmacher mehr aus Negern sich zu rekrutiren; farbige Schlächter sind schon seltner, dagegen die Schnapsschenkwirthe fast immer Mulaten. In den Städten ändert sich dies Verhältniß wieder; da sieht man viele weiße Handwerker, welche als Meister dem Geschäfte vorstehen und sich freie farbige Arbeiter als Gesellen halten. Der Tagelöhner ist überall schwarz; minder zahlreich kommen Farbige darunter vor; er besteht in der Regel aus Sclaven, die von ihren Herren sich selber überlassen werden, unter der Bedingung, daß sie täglich eine bestimmte Summe dem Herrn abliefern; was sie mehr verdienen, ist ihr Eigenthum. Die meisten Kaffeeneger in Rio und fast alle Träger überhaupt sind solche Sclaven; im Innern sieht man sie nur in den größern Ortschaften.

Wie scharf nun auch diese Unterschiede im Leben festgehalten werden, und wie wenig geneigt die weißen Familien im Ganzen sind, mit farbigen Leuten in intimen Verkehr zu treten, so bemerkt man doch im öffentlichen Umgange gar keinen andern Kastenunterschied, als den zwischen Freien und Sclaven. Wo Freie verschiedener Färbung an öffentlichen Orten, in der Kirche, auf dem Markte, in Spielhäusern oder Tanzlokalen zusammenkommen, überall behandelt Jeder den Andern mit gleicher Rücksicht und nie fällt es dem Mulaten ein, sich freiwillig dem Weißen unterzuordnen, oder dem Weißen, sich deutlich über ihn zu erheben.

Im geselligen Umgange herrscht zwischen den Männern eine gewisse Freiheit, die über die Ceremonien der Etiquette sich hinwegsetzt. Indessen reden selbst Leute gleichen Standes einander immer mit dem Ausdruck: Euer Gnaden (vos mercès) an, das einfache „Sie" ist schon eine zu große Vertraulichkeit, es wird von Leuten, denen man zuerst begegnet, dem Anredner als Hochmuth ausgelegt. Frauen werden überall mit größerer Rücksicht behandelt; es würde sehr auffallen, wenn man nicht jedes freie Frauenzimmer Senhora und vos mercès tituliren wollte; selbst im eigenen Hause nennt die Frau den Mann Senhor und er sie Senhora, wofür aber in beiden Fällen die Abkürzung „Sir", vor den Vornamen gesetzt, die üblichere Form ist. Gegen Fremde ist man stets sehr höflich, erwartet aber auch von ihnen dasselbe; nur die Frauen sind viel zurückhaltender, es ist eine Seltenheit, wenn man denselben sofort vorgestellt wird, in der Regel lernt man sie erst später kennen. Die Frauen werden überhaupt nicht nur sehr zurückgezogen, sondern auch sehr streng von ihren Eheherren gehalten.

Durch diese Strenge sind sie nicht blos sehr schüchtern geworden, sondern auch höchst nachlässig gegen sich selbst, und gleichgültig in Bezug auf ihre äußere Erscheinung. Viele waschen sich nur alle acht Tage, manche gar nicht; keine hält es der Mühe werth, sich ordentlich anzukleiden, alle

gehen im Hause auf Pantoffeln umher und beschäftigen sich lediglich mit der Oberaufsicht der weiblichen Sclaven, die im Hause arbeiten, selbst nicht viel angreifend. Zwar decoriren sie sich Sonntags das gut geflochtene und sehr reichliche dunkle Haar geschmackvoll mit Blumen, wenn sie in die Kirche gehen, die Atlasschuhe anziehen und den großen Mantel umhängen, aber der schleppende Gang bleibt ihnen; sie schlendern langsam ihrem Ziele zu, und sehen gleichgültig Alles an, was sie umgibt. Nie geht ein anständiges Frauenzimmer allein, sondern stets in Begleitung einer Sklavin, die abgemessen ihr auf dem Fuße folgt; geht die Mutter mit den Töchtern aus, so schreiten letztere voran, die kleinste an der Spitze, die älteste unmittelbar vor der Mutter. In einer solchen Prozession sieht man die ganze Familie, den Gemahl hinter der Frau und die Kinder nach dem Alter rangirt, einreihig sich zur Kirche begeben. Obgleich die Tageszeit, wo man zur Kirche geht (10 Uhr Morgens), schon recht heiß zu sein pflegt, so darf der Mantel doch nicht fehlen; es ist ein Zeichen der Armuth, ohne Mantel in die Kirche zu gehen und ein Zeichen der Wohlhabenheit, einen stattlich mit Sammetkragen und seidenen Franzen decorirten Mantel umlegen zu können.

Während des kurzen Gottesdienstes, der nie viel über eine Viertelstunde dauert, ist übrigens die Gemeinde stets in andächtiger Ruhe begriffen; die Frauen und Mädchen nehmen die Mitte des gewöhnlich hier mit Brettern belegten Langhauses in kniender Stellung ein, die freien Männer stehen daneben oder dahinter, die vornehmeren zu beiden Seiten des Altars im Chor; die Sklaven bleiben außerhalb einer Barrière vor oder an der Thüre. Nachdem der Pfarrer (Padre) die Messe gelesen hat, stimmt er die Litanei an, welche stets in den höchsten Fisteltönen gesungen wird, worauf die Frauen seinen Vortrag wiederholen, bis die Männer als Chorus einfallen. Man hört überall dieselbe Melodie in Minas; ein nicht unangenehmes, feierlich ernstes Thema, das nur besser vorgetragen werden müßte, um einen sehr guten Eindruck zu machen. Ist der Gesang zu Ende, so schließt der Gottesdienst; die Versammlung geht stillschweigend, wie sie gekommen war, auseinander. Die Kirche ist in Minas die Begräbnißstätte aller Bemittelten und weißen Leute. Die Beerdigungen finden gewöhnlich Abends bei Licht statt und bilden große, feierliche Prozessionen unter Gesang, woran mancherlei religiöse Gesellschaften von Laienbrüdern sich betheiligen. In langen weißen oder schwarzen Talaren gekleidet, mit dem Emblem ihrer Brüderschaft auf der Brust geziert, die geweihete Kerze in der Hand, folgen sie dem Sarge, der hängend etwa einen Fuß über der Erde getragen wird. Der Sarg bildet eine sehr enge Kiste, die blos an den Ecken und Kanten aus dünnen Holzstäben besteht und an den Flächen mit schwarzem Kalliko überzogen ist, den weiße oder gelbe Bänder saumartig einfassen. Dies leichte Gebäude senkt man in den mit zahlreichen kastenförmigen, hölzernen Räumen versehenen Boden der Kirche und bringt in jedem Kasten gegen ein Dutzend Leichen unter. An manchen Orten begräbt man indessen die Leichen nicht mehr in der Kirche, sondern daneben auf einem eigenen Friedhofe.

Wir haben den Mineiro bisher nur außerhalb des Hauses an öffentlichen Orten kennen gelernt; noch sei ein Blick in die Häuslichkeit gestattet. Das Haus selbst ist bei den meisten Leuten im hohen Grade unordentlich und unrein; überall sitzen Spinngewebe, in den Ecken haftet Staub, Schmutz und Dreck an den Wänden, liegt Unrath von den durchpassirenden Thieren (Hühnern, Hunden, Katzen, selbst Schweinen) hineingeschleppt, auf dem Boden. Mit Sonnenaufgang, zwischen 6 und 7 Uhr, wird es wach im Hause; die Bedienung, oder, wo sie fehlt, die Hausfrau, zündet Feuer an und kocht Kaffee, der, auf eigene Art zubereitet, stets vortrefflich schmeckt. Man rührt nämlich den rohen Zucker und die frischen Bohnen ineinander, röstet Beides zusammen in einer verdeckten Pfanne, wobei der Zucker schmilzt, und kalt geworden einen zähen Brei mit den Bohnen bildet. Davon sticht man einen Löffel voll aus, stampft die Masse im Mörser zu Pulver und thut sie in einen leinenen Sack, jetzt wird kochendes Wasser darauf gegossen, die Tasse untergehalten und der Kaffee ist fertig. Kaffeekannen gebraucht man nicht, die Tassen werden einzeln bereitet und präsentirt. — Gegen 10 Uhr wird gefrühstückt: schwarze Bohnen, Angu, Carneseco, Farinha, Kohl, Reiß, selbst ein Huhn, wenn es hoch kommt. Man ißt, was man will, wobei Alles zugleich auf denselben Teller gethan wird. Herr und Gäste setzen sich an den Tisch und speisen, die Frau bleibt draußen, oder sieht zu und speist für sich; wenn jene fertig sind, folgen die

Diener und Sclaven. Darauf beginnt das Tagewerk; die Frau geht an ihre Arbeit, d. h. sie näht ihrer Kinder oder ihres Mannes Kleidungsstücke; er geht spazieren, zum Spiel oder zum Plaudern mit Andern auf der Straße. Allmälig kommt Mittag heran und gegen 3—4 Uhr wiederholt sich derselbe, aber frisch bereitete Speisevorrath. Man ißt nochmal recht derbe, trinkt dazu Wasser allein, oder mit etwas Branntwein, und nimmt bald nach Tische eine Tasse Kaffee. Dann wird etwas gerastet, bis die heißen Tagesstunden vorüber sind, und nun folgt der zweite Ausgang, der bis spät in die Nacht zu dauern pflegt.

Noch bleibt über den Charakter der Mineiros ein Wort zu sagen übrig. Im Ganzen kann man, abgesehen von den berührten Grundfehlern, nur Löbliches von ihnen sagen; sie sind freundlich und zuvorkommend gegen Jedermann, gastfrei gegen Fremde und ungemein theilnehmend an den Schicksalen anderer Leute. Bei den Fazendeiros, die nicht allzuoft von Fremden heimgesucht werden, findet man stets eine bereite Aufnahme und wenn der Reisende nur irgend Etwas vorstellt, eine sehr gute, liebevolle Behandlung. Wohlhabende Leute nehmen dafür eine Bezahlung; Arme verweigern in der Regel, zu fordern, erwarten aber ein Geschenk. Nur für die Nahrung der Thiere ist es überall gebräuchlich, Zahlung anzubieten und zu empfangen. Fremde und besonders Ausländer hält der gemeine Mann stets für sehr reich und behandelt sie schon deshalb mit großer Aufmerksamkeit, überhaupt ist der Reichthum das, was dem Mineiro den meisten Respect einflößt. [27.]

16. Jagd in Paraguay.

Die Jagd in Paraguay bietet bei der großen Ausdehnung des Landes, bei der Menge von Flüssen, Seen und Sümpfen, die es enthält, und bei seinen schönen Waldungen und Ebenen, sowol in Hinsicht des Wildes als in der verschiedenen Art, dasselbe zu jagen, die größte Mannigfaltigkeit dar.

Man stellt in Paraguay dem Wilde entweder zu Wasser nach, in einem Nachen, oder zu Land und dann zu Pferde, indem, um zu Fuße zu jagen, die Entfernungen zu groß sind, die Hitze zu drückend ist und der Jäger sich unnöthigen Gefahren und Beschwerden aussetzt, da er zu Fuße mehr als zu Pferde von den Jaguaren und den Schlangen zu fürchten hat und Sümpfe, Bäche, Sandwüsten abwechselnd durchwaten muß.

Die Jagd, welche die meiste Befriedigung gewährt, weil sie mit einiger Gefahr verbunden ist und also Muth und Geistesgegenwart erfordert, ist die des Jaguars. Sie findet gewöhnlich auf folgende Art statt. Einige Jäger, theils mit Flinten von starkem Kaliber, theils mit Lanzen bewaffnet, durchstreifen mit ihren Hunden den Wald, wo sie einen Jaguar vermuthen. Haben die Hunde seine Fährte aufgefunden, so schlagen sie herzhaft an. Der Jaguar, wenn er Muth hat, bleibt in seinem Verstecke zwischen Gebüsch oder Bromelien liegen; fürchtet er sich aber, so steigt er auf einen Baum und ergreift die Flucht. Im ersteren Falle bilden die Hunde einen Kreis um ihn her, wagen sich aber nicht leicht an ihn, denn durch einen einzigen Schlag mit der Tatze streckt er einen Hund zu Boden, so daß derselbe todt oder wenigstens unfähig zum Kampfe liegen bleibt. Die Jäger nähern sich unterdessen und suchen den Jaguar entweder in den Kopf oder auf den Stich, oder, was die sicherste Stelle ist, auf das Blatt (die Schulter) zu schießen. Wird er schwer verwundet, so fallen die Hunde über ihn her, aber auch im Todeskampfe ist er denselben noch fürchterlich. Ist dagegen die Wunde nur leicht, so springt er mit Gebrüll auf den Schützen los, stellt sich vor ihm auf die Hinterbeine und sucht ihn mit den Vordertatzen am Kopfe oder an den Schultern zu ergreifen. In diesem Augenblicke empfangen ihn die Jäger mit den Lanzen und stechen nach ihm, so aber daß sie die Lanze nach dem Stoße wieder an sich ziehen und sich auf

einen neuen Fall bereit halten. Der Jaguar nämlich ist schwach auf seinen Hinterbeinen, wenn er aufrecht steht, und fällt von einem kräftigen Stoße leicht zu Boden, rafft sich aber eben so schnell wieder auf und greift von Neuem an. Zuweilen sind einige gut angebrachte Lanzenstiche schon hinreichend, um das Thier zu tödten, zuweilen feuert man zugleich von Neuem auf dasselbe, bis es niederfällt. Unterdessen sind die Hunde auch nicht müssig geblieben. Sie packen den verwundeten Feind herzhaft an, und dies vorzüglich im Augenblicke, wo er aufrecht steht und sich nicht mehr wehren kann. Die größeren Hunde suchen ihn im Genicke zu fassen, die kleineren zwicken ihn in die Hinterbeine, oder ziehen ihn beim Schwanze; so wie er aber zu Boden und auf die vier Füße fällt, entledigt er sich ihrer durch wenige Tatzenschläge; auch weichen alsdann die schwächeren unter ihnen von selbst zurück. Liegt der Jaguar auch schwer verwundet auf dem Boden, so darf man sich ihm doch nicht ohne große Vorsicht nähern, denn er rafft oft noch seine letzten Kräfte zusammen und stürzt sich auf seinen Gegner. Eben so wenig soll man ihn mit der Lanze ganz zu durchbohren und an den Boden festzunageln suchen, indem man Beispiele hat, daß er dieselbe mit der Tatze abbrach und sich dann, wiewol mit dem Eisen im Leibe, auf seinen wehrlosen Gegner warf. Ist der Jaguar auf einen Baum gestiegen, so bringt man ihm, mit mehr Sicherheit, als wenn er im Gebüsche versteckt ist, einen tödtlichen Schuß bei. Aber auch in diesem Falle steigt er, wenn er nur leicht verwundet ist, pfeilschnell vom Baume herunter und greift den Jäger an. Begibt sich endlich der Jaguar auf die Flucht, so erreichen ihn die Hunde nur selten; bringen sie ihn jedoch zum Stehen oder zwingen sie ihn, einen Baum zu besteigen, so vertheidigt er sich eben so kräftig, als wenn er gleich anfangs Stand gehalten hätte.

Ein guter Schütze und ein Paar Männer mit Lanzen können auf diese Art immer eines Jaguars Meister werden.

Es gibt Jäger in Paraguay, welche den Jaguar mit Hunden aufsuchen und ihn dann blos mit der Lanze angreifen und niederstechen. Ich sah deren, die den linken Arm mit einem Schaffelle umwickelten und diesen so den Tatzen des Raubthieres vorhielten, während sie ihm mit der Rechten einen großen, zweischneidigen Dolch in die linke Seite der Brust stießen. Solche Jäger enden aber mehrentheils unter den Klauen eines Jaguars ihr Leben.

Zuweilen fängt man auch den Jaguar mit der Wurfschlinge, wenn man ihn nämlich zu Pferde auf offenem Felde einholen kann, wohin er sich jedoch nur selten und blos, um von einem Walde zum anderen zu gelangen, wagt. Auf offenem Felde ist der Jaguar sehr furchtsam und flieht den Menschen; vermögen dann die Landleute ihm nahe genug zu kommen, so wirft ihm der Eine seine Schlinge um den Hals, der Andere die seinige um einen der Füße, und so erwürgen sie ihn, indem sie die Schlingen in entgegengesetzter Richtung anziehen.

Eine eigene Jagd ist die der Gürtelthiere, Tatus. Man stellt sie beim Mondscheine an, indem diese Thiere gewöhnlich nur des Nachts ihre Erdhöhlen verlassen. Der Jäger bewaffnet sich mit einem Stocke aus hartem Holze, der an einem Ende keilförmig zugeschärft ist, und sucht mit den Hunden am Abhange eines Hügels die Tatus auf. Geht die Jagd auf, so können zwei Fälle eintreten. Entweder vermögen die Hunde den Tatu einzuholen, oder er entwischt ihnen und gräbt sich in die Erde ein oder gewinnt auch seine alte Höhle, ehe sie wieder auf seiner Fährte sind. Im ersteren Falle werfen sie sich über das Wildpret her, können dasselbe aber seiner harten Schaale wegen nicht mit den Zähnen fassen, so daß es ihnen jeden Augenblick wieder entwischt. Mit desto größerer Wuth verfolgen sie es von Neuem und drücken es mit den Tatzen und der Schnauze zugleich auf den Boden. In dieser Jagd erfahrene Hunde suchen den Tatu auf den Rücken zu werfen und packen ihn alsdann bei den weichen Theilen der Bauchseite an. Der Jäger steigt nun ab, ergreift das Thier beim Schwanze oder bei einem Beine, hebt es in die Höhe und erschlägt es mit dem Stocke. Die Kraft derselben ist übrigens sehr groß, so daß man es recht fest halten muß, wenn es nicht durch sein Zappeln und Schnellen mit dem ganzen Leibe dem Jäger aus der Hand fallen soll. Erhält hingegen der Tatu einen Vorsprung vor den Hunden und hat er Zeit genug, seine alte Höhle zu gewinnen oder eine neue zu graben, was er mit unglaublicher Schnelligkeit bewerkstelligt, so sucht der Jäger mit den Hunden die Höhle auf und steckt, so wie er sie gefunden hat, sogleich den Arm in dieselbe, um zu versuchen, ob er den sich eingrabenden

Tatu noch erreichen kann. Geschieht dies, so faßt er ihn beim Schwanze, oder, noch besser, bei einem der Hinterfüße und hält ihn fest. Jedoch vermag auch der kräftigste Arm nicht, das Thier aus seiner Höhle herauszuziehen, indem es sich mit seinem Panzer und seinen Füßen so an die Wände derselben stemmt, daß man es nicht von der Stelle bringt. Der Jäger muß ihm daher mit der anderen Hand sein Messer von hinten in die weichen Theile stoßen, worauf das Thier, durch den Schmerz gedrungen, sich sogleich zusammenzieht und dann leicht aus der Höhle herauszubringen ist. Erreicht aber der Jäger den Tatu nicht mehr mit dem Arm, so gräbt er ihm mit dem scharfen Ende seines Stockes nach. Er muß aber mit dieser Arbeit eilen, denn der Tatu gräbt sich immer weiter in die Erde ein, so wie er merkt, daß man ihm nachstellt, ermüdet jedoch nach einiger Zeit und wird am Ende wieder gefangen, wenn der Jäger beharrlich genug ist.

Noch muß ich hier einer Jagd erwähnen, auf die man aber in Paraguay nie eigentlich ausgeht, nämlich der Straußen-Jagd. Wenn man Feldhirsche jagt, so stößt man nicht selten auf einen oder mehrere Strauße, die man alsdann gleich den Feldhirschen verfolgt, d. h. mit den bolas und der Schlinge zu fangen sucht. Sie haben aber, wenn sie ausgewachsen sind, einen so schnellen Lauf, daß sie nicht leicht von einem Pferde können eingeholt werden. Man muß sie daher zu umzingeln suchen, und selbst alsdann entwischen sie noch zuweilen, indem sie die schnellsten Wendungen und Krümmungen machen. Hat man einen Strauß mit der Bola getroffen oder mit der Schlinge, so muß man sich ihm, um ihn zu tödten, nur mit Vorsicht nähern, indem er große Kraft in den Beinen besitzt, und durch einen Schlag mit denselben gefährlich verletzen kann.

Zur Vervollständigung dieser Beschreibung mögen hier noch einige Nachrichten über die Art des Jagens bei den wilden Indianern folgen. Einige Stämme der Guavanis, die noch wild in den Wäldern des nördlichen und nordöstlichen Theiles von Paraguay umherstreifen und nicht beritten sind, jagen blos mit Pfeil und Bogen, deren sie sich sehr geschickt zu bedienen wissen. Sie pürschen in den Wäldern mit einer Gewandtheit, welche dem Europäer und selbst dem Creolen fremd ist. Ihre Sinne, schon von Natur äußerst scharf, werden durch die Nothwendigkeit, dieselben täglich zur Selbsterhaltung, sei es zum Angriffe oder zur Vertheidigung, zu gebrauchen, noch mehr geschärft. Ein grünes Blatt auf der Erde, ein gequetschtes oder angefressenes Aestchen, einige niedergedrückte Grashalme sind ihnen, ohne daß sie eine Fährte sehen, genug, um zu wissen, was für ein Wild in der Nähe ist und wie weit es entfernt sein mag. Auf jeden Laut, auf jeden Geruch sind sie aufmerksam. Zugleich sind sie sehr ausharrend und wissen das Wild ganz leise zu beschleichen, wobei sie oft weite Strecken auf dem Bauche fortkriechen. Ihre fünf Fuß langen, mit einer Spitze von hartem Holze versehenen Pfeile schießen sie mit großer Kraft ab, so daß ein Reh völlig durchbohrt wird. Stellen sie kleineren Vögeln nach, so gebrauchen sie dazu einen Pfeil, dessen vorderes Ende in einem hölzernen, runden Knopfe besteht, so daß das Thier äußerlich nicht verletzt wird, sondern blos unter der Heftigkeit der Quetschung erliegt.

Andere Stämme der Wilden im nördlichen Paraguay jagen meist nur zu Pferde. Ihre kurzen Bogen und Pfeile gebrauchen sie, um Vögel zu schießen. Großes Wild erlegen sie mit der Keule oder mit der Lanze, oder mit den Bolas. Da sie vortreffliche Pferde besitzen, und weder das Pferd durch einen Sattel, noch der Reiter durch die Bekleidung in ihren Bewegungen im Geringsten gehindert werden, so erreichen sie ihr Wild weit leichter als die Creolen. Wollen sie eine große Jagd anstellen, so stecken sie im Herbste und im Winter das hohe, trockene Gras eines Feldes auf weite Strecken in Brand, vertheilen sich dann auf der Seite, wohin die Flammen durch den Wind getrieben werden, und erwarten da das Wild, welches, vom Feuer verfolgt, ihnen entgegen flieht. [168.]

17. Eine Nacht in der Wildniss von Paraguay.

Der Abend ist schon vorgerückt und die Sonne nahe am Horizonte; es ist Zeit, einen bequemen Platz zum Nachtlager auszusuchen. Man wählt dazu, wenn es möglich ist, eine Stelle in der Nähe eines Baches oder einer Quelle und die zugleich durch Wald oder Gebüsch gegen den Wind geschützt ist, welcher in der Jahreszeit, in der man reiset, die Gewitter herbeiführt. Unmittelbar am Ufer des Gewässers oder am Saume des Waldes sein Nachtlager aufzuschlagen, ist der Jaguare wegen nicht rathsam. So wie wir Halt gemacht hatten, theilten wir uns in die Arbeit. Ich sattelte mit einem Diener die Pferde ab und entlud die Maulesel ihrer Last. Ein Pferd und einen Maulesel banden wir immer an einem langen Lasso fest, um sie des Morgens zum Zusammentreiben der übrigen Pferde und Maulesel, die man frei mit der Madrina*) weiden läßt, bei der Hand zu haben. Zwei andere Diener schafften indessen dürres Holz, und, wenn immer möglich, einige dicke Stämme herbei. Es wurde nun Feuer angezündet, der Braten, bald aus frischem, bald aus dürrem Fleische bestehend, mit einem Stocke durchbohrt und an's Feuer gesteckt, und die Caldera (ein kleiner Wasserkessel) auf die Gluth gesetzt. Während dieser Geschäfte brach die Nacht ein, indem zwischen den Wendekreisen, in flachen Gegenden, die Dämmerung nur kurze Zeit anhält. Wir lagerten uns nun oder setzten uns mit untergeschlagenen Beinen um das Feuer herum, zündeten die Cigarren an und ließen den Mate**) einige Mal herumgehen. Dann wurde der Braten verzehrt, ohne Brod, höchstens mit etwas Mais oder Maiskuchen und oft ohne Salz; nach aufgehobener Tafel, d. h. wenn der Bratspieß leer war, wurde wieder Mate getrunken. Das Mahl wird aber gewöhnlich durch die Mosquiten verbittert, denen man immerfort wehren muß. Nun erst fing das Gespräch an, indem man gewöhnlich die Begegnisse des Tages durchmusterte und den Plan für den folgenden entwarf; die Guitarre ward zur Hand genommen, und Cielos (eine den Amerikanern eigene Art von Liedern) oder Tristes (Klagen über unglückliche Liebe) oder der Vaterlands-Hymnus tönten, ergreifend und harmonisch, durch die Stille der Nacht und der Einöde. Wenn die nächtliche Kühle eintrat, und die Mosquiten anfingen, sich zurückzuziehen, was, wiewol nicht immer, gegen 10 Uhr geschieht, schürte man noch einmal das Feuer an, legte sich dann, in den Poncho gewickelt, auf das harte Lager und schlief so sanft und ruhig wie im weichsten Bette und in der sichersten Wohnung. Lagerten wir in einer Gegend, wo von wilden Indianern oder von Jaguaren ein Ueberfall zu besorgen war, so hielten wir alle Stunden abwechselnd Wache.

Diese nächtlichen Stunden gehören zu den unvergeßlichsten meines Lebens, wie denn überhaupt der Aufenthalt in den Wildnissen mir die befriedigendsten Erinnerungen meiner Reise in Paraguay darbietet. Wenn ich in der tiefen Einsamkeit, wo nur das Lodern der Flamme oder das fernher tönende Glöcklein der Madrina eine Bewegung verrieth, mir selbst überlassen war, so zogen bald liebliche Bilder der Vergangenheit vor meinem Geiste vorüber, ich sah mich von den Wenigen, an denen mein Herz hängt, umgeben und unterhielt mich mit ihnen im freundlichen Gespräche, bald träumte ich von der Zukunft und bald hob sich die Brust bei dem Gedanken, fern von der gesitteten Welt, blos auf meine eigene Kraft mich stützend, mit wenigen Gefährten den Gefahren der Elemente, der wilden Thiere, und der eben so wilden Menschen zu trotzen.

Dann ward die Stille unterbrochen, bald durch den klagenden Ruf des großen Rebhuhns, der von der Steppe herübertönte, bald durch die traurige Stimme des Yoyohu (Ziegenmelkers), die aus dem Inneren des Waldes hervorbrach, oder durch die hohlen, schauerlichen Laute der Nachteule, die sich auf einem nahen Baume niedergelassen hatte. Zuweilen ward ich durch ein plötzliches Geräusch aus meinen Träumereien aufgeweckt; die Hand

*) Die mit einem Glöcklein behängte Stute, welche den Pferden und Mauleseln zur Führerin dient und nie von ihnen verlassen wird.

**) Aufguß von Paraguay-Thee.

griff unwillkürlich nach den Waffen, die treuen Hunde hoben knurrend den Kopf in die Höhe und aufmerksam lauschte die Wache auf jeden Laut umher. Es war aber weiter nichts als das Knarren eines morschen Astes, der vom Winde hin- und hergetrieben wurde, oder ein furchtsames Reh, das des Weges kam, war waldeinwärts geflohen, so wie es Menschen witterte, oder Acutis, Pacas, Tatus hatten ihr nächtliches Spiel in der Nähe des Lagers getrieben. Aus der Ferne nur hört man das Gebell eines Aguara (Fuchses), bald die pfeifende Stimme des Tapirs, bald das abgemessene Gebrüll eines Jaguars.

Hat man so lange nächtliche Stunden unter steter Besorgniß durchwacht, wie freundlich blickt uns dann der Morgenstern an. Ein neues Leben erwacht in dem Reisenden; munter schürt er das Feuer wieder an, wärmt das Wasser zum Mate, und weckt seine Gefährten, indem er ihnen den Paraguayischen Labetrunk darreicht. Diese erheben sich und schütteln dicke Thautropfen von ihren Ponchos ab. Dann werden die zwei, während der Nacht angebunden gebliebenen, Thiere gesattelt, und die weidenden Pferde und Maulesel, welche sich oft weit von dem Lagerplatze entfernen, zusammengetrieben. Ein Jeder fängt sich das Pferd ein, das er den Tag über reiten will und reinigt dasselbe, ehe er es sattelt, von dem Blute, das aus den Wunden fließt, welche ihm die Nacht hindurch von den Fledermäusen (Phyllostoma) sind beigebracht worden. Die Maulesel werden bepackt, und die Reise geht weiter; ein Reiter führt den Zug an; ihm folgt die Madrina mit den leer gehenden Pferden und Mauleseln und die übrigen Reiter mit den Lastthieren beschließen den Zug.

Bei Regenwetter waren die Nächte in den Wildnissen nichts weniger als angenehm. Wir bauten uns dann eine Hütte aus Aesten, bedeckten sie mit Rindshäuten und zündeten gleich vor dem Eingange Feuer an, wobei es, wenigstens der Jaguare wegen, keiner Wache bedurfte. [168.]

---

18. Die Pampas und die Gauchos.

Die Pampas im Osten der Cordilleren erstrecken sich in der Breite von etwa 180 geographischen Meilen und zerfallen in drei Regionen. Indem man Buenos Ayres verläßt, sieht man die erste dieser Regionen etwa sechs und dreißig Meilen hindurch mit Klee und Disteln bedeckt. Die zweite Region, welche sich über 80 Meilen weit ausdehnt, bringt langes Gras hervor. Die dritte, die bis an den Fuß der Cordillera reicht, ist ein Wald von niedrigen Bäumen und Sträuchern. Diese behalten das ganze Jahr hindurch ihr grünes Ansehn, und auch die unermeßliche Grasfläche wandelt nur ihre Farbe von Grün zu Braun. Anders verhält es sich mit der ersten Region, welche in den vier Jahreszeiten auf die seltsamste Weise wechselt. Im Winter ist der Boden mit großen kriechenden Distelblättern bedeckt, der Klee erscheint in reichster Fülle. Im Frühling verschwindet dieser, und in weniger als einem Monat ist ein dicht verwachsener, vollblühender Distelwald von zehn bis zwölf Fuß Höhe aufgeschossen, so daß alle Aussicht dadurch versperrt wird. Noch ehe der Sommer indeß zu Ende geht, verlieren die Disteln ihren Saft und ihr Grün; ihre Köpfe hängen herab, die Blätter welken und schrumpfen zusammen, die Stämme werden schwarz und rasseln dann abgestorben bei dem leisesten Windhauch gegen einander, bis ein Sturm sie dem Boden gleich macht, wo sie sich schnell zersetzen und verschwinden. Darauf schießt der Klee wieder empor und die Ebene grünt wie zuvor. Das Klima ist im Sommer drückend heiß, im Winter so kalt, daß der Boden während der Nacht sich mit Reif bedeckt. In einigen Gegenden wird man nicht wenig überrascht, die Ebene auch mitten im Sommer weiß erscheinen zu sehen, wie von einem mäßigen Schneegestöber, das der Wind in einzelne Haufen getrieben. Bei näherer Untersuchung überzeugt man sich jedoch, daß es nichts als Salz ist, welches sich wie Reif um Grashalme und andere Erhabenheiten des Bodens krystallisirt hat. — Die einzige Unregelmäßigkeit im Klima

ist der Pampero oder Südwestwind, der durch die kalte Luft der Anden erzeugt und über diese unermeßlichen Flächen mit einer furchtbaren Schnelligkeit und fast unwiderstehlichen Heftigkeit weht. Aber dieser rasche Umlauf der Atmosphäre bringt gesundes und angenehmes Wetter. In der Wald- und Gras-Region ist die Luft ausnehmend trocken; es fällt selbst nicht einmal Thau zur Nacht, der dagegen in der Distel- und Klee-Region sehr stark ist. Doch scheint diese Feuchtigkeit nicht ungesund zu sein, denn die Gauchos oder Landbewohner, welche diese Ebenen sparsam bevölkern, leben in großen Entfernungen von einander. Ihre Hütten sind aus Lehm erbaut und mit langem gelben Gras bedeckt. Der Corral oder Viehhof liegt 100 bis 200 Fuß von der Hütte ab. Es ist ein von starken Pfählen umschlossener Kreis, der gegen 60 Fuß im Durchmesser hat. Auf den Pfählen sitzen oft Geier und Habichte, und der Boden um den Corral ist mit Knochen, Pferdegerippen, Ochsenhörnern u. dergl. bedeckt. Die Hütte umfaßt in einem einzigen Raum die ganze Familie. Im Sommer schläft diese über Nacht, um der Plage des Ungeziefers zu entgehen, draußen vor der aus einem Ochsenfell gefertigten Thür unter der mit Sternen gestickten Himmelsdecke. Im Winter schlafen Alle in der Hütte. Des Abends wird diese durch eine schwach mit Ochsenfett unterhaltene Lampe erleuchtet und durch ein Feuer von Holzkohlen erwärmt. Der Gaucho sitzt dann auf dem Gerippe eines Pferdekopfes und seine Familienglieder auf ähnlichen Sesseln um einen großen eisernen Spieß, an welchem das Ochsenfleisch geröstet wird, von dem Jeder sich mit seinem langen Messer große Bissen abschneidet. An den Wänden hängen an Knochen zwei bis drei Zäume und Sporen, verschiedene Lassos und Bolas. Außer den nackten kleineren Kindern nehmen Hunde und Hühner die Winkel ein. Der Gaucho lebt ohne Früchte und Gemüse und Brod. Von Vieh umgeben, hat er doch oft keine Milch, da er sich nicht darum mühet, auch macht er keinen Käse und so bleibt ihm kaum eine andere Nahrung als Rindfleisch und Wasser. Im Lustgefühl des freien Umherschweifens verachtet er die Annehmlichkeiten des geselligen Lebens; nichts aber kann ihm den Mangel eines Pferdes ersetzen. Gegen Fremde benimmt er sich unabänderlich gefällig, höflich und gastfreundlich. Außerdem zeigt er sich bescheiden, und doch auch aufgeweckt und keck. Das immerwährende Tragen des Messers ist die Hauptursache, daß oft in ganz unbedeutenden Streitigkeiten viel Blut vergossen wird und Menschenleben verloren gehen. Im Kampf sucht Jeder das Gesicht seines Gegners zu zeichnen, indem er nach der Nase oder den Augen haut; man sieht oft tiefe und breite Narben. Räubereien sind eine natürliche Folge der allgemeinen Spiel- und Trinksucht, so wie der Faulheit. Polizei und Gerechtigkeit sind machtlos, und der Reisende hat keinen Schutz außer der Feuerwaffe. Die Religion beschränkt sich auf das Einfachste. In fast allen Hütten hängt ein kleines Heiligenbild, und die Gauchos tragen zuweilen ein Kreuzlein um den Nacken. Behufs der Taufe ihrer Kinder bringen sie dieselben zu Pferde nach der nächsten Kirche; ebenso werden die Todten nach geweihter Erde gebracht. Ist ein Heirathscontract abgeschlossen, so nimmt der junge Gaucho seine Braut hinter sich auf's Pferd und reitet mit derselben zur Trauung nach der nächsten Kirche, die vielleicht erst im Verlauf einiger Tage erreicht wird.

Wir haben bemerkt, daß das vorzüglichste, ja gewöhnlich einzige Nahrungsmittel der Gauchos in Rindfleisch bestehe. Es ist daher nothwendig, eine kurze Beschreibung der Art und Weise hinzuzufügen, in welcher die Gauchos sich des halb wilden Rindviehs der Pampas bemächtigen.

Zu solcher Jagd gehört ein gutes Pferd und der Lasso. Der Lasso besteht aus einem sehr starken, aber dünnen, wohlgeflochtenen Strange von ungegerbter Haut. Das eine Ende ist an den breiten Sattelgurt des Pferdes befestigt, das andere läuft in einen kleinen messingenen oder eisernen Ring aus, mittelst dessen eine Schlinge gebildet werden kann. Will der Gaucho den Lasso gebrauchen, so wirbelt er die sehr große, gewöhnlich acht Fuß im Durchmesser haltende, offene Schlinge um seinen Kopf herum und hält durch die kunstfertige Bewegung seines Handgelenkes die Schlinge offen; dann schleudert er sie und läßt sie auf jeden beliebigen Punkt fallen. Die Bolas oder Schleuderbälle sind von zweierlei Art: die einfachste, welche hauptsächlich zum Fangen der Strauße dient, besteht aus zwei runden, mit Leder bedeckten Steinen, die durch einen ungefähr acht Fuß langen, dünnen, geflochtenen Riemen verbunden sind; die andere Art hat drei Bälle, die mittelst des Riemens in einem gemeinschaftlichen

Mittelpunkt vereinigt sind. Der Gaucho hält den kleinsten von den dreien in der Hand, wirbelt die beiden andern mehrmals um seinen Kopf, zielt dann und schickt sie wie eine Kettenkugel wirbelnd durch die Luft. Sobald die Bälle irgend einen Gegenstand treffen, so winden sie sich um ihn herum, kreuzen sich und werden fest verwickelt. Größe und Gewicht der Bälle ist, je nach dem Zweck, verschieden. Sind sie von Stein und noch nicht so groß, wie ein dicker Apfel, so werden sie doch mit solcher Kraft geworfen, daß sie zuweilen selbst das Bein eines Pferdes zerbrechen. Ich habe sie von Holz und so groß wie eine weiße Rübe gesehen, um ein solches Thier ohne Verletzung zu fangen. Bisweilen sind sie von Eisen, und diese können am weitesten geworfen werden. Es kommt bei dem Gebrauch des Lasso oder der Bolas hauptsächlich darauf an, daß der Reiter dieselben mitten im vollen Lauf stetig um den Kopf herumwirbeln läßt und sein Pferd im Augenblicke des wohlgezielten Wurfes plötzlich wendet, um das erhaschte Thier zum Fall zu bringen. Soll es getödtet werden, so thut dies der sogleich vom Pferde springende Reiter oder ein anderer nachfolgender Gefährte, ehe das Thier sich wieder aufrichten kann. Einem Ochsen pflegt man die Flechsen an den Hinterfüßen abzuschneiden. [39. 88.]

---

19. Feier der Charwoche in Chili.

Sobald am grünen Donnerstage die Glocken das Zeichen zum Gloria geben, wird es in der chilesischen Hauptstadt still, und Niemanden ist es von da an erlaubt, sich zu Pferde oder zu Wagen zu zeigen; an den Thoren wird Alles noch zufällig ankommende Fuhrwerk angehalten und das geräuschvolle, immer lebendige St. Jago, auf dessen Straßen es fortwährend von Menschen, Wagen und Lastthieren wimmelt, bietet dann einen wirklich eigenthümlichen Anblick. Es ist, als ob mit dem Gedanken an den Tod des Heilandes alles Leben aus der Stadt und deren Bewohnern gewichen sei. Die Todtenstille dauert bis zur Abenddämmerung, wo die ganze, sechszigtausend Seelen zählende Bevölkerung auf den Straßen erscheint, um, wie in andern katholischen Ländern, die heiligen Gräber zu besuchen. Bei dieser Ceremonie zeigt sich recht deutlich der dem Fremden besonders auffallende, altspanische Ernst und Frömmigkeitsdrang. Die Frauen haben den schwarzen Basquino, eine Art von Shawl, der bei den Reicheren aus Atlas, bei den Aermeren dagegen aus einem Gewebe von Leinen besteht, übergeworfen; die Männer erscheinen sämmtlich in schwarzer Tracht, wie bei der größten Feierlichkeit, das gemeine Volk endlich im nationalen Poncho, einem Mantel, der ihnen über die Schultern herabhängt. Gruppenweise bewegt sich Alles im gemessenen Schritt und betet laut seinen Rosenkranz; man geht an einander vorüber, ohne sich zu bemerken, man spricht weder mit Jemand, noch grüßt man sich. Ernst liegt auf allen Gesichtern, und die durchgängig feurigen, mitunter so gefährlichen Augen sind an den Boden geheftet; das Haupt der Männer ist entblößt, und das Gesicht der Frauen, ja selbst kleiner Kinder, die kaum gehen können, verschleiert. Stellenweise trifft man auf einen Trupp ehrwürdiger Greise und Matronen, die, geleitet von ihren Enkeln, mit zitternder, aber noch kräftiger Stimme den Rosenkranz beten.

Die Feier des Charfreitages ist im Wesentlichen dieselbe, wie in Europa.

Der Abend des Todestages Jesu wird nach Art der früheren, spanischen Conquistatoren begangen und erinnert lebhaft an die Zeiten Ferdinand's und Isabella's.

Es besteht hier eine Brüderschaft des heiligen Grabes, welche Valdivia, die Gemahlin des ersten und bedeutendsten Conquistators, zur Stifterin hatte, und die meist die Gesellen und Meister der verschiedenen Gewerke zu Mitgliedern zählt. Sie begeht seit undenklichen Zeiten schon am Charfreitage eine Prozession, an der sich zu betheiligen die Stadträthe, Klöster u. s. w. verpflichtet sind.

Auf dem großen Platze vor der Franziskanerkirche wird ein an sechszig Fuß hoher gemalter Berg aufgestellt, auf dessen Gipfel sich drei Kreuze befinden. An dem mittelsten derselben erblickt man den verscheidenden Heiland und zu dessen Füßen die heilige Jungfrau, Maria Magdalena und Johannes; an den Kreuzen zu beiden Seiten des Erlösers hangen die zwei Missethäter. Am Fuße des Berges unter freiem Himmel ist eine Kanzel errichtet und von einer unzähligen Menge Menschen umgeben. Sobald es anfing, finster zu werden, bestieg dieselbe ein Trinitarier von wahrhaft athletischer Gestalt und einer wahren Löwenstimme und predigte wol eine Stunde. Der Eindruck, den seine Worte machten, war ein großartiger, denn die Zuhörer schienen bezaubert. Es war aber auch wirklich Erhebendes in dieser, in spanischer Sprache gehaltenen Rede, und der sich allmälig mit einer Unzahl von Sternen bedeckende Himmel mußte die Andacht wo möglich noch steigern. Die tiefste Stille lagerte über dem großen Platz, man hörte in dem wol an dreißigtausend Köpfe zählenden Menschenknäuel auch nicht den geringsten Laut, ungeachtet weder Polizei noch Gendarmen zugegen waren, um Ordnung und Ruhe zu erhalten. Die Predigt handelte von dem Leiden des Herrn. Bei der Stelle, wo Joseph um den Leichnam Christi bittet, zogen Leute mit Fackeln den Berg hinan und hinter ihnen drei mit Leiter, Hammer und Zange versehene Mönche, die oben Alles genau ausführten, was unten von der Kanzel herab vorgetragen wurde. Sie zogen erst die Nägel aus den Händen des Heilandes und ließen dessen Arme langsam herabgleiten, dann lösten sie die Füße los und legten den meisterhaft gearbeiteten Körper, dessen Glieder vollkommen beweglich waren, auf die Erde. Der Trinitarier hatte unterdessen seine Rede geendigt, das Volk schlug sich an die Brust und seufzte laut auf, während oben der Leichnam in ein feines mousselinenes Leichentuch gewickelt und auf einen mächtigen Wagen gelegt wurde, der das heilige Grab vorstellte, und von Wolken und goldenen Strahlen umgeben war. Sofort setzte sich die Prozession in Bewegung; voran wurde eine riesige Statue des Propheten Jesaias, als desjenigen weisen Mannes, der der Welt eine neue Zeit verkündigte, getragen; ihr folgten einige Hundert Kinder mit Palmblättern in den Händen, und diesen das Kreuz des Erlösers auf einem ungeheuren Postamente, auf welchem zwei als Engel gekleidete Mädchen standen, die das Zeichen der Christenheit mit den Armen umfaßt hielten; dann sah man auf goldenen Tellern die Nägel und Dornenkrone und ganz zuletzt, abermals auf einer außergewöhnlich großen Unterlage, eine Gruppe Figuren, die die Martern des Heilandes vorstellte. Von der Größe derselben kann man sich ungefähr einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß Alles fast in natürlicher Größe und das Kreuz so hoch war, daß ein zu Pferde sitzender Krieger mit seinem langen Spieße kaum bis zur rechten Seite des Erlösers hinaufreichte.

Sechszig Leute trugen das colossale Bild und keuchten unter der schweren Last; hinter ihm fuhr der obenerwähnte, das heilige Grab vorstellende Wagen und eine in einen schwarzen Mantel gehüllte lebensgroße Statue der heiligen Jungfrau schloß den Zug. Zu Füßen der Gebenedeiten spielten neun als Engel verkleidete Kinder. Die Blumen, welche überall im Uebermaaß angebracht waren, der Schein der unzähligen farbigen Lampen und dazu das sanft glänzende Licht des Mondes, das die Kuppen der majestätischen Anden im zartesten Silber erscheinen ließ, dieses Alles zusammen gab ein Bild, das genügend zu beschreiben keine Feder im Stande ist.

Daß bei demselben Fahnen und Heiligenbilder nicht fehlten und Alles einen äußerst glänzenden Anblick gewährte, darf wol nicht erst erwähnt werden. Man denke sich nur die vielen Orden, den ganzen Munizipalrath, eine Schwadron Garde zu Pferde, ein Bataillon zu Fuß, und dieses Alles im Feierkleide; dazu die Unmasse Menschen, und man wird gestehen müssen, das Gemälde konnte nicht anders als großartig sein. Zweihundert schwarze Pönitentiarier hielten die Ordnung im Zuge aufrecht; hinter jedem Bilde ging deren einer mit einer Trompete, in die er von Zeit zu Zeit stieß und einen Ton hervorbrachte, so grauenhaft, daß man glaubte, die Posaune des jüngsten Gerichtes zu hören.

Den Sonnabend endigen die Ceremonien, wie sie begonnen haben, das heißt mit dem Gloria. Der erste Glockenschlag ertönt und mit ihm eilen Tausende harrender Wagen und Pferde durch die Thore und füllen die Straßen. Der unheimlichen Stille, welche bisher auf

der Stadt gelegen, folgt das regste Leben; die Glocken läuten, von allen Seiten hört man Kanonen- und Flintenschüsse, sowie das Geschrei des wieder sich ungebunden bewegenden Volkes. Auf einer der Straßen bemerkt man eine ungewöhnliche Menge Menschen; der Gegenstand, der sie dahin gelockt hat, ist ein Galgen, an welchem der Erzschelm Judas baumelt, der sich in seiner Perrücke mit langem Haarzopfe, dreieckigem Hute und dem Beutel, welchen er in der Hand hält, gar drollig ausnimmt. Der hängende Popanz ist vornehmlich die Freude der Straßenjugend, die sich denn auch weidlich zu schaffen macht, ihn verhöhnt und mit Steinen wirft, bis es endlich einem Glücklichen gelingt, ihn in Brand zu stecken und der Hängende ein Meer von Schwärmern, Raketen, Fröschen, und anderem Feuerwerk über die Menge ausschüttet, die dann unter wildem Geschrei auseinander stiebt, und oft schlimme Andenken und Brandmale mit nach Hause nimmt.

Der Abend des letzten Tages vor dem Auferstehungsfeste verfließt ruhig; die Feier der Auferstehung findet nicht statt, und ebensowenig sind die Hausfrauen mit der Zubereitung des „Geweihten" wie anderwärts in Anspruch genommen.

[251.]

20. Die Araukaner in Chili.

Dieser merkwürdige Volksstamm hat sich ungleich verwandten Indianerstämmen Jahrhunderte lang unverändert in nächster Nähe der weißen Männer erhalten. Die Araukaner leben noch heutzutage frei und unbezwungen unter ganz andern Verhältnissen, als die übrigen, mehr oder weniger cultivirten Indianer.

Sie bewohnen den Landstrich zwischen Conception und Valdivia, der sich unter 38° und 39° südlicher Breite quer durch das chilenische Land von der Andenkette herab bis an's Meer zieht.

Von der ersten Entdeckung ihres Gebiets durch die Spanier, bis auf den heutigen Tag, hat diese Nation ihre Selbstständigkeit nie verloren und ist auch in den blutigsten Kämpfen stets Sieger geblieben. Sie hat ihr Gebiet mit einer Energie und zugleich mit einer Intelligenz vertheidigt, von welcher sich bei keinem andern Indianer-Volke ein Beispiel findet, aber nie hat sie dasselbe zu erweitern gesucht.

Was die Religion und den Cultus der Araukaner betrifft, so mag dieses Volk vielleicht einzig dastehen. Aus den kurzen hier folgenden Umrissen ihrer staatlichen Einrichtungen, Sitten und Gebräuche, die noch folgen werden, sieht man, daß sie auf keiner niedern Stufe der Cultur stehen, aber sie haben Nichts, was einem Cultus gleich sieht.

Von frühester Zeit an bis jetzt glauben die Araukaner an das Bestehen höherer Wesen und an eine Unsterblichkeit der Seele, und wie die Missionäre behaupten, hat sich bis auf den heutigen Tag dieser Glaube unverändert erhalten. Sie nennen den guten Geist Pillan, den bösen, Guecuban, und das Gute und Böse, was sich ereignet, schreiben sie diesen beiden Mächten zu. Pillan hilft ihnen die Feinde schlagen und begünstigt die Ernte, Guecuban schickt dann und wann übermäßigen Regen, regiert die bösen, unfolgsamen Weiber und läßt die Erde erzittern. Aber der einzige Dienst, oder die Verehrung, welche diesen beiden Geistern gezollt wird, besteht darin, daß bei öffentlichen Feierlichkeiten die ersten Tropfen des Getränkes auf die Erde geschüttet werden und eben so die ersten Tropfen Bluts der Thiere, welche bei diesen Gelegenheiten geschlachtet werden. Höchstens sucht man noch bei Unglücksfällen durch Anrufungen den Zorn des bösen Geistes zu versöhnen. Aber sie haben keine Vermittler zwischen diesen Geistern und sich, keine Priester und eben so keine Tempel, keine Götzenbilder, keine heiligen Haine, und auch die Häuptlinge verwalten auf keinerlei Weise das Priesteramt.

Die staatliche Einrichtung der Araukaner ist eine modificirt aristokratische zu nennen. Sie stehen dorfschaftenweise unter einzelnen Häuptlingen, so daß manche derselben bisweilen über größere Gebiete herrschen, einzelne aber auch nur über 10 bis 12 Familien. Bei besonderen Gelegenheiten werden Volksversammlungen abgehalten, bei welchen die mächtigeren Häuptlinge den Ausschlag geben. Man scheint zur Friedenszeit den Befehlen derselben nicht stets genaue Folge zu leisten, zur Kriegszeit indessen und wenn ein feindlicher Ueberfall droht, sind sie fast immer Alle einig, und versammeln sich, durch Feuerzeichen gerufen, schnell auf schon vorher bestimmten Sammelplätzen. Die Häuptlingswürde ist erblich, indessen trifft es sich nicht selten, daß Indianer, welche sich ein bedeutendes Vermögen erworben, ebenfalls zu dieser Würde gelangen. Manche dieser Häuptlinge haben fast ganz europäische Gesichtszüge, und als vor einigen Jahren einmal Engländer und Franzosen mit den Araukanern Verträge abschließen wollten, ich glaube wegen des von den Indianern ausgeübten Strandrechtes, waren sie sehr verwundert, mehrere jener Anführer ziemlich fertig ihre Landessprache reden zu hören und zugleich eine diplomatische Gewandtheit entwickeln zu sehen, welche ihnen zu schaffen machte.

Fast scheint es, als seien solche Häuptlinge wirklich europäischer Abkunft. Es hatten die Spanier gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts in und um das Gebiet der Araukaner Städte gegründet und Festungen angelegt. Aber plötzlich standen unter dem Oberbefehle des Paillamacha sämmtliche Indianer auf, zerstörten sieben Städte und Festungen, tödteten die Männer und entführten Weiber und Kinder. Man will die Spuren dieses Menschenraubes noch jetzt bei den Araukanern erkennen.

Wirft nicht Cultur und Luxus, welche man mit der Zeit in das Gebiet jener Natursöhne einschmuggelt, ihre Kraft zu Boden, so werden sie auch lange unbezwungen bleiben, denn die Kräfte der chilenischen Regierung reichen schwerlich aus, sie im offenen Kriege zu unterjochen.

Es ist ihre Art Krieg zu führen allgemein gefürchtet, und vor Allem ist es die lange araukanische Lanze, welche so mächtigen Respekt einflößt. Diese Lanze ist an 20 Fuß lang und aus dem leichten und biegsamen Stengel der Colique gefertigt. Der gegen den Feind anrennende Indianer erhält das dünne, mit der Spitze versehene Ende derselben in fortwährender vibrirender Bewegung, so daß ein Pariren des Stoßes fast unmöglich ist, während er selbst mit außerordentlicher Sicherheit zu treffen weiß. Häufig wird aber die Lanze auch so geführt, daß der auf den Feind ansprengende Indianer die Lanze im Ricochet wirken läßt, indem er sie mit der vordern Hälfte auf die Erde schleudert, während er sie hinten festhält und mit der aufschnellenden Spitze den Gegner durchbohrt.

Wenn man dabei bedenkt, daß die Araukaner von frühester Jugend an alle jene Fertigkeiten besitzen, welche wir nur gewöhnt sind, im Circus von Kunstreitern ausführen zu sehen, und daß ihre Pferde sie auf's Trefflichste unterstützen und alle Strapazen mit Leichtigkeit ertragen, so glaubt man wol, daß sie furchtbare Feinde sind. Während man noch das Land in tiefer Ruhe glaubt, flammen ihre Feuerzeichen, und der anrückende Feind sieht sich plötzlich von allen Seiten umgeben von Indianern, die, nackt und mit bemaltem Gesichte, mit aufgelöstem, im Winde flatternden Haare und mit einem thierähnlichen Wuthgebrülle auf ihn einstürzen, keine Schonung mehr kennen, und Tod und Wunden nicht achten in der Vertheidigung ihres Vaterlandes und ihrer Freiheit.

Aber dieser wüthende und wilde Krieger ist nicht mehr zu erkennen, wenn es Friede ist. Stolz zwar und hartnäckig an seiner alten Sitte haltend, ist auch der Araukaner dann gastfrei gegen den Fremden und herzlich, wenn die steifen Förmlichkeiten des ersten Empfangs beendet sind.

Thut man einen Blick in die Haushaltung eines Araukaners, so überzeugt man sich sogleich, daß die Weiber nur die Sclavinnen der Männer sind, der Mann hat dieselben entweder erzogen (d. h. vor der Verheirathung und als Kind) oder er hat sie von ihrem Vater gekauft. Er führt Krieg, wohnt den Berathungen bei, geht auf die Jagd, oder raucht im Schatten liegend Tabak, aber das Weib muß arbeiten. Arbeit und Liebe ist aber bei vermögenden Araukanern unter mehrere Frauen getheilt, indem sich diese mehrere Weiber kaufen.

Eben so barbarisch, wie sich das Verhältniß der Arauka-Indianer gegen ihre Frauen gestaltet

hat, sind ihre Sitten und Gebräuche bei Beerdigungen. Stirbt z. B. ein alter Häuptling in Mitte seiner Anverwandten und Kinder, so wird, je nachdem er Küstenbewohner war oder mehr im Innern lebte, der Leichnam in ein Canoe oder eine Mulde gelegt und in Mitte des Hauses unweit des Feuerheerdes an einem Balken aufgehängt. Man hat dem Todten sein bestes Kleid angezogen und überläßt ihn ruhig seinem Schicksale, während man sich einzig mit den Vorbereitungen zum feierlichen Begräbniß beschäftigt. Vor Allem wird eine unendliche Menge Chicha bereitet, berechnet auf ein drei- bis viertägiges Zechgelage. Dann schafft man Mais und Weizen herbei, um eine Anzahl von 200 bis 300 Nachbarn zu bewirthen.

Alle diese Gegenstände werden neben dem Todten in der Hütte aufgehängt und später mit demselben zur Begräbnißstätte getragen, aber es vergehen oft zwei bis drei Monate, bis alle diese Vorbereitungen beendet sind. Der Leichnam ist mittlerweile in Fäulniß übergegangen und verpestet die Luft auf solche Art, daß man nicht selten in einer Entfernung von tausend Schritten das Haus bezeichnen kann, in welchem sich die Leiche befindet. Endlich erscheint der Tag der Beerdigung, und mit ihm kommen mehrere Hundert der geladenen Gäste, alle zu Pferde und mit ziemlichem Lärm. Die Leichenfeier beginnt mit einem großartigen Zechgelage und einer reichlichen Mahlzeit, welche oft mehrere Tage und Nächte hindurch fortgesetzt werden.

Wird endlich die Leiche in das mittlerweile bereitete Grab gelegt, so finden verschiedene Ceremonien statt, welche bewirken sollen, daß der Geist des Verstorbenen nicht in sein Haus zurückkehrt, und man gibt ihm deshalb eine Menge Dinge mit, welche er im Leben gern hatte. So z. B. seine Lanze und übrigen Waffen, seinen Sattel, Zaum und Sporen, sein Ballspiel und andere Kleinigkeiten. Aber man versäumt auch nicht, ihm Speise und Saatkorn mitzugeben und die Leiche reichlich mit Getränken zu übergießen.

Nun bedeckt man dieselbe mit Steinen und die Beerdigung ist beendet. [13.]

21. Besuch der Petscheräs auf Feuerland.

Während unsers Aufenthalts auf mehreren Inseln des Feuerlandes, erzählt Wilkes, bekamen wir zu verschiedenen Malen Besuche von Eingeborenen; sie waren Anfangs sehr schüchtern und zurückhaltend, wurden aber bald geselliger und zutraulicher, als sie sahen, daß wir nichts Böses gegen sie im Schilde führten. Die Petscheräs sind zwischen vier und fünf Fuß hoch, von leichter Kupferfarbe, die aber fast ganz von Ruß und Schmutz bedeckt ist, besonders auf dem Gesicht, in welches sie sich wagerechte Streifen mit Kohle malen. Ihre Gesichter sind niedrig, mehr breit als hoch, zusammengedrückt, mit schmaler Stirn und stark hervortretenden Backenknochen; ihre Augen sind klein, meist von schwarzer Farbe und im inneren Augenwinkel überdeckt das obere Augenlid das untere ein wenig, was ihnen viele Aehnlichkeit mit den Chinesen gibt. Ihre Nase ist breit und platt, die Nasenlöcher sind weit geöffnet, in dem großen und breiten Munde stehen sehr weiße Zähne. Ihr Haar ist lang, dünn und schmutzig schwarz; sie bestreuen es in der Regel mit weißer Asche, was ihnen, da die Haare über das Gesicht herabhängen, ein höchst widerliches Aussehen gibt. Ihr Körperbau ist merkwürdig. Während Brust und Schultern gut entwickelt sind, bleiben Arme und Beine ganz dünn und hager und die ganz unverhältnißmäßig langen Arme stehen wieder zu den kurzen, schwächlichen, schlecht geformten Beinen im Mißverhältnisse. Von einer Wade ist keine Spur vorhanden; das Bein ist vom Fußknöchel bis zum Knie beinahe cylindrisch, die Schenkel haben fast gar kein Fleisch, oft hängt, wenn sie stehen, die Haut in einer weiten Falte über das Knie herab. Bei Einigen scheinen die Kniemuskeln ganz und selbst die geringste Kraft zu fehlen. Dieser Mangel rührt haupt-

sächlich von ihrem beständigen Sitzen her, denn in ihren Hütten und Kanots sieht man sie fast nie in einer andern Lage. Man kann sich kaum einen verkümmertern Menschenschlag denken. Von dem Werthe verschiedener Tausch- und Handelsartikel, die ihnen am liebsten und nothwendigsten sind, scheinen sie fast gar keinen Begriff zu haben. Ein Stück Glas ist ihnen so viel werth als ein Messer; rothes Wollenzeug in Streifen geschnitten, ist ihnen so werthvoll wie das ganze Stück.

Die Kinder, die wir zu sehen bekamen, waren alle klein und lagen in einem Nestchen von dürrem Grase, in einer Ecke des Kanots. Das Weib und ein älterer Knabe ruderten das Boot, während der Mann sich damit beschäftigte, das eingedrungene Wasser auszuschöpfen und das Feuer zu unterhalten, das sie stets auf dem Boden ihres Kanots auf einem Häufchen Steine und Asche mitten im eingedrungenen Wasser zu unterhalten pflegen.

Ihre Hütten errichten sie in der Regel hart an der Küste, im Schoße irgend einer kleinen Bucht und an Stellen, wo sie vor den herrschenden Winden Schutz finden. Diese Hütten sind aus jungen Bäumen oder stärkern Aesten erbaut, die sie ganz einfach in die Erde stecken, oben zusammenbinden und mit Rinden und Zweigen, Binsen und Schilfgras durchflechten, sodaß das Ganze wie eine geflochtene Fischreuse aussieht, die sie dann noch mit Gras, Rasenstücken und dergleichen belegen. Der Regen wird aber von dem losen Baue nicht ganz abgehalten. Die Größe einer Hütte hat in der Regel 7 — 8 Fuß im Durchmesser und 4 — 5 Fuß in der Höhe; den Eingang bildet ein eirundes Loch; das Feuer brennt in einer Höhlung in der Mitte. Der Fußboden besteht aus festgetretenem Thon. Gegenüber der Hütte ist gewöhnlich ein Haufen von Schaalthieren, Seesternen und dergleichen als Wintervorrath aufgehäuft.

Die Petscheräs leben von Muscheln, Austern und Fischen; Seehunde und größere Fische werden ihnen bisweilen von der Brandung zugetragen. Sie sind nicht ungelehrig und einer wußte sich nach kurzem Unterrichte des Messers und der Gabel sehr geschickt zu bedienen. Wein und geistige Getränke wies er zurück, Zuckerwasser behagte ihm. Gesalzenes verschmähte er, aber mit Reis und Plumpudding nudelte er sich förmlich, bis er fast nicht mehr konnte. Dabei blieb er äußerst fidel, lachte und tanzte und sang unaufhörlich: „Heilah Petscheräh!" [243.]

Australien und die Südsee.



1. Natur und Menschen Oceaniens.

Es gibt wol wenige Gegenden auf der Erde, welche ein so vortheilhaftes Klima wie die Südsee-Inseln haben. Da sie innerhalb der Wendekreise liegen, so ist das Klima warm, aber die Hitze ist nicht drückend; denn das herrschende Meer bewirkt die Abkühlung und ist auf diese Weise ein kräftiger Ausgleicher. Die Mittelwärme fällt in den verschiedenen Theilen Oceaniens zwischen 19° und 20° R. Nach Beobachtung auf den Sandwichs-Inseln ist der höchste Wärmegrad 23°, der niedrigste 12° über dem Gefrierpunkte und der Unterschied zwischen dem wärmsten und kältesten Monat ist nur 4°.

Es findet also hier nicht nur ein ewiger, sondern auch ein beständig kühler und angenehmer Sommer statt. Die unerträgliche Hitze, unter welcher Afrika's Wüstengürtel, Peru's und Chili's Küstenstrecken leiden, ist hier unbekannt.

An Feuchtigkeit und Regen fehlt es im Allgemeinen nicht; die meisten Inseln haben eine Regenzeit, den Sommer. Besonders mangelt es den vulkanischen, gebirgigen Inseln nicht an Feuchtigkeit; denn Luftströme, mit Dünsten angefüllt, werden von Bergen gehemmt und abgekühlt, und die Dünste fallen dann als Regen nieder; nur einige der niederen Inseln, welche auf diese Weise, so zu sagen, sich selbst keinen Regen zu geben vermögen, und welche außerhalb des Gürtels der regelmäßigen Regenzeit liegen, z. B. die Oster-Insel, südlich der Wendekreise, leiden an Dürre.

Was Viel dazu beiträgt, das Klima der Südsee-Inseln beständig zu machen, ist, daß sie innerhalb des Gürtels des Passatwindes liegen, dieses beständigen Ostwindes, der so sehr die Seereise nach Amerika erleichtert, aber diejenigen, welche in entgegengesetzter Richtung segeln wollen, nöthigt, höhere Breiten zu suchen. Es muß noch bemerkt werden, daß in der Nähe der Grenzen des Passat-Gürtels und in der südlichen Halbkugel, etwas innerhalb der Wendekreise, der Passatwind zu einer gewissen Jahreszeit von entgegengesetzten Winden unterbrochen wird; hier finden also die sogenannten Monsune statt; und selbst innerhalb des Passat-Gürtels gibt es Unterbrechungen in der Regenzeit.

Die gebirgigen Inseln haben, als eine Folge des Passatwindes, eine Windseite und eine Seeseite; auf der letzteren herrscht theils Windstille, welche sich sogar bei den hohen Inseln mehrere Meilen in die See hinaus erstreckt, theils das innerhalb 24 Stunden abwechselnde Spiel von Landwinden während der Nacht, und Seewinden während des Tages.

Bei den Wohnungen der Eingebornen sind die Thüren gegen diese abwechselnden Winde gewandt, und dieselben verschaffen sich dadurch eine angenehme Kühle. Diese Wohnungen, welche haupsächlich aus großen Dächern, auf kurzen Pfosten ruhend, bestehen, sollen im Ganzen zweckmäßig sein, und mehrere Reisende beschreiben es als höchst angenehm, hier entweder am Tage, oder während der Nacht auf Matten oder Matrazen zu ruhen.

Dieses Klima ist ebenso angenehm wie gesund; hier weiß man nichts von den tödtenden Krankheiten Java's, Guinea's, nichts von Westindiens klimatischen Fiebern. Man lebt in der frischen Seeluft wie auf einem Schiffe, aber ohne die eingeschlossene Luft des Schiffsraumes und ohne die übrigen Unannehmlichkeiten, Mangel an Bewegung, Mangel an frischem Gemüse und Wasser, welche eine Seereise begleiten.

Wo sich ein hoher Wärmegrad und eine hinreichende Feuchtigkeit vereinen, da pflegt man eine üppige und an Formen reiche Pflanzenwelt zu sehen. Solches trifft man auf den asiatischen Inseln, Neuholland, Brasilien und in mehreren tropischen Klimaten. Dieses ist jedoch auf den Südsee-Inseln nicht der Fall. Freilich ist auf den vulkanischen Inseln Ueberfluß an Pflanzen, und namentlich an großen Pflanzen, aber die Anzahl der Arten ist klein, und die Mannigfaltigkeit also gering. Während wir von Brasilien über 5000 Arten von Pflanzen kennen, kennt man von den Südsee-Inseln kaum ebenso viele Hunderte. Dazu kommt, daß wenige Pflanzenformen eigenthümlich sind. Die Formen, welche sich zeigen, sind asiatische und neuholländische, besonders die ersteren; aber man findet keine amerikanische, selbst nicht auf den Inseln, welche Amerika näher als Asien liegen.

Wir haben schon früher die wahrscheinlichen Ursachen besprochen, durch welche die Südsee-Inseln, ungeachtet ihres vorzüglichen Klima's, eine so arme Flora haben, weil die Inseln nämlich wahrscheinlich nach der Zeit entstanden sind, in welcher die Natur aufgehört hat, neue Formen zu bilden, was von den Korallen- und wahrscheinlich von den meisten vulkanischen Inseln gilt; ferner weil die Inseln so klein sind und zerstreut liegen, was dem Wandern der Pflanzen Hindernisse setzt.

Wir können hier nicht alle charakteristischen Pflanzen besprechen, sondern nur einige der vorzüglichsten näher schildern. Zuerst nennen wir die Kokospalme. Bald vereinzelt, bald in Gruppen stehen ihre schlanken, 40 bis 50 Fuß hohen Säulen mit der wiegenden grünen Blätterkrone in einfach erhabener, königlicher Majestät da, reichen Segen um sich her verbreitend. Nach der Volkssage ist dieser Baum zu 99 Dingen nutzbar. Der Stamm, der bisweilen 100 Fuß hoch wird und 1 bis 2 Fuß im Durchmesser hat, schwimmt als stolzer Mast auf dem Meere oder dient zu Tragebalken und Latten für die Wohnungen der Menschen. Aus den hohlen Palmstämmen fertigt man Wasserrinnen; aus den Wurzeln flicht man Wannen und Tragkörbe; das Netzgewebe an jeder Blattwurzel wird zu Kinderwiegen und Packleinwand verbraucht. Die Fasern der Rinde und der äußeren Nußschale geben Stricke und Tauwerk. Das Laub der jungen Kokospalmen ist eine vorzügliche Nahrung der Elephanten. Der süße und schmackhafte Blattkopf gibt den zarten Palmkohl, eine Delicatesse für jede Tafel. Die eigentliche Krone besteht aus einem Dutzend mächtiger Blätter. Jedes einzelne Blatt, 2 bis 3 Fuß breit, 12 bis 14 Fuß lang, gleicht einer großen Feder, und man macht daraus Fächer, Hüte, Sonnenschirme, Dachdecken, Siebe, Körbchen, Flechtwerk, Papier, worauf man mit einem Griffel aus Bambus schreibt; man dreht daraus Fackeln zum Leuchten, verbrennt sie zur Bereitung von Asche und trefflicher Seife. Die durchscheinenden jungen Blätter geben den Bewohnern Ceylons smaragdfarbige Laternen; die starken Blattrippen dienen zu Fischreusen, Stöcken und Besen. Die Aeste stellt man bei Hochzeiten und anderen feierlichen Gelegenheiten zur Zierde und als Zeichen der Freude vor die Thüre, und wenn man Vornehmen ein Geschenk bringt, so sind immer Palmzweige dabei, als Zeichen des Friedens und der Freundschaft. Aus der Mitte des Blattkreises kommen 3 bis 4 Spannen lange Scheiden wie um die Kolben des türkischen Weizens;

diese platzen und dann erhebt sich die traubenartige Rispe, oben mit gelblichen, wohlriechenden Blüthen, unten mit gleichzeitigen Früchten. Blüthe und Frucht ist als Nahrung und Trank unschätzbar. Der unentfalteten Blüthe zapft man durch Einschnitt den Saft ab, welchen man Palmwein nennt: frisch abgezogen ist er kühlend, labend und heilsam, nach kurzer Zeit gährt er und wird berauschend, später wird er sauer und gibt den besten Weinessig; durch Austräufelung und Abdämpfung gewinnt man daraus den besten indischen Arak, durch Einkochen Zucker. Die kopfgroßen, eirunden und dreikantigen Nüsse werden, wenn sie noch grün und unreif sind, zu den mannigfaltigsten Lieblingsspeisen der indischen Küche zubereitet. Die jungen Früchte, die Anfangs dicht sind, füllen sich allmälig mit herbem, nachher süßem Wasser, das ist die labende Kokosmilch, die aber oft zu kühlend ist und daher leicht schaden kann. Bei der Reife setzt sich aus diesem Wasser ein zartes, bläulich weißes, süßes und schmackhaftes Mark oder Mehl an, welches mittelst eines Löffels herausgenommen und roh gegessen oder mit Essig, Salz und Oel zu Salat gemacht wird. Man kocht aus dem Mark auch Oel, welches man an die Speisen thut oder womit man sich den Leib einschmiert. Der ausgepreßte Kern aber gibt noch das beste Viehfutter und düngt den Acker. Die harte Nußschaale wird zu Stockknöpfen, Pfefferbüchsen, Näpfen und Bechern verarbeitet, oft schön geschnitzt, polirt und mit Silber eingefaßt. Die sehr zähe braunrothe Faser der äußeren Nußschaale gibt die feinsten und kostbarsten Teppiche und Flechtwerke. Durch Dörren gewinnt man daraus eine Art Hanf, der zu Schnüren, Stricken und wegen seiner elastischen Beschaffenheit besonders zu Ankertauen gebraucht wird. Am fruchtbarsten ist der Baum in salzigem Boden und am Meere, er wird gewöhnlich hundert Jahre alt. Um seiner vielen und großen Segnungen willen steht der Baum, namentlich bei den Indischen Völkern, in großer Verehrung. Bei der Geburt eines Kindes auf Ceylon wird eine Kokospalme gepflanzt, und die Ringe, die der Baum beim Wachsen um den Stamm bildet, dienen als lebendiger Kalender zur Aufzeichnung der Geburtstage. Im Hafen zu Bombay opfert man nach alter Sitte alljährlich, wenn der günstige Wind (Monsun oder Mousson), zu wehen beginnt, dem Meere zum Zeichen reichen Ertrages und glücklicher Seefahrt, eine vergoldete Kokosnuß. — Eine der ausgezeichnetsten Nahrungspflanzen der heißen Zone ist auch der australische **Brotbaum** (Artocarpus incisa). Unter seinem schattenreichen Laube ist der Lieblingsort der leichten Indianerhütten, und wem sollte es auch nicht unter einem mit großen Früchten beladenen Eichbaum gefallen! Die ganze Form des Brotbaumes ist schön. Er erreicht eine Höhe von 40 bis 50 Fuß, und wird etwa 4 Fuß dick. Die armleuchterartigen Zweige haben am Ende 6 bis 7 Blätter, zwei Spannen lang und fast eben so breit. Die vorzüglichste Gabe des Brotbaumes ist seine große runde, markige Frucht. Der Kolben ist groß wie ein Kindskopf, voll vier- oder sechseckiger, diamantenähnlicher Warzen, mit wolligen Fäden bedeckt und 3 bis 4 Pfund schwer. Sie werden abgeschält, dann geröstet oder gekocht und wie Kastanien gegessen. In Scheiben geschnitten und im Ofen gebacken, schmeckt die Frucht wie frische Brodkrume und hält sich zwei Jahre lang. Drei Bäume sind im Stande, einen Menschen acht Monate lang zu ernähren. Auch während der 3 bis 4 Monate, wo der Baum keine Früchte hat, lebt der Bewohner der Südsee von den gesammelten Vorräthen. Man legt die Früchte, ehe sie ganz reif geworden sind, nach Entfernung ihrer Rinde in eine gepflasterte Grube und bedeckt sie mit Haufen von Blättern und Steinen, bis sie in eine saure Gährung übergegangen sind. Aus diesem Vorrathe nimmt man nun täglich so viel, als man bedarf, macht daraus faustgroße Klumpen, wickelt sie in Blätter und backt sie zwischen heißen Steinen. Auf Manga-Rewa und andern Inseln wird die Brotfrucht gleich von vornherein geröstet, zermalmt und zu einem Teige geknetet, den man in ausgehöhlten Gruben mit Bananenblättern bedeckt, worauf man das Ganze luftdicht verschließt. Der durch die Gährung entstandene scharfe Geschmack behagt den Eingebornen sehr. Jede Hütte hat hier eine oder mehrere solcher Gruben, und das Glück einer Familie besteht darin, sie alle füllen zu können. — Die **Bananen** zeichnen sich durch die ungewöhnliche Größe und das schöne, saftige Colorit ihrer seidenartig glänzenden Blätter, sowie durch den prächtigen Farbenschmelz ihrer Blumen aus. Auf feuchten Wiesen und am Rande der Gewässer bilden sie leuchtend grüne Gruppen von fröhlichem Anblick. Der Gestalt nach Bäume, sind es ei-

gentlich nur riesige Krautgewächse. Dazu gehört der **Pisang** (Paradiesfeige, Musa paradisiaca). Der Stamm ist 10 bis 12 Fuß hoch und mannsdick, dauert aber nicht über zwei Jahre. Seine Substanz ist so weich wie das zarteste Kraut, so daß man sie leicht mit Einem Hieb durchhauen oder durchstechen kann; denn er besteht aus lauter umeinandergerollten Häuten, zwischen denen eine schwammige Masse liegt. Inwendig ist der Stamm weiß und schleimig, auswendig ist er glatt und grün. Das ungeheure Blatt ist das größte von allen Krautblättern, 8 bis 10 Fuß lang, 2 Fuß breit, aber so dünn und trocken, daß es wie Papier rauscht. Es dient den Indianern als Tellertuch, das nach jedem Essen weggeworfen wird; auch wickelt man allerlei Sachen, besonders Cigarren hinein. Aus den Herzen der Blätter kommt ein mannslanger, schenkeldicker Kolben, um den etwa ein Dutzend Blüthenhaufen stehen, deren Lippenblätter unten roth und oben gelb, deren Blumenblätter aber nebst den Staubfäden weiß sind. Diese tragen nachher gelblich grüne, gurkenähnliche Früchte von der Länge eines Schuhes, die truppenweise über einander stehen. Das innere Mark ist wie hellgelbe Butter oder schimmert weiß, wie bei dem Tafel-Pisang; der Geruch ist süß und der Geschmack so, als wenn man gebratene Aepfel mit Zucker und Butter kostete, am meisten den Feigen ähnlich, daher auch der Name der indischen Feige. Es ist sowol roh als gebraten eine sehr liebliche Speise, besonders für zarte Kinder, die in den ersten 7 bis 8 Monaten fast nichts Anderes zu essen bekommen, bis sie Reis vertragen können. Die beste Frucht ist von dem Tafel-Pisang, welche süß und so köstlich schmeckt, als wenn Rosenwasser darunter wäre. Die Leichtigkeit, mit welcher die Pflanze aus den Wurzeln emporschießt, gibt ihr einen großen Vorzug, selbst vor dem Brotfruchtbaum, der, wenn er einmal zerstört ist, nur sehr langsam wieder wächst, während die Banane schon wenige Monate, nachdem man sie abgehauen, mit neuen Stämmen und Früchten prangt.

Ist Oceanien nicht reich an Pflanzenarten, so ist es dies noch weniger an Landthieren. Die Europäer, welche zuerst nach diesen Inseln kamen, fanden an Landsäugethieren nur das Schwein, den Hund und die Ratte, Thiere, welche mit oder gegen den Willen der Einwohner dorthin geführt werden konnten, und diese fand man nicht einmal auf allen Inseln. Einige kleinere Säugethiere sind vielleicht der Aufmerksamkeit entgangen, denn die Naturforscher, welche die Inseln besucht haben, erwähnen noch außer der Maus, ein Paar Arten von Fledermäusen und eines kleinen Nagethieres, aber jedenfalls ist an Säugethieren große Armuth. Für die Einwohner waren die anderen Hausthiere, welche die Europäer mit sich führten, ganz neu, sodaß sie z. B. ein Pferd als ein zum Reiten bestimmtes Schwein bezeichneten. Auch an Insekten ist auffallender Mangel, die Anzahl der Vögel aber größer. Seethiere: Seehunde, Fische, Schildkröten, Krebsthiere, Weichthiere und andere sind dagegen im Ueberfluß vorhanden.

Der Mangel an Säugethieren und an Hausthieren, mit Ausnahme des Schweines, ist so eingreifend in die Oekonomie der Völker, daß es gewiß als ein Charakterzug Oceaniens bemerkt zu werden verdient. Gemeinschaftliche Sprache, gemeinschaftliche Gebräuche und Lebensweise, übereinstimmende Gesichtszüge und die übrigen Körperbeschaffenheiten vereinen alle Bewohner der Südsee zu einer Race. Der Bewohner der Sandwichsinseln versteht nicht nur den von Otaheiti, sondern selbst den Neuseeländer, und es sind nur Dialekte derselben Grundsprache, welche auf diesen Inseln gesprochen werden. Die charakteristischen Gebräuche, das Tättowiren, der Tabbu, das Hinlegen der Todten in eine Art offener Begräbnisse (Morais), Schmuck und Zierrath, der Gebrauch von Doppel-Böten, der Anbau derselben nützlichen Gewächse sind mit unbedeutenden Modificationen für die fernsten Inseln gemeinschaftlich.

Alle sind darüber einig, daß die Bewohner Oceaniens eine schöne und wohlgebildete Menschenrace sind, welche weniger von der europäischen, arabischen und indischen abweicht, als die übrigen Racen. Ihre Hautfarbe ist weit davon entfernt, schwarz genannt werden zu können; sie ist selbst bei den niedrigen Volksclassen, welche beständig der Sonne und der Luft ausgesetzt sind, kaum mehr als gelblich oder bräunlich; bei den Vornehmeren, besonders beim weiblichen Geschlechte, und bei den neugeborenen Kindern kaum dunkler, als bei dem Südeuropäer. Das Haar ist nicht kraus, wie beim Neger, sondern glatt oder lockig; die Augen sind groß, und nicht schräge und klein, wie bei der mongolischen Race. Die Nase ist abgesondert von Wangen und Ober-

lippe, die Lippen sind dick wie beim Neger und die Theile des Körpers sind gut proportionirt.

Ich erwähnte das **Tättowiren**. Dieser merkwürdige, über ganz Oceanien verbreitete Gebrauch besteht darin, daß man, indem man Linien oder Figuren in die Haut schneidet oder punctirt, Verzierungen auf dem Körper zuwege bringt. Dies geschieht von eigenen dazu gebildeten Künstlern, es wird mit dem Flügelknochen des Tropikvogels gemacht, dessen Ende kammförmig in viele Spitzen ausgestochen wird; mit diesen Spitzen wird in die Haut gestochen, bis eine Wunde erscheint, welche mit Kohle oder sogenannter Brennnuß eingerieben wird. Diese Operation dauert mehrere Wochen und sehr oft werden später noch mehr Zeichnungen hinzugefügt.

Diese Zeichnungen werden von den besseren Künstlern mit vieler Regelmäßigkeit und Genauigkeit, ja nicht selten sogar mit Geschmack ausgeführt; da es sich aber diese Künstler mit einem oder mehreren fetten Schweinen (der größte Reichthum der Bewohner Otaheiti's) gut bezahlen lassen, so müssen die wenig Vermögenden sich an Pfuscher wenden und die Armen dieser Zierde ganz entbehren. Man sieht leicht ein, daß, wenn wir es von Seite der Zierde betrachten, das Tättowiren für den Bewohner Oceaniens dasselbe ist, was Kleider für uns sind; diese Zeichnungen haben wirklich in der Entfernung eine auffallende Aehnlichkeit mit Kleidern; lange Streifen längs der Beine geben das Aussehen gestreifter Pantalons; die Verzierungen auf dem Arme gleichen einem zierlich genähten Handschuhe; auf den Beinen einem Strumpfe u. s. w. Am Leibe werden die Striche so gezogen, daß sie das Aussehen einer sehr schlanken Taille geben, so daß selbst das Corsett auf gewisse Weise hier nicht unbekannt ist. Hier kommt es mehr als bei uns auf einen guten Schneider an, weil man den Rock während der ganzen Lebenszeit trägt. Die Mode kann, wie man leicht einsieht, keinen Einfluß haben, wenigstens nicht bei einer und derselben Person.

Was die **Religion der Südseeinsulaner** anbetrifft, so weisen die religiösen Vorstellungen, Gebräuche, Opfer und politisch-religiösen Gesellschaften der Oceanier unzweifelhaft auf Hinterindien, China und Japan hin. Göttlich ist ihnen das Geistige als solches. In das Irdische läßt sich das Göttliche herab, es beseelend, durchdringend, es zur Ekstase in Begeisterung und Gesang erhebend. Alles vom Geiste Besessene ist **Tabu** (sacrum et sanctum), ist dem gemeinen Gebrauche enthoben, seine Berührung heiligt. Tabu ist das Haupt des Menschen, selbst die Gebeine der Verstorbenen bleiben Eigenthum der Seelen und sind für die Zurückgebliebenen ein Tabu. Heilig ist auch die Person des Fürsten, Edlen und Priesters. Die Seele des Verstorbenen bleibt an die Erde gebannt, bis sühnende Opfer sie erlöst haben. Dann wird sie von den Göttern verspeiset, und so in eine höhere Natur umgewandelt, zum Aufenthalte der Seligen erhoben. Von dort aus unterhalten die Hingeschiedenen einen Rapport mit den Lebenden, steigen in die Priester nieder, und geben im Zustande der Ekstase, worin sie diese versetzen, durch den Laut ihrer Stimme die Identität ihrer Personen zu erkennen. Wer das Tabu verletzte, mußte sterben. Die Unkenntniß dieses Gebrauches zog manchem Europäer, wahrscheinlich auch dem Capitän Cook, den Tod zu. Die Menschenopfer waren auf allen Inseln der Südsee verbreitet, und trugen nicht wenig zur Entvölkerung derselben bei Den Tyrannen boten sie häufig eine willkommene Gelegenheit, eine politische Gegenpartei völlig zu vernichten. Ein König der kleinen Insel Funtuna, die gegenwärtig kaum 1000 Einwohner zählt, brachte in seinem Leben nicht weniger als 1000 Menschenopfer dar. Zauberei war allgemein. Der Kindermord war erlaubt, wenn er vollbracht wurde, ehe das Kind irgend eine Speise genossen hatte, und wurde in einer Ausdehnung geübt, wovon man selbst in China nichts Aehnliches kennt.

Die Todten werden stark mit Kokosöl eingerieben und, in viele Zeuge gehüllt, an die offene Luft auf Gerüste gelegt. Sie werden dadurch eine Art Mumien. Diese Stellen nennt man **Morais**. Ueber die Südsee-Inseln verbreitet ist auch die Sitte, sich durch Reiben der Nasenspitzen zu begrüßen Die Lage der Südsee-Inseln macht die Bewohner zu geborenen Seeleuten. Es ist deshalb kein Wunder, daß sie vortreffliche Schwimmer sind. Reisende versichern, daß, wenn man sieht, wie lange Zeit während des Tages sie Alle, Männer, Weiber, Kinder im Wasser bleiben, und was sie darin an Beschäftigungen vornehmen, so wird man versucht, sie Alle für eine Art Amphibien zu halten. Als die Europäer die Südsee-Inseln besuchten, fanden

sie auf den meisten eine schon ziemlich vorgerückte Civilisation. Auf vielen von ihnen war eine Staatsverfassung, Ackerbau, theils mit künstlicher Bewässerung und eine nicht ganz unbedeutende Industrie, so wie Geschmack, welcher sich in ihren Zeugen, Böten und schön verzierten Geräthschaften zeigte. Sie besaßen auch Sänger.

Aber so wie die Bewohner Oceaniens waren, als die Europäer sie besuchten, — ja, so wie sie vor 50 Jahren waren, — finden wir sie nur mehr auf den weniger besuchten Inseln. Alles ist in Oceanien in einem kurzen Zeitraume gänzlich verändert.

Die Einwohner kleiden sich jetzt auf europäische Weise und haben europäische Gebräuche angenommen; das Tättowiren nimmt bedeutend ab; auf Otaheiti ist ein Doppelboot schon eine Seltenheit; auf den Sandwichs-Inseln, wo Cook vor etwa 70 Jahren von den Wilden erschlagen ward, sieht man jetzt europäische Wohnungen, Packhäuser, Billards, Wirthshäuser und Schildwachen in Uniform: sie werden von mehreren Hunderten europäischen und amerikanischen Schiffen jährlich besucht, und auf einmal kann man fünfzig antreffen. Als man dem Capitän Beechy eine Probe nationaler Gesänge und Tänze geben wollte, mußte man Tänze und Barden von einer entfernt liegenden Insel holen; Schulen und Kirchen sind an die Stellen der Morais und Götzenbilder getreten. Wären die Inseln nicht so zerstreut, und wären ihrer nicht so viele, so würde vielleicht die Zeit nicht fern sein, in welcher die nationalen Sitten und Gebräuche der Bewohner Oceaniens in Museen für Alterthümer studirt werden müßten, so wie wir jetzt die Sitten unserer Heidenzeit darin studiren.

Die Bewohner Oceaniens zeigen große Lust, die europäische Cultur anzunehmen; ja, diese gränzt bisweilen an Enthusiasmus. Als die Bewohner der Sandwichs-Inseln merkten, daß man durch Hülfe der Schreibkunst den Entfernten seine Gedanken mittheilen konnte, da ergriff sie dies auf solche Weise, daß alle, Große und Kleine, mit ihren Schreibbüchern nach den Schulen eilten und diese bestürmten. Aehnliche Scenen ereigneten sich bei der Ankunft der ersten Druckerei auf Eimeo. In Honolulu erscheinen 4 Zeitschriften in englischer Sprache und in der Sprache der Eingebornen (Kanacksprache).

Zu dieser großen Umwälzung in den Sitten der Oceaniten haben allerdings die englischen Missionäre der Dissenters Vieles, aber nicht immer in löblicher Weise, beigetragen. Sie verboten strengstens den Insulanern ihre Tänze und Nationalfeste, quälten sie bis zur höchsten Ermüdung mit trocknem Unterricht und mit Höllenpredigten, verhängten bei den geringsten Vergehen körperliche Züchtigungen und machten anstatt wahrer Christen häufig heimtückische, unzufriedene Heuchler, die sich im Stillen nach dem alten Heidenthume sehnten und durch die Ansteckung von europäischen Lastern nur verderbter wurden. [197.]

---

2. Streifzüge auf den Molukken.

Ternate und das nur durch einen Canal davon getrennte Tidor sind die beiden wichtigsten Inseln der eigentlichen Molukken, von denen Guilola die größte. Es sind die Hauptstädte der beiden Sultane, deren Oberherrschaft sich über die ganze Gruppe erstreckt. Der Boden der Molukken ist reich und fruchtbar, obgleich hauptsächlich vulkanisch. Die Holländer haben auf dieser Insel ihren hauptsächlichsten Militärposten, um sich den ausschließlichen Besitz aller Molukken zu sichern. Sie nennen sich nur Verbündete und Beschützer der ihnen unterworfenen muhammedanischen Sultane, und wissen deren Fesseln durch eine jährliche Pension von 12,000 Gulden zu vergolden. Für diesen Preis sind die Sultane verpflichtet, der holländischen Regierung in allen ihren Kriegen Hülfstruppen zu stellen. Dagegen wird ihnen denn auch die ungeschmälerte Ausübung ihrer Oberherrschaft über die Molukken verbürgt. Klug wissen die Holländer die Eifersucht der beiden Sultane zu ihrem Vortheil auszubeuten; auch halten sie am Hofe jedes Sultans eine unter dem

Titel einer Ehrengarde versteckte europäische Leibwache, wodurch sie von allen geheimen Bewegungen frühzeitig unterrichtet werden. Ihr eigentlicher Vertreter ist der Resident, der in Friedenszeiten über alle Kräfte der Insel verfügt. Die Garnison wird durch einen Capitän befehligt, der in Kriegszeiten die oberste Regierung auf der Insel übernimmt. Ternate steht unter dem General-Gouverneur der Molukken, dessen Hauptsitz Amboina ist.

Ternate ist wahrhaft ein herrliches Land! Ueberall sieht man zwischen dem Laube hübsche Häuschen von Bambusrohr durchschimmern. Die Pflanzenwelt drängt sich allenthalben mit großer Kraft durch. Hier ist es der Kaffeebaum, der sich unter der Last seiner rothen Beeren beugt, dort bedeckt die Baumwollenstaude eine große Landstrecke mit ihren weißen Flecken; Zuckerrohr, Kakao, Pfeffer, Muskat, Alles treibt, Alles wächst durcheinander, mit solcher Macht, daß der glückliche Bewohner kaum mehr als die Mühe hat, es zu ernten. Aber dies ist noch nicht genug. Wie die sorgende Mutter Natur dem Lappen seine Rennthiere, dem Eskimo seine Robben, dem elendesten Wilden den Taro,*) den Völkern Asiens den Reis, uns dagegen das Getreide verliehen hat, so hat sie auch die Bewohner des indischen Archipels mit der Sagopalme beschenkt. Die **Sagopalme** hat einen Stamm, der in gerader Linie ohne irgend einen Seitenast bis zu einer Höhe von 40 bis 60 Fuß steigt und in einen Blätterbüschel, dichter als der der Palme, endigt. Diesen Stamm bedeckt eine Rinde von einem halben Zoll Dicke, welche eine weißliche, schwammige und mehlige Substanz enthält. Dies ist der Sago, das Brot mehrerer Millionen Menschen. Wenn das oberste Ende des Stammes unmittelbar unter der Krone anfängt, gelblich weiß zu werden, so fällt man den Baum so nahe am Fuße als möglich, um nichts von seinem kostbaren, hollunderartigen Marke zu verlieren. Nachdem man den Sago von der Rinde abgelöst, thut man dies noch grobe und den Sägespänen ziemlich ähnlich aussehende Stärkemehl in eine Art Backtrog, gießt Wasser darauf und vermengt den Sago gehörig damit, um die Fasern zu entfernen. Diese dienen zur Nahrung der Schweine und des Geflügels. Wenn das Stärkemehl sich in der Tiefe des Backtroges gesammelt hat, so gießt man das Wasser ab und nimmt eine zweite Waschung vor. Darauf thut man den Sago in Körbe, und wenn das Wasser ganz abgelaufen ist, so knetet man ihn in Kuchen, die unseren Zwiebackstücken ziemlich ähnlich sind; man füllt denselben in Formen, und später läßt man ihn backen, bis er gänzlich trocken und zusammenhaltend ist. Dies Brod ist sehr nahrhaft und hat, besonders mit Butter gebacken, einen sehr angenehmen Geschmack. Aus dem feinsten Sagomehl macht man auch kleine Kügelchen; unter dieser Gestalt gelangt es auf die Märkte Europa's. Ein gewöhnlicher Baum gibt fünf bis sechshundert holländische Pfund Sago. Die Röhre dient zu Wasserleitungen, die Blätter zur Bedeckung der Hütten, sie bilden wasserdichte Dächer, welche sechs bis sieben Jahre dauern.

Von Ternate begeben wir uns nach der nur einige Tagereisen entfernt liegenden Insel Amboina.

Die Hauptstadt Amboina hat starke Befestigungen. Um in das Innere derselben zu gelangen, ist man genöthigt, das Fort mittelst einer Zugbrücke zu passiren, welche über den äußersten Graben geschlagen ist. Dieses Fort, welches alle Kasernen, die von den Officieren bewohnten Pavillons und eine Menge von Magazinen einschließt, ist gewissermaßen eine Stadt für sich. Wenn man aus derselben heraustritt, gelangt man auf einen großen, mit Akazien, Muskatbäumen und Gewürznelkenbäumen bepflanzten Platz, in welchen alle Hauptstraßen der europäischen Stadt einmünden. Dieses Viertel nimmt einen beträchtlichen Raum ein, denn die Häuser haben in der Regel einen Garten und einen mit Fruchtbäumen bepflanzten Hof hinter sich, was diesem Stadttheile das Ansehen einer Vereinigung schöner Villa's gibt. In der Mitte aller dieser Gärten und Höfe bemerkt man elegante Pavillons von Bambus, welche dazu bestimmt sind, während der Erdbeben als Zufluchtsort zu dienen; auch pflegen viele Personen, welche fürchten, des Nachts überrascht zu werden, darin zu schlafen. Die Straßen dieses Viertels sind in der Regel den Tag über öde, und nur des Nachts sieht man die Bewohner sich in den äußeren Gallerien, welche zu Sälen dienen, versammeln. Dabei sind die Gemächer mit großem Luxus erleuchtet. — Das

*) **Taro** ist die Knollwurzel einer Art von Zehrwurz (Arum), gleich unserer Kartoffel ein treffliches und allgemeines Nahrungsmittel auf den Inseln der Südsee.

chinesische Viertel, welches zur Rechten des Forts zwei lange, dem Meere gleichlaufende Straßen einnimmt, ist der Mittelpunkt des Handels. Beinahe jedes Haus ist eine Bude, in der alle Waaren Europa's und die Erzeugnisse des Landes ausgelegt sind. — Auf der dem chinesischen Viertel entgegengesetzten Seite gelangt man in das malaiische Viertel, welches an den beiden Ufern eines Flusses liegt und von den Muhammedanern der Insel bewohnt wird. Ihre zierlichen, ordnungslos zerstreuten Hütten von Bambus sind zur Hälfte in den sie umgebenden Gärten versteckt. Diese sind mit Kokospalmen, Bananen und einer Menge wohlriechender Zierblumen bepflanzt. Die Umzäunungen, welche an reinlich gehaltene Baumgänge stoßen, werden von leichten Geländern umschlossen. Die Nachbarschaft des Flusses verleiht der Luft eine angenehme Frische und lockt zum Spazierengehen in dieser Gegend, deren Anmuth nur von einem Park übertroffen wird, in dessen Mitte sich der Pallast des Gouverneurs erhebt. Dieser Ort ist in der That herrlich. Man findet daselbst alle Annehmlichkeit des Lebens unter dem glühenden Himmel der Molukken vereinigt. Hier sieht man alle kostbaren und zur Zierde dienenden Bäume dieser Klimate, von den riesenhaften Feigen, den buschigten Leuchterbäumen, den Kokos- und Areca-Palmen, deren Büschel sich majestätisch wiegen, den dunkeln Dickigten der Sagobäume mit ihren riesenhaften Blättern, den Kanarienbäumen mit weißer Rinde, den Brotfruchtbäumen, den Mangobäumen und Bilimbings, die mit schönen blauen Blumen und Früchten bedeckt sind, bis zu den blühenden Akazien, dem bescheidenen Melonenbaum und den köstlichen Bananen. — Die Insel Amboina ist etwa fünf Stunden lang und besteht aus zwei Halbinseln. Man gewinnt hier Kaffee und Indigo in geringer Menge. Die Hauptbülfsquelle des Landes ist der Gewürznelkenbaum. Die Cultur desselben ist von den Holländern auf Amboina und Banda beschränkt und auf allen übrigen Inseln ausgerottet, damit die Gewürze durch zu große Ausbreitung ihren kostbaren Preis nicht verlieren und von ihnen allein um so besser ausgebeutet werden. Die zu dieser Cultur angewiesenen Districte sind in Parks oder Gärten getheilt, welche eine gewisse Anzahl Gewürznelkenbäume enthalten, deren Pflege unter der Leitung eines eingeborenen Unteraufsehers steht. Die Blumenknospen, welche die Gewürznelken bilden, werden gegen Ende des October reif. Die Ernte findet im November, December und Januar statt. Ein Baum erzeugt 5 bis 6, oft auch 20 bis 25 Pfund Nägelchen. Amboina liefert in gewöhnlichen Jahren 300,000 Pfund, welche den Eingeborenen mit 10 Sous (etwa vier Silbergroschen) bezahlt werden.

Die Gewürznelkenpflanzungen erstrecken sich nach allen Seiten auf die geringsten Anhöhen, in die Ebene rechts und links von dem Fußpfade, der sie durchschneidet. Nichts ist so anmuthig und schön, als diese Kreuzpflanzungen von grünen, ovalen Pyramiden, mit rothen Blumen bekränzt, welche gipfelmäßige Doldentrauben bilden. Das bewegliche Laub dieser Bäume bewegt sich beim geringsten Hauche und gibt dem Ganzen eine luftige Leichtigkeit, welche an das Feenhafte grenzt. Diese zauberischen Felder werden von Hecken mit gelb und roth blühenden Blumen eingefaßt, während von allen Seiten Palmenbäume ihre Wipfel wiegen, so daß der Rahmen nicht weniger glänzend ist, als das Bild der Pflanzung selbst.

Eine Perle unter den Molukken ist noch die Insel (Groß-) **Banda**, vorzüglich durch den Reichthum an Muskatbäumen. Nirgends hat der **Muskatbaum** eine größere Ausdehnung erhalten, als auf der Gruppe der Banda-Inseln, welche von jeher durch die ausgezeichnete Qualität seiner Gewürze, namentlich der Muskate, berühmt war und gegenwärtig das schönste Kleinod der holländischen Macht auf den Molukken ausmacht. Der Muskatbaum ist ein hübscher Baum, welcher niemals eine große Höhe erreicht; er hat die Gestalt einer Pyramide; sein kleines ovales Blatt hat eine hellgrüne Farbe. Alle, an denen wir vorbeikamen, waren mit einer gelben, länglichen Frucht von der Größe einer kleinen Aprikose beladen; die ihrer Länge nach gespaltene Frucht ließ ein Häutchen vom schönsten Roth sehen. Dies Häutchen ist die Muskatblüthe, welche die Muskatnuß einhüllt. Banda kann jährlich 500,000 Pfund Muskatnüsse und 150,000 Pfund Muskatblüthe liefern. Die Cultur dieses Baumes scheint nicht viel Arbeit zu verlangen; es kommt hauptsächlich darauf an, den Stamm von Schmarotzer- und Schlingpflanzen frei zu halten, welche in der heißen Zone so üppig wuchern. Die Ernte findet vom August bis zum December statt und erfordert mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit des Pflanzers.

Da der Baum zu jeder Zeit Blumen und Früchte trägt, so müssen während der Ernte beständig eine gewisse Anzahl Leute die Runde machen, um die heruntergefallenen Muskatnüsse aufzusammeln oder die, deren geöffnetes Fleisch die Reife sehen läßt, abzubrechen. Jeder Baum gibt durchschnittlich fünf bis sechs, in guten Jahren oft fünfzehn bis zwanzig Pfund. Die Pächter erhalten 12 Sous (5 Silbergroschen) für das Pfund Blüthen, 8 Sous ($3\frac{1}{3}$ Silbergroschen) für das Pfund Nüsse. Nach der Einsammlung werden die Blüthen von den Kernen getrennt und letztere dann auf Rosten mittelst darunter angebrachter Feuer getrocknet und geräuchert. Vor der Versendung muß der Kern noch in Kalkmilch gelegt, und von Neuem getrocknet werden. Die Muskatblüthe kann, sobald sie gehörig trocken ist, ohne Weiteres verpackt und versandt werden. Ihr Aroma ist weit stärker und angenehmer als das des Kerns. [47.]

---

3. Die Insulaner der Fidschi-Gruppe.

Obgleich die Fidschi-Insulaner in verschiedenen nützlichen Künsten Fortschritte gemacht haben, so sind sie doch in mancher Beziehung die roheste und wildeste Race, welche es gegenwärtig auf dem Erdball geben mag. Der Verkehr, welchen sie mit Weißen gepflogen, hat wol einigen Einfluß auf ihre politische Lage geübt, scheint aber die barbarische Wildheit ihres Charakters nicht im Geringsten gemildert zu haben. Auf dieser Gruppe kann man den Wilden in seinem Naturzustande sehen.

Die Fidschi-Insulaner sind gewöhnlich über Mittelgröße und zeigen eine große Gesichtsverschiedenheit. Unter ihnen sind die Häuptlinge besonders groß, wohlgebaut und muskulös, während die niedrigeren Classen die von schwerer Arbeit und kärglicher Nahrung herrührende Magerkeit an den Tag legen. Ihre Farbe liegt gewöhnlich mitten inne zwischen der schwarzen und kupferfarbigen Race, obgleich man Beispiele von beiden Extremen findet, ein Beweis, daß sie von zwei verschiedenen Racen stammen.

Die Gesichter der Mehrzahl sind lang, mit einem großen Mund, guten und schönen Zähnen, so wie einer wohlgeformten Nase. Die Augen der Fidschi-Insulaner sind gewöhnlich schön, nämlich schwarz und durchdringend. Der Ausdruck ihrer Gesichter ist meist unruhig und argwöhnisch; sie sind scharf beobachtend und schnell in ihren Bewegungen. Das Haar der Knaben ist kurz abgeschnitten, während man das der jungen Mädchen wachsen läßt. Bei den letztern sieht man sie zu natürlichen, mehrere Zoll langen Ringellocken angelegt, die nach allen Seiten von dem Oberkopf herabfallen. Die natürliche Haarfarbe der Mädchen kann man nur schwer angeben, denn es herrscht bei ihnen die Sitte, sie mit Kalk und Farbe zu beschmieren, wodurch sie weiß, roth, braun oder schwarz werden, je nach dem Geschmack des Individuums. Wenn die Knaben heranwachsen, so wird das Haar nicht länger abgeschnitten, sondern mit großer Sorgfalt wischartig ausgebreitet. Die Häuptlinge besonders schenken ihrem Kopfputz besondere Achtsamkeit, zu welchem Zwecke sie alle Barbiere haben, deren einziges Geschäft die Sorge für die Häupter ihrer Gebieter ist. Man hält das Amt dieser Diener für so heilig, daß ihre Hände für jede andere Beschäftigung „tabu" sind, und sie nicht einmal ihre Nahrung selbst zu sich nehmen dürfen.

Um den Kopf eines Häuptlings in Ordnung zu bringen, bedarf es mehrerer Stunden, und dabei wird das Haar so eingetheilt und zubereitet, daß es von allen Seiten des Kopfes in Büscheln herabfällt, die oft acht Zoll von einander entfernt sind. Der Bart, welcher gleich sorgsam gepflegt wird, reicht oft bis zur Brust herab, und wenn ein Fidschi-Insulaner diese wichtigen Bestandtheile seiner Person wohl geordnet hat, so gebahrt er sich mit einem Bewußtsein, das ungemein lustig anzuschauen ist.

Die Fidschi-Insulaner sind sehr veränderlich in ihrer Gesinnung. Sie lieben den Scherz, lachen gerne, und können sich in einem Augenblick

einer ausgelassenen Heftigkeit hingeben, von der sie in derselben Minute zu wahrhaft dämonischem Zorn übergehen.

Den Berichten Whippy's zufolge, der ausgezeichnete Gelegenheit hatte, sie kennen zu lernen, sind die Fidschi-Insulaner dem Diebstahl ergeben, äußerst heimtückisch, und bei all ihrer Wildheit feig. Ihr allgemeinster und am meisten ausgebildeter Charakterzug ist ihre Neigung zum Lügen.

Habsucht ist ohne Zweifel eine der hervorragendsten Züge des Fidschi-Charakters und die Ursache vieler Verbrechen. Ein Weißer kann mit Sicherheit von einem Ende der Insel zum andern reisen, wenn er nichts bei sich führt, wobei aber zu bemerken, daß die Insulaner auch nach dem werthlosesten Erzeugniß unserer Industrie lüstern sind. Bei all dieser Gefahr, todtgeschlagen zu werden, kann man übrigens sicher auf gastfreundliche Aufnahme und Bewirthung in ihren Häusern rechnen, und sich auch, so lange man darin ist, für vollkommen sicher halten. Derselbe Eingeborene, welcher, einige Yards von seinem Hause entfernt, einen kommenden oder gehenden Gast um eines Messers oder einer Axt willen ermorden würde, wird denselben mit Gefahr seines eigenen Lebens vertheidigen, sobald er die Schwelle seines Hauses überschritten hat.

Das Volk der Fidschi-Gruppe theilt sich in eine Anzahl Stämme, die von einander unabhängig und einander feindselig sind. In jedem Stamme bestehen Classen, welche man alsbald unterscheidet, als: 1) Könige, 2) Häuptlinge, 3) Krieger, 4) Grundbesitzer, Sclaven. Die feindseligen Gesinnungen der verschiedenen Stämme gegen einander machen den Krieg zur Hauptbeschäftigung aller Männer auf der ganzen Gruppe.

Die Kriege der Fidschi-Insulaner entstehen gewöhnlich aus einer zufälligen Beleidigung oder einem Mißverständniß, welche Gelegenheit die mächtigere Partei zur Ausbreitung ihrer Herrschaft oder Vermehrung ihres Besitzthums benützt. Dies wird manchmal auch durch bloße Drohungen erreicht. Wenn diese ihren Zweck verfehlen, so wird eine förmliche Kriegserklärung durch einen Beamten gemacht, der in seinen Verrichtungen den Herolden (feciales) der Römer gleicht.

Die Städte sind gewöhnlich mit einer starken, aus Brotfrucht- oder Kocosnußbäumen gefertigten Verpallisadirung befestigt, und von einem zum Theil mit Wasser gefüllten Graben umgeben. Meistens haben sie zwei Eingänge mit so schmalen Thüren, daß nur Eine Person passiren kann.

Belagerungen solcher befestigter Ortschaften währen selten lange, denn wenn der angreifende Theil nicht sogleich erfolgreich ist, so wird er durch den Mangel an Lebensmitteln, an welchen sie selten für mehr als zwei bis drei Tage Vorrath haben, zum Rückzuge genöthigt. Obgleich solche Berennungen von kurzer Dauer sind, so währt der Krieg doch oft sehr lange fort, ohne ein entscheidendes Resultat. Wenn eine der beiden Parteien Frieden wünscht, so schickt sie einen Gesandten, der einen Wallfischzahn als Zeichen der Unterwerfung mit sich führt. Die siegreiche Partei verlangt von der besiegten häufig, ihr das Recht auf den Boden abzutreten, in welchem Falle die letztere einen Korb voll Erde aus ihrem Districte sendet; die Annahme desselben ist das Zeichen des Friedens, aber von der Zeit an verpflichten sich die Besiegten zur Zahlung eines jährlichen Tributes.

Ist eine Stadt genöthigt, um Capitulation zu bitten, um des Lebens der Bewohner zu schonen, so müssen die Häuptlinge und vornehmsten Einwohner auf Händen und Füßen zu ihren Siegern hinrutschen, um Verzeihung bitten und um Gnade flehen. Auch werden von den niederen Classen einzelne zum Opfer für die Götter ausgesucht. Allein selbst so harte Bedingungen genügen nicht immer, sondern es werden oft sämmtliche Einwohner kaltblütig hingeschlachtet oder zu Sclaven gemacht. Um ein so fürchterliches Schicksal von sich abzuhalten, suchen die meisten schwächen Stämme sich dadurch Sicherheit zu verschaffen, daß sie sich auf hohen und fast unzugänglichen Felsen ansiedeln. Einige derselben sind so steil, daß es außer den Eingebornen wol Niemandem gelingen würde, sie zu ersteigen; dennoch sieht man selbst Weiber an den fast senkrechten, oft 50 bis 60 Fuß hohen Felswänden, mit Wasser-, Yams- und andern Lasten hinaufklettern.

Die Religion der Fidschi-Insulaner, so wie die religiösen Gebräuche derselben, sind von denen der hellfarbigeren polynesischen Völkerschaften wesentlich verschieden. Sie haben eine Tradition von einer großen Ueberschwemmung oder Sündfluth, die sie Valavu-levu nennen, und fol-

gendermaßen erzählen. Nachdem die Inseln durch das erste Menschenpaar bevölkert waren, fand ein großer Regen statt, durch welchen dieselben endlich ausgerottet wurden; allein ehe sich die höchsten Oerter mit Wasser bedeckten, erschienen zwei große, doppelte Canoes; in einem derselben befand sich Rokora, der Gott der Zimmerleute, in dem andern Rokola, sein erster Geselle, welche einige Leute aufnahmen und so lange an Bord behielten, bis die Wasser wieder fielen, worauf sie auf der Insel wiederum an's Land gesetzt wurden. Es wird erzählt, man habe in frühern Zeiten stets Canoes in Bereitschaft gehalten, für den Fall, daß eine neue Wasserfluth entstünde. Die solchergestalt geretteten Personen, acht an der Zahl, wurden in Mbenga gelandet, wo der höchste ihrer Götter zuerst erschienen sein soll. Kraft dieser Tradition haben die Häuptlinge von Mbenga den Rang vor allen übrigen, und stets eine wichtige Stellung unter den Fidschis eingenommen.

Das Pantheon der Fidschi-Gruppe enthält viele Gottheiten; die erste derselben ist Ndengei. Er wird in Form einer großen Schlange verehrt und soll an der Westgränze von Vitileru wohnen. Zu dieser Gottheit begibt sich der Geist unmittelbar nach dem Tode, entweder zur Reinigung oder Bestrafung. Von diesem Tribunal begibt er sich sodann zurück und bleibt in der Nähe des Mbure oder Tempels seines früheren Wohnortes. Es dürfen jedoch nicht alle Geister nach dem Richterort des Ndengei kommen, denn auf dem Weg dahin soll ein ungeheurer, mit einer großen Art bewaffneter Riese fortwährend auf der Wacht stehen, und mit seiner Waffe Alle, die sich ihm nahen, zu verwunden suchen. Die auf solche Weise Verwundeten dürfen sich dem Ndengei nicht zeigen, sondern müssen in den Bergen umherwandern. Ob der Geist verwundet werde, hängt nicht von seinem Verhalten im Leben ab, sondern dem Streich zu entgehen wird einzig und allein für eine Sache des guten Glückes angesehen.

Zunächst im Rang stehen in ihrer Mythologie die beiden Söhne des Ndengei. Diese machen die Vermittler zwischen ihrem Vater und den niedrigeren Geistern. Sie sollen unter der Gestalt von Menschen an der Thüre von ihres Vaters Hütte stehen, wo sie die Gebete und Bitten der hingeschiedenen Seelen empfangen und ihrem Vater überbringen. Die Enkel des Ndengei stehen in der dritten Rangstufe, Deren sind unzählige.

Neben diesen wohlthuenden Wesen glauben sie noch an bösartige und feindliche Götter. Diese wohnen in ihrem Hades, welchen sie Mbulu (unter der Erde) nennen. Hier herrscht ein grausamer Tyrann grimmigen Aussehens, welchen sie Lothia heißen. Samuialo (Seelenzerstörer) ist sein College, er sitzt auf dem Rand einer ungeheuern, heißen Höhle, in welche er die abgeschiedenen Seelen wirft. Diese Glaubensansichten sind vorherrschend, aber nicht allgemein.

Unter anderm Aberglauben herrscht auch hier der Glaube an Seelenwanderung. Die Anhänger dieser Ansicht glauben, daß die Geister unter verschiedenen Gestalten in den Dörfern umherwandern, sich nach Gefallen sichtbar oder unsichtbar machen können und an besondern Plätzen versammeln, wo die Eingebornen, wenn sie vorübergehen, stets ein Opfer an Zeug oder Lebensmitteln niederlegen. Dieser Aberglaube ist schuld daran, daß sie Nachts und besonders, wenn es sehr finster ist, nur höchst ungern ausgehen.

Im Allgemeinen wird der Uebergang vom Leben zum Tode als einer von Mühsal zum Glück betrachtet, sodaß unter zehn gewiß neun den Tod herbeiwünschen, um den Gebrechen des hohen Alters oder den Leiden der Krankheiten zu entfliehen.

Die Gottheiten, welche wir angeführt, werden von Priestern bedient, Ambati genannt, und in Gebäuden verehrt, welche den Namen Mbure oder Geisthäuser tragen. Jede Stadt hat wenigstens Ein solches Gebäude, oft aber mehrere, welche auch zur Bewirthung der Fremden, sowie zum Abhalten von Berathungen und andern öffentlichen Versammlungen dienen. In diesen Mburen findet man Bilder, allein sie werden, obgleich als Zierrathen hoch geschätzt und heilig gehalten, doch nicht als Götzen verehrt, und nur bei besonders feierlichen Veranlassungen, wie z. B. Festen u. s. w., vorgezeigt. Die Ambati oder Priester haben großen Einfluß auf das Volk, welches dieselben bei jeder Gelegenheit zu Rathe zieht; doch handeln sie meist in Uebereinstimmung mit den Häuptlingen, wodurch die Vereinigung von Macht entsteht, durch welche die Inseln regiert werden. Jeder Häuptling hat seinen Ambati, der ihn überall hin begleitet.

Das Amt eines Ambati ist gewöhnlich erblich, kann jedoch in einigen Fällen als selbstgewählt betrachtet werden. So z. B., wenn ein Priester

ohne männliche Erben stirbt, suchen Ehrgeizige, oder welche ein müssiges Leben führen wollen, seine Stelle zu bekommen. Um seinen Zweck zu erreichen, nimmt der Bewerber eine geheimnißvolle Miene an, spricht unzusammenhängend, und behauptet, daß kommende Ereignisse ihm von dem Kalou (Geist) enthüllt worden seien, den er selbst gesehen und gesprochen zu haben vorgibt. Macht er eine solche Prophezeihung in Bezug auf einen Gegenstand, welcher das Volk sehr interessirt, und trifft das Ereigniß zufälliger Weise ein, so hält man seine Ansprüche für wohlbegründet. Ehe er jedoch als Ambati anerkannt wird, muß er sich einer Prüfung unterwerfen und öffentlich beweisen, daß der Kalou mit ihm im Verkehr steht.

Bei solchen Gelegenheiten kleiden sich die Häuptlinge in der Frühe schon in ihre Gala-Kleider und verfügen sich mit großem Gepränge nach dem Mbure, wo sich der Priester befindet.

Häuptlinge und Volk setzen sich in buntem Gemisch in einen Halbkreis, dessen offene Seite von der Person eingenommen wird, welche die Ava bereitet. Diese Art des Sitzens gilt als eine Handlung der Demuth seitens der Häuptlinge, welche als den Göttern wohlgefällig betrachtet wird. Wenn Alles in Bereitschaft ist, so übergibt der vornehmste Häuptling, wenn die Veranlassung feierlich ist, einen Wallfischzahn. Der Priester nimmt ihn in seine Hände, betrachtet ihn mit niedergeschlagenen Augen fest und bleibt eine Zeitlang ganz ruhig. In wenigen Minuten sieht man sein Gesicht sich verzerren, was nach ihrem Glauben ein Zeichen ist, daß der Gott in seinen Körper einzieht. Seine Glieder zeigen dann zunächst eine heftige Muskelbewegung, welche zunimmt, bis sein ganzer Körper verrenkt ist und zittert, wie von einem heftigen Fieber geschüttelt; die Augenballen rollen und treten hervor; das Blut scheint mit Gewalt gegen den Kopf hin- und zurückzuwogen; Thränen entströmen seinen Augen; seine Brust hebt sich schwer; seine Lippen werden schwarzgelb und seine Reden verwirrt. In Kurzem gleicht sein Körper ganz dem eines Rasenden. Endlich strömt starker Schweiß aus allen seinen Poren, wodurch er erleichtert und der Paroxysmus allmälig vermindert wird. Darauf versinkt er wieder in einen Zustand der Ruhe, wobei er nach allen Seiten um sich blickt, bis er plötzlich den Boden mit einer Keule schlägt, zum Zeichen, daß der Gott wieder von ihm fort ist. Alles, was der Priester in diesem Zustande der Aufregung sagt, wird als eine directe Antwort der Götter auf die Gebete Derjenigen betrachtet, welche das Opfer dargebracht haben. Die Lebensmittel, aus welchen das Opfer besteht, werden nun ausgetheilt und Ava bereitet, aber im größten Stillschweigen gegessen und getrunken. Der Priester nimmt an dem Mahle theil, und ißt immer äußerst gierig, um sich von seiner Erschöpfung zu erholen und sich zu stärken. Seine Muskeln treten indeß selten auf einmal in den früheren ruhigen Zustand, sondern zittern noch eine geraume Zeit nachher fort. Hat der Bewerber um das Amt eines Ambati eine solche Ceremonie mit Erfolg überstanden und hält man die ihm von dem Gott eingegebene Antwort für richtig, so wird er als zum Priester tauglich betrachtet und kann Besitz von dem Mbure nehmen.

Die Veranlassungen, bei welchen die Priester in Schauer verfallen müssen, sind folgende: eine gute Yams- und Taro-Ernte zu erflehen; beim Ausziehen zum Kampf; für glückliche Reisen; für Regen; für Stürme, damit Boote und Schiffe an's Ufer getrieben werden und die Eingebornen sich ihrer Ladung bemächtigen können; für die Vernichtung ihrer Feinde.

Die Ehen der Fidschi-Insulaner werden durch religiöse Ceremonien eingesegnet und bei hohen Häuptlingen mit großer Förmlichkeit und Pracht geschlossen. Wie bei allen andern Festen, so macht auch hier das Ava-Trinken einen wesentlichen Theil desselben aus; der Ambati oder Priester nimmt einen Sitz, mit dem Bräutigam zu seiner Rechten und der Braut zu seiner Linken. Dann fleht er den Schutz des Gottes oder Geistes für die Braut an, worauf er sie zu dem Bräutigam führt, ihre Hände zusammenlegt, und sie zugleich zur Liebe, Ehre und zum Gehorsam und zur Treue bis in den Tod ermahnt. Während diese Ceremonie vorgeht, brauen die Mädchen Ava, in welche der Priester das Wasser schütten läßt. Dann ruft er alle Götter der Stadt oder Insel auf, wobei er sich sehr in Acht nimmt, keinen zu vergessen, damit nicht die solchergestalt vernachlässigte Gottheit dem durch ihn verunreinigten Paare Unheil zufüge. Er endigt die Ceremonie mit dem Rufe: „Mana" (es ist zu Ende), auf welchen das Volk antwortet: „Ndina" (es ist wahr).

Jeder Mann kann so viel Weiber nehmen, als er zu ernähren vermag, und die Häuptlinge sind schon in der Jugend mit vielen verlobt, um ihre politischen Verbindungen durch Bande auszubreiten, welche ihren Sitten gemäß nicht außer Acht gelassen werden dürfen.

Der Glaube an ein künftiges Leben ohne irgend eine religiöse oder sittliche Verpflichtung ist die Quelle vieler fürchterlicher Gebräuche. Darunter gehört, daß sie ihre Eltern umbringen, wenn sie in ein vorgerücktes Alter treten, der Selbstmord, die Ermordung der Weiber bei dem Leichenbegängniß ihrer Männer und Menschenopfer. Es ist ein ganz gewöhnliches Vorkommniß, daß ein Vater oder eine Mutter ihren Kindern anzeigen, es sei Zeit für sie, zu sterben, oder daß ein Sohn seinen Eltern erklärt, sie fallen ihm zur Last. In beiden Fällen werden die Freunde zusammengerufen und von dem Falle unterrichtet. Alsdann findet eine Berathung statt, die gewöhnlich damit endet, daß dem Verlangen nachgegeben wird, worauf ein Tag festgesetzt wird, gewöhnlich auf eine Zeit, wo Taro und Yams reif sind, damit man gleich das Nöthige zu einem großen Feste hat. Die betagte Person wird gefragt, ob sie vor dem Begräbniß erdrosselt oder lebendig begraben sein wolle. Wenn der festgesetzte Tag heranrückt, so bringen Verwandte und Freunde Geschenke. Sie werden wie bei andern Begräbnißfesten empfangen, und Alle trauern zusammen, bis der für die Ceremonie bestimmte Tag herankommt. Die betagte Person bezeichnet sodann den Platz, wo das Grab gegraben werden soll, und während die Einen es machen, legen die Andern ein neues Maro und Turbane an. Ist das Grab, welches eine Tiefe von ungefähr vier Fuß hat, fertig, so wird das Opfer hineingehoben, während die Verwandten und Freunde ihr Klagen beginnen, weinen und sich schneiden, wie sie es bei andern Leichenbegängnissen thun. Dann geben ihm Alle einen Scheidekuß, worauf der lebende Körper zugedeckt wird, zuerst mit Matten und Tapa, welche um den Kopf gewickelt werden, und dann mit Holz und Erde, welche man zusammenstampft. Wenn dies geschehen, so entfernen sich Alle und werden tabu. In der nächstfolgenden Nacht begibt sich der Sohn allein zum Grab, und legt ein Stück Ava-Wurzel darauf, was das vei-tala oder Lebewohl heißt.

Weiber werden bei dem Begräbniß ihrer Männer häufig erdrosselt oder lebendig begraben, und gewöhnlich auf ihre eigene Bitte. Von Fällen dieser Art waren die weißen Ansiedler häufig Zeugen. Bei einer solchen Veranlassung vertrieb einer unserer Reisegefährten die Mörder, befreite das Weib und schaffte sie in sein eigenes Haus, wo sie wieder in's Leben gebracht wurde. Allein weit entfernt, ihm für ihre Rettung dankbar zu sein, überhäufte sie ihn mit Schimpfworten und bezeugte ihm stets nachher tödtlichen Haß.

Indeß bitten nicht blos viele Eingeborne ihre Freunde, sie zu ermorden, um der Altersschwäche zu entgehen, oder bringen sich aus diesem Grunde selbst um's Leben, sondern auch die Familien haben einen solchen Widerwillen davor, ungestaltete oder verstümmelte Personen unter sich zu haben, daß diejenigen, denen ein solches Mißgeschick begegnet ist, fast immer getödtet werden.

Wenn ein Eingeborner, sei es Mann, Weib oder Kind, an einer langwierigen Krankheit darniederliegt, so wird ihm entweder der Kopf umgedreht, oder er wird erdrosselt.

Menschenopfer kommen gleichfalls sehr häufig vor. Die Opfer werden gewöhnlich von einem entfernten Stamme genommen, und wenn man keine durch Krieg oder Gewaltthat bekommt, manchmal auf dem Wege der Unterhandlung gewonnen. Hat man sie zu diesen Zwecken ausgelesen, so werden sie häufig noch eine Zeitlang gemästet. Will man sie opfern, so läßt man sie auf dem Boden sitzen, wobei sie die Beine unterschlagen und ihre Arme dicht vor sich hinhalten müssen. In dieser Stellung werden sie sodann so fest gebunden, daß sie sich nicht rühren können. Dann setzt man sie auf den gewöhnlichen Ofen, auf heiße Steine, bedeckt sie mit Blättern und Erde, und röstet sie so bei lebendigem Leibe. Wenn der Körper vollkommen gebraten ist, wird er vom Ofen abgenommen und ihm das Gesicht geschwärzt, wie dies die Eingebornen bei festlichen Veranlassungen thun. Dann wird er nach dem Mbure gebracht, den Göttern geopfert, zerschnitten und unter das Volk vertheilt, das ihn verzehrt. Weiber dürfen nicht in das Mbure treten, noch Menschenfleisch essen.

Menschenopfer bilden die Präliminarien zu fast allen ihren Unternehmungen. Wird ein neues Mbure gebaut, so begibt sich eine Schaar aus-

wärts, ergreift die erste Person, der sie begegnet, und opfert sie den Göttern. Wenn ein König ein Kanoe vom Stavel läßt, so werden oft zehn und noch mehr Männer auf dem Verdeck geschlachtet, damit es mit Menschenblut abgewaschen werde. Auch bei den Leichenbegängnissen der Häuptlinge kommen Menschenopfer vor, wobei manchmal Sclaven getödtet werden. Ihre Leiber werden dann zuerst in das Grab gelegt, und auf diese erst kommen die Leichname des Häuptlings und seiner Weiber.

Das Essen von Menschenfleisch beschränkt sich nicht auf Opfer oder andere religiöse Feste, sondern wird aus Gewohnheit und Neigung getrieben. Das Bestehen dieses Cannibalismus, unabhängig von abergläubischen Meinungen, ist von Vielen bezweifelt worden. Es ist jedoch keine Frage, daß, obgleich er in einem Religionsgebrauch seinen Ursprung haben mag, er sich auf der Fidschi-Gruppe doch mehr aus dem Geschmack an Menschenfleisch als Nahrung forterhält. Ihre Liebe dazu mag man daraus entnehmen, daß sie die Gewohnheit haben, ihren entferntwohnenden Freunden Stücke solchen Fleisches als angenehmes Geschenk zu überschicken, und daß die Gabe verzehrt wird, selbst wenn sie schon theilweise in Verwesung übergegangen. Sie schätzen diese Speise so hoch, daß das größte Lob, welches sie einer Delicatesse geben, darin besteht, zu sagen, sie sei so zart, wie ein todter Mensch. Ja, sie stellen auch solche Opfer häufiger deswegen an, um ihre Neigung für diese schauderhafte Speise zu befriedigen, als aus Rache. Die Leiber der im Kampfe gefallenen Feinde werden stets gegessen. Whippy erzählte, daß er bei einer Veranlassung einmal zehn Männer habe braten sehen, und mehrere der weißen Einsiedler sagten aus, daß sie Leichname gesehen hätten, die man mit großer Gier und augenscheinlicher Lust verzehrt habe, obgleich sie schon so alt gewesen seien, daß sie vor Fäule ganz grün ausgesehen hätten und das Fleisch von den Beinen sich losgeschält habe.

Es kann Niemand diese Inseln besuchen, ohne ein tiefes Bedauern darüber zu fühlen, daß ein so schöner Theil von Gottes Schöpfung täglich und stündlich durch Handlungen von solch gräßlicher Entartung entweiht wird, wie sie da vorkommen. Die Zeit wird indeß auch früher oder später kommen, wo das Licht des Evangeliums auch in dieser Finsterniß aufgehen und das in Laster versunkene Heidenvolk zur Erkenntniß des wahren Gottes gelangen wird. [243.]

4. Das paradiesische Taheiti.

Wie auf einem glänzenden Schilde liegt das Eiland, auf der Fläche des Meeres schwimmend. Auf der östlichen Seite ist es durch ein etwas niedriges Vorgebirge mit einem andern eben so hohen, aber weit weniger umfangreichen Felsen vereinigt, und es trägt selbst auf seiner Mitte einen gigantischen Berggipfel, von welchem nach allen Seiten schmale, beinahe messerscharfe Rücken, wie erstarrte Lavaströme, laufen, zwischen welchen schmale, tiefe Abgründe gähnen, auf deren Grunde wundersam geformte Felsenspitzen sich wie unübersteigliche Mauern erheben. Aber alle diese Thäler, und diese bei dem ersten Blicke wilden, nackten Berge haben keinen rothen, verdorrten Erdboden, keinen verbrannten Graswall, wie manche andere gepriesene Gegenden Oceaniens. Bis zu den Gipfeln haben sich die Berge in einen dichten grünen Mantel eingehüllt, und in den Thälern tragen die Gewächse ein solches Gepräge von Ueppigkeit, daß nur die tropischen Urwälder mit ihnen verglichen werden können. Dem Strande entlang unterhalb dieser hohen Bergkämme breitet sich ein flacher Landstrich aus, wo bebaute Felder, Bambushäuser, Haine von Kokospalmen und Brodfruchtbäumen Zeugniß von der Arbeit und dem Wohlbefinden der Menschen geben. Und dieses ganze prachtvolle Gemälde, ausgeführt vom höchsten Künstler, ist in einen Rahmen von niedrigen Korallenriffen eingefaßt, an welchen die Wogen sich in nie ruhenden, nie schweigenden Brandungen brechen, die hier eine Wehr bilden, gegen welche jede von Menschenhänden aufgeführte



Hafenanlage als eine Kleinigkeit erscheint, und in deren Schutz die stille Lagune des Strandes, des Thales und der Berge schöne Formen treu abspiegelt.

Vorwärts geschaukelt durch einen günstigen Wind, bewunderten wir die aufeinander folgenden großartigen, prachtvollen Bilder, welche die langen, tiefen Thäler, wie in einem beständig wechselnden Kaleidoskop, zur Schau stellten. Wir fuhren dem Point Venus vorbei, welchen Cook durch seine weltberühmten Beobachtungen des Planeten Venus verewigt hat, drangen kurz darauf durch eine schmale Oeffnung in dem Korallenriff, und bald fiel der Anker in der stillen Lagune vor Papiti.

Den Strand entlang erstreckt sich der am meisten zusammenhängende Theil der Stadt. Einzelne Häuser sind einigermaßen in europäischem Styl, wiewol von Holz, niedrig und klein. Eine Ausnahme hiervon macht ein großes Gebäude mitten im Hafen, das wie eine Kirche aussieht, aber Bäckerei und Magazine für die französische Besatzung enthält. Neben diesem liegen die Kasernen, sowie das Gouvernements-Gebäude und der Palast der Königin.

Der größte Theil der Häuser gehört jedoch den Kanaken und liegt in kleinen Gruppen von acht bis zehn Häusern zwischen wogenden Palmen, Brotfruchtbäumen und blühendem Gebüsch. Sie sind aus zwei bis drei Ellen hohen und zwei Zoll dicken Bambusstöcken, die in einem länglichen Kreise in einer Entfernung von einem Zoll von einander in die Erde gesteckt sind, erbaut, wodurch ein kühlender Luftzug im Innern der Hütte hervorgebracht wird. Das Ganze ist von größeren Bambusrohren oder kleinen Stäben des Brotfruchtbaumes gestützt, und mit Stricken von Bast zusammengebunden. Man bedeckt die Hütte mit einem zierlichen, sorgsam zusammengefügten Dache von Pandanusblättern, das ebenso dicht und dauerhaft wie hübsch ist, und die Häuser haben daher nicht jene schwere Heuschoberform wie auf den Sandwichsinseln, sondern ein leichteres und luftigeres, oft sogar elegantes Gepräge. Man findet sich in ein Land versetzt, das mit Recht für ein's der am herrlichsten ausgestatteten auf Erden gilt, wo man in vollem Maaße das dolce far niente eines sorgenfreien Lebens ohne alle jene Mühe und Besorgniß für die Erhaltung des Daseins genießt, womit man an anderen Orten stets im Kampfe liegt, und wodurch der Geist immerfort rege erhalten bleibt.

Innerhalb der Häuser findet man keinen großen Ueberfluß an Luxusgegenständen, welche in einem minder gesegneten Klima die Menschen für nöthig halten, um Wohlbefinden hervorzurufen. Der Fußboden ist meistens mit Blättern und Blumen bestreut, die die Hütte mit duftendem Wohlgeruch erfüllen oder auch mit Matten belegt, worauf die ziemlich sorglosen Bewohner den Tag und das Leben verträumen; große Kissen, niedrige Schemel, einige höchst einfache Gefäße, zahlreiche Koffer und Kisten mit chinesischen Zierrathen, reine Betten mit weiten Vorhängen und bunten Teppichen machen das ganze Meublement aus. Und man braucht ja auch nicht viel mehr, um gemächlich zu speisen und zu schlafen, zwischen welchen wenig ermüdenden Beschäftigungen das Leben hier getheilt ist. Man röstet wilde Bananen, Brotfrucht und Schweinefleisch über einigen, oft unter freiem Himmel außerhalb der Hütte in Kreisform aufgestellten Steinen; um die Mahlzeit zu genießen, läßt man sich auf Schemel nieder, und während der Verdauung streckt man sich auf Betten oder auf den Matten aus.

Wendet man sich von der Villa des Gouverneurs ein wenig links, so gelangt man in einen großen, viereckigen, häßlichen Hofplatz mit einigen schattenlosen Kokospalmen in einem Winkel, und vor sich erblickt man ein ziemlich langes, niedriges Haus von Einem Stockwerk mit einem Dach von durchaus derselben Bauart, wie die der übrigen Kanakhäuser. Dieses Haus ist der Königin Residenz. Hier wohnt diese Pomare, die, wie unbedeutend auch ihre königliche Würde sein mag, doch durch ihre Mißgeschicke sich einen Namen in Europa verschafft hat.

Folgen wir dem Commandeur der schwedischen Fregatte Eugenie zu einer Audienz, welche Königin Pomare ihm und seinem Gefolge zugestand. Sitzend auf einem Sopha in einem nicht sonderlich reich meublirten Gemach, umgeben von ihrem Mann, einem Kanak, von ganz angenehmem Aeußerm, und ihren vier Söhnen, bekleidet mit Waffenröcken, trug ihre Majestät einen Kanakanzug von der Art, wie ihn alle ihre weiblichen Unterthanen tragen; übrigens zeigte sie jenes unbesorgte, gleichgültige Aeußere, das in diesen Ländern die Potenz der königlichen Würde zu sein scheint. Da ihre Majestät geäußert hatte, daß

sie die Musik leidenschaftlich liebe, erwies der Capitän ihr die Aufmerksamkeit, ein paar Abende hintereinander das Musikcorps der Fregatte vor ihrem Palais spielen zu lassen. Es war einer jener milden Sommerabende, welche man nur auf diesen paradiesischen Inseln erleben kann. Von allen Seiten waren musikliebende Männer und Weiber jedes Alters zusammengeströmt, und man schlang sich auf dem Platz, vor der Wohnung der Königin bald auf die ungezwungenste Weise im Walzer, in Gallopade und Polka, Kanaken und Europäer durcheinander, während die Aelteren, niedergehockt, oder auf dem Platze gruppenweise umhergehend, nicht minder heiter waren. Alles war Leben und Bewegung, und die Luft widerhallte vom Jubel in allen erdenklichen Tonarten. Pomare, so wie ihr Gemahl und der Hofstaat wurde es bald müde, nur vom Sopha unter der Veranda Zuschauer der Freude zu sein. Die Majestät trug daher kein Bedenken, sich wie ein anderer Mensch zu benehmen, und erlaubte sich selbst einen raschen, kunstlosen Walzer unter ihren Unterthanen. Ihre Gesichtszüge hatten nichts Ausgezeichnetes, waren aber gutmüthig und regelmäßig; im Ganzen schien sie nicht von Regierungssorgen gedrückt — welche wol der französische Gouverneur auf seine starken Schultern genommen hatte.

Hinsichtlich der Kanaken — so werden hier wie auf den Sandwichsinseln die Eingebornen genannt — stimmen die Reisenden überein, daß es hübsche, gutmüthige, wohlwollende und frohe Menschen sind, welche man nicht sehen kann, ohne von ihnen ein wenig eingenommen zu werden.

Die Männer sind kräftig, von herrlichem Körperwuchs, dessen Muskelbau man zu bewundern nicht aufhören kann, und deren Beweglichkeit man unermüdlich findet, wenn es etwas Anderes gilt, als in der Hütte ausgestreckt auf einer Matte zu liegen. Man muß sehen, wie sie, geschmeidig, gleich den Thieren des Waldes, die Berge oder Baumstämme hinaufklettern, wie sie in leisem Trabe enorme Lasten auf einer langen Stange über den Schultern tragen, während sie beständig ihre einförmigen Melodien singen, um zu erkennen, daß dies ein Bild von Frische und Kraft ist, zu welchem wenige Seitenstücke geliefert werden können. In der Stadt begegnet man ihnen gewöhnlich in weißen, linnenen Beinkleidern und weißem oder farbigem Hemde; aber auf dem Lande gehen sie ganz nackt, blos mit einem Stück bunten Zeugs um die Lenden, dessen leichte Draperien keineswegs die festen, herrlichen Glieder entstellen, sondern die treffliche Haltung dieser „Wilden" noch mehr hervorheben.

Man kann sich nichts Vergnüglicheres denken, als in aller Ungenirtheit in ihre einfache Wohnung zu treten, sich auf die weichen Matten niederzulassen, und eine Conversation einzuleiten, welche freilich von beiden Seiten, was die Wortlaute betrifft, nicht vollkommen verstanden wird, aber in vollstem Maaße durch die Lebhaftigkeit und die ausdrucksvollen Geberden dazu beiträgt, das gute Verständniß zu erhöhen.

Da unser Aufenthalt sich auf wenige Tage beschränken sollte, beeilte ich mich, einen Ausflug nach dem Innern der Insel zu unternehmen, um nähere Bekanntschaft mit dem Lande, dessen Volk und seiner Natur zu machen. Ich miethete mir deshalb einen Kanaken als Wegweiser und Träger, und begab mich, begleitet von meinem gewöhnlichen Diener, zwei Männern der Besatzung, zum Knotenpunkt der Gebirge.

Unser Weg ging anfangs der Meeresküste entlang, wo unter dem dichten Gebüsch einzelne Kanakhütten hie und da hervorschimmerten.

Nachdem wir eine Zeitlang gegangen waren, geriethen wir in eine Guavewildniß, bis wir nach einstündiger Wanderung uns am Eingange eines Thals in der Nähe eines brausenden Bergstromes befanden. Die Vegetation begann hier bereits einen großartigen Charakter anzunehmen. Das Thal wurde immer schmaler, die Berge zogen sich mehr und mehr zusammen, bis sie hoch, finster und ernst ganz über dem Haupte des Wanderers zu hängen schienen, kaum so viel Platz übrig lassend, daß der schnelle Strom sein klares, frisches Wasser über das Steinbette fortwälzt. Wir wateten ein paarmal durch das Wasser, bis wir plötzlich still standen, gefesselt von einem Anblick, der mit Recht wunderschön genannt werden kann.

Im Schatten von Bäumen, welche ihre riesenmäßigen Stämme hoch in die Luft streckten und ihre dichten, dunkeln Laubkronen ausbreiteten, war eine Reihe von Häusern errichtet, welche durch das Improvisirte und Mannigfaltige in der Bauart, sowie durch die Beweglichkeit und Schönheit der Bewohner, unwillkürlich an die Zigeunerhorden

erinnerte, wie sie in ihrem Heimatlande campirt haben mögen, frei und glücklich unter der Sonne, die ihnen das dunkle Colorit und das heiße Blut gab. Bald zusammengefügt von Bambusstäben mit einem wirklichen Dache, bald in Form von Zuckerhüten mit großen Arumblättern, ausgebreitet über einige in Eile in die Erde gesteckte Stäbe, bald aus einer einzigen schrägen Wand, mit freiem Ausgang zu den andern drei Seiten bestehend, tragen diese Gebäude das Gepräge eines improvisirten Schutzes gegen die Hitze des Tages und den nächtlichen Regen. Am Rand des Gebüsches sah man sogar kleine Verstecke aus Blätter für Kinder aufgerichtet, nicht viel größer als Rattenlöcher, und eine aufgehäufte Masse von Laub gab nicht selten eine Wohnung ab. Männer, Weiber und Kinder in bunter Mischung, nackt und bekleidet, schlafend und tanzend, schnarchend und schreiend, Alles um die Wette, erfüllten den idyllischen Platz, wo Alle sich in unbegrenzter Freiheit zu sonnen schienen. Man riß alte, hinfällige Hütten nieder, baute neue, fällte Bäume, riß Laub und große Blätter ab, kochte duftende Suppen, röstete wilde Bananen, spielte, schlief und aß, mit Einem Wort, es war ein Lager von Menschen, welche nur für den Tag lebten, und mit Befriedigung ihrer wenigen Bedürfnisse beschäftigt waren.

Ich kann mir kaum ein Bild denken, das in höherem Grade als dies den Pinsel eines Malers verdient: die hohen, waldbekleideten Berge, der brausende, schäumende Strom, die laubreichen Bäume und das dichte Gebüsch, und mitten in diesem Paradies die kleinen phantastischen Hütten, die braunen, halbnackten Menschen mit ihren lebhaften Geberden, alles Dieses bunt durcheinander, Bewegung und Leben mitten in der Stille einer majestätischen Natur. Und dicht neben dieser bunten Herrlichkeit ein Detachement französischer Soldaten mit einem Officier, damit beschäftigt, eine breite, treffliche Straße anzulegen, hindernde Steine zu sprengen, große Bäume zu fällen, und das Gebüsch auszuroden — der Schlag der Art neben dem Gebrodel der Kochtöpfe, Uniformen neben nackten Gestalten, die volle französische Sprache neben dem Gequieke der Kanakensprache — welch eine Zusammensetzung!

Wir verweilten hier kurze Zeit, um dieses farbenreiche Gemälde zu bewundern, mit dem artigen französischen Officier ein Glas Wein zu trinken, setzten dann unsern Weg durch das tiefe, enge Thal fort, und wateten mehrmals durch den Fluß. Endlich waren wir am Fuß der hohen Berge, und nun ging es empor im Zikzak am Rande gähnender Abgründe und senkrechter Felsenwände. Was sollte man hier am meisten bewundern, der Menschen Tüchtigkeit, die an einem solchen Orte einen recht guten Weg zum Reiten gebahnt hatte, oder die unsaglich reiche Natur, die hoch zwischen den Wolken die Berggipfel schmückte, oder unten in der Tiefe die Thäler füllte!

Unendlich viel Schönes ist auf unserer Weltumseglung an meinem Blick vorübergegangen, stets neue Bilder von Größe und Pracht entfalteten sich vor mir, immer herrlichere und lichtere Gegenden wurden mir zu sehen vergönnt, deshalb werde ich mich zu sagen hüten: „es gibt nichts Schöneres als Taheiti!“ aber wol darf ich sagen: kein Lob, das man an seine Natur verschwendet, keine Schilderung, welche sein Klima und dessen Producte verherrlicht, kann übertrieben sein; die flammendste Phantasie findet hier ihre kühnsten Träume in wundervolle Wirklichkeit verwandelt.

In Schweiß gebadet und auf's Aeußerste ermattet, hatten wir uns endlich zur Höhe hinaufgearbeitet, wo sich uns plötzlich eine so wunderbare Aussicht eröffnete, daß man unwillkürlich sich selbst fragte, ob es hier die Schönheit allein, oder das Merkwürdige in der Zusammenstellung dieser Wunder der Erde sei, was diese erstaunliche Wirkung hervorbringe. In weiter Ferne wurde die Aussicht von einem Bergkamme begrenzt, von welchem zwei schmale, hohe und scharfe Arme ausgingen, die zwei tiefe, gekrümmte Thäler eng umschlossen. Plötzlich bildet der eine dieser Arme eine fast senkrechte Wand, gebildet von glänzend schwarzen, achtseitigen Basaltpfeilern, die wie der künstlichste von Menschenhänden ausgeführte Bau aussahen.

Von den höchsten Spitzen der Basaltwände braust in diese Tiefe ein vierhundert Fuß hoher Wasserfall nieder, dessen zwei Ellen breiter Strahl — anfangs zusammenhängend wie ein glänzender Silbergürtel auf dem schwarzen Grund mit der reichen grünen Einfassung — auf halbem Weg sich in einen feinen Schleier von Wasserdünsten auflöst, der sich wie Thau in die Tiefe senkt, und dort wie ein leicht dampfender Nebel verschwindet. Die Sonne stand im Zenith und

warf ihre senkrechten Strahlen auf diese fallenden Tropfen, und in dem vollen, klaren Licht vereinte der eine Regenbogen über dem andern sich zu einem Farbenspiel, so wechselnd und doch so beständig, daß die Tiefe in Flammen zu stehen schien. Ringsum die gigantischen Bergwände, die große, schweigende Natur in ihrer ernsten Majestät, dort das bewegte, stets wechselnde Leben! Und hoch oben auf dem Berggipfel ein von den Franzosen besetztes Fort!

Eines Tages bestieg ich einen über dieses Fort hinwegragenden Berg, auf dessen Gipfel eine kleine Fläche geebnet war, von wo die französische Flagge bei feierlichen Gelegenheiten wehte. Von hier lief der Berg in einem schmalen Kamm und zwar so schmal aus, daß man bisweilen auf allen Vieren kriechen mußte, um nicht in den Abgrund, der auf beiden Seiten gähnte, hinabzustürzen. Welche Aussicht öffnete sich hier! Nach allen Seiten diese entsetzlichen Höhen, der beinahe 8000 Fuß hohe Berg Ruana, dessen in Wolken gehüllte Spitze noch nie, ungeachtet des ausgesetzten Preises, von einem menschlichen Fuße betreten wurde, daneben die nackten Felsenspitzen, deren dreikuppiger, wie eine gewaltige Krone keck über den Wolken sich brüstender Gipfel das Diadem genannt worden ist, und in derselben Reihe die enormen Bergmassen, vor deren kolossaler Größe alles Andere, selbst tausend Fuß hohe Felsen, zu Unbedeutenheiten herabsinken. Unten in der schwindelnden Tiefe das schmale, zwischen den Bergen eingeklemmte Thal mit seinem weißschäumenden, beständig in kleinen Wasserfällen hüpfenden Felsenstrom, dort die lächelnde fruchtbare Ebene mit ihren Hütten und Plantagen, Papiti mit seinen malerischen Stadtvierteln und schattenreichen Hainen, der Hafen mit Schiffen und seiner kleinen lieblichen Insel, die Korallenriffe, weiß von den schäumenden Brandungen und zuletzt das blaue Meer, dessen Unendlichkeit fern am Horizont von den schwachen Umrissen der „Gesellschaftsinseln" begrenzt wird! Diese Aussicht war so großartig, so unbeschreiblich und so schön, daß sie, einmal gesehen, unauslöschlich in der Erinnerung mit allen den Eindrücken von Erstaunen und Freude haftet, welche den Menschen zu fühlen gegeben ist. [2.]

5. Ein Missionsbild von Mangarewa.*)

Die Inselgruppe wurde zuerst im Jahre 1797 von Capitain Wilson entdeckt, der ihr den Namen des englischen Admirals Gambier beilegte. Man hat keine Nachrichten darüber, daß diese Inseln besucht worden seien, bis zum Capitain Beechey, der im Jahre 1826 daselbst vor Anker ging. Er wurde zuerst gut aufgenommen; aber ein Streit entspann sich und die Engländer mußten ihre Zuflucht zu ihren Gewehren und selbst zu ihren Kanonen nehmen. Seitdem zeigten sich die Eingeborenen fortwährend feindlich und grimmig gegen alle Europäer. Im April 1834 landeten indeß zwei katholische Missionäre aus Paris auf Ao-Kena. Die Einwohner nahmen sie kalt auf, doch hatten sie keine üble Behandlung zu erfahren. Anfangs weckte die Predigt des Evangeliums nur ein unfruchtbares Erstaunen, da dasselbe zu ihren Sitten, Gewohnheiten und Glaubenslehren einen zu grellen Gegensatz bildete; aber allmälig fanden die neuen Lehren Eingang, zumal sie dahin zielten, strenge und beschimpfende Gesetze abzuschaffen. Auch sah man mit Erstaunen, daß waffenlose und friedliche Männer die Götter des Landes angriffen, ohne von ihnen zerschmettert zu werden; endlich entwaffnete die glückliche Heilung einiger Kranken den Zorn und Groll aller Gegner. Diese boten nun aus eigenem Antriebe den Fremdlingen Lebensmittel und eine Hütte an, erwiesen ihnen Achtung und Freundschaft und ließen sich zuletzt taufen. So ging der größere Theil von Ao-Kena zum Christenthume über. Ermuthigt durch den Erfolg, schifften die Glaubensboten in

*) So nannte Dumont d'Urville die Gambiersinseln.

einem schwachen Fahrzeug nach Manga-Rewa über, wo der König der ganzen Inselgruppe wohnte. Kaum waren sie gelandet, als das von einigen Eiferern aufgereizte Volk sie mit Steinwürfen empfing. Nicht zufrieden mit dieser Beleidigung, wollte man sie tödten. Gleich Raubthieren verfolgt und gehetzt, flüchteten sie sich nach dem Duffberg und verbargen sich in den hohen Gräsern, welche die Seiten dieses Berges bedecken. Um sie aus ihrem Schlupfwinkel hervorzutreiben, steckten die Wilden das Rohr in Brand. Aber der Wind, der die Flammen anfachte, erregte auch dichte Rauchwirbel, durch welche die Flüchtlinge den Blicken ihrer Verfolger entzogen wurden. So gelang es ihnen, während der Nacht höher an dem Berge emporzusteigen und den Gipfel zu erreichen. Von Zeit zu Zeit konnten sie bei dem Scheine des an den Seiten des Berges emporlodernden Feuers die bewaffneten Haufen der Wilden unterscheiden, welche sie suchten, um sie zu ermorden. Aber dies war nicht Alles, sie wurden auch von Hunger und noch mehr von heftigem Durst gemartert. Während sie sich nun vorbereiteten, die Nacht unter den Trümmern einer schlechten, nahe am Gipfel gelegenen Hütte zuzubringen, wurden sie plötzlich durch ein Rauschen in Furcht gesetzt. Es war ohne Zweifel der sich nahende Feind. Indessen bemerkten sie bald, daß das Rauschen immer von demselben Punkte ausging. Sie horchten aufmerksamer und erkannten endlich das Gemurmel eines kleinen Wasserfalles, der sich an den Felsen brach. Dadurch wurden sie auf's Neue erquickt. Die Wilden, ermüdet durch ihre vergeblichen Nachforschungen, hatten sich bei Tagesanbruch in ihre Wohnungen zurückgezogen. So wagten es die Missionäre, ihren Versteck zu verlassen; mit vieler Vorsicht fanden sie ihr Boot am Strande wieder, und kehrten nach Ao-Kena zurück. Dahin kam nach einiger Zeit der Sohn eines der vornehmsten Häuptlinge von Manga-Rewa und wurde von einer sehr gefährlichen Krankheit befallen. Die Missionäre widmeten ihm alle mögliche Sorgfalt und hatten das Glück, ihn zu heilen. Der Ruf dieses wunderbaren Erfolges verbreitete sich auf Manga-Rewa; Jeder wurde davon ergriffen und der König selbst wünschte sie zu sehen. Sie schifften zum zweiten Male hinüber und diesmal fanden sie vorzüglich bei den höheren Klassen eine günstige Aufnahme. An der Spitze derselben zeichnete sich der Oheim des Königs, Religionsvorsteher und Opferpriester aus, welcher zum Christenthum bekehrt wurde und dasselbe mit unerhörtem Eifer umfing. Sein Beispiel wirkte mächtig. Die Taufen fingen an und folgten schnell auf einander. Noch einmal brachen Verfolgungen aus, noch einmal mußten die Missionäre sich nach Ao-Kena zurückziehen, aber bald darauf geriethen die Eingeborenen wegen der Perlenfischerei in einen Kampf mit einer amerikanischen Goelette. Durch den Gebrauch der Feuerwaffen erschreckt, nahmen sie ihre Zuflucht zu den Missionären, welche den Frieden alsbald vermittelten. Seit dieser Zeit wurden die bescheiden und einfach in ihrem weißen Ordenskleide einherwandelnden fremden Priester als Wesen höherer Art betrachtet und allmälig wurden alle Eingeborenen Christen. Im Jahre 1836 erschien der Bischof, der bald aller Herzen zu gewinnen wußte. Seine würdevolle Haltung und die Pracht der Ceremonien fesselten die Wilden nun noch mehr an der neuen Gottesverehrung. Es entstand eine neue schöne Kirche, welche er aus Korallenblöcken bauen ließ; weit mehr gefiel uns aber eine bescheidene Hütte aus Bambusrohr, auf der sich ein kleines Kreuz aus schwarzem Holze erhob und worin man die erste Messe gelesen hatte. [47.]

---

6. Die Korallenriffe der Südsee.

Nichts hat die Reisenden von Cook bis auf unsere Zeit mehr in Erstaunen gesetzt und ihren Scharfsinn in mannigfacherer Richtung zur Thätigkeit angeregt, als die sogenannten Laguneninseln oder Atolle. Eine oft wenige hundert Schritt breite, wenige Fuß über dem Meere hervorragende kreis-

förmige Insel, rings von der ungestümsten Brandung umtobt, umschließt ein Bassin von völlig ruhigem Wasser. Nur wenige Pflanzenarten, unter denen die Kokospalmen stets die überwiegenden sind, bilden gleichsam einen grünen Kranz um das innere Becken. Das seichte, klare, stille Wasser dieser Lagunen, deren Grund fast nur blendend weißer Sand ist, erscheint unter senkrechter Sonnenbeleuchtung mit lebhaft grüner Farbe; die glänzende Fläche, oft mehr als eine Meile breit, wird ringsum von den dunkeln, fast schwarzen schwellenden Wassern des Oceans durch einen Streifen schneeweißer Brandung geschieden, auf denen sich die schlanken Zeichnungen und das frische Grün der Palmen mit wunderbarer Schärfe hervorheben; über dem Allem lagert sich das gleichförmig tiefe Azurblau des Himmelsgewölbes. Das Ganze macht den Eindruck majestätischer Größe und einfacher Erhabenheit. Noch wunderbarer sind die Erscheinungen großer kreisförmiger Brandungen, die eine stille Wasserfläche einschließen, ohne daß auch nur der geringste Streifen Landes über dem Wasserspiegel hervorragend die Grenze bildete, wie solche zuerst von Cook im stillen Meere beobachtet wurden. Größere und ausgedehntere Korallenriffe mit ihrem Palmenkranze umgeben oft in meilenweiter Entfernung eine Berginsel, und der Reisende hat hier am Fuße bewaldeter Gipfel um sich die reichste und üppigste Tropenvegetation, vor sich einen glatten Spiegel des klarsten Wassers, begrenzt durch eine Palmenlinie und darüber hinaus die weiße Brandung und den endlosen Ocean. Dies sind gerade die Elemente, welche Alle zum Entzücken hinrissen, denen vergönnt war, die Königin der Inseln, das reizende Tahiti, oder die durch den Schiffbruch La Peyrouse's so traurig berühmte Insel Vanikoro zu besuchen. Andere Inseln haben dicht an ihrem Ufer einen schmalen Kranz von Korallenbänken, während wieder längs der größeren Küsten z. B. Australiens in einer Entfernung von 5 — 10 Meilen mächtige Korallenriffe eine oft 300 Meilen lange Barre bilden. Und wiederum finden sich andere Inseln, auf denen sich, gleichlaufend mit dem Uferrande, aber hoch über dem höchsten Wasserstand, hohe und breite Wälle von abgestorbenen Korallen finden. [189.]

---

7. Die Guanoinseln.

Acht Tage, nachdem wir Chile verlassen hatten, ankerten wir außerhalb der Chinchainseln, die vor der Stadt Pisco in Peru liegen. Schon ehe wir ihnen nahten, waren wir einigen andern Inselgruppen vorbeigesegelt, deren höchst seltsame Formationen unsere ganze Aufmerksamkeit erregt hatten. Jeder Spur des Grünen beraubt, lagen sie da, bald weiß glänzend, bald wie große Sandhöhen in wunderlichen Formen; die felsigen Küsten waren in hohem Grade ausgewaschen und bildeten Grotten, ja sogar Durchgänge quer durch die Inseln, welche Pforten glichen. Die drei Guanoinseln schienen niedriger als die ebengenannten, und waren von Farbe röther, wie ein abgebranntes Haideland. Die Gestade erhoben sich hin und wieder zu steilen Bergen empor, auf mannigfaltige Weise in Grotten zergliedert. Wir ankerten außerhalb der östlichsten dieser Inseln, wo zwölf Handelsschiffe von verschiedenen Völkern lagen und eine peruanische Brigg stationirt war, welche unter den Schiffen und der Mannschaft Ordnung aufrecht erhielt. Die Schiffe, welche Guano von hier holen, und worauf die Fracht oft von Valparaiso nach England und Nordamerika angewiesen ist, sind gezwungen, erst nach Cadao zu gehen, um ihre Papiere bescheinigen zu lassen, und von da geht die Fahrt nach Pisco, wo die theure Waare eingenommen wird.

Wir landeten am nördlichen Punkt dieser Insel, bei einer steil niederstürzenden Felswand, stiegen eine mit großer Mühe angelegte Treppe hinan, und als wir die Höhe erreicht hatten, standen wir mitten unter den Häusern der Insel. Einige waren nothdürftig von Brettern zusammengenagelt, und hier hatten die Buchhalter und Aufseher der Arbeiter ihre Wohnungen. Die Ar-

beiter wohnten in einer Art Hütten von Rohrmatten und Bambusstäben, viereckig, vier Ellen hoch, bald größer, bald kleiner, und in Räume getheilt. Es war nur Platz für die allernothwendigsten Geräthe; Dielung gab es nicht, und der Fußboden war ganz und gar im Naturzustande, man konnte kaum einsehen, wie Menschen es aushalten, in den Hütten zu leben. Die Menschen, welche zum Brechen des Guano verwendet werden, können freilich auf große Bequemlichkeiten keinen Anspruch machen; denn der eine Theil mußte, nach den eisernen Fußschellen zu schließen, aus Verbrechern bestehen, und die anderen waren sogenannte politische Gefangene aus Peru, arme Teufel, die während eines Aufstandes in Peru die Rolle hurrahschreiender Miethlinge gespielt hatten. Außerdem gab es hier etwa hundert Chinesen, die freilich behaupteten, sie seien hieher gekommen, um Arbeit zu suchen, während der Verlust des volksthümlichen Haarzopfes verrieth, daß es mit ihrem Verhalten zu der bürgerlichen Gesellschaft nicht durchgehend richtig war. Nichts kann trauriger sein, als der Anblick dieser Menschen. Im Gesicht und an den sämmtlichen Gliedern von dem stinkenden bräunlichen Guanostaub bedeckt, mit zerrissenen Kleidern, und mit Gesichtszügen, die mit wenigen Ausnahmen einen Ausdruck haben, der den Fußschellen entspricht, sehen sie im Ganzen so aus, daß man sich wundert, wenn man sicher unter ihnen umhergehen kann, und wenn man sie in der muntersten Stimmung den Chinesen „Chin, Chin," zurufen hört. Ich weiß nicht, ob es freie Arbeiter auf der Insel gibt; man sagte uns, daß die Gefangenen vier bis fünf Jahre hier bleiben, daß sie vier Piaster monatlichen Arbeitslohn, oder etwa 6 Sgr. täglich, nebst Wasser und schlechter Kost bekommen. Sie sind verpflichtet, täglich 90 Karren Guano herunterzuschaffen; was sie über dieses Maaß liefern, wird ihnen besonders bezahlt, wodurch sie sich einen Sparpfennig erwerben können.

Nach einer kurzen Wanderung kamen wir zu der Stelle, wo gegenwärtig Guano gebrochen wird. Es war ein hoher, steiler Hügel, auf dessen Seiten jeder Arbeiter einen länglichen Gürtel von etwa zwei Ellen Breite eingenommen hatte, von dem des Nachbarn durch aufrecht stehende, mauerähnliche Guanokämme getrennt. In dieser Rinne stand der Arbeiter und brach mit einer Hacke Guanostücke los, welche zu dem Fuß des Hügels niederrollten, wo sie auf eine hohe und weite Schubkarre geladen wurden. Von hier schaffte man sie auf ordentlichen, festen, mit eisernen Schienen versehenen Wagen zur Küste hinunter, wo hohe Holzplanken in Form eines mit der Spitze herausgekehrten Dreiecks aufgerichtet waren. Von dieser Spitze, wo der Guano herausgewälzt wird, gehen Schläuche aus Leinwand, bestimmt, mit dem untersten Ende in den Lastenraum eines unter der Klippe liegenden Schiffs auszumünden. Jetzt lag kein Fahrzeug dort, da die Brandung sehr stark war, aber man belud drei Pramen, und es war komisch anzusehen, mit welcher Sorgfalt man durch Ausspannen von Segeln auf der Seite des Fahrzeugs, wo der Pram lag, das Eindringen des stinkenden Stoffs in die Kajüte zu verhindern suchte.

Die Insel selbst besteht aus einer mächtigen Masse porphyrartigen Gneises, über welchem der Guano in gewaltiger Menge liegt. Man hat berechnet, daß die Insel, die eine Oberfläche von acht englischen Quadratmeilen hat, 493,616,000 Kubik-Yard Guano enthält, was, da jede Kubik-Yard auf vier englische Centner berechnet wird, 1,982,464,000 Centner oder 99,123,300 Tonnen gibt, woraus folgt, daß die Insel jährlich 50,000 Tonnen 2000 Jahre lang liefern könnte. Der Guano enthält nicht allein den Dünger einer ungeheuren Masse von Seevögeln, diesen kostbaren Gegenstand, wovon die Tonne mit 1 Pfund Sterling bezahlt wird, sondern auch der Vögel Flügel, Gerippe und Beine, und man sieht diese Theile ziemlich unversehrt in der obersten Lage, dagegen ganz zerbröckelt in der untersten. Hier bildet der Guano jenen hellbraunen Stoff, der gleich Staub in die Höhe wirbelt und überall durchdringt, denselben Geruch mit sich führend, den man in Hühnerställen, wo gerade nicht überflüssige Reinlichkeit herrscht, antrifft.

Peru hat diese Inseln an eine englische Gesellschaft für eine bedeutende Summe verpachtet, und wird, wenn die Goldminen seiner Gebirge erschöpft sind, auf lange Zeit Gold aus diesem Vogelmist graben.

Macht man, nachdem man die Insel durchwandert und sich müde gegangen hat, auf der nackten, ich will nicht sagen, Flur, sondern Fläche, wo kein Hügel, kein Kraut, kein Grashalm, nicht einmal ein Bischen Moos aus dem

rothbraunen Gras hervorkeimt, und wo der Fuß jeden Augenblick in Vertiefungen tritt, worin Tausende von Vögeln hausen — macht man, sage ich, nach einer solchen Wanderung einen Ausflug zu den Küsten der Insel hinab, so trifft man dort ein nicht minder anziehendes Schauspiel. Lothrecht von einer fürchterlichen Höhe senken sich die Bergwände in's Meer hinab, welches unablässig seine Brandung daran bricht. Oben sieht man die Guanomassen, welche mehr oder weniger die Klippe verzehrt, und verursacht haben, daß große Stücke davon losgerissen und niedergerollt sind; diese Stücke liegen nun wie freistehende Klippen, außerhalb der Insel, oft in höchst phantastischen Formen. Die Klippenwände sind selten glatt; große, geräumige Grotten mit Durchgängen von der einen zur andern, ungeheure Aushöhlungen und heraustretende Klippenblöcke geben ihnen ein gebrochenes, oft großartiges und majestätisches Aussehen. In jedem Schlupfloch, auf jeder herausschießenden Zinne, selbst auf den glatten Klippenflächen sitzen Vögel zu Tausenden, bald kleine mit rothen Füßen und rothen Schnäbeln, schmucken, gewässerten Flügeln, bald große, pelikanartige Raubvögel, alle in einem durchdringenden Concert schreiend, oder auch über der Wasserfläche flatternd. Zahlreiche Seethiere leben unter den Tangarten, und wenn der Tod und die Reste des Todes oben in finsterer Einförmigkeit brüten, bewegt sich hier das mannigfaltigste Leben. [2.]

8. Klimatischer Charakter Australiens.

Das Klima Australiens kann zwar im Allgemeinen als ein oceanisches bezeichnet werden, allein die größere Erweiterung der Landmasse bedingt mannigfache Verschiedenheiten, wenn auch der oceanische Einfluß so mächtig ist, daß das ganze Festland in der Regenzone liegt und nur die einzelnen höheren Gebirgstheile dem veränderlichen Niederschlage überlassen sind. Während wir im Nordosten einer tropischen Zone mit der Palme als Repräsentantin und einer südöstlichen subtropischen Zone begegnen, mit eingeführten Edelfrüchten und europäisch-tropischen Getreidearten, d. i. Mais und Reis, gehört der südliche Theil Australiens einem dritten Klimagürtel an, in welchem der Schnee zwar auch im Meeres-Niveau nicht auszudauern pflegt, der aber vermöge seiner oceanischen Lage eine geringere Sommertemperatur hat, und durch das Gedeihen des Weinstocks und europäischer Getreidearten charakterisirt wird.

Da das australische Festland auf der südlichen Halbkugel liegt, so sind natürlich die dortigen Jahreszeiten den unsrigen gerade entgegengesetzt und man rechnet im Allgemeinen an der Ost-, Süd- und Westküste die Monate September, October, November zum Frühling; December, Januar und Februar zum Sommer; März, April, Mai zum Herbst; Juni, Juli, August zum Winter. Ebenso ist auch unser Tag in Europa die australische Nacht; der längste australische Tag unser kürzester. Das Licht der Sonne, des Mondes und der Gestirne erscheint dort viel intensiver und feuriger als bei uns; wir blicken südlich nach der Sonne, unsere Antipoden nördlich. Die Dämmerungszeit ist, wie in den tropischen Ländern überhaupt, von sehr kurzer Dauer, daher es gewöhnlich 20 Minuten vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang vollkommen dunkel ist, sofern nicht der Mond am Himmel steht. Die Sterne scheinen in ungewöhnlichem Glanze; der unbewölkte Horizont und die gänzliche Abwesenheit jeder Ausdünstung gestattet ihnen, ihre ganze Schönheit zu entfalten.

Die Temperatur selbst ist zwar je durch die geographische Lage und die Erhebung über die Meeresfläche bedingt, auf einer Höhe von 2 bis 3000 Fuß gemäßigt, ja wol auch kalt, auf den unfruchtbaren Ebenen des Inlandes selbst drückend heiß, aber im Allgemeinen sehr günstig und der Gesundheit förderlich, und es dürfte kaum eine Region in Europa zu finden sein, wo das Jahr einen so constanten frühlingsartigen Charakter

trägt als dort. Ungeachtet die Tage im Sommer oft sehr heiß und die Abende sehr kühl sind, gibt diese auffallende Temperaturverschiedenheit doch keineswegs Anlaß zu Krankheiten, vielmehr sagt das Klima dem Europäer vortrefflich zu. Die tägliche Erfahrung lehrt, daß selbst bei der stärksten Hitze nur wenig Unbehaglichkeit, wie in andern mehr feuchten Ländern unter gleichen Breitegraden fühlbar wird, da die Luft trocken und äußerst rein ist; selten oder nie sieht sich der Colonist zu irgend einer Tageszeit des Sommers, und sei es in der stärksten Hitze, genöthigt, mit der Arbeit einzuhalten, vorausgesetzt, daß ihn nicht ein bisweilen wehender heißer Nordwest- oder Siroccowind auf kurze Zeit dazu zwingt.

Die Trockenheit der Luft wirkt nicht nur kräftigend und belebend auf den Körper und Geist bei Gesunden, sondern auch heilsam und stärkend auf schwache, kranke Personen, namentlich Schwindsüchtige, und es ist nichts Ungewöhnliches, daß englische Aerzte Kranke aus dem Mutterlande nach Australien schicken, von dessen günstigen klimatischen Wirkungen sie sich in zahlreichen Fällen überzeugt haben. Der Krankheitscharakter trägt im Allgemeinen einen mildern Typus als in Europa. Eine Ausnahme hievon findet nur in den Goldminendistrikten statt, wo durch anhaltendes Stehen im Wasser beim Goldwaschen, durch übermäßigen Genuß von Früchten, geistigen Getränken und andere diätetische Fehler häufige und bisweilen tödtliche Ruhren verursacht werden.

Die größte Plage sind die periodischen, oft viele Monate andauernden Dürren, welche das Land heimsuchen. Die Flüsse und Teiche vertrocknen, selbst der nächtliche Thau bleibt aus.

Die Ansiedler, welche die kostspielige Anlage von Bassins und Aquäducten noch nicht nachgeahmt, auch die einfacheren praktischen Mittel, wie man in Ostindien und Kleinasien Regen- und Quellwasser sammelt und aufbewahrt, sich noch nicht angeeignet haben, leiden bittere Noth. Die Oberfläche der Erde ist versengt, die Vegetation erstirbt, die Weiden werden dürre Wüsten, die Schafe fressen das letzte Gräschen bis auf die Wurzel ab, die Wasserlöcher sind durch die Leichen der Ochsen, die in Morästen Erfrischung suchten und erstickten, verpestet und Tausende zahmer Thiere jeder Art verschmachten, entweder bevor sie nach den Distrikten, welche von der Dürre verschont geblieben, aufgebrochen sind, oder auf dem Wege dahin. Endlich — ohne daß jedoch der Mensch dieses Endlich zu berechnen vermag — steigt eine ersehnte Wolke am Horizonte auf, der Regen fällt in Strömen, das Gras sprießt dicht hervor, und die Ebenen, auf denen kurz zuvor kein Blatt zu sehen war, kleiden sich wieder in das üppigste Grün. Die Bäche und Flüsse füllen sich wunderbar schnell; eine brausende Fluth stürzt nieder in das ausgetrocknete Bett, überschwemmt die Ufer und treibt Alles, was sie auf ihrem Laufe trifft, in weißem Schaume vor sich her. Bei solchen Gelegenheiten ist der Hawkesbury, da wo er zwischen steilen Klippen hinströmt, schon in wenigen Stunden um 93 Fuß gestiegen, ja im Jahre 1851 wurden im Manevoodistrikt die gerade vorher vom Landmesser zum Verkauf ausgebotenen Bauplätze mehrerer Städte in tiefe Seen verwandelt und ein ganzes Lager von Eingebornen ging in den Wellen unter. In einem Klima jedoch, welches der Vermehrung des Viehes so günstig ist, sind Verwüstungen, welche durch Dürren und Fluthen angerichtet werden, bald geheilt, und Verlust wie Gefahr in sehr kurzer Zeit vergessen.

Wenn die physische Lage Australiens an sich schon die allgemeine Trockenheit erklärt, so vereinigen sich noch andere Umstände, um das Bild der universellen Dürre zu erhöhen. Ueberall rundet sich das Land mäßig ab, entbehrt der Buchten, welche für die Entwickelung der Pflanzen, noch mehr aber der Menschenwelt so wichtig erscheinen; nirgends erheben sich hohe Schneegebirge, welche die Feuchtigkeit unveränderlich bewahren und durch Wind oder Flüsse der Ebene mittheilen könnten. Nur ein Umstand wirkt, so weit sein Einfluß genug ist, wiederum günstig auf Klima, Gewächse und Thierwelt ein; dies ist die unabsehbare Wassermenge, die an allen Seiten der großen Erdmasse ab- und zuwogt. Ihr Einfluß kommt aber nur den Küsten zu Gute, wo an begünstigten Gegenden Wälder emporragen, die an Höhe und Fülle des Wuchses Amerika's Urwäldern zur Seite stehen. Weiter landein deckt die Erde kein Baum, so weit sie eben ist; nur in den Bergen findet sich einige Vegetation, bis sie dem Innern sich nähern, wo die Wüste allein niedrige Sträucher hervorbringt.

Die geringe Abwechselung der klimatischen Verhältnisse, wie der äußern und innern Boden-

beschaffenheit, prägt sich in der Thier- und Pflanzenwelt, selbst in dem Menschen wieder aus, ohne zugleich bei etwaigem Mangel eigenthümlicher Formen eines besonderen australischen Typus beraubt zu werden, der gerade in den sonderbarsten und auffallendsten Bildungen auftritt. Außerhalb der gesegneten Flußthäler des australischen Berglandes und der tropischen Vegetation des Nordens in einzelnen mannigfacher gestalteten Revieren herrscht auf weiten Räumen Eine Thier-, Eine Pflanzenart vor und drückt den Landschaften den Stempel steppenartiger Eintönigkeit auf. Die mit einförmigem Rasen überzogenen Ebenen der Gebirge sind von einzelnen gleichartigen Bäumen beschattet und tragen bei gänzlichem Mangel an buschigem Unterholz oder krautartigen Gewächsen das Ansehen eines lichten, parkähnlichen Waldes, wogegen in den unabsehbaren Tiefebenen wieder solche Wälder fehlen und die krautartigen Gewächse und Gebüsche in einartigen Species ihre Stelle vertreten. Wie die Einförmigkeit in der Pflanzenwelt durch das Vorherrschen weniger Hauptfamilien hervortritt, so auch in der Thierwelt, durch das entschiedene Ueberwiegen des Geschlechtes der Beutelthiere.

Man hat Australien das Land der Gegensätze genannt und dies rechtfertigt sich eben sowol durch Erscheinungen des Pflanzen- als des Thierreichs. Die Blumen sind schön, honigreich, haben aber großentheils keinen Geruch; die meisten Bäume haben lederartige, senkrecht auf den Stengeln sitzende Blätter, tragen nur dünnbelaubte, wenig Schatten gebende Aeste, bisweilen auf dem Stamm nur lange, grasähnliche Auswüchse, wie namentlich die Xanthorrhea arborea (Grasbaum). Sie verlieren in der trockenen Jahreszeit ihre Rinde, während die unsrigen im Winter (als entsprechender Jahreszeit) die Blätter verlieren; die inländische Kirsche hat ihren Kern oder Samen außerhalb der fleischigen Frucht an der Spitze des Blüthenstiels; Birnen von schönem Ansehen sind holzig und haben den Stiel am dicken, statt am dünnen Ende. Gerade so auffallend für den Europäer ist im Thierreich das Zunehmen in Menge und Art mit den unvollkommener organisirten Geschöpfen, aber auch die abnormen Erscheinungen schwarzer Schwäne, weißer Adler, behaarter statt befiederter Vögel u. s. w. Zugleich haben letztere meist keinen Gesang, sondern häufig nur unangenehme, kreischende Töne; die Bienen keinen Stachel. Thiere sind mit Taschen oder Beuteln versehen, in welchen sie ihre Jungen tragen und säugen; einige vierfüßige Thiere haben Entenschnäbel und legen Eier. Vögel gibt es, deren Junge einem Besen gleicht, die Eulen schreien am Tage und der Kukuk des Nachts. Dergleichen Sonderbarkeiten gibt es noch mehr, als wäre es, wie gesagt, die Absicht der Natur gewesen, hier ein Stück verkehrter Welt zu schaffen. Hingegen sind durch die Colonisation der Europäer auch europäische Formen eingezogen, willig von der Natur aufgenommen, und schon mit großem Vortheil verbreitet. Dahin gehört die Cultur europäischer Getreide- und Küchengewächse und die Einführung der früher gänzlich mangelnden Hausthiere. [23.]

---

9. Leben und Treiben in Sidney.

Ist es auch wahrscheinlich, daß in fruchtbaren Gegenden neue Colonien aufblühen werden, so wird als Seestation und Centralpunkt in den Australischen Gewässern Sidney schwerlich jemals seine Bedeutung verlieren; muß man auch zugeben, daß das Land um Sidney in einem Umkreis von 100 englischen Meilen mit wenigen Ausnahmen einer sandigen Wüste gleicht, so werden Straßen, Eisenbahnen und Dampfer Sidney die Producte anderer Distrikte zuführen, denen ein Hafen, wie der von Port Jackson, mangelt.

Beim Landen in Sidney wird es dem Ankommenden schwer, sich zu überreden, daß er in einem fremden Lande sei. Man erwartet etwas Außergewöhnliches, fast etwas Orientalisches, und findet es mit Ausnahme einiger Verandas ganz wie zu Hause. Alles, was ihm begegnet, trägt ein europäisches Gepräge. Die Hauptstraßen sind

lang, breit, gut gepflastert, mit Trottoirs versehen und (seit 1841) mit Gas beleuchtet, wie in London, Paris oder Berlin. Die Georgsstraße, längs des Kanals, den die zwei Vorgebirge oder Bergrücken bilden, wo früher ein Pfad der Eingebornen durch das Gehölz bis zum Wasserrand leitete, sich erstreckend, ist für Sidney dasselbe, was der Strand oder Regentstreet für London, nur, daß noch vor ganz kurzer Zeit an elegante Läden mit großen Spiegelfenstern Häuschen von Ziegelstein oder hölzerne Hütten sich anlehnten. An die Ecken sind große Anschlagzettel mit verschiedenen Anmeldungen geklebt. Im Victoria-Theater wird der Freischütz gegeben, in dem großen Circus des Herrn R. werden equestrige Evolutionen ausgeführt, ein Magnetiseur ladet das Publikum zu seinen Versuchen, dieser und jener Wirth zu seinen Concerten ein. In den Schaufenstern der Juweliere und Wechsler ist Goldstaub und ungereinigtes Gold ausgelegt; jenseits zeigt sich ausgebälgt die ganze Fauna Australiens nebst Schlangen, Muscheln, Schmetterlingen u. s. w. von den prächtigsten Farben. Zwischen den Buden am Ufer bewegt sich dasselbe Menschengedränge, erscheinen dieselben gesetzmäßigen Gesichter, wie in der alten Heimat. Droschken- und Omnibusführer und Portiers aus den Gasthöfen grüßen mit höflicher Zudringlichkeit, wie in irgend einer guten Stadt des deutschen Bundes.

Die Straßen sind in gutem Stande, die Georgsstraße würde jeder europäischen Großstadt zur Zierde gereichen. Die Häuser sind hoch und zum Theil in geschmackvollem Styl erbaut; die Baustellen stehen auf einigen Punkten in so hohem Werthe, daß in der Georgsstraße der Quadratfuß schon mit 350 Thalern, der Morgen mit 130 — 140,000 Thalern bezahlt wurde.

Sidney ist der größte Handelsplatz von ganz Australien, hier sammeln sich alle Stapelprodukte der Colonie und werden von hier nach Europa gesandt; sie ist der Mittelpunkt der australischen Dampfschifffahrtsgesellschaften und des Wallfischfangs der Colonie, wie sie die bedeutendsten Fabriken des Landes enthält. Die Stadt besitzt 100 eigene Seeschiffe mit einer Bemannung von nahezu 4000 Seeleuten, desgleichen viele Dampfboote, und es kommen hier jährlich für mehr als 8 Millionen Thaler europäische, meist englische Waaren an; dahin gehören namentlich Wollwaaren, Tuche, Buchbinderartikel, Bücher, musikalische Instrumente, Spiritus, Wein, Eisen- und Stahlwaaren, Hüte, Mützen, Hauben und Putzmacherarbeiten, Strümpfe, Seide, Glas, Porcelan, Salz, Tabak u. s. w. Die Ausfuhr besteht vorzüglich in Gold, Wolle, Talg, Fleisch, Hörnern, Knochen, Oel, Fischbein, Nutzhölzern, Baumrinden, Leder, Fellen, Seife, selbst Wein und Tabak und andern minder bedeutenden Artikeln, und es wird nicht blos mit dem Mutterlande und den übrigen britischen Colonien in Australien, sondern auch mit China, Indien, Batavia, den Südseeinseln, Isle de France, dem Capland und Amerika ein direkter Verkehr unterhalten.

Wie London als City eine von der Staatsregierung mehr oder weniger unabhängige Magistratur und besondere Privilegien und Einrichtungen hat, so verhält es sich auch mit Sidney, das sich seiner eigenen vom Provinzial-Regiment unabhängigen Behörde, nach englischer Sitte aus einem Mayor und dem Aldermans-Collegium bestehend, erfreut.

Wollen wir nach diesen allgemeinen Andeutungen über die Metropole Australiens einen Blick auf das geschäftige Treiben der Menge werfen, so folgen wir dem Strom, der dort nach dem Markte dringt. Es ist Sonnabend und da zeigt sich die Stadt am lebendigsten. Alles scheint auf den Beinen zu sein, und wen nicht besondere Geschäfte hinaustreiben, den läßt schon die Neugierde nicht zu Hause, und er muß wenigstens einmal über den Markt schlendern. Der englische Sonntag trägt hieran größtentheils die Schuld.

Die Fleischer schmücken ihre Läden ganz besonders mit fetten Hämmeln und feisten Ochsen. Große Brode von Talg bilden Säulen, und hie und da bringt ein ausgeweidetes und bei seinen langen Hinterläufen aufgehängtes Känguruh oder Wallohy Abwechselung in die etwas monotonen Fleischspeisen. Nebenan ist verkäufliche Schildkröte, das Pfund um wenige Pfenninge, zu haben. Etwas weiter entfernt sind Fische ausgelegt, die an andern Orten ungenießbar wären und nur in dem vortrefflichen Wasser des Sidneyhafens schmackhaft werden. Wegen der Hitze des Klima's muß Alles noch verkauft werden; Niemand hebt Etwas für den Markttag auf. Das Fleisch wird dann nicht mehr pfund-, sondern stückweise losgeschlagen, und wer nicht allzu wählerisch ist, weiß seine Tafel für den Sonntag um einen Spott-

preis reichlich zu versorgen, obwol im Uebrigen, namentlich was die Hausmiethe betrifft, das Leben ziemlich theuer ist.

Von vegetabilischen Erzeugnissen nehmen die hervorragendste Stellung unstreitig die in wahren Unmassen aufgestapelten und aufgeschütteten Orangen oder Apfelsinen ein. Die australische Orange ist vorzüglich und im Verhältniß auch billig und wird viel consumirt. Ueber diesen hängen Ananas, und aufgeschichtete Wände von Blumenkohl bilden den Hintergrund, daneben zeigen sich Bananen, Melonen, Pfirsiche, Nectarinen, Pflaumen, Trauben u. s. w. in großen Quantitäten, hier dem Unbemittelten so zugänglich wie dem Reichen. Der Ankömmling mag sich aber vor dem übermäßigen Genuß der verlockenden Früchte hüten, der ihm leicht gefährlich werden könnte. Am schwächsten ist der Blumenmarkt vertreten — die Engländer haben keinen rechten Sinn für Blumen — auf dem ganzen Markt wäre kaum ein schöner, geschmackvoller Strauß zu finden.

So europäisch dem Ankömmling auch sonst Manches im Aeußern von Sidney vorkommen mag, wird er doch wiederum auf manche Erscheinung stoßen, zu der ihm seine Erinnerung nichts Aehnliches darbieten dürfte. Dort zieht jener verschwenderisch, aber geschmacklos aufgeputzte Wagen eines Sidney-Aristokraten seine Aufmerksamkeit auf sich. Darin sitzt ein Mann von ebenso auffallendem als gemeinem Wesen. Er gehört zu den Millionären der Stadt und verdankt seinen Reichthum dem glücklichen Umstand, daß er einmal in England unter dem Galgen gestanden, und ehe er in Henkers Hand fiel, begnadigt worden ist; das legte den Grund zu seinem Glück. Nun hat er sich vom Geschäfte zurückgezogen, bei dem er sich in den Ruf großer Pünktlichkeit und Solidität zu setzen wußte, und gilt für einen der honnettesten Leute in Sidney. Jedermann vertraute ihm und er betrog Niemand; denn er war reich und ohne Motiv zur Versuchung. Jener glänzend ausstaffirte Mann, der in seiner prunkvollen Equipage vorüberfährt, wurde wegen Bankdiebstahls deportirt; er ist nun einer der reichsten Leute in der Colonie. Sein Diebstahl war zwar entdeckt worden, aber das gestohlene Gut nicht gefunden. Kurz nach seiner Deportation folgte ihm seine Frau mit dem ganzen Raube nach, miethete sich nach dem gebräuchlichen System ihren Mann als Diener, und — das beiderseitige Glück war gemacht.

Auch unter den Fußgängern taucht da und dort ein Spitzbubengesicht auf; es ist aber kein Grund vorhanden, um den Inhalt seiner Tasche besorgt zu sein. Es sind das jetzt lauter wohlhabende Leute, die in der Regel mehr bei sich haben, als der Fremdling mitbringt; wenn auch manche von ihnen in früherer Zeit dem Reisenden mit der Drohung: „Die Börse oder das Leben!“ die Pistole auf die Brust setzten, jetzt sind sie meist ungefährlich. Außerdem ist die Stadt mit Polizei hinreichend versehen, eine Vorsicht, die ganz gerechtfertigt erscheint, wenn man bedenkt, daß die briitsche Regierung 50,000 Verbrecher herübersandte, die gewiß nicht Alle ihre Laster im Mutterlande zurückließen. Dieser Zustand ist indessen nur als ein vorübergehender zu betrachten; denn ist die Generation von Dieben einmal ausgestorben, so tritt eine andere an deren Stelle, welche mit Unternehmungsgeist und Thätigkeit auch Bürgertugend vereinigen wird.

Sidney könnte ein ganz angenehmer Platz sein, wenn sich den Geschäftsleuten etwas ehrenhaftere Grundsätze und den Unbeschäftigten und Reichen Liebe zu veredelter und wissenschaftlicher Beschäftigung beibringen ließe, wenn die Frage nach literarischen Produkten, Erzeugnissen der Kunst u. s. w. größer, die nach Portwein und Franzbranntwein geringer wäre. Es ist zu bezweifeln, daß es eine Stadt in der Welt gibt, die in gleichem Grade mit dem Fluch der Unmäßigkeit behaftet ist wie gegenwärtig Sidney. Unter den arbeitenden Classen ist die alte aus den Tagen der Verbrecherzeit, wo Rum statt des Geldes als Verkehrsmittel diente, sich herschreibende Sünde niemals ausgetilgt worden. Aber das Uebel ist seit der Entdeckung des Goldes und des dadurch herbeigeführten hohen Lohnes ungeheuer gestiegen. Es gibt an 400 Kneipen in der Stadt, und unter einer Bevölkerung von 65,000 Menschen werden durchschnittlich des Tags 20 Betrunkene eingebracht, was im Jahr etwa 1 unter 9 Bewohnern ausmacht. Das zeigt aber die Höhe der Unmäßigkeit noch keineswegs; denn nur die schreiendsten Fälle kommen in den Bereich der Polizei. Die Liste der Trunkenbolde ließe sich unendlich verlängern; denn das Laster beschränkt sich nicht auf die arbeitenden Classen; es erreicht auch die Gebildeten und selbst die Weiber, manchmal

kommt es im städtischen Rath und sogar in der Legislatur vor, wo man doch dazu geschritten ist, durch Veröffentlichung der Sache Einhalt zu thun. Bei den unteren Classen ist aber die Trunkenheit so allgemein, daß sie gar keinen Tadel mehr findet und auch Niemand hindert, zu Arbeit und in Dienst zu kommen. [23.]

10. Die „Overlanders."

Zu den eigenthümlichsten Erscheinungen Australiens gehören die sogenannten „Overlanders," Leute, die mit ihrem Vieh, entweder um dafür einen guten Markt zu suchen oder um in einer günstigeren Gegend, als sie seither bewohnt haben, neue Stationen zu gründen, große Reisen von einem Theile des Landes nach dem anderen unternehmen. Die Beschwerden, welche sie ertragen, die Gefahren, welche sie bestehen müssen, und ihre kühnen Unternehmungen, haben, obgleich der minder energische Colonist davor zurückbebt, etwas Wildabenteuerliches, das dem Geschäft oder der Lebensweise der Overlanders einen mächtigen Reiz verleiht. Sie eigentlich genießen die wahre Romantik des Hirtenstandes — die Poesie des Buschlebens. Es gibt unter ihnen Leute von den verschiedenartigsten Classen und Charakteren. Einige sind von guter Abkunft und Erziehung, andere wieder roh und ungebildet wie ihre Viehtreiber, aber wie sie in anderer Beziehung auch ausgestattet sein mögen, so müssen sie doch jedenfalls ein nicht ganz unbedeutendes Capital, Kenntnisse vom Vieh, große Körperkraft und vor allen Dingen Kaltblütigkeit und Entschlossenheit und jene Geistesgegenwart besitzen, die, wenn es Noth thut, schnell zu rathen und zu helfen weiß.

Die Fortschaffung einer sehr großen Heerde ist verhältnißmäßig mit bedeutend weniger Kosten verbunden, als die Reise mit einer kleineren; daher kann eine Speculation dieser Art nur für den Besitzer eines sehr großen Viehstandes von Vortheil sein. Der Overlander tritt seine Reise mit einem sehr werthvollen Besitzthum an, das vielleicht aus sechs- bis siebentausend Schafen, tausend Stück Rindern, achtzig bis hundert Pferden und übrigens aus mehreren Karren, Lastochsen und verschiedenem kleineren Zubehör besteht und mit welchem er, vielleicht tausend Meilen weit, durch Gegenden zu reisen gedenkt, welche er vorher noch nie gesehen hat. Er muß auf ernstliche Widerwärtigkeiten gefaßt sein, auf Dürre, auf Verluste an seinem Eigenthum durch die Strapazen der Reise, auf die Widerspänstigkeit oder das Entlaufen seiner Leute in Gegenden, wo keine anderen zu haben sind, und endlich auf die plötzlichen und beschwerlichen, wenn auch schwachen Angriffe feindlicher schwacher Stämme, deren Gebiet er nicht umgehen kann. Vor Allem aber muß er der Gefahr sich aussetzen, daß die Preise seiner Waare fallen, ehe er den weitentfernten Markt erreichen kann, nach welchem er vielleicht mit seinem ganzen irdischen Besitzthume oder doch wenigstens mit einem großen Theile desselben unterwegs ist. Hat er sich aber einmal zu einem solchen Unternehmen entschlossen, so darf ihn nichts mehr zurückschrecken, und er scheut nicht die Beschwerden und Gefahren der Reise, weil er weiß, daß er am Ziele derselben bei einigermaßen günstigem Erfolge in wenigen Monaten sein Capital verdoppeln kann.

Wenn ein Leben dieser Art von Ungewißheit und Beschwerlichkeit umgeben ist, so hat es auf der anderen Seite auch seine Reize, und ich bin nie einem Overlander begegnet, der auf seinen langen Reisen nicht mit Stolz und Vergnügen zurückgeschaut hätte, selbst wenn seine Erwartungen hinsichtlich des Erfolges nicht befriedigt worden waren. Im Anfange der Reise ist die größte Vorsicht und Wachsamkeit nöthig, um die zahlreichen Schaf- und Rinderheerden, die keine Gelegenheit zur Flucht unbenützt lassen, bei Tage und bei Nacht zu beaufsichtigen. Sind aber die Heerden erst einige Wochen unterwegs, so werden sie lenksamer, und ihr Eigenthümer findet dann Muße, sich die lange Reise durch Jagen und Schießen, oder, was noch anziehender ist, durch kleine, erfor-

schende Streifzüge in die Umgebung seines Weges zu verkürzen. Außerdem sind aber auch die Landschaften so reich an Abwechselung, daß schon hierdurch die Reise einen großen Theil ihrer Einförmigkeit verliert. Zuweilen führt der Weg durch einen mächtigen Wald, dann wieder über anmuthige, parkähnliche Ebenen; in der einen Stunde muß der unermüdliche Overlander mühsam über dürre und steinige Klippen klimmen, und in der nächsten muß er diese Beschwerden wieder vergessen, indem er den Windungen eines tiefen Flusses folgt. Hat er ihn aber mit seinen Pferden und Rindern zu überschreiten, so gibt es bald ein ungemein lebendiges, eigenthümliches Schauspiel.

Kurz vorher, ehe die eigentliche Karavane an dem Ufer des Flusses anlangt, sprengt ein Reiter heran, der die Furt und die Beschaffenheit der beiderseitigen Ufer untersucht und, nachdem er in dieser Beziehung sich befriedigt gefunden hat, zu dem Zuge zurückkehrt, der jetzt vielleicht nur noch eine Viertelmeile entfernt ist. Jeder schnürt nun seine Gurte enger, setzt sich fester in den Sattel und untersucht seine Peitsche, um für den bevorstehenden Kampf gerüstet zu sein. Man fürchtet nämlich bei solchen Gelegenheiten, daß der erste Versuch zum Uebergang nicht glücken möchte, denn die Thiere werden in einem solchen Falle gewöhnlich von einem so panischen Schrecken ergriffen, daß häufig alle Mühe vergebens ist, sie in die Nähe des Wassers zu bringen, und auf diese Weise zuweilen eine Verzögerung von mehreren Tagen, ja wol selbst von einigen Wochen entsteht. Die Heerde wird daher, nachdem man sie vorher ganz gemächlich hat fortwandern lassen, ungefähr dreihundert Schritt vor dem auserwählten Uebergangspunkte durch die vereinten Bemühungen sämmtlicher Treiber plötzlich in lebhafte Bewegung gesetzt, indem man die vordersten Thiere durch lautes, wildes Geschrei antreibt und die hintersten mit der Peitsche bearbeitet. Sie sehen jetzt das Wasser vor sich, und die Anführer der Heerde würden jedenfalls gern umkehren, wenn sie könnten — wenn es nicht zu spät wäre. Das Geschrei der Treiber wird in diesem Augenblicke noch ärger, die ganze Heerde ist in vollem Galopp — sie muß in's Wasser; die hintersten, die froh sind, der Zucht der Peitsche zu entgehen, stürzen sich wüthend auf die übrigen, die sie unaufhaltsam vorwärts drängen; der breite Strom zeigt auf einige Minuten den ungewohnten Anblick unzähliger über dem Wasserspiegel schwimmender Köpfe und Hörner, und die ungeheuere Schaar gelangt glücklich an's jenseitige Ufer.

Der Unternehmungsgeist des Overlanders ist nicht nur für diesen selber von Nutzen, sondern mittelbar auch vortheilhaft für die Colonie im Ganzen. Durch die Fortschaffung von Heerden aus einem Theile des Landes, wo die schnelle Vermehrung des Viehstandes die Weiden mager gemacht und den Werth desselben tief herabgedrückt hat, nach einem anderen, wo es noch an dergleichen Thieren fehlt, sorgt er eben so sehr für das Wohl der Gesammtheit wie für sein eigenes. Er ist auch in vielen Fällen der Vorläufer der Civilisation; durch ihn tritt manches schöne Stück unbewohnten Landes, von dessen Dasein seither Niemand Etwas gewußt hat, in neues Leben, indem es Einigen Reichthum, Anderen Beschäftigung gibt. Aber er ist außerdem auch ein treffendes Beispiel von der Fähigkeit des Angelsachsen, ein neuentdecktes Land zu colonisiren und seine Hülfsquellen zu entwickeln.

[86.]

---

11. Die Entdecker Inner-Australiens.

Die Erforschung Inner-Australiens hat in unsern Tagen gleich der Erforschung Inner-Afrika's die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt in hohem Grade auf sich gezogen. Man kann den Anfang dieser Erforschung durch das Jahr 1830 bezeichnen, in welchem der Capitän Charles Sturt eine Reise unternahm, das Flußgebiet westlich der blauen Berge kennen zu lernen. Mit einer kleinen Schaar kühner Genossen setzte er sich in ein offenes Boot auf dem obern Murrum-

bedgen und ließ sich den Fluß hinunter treiben. Er fand, daß der Murray der Hauptstrom des Festlandes sei, alle Gewässer von Nord und Süd in sich vereinige und nach einem Laufe durch trostlose Wüsten, durch den See Victoria das Meer an der Encounter-Bay erreiche. Aber nördlich dieses See's entdeckte er ein vegetationsreiches, üppiges Hügelland, trefflich geeignet zur Gründung einer Ansiedlung.

Hiedurch veranlaßt, richtete man ein vorzüglicheres Augenmerk zur Gründung eines Staates auf die Südküsten des Festlandes. Die Regierung Englands, dem Unternehmen abgeneigt, wurde widerstrebend durch das Parlament gezwungen, wenn auch ohne eigene materielle Betheiligung, die legale Errichtung eines Staates in den Grenzen vom Cap Des Adieux bis zum 141. Grade östlicher Länge von Greenwich und in gerader Richtung bis zum 26. Grad südlicher Breite zu genehmigen. So wurde ein Territorium von 14,800 geographischen Quadrat-Meilen auf das Geradewol aus dem Festlande geschnitten und einer Gesellschaft national-ökonomischer Dilettanten übergeben, und so entstand der Staat Süd-Australien mit der Hauptstadt Adelaide.

Mit Sturt's kühner Fahrt den Murray entlang und der Gründung Adelaide's wurden zwei für die fernere Kenntniß des Innern wichtige Basen geschaffen. Der Vorsteher des topographischen Büreau's in Sidney, Sir Thomas Mitchel, wurde 1835 entsandt, den von Sturt entdeckten Fluß Darling näher zu erforschen. Durch diese Reise wurde festgesetzt, daß das gesammte Flußgebiet der Nordhälfte des West-Abhanges der blauen Berge, also die Gewässer von elf Breitengraden, sich gleichfalls dem Murray zuwenden.

Im folgenden Jahre, 1836, wurde er abermals entsandt, zu Lande den Lauf des letzteren zu erforschen, bis zur Mündung des Darling. Unter heftigen Kämpfen mit den Eingebornen drang er bis zum unteren Darling vor, zog diesen hinauf in das südliche Gebiet zwischen diesem und der Seeküste westlich der Bucht Philipp. Hier entdeckte er ein ungewöhnlich wasser- und vegetationsreiches Gebirgsland, dessen Hauptzüge er mit dem Namen der Pyrenäen, des Victoria- und des Grampian-Gebirges belegte, entdeckte ferner das Hochland am westlichen Abhange, und fand am südlichen Abhange genannter Gebirge denselben üppigen Charakter des Landes, das zur Bebauung wie wenige Striche des Festlandes geeignet schien. Er nannte es in seiner Freude Australia Felix. Angelangt sechszig englische Meilen von der Bucht von Port Philipp, besteigt er einen isolirt stehenden Kegel, den Mount Macedon, um das Land und die Ebene zu überblicken. Die einsame Bucht von Port Philipp zeigt sich ihm am fernsten Horizont, und durch die Ebene schlängelt sich ein Fluß, der seine Gewässer ihr entgegenführt.

Kaum zwei Jahrzehnte sind verflossen, seit in Folge dieser Reise ein einsames Boot mit Rudern die Mündung dieses Flusses suchte und fand, ihn hinauffuhr und an einer geeigneten Stelle die Ankerkette um den Baum eines von Europäern nie betretenen Urwaldes befestigte — gerade an dieser Stelle erhebt sich jetzt das stolze Melbourne, wie durch ein Mährchen aus 1001 Nacht aus der Erde hervorgezaubert, 80,000 Einwohner zählend, wo Palast auf Palast aus der Erde emporsteigt, der leidenschaftlich bewegte politische und merkantilische Brennpunkt eines Staates, an Flächeninhalt Preußen nicht nachstehend, würdig des Namens der erlauchten Souverainin von Großbrittanien — Victoria. In diesen Gewässern, damals so verwaist und einsam, drängt sich eine ganze Welt, die Dschunke des Chinesen, der Prahu des Malayen, neben dem Clipper des Amerikaners der Dreimaster des Europäers, und vor Allem das See-Ungethüm der Neuzeit, der brausende Dampfer, der vor etlichen Jahren Liverpool verließ, um zum ersten Male gerades Weges nach den Antipoden zu steuern und gerade an dieser Stelle sich seiner Schätze zu entledigen.

Die Unternehmungen zum Aufschluß des Innern von dem andern Punkte, von Adelaide, aus, waren leider von keinem Erfolge gekrönt. Man sandte 1841 eine Expedition unter einem bewährten australischen Reisenden John Eyre ab, um das nördliche Gebiet der Provinz zu erforschen. Durch diese denkwürdige Reise ist nun aber dargethan, daß vom Murray bis nach Albany sich keine Flußmündung findet, daß größtentheils eine Klippe von 400 bis 600 Fuß sich jählings in die See hinabwirft und dem innern Flachlande zu sich senkt, aber die ganze Küste trostlos, dürr und wasserarm ist. Für das ganze hinter diesem Küstenstrich liegende Innere des Festlandes ist hiedurch so wenig Hoffnung der Cultur gelassen,

daß die meisten Sachverständigen die ganze westliche Hälfte des Festlandes als eine verlorene Wüste für immer aufgeben.

Indeß bei der Kargheit der Flußmündungen an der Küste und bei der Unwahrscheinlichkeit, daß die Vorsehung ein so weites Gebiet der Erde der organischen Welt so gänzlich abgeschnitten haben könnte, glaubte man im Innern einen See oder bald jenseit des Wendekreises des Steinbocks ein Hochgebirge zu finden, das so, wie Süd-Australien von Neu-Süd-Wales, durch ein Sandmeer von Süd-Australien getrennt sei, und von dem aus vielleicht eine Wasserscheide zwischen Nord und Süd gefunden werde. Dieses zu erforschen, wurde 1844 eine neue Expedition ausgerüstet und der Entdecker Süd-Australiens, Charles Sturt, an ihre Spitze gestellt. Nach einer entsetzlichen Reise durch eine kahle, sandige und thonige, größtentheils wasserlose, Wüste drang er zuletzt durch eine „steinigte Wüste" bis zum 24. Grad südlicher Breite — fast bis zum Wendekreis des Steinbocks — vor. Dieses geschah am 26. September 1845. Ohne die geringste Hoffnung, daß der Charakter des trostlosen Landes sich ändern könne, trat er nun bei einer entsetzlichen Sonnenhitze die Rückkehr über den brennenden Sand an. Hier im fernen Innern befand er sich bald in einer furchtbaren Lage. Das Wasser, welches er an bestimmter Stelle zu finden hoffte, war versiecht bis auf den letzten Tropfen. Hoffnunglos irren Menschen und Thiere schon halb verschmachtet in dem grauenvollen Sandmeere umher, suchend nach einem Labetrunk — nirgends leuchtet ein Zeichen der Rettung von dem sichern Tode des Verdurstens in der verderbenbringenden Einöde. Plötzlich schwirrt eine Taube aus dem nahen Gebüsch empor, sich hoch in die Lüfte wirbelnd, in nicht großer Ferne jählings sich zur Erde niedersenkend, um kurz darauf eiligst aus dem tod- und verderbenbringenden Sandmeere zu fliehen. Man stürzt ihr nach, wo sie niedergefallen, und groß ist der Jubel, als dieser Bote des Himmels gerade an der Stelle tief unter Gebüsch versteckt die letzten Reste eines rasch versiechenden Wassers ihnen gezeigt hatte. So vom sichern Verderben gerettet, langt er mit seinen Begleitern, von denen einer den Strapazen erlegen war, beim Depot im Grey-Gebirge wieder an. Hier aber, so nahe dem Innern, konnte er sich noch nicht entschließen, heim zu kehren, ohne einen letzten Versuch, in das Innere vorzudringen, gewagt zu haben. Er ließ seine Begleiter mit Ausnahme zweier Erwählten zurück, und wagte sich, eben dem Tode entronnen, abermals hinaus in das Sandmeer.

Unaufhaltsam vorwärts eilend, wendet er sich bei Streleckv-Creek statt nach Nordwest in gerader Richtung nach Norden, und entdeckt hier im Innern eine Oase mit Flusse, den er Cooper's-Creek nennt, gelangt dann abermals in die „steinigte Wüste," die er wieder durchbricht, und muß jetzt ohne Hoffnung, ein besseres Land zu finden, abermals auf den Rückzug denken. Dieser Cook des australischen Binnenlandes, Charles Sturt, lebt jetzt von vielen Strapazen fast erblindet in Adelaide mit ansehnlichem Ruhegehalt, den die dankbaren Colonisten dem verdienten „Vater Süd-Australiens" überwiesen.

Durch diese merkwürdige Reise ist dargethan, daß ein Binnensee und ein Hochgebirge bis zum Wendekreise des Steinbocks nicht zu finden ist; auch ist der Schleier ein wenig gelüftet, der auf dem Innern des Festlandes ruht. Wie alle Reisenden im afrikanischen Binnenlande, bemerkt auch Sturt ohne Unterlaß, daß er sich niemals von dem Gefühle trennen konnte, als wandle er im Innern auf gehobenem Meeresgrund, meint aber selber, es nicht so geologisch beweisen zu können, wie er sich in seinem Innern hiervon überzeugt fühle.

Nach dieser Reise ist die Zukunft Süd-Australiens außer allem Zweifel: das Land von Adelaide ist eine Oase, von großen Sandmeeren umgeben, und die Linien des Parlamentes, welche dem Staate als Grenzen gegeben sind, bleiben für alle Zeiten imaginär. Aber diese kleine Oase hat sich in dem kurzen Zeitraume ihres Bestehens trotz des Bankerotts der Regierung so sehr entwickelt, daß das Budget von 1853 eine Million Thaler für öffentliche Bauten, Wege und Brücken auswerfen konnte — so viel wie Preußen!

Nach diesen beiden merkwürdigen, von Adelaide aus unternommenen Reisen voll negativer Resultate ist jede weitere Aussicht, vom Süden aus in das Innere vorzudringen, verschwunden. Um so mehr aber war zu gleicher Zeit das im östlichen Theile Neuhollands gelegene Sidney hierin thätig. Schon lange wünschte man hier eine directe Verbindung zu Lande mit dem indischen Meere, und mit Hülfe der bis dahin auszudehnenden Dampfschifffahrt von Singapore Handels-Verbindungen

mit Calcutta anzuknüpfen, namentlich aber die Zufuhren an Pferden für die ostindische Cavallerie von Neu-Süd-Wales aus zu ermöglichen, zumal die gefahrvolle Ostküste und vollends die kaum passirbare Torresstraße, und im Süden die vorherrschenden Westwinde die Ausfuhr zu sehr erschwerten.

Man stritt sich in Sidney in officiellen und nicht officiellen Kreisen lange umher, ob eine solche Expedition abgesandt werden sollte oder nicht, bis man sich zuletzt dahin einigte, beim Colonial-Minister in London anzufragen. Da trat ein Mann auf, ein Deutscher und Preuße von Geburt und Bildung, der sich entschloß, das auszuführen, was durch die Anfrage in London einen unbestimmten Aufschub erleiden, ja sogar auszuführen gar nicht unternommen werden möchte. Es war der Dr. Ludwig Leichardt aus Beeskow. Dieser Märker hat mit den geringsten Mitteln das Unglaublichste geleitet. Nachdem er längere Zeit von Moreton-Bay aus sich mit der Natur des Landes bekannt gemacht hatte, und mehr als 2500 Meilen von New-Castle bis nach Wide-Bay im Lande umher geschweift war, entschloß er sich, in Sidney aus eigenen Mitteln und mit Hülfe seiner Freunde eine Entdeckungsexpedition auszurüsten und das Problem einer Ueberlandreise nach Port Essington zu lösen. Fast nach allen Seiten hin fand er Opposition — man hielt ihn für wahnsinnig, in der Presse und von den Kanzeln herab wurde gegen ihn in bestgemeinter Absicht gepredigt: ihn unterstützen heiße einen Selbstmord begünstigen, herbeigeführt durch ein krankes, wahnsinniges Geizen nach Ruhm. Endlich gelang es doch, eine rüstige Expedition zu Stande zu bringen. Zahlreiche Freiwillige meldeten sich; doch nur mit fünf Begleitern verließ er am dreizehnten August 1844 Sidney, um sich zu Schiff nach Moreton-Bay zu begeben. In Brisbane stießen noch vier Freiwillige, Ansiedler der Gegend, zu ihm, und mit Lebensmitteln auf nur sieben Monate versehen, betrat er Ende September 1844 die Wildniß. Seine einzigen Instrumente waren ein Sextant, ein künstlicher Horizont, ein Chronometer, ein Hand-Compaß und Arrow-Smith's Karte von Neuholland. So kärglich ausgerüstet begann er die Wanderung. Er entdeckte eine Reihe schöner Flüsse: Den Dawson, den Mackenzie, den Burdekin und den Mitchel, langte am Busen von Carpentaria an, hatte hier einen schweren Ueberfall der Eingebornen zurückzuschlagen, bei dem ein Begleiter, der Naturforscher Gilbert, das Leben verlor, und gelangte dann nach dreizehnmonatlicher Wanderung durch eine nie betretene Wildniß am 22. December 1845 zu Victoria an Port Essington an. Im März 1846 traf Leichardt dann nach achtzehnmonatlicher Abwesenheit und nach einer Reise von mehr als 3000 Meilen plötzlich in Sidney wieder ein, wo der längst Todtgeglaubte mit unendlichem Jubel empfangen wurde. Diese Reise, so wichtig für Geographie und Naturkunde, wie wenige, ist weltberühmt geworden und wird den Namen Leichardt noch in spätesten Zeiten den kühnsten und glücklichsten Reisenden zugesellen.

Während Leichardt dem Norden zusteuerte, wurde auch die große Expedition Mitchel's ausgerüstet. Eine Summe von 2000 Pfund Sterling war seitens der Regierung für eine Entdeckungsreise ausgesetzt, um den Weg nach dem indischen Ocean aufzufinden. Auf das Genügendste und Umsichtigste wurde die Expedition ausgerüstet. Sie verließ Sidney am 15. December 1845. Das wichtigste Resultat dieser Reise war die Entdeckung eines neuen Stroms, der sich geraden Weges nach Nordwest ergoß und dessen Thäler an Pracht und Ueppigkeit Alles überstiegen, was Mitchel bis dahin in Australien gesehen. Er verfolgte ihn bis zum 145. Grad östlicher Länge, und in der Ueberzeugung, daß er einen Strom gefunden, der sogar den Murray übertreffe, und daß er mit ihm einen sichern Weg zu Lande nach dem Busen von Carpentaria entdeckt, also die ihm gestellte Aufgabe gelöst habe, nannte er ihn nach der Souverainin von Großbritannien: Victoria, und kehrte dann nach Sidney zurück, wo er Anfangs 1847 wieder anlangte. Leider wurde durch eine spätere Expedition unter Kennedy dargethan, daß jener Strom sich nicht nach Norden zum Carpentariabusen, sondern südlich wendet und endlich in der Sandwüste versiecht.

Inzwischen war Leichardt nicht müssig geblieben. Durch die unerhörten Erfolge seiner ersten Reise ermuthigt, wollte er ein Problem lösen, dessen Gelingen ihm den Ruhm des kühnsten und bedeutendsten aller australischen Reisenden für alle Zeiten gesichert haben würde: den Schleier vollends zu lüften, der das Innere des großen Festlandes verhüllt. Er hatte sich die Riesen-Aufgabe gestellt, von Osten nach Westen quer den Continent

zu durchreisen, gerades Weges dem Schwanenfluß zu, den Umfang der Wüste Sturt's zu untersuchen, namentlich auch die Nordwest- und Westküste zu erforschen, hier von jeder Mündung die Flüsse hinauf zu steigen, um so sicher in das Innere zu gelangen, den allmäligen Uebergang der Vegetation und des Thierlebens von Ost nach West zu beobachten und zu Schiff nach Sidney zurückzukehren. Er selber glaubte vor $2^1/_2$ Jahren nicht zurückkehren zu können. 1847 brach er mit einer neuen Expedition auf. Kaum aber am Mackenzie angelangt, werden die Stiere toll, sie laufen auseinander, und so seiner Stütze beraubt, sieht er sich zur Umkehr gezwungen, als habe die Vorsehung ihn warnen wollen, nicht das Unmögliche anzustreben. Doch keineswegs zurückgeschreckt, stellt er eine dritte Expedition her und verläßt im Anfange 1848 die letzten Siedlungen im äußersten Nordwesten des bewohnten Striches. Er schlug die Richtung ein zum Hoch-Plateau Mitchel's. Dreihundert Meilen vorgedrungen, treibt es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zurück. Er reitet allein nach der nächsten Station und setzt sich noch einmal unter dem 3. April 1848 mit seinen Freunden in Sidney in Verbindung, dann kehrt er in die Wildniß zurück, und von jenem Tage an bis zur heutigen Stunde ist jede Spur von ihm verschwunden! Man hat Expeditionen ihm nachgesandt — die letzte 1852 — und in Port Essington nach ihm geforscht, aber ohne Resultate. Er reiste auf seine eigene Hand, also ohne Instruktionen, und so ist man sogar über die Richtung völlig im Unklaren, die er eingeschlagen. Wahrscheinlich ist, daß er die Reise Mitchel's als Basis aufgesucht, sich zum Victoria gewandt, dann den Alice entlang nach Norden gezogen, diesen vielleicht bis zum Ursprung verfolgt hat, dann in die wasserlose Wüste Sturt's eingedrungen, wo ihm keine rettende Taube wie diesem erschienen ist, ihn und seine Gefährten vom Tode des Verdurstens zu retten. Seine und seiner Begleiter Gebeine bleichen unzweifelhaft im glühenden Sande unter der brennenden Sonne der trostlosen Einsamkeit der furchtbaren Wüste.

Nach dieser Uebersicht der neuesten australischen Entdeckungsreisen, die für die Wissenschaft so fruchtbar waren, kann man wol fragen: Wird es jemals der Zukunft gelingen, das Räthsel des Innern zu lösen?

Die wahrscheinlichste Ansicht geht dahin, daß mit Ausnahme des nordwestlichen Küstensaumes das ganze Innere (und leider ist es nur zu wahrscheinlich!) eine große Wüste sei, die sich möglicherweise vom Busen Carpentaria, zu beiden Seiten der „steinigen Wüste" Sturt's bis nach West-Australien an die große australische Bucht, dann bis zur Ganthaume-Bucht, selbst sogar bis zum Fitzrey-Fluß erstrecke! Diese große Wüste, die größte der Erde, hat daher die Vorsehung wol für immer dem Fuße des Europäers verschlossen und nur am nördlichen Küstensaum, vielleicht 200 — 300 englische Meilen in das Land hinein, die Bewohnbarkeit durch den Menschen zugelassen.

Nach den Ergebnissen dieser Erforschungen läßt sich überschauen, inwiefern das Donnerwort Cannings, das er den Regierungen des Festlandes entgegen schleuderte, „England werde Hand in Hand mit Nord-Amerika, eine neue Welt in's Dasein rufen, um das Gleichgewicht der alten herzustellen," sich hier bestätigen kann: die Civilisation wird im australischen Festlande allein auf das Flußgebiet des Murray und den Küstensaum des östlichen Viertheils beschränkt bleiben. Ist Moreton-Bay zu einem Staate entwickelt, wird die australische Staatenfamilie wahrscheinlicherweise für immer geschlossen sein.

[89.]

12. Australien's Menschenrace.

Die Australier sind von mittler Statur, nicht ohne Muskelkraft, gewöhnlich schlank und gut gebaut, aber mager. Im Allgemeinen sind die Weiber häßlicher als die Männer. Die Hautfarbe der Australier ist rauchig schwarz mit unbedeutenden Nuançen. Das Haar ist nicht wollig, es ist hart, sehr schwarz und dick, und wird in ungeordneten, in der Regel kurzen oder gekräuselten Massen getragen, zuweilen sogar ganz abgeschoren. Der Bart ist von derselben Art, wie das Haar, gewöhnlich rauh und bildet an der Seite des Gesichts Büschel. Ihr Gesicht ist abgeplattet, ihre Nase sehr groß, die Nasenlöcher fast in die Quere gestellt, die Lippen dick, der Mund von unverhältnißmäßiger Größe, die Zähne vorspringend, aber vom schönsten Email. Herabhangende, zirkelrunde, sehr stark entwickelte Ohren und Augen, die wegen der Schlaffheit der obern Augenlider halb geschlossen sind, geben ihrer Physiognomie ein wildes und abstoßendes Ansehen. Eine Menge Familien stecken in das Septum der Nase runde Stäbe, von vier bis sechs Zoll Länge, was ihrem Gesicht ein noch wilderes Ansehen gibt. Der Leib ist stark, besonders die Brust breit, der Bauch oft vorspringend. Die Schärfe ihrer Sinne wird sehr gerühmt; in den britischen Colonien sind sie leicht geschickte Schützen geworden und stehen im Aufsuchen der Spuren den vielgerühmten nordamerikanischen Wilden wenig nach. Im Ganzen zwar gesund, sind sie dennoch manchen Krankheiten, besonders der Krätze und der Pockenepidemie, ausgesetzt, und scheinen kein hohes Alter zu erreichen.

Das wilde Klima des Landes macht die Einwohner gegen Kleidung sehr gleichgültig. In den Tropengegenden gehen sie durchaus nackt, und nur die Frauen bedecken ihre Blöße mit einem Stück Rinde oder einem Blatt. In den mittleren Gegenden von Australien und auf Vandiemensland kommen Mäntel von Opossum- oder Känguru-fellen vor, allgemeiner aber Gürtel von demselben Material. Zierrathen sind vielfacher, zuerst Bemalung des Körpers mit Roth, Weiß und Schwarz; sodann tiefe Narben auf Brust, Rücken, den Armen, doch in der Regel nur bei Männern; mannigfaltige Verzierung des Haars, wenn es nicht abgeschnitten wird; Hals- und Armbänder, der schon erwähnte Nasen-Schmuck, und hin und wieder das Ausschlagen von einem oder zwei Vorderzähnen bei den Männern.

Zur Speise verschmähen die Australier Nichts; Alles, was auf Erden und im Meere kreucht und fleugt, läuft und schwimmt, dient ihnen zur Nahrung, selbst das ekelhafteste Ungeziefer wird von ihnen verzehrt. Auch Pflanzenspeisen werden von ihnen gegessen. Ihre Köcherei ist sehr roh und kunstlos und sie binden sich nicht an bestimmte Mahlzeiten, sondern essen, wenn sie Etwas haben, und dann unmäßig bis auf den letzten Bissen. Die Australier wissen nichts vom Anbau des Bodens, sie sind Jäger, Fischer, daher Nomaden, dennoch gewissermaßen nicht ganz ohne feste Wohnsitze; denn sie haben nicht selten dorfähnlich zusammenstehende kleine, kunstlose Hütten, die an bestimmten Orten, an denen sie sich wegen Ueberflusses gewisser Nahrungsmittel länger aufhalten, errichtet, und daher einige Zeit im Jahre über bewohnt sind, sonst aber leer stehen. Ihre Geräthschaften sind äußerst einfach. Fahrzeuge, aus kleinen rohen Kähnen bestehend, findet man nur an der Ost- und Nordküste. Fischerei ist eine Hauptbeschäftigung der Australier, selbst an den Küsten, wo ihnen die Fahrzeuge fehlen; man bedient sich der Netze, Haken, Wehre und Speere. Auch zur Jagd gebraucht man Netze, aber auch Fallen. Ihre Waffen bestehen im Speer, der bei allen Südseevölkern gefunden wird; dem Wurfstock, einem säbelartigen Stück Holz, und der Keule. Bogen und Pfeil scheinen den Australiern ganz zu fehlen, dagegen besitzen sie den Schild als Schutzwaffe.

Der Australier ist leidenschaftlich, reizbar und von entschiedenem Muthe, was häufig Krieg herbeiführt, der allenthalben durch persönliche Beleidigung und Verwundung, durch Entführung

der Weiber, Eingriffe in's Jagdgebiet u. dgl. m. hervorgerufen wird, niemals aber in seinen Wirkungen von Belang ist. Ueber die religiösen Vorstellungen der Australier hat man unbestimmte Begriffe; sie sollen an einen guten und einen bösen Geist glauben, und damit ihre Feste in Verbindung stehen, die einzige Form religiöser Gebräuche, die sie kennen; auch haben sie eine Institution, die mit einem Priesterthum Aehnlichkeit hat, bejahrte Männer, die Rath ertheilen, wahrsagen und als Aerzte fungiren. Leichname werden entweder begraben, oder in hohle Bäume und unter Steine gelegt, oder verbrannt, und die Trauer-Ceremonien bestehen aus Klagegeschrei, Verwundungen des Körpers, besonderen Bemalungen u. dergl.

Ist durch den Ertrag der Jagd oder des Fischfangs für die Nahrung gesorgt, so vertreibt man sich die Zeit entweder mit Kämpfen, mimischen Darstellungen der Jagden, mit Tanz und Gesang, den die Australier sehr lieben, oder gewöhnlicher mit müßigem Umhertreiben, bis der Hunger zu neuen Anstrengungen treibt. Musikalische Instrumente sind fast allenthalben unbekannt, nur an der Nordküste hat man eine Art Flöte wahrgenommen. Eine gewisse Chronologie und Eintheilung des Jahres in Theile kennt man im westlichen Australien nicht; überall aber hat man Namen für die auffallendsten Sternbilder und Kenntniß von der Eintheilung des Horizonts in vier und selbst acht Striche.

So gleichförmig die Australier in ihrem Aeußern, in ihrer Lebensweise, ihren Sitten und Gewohnheiten sind, so überaus zahlreich sind die Sprachen der verschiedenen Stämme. Wird aber dereinst der grammatische Bau dieser so heterogenen Sprachen studirt, so wird sich sehr wahrscheinlich die Gleichförmigkeit desselben nachweisen und es werden sich alle Australier unter Eine Sprach-Familie bringen lassen, wie es mit den Indianern Amerika's zu einigen Familien geschehen ist. Zahlwörter gibt es in keiner australischen Sprache weiter als bis vier, alles Uebrige ist ihnen Viel, und bei einem so einfachen Leben, wie sie es führen, haben sie auch kein Bedürfniß, zu zählen.

Der Charakter der Australier zeigt sich den Europäern bei der ersten Entdeckung des Landes und zeigt sich noch fortwährend da, wo nicht fremder Einfluß ihn geändert hat, in sehr günstigem Lichte, und es mag hauptsächlich den Eindrücken, welche ihr zurückstoßendes und abschreckendes Aeußere auf die Fremden machte, und der großen Rohheit, in der sie leben, zuzuschreiben sein, daß man es bisher so sehr verkannt hat, wie hoch sie in sittlicher Beziehung über den vielgepriesenen und in der Bildung, wie in der Anmuth der äußeren Erscheinung sie allerdings weit übertreffenden Bewohnern der Südseeinseln stehen. Wo der Europäer landete, fand er die Australier stets auffallend scheu, vorsichtig und mißtrauisch; sehr oft schienen die ungewohnten Erscheinungen gar keinen Eindruck auf sie zu machen, ihre Gleichgültigkeit, ja Abneigung gegen die Geschenke der Fremden bei diesen ersten Berührungen ist auffallend. War diese Scheu durch kluge Behandlung besiegt, so zeigten sie sich freundlich, zuvorkommend, zutraulich; sie waren so fern von der lästigen Zudringlichkeit der Malayen der Südsee, als von den Lastern, womit diese den Europäern jederzeit entgegentraten und die man so lange mit gutmüthiger Schwäche als Fehler verzogener Kinder entschuldigt hat, der Lust zum Stehlen und der Unkeuschheit; sie pflegten die Frauen und Kinder vielmehr sorgfältig zu verstecken; von den heimtückischen Verräthereien und Ueberfällen, von denen die Geschichte der Seereisen in der Südsee voll ist, findet sich bei den Australiern kein Beispiel, außer, wo sie mit den Fremden in längere Berührung gekommen sind und von diesen Laster angenommen haben.

[140.]

13. Eine neue Stadt in Australien.

Die Colonisation Australiens ist durch die Goldentdeckungen im Jahre 1851 in eine neue Periode weit rascheren Fortschrittes getreten. Eben dadurch hat sich die Provinz Victoria zum ersten Rang unter den Colonien emporgeschwungen.

Die Bevölkerung derselben ist in außerordentlicher Zunahme begriffen. Eine Vorstellung von der eigenthümlichen Entwickelung einer solchen Colonie kann die Schilderung ihrer Hauptstadt (nach den Zuständen von 1854) gewähren.

Melbourne, die Hauptstadt von Victoria, die eine Municipalität und Vorstädte umfaßt, liegt an den Ufern des Flusses Yarra und an der Küste der Hobsonsbai im Hafen Port Philipp. Die eigentliche Stadt erstreckt sich über 9000 Morgen Landes, von denen über 3000 aus öffentlichen Parks, Squares und Reserveplätzen bestehen. Die Vorstädte umfassen 7000 Morgen. Gleich Rom, Konstantinopel, Moskau und anderen berühmten Städten kann Melbourne sich rühmen, in seinem Weichbilde nicht weniger als sieben Hügel zu besitzen.

Eine Menge Dörfer kann man auch schon beinahe als Theile der sich schnell entwickelnden Metropole ansehen.

Die Bevölkerung dieser verschiedenen Theile der Stadt betrug nach dem Census vom 26. April 1852 nahezu 50,000 Seelen.

Der Baustyl der Hauptstraßen von Melbourne ist eigenthümlich mannigfaltig. Bruchstein- und Backsteingebäude, die zum Theil elegante und massive Proportionen haben, sind zahlreich vorhanden, aber häufig sieht man unmittelbar neben ihnen elende, kleine hölzerne Häuser, die nicht allein unansehnlich, sondern auch der Schauplatz häufiger Brände sind. Seit einigen Jahren ist jedoch ein sehr nachdrückliches Baugesetz zur Geltung gekommen, das der Vermehrung dieser Häuser vorgebeugt hat, und die Anzahl der Brände hat seitdem auch bedeutend abgenommen. In den neuerlich gebauten Stadttheilen trifft man viele Häuser aus Eisen, Zink und Holz. Die schönsten der Straßen-Gebäude sind im Allgemeinen die Banken und die Gasthöfe, auf die letzteren kann Melbourne mit Recht stolz sein, da sie nicht nur wie Paläste aussehen, sondern auch in der That gut sind. Während der Jahre 1853 und 1854 wurden so viele Neubauten unternommen und beendigt, daß die Zahl der steinernen Häuser sich mindestens verdoppelt hat. Im December 1854 reichten sie für die Bevölkerung vollständig aus und man hörte fast nichts mehr von neuen Bauunternehmungen. Die Bauhandwerker und bei den Bauten beschäftigten Tagelöhner sind in Folge davon arbeitslos geworden, eine große Anzahl derselben ist in's Innere gegangen. Der Abgang so vieler Kunden hat die schon herrschende Gedrücktheit des Handels noch gesteigert und viele Ladenbesitzer sind gezwungen worden, die Stadt ebenfalls zu verlassen. Auf diese Weise steht eine Menge Häuser, Speicher und Läden leer und die Miethe erreicht in vielen Fällen nicht den dritten Theil des Betrags von 1852 und 1853.

Unter den öffentlichen Gebäuden sind die erwähnenswerthesten: das imponirende, aber noch nicht vollendete Stadthaus (Town Hall), die neuen National-Schools (Schulen der Hochkirche), das Ausstellungs-Gebäude. An Kirchen hat Melbourne, abgesehen von der Römisch-Katholischen Kathedrale, die dem heiligen Franz geweiht ist und durch ihren Plan, wie durch ihre Größe imponirt, nichts irgend Bedeutendes aufzuweisen. Daß dem so ist, liegt hauptsächlich in dem schnellen Wachsthum der Stadt und der dadurch bedingten Nothwendigkeit, den religiösen Bedürfnissen der Gemeinden rasche Befriedigung zu verschaffen. Was aber den kirchlichen Gebäuden in architektonischer Beziehung und an Größe abgeht, wird durch ihre Zahl ersetzt; denn es gibt fast kein christliches Bekenntniß, das nicht in Melbourne mehrere Gotteshäuser hätte, und mit fast allen sind gute Schulen verbunden. Eine Universität ist auch schon im Bau; sie kommt hoch zu liegen und wird in einem edlen Style ausgeführt. Markthallen fehlen leider noch, dagegen ist, außer dem schon vorhandenen Queen's-Thea-

ter, ein Theater-Gebäude im Entstehen, das mit jedem Londoner wetteifern kann.

Die nächsten Umgebungen von Melbourne machen einen höchst angenehmen Eindruck, und besonders gewährt der an der Yarra gelegene Richmond-Paddock einen entzückenden Aufenthalt, wenn man aus der Hitze, dem Staube und dem Gewühl der Stadt kommt. Bei besonderen Veranlassungen, wenn z. B. die Regiments-Musik in diesem Garten spielt, fühlt man sich durch den Glanz der versammelten Menschen und die umgebende Landschaft lebhaft an die Kensington-Gardens in London erinnert und kann sich nur schwer überreden, daß man sich etwa 12,000 englische Meilen davon in einer Colonie befindet, die erst seit ein paar Jahren existirt. [161.]

14. Das Gold in Australien.

Nachdem die Goldentdeckung in Californien 1848 die Welt mit betäubender Verwunderung betroffen, und Tausenden die Köpfe verdreht hatte, kam 1851 die Botschaft, daß man auch in Australien Gold gefunden habe. Hargrave, welcher in Californien gesehen hatte, daß die goldführende Erde der in Australien glich, kehrte, in der Absicht zu untersuchen, ob seine Vermuthung sich bestätigen werde, dahin zurück, und am 12. Februar 1851 machte er die in mehr als einer Hinsicht glänzende Entdeckung. Sein Ansuchen bei dem Gouvernement um eine Nationalbelohnung konnte nicht eher berücksichtigt werden, als bis der Chef der geologischen Untersuchungen sich von der Sache vergewissert hatte. Dies geschah auf die vollständigste und überraschendste Weise, worauf Hargrave mit 500 Pfund Sterling belohnt, zum Commissar der Krone mit 350 Pfund Sterling jährlichen Gehalts ernannt wurde, und die gesetzmäßige Obrigkeit des Territoriums ward.

Rasch wie der Gedanke riß die Goldwuth um sich. Oeffentliche und Privatarbeiten stockten, selbst die Auswanderung nach Californien war von Anfang an nichts gegen den nun erfolgenden Zulauf nach den Minen hier, denn jenes Eldorado lag in der Ferne, und in diesem hatte man weder mit wilden Thieren, noch gegen ein rauhes Klima anzukämpfen; es befand sich nur ein paar Tagereisen von der Hauptstadt, und in einer anmuthigen, schönen Gegend. Neue Goldlager wurden bald entdeckt. Die Besinnung kehrte einigermaßen nach dem ersten Schwindel zurück; die Regierung begann ihrerseits, Vorkehrungen zu treffen, und fertigte eine Proclamation aus, wonach Jeder, der ohne erworbene Erlaubniß Gold grabe, gestraft werden sollte; das Recht dazu muß von der Regierung gegen eine monatliche Abgabe erkauft werden. Rasch nahm das Goldfieber zu. Die meisten Goldgräber konnten Rechnung machen auf 1 Unze und mehr täglich, vier Gräber gewannen 30 Unzen täglich, und im Lauf von drei Wochen hatte ein Mann 1600 Pfund Sterling ausgegraben.

Zu derselben Zeit ward Gold in Victoria entdeckt, und zwar in Mount Alexander, 50 englische Meilen von Melbourne. Nachrichten von erstaunlichen Goldfunden folgten wie ein Donnerschlag dem andern, und die Hauptstadt ward buchstäblich von ihrer Bevölkerung verlassen; 30,000 Personen waren in kurzer Zeit über die Golddistrikte zerstreut, und mehrere Hundert folgten ihnen.

Goldminen finden sich gegenwärtig in Victoria und Melbourne, in Mount Alexander und der Umgegend, sowie in Neu-Süd-Wales.

Wie schon zuvor bemerkt, gab die Aehnlichkeit der geologischen Beschaffenheit mit den Golddistrikten Californiens Veranlassung zu der Goldentdeckung in Australien.

Als allgemeinen Satz scheint man annehmen zu können, daß das Gold in der Regel in Quarzen gefunden wird, die die Felsmassen auf gewisse

Art durchkreuzen. Ueberall, wo in den Felsen Hornblende und Bimsstein eingesprengt ist, findet sich das reichste Lager, da das Gold wahrscheinlich unter dem Einfluß vulkanischer Kräfte hervorgebracht wird. Wo sich außer dem Felsen Alluvium und Quarzkies findet, kann man sich Hoffnung auf Gold machen. Wie in Californien gräbt man Gold nicht allein in den Flußbetten, Sandhügeln und an Ufern, sondern selbst auf flachem Lande.

Die Art, das Gold zu gewinnen, ist hier ganz dieselbe, wie in Californien. Man gräbt in der Regel runde Löcher in die Erde, bis man auf den Felsengrund kommt, der auch hier aus Granit besteht. Diese Löcher brauchen bisweilen nur wenige Zoll tief zu sein, zu andern Zeiten aber auch bis vierzig Fuß. Von dem Grunde gräbt man weit umher Gänge oder sogenannte Tunnels, um den Niederschlag zu gewinnen.

Es war höchst verdienstvoll, daß die Regierung unmittelbar nach der Entdeckung des Goldes Gesetze und weise Verordnungen erließ.

In jedem Golddistrikt hat die Regierung entweder einen wirklichen oder einen Vicecommissär, der die Erlaubnißscheine ausfertigt, die Ordnung mit Hülfe einer nach der Volksmenge sich richtenden Anzahl von Soldaten aufrecht erhält, auch die Verbrecher vor Gericht oder zur Strafe bei dem nächsten Richterstuhl zieht. In späterer Zeit hat die Regierung in den wichtigsten Golddistrikten Goldescorten von bewaffneter reitender Militärmacht eingerichtet, die, nachdem der Commissär gegen Erlegung von 1 Procent des Werths das Gold empfangen, gewogen und in mit Adressen versehene und versiegelte Beutel eingelegt hat, den Transport nach Sidney geleiten.

Hinsichtlich der Reichhaltigkeit der Goldgruben mögen wenige Beispiele genügen. Bei „Major Creek“ wurden durch eintägiges „digging“ drei bis vier Unzen pro Mann gewonnen. Bei Lingara wurden Klumpen von 5 bis 6½, ja bis 14 Unzen Gewicht gefunden, und man hatte früher nirgends solchen Reichthum wie dort gesehen. Noch reicher sind die südlichen Golddistrikte, und für den Augenblick zieht der Volksstrom unaufhaltsam nach Victoria.

Wie unglaublich ausgedehnt die Strecken auch sind, die schon bearbeitet werden und Gold in großen Quantitäten geben, so sind gleichwol die, welche noch unbenutzt liegen, und wahrscheinlich große Reichthümer enthalten, noch umfangreicher. Ueberall, wo man in die Erde gräbt, hat man auf Hunderte von Meilen Entfernung von den schon bearbeiteten Strecken Gold gefunden, und es läßt sich nicht berechnen, wie viele Millionen Menschen sich hier fabelhafte Schätze ergraben können. Australien sendete in Einem Jahre mehr als die Hälfte des Goldes nach Europa, das Californien in vier Jahren ausgeführt hat.

Es ist auch berechnet, daß die jährliche Vermehrung der Goldproduktion in Europa den Werth von 16,500,000 Pfund Sterling erreicht hat.

Dies ist die lächelnde, herrliche, berauschende Seite der Sache. Aber die Medaille hat auch ihre Kehrseite.

Wir wollen hier nicht das Bild aller Opfer und Entbehrungen, denen sich die Individuen unterwerfen müssen, aller der Mißgeschicke und Unglücksfälle, denen sie ausgesetzt sind, heraufbeschwören. Bald stürzt der Regen in gewaltigen Güssen hernieder, die alle Gruben füllen und die Arbeit unmöglich machen; bald wird man von einer so langwierigen Dürre heimgesucht, daß Alles vertrocknet, die Thiere umkommen und alle Bearbeitung der Goldminen aufhören muß. Die Arbeiter sind dann genöthigt, umherzuwandern und neue „claims“ aufzusuchen, während des Wanderns Alles zuzusetzen, was sie sammelten, und nur Kummer und Elend zurückzubehalten. Befassen wir uns hier nur mit dem Unglück, welches in Folge der „glücklichen“ Entdeckung des Goldes für das Allgemeine entstanden ist oder bevorsteht.

Ehemals kamen täglich Hunderte von Menschen an, jetzt Tausende. Die zahlreichen Heerden sind von ihren Hirten verlassen, die Ländereien von ihren Bebauern, die Fabriken von ihren Arbeitern, die Gruben von ihren Bergleuten, das Land steht öde, die Städte sind leer, die Industrie verwaist, der Verkehr stockt — Aller hat sich der Golddurst bemächtigt. Was ist die Folge? Schreckenerregende Theuerung. Noch sind Lebensmittel für Gold zu erhalten, aber bald werden sie nicht mehr zureichen für die Menschenschaaren, welche aus der ganzen Welt hieher strömen. In den Familien findet sich kein Diener mehr. Alles ist in einem Zustande der Auflösung; häusliche Ruhe und Bequemlichkeit sind dahin, Australiens Hauptnahrungszweig, die Wollproduktion,

droht unterzugehen bei der Unmöglichkeit, für die Erhaltung der Heerden zu sorgen; die Schafe müssen massenweise geschlachtet werden, damit die Eigenthümer wenigstens den Talg retten. Die Kupfer- und Bleiminen werden gänzlich vernachlässigt. Aller Ackerbau, selbst der frühere, von so wenigem Belang er auch war, hat aufgehört. Niemand bleibt mehr bei seinen gewohnten Beschäftigungen, Alle eilen in die Goldgruben und „sollten unsere Felder fortfahren, mit Gold gespickt zu sein, so sind wir verloren," sagen die denkenden Einwohner mit Recht. Gesetzlosigkeit, Unordnung, Auflösung der Gesellschaft nehmen zu; Patriotismus, gemeinnützige Thätigkeit, Gemeingeist verschwinden. Der Zustand ist hier freilich nicht so entsetzlich wie in Californien; denn die Polizei der Regierung hat doch noch einiges Ansehen; Mord und Raub gehören jedoch keineswegs zu den Seltenheiten.

Die Ueberzeugung, daß dieser Zustand der Ruin des Goldlandes werden wird, wofern er fortdauert, ist so fest und hat schon so allgemein Wurzel geschlagen, daß man von Allen, deren Blick in die Zukunft zu dringen vermag, den Ruf: „sauve qui peut!" hört und nicht ohne Grund fürchtet man, daß der Staat von der drohenden Auflösung nicht anders als durch eine Revolution wird gerettet werden können. [2.]



Quellenverzeichniss.

Nebst biographischen Notizen über die vorzüglichsten neueren Reisenden.

Nachstehendes Verzeichniß gibt den Nachweis der am Schlusse jeder Schilderung durch Zahlen bezeichneten Quellenwerke. Beigefügte biographische Notizen über die bedeutendsten (namentlich deutschen) Reisenden seit Cook sollen jüngeren Lesern zur ersten Einführung in die Geschichte der Reisen dienen. Wer ausführliche Belehrung sucht, ist auf die Bücher von Külb, Länder- und Völkerkunde in Biographien, — Wimmer, Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen — Marmier, Les voyageurs nouveaux, — Falkenstein, Geschichte der wichtigsten Entdeckungsreisen, u. a. zu verweisen. Einige namhafte Reisende, von deren Schriften jedoch für dieses Werk kein Gebrauch gemacht werden konnte, sind wenigstens biographisch erwähnt. Die mit * bezeichneten Namen wurden nachträglich verzeichnet.

1. Ampère, J. J., Promenade en Amérique, 2 Vol. Paris 1855.

2. Andersson, N. J., Eine Weltumseglung, mit der dänischen Fregatte Eugenie. Deutsch von Kannegießer. Leipzig 1854.

3. Andree, K., Nordamerika. 2. Auflage. Braunschweig 1853.

4. Arndt, E. M., Reise durch Schweden im Jahre 1814, 4 Bde. Berlin 1806.

5. — Versuch in vergleichender Völkergeschichte. Leipzig 1853.

6. Aschbach, J., Allgemeines Kirchenlexikon, 4 Bde. Frankfurt a. M. 1846 ff.

7. Ausland. Eine Wochenschrift für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. Bis jetzt (1857) 30 Jahrgänge.

* Barth, H., S. die Skizze: „Die Erforschung Centralafrika's."

8. Basiner, Th. F. J., Naturwissenschaftliche Reise durch die Kirgisensteppe nach Chiwa. Petersburg 1848.

9. Beaumont G. de, l'Irland sociale, politique et religieuse. 2 Vol., Paris 1839. Deutsch, Braunschweig 1840.

10. Beiträge zur Kenntniß des russischen Reichs und der angrenzenden Länder Asiens. Herausgegeben von K. E. v. Baer und G. v. Helmersen. Petersburg und Leipzig. Bis jetzt (1856) 19 Bde.

11. Berghaus, H., Allgemeine Länder- und Völkerkunde. 6 Bde. Stuttgart 1837—46.

12. — Die Völker des Erdballs, nach ihrer Abstammung, Verwandtschaft u. s. w., 2 Bde. 2. Ausgabe. Brüssel und Leipzig 1852.

13. Bibra, E. v., Reisen in Südamerika, 2 Bde. Mannheim 1854.

14. Blasius, J. H., Reise im europäischen Rußland 1840—41. 2 Thle. Leipz. 1844.

15. Blätter, Historisch-politische, von Philipps, G. Görres und Jörg. München 1838 ff.

16. Bodenstedt, Fr., Tausend und Ein Tag im Orient. 2. Aufl., 2 Bde. Berlin 1854.

17. Borrow, G., Fünf Jahre in Spanien. Aus dem Engl. 5 Bde. Breslau 1854.

18. Brandis, Chr. A., Mittheilungen über Griechenland. 3 Bde. Leipzig 1849.

19. Brandstäter, F, Die Weichsel, historisch, topographisch, malerisch, Marienwerder 1855.

20. Brehm, A. E., Reiseskizzen aus Nordafrika, oder den unter egyptischer Herrschaft stehenden Ländern: Egypten, Nubien, Sennahr u. s. w. 1847—52. 3 Bde. Jena 1855.

21. Brückner, G., Landeskunde des Herzogthums Meiningen 1853.

22. Büchele, C., Land und Volk der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Stuttg. 1855.

23. — Australien in der Gegenwart. Stuttg. 1856.

24. Buddeus, A., Halbrussisches, 2 Bde. Leipz. 1847.

25. (Buddeus), Rußland und die Gegenwart. 2 Bde. Leipzig 1853.

26. Burkhardt, J. L., Reisen in Arabien. Aus dem Englischen. Weimar 1830.

Burkhardt, Johann Ludwig, geb. zu Lausanne den 24. Nov. 1784, gebildet zu Neufchâtel, später in Leipzig und Göttingen. Im Jahre 1806 begab er sich nach London, woselbst er, empfohlen durch Blumenbach, der Afrikanischen Gesellschaft bekannt wurde und von dieser den Auftrag zur Fortsetzung der Forschungen Hornemann's im innern Afrika erhielt. 1809 ging er auf die Reise, zunächst nach Syrien unter dem Namen Ibrahim Sheikh, in orientalischer Kleidung. Zwei Jahre studirte er zu Aleppo Sitten und Sprachen des Orients mit solchem Erfolge, daß er sich für einen indisch-arabischen Kaufmann ausgeben konnte. Nun durchwanderte er Syrien, Egypten, Nubien, weilte vier Monate in Mekka, und kehrte hierauf nach Kairo zurück, seine Tagebücher auszuarbeiten. Von hier aus sollte alsdann die große Reise nach Innerafrika angetreten werden, als ein unerwartetes Fieber seinem Leben ein Ende machte, 17. Oct. 1817. Seine Reisebeschreibungen von Syrien, Palästina, Arabien sind durch Treue und Genauigkeit ausgezeichnet

27. Burmeister, H., Reise nach Brasilien durch die Provinzen von Rio de Janeiro und Minas Geraës. Berlin 1853.

* Burnes Alexander, geb. 1805, nahm frühzeitig Dienste bei der Armee der Ostindischen Compagnie und erwarb sich in Kurzem große Fertigkeit in der Hinduſprache und im Persischen. Seit 1829 war B. im Auftrage der Regierung für Erforschung des nordwestlichen Indiens thätig, nahm 1831 als Geograph an einem Zuge nach Lahore theil und trat endlich 1832 seine Reise nach Bochara an, deren Beschreibung großes Aufsehen erregte. (Travels into Bochara. London 1834. Deutsch. 2 Bde. 1834.) Burnes wurde später zu verschiedenen diplomatischen Sendungen verwendet, und starb am 2. Nov. 1841. Sein Werk „Cabool" (deutsch v. Oelckers, 1843) enthält seine während eines Aufenthalts in Kabul (1826—38) gemachten Beobachtungen.

28. Busch, M., Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi, 2 Bde. Stuttgart 1854.

29. Büttner, J. G., Briefe aus und über Nordamerika. 2 Thle. Dresden 1847.

30. Byam, G., Wildes Leben im Innern von Central-Amerika. Aus dem Engl. Dresden 1850.

31. Callot, E. v., Der Orient und Europa. Erinnerungen und Reisebilder von Land und Meer. 9 Bde. Leipzig 1854—55.

32. Carus, C. G., England und Schottland im Jahre 1844. 2 Bde. Berlin 1845.

33. Castrén, M. A., Reiseerinnerungen aus den Jahren 1838—44. Herausgeg. v. Schiefner. Petersburg und Leipzig 1853.

34. — Reisen im Norden. Aus dem Schwedischen v. Helms. Leipzig 1853.

Castrén, Matthias Alexander, geb am 2. Dez. 1813 in Finnland, ausgezeichnet als Kenner und Erforscher finnischer Völker u. Sprachen. Zuerst ward er durch seine Reisen in Lappland und Carelien bekannt. Darauf unternahm er als Sprachforscher der Petersburger Akademie von 1845—1849 seine große Forschungsreise durch ganz Sibirien. Die Beschwerden einer solchen Reise waren für ihn, der schwächlicher Constitution war, um so größer. Dafür kehrte C. reich an gesammelten Schätzen für die Wissenschaft zurück, mit deren Veröffentlichung er sich eifrigst beschäftigte, als ihn ein früher Tod (1851) überraschte.

35. Clapperton, S. die Skizze: „Die Erforschung Centralafrika's."

36. Clarus, L., Schweden Sonst und Jetzt. Geschildert in Briefen auf einer Reise. 2 Bde. Mainz 1848.

37. Cook, James, berühmtester aller neueren Weltumsegler, geboren 1728, von Jugend auf zum Seemann erzogen, da ihn sein Vater, ein armer Bauer, als Knaben zu einem Kohlenschiffer gebracht hatte. Nach mannigfachen Seereisen 1769 zum Commandanten eines Schiffs ernannt, das zur Beobachtung des Durchgangs der Venus nach der Südsee bestimmt war, entdeckte er, daß Neuseeland aus zwei Inseln bestehe; die trennende Meerenge ward „Cooksstraße" benannt. Im Jahre 1772 wurde ihm das Commando einer Expedition zur Untersuchung des Südmeers übertragen. Die beiden Forster aus Deutschland begleiteten ihn. Weitere große Reisen wurden 1776 unternommen. Cook besuchte und erforschte einen großen Theil Polynesiens, drang in beide Polarkreise vor, und bereicherte die Erdkunde durch eine Reihe von Entdeckungen. Endlich fand er auf der Insel Owaihi in einem Streit mit den Eingebornen seinen Tod, am 14. Febr. 1779. Seine Reisen hat G. Forster für die Deutschen bearbeitet.

38. Cotrell, Ch. H., Sibirien. Nach seiner Naturbeschaffenheit, seinen gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen und als Strafcolonie geschildert. Aus dem Engl., von Lindau. 2 Bde. Dresden 1846.

39. Darwin, Ch., Naturwissenschaftliche Reise nach den Inseln des grünen Vorgebirgs, Südamerika, dem Feuerlande, u. s. w. Deutsch mit Anmerk. v. Dieffenbach. 2 Thle. Braunschweig 1844.

40. Daumas, Le Sahara algérien. Paris 1845. S. Ungewitters Portfolio und Ausland.

41. Davis, J. F., China. Deutsch von F. Wesenfeld. 2 Bde. Magdeburg 1839.

42. Demidoff, A. v., Reise nach dem südlichen Rußland, der Krim, durch Ungarn, die Walachei und Moldau. Breslau 1854.

43. Denham, S. „die Erforschung Centralafrika's."

44. D'Escayrac de Lauture, die afrikanische Wüste und das Land der Schwarzen am obern Nil (Uebersetzung). Leipzig 1855.

45. Dieterici, Fr., Reisebilder aus dem Morgenlande. 2 Bde. Berlin 1853.

46. Duller, E., Deutschland u. das deutsche Volk. 1—50. Lief. Leipzig 1845 ff.

47. Dumont d'Urville, J., Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie etc. (1837—40). 10 Tom. Paris 1841—46. Deutsch, Darmstadt 1844—48.

Dumont d'Urville, französischer Weltumsegler, geb. 21. Mai 1790, zeigte von Jugend auf Vorliebe für das Seeleben, trat daher frühzeitig in den Dienst der Marine und machte bereits 1822 unter Duprey seine erste Reise um die Welt mit. Bald darauf unternahm er selbstständig (1826—29) eine zweite und (1834) eine dritte Weltumseglung. Durch diese mit Kühnheit und Geschick geführten Expeditionen erwarb sich D. große Verdienste um die Erforschung der südlichen Meere, und die Bereicherung der Geographie, Ethnographie und Naturwissenschaft. In Anerkennung dieser wurde er im Jahre 1840 zum Contreadmiral befördert, verlor aber am 8. Mai 1842

bei dem großen Unglück auf der Versailler Eisenbahn, nebst Frau und Sohn, das Leben.

48. Ebel, W., Geographische Naturkunde. Königsberg 1830.

49. Eichwald, Ed., Reise auf dem Kaspischen Meer und in den Kaukasus. 2 Bde. Stuttgart 1834—37.

Eichwald, Eduard, geboren den 4. Juli 1795 zu Mitau, wurde 1823 Professor der Zoologie zu Kasan, und unternahm wissenschaftliche Reisen nach dem Kaspischen Meere, Persien, dem Kaukasus, dem Gouvernement Cherson, später auch nach Esthland, Finnland und Skandinavien. Zur Belohnung seiner verdienstlichen Leistungen für die naturwissenschaftliche Erforschung des russischen Reichs wurde E. im Jahre 1852 zum wirklichen Staatsrath ernannt.

50. Engelhardt, K. A., Vaterlandsk., herausgegeben von G. Klemm. 8. Aufl. Leipzig 1842.

51. Erman, G. A., Reise um die Erde durch Nordasien und die beiden Oceane (Histor. Abth.). 5 Bde. Berlin 1833—42.

52. — Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland. Berlin 1841, ff. 14 Bde.

Erman, Georg Adolf, Professor der Physik zu Berlin, geb. daselbst 1806, unternahm seine große Reise um die Welt von 1828—30. Er richtete dabei sein vorzügliches Augenmerk auf die Erforschung des Erdmagnetismus, obwol seine Reisebeschreibung außerdem auch Geographie und Ethnographie wesentlich bereicherte.

53. Eschwege, L. W. v., Brasilien, die neue Welt. 2 Thle. Braunschweig 1830.

54. Falk, M., „Die Pußten und die Czikos." — „Die Theiß, ein ungarischer Fluß." Im Portfolio v. Ungewitter.

55. Fallmerayer, J. Ph., Fragmente aus dem Orient. 2 Bde. Stuttgart 1845.

56. Fontane, Th., Ein Sommer in London. Dessau 1854.

57. Fortune, R., Wanderungen in China 1843—45, nebst dessen Reisen in die Theegegenden China's und Indiens 1848—51. Aus dem Engl. übersetzt v. Zenker. Leipzig 1854.

58. Franklin, Sir John, berühmter englischer Seefahrer, geboren 1786. Schon als Knabe für abenteuerliches Seeleben begeistert, trat er 14 Jahre alt in den Marinedienst, wohnte 1801 der Schlacht bei Kopenhagen bei, begleitete den Capitän Flinders 1803 nach der Südsee, focht bei Trafalgar mit und commandirte bereits 1818 eine Brigg der Nordpolerpedition Buchans. 1819 erhielt er selbst den Auftrag einer Landexpedition in Verbindung mit Parry's Seeexpedition zur Aufsuchung einer nordwestlichen Durchfahrt. 1825 unternahm er seine zweite Nordpolarexpedition, endlich 1845 jene dritte, von welcher er nicht wieder zurückkehren sollte. Alle Versuche, seine Schiffe wieder aufzufinden, waren bisher vergebens. Die interessanten Berichte über seine erste und zweite Entdeckungsreise sind auch in's Deutsche übersetzt erschienen (Weimar 1823 und 1829).

59. Gall, F. v., Reise durch Schweden im Sommer 1836. 2 Bde. Bremen 1838.

60. Germania. Eingeführt durch E. M. Arndt. 2 Bde. Leipzig 1851—52.

61. Ghillany, F. W., Eine Tour nach London und Paris im Sommer 1851. 3 Bde. Nürnberg 1853.

62. Goldschmidt, J., Kleine Lebensbilder. 2 Thle. Oldenburg 1844.

63. Görtz, C. Graf v., Reise um die Welt in den Jahren 1844 — 47. 3 Bde. Stuttgart 1853 — 54.

64. Göth, G., Das Herzogthum Steyermark. 3 Bde. Wien 1840—41.

65. Göthe, J. W. v., Sämmtliche Werke. (Ital. Reise, zweiter Aufenthalt in Rom.)

66. Graul, K., Reise nach Ostindien über Palästina und Egypten (1849 — 53). 4 Thle. Leipzig 1853 — 56.

67. Gregg, J., Karavanenzüge durch die westlichen Prairien und Wanderungen in Nordmeriko. Bearb. v. Lindau. 2 Thle. Dresden und Leipzig 1848.

68. Gregorovius, F., Corsica. 2 Bde. Stuttgart 1854.

69. Grenzboten, Zeitschrift. Red. von J. Schmidt und Freytag.

70. Grisebach, A., Reise durch Rumelien und nach Brussa im Jahr 1839. 3 Bde. Göttingen 1841.

71. Grube, A. W., Geographische Charakterbilder. 3 Thle. 6. Aufl. Leipzig 1855.

72. Gumprecht, T. E., Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. 1—5. Bd. Berlin 1851—55.

73. — Ueber Afrika im D. Mus. v. Prutz.

74. — Afrika. Bearbeitet für Wappäus (Stein's) Handbuch der Geographie und Statistik II. Bd. 1. Abth.

* Gützlaff, Karl, geb. 1803 in Pommern, ging als protestantischer Missionär zuerst nach Java, später nach China, woselbst er namentlich durch Verbreitung christlicher Schriften in chinesischer Sprache zu wirken suchte. 1835 wurde er erster Dolmetscher der britischen Behörde in China mit 800 Pf. St. Gehalt. Als solcher leistete er im englisch-chinesischen Kriege gute Dienste. G. starb 1851. Seine Schriften haben Vieles zur Kenntniß China's beigetragen.

75. Hackländer, F. W., Daguerrotypen. Aufgenommen während einer Reise in den Orient (1840—41). 2 Bde. Stuttg. 1842.

76. Hahn-Hahn, Gr. Ida, Ein Reiseversuch im Norden. Berlin 1843.

77. — Orientalische Briefe. 3 Bde. Berlin 1844.

78. Hailbronner, C. v., Cartons aus der Reisemappe eines deutschen Touristen. 3 Bde. Stuttg. 1827.

79. — Morgenland und Abendland. 3 Bde. Stuttg. 1841.

80. Halleur, H., Das Leben der Neger in Westafrika, mit Rücksicht auf den Sklavenhandel. Berlin 1850.

81. Hamm, W., Die Schweiz. Topographisch, ethnographisch, politisch. 2 Thle. Leipzig 1848.

82. Hansteen, Chr,. Reise-Erinnerungen aus Sibirien. Deutsch von H. Sebald. Leipzig 1854.

83. Harris, W. C., The highlands of Aethiopia. 3 Vol. London 1844. Deutsch bearbeitet in 3 Bdn. Stuttg. 1845.

84. Hartmann, M., „Briefe aus Irland" im Deutschen Museum.

85. Harthausen, A. Fr. v., Studien über die inneren Zustände, das Volksleben und insbe-

sondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands. 3 Bde. Hannover 1847—54.

86. **Haygarth**, H. W., Buschleben in Australien. Aus dem Engl. v. Lindau. Leip. 1849.

87. **Heger**, F. E., Die physische und mathematische Geographie. Lübeck 1853.

88. **Heinzelmann**, Fr., Die Weltkunde in einer planmäßig geordneten Rundschau der wichtigsten neueren Land- und Seereisen. Auf Grund des Reisewerks v. Harnisch. Bis jetzt 16 Bde. Leipzig 1847—56.

89. **Heising**, A., Das australische Festland, die Goldentdeckungen, und die Civilisation der Südsee. Regensburg 1855.

90. **Helfft**, H., Wanderungen in Süddeutschl., der Schweiz u. Oberitalien. Berlin 1854.

91. **Herold**, G., Beiträge zur Kenntniß des griechischen Landes und Volkes. Ansbach 1839.

92. **Hettinger**, F., Die kirchlichen und socialen Zustände von Paris. Mainz 1852.

93. **Hettner**, H., Griechische Reiseskizzen. Braunschweig 1853.

94. **Heufler**, L. R. v., Italienische Briefe. Wien 1853.

95. **Hofmeister**, W., Briefe aus Indien. Mit einer Vorrede von K. Ritter. Braunschweig 1847.

96. **Hogguér**, M. v., Reise nach Lappland. Berlin 1841.

* **Hornemann**, S. die Skizze: „Die Erforschung Centralafrika's.

97. **Hügel**, K. A. v., Kaschmir und das Reich der Sikhs. 4 Bde. Stuttg. 1840—42.

Hügel, Karl Anselm Alexander, Freiherr v., geb. zu Regensburg den 25. April 1796, trat frühzeitig in österreichische Kriegsdienste, wo er Gelegenheit fand, während der französischen Kriege einen großen Theil von Europa kennen zu lernen. 1824 verließ er den Militärdienst und zog sich in das Privatleben zurück, ganz dem Studium der Naturwissenschaft zugethan. Doch nach siebenjährigem Stillleben zog es ihn wieder hinaus in die weite Welt und zwar diesmal nach Asien, vornehmlich Ostindien. Sechs Jahre währte diese mit außerordentlichen Beschwerden und widrigen Zufällen verknüpfte Reise. Hügel ertrug Alles mit ungebeugter Geistes- und Körperkraft. Die reichen von ihm gesammelten Naturschätze wurden vom Staate erworben und in Wien aufgestellt. Die wissenschaftliche Bearbeitung derselben ist erst theilweise erfolgt.

98. **Huc**, M., Wanderungen durch die Mongolei nach Thibet zur Hauptstadt des Tale Lama. Deutsche Bearbeitung von Andree. Leipzig 1855.

99. — Das chinesische Reich. 2 Bde. Leipzig 1856. — Verkürzte Bearbeitung v. K. Andree: Wanderungen durch das chinesische Reich. Leipzig 1855. — Mittheilungen von Huc in den Annalen des Glaubens, im Ausland, dem Freib. Kirchenlexikon u. a.

Huc, französischer Lazaristenpriester, unternahm mit seinem Gefährten **Gabet** fünfzehn Jahre lang Missionsreisen in wenig erforschten Gebieten von Thibet, der Mongolei und Nord-China. Am interessantesten, für die katholischen Missionen wie für die Wissenschaft gewinnreich, war ihre Reise von 1844—46 nach Thibet und der Hauptstadt Lhassa. (S. die betreffenden Schilderungen.) Gabet unterlag zuletzt den jahrelangen Beschwerden. Huc aber kehrte nach Europa zurück und veröffentlichte seine Werke über die Mongolei und China, welche bei der Neuheit ihrer Mittheilungen und der lebendigen Schilderung in und außer Frankreich den größten Beifall fanden.

100. **Humboldt, Friedrich Heinrich Alexand v.**, der berühmteste aller neueren Reisenden, Geographen, Naturforscher, geboren zu Berlin am 14. Sept. 1769. Gemeinschaftlich mit seinem Bruder, dem berühmten Sprachforscher, Wilhelm v. H. gebildet und erzogen, besuchte er nach der besten Vorbereitung die Universitäten zu Göttingen und Frankfurt an der Oder, sowie die Handelsakademie zu Hamburg. Hierauf machte er eine wissenschaftliche Reise an den Rhein, nach Holland und England, setzte aber darnach seine Studien zu Freiberg fort, wo er sich unter Werner besonders der Bergwissenschaft widmete. 1792 erhielt er in Berlin eine Stelle beim Berg- und Hüttenwesen, bald darauf das Amt eines Oberbergmeisters zu Bayreuth. 1795 legte er diese Stelle nieder und unternahm einige kleinere Reisen durch Italien, die Schweiz, nach Paris, wo er seinen nachmaligen Reisegefährten **Bonpland** kennen lernte. Alles dieses war ihm nur Vorbereitung zu einer großen Weltreise gewesen, welche endlich im Jahre 1799 angetreten ward. Amerika, vornehmlich die Tropenländer, waren das Ziel des Reisenden. Fünf Jahre lang durchforschte Humboldt mit Bonpland diese noch wenig bekannten Gegenden. Nach seiner Rückkehr (1804) erschien das Prachtwerk Voyage de Humboldt et Bonpland dans l'intérieur de l'Amérique etc. zu Paris in 6 großen Abtheilungen. Alle Zweige der Naturwissenschaft wurden dadurch außerordentlich bereichert. H. lebte seitdem in Paris und Berlin, begleitete den König von Preußen 1822 auf einer Reise nach Italien und trat 1829 seine zweite größere Reise, nach dem Ural und Centralasien, mit Rose und Ehrenberg an. Von da zurückgekehrt, veröffentlichte er die Resultate seiner Reisen und Forschungen in einer Reihe von Werken, unter denen die „Ansichten der Natur" und der „Kosmos" am bekanntesten geworden sind. Noch lebt der beinahe neunzigjährige Greis unermüdlich thätig und geistesfrisch!

101. **Jäger**, A., Neuestes Gemälde von London. 2 Bde. Hamburg 1839.

* **Junghuhn**, Fr. W., geb. den 26. Oktober 1812 zu Mansfeld, widmete sich neben medicinischen, vorzüglich geologischen und botanischen Studien, ging 1835 als Militärarzt nach Java, woselbst sich ihm günstige Gelegenheit bot, Holländisch Indien viele Jahre lang naturwissenschaftlich und ethnographisch zu durchforschen, namentlich die vorher ganz unbekannten, für Fremde gefahrvollen Gebiete der Batta's. 1849 kehrte er zur Herstellung seiner Gesundheit nach Holland zurück. Von seinen bereits veröffentlichten Werken sind die bedeutendsten: „Die Battaländer in Sumatra", 2 Bde. Berlin 1847; „Java, seine Gestalt, Pflanzendecke und innere Bauart", 3 Bde. Leipzig 1852.

102. **Kahlert**, A. J., Erinnerungen an Italien. Breslau 1843.

103. **Kalisch**, L., Paris u. London. 2 Bde. Frankfurt a. M. 1850.

104. **Kelly**, W., Stroll trough the diggings of California. London 1852.

105. **Kephalides**, A. W., Reise durch Italien und Sicilien. 2 Thle. 2. Aufl. Leipzig 1822.

106. **Kiesewetter**, W., Mittheilungen aus dem Tagebuche zu den ethnographischen Reisebildern. Berlin 1854.

107. **Kingston**, W., Portugiesische Land- und Seebilder. 2 Bde. A. dem Engl. von Lindau. Dresden u. Leipzig 1846.

108. **Klemm**, G., China, das Reich der Mitte. Leipzig 1847.

109. **Kniewel**, Th. F., Reiseskizzen, vornämlich aus dem Heerlager der Kirche, ges. in England, Frankreich, Belgien, Schweiz, Oberitalien und Deutschland im J. 1842. 2 Thle. Leipz. 1844.

110. Knoblecher, J., S. die Skizze: „Die Erforschung Centralafrika's“

111. Koch, K., Die kaukasischen Länder und Armenien. Leipzig 1855.

112. Kohl, Ida und J. G. Kohl, Englische Skizzen. 3 Thle. Dresden u. Leipzig 1843.

113. Kohl, J. G., Reisen im Innern von Rußland und Polen. 3 Bde. Dresden 1841.

114. — Hundert Tage auf Reisen in den österreichischen Staaten. 3 Bde. Dresden 1842

115. — Die Menschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein. 3 Bde. Dresden und Leipzig 1846.

116. — Alpenreisen. 3 Thle. Leipz. 1849.

117. — Reisen in Deutschland. 2 Bde. Leipzig 1852.

118. — Die Donau von ihrem Ursprung bis Pesth. Triest 1854.

119. — Reisen in Canada und durch die Staaten von New-York und Pennsylv. Stuttgart 1856.

Kohl, Johann Georg, geb. den 28. April 1808 zu Bremen, lernte zuerst als Erzieher in verschiedenen Häusern Rußland kennen Seine Schilderungen dortiger Zustände, (besonders Petersburgs und der Ostseeprovinzen) fanden so großen Beifall, daß er sich von nun an ganz dem Berufe eines Reisebeschreibers hingab. Die Titel seiner Werke geben das Verzeichniß seiner Reisen. Nachdem er fast alle Länder Europa's durchwandert und beschrieben, hat er sich neuerdings auch nach Amerika gewandt. Kohl ist unstreitig ein geistreich und anmuthig erzählender Reiseschriftsteller, und der Zahl seiner Schriften nach der erste unter allen Touristen der Neuzeit, aber gerade diese übermäßige Fruchtbarkeit hat sicherlich der Gediegenheit seiner Berichte oftmals Eintrag gethan. Seine Gattin Ida Kohl ist gleichfalls Verfasserin einiger Reiseschriften.

120. Koloff, E., Schilderungen aus Paris. 2 Thle. Hamburg 1831.

121. Koner, „Der König von Siam und sein Hof —“ in Gumprecht's Zeitschrift.

122. Körner, Fr Das deutsche Vaterland. Berlin 1852.

123 Kotzebue, Otto v., russischer Weltumsegler, geb. zu Reval den 19. Dez. 1787, machte, erst 17 Jahre alt, unter Krusenstern die Reise um die Welt mit. Im Jahre 1815 wurde ihm die Aufgabe, eine nordöstliche Durchfahrt in der Nähe der Behringsstraße zu suchen. Auf dreijähriger Fahrt, bei der ihn der deutsche Dichter Chamisso und der Naturforscher Eschscholtz begleiteten, entdeckte er viele Inseln der Südsee. Eine dritte Reise um die Welt trat er 1823 auf Befehl des Kaisers Alexander an. Die Resultate dieser Reisen waren besonders wichtig für die nähere Kenntniß der Südsee. Jene zweite Reise beschrieb er in dem Werke: „Entdeckungsreise in die Südsee“ ꝛc. 3 Bde. Weimar 1821; die dritte in: „Neue Reise um die Welt“ ꝛc. 2 Bde. Weimar 1830. — K. starb den 5. Februar 1846.

124. Kretzschmar, E., Südafrikanische Skizzen. Leipzig 1853.

125. Krusenstern, Adam Johann, Ritter v., erster und berühmtester russischer Weltumsegler, geb. den 8. Nov. 1770 in Esthland, und im Dienst der britischen Marine gebildet. Unter Kaiser Alexander erhielt er das Commando zweier Schiffe, um die den Russen gehörige Nordostküste Amerika's zu untersuchen und Handel mit Japan anzuknüpfen. Gelang auch das Letztere nicht, so war doch die Expedition reich an Resultaten für Geographie und Naturwissenschaft; daher auch die Beschreibung derselben in viele Sprachen übersetzt wurde. K. starb in demselben Jahre mit Kotzebue, den 12. August 1846.

126. Kutzen, J., Das deutsche Land. Skizzen und Bilder. Breslau 1855.

* Laing, A. G. S. „die Erforschung Centralafrika's.“

* Lander, Gebrüder, S. „die Erforschung Centralafrika's.“

127. Layard, Austin Henry, geb. den 5. März 1817; berühmter Reisender und Alterthumsforscher. Vielseitig auf Reisen in Europa und Vorderasien gebildet, insbesondere mit der Kenntniß des Persischen und Arabischen ausgerüstet, begab er sich 1845 nach Mosul, woselbst der Franzose Botta bereits im Auftrag seiner Regierung erfolgreiche Ausgrabungen veranstaltet hatte. Layard war glücklicher, und förderte reiche Schätze assyrischer Kunst zu Tage, welche nunmehr das britische Museum zu London zieren. Auch seine Nachforschungen bei Kojundschik und Babylon waren von großem Erfolg gekrönt.

128. Lehmann, A., Reise nach Buchara und Samarkand in den Jahren 1841—42. Herausgegeben von Helmersen. Petersburg 1852

* Leichardt, S. die Skizze: „Die Entdecker Inneraustraliens.“

129. Leonhard, K. C. v., Aus unserer Zeit in meinem Leben. Stuttgart 1854.

130. Lepsius, K. R., Briefe aus Egypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai (geschrieben 1842—45). Berlin 1852.

Lepsius, Karl Richard, geb. den 20. Dez. 1813 zu Naumburg, berühmter Erforscher egyptischer Alterthümer. Für eine von Preußen 1842 veranstaltete Expedition nach Egypten wurde ihm die Oberleitung übertragen, nachdem er sich bereits vorher durch Untersuchungen über egyptische und Alterthumskunde überhaupt großen Ruf erworben. Nach seiner Rückkehr im Jahre 1846 wurde er zum ordentlichen Professor an der Universität Berlin ernannt. Die Resultate der Expedition wurden theilweise in dem Prachtwerke: „Denkmäler aus Egypten und Aethiopien“ veröffentlicht.

131. Lewald, F., Italienisches Bilderbuch. 2 Bde Berlin 1847.

132. — England und Schottland. Reisetagebuch. 2 Bde. Braunschweig 1852.

133. (Lichnowsky, Fürst F.), Portugal. Erinnerungen aus den Jahren 1837 – 1839. 2 Thle. Frankfurt a. M. 1841.

134. Lindeman, M. v, Finnland. Leipzig 1855.

135. Löher, F., Land und Leute in der alten und neuen Welt. Reiseskizzen. 2 Bde. Göttingen 1855.

136. Loning, A., Das spanische Volk in seinen Ständen, Sitten und Gebräuchen. Hannover 1844.

* Lütke, Fedor Petrowitsch, russischer Contreadmiral, berühmt durch seine in den Jahren 1826 — 29 ausgeführte Weltumseglung, welcher die geographische Wissenschaft zahlreiche neue Aufschlüsse und Entdeckungen, namentlich in den nördlichen Gebieten des stillen Oceans, verdankte. Sein Reisewerk, ursprünglich russisch geschrieben, wurde in mehrere Sprachen übersetzt.

137. Marmier, X., Rußland, Finnland und Polen. A. d. Franz. 2 Bde. Regensb. 1844.

138. Martius, K. Fr. Ph. v., und Spix, Reise nach Brasilien. 3 Bde. München 1824—31.

Martius, Karl Friedrich Philipp v., Erforscher Brasiliens und einer der größten Botaniker der Neuzeit, geb. den 18. April 1794 zu Erlangen. Nach sorgfältiger Vorbildung zu Erlangen und München unternahm er gemeinschaftlich mit dem Zoologen Spix im Auftrage der bayer'schen Regierung eine wissenschaftliche Reise

nach Brasilien, welche sowol nach ihrem Umfange als ihren Erfolgen für die Wissenschaft eines der großartigsten Unternehmungen dieser Art geworden ist. Zahlreiche Prachtwerke, namentlich das einzige Werk über die Palmen, sowie eine Flora Brasiliens u. a. waren die Früchte dieser Expedition. Dabei verstand es Martius, nicht blos die Wissenschaft mit neuem Material zu bereichern, sondern auch meisterhafte Naturschilderungen zu liefern, wie er denn nicht blos der Botanik, sondern auch der Ethnographie und Geographie Aufmerksamkeit zuwandte. Auch blieb er nicht in der Sphäre des bloßen Schriftstellers und Mannes der Wissenschaft, sondern entwickelte viele Jahre hindurch als Professor der Hochschule zu München und Direktor des botanischen Gartens ausgezeichnete Lehrthätigkeit. Für diese wie jene Wirksamkeit ist ihm die Hochachtung des In- und Auslandes in hohem Maße zu theil geworden. Seit 1854 lebt v. Martius zurückgezogen Arbeiten der Wissenschaft.

* Maximilian, A. P. Prinz v. Wied, geb. zu Neuwied, den 23. Sept. 1782. Von Jugend auf ein Freund der Naturwissenschaften, trat er nach hinlänglicher Vorbereitung 1815 eine Reise nach Brasilien an, wovon er, reich an Sammlungen für die Naturgeschichte, namentlich die Zoologie, 1817 zurückkehrte. Noch bedeutender war seine Reise nach Nordamerika, welche er 1833 unternahm. Die Beschreibung derselben „Reise durch Nordamerika“ (2 Bde. Koblenz 1838 ff. mit Atlas) ist namentlich für die Kenntniß der Indianerstämme werthvoll.

139. Mayer, K. A., Neapel und die Neapolitaner. 2 Bde. Oldenburg 1840—42.

140. Meinicke, C. E., Das Festland Australien. 2 Thle. Prenzlau 1837.

141. Mendelssohn, G. B., Das germanische Europa. Zur geschichtlichen Erdkunde. Berlin 1836.

142. Meßmer, A., Reiseblätter ges. zwischen Venedig und Amsterdam. 2 Bde. Innsbruck 1854.

143. Meyer von Konau, G., Erdkunde der schweizerisch. Eidgenossenschaft. 2 Bde. 2. Aufl. Zürich 1838—39.

144. Michelis, E., Die Völker der Südsee und die prot. und kathol. Missionen unter denselben. Münster 1847.

145. Minutoli, J. v., Altes und Neues aus Spanien. 2 Bde. Berlin 1854.

146. Morgenblatt f. gebildete Leser. (Red. Hauff.) 50 Jahrgänge. Stuttgart 1856.

147. Mügge, Th., Schweden im Jahre 1843. 2 Bde. Hannover 1844.

148. — Skizzen aus dem Norden. 2 Bde. Hannover 1845.

149. — Die Schweiz und ihre Zustände. 3 Bde. Hamburg 1847.

150. Mühlenpfordt, E., Versuch einer getreuen Schilderung der Republik Mexico. 2 Bde. Hannover 1844.

151. Müller, W., Rußland und seine Völker. I. Bd., Großrussische Lebensbilder. Berlin 1844.

152. Müller, G. F., Ostindien. Stuttgart 1841.

153. Mungo Park, S. die Skizze: „Die Erforschung Centralafrika's.“

154. Museum, Deutsches. (Red. Prutz.), 7 Jahrgg. (1857), Leipzig.

155. Naumann, „Paris und Frankreich,“ in Prutz's D. Museum.

156. Neigebaur, J. F., Die Südslaven und deren Länder. Leipzig 1851.

157. Orlich, L. v., Reise in Ostindien, in Briefen an A. v Humboldt u. K. Ritter. 2 Bde. 2. A. Leipzig 1846.

158. Olshausen, Th., Die Vereinigten Staaten von Amerika geographisch und statistisch beschrieben. 2 Bde. Kiel 1854.

* Overweg, S. „die Erforschung Centralafrika's.“

159. Pancritius, A., Hägringar. Reise durch Schweden, Lappland, Norwegen und Dänemark im Jahre 1850. Königsberg 1852.

160. Parry, Sir W. E., geb. zu Bath den 19. Dez. 1790, erwarb sich schon als Cadet und Schiffslieutenant durch Tapferkeit Achtung; 1818 commandirte er bei der Nordpolarexpedition von Roß das zweite Entdeckungsschiff; 1819 erhielt er die Oberleitung der nördlichen Expeditionen, wobei er sich durch reiche nautische Kenntnisse wie durch Umsicht und Muth allgemeine Anerkennung errang.

161. Petermann, A., Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesammtgebiet der Geographie. 1. Jahrgang. Gotha 1855.

162. Pöppig, E., Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrom. 2 Bde. Leipz. 1835.

Pöppig, Eduard, geb. 1797 zu Plauen im Voigtlande, widmete sich mit Eifer dem Studium der Medizin und Naturwissenschaft zu Leizig und unternahm schon als Student wissenschaftliche Reisen in Deutschl. und Frankr., insbesondere in den Alpen und Pyrenäen. 1822 ging er nach Cuba, später nach Nordamerika, endlich 1826 nach Südamerika, woselbst er Chile, Peru und die Länder am Amazonenstrom durchforschte und im Jahre 1832 reich an Wissen und gesammelten Schätzen nach Deutschland zurückkehrte. Seit 1833 ist er Professor der Zoologie zu Leipzig.

163. Quandt, J. G. v., Beobachtungen und Phantasien über Menschen, Natur und Kunst auf einer Reise durch Spanien. Leipzig 1850.

164. Quitzmann, E. A., Deutsche Briefe über den Orient. Stuttgart 1848.

165. Rank, J., Aus dem Böhmerwalde. Leipzig 1843.

166. Realencyklopädie, allgem. deutsche. 10. Auflage. Leipzig 1856.

167. Rellstab, L., Paris im Frühjahr 1843. 3 Bde. Leipzig 1844.

168. Rengger, J. R., Reise nach Paraguay (1818—26). Aarau 1835.

169. (Reumont, A. v.), Römische Briefe von einem Florentiner. 2 Thle. Leipzig 1840. Neue röm Briefe. 2 Thle. Ebend. 1844

170. Revue des deux mondes. Nach Ausz. und Uebers. in verschiedenen Zeitschriften.

171. Riehl, W. H., Land und Leute. 2. vermehrte Aufl. Stuttgart und Augsburg 1855.

172. Rigler, L., Die Türkei und ihre Bewohner, in ihren naturhistorischen, physiologischen und pathologischen Verhältnissen geschildert vom Standpunkte Constantinopels. 2 Bde. Wien 1851.

173. Ritter, K., Die Erdkunde im Verhältnisse zu Natur und Geschichte des Menschen. Bis jetzt 18 Bde. Berlin 1822—56.

174. — Ein Blick in das Nilquellland. Berlin 1844.

Ritter, Karl, zwar kein Reisebeschreiber, aber der erste Geograph der neueren Zeit und Begründer der vergleichenden Erdkunde, geb. den 7. August 1797 zu Quedlin-

burg, 1819 Professor der Geschichte am Gymnasium zu Frankfurt a. M., 1820 als Professor der Geographie an die Universität und Kriegsschule zu Berlin berufen, woselbst er noch jetzt wirksam ist. Sein Hauptwerk, die „Erdkunde," dieses großartige Denkmal deutschen Fleißes, beruht auf der umfassendsten und gründlichsten Benützung aller geographischen Quellenwerke, so daß es dadurch selbst den Werth eines Quellenwerkes annimmt.

175. Robert, C., Die Sklaven der Türkei. Aus dem Franz. Stuttgart 1844.

* Robinson, Edward, berühmter amerikanischer Gelehrter, geb. 1794. Nachdem er zuerst die Rechte studirt, darauf Mathematik und Griechisch gelehrt hatte, ergriff er plötzlich das Studium der Theologie und war schon nach 2 Jahren Lehrer derselben. Von 1826—30 bereiste er Europa, von 1838—40 Egypten und Palästina, worauf er, 1840 nach New-York zurückgekehrt, sein berühmtes Werk veröffentlichte: Biblical researches in Palestine and the adjacent countries (3 Bde. Deutsch Halle 1841), welches durch klare Beobachtung und scharfe Kritik eines der Hauptwerke über Palästina geworden ist. Robinson trat 1852 eine zweite Reise dahin an und ist jetzt damit beschäftigt, seine neuesten Forschungen zu veröffentlichen.

176. Rochau, A. L. v., Reiseleben in Südfrankreich und Spanien. 2 Bde. Stutgart 1847.

177. Roon, A. v., Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde. 4 Bde. 2. Aufl. Berlin 1837—44.

178. Roß, Sir John, britischer Seefahrer, geb. 1777 in Schottland. Angeregt durch Parry's Erfolge unternahm er (1829—33) eine Nordpolarexpedition, ertrug unendliche Beschwerden, entdeckte jedoch den magnetischen Pol und Boothia Felix. Seine von ihm selbst beschriebene Reise (Narrative of a second voyage in search of a North-Westpassage, wurde von Becker und Sporschil in's Deutsche übersetzt (Leipzig 1845). 1850 unternahm er noch einen vergeblichen Versuch zur Auffuchung Franklin's.

179. Roß, Sir James Clark, Neffe des Vorigen, geb. 1800 zu London, begleitete seinen Oheim auf dessen Nordpolarexpedition 1829, unternahm dann 1839 jene große Südpolarexpedition, welche ihm den Ruhm brachte, unter allen Seefahrern am weitesten gegen Süden vorgedrungen zu sein. Erst 1843 endigte er seine Untersuchungsreisen in der Südsee, deren für die Wissenschaft reiche Resultate in dem Werke: Voyage of discovery and research in the Southern and Antarctic Seas (2 Bde. London 1846, deutsch von Seybt, Leipzig 1847) niedergelegt sind. 1848 befehligte er eine zur Aufsuchung Franklin's abgeschickte Expedition.

180. Rougemont, Fr. v., Geographie des Menschen. Deutsch von Chr. H. Hugendubel. 2 Bde. 2. Ausg. Bern 1843.

181. Rüppell, W. P. E. S., Reisen in Nubien, Kordofan, und dem petraischen Arabien. Frankfurt 1829.

182. — Reise in Abyssinien. 2 Bde. Frankfurt 1838—40.

Rüppell, Wilh. Peter Eduard Simon, geb. den 20. Nov. 1794 zu Frankfurt a. M., wo sein Vater Kaufmann und Oberpostmeister war, widmete sich anfänglich der Handelslaufbahn, verließ aber diese bald und ergab sich gänzlich naturwissenschaftlichen Studien, namentlich bereitete er sich zu Genua und Paris auf eine Reise nach Afrika vor. Alsdann durchwanderte er von 1822—27 Nubien, Kordofan, Arabien; auf einer zweiten Reise (1830—34) Abyssinien. Die gesammelten Naturschätze übergab er dem Museum seiner Vaterstadt, welches dadurch eins der reichhaltigsten in Europa, namentlich in der Zoologie, geworden ist. Seine Reisewerke haben Ethnographie und Naturwissenschaft außerordentlich bereichert.

183. Russegger, J. v., Reisen in Europa, Asien und Afrika, mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder. 7 Bde. Stuttgart 1840—50.

Russegger, Joseph v., geb. zu Salzburg den 18. Nov. 1802, widmete sich frühzeitig dem Bergwesen, worin er so ausgezeichnete Kenntnisse erwarb, daß er im Jahre 1834, als der Vicekönig Egyptens sich von Oesterreich einige tüchtige Männer zu bergmännischer Erforschung des Landes erbat, zum Chef der Expedition ernannt wurde. Dies bot ihm Gelegenheit, nicht nur Egypten, sondern die Nilländer überhaupt, so wie Syrien und einen Theil Kleinasiens zu bereisen. Rückgekehrt nach Europa (1839), durchforschte er noch Griechenland und Italien bergmännisch, ja er ließ sich in der Heimat nur kurze Ruhe, um noch den größten Theil Europa's, namentlich England, Frankreich, Scandinavien kennen zu lernen. Die reichen Früchte aller dieser Reisen sind in seinem umfangreichen Reisewerke niedergelegt. R. hat sich auch um den Betrieb der Oesterreichischen Bergwerke große Verdienste erworben und wirkt unermüdet als k. k. Ministerialrath.

184. Salfinger, J. B., Rundschau in kirchlichen Lebensgebieten Deutschlands, Helvetiens, Frankreichs und Belgiens. Regensburg 1846.

185. Salzbacher, J., Erinnerungen aus einer Pilgerreise nach Rom und Jerusalem im Jahre 1837. 2 Bd. 2. Aufl. Wien 1840.

186. — Meine Reise nach Nordamerika im Jahre 1842. Wien 1845.

187. Schacht, Th., Lehrbuch der Geographie alter und neuer Zeit. 6. Aufl. Mainz 1855.

188. Schaubach, Ad., Die deutschen Alpen. 5 Bde. Jena 1845—47.

189. Schleiden, M. J., Die Pflanze und ihr Leben. 3. Aufl. Leipzig 1852.

190. — „Die Nordpolarexpedition", im deutschen Mus.

191. Schlesinger, M., Aus Ungarn. Berlin 1850.

192. — Wanderungen durch London. 2 Bde. Berlin 1853.

193. Schmidl, A., Oesterreichische Vaterlandskunde. Wien 1852.

* Schomburgk, Robert, geb. den 5. Juni 1804 zu Freiburg an der Unstrut, erlernte anfänglich die Handlung und suchte sein Glück in Nordamerika, gerieth alsdann nach Westindien, wo er durch eine geographische Arbeit die Aufmerksamkeit der geographischen Gesellschaft in London erregte, daher 1834 mit einer Expedition in's britische Guiana beauftragt ward, welche er binnen 4 Jahren zu großer Zufriedenheit vornahm. Zoologie und Botanik wurden durch diese Reise wesentlich bereichert (letztere z. B. durch die entdeckte Victoria regia). Eine zweite Expedition unternahm Sch. von 1841—44. Im Jahre 1848 wurde er zum britischen Consul bei der dominikanischen Republik ernannt. Ein Bruder desselben, Moritz Richard Schomburgk, unternahm mit Robert eine Reise nach Guiana (1840) und veröffentlichte deren interessante Resultate in „Reisen in Britisch-Guiana in den Jahren 1840—44." 3 Bde. Leipzig 1847.

194. Schönberg, E. v., Patmakhanda. Lebens- und Charakterbilder aus Indien und Persien. 2 Bde. Leipzig 1852.

195. Schopenhauer, Joh., Reise durch England und Schottland. 2 Bde. Leipzig 1826.

196. — Reise von Paris durch das südl. Frankreich bis Chamouny. 2 Bde. Leipzig 1824.

197. Schouw, J. F., Die Erde, die Pflanzen und der Mensch. Aus dem Dänischen von H. Zeise. Leipzig 1851.

198. — Proben einer Erdbeschreibung. Mit einer Einleitung über die geographische Methode. Aus dem Dänischen von H. Sebald. Berlin 1851.

199. Schouw, J. F., Naturschilderungen. Aus dem Dän. von H. Zeise. 2 A. Leipz. 1851.

200. Schrenk, A. G., Reise nach dem Nordosten des europäischen Rußlands. 1. Bd. Dorpat 1848.

201. Schubert, G. H. v., Reise in das Morgenland in den Jahren 1836—1837. 3 Bde. Erlangen 1838.

202. Seemann, B., Reise um die Welt und drei Fahrten der britischen Fregatte Herold nach dem nördlichen Polarmeere zur Aufsuchung Franklin's in den Jahren 1845—51. 2 Bde. Hannover 1853.

203. Seidl, J. G., Wanderungen durch Tyrol und Steiermark. Leipzig 1840—41.

204. Selberg, E., Reise nach Java. Oldenburg 1846.

205. Seyffarth, W., Wahrnehmungen in Paris 1853—54. Gotha 1855.

206. Siebold, Philipp Franz v., berühmter und vorzüglichster Erforscher und Beschreiber des Reiches Japan, geb. 17. Febr. 1796 zu Würzburg und auf dasiger Universität in Geographie, Naturwissenschaft und Heilkunde gebildet. 1822 kam er als Militärarzt nach Batavia, begleitete aber schon 1823 eine holländische Gesandtschaft nach Japan, woselbst er durch seinen Ruf als Arzt und Naturforscher bald großes Ansehen und vielfache Verbindungen mit japanischen Gelehrten erlangte. Sein bis zum Jahre 1830 ausgedehnter Aufenthalt in jenem den Europäern so wenig bekannten Lande gab ihm Gelegenheit, die vielseitigsten und fleißigsten Forschungen anzustellen, deren außerordentlich reiche Ergebnisse Siebold in einer Reihe von Werken veröffentlichte. Holland, dessen Museum zu Leyden die Sammlungen Siebold's besitzt, verlieh ihm den Rang eines Obersten beim Generalstab. Als solcher lebt Siebold seit 1854 zu Bonn.

207. Simrock, K., Das malerische und romantische Rheinland. Leipzig 1851.

208. Skinner, Th., Streifereien in Ostindien. Aus dem Englischen v. Steger. 2 Bde. Leipzig 1837.

209. Skizzen aus Nordamerika. In Briefen eines kathol. Missionärs. Augsburg 1845.

210. Springer, A. H., Kunsthistorische Briefe. Die bildenden Künste in ihrer welthistorischen Entwicklung. Prag 1852.

211. Stark, K. B., Städteleben, Kunst und Alterthum in Frankreich. Jena 1855.

212. Stein, Chr. G., Reisen nach den vorzüglichsten Hauptstädten von Mitteleuropa. 7 Bde. Leipzig 1827—29.

213. Steub, L., Drei Sommer in Tirol. München 1846.

214. — Aus dem bairischen Hochlande. München 1850.

215. Stevenson, W. B., Reisen in Arauco, Chile, Peru und Columbia, in den Jahren 1804—33. A. dem Engl. 2 Bde. Weimar 1826.

216. Stolz, A., Spanisches für die gebildete Welt. Freiburg 1853.

217. Strauß, F. A., Sinai u. Golgatha. 6. Aufl. Berlin 1856.

218. Strombeck, F. K. v., Darstellungen aus einer Reise von Niedersachsen nach Wien (1838). Braunschweig 1839.

219. Studien, atlantische, von Deutschen in Amerika. 8 Bde. Göttingen 1853—54.

220. Sturt, S. die Skizze: „Die Entdecker Innneraustraliens."

221. Tams, G., Die portugiesischen Besitzungen in Südwestafrika. Hamburg 1845.

222. Tischendorf, L. Fr., Reise in den Orient. 2 Bde. Leipzig 1846.

223. Tschudi, F. v., Das Thierleben der Alpenwelt. Naturansichten und Thierzeichnungen aus dem schweizerischen Gebirge. 2. verbesserte Aufl. Leipzig 1854.

224. Tschudi, J. J. v., Peru. Reiseskizzen aus den Jahren 1838—42. 2 Bde. St. Gallen 1846.

Tschudi, Joh. Jak. v., geb. den 25. Juli 1818 zu Glarus, widmete sich von Jugend auf vorzuglich dem Studium der Naturwissenschaften und begab sich 1838 nach Peru, das er fünf Jahre lang durchforschte. Sein Wunsch, als er nach Europa heimgekehrt war, sich an Franklin's Nordpolarexpedition zu betheiligen, ging zu seinem Glück nicht in Erfüllung. Die Früchte seiner Peruanischen Reise, Prachtwerke über Naturgeschichte und Alterthümer Peru's, sind theilweise schon erschienen. Das oben benützte Werk enthält nur die für das größere Publikum interessanten Mittheilungen.

225. Ungewitter, F. H, Portfolio für Länder- und Völkerkunde. Wien 1853.

226. Unterhaltungen am häuslichen Herde (Herausgeber Gutzkow). 3 Bde. Leipzig 1853 ff.

227. Vaterlandsbuch. Herausgegeben unter Mitwirkung v. Vogel, Wenzig, Körner. Leipzig 1855. (Noch unvollständig.)

228. Vogel, C., Handbuch zur Belebung geographischer Wissenschaft. 3 Thle. Leipzig 1854.

229. — Germania. 2. Aufl. Leipz. 1848.

* Vogel, Sohn des vor., s. die Skizze: „Die Erforschung Centralafrika's."

230. Wagner, M., Reisen in der Regentschaft Algier, in den Jahren 1836—38. 3 Bde. Leipzig 1841.

231. — Reise nach dem Ararat und dem Hochlande Armeniens. Stuttgart 1848.

232. — Reise nach Persien und dem Lande der Kurden. 2 Bde. Leipzig 1852.

233. — Der Kaukasus und das Land der Kosaken in den Jahren 1843—46. 2 Bde. Dresden 1848.

234. — u. Scherzer, C. Reisen in Nordamerika, in den Jahren 1852 u. 53. 3 Bde. Leipzig 1854.

Wagner, Moritz, geb. 1813 zu Bayreuth, unermüdeter und fruchtbarer Reiseschriftsteller. Zuerst bereiste er Algerien als Mitglied der wissenschaftlichen französischen Expedition, darauf ließ er sich zu Augsburg nieder, unternahm aber bereits 1843 neue Reisen nach dem Kaukasus, nach Armenien, Persien und Kurdistan. Im Jahre 1852 bereiste er mit Scherzer Nord- und Centro-Amerika. Seine zahlreichen Reisewerke zeichnen sich durch anziehende Darstellung und wissenschaftlich verlässige Mittheilungen aus.

235. Wappäus, J. E., Handbuch der Geographie und Statistik, begründet durch Stein und Hörschelmann. 7. Aufl. Leipzig 1849 ff. (Unvollendet).

236. Warren, Ed. v., Das engl. Indien

i. J. 1843. Uebers. v. Schnitt. 2 Bde. Stuttgart 1846.

237. **Weber, B.**, Das Land Tirol. Ein Handbuch f. Reisende. 3 Bde. Innsbr. 1837—38.

238. — Charakterbilder. Frankfurt 1852.

239. **Wetzer und Welte**, Kirchenlexikon. 12 Bde. Freiburg im Br. 1847—56.

240. **Weyden, E.**, Sängerfahrt des Kölner Männergesangvereins nach London. Köln 1854.

241. **White, Ch.**, Häusliches Leben und Sitten der Türken. Deutsch von Reumont. 2 Bde. Berlin 1844—45.

242. **Wickede, J. v.**, Aus dem Süden. Stuttg. 1853.

243. **Wilkes, Ch.**, Die Entdeckungs-Expedition der Vereinigten Staaten in den Jahren 1838—42. Nach der Originalausgabe abgekürzt übers. 2 Bde. Stuttgart 1848—50.

244. **Willkomm, E.**, Italienische Nächte. 2 Bde. Leipzig 1847.

245. — Wanderungen an der Nord- und Ostsee. Leipzig 1850.

246. **Willkomm, M.**, Zwei Jahre in Spanien und Portugal. 3 Bde. Leipzig 1847.

247. — Wanderungen durch die nordöstlichen und centralen Provinzen Spaniens. 2 Bde. Leipzig 1852.

248. **Wilm** (W. J. L. Müller), Ueber London und Paris nach Rom. Eine italienische Reise. 2 Thle. Berlin 1854.

249. **Wochenschrift**, katholische (Red. Himmelstein). Würzburg 1854—56.

250. **Wrangell, F. v.**, Reise längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere in den Jahren 1820—24. Bearbeitet von G. Engelhardt. Herausgegeben v. C. Ritter. 2 Bde. Berlin 1839.

Wrangell, Ferd. v., russischer Viceadmiral, geb. 1795, frühzeitig im Dienst der Marine ausgebildet, erhielt 1820 den Auftrag einer Expedition in die Gewässer Nordasiens zu Nachforschungen über das Vorhandensein eines großen Landes im Norden des Eismeeres. Nach unzähligen Beschwerden auf vierjähriger Fahrt kehrte W. nach Petersburg zurück (1824). Nachdem er eine Reise um die Welt von 1825 — 27 gemacht hatte, wurde er in Anerkennung seiner großen Verdienste zum Gouverneur des russischen Amerika ernannt, woselbst er fünf Jahre segensreich wirkte. Nach seiner Rückkehr ward er Contreadmiral, endlich 1847 Viceadmiral.

251. **Zeitschriften und Zeitungen**, vermischte.

252. **Ziegler, A.**, Skizzen einer Reise durch Nordamerika u. Westindien. 2 Bde. Dresden 1848.

253. — Reise in Spanien. 2 Bde. Leipzig 1852.

254. — Meine Reise im Orient. 2 Thle. Leipzig 1855.

255. **Zimmermann, W. F. A.**, Der Erdball und seine Wunder. Berlin 1854.

256. **Zschokke, H.**, Schweizer Skizzen in dessen gesamm. Schriften.

257. **Zusätze**, kleinere, des Herausgebers, aus verschiedenen Quellen.

---

258. **Bögekamp, H.**, Geographische Charakteristiken. Mainz 1856.

259. **Carus, K. G.**, Paris und die Rheingegenden. Leipzig 1836.

260. **Cotta, B.**, Deutschlands Boden, sein geologischer Bau und dessen Einwirkungen auf das Leben des Menschen. 2 Bde. Leipzig 1853 — 54.

261. **Hurter, Fr. v.**, Geburt und Wiedergeburt. 2 Bde. Schaffhausen 1845.

262. **Rudolph, L.**, Die Pflanzendecke der Erde. Leipzig 1852.

263. Poujoulat, B., Toscane et Rome. Correspondance d'Italie. Paris 1839.

264. **Ritter**, Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens. Köln. Seit 1834 Uebersetzung der Annales de l'Association de la propagation de la foi, recueil périodique des lettres des évêques et des missionaires des missions des deux mondes. Lyon 1824 ff.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Schöppner, Alexander, 1820-1860

Hausschatz der Länder- und Völkerkunde geographische Bilder aus der gesammten neueren Reiseliteratur

Leipzig 1858